MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redactions-Comité:

Hofrath Prof. Dr. Karl Toldt (Vorsitzender), **Regierungsrath Franz Heger, Prof. Dr. Moriz Hoernes, Prof. Dr. Rudolf Meringer, Prof. Dr. E. Zuckerkandl, Custos Josef Szombathy.**

Redacteur:

Dr. Philipp Paulitschke.

XXIX. BAND.

(Der neuen Folge XIX. Band.)

Mit 137 Text-Illustrationen, 9 Tafeln, 7 Tabellen und 5 Plänen.

WIEN.

In Commission bei ALFRED HÖLDER, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

1899

THE GETTY CENTER
LIBRARY

INHALT.

Abhandlungen.

Seite

Fuchs, Karl. Das deutsche Haus des Zipser Oberlandes. (Mit 35 Text-Illustrationen) 1

Schmidt, P. Wilhelm. Ethnographisches von Berlinhafen, Deutsch-Neu-Guinea 13

Reinecke, Paul. Studien über Denkmäler des frühen Mittelalters. (Mit einer Tafel) 35

Makowsky, Alexander. Bearbeitete Mammutknochen aus dem Löss von Mähren. (Mit einer Tafel und einer Text-Illustration) 53

Inama-Sternegg, K. Theodor v. Spuren slavischer Flurverfassung im Lungau. (Mit 4 Text-Illustrationen) 61

Meinzingen, Dr. Franz v. Ueber die Sexual-Proportion der Geborenen 65

Szombathy, Josef. Bemerkungen zu den diluvialen Säugethierknochen aus der Umgebung von Brünn. (Mit 4 Text-Illustrationen) 78

Richlý, Heinrich. Prähistorische und frühgeschichtliche Verbindungen zwischen dem südlichen Böhmen und der Donau 85

Heger, Franz. Alte Elfenbeinarbeiten aus Afrika in den Wiener Sammlungen. (Mit 3 Tafeln und einer Text-Illustration) 101

Weisbach, Dr. A. Einige Gräberschädel aus Ungarn . . 110

Levec, Wladimir. Pettauer Studien. Untersuchungen zur älteren Flurverfassung. II. Abtheilung. (Mit einer Karte) 113

Bancalari, Gustav. Forschungen und Studien über das Haus. IV. (Nachtrag.) Volksmässige Benennungen der Gegenstände der Landwirthschaft. V. Volksmässige Benennungen am und im Hause . . . 138

Holl, Dr. M. Ueber die Lage des Ohres. (Mit 2 Figuren und 6 Tabellen) 177

Bünker, J. R. Das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus. (Mit 52 Text-Illustrationen) 191

Grillmayer, Johann. Alte ländliche Wohnstätten aus der Umgebung des Schlosses Würting in Oberösterreich. (Mit 4 Tafeln) 237

Schmidt, P. Wilhelm. Die sprachlichen Verhältnisse Oceaniens (Melanesiens, Polynesiens, Mikronesiens und Indonesiens) in ihrer Bedeutung für die Ethnologie. (Vortrag) 245

Literaturberichte.

Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs. Festschrift 29. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig im August 1898. (M. Hoernes.) 30

Vorgeschichtliche Wandtafeln für Westpreussen. Entworfen im Westpreussischen Provinzialmuseum zu Danzig. (M. Hoernes.) 30

Seite

Rokossowska, Sophie. Bajki ze wsi Jurkowszczyzna. (Märchen aus dem Dorfe Jurkowszczyzna.) (Bugiel.) 31

Materyały antropologiczno-archeologiczne i etnograficzne. (Anthropologisch-archäologische und ethnographische Materialien.) (Bugiel.) 33

Chantre, Ernest. Recherches archéologiques dans l'Asie occidentale. Mission en Capqadoce 1893 à 1894. (M. Hoernes.) 58

Abercromby, John. The Pre- and Proto-historic Finns, both Eastern and Western, with the Magic Songs of the West Finns. (M. Hoernes.) 59

Ardu Onnis, Dr. E. La Sardegna preistorica. Note di paletnologia. (M. Hoernes.) 59

Djordjević, T. R. Karadžić. List za Srbski narodni život, ob čaje i predanje. (K. Journal für nationales Leben, Sitten und Gebräuche der Serben.) (F. Kanitz.) 59

Thonner, Franz. Im afrikanischen Urwald. Meine Reise nach dem Congo und der Mongalla im Jahre 1896. (Ph. Paulitschke.) 60

Weinzierl, Robert Ritter v. Das La Tène-Grabfeld von Langugest bei Bilin in Böhmen (M. Hoernes.) . 92

Beltz, Dr. Robert. Die Vorgeschichte von Mecklenburg. Unter Mitwirkung von Dr. Richard Wagner.) (M. Hoernes.) 92

Sitzka, J. Archäologische Karte von Liv-, Est- und Kurland, dazu: Verzeichniss archäologischer Fundorte in Liv-, Est- und Kurland, im Auftrage der Gelehrten Estnischen Gesellschaft entworfen und zusammengestellt. (M. Hoernes.) 93

Eysn, Marie. Todtenbretter um Salzburg. Zeitschrift des Vereines für Volkskunde. (Dr. Wilhelm Hein.) . 94

„Der niederösterreichische Landesfreund." (Dr. Wilhelm Hein.) 94

„Materjały do ukraińsko-ruśkoji etnologiji." (Materialien zur ruthenischen Ethnologie.) (Bugiel.) 95

The Kâçmîraçabdâmṛta, a Kâçmîrî Grammar, written in the Sanskrit language by Içvara-Kaula, edited with notes and additions by G. A. Grierson. (L. v. Schroeder.) 96

Boas, Franz. The social organization and the secret societies of the Kwakiutl Indians. (Smithsonian Institution. United States National-Museum.) (Ph. Paulitschke.) 96

Weltgeschichte, herausgegeben von Hans F. Helmolt. (J. Szombathy.) 169

Halm, Dr. Ph. M. Todtenbretter im bayrischen Walde. (Dr. Wilhelm Hein.) 169

„Światowit." Archäologisch-prähistorisches Jahrbuch. (Bugiel.) 170

Heierli, J. Die archäologische Karte des Cantons Aargau nebst allgemeinen Erläuterungen und Fundregister. (M. Hoernes.) 172

Seite

Archiv für Religionswissenschaft. (W. Jerusalem.) . . 172

A magyar ősfoglalkozások köréből. (Aus dem Kreise der magyarischen Urbeschäftigung. (K. Fuchs.) . 173

Portugalia. Materiaes para o estudo do povo portuguez (Ph. Paulitschke.) 232

Scherman, L. und Krauss, Friedrich, S. Allgemeine Methodik der Volkskunde. Berichte über Erscheinungen in den Jahren 1890—1897. (M. Hoernes.) 232

Eysn, Marie. Das Frautragen im Salzburgischen. (Zeitschrift des Vereines für Volkskunde. (Dr. W. Hein.) 233

Lunglmayr. Die Orts- und Flurnamen des königl. Amtsgerichtsbezirkes Lindau. (Dr. Wilhelm Hein.) . . 233

Forrer, Dr. R. Die Heidenmauer von St. Odilien, ihre prähistorischen Steinbrüche und Besiedelungsreste. (M. Much.) 259

Die Bulgaren. Ethnographische Studien von Adolf Strausz. (Dr. Ivan Šišmánov.) 260

Starožitnosti země české. I. díl. — Čechy předhistorické, na základě praehistoriké sbírky musea král. českého. Píše Dr. J. L. Píč. (Die Alterthümer Böhmens. I. Theil. — Das prähistorische Böhmen, auf Grundlage der prähistorischen Sammlung des Museums des Königreiches Böhmen. (Woldřich.) 262

Délmagyarország régiséglelelei a honfoglalás előtti időkből. (Die archäologischen Funde von Südungarn aus der Zeit vor der Landnahme [Einwanderung der Magyaren].) Zusammengestellt von Felix Milleker. (K. Fuchs.) 264

Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. Uitgegeven door het kon. Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Ned.-Indië. (Leo Bouchal.) 264

Sitzungsberichte.

Monats-Versammlung am 10. Januar 1899 . . . . . [1]

1. **Paulitschke, Prof. Dr. Philipp.** Vortrag, Ethnographisches aus Ostafrika . . . . . [1]
2. **Heger, Franz.** Vortrag über Benin und seine Alterthümer . . . . . [2]
3. **Miske, Kálmán Freiherr v.** Bericht über prähistorische Werkstättenfunde aus Velem-St.-Veit bei Güns. (Mit 20 Abbildungen im Texte.) . . [6]
4. **Bouchal, Leo.** Beiträge zu dem Capitel „Geophagie“ . . . . . [11]
5. **Bouchal, Leo.** Beitrag zur Urgeschichte der Musikinstrumente . . . . . [11]
6. **Miske, Kálmán Freiherr v.** Mittheilung über Hirschhorn-Artefacte der prähistor. Ansiedelung Velem-St. Veit. (Mit 14 Text-Illustrationen.) . [13]
7. Der Ausschuss für das „Deutsche Bauernhaus“ des Oesterreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines sendet typische Darstellungen für Grundriss und Durchschnitt . . . . . [15]
8. Aus dem Protokolle des Gesammtausschusses zur Bearbeitung einer Veröffentlichung über das Bauernhaus in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und in der Schweiz. Berathungen und Beschlüsse . . . . . [16]

Seite

Ausschuss-Sitzung am 17. Januar 1899 . . . . . [17]

1. Auflösung des alten und Bildung eines neuen Redactionscomités . . . . . [17]
2. Wahl des demissionirten I. Secretärs in den Ausschuss . . . . . [17]
3. Wiederwahl der statutarisch ausgetretenen Ausschussräthe . . . . . [17]
4. Beschluss, Seine kaiserl. Hoheit Herrn Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este die Bitte vorzutragen, das Protectorat der Gesellschaft übernehmen zu wollen . . . . [17]
5. Das frühere Ausschussmitglied Hofrath Hauer wird zur Ernennung zum Ehrenmitgliede vorgeschlagen . . . . . [17]
6. Feststellung des Eigenthumsrechtes an den ausschliesslich aus Mitteln der Gesellschaft hergestellten Clichés . . . . . [17]
7. Mitgliederbewegung . . . . . [17]
8. Localangelegenheit . . . . . [17]

Ausschuss-Sitzung am 14. Februar 1899 . . . . . [17]

1. Vorlage des Jahresberichtes des Präsidenten pro 1898. . . . . [17]
2. Vorlage des Rechnungsabschlusses pro 1898 . [17]
3. Bewilligung des k. u. k. Oberstkämmereramtes zur Anweisung zweier Arbeitstische an die beiden Secretäre der Gesellschaft . . . . . [17]
4. Mitgliederbewegung . . . . . [17]

Jahres-Versammlung am 14. Februar 1899 . . . . . [17]

1. Begrüssung des als Gast anwesenden Rectors der Universität Hofrath Dr. Jul. Wiesner . . [17]
2. Verlesung des Jahresberichtes des Präsidenten [19]
3. Verlesung des Rechnungsabschlusses . . . [42]
4. Ernennung des Hofrathes Hauer zum Ehrenmitgliede . . . . . [18]
5. Wahl der neuen Secretäre . . . . . [18]
6. Wahlen . . . . . [18]
7. Wiederwahl der bisherigen Rechnungscensoren [18]
8. Auflösung des Redactionscomités und Redactionsbeirathes . . . . . [18]
9. Vortrag des Prof. Makowsky: Ueber das Mammut als Zeitgenosse des diluvialen Menschen in Mähren . . . . . [18]

Monats-Versammlung am 14. März 1899 . . . . . [37]

1. Vorlage der eingelaufenen Literaturstücke . [37]
2. **Zuckerkandl, Prof. Emil.** Vortrag über „Organ und Leistung“ . . . . . [37]
3. **Meinzingen, Dr. Franz v.** Vortrag, „Ueber die Sexualproportion der Geborenen“ . . . . . [37]
4. **Fuchs, Prof. Karl.** Notiz über „Das Haus in der ungarischen Sprache“ . . . . . [37]
5. **Hein, Dr. Wilhelm,** übersendet Mittheilungen über: „Ein Fund in Drasenhofen“ . . . . [38]
6. **Hein, Dr. Wilhelm,** übermittelt einige „Nachträgliche Bemerkungen über die Bronzearmringe von Eibesthal . . . . . [39]
7. **Berghold, Dr. Kurt** (Dresden). Beitrag zur Schilderung der „Spiele der Somâljugend“ . . . . [39]
8. Verzeichniss der Geschenke . . . . . [41]

Seite

Verzeichniss der Institute, Vereine und Redactionen, mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in Wien im Schriftentausche steht . . . . . [43]

Mitgliederverzeichniss . . . . . [45]

Ausschuss-Sitzung am 7. April 1899 . . . . . [53]

1. Nachruf für Dr. Franz Ritter v. Hauer . . . [53]
2. Programmentwurf für den Congress in Lindau [53]
3. Mitgliederbewegung . . . . . [53]
4. Subvention des regierenden Fürsten Johann II. von und zu Liechtenstein . . . . . [53]
5. Dankschreiben des k. u. k. Oberstkämmereramtes für an das k. k. naturhistorische Hofmuseum abgegebene Fundstücke . . . . . [53]
6. Subvention des k. k. Ackerbauministeriums . [53]
7. Verlegung der nächsten Monats-Versammlung [53]

Monats-Versammlung am 18. April 1899 . . . . . [54]

1. Nachruf für Dr. Franz Ritter v. Hauer . . [54]
2. **Zdekauer, Dr. Alfred.** Vortrag über „Die Eingeborenen Neu-Guineas und des Bismarck-Archipels“ . . . . . [54]

Sitzung des Comités für praktische Arbeiten am 8. Juni 1899 . . . . . [55]

1. Berichterstattung der Forscher über die beabsichtigten praktischen Arbeiten . . . . . [55]
2. Vertheilung der Subventionen . . . . . [55]

Ausschuss-Sitzung am 17. November 1899 . . . . . [55]

1. Audienz bei Sr. k. u. k. Hoheit dem Erzherzog Franz Ferdinand . . . . . [55]
2. Verlesung des Protokolles . . . . . [55]
3. Mittheilungen des Secretariates . . . . . [55]
4. Mitgliederbewegung . . . . . [55]
5. Feststellung der Versammlungstage für das Jahr 1900 . . . . . [55]

Monats-Versammlung am 17. November 1899 . . . . [55]

1. Eröffnungsrede des Vorsitzenden . . . . . [55]
2. Bericht des Dechant-Pfarrers v. Reviczky über den Riesenkeller in Csejthe (Neutraer Comitat) [56]
3. **Schroeder, Dr. L.** Ueber Todtenbretter bei den Esten. (Mit einer Text-Illustration.) . . . . [57]
4. **Hoernes, Dr. Moriz.** Urgeschichte des Menschen [58]

Seite

5. **Želízko, J. V.** Ueber einige prähistorische Armbänder aus Südböhmen. (Mit 6 Text-Illustrationen.) . . . . . [59]
6. **Woldřich, Dr. J. N.** „Hradiště“ an der Wolynka Strakonic und „Věnec“ bei Čkyň . . . . . [61]
7. **Knett, J.** Drasenhofen als prähistorischer Fundort [61]

Ausschuss-Sitzung am 12. December 1899 . . . . . [62]

1. Vorsitzender theilt den Tod des I. Secretärs Dr. Paulitschke mit . . . . . [62]
2. Dr. Hein wird eingeladen, an den Sitzungen theilzunehmen . . . . . [62]
3. Verlesung eines Briefes des Prof. Meringer . [62]
4. Voranzeige einer ausserordentlichen Versammlung am 19. December . . . . . [62]

Monats-Versammlung am 12. December 1899 . . . . [62]

1. Ansprache des Vorsitzenden . . . . . [62]
2. **Teutsch, Jul.** Ueber prähistorische Funde aus der Umgebung von Kronstadt . . . . . [63]
3. **Schmidt, P. W.** Ueber sprachliche Verhältnisse Oceaniens in ihrer Bedeutung für die Ethnologie [63]
4. **Mazegger, Dr.** Römerfunde in Mais . . . . [63]
5. **Wisnar, Prof. Julius.** Prähistorische Gräberfunde in Zneim. (Mit einer Text-Illustration.) [64]

Ausschuss-Sitzung am 19. December 1899 . . . . . [65]

1. Verlesung des Protokolles . . . . . [65]
2. Anträge für Schriftentausch . . . . . [65]
3. Wahl des Dr. Hein zum Redactionsmitglied . [65]
4. Vorlage wichtiger Einläufe . . . . . [65]
5. Antrag, Herrn Prof. Wisnar nach Berlin zu senden . . . . . [65]

Ausserordentliche Versammlung am 19. December 1899 [65]

1. **Gorjanović-Kramberger, Dr. K.** Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Croatien . . . . . [65]
2. **Makowsky, Prof. A.** Vorführung neuer La Tène-funde und eines Bronzeschwertes . . . . . [68]
3. **Nüesch, J.** Brief an Makowsky über Grabungen im Kesslerloche bei Thayngen . . . . . [68]
4. **Schmidt, P. W.** Ergänzungen und Berichtigungen [69]

Hein, Dr. Wilhelm. Nekrolog für Dr. Philipp Paulitschke [70]

Geschenke für die Bibliothek . . . . . [72]

Inserate . . . . . [73]

Autoren-Register.

Seite

Andrian-Werburg, Ferdinand Freiherr v. Jahresbericht für 1898 . . . . . [19]
— — Eröffnungsrede der Monats-Versammlung am 17. November . . . . . [55]
— — Nachruf an Dr. Paulitschke . . . . . [62]
Ausschuss für das „Deutsche Bauernaus" des Oesterreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines: Typische Darstellungen für Grundriss und Durchschnitt . . . . . [15]
Bancalari, Gustav. Forschungen und Studien über das Haus. IV. (Nachtrag.) Volksmässige Benennungen der Gegenstände der Landwirthschaft. V. Volksmässige Benennungen am und im Hause . . . 138
Berghold, Dr. Kurt. Beitrag zur Schilderung der „Spiele der Somâl-Jugend" . . . . . [39]
Bouchal, Leo. Beiträge zu dem Capitel „Geophagie" . [11]
— — Beitrag zur Urgeschichte der Musikinstrumente [11]
— — Literaturbericht 264
Bünker, J. R. Das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus. (Mit 52 Text-Illustrationen.) 191
Bugiel, W. Literaturberichte 31, 33, 95, 170
Fuchs, Karl. Das deutsche Haus des Zipser Oberlandes. (Mit 35 Text-Illustrationen.) 1
— — Das Haus in der ungarischen Sprache . . . . [37]
— — Literaturberichte 173, 264
Grillmayer, Joh. Alte ländliche Wohnstätten aus der Umgebung des Schlosses Würting in Oberösterreich. (Mit 4 Tafeln, 17 Photographien und 15 Plänen.) 237
Gorjanović-Kramberger, Dr. Karl. Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Croatien . . . . . [65]
Heger, Franz. Alte Elfenbeinarbeiten aus Afrika in den Wiener Sammlungen. (Mit 3 Tafeln und einer Text-Illustration.) 101
— — Benin und seine Alterthümer . . . . . [2]
Hein, Dr. Wilhelm. Ein Fund in Drasenhofen . . . . [38]
— — Nachträgliche Bemerkungen über die Bronzearmringe von Eibesthal . . . . . [39]
— — Literaturberichte 94, 169, 232, 233
— — Nekrolog für Dr. Paulitschke . . . . . [70]
Hoernes, Dr. Moriz. Vortrag mit Skioptikonbildern: „Urgeschichte des Menschen" . . . . . [58]
— — Literaturberichte . . . 30, 58, 59, 92, 93, 172, 232
Holl, Dr. M. Ueber die Lage des Ohres. (Hiezu 2 Figuren und 6 Tabellen.) 177
Inama-Sternegg, Karl Theodor v. Spuren slavischer Flurverfassung im Lungau. (Mit einer Photographie und 3 Plänen im Texte.) 61
Jerusalem, W. Literaturbericht 172
Kanitz, Felix. Literaturbericht 59
Knett, J. Drasenhofen als prähistorischer Fundort . . [61]

Seite

Levec, W. Pettauer Studien. Untersuchung zur älteren Flurverfassung. (Mit einer Kartenskizze.) . . . 113
Makowsky, A. Bearbeitete Mammutknochen aus dem Löss von Mähren. (Mit einer Tafel und einer Text-Illustration.) 53
— — Vorführung neuer La Tène-Funde aus der Gegend von Eisgrub und ein bei Weissstätten in Mähren gefundenes Bronzeschwert . . . . . [68]
Mazegger, Dr. Römerfunde in Mais . . . . . [63]
Meinzingen, Dr. Franz v. Ueber Sexual-Proportion der Geborenen 65
Miske, Kálmán Freiherr v. Prähistorische Werkstättenfunde aus Velem-St. Veit bei Güns. (Mit 20 Text-Illustrationen.) . . . . . [6]
— — Hirschhorn-Artefacte der prähistorischen Ansiedelung Velem-St. Veit. (Mit 14 Text-Illustrationen.) [13]
Much, M. Literaturbericht 259
Paulitschke, Dr. Philipp. Literaturberichte . . 60, 96, 232
Nüesch, J. Brief über seine Grabungen im Kesslerloche bei Thayngen . . . . . [68]
Reinecke, Paul. Studien über Denkmäler des frühen Mittelalters. (Mit einer Tafel.) 35
Reviczky, Dechant Bartholomae. Riesenkeller in Csejthe, Neutraer Comitat. (Mit einem Plane im Texte.) [56]
Richlý, Heinrich. Prähistorische und frühgeschichtliche Verbindungen zwischen dem südlichen Böhmen und der Donau 85
Schmidt, P. Wilhelm. Ethnographisches von Berlinhafen, Deutsch-Neu-Guinea 13
— — Die sprachlichen Verhältnisse Oceaniens (Melanesiens, Polynesiens, Mikronesiens und Indonesiens) in ihrer Bedeutung für die Ethnologie . 245
— — Ergänzungen und Berichtigungen . . . . . [69]
Schroeder, Dr. Leopold v. Ueber Todtenbretter bei den Esten. (Mit einer Text-Illustration.) . . . . . [57]
— — Literaturbericht 96
Šišmánov, Dr. Ivan. Literaturbericht 260
Szombathy, J. Bemerkungen zu den diluvialen Säugethierknochen aus der Umgebung von Brünn. (Mit 4 Text-Illustrationen.) 78
— — Literaturbericht 169
Teutsch, Jul. Ueber prähistorische Funde aus der Umgebung von Kronstadt in Siebenbürgen . . . [63]
Weisbach, Dr. A. Einige Gräberschädel aus Ungarn. (Mit einer Tabelle.) 110
Wisnar, J. Prähistorische Gräberfunde in Znaim. (Mit einer Text-Illustration.) . . . . . [64]
Woldřich, Dr. J. N. „Hradiště" an der Wolynka bei Strakonic und „Věnec" bei Čkyň . . . . . [61]
— — Literaturbericht 262
Želízko, J. V. Ueber einige prähistorische Armbänder aus Südböhmen. (Mit 6 Text-Illustrationen.) . . . [59]

Das deutsche Haus des Zipser Oberlandes.

Von **Karl Fuchs** (Kronstadt).

(*Mit 35 Text-Illustrationen.*)

Das Comitat Zipsen in Oberungarn wird im Wesentlichen durch die breiten Thäler der Popper und des Hernad gebildet. Beide Flüsse entspringen in demselben Gebirge und scheiden sich dann nahezu unter einem rechten Winkel. Im Oberlaufe der Flüsse, in der Gegend von Poprád, gehen die beiden breiten Thäler unmerklich ineinander über. Diese Gegend ist das Zipser Oberland. Es ist arm und wohl in Folge dessen alterthümlich.

Unter den mir bekannten Orten des Oberlandes ist das arme Teplitz bei Poprád der instructivste. Da es neben dem slavischen Namen keinen deutschen besitzt, wird es wohl ursprünglich slavisch gewesen sein, und seit nahezu hundert Jahren ist es wieder slavisch. Vor 50 Jahren aber hatten die Greise als Reliquien noch deutsche Gesang- und Gebetbücher. Die deutsche Periode von Teplitz mag sich auf die Jahre 1300—1800 erstrecken.

1. Das Schutthaus.

Das liebliche Durand (550 Einwohner, Fig. 1) besteht fast ganz aus zwei geraden, parallelen Häuserreihen

Fig. 1. Durand, Perspective mangelhaft.

im Abstande von etwa 70 Schritt von einander. In der Mitte fliesst ein Bach. Der grosse, schöne Platz zwischen den beiden langen Häuserreihen kann als grüner Rasenplatz bezeichnet werden, auf dem auch Wäsche getrocknet und Leinwand gebleicht wird. Die Tradition besagt, längs des Bachrandes hätten sonst elende Hütten bestanden, in denen die Aermsten wohnten. Die Strasse kam so an beiden Ufern zwischen die Häuser und Hütten zu liegen. Diese Hütten waren aber der Feuersgefahr wegen cassirt worden.

Im stattlichen Béla, das ebenfalls aus zwei weit vom Bache stehenden Häuserreihen besteht, stehen auch heute noch an beiden Seiten des Baches ganz regellos eine Menge unterschiedliche grössere und kleinere elende Baulichkeiten, die von Armen bewohnt werden.

Im alterthümlichen, armen Teplitz (Fig. 2), wie ich höre, auch in den beiden Walddorf und anderen Dörfern, stehen an den Ufern des Baches nicht problematische Baracken, sondern allerdings ebenfalls in sehr unordentlicher Reihe die sogenannten Schutthäuser, von denen ich hiemit ausführlicher sprechen will.

Das Schutthaus ist weniger ein Schütthaus (Kornkammer) als vielmehr ein Schatzhaus. Im Allgemeinen gehört zu jedem Wohnhause im mittleren (reicheren) Theile des Dorfes als integrirender Bestandtheil ein Schutthaus, und beide werden gleichzeitig gekauft oder verkauft. An jeder Bachseite läuft eine Strasse zwischen der Wohnhausreihe und der Schutthausreihe. Die Häuser der äusseren Dorftheile (diese scheinen nicht alt zu sein), wo die Armen wohnen, haben keine Schutthäuser.

Die Vermuthung liegt somit nahe, dass die Armenhäuser in Béla und Durand an Stelle der aufgelassenen Schutthäuser erbaut worden waren.

Das Schutthaus ist im Principe eine freistehende, grosse, hölzerne Kiste von den Dimensionen eines Zimmers. Es ist ein hölzernes, einfaches Blockhaus aus horizontalen Balken von etwa 3 m Breite und 4 m Länge oder grösser. Die Balkenköpfe an den vier Ecken des Hauses sind kurz abgeschnitten. An einer Giebelseite (Schmalseite) befindet sich die kleine Thüre. Fenster sind nicht vorhanden, höchstens (selten) zwei oder drei kleine Luftlöcher. Die vier Seitenwände sind aussen dick mit Lehm beworfen und meist getüncht. Die Decke ist ebenfalls durch eine dicke Lehmschichte gegen das Durchbrennen geschützt. Die Kammer ist mit einem leichten, ziemlich steilen Dach gedeckt, und in den Bodenraum führt innen eine steile Treppe.

Das Innere eines Schutthauses habe ich nicht gesehen, es ist mir aber folgendermassen beschrieben worden: Die Wände sind nicht mit Lehm beworfen. Der Fussboden ist kein hohl liegender Bretterboden, sondern solide Erde. Gegen das Eindringen des Regen-

wassers ist die Kammer folgendermassen geschützt: Die Schwelle des Hauses, der Tirpel, ist ein Balken. In gleicher Höhe mit der Oberkante dieses Balkens liegt der Estrich, so dass derselbe eine schwache Spanne ober dem Strassenniveau liegt.

Im Schutthause wird keineswegs ausschliesslich, nicht einmal vorwiegend die Körnerfrucht aufbewahrt, sondern alle Arten Lebensmittel, wie Schmalz, Schinken etc., dann Kleider, Wäsche, kurz, alles Werthvolle des Hauses. Die Körnerfrucht kommt zumeist in den Dachraum (Boden).

Auffallend finde ich es, dass das Schutthaus v o r, nicht hinter dem Wohnhause steht (Fig. 3), auf öffentlichem Grunde, auf der Gasse, auf einem Platze, der mit dem Hause gar nicht in continuirlichem Zusammenhange steht, sondern durch die Strasse von demselben getrennt ist. Das Hienzenhaus im Eisenburger Comitate hatte vor 100 Jahren auch sein Schutthaus. Dieses hiess der Kitting (ich vermuthe, dass dieses Wort die kleine Hütte, die kleine Kate bedeutet). Der Kitting stand aber h i n t e r dem Hause, auf dem Grunde des Hofes, als in continuirlichem Zusammenhange mit dem Hause. Massgebend für die Zipser Weise war wohl der Umstand, dass ein Bau am Bachrand bei Feuersgefahr am leichtesten, direct aus dem Bache, begossen werden kann.

Fig. 2. Ansicht von Teplitz. Vordergrund offener Platz, Bach in der Nähe der Kirche.

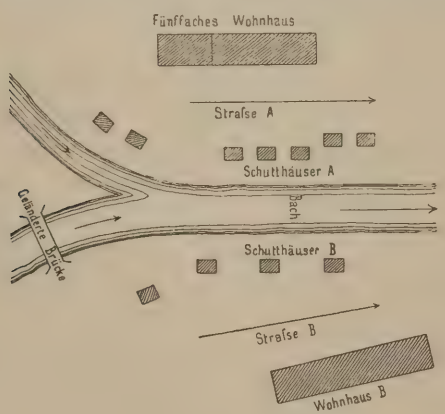


Fig. 3.

Bei den Sachsen in Siebenbürgen sind die Schatzhäuser (heute Kornspeicher) in noch weit schärferer Form in den Mittelpunkt der Ansiedelung verlegt, und zwar hier mit Rücksicht auf die Vertheidigung gegen äussere Feinde, nicht gegen Feuersgefahr. Im Centrum des Ortes liegt dort zumeist (wie vielfach auch in Zipsen) die Kirche. Diese ist mit einer zumeist rechteckigen Festungsmauer (meist mit vier Eckthürmen) umgeben und an der Innenseite dieser Festungsmauer befinden sich die Kornspeicher, unter denselben die Keller.

Verschiedene äussere Rücksichten scheinen also derselben alten Einrichtung (Lage der Schutthäuser im Centrum) in Zipsen und auf dem Sachsenboden verschiedene Ausgestaltung gegeben zu haben.

Vor einem Schutthause fand ich an den beiden Seiten der Thüre, in Abstand von etwa 25 cm von der Wand, je einen Prügel (Baumstamm noch mit Rinde, ohne Aeste) von 1·30 m Länge und 9 cm Dicke senkrecht in die Erde geschlagen. Man sagte mir, das wäre das übliche Zeichen, wie nahe die Wagen fahren dürfen. Zu diesem Zwecke nimmt man ja aber doch bekanntlich meist weit kürzere und weit dickere Pfosten. Ich vermuthe, die Teplitzer Prügel sind ursprünglich Rolande.

2. Das Wohnhaus.

Es soll nun vom Wohnhause gesprochen werden. In jenen kleinen Ortschaften, die kaum mehr als Haufen kleiner Häuser sind, wie in Filiz, stehen die Häuser zumeist einzeln, frei, isolirt. In Teplitz stehen die an den Enden befindlichen Häuser der Armen zumeist frei, von einander vollkommen getrennt, wie das Haus in Fig. 4. In den besseren Theilen des Ortes stehen die Häuser, wie in den Städten, unmittelbar aneinander, und zwar kehren sie der Gasse (abgesehen von den wenigen modernen Bauten) immer die Giebelseite, die Schmalseite zu. Auf ein Haus kann man etwa 7 m Front rechnen. Man findet aber auch Fronten von 5 und 4 m.

In den meisten Orten sind die Mauern heute in Stein aufgeführt, und zwar ist der Baustein der überall vorkommende Karpathensandstein, der in dicke Platten gespalten und zu etwa ziegelgrossen Stücken verwendet wird. In den Häusern, die ich besucht habe (etwa zweihundert oder mehr nicht moderne Häuser), erinnere ich mich nicht, auch nur einen einzigen Ziegel gesehen zu haben. Es wird einstimmig versichert, dass das Zipser Haus ursprünglich durchaus ein Holzbau gewesen sei, und Teplitz ist auch heute noch fast durchaus in Holz aufgeführt. Die Holzhäuser sind ausschliesslich Blockhäuser aus horizontalen Bäumen. Ich habe nicht eine Wand aus verticalen Pfosten gesehen.

Die aneinander stossenden Häuser haben fast immer gemeinsame Langwände. Gesonderte Langwände sollen beispielsweise in Durand fast gar nicht

Fig. 4. Holzhaus in Teplitz. Das Vorhaus ist verschwunden. Die Küche ist von Holz. Der Zugang zur Stube ist bereits von der Küche aus. Der First ist bereits über die Stubenmitte verlegt.

vorkommen. Bei Holzhäusern ist diese gemeinsame Zwischenwand der Häuser zuweilen nur symbolisch, indem an gemeinsame Pfosten wenig schliessende Schwarten genagelt sind, so dass die Wand ganz durchsichtig ist. So habe ich es auch in Poprád gefunden.

Es fällt in den Zipser Orten auf, dass man oft reihenweise ganz ähnlich gebaute Häuser findet. Es scheint, dass nach grossen Bränden die ganze vernichtete Reihe nach gemeinsamem Plane, und zwar aus Armuth, mit gemeinsamen Langwänden neu gebaut wurde.

Häufig findet man zwei Häuser, die zwei Besitzer haben, ganz ohne Zwischenwand mit gemeinsamer Einfahrt und unter einem gemeinsamen Dache; doch von diesen Doppelhäusern später.

Das normale Zipser Bauernhaus, wenn es frei steht, erscheint wie in Fig. 5. Es ist etwa 7 m breit, 14 m lang. Die vier Mauern oder Holzwände reichen nur bis zur Gleiche; Giebelmauern habe ich bei solchen Häusern nie gesehen. Das Dach ist aus möglichst wenig und möglichst schwachen Balken gezimmert. Der Obertheil der Vorderwand ist durch einen etwa 1 m breiten Dachschirm vor dem Regen geschützt. Dieser Schirm schützt zugleich das aus grossen Sandsteinplatten zusammengesetzte Trottoir, so dass man, wo die Häuser in geschlossenen Reihen stehen, keinen Regenschirm braucht. Die vordere Giebelseite zeigt zwei kleine Fenster und ein grosses Thor. Dieses Thor ist heute sehr häufig

Fig. 5. Einfaches Zipser Bauernhaus.

viereckig und reicht bis an das Vordach, so dass die halbe Wand von Holz zu sein scheint. Die Langseiten zeigen keine Fenster, die Hinterseite nur ein Thor. Das Dach hat weder Lucken noch Rauchfang, so dass der Rauch nur durch die schadhaften Stellen des Daches Abzug hat. Durand mit gegen 200 Häusern hat, die neue Schule und das Pfarrhaus mit eingerechnet, kaum 10 Rauchfänge.

Wenn man viele primitive Häuser besucht hat, findet man folgende alte gemeinsame Einrichtung.

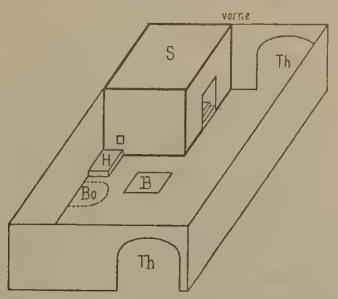


Fig. 6. Grundform des Zipser Hauses. *S* Stube, *Th* Thor, *H* Herd, *B* Brunnen, *Bo* Stelle des Backofens.

(Fig. 6.) Der Dachraum ist vom Hausraume nie durch eine Decke geschieden, und wenn man im Hause steht, sieht man immer, wie in einer Scheune, die Innenseiten des ganzen Daches. In jeder Schmalseite ist ein Thor, so dass man durch das Haus wie durch eine Scheune mit dem fruchtbeladenen Wagen fahren kann. Der Fussboden ist gestampfte Erde.

Vorne in der Ecke sieht man eine grosse Kiste stehen, die bis zur Gleiche reicht und etwa drei Fünftel der Breite einnimmt (so dass auf das Thor zwei Fünftel fallen). Man könnte diese Kiste für ein

Schutthaus halten; es ist aber die Stube. Die flache Decke ist feuersicher mit Lehm belegt. Die Wände, wenn sie von Holz sind, sind innen und aussen mit Lehm beworfen und wenigstens innen getüncht; wenn sie gemauert sind, sind sie mindestens 75 cm dick und nur innen beworfen und getüncht. Die kleine Thüre ist immer in der Durchfahrt; man steigt drei Stufen hoch in die Stube (nicht Zimmer). In der Ecke hinter der Stube befindet sich der offene, nur 40 cm hohe Herd, doch habe ich auch nur 10 cm hohe Herde gesehen, d. h. wohl, dass auf der Erde gekocht wurde. An der einen Seite des Herdes befindet sich das Loch, durch das der Kachelofen der Stube geheizt wird, während auf der anderen Seite der grosse, rundliche Backofen steht. (In der Fig. 6 ist sein Platz punktirt angedeutet.) Nie habe ich über dem Herde irgendwelchen Rauchfang gesehen. In der Nähe des Herdes befindet sich der Brunnen, mit einer Fallthüre verdeckt. Halbe Gassen entlang fand ich den Wasserspiegel in der Tiefe von 1—2 m. Der ganze Raum des Hauses, vom Fussboden bis zum First, mit Ausschluss der Stube heisst „auf'm Estrich".

Das ist das allen primitiven Zipser Häusern Gemeinsame. Ich habe aber kein Haus gesehen, das nicht mehr enthalten hätte, und zwar schlägt die Entwicklung von diesem primitiven Typus aus durch immer neue Zuthaten verschiedene Richtungen ein, von denen noch gesprochen werden soll.

Nicht genug betonen kann ich den, soweit meine Erfahrung reicht, ohne Gleichen stehenden Eindruck, den das Haus macht, wenn man in seinem Inneren steht. Die Mauern sind nicht beworfen; das Baumaterial ist dunkler, graugrüner Stein oder tiefgebräuntes Holz; das Dach ist durch den Rauch geschwärzt; nur einzelne dünne Sonnenbalken durchqueren den Bodenraum, können aber den Raum nicht erhellen, da sie auf dunklen Grund fallen. Man glaubt, in einer unermesslich grossen, urweltlichen Halle zu sein. Wenn die Thore geschlossen sind, erkennt der Ungeübte wenig, und auch wenn sie offen sind, kann er kaum zeichnen.

An der Langwand der Durchfahrtseite hängen an Nägeln die Pferdegeschirre, die Joche, die Sensen, Hammer, Zange, Theile des Webstuhles etc. Irgendwo auf dem Estrich steht eine dunkle Truhe; in der Nähe des Herdes stehen auf der Erde Gefässe, Kübel; einige Geschirrstücke sind einzeln an die nackte Wand gehängt. Selten findet man einen alten Kasten; nie habe ich eine Stellage, einen Tisch, ein Tragbrett gesehen; der Platz ist unglaublich schlecht ausgenützt; Alles steht auf der Erde, und die ganze hohe, grosse Halle ist leer.

Ich vermuthe, dass der Dachraum ursprünglich zur Aufbewahrung von Heu, Stroh und ungedroschenem Getreide gedient hat. Erstens liegen heute noch in einem Theile der horizontalen Balken des Dachstuhles einzelne Dielen, wie in den Scheunen; es liegt aber heute nichts auf denselben. Zweitens ist es heute verboten, im Dachraume Heu und Stroh aufzubewahren, woraus wohl folgt, dass die Leute es früher gethan haben und heute auch noch gerne thun würden. Drittens habe ich thatsächlich wiederholt im Dachraume beträchtliche Mengen von Heu aufgestapelt gesehen. Als ich fragte, ob das Vieh das so verräucherte Heu fresse, sagte man mir, das Vieh gewöhne sich daran. Viertens haben die zwei Thore der Durchfahrt gar keinen Sinn, wenn man nicht mit dem beladenen Heuwagen oder Erntewagen einfahren will. Die Scheuern liegen heute weit ab von den Wohnhäusern und haben gesonderte Zufahrtsstrassen.

Ich vermuthe, dass an der Langseite, an der die Stube steht, hinter dem Backofen, ursprünglich das Vieh stand. Selber gesehen habe ich es dort allerdings nur einmal (oder, wenn man will, viermal), wovon noch die Rede sein wird.

Ich vermuthe, dass der Estrich ursprünglich auch die Tenne war. Es ist wenigstens nicht abzusehen, warum er so ungeheuer gross, weit über das heutige Bedürfniss gross ist. Zum Kochen würde der zehnte Theil der Bodenfläche genügen. Geschlafen wird auf dem Estrich nie und gekocht wird auf demselben nur im Sommer; im Winter wird in der Stube gekocht und zu diesem Zwecke ist in den grossen Kachelofen eine grosse Röhre eingesetzt. Auch dass die grosse Halle nicht beworfen, nicht verputzt, nicht geweisst wird, scheint zu beweisen, dass sie lediglich ein Raum der Landwirthschaft ist.

Schliesslich vermuthe ich, dass die Stube ursprünglich ein in das Innere des Hauses verlegtes Schutthaus ist. Darauf deutet die gleiche Grösse, die gleiche Bauweise, die vollkommene Feuersicherheit. Ich habe sogar Stubenthüren gesehen, die der Feuersicherheit wegen dick mit Lehm beworfen und getüncht waren. Das Zipser Haus will, wie es scheint, den ganzen Besitz des Bauern, inclusive Brunnen, in sich schliessen und namentlich im Winter den Bauer und sein Vieh vom Wetter ganz unabhängig machen.

Ich will nun versuchen, zu zeigen, wie das eben beschriebene primitive Haus durch immer neue Zuthaten sich weiter entwickelt hat. Man kann diese Fortentwicklung mit Augen sehen, da die Hausbewohner uns oft das Jahr nennen können, in dem diese oder jene neue Zuthat eingebaut worden ist.

Die häufigste Zuthat ist eine Wand in Verlängerung der Stubenwand, wodurch die Durchfahrt vom übrigen Estriche geschieden wird. (Fig. 7.) Diese Wand (auch in Steinhäusern oft nur aus Holz) reicht aber ebenfalls immer nur bis zur Gleiche, so dass man über dieselbe leicht von der Durchfahrt aus in den jenseitigen Estrich klettern kann, und die Horizontalbalken des Dachstuhles liegen ihr auf. Die so gesonderte Durchfahrt heisst die Leïb. Wahrscheinlich ist dieses Wort identisch mit Laube.

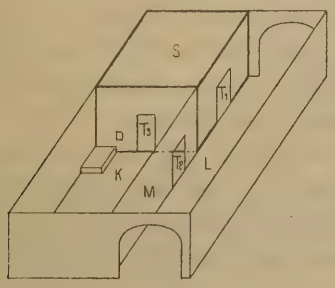


Fig. 7.

Von selber gestaltet sich jetzt der abgesperrte Raum zur Sommerküche um. Eine Thüre führt aus der Durchfahrt in dieselbe. Es ist nun eine sehr häufige Erscheinung, dass die alte Stubenthüre vermauert und eine neue Thüre aus der Stube nach der Küche gebrochen wird. Solche vermauerte Stubenthüren habe ich viele gesehen. Man gelangt dann also in die Stube durch die Küche.

Man kann nun in Teplitz Schritt für Schritt verfolgen, wie die Durchfahrt als überflüssiger Theil allmälig aufgelassen wird. Das hintere Thor wird ganz aufgelassen oder bei neuen Häusern gar nicht gebaut; das vordere Thor wird tagsüber offen gelassen oder ebenfalls weggelassen (Fig. 8), aber die Küchenthüre versperrt, während die Inwohner bei der Arbeit sind; die Langwand der Durchfahrt wird nur nothdürftig aus Schwarten errichtet; auch die Schwarten werden weggelassen; der Dachtheil über der Durchfahrt wird nur mehr von einigen Säulen getragen, aber der First des Hauses ist immer noch nicht über der Mitte der Stube, sondern über der Mitte der vollen Front. Endlich findet man Häuser, in denen der First bereits über die Mitte der Stube gerückt ist, aber ein Schirmdach deckt noch die ehemalige Durchfahrt. (Fig. 8.) Wenn dann auch dieses Vordach aufgelassen wird, dann ist das ursprüngliche Haus nicht mehr zu erkennen. Wir haben dann ein Haus gleich dem Hienzenhause: die Hausthüre führt in die Küche und von dieser aus von hinten in die Stube.

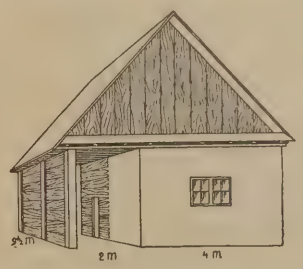


Fig. 8. Holzhaus in Teplitz. Die Thore sind cassirt und die Thür nach der Küche verlegt. Das Fenster ist ausnahmsweise ein Doppelfenster. Der First ist noch über der Frontmitte.

Es ist interessant, dass es gerade ein slavischer Ort ist, wo in dieser Weise der Durchgang aufgelassen wird; in deutschen Orten habe ich diese Metamorphose nicht bemerkt.

Das fortdauernde Uebergewicht der Stube über die Küche zeigt sich darin, dass oft die Stube in

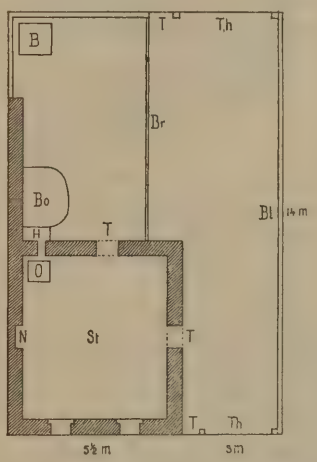


Fig. 9. Haus Nr. 4 in Teplitz *St* Stube, *Th* Thor, *T* Thür, *B* Brunnen, *Bo* Backofen, *H* Herd, *N* Nische, *Br* Bretterwand, *Bl* Balkenwand. Ausnahmsweise befindet sich neben jedem Thor noch eine Thür. Das Vorhaus ist längs der Stube mit Brettern gedeckt. Die Thore sind viereckig. Zimmerhöhe 3 m.

Stein aufgeführt oder doch beworfen und getüncht ist, während die Küche ein ziemlich leichter Holzbau ist. In anderen Häusern ist aber Stube und Küche in ganz gleicher Weise gebaut.

Eine andere Zuthat besteht darin, dass der hintere Theil des Küchenraumes (der keine Decke hat) durch eine Wand als Hinterkammer (Fig. 10) abgetrennt wird.

Diese Kammer kann schon daran als spätere Einrichtung erkannt werden, dass sie keine bestimmte Aufgabe erfüllt. Bald ist sie Rumpelkammer, bald ist sie als Wohnraum an Arme vermiethet, bald ist sie Werkstatt, bald ist sie Vorrathskammer etc. Nie aber habe ich sie als Schutthaus, also als wesentliches Element des

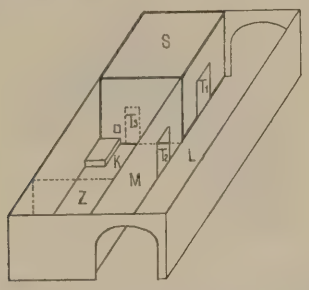


Fig. 10. Häufige Form des Zipser Hauses. *S* gedeckte Stube, *K* oben offene Küche, *L* Vorhaus oder Leïb, *M* Mittelwand, *Z* häufig vorkommende Hinterkammer, T_1 zuweilen vermauerte Stubenthür, T_2 Küchenthür, T_3 zuweilen fehlende Thür.

Hauses gesehen In neuen Häusern habe ich sie planmässig als Wohnkammer mit Fenstern gebaut gesehen. Dieser Hinterraum entspricht äusserlich dem Kitting des Hienzenhauses im neueren Sinne des Wortes; doch ist dieser, abweichend von der Zipser Kammer, wesentlich ein an die Küche gefügtes Schutthaus, wie schon der beibehaltene Name Kitting besagt.

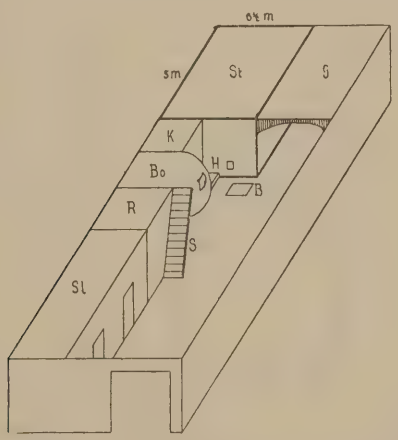


Fig. 11. Steinhaus Nr. 21 des Joh. Tinschmidt in Riessdorf. *St* Stube, *G* Gewölbe, *K* Kammer, *H* Herd, *B* Brunnen, *Bo* Backofen, *R* ein Raum, *S* Stiege auf die Decken, *St* Stall mit zwei Thüren. Das Ganze von einem Dache bedeckt.

Während die Slaven die Durchfahrt auflassen, thun die Deutschen das Gegentheil; sie wölben sie ein, fahren aber nicht mehr durch. Zunächst wird nur der Theil neben der Stube eingewölbt. Vielfach ist dies in alten Häusern erst in den letzten zehn Jahren geschehen. (Fig. 10 und 11.) Man will wahrscheinlich bei Bränden den Zugang zur Stube sichern. Später wird das Gewölbe successive verlängert, bis es die ganze Durchfahrt deckt. Nicht selten kann man heute noch zwei, drei, vielleicht auch vier Bauperioden an der Wölbung erkennen. Sehr sonderbar sieht ein solches mitten im Hause einfach aufhörendes Gewölbe aus, da ober ihm der leere Dachraum ist. (Fig. 11.)

Die eingewölbte Durchfahrt hat in den Städten ihre Bedeutung ziemlich geändert. Kein Wagen könnte durch sie fahren und sie wird auch das Vorhaus genannt. In unseren Tagen ist der Hausrath auch des Armen in der Stadt ungleich mannigfaltiger, als vor Jahrhunderten der des Bauern war. Da aber auch das (kleinere) Zipser Stadthaus nur Eine Stube hat, die Schutthäuser aber nicht mehr im Gebrauche sind, so wird die Leïb mit Truhen und auch Kästen gefüllt, die den Hausrath bergen. In einem Hause, wo mehrere arme Familien wohnen, sieht die Leïb wie eine Trödlerhalle aus. Andererseits habe ich aber in Poprád eine Leïb gesehen, in der Handarbeitsunterricht ertheilt wird. So werden die neuen Lebensverhältnisse in die alten Bauformen hineingepresst.

Wieder eine andere Zuthat ist eine kleine, fensterlose, finstere Kammer hinter der Stube. Ihr Fussboden liegt oft viel tiefer als der der Stube; der Zugang ist von der Stube aus durch eine kleine, enge Thüre. Durch diese vom Estriche aus oft kaum bemerkbare, weil vom Backofen maskirte Kammer wird der Herd von der Langwand abgedrängt. (Fig. 11.) Die Kämmerchen, die ich gesehen habe, waren alle Rumpelkammern.

Eine cardinale Zuthat war es, als man das Schutthaus in das Wohnhaus verlegte, und zwar ober die Stube. Dieses Schutthaus besteht zumeist aus zwei Kammern, deren kleinere über der Einfahrt ein kleines Gassenfenster, deren grössere über der Stube zwei Gassenfenster hat. Diese feuerfesten Kammern sind zumeist wie die Stube gedeckt, d. h. oben mit Lehm belegt, zuweilen aber auch gewölbt. Die Gassenfenster machen von der Gasse aus den Eindruck, als hätte das Haus ein bewohntes Stockwerk. Man darf dem Schein nicht trauen, auch wenn man offene, saubere Fensterflügel und im Fenster Blumenstöcke sieht; es ist doch nur eine Kammer, in der Truhen mit Bohnen, Kleidern, Bütten mit Schmalz etc. stehen und in der Speckreste hängen.

Sehr mannigfaltig sind die Zugänge zu diesen Bodenkammern. Bald muss man aus der Stube erst in obige finstere Kammer und von dieser auf einer Treppe oder Leiter in die Bodenkammer gehen; bald

ist eine Stiege in der Küche angelegt (Fig. 12 und 13), und es kommt vor, dass die Stiege auf dem Backofen beginnt und der Backofen erst mit einer Leiter erklettert werden muss; bald führt eine Stiege vom Vorhause aus hinauf, und diese letzte Methode hat schliesslich die Oberhand bekommen. Die Aufgänge sind oft so absonderlich, dass man annehmen muss, die Kammer müsse erst nachträglich,

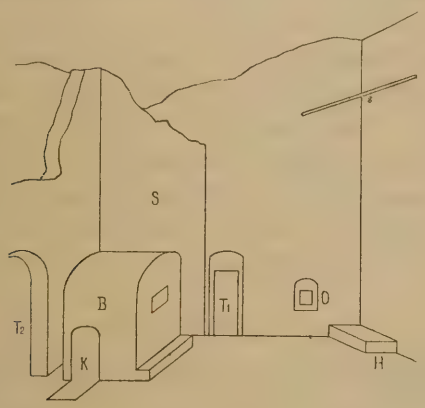


Fig. 12. Innere Ansicht des Estrichs in der alten Brennerei in Poprád (jetzt Selcherei). *S* Seitenwand der gedeckten Stiege, *B* Backofen, *K* Kellereingang, T_1 Thür zur Stube, T_2 Thür zum Vorhause, *O* Ofenheizung, *H* Herd, *s* Stange, an die die Selchwaaren gehängt werden. Das Dach ist weggelassen. Die Mauern ruinenhaft.

etwa nach einem Brande, der Stube aufgesetzt worden sein, wobei man sich mit dem Aufgange half, wie es eben ging.

Es ist interessant, dass selbst bei den grössten Bränden die Stube nie ausbrennt. Stube, Backofen

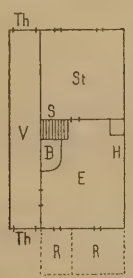


Fig. 13. Ehemalige Branntweinbrennerei von etwa 1750. *Th* Thor, *V* Vorhaus, *St* Stube, *S* Stiege in die Oberräume, *B* Backofen, *H* Herd, *R* angebaute Hilfsräume, *E* Estrich.

und Herd bleiben unverletzt. Nach dem Brande werden oft nicht einmal die Schäden am Mauerwerke ausgebessert (aus Armuth, nicht aus Mangel an Ordnungssinn) und nur ein neues Dach aufgesetzt (Fig. 13.)

Aus diesen Bodenkammern hat sich der bewohnte erste Stock herausgebildet. Heute noch bemüht man sich, solche Kammern in Wohnzimmer umzuwandeln. Dieser Uebergang wäre am besten in Kesmark zu studiren. Leider musste ich meine Arbeiten einstellen, als ich eben die Entwicklung des Stockwerkes untersuchen sollte, und ich muss daher die Darstellung dieses Entwicklungszweiges hiemit abbrechen. Wenn der Stube eine Kammer aufgesetzt wird, werden, soweit meine Erfahrung reicht, alle vier Mauern des Hauses entsprechend erhöht. Dadurch wird die Halle des Estrich enorm gross und hoch. Dieser Vorgang mag einst den Sinn gehabt haben, dass ein Mann, der so reich war, dass er die grossen Kammern des ersten Stockes brauchte, auch entsprechend mehr Heu, Stroh und Getreide hatte. Heute haben aber diese Riesenhallen keinen Sinn.

Eine Front von Giebelhäusern (Fig. 14) von gleicher Höhe mit durchaus drei Fenstern des Scheinstockwerkes und mit langen Wasserspeiern zwischen je zwei

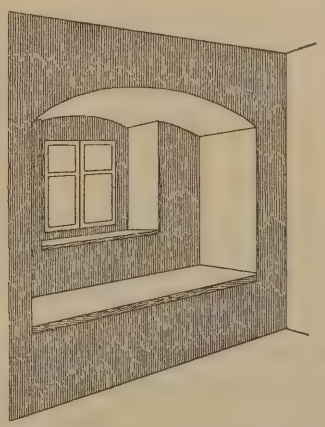


Fig. 14. Fenster in Poprád mit Fensterbrett und Bank mit zwei Ecksitzen. Mauerdicke etwa 1 m.

Dächern macht einen überaus gefälligen, stattlichen Eindruck. Diese fröhlichen Giebel imponiren mehr als manche Prunkstrasse Wiens. Leider haben die Zipser kein Verständniss für die ästhetische Wucht, die im stolzen Giebel liegt, und heute werden alle Dächer nach Bränden nach vorne abschüssig gebaut. Das sieht gar armselig, dürftig und müde aus. Besonders leid thut es mir diesbezüglich um das liebliche Durand.

Dem angenommenen primitiven Baue am nächsten kommen einige Häuser, die ich in Riessdorf gesehen habe. Die Fig. 11 zeigt das in Stein gebaute Haus Nr. 21 des Johann Tinschmidt. Es besitzt keine die Durchfahrt absondernde Wand. Hinter der Stube ist die bedeutend schmälere Kammer, an deren Seite der niedere Herd steht; dann folgt der Backofen und hinter diesem der gedeckte Stall mit zwei Thüren.

Instructiv ist das nahe gelegene Haus des Schmiedes. Wo in Fig. 6 der Herd eingezeichnet ist, befindet sich das Schmiedefeuer und daneben ist ein auf die Gasse führendes Thor.

Eine eigenthümliche Richtung nahm die Entwicklung des Hauses in den Städten. Ursprünglich scheinen dort Häuser gleich den bisher beschriebenen gestanden zu haben. Nun braucht der Städter einerseits ungleich mehr Raum als der Bauer, schon weil er Kaufmann oder Handwerker, oder weil er reicher ist, andererseits scheint die Breite der Hausgründe durch Jahrhunderte sich nicht geändert zu haben. Da wurde denn zunächst die Stube immer länger gemacht. Ich glaube, dass in Leutschau manche Stube 15 m lang ist. In Kaschau gibt es noch weit längere Zimmer. An den beiden Fenstern arbeiten die Frauen und vor ihnen haben die kleinen Kinder Raum,

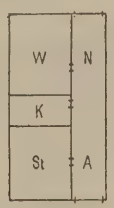


Fig. 15. Haus in Durand. *St* Stube, *A* altes Gewölbe, *N* neues Gewölbe, *W* Werkstatt. Die Küche *K* ist durch Abtrennung der Werkstatt sehr klein geworden und enthält auch die Stiege in die Oberräume.

umherzukriechen. Das zweite Viertel des Zimmers enthält den Familienspeisetisch und vertritt den Speisesaal; das dritte Viertel ist freier und bietet den Knaben Raum zum Spiele; das letzte Viertel, zuweilen als Alkoven abgesondert, repräsentirt das Schlafzimmer.

Die Küche wurde eingewölbt.

Hinter der Küche wurden im Laufe der Zeit immer neue Räume angestückt, die oft gleich der Küche Oberlicht erhalten mussten. Besonders auffallend sieht ein solcher Raum mit Oberlicht aus, wenn er kuppelartig gewölbt ist. Entsprechend wurden die Durchfahrtsgewölbe verlängert, die so zu wahren Tunneln werden. Es gibt deren solche von mehr als 50 Schritt Länge. Im Allgemeinen kann man sagen, dass das Zipser Haus heute keinen klaren Abschluss hat. Das fortdauernde Bestückeln und Flicken lässt keinen organisirten Abschluss aufkommen. In diesem Gange befindet sich häufig in der Stadt in einer Nische der Wasserkessel. Dann wechselt aber auch der Herd in der Küche, der Ofen in der Stube und der Backofen den Platz. Es gilt eben das Princip, dass alle Feuerungen von derselben Stelle aus erfolgen.

Auffallend sind in den Steinhäusern die vielen Nischen in den Wänden. Diese sind etwa 40 cm hoch, 30 cm breit und 20 cm tief. Sie liegen theils Thüren gegenüber, theils rechts und links von einer Thüre oder auch sonstwo. Einen Zweck derselben konnte ich nicht erfahren. Sie sind nicht geeignet, etwas hineinzustellen, da ihr Boden nicht gepflegt, nicht mit einem Brett belegt ist und Alles leicht herausfällt.

In den Stuben der Armen fand ich immer zwischen den Fenstern eine Bank mit Lehnen und vor derselben den Tisch. Dieser steht also weder in einer Ecke noch mitten im Zimmer. Die Anordnung der übrigen Einrichtungsstücke ist nicht so beständig.

Die Trame der Decke liegen immer parallel der Fensterseite, da die Stuben stets mehr tief als breit sind.

3. Das Vollhaus.

Auffallend sind die Doppelhäuser. Zuerst fand ich, dass zuweilen zwei Nachbarhäuser ein gemeinsames

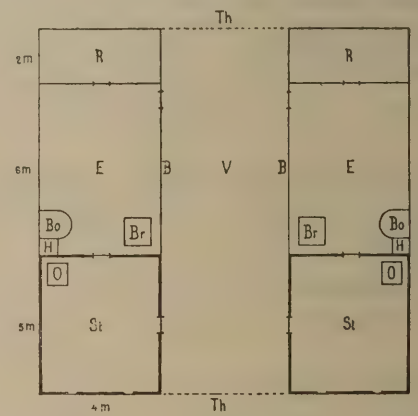


Fig. 16. Doppelhaus von 1858, zwei Herren gehörig. *St* Stube, *V* Vorhaus, *E* Estrich, *R* Wohnraum (vermiethet), B_1 Brunnen, *Bo* Backofen, *H* Herd, *O* Ofen, *B* Bretterwand bis zur Gleiche. Das Ganze mit einem Dach überdeckt.

Dach hatten, dessen First zumeist der Gasse parallel lag. Da der Dachraum keinerlei Scheidewand enthält, communiciren beide Häuser durch den Dachraum. Dann fand ich Häuser mit aneinander stossender Durchfahrt und sehr mangelhafter Scheidewand; ebenso fand ich, dass solche Nachbarhäuser mit gemeinsamem Dache einander Räume abtreten Weiters fand ich, dass zwei Nachbarn, die etwa nach einem Brande ihre Häuser gleichzeitig bauen wollten, zwei ganz symmetrische Häuser mit gemeinsamem Vorhause und gemeinsamem Dache bauten. Fig. 16 stellt ein solches Doppelhaus in Teplitz dar.

Endlich fand ich in Teplitz sogar ein fünffaches Haus, dessen zwei Vorhäuser zu je zwei Wohnungen

gehörten, während das dritte Vorhaus nur einer Wohnung entsprach.

In diesen Doppelhäusern schlummert, wie ich glaube, die Reminiscenz an ein einstiges, heute fast verschwundenes Vollhaus. Fig. 17 stellt das Haus Nr. 137 in Durand, das erste gemauerte Haus in Durand, dar. Es soll einem besonders reichen Manne gehört haben. Die Thür- und Fensterstöcke waren einst von Stein. Heute haben nur die Dach-

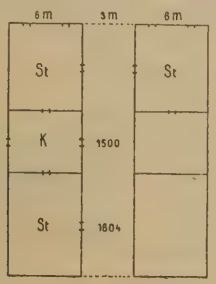


Fig. 17. Herrenhaus in Durand. *St* Stuben, *K* Küche. Der vordere Theil 1500, der hintere Theil 1604 erbaut.

kammern (Vorrathskammern) Steinstöcke. (Fig. 18.) Der vor wenig Jahren entfernte steinerne Thürstock der Küche zeigte die Jahreszahl 1500. A. R. Der hintere Theil des Hauses (Hinterstube) zeigt die Jahreszahl 1604.

Dieses offenbar einheitlich gebaute Haus zeigt das Vorhaus in der Mitte und gleicht äusserlich einem

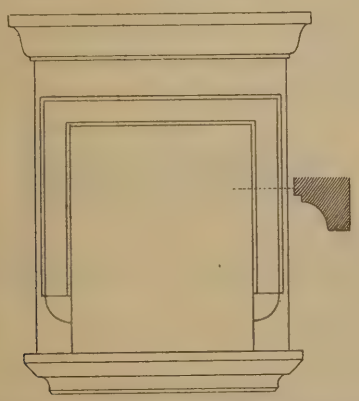


Fig. 18. Steinerner Fensterstock einer Dachkammer in Durand (1500).

Doppelhause. Es ist aber nicht ganz symmetrisch gebaut, da der Küche der einen Seite eine Kammer auf der anderen Seite entspricht.

Das höchste freudige Erstaunen, dessen ich heute noch fähig bin, ergriff mich aber, als ich den ersten Blick in das Gasthaus von Leibitz warf. (Fig. 19 u. 20.) Das Haus ist ein Rechteck von (wenn ich in grosser Eile richtig gemessen habe) 13 m Breite und 28 m Länge, von einem einzigen ungeheuren Dache bedeckt. Rechts und links vom gewölbten Vorhause sind Nutzräume. Von der einst sehr grossen Küche ist der grössere Theil heute als Gastzimmer durch eine Bretterwand geschieden. Sämmtliche Nutzräume sind horizontal gedeckt. Einer davon ist Kuhstall. Auf dem Estriche stehen rechts und links die Pferde; die Krippen sind an der Langseite. Durch sehr hohe

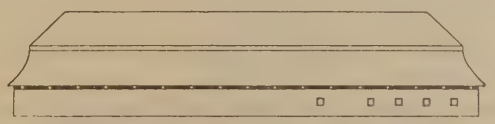


Fig. 19. Einkehrgasthof von Leibitz.

Säulen (Bäume) wird der ungeheure Raum dreischiffig. Stockwerk ist keines vorhanden.

Ebenso disponirt, aber etwas kleiner ist ein Einkehrhof in Kesmark. Dort habe ich im Dachraume auf dem Estriche grosse Heuvorräthe gesehen. Noch kleiner ist das Einkehrhaus in Poprád. Dort ist die Hinterseite (wo die Pferde stehen) der Strasse zu-

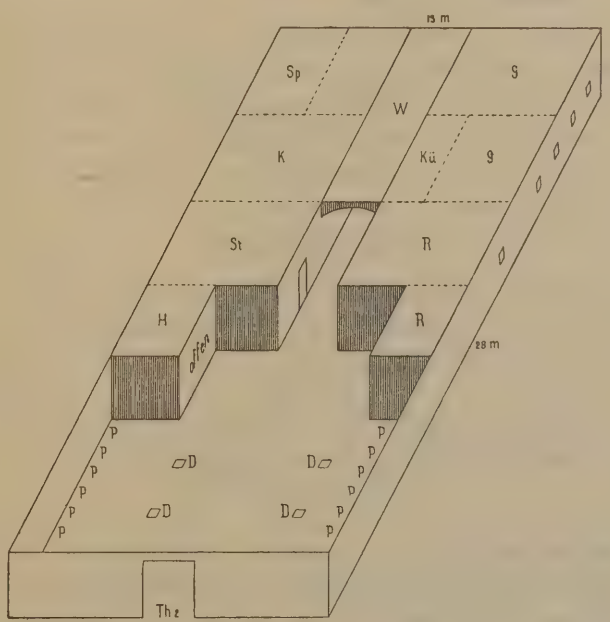


Fig. 20. Einkehrwirthshaus in Leibitz bei abgebrochenem Dache. *G* Gastzimmer, *Sp* Speisekammer, *K* Kammer, *St* Stall, *H* Holzlage (vorne offen), *R* Räume, *W* Wölbung über der Durchfahrt, *P* Pferdestände, jederseits für etwa 10 Pferde, *D* dachtragende Säule (Scheune), Th_2 Hinterthor. Das Ganze von einem Dache überdeckt.

gekehrt. Die Vorderseite ist aber verbaut, da dort unmittelbar das neue Gasthaus „Zum Schützen“ angebaut ist. Das Vorderthor ist aber durch eine Stiege ersetzt, die aus dem Estriche in das Schützenwirthshaus hinauf führt.

Man darf wohl annehmen, dass das alte Landwirthshaus in vielen Fällen das Bild eines alten grossen Wirthschaftshofes darstellt, etwa wie man annimmt, dass die Kirche, der Tempel den Typus des alten Hauses bewahrt. Wenn diese Annahme richtig ist, dann haben die alten Zipser zwei Haustypen gebracht: das Vollhaus mit mittlerer und das Halbhaus mit seitlicher Durchfahrt.

Ein Volk, das Häuser hat wie das Leibitzer Wirthshaus, kennt wohl das Haus, aber kaum den Hof; es braucht keinen Hof.

Mein Staunen stammte wohl zunächst von den Analogien des Einkehrhofes mit dem, was ich einst vom sächsischen Bauernhofe gelesen zu haben glaube. Mein Staunen stammte aber vor Allem daher, dass der ästhetische Eindruck, den man gewinnt, wenn man vom Hinterthore in die Halle blickt, derselbe ist, den eine gewaltige gothische Kathedrale bietet, wenn man durch das Hauptportal zwischen den Thürmen eintritt. Das blendende Licht, das durch das Vorderthor in das Vorhaus einströmt, gibt dabei die Illusion des Altars.

Das Leibitzer Einkehrhaus hat wohl einen Rauchfang; dieser ist aber ganz neu und wohl nur auf eine neue Polizeiordnung zurückzuführen (die übrigens sonst nirgends durchgeführt wird, da kein Fall bekannt ist, dass in Zipsen ein Brand vom Herde ausgegangen wäre).

4. Der Hof.

Von den Hofstellen soll nun gesprochen werden. Wo eine Strassenfront offenbar planmässig angelegt

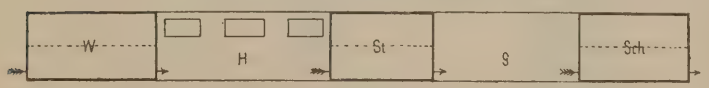


Fig. 21. Hofstelle in Teplitz. *W* Wohnhaus, *H* Hof, *St* Stall, *G* Garten, *Sch* Scheune.

worden ist, dort findet man die Front in etwa 6 bis 7 m breite Flächen getheilt. In dieser Breite ziehen sich senkrecht zur Strassenrichtung die Hofstellen als sehr lange, schmale Streifen hinaus. (Fig. 21.) Das erste Stück des Streifens ist vom Hause besetzt und vom Hausdache vollständig eingedeckt. Es folgt ein etwa 20—30 m langes Stück, das wir Hof nennen könnten; darauf folgt der Stall, der gewissermassen eine Wiederholung des Hauses ist, denn er steht ebenfalls nach der Länge des Streifens, besitzt eine Durchfahrt und sein Dach deckt die ganze Hofbreite. Es folgt der Garten, in dem auch heute noch Gemüse gepflanzt wird, und die Scheune, die an der Hinterstrasse steht. Durch die Durchfahrt des Hauses kann man also heute gar nicht in die Scheuer fahren, da man das Gemüse des Gartens zertreten müsste.

Was ich Hof genannt habe, wird grösstentheils verbaut. Zum Mindesten stehen dort die Schweinekober und die Holzlage, und zwar in der Regel auf derselben Seite des Grundstreifens, auf der Stube, Küche und Stall stehen, um den geraden Durchgang zum Stalle zu ermöglichen. (Fig. 22.) Sehr oft aber findet

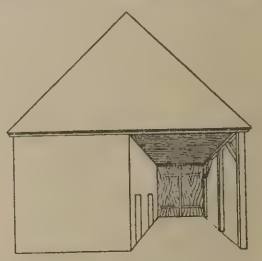


Fig. 22. Stall in Teplitz. Die Durchfahrt ist vorne und an der Seite offen, heute mit einem Thor geschlossen. Das Gebäude nimmt die ganze Breite der Hofstelle ein.

man auf dieser Seite nicht einzelne Objecte, sondern als bauliche Weiterentwicklung eine Verlängerung des Hausdaches, die bis zum Stalle reicht. Besonders in Riessdorf habe ich dieses Entwicklungsstadium schon gesehen. (Fig. 23.) Die weitere Entwicklung ergab sich von selbst. Das Haus des Reichen gleicht dem Hause des Armen in reicher Ausführung. Es besteht aus einem Vordertract, einem Hintertract und einem Seitentract. Fig. 28 zeigt etwa die Hälfte des Seiten-

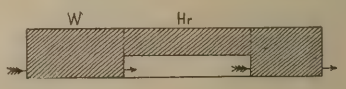


Fig. 23. Hausdisposition in Riessdorf. Wohnhaus, Stall und Hilfsräume sind bereits in einen Complex verschmolzen.

tractes (längs des Hofes) des Fleischer'schen Hauses in Leutschau.

Instructiv sind die alten Häuser in Kaschau, die seinerzeit offenbar als fürstliche Paläste galten. Sie sind ganz nach dem Plane des eben besprochenen verschmolzenen Bauernhauses gebaut, aber mit einem Stockwerke. Hier finden sich die unglaublich tiefen Zimmer. Ich habe aber, wie gesagt, die Untersuchungen abbrechen müssen.

Im verschmolzenen Wirthschaftshause ist der frei gebliebene Hofraum so klein, so schmal, dass er nicht als Hof in's Bewusstsein kommt. Noch mehr verschwindet aber der Begriff des Hofes in wenig

entwickelten Orten, wie in Teplitz. Namentlich Eine Hauszeile zeichnet sich dadurch aus, dass der weite Raum hinter den Wohnhäusern sehr unvollkommen und vielfach gar nicht sichtbar in einzelne Hausstellen abgetheilt ist. Man kann ziemlich frei nach allen Richtungen gehen. Der Platz ist aber übersäet mit einer Menge der absonderlichsten jammervollen Objecte. Das Holz scheint bei den Meisten anderen Objecten entnommen zu sein und die meisten Objecte scheinen den Zweck wiederholt gewechselt zu haben. Es ist unmöglich zu erkennen, welche Objecte Einem Herrn gehören. Der Begriff des Hofes verflüchtigt sich hier, man glaubt auf öffentlichem Grunde zu gehen, auf dem Privatobjecte zerstreut stehen. Von Zipsern habe ich gehört, dass die Verwirrung hinter den Wohnhäusern in anderen Ortschaften noch weit ärger ist (wenn ich recht verstanden habe, namentlich in slavisch gewordenen Orten, d. h. in Orten, die zurückblieben und sich nicht weiter entwickeln konnten). Ich habe mit Leuten gesprochen, denen, so weit ich zu urtheilen vermochte, sowohl das Wort als auch der Begriff des Hofes fehlte.

Während dem Deutschen doch im Allgemeinen als Einheit der Hof gilt, d. i. der eingefriedete freie Platz, auf dem er sich einrichtet, scheint dem Zipser ursprünglich als Einheit das Haus gegolten zu haben, unter dessen Dach er Alles, Wohnraum, Stall, Scheune, Brunnen, vereinigte. Nach Zipsen sind Deutsche aus vieler Herren Ländern gewandert. Die Parcellirung in Hofstellen scheint nicht von denselben Deutschen ausgegangen zu sein, die das von mir behandelte Haus nach Zipsen brachten.

5. Holztechnik.

Die Zipser Deutschen scheinen die Holztechnik einst als Kunst geübt zu haben, was heute nicht der

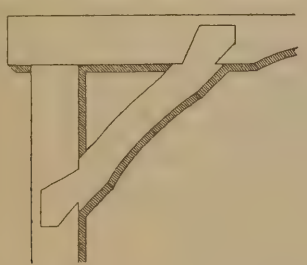


Fig. 24. Reconstruction eines alten Thores in Teplitz.

Fall ist. Die Freude an gewaltigen Balken, die ich an den Blockhäusern in Mähren gesehen habe, findet man in Zipsen nicht. Es sind schwache Bäume verwendet und diese sind unvollkommen behauen; die Kanten sind nicht sauber.

Ein altes Thor in Teplitz ist in Fig. 24 reconstruirt. Die kunstvolle Einfügung des Diagonalbalkens ist heute ganz ausser Gebrauch.

Den Dachträger, Fig. 25 und 27, fand ich ebenfalls, und zwar in sehr schlechtem Zustande, an einem alten Holzhause in Teplitz Ein alter Bindermeister sagte mir, solche Dachträger aus stufenweise über-

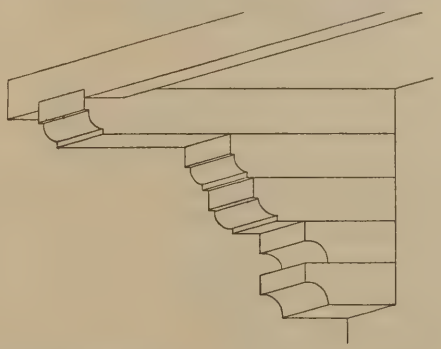


Fig. 25. Vordachträger an einem alten Holzhause in Teplitz.

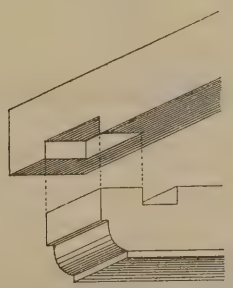


Fig. 26. Balkenverbindung am Vordachträger.

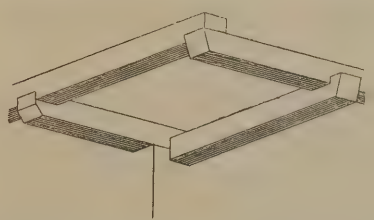


Fig. 27. Balkenconstruction in der vorderen rechten Ecke des Daches des obigen Hauses in Teplitz.

einander vorragenden Balken seien früher an allen Holzhäusern üblich gewesen.

In Leutschau habe ich die Gangträger (Fig. 28 und 29) gefunden. Das ist das einzige architektonische Motiv, das ich ausserhalb Oberungarn noch nirgends gesehen habe. Ich glaube, es ist der Holztechnik entnommen, wie in Fig. 24 angedeutet ist.

In Fig. 30 ist eine in Durand häufig vorkommende Form des Wasserspeiers dargestellt.

Die Balken der Zimmerdecke sind in den alten Häusern in der Regel ornamentirt. So habe ich in einem alten Hause in Poprád die Ornamentirung (Fig. 31) gefunden. In Durand fand ich den Balkenquerschnitt (Fig. 31 und 32) aus dem Jahre 1604. Also so spät noch gothische Reminiscenzen Leider sind alle derartigen Ornamente längst mit einer dicken Kalkschichte incrustirt und oft kaum zu erkennen.

Fig. 28. Steinerne Gangstützen im Fleischer'schen Hause in Leutschau und ihr wahrscheinliches höheres Vorbild.

Fig. 29.

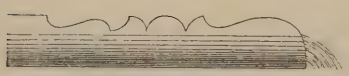


Fig. 30. Wasserspeier in Durand.

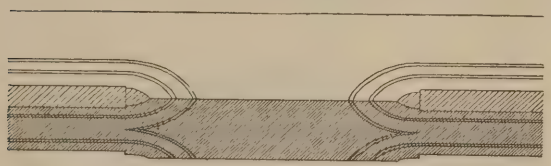


Fig. 31. Deckenbalken in Poprád.

Auf noch eine Zipser Specialität möchte ich die allgemeine Aufmerksamkeit lenken. Es ist dies die Wage an dem Wagen. (Fig. 33.) Diese hat in der Mitte nicht ein Loch, wie sonst auf der ganzen Welt, sondern deren drei. Wenn die zwei Zugpferde nicht gleich stark sind und beispielsweise das linke Pferd das stärkere ist, dann wird der Dorn durch das linke Loch gesteckt; dann zieht das starke Pferd am kürzeren, das schwache am längeren Hebelarm, sie halten sich das Gleichgewicht und die Kraft beider Pferde wird voll ausgenützt. In diesem Punkte kann ganz Europa von den Zipsern lernen.

Haussprüche an einem Deckbalken der Stube waren früher in Zipsen ganz allgemein üblich. Heute sind die meisten unter Kalk vergraben. In Poprád sah ich einen Balken, unter dessen Kalkschichte folgender echte Zipser Spruch verborgen sein soll:

Hab' ich Neider noch so viel,
Gibt mir Gott doch, was er will.

Fig. 32.

Fig. 33.

Fig. 34.

Fig. 35.

In Strazsa soll fast jedes Holzhaus seinen Hausspruch an der Traverse haben. Kein Mensch beachtet sie heute.

In Teplitz ist vor der Kirche ein Haus, an dessen Schmalseite zwei Fenster sind. Das Haus liegt so, dass die Aussicht von diesen Fenstern aus sehr leicht verbaut werden konnte. Zwischen diesen Fenstern ist nun der roh gehauene Steinkopf (Fig. 34 und 35) eingemauert. Die Zunge streckt der Kopf nicht heraus.

Ethnographisches von Berlinhafen, Deutsch-Neu-Guinea[1]).

Mittheilung von **P. Wilhelm Schmidt** (Mödling).

Berlinhafen, der erste Schauplatz unserer Thätigkeit, liegt ungefähr an demjenigen Punkte der Nordküste von Kaiser-Wilhelmsland, wo der 3. südliche Breitegrad und der 142. östliche Längegrad v. Gr. sich schneiden. Seinen Namen hat es von Dr. Otto Finsch erhalten, welcher 1887 im Auftrage der Neu-Guinea-Compagnie diese Gegend besuchte. Es wird gebildet von vier Inseln, welche in einer Entfernung von 3—4 km dem Festlande vorgelagert sind. Diese Inseln haben einen doppelten Namen. Die Geographen benannten sie nach ihren französischen Entdeckern der Reihe nach Sainson, Faraguet, Dondemaine. Die vierte Insel wurde von Dr Finsch Sanssouci genannt. Im Munde der Eingeborenen indess heissen sie in derselben Reihenfolge wie oben: Seléo, Aly, Tamara und Angel. Aly, Seléo und Angel liegen nahe zusammen und bilden den eigentlichen Hafen. Tamara liegt etwa vier Seemeilen abseits nach Westen, doch bietet auch sie, namentlich zur Zeit des Nordwestpassates, den Schiffen genügenden Schutz.

Die Inseln Berlinhafens sind niedrige, flache Eilande. Sie haben mehr eine abgerundete, als eckige Gestalt. Die Insel Angel ist bei weitem die kleinste. Ihr Flächeninhalt beträgt kaum einen Morgen. Die anderen Inseln sind im Durchschnitte je 70 Hektar oder 280 Morgen gross. Der beinahe alleinige Bestand all' dieser Eilande ist Kalkstein, welcher mit einer dünnen Ackerkrume bedeckt ist. An den vor der Brandung geschützten Seiten sind sie von einem breiten Korallenriffe wie mit einem Gürtel umgeben. Bei der Ebbe liegen diese Riffe trocken und die Eingeborenen suchen fleissig Fische, Krebse, Muschelthiere u. s. w. auf denselben Als einzige Anhöhe bemerkt man auf der Insel Tamara einen etwa 80 m hohen Hügel. Zum Meere hin fällt er steil ab. Steht man zu seinen Füssen, welche bereits einige Meter weit vom Meere unterspült sind, so erkennt man in ihm drei Gesteinsschichten, welche plötzlich ansteigen. Die unterste, 20—25 m dick, besteht aus Conglomeraten von Sand und Steinen; die mittlere Schicht besteht aus Basaltblöcken; die oberste wird von Kalksteinen gebildet. Eine sehr lehmhaltige Humusschicht bildet seine Oberfläche, welche einen starken Holzbestand aufweist.

In einer leichten Abdachung, wobei die untere Conglomeratschicht bald nicht mehr zu Tage tritt, zieht er sich etwa 200 m den Strand entlang, bis er steil abfallend plötzlich aufhört.

Fliessende Gewässer gibt es selbstverständlich auf diesen kleinen und steinigen Inseln nicht. Die Eingeborenen decken ihren Bedarf an Trinkwasser, indem sie an niedrigen Stellen in den Boden graben. Sobald der Meeresspiegel erreicht ist, stellt sich Wasser ein, welches, in mässiger Entfernung vom Meere, viel von seinem Salzgehalt verloren hat.

Die Wärme unserer Gegenden ist zum Aushalten. Ich sah in Tamara das Thermometer wohl selten über 33° C. hinausgehen, während es in der Nacht bis gegen 20° fallen kann. Der nackte Fussboden ist selbstverständlich den Wirkungen der Sonnenstrahlen am meisten ausgesetzt; in Spatentiefe fühlt er sich an wie warmes Wasser, und der Küstensand erwärmt sich derart, dass man ihn mit blossen Füssen nicht betreten kann und selbst Hunde und Hühner ihm schleunigst enteilen.

Man erwartet mit Recht, dass es in einem so warmen Lande auch viele, vielleicht tägliche Gewitter gebe. In der That vergeht auch wohl kein Tag, dass drüben am Torricelli-Gebirge, welches unseren Gesichtskreis auf dem Festlande begrenzt, sich schwarzgraue Gewitterwolken durcheinanderschieben und grelle Blitze die Luft durchzucken. Aber als ob diese Unwetter das Meer fürchteten, kommen sie nur sehr selten bis an die Küste, und fast nie entladet sich eines

[1]) Der nachfolgende Bericht stammt aus der Feder meines Mitbruders, des P. Vormann, S. V. D., der seit August 1896 als Missionar in Berlinhafen wirkt Der Bericht erschien zuerst in den „Katholischen Familienblättern" in Frankenstein, Preuss.-Schlesien. Da er mir werthvolles ethnographisches Material zu enthalten schien, glaubte ich ihn durch eine Umarbeitung auch für die „Mittheilungen" passend verwerthen zu können. Diese Umarbeitung besteht indess nur in der Weglassung einiger für eine wissenschaftliche Zeitschrift weniger bedeutsamen Passus und in der Hinzufügung einiger Daten aus Briefen desselben Missionars; im Uebrigen ist der Wortlaut vollständig gewahrt geblieben. Da augenblicklich der Obere der katholischen Mission von Deutsch-Neu-Guinea, der hochw. apostolische Präfect P. Limbrock, S. V. D , in Oesterreich weilt, so hat derselbe auf meine Bitten den Bericht auch noch seiner Durchsicht unterzogen; er fand zwar nur wenig zu ändern, das Ganze aber hat so die Bürgschaft doppelten Zeugnisses. Zusätze von meiner Seite sind in Klammern [ ] gesetzt worden.
St. Gabriel, Mödling. P. W. Schmidt, S. V. D.

über den Inseln. Die Eingeborenen empfangen den rollenden Donner mit lautem Geschrei, sie fürchten sich gar nicht vor dem Gewitter und wissen vom Zünden eines Blitzstrahles nichts zu erzählen.

Zwischen Neu-Guinea und den Inseln Mikronesiens wechseln jährlich zwei Monsunwinde ab; der eine kommt vom Südosten, der andere vom Nordwesten. Beide Winde üben auf das Leben der Eingeborenen grossen Einfluss aus. In der Zeit des Südostes, wo das Meer spiegelglatt und die Tage sonnig sind, bemächtigt sich der Eingeborenen die Wanderlust. Eine Reise an die andere reihend, eilen sie mit ihren primitiven, aber nicht unpraktischen Fahrzeugen von einer Insel zur anderen, von einem befreundeten Stamme des Festlandes zum anderen. Selbst Weiber und Kinder duldet es dann nicht zu Hause, das Wandern ist auch ihre Lust. Hauptsächlich gelten diese Reisen dem Handel, die Inselbewohner sorgen auch für Nahrungsvorräthe für schlechtere Zeiten. Im Nordwest dagegen hat das Leben der Eingeborenen ein ganz anderes Bild. Wenn ihre Vorräthe gut geborgen, pflegen sie der Ruhe, werden dabei wohl auch manchmal übermüthig, wie ja der Müssiggang stets aller Laster Anfang war. Jetzt kommen auch Festlichkeiten an die Reihe. Diese Festlichkeiten, bei denen viel getanzt, gesungen, gegessen und die ganze Nacht durchgeschwärmt wird, scheinen ihrer Bedeutung nach Erntefeste zu sein; denn sie werden der Reihe nach veranstaltet auf Kosten eines der Angesehensten. Oft, wenn der Nordwestwind sich gar nicht legen will, hört man auch dumpfe Trommelschläge, mit denen der Unhold beschwichtigt werden soll. Die Nordwestzeit ist die Zeit des Unterrichtes, in der Südostzeit gibt es keine Stabilität.

Wie man aus dem Vorigen entnehmen kann, haben wir hier zwei Jahreszeiten, eine Regenzeit und eine trockene Zeit. Die Regenzeit ist aber nicht derart, dass es beständig regnete. In der vorigen Regenzeit brauchten wir nur einige Tage von der Arbeit abzustehen, während beinahe jede Nacht schwere Regenschauer niedergingen. Schlechte Jahreszeit wird auch die Regenzeit genannt, weil sie und namentlich die Uebergangszeiten ungesund sind. Die trockene Jahreszeit darf auch nicht so aufgefasst werden, als wenn es alsdann gar nicht regnete; es regnet dann ebensoviel wie in Deutschland im Sommer.

Die Regenzeit und namentlich die Ausdünstung des Meeres geben der Atmosphäre einen hohen Feuchtigkeitsgehalt. Zeugniss dafür legen ab die starken Niederschläge der Nacht und die Verrostung aller eisernen, stählernen und vernickelten Gegenstände. Eiserne Behälter, Ketten u. s. w. sind in kurzer Zeit durchgerostet. Gewehre müssen stets mit Vaselin eingefettet sein, sonst werden sie bald unbrauchbar. Tafelmesser und Gabeln müssen jeden Tag mit Sand gescheuert werden, sonst kann man sie nicht vorlegen. Diese Feuchtigkeit der Luft wird für grössere Anlagen ein Hinderniss sein.

Wie steht es mit dem Einflusse der klimatischen Verhältnisse auf die Gesundheit der Menschen? Uns Europäern, die wir gewöhnt sind, durch leichtere oder wärmere Kleidung, durch entsprechende Wohnungsverhältnisse u. s. w. uns zu schützen, thut das Wetter und seine Veränderungen nicht viel. Anders ist es bei den Eingeborenen. Diese entbehren der Kleidung, guter Wohnung, sie schlafen auf dem Boden und sind so allen Veränderungen der Witterung preisgegeben. Daher leiden sie oft an Bronchial- und Lungenkatarrh, an Seitenstechen und Rheumatismus und anderen Erkältungserscheinungen.

Was die Pflanzenwelt anbetrifft, so ist hier von der Herrlichkeit der Urwälder des Festlandes noch wenig zu merken und das wenige Hochholz der Inseln nimmt sich gegen unsere deutschen Eichen und Buchen erbärmlich genug aus. Lianen und allerhand schmarotzende Pflanzen von üppigem Wuchse umranken freilich die Kronen der grössten Bäume; sie schaffen schattige Haine, in die kein Sonnenstrahl eindringt und die so der rechte Aufenthaltsort für zahlreiche Mosquitos sind.

Ebenso arm wie die Flora ist auch die Fauna Berlinhafens. Ausser einigen kleinen Vogelarten, die aber nicht singen, gibt es eine Art Krähe, eine Art Seeadler und zahlreiche Tauben von schwarzweisser Farbe. Diese Tauben fliegen jeden Morgen zum Festlande, um sich Nahrung zu suchen; am Abend kommen sie getreulich wieder. Sie sind etwas grösser wie Haustauben, ihr Fleisch ist vorzüglich. Die Eingeborenen sind auch im Besitze von Hühnern. Dieselben sind nicht viel grösser als ein deutsches Rebhuhn und führen ein kümmerliches Dasein, da sie von ihren Eigenthümern nicht gefüttert und gepflegt werden. Das grösste Säugethier dieser Inseln ist der Haushund der Eingeborenen. Derselbe ist von Gestalt und Grösse einem Fuchse ähnlich. Die Leute halten ihn mehr zum Vergnügen und gelegentlich zur Nahrung, als zu besonderen Diensten. Wachen und Bellen ist nicht seine Sache, wohl aber kann er heulen wie ein Schakal. Ausgehungert ist er ein dreister Räuber. Ratten und Mäuse sind zahlreich vertreten und mit

grosser Frechheit ausgerüstet; sie machen sich an den Menschen heran und zernagen ihm die Haut an Kopf und Füssen. Seit einem Jahre besitzen wir einige Katzen, die sich bereits vermehrt haben; dieselben erfreuen sich grosser Popularität. Von dem, was sonst noch „kreucht und fleucht", sind der fliegende Hund und das fliegende Eichhörnchen einigermassen interessant. Giftige Schlangen kommen nicht vor, und ausser von Mosquitos, Schnacken und weissen Ameisen wird man nicht viel belästigt. Letztere sind den Bauten besonders schädlich. Haben sie sich einmal in einem Hause festgesetzt, so sind sie nicht mehr zu vertilgen, das Haus wird bald baufällig und stürzt zusammen.

Den Eingeborenen dient fast jedes Lebewesen zur Nahrung. Alle Vögel und Säugethiere, aber auch Eidechsen, Heuschrecken und Frösche werden verzehrt. Die Zubereitung ist einfach. Man legt das Thier in's Feuer und bratet es halbgar; die Eingeweide werden stets mitgegessen.

Die Gesammtbevölkerung Berlinhafens (die allernächste Umgegend unserer Missionsniederlassungen) mag sich auf 2600 Seelen belaufen. Auf die Insel Tamara kommen 700, auf Seléo 200, auf Aly 800 Bewohner. Den angrenzenden Küstenstrich des Festlandes bewohnen etwa 1000 Menschen. Ich rechne Aly noch als bevölkert hinzu; denn es ist Hoffnung vorhanden, dass die jetzt [in Folge des bekannten Strafzuges der „Möve" am 14. April 1896] nach allen Winden zerstreuten Bewohner derselben nach Jahresfrist zurückkehren dürfen.

Die Eingeborenen wohnen in Dörfern zusammen, deren durchschnittliche Einwohnerzahl 150 Personen betragen mag. Auf jede Familie fallen im Durchschnitt 4 Personen: Vater, Mutter und zwei Kinder. Hieraus darf man jedoch nicht auf die Anzahl der Häuser schliessen. Auf den raumbeschränkten Inseln nämlich kommt es wohl vor, dass zwei Familien in einem Hause wohnen. Besonders beliebt ist dieses „Zusammenziehen" dann, wenn von der einen Familie der Vater, von der anderen die Mutter gestorben ist und keine erwachsenen Mädchen vorhanden sind. Dann hat nämlich der Witwer Niemand, der für ihn kocht und den Haushalt führt. Er lässt deshalb gerne eine Witwe bei sich einwohnen, und diese ist froh, dass sie Jemand hat, der ihr Fische fängt und Sago verschafft. In anderen Dörfern, namentlich auf dem Festlande, wo Raum in Fülle ist, stehen oft Häuser leer oder werden von einem Eingeborenen bewohnt.

Im Allgemeinen halten sich, wie es scheint, das männliche und das weibliche Geschlecht das Gleichgewicht. Zur Gewinnung eines besseren Bildes folgt die Statistik des Dorfes Vokan auf dem Festlande.

Eheleute	60	(30 Paare)
Witwer	10	
Witwen	10	
Junggesellen . .	2	
Jünglinge . . .	6	
Jungfrauen . . .	10	
Kinder	50	
Greise	3	
Greisin	1	
	151	Personen,
Häuser	52	

Die Bevölkerung dieser Gegenden ist wohl auch wegen der Krankheiten der letzten Jahre in Abnahme begriffen. Jede Familie zählt im Durchschnitt nur zwei Kinder; Geburten und Todesfälle stehen sich demnach gleichzählig. Nehmen aber durch Krieg, ansteckende Krankheit und Aehnliches die Todesfälle überhand, so bedeutet das Verluste, die niemals wieder ausgeglichen werden. Die geringe Fruchtbarkeit der Ehe mag wohl in der allgemeinen Schlaffheit, die das tropische Klima erzeugt, einerseits und in der Barbarei dieser Völker andererseits ihre Ursache haben. Die Leute tragen keine Kleider, haben keine Betten und keine guten Häuser und sind so den Unbilden der Witterung schutzlos preisgegeben. Ihre hauptsächlichste Nahrung bilden Sago und Knollengewächse, die beide wohl den Magen füllen und schwammiges Fleisch erzeugen, aber keine Kraft verleihen. Dazu kommt dann noch der Müssiggang und ein zielloses in den Tag Hineinleben. Sie entbehren aller Annehmlichkeiten des Lebens, aller Gewerbsthätigkeit und allen Strebens. Sie sind auf vollständige Bedürfnisslosigkeit herabgesunken. Eine derartige Schlaffheit und Energielosigkeit muss ja auf den ganzen Organismus und dessen Lebenskraft lähmend wirken.

Ohne Zweifel werden diese Völker mit der Zeit wohl aussterben, wenn es der Colonisation und Missionsthätigkeit nicht gelingt, ihnen durch vortheilhafte Cultur neue Lebenskraft einzuhauchen. Ich will einige Beispiele anführen, aus denen man entnehmen kann, wie die Bevölkerung abnimmt. Das Dorf Seléo auf der gleichnamigen Insel zählte noch im Jahre 1893 400 Einwohner. Da traten die Pocken auf; kurze Zeit nachher entstanden Feindseligkeiten

mit der Insel Aly, in denen einige Seléoleute das Leben einbüssten und andere zogen anderswohin. So ist es gekommen, dass jetzt nur noch 200 Seelen in dem Dorfe wohnen. Die Insel Aly verlor durch den Strafzug der „Möve“ viele Leute, indem Einige erschossen wurden, Andere in den Meeresfluthen ihr Grab fanden. Die Verluste bleiben dauernd. In Tamara ist ein Dörfchen Namens Anapaess [= „Haus (anő) der Feuerstelle“ (päs)]. Ausser den Eheleuten gibt es dort nur drei bis vier erwachsene Mädchen und ein halbes Dutzend kleiner Kinder, die fast alle von der Hautkrankheit des Ringwurmes befallen sind. Jünglinge fehlen ganz. Die erwachsenen Mädchen sind gezwungen, nach auswärts zu heiraten; die Alten sterben dahin und die wenigen Kinder, die gröss werden, werden nicht im Stande sein, das Dorf aufrecht zu erhalten. Sobald man es nur betritt, sieht man ihm auch schon seinen Verfall an.

Die verschiedenen Stämme der Eingeborenen wohnen getrennt, und jeder spricht seine eigene Sprache. In ihren Sitten und Gebräuchen aber weichen sie nur wenig von einander ab. Hier wohnen folgende Stämme: Die Tumleo-Leute auf Tamara, die Aly-Leute auf Aly, die Seléo-Leute auf Seléo. Den Küstenstrich des Festlandes bevölkern die Leming-Leute. Obwohl der Neuling an dem Einzelnen dieser Stämme keinen Unterschied im Aeusseren wahrnimmt, findet der aufmerksame Beobachter doch bald manche Eigenthümlichkeiten heraus, aus denen er mit Sicherheit auf die Stammeszugehörigkeit schliessen kann. Besonders stark prägen sich solche Eigenthümlichkeiten in der Kinderwelt aus. In Seléo z. B. haben die Kinder ein bildschönes Gesicht mit abgerundeten, angenehmen Zügen; ihr Wuchs ist schlank und stark, ihr Benehmen schüchtern. In Tamara dagegen findet man lange nicht so ansprechende Kindergesichtchen; die meisten Kinder sind klein und schmächtig, doch sind sie ungemein munter und lebhaft. In Leming, auf dem Festlande, endlich gibt es kaum das eine oder andere schöne Kind; fast alle haben dicke Köpfe mit frühreifem Gesichtsausdruck; sie sind unbescheiden im Bitten, zum Spotten geneigt, auf's Haben bedacht, und kaum kann man ihnen ein herzliches Lachen abgewinnen.

Im Grossen und Ganzen aber tragen alle Eingeborenen dieser Gegenden dasselbe Gepräge. Die Haut ist dunkelkraun wie Chocolade. Bei einzelnen geht die Hautfarbe auffallend in's Gelbliche über; vielleicht liegt hier malayische Abstammung vor. Die Körperlänge und -Breite steht im Durchschnitt hinter europäischer Mittelmässigkeit zurück. Musculös können sie auch nicht sein, da weder durch Arbeit noch durch Leibesübungen ihre Muskelkraft gestählt wurde. Das Haupthaar ist dicht, kraus und wollig von nicht ganz pechschwarzer Farbe. Weiber und Kinder tragen es kurz geschoren, nur lassen die Mädchen gern einen Scheitelkamm von 2—3 cm Höhe stehen. Jünglinge lassen es nicht länger werden als 3—4 cm, während die Männer eine grosse Perrücke tragen, die oft den ganzen Kopf einhüllt. Durch das Auftragen von Cocosöl und Lehm geben sie derselben allerlei Formen; jeder Stamm hat seine eigene Form. Den hinteren Theil der Perrücke binden sie oft, namentlich beim Tanze, zu einem Schopfe zusammen. Natürlich geht niemals ein Kamm durch diese verwickelten und zusammengeklebten Haare, so dass die Perrücke der beliebteste Aufenthaltsort für unzählige kleine Wesen ist. Bisweilen fällt diese Perrücke auch bis auf die Mitte des Rückens herunter. Doch sind auch hier die Haare stets kraus. Schlichthaarige scheinen überhaupt nicht vorzukommen. — Das Barthaar ist spärlich und flaumig. Die meisten Männer rasiren das Kinn. Instrument dazu ist ein Glasscherbe, früher war es eine scharfgeschliffene Perlmutterschale. Selbstverständlich wird das Barthaar auch nicht lang; doch trifft man noch lange künstliche Bärte. Diese erzielt man durch Ankleben fremder Haare an die Barthaare. Klebemittel ist die Mischung aus Cocosöl und Lehm, die dick aufgetragen wird und mit den Haaren zu einem Kuchen zusammentrocknet. Ein solcher Bart erinnert dann lebhaft an die Schwanzquaste eines bekannten Hausthieres zur Winterszeit. Obwohl sich also der Bart wenig entwickelt, hat er doch seine Bedeutung. Man sieht ihn an als ein Zeichen der Männlichkeit und kein Jüngling heiratet, bevor der Bart wächst.

Die Stirne, oft halbverborgen unter der Haarperrücke, ist ziemlich hoch, fällt von den Seiten nach oben hin etwas bei und zeigt nicht selten Höcker. Das Auge ist schwarz, von mattem Glanze. Die Nase ist in den meisten Fällen breit und platt, doch auch wohl gebogen. [Also auch hier Spuren des so vielfach, sowohl im Süden, in der Torresstrasse, sonst an der Ostküste und im Norden, im holländischen Antheil, bemerkten „jüdischen Typus“.] Die Leute von Tamara durchbohren die Nasenwand, um ein Stein- oder Rohrstäbchen durchzustecken. Die Ohren sind nicht besonders gross, die Ohrläppchen durchlocht; allerlei Kleinigkeiten bilden den

Ohrschmuck. Der Mund ist ziemlich breit, die Lippen etwas wulstig und leicht geröthet. Die Zähne sind klein und nach vorn geneigt; in vorgerückteren Jahren sind sie durch fortwährendes Kauen der Betelnuss ganz schwarz und abgeschliffen.

Von den geistigen Fähigkeiten unserer Kanaken lässt sich nicht viel sagen. Bei dem Mangel allen höheren Lebens können dieselben nicht besonders ausgebildet sein. Der stumpfsinnige Gesichtsausdruck der Alten zeigt schon ihre geistige Beschränktheit. Die Kinder sind lebhafter, doch flatterhaft. Das zeigt sich so gut in der Schule. Eine Fliege an der Wand kann ihre ganze Aufmerksamkeit fesseln, um im nächsten Augenblicke von einem ebenso unwichtigen Ereignisse fortgerissen zu werden. Da muss der arme Lehrer seine Stimme vielfach moduliren, dann laut schreien, dann leise sprechen, dann erst einen Träumer beim Namen rufen, auf die Bank schlagen und auf den Boden stampfen, nur um die Kinder bei der Sache zu halten. Grossen Dienst leisten im Unterrichte bildliche Darstellungen. Besondere Vorliebe zeigen sie auch für Gesang und Musik, und die Gesangstunde ist immer der Glanzpunkt des ganzen Unterrichtes. Für die Wahrheiten des Christenthums zeigen auch die Alten bisher eine ziemliche Empfänglichkeit; mit dem Verstehen und Behalten geht es allerdings schon nicht mehr so gut, wie bei den Kindern. Wir gewannen ihr Zutrauen auch durch die medicinischen Kenntnisse, welche zwei von unseren Missionaren besassen. Wunden und Geschwüre gibt es hier in Menge, und so kommen die Eingeborenen schon von weit her, um ihr Leid zu klagen und Pflege und Heilung zu finden.

Das Temperament der Eingeborenen ist im Allgemeinen das des Phlegmas. Es muss ihnen das Wasser schon an der Kehle sitzen, ehe sie sich regen. Den Arbeiten, Festlichkeiten und Gebräuchen von altersher kommt man nach; Neues wird nicht eingerichtet. Krankheiten und Todesfälle drücken sie nur wenig nieder, wofern sie nur mit dem Leben davonkommen. Ob ihre Arbeiten Erfolg haben oder nicht, immer sind sie gleich unverdrossen. Aus diesem Phlegma erklärt sich auch ihre Friedensliebe. Sie ziehen nicht gerne in den Streit, es muss erst ihr Leben oder Eigenthum bedroht sein. Raubzüge, Sclavenjagden, Frauenraub u. s. w. kommt hier selten vor. Sie sind auch mit dem zufrieden, was sie haben. Niemals bestiehlt oder übervortheilt ein Kanake den anderen. Die allerhand merkwürdigen und nützlichen Sachen der Europäer indess reizen sie doch etwas. Um diese zu erhalten, zeigen sie sich als schlaue Händler, selbst als gewandte Betrüger und Spitzbuben. Zornig werden sie nicht leicht. Doch kann zuweilen ein geringfügiger Umstand, ein unbedachtes Wort hinreichen, ihren Zorn unbändig auflodern zu lassen; ohne Weiteres greifen sie dann zu Pfeil und Bogen, um ihren Gegner zu durchbohren. Ebenso schnell ist dann aber auch der Zorn wieder verraucht, und es erfolgen dann oft selbst Ausdrücke des Bedauerns, dass sie sich so hinreissen liessen. Mehr als zartfühlend sind sie gegen körperliche Schmerzen. Wie zimperlich doch oft ein gesetzter Mann thut beim Verbinden einer Wunde! Vor Schlägen fürchten sie sich sehr und nehmen es uns übel, wenn wir dem Hunde einige wohlverdiente Streiche geben. Von Erziehung mit der Ruthe ist bei ihnen deshalb nicht die Rede.

Dieses Charakterphlegma hat sein Gutes und sein Nachtheiliges für die Civilisirung dieser Völker. Sein Gutes, indem sie sich dem weissen Herrn und seinen Anordnungen willig fügen; sein Nachtheiliges, indem sie für die Güter der Cultur wenig Interesse haben.

Eine hervorragende Leidenschaft wüsste ich kaum zu nennen. Vielleicht kann man sagen, dass sie die Betelnuss leidenschaftlich kauen. Von diesem Genusse können sie sich nicht gut trennen. Die Betelnuss sammt den Ingredienzien, Pfeffer, bittere Blätter und Kalk, sind ihre steten Begleiter. Der Kalk, zu Staub geschlagene Korallensteine, befindet sich in einer ausgehöhlten, birnenförmigen Baumfrucht. Aus dieser wird er mit einem spitzen und angefeuchteten Stäbchen herausgeholt und zum Munde geführt. Dieses Stäbchen hat eine Reihe Kerben eingeschnitten, so dass sie durch festes Reiben an der Oeffnung der Schale ein weit vernehmbares Geräusch machen können. Durch dasselbe machen sie sich auch gern bemerkbar, wenn sie hinter Jemand herkommen und ihn einholen. Betelnuss, Pfeffer, Blätter und Kalk bilden bald eine Praume. Der Mund füllt sich mit rothem Safte, der dann gar nicht anständig ausgespieen wird. Die Stelle, wo so ein kauender Kanake längere Zeit gesessen hat, ist durch rothe Speichelmerkmale erkenntlich. Wer dieselben zum ersten Male sieht, meint, dort sei ein Thier geschlachtet worden. Frauen kauen auch die Betelnuss gerne, doch sieht man sie weniger bei diesem Geschäfte, wohl deshalb, weil sie seltener müssig gehen. Kinder, die noch keine Bekleidung tragen, dürfen sich auch noch keine Praume zurechtmachen. Dafür werden sie dann aber

oft durch die Grossmuth der Alten beglückt, die ihnen auf Wunsch bereitwilligst ihre eigene ablassen. Weit entfernt aber, ihnen dieselbe mit der Hand darzubieten, schieben sie dieselbe mit der Zunge zwischen die Lippen, von wo sie dann die Kinderhand begierig herausnimmt.

Eines der grössten Hindernisse für eine energische und umfassende Missionsthätigkeit, wie überhaupt für jeglichen Verkehr mit den Eingeborenen ist die wahrhaft babylonische Verwirrung der Sprachen, die hier herrscht. Auch hier in dem engen Umkreis von Berlinhafen haben wir gleich mehrere Sprachen. Die Bewohner der Inseln reden allerdings nur einen Dialect der Tamara-Sprache [der indess, wie mir der hochw. Herr Präfect sagt, auf den einzelnen Inseln so verschieden ist, dass eine Verständigung von Bewohnern verschiedener Inseln sich nur schwer vollzieht]. Doch sprechen die Bewohner des ganz nahen Festlandes eine vollständig verschiedene Sprache, wie folgende Beispiele zeigen mögen.

Tamara	Leming
Ich auẽo	{kum {kibin
Du jiji	tji
er jéï	rónen
1 pámata	alpan
2 pálo	vië
3 pátul	viëngo
Himmel atĩr	anago
Sonne ŏs	guanu
Norden alluvŭt	ova
Süden allinsŏs	atogo
Osten allulí	nala
Westen allumaul	númul
Wasser riẽn	oul
Feuer jẽb	ni
Hund aun	pälen
Vater ẽïtja	guan
Mutter ãma	nue
Kind natun	nagom
Meer sẽis	njuo

Im Laufe der guten Jahreszeit kommen die Arol-, Matol-, Anal-, Pultalu-Leute und Andere zum Besuche und Handel nach Berlinhafen. Die gegenseitige Verständigung unter all' diesen Leuten geschieht dann durch Dolmetscher, da in jedem Stamme einige Individuen sind, welche mehrere Sprachen sprechen.

In Bezug auf ihre grammatikalischen Formen sind die hiesigen Sprachen die Einfachheit oder, besser gesagt, die Armuth selber. Sie haben keinen Artikel, keinen Geschlechtsunterschied, als nur in den Eigennamen; keine Zeichen für die Mehrzahl — wenn der Gedanke es absolut fordert, setzt man ein Wort = „viel" oder „einige" zum Substantiv oder Fürwort [gibt es bei letzterem wirklich keine eigentlichen Pluralformen?]. Ferner besitzen sie keine Declination und Conjugation [?], nur ein Zeichen für die vollendete Vergangenheit; keine Vor- und Bindewörter als nur das Wörtchen „und"; sie entbehren endlich sehr vieler Umstandswörter. Demnach sind die Sprachen nur eine lose Zusammenstellung mehrerer Wörter; z. B. „ich sah Dich in Deinem Hause" heisst in der Lemingsprache: kum maetae tji non nagol tji. Wörtlich heisst das: „Ich sah Dich in Haus Dein"; es könnte auch ohne Zusammenhang heissen: „Ich sehe Dich in Deinem Hause", „ich werde Dich in Deinem Hause sehen". Sicherlich gibt es aber allerhand Eigenthümlichkeiten, die jene fehlenden grammatikalischen Bildungen ersetzen und einen richtigen Ausdruck der Gedanken ermöglichen, nur kann man dieselben nicht erfragen, sondern muss sie dem täglichen Verkehre ablauschen. Eine Eigenthümlichkeit z. B. sind die, wie es auf den ersten Blick erscheinen könnte, bedeutungslosen und unbetonten Vor- und Nachsilben, durch welche man die Wörter ausschmückt. In der Lemingsprache heisst „kommen" „nara", oft sagt man „panara"; „bleiben", „sein" heisst „van", oft sagt man auch „vanpa" oder „vanpu", „reden" heisst „napi", häufig „kanapi" u. A. Eine andere Eigenthümlichkeit ist die Veränderung der Anfangsconsonanten der Zeitwörter, die aus Wohlklangsrücksichten zu erfolgen scheint. So z. B. sagt man:

kum man	ich bleibe,
kibin kan	„ „
tji nan	du bleibst,
ronon nan	er bleibt,
nue van	die Mutter bleibt,
kum mago	ich esse,
kibin kago	„ „
tji nago	du issest,
ronon nago	er isst,
valman jago	wir essen,
(jago gnotu	Cocosnüsse essen).

[Es ist das eine ganz eigenthümliche, interessante Erscheinung, die, soweit meine Kenntniss reicht, sich bei keiner der hier in Betracht kommenden Sprachen sonst findet. Aus den vorliegenden Beispielen (siehe auch den vorhin angeführten Satz: kum maetae etc.) lassen sich schon einige Regeln ableiten: kum (= ich)

fordert Beginn des Verbalthemas mit m (kum maetae, kum man, kum mago); kibin (= ich) fordert k (kibin kan, kibin kago), tji (= du) mit n (tji nan, tji nago), ebenso ronon (= er) (ronon nan, ronon nago); für valman (= wir) liegt nur das eine Beispiel valman j a g o vor, so dass sich nichts Sicheres darüber sagen lässt; da aber gleich darauf als absolute Form j a g o gnotu (= Cocosnüsse essen) angegeben wird, so scheint sich zu ergeben, dass nach valman überhaupt keine Veränderung erfolgt. Aehnlich steht die Sache bei dem einzigen Beispiel, wo ein Substantiv das Subject ist: nue van (= die Mutter bleibt), denn auch hier ist van gleich der vorher als absolut (= „bleiben“) angegebenen Form. Somit scheint die Veränderung des Verbalstammes nur nach Pronomina und nur bei den Singularformen derselben sich zu vollziehen Worauf diese Erscheinung beruht, ist nicht recht klar; dass es Wohlklangsrücksichten seien, wie mein verehrter Mitbruder meint, ist allerdings bei kum mit m und ronon mit n wohl annehmbar, weniger aber ersichtlich ist es bei kibin mit k und tji mit n. Umfangreicheres Material wird, wie zu hoffen steht, mehr Klarheit in die Sache bringen.] In den hier dargelegten Sprachverhältnissen zeigt sich dasselbe, was für einen grossen Theil Neu-Guineas als Regel aufgestellt werden kann: auf den Küsteninseln (theilweise auch noch an der Küste selbst) Sprachen, die zur melanesischen Familie gehören, an der Küste, jedenfalls etwas weiter im Inneren, eigentliche Papuasprachen. Das Leming, soviel lässt sich schon aus dem geringfügigen hier vorliegenden Material mit absoluter Sicherheit sagen, gehört zu den eigentlichen Papuasprachen. Die Beweise dafür sind: 1. die wurzelhafte Verschiedenheit der Wörter des Leming von den Wörtern der anderen hier in Betracht kommenden Sprachen, der melanesischen und malayo-polynesischen. Ich habe zur Vergleichung herangezogen: für die melanesischen Sprachen das Vocabular in Codrington's The Melanesian Languages, S. 39 ff., dann Sydney H. Ray's, Comparative Vocabulary of the dialects of Brit. New-Guinea; für das Malayische und Polynesische: Turner, Samoa, S. 354 ff., Wallace, The Malay Archipelago, II, S. 296 ff., und H. v. Rosenberg, Der Malayische Archipel, S 598 ff. Hier ist die Abweichung durchgängig; nur bei „Wasser“ = oul könnte man in Buginese (bei Wallace) uwal, anderswo waili, wehl, wai Anklänge suchen wollen, und vielleicht könnte Jemand auch „Meer“ = njuo mit Jabim gue in Verbindung bringen wollen, indess käme das, selbst wenn es statthaft wäre, gar nicht in Betracht gegenüber der überwiegenden Anzahl abweichender Wörter. Ausschlaggebend aber sind die Pronomina; schon ihre äussere Form: kum oder kibin = „ich“, tji = „du“, ronon = „er“, valman = „wir“ stimmt in nichts mit der Form der melano-malayo-polynesischen Pronomina überein. Des Weiteren fehlen die für den melano-malayo-polynesischen Sprachstamm so charakteristischen Bildungen des plur. exclusivus und inclusivus, da ja valman ganz allgemein als „wir“ angegeben wird. Endlich scheint auch ein weiteres Charakteristicum, wenigstens der hier zu allernächst in Betracht kommenden Sprachen, der melanesischen (und malayischen) zu fehlen, die Suffixpronomina nämlich zum Ausdrucke des possessiven Verhältnisses; in dem einen angeführten Beispiel nan nagol tji = „in Haus dein“ ist tji „dein“ absolut gleich der Form des Personalpronomens „Du“ = tji. Allerdings bilden die Papuasprachen im Allgemeinen das Possessivpronomen vom Personalpronomen durch Anfügung eines Afformativs, so im Moroat: mo „ich“, mo-ro „mein“ (siehe Sydney H. Ray, Comparative Vocabulary, etc. S. 40), doch zeigt sich in der Gruppe Favele-Kupele-Meroka (l. c.) auch „da“ = „ich“ und „da“ = „mein“, also ganz dieselbe Erscheinung wie hier im Leming. Es kann somit keinem Zweifel mehr unterliegen, dass wir im Leming eine echt papuanische Sprache vor uns haben. Die Constatirung dieser Thatsache ist hier auch in allgemein ethnologischer Beziehung von grosser, ja entscheidender Bedeutung. Denn, wenn auch sonst die Sprache, die ein Volk spricht, noch nicht seine ethnologische Stellung zweifellos darthut, hier liegt die Sache doch anders. Es ist nicht denkbar, dass eine dieser papuanischen, jedesmal nur ein so kleines Gebiet erfüllenden Sprachen sich Individuen oder Stämmen aufgedrängt haben sollte, die ursprünglich eigentlich zu dem so fest geschlossenen und in weiter Verbreitung erstarkten malayischen oder melanesischen Sprachstamme gehört habe. Ein Volksstamm, der eine Papuasprache spricht, legt dadurch den Beweis ab, dass er auch in allgemein ethnologischer Beziehung den Papua zuzurechnen ist.

Ebenso klar zeigt sich aber auch, dass das Tamara zu den melanesischen Sprachen gehört. Das ergibt sich aus einer Vergleichung desselben mit anderen melanesischen Sprachen. Von dem hochw. Herrn Präfecten von Neu-Guinea erhielt ich noch eine Reihe von Vocabeln, die ich, zugleich mit den oben schon angeführten, in alphabetischer Ordnung hier folgen lasse; die Aussprache der Vocale und Consonanten

ist in denselben wie im Deutschen, nur ist w = englisch w, s stets scharf, z = französisch z, t' = t mit eng verbundenem j (= tschechischem t'), ' ist arabischem Alif.

Boot, lapĭ́l,

Buschmesser, ĕl t 'akŭ́l (vgl. „Eisen"),

Dampfer, lapĭ́l t'akĭ́n (= „grosses Boot"),

Eisen, ĕl,

Feuer, jĕ́b (vgl. Jabim: ja, Ralnano jap, Espiritu Santo: gapi, anderswo: avi, av, malayisch: api),

Feuerstelle, p̆äs,

Haus, anṓ = Dobu: anua, Roua: ñoa, Jabim: andu,

Herr, bjang,

Himmel, atī́r,

Hund, aun,

Kind, natū́n, das im Melanesischen überwiegend gebrauchte Wort,

Leib, (venter, uterus) saum,

Mädchen, natū́n tamĭ́n (vgl. „Weib"),

Mensch, lămamŭ́l = Jabim namala? Fate: tamole?

Mond, zanā́r,

Mutter, ā́ma (es ist sonderbar, dass sonst durchgehends im Melanesischen, wie auch so ziemlich im Malayischen und Polynesischen kama, tama, hama, ama nicht „Mutter", sondern „Vater" bedeutet und nur in einigen echten Papuasprachen der Torresstrasse bei Kauralaig und Saibai: ama, bei Miriam: amou, bei Kiwai: mau; indess erscheint doch auch im Malayischen [im engeren Sinne] ama = „Mutter"),

Name, ahĕ́m,

Norden, (allu-) vŭ́t (= [nach-] Norden),

Osten, (allu-) li,

Regen, riĕ́n (= Wasser) in den malayischen Sprachen: ujan, ulan, uran, giën,

See, siĕ́s, Jabim gue? Rotuma: sas, Menado: sasi, Fate: tas, Fiji taci,

Sohn, natū́n,

Sonne, os,

Süden, allinsos (vgl „Norden" und „Sonne"),

Tod(?) eikamet (vgl. den melanesischen, malayischen und polynesischen Stamm mate, mati, make etc.),

Vater, éïtja, Hattam: deitjija?

Wasser, riĕ́n, Pt. Moresby: rānu, Madagascar: rano, Motu: rano,

Weib, tamĭ́n, Motu: tavine, Aurora: tawone, Hog: tawa, Eromanga: sivin, die sich an das allgemein melanesische, malayische und polynesische vavine etc. anschliessen,

Westen, (allu-) maul (vgl. „Norden"),

gross, t'akĭ́n, t''akĭ́n,

hungrig, enjatŭ́l,

klein, wŭaít-wŭaít',

voll, matentatī́r,

bleiben, kapū́,

essen, kaĕ́n, Jabim: geṅ,

geben, kŏ̄tak,

gehen, auwĭ́,

schiessen, (mit Flinten oder Kanonen), puṅ,

wie, kā́mte,

wie heisst es? ahĕ́m (= Name") saḯye,

jiji kapū́, auḗo (men) auwī́, die gewöhnliche Abschiedsformel = „du bleibst, ich . . . gehe".

So auffallend es auch ist, dass so wichtige Worte, wie „Boot", „Himmel", „Mensch", „Mond", „Sonne", „Mutter" und „Vater", gar keine oder nur zweifelhafte Aequivalente in anderen melanesischen Sprachen erkennen lassen, so ist die Zahl und die Evidenz der Uebereinstimmungen doch gross genug, um das Tamara mit Sicherheit den melanesischen Sprachen zuweisen zu können, wobei natürlich nicht ausgeschlossen ist, dass es nicht Wörter und Wendungen aus Papuasprachen vereinzelt in sich aufgenommen. Da ich in der allernächsten Zeit schon eine umfangreichere Wörtersammlung nebst einigen Sätzen des Tamara erhalten werde, wird sich darüber wohl Näheres noch feststellen lassen.]

Das Zahlensystem dieser Sprachen wechselt zwischen dem Zweier-, Dreier- und Fünfersystem, je nachdem für die Zahlen bis 2, 3 oder 5 eigene Benennungen vorhanden sind. In Tamara gilt das Fünfersystem. [Diese Weise, ein Zahlensystem zu benennen nach der höchsten Zahlform, die eigens entwickelt ist, findet sich zwar vielfach und selbst bei bedeutenden Autoritäten; sie scheint mir aber nicht richtig zu sein. Das System wird bestimmt und benannt nach derjenigen Zahl, welche als Basis für die Gesammtzählung dient, so zwar, dass jedesmal nach Absolvirung ihrer Einheiten die Zählung vollständig von vorn beginnt und am Schlusse der ganzen Zählung eine Vielheit ohne oder mit Bruchtheil jener Basiszahl sich ergibt. So haben die Sprachen Südostaustraliens eigene Zahlwörter zum grössten Theile nur für 1, 2 und allenfalls 5, zeigen deshalb aber nicht Dualsystem, sondern Vigesimalsystem, soweit sie überhaupt bis 20 in ihrem Zählen gelangen. So hat denn auch das Tamara nicht Fünfer-, sondern entweder Decimalsystem oder aber vielleicht auch, wie ich unten zeigen werde, Vigesimalsystem] Die Zahlen des Tamara lauten:

1	pamata (abgekürzt mata)	8	leim-tul
2	palou (abgekürzt lou)	9	leim-u
3	patul „ tu	10	vol-lim
4	paű „ u	11	vollim-pamata
5	léïm	12	vollim-palo
6	lima-mata lima-ńa-mata	20	lollui
7	lima-lou	30	lollui-patul
		40	lollui-paű
		100	lollui-vollim

Wie man gleich sieht, sind die Bezeichnungen für 6, 7, 8 und 9 entstanden aus der Zusammensetzung von leim und pamata etc. vollim (= 10) wurde höchst wahrscheinlich gebildet aus lou (2) und leim (5) = 2 × 5. Das Wort für 20, lollui, verdankt seine Entstehung wohl einer Verschmelzung der Wörter lou (2) und vollim (20) = 2 × 10. [Man könnte eine solche Entstehung der Form lollui als möglich zugeben, sie muss aber fallen gelassen werden, wenn die für 30, 40 und 100 angegebenen Formen wirklich richtig sein sollen. Denn wenn lollui = 2 × 10 sein soll, so ist lollui patul nicht = 30, sondern = (2 × 10) × 3 = 60 und Aehnliches bei lollui pau und lollui vollim. Entweder muss also lollui als selbstständige Form gefasst werden, deren (ehemalige?) inhaltliche Bedeutung noch zu ermitteln wäre, oder aber die Formen für 30, 40 und 100 sind unrichtig angegeben. Im ersteren Falle würden wir dann nicht Decimal-, sondern Vigesimalsystem haben. Es wäre das nichts Auffallendes, sondern vielmehr das, was eigentlich zu erwarten stände, denn die melanesischen Sprachen der Ostküste Neu-Guineas haben gerade das Abweichende von den melanesischen Sprachen des Bismarck-Archipels, der Salomonsinseln, der Neu-Hebriden u. A., dass sie vom Jabim angefangen bis zum Geelvink-Busen und nach Arfak hin Vigesimalsystem aufweisen.] Dieses Zahlsystem ist ziemlich gut ausgebildet, was wohl daher kommt, dass die Tamaraleute gewiegte Handelsleute sind.

Ganz anders verhält es sich mit dem Zahlensystem in der Lemingsprache. Dort haben nur die Zahlen bis 3 eigene Bezeichnung:

1 alpan
2 viĕ
3 viengo
4 heisst schon viĕ-viĕ.

[Auch die Form für 3 ist wohl schon als zusammengesetzt zu betrachten, bestehend aus viĕ (2) und dem im Folgenden angeführten, eine Einheit markirenden go, es wäre also auch zu schreiben: vie-ngo = 2 + 1. Auch hierin zeigt sich das Leming als echte Papuasprache. Denn es scheint, wenn auch Ausnahmen vorkommen, doch im Allgemeinen eines ihrer Charakteristica zu sein, eigene Zahlwörter nur für 1 und 2 zu entwickeln (vgl. die Papuasprachen bei Sydney H. Ray, Comparative Vocabulary etc., S. 35 ff, und den Kaidialect in „Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen", I, S. 87).]

Diese Benennung wird aber nur angewandt auf die Frage: Wie viel sind es? Gilt es, eine Reihe abzuzählen, so thun die Leute das an den Fingern und Zehen, indem sie dabei sagen: go nta, „das ist eins". Wenn sie die fünf Finger der einen Hand abgezählt haben, so machen sie mit der Faust eine Bewegung und sagen: kolakolun „zähl noch mehr" [?]. Ihr Zählen lautet also: go nta, go nta, go nta, go nta, go nta, kolakolun! Sind alle Finger und Zehen abgezählt und ist die Reihe noch so gross, so müssen sie sich auf andere Weise helfen Sie thun das, indem sie je fünf Stück des zu zählenden Gegenstandes, z. B. Cocosnüsse, zusammenlegen und mit dem Worte kolakolun bezeichnen. Nun zählen sie so viele kolakolun, als sie Finger und Zehen haben. Wird noch mehr von ihnen verlangt, so sind sie ausser Stande, dem nachzukommen und sie sagen einfach: „Das sind sehr viele"; oder sie scharren den Sand, womit sie andeuten wollen, es seien so viele wie der Sand. Von dem Vorhandensein der Ordnungs-, Distributiv- und Vervielfältigungszahlen habe ich bisher noch keine Spur entdeckt. Auch ohne Brüche kommt man hier durch die Welt. Zerlegt man ein Ganzes in drei gleiche Theile, so beantworten sie die Frage nach dem Namen eines Theiles, indem sie sagen: „Das ist ein Stück, das ist ein Stück, das ist ein Stück, es sind drei Stücke".

Die Schreibkunst ist diesen Völkern natürlich unbekannt. Einziges Verkehrsmittel ist die mündliche Mittheilung und für einige Fälle ein Feuersignal. Dagegen geht ihnen nicht jegliche Uebung ab, in groben Umrissen Einzelheiten aus der Natur, wie Menschen, Fische, Bäume u. s. w., zu zeichnen.

Es ist selbstverständlich, dass in den heissen Ländern kein besonderes Bedürfniss nach Bedeckung des Körpers gegen die Unbilden der Witterung vorhanden ist. Trifft man dennoch Bekleidung, so entspringt diese Sitte aus einem gewissen Anstandsgefühl oder aus Putzsucht. Dieser letztere Beweggrund mag wohl überall bei uncivilisirten Völkern in der heissen Zone der vorherrschende sein. So

behängen sich auch die Eingeborenen Berlinhafens mit mancherlei Kleinigkeiten, die gar nicht den Zweck haben können, die Nacktheit des Körpers zu verhüllen. Doch haben die Erwachsenen wenigstens die nothwendigsten Körpertheile einigermassen bedeckt. Während Kinder beiderlei Geschlechts etwa bis zum 14. Lebensjahre so herumlaufen, wie sie von Natur sind, tragen die Erwachsenen einen Gürtel aus Baumrinde, der zuerst um die Hüften gehend von vorn nach hinten zwischen den Beinen durchgezogen wird. Der einzige Unterschied der Frauenkleidung von derjenigen der Männer besteht darin, dass der Gürtel etwas breiter ist. Der Gürtel wird bereitet, indem die Rinde mit einem knotigen Holzschläger auf einem Steine so lange geklopft wird, bis sie ganz weich und wie Tuch zusammenfaltbar ist. Man kann sie alsdann auch waschen und auswringen.

Das erstmalige Anlegen der Bekleidung findet unter Gebräuchen statt, die für Knaben sehr feierlich sind. [Es fehlen die näheren Angaben über diese Feierlichkeiten; vom hochw. Präfecten von Neu-Guinea höre ich, dass sie im Geistertempel stattfinden, dass Europäer nicht gern zugelassen werden und bei Gelegenheit der Feier die Candidaten, wie es scheint, sich eine Zeitlang irgendwie absondern, wenigstens war ein kleiner, noch heidnischer Diener der Mission aus Anlass dieser Feier mehrere Tage lang nicht zu seinem Dienste erschienen. Ich hoffe, über diesen interessanten Punkt später noch Näheres mittheilen zu können.] Die Frauen tragen auch noch ein Stück dieser Rinde wie eine Schärpe über der Schulter. Sie dient ihnen zum Tragen kleiner Kinder. Neuerdings werden an Stelle der Baumrinde auch wohl Tuchstoffe genommen, die man sich von Europäern erwirbt; die Form der Bekleidung bleibt aber noch immer dieselbe. Um ein Stück solchen Tuches, gemeinhin lavalava genannt, ist es Allen recht zu thun, jedoch nicht so sehr, um sich damit zu bekleiden, sondern um bei Festlichkeiten und Tänzen damit zu prunken. Die Kinder indess werden von uns angehalten, sich ein solches lavalava zu verdienen und stets zu tragen, keiner darf vor uns nackt erscheinen.

Wenn man von der Vernachlässigung des Haarwuchses absieht, so lässt sich wohl sagen, dass sie ziemlich auf körperliche Reinlichkeit bedacht sind. Fast täglich wird in der See ein Bad genommen, aber nicht gerade zu bestimmten Zeiten, sondern mehr vereinzelt im Laufe des Tages kommen die Einzelnen heran. Sie gehen entweder blos in's Wasser hinein oder schwimmen auch wohl darin herum, Alle, Männer wie Frauen, sind perfecte Schwimmer. Beim Baden halten die Frauen ihre Kleinen auch in's Wasser hinein, heben sie aber in die Höhe, wenn eine stärkere Welle herankommt. Nach dem Bade setzen sie sich wohl an den Strand und bewerfen sich vorn und hinten mit Sand, so dass sie ganz weiss erscheinen. Beim Baden selbst wird eine ziemliche Züchtigkeit beobachtet. Frauen baden nicht mit Männern zusammen. Man geht erst tief in's Wasser hinein und entledigt sich dann erst des obenerwähnten Gürtels, der nun auch gewaschen wird. Aus dem Wasser kommend, bücken sie sich nieder, bis sie den Gürtel wieder angelegt haben. Auch sonst scheint für diesen Punkt ein gewisses Gefühl der Scham und Zurückhaltung ziemlich entwickelt zu sein. Es wird berichtet, dass sowohl erwachsene Männer als auch schon jüngere Knaben das Gesicht wegwenden, wenn sie zufällig eine Frau ihre Bedürfnisse verrichten sehen.

Als Schmuckgegenstände sind sehr erwünscht die Glasperlen. Nicht blos Mädchen suchen sich damit zu schmücken, sondern auch vor Allem die Jünglinge und selbst alte Männer. Sie machen lange Schnüre daraus und hängen diese ein- oder mehrfach um den Hals. Ringe aus Knochen und glatten Steinen, oft gross und schlangenförmig, fehlen bei keiner Kanakentoilette. Dieselben werden mit Schnüren am Oberarm, über den Waden und am Hals getragen. Armbänder sind nicht minder unentbehrlich. Dieselben werden am Oberarm getragen und liegen oft so fest an, dass der Blutlauf gehindert wird und Geschwüre entstehen. Diese Armbänder sind oft recht künstlich aus den steinharten Früchten einer Palme, die wie kleine Perlen aussehen, verfertigt.

Zur vollständigen Toilette gehören auch Stäbchen durch Nase und Ohrläppchen; letztere sind auch wohl mit Tuchfetzen, Thierfellen, Nägeln, Patronenhülsen u. dgl. Sachen „geziert“. Zum Festanzuge gehören noch Vogelfedern, die in's Haar gesteckt werden. Am meisten geschätzt wird die grosse Hahnenfeder.

Farbige und wohlriechende Kräuter und Blätter gehören auch dazu; sie werden so reichlich angebunden, dass sie den halben Körper bedecken.

Wenn es aber einmal hochfestlich hergehen soll, muss zu allem Aufputz noch die Bemalung hinzukommen. Die Grundfarbe, welche auf den ganzen Körper aufgetragen wird, besteht aus einem Gemisch von Oel und dunkelrothem Farbstoffe, der von einem

Steine geschabt wird. Darauf zeichnen die Frauen um Mund und Augen, auf Wangen und Stirne Linien aus abwechselnd schwarzen und weissen Punkten. Die Männer aber sind in den letzten Jahren schon fortgeschritten. Sie verwenden zur Bemalung fast nur noch europäische Farben, und zwar Roth und Blau. Die einheimischen Farben, welche aus dem Safte gewisser Bäume, aus Oel, Lehm u. s. w. gemacht werden, sind ihnen nicht mehr grell genug. Mit blauer und rother Farbe, die sie sich vom Europäer eintauschen, bemalen sie sich das ganze Gesicht, die Brust und den Rücken, oft in symmetrischer Regelmässigkeit, oft nur so, dass an vielen Stellen ein „Schmiss“ sitzt.

Trauerfarbe ist die hellbraune aus Oel und Lehm hergestellte. Es wird der ganze Körper damit bedeckt, doch thun die Frauen es den Männern weit voraus, da sie die Hauptleidtragenden sind.

Die bei anderen uncivilisirten Völkern so beliebten Tätowirungen kommen hier nur sehr spärlich vor, kaum, dass der Eine oder Andere sich einige Narben auf der Brust und an den Armen beibringt.

Im Allgemeinen sind alle Kanaken recht eitel. Die Eitelkeit zeigt sich weniger im Streben nach Reinlichkeit, als im Streben nach auffallendem Putze. Sie können oft den halben Tag damit zubringen, sich zu zieren. Einen Spiegel, den sie in den letzten Jahren wohl alle von den Europäern eingehandelt haben, führen sie stets bei sich. Haben sie einmal das Glück, in einem Salonspiegel ihr Bild zu sehen, so muss man sie mit Gewalt davon vertreiben. Gehen sie zu Besuche, so halten sie eine Strecke weit vor dem Ziele inne, zupfen und pflücken ihre Haare und ihren Zierrath zurecht. Im Allgemeinen sind Männer mehr auf Putz bedacht als Frauen, doch suchen auch diese, namentlich die jüngeren, in die Augen zu fallen.

Was die Nahrung betrifft, so nannte ich schon Taro, Süsskartoffeln. Ausser diesen essen die Eingeborenen noch die Cocosnuss, die Brotfrucht, Bananen und verschiedene Kräuter. Fleisch ist eine Seltenheit auf ihrer Tafel, nur wenn das Jagdglück hold war, erscheint Schweinefleisch oder Geflügel. Fische sind nicht so selten. Für die Bewohner einzelner Inseln mit riffreicher Umgebung bilden sie den Hauptnahrungsartikel. Als einen Ersatz für das Fleisch gibt es auch Gerichte von Muscheln, Krebsen, Eidechsen und Heuschrecken. Manchmal gelingt es, eine Schildkröte zu fangen und dann ist die Freude gross.

Diejenige Kost aber, die man in hiesiger Gegend wohl als Nationalkost bezeichnen könnte, ist der Sago. Der Sago wird mehr und häufiger genossen, als in Deutschland das Brot.

Die Zubereitungsart der Speisen ist eine zweifache, nämlich das Kochen und das Rösten resp. Braten und Backen. Vorab zu bemerken ist noch, dass Gewürze gänzlich unbekannt sind und nicht einmal Salz in die Speisen gethan wird.

Yams, Taro, Süsskartoffeln, Brotfrucht und Bananen werden manchmal gekocht, manchmal in der Asche geröstet. Im letzteren Falle sind sie schmackhafter. Fische werden im Rauche gedörrt; Schweinefleisch, Geflügel, Schildkrötenfleisch, Heuschrecken und Eidechsen werden fast nur im Feuer gebraten. Die Eingeweide werden jedoch gewaschen und gekocht. Muschelthiere und ähnliche sind nur durch Kochen geniessbar zu machen.

In Tamara hatte ich einmal Gelegenheit, der Zubereitung zweier Schildkröten zuzusehen. Es waren zwei schöne Thiere, die ein Eingeborener und seine Frau gefangen hatten. Um ihnen das Weglaufen unmöglich zu machen, legte man sie auf den Rücken, dann nämlich sind die Thiere ganz hilflos. Weil ein derartiger Fang eine grosse Seltenheit ist, werden Schildkröten nur zu Ehren des Götzen verspeist; Weiber und Kinder dürfen daran zur Genugthuung der Männer nicht theilnehmen. Schon flötete man im Geistertempel, um die Männer zum Festmahle einzuladen. Eine Anzahl sass bereits auf dem Boden und betrachtete mit wässerigen Zähnen die beiden Thiere. Einige aber waren damit beschäftigt, ein grosses Feuer anzuzünden. Als das Feuer lustig flackerte, wurde die grösste Schildkröte nahe bei demselben auf den Rücken gelegt. Dann erhielt sie mit einer wuchtigen Keule einen derben Schlag auf den Hals, so dass sie das Maul weit aufsperrte und die Augen aus den Höhlen traten. Es folgten noch mehrere derbe Schläge auf den Hals und die flossenähnlichen Schwimmfüsse, bis das Thier kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Wir hatten den Leuten angeboten, es mit der Kugel zu erlegen, doch wollte man davon nichts wissen. Jetzt wurde das Thier mit dem Bauche nach oben auf's Feuer gelegt. Bald zeigten schmerzliche Bewegungen der Füsse an, dass die Streiche das zähe Leben noch nicht beendet hatten. Allmälig knisterte es munter auf dem Feuer und ein appetitlicher Duft stieg empor. Mir that es nur leid um die schöne Rückenplatte, welche durch das Feuer verdorben wurde. Nachdem es allgemeine Meinung

geworden, dass der Bratprocess lange genug gedauert und man zum Mahle schreiten könne, wurde die Schildkröte zerlegt. Die Eingeweide wurden herausgenommen, um noch besonders gekocht zu werden; von dem Fleische aber erhielt jeder seinen Theil auf einem frischen Bananenblatte. Die zweite Schildkröte harrte unterdess noch immer auf ihr Schicksal. Nachdem von der ersten nicht mehr viel übrig war, ereilte es auch sie in ähnlicher Weise wie die vorige. Das Festgelage dauerte bis tief in die Nacht.

Der Sago wird zum Genusse entweder im Wasser gekocht oder es werden Fladen daraus in der Asche gebacken. Im ersteren Falle hat er nach Beendigung des Kochens grosse Aehnlichkeit mit Kleister. Die Hausfrau formt ihn alsdann durch Hin- und Herdrehen um die Spitze zweier Stäbe zu einer semmelartigen Gestalt. Vier solcher Semmeln werden dann im Häufchen auf ein frisches Bananenblatt gelegt. Sie bilden die Ration eines Familienangehörigen. Zum Zwecke des Mitnehmens und Aufbewahrens bindet man das Bananenblatt wie ein Säckchen zu. Will man Sago in der Asche backen, so streut man so lange geschabte Koprah in den rohen Sago, bis er krümelig wird. Dann breitet man ihn mässig dick auf ein Bananenblatt aus, deckt ein anderes darüber und rührt das Ganze unter die warme Asche. Der entstehende Fladen lässt sich zusammenrollen und mit anderen essbaren Sachen, z. B. Bananen oder Fleisch, ausfüllen. Dieses Gebäck ist sehr beliebt.

Der Sago wird gewonnen aus der Sagopalme, die in den Sümpfen des lagunenreichen Küstenstriches üppig gedeiht. Es ist jedoch nicht die Frucht, sondern das Mark des Baumes. Um ihn zu erreichen, muss deshalb der ganze Baum umgehauen und gespleisst werden. Nachdem das Mark herausgenommen, wird es in einer Art Mulde gewaschen, in Blätter geschlagen und in einer Art Kiepe von den Frauen nach Hause getragen. Die Festlandsbewohner holen sich alle 2 bis 3 Tage frischen Sago; die Inselbewohner sind übler daran. Da bei ihnen die Sagopalme nicht wächst, müssen sie ihren Bedarf vom Festlande holen und da dieses ihnen während der schlechten Jahreszeit wegen hoher Brandung unerreichbar ist, in der guten Jahreszeit für Vorrath sorgen. Sie machen denn in dieser Zeit auch fleissig Reisen zu den Stämmen des Festlandes und tauschen von ihnen gegen andere Waaren, z. B. Töpfe, Sago ein; zu Hause wird derselbe in einem grossen Fasse eingemacht und am Ende über der Feuerstelle des Hauses aufgehangen. Im Laufe der Zeit nimmt der so aufbewahrte Sago eine Farbe und einen Geruch an, der nichts weniger als appetitlich ist. An der frischen Luft geht er schon nach einigen Stunden in Fäulniss über. Nebenbei bemerkt, ist die Sagopalme den Eingeborenen auch von anderen Vortheilen. Das grosse gefiederte Blatt liefert ein vorzügliches Deckmaterial für Dächer; die lederartige Rinde wird zu Fässern und Eimern verarbeitet.

Die Knollengewächse Yams, Taro und Süsskartoffeln ziehen die Kanaken in ihren Pflanzungen. Diese Pflanzungen, von ganz unregelmässiger Umgrenzung und Eintheilung, werden alle Jahre vor Beginn der Regenzeit neu gemacht Jeder sucht sich im Busche ein geeignetes Plätzchen, fällt das Holz und reinigt den Boden durch Feuer. Mit dem abgehauenen Holze wird eine Umzäunung gebildet. Die bezeichneten Früchte werden eingepflanzt, ohne dass vorher der Boden umgegraben oder die Holzstämme ausgerodet wurden. Als Yamspflänzlinge werden kleinere Knollen genommen, die schon ausgekeimt haben.

Von Taro und Süsskartoffeln genügt es, nur das Kraut in den Boden zu stecken. Die Yams treiben eine scharfe Ranke in herzförmigen Blättern, die sich an Stangen hinaufwindet Wenn dieselbe trocken wird, sind die Knollen reif. Diese haben manchmal eine Schwere von 1—1½ Pfund. Ausser dieser Pflanzung hat jede Familie noch eine mit Bananen. Auch diese wird zuweilen auf einem anderen Platze angelegt. Ferner hat jede Familie ihre Gruppe Cocospalmen im Busche, deren Erträgnisse für die Frauen bestimmt sind. Diejenigen Cocosnüsse, welche in dem Dorfe und um dasselbe herum wachsen, sind den Geistern geweiht und dürfen deshalb nur von den Männern genossen werden.

Der Fischfang wird eifrig betrieben. Die Leute auf dem Festlande fischen nur in Flüssen und Lagunen. Auf die See zu fahren, ist wegen der Brandung oft schwierig, und ist dieselbe an der Küste auch arm an Fischen. Der Fischfang ist da hauptsächlich eine Arbeit für die Weiber. Dieselben benützen dazu ein dreizipfliges Netz, welches an einer Holzgaffel mit Stiel befestigt ist. Im Wasserstrom aufwärts stehend, tauchen sie dasselbe ein, um es nach einer Weile wieder hoch zu ziehen. Die Männer fischen nur bei geringem Wasserstande, und zwar mit Bogen und Speer.

Die eben genannten Netze stellen eine kunstgerechte Handarbeit der Frauen dar. Das Material dazu liefern die Stelzenwurzeln einer Pandanusart, die aus lauter dünnen, aber starken Fäden bestehen.

Mehrere solcher Fäden werden zu einer dünnen Schnur vereinigt und diese mit zwei Stöckchen in einander verschlungen. Diese Arbeit erinnert an das Hecheln in Europa. Missionsschwestern könnten sich ein grosses Verdienst erwerben, wenn sie die Mädchen anleiteten, aus diesem vorzüglichen Material Kleider zu stricken.

Die Inselbewohner betreiben die Fischerei in viel grösserem Umfange und mit besseren Resultaten, weil um die Inseln herum ein grösserer Reichthum an Fischen vorhanden ist. Sie befolgen hauptsächlich drei Arten des Fischfanges Eine Art besteht darin, dass sie mit Netzen, aber grösseren als die eben beschriebenen, auf die See fahren. Viele Canoes stellen sich nebeneinander in Reihe und Glied auf und die Netze werden gemeinsam versenkt. Von der gegenüber liegenden Seite fahren Canoes heran, wobei die Insassen mit Stöcken das Wasser schlagen und sonst viel Geräusch machen, um die Fische in die Netze zu treiben. Auf ein gegebenes Zeichen werden dann alle Netze in die Höhe gezogen. Oft ist die ganze Arbeit umsonst, oft zappelt auch eine ganz schöne Beute an den Geweben des Netzes

Eine andere Art wird in der nächtlichen Dunkelheit angewandt. Es fahren alsdann bei ruhiger See viele Canoes hinaus. In jedem sind drei Mann; einer rudert, einer schwingt eine brennende Fackel auf und nieder, einer steht zum Spiessen bereit. Durch den Feuerschein angelockt, kommen die Fische an die Oberfläche des Wassers und entgehen kaum dem gewandten Speere des Kanaken. Diese Art des Fischens ist die ergiebigste und entbehrt nicht aller Poesie. Es gewährt einen schönen Anblick, wenn in der Dunkelheit 20—30 helle Fackeln auf- und niederleuchten.

Die dritte und einfachste Art des Fischens liegt den Frauen ob. Zur Zeit der Ebbe gehen sie auf das die Inseln umgebende Riff hinaus und suchen die Fischlein, die sich unter Steinen und in kleinen Kolken verborgen haben.

Einige Mittheilungen über die Art und Weise, in welcher sich die Leute des Schweinefleisches versorgen, möchte ich noch anfügen. Sie veranstalten zu diesem Zwecke regelrechte Treibjagden. Ich habe mir einmal die Mühe genommen, einer Treibjagd aus nächster Nähe zuzusehen. Schwer mit Bogen und Pfeil bewaffnet, schritten alle streitbaren Mannen unseres Dorfes dem Busche zu. Schweigend, als stände etwas sehr Wichtiges bevor, gingen sie im Gänsemarsch fürbass. Da der Weg zum Buschreviere, wo die Schweine hausen, wohl eine Stunde weit ist, wurde unterwegs im Schatten einiger Cocospalmen Rast gehalten. Bald war das unvermeidliche Kauen der Betelnuss in vollem Schwunge. Aber auch ein Feuerchen durfte nicht fehlen. Da Niemand im Besitze der so erwünschten Streichhölzer war, musste man durch Reiben Feuer erzeugen. Jemand nahm zwei fingerdicke Stäbchen trockenen Holzes; in das eine Stäbchen schnitt er eine Rinne, das andere spitzte er zu. Dann führte er mit Anstrengung das zugespitzte Stäbchen in der Rinne hin und her, wobei er Hände und Füsse gebrauchte. Schon bald machte sich ein brenzlicher Geruch bemerkbar, ein bläuliches Dampfwölkchen stieg empor und ein kleines Flämmchen züngelte, das dürre Gras und trockene Fasern der Cocosnuss in Brand setzend. Nach einer Weile ging es weiter. Am Rande des Jagdreviers hatte das scharfe Auge unserer Jäger bald eine frische Spur entdeckt. Sofort beschloss man, derselben zu folgen. Einige drangen tiefer in den Busch hinein, Andere umstellten in Abständen einen bestimmten Theil desselben, um das Schwein, wenn es an ihnen vorbeirennen wollte, zu erlegen.

Leider war diese erste Mühe erfolglos, und das Jagdglück wollte den ganzen Tag nicht hold sein. Es wurde noch mehrmals ein derartiges Revier abgesucht, aber ohne Erfolg.

Das waren einige Mittheilungen über die Gegenstände der Nahrung, ihre Zubereitung und Gewinnung.

Zur Vollständigkeit erübrigt noch Einiges über die Mahlzeiten und das Küchengeschirr zu sagen. Der gewöhnlichen Mahlzeiten sind es drei, Morgens, Mittags und Abends. Dass eine davon Hauptmahlzeit genannt werden könnte, ist nicht der Fall. Die Speisen werden gewöhnlich von allen Mitgliedern der Familie gemeinsam eingenommen. Sie sitzen dabei mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden. Den Dienst der Löffel und der Gabeln versehen die Finger; als Schüssel dient ein frisches Blatt oder eine Cocosschale.

Das Küchengeschirr ist von der grössten Einfachheit. Einige Lehmtöpfe, im Feuer getrocknet, die zwei zur Verarbeitung des Sago nothwendigen Stäbchen, ein Rührlöffel aus Cocosschale und ein Eimer aus Bast, das ist Alles.

Nicht uninteressant ist es auch, einen Blick zu thun auf die Wohnungsverhältnisse der hiesigen Eingeborenen. Nach meinen aus Berichten geschöpften Vorstellungen stehen die Häuser der Neger in Afrika oder der Indianer in Amerika weit hinter denen

unserer Papuas zurück. Diese letzteren erbauen sich nämlich Wohnungen, die wohl in der Ausführung, nicht aber in der Veranlagung hinter europäischen Bauernhäusern zurückstehen. Absehen muss man allerdings von dem Pfahlroste, auf dem sie sich erheben. Sonst aber besteht der Rahmen aus durchgehenden Pfosten, die am oberen Ende ausgegabelt sind, um die beiden Seitenpfetten und die Firste zu tragen. Die Last des Dachstuhles ruht auf diesen Pfetten und der Firste. An den beiden Giebeln lehnt sich ein geschifftes Dach an. Der Fussboden besteht aus einer doppelten Balkenlage, den Flur bilden Latten aus der Betelpalme. Dieser Baum gibt auch die Dachsparren und Latten ab. Als Zusammenfügungsmittel dienen nicht Nägel oder Holzpflöcke, sondern nur Schlingpflanzen, die dem leichten Baue auch genug Festigkeit verleihen. Alle Pfosten und Balken sind natürlich roh und unbearbeitet zur Verwendung gekommen, doch nimmt man eine feste, harte Holzart dazu. Deckmaterial liefern die grossen, gefiederten Blätter der Citapstaude und der Sagopalme. Die schwertförmigen, langen Federn dieser Blätter werden zu mehreren auf einandergelegt, in der Mitte um ein Holzplättchen gebogen und unterhalb desselben durch eine Liane zusammengenäht. Solche Schichten reihen sich viele aneinander und bilden eine Dachplatte. Ein solches Dach, gut gelegt, macht keinen üblen Eindruck und schützt vor grosser Hitze. Die Seitenwände der Häuser sind oft auch von obigem Dachmaterial verfertigt, häufiger aber noch von der Rinde der Sagopalme, welche dann mit Schnitzereien verziert wird. Dort, wo man feindliche Ueberfälle zu erwarten hat, nimmt man meistens die grosse, armdicke Blattrippe der Sagopalme. Eine Wand von diesem Materiale leistet den Pfeilen Widerstand, während die beiden anderen Wände dies nicht thun.

Fenster und Thüren gibt es nicht an diesen Häusern; nur durch eine Oeffnung in der Giebelwand kann man gebückt in's Innere gelangen. Eine halsbrecherische Treppe führt zu diesem Loche hinauf. In einigen Gegenden sieht man in den Seitenwänden 3—4 cm lange und breite Oeffnungen ausgeschnitten. Dies geschieht zu Vertheidigungszwecken, indem der Feind beim Herannahen aus diesen Schiessscharten beschossen wird. Die Giebelenden der Häuser schliessen gewöhnlich ab mit einer kleinen Veranda. Dieselbe dient nicht als Aufenthaltsort, sondern als Lagerstätte für allen möglichen Kram Der Aufenthaltsort und die Schlafstätte, sowie der Kochherd befinden sich unter dem Schiffdache auf dem Boden. Obwohl die Leute noch hartnäckig festhalten an der alten Gewohnheit, die Häuser auf einem Pfahlroste zu erbauen, wissen sie den Grund, der ihre Voreltern zur Annahme dieser Sitte bewogen, nicht mehr. Grund war offenbar das Unzuträgliche des Aufenthaltes auf dem Boden für die Gesundheit. Die heutige Generation hat keine Ahnung mehr davon. Wenn man Jemandem sagt, er solle doch nicht auf dem Boden liegen, so erhält man wohl die Antwort: Der Sand ist gut, er ist schön kühl. Der schönste äussere Schmuck besteht nach Ansicht der Kanaken in einer respectablen Reihe von Schweinkinnbacken. Wer im Busche ein Schwein erlegt, hängt die Backenknochen desselben am Hause auf. Man sieht häufig 20—30 solcher Knochen dahängen, die beredtes Zeugniss ablegen von der Tüchtigkeit des Eigenthümers im Bogenschiessen. Den Raum unter dem Hause benützt man gewöhnlich zur Ansammlung von dürrem Holze oder von reifen Cocosnüssen.

Das Innere eines solchen Hauses zeigt nur einen Raum Im spärlichen Lichte, welches nur durch das Eingangsloch und durch zufällige Ritze eindringen kann, gewahrt man zunächst in der Mitte des ganzen Raumes eine Feuerstelle. Ein Stück der lederartigen Sagorinde liegt auf dem Boden und ist aufgefüllt mit Sand. Hierauf liegen die glimmenden Holzscheite. Alsdann gewahrt man in allen Ecken und Winkeln Consölchen und Bänkchen, die zum Aufbewahren von Toiletten-, Küchen- und Gartenwerkzeugen dienen, sowie als Rüstkammer für Waffen und andere Kriegsgeräthe. Bei den Inselbewohnern erblickt man über dem Feuerherde meistens ein grosses Fass mit Sago aufgehangen und daneben einen Holzrost zum Räuchern der Fische. Aber in vielen Häusern sieht man noch etwas Anderes, nämlich ein Grab. Einige, und zwar Männer, Weiber und Kinder, erhalten, vielleicht nach bestimmten Gesetzen, ihre letzte Ruhestätte im Wohnhause. Der Sarg, in welchen sie gelegt werden, besteht aus vielen zusammengebundenen, schmalen Latten, ist also gar nicht dicht. Um die Leiche etwas besser abzuschliessen, wickelt man sie in Sagorinde ein. Nachdem der Sarg an der bestimmten Stelle niedergesetzt ist, wird er mit einer dünnen Sandschicht bedeckt und so harrt die Leiche der Verwesung. Kein Wunder, wenn es in einem solchen Hause, worin auch noch wenig Durchzug ist, manchmal übel riecht, der Sand vom Leichenwasser gefeuchtet ist oder dieses durch den Flur träufelt.

Doch das Alles genirt unsere Leutchen nicht. Immerhin ist diese Sitte noch erträglicher, als jene

in anderen Theilen von Kaiser-Wilhelmsland, wo die Leichen im Hause aufgehangen werden und so lange hängen bleiben, bis nur die Knochen übrig sind, oder wie jene in Neu-Mecklenburg an einigen Stellen, wo nach Aussage von Gewährsmännern die Ueberlebenden das Wasser, welches von so aufgehangenen Leichen herunterträufelt, trinken. Gewöhnlich grinsen dem Beschauer auch noch einige Todtenköpfe entgegen, die zum Andenken an Verstorbene aufbewahrt werden. In den Dörfern stehen die Häuser unregelmässig umher, jedoch stehen sie da, wo es der Platz erlaubt, meistens mit dem Giebel dem Meere zu.

Auf diese Weise kann des Tages die Meerbrise und des Nachts der Landwind die Hütte der Länge nach durchziehen. Wohlthuend wirkt die peinliche Sauberkeit rings um das Haus. Es vergeht fast kein Tag, dass die Frauen die ganze Umgebung nicht sorgfältig kehren. Da wir nicht so peinlich auf diese Reinlichkeit unter und um unser Haus bedacht sind, kamen schon mehrmals einige Frauen und fragten, ob sie nicht kehren dürften. Das kommt aber nicht her von der grossen Reinlichkeitsliebe unserer Frauen und Mädchen, sondern von der allgemeinen Angst vor Zauberei, welche Krankheiten, Geschwüre, selbst Todesfälle verursachen soll. Diese Zauberei wird Sapuël genannt. Krankheiten und Geschwüre, deren Ursache nicht mit den Augen gesehen wird, oder der schlimme Verlauf sonst ungefährlicher Krankheiten und kleiner Wunden werden diesem Sapuël zur Last gelegt. Dasselbe wird folgendermassen ausgeübt. Jemand von einem anderen Stamme oder schon aus einem anderen Dorfe schleicht sich des Nachts in's Dorf bis zum Hause dessen, dem er einen Streich spielen will. Dort sucht er irgend einen schmutzigen Rest, z. B. ein Stückchen vom Gürtel oder von einem Schmuckgegenstande oder von einer Speise, bindet ihn an ein Hölzchen und wirft es in's Feuer. Das ist die ganze Zauberei. Deshalb die peinliche Sauberkeit, damit Niemand etwas Schmutziges finden könne.

Ich glaube nicht, dass in der That Jemand solche Manipulationen vornimmt, doch ist der Glaube und die Furcht vor dieser Zauberei wie festgenagelt Kommt man z. B. zu einem Fieberkranken, dann wird sofort gesagt: Die Leute in dem und dem Dorfe haben Sapuël gemacht. Besucht man aber einen Kranken in dem bezeichneten Dorfe, dann heisst es, die Leute des vorigen Dorfes hätten Sapuël gemacht.

Als besondere Wohnungen in jedem Dorfe sind noch zu nennen der Geistertempel und die Häuser des Todtengeistes. Namentlich das erstere zeichnet sich durch Grösse und reiche Verzierung aus. Ueber diese beiden Häuserarten und dann zugleich auch über die bei Naturvölkern nicht immer so leicht in ihren Einzelnheiten festzustellenden religiösen Vorstellungen unserer Eingeborenen werde ich ein anderes Mal Näheres berichten. In näherer oder weiterer Umgebung des Dorfes befinden sich auch noch die Gebärhäuschen, kleine Räume zu ebener Erde. Dieselben werden von den Frauen zur Zeit der Niederkunft bewohnt und von anderen als verderblicher Ort gemieden.

Die Wohnhäuser sind die Stätten, wo das Familienleben sich abspielt, und somit schliessen sich passend einige Mittheilungen über dasselbe hier an.

Die Familie beruht auf der Ehe. Diese findet in hiesiger Gegend meistens nur statt zwischen einem Manne und einer Frau. Polygamie ist nur eine verschwindende Ausnahme, kommt aber doch vor. Mitunter ist es sogar der Fall, dass ein Mann die zweite Frau in einem ganz anderen weit entfernten Stamme besitzt. Das Ehebündniss wird als unzertrennlich angesehen und ist mir noch kein Fall bekannt geworden, dass eine Ehescheidung stattgefunden habe.

Ob Liebe und gegenseitige Zuneigung die jungen Leute mit einander verbinden, vermag ich noch nicht zu sagen; fast möchte ich glauben, dass sie nach bestimmten Gewohnheiten und Gesetzen angetraut werden. Wenigstens ist es im Dorfe oft schon Jahre lang vorher bekannt, welches Mädchen ein Jüngling später zur Frau nimmt. Sicher ist auch, dass kein Frauenraub stattfindet, auch dass die Frau nicht gekauft wird, denn die Leute besitzen nichts, das sie als Preis hinterlegen könnten.

Entsprechend dieser nicht unwürdigen Anwerbung der Frau ist auch ihre Stellung in der Familie. Sie besitzt allerdings nicht das Privilegium des Mannes, die meiste Zeit des Tages verschlafen zu dürfen; sie muss vielmehr die Speisen bereiten, für Brandholz sorgen, den Hof kehren und den Garten besorgen. In Bezug auf letztere Arbeit ist ihr der Mann jedoch behilflich, indem er den Platz, wo alljährlich der Garten neu angelegt wird, vom Gehölze reinigt. Dafür theilt der Mann redlich mit ihr seine Beute auf der Jagd oder auf dem Fischfange, sowie seinen Verdienst, wenn er für den Europäer arbeitete oder mit demselben handelte. Auch reden die Frauen bei öffentlichen, sowohl als auch bei privaten Angelegenheiten ein grosses Wort mit, so dass die Männer, wenn sie irgend etwas nicht thun oder abgeben

wollen, gerne mit der Entschuldigung bei der Hand sind: „Ich fürchte, dass meine Frau schimpft.“ Einige Male habe ich schon wohl gehört, dass der Mann seine Frau misshandelt hatte, doch kommt das nicht häufig vor. Viel öfter habe ich gesehen, dass er sie mit vieler Aufmerksamkeit behandelte.

Die Kindererziehung macht den Eltern nicht viel Sorge So lange das Kleine noch nicht laufen kann, muss die Mutter es freilich stets mitschleppen Das mag wohl manchmal recht mühsam sein, wenn sie z. B. auf dem Rücken eine schwere Last dürren Holzes und vor der Brust das Kind zu tragen hat. Später beschränkt sich die Sorge darauf, dass ihm kein leibliches Uebel zustosse; wie es gearte und ob es etwas lerne, darauf wird gar kein Bedacht genommen. Für Bekleidung brauchen keine Ausgaben gemacht zu werden, denn man begnügt sich beiderseits mit dem, was der liebe Gott anerschaffen hat. Wundern muss man sich, wie die nur etwas herangewachsenen Kinder schon so gross mitreden. Bei Kaufverträgen z. B. stellen gerade die Kinder unverschämte Forderungen, so dass man ihnen am liebsten eine derbe Ohrfeige gäbe. Auch kann man wahrnehmen, wie alte Männer ganz ernst mit ihren zehn- bis zwölfjährigen Jungen zu Rathe gehen.

In Europa unterscheidet neben dem Personennamen noch der Familienname. Das ist hier nicht der Fall, sondern es gibt nur Personennamen. Kinder reden ihre Eltern an mit „Vater“ und „Mutter“; sprechen sie aber zu einem Dritten von denselben, so nennen sie seinen Namen. Merkwürdig ist auch, dass Eltern, nachdem sie Kinder bekommen haben, meistens nach dem Namen der Kinder bezeichnet werden; z. B.: Wer hat das gethan? Somur Guan, Somur's Vater. Auf diese Weise muss man auch den Namen der Kinder wissen, wenn man seinen Mann herausfinden will.

Es geschieht seltener, dass der eine Ehetheil aus einem fremden Stamme oder selbst aus einem anderen Dorfe desselben Stammes weggeheiratet ist. Da nun die Dörfer so wenig Einwohner zählen, kann es nicht ausbleiben, dass fast sämmtliche Dorfeingesessene mit einander verwandt sind und dass Ehen in der Verwandtschaft stattfinden. Doch wo hier die Grenzen sind und welche Beziehungen die Verwandten unterhalten, vermag ich noch nicht zu sagen. Sicher ist, dass Blutsverwandtschaft sowohl durch weibliche als auch männliche Bindeglieder Geltung findet, was nicht bei allen uncivilisirten Völkern der Fall ist. Die Bezeichnungen für verwandtschaftliche Grade wechseln vielfach, je nachdem die Verwandtschaft von väterlicher oder mütterlicher Seite herbeigeführt wurde. So z. B. heisst „Grossvater“ von väterlicher Seite val, von mütterlicher Seite màmul u s. w.

Die Todesfälle geben Anlass zu besonderen Leichenfeierlichkeiten. Ich beschreibe dieselben hier, wie ich sie einmal beim Tode eines Mannes beobachtet habe. Als der Tod eingetreten war, beschmierten sich alle Weiber des Dorfes und auch einige Männer am ganzen Körper mit Lehm. Dann wurde der Todte gewaschen, eine neue Leibbinde wurde ihm angelegt, desgleichen sein Leibschild, mit dem er sonst in den Streit zog; einige Bänder schmückten seine Arme und Federn seine Haare. Dann wurde er in den Schatten seines Hauses gelegt und zahlreiche Weiber setzten sich um ihn her; die meisten unterhalten sich über die guten und bösen Eigenschaften des Verstorbenen; einige wehrten ihm auch beständig die Fliegen ab. Etwas abseits hatten sich einige Männer niedergelassen, welche sich über dasselbe Thema unterhielten, wie die Frauen. Als die Dunkelheit begonnen hatte, stimmten einige der Männer die Todtenklage an, in welche dann der ganze Haufen der Weiber einstimmte. In eintönigen Klagesätzen, die so viel ausdrücken, wie, dass der Verstorbene nicht mehr sei und sie verlassen habe, wurde die ganze Nacht hindurch gesungen und geschrieen. Am anderen Morgen sah ich, wie mehrere Weiber unter einem kleinen Dache, wo er gewöhnlich gesessen hatte, ein Loch auswarfen. In der Nähe stand ein viereckiger Kasten, aus Blättern der Atappapalme zusammengebunden und mit einem Deckel versehen; das war der Sarg. Als das Loch etwa $^1/_2$ m tief war, wurde der Todte in den Sarg gelegt und dieser in das Loch gestellt. Die paar „Kostbarkeiten“ des Verstorbenen wurden auf den Sarg gelegt, ferner Baummast, der wahrscheinlich das Durchfallen des Sandes durch die Spalten des Sargdeckels verhüten soll. Hernach wurde das Grab zugeworfen und einige Cocosnüsse sowie Yamswurzeln und andere Esswaaren, an einer Stange befestigt, nahebei angebracht. Das ist für den Geist des Verstorbenen, von dem sie, wie ich glaube, annehmen, dass er bisweilen seine irdische Wohnstätte besuche. Noch einige Tage laufen die Weiber mit Lehm beschmiert umher, dann ist die Trauer beendet.

[Eigenthümlicherweise geschieht diese Bestreichung mit Lehm auch dann, wenn sie Hunger empfinden. Es erinnert das unwillkürlich an das Fasten in Sack und Asche bei den semitischen Völkern und

insbesondere bei den Juden. Ob nicht auch hier ursprünglich etwas Aehnliches vorlag? Man bestrich sich bei solchen Trauerfällen mit Lehm und fastete, und eine Nachwirkung dieser ehemaligen Sitte ist es, dass man auch jetzt noch bei unfreiwilligem Fasten den Lehm sich aufträgt, gleichsam, als gehörten beide Dinge immer zusammen. Es lässt sich sonst kaum ein Grund für diese sonderbare Verbindung anführen.]

Die Familie ist Grundlage des Staates. Wie sieht es unter den Papuas hiesiger Gegend rücksichtlich einer staatlichen Ordnung aus? Es tritt hier gar keine staatliche Ordnung hervor, weder in Form einer absoluten oder constitutionellen Monarchie noch einer Republik. Häuptlinge gibt es nicht; nur die bejahrten Leute haben einen grösseren moralischen Einfluss. Niemand ist einem Anderen verantwortlich. Fehden und Beleidigungen werden unter den Betheiligten privatim ausgefochten. Jeder Stamm und jedes Dorf eines Stammes leben unabhängig von anderen. Die Bewohner eines Dorfes aber leben friedlich nach alten Gewohnheiten und Gebräuchen nebeneinander. Ungewohnte Ereignisse werden von allen lebhaft besprochen, jedoch ohne dass eine besondere Versammlung abgehalten oder Meinungen vorgetragen und vernommen würden. Allmälig bildet sich eine Stimmung heraus, nach welcher dann einmüthig gehandelt wird. Die gemeinsamen Interessen sind sehr beschränkt, deshalb gibt es auch fast gar keine gemeinschaftlichen Pflichten und Lasten. Als Einziges in dieser Beziehung ist mir nur bekannt die Hilfeleistung beim Neubau oder bei der Reparatur des Geisterhauses. Für Wegbauten, Eisenbahnen, Canäle, Militär und Marine u. dgl. liegt diesem „Staatswesen“ auch keine Sorge ob, weshalb die Leute auch von jeglichen Steuern frei sind.

Literaturberichte.

1.

Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs. Festschrift zur 29. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig im August 1898. Mit Unterstützung des herzogl. Staatsministeriums. Mit 1 farbigen Titelbilde, 10 Tafeln und Abbildungen im Texte. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn, 1898. 163 pp. 8°.

Dieses von Richard Andree herausgegebene, schön ausgestattete und gehaltvolle Festgeschenk bringt eine Reihe gediegener Abhandlungen zur Prähistorie, physischen Anthropologie und Volkskunde des Herzogthums. Sie zeigt damit, welches vielseitige Interesse man unter dem Gesichtspunkte der Anthropologie diesem Lande abgewinnen kann und welche trefflichen Forscher auf den verschiedenen Gebieten unserer Wissenschaft Braunschweig besitzt.

Geheimrath Wilhelm Blasius widmet den „Spuren paläolithischer Menschen in den Diluvialablagerungen der Rübeländer Höhlen" eine auf neue Ausgrabungen gestützte und von drei Tafeln begleitete eingehende Untersuchung. Er ist persönlich überzeugt, dass auch bei Rübeland wie bei Taubach der Mensch schon in der vor die letzte Glacialzeit fallenden Zwischeneiszeit gelebt habe; doch lassen sich wegen der Vermengung der Ablagerungen durch Einschwemmungen in der letzten Eiszeit unumstössliche Beweise hiefür bis jetzt nicht beibringen. Nur die obere Höhlenlehmterrasse am westlichen Ende der „Neuen Baumannshöhle" macht den Eindruck, als ob sie seit einer älteren Epoche des Diluviums völlig unberührt gelegen hätte. Die geplante Fortsetzung der Grabungen kann indess noch neue Aufschlüsse in dieser wichtigen Zeitfrage liefern.

In einer hauptsächlich durch ihre gründliche Benützung der zerstreuten älteren Literatur werthvollen Studie behandelt sodann Museumsinspector Fritz Grabowsky die berühmten „Lübbensteine bei Helmstedt". Eine sehr schöne Ansicht, Beschreibung und Grundriss vermitteln uns die genaueste Kenntniss dieser halbzerstörten megalithischen Grabkammern aus der jüngeren Steinzeit, welche durch ihr Material, ihre ganz isolirte Lage — fern von den südlichsten hannoverschen und noch ferner von den südlichsten der Altmark, wo diese Denkmäler durch Krause und Schoetensack eine so treffliche Bearbeitung erfahren haben — und durch ihre deshalb doppelt räthselhafte Erscheinung seit jeher Gegenstände gelehrter Aufmerksamkeit gebildet haben. Eine andere Seite der neolithischen Cultur vertritt die Arbeit von Prof. J. H. Kloos über die braunschweigischen Jadeitbeile, ausschliesslich Zufallsfunde, deren bis zum Jahre 1891 nur ein Stück bekannt war. Darunter befindet sich als ein wahrer Riese das 45 cm lange Flachbeil von Geitelde. Die mikroskopische Untersuchung ergab verschiedenen Ursprung des Rohmateriales für zwei Gruppen dieser seltenen Steinwerkzeuge.

Lehrer Th. Voges bespricht Bronzen aus dem nördlichen Theile des Landes Braunschweig und den angrenzenden Gebieten. Es sind bekannte schöne Formen der Bronze- und ersten Eisenzeit, worunter besonders drei „Schwurringe" mit feinem, mykenisirendem Ornament auffallen. Singulär ist ein kahnförmig gegossenes Schmuckstück mit vier asymmetrisch angebrachten Oesen, gekerbten Längsrippen und gravirter Verzierung von Ferchau-Kuhfelde (Taf. IV, Fig. 11a, b). Der Autor hält es für eine ungewöhnlich gestaltete Fibel, Montelius für eine Dose. Wir möchten annehmen, dass das Stück an den beiden äusseren Oesen mittelst Ringen und einer Schnur oder Kette um den Hals auf der Brust getragen wurde und dass man durch die beiden inneren Oesen eine Nadel horizontal einsteckte, an welcher mehrere Kettchen oder dergleichen mit weiteren Anhängseln aufgereiht waren. So entstünde ein passendes Schmuckgebilde, von welchem uns nur der compacteste Theil erhalten geblieben wäre.

Aus Stadtarchivar Dr. Ludwig Hänselmann's Aufsatz über die eingemauerten mittelalterlichen Thongeschirre Braunschweigs ersehen wir, dass diese Gefässe zum Theile wohl mit Recht als Bauopfer gedeutet werden, während für einen Rest derselben die Frage der Bestimmung dunkel bleibt.

Sanitätsrath Dr. Oswald Berkhan prüft alte braunschweigische Schädel und findet ihre Gestaltung übereinstimmend mit den Kopfformen der gegenwärtigen Bevölkerung. Er betrachtet die Deutschen, wie sie auf der Trajanssäule als Hilfstruppen der Römer vor fast zwei Jahrtausenden wiedergegeben sind; er passt ihnen die Beschreibung des Tacitus an, vergleicht damit die altbraunschweigischen Schädel und lässt dann die blauäugigen blondhaarigen Gestalten der Jetztzeit vor seinem Auge vorüberziehen: „Dieselben schönen Bogenlinien der Mittellangköpfe, jedoch sich annähernd der Kurzkopfform, dabei mit Zunahme des Schädelinnenraumes, die dazugehörige wohlthuende, auch trotzige Gestaltung des Gesichtes — Alles zeigt, dass der hier in Frage kommende Typus bestehen geblieben."

Der Herausgeber Dr. Richard Andree erläutert alte braunschweigische Bauerntrachtbilder, eine Statuette und vier Zeichnungen, die er in verdienstlicher Bemühung der Vergessenheit entrissen hat, nachdem seit etwa 1850 die alte malerische und kleidsame Bauerntracht im Herzogthume im Absterben begriffen und heute so gut wie ganz verschwunden ist. Weitere ethnographische Beiträge liefern Gutsbesitzer A. Vasel und Pastor H. Schattenberg, ersterer über volksthümliche Schnitzereien, letzterer über die Hochzeitsbelustigung der „Schimmelreiter". Auch die ländliche Schnitzkunst, einst zur Geldersparniss und Ausfüllung müssiger Stunden fleissig geübt, ist jetzt gänzlich erloschen und die Ceremonie des Schimmelreitens wird nur noch nach wenigen, in den letzten Jahren beobachteten Fällen beschrieben.

M. Hoernes.

2.

Vorgeschichtliche Wandtafeln für Westpreussen. Entworfen im Westpreussischen Provinzialmuseum zu Danzig. Sechs Blatt in farbigem Lichtdruck, Grösse 70 × 88 cm. Verlag des königl. Hof-Kunst-Institutes Otto Troitzsch. Berlin 1898.

In diesen Tafeln begrüssen wir eine neue Unternehmung, die von höchst erfreulichem, mehrseitigem Fortschritte im Bereiche der Herstellung archäologischer Unterrichtsmittel zeugt. Hier sieht man deutlich, wie das Gute fortzeugend Besseres in's Leben ruft. Wandtafeln zur Prähistorie sind ja nichts Neues. Die erste mir bekannte gab Oskar Fraas. Sie beschränkte sich, im Anschlusse an geologische Bilder, auf die ältesten prähistorischen Culturstufen und ist heute allerdings weit überholt. Es kam dann v. Tröltsch mit seiner nur vorrömische, römische und alemannisch-fränkische Zeit unterscheidenden Tafel für das Rhein- und deutsche Donaugebiet. Den nächsten Schritt bezeichnet die in den Abbildungen weitaus schönere und chronologisch reicher gegliederte Tafel vor- und frühgeschichtlicher Denkmäler aus Oesterreich-Ungarn, welche M. Much und L. H. Fischer für die k. k. Central-Commission besorgten. Allein — man darf es bei aller Anerkennung wohl sagen — das zur Vertretung eines so ausgedehnten Fundgebietes nöthige Material ist viel zu umfangreich, um auch bei aller zulässigen Beschränkung auf einer einzigen Tafel Platz zu finden. Daher sind die schönen Abbildungen in viel zu grosser Zahl und in den verschiedensten Massstäben auf engem Raume aneinandergedrängt und die verschiedenen Perioden heben sich nur wenig, die Länder, für welche das Einzelne charakteristisch ist, gar nicht von einander ab.

In dieser Beziehung war die Tafel „Vor- und frühgeschichtliche Alterthümer aus der Provinz Hannover, herausgegeben von der Provinzialcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmäler in der Provinz Hannover", trotz ihrer bedeutend minderwerthigen Abbildungen, ein doppelter Fortschritt. Sie beschränkte sich für's Erste auf ein kleineres Gebiet, gab Alles in halbnatürlicher Grösse und trennte die Perioden — Steinzeit, ältere und jüngere Metallzeit — in sehr übersichtlicher verticaler Anordnung, an der wir nur etwa auszusetzen hätten, dass das Alte oben, das Junge unten angebracht ist. Texte lesen wir allerdings von oben nach unten, aber der ideale Durchschnitt eines Fundbodens, an den doch bei dieser Anordnung erinnert wird, zeigt uns die älteren Reste in der Tiefe, die jüngeren an der Oberfläche.

Alle diese Einzeltafeln sind nun mit einem starken Sprung überholt von den Wandtafeln für Westpreussen, welche die vorgeschichtlichen Typen einer einzigen norddeutschen Provinz auf sechs grossen Blättern vorführen. Auch die Ausführung stellt alles Frühere in Schatten. Die Funde selbst sind mit wenigen Ausnahmen in natürlicher Grösse und nach vortrefflichen Oelbildern in den satten Farben der Originale dargestellt. Am Fusse jedes Blattes befindet sich über einem auf Schutz und Erhaltung neuer Funde bezüglichen Appell der knappe Text: Charakteristik jeder Periode, Bezeichnung der dargestellten Gegenstände, Angabe der typischen Fundverhältnisse[1]). Dann folgt unter den Abbildungen der Einzelfunde Ansicht oder Durchschnitt der bezüglichen Fundstellen, meist Gräber. Auch diese zwischen den beweglichen Funden und der Unkenntniss der Laien vermittelnden Bilder fehlten bisher auf ähnlichen Wandtafeln.

Die westpreussischen Wandtafeln fussen auf Lissauer's trefflicher Bearbeitung der Urgeschichte dieser Provinz. Sie zeigen auf je einem Blatte I. jüngere Steinzeit, II. ältere und jüngere Bronzezeit, III. jüngste Bronzezeit (= Hallstatt-Periode), IV. vorrömische Eisenzeit (= La Tène-Periode), V. römische Zeit und VI. arabisch-nordische Zeit. Die Abbildungen sind durchgehends gleich correct, anschaulich und schön; sie entsprechen dem Rufe, welchen sich die mit der Herstellung betraute Kunstanstalt O. Troitzsch besonders durch ihre amtlichen Nachbildungen von Werken der königl. Nationalgalerie erworben hat. So müssen sie aber auch sein, wenn sie ihre Zwecke erfüllen sollen, zu welchen Conwentz auch rechnet, „dass schon der Jugend Achtung und Theilnahme für die nicht immer ansehnlichen Denkmäler der Vorzeit eingeflösst und sie zu ihrer Conservirung angehalten werde". Vom grünen Holze aus soll es ja dereinst besser werden.

Interessant ist auch die Entstehungsgeschichte dieser Tafelserie, wie sie Director Conwentz im Verwaltungsberichte des westpreussischen Provinzialmuseums für das Jahr 1897 darstellt. Die Serie verdankt ihren Ursprung einem aus Mangel an vorräthigem Doublette-Material fallen gelassenen Plane des preussischen Unterrichtsministeriums, die höheren Lehranstalten zu Unterrichtszwecken mit kleinen Mustersammlungen prähistorischer Fundstücke zu betheilen. Daraus entstand die Idee der Herausgabe von Wandtafeln, welche nicht blos den höheren, sondern überhaupt allen Lehranstalten, insbesondere auch den Volksschulen zugänglich gemacht werden sollten. Es wurde schon im Jahre 1890 beschlossen, dass diese Tafeln nicht etwa gleichmässig für die ganze Monarchie, sondern für die einzelnen Landestheile separat ausgearbeitet werden sollten. Ferner sollten nicht Gegenstände der verschiedensten Zeiten auf einem Blatte dicht aneinander gereiht, sondern die charakteristischen Typen jeder Periode auf je einem Blatte zu einem abgeschlossenen Culturbilde vereinigt werden. So entstand nach den einzig richtigen Principien dieses musterhafte Werk. Obwohl aber die Tafeln in den Originalien schon 1892 fertig waren, verzögerte sich die Vervielfältigung und Herausgabe derselben aus Mangel an Mitteln, welchem erst durch die Opferwilligkeit eines Danziger Privatmannes abgeholfen wurde. Besondere Erwähnung verdient der ausserordentlich niedrige Preis des ganzen Werkes. **M. Hoernes.**

[1]) Dem Satze „In der jüngeren Steinzeit fertigte sich der Mensch alle Werkzeuge und Waffen aus Knochen und Stein" würden wir eine etwas andere Fassung wünschen, da ja Knochen und Steine meist nicht zusammen, sondern nur alternirend angewendet wurden. Dann widerspricht jenem Satze die gewiss ausgedehnte Verwendung des Holzes, und wenn es gleich darauf heisst: „Fig. 1 stellt einen Hammer aus Hirschhorn vor", so ist dieses Material weder Knochen noch Stein. Auch ist es nicht ganz correct, einfach von der „vorrömischen oder La Tène-Zeit" zu sprechen, da ja auch alle älteren Perioden vorrömische sind.

3.

Rokossowska, Sophie: Bajki ze wsi Jurkowszczyzna. (Märchen aus dem Dorfe Jurkowszczyzna.) Krakau 1897.

Derselbe Wunsch, den wir gelegentlich L. Wasilewski's weissrussischer Räthsel ausgedrückt haben, liesse sich bei Frau S. Rokossowska's Märchensammlung aus Wolynien (Zwiaheler Bezirk) wiederholen. Auch hier wären einige Bemerkungen über Land und Leute sehr nützlich gewesen.

Uebrigens ist sie ganz vortrefflich. Beinahe alle Märchen sind sehr gut aufgezeichnet und die Einfachheit, sowie die Naivetät des Stils wurden überall behalten. Dies ist kein

geringer Vorzug. Man sieht es gleich, dass die Sammlerin die Seele des Volkes kennt und dass sie seine kernige Schilderungsweise sich völlig angeeignet hat.

Auch sind ihre Beiträge recht künstlerisch geordnet. Wie ich sie mit grossem Interesse las, kam mir Jörg Wickram's „Rollwagenbüchlein" in den Sinn. Heutzutage gibt es keine fahrenden Kaufleute mehr und unsere moderne Gesellschaft hat die Charakterzüge der Vorfahren eingebüsst. Mit welcher Freude aber hätten sie die Sammlung begrüsst? Wie bei Wickram, ist hier Ernstes und Trauriges mit Heiterem untermischt, wie dort ist die Erzählung knapp, schlicht und inhaltsreich. Hie und da begegnen wir etwas bekannteren Stoffen, andere Erzählungen wieder verdanken ihren Ursprung blos dem örtlichen Volksglauben oder örtlichen Vorfällen.

Frau Rokossowska's Sammlung (sie zählt 89 Nummern und nimmt 103 Seiten ein) ist vor Allem aus diesem Grunde wichtig, dass sie aus einem einzigen Dorfe kommt. Als ein einheitliches Ganzes ermöglicht sie manchen Einblick in die Psychologie der Bewohner von Jurkowszczyzna (sz = sch, cz = tsch, z = gelindes s), auch manche ihrer socialen Ansichten spiegelt sich darin wieder. Dass Dieses und Jenes auch sonstwo aufgezeichnet wurde, besagt nicht viel, denn, was nicht vergessen werden darf: das Volk schafft die Charaktere und die Einzelheiten oft seinem Geschmacke gemäss völlig um und übrigens verräth die Existenz eines Stoffes in seinem Munde seinen Hang dazu.

Die Wundermärchen sind in Jurkowszczyzna ziemlich reich vertreten. Wir finden hier eine Fassung des Zauberlehrlings (Nr. 86), der Lenorensage (Nr. 4), des Schneewittchens (Nr. 39), der Constantinsage (Nr. 55), des tapferen Schneiderleins (Nr. 14). Dass sie in mancher Einzelheit von den deutschen Fassungen abweichen, braucht kaum gesagt zu werden. „Tischchen, deck dich", ist gleichfalls bekannt. Die Nummer 51 handelt vom Frosch als Gemahlin, die Nummern 5 und 6 vom winzigen Helden, der seinen Ursprung einer verzehrten Erbse verdankt. Mehrere Märchen handeln von Drachenkämpfen und wunderschönen Prinzessinnen.

Noch beliebter sind hier die Schwänke und die Abenteuergeschichten. Beinahe ein Drittel unserer Sammlung ist heiter. Dieses Volk liebt zu lachen (ein guter Zug des Charakters), ernste (Nr. 36), sogar tragische (Nr. 1) Stoffe bekommen in seinen Händen eine humoristische Wendung. Andererseits finden kluge Streiche, Ueberlistungen und überhaupt Siege der Intelligenz über der rohen Kraft ein allgemeines Wohlgefallen, was ebenfalls von der beträchtlichen Anzahl betreffender Nummern bestätigt wird. Umgekehrt, belustigt man sich gerne auf Unkosten der Dummheit; vier Geschichten von Narren (Nr. 23, 58, 81, 82) sind sehr hübsch.

In die dritte Gruppe möchte ich die mehr oder weniger örtlichen Hervorbringungen einreihen. Sie tragen nicht alle dasselbe Gepräge: die einen entwachsen den socialen Verhältnissen, die anderen dem in ihrem Entstehungsdorfe obwaltenden Volksglauben. Man könnte die Classificirung noch tiefer einschreiten lassen.

Besonders hier begegnen wir Materialien zur Charakteristik des Jurkowszczyzna-Volkes.

Selbstverständlich befindet sich auch in zwei vorhergehenden Gruppen Manches dazu. Einiges haben wir schon hervorgehoben. Ueber zehn Märchen, die mit Bitten an die Zauberer oder andere sachverständige Personen um Nachkommenschaft beginnen, bezeugen deutlich, wie sich der Wolynier Landmann die Familie ohne Kinder nicht denken kann. Die Waisen erfreuen sich seines Mitgefühles und die Geschwisterliebe wird von ihm heiss empfohlen. Frau Rokossowska theilt je drei bis vier Märchen von Waisen, welche von der Stiefmutter gepeinigt werden, und von den zwei Brüdern, deren älterer, vom Glücke reich bedacht, den jüngeren ärmeren hasst, mit und der Schluss fällt immer zu Gunsten der Waise und des armen Bruders aus. (Ich muss bemerken, dass ich diese Stoffe nur dann als psychologische Beiträge ansehe, wenn ich sie in unserem Dorfe zu wiederholten Malen antreffe.)

Wie sieht nun das gesellschaftliche Leben in der Beleuchtung unserer Sammlung aus?

In einem halben Dutzend Erzählungen ist der Pope der Held. Ueberall behandelt ihn die Volksphantasie mehr als satyrisch. Eben hier wären Frau Rokossowska's Bemerkungen sehr erwünscht gewesen. Seit mehr als einem Jahrzehnt nämlich greift unter dem Wolynier und Ukrainer Volke der sogenannte Baptismus, auch Stundismus genannt (unter Anderem wirft er den Clerus weg), um sich. Trotz aller Verfolgungen der Regierung findet er immer neue Anhänger. Der Grund davon liegt im wachsenden Criticismus der Landleute, sowie in dem sehr niedrigen Grade der sittlichen und intellectuellen Cultur des orthodoxen Clerus.

Hat nun der Baptismus auch Jurkowszczyzna erreicht, oder bereiten ihm blos die Umstände den Boden vor? Wir möchten es gerne wissen. Jedenfalls haben die Erzählungen unserer Sammlung in ihrer Stellung den Geistlichen gegenüber wieder einen gemeinsamen Punkt mit dem Wickram-schen Buche: man möge sich nur an die Nummern 3, 17, 22, 29, 39, 40, 43, 47, 54 des Rollwagenbüchleins erinnern. Es scheint mir interessant, auf die Verwandtschaft der Genesis dieser Schwänke hinzuweisen: entstand doch Wickram's Büchlein im Zeitalter der Reformation (erste Ausgabe erschien im Jahre 1555).

Die Jurkowszczyznaschwänke heben die Habgier und den Geiz der Popen (Nr. 48, 69) hervor und beschreiben sehr drastisch ihre Liebesabenteuer (Nr. 46). In der Nummer 24 wird sogar die Popenfrau (die orthodoxen Geistlichen können heiraten) der Hexerei beschuldigt: sie zaubert eine Seuche über das Dorf her und erst ein wandernder Soldat entdeckt ihre Unthat und bestraft sie.

Wie unter gewissen Verhältnissen die Volkserzählungen umgewandelt werden, beweist der folgende Fall. In Widter's und A. Wolf's Sammlung „Volksmärchen aus Venetien" (Jahrbuch für romanische und englische Philologie, VII (1866), befindet sich (S. 288—290) eine ergötzliche Geschichte, „Die Eselsleiche" betitelt.

Im Thale, das von Schio über Wallarsa gegen Roveredo führt, lebte ein ziemlich bemittelter Bauer. Er besass einen Esel, den er sehr gerne hatte. Als das Thier umstand, beschloss er, ihm eine förmliche Leiche zu halten. In dieser Absicht wandte er sich an seinen Pfarrer, der nahm ihn aber ärger als einen Ketzer auf, las ihm tüchtig die Leviten und jagte ihn zur Thüre hinaus.

Das schlug dem Bauer die Idee aus dem Kopfe nicht. Er ging zum Pfarrer des nächsten Gebirgsdorfes. Da dieser ein fröhlicher Mensch war, so beschloss er, ihm einen Streich zu spielen. Er liess sich 30 Lire bezahlen und versprach ihm

dafür, „die Leiche zu halten und den Erzpriester aus dem Thale zu ärgern“. Zur festgesetzten Stunde fand er sich mit dem Messner, den Kirchendienern und Trägern ein und begann den Leichenzug. Da auch der Pfarrer aus dem Thale den Zug anzusehen kam, sang er eine Antiphone vor, die auf denselben abgezielt war. Als aber der Zug auf einem Berge ankam, liess er die Eselsleiche über den Berg hinabwerfen und sagte zum Bauer:

Guter Freund, die 30 Lire habe ich redlich verdient. Die Leiche habe ich gehalten, den Erzpriester geärgert, aber begraben müsst ihr den Esel selbst.

Noch lange — schliesst der venetianische Text — lachten die Bauern von Enna, Valli und anderen Orten über die Posse, die der listige Pfarrer vom Gebirge dem Bauer gespielt hatte.

Ich sehe vom Ursprung des Schwankes, der übrigens kaum zu ermitteln wäre, völlig ab. Ich will nur der italienischen von jedem satyrischen Anflug freien Fassung diejenige Frau Rokossowska's an die Seite stellen.

Die Stelle des Esels nimmt hier der Hund ein. Der Bauer, gleichfalls bemittelt, ist nichts weniger als dumm; im Gegentheil: er zeigt sich sehr pfiffig. Sein Pfarrer nimmt ihn ziemlich schlecht auf, seine Gewissensscrupeln werden jedoch durch den Anblick von hundert Rubeln verscheucht. Nicht nur die Leichenmesse, sondern auch das Begräbniss findet statt, der Bauer aber verpflichtet sich, das Geheimniss zu bewahren.

Die Satyre macht hier nicht Halt. Der Eigenthümer des Hundes, welcher anfangs einen bei ihm gestorbenen Bettler so prunkvoll begraben zu haben vorgab, heiterte sich einmal an und entdeckte die Wahrheit. Das Gerücht läuft bald im Dorfe herum und gewiss wird es, denkt sich der Bauer, zum Archimandriten dringen. Er weiss sich jedoch Rath zu schaffen. Er begibt sich zu diesem Würdenträger und erlangt von ihm vermittelst einiger Tausende Rubeln die Weihung zweier Böcke zu Popen. Bald darauf erfährt der Archimandrit von dem Begräbnisse des Hundes, er kommt entrüstet in's Dorf der Begebenheit und will schon am Friedhofe die Eröffnung des Grabes anordnen, als der Bauer mit zwei in Messgewand gekleideten Böcken erscheint . . . Was ist das, fragen die Leute? Nichts, ich bin gekommen, die Todtenmesse um den Hund zu feiern. Diese Böcke sind doch zu Popen geweiht, nicht war? wendet er sich an den Archimandriten.

Der Würdenträger begriff den Sinn der Frage und liess die Untersuchung auf sich beruhen.

Diese Satyre auf die Venalität des orthodoxen Clerus wurde schon vor Frau Rokossowska von mehreren Sammlern der ukrainischen Volkserzählungen aufgezeichnet.

Doch sehen wir uns die anderen Persönlichkeiten des Dorfes an.

Der Gutsherr erscheint als freigebig, worthaltend und munter (Nr. 45, 72, 80). Der Lovelace des Dorfes ist der Kirchensänger („diak“). Seine Liebesabenteuer sind (Nr. 1, 12, 22, 27) mit köstlichem Humor erzählt. Einige Male kommt der ausgediente Soldat vor, seine Rolle ähnelt völlig derjenigen in den Grimm'schen Märchen. Wahrhaftiger Wagehals, obwohl mit Verstand nicht allzu begabt, weiss er sich doch immer aus der Gefahr zu ziehen und füllt dabei noch seinen Geldbeutel an.

Die übrigen aus dem täglichen Dasein geschöpften Erzählungen handeln von Räubern, vom Familienleben, von seltenen Ereignissen (z. B. Nr. 79). Unter den dem Boden des Volksglaubens entsprossenen Hervorbringungen heben wir zwei hervor, welche die Volksansicht ausdrücken, man könne eine Schlange verschlucken und in Folge ihres Fortlebens im Inneren des Körpers sehr lange siechen. Tiefrührend ist die Erzählung von einem Mädchen, welches, um ihren ertrunkenen Geliebten zu sehen, sich in's Wasser stürzt. Eine hübsche Illustrirung des Volksglaubens, dass, wer des Freitags traurig ist, die ganze Woche fröhlich zubringen wird, ist Nr. 77. Auch eine Glückssage finden wir hier und eine Geschichte von der Ankunft der Teufel auf abendliche Unterhaltungen der Mädchen.

Ich erwähne noch einige Legenden und mehrere allerliebste Kindermärchen. Bemerkenswerth ist, dass in diesem Dorfe Vampyr- und Teufelsmärchen, die sonst unter dem ruthenischen Volke ziemlich verbreitet sind, beinahe völlig mangeln.

Die Märchen, mit Ausnahme zweier, sind ruthenisch mitgetheilt. Einiges über ihre Mundart wäre nicht überflüssig gewesen; so wissen wir nicht, ob die Eigenschaftswörter, welche in der ruthenischen Sprache im männlichen Geschlecht auf yj auslauten, hier wirklich (wie wir es in der ganzen Sammlung finden) auf y endigen, oder ob es ein stets wiederkehrender Druckfehler ist. Auch wäre es sehr dankenswerth, wenn die geehrte Sammlerin, welche in der polnischen Folkloristik (in den vorhergehenden Bänden der Ausgaben der Krakauer Akademie) schon viel Werthvolles gegeben hat, fürderhin in den von ihr zu erwartenden Beiträgen die Namen der Erzähler bei jeder Nummer mit der Angabe ihres Lebensalters und sogar anderer biographischer Einzelheiten mittheilte. Diese wenig Mühe kostenden Kleinigkeiten sind für die Wissenschaft von Bedeutung. **Bugiel.**

4.

Materyały antropologiczno-archeologiczne i etnograficzne. (Anthropologisch-archäologische und ethnographische Materialien.) II. Bd. Krakau 1897.

Beinahe 300 Seiten nimmt in diesem Bande der zweite Theil der von uns schon besprochenen, als separates Buch erschienenen Publication Swięteк's über die Raber Rechtssitten. Der übrige Inhalt zerfällt in zwei Gruppen: die archäologisch-anthropologische und die ethnographische.

Die erstere besteht aus sechs Abhandlungen. L. Magierowski untersucht die Lebensdauer im westgalizischen Städtchen Jacmierz (c = tz, rz = gelindes sch), J. Talko-Hryncewicz die anthropologischen Kennzeichen des polnischen Adels der Ukraine. Aus Hryncewicz' Messungen und Beobachtungen folgt, dass der polnische Adel örtlichen Ursprunges ist und dass er sich vom ukrainischen Volke nur durch höheren Wuchs und grössere Dimensionen des Schädels unterscheidet. Diese Unterschiede können leicht durch die Verschiedenheit der materiellen Verhältnisse erklärt werden.

Die ukrainischen Ergebnisse stimmen völlig zu den von Hryncewicz früher im Lubliner und Łomżaer Gouvernement erhaltenen. Dort wie hier beschränkt sich der Unterschied zwischen dem Adel und dem Volke auf die genannten Einzelheiten. Sie sind auch in geschichtlicher Beziehung wichtig:

sie werfen die von einigen polnischen Gelehrten (zuletzt von Piekosiński und Gumplowicz) vertheidigte Theorie um, laut welcher der polnische Adel von vermeintlichen prähistorischen, anthropologisch verschiedenen Unterjochern der Slaven abstammt.

Dr. Ladislaus Olechnowicz setzt seine Nachforschungen über die Anthropologie der ehemaligen Woiwodschaft von Sandomierz (Russisch-Polen) fort. Derselbe Band enthält seinen Bericht über die von ihm unternommenen Nachgrabungen im Lubliner Gouvernement. Dr. Ladislaus Demetrykiewicz handelt über die Kurgane, welche er in der Umgebung von Przemyśl und Drohobycz (Ostgalizien) aufgedeckt hat und in einem anderen Aufsatze über die vorgeschichtlichen Begräbnissstätten und Ansiedlungen bei Tarnobrzeg, an der Mündung der Sans in die Weichsel.

Die ethnographische Abtheilung enthält Leon Wassilewski's „Weissrussische Räthsel" und Sophie Rokossowska's Märchen aus dem Wolynier Dorfe Jurkowszczyzna. Da die letzteren ebenfalls im Sonderabdruck erschienen sind, so besprechen wir sie als ein unabhängiges Ganzes.

In den letzten Zeiten hat die Folkloristik die Bearbeitung der Räthsel ein wenig vernachlässigt. Indess bieten sie viel Interessantes und es würde sich gewiss lohnen, ihnen mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wassilewski's Sammlung zählt kaum 128 Nummern und trotzdem scheint sie uns unsere Behauptung zu unterstützen.

Dabei beschränke ich mich nur auf die erste Untergruppe, welche aus 44 Räthseln aus dem Wilnaer Gouvernement besteht.

Unter Nr 14 (fitt, fitt, der Schrank ist voll Sammt = Kamin) finde ich ein Räthsel, welches in ganz Polen in sehr ähnlicher Fassung bekannt ist. Die Nrn. 24, 25 und 28 sind gleichfalls unter den Polen und Ruthenen bekannt, in Weissrussland aber unterlagen sie einigen Veränderungen. Wenn nun die Märchenforscher so viel Studien den Modificationen der Märchen bei ihrem Uebergang aus einem Lande in das andere widmen, wenn sie dieselben mit so viel Zeit- und Müheaufwand vergleichend behandeln, so könnten auch einige Folkloristen die Räthsel in den Kreis der vergleichenden Forschungen einziehen. Vielleicht wären die Ergebnisse nicht ohne Werth.

Die Philologie und die Sprachphilosophie fänden hier auch Manches. Viele Wesen und Gegenstände bekommen in den Räthseln besondere Namen von ihren Stimmen oder von Geräuschen, die man bei ihrer Benützung vernimmt. So z. B. hier der Hund (Nr. 17) oder die Pfanne (Nr. 39). Es sind dies weitere Beiträge zur Gruppe der Wörter, deren onomatopäischen Ursprung die vergleichende Sprachwissenschaft bewiesen hat.

Ebenfalls andere Gegenstände oder Thiere haben Benennungen, welche sonst in der Sprache nicht vorkommen. So heisst die Katze in Nr. 17 żmura (ż = gelindes sch), Augenzwinkerin. Einige davon können älterer, andere neuerer Formung sein, die letzteren wären an die Wörter des sogenannten Diebsjargons zu nähern.

Diejenigen endlich, welche sich für die dichterische Thätigkeit des Volkes interessiren, können auf dem Räthselgebiete mehrere hübsche Blümchen pflücken. Die Räthsel sind häufig sehr kühne, aber auch sehr poetische Metaphern, so z. B. das folgende (Nr. 31):

„Es sitzt ein Fräulein auf dem Hügel; rothes Käppchen auf dem Haupte. Wer an ihr vorübergeht, verbeugt sich." (Um sie zu pflücken = Erdbeere.)

Oder:

„Zwei Schwesterchen wohnen nur durch den Rain geschieden; doch besuchte niemals die eine die andere." (Augen.)

Der Frost „baut ohne Axt, ohne Keil die Brücke über den Fluss", die Zunge hinter den Zähnen heisst „voller Stall Schafe und ein blökender Widder dahinter". Der Tisch wird mit vier Fräulein verglichen, welche von demselben Hut bedeckt sind. Sogar dem Floh wird ein schöner Vergleich zutheil, er ist „ein braunes Rösslein, weder zu streichen noch zu satteln".

Mehrere Räthsel, wie Nr. 44, haben einen satyrischen Anflug, andere (Nr. 98, vielleicht 21) sind wahrscheinlich Bruchstücke eines Räthselliedes oder eines Räthselmärchens. Der Niederschreibende hätte darüber nachfragen sollen, umsomehr, als sie ihm doch durch ihre Länge und ungewöhnliche Form in die Augen fallen konnten.

Noch eine Forderung hätte ich an ihn gestellt.

Seine Materialien kommen aus verschiedenen Gegenden: 44 Räthsel wurden im Wilnaer Gouvernement (Wilejker District), 73 im Witebsker Gouvernement, wovon 54 im Lepelsker, 19 im Dünaburger Bezirk niedergeschrieben. 11 wurden in der Umgegend von Borysów (Gouvernement Minsk) und Rohaczew (Gouvernement Mohylów) aufgezeichnet. Indem ich nun die drei ersten Gruppen miteinander vergleiche, finde ich, dass sie sich durch wesentliche Merkmale unterscheiden. Die erste enthält auf 44 neun Räthsel (also ein Fünftel), deren Inhalt dem Waldleben (Wald, Waldpflanzen, Waldthiere) entlehnt ist. In den folgenden befinden sich aus diesem Bereiche nur zwei auf 54. Im Gegentheile finde ich hier sieben, welche die Gewässer betreffen (zehn, wenn wir die Auslegung berücksichtigen), während in der ersten Gruppe sich nur ein ähnliches befindet. Die dritte Gruppe zeichnet sich durch Barschheit aus: auf sechzehn hier gehörige Nummern könnten zehn ihren Platz in der bekannten folkloristischen Sammlung Κρυπτάδια finden. Die letzten zwei Gruppen sind zu wenig zahlreich, um etwaige Schlussfolgerungen zu erlauben.

Sind nun diese Unterschiede blos zufällig? Oder vielleicht könnte die geographische Gestaltung des Wilejker (Wälder) und Lepelsker (Flüsse und Seen) Bezirkes, sowie die Nähe der grossen Stadt und das Fabrikswesen im Dünaburger District uns dieselben erklären? Ich kann mich irren; ich wäre aber geneigt, die letztere Erklärung anzunehmen, weil ich fest glaube, dass nicht nur die geschriebenen literarischen Hervorbringungen, sondern auch die mündlichen (die man sonst Volksliteratur nennt) mit reellen Verhältnissen, unter welchen die Hervorbringenden sich befinden, zusammenhängen.

Schade, dass weder Wassilewski noch die Redaction der Materialien dies beachtet haben; ihre Bemerkungen wären hier von Belang. Beeilen wir uns jedoch, zu erklären, dass der hervorgehobene Punkt überhaupt von den Sammlern der Volksmaterialien sehr wenig berücksichtigt wird. **Bugiel.**

Studien über Denkmäler des frühen Mittelalters.

Von **Paul Reinecke** (Mainz).

(Mit 1 Tafel.)

I. Die geflügelten Lanzenspitzen.

In der Fachliteratur der letzten Jahre ist mehrmals eine bestimmte Gattung von nachrömischen eisernen Lanzenspitzen, für welche der Name „geflügelte Lanzenspitzen" gewählt wurde, zur Besprechung gekommen. L. Niederle in seinen „Bemerkungen zu einigen Charakteristiken der altslavischen Gräber" (Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, 1894, S. 208—209) suchte eine Anzahl dieser Waffen aus der Literatur und den Museen zusammenzustellen; er citirte Lindenschmit's „Handbuch der deutschen Alterthumskunde" (I. Theil, S. 276) als wichtigste Quelle für den Nachweis solcher Lanzenspitzen, welche er sicherlich wegen dieses Hinweises der fränkisch-schwäbischen Zeit zuschreiben zu müssen glaubte. Nach Niederle erweiterten Köhler (Zeitschrift f. Ethn., 1897, Verh. S. 214—221) und Much (Mittheilungen der k. k. Central-Commission etc., 1898, S. 138—139) das von ihm aufgestellte Verzeichniss. Wenn man sich nun die Mühe nimmt, die von Niederle angeführte Stelle aus Lindenschmit's Werk, auf welche die anderen Autoren auch zurückgreifen, nachzuschlagen, so wird man überrascht sein, bei Lindenschmit weder unter den vielen dort abgebildeten fränkischen Lanzen eine einzige dieses Typus, noch im Text auch nur einige Worte über diese Gruppe zu finden — wohlverstanden von der Gattung, welche jene Autoren als „geflügelte Lanzenspitzen" bezeichneten und von der sie charakteristische Stücke abbildeten. Dass Lindenschmit mit keinem Worte dieser Gruppe gedacht und aus dem grossen Vorrath, den die Mainzer Sammlungen an solchen Waffen besitzen, nicht eine einzige abgebildet hat, auch in keinem der von Lindenschmit namhaft gemachten Werke von solchen die Rede ist, hätte Jedem, der den betreffenden Passus im Handbuche prüfte, auffallen und ihn veranlassen müssen, sich zu fragen, ob die geflügelten Lanzenspitzen wirklich schon der merovingischen Periode angehören könnten. Das ist thatsächlich nicht der Fall, vielmehr sind sie dem karolingischen Zeitalter zuzuweisen, in merovingischer Zeit finden sie sich nicht. Der Irrthum kam daher, dass man sich, statt Form und Gestaltung der Lanzenspitzen zu studiren, an das eine einzige Merkmal, die seitlichen Fortsätze an der Schaftröhre, hielt und auch deren Ausbildung nicht genauer untersuchte, sondern ganz verschieden geartete Typen mit einander vermengte. Der Mangel einer absoluten Chronologie der nachrömischen Alterthümer, soweit sie der Prähistoriker und der mit der Prähistorie vertraute Kunsthistoriker berücksichtigt, dürfte einen Theil der Schuld an dieser Verwechslung tragen.

Die bisher unter dem Namen „geflügelte Lanzenspitzen" in Abbildung veröffentlichten Waffen gehören einem Typus an, welcher in unseren Museen nicht gerade zu den grössten Seltenheiten zählt. Beim Vergleiche aller dieser Stücke fühlt man bald heraus, dass es sich um mehrere in der Gliederung einander sehr nahe stehende Formen handelt, deren übereinstimmende Kennzeichen die flügelförmigen seitlichen Fortsätze an der Schafttülle sind. Diese Fortsätze sitzen meist etwas über der Oeffnung der Schafttülle, in einigen Fällen reichen sie bis an dieselbe; in der Vorderansicht zeigen sie stets eine mehr oder minder breite, ebene Fläche von etwa dreieckiger, rechteckiger, trapezförmiger oder, bei sehr schönen Exemplaren, fünfeckiger Gestalt. Diese Fläche besitzt eine geringe Dicke (von einigen Millimetern), während ihre Breite meist mehrere Centimeter beträgt und die Höhe (an der Schafttülle) 1—2 cm ausmacht. Ein weiteres Kennzeichen ist, dass die Schaftröhre einen sechseckigen oder einen quadratischen oder nahezu quadratischen Querschnitt aufweist; da die Schaftröhre aus dem Blatte der Lanzenspitze hervorgeht, muss sie dem entsprechend in ihrem oberen Theile einen recht-

eckigen Querschnitt haben. Bei besonders ausgebildeten Exemplaren trägt die Schafttülle vorn und hinten, wie an den Seiten Verzierungen, in der Längsrichtung der Waffe eingegrabene Linien (in der Regel zwei Zweiecke bildend); auch die Flügelfortsätze zeigen in diesem Falle solche Verzierung. Das Blatt kann verschieden gebildet sein: entweder ziemlich schmal, mit vollständig durchlaufender Rippe in der Mitte, oder stattlich breit (grösste Breite in der Mitte oder nahe am unteren Ende des Blattes), mit Mittelrippe nur im unteren Theile, beide Male in die Schaftröhre ohne Abschnürung übergehend; daneben gibt es auch solche, bei denen das langgestreckte, schmale, mit Mittelrippe versehene Blatt von der Tülle durch Einschnürung sich absetzt.

Wir bilden hier, um die verschiedenen Variationen zu illustriren, eine Anzahl von geflügelten Lanzenspitzen aus der Sammlung des Mainzer Alterthumsvereines ab (Taf. I, Fig. 1—12; circa $^1/_5$ der nat. Gr.). Fig. 1, 3, 6, 7 und 12 sind erst im Laufe der letzten Jahre bei Mainz aus dem Rhein gebaggert worden, und zwar zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Punkten, die übrigen, zumeist auch aus dem Rhein stammend, gehören zum alten Bestand der Sammlung und waren bisher noch nicht ausgestellt worden. Einige der letzteren sind arg verstümmelt und noch nicht ausgebessert, doch sind alle Details an ihnen klar. Zu den edelsten Formen, wie sie auch in Skandinavien bekannt geworden sind, zählen wohl Fig. 1—3; die grossen Exemplare Fig. 9 und 10 zeigen eine plumpe, schwerfällige Gestalt, welche auf eine Stufe mit den riesig langen, unbeholfenen Saxen der karolingischen Periode zu stellen ist. Das Mainzer Alterthümermuseum verfügt über eine grosse Zahl derartiger Lanzenspitzen, sicherlich über mehr, als sich aus der Literatur als im Besitze anderer Sammlungen befindlich zusammenstellen liessen. Ein Verzeichniss des in den Museen aufbewahrten Materiales, um daraus etwaige Rückschlüsse über das Land der Herstellung dieser Waffen zu machen, wäre, abgesehen davon, dass ein solches Verfahren oft zu den schlimmsten Irrthümern führen kann, ganz unnütz, nichtssagend. Wenn in Mainz binnen kurzer Zeit so viele derartige Stücke gesammelt werden konnten, so beweist das, in Anbetracht ihres relativ späten Alters, dass dieselben hier heimisch waren und hierzulande fabrikmässig hergestellt wurden; denn sie entstanden in einem Lande, welches selbst massenhaft Waffen, sogar für bedeutenden Export, hervorbrachte, und in einer Zeit, welche völlig vom Lichte der Geschichte erhellt ist, welche das Barbarenthum seit Jahrhunderten hinter sich hatte[1]).

Die geflügelten Lanzenspitzen — solche, wie die von den Autoren, welche diesen Namen aufbrachten, abgebildeten, sowie die von uns publicirten Stücke[2]) — gehören ausschliesslich nachmerovingischen Zeiten, dem karolingischen Zeitalter in seinem vollen Umfange an. Dies beweist uns sowohl das völlige Fehlen dieser Lanzen in Gräbern der merovingischen Periode, als auch ihr Vorkommen in sicher datirten Funden aus karolingischer Zeit oder welche in der prähistorischen Literatur gebräuchliche Bezeichnung wir sonst für diese Phase wählen wollen.

Die Lanzen aus Gräbern der fränkisch-schwäbischen Epoche zeigen mehrfach seitliche Aufhalter an der Schafttülle: jederseits ein stark gebogener Haken, oder ein wagerechter oder schräg nach oben schauender Dorn, oder gar ein lothrecht zur Ebene des Lanzenblattes angebrachter Stab; auch übergrosse verzierte Knöpfe konnten wohl demselben Zwecke als Aufhalter dienen. Aber diese Aufhalter sind im Querschnitte vierkantig (quadratisch, rhombisch) oder rund, nicht langgestreckt rechteckig, sie sind nur einfache Haken oder Stäbe, nie breite, charakteristisch geformte Flächen. Ferner fehlt diesen Lanzen mit Aufhaltern die eigenthümliche Schaftröhre, ebenso kennen sie nicht die Ausbildung des Blattes, welche uns bei den geflügelten Lanzen begegnet. Hierin liegen eben wesentliche Unterschiede, denen man bisher merkwürdigerweise keine Beachtung schenken wollte. Man vergleiche probeweise nur die Abbildungen Nr. 71—74 in Lindenschmit's Handbuch mit den unserigen und denjenigen aus den eingangs namhaft gemachten Arbeiten. Gemeinsam haben beide Gruppen nur ein secundäres Merkmal, nämlich eine Vorrichtung, welche das zu tiefe

[1]) Sowie die Verhältnisse in Mainz liegen, sind sie auch wohl an allen bedeutenden Punkten am Rhein; sicherlich ist überall am Rhein Gelegenheit vorhanden, in Fülle allein etwa aus dem Flusse gebaggerte geflügelte Lanzenspitzen zu erwerben. Mit den Strömen in Nordfrankreich und mit der Themse, welche ja auch sehr ergiebig an Alterthümern ist, dürfte es sich ebenso verhalten.

[2]) Ein schönes im bayerischen Nationalmuseum aufbewahrtes Stück bildete v. Hefner-Alteneck (Trachten, Kunstwerke, Geräthschaften, 1879, I, Tafel 14) ab. Zu seiner richtigen Datirung (780—880 n. Chr.) kam er auf Grund der Darstellungen von Lanzen auf karolingischen Miniaturen; jedoch sind auf diesen die Lanzen mit Fortsätzen ganz uncharakteristisch wiedergegeben.

Eindringen der Waffe verhindern soll; die eine Gruppe zeigt Formen, wie sie sonst nur aus merovingischen Gräbern vorliegen, die andere solche, welche in gut untersuchten Grabfeldern der merovingischen Periode nie zum Vorschein gekommen sind. Tausende von Eisenwaffen aus sorgfältig untersuchten Reihengräbern passirten die Werkstätten des Mainzer Museums, die Lanzen zählten nach Hunderten, nie war unter einer Fülle der bekannten Typen eine „geflügelte“ dabei. Die grossen, mit aller Sorgfalt durchforschten Reihengräberfelder von Eichloch, Sprendlingen, Hahnheim, Selzen in Rheinhessen oder Meckenheim in Rheinpreussen, oder Schretzheim, Allach und Reichenhall in Bayern u. s. w. enthielten immer nur Lanzen der üblichen fränkischen Art, nie „geflügelte“. Es wird uns nicht befremden, in Reihengräbern gelegentlich Formen anzutreffen, die als Vorläufer der Gattung mit echten Flügeln, den Uebergang von der einen zur anderen Gruppe vermittelnd, aufzufassen sind. Als ein solches Stück dürfte das bei Bonstetten, Recueil d'Antiquités Suisses, Supplément, Pl. IV, 8, abgebildete gelten. Da es jedoch überhaupt noch an genügenden Vorarbeiten über die Beziehungen der jüngsten merovingischen und älteren karolingischen Alterthümer zu einander fehlt, können wir hier darauf nicht weiter eingehen.

Sehen wir uns nun nach dem Vorkommen der echten „geflügelten“ Lanzenspitzen um. Einmal treten sie im Westen, wo sie fabricirt wurden, als Einzelfunde auf, entweder einzeln oder mit nicht weiter beachteten, verloren gegangenen Gegenständen ausgegraben, oder aus Flüssen ausgebaggert. Aus Grabfunden sind sie kaum bekannt, trotzdem es nicht ausgeschlossen ist, dass sie auch in Gräber gelangt sind und sogar inmitten von Reihengräbern älterer, merovingischer Zeit zum Vorschein kommen können; denn viele fränkische Friedhöfe wurden auch noch in karolingischer Zeit benützt, und der Brauch, dem Todten Beigaben nicht mehr in das Grab zu legen, drang nicht überall mit einem Schlage ein. Interessant ist ihr Auftreten als Reliquien. Die bei den Insignien des heil. römischen Reiches befindliche Lanze des heil. Longinus mit einem Nagel vom Kreuze Christi zeigt diesen Typus, wenn auch in veränderter Form; es erscheint ungewiss, ob es sich hier um ein Original aus dieser Zeit oder um eine spätere Umbildung, eine etwa missverstandene und unrichtige Wiedergabe des alten Typus handelt. Die in Krakau aufbewahrte Lanze des heil. Mauritius schliesst sich hier an. Der im XVII. Jahrhundert gefertigte Reliquienschrein des heil. Porcarius in Montverdun, welcher bei einem Ausfluge des französischen archäologischen Congresses in Montbrison (Lyonnais) im Jahre 1885 geöffnet wurde, enthielt eine schöne, schmale, geflügelte Lanzenspitze (Congrès archéologique de France, LIIe Session à Montbrison en 1885, p. 390—397). Porcarius fiel der Legende nach bei dem Einfalle der Sarazenen im Jahre 736; die immerhin noch um fünfzig oder hundert Jahre jüngere Lanze dürfte wohl erst geraume Zeit nach seinem Tode als diejenige, mit der er den tödtlichen Stoss erhielt, bezeichnet worden sein.

Ungleich wichtiger sind für uns die Grabfunde in Ländern, in welchen diese Lanzenspitzen importirte Waaren darstellen. Wie leicht erklärlich, finden sie sich da zumeist, von ihrem vereinzelten Vorkommen abgesehen, in Wikingergräbern oder vielmehr in Gräbern der Wikingerzeit, zusammen mit Wikingerschwertern, deren Fabrikation im Reiche Karls des Grossen heute wohl Niemand mehr bezweifeln wird. Ein Fund von Asla (Hedemarken) in Norwegen enthielt neben einem schönen Exemplar dieser geflügelten Lanzenspitzen ein Wikingerschwert, eine Axt, zwei Messerklingen, Pferdegeschirr u. s. w. (Rygh, Norske Oldsager, 384, 401, 406, 407, 489, 518, 561, 570); ein ganz ähnliches Stück (doch ohne die Fortsätze) von Hverven (Buskerud) fand sich gleichfalls in Gesellschaft eines Wikingerschwertes (Rygh, 384, 456, 494, 517). Ein absonderlicher Typus der geflügelten Lanzen, wie er im Frankenreiche noch kaum beobachtet sein dürfte, stammt aus einem anderen norwegischen Funde, zusammen mit einem Wikingerschwerte, Steigbügeln etc. (Aarsberetning for 1868, S. 42—43, Abb. 5). Die bekannten Immenstedter Grabfunde (Dithmarschen) zeigen wiederum eine schöne geflügelte Lanze, Wikingerschwert, karolingische Steigbügel und Sporen, Millefioriperlen (wie sie noch nie in fränkischen Gräbern nachgewiesen wurden) u. s. w. (Mestorf, Vorgesch. Alterth. aus Schleswig-Holstein, 690, 693, 713—715, 17, 23, 24, 32, 36—38, 42, 45; Mitth. d. Anthr. Vereines in Schleswig-Holstein I, 1888); am Krinkberg bei Schenefeld in Holstein wurden sie mit Resten von Wikingerschwertern, späten Aexten, Steigbügelfragmenten, Millefioriperlen der gleichen Art wie in Immenstedt, einigen Silbersachen und Silberdenaren von Karl dem Grossen (nebst einem von Ludwig dem Frommen als König von Aquitanien) ausgegraben (Mestorf, 750—765; Handelmann, der Krinkberg bei Schenefeld, 1890), in Frestedt und

Vaale (hier ohne Flügelfortsätze, welche wohl verloren gingen), im Holsteinischen kamen sie mit kleinen Bronzesachen der Wikingerzeit und den üblichen nachmerovingischen Emailperlen zum Vorschein (Mestorf, 691, 716, 722, 725, 726; Mitth. d. Anthr. Vereines in Schleswig-Holstein, I, S. 27).

Wenn nun überall solche Lanzenspitzen dem karolingischen Zeitalter angehören, warum sollen sie nun bei den Slaven in Süddeutschland und im Ostalpengebiete[1]) früheren Datums sein und gar älter als am Orte ihrer Herstellung selbst? Sie erscheinen in diesen Ländern in slavischen Gräbern, deren Datirung durch vielerlei Indicien gesichert ist, deren Alter jedoch merkwürdigerweise, indem sich Trugschluss auf Trugschluss stützte, bedeutend überschätzt wurde. Dieser Zusammenhang zwingt uns nun, auch weiter auf diese Gräber einzugehen.

Die völlige Gleichheit der geflügelten Lanzenspitzen an sehr weit von einander entfernten Punkten liefert den besten Nachweis, dass es sich hier um eine Fabrikation in grossem Massstabe handelt. Für die Wikingerschwerter haben uns Funde Aufklärung gebracht, dass sie aus Werkstätten im fränkischen Reiche Karls des Grossen und seiner Nachfolger stammen. Dass sich diese Waffenproduction nicht auf Schwerter beschränkte, sondern auch Speere, Aexte u. s. w. umfasste, ist klar, die geflügelten Lanzenspitzen werden unter diesen Fabrikaten eine wesentliche Rolle gespielt haben. Dass daneben auch ausserhalb des Frankenreiches geschickte Schmiede nach den eingeführten Vorbildern Waffen erzeugten, ist vielleicht nicht ausgeschlossen.

Bezüglich der Zeitstellung der geflügelten Lanzenspitzen lässt sich heute auch noch nichts Anderes constatiren, als was Lindenschmit in seinem Handbuche durch das vollständige Beiseitelassen dieses Typus bei der Besprechung der merovingischen Lanzen ausgedrückt hat und was auch ihre Aufstellung im Römisch-germanischen Centralmuseum zu Mainz (unter den Funden der Spätzeit, nicht unter denen der merovingischen Gräber) andeuten will: die Speere mit stab- und hakenförmigen Aufhaltern, Knöpfen u. s. w. sind merovingisch, die mit Flügeln karolingisch.

[1]) Seltsamerweise ergab ein reicher Grabfund auf slavischem Gebiete, das bekannte Grab von Kolin in Böhmen, welches u. A. Sporen karolingischer Form, ein Eisenschwert vom Wikingertypus, eine späte Axt, eine Kleeblattfibel, eine Schnalle und Beschläge mit karolingischem Pflanzenornament enthielt (Zeitschr. f. Ethn., 1884, Taf. IV., Verh. S. 207—208; Památky, XV, S. 715 u. f., Taf. LI—LIII), keine Lanze (sie ging vielleicht verloren); in diesem Milieu hätte nur eine geflügelte Lanzenspitze auftreten können. Analog verhält es sich mit den schönen slavischen Funden aus Grabhügeln (mit Skeletten) bei Jarohnovitz unweit Kremsier in Mähren, in welchen wir ein Wikingerschwert, eine späte Axt, karolingische Sporen, eine eiserne, kleeblattförmige Gewandnadel u. s. w. antreffen (Museum Olmütz — Časopis etc., I, S. 106 u. f.; Mitth. d. Central-Comm., 1888, S. 243—244; 1890, S. 229).

II. Die Zeitstellung der Culturkreise von Keszthely und Kettlach.

Auf dem Anthropologencongresse zu Wien im Jahre 1889 machte O. Tischler in einem Vortrage über die Geschichte des vor- und nachrömischen Emails (Corr.-Bl. d. deutsch. Anthr. Gesellsch., 1889, S. 194 u. f.) über gewisse Denkmäler der nachrömischen Zeit einige Andeutungen, welche geeignet sein konnten, mehrere allgemein herrschende und bis dahin als giltig angesehene Anschauungen als irrig und völlig unzuverlässig hinzustellen. Diese kurzen, gelegentlichen Bemerkungen bezogen sich auf eine vermeintliche grosse Gruppe von völkerwanderungszeitlichen Gräberfeldern aus dem Ostalpengebiete und Ungarn, deren wahren Zusammenhang Tischler erkannt zu haben glaubte und wofür er nach genauerem Studium weitere Nachweise beizubringen hoffte. Leider gab dieser Vortrag die Veranlassung zu allerhand Irrthümern, obwohl Tischler gesagt hatte, dass er für die Richtigkeit seiner Vermuthungen in Zukunft erst noch genauere Nachweise zu erbringen hoffte und ein auch nur oberflächliches Eindringen in diesen Gegenstand von einer Weiterführung seiner Hypothesen hätte abhalten müssen; denn ein Ausbau derselben hätte, wenn sie nicht irrig gewesen wären, so manches historische Factum, so manche als gesichert geltende Annahme der Prähistoriker und Kunsthistoriker zum Wanken bringen können.

Nach Tischler wäre für das V. und VI. Jahrhundert n. Chr. in Oesterreich (vornehmlich im Ostalpengebiete) und Ungarn ein grosser, zusammenhängender Culturkreis anzusetzen, welcher sich ausser durch die im Westen üblichen Typen aus merovingischer Zeit auch noch durch einige specielle Erscheinungen, die dem fränkischen, schwäbischen, burgundischen, angelsächsischen und skandinavischen Westen fremd sind, charakterisirt. Die oftmals besprochenen Gräber von Kettlach am Semmering und deren Analoga in Niederösterreich, Steiermark, Salzburg, Kärnten und Friaul, die durch ihre Metallarbeiten mit merkwürdiger Thier- und Pflanzenorna-

mentik auffallenden Nekropolen von Keszthely am Plattensee und ihre Verwandten in Ungarn sollten ihn repräsentiren. Ohrringe mit halbmondförmigem Schilde, dessen vertiefte Gruben mit verschiedenfarbigem Email gefüllt sind, ähnliche nicht emaillirte Stücke, Zierscheiben (Scheibenfibeln) mit Emaileinlage, Schläfenringe, Thongefässe mit Wellenlinien, gewisse Motive der Thierornamentik hebt Tischler aus der Reihe der typischen, gemeinschaftlichen Formen hervor. Er glaubte, eine grosse Verwandtschaft zwischen der Gruppe von Kettlach und der von Keszthely constatiren zu können und darum berechtigt zu sein, beide zu einem grossen Kreise, dessen locale Ausbildungen sie vielleicht vertreten, vereinigen zu dürfen, und da die Gräberfelder am Plattensee unzweifelhaft auf das V. und VI. Jahrhundert hindeuten sollten, das gleiche Alter für den gesammten Formenkreis annehmen zu können.

Vor Tischler, der übrigens bei früherer Gelegenheit (Schriften der Phys.-ökon. Gesellsch. in Königsberg. XXVII, 1886, Sitz.-Ber.) sich über dieses Thema zurückhaltender geäussert hatte, wollte schon E. v. Sacken, welcher sich mehrfach mit diesen nachrömischen Alterthümern befasst hat, Funde der beiden Kreise gleichstellen (Karrer, Geologie der Kaiser Franz Josefs-Hochquellenwasserleitung, 1877, S. 395 bis 397), freilich sich nur auf ganz geringes Material stützend; sein Irrthum hat jedoch keine weiteren Folgen gehabt. Tischler's Aeusserungen wurden nun von Lissauer (Corr.-Bl. d. Deutsch. Anthr. Gesellsch., 1891, S. 138—141) und nach ihm von Niederle (Mitth. d. Anthr. Gesellsch. in Wien, 1894, S. 194—205) einmal als Stütze für den Beweis, dass slavische Schläfenringe älter sein sollten, als man bisher geglaubt hatte, ferner dafür, dass auch die Gräber der Keszthelystufe Schläfenringe enthielten, benützt; beide glaubten auch, diese Funde dem V. und VI. Jahrhundert zuschreiben zu müssen. Auch Much in seiner schon genannten Arbeit (Mitth. d. Central-Comm., 1898, S. 125 u. f.) schloss sich dem an.

Der Hauptfehler der Ansicht Tischler's liegt in der falschen Datirung. Alle daran geknüpften Vermuthungen der anderen Autoren werden hinfällig, weil ihre Grundlage eine falsche ist. Der Kettlacher Kreis gehört in karolingische Zeit, nicht in merovingische, die Mehrzahl der Funde vom Keszthelytypus fällt desgleichen in frühkarolingische Zeit. Ferner aber auch ist die Kettlachgruppe nicht identisch mit der von Keszthely, weder vom ethnographischen noch vom kunsthistorischen Standpunkte aus. Was als locale Eigenthümlichkeit in Kettlach und den verwandten Gräberfeldern, die sich durch die Schläfenringe als unzweifelhaft slavische erweisen, bezeichnet wird, das kehrt in den ungarischen Nekropolen nicht wieder, und ebenso ist das Umgekehrte der Fall. Man vergleiche nur etwa die Funde von Kettlach (Franck, Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen, XII, 1854, S. 235 u. f., Taf. I, II; Sacken, Ansiedl. u. Funde in Niederösterreich, S. 46 u. f., Taf. IV) oder die Resultate der letzten Ausgrabungen von Hohenberg und Krungl in Steiermark (Archaeologiai Értesitő, 1897, S. 133—147) mit den Alterthümern aus den Nekropolen von Nemesvölgy[1]) (Hampel, CXXXIII — CXXXXII), Mártély (Hampel, CXLVII—CLV) oder Csúny (Hampel, CCLXIII bis CCLXXXV) oder aus den älteren Grabfunden von Hohenberg und Krungl (Hampel, CCXCI—CCXCIII), welche ausgezeichnete Vertreter der sogenannten Keszthelygruppe sind; deutlicher können wohl die Unterschiede nicht zu Tage treten, als es hier der Fall ist.

Aus älterer merovingischer Zeit (um 400 und 500 n. Chr.) sind grosse Gräberfelder in Ungarn nicht bekannt geworden, ihre Stelle nehmen die grossen Goldschätze sowie reiche Fürstengräber ein. Das Fehlen grösserer Leichenfelder dieser Periode in Ungarn darf uns nicht befremden, in Süddeutschland, am Rhein und in Frankreich verhält es sich ebenso. Die fränkischen, schwäbischen, bajuvarischen und burgundischen Reihengräber gehören frühestens dem VI. Jahrhundert an, die Mehrzahl von ihnen fällt erst in die Zeit um 600 und in das VII. Jahrhundert, andere gehen noch bis in das VIII. Jahrhundert, bis in die karolingische Periode. Die Beigaben dieser Gräber (namentlich die Schmuckgegenstände) decken sich keineswegs mit denen der älteren Phase, die Unterschiede sind ganz durchgreifende. In Ungarn treffen wir auf ähnliche Verhältnisse, nur gibt es hier in der jüngeren merovingischen Stufe — von kleinen Verbreitungsgebieten, welche wohl ethnographische Inseln darstellen, abgesehen — nicht Alterthümer, welche in directem Zusammenhang mit dem Westen stehen, sondern vielmehr auf den Osten hindeuten. Reiche Fürstengräber bergen Goldschmuck, welchen man schon vor Jahren als avarisch bezeichnete, die Gräber des gemeinen Mannes enthalten die eigenartigen Schmucksachen des Keszthelykreises.

[1]) Wir citiren die ungarischen Funde mit Ausnahme der von Lipp publicirten aus Keszthely hier, soweit sie in dem Werke „A régibb középkor (IV.—X. század) emlékei magyarhonban“ von Hampel erschienen sind, nur nach diesem.

Im Gegensatze zum Westen wird der Keszthelykreis, von den Differenzen unter den Schmuckobjecten zu schweigen, stilistisch durch das Ueberwiegen von Pflanzenornamentik (einfache Pflanzenranken, schlecht wiedergegebene Palmetten u. s. w.), welche auf merovingischen Alterthümern recht selten erscheint, charakterisirt, sodann durch die Verwendung griechisch-orientalischer Thierdarstellungen (Thierkämpfe, Greifen u. s. w.), welche in dieser Ausbildung dem Westen in merovingischer Zeit auch fremd sind. Sehr zutreffend hat Hampel diesem Stil, welcher mit dem viel älteren skythisch-sibirischen in verwandtschaftlichem Verhältnisse steht, den Namen „sarmatisch" zuertheilt [1]). Im VIII. und auch noch im IX. Jahrhundert erfuhr dieser Stil eine Weiterführung, die Pflanzenranken und Palmetten werden in den Details complicirter, die Gestalt mancher Schmucksachen wird eine andere, andere Techniken treten hinzu, wohl im Zusammenhange mit dem Aufblühen der Kunst im Westen im karolingischen Zeitalter, ob aber in Abhängigkeit von dieser, das mag vorläufig dahingestellt bleiben. Ein Vergleich der Funde vom Keszthelytypus aus Krungl mit denen von Hohenberg (Hampel, CCXCI; CCXCII—CCXCIII) lässt die Unterschiede zwischen der älteren und jüngeren Gruppe sehr deutlich erkennen. Am Schlusse des IX. Jahrhunderts verschwindet die Keszthelycultur.

Es ist unerlässlich, hier noch genauer auf die Zeitstellung der Grabfunde aus Ungarn einzugehen. Dem Ende des IV., dem V. und dem Anfang des VI. Jahrhunderts gehören, wie schon hervorgehoben, reiche Schatz- und Einzelgrabfunde an, die Hinterlassenschaft hunnischer und germanischer Völker. In den Beginn dieses Abschnittes fallen die Funde von Murga (Hampel, CCI), in welchen noch eine römische Silberfibel mit umgeschlagenem Fusse liegt, und die von Szilágy-Somlyó (Hampel, XIV—XXXI), die jüngsten dürften die Gräber von Mezőberény (Hampel, XXXVIII) und Mezőkaszony (Hampel, CCCXIII) sein, dazwischen fügen sich die von Puszta-Bakod, Perjámos, Ujlak, Csorna, Apahida u. s. w. (Hampel, I—IX, XI—XIII, XXXII—XXXVI, XXXIX—XXXX, CCII, CCCXIV, 4—6), sowie einige in Agram aufbewahrte Funde ein. Dass wir das Alter dieser Funde nicht zu sehr überschätzen dürfen, lehrt uns das Childerichgrab, welches ja viel Vergleichsmaterial für diese ungarischen Alterthümer bietet. Welche Gruppe von Denkmälern die Zeit bis zum Auszug der Langobarden aus Ungarn (568) ausfüllt, ist vorläufig noch nicht ersichtlich. Im Westen wissen wir über die erste Hälfte des VI. Jahrhunderts auch fast gar nichts; wir können vermuthungsweise eine Anzahl von Gegenständen, z. B. aus Nordendorf, in diese Zeit setzen, aber prägnante geschlossene Funde aus reich ausgestatteten Gräbern fehlen auch hier bisher. Mit dem Abzuge der Langobarden breitet sich in Ungarn die Macht der Avaren aus, ihrem Reiche kommt nun die wohlbekannte Keszthelycultur zu.

Man hat versucht, auf allerlei Art die Gräber des Keszthelytypus zu datiren. Vornehmlich dienten die römischen Münzen aus diesen Gräbern in den Augen vieler Autoren als untrüglicher Anhalt. Nichts verkehrter als das! Wie römische Münzen in diese viel späteren Gräber kommen können [1]), dafür gibt es ja mehr als eine Möglichkeit, sei es, dass sie noch cursirendes Geld waren, sei es, dass sie, was ja auf ehemals römischem Boden erklärlich, in römischen Ruinen oder auf dem Felde gefunden, als Fundstücke durchlocht und der Perlenhalskette hinzugefügt wurden. Niemand wird es bei uns, wo ja am Rhein und an der Donau in Bezug auf die römischen Münzen in nachrömischen Gräbern die gleichen Verhältnisse wie in Ungarn herrschen, einfallen, eine Chronologie der fränkisch-schwäbischen Reihengräber auf Grund von römischen Münzen zu construiren; man käme sonst schliesslich zu dem Resultate, dass es ausser einigen Funden aus Gräbern mit byzantinischen und merovingischen Münzen überhaupt keine merovingischen Alterthümer gäbe, sondern das, was man früher damit bezeichnete, sammt und sonders noch der römischen Periode angehöre. Um das Vorkommen von einzelnen römischen Münzen in fränkischen und schwäbischen Reihengräbern kümmern wir uns, wenn es gilt, ein chronologisches System herzustellen, durchaus nicht, selbst byzantinische Münzen gewähren uns zumeist nur einen mässigen Anhalt (als terminus post quem). Das Studium der Alterthümer in kunsthistorischer Richtung bildet für uns die wichtigste Grundlage [2]).

[1]) S. Söderberg glaubte, diesen Stil als slavisch bezeichnen zu dürfen; er begründet diese Vermuthung jedoch nicht weiter (Antiqu. Tidskrift f. Sverige, XI, Heft 5, S. 2; Månadsblad, 1891, S. 125—126; Präh. Blätter, 1894, S. 67 u. f.).

[1]) Selbst in Münzfunden vom Schlusse des ersten Jahrtausends n. Chr. sind römische Münzen nicht selten.

[2]) Vielfach findet man sogar prähistorische Objecte als Beigaben aus nachrömischen Gräbern bezeichnet. Dies dürfte in der Regel wohl darauf zurückzuführen sein, dass bei Anlage der Gräber ältere Bestattungen zerstört wurden und der Ausgräber dies nicht erkannte; jedoch kann es auch in manchen Fällen möglich sein, dass bedeutend ältere Gegen-

Denkmäler der Langobardenherrschaft in Ungarn fehlen, wie schon angedeutet, fast ganz. Was in Ungarn sonst noch an Altsachen vom germanischen Typus bekannt wurde, ist jünger als die Mitte des VI. Jahrhunderts. Eine germanische Nekropole wurde bei Blasendorf-Bezenye im Wieselburger Comitate, nicht sehr weit von der Leitha entfernt, untersucht (Hampel, CLVI—CLXII). Strahlenfibeln, eine darunter mit Runeninschrift [1]), eine Vogelfibel, eine S-Fibel, Scheibenfibeln mit Einlagen und dann auch, nicht als Unwichtigstes, zahlreiche Emailperlen stimmen vollkommen mit den Funden aus schwäbischen und fränkischen Friedhöfen der Zeit um 600 überein, analoge Gegenstände finden sich auch in den älteren langobardischen Gräbern von Cividale. Germanische Gräber scheinen auch weiter südlich, in den Nekropolen von Keszthely selbst, aufzutreten. Als charakteristische Gegenstände nennen wir hier dreieckige Gürtelschnallen mit grossen Knöpfen und entsprechende viereckige Beschläge, Strahlenfibeln und ein Scheibenfibelstück (Lipp, Gräberfelder von Keszthely, 153—157, 328, 331, 332; Hampel, Bd. I, Text S. 103, 104), sowie einige tauschirte Eisensachen und mehrere andere entsprechende Objecte, welche noch nicht veröffentlicht sind [1]). Sehr wahrscheinlich sind auch die Körbchenohrringe, oder wenigstens ein Theil von ihnen, den Germanen, welche hier sassen, zuzuschreiben. Leider wurde von den Ausgrabungen in Keszthely kein Fundprotokoll angefertigt, es ist daher nicht der Beweis zu erbringen, ob die hier genannten Gegenstände für sich oder im Verein mit typischen Altsachen des sarmatischen Stiles (in einem Grabe) gefunden wurden. Die dürftigen Angaben bei Lipp (S. 43, Nr. 19, Grabf. 152—159; S. 66, a, Grabf. 324—329; S. 367, b, Grabf. 330 bis 332; S. 68, c, lassen auf Germanengräber, welche frei von Beigaben der Keszthelyart waren, schliessen, und was die Körbchenohrringe anbetrifft, so sei daran erinnert, dass sie auf anderen ungarischen Nekropolen der Keszthelygruppe fehlen, hingegen im germanischen Westen gewöhnliche Typen sind, welche zwar nicht in so riesiger Menge wie in und bei Keszthely, dafür aber von sehr vielen Fundplätzen vorliegen [2]). Das Alter aller dieser Objecte germanischer Provenienz ist das VII. Jahrhundert. Vom rechten Donauufer ist noch ein Körbchenohrring von Lesencze-Tomaj, Comitat Zala (Hampel, CXXV, 4), ferner eine Spangenfibel aus Regöly im Comitate Tolna (Hampel, Bd. I, Text S. 67, Nr. 2) zu nennen, andere Fibeln sind in Slavonien bekannt geworden (Museum in Agram). An der unteren Theiss können wir wieder eine grössere Gruppe von germanischen Alterthümern constatiren. In Bökény Mindszent (Comitat Csongrád) (Hampel, LXXV) stiess man auf eine Nekropole mit Strahlenfibeln u. s. w., welche rund um 600 anzusetzen sind, Fibeln entsprechender Art fanden sich auch bei Szerb-Keresztúr und Szerb-Nagy-Szent-Miklós im Nachbarcomitate Torontal (Hampel, Bd. II, Text S. 14, 92; CCCXIV, 1—3). End-

stände zum zweiten Male benützt wurden, wofür wir ja mehrfach Belege haben. Wir erinnern hier z. B. an das Vorkommen von Alterthümern der Bronze- und La Tène-Zeit in den Gräbern von Keszthely (Lipp, 66, 67, 129, 300 (?), 301—305, 310; von Fenék: Hampel, LXXXIV, 7 (?), 8), von römischen Sachen erst gar nicht zu reden, viel derartiges Material ist noch gar nicht publicirt. In der Nekropole von Regöly fand sich ein La Tène-Gefäss, in Grab 22 sogar eine Mittel-La Tène-Fibel und ein typisches buntes Glasringelchen der zweiten Hälfte der La Tène-Zeit (Hampel, CCCII, Nr. 22, Fig. 2, 7; CCCIV); mitten in einem slavischen Gräberfelde aus Slavonien stiess man auf bronzezeitliche Beisetzungen (Zeitschr. f. Ethn., 1896, Verh. S. 363). Die Reihengräber von Reichenhall in Oberbaiern enthielten viel La Tène-Material (Knotenringe, Theile von Gürtelketten mit Behang; La Tène-Gefässreste etc.), bei Anlage dieser Nekropole war sicherlich ein La Tène-Gräberfeld zerstört worden, was der Herausgeber dieser Funde nicht erkannt hat. Dass römische Gegenstände, Fibeln u. dgl. m. in nachrömischen Gräbern auftreten, ist gar nichts Seltenes, wenigstens für die fränkischen und schwäbischen Reihengräber. Unzweifelhaft Gebrauchsstücke sind römische Gefässe, die in nachrömischen Gräbern gehoben wurden. So fand man in Eichloch in Rheinhessen in Reihengräbern als Beigaben (Grab 23) ein frührömisches gläsernes Ossuarium (natürlich seines Inhaltes an Knochenasche entleert), sowie eine frührömische Thonurne (Grab 12); Gefässe von Thon wie aus Glas aus spätrömischen Skeletgräbern kommen desgleichen mehrfach in Reihengräbern des VI. und VII. Jahrhunderts vor. — Irgendwie zu Datirungen ist jedoch all' dies Material nicht zu gebrauchen.

[1]) Wimmer's Datirung dieser Fibel (700—720 n. Chr.), vergl. Aarböger f. Nord. Oldkyndighed, 1894, S. 23 u f., ist unhaltbar, in so später Zeit kommen Spangenfibeln nicht mehr in fränkischen, schwäbischen und bajuvarischen Gräbern vor; hingegen ist sie wieder jünger, als dass sie aus der Zeit der Langobardenherrschaft in Ungarn stammen könnte (wie R. Much — Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Baierns, XII, S. 3 — wenn ich ihn recht verstehe, will).

[1]) Die Zahl der germanischen Typen aus Keszthely lässt sich sicher bei einem genaueren Studium der Originale in Budapest und Steinamanger noch ansehnlich vermehren.

[2]) In langobardischen Gräbern (Testona, Cividale, Tiarno di Sotto, Folgaria, Trient, Dos Trento, Vervo), in bajuvarischen (Igels, Reichenhall, Pähl), in schwäbischen (Endersbach, Sindelfingen, Sonthofen), in fränkischen (Selzen, Dietersheim, Hochheim, Mertloch, Coblenz, Gondorf, Engers, Bendorf, Andernach), in burgundischen (La Balme), in westgothischen (Herpes).

lich treffen wir noch Spuren germanischer Denkmäler vom Schlusse des VI. und Beginn des VII. Jahrhunderts in Siebenbürgen an (z. B. goldener Körbchenohrring von Abrudbánya — Hampel, CXXV, 1; Strahlenfibel von Klein-Schelken — Arch. f. K. österr. Geschichtsquellen, XXIV, S. 392, 393 — Kunsthistor. Hofmuseum, Wien; ähnliche Fibel aus Karlsburg im Museum in Hermannstadt). Wir haben es hier überall mit Resten germanischer Bevölkerung zu thun, welche in Ungarn noch nach dem Abzuge der Langobarden sitzen blieben, unter die Botmässigkeit der Avaren geriethen, jedoch untergingen und verschwanden, bevor Karl der Grosse seinen Zug gegen das Avarenreich unternahm [1]).

Das erste Jahrhundert der Avarenherrschaft in Ungarn ist in archäologischen Denkmälern selbst auch nur spärlich vertreten, die breite Masse der Gräberfunde vom Keszthelytypus gehört erst der Zeit um 700 an und reicht zum Theil noch bis in das IX. Jahrhundert. Prüfen wir diese späten Funde auf ihre stilistischen Eigenthümlichkeiten hin, so scheint es fast, wie wir oben schon bemerkten, dass die mit einfachem Rankenwerk verzierten Metallarbeiten, welche nicht zu häufig vertreten sind, die ältere Gruppe (etwa 550—650) repräsentiren. Ein genauerer Anhalt dafür liegt freilich nicht vor, aber noch weniger ist irgend wie ein Anhalt vorhanden, dass diese Classe von Alterthümern noch ein höheres Alter beanspruchen könnte.

Ueber die Zeitstellung der Funde der jüngeren avarischen Periode haben wir Folgendes zu bemerken. Wir betrachten zunächst die reich mit Gegenständen aus Edelmetall ausgestatteten Gräber von Kunágota, Szent Endre, Pusztatót, Peszer Adács und Artánd (Hampel, XLIX—LVII, CCCXXVI, CCCXXVIII), diejenigen, welche man früher ausschliesslich mit dem Namen „avarisch“ belegte, die sich jedoch durch gewisse Merkmale als mit dem Keszthelytypus eng verbunden zeigen. Einen Terminus post quem bilden hier byzantinische Goldmünzen der Kaiser Phokas (602—610) und Constantin IV. (668 bis 685). Zu den in diesen Gräbern auftretenden silbernen Armringen mit stark verdickten, hohlen Enden fand sich ein Gegenstück in den fränkischen Gräbern von Udenheim in Rheinhessen (Museum in Mainz), in welchen sonst nur noch jüngere merovingische Alterthümer, etwa der zweiten Hälfte des VII. Jahrhunderts, zum Vorschein kamen; Genaueres ist leider über dies Grabfeld nicht bekannt [1]). Aehnliche Ringe mit hohlen Enden, aber aus Bronze und nicht mit der riesigen Verdickung, liegen u. A. aus spätbajuvarischen Gräbern, frühestens aus der zweiten Hälfte des VII., wahrscheinlicher erst vom Beginn des VIII. Jahrhunderts vor, z. B. von Aham in Oberbayern (Samml. d. hist. Ver., München), in Gesellschaft von Goldblechohrgehängen in Gestalt von zwei aufeinander gesetzten Tetraedern, zierlichen westlichen Gegenstücken der grossen barbarischen Ohrgehänge eben dieser „avarischen“ Gräber [2]). Diese grossen

[1]) Aus dem gleichen Zeitalter treffen wir auch in Oesterreich auf heute zum Theile slavischem Boden Spuren germanischer Enclaven an. Aus Böhmen ist ein Bezirk im nördlichen Theile des Landes zu nennen; das Reihengräberfeld von Podbaba mit seinen Fibeln, Eisenwaffen, Beinkämmen etc. (aus der Zeit um 600 n. Chr.) ist hier der wichtigste Vertreter. Die von Baron de Baye aufgestellte Liste der „fränkischen“ Alterthümer aus Böhmen (Bulletin monumental, 1894, p. 252 u. f.) ist ungenau, da sie sehr viel spätrömisches Material enthält. Die bei der Anlage des Bahnhofes in Znaim im südlichen Mähren gehobenen Grabfunde (Franzensmuseum, Brünn), Vogelfibeln, Schnallen und Riemenbeschläge, Beinkammstücke, Emailperlen, ein Holzeimer mit Bronzebeschlägen u. s. w., Alles aus der zweiten Hälfte der merovingischen Zeit, bilden vielleicht mit den entsprechenden Funden aus Niederösterreich und im Comitate Wieselburg eine grössere Gruppe. Aus Kärnten führen wir zwei Strahlenfibeln der Zeit um 600 n. Chr. von Grafenstein, etwas östlich von Klagenfurt, an. Wie mir Herr Baron Hauser gelegentlich mittheilte, ist es nicht ausgemacht, dass sie zusammen mit den gleichfalls von diesem Punkte vorliegenden Altsachen sarmatischen Stiles in einem Grabe gefunden wurden. Aus Krain sind mehrere Localitäten, z. B. aus Unterkrain, mit solchen Alterthümern bekannt geworden, so Lorenziberg bei Billichgratz, Heiliger Berg, Gorjanzberg nächst Feistenberg, Hügel Kuzel unweit Bad Töplitz. In Unterkrain stossen wir heute noch unter Slovenen auf die Reste eines germanischen Volksstammes, welcher in der Völkerwanderungszeit hier sitzen blieb und seine Nationalität bis auf den heutigen Tag bewahrte (die Gottscheer). Endlich wurden auch noch in Bosnien und der Herzegowina germanische Grabfunde der jüngeren merovingischen Stufe, ca. 600 n. Chr., ausgegraben, z. B. bei Han Potoci unweit Mostar und Gornje Pećine im Bezirk Travnik (Wissenschaftl. Mitth. aus Bosnien, I, S. 305—306, V, S. 257—258). Ueberall haben wir hier also in den Denkmälern Reste germanischer Bevölkerung, welche, von anderen Völkern umgeben, noch eine Zeit lang ihre Nationalität halten konnten. Von Norddeutschland, soweit es nach der Völkerwanderungszeit slavisch wurde, gilt das Gleiche; in Südrussland ferner haben sich Nachkommen der Gothen noch bis zum vorigen Jahrhundert gehalten.

[1]) Ein gleiches Stück wird in der fürstlichen Sammlung in Sigmaringen aufbewahrt (aus der Umgebung von Sigmaringen, Fundort nicht genauer bekannt); mehrere fanden sich noch (ohne andere Gegenstände) zusammen bei Kosten in Posen (Mus. f. Völkerk., Berlin).

[2]) Dieser Typus ist auch in den kaukasischen Nekropolen vertreten; das naturhist. Hofmuseum in Wien besitzt solche aus Galizien, angeblich aus dem Goldschatze von Michałkow stammend.

tetraedrischen Ohrringe, ebenso wie die mit grossen hohlen Kugeln, bilden einen weiteren Stützpunkt für die Datirung. Im Westen fehlt es nicht in Gräbern der letzten merovingischen und ältesten karolingischen Zeit an ganz nahe verwandten Schmuckstücken; wir sind gezwungen, diese in die Zeit um 700 und 800 zu setzen. Ausser in Aham fand sich ein ähnlich gestaltetes, leider sehr zerstörtes Ohrgehänge in der slavischen Nekropole von Luhe in der Oberpfalz, welche erst der karolingischen Periode angehört, solche mit grossen, hohlen Kugeln in Burglengenfeld in der Oberpfalz, diesem ausgezeichneten Vertreter der süddeutschen Slaven des Karolingeralters, in welchem ein karolingischer Riesenscramasax, eine Flügellanzenspitze, späte Millefiori- und späte einfarbige, gerippte Glasperlen, slavische Keramik von karolingischer Formgebung u. s. w. ausgegraben wurden, andere in den slavischen Gräbern bei Bischleben (unweit Erfurt) in Nordthüringen, gleichfalls aus karolingischer Zeit; aber diese zweite Gattung kennen wir auch in germanischen Gräbern der jüngsten merovingischen Stufe. Diese Ohrringe, welche aus Gold, Silber und Bronze hergestellt sind, erscheinen in verschiedenen Formen, aber der Zusammenhang mit den Typen aus Ungarn ist nicht anzuzweifeln; wir machen hier folgende Fundorte namhaft: (bajuvarische Gr.) Hörpolding (nebst Armringen mit hohlen Enden), Palling, Pössing, Höhenrain bei Plattling, Gessenhausen (mit Steigbügeln), Waging; (schwäbische Gr.) Göppingen, Cannstatt; (fränkische Gr.) Odilienberg, Brumadern, Mutterstadt, Aschaffenburg, Wiesbaden, Dietersheim, Wiesoppenheim, Bretzenheim a. Nahe, Bingen, Andernach. Die Ornamentik der Funde von Nagymányok und Madaras (Hampel, CXLIII—CXLV), welche mit den avarischen Gräbern verwandt sind, zeigt frühkarolingischen Charakter, die Formen der Schnallen aus den nahestehenden Funden von Szécsény und Kaschau (Hampel, CXXIX, CXLVI—CXLVII) dürften kaum noch als spätmerovingische gelten[1]). Was daraus nun für den Gesammtinhalt dieser dem Keszthelykreise nahe verwandten Gräber folgt, liegt auf der Hand.

Wir gehen nun zu den Grabfunden des eigentlichen Keszthelytypus, welche durch das Pflanzen- und Greifenornament charakterisirt werden, über. Hier ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung die Keramik. Diese stimmt in der Form der Gefässe mit dem überein, was wir am Rhein als frühkarolingisch betrachten. Von den gewöhnlichen Formen der Töpfe aus unseren Reihengräbern ist in Ungarn in dieser Gruppe fast nichts zu finden[1]), wohl aber von späteren, erst dem Karolingeralter angehörenden Typen, z. B. in Csorna, Keszthely, Nemesvölgy, Mártély, Csúny, Puszta-Szt.-Erzsébet u. s. w. (Hampel, XLVII—XLVIII, CXXXIX, CL—CLIV, CCLXXXV, CCLXXXVIII, Band I, Text S. 98); in vielen Fällen wird man bei diesen ungarischen Gefässen auch sofort an die Keramik aus Slavengräbern der karolingischen Stufe erinnert, mit welcher sie die grösste Verwandtschaft zeigen. Nicht minder als die Topfwaare sind für die Zeitbestimmung wichtig auch die allerdings spärlichen Eisenwaffen und eisernen Geräthschaften dieser Nekropolen. Die Grabfunde von Hohenberg in Steiermark, deren relativ spätes Alter wohl sofort auch aus dem Charakter der Ornamentik ersichtlich wird, enthielten ein Eisenschwert vom Wikingertypus, ferner karolingische Sporen (Hampel, CCXCIII)[2]); sie fallen jedenfalls erst in die Zeit nach den Avarenkämpfen Karls des Grossen. Ungefähr gleichalterig dürfte das Grab von Blatnitza (Hampel, CXCVII—CXCVIII, CXCIX, 1) sein, in welchem wir neben Vertretern einer bestimmten Gattung später Keszthelyarbeiten ein Wikingerschwert, eine Kleeblattspange, sowie Beschläge (vom Pferdegeschirr und der Trense?) einer eigenthümlichen Stilrichtung, welche allem Anscheine nach nicht in Ungarn, sondern im Westen heimisch war, antreffen. Zu den Steigbügeln, welche in diesen Nekropolen wie in den „Avarengräbern“ so häufig aufgefunden wurden, haben wir zu bemerken, dass sie im Wesentlichen mit den westlichen Steigbügeln des VIII. und IX. Jahrhunderts übereinstimmen, nur zeigen sie einfachere, rohere Formen, was ja erklärlich ist, da es sich in Ungarn bei diesen sicherlich um einheimisches Fabrikat handelt. Steigbügel der Gattung von nahezu kreisrunder Form kamen einige Male in Reihengräbern vor, z. B. in Wilflingen in Württemberg (Museum in Riedlingen), zusammen mit späten tauschirten Eisensachen und einem späten eisernen

[1]) Sehr nahe verwandte Stücke liegen auch aus Keszthely selbst vor, vgl. Lipp, 168—172, 180.

[1]) Wir können nur zwei Gefässe namhaft machen: eines aus der jüngeren merovingischen Zeit, ein Henkelkrug mit Ausgussrohr, fand sich bei Csökmő (Hampel, CCCXXVII), zusammen mit Steigbügeln und einer Spiegelscheibe mit Oehr (meine Bemerkung über diesen Fund in Zeitschr. f. Ethn., 1897, S. 145, ist danach richtig zu stellen), ein anderes wird im Museum in Szentes (Arch. Ért., 1898, S. 65, 66) aufbewahrt.

[2]) Die Zeichnung gibt die Gliederung dieser Stücke nicht besonders gut wieder.

Pferdegebiss. Aehnliche, nur aus Bronze, liegen aus Pfahlheim bei Ellwangen in Württemberg vor, aus den Gräbern, deren Inhalt in die Stuttgarter Sammlung gelangte. Der Pfahlheimer Friedhof ist spät, er vermittelt den Uebergang zur Karolingerzeit und reicht auch noch weit bis in diese Periode; das Fehlen von Spangenfibeln, die Anwesenheit seltsamer Typen, die der grossen Menge der fränkischen und schwäbischen Gräber der Zeit um 600 und des VII. Jahrhunderts fremd sind, ferner technische Details, welchen wir sonst nur auf gut datirten karolingischen Fundstücken begegnen, Alles deutet auf den Uebergang zur karolingischen Periode hin. Die anderen Steigbügeltypen aus Ungarn, die mehr dreieckigen, dachförmigen u. s. w., an welche sich unmittelbar die der magyarischen Heidenzeit anreihen, erweisen sich als roher ausgeführte Abarten karolingischer Steigbügel, welche theils einzeln, theils in Gräbern zusammen mit Gegenständen aus dem Zeitalter Karls des Grossen und seiner Nachfolger aufgefunden wurden (Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorzeit, IV, 23; Mestorf, Vorgesch. Alterth aus Schlesw.-Holst., 703, 708, 710, 713; Soph. Müller, Ordning, II, Jernalderen, 587, 588; Montelius, Antiquités Suédoises, 525; Rygh, Norske Oldsager, 587—590). Auch unter den eisernen Aexten aus den Gräbern der Keszthelycultur bemerken wir späte, entschieden karolingische Stücke. Die Aexte aus der Nekropole von Nemesvölgy z. B. (Hampel, CXL) zeigen durchaus karolingisches Gepräge, Gegenstücke sind im Westen, am Rhein u. s. w. gar nicht selten, aber nie stammen sie aus merovingischen Reihengräbern des VI. und VII. Jahrhunderts.

Die Emailperlen dieser ungarischen Grabfelder sind, soweit es sich nach den Abbildungen beurtheilen lässt, gleichfalls für späte Zeit, für den Uebergang zur karolingischen Periode, bezeichnend. Die schönen, bunten Perlen unserer fränkischen und schwäbischen Gräber, welche in Ungarn ja auch auf dem germanischen Friedhofe von Blasendorf-Bezenye aufgefunden wurden, fehlen; hingegen erscheinen u. A. solche Perlen, wie sie auch in slavischen Gräbern der Karolingerzeit im Westen beobachtet werden. Unter den Emailperlen aus Pásztó (Hampel, CXXXII, 24) sind mehrfach gerippte einfarbige und röhrenförmige bunte einer Gattung, welche im VIII. und IX. Jahrhundert in Europa eine grosse Verbreitung hatte; einfarbige, mehrfach gerippte sowie blaue polyedrische, welche auch erst in Grabfeldern der Zeit nach 700 vorkommen, zumeist in slavischen, bilden auch in anderen ungarischen Nekropolen nicht gerade seltene Beigaben. Auch unter den Grabfunden von Unter-St. Veit in Niederösterreich, welche der jüngeren Keszthelystufe einzureihen sind, liegen typische Vertreter dieser späten, nachmerovingischen Emailperlen. Vielleicht werden sich in Zukunft noch unter den Schmuckgegenständen aus Metall der Gräber vom Keszthelytypus Parallelen zu datirbaren Metallarbeiten des karolingischen Westens ausfindig machen lassen. Das Mainzer Museum besitzt nämlich ein schönes Riemenende aus vergoldeter Bronze, durchbrochene Arbeit, ganz analog zahlreichen ungarischen Stücken; merovingische Gräber enthalten solche Schmucksachen nicht, wohl aber kennen wir aus nachmerovingischer Zeit Arbeiten ähnlichen Charakters. Da bei dem Riemenende des Mainzer Museums, welches zum alten Bestande der Sammlung gehört, über die Fundumstände keine verbürgte Nachricht vorhanden ist, legen wir auf dieses Vorkommen bis auf Weiteres kein Gewicht.

Aus allen diesen Uebereinstimmungen kann doch nur hervorgehen, dass die hier besprochenen ungarischen Gräber der überwiegenden Menge nach später sind, als man anzunehmen gewillt war. Die Mehrzahl der Gräber müssen wir auf Grund dieser Parallelen in spätmerovingische und frühkarolingische Zeit (von 700 n. Chr. nahezu bis zum Ende des IX. Jahrhunderts) setzen. Man wird sich nun auch mit dem Gedanken vertraut machen müssen, dass die vielen Typen des Keszthelykreises, die Metallarbeiten mit dem Pflanzenranken-, Greifen- etc. Ornament, die grosse Anzahl der mit Körnern, Perlen und Tropfen garnirten Ohrringe u. s. w., welche vor noch nicht sehr langer Zeit ganz allgemein dem V. Jahrhundert zugeschrieben wurden, um mehrere Jahrhunderte jünger sind, als man früher glaubte.

Die Funde des sarmatischen Stiles auf Grund von genau datirtem Material in mehrere chronologische Abschnitte zu zergliedern, lässt sich zur Zeit noch nicht ausführen, einigermassen ermöglicht uns jedoch die Ornamentik einen Versuch einer solchen Gliederung. Gewisse Metallarbeiten mit einfacher Rankenornamentik scheinen, wie wir schon hervorgehoben haben, eine ältere Stufe, welche die Lücke zwischen dem Auszug der Langobarden und der jüngsten merovingischen Zeit ausfüllt, zu bilden. Wenn diese Stufe wirklich existirt — neue Funde können vielleicht den Nachweis liefern, dass diese unsere Annahme eine irrige war und das, was wir als älter zu betrachten gewillt waren, thatsächlich

viel jünger ist —, so ist sie jedenfalls nur schwach vertreten gewesen. Die Funde von Krungl in Steiermark (Hampel, CCXCI) und Grafenstein in Kärnten (unpublicirt) zählen wir zu dieser; aus Ungarn könnten wir nur wenige Beispiele nennen. Die grosse Menge der ungarischen Gräber ist jünger; hier können wir eine Gruppe ausscheiden, welche erst dem IX. Jahrhundert angehört, die übrigen, welche viele Parallelen zu Alterthümern der spätesten merovingischen Zeit und der Uebergangsperiode zum Karolingeralter aufzuweisen haben, fallen in die zweite Hälfte des VII.[1]) und in das VIII. Jahrhundert. In dieser zweiten Stufe haben wir ein Nebeneinander verschiedener Stilrichtungen; es bedarf hier noch eines genaueren Studiums, um über alle Erscheinungen dieser Gruppe in's Klare zu kommen. Ohne grosse Mühe kann man von dieser zweiten Stufe die dritte, welche von Karl dem Grossen bis zum Einfall der Magyaren dauert, trennen, wenngleich auch in dieser sich mehrere Stilarten mischen. Wir wollen hier die wichtigsten Funde dieser Gruppe namhaft machen. In engem Anschlusse an die um ein Geringes älteren Gräber von Kunágota, Szent-Endre und Pusztatót stehen die von Ártánd, Rékas und Tiszaeszlár (Hampel, CCCXXVIII bis CCCXXIX), sie führen die eigenthümliche Gattung der „Avarengräber" aus spätmerovingischer Zeit in die karolingische über. Eine singuläre Ornamentik finden wir in Blatnitza und Szirák Grab 39 (Hampel, CLXCVII, CCL), bei beiden zugleich mit Gegenständen, welche mit den späten Arbeiten des Keszthelykreises übereinstimmen. Weiterführungen der charakteristischen Pflanzenornamentik, und zwar Weiterbildungen nach verschiedenen Richtungen hin, zeigen z. B. die Funde von Csorna (Hampel, XLVII, XLVIII), Szeged-Öthalom, Szeged-Sövényháza (LXIX bis LXXIV), Keszthely (Lipp, 55—65, S. 37—38; 145, S. 43, Nr. 17), Nemesvölgy (Hampel, CXXXV), Csikó Grab 504, Csúny Grab 25, 92 (Hampel, CCXXXVI, CCLXXI, CCLXXVIII), Budapester Rennplatz (Hampel, CCLXXXIX), Hohenberg (Hampel, CCXCII) und, um die wichtigsten Vertreter nicht zu vergessen, die Goldschätze von Nagy-Szent-Miklós im Banat und von Presztovácz in Slavonien (Hampel, CLXIII—CXCV). Hinsichtlich des Goldschatzes von Nagy-Szent-Miklós kommen wir hier auf einem anderen Wege zu einem Resultat, zu welchem vor mehreren Jahren schon N. Kondakoff (Geschichte und Denkmäler des byzantinischen Emails, S. 35 u. f.) und vor Kurzem auch J. Strzygowski (Byzantinische Zeitschrift, 1897, S. 585—586) auf Grund der Inschriften gelangte. Im IX. Jahrhundert ein solches Gemenge von classischen, orientalischen (altorientalischen, sassanidischen, indischen) und christlichen Motiven zu finden, wie es auf den Goldgefässen von Nagy-Szent-Miklós der Fall ist, verwundert uns nicht, denn etwa aus derselben Zeit sind auch andere Arbeiten bekannt[1]), welche ein ähnliches Gemisch verschiedenartiger Vorlagen zeigen.

Das Verbreitungsgebiet aller dieser ungarischen Gräber liegt in der weiten Ebene zwischen den siebenbürgischen Bergen und den Ausläufern der Ostalpen; in den gebirgigen Theilen Nordungarns sind sie nur selten, in Siebenbürgen scheinen sie ganz zu fehlen. Hingegen treffen wir noch entsprechende Alterthümer westlich von Ungarn an, in Mähren (Fund ohne nähere Angaben; ferner von Grumwirsch), Niederösterreich (Unter-St. Veit; Brunn am Steinfeld), Obersteiermark (Krungl; Hohenberg), Kärnten (Grafenstein) und Tirol (Funde ohne nähere Angaben), und auch weit ab in südslavischen Gebieten, bei Knin in Dalmatien, fanden sie sich vor, wenn auch nur als Einzelfunde. Zeit und Verbreitung dieser Denkmäler geben uns auch Aufschluss über ihre Volkszugehörigkeit, sie kommen dem grossen Reiche der Avaren zu, in welchem Avaren, Bulgaren, Slaven und Germanen sassen. Eine Vertheilung dieser Alterthümer auf die verschiedenen Völker des Avarenreiches ist heute noch nicht zulässig; nur so viel steht fest, dass die kleinen Enclaven der bei dem Abzuge der Langobarden in Ungarn noch verbleibenden germanischen Bevölkerung, welche Geräthschaften und Schmuck ihrer Stammesgenossen beibehielt, allmälig verschwanden, das Slaventhum der slavischen Untergebenen der Avaren sowie derjenigen Slaven, welche nur vorübergehend unter ihrer Botmässigkeit standen, sich in ihrer Hinterlassenschaft erst im Zeitalter Karls des Grossen manifestirt. Mit dem Einbruch der Magyaren verschwindet die Keszthelycultur, sie wird abgelöst durch die Typen der ungarischen Heidenzeit und der jüngeren slavischen (frühromanischen) Stufe.

Es ist nunmehr unsere Aufgabe, die Funde der Kettlachgruppe näher in's Auge zu fassen. Bei Be-

[1]) Wenn dies nicht noch zu früh ist und es nicht richtiger heissen muss: Schluss des VII. Jahrhunderts.

[1]) Z. B. vier von einem Kästchen stammende byzantinische (?) Elfenbeinplatten des Darmstädter Museums, mit orientalischen, classischen, byzantinischen u. s. w. Darstellungen (u. A. bactrisch-indische Göttin, Mithras? Zeus und Hera? byzantinische Kaiser, der heil. Georg).

trachtung der Alterthümer dieses Kreises, etwa der Funde aus Kettlach selbst oder der jüngsten von Krungl und Hohenberg (Archaeologiai Értesitő, 1897, S. 133—147), wird der Prähistoriker sofort unter dem Eindrucke stehen, dass es sich hier um slavische Gräber, entsprechend denen aus Süd- und Norddeutschland, Böhmen, Mähren, Polen u. s. w., handelt, nur dass sie noch durch mehrere singuläre Erscheinungen sich vor diesen auszeichnen. Ein solches Charakteristicum sind die zumeist mit Email verzierten Scheibenfibeln, eben diejenigen, welche Tischler zu seiner falschen Datirung veranlassten und auch Much irre führten.

Wenn man die Uebereinstimmung der Töpfe von Kettlach mit den slavischen etwa aus Deutschland, welche ja auch erst frühestens dem VIII. Jahrhundert angehören, zumeist jedoch in das IX. und X. Jahrhundert fallen, ferner die völlige Gleichheit der Schläfenringe und Ohrgehänge mit aufgeschobenen hohlen Perlen nicht als Beweis für das relativ späte Alter der Kettlachgruppe gelten lassen will, so stehen uns jedoch auch noch — von den geflügelten Lanzenspitzen ganz abgesehen — andere Parallelen zu Gebote, welche dies darthun. Einmal die Glas- und Emailperlen. Die mehrfach gerippten röhrenförmigen gelben, grünen und blauen Glasperlen mit meist sehr fein geriefelter Epidermis, ebenso die cylindrischen bunten Emailperlen mit Schachbrettmustern u. s. w., welche mit grosser Exactheit hergestellt sind, gehören anderwärts der nachmerovingischen Zeit an. Die merovingischen Reihengräber aus Süddeutschland, vom Rhein und aus Frankreich kennen sie nicht; die reiche Sammlung von Perlen aus Franken- und Schwabengräbern des Mainzer Museums enthält nicht ein einziges Stück dieser Art; in anderen Museen, welche über eine Fülle von merovingischen Emailperlen verfügen, wie z. B. die Staatssammlung in Stuttgart, fehlen sie auch; in genau untersuchten Reihengräberfeldern der fränkisch-schwäbischen Stufe fanden sie sich dem entsprechend nie. Wohl aber kommen sie z. B. im Norden mit typischen Gegenständen der Wikingerzeit vor (wir haben oben schon solche Funde namhaft gemacht) [1]), in den slavischen Gräbern von Burglengenfeld und Luhe in der Oberpfalz, die in das Karolingeralter zu setzen sind, kehren sie wieder, ebenso in Nekropolen im südlichen Grenzgebiete der Kettlachgruppe (Zeitschr. f. Ethn., 1897, Verh. S. 362 u. f.); verwandten Perlen begegneten wir schon in den Gräbern der jüngeren avarisch-bulgarischen Stufe aus Ungarn [1]). Leider haben die nachmerovingischen Emailperlen noch nicht die ihnen gebührende Behandlung gefunden, es existiren nicht einmal gute farbige Abbildungen derselben, auf welche wir verweisen könnten (abgesehen von russischen Publicationen), trotzdem sind sie wegen ihrer grossen Verbreitung in Europa für die Chronologie von nicht zu unterschätzendem Werthe.

Der feine, aus drei Bronzedrähten gewundene Halsring findet seine Gegenstücke aus Silber und Bronze in einigen norddeutschen Gräbern der slavischen Zeit (Zeitschr. f. Ethn., 1893, S. 155, 156 [2]), ferner in ungarländischen Gräbern der magyarischen Stufe, die doch frühestens dem Schlusse des IX. Jahrhunderts angehören können. Wir führen als Fundorte von solchen aus der Literatur — in den Museen liegt noch viel unpublicirtes Material — an: Nemes-Ocsa, Csorna-Csátár, Stuhlweissenburg, Grosswardein, Horgos, Pusztakovács, Kecskemét, Kaba und Umgegend von Waitzen (Arch. Értesitő, XIV (1880), Taf. 51; 1885, S. 322; 1892, S. 309; 1893, S. 141; Hampel, CCCXXII, CCCXXXIII—CCCXXXVII). In Slavonien treffen wir wieder solche Halsringe an (Zeitschr. f. Ethn., 1897, Verh. S. 363). Einige dieser Funde aus dem Reiche der Stefanskrone kommen den Magyaren zu, andere charakterisiren sich als slavisch. Der Hängeschmuck aus Kettlach, ein Scheibchen mit daran befestigtem länglichen (nahezu herzförmigen) Anhängsel ist ganz gleichgeartet wie die allgemein verbreiteten Ziergehänge der Gräber der magyarischen Stufe, sowohl der rein magyarischen wie slavischen (zum Theil aus den eben genannten Funden; vergl. Arch. Értesitő, 1892, S. 305; 1893, S. 89, 141; Hampel, CCCXXXIV, CCCXXXVI, CCCLIII). Wir können sie auch weiter in Slavengräbern aus Kroatien (Zeitschr. f. Ethn., 1897, Verh. S. 364) und in der altkroatischen Nekropole von Knin in Dalmatien constatiren [3]). Ihr Vorkommen in den Funden von Detta im Banat, welche sich durch Emailschmucksachen wie aus Kettlach u. s. w. auszeichnen, ist besonders beachtenswerth. Die Schildohrringe, sowohl die einfach mondsichelförmigen wie die in Gestalt

[1]) Von ähnlichen Millefioriperlen aus Mitteldeutschland besitzt das Röm.-germ. Museum Abgüsse.

[1]) Die Gräber der magyarischen Heidenzeit enthalten Emailperlen, welche wir hier anreihen können; aus dem nördlichen Russland sind übereinstimmende Perlen bekannt geworden (mehrfach in gutem Farbdruck veröffentlicht).

[2]) Der altmärkische Fund ist slavisch, nicht spätrömisch.

[3]) Sie sind auch aus dem nordöstlichen Russland bekannt geworden (namentlich im Gubernium Tamboff: Nekropolen von Liada und Tomnikoff).

eines Amazonenschildes, finden sich auch ausserhalb des Kettlachkreises, freilich ohne Email (das ja bei einigen aus Kettlach selbst fehlt), immer aus nachmerovingischer Zeit, z. B. in slavischen Gräbern in Burglengenfeld, in altkroatischen aus Kroatien (Zeitschr. f. Ethn., 1897, Verh. S. 364, 365) und Dalmatien (Knin), sodann auch auf ungarischem Gebiete (Tokaj, Hampel, CCCXL, Gegenstücke zu den Ohrgehängen von Rybešovic in Mähren, Dudik, Sitz.-Ber. d. phil.-hist. Cl. d. Ak. d. Wissensch. in Wien, XII, S. 473—77). In Detta im Banat (Hampel, CCCXXXI) kam sogar dieser Ohrringtypus mit Email zum Vorschein. Die Vorbilder für diese Gattung dürften in spätmerovingisch-frühkarolingischen germanischen Gräbern zu suchen sein; wir nennen hier solche von Hörpolding in Oberbayern und Dietersheim in Rheinhessen, welche man als Prototyp für diese Erscheinungen bezeichnen kann. Auch noch andere nahestehende Kettlacher Ohrringformen, zwar ohne ausgeprägten Schild, jedoch mit Fortsatz nach oben und unten in der Mitte der unteren Hälfte des Ringes, oft mit Kügelchen besetzt, sind für die Datirung von Belang, auch sie sind in slavischen Gräbern in Kroatien und Dalmatien, ferner in Böhmen (z. B. in Zakolany, mit späten Emailperlen) und Mähren (Kvasic bei Přikaz — Mitth. d. Centr.-Comm., 1890, S. 229—230) sodann auch in Ungarn aus der magyarischen Zeit (Arch. Értesitő, 1893, S. 141) nachgewiesen worden [1]). Ein gewisser Zusammenhang dieser Schmucksachen mit den so zahlreichen mit Tropfen, Perlen u. s. w. garnirten Ohrringen des Keszthelykreises ist unverkennbar. Endlich seien hier noch aus Kettlach die flachen Armbänder mit umgerollten Enden erwähnt, zu welchen ich Gegenstücke aus Gräbern der ungarischen Heidenzeit, welche oben schon namhaft gemacht wurden (Arch. Értesitő, 1893, S. 89; Hampel, CCCLl), sowie aus dem fernen Nordosten, aus finnischem Gebiet, aus dem Gubernium Tamboff (Materialien zur Archäologie Russlands (russ.), X, 1893, Taf. II, 8), in welchem überhaupt viele Anklänge an die jüngsten Vertreter des Keszthelykreises und die Typen der magyarischen Heidenzeit festzustellen sind, anführe.

Doch nicht genug. Die Emails von Kettlach selbst bieten ausgezeichnetes Material zur Datirung. Die Emailarbeiten der Kettlachgruppe gehören zwei Typen an, einmal sind es schildförmige Ohrgehänge, dann Zierscheiben oder vielmehr Scheibenfibeln. Es ist das Verdienst O. Fischbach's und M. Much's, auch die Rückseite der früher gewöhnlich Zierscheiben benannten Stücke betrachtet und constatirt zu haben, dass es sich um richtige Fibeln handle. Solche Scheibenfibeln mit und dann auch ohne Email, lediglich mit gegossenen Ornamenten, kommen nun auch im Westen vor, im Frankenreiche; das Mainzer Museum besitzt eine grosse Zahl davon, das Römisch-germanische Centralmuseum hat auch Nachbildungen von solchen aus Wiesbaden und Kreuznach aufzuweisen. Neben Scheibenfibeln enthalten die slavischen Gräber im Ostalpengebiete noch anders geartete Fibeln in Gestalt von Tauben oder in Kreuzform, welche man auf den ersten Blick für römische Arbeiten halten könnte, die sich aber thatsächlich, trotz der grössten Aehnlichkeit, nicht in römischen Schichten vorfinden. Wir stellen hier eine Anzahl auserwählter Stücke der Sammlungen in Mainz zusammen (Taf. I, Fig. 13—29; nahezu nat. Gr.), welche die Identität mit Stücken des Kettlacher Kreises zu zeigen im Stande sind; man vergleiche z. B. mit diesen nur die aus Krungl und Hohenberg in Steiermark (Arch. Értesitő, 1897, S. 133—147) und die von Much vereinigten (Mitth. d. Centr.-Comm., 1898, S. 125, Tafel). Die Uebereinstimmung ist frappirend; man wird zugeben, dass es sich hier um Fabrikate derselben Werkstätten handelt, seien es nun die Emailfibeln oder die Gewandnadeln ohne Emailschmuck. Freilich, für die grossen schönen Scheiben der Kettlachgruppe stehen am Rhein noch Belege aus, aber dies Fehlen erklären die Fundumstände. Im Ostalpengebiete haben wir es mit theilweise verhältnissmässig reich ausgestatteten Gräbern zu thun; die Mainzer Stücke sind Einzelfunde vom flachen Lande oder stammen aus dem Bauschutt der Stadt selbst, in welchem wohl schwerlich grössere Schmuckstücke anzutreffen sind. Es ist nicht unmöglich, dass andere Museen des Westens noch grössere Fibeln dieser Gattung besitzen; aus der Literatur kann ich übrigens ein Stück nachweisen, welches bei Bösingen im Canton Freiburg (Anz. f. Schweiz. Alterthumskunde, 1884, S. 87—88) gefunden wurde. Jedenfalls darf man auf den scheinbaren Mangel an grossen Exemplaren kein Gewicht legen.

Die völlige Identität dieser Emailscheiben wie anderer Metallfibeln aus fränkischem Gebiete mit denen der Slavengräber im Ostalpengebiete wirft auf die Herkunft dieser Arbeiten einiges Licht; wir gehen hier vorläufig darüber hinweg und behalten uns vor, später in anderem Zusammenhange darauf zurück-

[1]) Sie fehlen auch nicht im fernen Nordosten, vgl. Aspelin, 678, 728, 761, 804.

zukommen. Ueber ihre Zeitstellung ist Folgendes zu sagen. Die Gräber der merovingischen Periode im Westen enthalten nie solche Fibeln, auch nicht Scheibenfibeln mit Stein- oder Glaseinlage mit analogen Mustern. Email ist in fränkisch-schwäbischer Zeit zwar vertreten (wenn auch spärlich), aber es findet nicht eine derartige Verwendung; die Scheibenfibeln sind mit Gold- oder Silberblech belegt, oder auch nur aus Bronze, anfangs mit Edelsteinen, in der Verfallszeit mit kalt eingesetzten Glasflüssen verziert. Derartige rohe Emailfibeln hingegen sind in merovingischen Gräbern, welche die bekannten Waffen und Schmuckgegenstände ergaben, noch nie nachgewiesen worden, sie sind also unbedingt jünger — aber älter jedoch wieder als das durch Byzanz beeinflusste Aufkommen der Emailtechnik in romanischer Zeit. Lindenschmit erwähnt diese Alterthümer in seinem Handbuche nicht, trotz der Fülle des vorhandenen Materiales, trotzdem einige von ihnen schon seit vielen Jahrzehnten in Mainz aufbewahrt werden; in seinem Werke hat er so ziemlich alle Typen aus karolingischer Zeit, vom Ende des VIII. Jahrhunderts ab, von der Betrachtung ausgeschlossen, so innige Zusammenhänge auch zwischen den Kleinalterthümern aus spätmerovingischer und karolingischer Zeit bestehen, obgleich zum Theil die karolingischen Formen, wie hier, sich eng an die spätmerovingischen anschliessen und rohere Weiterführungen derselben bilden. Das Gleiche gilt auch von den scheibenförmigen Gewandnadeln ohne Email.

Kann da nun die Möglichkeit bestehen, dass solche Schmuckstücke im Osten dem V. bis VII. Jahrhundert angehören, während vollkommen identische im Westen erst vom Schluss des VIII. und aus dem IX. Jahrhundert vorliegen, während das Inventar der Gräber des Kettlachkreises selbst zahlreiche Gegenstände umfasst, welche frühestens in die Zeit um 800 und in das IX. Jahrhundert fallen können? Bilden nun die in den Kettlacher Gräbern vorkommenden Schläfenringe eine ältere Gruppe dieses Ringtypus, als etwa die der Slavengräber aus Deutschland, Böhmen und Polen? Ich denke, dass nun auch bei dem Kettlachtypus die Vorstellung von einem hohen Alter endgiltig abgethan ist, nachdem sich fast sämmtliche der markanten Formen dieser Gräber als nachmerovingisch erwiesen haben.

Die Kettlachcultur in den Ostalpenländern fällt mit der jüngsten Stufe des Keszthelykreises zusammen und überdauert diese, wie die vielen Parallelen aus den Magyarengräbern zeigen, noch um einige Zeit. Im Gegensatze zur Keszthelycultur ist es nicht recht möglich, ihr Verbreitungsgebiet zu umschreiben, denn wenn jene durch allerlei stilistische Eigenthümlichkeiten charakterisirt war, fehlt es hier an solchen, welche zur Aufstellung einer besonderen archäologischen Gruppe berechtigen. Darum dürfen wir eigentlich auch nicht mehr von einem Kettlachkreise sprechen, zumal wir eine Classe von Gegenständen aus diesen Grabfunden, welche man früher als locale Typen bezeichnen konnte, nämlich die Emailarbeiten, entsprechend den geflügelten Lanzen als sicherlich aus dem Frankenreiche importirt zu betrachten haben und diese Alterthümer auch bei anderen Slavenstämmen, welche an den Grenzen des Reiches Karls des Grossen sassen, wenn auch nur spärlich, zu finden sind. Nur das Eine steht fest, dass wir es hier mit slavischen Gräbern der karolingischen Zeit und der Uebergangsstufe zur frühromanischen Periode zu thun haben. Ein eingehenderes Studium vermag vielleicht auch noch in diesen Gräbern rein locale Typen festzustellen.

Wenn wir hier noch einmal die Reihe der Funde, welche man als Kettlachkreis zusammenfasst, durchgehen, so geschieht das weniger zur Feststellung ihres Verbreitungsgebietes — von einer geschlossenen Gruppe kann hier ja nicht recht die Rede sein —, als weil sich dabei uns Gelegenheit bietet, noch Mancherlei über dieselben zu sagen.

Das slavische Reihengräberfeld von Rybešovitz in Mähren (Dudik, Sitz.-Ber. d. phil.-hist. Cl. d. Akad. d. Wissensch. in Wien, XII, 1854, S. 473—477, Taf. I, 10—25) darf man nicht in zu nahe Verbindung mit den Gräbern von Kettlach bringen, trotz des gleichen Alters, trotz der Uebereinstimmung so mancher Formen, denn es fehlt in Rybešovitz Vielerlei, was sich in den Slavengräbern südlich der Donau vorfindet. Vielmehr sind Berührungen mit den Funden slavischer Herkunft im nördlichen Ungarn vorhanden, z. B. kommen ganz gleiche Ohrringe mit Filigranschmuck in Tokaj (Hampel, CCCXL) vor. Das Gräberfeld von Thunau bei Gars in Niederösterreich war arm an Funden, doch ergab es immerhin einige wichtige Stücke für die Datirung, so eine Emailscheibenfibel, eine geflügelte Lanzenspitze und Anhängsel der Art wie in den Magyarengräbern. Südlich von der Donau in Niederösterreich haben wir das Reihengräberfeld von Kettlach bei Gloggnitz am Semmering, dessen wesentlichste Funde oben besprochen wurden und in welchem wir so viele Be-

ziehungen zu den Gräbern der ungarischen Heidenzeit constatiren konnten. Reich an derartigen Fundplätzen ist der gegen Salzburg und das westliche Oberösterreich zu gelegene Theil von Steiermark, wir nennen hier Schladming (Ohrringe mit Email- und ohne Emailverzierung im Salzburger Museum) und Hohenberg unweit Steinach, beide im Oberennsthal, ferner Krungl bei Mitterndorf (zwischen Steinach und Aussee); die beiden letzteren sind Fundorte grösserer Nekropolen. Es wäre hier noch das nicht sehr weit entfernte, jedoch schon in Oberösterreich gelegene Grabfeld von Goisern im Salzkammergut (Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, XX, 1890, Sitz.-Ber. S. 87—90) anzureihen, dessen Inhalt sich ganz an den der Friedhöfe von Hohenberg und Krungl anschliesst. Wir können bei dieser kleinen Gruppe in den Alterthümern, welche localen Ursprunges zu sein scheinen, nicht sonderlich viel Uebereinstimmungen mit Kettlach feststellen, hingegen erinnert Vieles an die Gräber in Krain; sehr ergiebig waren diese Nekropolen auch an importirten Gegenständen (Scheibenfibeln mit Email, andere Metallfibeln u. s. w.). Die steiermärkischen Gräber aus dem Murgebiet, Strassengel und Afram bei Wildon, enthalten zu wenig Material (fast allein nur Schildohrringe), um ihre engere Verwandtschaft etwa mit den obersteierischen Funden oder mit Kettlach erkennen zu lassen. Das Nämliche gilt von den gleichalterigen Gräbern aus Kärnten, Flaschberg bei Oberdrauburg, Friesach im Gurkthal, Perau-Villach, Velden, Wiederndorf bei Bleiburg; prächtige Emailfibeln und Emailohrgehänge, desgleichen Emailperlen der karolingischen Zeit dieser Funde aus Kärnten zählen zu den importirten Sachen, locale Arbeiten fehlen bis auf wenige Stücke, welche vielleicht auf einen näheren Zusammenhang mit den Funden von Hohenberg und Krungl und aus Krain hindeuten. Bei dem Ohrgehänge von Caporiacco im Friaul'schen (Museum in Udine) muss es bis auf Weiteres noch unentschieden bleiben, ob es aus einem slavischen Grabe stammt und überhaupt zum Kettlachkreise gezählt werden darf; da allem Anscheine nach die Emailohrringe gleich den Scheibenfibeln aus dem Reiche Karls des Grossen und seiner Nachfolger importirt worden sind, kann es ebensogut von einem Langobarden wie Slaven getragen worden sein.

Sehr nahe den Funden aus Obersteiermark steht der Inhalt der Gräber von Veldes bei Radmannsdorf an der Save in Oberkrain, nur dass hier Emailarbeiten fehlen. Die eigenthümlichen Drahtohrringe mit daran befestigten Perlen aus Obersteiermark (und Kärnten) kehren hier in grosser Zahl wieder, auch eine Scheibenfibel mit roher Darstellung eines Reiters (?) wurde hier ausgegraben, jedoch war sie nicht für Emailschmuck bestimmt. Die Gräber von Roje bei Moräutsch in Unterkrain, welche wir auf Grund der Gefässe [1]) als slavische anzusehen genöthigt sind, haben ein ganz abweichendes Inventar aufzuweisen; leider liegt hier noch zu wenig Material vor, um diese Erscheinung erklären zu können. Gräber aus karolingischer Zeit finden sich auch im österreichischen Küstenlande, eine grössere Nekropole bei Pinguente, einzelne Gräber bei Tomai und Salvore unweit Triest; hier muss wiederum die Frage, ob diese slavischen Ursprunges sind, offen bleiben. Emailfibeln u. s. w. wurden meines Wissens hier nicht beobachtet, hingegen treten hier einige Schnallenformen und auch eine langgestreckte Riemenzunge auf, zu welchen wir in fränkisch-schwäbischen Gräbern der Uebergangsstufe zur Karolingerzeit Gegenstücke besitzen. Wie mir scheint, enthalten diese küstenländischen Gräber mancherlei Vorbilder für Schmucksachen slavischer Herkunft; wir können hier jedoch nicht näher darauf eingehen.

Die slavischen Nekropolen in Kroatien nähern sich mehr wieder dem Gräberfeld von Kettlach; auch hier sind mehrere Typen der Magyarengräber reichlich vorhanden, aber Emails fehlen, wenn auch an Schildohrringen kein Mangel ist. Die slavonischen Leichenfelder sind zum Theil schon etwas jünger; im Allgemeinen verfügen sie nicht über einen besonders grossen Formenreichthum.

Südlich von der Save ändert sich der Charakter der slavischen Funde merklich, möglicherweise dürfte dies auf das Vorherrschen anderer Einflüsse zurückzuführen sein Nichtsdestoweniger ist die mächtige Einwirkung des Karolingerreiches auch hier noch zu verspüren. In den altkroatischen Gräbern von Knin in Dalmatien liegen prächtige Schwerter vom Wikingertypus, eine Lanzenspitze von der Gestalt der geflügelten Lanzenspitzen, aber ohne Fortsätze (welche vielleicht nur verloren gingen), Sporen nebst Zubehör von karolingischer Art, eine gegossene Bronzepfanne von dem Typus, welcher zuerst in fränkischen

[1]) Diese Gefässe (Much, Präh. Atlas, XCIV, 16, 17) stammen weder aus der Völkerwanderungszeit, noch sind sie gar römischen Ursprunges, wie M. Hoernes (Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, 1889, Sitz.-Ber. S. 26) will, vielmehr handelt es sich um slavische Töpfe, und zwar zählen sie kaum noch zu den älteren slavischen Erzeugnissen (der karolingischen Zeit).

und schwäbischen Gräbern der jüngeren merovingischen Stufe auftritt, und all' das neben byzantinischen Münzen des VIII. und IX. Jahrhunderts, einigen späten Erzeugnissen des Keszthelykreises und einer Fülle variirender Ohrgehänge aus Gold, Silber und Bronze, welche man gemeinhin als slavische Arbeiten zu bezeichnen pflegt, in denen jedoch mehrfach fremde, wohl auch byzantinische Einflüsse verkörpert sein mögen. Knin ist in der westlichen Slavenzone wohl in erster Linie der Platz, an welchem man neben den Einwirkungen des Karolingerreiches auch solche von Byzanz in den Kleinfunden wird nachweisen können. Das Museum in Spalato besitzt ein karolingisches Schwert mit Resten von Tauschirung aus einem Grabe von Katuni (Gegend von Spalato), aus Salona ferner ein gleichartiges Stück mit Glasincrustation auf der Parirstange, in Bosnien sehen wir geflügelte Lanzenspitzen, karolingische Sporen und auch eine karolingische Emailscheibenfibel vertreten. Letztere kam in römischen Gebäuderesten in Ilidže bei Sarajevo (Wissensch. Mitth. aus Bosnien, 1897, S. 151, Fig. 56) zum Vorschein [1]), ein Umstand, welcher uns nicht weiter an dem späten Alter dieser Fibel irre machen kann, denn in Bosnien wurden auch schon andere Gegenstände dieser Periode in römischen Ruinen ausgegraben, wie auch die prähistorischen Tumuli vom Glasinač Nachbestattungen dieser Zeit enthalten. Die Emailfibel von Ilidže ist für uns aus mehr als einem Grunde interessant, einmal wegen ihres Vorkommens im fernen Südosten, dann auch, weil sie mit den Scheibenfibeln vom Rheingebiet ganz genau übereinstimmt und allein in Mainz schon ganz gleichartige in vielen Exemplaren vorhanden sind.

Slavischen Ursprunges sind vielleicht die Funde von Detta im Banat, welche im Museum zu Temesvár aufbewahrt werden (Hampel, CCCXXX, CCCXXXI), doch steht das nicht fest. Aus der Anwesenheit von Emailarbeiten in diesen Funden, einer schönen grossen Scheibenfibel, einer kleineren mit Darstellung eines Kreuzes und eines Schildohrringes, darf jedoch, da wir es hier mit Importwaaren zu thun haben, noch nicht auf die slavische Herkunft dieser Grabfunde geschlossen werden, wir vermissen hier Schläfenringe, welche wohl am ehesten den Ausschlag geben können. Beachtenswerth ist, dass sich hier noch Anhänger, welche aus den Magyarengräbern bekannt sind, und Ohrringreste von Typen, welche wir oben aus den Gräbern von Kettlach besprochen haben, vorfanden.

Eine Emailscheibenfibel unbekannter Provenienz, jedenfalls aber aus Ungarn, völlig identisch mit der von Detta und solchen des Mainzer Museums, besitzt die Züricher Sammlung (Kat. d. Samml. d. Antiquar. Ges. in Zürich, 1890, II, S. 100, Carton 923, d 7, nebst Abbildung auf der Tafel, Nr. 923, dritte Reihe, erste von links) [1]). Eine Emailscheibe entsprechender Art, mit einer rohen Darstellung eines Vogels mit zurückgewendetem Kopfe, sah ich im Museum zu Steinamanger; sie stammt wohl aus dem Eisenburger Comitate. Genaueres über den Fundort habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Die von Much herangezogenen Scheibenfibeln, eine davon mit Email, aus Jász-Monostor (Arch. Értesitő, 1896, S. 378—379) sind wesentlich älter, wie auch schon der Herausgeber dieser Funde bemerkt, und haben nicht das Geringste mit dem Kettlachkreise zu thun, vielmehr gehören sie in spätrömische Zeit. Eine andere noch von Much erwähnte Scheibe mit Thierdarstellung aus den Gräbern von Salamon (Arch. Értesitő, 1896, S. 132—135) ist wesentlich jünger, zudem ohne Emailschmuck; die von Much als Spatha bezeichnete Waffe ist ein Eisenschwert der frühromanischen Zeit, circa XI. Jahrh. n. Chr.; diese Gräber fallen demnach in die Schlussperiode der „magyarischen" Stufe in Ungarn und stehen nicht mehr im Zusammenhange mit dem Kettlachkreise.

Es bleibt uns nur noch übrig, auf ein Fundgebiet in Ungarn hinzuweisen, in welchem man vielleicht Funde vom Typus der Kettlacher Gräber, wo möglich auch Emails karolingischer Herkunft erwarten kann. Es ist das die nähere und weitere Umgebung von Keszthely am Plattensee [2]). Seit Langem ist es ja schon bekannt, dass die Nekropolen von Keszthely echte Schläfenringe und sich daran anschliessende Formen in grosser Menge enthielten und man kam so auch, was bei den verkehrten Anschauungen über das Alter der Keszthelygräber ja leicht begreiflich ist, zu dem Schlusse, hieselbst seien die

[1]) Von der gleichen Fundstätte stammen auch noch andere nachrömische Gegenstände, meist der karolingischen Zeit, so z. B. Fig. 50, 51, 54; einen karolingischen Sporn fand man in römischen Ruinen bei Gradac.

[1]) Ein Vergleich mit den auf derselben Tafel abgebildeten römischen Scheibenfibeln lehrt, wie grundverschieden diese späten Erzeugnisse von den römischen Arbeiten sind.

[2]) Bei den Scheibenfibeln, Lipp, Nr. 333—343, ist es wegen der schlechten Abbildungen unmöglich, zu entscheiden, ob sie merovingisch oder karolingisch sind; in dem einen Falle wären sie den Germanen, im anderen den hier bestatteten Slaven zuzuweisen.

Schläfenringe älter, als man anderswo constatiren könnte. Die Ringe Nr. 258—262, 264, 268—269 bei Lipp sind sicherlich slavisch, bei Nr. 265, 270 bis 273 kann man im Zweifel sein, ob slavisch oder avarisch, da ähnliche auch in einigen ungarischen Gräberfeldern der späten Keszthelyperiode auftreten, ohne dass in diesen sonst typische Schläfenringe auf slavische Provenienz hindeuten würden [1]). Da wir nun über die Ausgrabungen in Keszthely kein Fundprotokoll besitzen, welches uns über die mit den Schläfenringen zusammen in einem Grabe vorkommenden Altsachen orientiren könnte, und andere gut untersuchte ungarische Leichenfelder der Keszthelygruppe sowohl fast ganz frei von slavischen Typen sind als auch niemals Schläfenringe u. dergl. mehr in einem Grabe neben Gegenständen des sarmatischen Stiles enthielten, ist kein Beweis beizubringen, dass die früheren Anschauungen über das vermeintliche Nebeneinander dieser verschiedenen Alterthümer in den gleichen Gräbern irgend wie begründet waren; und gar über die Zeitstellung der Schläfenringe dieses Fundplatzes ist unter diesen Umständen erst recht kein Schluss in dem Sinne, wie man früher wollte, erlaubt. Vielmehr müssen wir die slavischen Funde vom Plattensee von demselben Standpunkte aus betrachten, wie das Grabfeld von Kettlach, die verwandten Funde im steierischen Murgebiet und die Slavengräber in Kroatien. Die Schläfenringe und ähnliche Ringformen u. s. w. von Keszthely stammen jedenfalls aus Gräbern von Leuten slavischer Nationalität, welche in der karolingischen Zeit hier sassen, und zwar in selbstständiger Enclave oder als Untergebene der Träger der Keszthelycultur [2]). Wir haben uns hier ein Verhältniss ähnlich dem, welches wir im Ostalpengebiete in dieser Periode antreffen, zu denken. Es würde sich in der That verlohnen, mehr Aufmerksamkeit auf diese Dinge zu verwenden, als es bisher geschah. Doch ist der Gang der Forschung hier ein anderer als derjenige, mit welchem der Prähistoriker vertraut ist, daher war es bisher nicht zu vermeiden, dass die Beschäftigung mit diesen Alterthümern viele Irrthümer gezeitigt hat.

Fassen wir zum Schluss noch einmal zusammen, was wir hier über die nachrömischen Alterthümer aus Oesterreich und Ungarn feststellen konnten. Die Stürme der Völkerwanderung haben vornehmlich in Ungarn reiche Goldschätze hinterlassen, grosse Nekropolen dieser Periode fehlen. Denkmäler der Epoche Theoderich des Grossen und der Langobardenherrschaft in Ungarn sind in beiden Hälften der Monarchie sehr selten. Mit dem Abzug der Langobarden nach Italien erhielten in Ungarn die Avaren die Oberhand und dehnten ihre Macht auch weiter nach Westen aus, in ihrem Reich waren Völker sehr verschiedener Nationalität vereinigt. In den Alterthümern kommen für das erste Jahrhundert der Avarenherrschaft in Ungarn nur die Gruppen germanischer Bevölkerung, welche nach der Wanderung der Langobarden nach Italien noch im Lande verblieben waren, zum Ausdruck, es lassen sich solche an der Donau unterhalb Wien, am Plattensee, an der Theiss und in Siebenbürgen constatiren; was den Avaren zuzuweisen wäre, ist nur in geringer Menge vorhanden, selbstständige slavische Formen fehlen bisher gänzlich. Ebenso verhält es sich mit den österreichischen Gebieten und den slavischen Ländern der ungarischen Krone. Aus Bosnien sind für diese Periode und das folgende Jahrhundert nur Altsachen germanischer Herkunft bekannt geworden, welche wohl nur auf einzelne germanische Enclaven zurückzuführen sind; in Krain treffen wir wieder solche an, ebenso in Niederösterreich, in Mähren und in Böhmen; im Ostalpengebiete suchten in gleicher Zeit Langobarden, Bajuvaren und Franken gegen Avaren und Slaven ihre Macht vorzuschieben, mit wechselndem Erfolge, doch finden wir hier nur germanische Alterthümer in den rein langobardischen und bajuvarischen Wohnsitzen, sowie in einigen kleinen vorgeschobenen Bezirken germanischer Bevölkerung, ferner einige Spuren der Avaren, doch nichts von dem, was man als specifisch slavisch bezeichnen könnte.

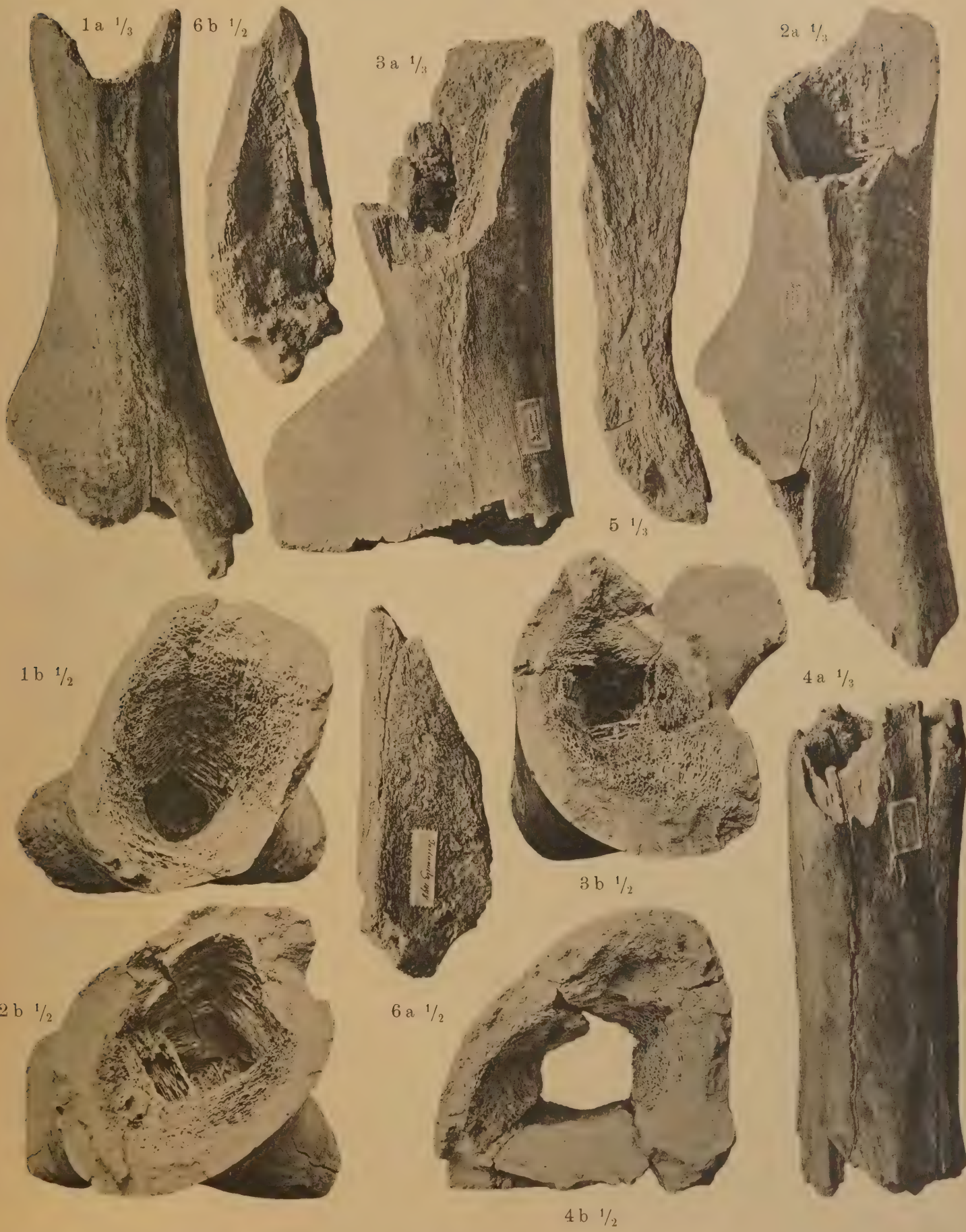
Erst mit der Ausbreitung der Macht der Karolinger kommt hier wie auch in Böhmen-Mähren, in der Oberpfalz, Franken und Norddeutschland das slavische Element zum Vorschein, es unterscheidet sich merklich in den Alterthümern vom avarischen und bulgarischen, verräth aber auch zugleich eine starke Abhängigkeit von der karolingischen Cultur, sehr viel mehr noch, als dies im ungarischen Gebiete

[1]) Nr. 274—276 sind jedoch Körbchenohrringe, bei denen das Körbchen verloren ging.

[2]) Bei einer genaueren Prüfung der Fundgegenstände werden sich wohl auch noch andere Gruppen von Alterthümern dieser Localität als der slavischen Nationalität angehörend erweisen. Bei den Stücken, welches in naher Beziehung zu den Objecten aus magyarischen Gräbern stehen, z. B. Lipp, 36, 54 und andere bis jetzt unpublicirte der gleichen Art, kann man bezüglich ihrer Zugehörigkeit, ob slavisch oder magyarisch, im Zweifel sein.

bei den Avaren der Fall war. Gegen Schluss des IX. Jahrhunderts verschwindet in Ungarn der Formenkreis, welcher hier drei Jahrhunderte dominirend gewesen, eine Fülle reicher Grab- und Schatzfunde hinterlassen und auch noch weit im Westen und Südwesten sich bemerkbar gemacht hatte, der ihn ersetzende der landnehmenden Magyaren vermochte sich nicht mehr die gleiche Geltung zu verschaffen, wie der avarisch-bulgarische. Die Slaven der Ostalpenländer wie nordwärts und südwärts davon theilten nicht das Schicksal ihrer einstmaligen Herren, die ihnen zuzuweisenden Alterthümer zeigen eine ruhige Weiterentwicklung unter der unausgesetzten Einwirkung des Karolingerreiches bis zur frühromanischen Stufe hin. Bei ihren Stammesverwandten in Ungarn äusserten sich die Einflüsse der Magyaren nur gering; jedoch sind sie bei ihnen ebenso wie bei den Kroaten und Slaven im Gebiete der Ausläufer der Ostalpen unverkennbar. Eine nennenswerthe culturelle Abhängigkeit von Byzanz prägt sich für dieses Zeitalter hier nirgends aus; was an fremden Arbeiten und Formen in den Slavengräbern der Ostalpen und benachbarter Bezirke zu finden ist, weist fast immer auf den Westen, auf das Karolingerreich hin, dessen Bedeutung für das Studium der Funde der westlichen Slavenländer bisher stark unterschätzt worden ist.

Lichtdruck v. Max Jaffé, Wien.



Makowsky, Bearbeitete Mammutknochen aus dem Löss von Mähren.

Lichtdruck v. Max Jaffé, Wien.

Bearbeitete Mammutknochen aus dem Löss von Mähren.

Von Professor **Alexander Makowsky.**

(*Mit 1 Tafel und 1 Text-Illustration.*)

Vorbemerkung.

Das Mammut, der Elephant der Diluvialzeit, war im Beginne dieser Entwicklungsperiode unserer Erde keine seltene Erscheinung in Mähren. Ob dasselbe schon in dem präglacialen Zeitabschnitte von Russland und Asien her, seiner eigentlichen Heimat [1]), das Land betreten, ist noch nicht völlig sichergestellt; sicherlich jedoch war das Mammut in der glacialen und postglacialen Zeit, welcher der Löss vornehmlich seine Entstehung verdankt, sehr verbreitet. Selbst im Stadium der grössten Vergletscherung in der Eiszeit unserer Hemisphäre reichten die nordeuropäischen Gletscher nur bis an den Nordfuss der Sudeten und Karpathen. Einzig und allein von Nordost her durch die Oderspalte erstreckte sich ein etwa 32 km langer und 3—4 km breiter Eisstrom mit abnehmender Mächtigkeit bis in die Gegend der heutigen Wasserscheide zwischen der Oder und Bečwa bei Pohl-Weisskirchen, woselbst eine mächtige Endmoräne dem weiteren Vordringen des Eisstromes eine Grenze setzte.

Die zur Winterszeit von den Gebirgen vorgeschobenen Schnee- und Eismassen vereinigten sich wohl mit dem nordischen Gletscherstrom, doch schmolzen dieselben an den südlichen Lehnen der Gebirge rasch unter dem Einflusse der Sommerwärme. Der ganze übrige Theil des Landes war im Sommer völlig eisfrei und der Boden ungeachtet des damals kälteren Klimas in der Tiefe nicht gefroren.

Während in allen Höhenlagen der kahle Boden theils steppenartig, theils tundrenartig hinreichend Nahrung für zahlreiche Herden von Pferden und Renthieren bot, entwickelte sich in den feuchten Niederungen eine üppige Wiesen- und Waldvegetation, letztere zumeist wohl nur aus Nadelhölzern bestehend, welche immerhin mächtige Thiere, wie Mammut und Rhinoceros, Wisent und Moschusochs, Elen wie Riesenhirsch, reichlich ernährte.

Aus der Anwesenheit des Ren in Mitteleuropa, also auch in Mähren, auf ein arktisches Klima während der Eiszeit schliessen zu wollen, wie es derzeit etwa an den Eisküsten Sibiriens oder in Grönland herrscht, wäre völlig unrichtig, nachdem das Ren gleichzeitig mit anderen Thieren, wie mit dem Wildpferd, dem Mammut und Rhinocerus lebte, welche letztere in ihrem Wollkleide ein rauhes Klima wohl vertragen haben, in Eiswüsten jedoch keine ausreichende Nahrung gefunden hätten.

Wie C. Struckmann (Jahrbuch d. Geol. Gesellsch. in Berlin, 1880) nachgewiesen, hat das Ren sicher noch in der historischen Zeit in Deutschland und Schottland gelebt und wurde nur durch die fortschreitende Cultur allmälig in die hochnordischen Eiswüsten zurückgedrängt. Uebrigens lebt es noch heute wild in der Alpenregion des mittleren Norwegens.

Die Annahme einer jüngeren Renthierzeit im Gegensatze zu einer älteren Mammutzeit hat daher für Mähren wenigstens keine Berechtigung.

Es darf uns daher nicht überraschen, dass wir die Knochen des Mammuts von den südlichen Grenzen bis in die tiefen Thalrisse des mittleren und nördlichen Mähren, ja selbst bis nach Schlesien vorfinden. Sie liegen im Diluvialschotter, zumeist jedoch eingebettet in Löss, jenem sandig-thonigen Staube der Diluvialzeit, welcher von dem eisfreien, kahlen Terrain durch heftige Stürme in den Thälern und an windgeschützten Berglehnen abgesetzt worden war und so die Reste zu Grunde gegangener Thiere vor gänzlicher Auflösung mehr oder weniger bewahrt hat.

Spärlichere Reste meist jüngerer Mammute finden sich unter Kalksinterdecken im Lehm der ausgedehnten Kalksteinhöhlen von Sloup und Kiritein und anderen Höhlen in Mähren, wohin sie die gewaltigen Raubthiere, Höhlenlöwe und Bär, als Beute geschleppt haben.

Bei genauerer Untersuchung der Knochen des Mammuts lässt sich die bemerkenswerthe Thatsache constatiren, dass, abgesehen von einzelnen zerstreuten

[1]) Die russischen Naturforscher I. F. Brandt und A. Schmidt haben auf Grund des massenhaften Vorkommens des Mammuts und seiner Verbreitung in Asien die Hypothese aufgestellt, dass der Norden Asiens, das heutige Sibirien, die eigentliche Heimat des Mammuts gewesen sei, von wo es bei dem Fallen der Temperatur mit dem Nashorn nach südlicheren und westlicheren Gegenden ausgewandert und so über das südliche Russland bis nach Frankreich gelangt sei (Bulletin scin. de l'Académie de St. Petersbourg 1886).

Fundstücken, wie Schädel und insbesondere grössere Stosszähne, sich zumeist blos die Reste von jüngeren Thieren (vordere Gliedmassen, Schulterblätter und Unterkiefer) in grösseren Mengen angehäuft und mit den Knochen vieler anderer Thiere, besonders Rhinoceros und Pferd, seltener Renthier und Wisent, gemengt vorfinden.

Diese Umstände, wie die Thatsache, dass sich in einzelnen Fällen selbst Kohlenschichten zeigen, in und neben welchen künstlich gespaltene, mit Schlagmarken versehene Knochen, durch Hitze verändert und selbst in Aschenrinden eingeschlossen, ferner auch rohe Steinwerkzeuge und selbst spärliche Artefacte aus Elfenbein liegen, lassen nicht den geringsten Zweifel obwalten, dass wir in diesen Culturstätten die Reste von Mammut und vielen anderen Repräsentanten der diluvialen Fauna erblicken, welche der Mensch erlegte und bei seinen Lagerplätzen verzehrte.

Derartige Culturstätten der Diluvialzeit sind zuerst bei Joslowitz in Mähren im Löss [1]), sodann in den Ziegeleien um Brünn [2]), bei der Wranamühle nördlich von Brünn im Löss [3]), und namentlich in der berühmten Lössstation von Předmost bei Prerau im nordöstlichen Mähren [4]) beobachtet worden, wobei wir auf die Funde in den Kalksteinhöhlen keine Rücksicht nehmen.

Von diesen werden in der vorliegenden Abhandlung nur folgende in Betracht gezogen.

I. Bearbeitete Mammutknochen von der Wranamühle.

Zu den bemerkenswerthesten Fundstätten diluvialer Thierreste gehört die Lössstation bei der sogenannten Wranamühle nächst Brünn.

Der bei Wranau entspringende Ponavkabach, welcher sich im Weichbilde von Brünn mit dem Zwittawaflusse vereinigt, tritt 8 km nördlich von Brünn aus dem waldbedeckten Syenitgebiete und durchfliesst eine schmale Thalschlucht, die sich zur Bucht erweitert und an der windgeschützten Thallehne beträchtliche Lössmassen aufweist. Hier an der engsten Stelle befindet sich eine kleine Mahlmühle, die Wranamühle, am Rande eines kleinen künstlich gestauten Teiches des Ponavkabaches.

Gelegentlich des Baues der Localeisenbahn Brünn—Tischnowitz 1884 wurde in dem dort befindlichen Bahneinschnitte der Löss angefahren und bis auf 10 m Tiefe beseitigt.

Bei dieser Erdarbeit trat eine Fülle von übereinander gehäuften Knochen diluvialer Thiere zu Tage, von welchen leider ein grösserer Theil verschleppt, ein kleinerer Theil später von mir aufgesammelt und im Mineraliencabinete der technischen Hochschule in Brünn deponirt wurde.

Es gelang nur mehr, folgende Repräsentanten der Diluvialfauna zu constatiren: Elephas primigenius, Rhinocerus tichorhinus, Bison priscus, Equus fossilis, ein Schädelbruchstück von Hyaena prisca, zwei Armknochen von Ursus spelaeus und ein Geweihstück von Megaceros hibernicus.

Wenngleich Kohlenspuren in dem durch den Bahnbau durchwühlten Lössterrain von mir nicht mehr beobachtet wurden, so verrieth doch die Anhäufung von verschiedenartigen Thierresten, von welchen die Mehrzahl aufgeschlagen und einige durch Hitze verändert waren, die Anwesenheit des Menschen, welcher diese Thiere erlegt und theilweise beim Feuer verzehrt hatte.

Der Erhaltungszustand aller Knochen war, unter dem Schutze einer 10 m mächtigen Lössschichte, ein vorzüglicher. Dieselbe Farbe und derselbe Glanz, ja ein schwacher Fettgehalt und gleiche Dendritenbildungen zeichneten sie aus. Ueberraschend war der unversehrte Zustand von sechs Stück Carpalia der Vorderfüsse eines jungen Mammuts. Unter den Extremitäten, und zwar nur der vorderen, befanden sich drei Stück Oberarmknochen, die nach ihren Dimensionen auch drei ungleich alterigen, doch jüngeren Mammuten angehört haben. Bei allen drei Armknochen waren die beiderseitigen Gelenkköpfe durch kräftige Hiebe abgeschlagen, der Knochen am proximalen Ende ausgehöhlt und die Höhlung mit Lehm ausgefüllt. In der anfänglichen Meinung, es mit lehmerfüllten Markröhrenknochen zu thun zu haben, unterzog ich dieselben keiner näheren Untersuchung. Erst als ich im Laufe späterer Jahre gelegentlich verschiedener Funde

[1]) Graf G. Wurmbrand: Ueber die Anwesenheit des Menschen zur Zeit der Lössbildung (Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, III. Bd., 1874, und Denkschriften der Akademie der Wissenschaften, Wien, XXXIX. Bd, 1879).

[2]) und [3]) A. Makowsky: Löss von Brünn und seine Einschlüsse an diluvialen Thieren und Menschen (Verhandlungen des Naturforschervereines Brünn, XXVI. Bd., 1888) und Lössfunde bei Brünn und der diluviale Mensch (Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, XIX. und XXII. Bd., 1889 und 1892).

[4]) Dr. H. Wankel: Lössstation von Prerau (Cor. d. deutschen Anthrop. Gesellsch., XVII. Bd., 1886). — Karl Maška: Der diluviale Mensch in Mähren, 1886. — Karl Kříž: Die Lösslager von Předmost in Mähren (Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, 1894).

von Mammut- und Rhinocerosknochen erkannte, dass diese Dickhäuter überhaupt keine mit Mark angefüllte Röhrenknochen gleich wie bei dem Rind und Pferd besitzen, sondern das Innere ihrer Extremitätenknochen mit einem spongiösen Knochengewebe ausgefüllt ist, dessen Zellen gegen die Achse des Knochens immer grossmaschiger und offenbar einst mit Fett- und Marksubstanz erfüllt waren, so konnte eine Höhlung nur künstlich hervorgerufen worden sein.

Die bei zahllosen Rhinocerosknochen, sowohl des Vorder- als Hinterfusses beobachtete kegelförmige Aushöhlung, versehen mit Kratzspuren an der Innenwandung, begründete in mir die volle Ueberzeugung, dass das Rhinoceros, gleich wie der Wisent und das Pferd, Renthier und Riesenhirsch, des Fleisches halber erlegt und auch aus den Knochen desselben die Fettzellen ausgekratzt worden seien [1]).

Nach dieser bei Rhinocerosknochen gewonnenen Erfahrung unterzog ich auch die Mammutknochen von der Wranamühle einer genaueren Untersuchung.

Mittelst Wasserspülung befreite ich diese drei Knochen von dem eingedrungenen Lehm und fand zu meiner nicht geringen Ueberraschung eine prismatische Aushöhlung von nahe quadratischem Querschnitte, überdies waren die Innenwände mehr oder weniger glatt. Die Ausmasse dieser drei Knochen sind folgende: Fig. 1 *a* und 1 *b* (Taf. II) zeigt einen schwächeren rechten Humerus mit beiderseits abgeschlagenen Gelenken, 35 cm lang. Seine ursprüngliche Länge mag 82—83 cm betragen haben. Der Umfang an der schwächsten Stelle in der Mitte beträgt 26·5 cm. An dem proximalen Ende des Knochens zeigt die prismatische Höhlung 7 cm Seitenlänge des quadratischen Querschnittes, während die Basis der 24 cm tiefen Höhlung nur mehr 3 cm Seitenlänge misst. Die Seitenwandungen sind oben etwas rauh, in der Tiefe vollkommen glatt.

Fig. 2 *a* und 2 *b* (Taf. II) ist ein sehr kräftiger rechter Humerus eines älteren Mammuts, dessen von Gelenken befreite Ränder tiefe und charakteristische Schlagmarken aufweisen. Der Knochen, jetzt nur mehr 39 cm lang, dürfte ursprünglich 110—112 cm Länge besessen haben. Der Umfang der schwächsten Stelle beträgt 36·5 cm, die Tiefe der prismatischen Höhlung 23 cm; die obere Basis der genau quadratischen Oeffnung hat 9 cm, die untere 4 cm Seitenlänge. Die Seitenwände der Höhlung sind dabei vollkommen glatt.

[1]) A. Makowsky: Das Rhinoceros als Jagdthier des diluvialen Menschen (Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, XXVII. Bd.).

Fig. 3 *a* und 3 *b* (Taf. II). Ein rechter Humerus, etwas schwächer als der vorige. Das proximale Ende ist wahrscheinlich bei Herausförderung aus dem Löss seitlich etwas abgebrochen; auch die Innenwände sind etwas verletzt; die Höhlung indessen deutlich prismatisch, mit sehr glatten Innenflächen. Die Länge, ursprünglich 95—100 cm, beträgt nach Beseitigung der Gelenke nur mehr 31 cm; der Umfang der schwächsten Stelle in der Mitte des Knochens 23 cm; das Loch selbst ist 21 cm tief, die untere Basis hat 3 cm Seitenlänge, die obere Oeffnung ursprünglich 8 cm Breite.

Wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, dass der diluviale Mensch auch aus Mammutknochen das spongiöse Knochengewebe des Fettes halber herausgenommen hat [1]), so musste doch bei den drei Knochen der Wranamühle ein ganz besonderer Zweck obwaltet haben. Diesen erkannt zu haben, muss wohl als das Verdienst des Geheimrathes Prof. Virchow bezeichnet werden.

Ueber Einladung des Verfassers fand vom 24. bis 27. Mai 1897 der Besuch mehrerer Mitglieder der Wiener anthropologischen Gesellschaft zur Besichtigung der im Gebäude der technischen Hochschule deponirten prähistorischen Sammlungen und der diesbezüglichen Fundorte um Brünn statt, an welchem sich zur Freude des Verfassers auch mehrere auswärtige Forscher, wie Prof. Virchow und Prof. Ranke, betheiligten.

Bei der Vorweisung eines dieser Mammutknochen erklärten Virchow und Ranke, nie etwas Aehnliches gesehen zu haben, und bezeichneten den Knochen als höchst werthvolles Zeugniss der Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammut.

Nach Virchow's Meinung hat der Knochen als Sockel eines zugespitzten Holzstammes, also als Pfahlbau in sumpfigem Boden gedient [2]), eine Ansicht, welcher Ranke und ich sofort beipflichteten, zumal noch heute an der Fundstelle des Knochens ein Sumpf-

[1]) Das Mineraliencabinet der technischen Hochschule in Brünn besitzt schon seit dem Jahre 1880 aus dem Höhlengebiete von Sloup in Mähren einen rechten Mammuthumerus, dessen proximales Ende abgeschlagen ist, so dass von der ursprünglichen Länge (etwa 90 cm) nur ein 65 cm langes Bruchstück mit distalem Gelenke vorhanden ist. Am oberen Ende zeigt sich eine trichterförmige Höhlung von 32 cm Länge, offenbar entstanden durch künstliche Auskratzung des fetterfüllten, spongiösen Knochengewebes.

[2]) R. Virchow: Bericht über die Brünner Excursion 1897 (Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthrop. 1897) und Urgeschichtliche Funde von Brünn (Verhandlungen der Berliner Gesellschaft 1898).

boden, derzeit zum kleinen Mühlteich umgewandelt, vorhanden ist. Fig 36 mag den Pfahlbau versinnlichen.

Ob, wie Virchow meint, das prismatische Loch durch Eintreiben eines zugespitzten Holzpfahles oder, wie ich mit Rücksicht auf die glatten Innenwände und den Mangel an kleinen Knochensplittern im Inneren schliesse, mittelst Stein- oder Knochenwerkzeugen hergestellt worden war, ist übrigens völlig nebensächlich. Wichtig und unbestreitbar jedoch bleibt die Thatsache, dass diese prismatische Aushöhlung nur im frischen Knochen vorgenommen werden konnte, denn ein Knochen, der schon durch längere Zeit hindurch im Boden gelegen, der theilweisen Auslaugung und Zersetzung ausgesetzt gewesen wäre,

Fig. 36 ($^1/_4$ nat. Gr.).

hätte keine glatten Innenwände ergeben und wäre überhaupt durch eine so kräftige Operation gespalten und zersplittert worden.

Durch die Auffindung dieser drei Oberarmknochen des Mammuts, die zu einem Pfahlbau gedient haben mochten, ist demnach ein neuerlicher Beweis der Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammut in Mähren geliefert und die übrigens mehrfach bestrittene Ansicht Jap. Steenstrup's [1]), die Menschen einer späteren Zeit hätten gleich den Jakuten des nördlichen Sibiriens die Knochen und Zähne des Mammuts (und Rhinoceros) aus dem beständig gefrorenen Boden ausgegraben und verschieden bearbeitet, unhaltbar.

[1]) Jap. Steenstrup: Die Lössstation von Předmost in Mähren (Mittheilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien, 1890, XX. Bd.).

Abgesehen davon, dass Mammutknochen im nördlichen Sibirien erst jenseits des 67° n. B, aus dem gefrorenen Boden herausgehoben, sich noch im bearbeitungsfähigen (also nicht verwitterten) Zustande befinden, so mehren sich auch die Funde von bearbeiteten Mammutknochen und Zähnen, die mit Steinwerkzeugen gemengt sind, im nördlichen und mittleren Russland, ja neuester Zeit selbst in Sibirien (bei Tomsk 1896), welche beweisen, dass der Mensch dieser Gegenden das Mammut gesehen und eifrig nach demselben Jagd gemacht hat [1]).

II. Bearbeitete Mammutknochen aus dem Löss von Joslowitz und Brünn.

Es ist das unbestreitbare Verdienst des Grafen G. Wurmbrand, durch die Entdeckung der Lössstation bei Joslowitz im südlichen Mähren zuerst die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf den Löss gelenkt zu haben.

Wurmbrand berichtet von mehreren Mammutresten (Wirbel, Rippen und Stosszähnen), die eine Bearbeitung mit Steinwerkzeugen beweisen, zumal solche sich in grösserer Anzahl bei den Knochen vorgefunden haben.

Mehrmals habe ich und auch einige meiner Schüler diese wichtige Lössstation, die heute noch die Kohlenschichte aufweist, besucht und nebst einigen Steinwerkzeugen die Knochen von Rhinoceros, Pferd und Ren, worunter auch eine guterhaltene rechtsseitige Geweihstange letzteren Thieres, für das Mineraliencabinet der Brünner Hochschule gewonnen.

Nun will es der Zufall, dass vor Abschluss dieser Abhandlung einer meiner eifrigen Schüler (Herr Fritz Hromatka) mir einige Knochen überbrachte, die derselbe in den Weihnachtsferien 1898 aus der Culturstation von Joslowitz selbst ausgegraben hat, und zwar folgende:

1. Eine linksseitige Tibia vom Mammut (Fig. 4*a* und 4*b*, Taf. II) mit beiderseits abgeschlagenen Gelenken, deutlichen Schlagmarken an den Rändern, doch vollständig durchlocht, dabei zeigt die Höhlung einen nicht ganz vollständigen vierseitigen Querschnitt und verengt sich in der Mitte des Knochens. Die Länge des Bruchstückes beträgt 29 cm, kaum den dritten Theil des ursprünglichen ganzen Schienbeinknochens. Die Seitenlänge des viereckigen Loches misst im Mittel 5·5 cm Die Form des Loches erklärt

[1]) Kusnezow: Fund eines Mammutskeletes und menschlicher Spuren in der Nähe der Stadt Tomsk (Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, XXVI. Bd.).

sich einigermassen aus dem mehr vierseitigen Querschnitte des Schienbeines, möglicherweise auch aus der Form des Werkzeuges, das zur Durchlochung bezw. Auskratzung des spongiösen fetthaltigen Knochens verwendet wurde. Als solches mochte wahrscheinlich das Knochenbruchstück (3) gedient haben. Eine auffällige Aehnlichkeit mit diesem Bruchstücke einer Mammuttibia zeigt das Bruchstück einer linksseitigen Tibia, gleichfalls von einem jungen Mammut, das ich schon im Jahre 1888 in der Lössstation des „Rothen Berges" bei Brünn, in nächster Nähe der Kohlenschichte, 7·5 cm tief im Löss aufgefunden habe. Das Bruchstück ist nur 25 cm lang und zeigt undeutliche Schlagmarken, weil der Rand etwas ausgebrochen ist. Es ist gleichfalls völlig durchlocht, ohne regelmässigen Querschnitt des Loches, auf der einen Seite mehr als auf der anderen ausgekratzt. Die Wandungen sind zum Theile mit einem aschenhaltigen Lehmmergel, der fest anhaftet, ausgekleidet. Der Knochen ist offenbar in heisser Asche gelegen, denn er ist nicht blos von der Hitze calcinirt, so dass er beim Anschlagen klingt, sondern auch äusserlich geschwärzt. Wir haben es auch hier mit einer menschlichen Bearbeitung zu thun.

2. Ein weiterer merkwürdiger Fund eines Mammutknochens aus der Joslowitzer Culturschichte ist das in Fig. 5 (Taf. II) abgebildete Bruchstück einer Tibia. Es besitzt eine Länge von 30 cm, ist am oberen Ende schaufelartig verbreitert, etwa 5 cm breit und auffällig flach (kaum 5 mm stark). Auf beiden Seiten ist es durch den Gebrauch geglättet und dicht mit Mangandendriten überzogen. Am unteren zugespitzten Ende zeigt sich eine flache Einschnürung, als wenn der Knochen angebunden gewesen wäre.

Zu welchem Zwecke der Knochen gedient hat, ist schwer zu ergründen, möglicherweise als Grabwerkzeug.

3. Ein dritter höchst merkwürdiger Fund aus der Joslowitzer Culturstätte ist das in Fig 6 *a* und 6 *b* (Taf. II) abgebildete Knochenwerkzeug. Es ist ein 15 cm langes und 5 cm breites flaches Bruchstück vom distalen Ende einer Tibia des Wildpferdes, das nebst dem Mammut zu den häufigsten Vertretern der diluvialen Thierwelt auch in Joslowitz gehört. Die Tibia wurde der Länge und Quere nach getheilt und sodann an einem Ende zugespitzt mittelst zweier sich in einer Spitze vereinigender glatten Flächen, die zweifelsohne Schlagmarken sind.

Nachdem dieses Knochenwerkzeug in nächster Nähe des unter 1 beschriebenen durchlochten Mammutknochens lag und beiderseits leicht in die Höhlung des letzteren Knochen passt, so liegt der Gedanke nahe, dass es zur Herstellung des Loches, bezw. zur Auskratzung des spongiösen Knochengewebes des Mammutknochens gedient habe.

Allerdings zeigen die Kanten des Knochenwerkzeuges eine geringe Abnützung, die sich theils aus der lockeren Natur des inneren Knochengewebes des Mammuts, theils aus der festen Consistenz des Pferdeknochens erklären lässt, zumal Schienbein und Fesselbein zu den festesten Knochen des Pferdes gerechnet werden [1]).

[1]) Nach Beendigung der Drucklegung dieser Arbeit kommt mir die Nachricht zu, dass Herr Hromatka vor einigen Tagen in der Lössstation von Joslowitz neben vielen bearbeiteten Mammut- und Rhinocerosknochen noch ein zweites Knochenwerkzeug aufgefunden hat, welches wie das in 3. erwähnte aus einer Pferdetibia in gleicher Weise hergestellt, jedoch mehr zugespitzt und um einige Centimeter länger ist.

Literaturberichte.

5.

Chantre, Ernest: Recherches archéologiques dans l'Asie occidentale. Mission en Cappadoce 1893 à 1894. Ouvrage publié sous les auspices du Ministère de l'instruction publique et des Beaux-Arts. Paris, Ernest Leroux, éditeur. XVI + 232 pp. 4°. Mit 178 Textfiguren, 1 Karte und 26 zum Theil farbigen Tafeln. 1898.

Seit Langem sind wir gewöhnt, von Ernest Chantre Monumentalwerke zu empfangen. Dieser Lyoner Alterthumsforscher entfaltet seit dem Anfange der Sechziger-Jahre einen fast beispiellosen literarischen Fleiss. Er begann mit Arbeiten über Knochenhöhlen und über die Stein-, Bronze- und Eisenzeit Frankreichs, besonders des Rhônebeckens; und wer kennt nicht die prachtvollen Kolossalbände, welche er den beiden letztgenannten Perioden gewidmet hat? Ohne die localen archäologischen Aufgaben, welche ihm die Heimat stellte, zu vernachlässigen, ist er dann in allmäliger Erweiterung seines räumlichen und fachlichen Gesichtskreises an die Pforten des Orientes und zur Behandlung physisch-anthropologischer und ethnographischer Probleme vorgeschritten. Aus den Jahren 1879 und 1881 datiren seine ersten Reisefrüchte aus Mesopotamien, Kurdistan und dem Kaukasus, dessen anthropologische Verhältnisse er in einem fünfbändigen Werke darstellte. (Vgl. diese Mittheilungen, XVIII, 209—212.) Damals interessirten ihn besonders gewisse, von ihm für Zeugnisse gemeinsamen Culturursprunges gehaltene Uebereinstimmungen zwischen hethitischen und kaukasischen Funden, und es lag im sehr daran, diesen Spuren im hethitischen Culturgebiete weiter nachzugehen. Er beschränkte sein Arbeitsfeld auf Kappadokien, das er schon früher, nicht erfolglos, durchquert hatte, und verfolgte dabei die ausgesprochene Absicht, mehr eine Nachlese zu halten und empfindliche Lücken unserer Denkmälerkenntniss auszufüllen, als neue grosse Entdeckungen zu machen.

Das bisherige Wissen um die Monumente Kappadokiens überblickt man am leichtesten im IV. Bande von Perrot's und Chipiez' „Histoire de l'art dans l'antiquité", wo nach der Art dieses Werkes die grossen und kleinen Originalberichte zweckmässig ausgezogen und verwerthet sind. Aus einer Vergleichung der bezüglichen Abschnitte dieses Werkes mit Chantre's neuer Publication ersieht man deutlich, was wir dem letzteren verdanken. Seine Reisen und Ausgrabungen geschahen 1893 und 1894 im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums mit Unterstützung der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Vielseitig, wie Chantre ist, legte er auch geologische, botanische und zoologische Sammlungen an. Das archäologische Material bearbeitete er selbst; das philologisch-epigraphische überliess er namhaften Specialisten (Boissier, Delitch und Ménant für das Assyrische, Scheil und Golenischeff für das „Kappadokische", Ménant für das Persische, Saussure für die phrygischen Inschriften). Kiepert überliess ihm einen noch nicht publicirten Theil seiner Karte von Kleinasien zur Eintragung der Routen und Fundstellen.

Perrot, dem das Werk gewidmet ist, beklagt a. a. O., S. 691, namentlich das Fehlen von Kleinfunden aus den Ruinenstätten Kappadokiens oder, was damit zusammenfällt, den Mangel umfassenderer Nachgrabungen an diesen Orten. Die Gräber und Ruinen Aegyptens, Syriens und Mesopotamiens haben Massen beweglicher Funde geliefert. In Kleinasien verdanken wir nur der Troas einen ähnlichen Reichthum, der, wie Chantre meint, als Zeugniss dienen kann für die verwandtschaftlichen Bande zwischen der ägäisch-mykenischen und der chaldäischen Cultur. Denn der Verfasser hält, trotz einer gewissen Reserve zu Gunsten der „action en retour", wie man heute in Frankreich den vorhellenischen Einfluss Griechenlands auf den Osten nennt, und zu Gunsten der localen Initiative, daran fest, dass die Cultur der Vorzeit ihren Weg aus Mesopotamien und Aegypten über Syrien und Kleinasien nach Griechenland genommen habe. Da stehen nun die Felssculpturen und die heute „Tells" genannten Stadtruinen als Meilenzeiger dieses Weges. Aus dem Fundgebiete und der Nachbarschaft der hethitischen Basreliefs mit ihren an Ninive erinnernden Löwen, Stieren, Processionen u. s. w. kennt man wohl einige isolirt gefundene Gemmen, Cylinder und Bronzefigürchen; aber keiner dieser Stücke ist durch Ausgrabungen gewonnen, bei keinem weiss man eigentlich genau, woher es stammt. Diese Lücke zu füllen, hat Chantre an mehreren schon bekannten Fundplätzen Ausgrabungen unternommen: in Oejük, Boghaz-Köi u. s. w.[1]) Er fand, dass die Hethiter schon vor der Zeit der Felsreliefs befestigte Ortschaften von der Art Trojas, Mykenes und mehrerer Punkte auf Rhodos und Kypros besessen haben. In den Funden aus dieser älteren Schichte erkennt er überall babylonischen Einfluss. Die bekannten Basreliefs von Jasili-Kaja und Feraklin bezeichnen nur die jüngste Phase der kappadokischen Cultur. Diese blüht aber schon lange vor dem XV. Jahrhundert, und die Zeit der ägyptisch-hethitischen Kriege ist bereits eine Periode ihres Verfalles. Aus der Vergleichung der Funde im Palaste und der Burg von Boghaz-Köi und in den Stadthügeln von Orta-Oejük und Kara-Oejük mit den Alterthümern der prähistorischen Städte der Troas, Griechenlands und der östlichen Inseln des Mittelmeeres, welche vielleicht bis in's XXX. Jahrhundert vor Christo hinaufreichen, gewinnt Chantre die Ueberzeugung, dass Kappadokien und besonders Kara-Oejük eine der grössten Etappenstationen auf dem ostwestlichen Wege der alten Cultur gewesen sei. Den physischen Typus der Hetheo-Kappadokier hält er für autochthon und verknüpft ihn mit dem der Protoarmenier, welche einst in ganz Vorderasien eine so bedeutende Rolle

[1]) Aus Palast und Burg von Boghaz-Köi bringt Taf. III bemalte Topfscherben, Wirtel und Thierfiguren, aus dem „Tell" von Kara-Oejük Taf. VI—XX thönerne Wirtel und Stempel, bemalte Gefässe und Gefässscherben, zum Theile ausgesprochen mykenisirend, grösstentheils aber geometrisch verziert und an die bemalte sicilische Keramik erinnernd, viele Thierköpfe von Thongefässen, menschliche und thierische Thonfiguren zum Theile von rohester Art, an Tiryns und Butmir erinnernd, endlich ein Paar hausurnenförmige Aschengefässe. Eine grosse Zahl neuer Bronzefiguren aus verschiedenen Localitäten findet man Taf. XXIV—XXVI.

gespielt haben. Bei aller Anerkennung für die neuerlichen grossen Verdienste des Autors scheint es dem Verfasser, dass damit über die werthvollen Funde Chantre's, wie man ja nicht anders erwarten darf, das letzte Wort noch lange nicht gesprochen ist.

M. Hoernes.

6.

Abercromby, John: The Pre- and Proto-historic Finns, both Eastern and Western, with the Magic Songs of the West Finns. In two volumes. Vol. I, XXIV + 363 pp., vol. II, XIII + 400 pp. 8°. Published by David Nutt, London 1898.

Dieses Werk bildet Band 9 und 10 der von A. Nutt herausgegebenen „Grimm Library", welche unter dem Titel folkloristischer Monographien ausschliesslich Studien über Volksglauben und Volksmythologie bringt. Auch Abercromby geht schon im 6. Capitel des I. Bandes, S. 271, auf die nach Zaubergesängen dargestellte Religion der Westfinnen über, und der zweite Band ist in seiner Gänze diesen und ähnlichen, allerdings vielseitig verwerthbaren Quellen — magischen Sprüchen und Liedern, Ursprungsgeschichten u. s. w. — gewidmet. Zwischen der eigentlichen Prähistorie und diesen aus der Ueberlieferung geschöpften Zeugnissen sucht der Autor nach Kräften zu vermitteln. Er findet die westlichen Finnen (in Finnland und Esthland) einerseits und die östlichen Finnen (in Mittel- und Nordrussland) andererseits zwar sprachlich von einander weit geschieden, aber ihre physischen Unterschiede geringer, als die zwischen den einzelnen Gliedern der arischen Familie, z. B. zwischen der lateinischen und der germanischen Gruppe. Auch culturell stehen sie einander so nahe — und die im Ganzen nicht so sehr alten Denkmäler der finnischen Vorgeschichte beweisen dasselbe für die Vergangenheit —, dass man Lücken in der Kenntniss der einen Gruppe unbedenklich mit Ergänzungen aus der anderen ausfüllen dürfe.

In den ersten fünf Capiteln des ersten Bandes gibt der Verfasser nach Zeugnissen der Craniologie, Archäologie, Ethnographie und Philologie eine Schilderung der vor- und frühgeschichtlichen West- und Ostfinnen und behandelt die verschiedenen Culturstufen, welche sie nach und nach, zufolge Berührung mit höheren Culturkreisen, erreicht haben. Nach den vorgeschichtlichen Stufen des Stein-, Bronze- und Eisenalters unterscheidet er, als frühgeschichtliche, noch eine turanische, eine litthauische, eine protoskandinavische, eine altslavische und eine tatarische Periode. Wortregister, ein umfassendes Literaturverzeichniss, mehrere Karten und Tafeln mit Abbildungen prähistorischer Objecte illustriren diesen allgemeineren Theil. An archäologischem Materiale bringt derselbe kaum Neues und überhaupt nur verschwindend wenig gegenüber dem bekannten Reichthum in Aspelin's „Antiquités du Nord finno-ougrien".

Der zweite Band, die eigentliche Fundgrube für Folkloristen, welche nicht Specialkenner auf dem behandelten Volksgebiete sind, enthält 639 Zauberlieder, darunter manche von beträchtlicher Länge, eingetheilt in 233 systematische Abschnitte und übersetzt aus den von Dr. Lönnrot 1880 herausgegebenen „Suomen kansan muinaisia Loitsurunoja". Die Uebersetzung ist so wörtlich als möglich, ohne Zuthaten und Unterdrückungen, jedoch in Prosa, da das eigenthümliche Metrum des „Kalevala", in welchem alle Originale verfasst sind, im Englischen nicht wiederzugeben ist.

M. Hoernes.

7.

Ardu Onnis, Dr. E.: La Sardegna preistorica. Note di paletnologia. (Estr. Atti Soc. Rom. di Antrop. V, 3, 1898) 82 pp. 8°.

Der Autor, ein Sarde in Cagliari, liefert ein „Lavoro sintetùs", in dem er die grossen Classen der vorgeschichtlichen Denkmäler Sardiniens — Wohnplätze, Höhlen und Grabgrotten (S. 3), megulithische Monumente (S. 34) und „Nurapsi" (S. 57) — einer speculativen Betrachtung unterzieht, um darin Anhaltspunkte für die Bestimmung der Nationalität der ältesten Bewohner zu gewinnen. Er ist erfüllt von Begeisterung für diese einheimischen Zeugen der Urzeit, beseelt von dem Wunsche, dass zur Erforschung derselben mehr geschehen möge als bisher; er hat eine Menge Schriften gelesen, die sich theils mit europäischen Prähistorien, theils mit den alten Völkerverhältnissen in den Mittelmeerländern befassen und auf Sardinien mehr oder weniger Bezug haben. Aber das Alles genügt natürlich nicht, so dunkle Probleme wie die Paläo-Ethnologie Sardiniens der Lösung näher zu bringen. Unsere Kenntniss der gewiss reichlichen und vieldeutigen Denkmäler dieser Insel ruht auf dem denkbar schwächsten Grunde. Was dort noth thut, ist etwas ganz Anderes, als uns der Autor bietet, der in den oben genannten Denkmälern die Schöpfungen vieler verschiedener, aus Westen, Süden und Osten zugewanderter, hamitischer Stämme sieht.

M. Hoernes.

8.

Djordjević, T. R.: Karadžić. List za Srbski narodni život, ob čaje i predanje. (K. Journal für nationales Leben, Sitten und Gebräuche der Serben.) I. Aleksinac, 1899. — **Trojanović Šima: Lapot i prokletije u Srba** (Greisenmord und Fluchhügel bei den Serben). Belgrad, 1899.

Mit aufrichtiger Freude begrüssen wir die erste speciell volkskundlicher Forschung gewidmete serbische Fachzeitschrift. Sie erscheint seit dem Jahresbeginn 1899 zu Aleksinac, in der 1876 durch den Krieg hart mitgenommenen serbisch-türkischen Grenzstadt, die aber, wie ich 1897 persönlich fand, seither sich zu neuer Blüthe erhob. Das dort begründete Lehrerseminar ist die Geburtsstätte, sein Director Tihomil R. Djordjević der verdienstvolle Herausgeber der „serbischem nationalen Leben, Brauch und alter Tradition" gewidmeten Monatsschrift „Karadžić". Dieser Name allein bedeutet ein Programm. Wir betrachten ihn als eine Bürgschaft, dass der „Karadžić" die im Serbenvolke wurzelnden Anschauungen und Sitten gleich treu abspiegeln werde, wie sein Namenspatron „Vuk Stefanović Karadžić", der ohne entstellende Voreingenommenheit und aufdringliche Schulweisheit als Pionnier der südslavischen Volkskunde und Schöpfer des neuserbischen Schriftthums sich schlicht den „Bauernsohn

von Tršić“ nannte, als Goethe, Grimm, Ranke und die hervorragendsten Slavisten seiner Zeit ihn feierten und seine grundlegenden Arbeiten bewunderten.

Das uns vorliegende Januarheft des „Karadžić“ eröffnet ein episodischer Beitrag zur Geschichte des Vuk'schen „Jota“. Diesem folgt ein mit grosser Literaturkenntniss geschriebener Essay über das serbische Epos von Stevan M. Okanović, welcher, anknüpfend an bezügliche Aussprüche des verdienstvollen alten Steinthals, namentlich die von Kappert zuerst zu einem organischen Ganzen vereinigten Gesänge über die Kosovoschlacht (1389) behandelt. Unter den von Giljan, Köstendil und anderen Orten veröffentlichten Volkstraditionen sind jedenfalls die an den berühmten Königssohn Marko erinnernden, vom Herausgeber selbst aufgezeichneten, aus dem Ibargebiete bei Pavlica die interessantesten. Derselbe bringt auch eine Sammlung von Frauenflüchen und Sprüchwörtern aus der Aleksinacer Umgebung. Kurze Besprechungen der in letzter Zeit selbstständig und in serbischen Zeitschriften veröffentlichten ethnographischen Arbeiten beschliessen das Heft, von dessen Nachfolgern wir hoffen, dass sie sich gleich frei halten werden von jener unfruchtbaren folkloristischen Richtung, welche Albert Post so trefflich charakterisirte: Dass sie bei oberflächlicher Zusammenfügung des Materials eine spitze und rechthaberische Skepsis entwickelt, welche das bis dahin Aufgebaute zerstört, selbst das, was zweifellos wissenschaftlich fundirt ist!

Das uns gleichzeitig zugegangene „Lapot i prokletije“ von Šima Trojanović behandelt den einst auch in Serbien üblichen „Greisenmord“ unter Hinweis auf heute noch im Nišer, Piroter und anderen Gebieten erhaltene bezügliche Ueberlieferungen, die jedenfalls aus weit zurückliegender Zeit stammen müssen, denn der Car Dušan'sche Codex aus dem XIV. Jahrhundert berührt in keiner Weise des hässlichen Brauches! Weniger lang ist es her, dass die namentlich im Svrljiger Bezirke häufigen, oft 2 m hoch aus Steinen errichteten „Fluchhügel“ zur Verfluchung unbekannt gebliebener Brandstifter und anderer Uebelthäter diente. Dieser Act wurde periodisch solenn abgehalten und musste jede Hauscommunion durch ihren Starešina (Aeltesten) bei derselben vertreten sein.

F. Kanitz.

9.

Thonner, Franz: Im afrikanischen Urwald. Meine Reise nach dem Congo und der Mongalla im Jahre 1896. Mit 20 Textbildern, 87 Lichtdrucktafeln und 3 Karten. Berlin 1898. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), X + 116 pp. 8°.

Der Hauptwerth dieser Publication beruht auf den vielen schönen Lichtdrucktafeln, welche zum grössten Theile Physis, Siedelweise und allgemeine ethnographische Verhältnisse derjenigen Stämme erläutern, welche an der nördlichsten Biegung des Congo, zwischen diesem Strome und dem Mittellauf des Ubangi, lagern, also der Bangala, Mogwandi, Mobali, Ba-Nza, Ba-poto u. A. m. Thonner konnte in diesem Forschungsgebiete (Mongalla-Becken) in Erfahrung bringen, dass hier die Bevölkerung zwei, namentlich durch Sprache, Häuserbau und Tatuirung deutlich von einander geschiedene Gruppen von Stämmen, eine nördliche, an die Bewohner des Ubangi-Gebietes sich anschliessende, zu welcher die Mogvandi und Ba-Nza gehören, und eine südliche an die Bewohner der Congo-Ufer sich anschliessende, welche die Ba-Ngala, Ba-poto, Ma-ginza (Maya), Mobali und Mandunga umfasst. Die Verbreitungsgebiete der einzelnen Stämme, die im Mongalla-Gebiete wohnen, haben nach Thonner's Worten eine grosse Ausdehnung in der Richtung von Osten nach Westen (richtiger NE. nach SW.) und eine geringe in der dazu senkrechten, verlaufen also ähnlich wie die Flüsse dieses Gebietes. Aus diesen und anderen Darlegungen des Reisenden, dann aus den durch die Bilder und Wortproben beigebrachten Materialien geht hervor, dass Franz Thonner auf einem der interessantesten Punkte Afrikas seine völkerkundlichen Erhebungen gemacht, nämlich in demjenigen Winkel, wo die echten afrikanischen Neger mit den Ba-Ntu und mit den Niam-Niam zusammenstossen. Die Beobachtung ist eine ganz richtige, dass die Sandeh, wenn man so sagen darf, den Ubangi hinabrinnen, oder dass wenigstens die von ihnen gezeitigte Cultur die Richtung des Stromlaufes nimmt und dass vor der Heftigkeit dieses Drängens nach Südwesten die nördlichsten Bantu am Congo beeinflusst werden, ein Process, den die Belgier schon lange beobachtet haben. Leider hat Gentil von seiner letzten Expedition den Schari entlang (1897) anscheinend keine Materialien über Ausbreitung der Sandeh gegen Westen und über die wissenschaftlich so interessante Grenzlinie der berührten drei Völkerelemente gesammelt. Nach allen Indicien (Schilderform, Wurfmesser, Kopfzier, Lendenschutz, Grundriss der Baulichkeiten, Anthropophagie) beginnt das ethnographische Wesen der Niam-Niam bereits die ganze Fläche zwischen dem Stromlauf des Ubangi und dem des Mongalla, sowie zum Theile des Congo zu erfüllen. Aus den Schädelmessungen Thonner's, die nur makroskopischer Art gewesen sind, weil der Haarputz ein Umspannen des Hauptes vereiteln musste, vermag ich kein sicheres Urtheil über die gefundenen Werthe zu erlangen. Man thut in solchen Fällen besser, verlässige Kranien in wissenschaftliche Untersuchung zu nehmen, die freilich sehr schwer zu beschaffen sind, aber hier gilt eben das non datur ultra. Was die sprachlichen Materialien anbelangt, so hätten einige gute, mit allen Kriterien der Phonetik aufgezeichnete Originaltexte mit beiläufiger Interlinear-Uebersetzung die fleissigen Vocabularien Thonner's völlig aufgewogen. Diese Texte fehlen. Allein aus den Wörterverzeichnissen lässt sich unschwer erkennen, dass das Mondungwa und Mogwandi dem Sandeh-Sprachkreis, die Sprache der Ba-Ngala, Ba-poto, Mäzinga, Ma-ginza und Mobali der der Ba-Ntu zuzuweisen sein wird. Wir können unser Urtheil dahin zusammenfassen, dass wir Franz Thonner's Bemühungen um die Forschung der Völker des von ihm bereisten Gebietes als recht anerkennenswerthe wissenschaftliche Bemühungen bezeichnen, wobei hervorgehoben sei, dass die illustrative Arbeit, wenn auch nicht in allen Punkten befriedigend, alles Lob verdient.

Ph. Paulitschke.

Spuren slavischer Flurverfassung im Lungau.

Nach einem am 12. April 1898 in der Anthropologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage

von **K. Th. v. Inama-Sternegg.**

(Mit 4 Text-Illustrationen.)

Die Flurkarte von Lintsching im Lungau (Herzogthum Salzburg), welche Meitzen im 3. Bande seines grossen Werkes über Siedelungen und Wanderungen der Germanen veröffentlicht hat und welche ich mit Erläuterungen in meiner Abhandlung „Interessante Formen der Flurverfassung in Oesterreich“ (Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, XXVI. Bd., Sitzungsber.) reproducirt habe, bietet durch die ganz unregelmässige Blockanlage der Felder einen von den sonst herrschenden Formen der Besiedelung des deutschen Hochgebirges in den Alpen so sehr abweichenden Typus dar, dass es der Mühe werth erschien, zu untersuchen, ob sich derselbe in anderen Gemeinden des Lungau wiederhole. Eine Aufarbeitung von 23 Flurplänen aller benachbarten Gemeinden des Lungau, welche Herr Hafencapitän a. D Franz Ritter v. Hopfgartner nach Meitzen'schem Verfahren auf der Grundlage der alten Indicationsskizzen des stabilen Katasters vorgenommen hat, zeigt nicht nur die nahezu vollständige Uebereinstimmung der Fluranlagen mit dem Flurplane von Lintsching, sondern gestattet auch einige weitere Beobachtungen, welche im Zusammenhange mit dem urkundlich festgestellten Thatbestande der älteren Besiedelung dieses Theiles des Lungau auf die mögliche Entstehung dieser Flurformen einen gewissen Rückschluss nahelegen.

Die Thatsache, dass der Lungau, wenigstens in dem untersuchten Gebiete, eine so grosse Uebereinstimmung in der Fluranlage der einzelnen Dörfer aufweist, gestattet zunächst den Schluss, dass dieses Gebiet auch einheitlich besiedelt worden ist und dass diese Besiedelung daher wohl auch ziemlich gleichzeitig stattgefunden haben wird. Nun fehlen aber in diesem Gebiete alle sonst bekannten charakteristischen Formen einer Besiedelung durch Deutsche, welche doch heutzutage den einzigen Volksstamm des Lungau bilden. Der Lungau hat weder die Gewanne des volksthümlichen deutschen Hufensystems, noch ein System von geschlossenen Einzelhöfen, wie es von Deutschen besonders im Hochgebirge ausgebildet wurde, noch Spuren der späteren deutschen Colonistenhufen des fränkischen oder vlämischen Systems, noch jene gewannförmige Fluranlage, nach welcher die deutschen Grundherren nachweisbar, z. B. in Niederösterreich, auf Königshufen ihre Zinsbauern angesetzt haben, wie das z. B. für Tallesbrunn nachgewiesen wurde (Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch , XXVI). Daraus lässt sich immerhin mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit der Schluss ableiten, dass die Lungauer Flurverfassung in ihren charakteristischen Zügen aus einer Zeit stammt, welche vor der in der Karolingerperiode erfolgten Besitznahme dieses Gebietes durch Deutsche liegt. Dabei wäre dann zunächst nur an eine Besiedelung durch Slaven zu denken, welche von circa 564 an (Paul Diac.) bis circa 748 den Lungau inne hatten.

Doch mahnt immerhin das nicht seltene Vorkommen von geschlossenen Einzelhöfen in unserem Gebiete zur Vorsicht. Einige derselben sind zwar zweifellos jüngere Ansiedelungen, spätere Rodungen oder grundherrliche Specialhufen, wie z. B. das Muhrergütl in Grabendorf, Lerchengrund und Steiner in Wölting, aber auch der Müllner in Zankwarn, die Reitermühle in Mörtelsdorf. Andere Güter, welche wenigstens muthmasslich in älterer Zeit Einzelhöfe waren, können als ehemalige Salhöfe angesprochen werden, die auf bereits besetzten Fluren durch Verfronung entstanden sind, wie z. B. das alte Ullegut in Althofen, das seinen Besitzstand von mehr als 58 Joch auch jetzt noch in der Hauptsache arrondirt bei dem Gehöfte hat und insbesondere der alte Admont'sche Nothhof in Wölting, ein auch jetzt noch herrschaftlicher, wenn auch in seinem Flächenausmasse stark reducirter Besitz, der mit dem Tafernhof und der früher wohl dazu gehörigen Ludlmühle einen ziemlich arrondirten Hof darstellt.

Einige solche mehr oder weniger geschlossene Einzelhöfe sind aber doch auch nach den vorliegenden Flurplänen besonders charakterisirt, wie z. B. Kühborn (Chueparm im Nonnberger Urbar) in Unterberg mit 44·5 Joch, der Zechner in Zankwarn mit 58 Joch und fast ganz arrondirtem Besitzstande, der Zechner in Stranach, jetzt aus zwei Gütern bestehend, deren Fläche zusammen 46 Joch ausmacht und fast ganz

beisammenliegt, während der Zechner in Mörtelsdorf nur mehr durch seine Lage am Ende der Ortschaft und durch seine stattlichen Gebäude, aber nicht mehr durch seinen Grundbesitz (19·81 Joch in 17 Parcellen) möglicherweise als alter Einzelhof bezogen werden kann. Uebrigens sind Zechner auch in Lessach und Goriach bezeugt, welche ausserhalb unseres Beobachtungsgebietes liegen, aber doch deshalb Berücksichtigung verdienen, weil sie ein Beweis dafür sein können, dass jedes der Seitenthäler (Winkel) des Lungau seinen eigenen Zechner gehabt hat.

Fig. 37. Ansicht von Pichl.

Mehrere dieser Zehenthöfe sind weit in das Mittelalter zurück zu verfolgen; schon 1074 wird in Goriach eine curtis decimalis cum 6 mansis, als beneficium Wolfis erwähnt; das Nonnberger Urbarbuch aus dem XIV. Jahrhunderte führt drei Zehenthöfe zu Stranach, Wölting und Zankwarn auf; ein Zechner in Lessach ist 1672 bezeugt. Man wird diese Zehenthöfe vielleicht alle als ehemalige herrschaftliche Höfe ansprechen dürfen, auch wenn sie nicht als Einzelhöfe angelegt sind und schon frühzeitig, wie z. B. die im Nonnberger Urbar erwähnten, abgabenpflichtig geworden sind Als Glieder des deutschen grundherrlichen Systems, welches hier mehr als 1000 Jahre lang herrschend war, haben diese Zehenthöfe gewisse obrigkeitliche Functionen ausgeübt; nicht nur die Einsammlung der Zehenten und anderer grund- und vogteiherrlicher Abgaben war ihnen übertragen, sondern sie führten regelmässig auch die ganze grundherrschaftliche Localverwaltung und waren die Ortsobrigkeit in den grundherrlichen Dorfgenossenschaften. Dieser ihrer obrigkeitlichen Stellung entspricht aber auch im Allgemeinen die Grösse der Zehenthöfe; sie sind mindestens als ganze Landhufen von circa 30 jugera, auch als Doppelhufen, gleich den curiae (Höfen) der altbaierischen Grundbesitzordnung anzunehmen.

Eine ganz ähnliche Stellung nehmen die schon im XIII. Jahrhunderte in Südsteiermark bezeugten Suppanhöfe ein; auch sie sind die Sitze der grundherrlichen Localverwaltung, der Ortsobrigkeit für die Gemeindeverwaltung und bestehen regelmässig aus einer Doppelhufe (Peisker). Ihre Bezeichnung, ihre Umgebung und ihre Geschichte weisen darauf hin, dass die deutschen Grundherren, als sie diese slavischen Gebiete in Besitz nahmen, die noch aus der älteren slavischen Flurverfassung herstammenden

Suppane auf ihren Gütern liessen, auch in der Hauptsache in ihrer rechtlichen und socialen Stellung als Localobrigkeit über die um die Suppanhöfe oder in ihrer Nähe angesiedelten unfreien Leute erhielten und sie nun selbst zu dienenden Gliedern des ganzen grundherrlichen Systems machten. Die Suppane Südsteiermarks sind im XIII. Jahrhunderte besser gestellte Zinsbauern, welche aber zugleich, mit Amtsfunctionen von den deutschen Grundherren betraut, eine Art niedere Ministerialenstellung, wie die weitverbreiteten gutsherrlichen Meier, eingenommen haben.

Es ist erlaubt, die Vermuthung auszusprechen, dass auch der Lungau solche Suppanhöfe gekannt

Suppangut, Haus Nr. 10 in Pichl.

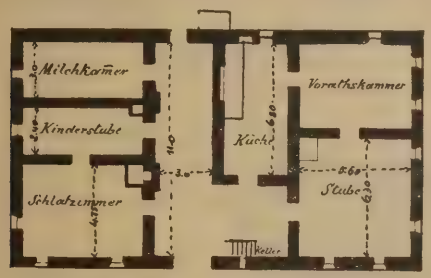


Fig. 38. Ebenerdig.

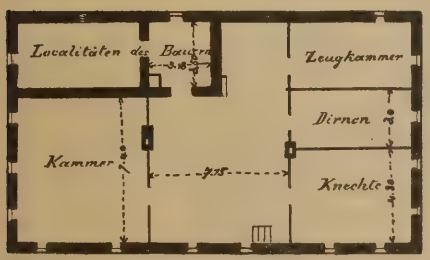


Fig. 39. I. Stock.

hat. Das Nonnberger Urbar des XIV. Jahrhunderts weist bei der Gemeinde Unterberg nach: „1½ hueb, die Heinrich der schuehster inhat und die emalen der supan het“, und eine spätere Redaction setzt ergänzend dazu: „gehoret dem amptman an auf pesser stift“. Ist hier nur der Name und der Amtscharakter des Gutes überliefert, während dasselbe nach seiner Grösse nicht zu der früher gegebenen Charakteristik des Suppanhofes passt, auch in dem vorliegenden Flurplane von Unterberg nicht mehr zu finden ist, so bietet dagegen die Flurkarte von Pichl ein in jeder Hinsicht deutliches Beispiel eines solchen Suppanhofes dar, das sogar noch durch bauliche Beschaffenheit des Gehöftes und seine Umgebung sich mit ziemlicher Sicherheit als Grundbesitz eines Suppans im Sinne der slavischen Flurverfassung bezeichnen lässt.

Die Ortschaft Pichl (Gemeinde Pichl), deren Flur in der beifolgenden Karte von 1830 dargestellt ist, besteht aus 23 Baulichkeiten mit 16 Hausnummern, welche an beiden Ufern des Taurachbaches unregelmässig und zerstreut erbaut sind. Auch diese Flur zeigt eine unregelmässige Blockanlage. Das Ausmass der innerhalb der Ortsgrenze liegenden Bodenfläche beträgt 186·51 Joch = 107·353 ha. Hievon entfällt auf

einheimischen Besitz . .	154·33 Joch	= 88·93 ha
fremden „ . .	7·34 „	
landesfürstlichen Besitz .	13·56 „	
Ortsraum, Strassen und Gewässer	11·28 „	

Von den 16 Gehöften sind 12 sogenannte Keuschen, Kleinhäusler mit einem Grundbesitze zwischen 0·16 und 8·83 Joch, zusammen von 64·70 Joch; die einzelnen Grundstücke sind ganz unregelmässig in der Flur vertheilt. Nur 4 Gehöfte haben einen grösseren Besitzstand; nach den Plannummern:

Nr.	Anzahl der Parcellen	Fläche in Joch	Fläche in Hektar	Hausname
6	10	20·07	11·551	Pilz
10	11	58·47	33·668	Suppan
12	14	16·38	9·586	Thoman
13	10	24·71	14·498	Taferner

Zu dem Suppangute gehören auch noch 6 Parcellen in der benachbarten Ortschaft Grabendorf mit zusammen 6·23 Joch. Es ist daher weitaus das grösste Gut, besitzt 2 Wohnhäuser mit 4 Wirthschaftsgebäuden und präsentirt sich auch äusserlich, wie die nachstehende Abbildung zeigt, sehr stattlich. Der Besitzstand ist in seinem Haupttheile ganz arrondirt; nur die Wald- und Rodeparcellen liegen getrennt. Von den übrigen grösseren Gütern scheint Nr. 6 erst durch spätere Erwerbungen zu seinem damaligen Besitzstande gekommen zu sein; Nr. 12 und 13 machen den Eindruck, als wenn sie ursprünglich zusammengehört hätten, da ihre Parcellen fast ausnahmslos bei einander liegen. Da das Haus Nr. 13 die alte Taferne ist, wäre es nicht ausgeschlossen, dass Nr. 12 erst später davon abgetrennt wurde. Es würden dann für den alten Bestand nur 2 Höfe übrigbleiben, wie denn auch das Nonnberger Urbar nur 2 Vollhufen bei Pichl anführt. Sei dem aber, wie es wolle, jedenfalls zeigt schon der ganz deutliche Fall von Pichl, dass im Lungau in der That ein Suppanhof bestanden hat, welcher, ganz ähnlich den von Peisker für Südsteiermark nachgewiesenen, als ein Ueberrest aus der Zeit angesehen werden kann, in welcher die deutschen Grundherren die vorhandene slavische Bevölkerung unterwarfen. Der Grundplan des Hauses,

den wir der Vollständigkeit halber noch mittheilen, zeigt zwar keine specifisch slavischen Anklänge; aber die noch auf dem Hofgrundstücke stehenden Ruinen eines sehr stattlichen Baues erinnern daran, welch' einflussreiche und wirthschaftlich kräftige Stellung doch der gutsherrliche Meier, hier der Nachfolger des altslavischen Suppans, eingenommen hat.

Ueber die älteste Grundform der Besiedelung des Lungau ist damit natürlich noch nicht das letzte Wort gesprochen; da die Römer den Uebergang über die Tauern in den Lungau zweifellos schon benützt haben, kann die Urgeschichte der Lungauer Agrarverfassung auch über die slavische Zeit hinaufführen. Aber ein fester Anhaltspunkt für den ethnischen Typus der Lungauer Fluren ist damit doch gewonnen und die Forschung muss sich einstweilen damit bescheiden; ein so unzweifelhafter Fall, wie der des Suppan von Pichl, ist gewiss kein vereinzeltes, zufälliges Vorkommen. Von hier aus lässt sich aber zum Schlusse auch noch ein Gesichtspunkt für die Erklärung der blockförmigen Anlagen des Lungau überhaupt gewinnen; denn der Suppan war innerhalb der slavischen Bevölkerung ein grosser Hausvater und ein Grundherr zugleich; in seiner Macht lag es fortwährend, den Gliedern seiner Hauscommunion, wenn sie abgeschichtet werden sollten, Grundstücke in beliebiger Form und Lage zuzuweisen; keine feste Ordnung volksthümlicher Fluranlagen und kein gutsherrliches Interesse band ihn an bestimmte Regeln. War aber einmal eine Flur so blockartig, durcheinander, aufgetheilt, so konnte sich ein derartiger agrarischer Zustand bei der grossen Zähigkeit, mit welcher überhaupt die Flurformen sich erhalten, auch den deutschen Eroberern gegenüber behaupten, welche von der unterworfenen slavischen Bevölkerung doch im Wesentlichen nur Zinse und Dienste heischten, aber kein Interesse daran hatten, den Bestand der zinsenden und dienenden Güter umzugestalten.

Fig. 40.

Ueber die Sexual-Proportion der Geborenen.

Von Dr. **Franz von Meinzingen.**

(Vortrag, gehalten in der Monats-Versammlung der Anthropologischen Gesellschaft am 14. März 1899.)

Die Geschichte, sowie die Ethnographie beweisen uns, dass Geburt und Tod in der Gedankenwelt einer Bevölkerung eine um so grössere Rolle spielen, je einfacher und schlichter die culturellen Wechselbeziehungen dieses Volkes gestaltet sind. In Bezug auf die Geschichte ist es wohl hier nur nöthig, auf die Bibel zu verweisen, worin insbesondere das Thema der Geburtenintensität sehr häufig und meist mit sehr orientalischen Tropen hervorgehoben wird.

Dieses Thema wird besonders in jenen Büchern besprochen, die von den Zeiten vor der Besitzergreifung des gelobten Landes handeln, also in der Epoche der Weidenwirthschaft des jüdischen Volkes, und hören dann auf, ein allzu häufiger Gegenstand der Erörterung zu sein, als die Juden sesshaft geworden und in eine höhere Culturzone vorgeschritten waren.

Bei dieser relativ reichen Literatur, die sich mit dem Wachsen und Werden des Volkes befasst, muss es auffallen, dass niemals und an keiner Stelle auch nur ein Wort über die Gestaltung der Geschlechter in der Gesammtbevölkerung erwähnt wird; und dies umsomehr, als wir ja aus der Geschichte des Laban wissen, wie gut sich die damaligen Thierzüchter darauf verstanden haben, der Natur gewünschtenfalls in recht markanten Eigenschaften nachzuhelfen. Gleichwohl ist es eine Thatsache, dass die vielfachen Prophezeiungen und Verheissungen Gottes, das jüdische Volk so zahlreich wie den Sand am Meere zu machen, eine Verheissung, die wir geradezu als das Trost- und Liebeswort katexochen im alten Testamente ansehen können und die doch ganz auffallend unser Problem in sich schliesst, an keiner Stelle von den vielen speculativen Denkern des jüdischen Volkes, weder vor noch nach dem Messias, in nähere Untersuchung gezogen wurde. Es ist klar, dass dies die theologische Denkungsweise und die theokratische Verfassung des jüdischen Volkes verursacht hat. Eine solche Untersuchung wäre wohl wie eine Kritik der Worte Gottes angesehen worden oder, eingehender gesprochen, wäre einem Zweifel gleichgekommen, ob Jehova auch die geeigneten Mittel für die Fortpflanzung seines auserwählten Volkes anwendet.

Die vollständige Abstraction einer jeden derartigen Gedankenoperation sehen wir auch in der Thatsache verkörpert, dass die Juden das einzige Volk des Alterthums sind, welches die Kinderaussetzung, und zwar auch in der Form einer Aussetzung der als Last empfundenen überschüssigen Mädchengeburten, nicht gekannt hat. In welchem Umfange aber im Alterthum von dieser Institution selbst bei den höchst stehenden Völkern Gebrauch gemacht wurde, ist allgemein bekannt; und ebenso belehrt uns die Ethnographie, wie sehr auch noch gegenwärtig bei allen Völkern einer zurückgebliebenen Cultur die Werthurtheile über den männlichen und weiblichen Nachwuchs auseinandergehen und wie häufig zum Zwecke der Correctur dieses Nachwuchses zur Aussetzung der Kinder gegriffen wird.

Und hiemit bin ich an der entscheidenden Stelle angelangt, bei der wir ersehen können, welch' gewaltigen Einfluss die Sexual-Proportion der Geburten in der ältesten Geschichte der Menschheit allenthalben ausgeübt hat und bei einem grossen Theile der Bewohner unserer Erde noch ausübt.

Diese Proportion wird überall dort zu einer Existenzfrage, wo wir auf die Entwicklungsperiode eines Volkes stossen, in der die Existenz des Einzelnen, wie des ganzen Volkes nicht so sehr von dem Kampfe und der Ueberwindung der Natur, als von dem beständigen Kampfe mit den als Blutfeinden betrachteten Nachbarvölkern bedingt ist.

Im Leben jedes Volkes gibt es somit Zeiten, wo dieses Problem allerdings nicht wissenschaftlich aber factisch eine Bedeutung einnimmt, von der wir, in der Periode des Rechtsstaates, uns allerdings keine Vorstellung machen können.

Jeder neu hinzugekommene Sohn des freien Volkes bedeutet da direct eine Kraftvermehrung, während Töchter, über ein gewisses Maass hinaus, nur als Ballast empfunden werden.

Was also heute für uns nur ein Gegenstand der Wissenschaft geworden ist, war gewiss durch Jahrhunderte oder doch durch eine Reihe von Jahrtausenden bei fast allen Völkern ein Gegenstand beständigen Sinnens und Denkens und war ebenso

sicher ein unerschöpfliches Gebiet der menschlichen Phantasie zum Aushecken der exaltirtesten Recepte und Adepte. Und ohne Anspielung gesagt, ein klein wenig spüren wir auch hievon noch.

So wichtig aber auch der Geschlechtsunterschied der Geborenen für alle Culturvölker des Alterthums war, so lagen die Verhältnisse doch wieder so, dass sie die thatsächlichen Naturerscheinungen niemals erfassten, wenigstens ist hierüber weder aus der griechischen noch römischen Literatur etwas auf uns gekommen. Und dies lässt sich leicht erklären, wenn man sich die geringe Rolle vor Augen stellt, die das Zählungswesen und das schriftliche Verfahren im Verfassungsleben der Alten einnimmt. Zwar gab es in Athen wie in Rom Vorschriften, denen zufolge jede Geburt bei der amtlichen Stelle anzumelden war; es ist aber durch nichts erwiesen, dass hiebei auch das Geschlecht des Kindes angegeben oder verzeichnet wurde. Und für die rein staatlichen Zwecke des Steuer- und Militärwesens mag es wohl auch kaum nothwendig gewesen sein, denn in Griechenland gab es hiefür besondere Listen, in welchen die waffenfähigen Epheben verzeichnet wurden, und in Rom wurde das Gleiche durch den Census erreicht. So kommt es, dass trotz der grossen Wichtigkeit, die der Sexualvertheilung der Geborenen im ganzen Alterthum zugemessen wurde, das Problem selbst, also das Woher dieser Vertheilung gänzlich unberührt blieb, da sich Alles im Einzelinteresse der Familie oder höchstens der Gens concentrirte, und der Staat oder die Philosophen in ihrer Gesetzgebung und Abstraction nur auf das männliche Geschlecht Rücksicht nahmen.

Es fehlte ja die Grundlage jeder Massenbeobachtung, die statistische Aufnahme der Geburten, also die Basis, welche erst jene Kenntniss verschafft, deren weitere Folge das Problem selbst ist. Und ähnlich, wenn auch durch andere Gründe bedingt, verhält es sich damit im Mittelalter und der Neuzeit unserer Zeitrechnung. Gewiss, auch in diesen rauhen Zeiten wurde dem Leben eines Mannes mehr Werth als dem einer Frau zugemessen. Die leges barbarorum sind hiefür der classische Ausdruck.

Trotzdem konnte diese differente Werthgestaltung nicht denselben Einfluss wie im Alterthum auf die Gesetzgebung und Sinnesart der Bevölkerung haben, da doch die gesammte öffentliche Meinung von dem Grundsatze beherrscht wurde, in jedem menschlichen christlichen Wesen ein Ebenbild Gottes zu sehen. Da überdies die gesammte wissenschaftliche Auffassung der Scholastik der damaligen Zeiten dahin ging, in Allem und Jedem ein directes Eingreifen des göttlichen Willens zu supponiren, so war die Frage nach der Geschlechtsvertheilung der Geborenen selbstverständlich dem menschlichen Urtheile entrückt und unmittelbar der Fürsorge Gottes überlassen. Und von diesem Standpunkte aus ist, strenge genommen, auch das erste Werk, welches sich mit unserem Problem befasst, noch beherrscht. Dieses Werk ist Johann Peter Süssmilch's wundersames Buch, das im Jahre 1741 unter dem etwas beschwerlichen Titel: „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechtes aus der Geburt, Tod und Fortpflanzung desselben erwiesen", in Berlin erschien und sehr bezeichnenderweise Friedrich dem Grossen, als dem Schöpfer des modernen Militarismus, gewidmet ist.

In dieser Schrift wird zum ersten Male auf Grund zahlreicher statistischer Daten der Beweis erbracht, dass die Natur stets auf einen Knabenüberschuss hinzielt. Und es ist ganz erstaunlich, wie viele Wege der Verfasser einzuschlagen weiss, um seine These zu illustriren und alle Gegeneinwände zu zerstreuen. Es muthet uns dies heute wie ein Kampf gegen Windmühlen an. Wenn man sich aber in die Zeiten des Buches zurückversetzt, so begreift man das hohe Pathos des Autors und seine unsägliche Mühe, die Erkenntniss, die er nun einmal gewonnen hat, festzuhalten, und den Wunsch, dieser Erkenntniss die breiteste Oeffentlichkeit zu verschaffen.

Er wusste offenbar, dass er hiemit der instinctiv vorgefassten Meinung von der Gleichheit der Geschlechtsvertheilung der Geborenen entgegentritt, und dass er andererseits sich hiemit auf ein Gebiet begeben hat, das einer orthodox-religiösen Lebensauffassung leicht widerstreben könnte. Diesem letzteren Hindernisse, das sich etwa der Anerkennung seiner Lehre entgegenstellen könnte, versucht er schon in dem Titel des Buches: es heisst ja die göttliche Ordnung, entgegenzutreten und wiederholt diesen Grundgedanken, dass alle seine Ergebnisse offenbar nur der Ausdruck eines positiven göttlichen Willens sind, an allen nur denkbaren Stellen seines Buches.

Er schreibt also nicht nur für, sondern, wie bereits oben erwähnt, auch aus dem Geiste seiner Zeit, jener Zeit, wo nicht, wie heute, jede wissenschaftliche Lehre, wenn sie nur neu ist und recht viel Naturerkenntniss verspricht, sofort auch geglaubt wird; wobei ich mir zu bemerken erlaube, dass der Ausdruck geglaubt hier sehr mit Absicht gewählt

ist und mir als das einzig Richtige erscheint. Einen Schluss jedoch, der uns wohl nur seltsam berühren kann und der den Geist des Buches am besten illustrirt, will ich hier anführen. Süssmilch ist nämlich ganz glücklich darüber, dass die von ihm gefundene Sexual-Proportion der Geborenen die Vielweiberei gänzlich ausschliesst; ja, dass sie geradezu beweist, der göttliche Wille habe hier auf Erden Alles für die monogamische Eheform zugerichtet. Leider ist dieses Glück trübe, denn wir wissen heute, und auch Süssmilch verräth darüber bereits mehr Kenntniss, als ihm eigentlich für seine Folgerung zuträglich ist, dass der Geburtenüberschuss der Knaben durch die grössere Sterblichkeit der männlichen Kinder später, im heiratsfähigen Alter bereits mehr als ausgeglichen ist und einem decidirten Frauenüberschusse Platz gemacht hat. Er tröstet sich jedoch, indem er berechnet, dass der ihm in einzelnen Städten bekannte Frauenüberschuss doch nur zu kleinen Bruchtheilen über ein ganzes Weib per Mann führen könnte, womit doch wiederum, wie er meint, Niemanden gedient sei.

Nach den Zeugnissen, die uns noch zu Gebote stehen, scheint das Buch Süssmilch's in Deutschland ungeheures Aufsehen erregt zu haben, und es lässt sich dies sehr wohl begreifen; denn abgesehen davon, dass das Thema sehr menschlich, ja fast allzu menschlich ist, hatte die damalige Epoche des aufgeklärten Absolutismus ein sehr feines Verständniss für bevölkerungspolitische Fragen; der Ruf nach Menschen war damals ganz allgemein; den Regierungen, wie den Physiokraten galten sie damals als die eigentlichen Productivkräfte, die mittelst dem Ackerbau, wie die Physiokraten zunächst meinten, und mittelst der Manufactur, wie die Regierungen glaubten, den Reichthum des Landes schaffen.

Man sollte demnach der Meinung sein, dass das Buch der göttlich-menschlichen Ordnung auch einen praktischen Erfolg hatte, etwa in dem Sinne, dass es zu einer ordentlich geführten Staatsstatistik der Bevölkerungsbewegung führte.

Wir nehmen jedoch nichts davon wahr; es blieb auch in Preussen nach wie vor Alles beim Alten, d. h. die Vorschreibungen der Standesfälle wurden nur bei den einzelnen Pfarrämtern geführt und die Daten höchstens nach Kreisen, jedoch ohne besonderen Zweck und Plan gesammelt.

In Preussen wurden erst im Jahre 1816 und in Oesterreich sogar erst im Jahre 1827 Erlässe herausgegeben, die eine systematische Reichsberichterstattung der Standesfälle anbefehlen und somit eine centrale Bearbeitung der Ergebnisse ermöglichten.

Fast 80 Jahre hat es somit gedauert, bis selbst im engeren Vaterlande Süssmilch's die Regierungsgewalt so erstarkte und die Verkehrsverhältnisse so gebessert waren, um jene Basis für seine Untersuchungen schaffen zu können, die ihrer Masse nach einzig geeignet ist, seine Theorie zu bestätigen und zu ergänzen. Man kann daher mit Recht sagen, dass sich auch darin ein Körnchen von dem Wahrheitstheile der materialistischen Geschichtsauffassung zeigt, der zufolge Ideen erst dann Realität annehmen können, wenn die äusseren Lebensbedingungen deren Verwirklichung gestatten.

Trotz dieses langjährigen Mangels an einer ausgiebigen und officiellen Statistik treten doch bald in Deutschland und den anderen Culturstaaten eine grosse Anzahl von Schriftstellern auf, die den Grundgedanken der Süssmilch'schen Lehre weiter ausführten. Sie fanden bald, was übrigens auch unser vielgenannter Autor angedeutet hatte, dass nicht allein ein Ueberschuss der Knabengeburten an allen Orten zu constatiren sei, sondern dass dieser Ueberschuss auch wunderbarerweise stets im gleichen Verhältnisse blieb, dass also, wenn beispielsweise in einem Territorium für eine bestimmte Zeit gefunden wurde, die Proportion der Mädchen- und Knabengeburten stelle sich auf 1000 zu 1050, dieses Verhältniss, auf die gleichen Untersuchungsgrössen bezogen, constant ist oder doch nur unmerklich schwankt.

Sobald man dieses Phänomen erkannt hatte, war es möglich geworden, für ganze Länder und fast mit Abstraction des Untersuchungszeitraumes exacte Formeln für die Sexual-Proportion der Geborenen aufzustellen.

Nach den neuesten Berechnungen — und die modernen Statistiker lassen sich diesfalls nicht spotten — liegen die angegebenen Verhältnisse in den nachgenannten Ländern folgendermassen: Unter 1000 Lebendgeborenen findet sich durchschnittlich folgende Zahl von Knaben: im Deutschen Reiche 511·2, in Preussen (1816/95) 512·7, in Baiern 510·9, in Sachsen 512·3, in Württemberg 508·9, in Baden 512·2, in Elsass-Lothringen 512·2, in Hessen 513·5; ferner in Oesterreich 514·2, in Ungarn 509, in Croatien 514·6, in Rumänien 507·4, in Serbien 524·1, in Bulgarien 522·4, in Griechenland 498·3, in Italien 511·7, in der Schweiz 504·6, in Frankreich 508·7, in Spanien 518·8, in Portugal 515, in Belgien 505·6, in den Niederlanden 508·2, in England mit Wales

(1846/95) 509·9, in Schottland 514·4, in Irland 513·4, in Dänemark 512·8, in Norwegen 515·8, in Schweden 512·1, in Finnland 510·3, im europäischen Russland 512·4, in Japan 510·9, in Vermont 512·2, in Rhode Island 512·2, in Massachusetts 513·7, in der Provinz Buenos-Aires 506·8, in Neu-Südwales 513, in Queensland 510·1, in Südaustralien 511·7, in Victoria 511·9, in Westaustralien 511·7, in Tasmania 511·7 und in Neuseeland 513·2.

Hienach werden nur in Griechenland mehr Mädchen als Knaben geboren.

Unser Wissen ist nun, wie ja nur allzu bekannt ist, leider, oder, um mit Lessing zu sprechen, Gott sei Dank, so geartet, dass jede Erkenntniss neue Fragen, und zwar oft recht fragwürdige Fragen, schafft. So auch hier. Die Erkenntniss war da, das Wissen um die Sache war geboren, und gleich stellten sich die Frager ein, die auch noch die Gründe oder Ursachen der Erscheinung wissen wollten. Die Lösung des Räthsels schien zwei Wissenschaften: der Medicin (Somatologie) und der Statistik, vorbehalten. Mediciner wie Statistiker liessen sich wieder nicht spotten und eine Fülle von — Theorien war ihre Antwort. Die wichtigsten habe ich versucht, zusammenzustellen. Zuerst sollen, wie es sich gebührt, die Mediciner das Wort haben; bei ihnen lautet die Formel unseres Problems natürlich anders, ursächlicher und daher auch klarer; sie behandeln dieses Thema unter der Frage: Nach der Ursache der Geschlechtsbildung. Den Reigen mit einer eigenen Meinung eröffnet, wie es sich gebührt und dem Herkommen gemäss, Hippokrates. Er und nach ihm Galen meinten, dass aus dem rechten Eierstocke die männlichen, aus dem linken die weiblichen Kinder hervorgingen, mithin das Geschlecht des Kindes schon bei der Zeugung endgiltig bestimmt werde. Auch nach Carus, Rathke, Burdach und Steenstrup soll der Embryo von der Zeugung an das spätere Geschlecht besitzen, während Rasenmüller, Meckel und Tiedemann der Ansicht sind, dass anfänglich alle Früchte weiblich sind und erst durch die weitere Entwicklung ein Theil derselben männlich wird. Nach St. Hilaire, Home und Joh. Müller besitzt der Embryo anfänglich kein bestimmtes Geschlecht, aber die Elemente beider Geschlechter und die Fähigkeit, bei der späteren Entwicklung durch die Einwirkung äusserer Verhältnisse männlich oder weiblich zu werden. Sie und andere Mediciner schlossen dies daraus, weil zuverlässige Beobachtungen an Thieren und Pflanzen allerdings die Möglichkeit beweisen, durch äussere Einwirkungen das Geschlecht zu bestimmen und solche Einwirkungen vielleicht auch beim Menschen von Einfluss sein mögen. Dem steht entgegen, dass diese Einwirkungen offenbar nicht allein über die Geschlechtsbildung entscheiden, da sonst die Kinder einer Mehrgeburt stets desselben Geschlechtes sein müssten, was bekanntlich nicht zutrifft.

Im Allgemeinen ist der Standpunkt der modernen Medicin folgender:

Wahrscheinlich empfängt der Embryo, je nach den Eigenschaften des Elternpaares, namentlich des Alters und des Ernährungszustandes, wie überhaupt ihrer Zeugungskraft, sein Geschlecht. Bei reichlicher Ernährung werden mehr Mädchen, bei schlechter mehr Knaben geboren. Auch das Alter des Eies, d. h. die zwischen der Menstruation und Zeugung verflossene Zeit, scheint auf die Geschlechtsbildung von Einfluss zu sein. Baust theilt auf Grund privater Beobachtungen mit, dass jede Befruchtung während der ersten drei Tage nach der Menstruation ein Mädchen, jede solche nach acht oder mehr Tagen nach der Menstruation einen Knaben und in der Zeit vom vierten bis einschliesslich siebenten Tage zuweilen einen Knaben, zuweilen ein Mädchen ergab. Dies stimmt zusammen mit der Beobachtung von Thury, dass die im Anfange der Brunst belegten Kühe stets Kuhkälber, die erst später belegten dagegen Stierkälber werfen.

Nun folgen die Statistiker, die natürlich an einer anderen Stelle einsetzten. Sie versuchten, den Schlüssel dadurch zu finden, dass sie die übrigen Erhebungsmomente der Eltern, insbesondere das Alter und den Altersunterschied, sowie den Beruf der Zeugenden in Combination zogen.

Auf den Einfluss des Altersunterschiedes der Eltern machte zuerst Hofhacker aufmerksam und stellte als Regel hin, dass, wenn der Vater älter als die Mutter ist, der Knabenüberschuss unter den Geborenen um so grösser wird, je höher der Altersunterschied ist; dass hingegen aus Verbindungen, in denen der Vater jünger als die Mutter ist, mehr Mädchen als Knaben entstammen. Dieselbe Regel hat Sadler aus den Stammtafeln englischer Adelsfamilien abgeleitet; doch hat sich die Hofhacker-Sadler'sche Theorie als unhaltbar erwiesen, seitdem aus grösseren Gebieten (Sachsen, Oldenburg, Elsass-Lothringen, Berlin und Norwegen) statistische Beobachtungen über das Geschlecht der Kinder und das Alter der Eltern zur Zeit der Geburt vorliegen.

Nach den von Kisch zusammengestellten Stammtafeln einer grossen Zahl regierender Fürstenhäuser übt sowohl das absolute, wie das relative Alter der Zeugenden entscheidenden Einfluss auf die Geschlechtsbildung der Kinder.

Er fand, dass bedeutend mehr Knaben als Mädchen entstehen, wenn die Mutter in höchster Zeugungskraft, also im Alter von 20—25 Jahren, steht und der Vater mindestens 10 Jahre älter ist als die Mutter, dass der Knabenüberschuss mit zunehmendem Alter der Mutter und gleichbleibendem Altersunterschiede der Eltern sich vermindert, dass gleich alte Eltern erheblich mehr Mädchen als Knaben erzeugen, dass auch Mädchengeburten der Zahl nach überwiegen, wenn der Vater noch nicht die volle Höhe der Zeugungskraft erreicht hat, sogar wenn er älter ist als die Mutter, sowie, dass Verbindungen, in denen die Frau älter ist als der Mann, einen mässigen Knabenüberschuss ergeben. Ahlfeld fand, dass unter den erstgeborenen Kindern über 32 Jahre alter Frauen sehr viel mehr (582 in Tausend) Knaben als Mädchen sind, was durch andere Beobachtungen bestätigt worden ist.

Wie man sieht, weichen die meisten bisher vorgebrachten Thesen im Detail der Altersangaben sehr stark von einander ab; nur so viel ist Allen gemeinsam, dass das absolute, wie das relative Alter der Eltern für den Knabenüberschuss von Einfluss ist, und zwar stellen sich die Verhältnisszahlen übereinstimmend dann am günstigsten, wenn die Mutter sich im Alter der höchsten Zeugungskraft befindet und der Vater ebenfalls nach voller Entwicklung älter als die Mutter ist.

Es stehen sich aber noch andere Theorien gegenüber, die von dem Alter der Eltern unmittelbar absehen und in anderen physiologischen Ursachen den Grund der Geschlechtsbildung vermuthen.

So ist insbesondere Düsing in seinem Werke „Das Geschlechtsverhältniss der Geburten in Preussen“ zu folgendem Schlusse gekommen. Da das numerische Verhältniss der Knaben- und Mädchengeburten selbst für sehr lange Zeitstrecken in jedem Territorium fast unverändert bleibt, so kann die Ursache der Geschlechtsbildung nicht in den persönlichen Eigenschaften der beiden Eltern, sondern in den die gesammte Bevölkerung betreffenden Verhältnissen zu suchen sein. Er stellte die Regel auf, dass durch Mangel an Personen eines Geschlechtes deren stärkere geschlechtliche Inanspruchnahme und der frühere Verbrauch ihrer Geschlechtsproducte bedingt und daraus die Anlage zur Erzeugung von Personen des eigenen Geschlechtes verstärkt werde. Er glaubt in der grösseren Häufigkeit von Knabengeburten nach Kriegen eine Bestätigung dieser Theorie zu finden, obschon die durch Kriege herbeigeführten Menschenverluste keineswegs ausschliesslich die männliche Bevölkerung betreffen, und gründete sie vornehmlich auf die Beobachtungen des amerikanischen Thierzüchters Filquet, der es als alltägliche Erfahrung bezeichnet, dass überangestrengte Stiere Stierkälber erzeugen, dagegen in Heerden mit vielen Stieren überwiegend Kuhkälber geworfen werden. Zu dem entgegengesetzten Schlusse gelangt auf Grund von Beobachtungen aus Elsass-Lothringen und Norwegen Schumann, welcher allerdings unter Berücksichtigung des absoluten Alters und des Altersunterschiedes der Eltern annimmt, dass beide Erzeuger das Bestreben haben, ihr Geschlecht auf das Kind zu übertragen, und dass die grössere geschlechtliche Befähigung schliesslich den Ausschlag gibt, so dass der Knabenüberschuss mit dem Grade der Zeugungskraft des Mannes steigt oder fällt, und die Fähigkeit, das Geschlecht zu vererben, nach der Beendigung der körperlichen Entwicklung am grössten ist. Wieder von einem anderen Gesichtspunkte aus versucht Geissler in seiner Abhandlung „Beiträge zur Frage des Geschlechtsverhältnisses der Geborenen“ dem Problem näher zu kommen. Er benützte hiezu die im Königreiche Sachsen während der Jahre 1876/85 erhobenen Zählkarten über Geburten, in denen u. A. sowohl für eheliche wie für uneheliche Kinder angegeben wird, das wievielte Kind der Wöchnerinnen, und zwar der wievielte Sohn bezw. die wievielte Tochter das Kind ist und wann das vorhergehende Kind derselben Mutter geboren ist Die Beobachtung erstreckte sich auf 4,794.304 Kinder von 998.761 verschiedenen Müttern. Danach scheinen sehr fruchtbare Ehen reicher an Knaben zu sein als kinderarme; unter je 1000 Geborenen befanden sich in Ehen mit 2—7 Kindern durchschnittlich 514·1, in Ehen mit mehr als 7 Kindern 516·4 Knaben; doch ist das Ergebniss unsicher, da die in einem Jahrzehnte beobachteten Geburten sich auf Ehen von sehr verschiedener Dauer vertheilen und man aus der Zahl der in diesem Zeitraume Geborenen deshalb noch nicht auf die grössere oder geringere Fruchtbarkeit der Ehen schliessen kann. Wenn die Kinder solcher Mütter, die überhaupt nur ein Kind geboren hatten, ausser Rechnung blieben, so waren unter 1000 Erstgeborenen 513·187 Knaben.

Weiters fand Geissler, dass unter den Ehen, welchen mehr als 5 Kinder entsprossen, stets mehr Knaben als Mädchen waren, gleichviel, ob das erstgeborene Kind ein Knabe oder ein Mädchen ist. Ebenso hat er gezeigt, dass in der geringen Anzahl von Ehen, in welchen nur Kinder desselben Geschlechtes erzeugt werden, die Knabengeburten vorherrschen. Unter 1000 Geborenen waren diesen sächsischen Beobachtungen zufolge bei Erstgeborenen 513·1, bei 2. und 3. Kindern 514·1, bei 4. und 5. Kindern 513·9, bei 6. und 7. Kindern 514·2, bei 8. und 9. Kindern 514·8, bei 10. und 11. Kindern 517·2, bei 12. und 13. Kindern 517·6, bei 14. und 15. Kindern 520·7, bei 16. und späteren Kindern 526·4 Knaben. Mit der Fruchtbarkeit der Ehe nimmt somit der Knabenüberschuss erheblich zu; dies stimmt in auffallender Weise mit jenen Ergebnissen überein, die oben als Ausdruck der Sexual-Proportion in den einzelnen Ländern angegeben wurden.

Denn nach dieser Scala steht Frankreich unter den continentalen Staaten an einer der allerletzten Stellen des percentuellen Knabenüberschusses, was wohl mit der allgemein bekannten Thatsache in Zusammenhang stehen dürfte, dass in Frankreich das Zweikindersystem fast allgemein eingebürgert ist. Auch in Holland scheinen die fruchtbaren Ehen selten zu sein, wie aus folgender Berechnung des holländischen Statistikers L. Jansen hervorgeht. Dieser hat auf Grund der Beobachtung von 2412 holländischen Ehen, in denen 1—16 zusammen 8818 Kinder geboren waren, gefunden, dass unter 1000 Geborenen in Ehen mit männlicher Erstgeburt 618·55, in solchen mit weiblicher Erstgeburt nur 399·54 Knaben sind, dass aber, wenn man die Erstgburt ausser Rechnung liesse, unter den folgenden Kindern bei männlicher Erstgeburt 510·69 und bei weiblicher Erstgeburt 511·83 von 1000 Geborenen Knaben sind.

Da sich diese Zahlen sehr ausserordentlich verschieben, je nachdem ob die Erstgeborenen in die Berechnung einbezogen werden oder nicht, so folgt daraus, dass ein ganz überwiegender Theil der Geborenen direct auf Erst- bezw. Einzelgeburten entfällt. Und hiemit stimmt wiederum die für Holland ausgewiesene Sexual-Proportion der Geborenen überein, die sogar unter jener Frankreichs steht, denn es entfallen daselbst nur 508·2 und in Frankreich doch noch 508·7 Knaben auf 1000 Lebendgeborene. Aus Oesterreich-Ungarn liegt eine ältere (1851) eigenartige Beobachtung über das Geschlecht der nach Familienstand und Lebensfähigkeit unterschiedenen Kinder vor, bei welcher die erstgeborenen von den später geborenen Kindern derselben Mutter gesondert nachgewiesen sind. Unter 1000 aller (lebend und todt) Geborenen befanden sich durchschnittlich 516 Knaben, unter derselben Zahl von Lebendgeborenen 512·2, von ehelich Lebendgeborenen 514·6 und von unehelich Lebendgeborenen 511 Knaben. Bei ehelich Lebendgeborenen waren unter den Erstgeborenen 524, unter den Nachgeborenen 512·9 von 1000 Knaben, bei unehelich Lebendgeborenen dagegen unter den Erstgeborenen nur 508·8 und unter den Nachgeborenen 514·6 von 1000 Knaben. Die Erstgeburt äussert mithin bei ehelichen Kindern in ganz anderer Weise als bei unehelichen Einfluss auf die Geschlechtsbildung. Unter den nachgeborenen unehelichen Kindern sind durchschnittlich fast gleich viele Knaben wie unter den ehelichen Kindern, unter den Erstgeborenen aber bei ehelichen Kindern sehr viel mehr Knaben als bei unehelichen.

Ich habe oben bei Besprechung der Somatologie bereits bemerkt, dass specielle, willkürlich hervorgebrachte äussere Einflüsse doch nicht allein bestimmend auf das Geschlecht der Geborenen einwirken können, da sonst gegebenenfalls die Kinder einer Mehrgeburt stets desselben Geschlechtes sein müssten.

Ueber die geschlechtliche Vertheilung bei Mehrlingsgeburten liegt nun eine sehr schöne ältere statistische Arbeit des Professors Nagl vor, aus der wir entnehmen können, dass nach einem für acht Länder Europas (Italien, Frankreich, Belgien, Preussen, Baiern, Sachsen, Oesterreich, Schweiz) berechneten zehnjährigen Durchschnitte die Sexual-Proportion für männliche Einzelgeborene 106, für männliche Zwillingskinder aber nur 104 und für männliche Drillingskinder sogar nur 103 ergibt. Diese Zahlen verdienen die höchste Glaubwürdigkeit, da die Untersuchung sich nur auf die besten Materialien stützt und nicht weniger als 700.000 Zwillingskinder umfasst. Ebenso hat die Untersuchung als positives Resultat ergeben, dass die weibliche Fruchtbarkeit direct in keinem Zusammenhange mit der Reproductionskraft zu Mehrgeburten steht: als Beleg hiefür führt Nagl die jüdische Rasse an, deren Frauen allenthalben zu den fruchtbarsten Europas gehören und gleichwohl die geringste Anzahl von Mehrgeburten aufweisen. Dies stimmt auch mit der von ihm bei Mehrgeburten constatirten Sexual-Proportion überein, da — wie wir später sehen werden — gerade die jüdische Rasse einen besonders hohen männlichen Geburtenüberschuss besitzt.

Gehen wir nunmehr auf die neuesten statistischen Forschungen über, so wären hier in erster Linie die in der Zeitschrift des königl. preussischen statistischen Bureaux niedergelegten Ergebnisse zu erwähnen. Hier wurde zum ersten Male neben dem Alter der Eltern ein neues Moment in Untersuchung gezogen, der Beruf der Eltern bezw. des ehelichen Vaters oder der unehelichen Mutter.

Freiherr v. Fircks äussert sich über die Ergebnisse dieser mehrjährigen Massenbeobachtung folgendermassen: Wie wohl nicht besonders hervorzuheben ist, besitzt nicht die Art der Erwerbsthätigkeit vor oder nach der Zeugung irgend welchen Einfluss auf die Geschlechtsbestimmung, sondern die Eigenschaften, welche den Vater zur Wahl seines Lebensberufes bestimmt haben. Männer lassen sich bei dieser Wahl nicht blos von ihren Wünschen und Neigungen leiten, sondern vorzugsweise von der Schätzung ihrer körperlichen und geistigen Kraft bestimmen. Wer einen Beruf erwählt, der zu seiner erfolgreichen Ausübung mehr als die gewöhnliche Körper- und Willenskraft erfordert, wird die bezüglichen Eigenschaften in der Regel besitzen und in der Jugendzeit unter dem Einflusse der Eltern, sowie späterhin in der Berufsvorbereitung möglichst zur Entwicklung bringen. Es dürfte doch kein blosser Zufall sein, dass sich unter den ehelichen Kindern bestimmter Berufsgruppen mehr Knaben als unter den ehelichen Kindern der Gesammtbevölkerung befinden. Unter 1000 während des Jahrzehntes 1877/86 in Preussen ehelich Geborenen waren durchschnittlich 515·38 Knaben, dagegen unter derselben Kinderzahl von Rentnern und Pensionären 522·58, von activen Militärpersonen des Heeres und der Marine einschliesslich der Gendarmerie 518·26, von Berg- und Hüttenleuten 518·02, von im Kirchendienste stehenden Männern 518·01, von Männern der Gewerbe für Bekleidung und Reinigung, der Industrie der Steine und Erden, der polygraphischen Gewerbe und Baugewerbe noch über 516, der Landwirthschaft und Viehzucht, Forstwirthschaft und Jagd 515·8 Knaben, aber unter 1000 Kindern männlicher Dienstboten sind nur 506·5, von Männern der Kunstgewerbe nur 508·4, von Künstlern, Schriftstellern und im Dienste der Presse stehenden Männern 508·9, von in der chemischen Industrie Berufsthätigen, Apothekern u. s. w. 509·8 und von Berufsthätigen der Industrie der Heiz- und Leuchtstoffe nur 510·5 Knaben. Es scheint hienach, dass Ehen von Männern, welche mehr als die durchschnittliche Körper- und Willenskraft besitzen, durch grössere Häufigkeit von Knabengeburten ausgezeichnet sind. Wenn man als Regel gelten lassen will, dass das Geschlecht des Kindes bei der Zeugung nach dem Geschlechte derjenigen Person des Elternpaares bestimmt wird, welche der anderen zu jenem Zeitpunkte an Körper- und Willenskraft überlegen ist, so würden die Ergebnisse der statistischen Beobachtungen dieser Annahme nicht entgegenstehen. Im Allgemeinen sind die Männer aller Völker wohl durchschnittlich stärker an Körper- und Willenskraft als die Frauen, und allenthalben werden auch mehr Knaben als Mädchen geboren. Auch unter den ehelichen Kindern aller Berufsgruppen sind vielleicht aus diesem Grunde, wie die preussischen Beobachtungen aus den Jahren 1877—1886 zeigen, mehr Knaben als Mädchen. Auch die Thatsache, dass innerhalb einer Ehe das Geschlecht der Kinder wechselt, lässt sich mit dieser Annahme vereinigen, ebenso das Vorkommen von Kindern verschiedenen Geschlechtes bei Mehrgeburten; denn zeitweilig mag die im Allgemeinen schwächere Frau dem Manne an Kraft überlegen sein, z. B. in den ersten Tagen nach der Menstruation. Die Beobachtung, dass in Ehen zwischen sehr jugendlichen, noch nicht zu voller Entwicklung gelangten Männern mit älteren vollentwickelten Frauen unter den in den ersten Jahren nach der Eheschliessung geborenen Kindern sogar mehr Mädchen als Knaben sind, stimmt mit der Annahme ebenfalls gut zusammen.

Auch in Oesterreich wird durch einen Erlass der betheiligten Ministerien und Centralstellen anlässlich der Reorganisation der Statistik der Bevölkerungsbewegung seit dem Jahre 1895 das Berufsmoment der Eltern der Geborenen in Untersuchung gezogen. Bisher liegen jedoch nur die Ergebnisse der Jahre 1895 und 1896 vor, also ein zu geringer Zeitraum, um aus der speciellen Combination von Beruf und Geschlecht stringente Schlüsse ziehen zu können. Gleichwohl möge es mir gestattet sein, die hauptsächlichsten Ergebnisse dieser zweijährigen Untersuchungsperiode mit allem Vorbehalte irgend einer Verallgemeinerung hier vorzuführen. Es werden im Ganzen 40 Berufspositionen unterschieden, und zwar setzt die Berufsbestimmung ebenfalls beim ehelichen Vater bezw. der unehelichen Mutter ein. Da in Oesterreich durchschnittlich im Jahre 970.000 Kinder geboren werden, so bedeutet eine Untersuchung nach dem Momente des Berufes und des Geschlechtes immerhin eine sehr weitgehende Atomisirung der Beobachtungsmenge, da ja insgesammt hieraus 80 Einzelpositionen resultiren. Nach der officiellen Publication der öster-

reichischen Statistik, XLIX. Band, 2. Heft, zeigt sich nun für das Jahr 1895 bei allen 40 Berufspositionen mit Ausnahme der zwei nachgenannten ein Knabenüberschuss; diese zwei Berufsarten betreffen die Pensionisten, wo 148 Knaben- 151 Mädchengeburten gegenüberstehen, und die Pfründner und Almosenempfänger, woselbst 127 Mädchen- und 133 Knabengeburten verzeichnet sind. Man sieht, dass es sich in beiden Fällen um Berufsarten handelt, die nothwendigerweise eine höhere Altersgliederung der Eltern, zumindest des ehelichen Vaters bedingen. Zu ganz denselben Ergebnissen gelangt man für das Jahr 1896; auch hier gibt es nur zwei Berufspositionen mit einem Mädchengeburten-Ueberschusse, und zwar sind es wieder die Pensionisten — das Verhältniss stellt sich daselbst wie 125 zu 150 und bei den ehelich Lebenden allein dieser Kategorie sogar wie 103 zu 140 — und die Arbeiter in Handelsbetrieben, wofür 891 Knaben- und 894 Mädchengeburten ausgewiesen werden. Zur Deutlichkeit des Bildes möchte ich beifügen, dass die Sexual-Proportion der Geborenen aus der Berufskategorie Almosenempfänger und Pfründner im Jahre 1896 105 zu 103 beträgt oder, percentuell ausgedrückt, dass von 1000 aus dieser Berufskategorie Geborenen 504 Knaben sind, die Proportion mithin auch in diesem Jahre weit unter dem Durchschnitte steht, der ja für Oesterreich 514 übersteigt.

Ein Vergleich unserer Ergebnisse der Combination von Beruf der Eltern und Geschlecht der Geborenen mit jenen Preussens ist leider nicht überall durchführbar, da die einzelnen beiderseits unterschiedenen Berufspositionen nicht immer gleiche Einheiten, also einzelne Berufsarten umfassen. Wo dies aber ohne Hinderniss möglich ist, kann ein solcher Vergleich, immer unter dem Vorbehalte des Bewusstseins der zeitlichen Incongruenz der beiden Erhebungen, vorgenommen werden. Wir gelangen dabei für die nachgenannten congruenten Berufspositionen zu folgenden Resultaten:

Unter 1000 ehelich Geborenen, deren Väter den nachgenannten Berufspositionen angehörten, waren:

Knaben	in Oesterreich	in Preussen
Actives Militär, Gendarmerie etc.	504·88	518·26
Berg- und Hüttenleute . . .	513·70	518·02
Industrie der Bekleidung . .	511·73	über 516
Industrie der Steine und Erden	511·55	„ 516
Baugewerbe	512·04	„ 516
Landwirthschaft	515·90	515·8
Männliche Dienstboten . . .	500·39	506·5
Freie Berufe	517·08	über 508

Da die Sexual-Proportion der ehelich Geborenen für Oesterreich und Preussen fast gleich ist, hier 515·29 und dort 515·38, so lassen sich nur wenige übereinstimmende Resultate constatiren; am erheblichsten sind die Differenzen beim activen Militär, welches in Preussen einen übernormal hohen männlichen Geburtenüberschuss aufweist und bei den freien Berufen, für welche daselbst die niederste Percentualziffer ausgeworfen ist, während unsere Daten gerade das Gegentheil bezeugen.

Eine Congruenz ist jedoch bei der wichtigen, den absoluten Zahlen nach überwiegenden Landwirthschaft und — worauf wohl das grösste Gewicht zu legen ist — den männlichen Dienstboten festzustellen. Diese Ergebnisse führen mich zu folgender Erwägung: Freiherr v. Fircks sagt, wie bereits erwähnt, dass die Männer sich bei ihrer Berufswahl nicht blos von ihren Wünschen und Neigungen leiten lassen, sondern diese Wahl vorzugsweise von der Schätzung ihrer körperlichen und geistigen Kräfte bestimmen. Wer einen Beruf erwählt, der zu seiner erfolgreichen Ausübung mehr als die gewöhnliche Körper- und Willenskraft erfordert, wird die bezüglichen Eigenschaften in der Regel besitzen und in der Jugendzeit unter dem Einflusse der Eltern, sowie späterhin in der Berufsvorbereitung möglichst zur Entwicklung bringen.

Mit unseren Resultaten, sowie mit den Vergleichsergebnissen und, wie ich meine, wohl auch mit den thatsächlichen Verhältnissen lassen sich diese Worte nur schwer in Einklang bringen.

Ich glaube, dass die Zahl jener Männer, die überhaupt frei zur Wahl ihres Berufes schreiten, bereits nicht allzu hoch ist; dies zeigt am besten die Landwirthschaft. Denn da es erwiesen ist, dass nur in den seltensten Fällen Leute aus anderen Berufskategorien zu ihr übertreten, so folgt daraus, dass die Landwirthe sich aus sich selbst regeneriren. Ob dies immer freie Wahl ist oder nicht vielmehr meistens die zwingende Gewalt der Lebensumstände, hierüber kann wohl kaum ein Zweifel sein.

Und ähnlich dürfte es wohl auch beim Berg- und Hüttenwesen liegen, sowie bei den meisten selbstständigen Geschäftsbetrieben, wo einer oder *der* Sohn den Betrieb des Vaters übernehmen muss. Auch auf die Erblichkeit in der militärischen Berufswahl, die nicht immer so freiwillig ist, als sie ausgegeben wird, möchte ich hinweisen.

Freiherr v. Fircks erweitert aber die freie Berufswahl noch mehr: Nicht die Wünsche und Neigungen, sondern die Schätzung der körperlichen und geistigen

Kräfte soll ihre Basis sein. Dies als allgemeine Regel hingestellt, halte ich für eine Utopie; dass es viel mehr eine Seltenheit als eine Regel ist, beweisen uns die Romanschriftsteller und Dramatiker aller Culturländer; denn im Roman, wie im Drama ist der Conflict zwischen dieser Schätzung und den eigenen Wünschen und Neigungen sowie jenen der Familien ein sehr häufiges Motiv. Wie übrigens gerade die Schneider dazu kommen — und v. Fircks erwähnt dieselben, wie erinnerlich —, als Belegstelle für die Theorie zu gelten, dass bei der Berufswahl die Schätzung der hohen körperlichen und Willenskräfte den Ausschlag gibt, ist mir unerfindlich. Wenn diese Schätzung wirklich irgendwo von ausschlaggebendem Einflusse bei der Berufswahl ist, so ist es bei den freien Berufen, und gerade hier zeigt sich für Preussen ein ganz unternormaler Percentualcoëfficient der männlichen Geburten.

Diese von Freiherrn v. Fircks versuchte Erklärung kann somit, wenigstens mit den Vergleichsergebnissen der österreichisch-deutschen Zählung, nicht in Einklang gebracht werden Die Wahrheit nämlich ist, wie bereits hervorgehoben, dass diese Ergebnisse nur bei der Landwirthschaft und den männlichen Dienstboten, also gerade bei Berufskategorien ohne besondere Wahlenergie, ein wahrhaft überraschendes congruentes Bild bieten.

Betrachten wir diese beiden Berufsgruppen genauer, so finden wir, dass ihre Angehörigen in diametral verschiedenen Verhältnissen leben; die Landwirthe unter schwerer Arbeit und — wenigstens in Oesterreich bestimmt und ich glaube wohl auch grösstentheils in Preussen — bei geringer Fleischkost; die Diener zu persönlichen Zwecken bringen aber ihr Leben ganz überwiegend in der Stadt, bei Arbeiten, die nur selten die Muskelkraft anstrengen oder stärken, zu, und lassen sich — hiebei dürfte ich wohl kaum auf Widerspruch stossen — bei der Kost und besonders bei der Fleischnahrung gewiss nichts abgehen.

Und dem entsprechend, so hat es wenigstens den Anschein, verhalten sich diese Berufsgruppen auch bei der Sexual-Proportion der Geborenen: in Preussen wie in Oesterreich, also in einem Territorium von über 50 Millionen Bewohnern, sehen wir bei der Landwirthschaft jährlich einen männlichen, und in allen Fällen, wo männliche Dienstboten als Väter angegeben werden, einen weiblichen Geburtenüberschuss. Sollte man daraus nicht schliessen können, dass der Arbeitsverbrauch der männlichen Muskelkräfte und die Qualität der Nahrung der Männer in einem bestimmten Verhältnisse zur Sexual-Proportion der Geborenen stehen? Mir scheint es so, und wenn wir dies damit in Zusammenhang bringen, was früher von den Erfahrungen der Thierzüchter gesagt wurde, die behaupten, dass überangestrengte und minder genährte männliche Thiere stets einen Ueberschuss an männlichen Nachkommen erzeugen, so gewinnt diese Ansicht wohl bedeutend an Gewicht.

Wir haben früher gehört, dass unter allen Staaten Europas Griechenland allein über eine abweichende Sexual-Proportion zu Gunsten des Mädchenüberschusses verfügt. Die herrschende Lehre hat daraus geschlossen, dass die männliche Bevölkerung daselbst durchschnittlich sehr schwächlich ist und die letzten Kriegserfahrungen mögen dieses Urtheil wohl bestätigt haben. Gleichwohl steht dasselbe in der gegebenen Fassung mit den Resultaten unserer Statistik in Widerspruch, denn nach den Ergebnissen der Jahre 1895 wie 1896 entfällt gerade auf die schwächlichsten Elemente unserer einheimischen Bevölkerung, die Juden in Galizien, der grösste männliche Geburtenüberschuss. Unsere Tabellen belehren uns nämlich, dass auf je 1000 Mädchen der römisch-katholischen Confession im Jahre 1895 1061, im Jahre 1896 1063, der griechisch-katholischen Confession 1068 bezw. 1054, der evangelischen Confession 1032 bezw. 1049, der griechisch-orientalischen Confession 1055 bezw. 1104, der israelitischen Confession im Ganzen aber 1125 und in Galizien speciell 1078 bezw. im Jahre 1896 1135 und speciell in Galizien 1140 Knabengeburten entfallen.

In toto erhebt sich somit die Sexual-Proportion zu Gunsten der männlichen Geburten bei den Israeliten Oesterreichs weit über das Ausmass der übrigen Confessionen; aber selbst für Galizien, wo das Kriterium der Schwächlichkeit der israelitischen Bewohner ganz unbestreitbar ist und übrigens durch die militärischen Stellungsergebnisse speciell für den männlichen Theil ganz ausser Zweifel gestellt wird, nimmt die Sexual-Proportion in beiden Jahren eine Höhe ein, die den Ergebnissen Griechenlands vollständig widerspricht.

Ich glaube nun aus dieser Antithese schliessen zu können, dass die Gründe, welche die comunis opinia für die eigenartige Sexual-Proportion Griechenlands anführt, doch nicht stichhältig sind, denn nach dem in der Wissenschaft doch geltenden Causalitätsgesetze müssen die gleichen Ursachen — das gemeinsame Moment der Schwächlichkeit der Männer

Griechenlands und der israelitischen Bevölkerung Galiziens — zu den gleichen Wirkungen führen.

Wenn eine exacte Forschung nun das gerade Gegentheil davon ergibt, so sind wir berechtigt, uns nach anderen getrennt liegenden Ursachen umzusehen. Und da meine ich denn, dass folgende Hypothese viel mehr innere Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Der übernormal hohe männliche Geburtenüberschuss der Israeliten überhaupt und namentlich jener in Galizien lässt den Gedanken nicht abweisen, dass dieses Phänomen mit der Rasse in Zusammenhang steht.

Nun ist es ganz unleugbar — und ich glaube, gerade in dieser Gesellschaft diesfalls nicht auf Widerspruch zu stossen —, wenn ich, allerdings im bewussten Gegensatze zu Lombroso, die Behauptung aufstelle, dass speciell die Israeliten des Ostens zu den relativ reinst erhaltenen Rassen der Bewohner Europas gehören, und das gerade Gegentheil scheint mir nach meinen allerdings in dieser Hinsicht nur schwachen Kenntnissen in Griechenland der Fall zu sein.

Meine Meinung stützt sich dabei freilich nur auf die Geschichte Griechenlands und auf den weiters wohl zu berücksichtigenden Umstand der gewaltigen sprachlichen Veränderung, die daselbst platzgegriffen hat. Auch die geographische Lage des Landes und die Rolle, die es zu den Zeiten des venetianischen Welthandels spielte, führt zu den gleichen Erwägungen. Die heutigen Griechen können daher, wohl im Gegensatze zu den Bulgaren und Serben, als eine Kreuzung der ursprünglich autochthonen Bevölkerung der lateinischen, slavischen und wohl auch türkisch-arabischen Rasse angesehen werden.

Und darin möchte ich den Grund der specifisch anders gearteten Sexual-Proportion Griechenlands vermuthen, und nicht in der angegebenen Schwächlichkeit seiner männlichen Bevölkerung, weil dies, wie gesagt, bei den Israeliten und speciell jenen Galiziens wohl in gleicher Weise vorherrscht. Einem Einwande gegen diese Hypothese der Rassenreinheit und Rassenmischung auf unser vorliegendes Problem möchte ich jedoch gleich begegnen. Man könnte nämlich sagen, gegen diese Hypothese sprechen die Sexualcoëfficienten anderer mischrassigen Länder, insbesondere Oesterreichs und der Colonialgebiete.

Hiegegen wäre zu erwähnen, dass sowohl in Oesterreich wie in jenen Colonialgebieten, die hier überhaupt in Betracht kommen, ein Volkselement die oder doch eine Hauptrolle spielt, das in Griechenland fast vollständig fehlt: die germanische Rasse. Es ist unnöthig, diesbezüglich speciell die österreichischen Verhältnisse hierauf zu untersuchen. Jedermann weiss, dass das deutsche Volkselement über alle Gebiete Oesterreichs, vielleicht mit einziger Ausnahme Galiziens und Dalmatiens, durch Jahrhunderte zerstreut war, theils noch ist. In Galizien stehen sich aber, eben mit Ausnahme der Israeliten, nur slavische Rassen gegenüber und in Dalmatien tritt lediglich in den Städten die lateinische und slavische Rasse zusammen.

Was aber die Colonialländer anbelangt, so sehen wir in allen jenen Gebieten, wo die Einwanderung der germanischen Rasse überwiegt, einen hohen männlichen Geburtenüberschuss, so in Massachusetts 513·7, in Neu-Südwales 513, Queensland 510, Tasmania 511, Rhode-Island 513·2 etc., aber einen relativ geringen dort, wo das germanische Element gegen das romanische zurücktritt, z. B. in der Provinz Buenos-Aires, woselbst der Coëfficient nur 506·8 beträgt. Schliesslich möchte ich zur Unterstützung dieser Hypothese noch auf die Schweiz verweisen.

Nicht allein, dass daselbst drei Volksstämme dicht aneinander gelagert sind, ist die Schweiz seit mehr als einem halben Jahrhunderte wohl der cosmopolitischeste Boden Europas. Das Asyl aller politisch Bedrängten und das sommerliche Reise-Ideal aller Globetrotter. Also ein Aufenthaltsland der Vertreter der verschiedensten Cultur- und wohl auch Halbculturrassen. Dem entspricht, dass die Schweiz in Europa den geringsten männlichen Geburtenüberschuss, nämlich 504 von 1000 Lebendgeborenen, aufweist.

Ich verlasse nunmehr den Boden der Hypothese, die ich speciell den Mitgliedern der Anthropologischen Gesellschaft zur nachsichtigen Beurtheilung und zu eventuellem Ausbau empfehle, um mich wieder auf den Boden einer exacten Forschung zu begeben. Ueber einen Punkt habe ich mich nämlich bis jetzt beredt ausgeschwiegen; ich habe nachgewiesen oder doch versucht, nachzuweisen, dass unsere Frage sich auch ganz gut in das Gewand einer historischen Kategorie kleiden lässt, dass ihr selbst also, historisch genommen, eine sehr verschiedene Bedeutung und Wichtigkeit zukommt; wie aber in den vergangenen, jedoch culturell fassbaren Zeiten, die thatsächlichen Verhältnisse gelegen sind, ob wir also eine Gleichförmigkeit oder eine differente Gestaltung der gegenwärtig bekannten Sexual-Proportion der Geborenen annehmen müssen, darüber bin ich noch einige aufklärende Worte schuldig.

Vor Allem die Frage selbst ist gerechtfertigt; es wäre ja möglich, dass andere sociale und wirthschaftliche Verhältnisse einer vergangenen Culturepoche auch zu anderen Resultaten geführt haben. Denn wir dürfen bei den Daten, die ich früher die Ehre gehabt habe, mitzutheilen, zwei Umstände nicht übersehen; sie beziehen sich alle auf Länder, die sich im Grossen und Ganzen auf der gleichen culturellen Basis befinden oder doch unter der gleichen Wirthschaftsform des Capitalismus stehen, also auf eine Bevölkerung, bei welcher die Städte und das Industriesystem von überwiegender Bedeutung sind. Die Frage nach der Sexual-Proportion der Geborenen vergangener Zeiten löst sich somit thatsächlich in die übergeordnete weitere Frage auf, ob die socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse auf unser Problem einen merklichen Einfluss haben oder nicht. Zur Beantwortung dieser Frage steht uns leider nicht viel bereits gesichtetes und bearbeitetes Material zu Gebote; und dies ist begreiflich, wenn man bedenkt, wie viele seltene Glücksumstände zusammentreffen müssen, damit überhaupt die Möglichkeit geschaffen ist, jetzt, nach Verlauf von Jahrhunderten, solche Untersuchungen anstellen zu können. Dass es überhaupt noch erreichbar ist, verdanken wir dem Tridentiner Concil, das die Einführung von Taufregistern allen Pfarrämtern zur Pflicht gemacht hat. An Rohmaterial für die Zeit von der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts an würde es somit nicht so sehr fehlen; schwerer ist es aber schon, lückenlos fortgesetzte Register aufzufinden, und noch schwieriger scheint es zu sein, dass sich wissenschaftlich gebildete Männer finden, die sich der äusserst mühsamen Arbeit unterziehen, ein solches Rohmaterial einer Analyse zu unterwerfen. Mir wenigstens sind nur wenige derartige Monographien bekannt. An erster Stelle wäre hier eine Abhandlung von Inama-Sternegg über das älteste Taufbuch in Oesterreich zu nennen; es ist dies jenes von Pirano in Istrien, dessen älteste Eintragung aus dem Jahre 1457 stammt und das von dem Jahre 1459—1514 regelmässig fortgeführt wurde. Nach einer kritischen Besprechung über den Werth und die Verlässlichkeit der einzelnen Jahreseintragungen gelangt der Autor zum Schlusse, dass in der Pfarre Pirano in einem Jahre durchschnittlich 63—64 Taufen vorgenommen wurden, was, mit unserem Massstabe gemessen, eine Bevölkerung des Pfarrsprengels von 1600—1800 Seelen vermuthen lässt. Von den Getauften sind 53·8 männlichen, 46·2 weiblichen Geschlechtes, was im Vergleiche zu unseren modernen Verhältnissen ein sehr starkes Uebergewicht der männlichen Geburten voraussetzt. (Von den 387 Geburten in Pirano im Jahre 1894 entfallen nur 50·9% auf Knaben.) Es lässt sich leider nicht mit voller Sicherheit sagen, ob es sich hier um eine gewiss merkwürdige Verschiebung der Sexual-Proportion handelt oder ob doch etwa eine Auslassung von Eintragungen von Mädchengeburten dabei im Spiele ist Ganz ohne Beispiel wäre diese Beobachtung eines grösseren Knabenüberschusses in früheren Jahrhunderten nicht. Denn in einer weiters vorliegenden Monographie von Bleicher, „Statistische Beschreibung der Stadt Frankfurt", wird gezeigt, dass auch in Frankfurt die Sexual-Proportion im XVII. Jahrhundert bedeutend höher war als im XVIII. und XIX., wobei allerdings, wenn auch in geringem Maasse, die gleichen Bedenken bezüglich der Eintragungen von Mädchengeburten wiederholt werden müssen.

Auf ein grösseres Territorium bezieht sich die Arbeit Beloch's über das Verhältniss der Geschlechter in Italien seit dem XVI. Jahrhundert.

Die Aufzeichnungen Beloch's beruhen übrigens weniger auf Ergebnissen aus den Taufregistern, als auf Resultaten nach Volks- und Steuerzählungen. Diese letzteren Resultate können naturgemäss für unsere Frage nur von sehr untergeordneter Bedeutung sein, da die Sexual-Proportion einer Gesammtbevölkerung von jener der Geborenen ja ausserordentlich verschieden sein kann; immerhin erlaubt die Kenntniss dieser Proportion doch auch einige Rückschlüsse auf das Geschlechtsverhältniss der Neugeborenen, und zwar insbesondere unter der Annahme, dass der Sterblichkeitscoëfficient der Kinder männlichen bezw. weiblichen Geschlechtes der früheren Jahrhunderte dem derzeitigen gleich ist oder doch äusserst nahe kommt.

Die hauptsächlichsten Ergebnisse Beloch's sind folgende: Es ist auf Grund der exactesten Berechnung erwiesen, dass in Florenz vom Jahre 1451—1750 unter den Geborenen stets ein Knabenüberschuss vorherrschte. Und zwar stellt sich das Verhältniss so, dass constant auf 100 Mädchen 104, im geringsten Falle 103·5 Knabengeburten entfielen. Im Hinblicke auf die aus den Volkszählungen gewonnenen Resultate ist einleitend zu bemerken, dass bei der letzten im Jahre 1881 in Italien vorgenommenen Zählung im Gegensatze zu fast allen anderen Ländern Europas ein wenn auch geringes Ueberwiegen der männlichen Bevölkerung ermittelt wurde. Es wurden gezählt: 14,265.383 Personen männlichen und 14,194.245 Per-

sonen weiblichen Geschlechtes oder, in Procenten ausgedrückt, von 100 gezählten Personen waren 50·12 männlichen und nur 49·88 weiblichen Geschlechtes.

Am Ende seiner Arbeit resumirt Beloch aber folgendermassen: Das von mir vorgebrachte Material ist leider nicht ausreichend, um für das XVI. und XVII. Jahrhundert sichere und allgemein giltige Schlüsse darauf zu bauen. Nur so viel werden wir sagen dürfen, dass jenes Ueberwiegen des männlichen Geschlechtes, wie es im venetianischen Gebiete um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts bestand, wenigstens in einem grossen Theile dieses Gebietes in der Zeit von 1550–1650 noch nicht vorhanden war. Wer dagegen auf Grund der sicilianischen und toscanischen Zählungen aus dem Ende des XVI. und dem Anfange des XVII. Jahrhunderts behaupten wollte, dass damals in Sicilien ein Ueberwiegen des männlichen Geschlechtes und in Toscana ein Gleichgewicht der Geschlechter bestanden hat, würde direct nicht widerlegt werden können. Er müsste dann aber annehmen, dass während des XVII. bezw. am Anfange des XVIII. Jahrhunderts eine rückläufige Bewegung eingetreten ist, die dann im Laufe des XVIII. Jahrhunderts wieder von einer Bewegung im entgegengesetzten Sinne abgelöst worden wäre. Denn es wird doch Niemand behaupten wollen, dass die Zählungen im XVI. Jahrhundert sorgfältiger waren als im XVIII., viel eher muss das Gegentheil der Fall gewesen sein. Ich halte also jene Annahme für wenig wahrscheinlich. Denn Italien, oder wenigstens der Theil Italiens, auf den unsere Angaben sich beziehen, ist ja von der Mitte des XVI. Jahrhunderts bis zur französischen Revolution von Kriegen so gut wie ganz verschont geblieben, von einer irgend nennenswerthen Auswanderung kann gar keine Rede sein, ja kaum von Wanderungen aus einem Territorium in's andere, abgesehen etwa von der Anziehungskraft, die Rom ausübte, die aber numerisch auch kaum in's Gewicht fällt. Es scheint demnach, dass unter der Bevölkerung Italiens, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, im XVI. Jahrhundert das weibliche Geschlecht in der Mehrzahl war.

Mit Gewissheit können wir aber schon jetzt Eines behaupten. Das durch Jahrhunderte beobachtete Beispiel von Florenz zeigt uns, dass bereits im XV. Jahrhundert, wenigstens in Italien, ein Knabengeburtenüberschuss zu constatiren ist und andererseits führen die Ergebnisse der Volkszählungen aus dem XVI., XVII. und XVIII. Jahrhundert zur Annahme, dass das Gesetz der annähernden numerischen Gleichheit der Geschlechter, von localen Störungen abgesehen, für Italien seit dem XVI. Jahrhundert gilt, wobei wir allerdings, zumindest für Oberitalien, eine auf Jahrhunderte vertheilte Verschiebung zu Gunsten des männlichen Geschlechtes feststellen können.

Die letzte bezügliche Arbeit, die mir vorliegt, ist eine Untersuchung über die Sexual-Proportion der Geburten in dem römisch-katholischen Pfarramte Eibisthal in Niederösterreich. Dieselbe setzt mit dem Jahre 1683 ein und schliesst fortlaufend mit dem Jahre 1890 ab; die Berechnungen wurden mit Ausnahme der Anfangsperiode von 1683—1690 fortgesetzt für je einen zehnjährigen Untersuchungszeitraum angestellt. Es ergeben sich demnach 21 Perioden, in welchen den Percentualangaben zufolge nur 7mal ein Geburtenüberschuss zu Gunsten der Mädchen stattfand, und zwar in den Jahrzehnten 1691—1700, 1711—1720, 1731—1750, 1791—1800, 1821—1840. Die Differenz zu Gunsten des weiblichen Geschlechtes beträgt hier im günstigsten Falle 4 von Hundert (1691—1700) und im geringsten 1 per Hundert in den Jahren 1821—1840; in allen übrigen Jahrzehnten herrscht ein Knabenüberschuss vor, der sich in den Grenzen von 1—7 per Hundert bewegt. Letzteres in den Jahren 1841—1850. Man kann die Jahresreihe auch anders zerlegen; nimmt man beispielsweise als Anfangsperiode die Zeit bis zum Schlusse des XVII. Jahrhunderts, dann als weiteren Untersuchungsraum das ganze XVIII. Jahrhundert und als Endperiode die Zeit von 1801—1890, so gelangt man zu folgenden Ergebnissen: Für die letzten 18 Jahre des XVII. Jahrhunderts ist die Sexual-Proportion vollständig gleich, für das ganze XVIII. Jahrhundert entfallen auf je 100 Geborene 50·4 Knaben und für die 9 Jahrzehnte unseres Jahrhunderts 53·1 Knaben.

So betrachtet, ergibt sich somit sehr deutlich eine Progression des Knabengeburtsüberschusses, wobei man allerdings, um methodologisch richtig vorzugehen, die wenigen Jahrzehnte des XVII. Jahrhunderts nicht als gleichwerthige Untersuchungsmassen betrachten darf.

Ob wir es hier mit typischen Vorgängen zu thun haben, die gleichsam eine organische Entwicklung darstellen, kann bei der Geringfügigkeit des örtlichen Untersuchungskreises wohl nicht angegeben werden.

Dies wird wohl erst dann entschieden werden können, wenn eine recht stattliche Reihe solcher Arbeiten vorliegen wird. Nur auf Eines möchte ich noch aufmerksam machen. Für die Theorie, dass ein Krieg

die männlichen Geburten begünstigt, lassen sich aus den vorliegenden Daten ebensowohl Belegstellen als das Gegentheil anführen. Als die glänzendste Belegstelle muss das Jahrzehnt 1841—1850 angesehen werden; in diese Periode fallen die meisten Kriegszüge, die sich auf dem Territorium Oesterreichs selbst ereigneten, und dem entsprechend ist für diesen Zeitraum auch der höchste männliche Geburtenüberschuss, 57 von Hundert, ausgewiesen. Im Gegensatze hiezu steht das Jahrzehnt 1791—1800. Damals hat es doch auch nicht an Kriegen gefehlt. Die österreichischen Truppen kämpften fast während dieser ganzen Periode im Banate, am Rhein oder in Italien, und gleichwohl lässt sich — nach unserer Tabelle — ein recht erheblicher weiblicher Geburtenüberschuss constatiren. Verlässlich scheint somit diese Theorie, wenigstens insoweit nicht ganze Ländergebiete beobachtet werden, nicht zu sein.

Ueberblicken wir noch einmal den ganzen Kreis unserer Untersuchungen, so gelangen wir zu folgenden Ergebnissen: Es ist eine unbestreitbare Thatsache, dass im gesammten Bereiche der weissen Menschenrasse die Knabengeburten der Zahl nach überwiegen; es ist weiters ebenso sichergestellt, dass innerhalb einer grösseren homogenen Gesammtheit diese Sexual-Proportion durch eine sehr lange Reihe von Jahren gleich bleibt oder von Jahr zu Jahr doch nur unbedeutend schwankt und nach den wenigen historischen Arbeiten, die derzeit noch vorliegen, können wir zwar nicht mit positiver Gewissheit, aber mit höchster Wahrscheinlichkeit sagen, dass dieses Verhältniss selbst innerhalb einer Reihe von Jahrhunderten nur geringen Schwankungen ausgesetzt ist.

Die Gründe dieser Erscheinung sind aber heute noch so viel wie unbekannt; unter der Fülle der Theorien, die sich mit der Erklärung derselben befassen, gewinnen jedoch diejenigen stets mehr Inhalt und Beweiskraft, die das Alter und den Altersunterschied der Eltern, sowie den Beruf des Vaters von Einfluss auf das Geschlecht des Kindes sein lassen. Es ist daher gegründete Hoffnung vorhanden, dass eine vielseitige und möglichst reichhaltige Statistik künftighin viel genauer Aufschluss über das Problem geben wird. Derzeit vermag es jedoch weder die Statistik noch, wie die jüngsten Publicationen gezeigt haben, die Medicin.

Bemerkungen

zu den

diluvialen Säugethierknochen aus der Umgebung von Brünn.

Von **Josef Szombathy.**

(Mit 4 Text-Illustrationen.)

Die Humerusstücke von Elephas primigenius aus dem Löss bei der Wranamühle nächst Brünn, welche Herr Professor Makowsky in unserer Sitzung vom 14. Februar d. J. vorlegte und deren Beschreibung und Abbildung er im II. Hefte unserer diesjährigen „Mittheilungen" (Bd. XXIX, S. 53, Taf II) brachte, waren bereits wiederholt Gegenstand der Erörterung. Zuerst in Brünn gelegentlich der Excursion unserer Gesellschaft am 28. Mai 1897, dann in den Sitzungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft am 17. Juli 1897 und am 17. Jänner 1898, und endlich auch auf der 29. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Braunschweig am 5. August 1898.

In Brünn wurden diese Stücke gleichzeitig mit distalen Oberarmhälften von Rhinoceros tichorrhinus vorgelegt [1]) und Makowsky erklärte, dass die Diaphysen bei beiden Arten ursprünglich mit Substantia spongiosa erfüllt gewesen und erst durch Menschenhand ausgehöhlt worden seien. Auch in seiner Abhandlung „Das Rhinoceros der Diluvialzeit Mährens" [2]) sagt Makowsky: „Vor Allem muss die Thatsache hervorgehoben werden, dass Mammuth und Rhinoceros, wie alle übrigen Pachydermen, keine Mark- oder Röhrenknochen, wie z. B. Pferd, Hirsch, Rind etc., besitzen. Deshalb sind auch die Knochen der Extremitäten nicht hohl, sondern im Inneren mit einem spongiösen Knochengewebe versehen." „Wenn wir daher im Inneren des Knochens von Rhinoceros eine Höhlung finden, so konnte sie nur auf künstlichem Wege vom Menschen durch Beseitigung des Knochengewebes hergestellt worden sein." In einem Beitrage zum Excursionsberichte der Wiener Anthropologischen Gesellschaft [3]) schreibt Professor Rzehak über die distalen Hälften der Mammuthoberarme von der Wranamühle: „Bei fehlenden Gelenksenden zeigten die oberen Theile eine prismatische, 22 cm tiefe Aushöhlung von quadratischem Querschnitte, die nur im frischen Knochen hergestellt worden sein konnte und nach der übereinstimmenden Auffassung von Virchow und Ranke zur Aufnahme eines Holzpfahles einer Pfahlbauhütte gedient haben mochte."

Ich habe damals in Brünn angesichts des ausgestellten Knochenmateriales darauf hingewiesen, dass die ursprüngliche Existenz einer die Höhlung der Diaphyse des Humerus gänzlich ausfüllenden Spongiosa und deren Ausräumung (durch Menschenhand oder durch Thiere) wohl für von Rhinoceros, nicht aber für Elephas primigenius anzuerkennen ist. Ich legte dar, dass die freie Höhlung in den Mammuthoberarmsknochen augenscheinlich die natürliche Bildung sei und dass die glatte Innenwand dieser Knochen keine Spuren von Auskratzung oder dergleichen erkennen lasse.

Diese Darlegung ist in dem citirten Berichte von Professor Rzehak nicht erwähnt worden. Sie scheint auch dem Gedächtnisse der übrigen Berichterstatter entschwunden zu sein, da sich weder in dem von Herrn Professor Virchow veröffentlichten Berichte über den Ausflug nach Brünn [1]), noch in dem anschliessenden Briefwechsel der Herren Regierungsrath Dr. Much und Professor Makowsky und den daran geknüpften, auf ein Endurtheil abzielenden Bemerkungen Virchow's [2]), noch in der zu Braunschweig geführten Debatte [3]), noch auch in Professor Makowky's letztem Vortrage irgend eine Andeutung darüber findet.

Uebrigens wird in diesen Erörterungen sowohl von Virchow als von Much das Mammuth gänzlich unerwähnt gelassen, obwohl es die Mammuthknochen waren, die in Brünn im Vordergrunde der Discus-

[1]) Excursionsbericht in Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, XXVII. Sitzungsber. S. [61].

[2]) Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, XXVII, S. 73.

[3]) l. c., S. [62].

[1]) Verhandlungen d. Berliner Gesellsch. für Anthrop., Ethn. u. Urgesch. 1897. Sitzung vom 17. Juli 1897, S. (334).

[2]) l. c., 1898. Sitzung vom 17. Jänner 1898, S. (63) fg.

[3]) Correspondenzblatt d. Deutschen Gesellsch. für Anthrop., Ethn. u. Urgesch., XXIX, 1898, S. 160.

sion standen. Dies mag daher rühren, dass die allgemeine Aufmerksamkeit durch die kurz vorher erschienene Abhandlung Makowsky's über „Das Rhinoceros der Diluvialzeit Mährens" auf diese eine Species gerichtet war und dass in Brünn auf die Unterscheidung der beiden Dickhäuterarten nicht das gehörige Gewicht gelegt wurde, obwohl ihre Reste getrennt auf zwei verschiedenen Tischen ausgelegt waren. Makowsky hebt zwar in dem Briefe vom 28. December 1897 [1]) die besondere Ausgestaltung der Humerusknochen des Mammuth hervor, bezieht Virchow's Ansicht über die Bildung der viereckigen Höhlung durch das Einsetzen eines Pfahles ausdrücklich auf diese Mammuthknochen und betont darnach, dass die Rhinocerosknochen „gänzlich verschieden in Form und Bearbeitung sind", aber man sieht schon aus der diesem Briefe folgenden Capitelüberschrift [2]), dass Virchow auch diesen Hinweis nicht berücksichtigt. Ich glaube, den zureichenden Grund dafür in dem Umstande zu erkennen, dass — wie der Schluss des angeführten Briefes errathen lässt — unter den zur Ansicht nach Berlin übersendeten Knochen nur Rhinoceros und nicht auch Elephas vertreten war, so dass Virchow wieder nicht Gelegenheit hatte, beide Arten mit Muse zu vergleichen und gezwungen war, die am Mammuthhumerus beobachteten Eigenschaften aus dem Gedächtnisse anzuführen.

In dem letzten Vortrage Makowsky's werden jedoch die Mammuthreste gesondert hingestellt und der bisherigen Vernachlässigung entrückt. Jetzt ist es auch an der Zeit, meine gänzlich in Vergessenheit gerathenen Einwürfe zu wiederholen. Dadurch, dass Herr Makowsky mir die fraglichen Stücke zur Anfertigung der für seine Abhandlung bestimmten Abbildungen mehrere Tage in der Hand beliess, war ich in die Lage versetzt, sie nochmals genau zu überprüfen und sie mit recentem Materiale zu vergleichen, welches mir mein geehrter Collega Herr Custos Dr. Roman Lorenz v. Liburnau aus der zoologischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums mit dem dankenswerthesten Entgegenkommen überliess. Auch das einschlägige Material der paläontologischen Sammlung des k. k. Hofmuseums stand mir dank des freundschaftlichen Vertrauens des Herrn Custos Ernst Kittl zur Vergleichung zu Diensten.

[1]) l. c., S. (64).

[2]) l. c., S. (69), „2. Die Spuren einer Bearbeitung an den Rhinocerosknochen".

Die grosse Hauptfrage nach dem Zusammenleben des Menschen mit den diluvialen Säugethieren überhaupt oder in Mähren insbesondere hängt sicherlich nicht ab von der Nebenfrage, ob die Aushöhlung in einigen Mammuthknochen eine natürliche oder eine künstliche sei. Doch rechtfertigt sich die Erörterung dieser Nebenfrage durch das rein wissenschaftliche Interesse und durch die Bedeutung eines auf diese Frage aufgebauten Schlusses.

Die viereckige Aushöhlung des Humerus von Elephas primigenius soll bezeugen, dass diese Knochen als Pfahlschuhe in Verwendung gestanden sind. Da gleichzeitig anerkannt wird, dass diese Art von Aushöhlung nur am frischen Knochen erfolgt sein könne, so ist damit dem diluvialen Menschen in Mähren die Errichtung von Pfahlbauten oder doch von regelrechten Holzhütten mit einer in späteren Zeiten nirgends wieder vorkommenden Schutzvorrichtung für die Pfahlspitzen zugeschrieben. Das geht weit hinaus über die einfache Frage nach dem Zusammenleben des Menschen mit den diluvialen Dickhäutern überhaupt und überschreitet wohl die Vorstellungen aller Urgeschichtsforscher, die bisher für die Existenz der diluvialen Mammuthjäger eingetreten sind. Man muss es ja nicht als absolut ausgeschlossen bezeichnen, dass die vielbestaunten Künstler der Mammuth- und der Renthierperiode auch Pfähle zuzurichten und gute Hütten zu bauen verstanden; jedoch bewiesen ist dies meines Wissens nicht. Wenn nun eine solche belangreiche Annahme ohne sonstige Begründung gemacht wird, um den Zustand einiger im Löss gefundener Knochen zu erklären, und wenn sie gemacht wird, ohne dass etwa die Fundverhältnisse dazu besonders anleiten, so sind zunächst wenigstens diese Knochen näher zu besehen.

Es handelt sich vornehmlich um die Oberarmknochen von zwei ganz verschiedenen Säugethierarten, welche streng getrennt zu halten sind.

Der gedrungene, überaus kräftig profilirte Humerus des (zur Indeciduatenordnung der Perissodactyla gehörigen) Rhinoceros ist im Inneren mit feinmaschiger Spongiosa erfüllt, wie dies auch ein Durchschnitt durch einen recenten Knochen (Fig. 41) zeigt. Die von Makowsky vorgelegten distalen Oberarmhälften von Rhinoceros tichorrhinus zeigen in dem erhaltenen Theile der Diaphyse eine trichterförmige Höhlung von meist ovalem Querschnitte, welche durch die Ausräumung der Spongiosa entstanden ist, und ausserdem zeigen sie verschieden

grosse Abtragungen einzelner Theile der Epiphyse. Bei sorgfältiger Befreiung der Knochen von ihrer Lössumhüllung wurde nachzuweisen versucht, dass sie von Alters her ihrer Spongiosa, so weit dieselbe ohne besondere Anstrengung zerstört werden konnte, beraubt sind. Dass aber diese Aushöhlung durch Menschenhand geschah, mag bei einigen Stücken immerhin angenommen werden, ist jedoch aus der Beschaffenheit der Knochen nicht nachzuweisen.

Fig. 41. Sagittalschnitt durch die distale Hälfte des rechten Humerus von Rhinoceros sumatrensis Cuv. $^1/_2$ nat. Gr.

Die Annahme, dass in der Höhlung dieser Rhinocerosknochen zugespitzte Pfähle festgesessen haben, ist gänzlich abzuweisen, da die gleichmässig bis nahe an die Knochenwand ausgerundete konische Höhlung allseitig die Ansatzstellen der zarten Spongiosabälkchen und nirgends den Eindruck einer Pfahlkante oder einer Pfahlspitze zeigt.

Nebenher will ich mir die Anmerkung gestatten, dass ich mich bezüglich der von Makowsky an den grossen diluvialen Knochen aufgezeigten sogenannten Schlagmarken vollkommen der skeptischen Beurtheilung Much's anschliesse. Ich sehe an den Enden dieser Knochen wohl „Bruchflächen", über deren Alter und Entstehung sich manchmal streiten lässt, aber keine „Schlagmarken" von der Art, durch welche man etwa an Flintwerkzeugen die Hand des Menschen

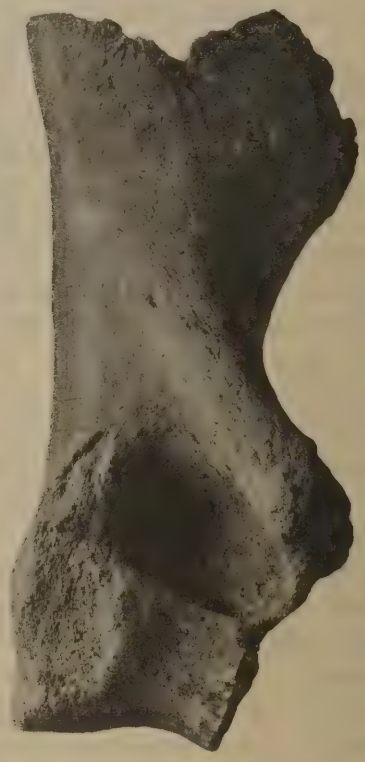


Fig. 42.

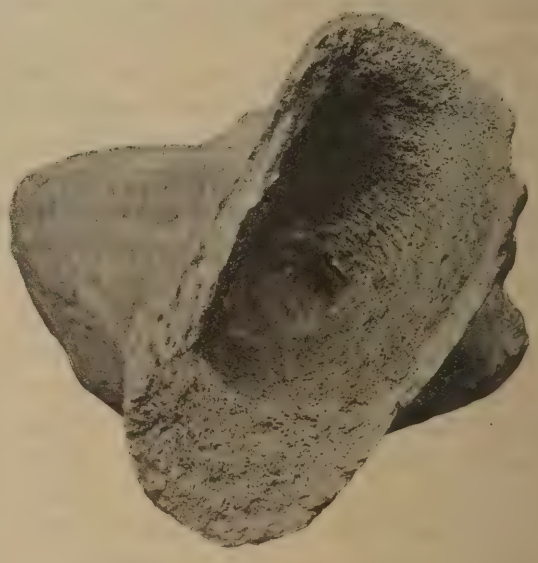


Fig. 43.

Fig. 42 und 43. Distales Stück des rechten Humerus von Rhinoceros tichorrhinus Cuv. aus dem Löss von Gars in Niederösterreich. Fig. 42. Ansicht von oben $^1/_2$ nat. Gr. Fig. 43. Ansicht von hinten $^1/_3$ nat. Gr.

nachweisen kann. Dieser Mangel von Schlagmarken beruht auf der Structur der Knochensubstanz, die eben elastisch ist und anders splittert, als Feuer-

stein; er soll nicht als Argument gegen die Annahme der Zerkleinerung eines Knochens durch Menschenhand hingestellt werden. Er wird oft ersetzt durch die Eindrücke schwächerer, neben die Bruchflächen gefallener Schläge.

Zum Vergleiche mit den Brünner Fundstücken führe ich (Fig. 42 und 43) die distale Hälfte eines Rhinoceroshumerus aus dem Löss des Kampthales bei Gars in Niederösterreich vor, der ebenso wie jene aus Mähren die vollständige Aushöhlung der Diaphyse und die theilweise Abtragung der Epiphyse zeigt, von dem ich jedoch annehmen zu müssen glaube, dass er seine jetzige Gestalt durch die Einwirkung von Raubthiergebissen erhielt. Es ist ein rechter Oberarmknochen, dessen Epicondylus lateralis sammt dem unmittelbar angrenzenden Theile der Trochlea vollständig weggenagt und dessen Epicondylus medialis an seinem hinteren Theile angenagt ist. Die Ränder dieser Nagestellen zeigen deutlich die derben Zahnspuren. Nach den am oberen Rande des Diaphysentheiles erhaltenen Spuren kann man annehmen, dass auch die proximale Hälfte des Knochens, welche im Ganzen weniger compact gebaut ist als der übriggebliebene Theil, weggenagt worden ist. Leider ist die Hälfte dieses Randes durch frische Abbrüche stark beschädigt, so wie auch die Höhlung an ihrer vorderen (in Fig. 43 oberen) Partie frische Abtragungen der Spongiosa erkennen lässt.

Nach diesen Darlegungen bin ich nicht geneigt, den besprochenen Rhinocerosresten eine vor anderen Funden hervorragende Rolle als Beweisstücke für die Existenz des diluvialen Menschen zuzuweisen.

Noch weiter muss ich die Bedeutung der Mammuthknochen von der Wranamühle einschränken.

Der säulenförmige Humerus der (zur Deciduatenordnung der Proboscidea gehörigen) Familie Elephas ist nicht so vollständig mit Spongiosa erfüllt, wie der des Rhinoceros. Der Durchschnitt durch den Humerus von Elephas indicus (Fig. 44) zeigt, dass die Diaphyse neben einem grobmaschigen Netze von Spongiosa auch eine offene Markhöhle enthält. Durch die Vergleichung der mir zugänglichen Reste von Elephas primigenius habe ich gefunden, dass die Markhöhle bei dieser Species an und für sich viel grösser ist, als beim indischen Elephanten, weiter gegen die Epiphyse hinabreicht und an Umfang umsomehr zunimmt, je älter und reifer das betreffende Individuum ist.

Bei dem in Fig. 44 vorgeführten schmächtigen Menagerieexemplare des indischen Elephanten ist die Markhöhle des Oberarmes klein. Sie reicht 9 cm tief in die distale Hälfte hinein. An den Vorderflächen des Humerus wird sie theilweise unmittelbar von der compacten Knochensubstanz begrenzt, auf den übrigen Seiten ist sie von Spongiosa umgeben, aber auch gegen diese mittelst einer starken, wenn auch vielfach durchbrochenen Lamelle abgegrenzt. An einigen Stellen wird sie von einzelnen, dem Systeme der Spongiosa angehörigen Lamellen und Knochenbälkchen durchquert. Ihr Querschnitt ist rechteckig, in der Mitte 17 mm resp. 14 mm breit, und mit seinen Seiten

Fig. 44. Sagittalschnitt durch die distale Hälfte des rechten Humerus von Elephas indicus L. $^1/_3$ nat. Gr.

schief gegen die Gelenksachsen orientirt, so zwar, dass eine seiner Diagonalen ziemlich genau senkrecht auf die Achse der Trochlea, die andere annähernd parallel zu derselben steht.

Das ist die Oberarmmarkhöhle beim Genus Elephas in ihrer kleinsten Ausgestaltung. Viel bedeutender entwickelt ist sie, wie bereits erwähnt, bei Elephas primigenius. Für die Kenntniss dieser Entwicklung soll uns der stärkste von Makowsky, l. c. Taf. II, Fig. 2*a* und 2*b*, beschriebene Humerus dienen.

Die Aushöhlung dieses Knochens senkt sich von der obersten Ecke des durch die Diaphyse gehenden Bruchrandes 24 cm tief (und von der tiefsten Stelle des Randes 13 cm tief) gegen die Epiphyse hinab. Die oberen Partien dieser Höhle sind der Unvollständigkeit ihrer Begrenzung und vielfacher Beschädigungen halber nicht gut auszumessen, aber 12 cm ober dem Ende der Aushöhlung ist ihr vierseitiger Querschnitt mit aller Sicherheit zu ermitteln. Er ist ebenso diagonal gestellt wie beim recenten Elephanten und seine vier Seiten, welche sich den Aussenflächen der Diaphyse ziemlich genau anpassen, haben folgende Maasse: Die der Facies anterior lateralis entsprechende Seite ist 53 mm breit, die der Facies anterior medialis entsprechende Seite 50 mm und die beiden rückwärtigen Seiten 48 mm und 45 mm. Gegen die Tiefe verengt sich die Höhlung so, dass ihre Seiten sich (in der obigen Reihenfolge) auf beiläufig 15, 25, 20 und 25 mm verschmälern. Der untere Abschluss wird hergestellt durch eine unregelmässige Fläche, welche gegen die Achse der steil pyramidenförmigen Höhlung ein wenig geneigt ist, so zwar, dass sie an der inneren, dem Epicondylus medialis entsprechenden Ecke um 1 cm tiefer hinabreicht, als an der dem Epicondylus lateralis zugekehrten Ecke der Höhlung.

Was nun die Beschaffenheit der Wandungen dieser Aushöhlung anbelangt, so fällt zuerst auf, dass ihre beiden Vorderseiten unmittelbar von der nur durch wenige Poren gelockerten, compacten Substanz der Diaphyse gebildet werden. Es ist unschwer zu erkennen, dass die Innenseite dieser beiden Knochenwände mit all' ihren natürlichen Unregelmässigkeiten und Poren und mit einzelnen feinen über sie heraustretenden Knochenbälkchen unverletzt erhalten ist, vom Bruchrande des Humerus an bis auf den Grund. Ausser einigen durch die ganze Knochenmasse reichenden Längssprüngen ist nicht die geringste Verletzung (wie etwa Ritze, Schabstellen u. dgl.) zu erkennen. Die Taf. II, Fig. 2*b*, zeigt diese beiden Innenflächen in der oberen Hälfte der Höhlung und bringt die natürliche Glätte dieser Flächen recht wohl zur Anschauung.

Die beiden hinteren Seitenflächen der Höhlung sind von spongiöser, der Hauptsache nach aus verticalen Lamellen und horizontalen Balken zusammengesetzter Substanz begrenzt. Von dieser Spongiosa ist an der Facies posterior medialis eine 9 cm lange, 2·5 cm breite und 2 cm dicke Partie ausgebrochen. Dieses Leck, das bis auf 5·5 cm an das untere Ende der Höhlung heranreicht, ist auf Taf. II, Fig. 2*b*, in der scorcirten Fläche links unten gut zu sehen. Es ist unzweifelhaft durch das wahllose Eindringen eines die Spongiosa glatt durchschneidenden, meisselähnlichen Gegenstandes hervorgebracht worden, und zwar meiner Ansicht nach in alter Zeit.

Die Spongiosa an der vierten Seite, der Facies posterior lateralis, ist nahe der Mündung in ihrer ganzen Breite verletzt und erst in den unteren 7 cm ganz intact. Die Verletzungen sind theils alte, theils kürzlich erfolgte.

Wahrscheinlich sind es die tieferen, allseitig intacten Partien der viereckigen Höhlung, welche bei flüchtiger Betrachtung zuerst den Gedanken an einen vierseitigen Pfahl oder an ein absichtliches Glattschaben erweckten, und gerade sie sind es, welche die Annahme einer derartigen gewaltsamen Einwirkung vollkommen abweisen. In diesen tieferen Partien ist nämlich auch die die beiden Rückflächen der Markhöhle von der Spongiosa abgrenzende Lamelle, welche wir beim recenten Elephanten gesehen haben, unverletzt erhalten. Sie ist ziemlich glatt, aber nicht eben, sondern lässt verschiedene, den von ihr überkleideten Knochenbälkchen entsprechende Striemen erkennen, zwischen welchen grössere Poren die Verbindung mit den Höhlungen der Spongiosa herstellen. Sowie nach dem „Verdeckeln" der Bienenwaben das Gerüste der ganzen Honigscheibe unter der geschlossenen Oberfläche erkennbar bleibt, so bleibt die Structur der Spongiosa durch die gegen das Lumen hin erfolgte knöcherne Verdeckelung hindurch erkennbar.

Als eine ebensolche Verdeckelung der Spongiosa erweist sich die untere, 2·5 cm lange, 2 cm breite, etwas geneigte Abschlussfläche der Höhlung. Auch an ihr kann nicht die geringste Verletzung wahrgenommen werden.

Die l. c. Taf. II, Fig. 1 und Fig. 3 abgebildeten Oberarmknochen zeigen in etwas kleineren Dimensionen und mit etwas anderen Nebenverletzungen genau dieselbe Bildung.

Durch diesen mit aller Aufmerksamkeit erhobenen Thatbestand ist dargelegt, dass die Höhlung im Humerus von Elephas primigenius die natürliche Markhöhle ist.

Makowsky resumirt in seiner letzten Arbeit folgendermassen: „Ob, wie Virchow meint, das prismatische Loch durch Eintreiben eines zugespitzten Holzpfahles oder, wie ich mit Rücksicht auf die glatten Innenwände und den Mangel an kleinen Knochensplittern im Inneren schliesse, mittelst Stein-

und Knochenwerkzeugen hergestellt worden war, ist übrigens völlig nebensächlich.„ Dieser Alternative muss ich mit den Worten entgegentreten: Weder das Eine noch das Andere ist der Fall.

Makowsky fährt dann fort: „Wichtig und unbestreitbar jedoch bleibt die Sache, dass diese prismatische Aushöhlung nur im frischen Knochen vorgenommen werden konnte“ . . . und diese Thatsache muss ich in zwei Richtungen bestreiten.

Was die glatten, unverletzten Innenflächen der Markhöhle anbelangt, so entfällt bei ihnen — weil sie unbearbeitet sind — die Frage, ob man eine derartige künstliche Glättung nur am frischen Knochen herstellen könne; es mag aber doch nochmals darauf hingewiesen werden, dass diese Flächen theilweise einen solchen Verlauf haben und theilweise von frei vorragenden Knochenbälkchen so überbrückt werden, dass ihre Herstellung durch Menschenhand oder durch einen gewaltsamen Eingriff gänzlich ausgeschlossen erscheint.

Was aber jene Stellen anbelangt, an welchen in der Nachbarschaft der Markhöhle die Spongiosa verletzt ist, so lehrt die Besichtigung derselben, dass die abgebrochenen Lamellen und Balken der Spongiosa häufig mit ganz frischen Brüchen endigen. Diese frischen, erst jetzt in der Spongiosa des gealterten Knochens erzeugten Brüche unterscheiden sich durch die hellere Farbe und den unter der Loupe leicht erkennbaren krümeligen Bruch von den alten, durch grobmuscheligen oder zackigen Bruch und durch die Patina charakterisirten Bruchflächen. Ihnen fällt ein ansehnlicher Antheil an der Gesammtheit des Ausgebrochenen zu. Es sind also sowohl seinerzeit in den frischen, als auch jetzt in den fossilen Knochen zufällige gröbere Eingriffe geschehen, die zu einer theilweisen Zerstörung der Spongiosa geführt haben, und man kann nicht sagen, dass sie nur im frischen Knochen vorgenommen werden konnten. Es ist jedoch zu merken, dass diese Verletzungen zur Ausgestaltung der charakteristischen Höhlung nichts beigetragen, sondern sie nur hin und wieder gestört haben.

Damit ist also nicht nur festgestellt, dass die vierseitige Markhöhle der Mammuthoberarmknochen nicht in alter Zeit und überhaupt nicht von Menschen hergestellt ist, sondern es ist auch ein Theil der an dieser Höhle vorgenommenen Beschädigungen als recent bezeichnet.

Wir können jetzt auch ganz leicht angeben, welcher Antheil den beiden Dickhäuterarten an dem Resumé Virchow's über „die Spuren einer Bearbeitung an den Rhinocerosknochen“ — l. c., S. (69) — zukommt. Die unübertrefflich anschauliche und sichere Charakterisirungsweise unseres verehrten Grossmeisters lässt eine ganz scharfe Trennung zu.

Jene Knochen (erster Absatz), von welchen „ein Stück der dünneren Diaphyse erhalten wurde, während die Endtheile zertrümmert wurden und ihre Reste in Gestalt einer nach beiden Seiten hin weit ausgelegten, kelchartigen Anschwellung stehen blieben“, gehören dem Rhinoceros an.

Im zweiten Absatze gehört die „im Allgemeinen trichterförmige Aushöhlung, die mit einer weiten Eingangsöffnung beginnt und nach der Diaphyse hin in ein fast zugespitztes Ende ausläuft“, den Rhinocerosknochen an. Der folgende Satz: „Zuweilen ist der Querschnitt dieser Aushöhlung gerundet, indem die ganze Spongiosa bis an die compacte Rindensubstanz hinweggenommen wurde; nicht selten aber hat der Querschnitt eine viereckige, quadratische oder doch rechteckige Gestalt“, ist mit seiner ersten Hälfte (die gerundete Aushöhlung) auf Rhinoceros, mit der zweiten Hälfte (die viereckige Aushöhlung) auf Elephas zu beziehen.

Der dritte Absatz endlich handelt ausschliesslich von Elephas. Aus ihm mögen nur die folgenden Worte herausgegriffen werden: „Die compacte Rinde erscheint an ihrer inneren Oberfläche wie geglättet, nur dass hie und da eine Art von schiefen Querrippen oder Leisten stehen geblieben ist.“

Wenn nicht zu viel, so glaube ich hiemit jedenfalls genug beigebracht zu haben, um eine sozusagen liebevolle Uebertreibung, deren die wichtigen und interessanten mährischen Diluvialfunde theilhaftig geworden sind, deren sie aber wahrlich nicht bedürfen, auf ihr richtiges Maass zurückzuführen.

Diese Richtigstellung will jedoch nicht dazu beitragen, dass etwa Jemand glaube, das Kind mit dem Bade ausgiessen zu müssen. Darum soll es zum Schlusse nicht unterlassen werden, wenigstens bezüglich des augenblicklich mir vorliegenden mährischen Knochenmateriales zu constatiren, dass auch an ihm genug Spuren menschlicher Thätigkeit übrig bleiben: Die in Makowsky's Abhandlung angeführten kleineren Knochen, die Mammuthoberarme Nr. 1 und 2 und die Mammuthtibia sind an beiden Enden durch alte Bruchflächen begrenzt, von welchen ich nicht herauszubringen wüsste, welch' anderem Factor als der menschlichen Thätigkeit man ihre Entstehung zuschreiben könnte. Daneben muss ich freilich wieder die Bruchflächen an beiden Enden des Mammuth-

humerus Nr. 3 und die Aushöhlung der Mammuthtibia für gänzlich recent erklären.

Nun erübrigt etwa noch, der Frage näher zu treten, zu welchem Zwecke diese grossen Knochen in der Mitte getheilt und an den Epiphysen abgeschlagen wurden. Ich meine, das Entzweischlagen der Knochen ist durch das Interesse an der Gewinnung des Markes ganz genügend erklärt. Ein mittelgrosser Mammuthhumerus konnte immerhin 0·2 bis 0·4 kg Knochenmark liefern, und ein solches Erträgniss war wohl der Mühe werth. Auch die Abtrennung der Epiphyse erklärt sich leicht, wenn man annimmt, dass die Zertheilung eines erlegten Thieres in frischem Zustande erfolgte. Da waren die Bänder des Ellbogengelenkes noch so fest und mit den unvollkommenen Werkzeugen der paläolithischen Culturstufe so schwer zu durchtrennen, dass das Abschlagen des Oberarmknochens oberhalb der Trochlea als die bei weitem leichtere Art, das Bein von der Rumpfmasse zu trennen, gelten konnte. Beispiele für derartige uralte Kunstgriffe der Schlächter hat bereits Oscar Fraas [1]) angeführt.

Damit scheint auch eine zureichende Erklärung für den fragmentarischen Zustand, in welchem die Knochen häufig angetroffen werden, gefunden zu sein, eine Erklärung, welche andere weiter hergeholte Erklärungsversuche entbehrlich macht und in ihrer natürlichen, anspruchslosen Einfachheit vorhalten kann, bis etwa besondere Beobachtungen eine andere Auslegung bedingen.

[1]) Oscar Fraas, Beiträge zur Culturgeschichte, aus schwäbischen Höhlen entnommen. Archiv für Anthrop., V, 1872, S. 186.

Prähistorische und frühgeschichtliche Verbindungen zwischen dem südlichen Böhmen und der Donau.

Von k. k. Conservator **Heinrich Richly.**

Dem Forscher auf archäologischem Gebiete ist es nicht immer vergönnt, nach vorhandenen, dem Schoosse der Erde entnommenen umfangreichen und typischen Funden mehr oder weniger berechtigte Schlüsse und Folgerungen auf längst vergangene Geschehnisse in der Vorgeschichte des Menschen zu ziehen, um dadurch der Wahrheit mit einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit nahe zu kommen oder in vereinzelten Fällen sogar verlässliche Resultate zu erzielen. Sehr oft ist derselbe nämlich veranlasst, in Terrainlagen, welche in vorgeschichtlicher Zeit sehr spärlich besiedelt oder ganz unbewohnt waren, nach Verbindungen zu suchen zwischen Völkern, welche nach den schon erbrachten Forschungsresultaten voraussichtlich in prähistorischer Zeit in Beziehungen gestanden hatten, aber räumlich weit getrennt waren.

In solchen und ähnlichen Fällen ist ein verlässlicher Leitfaden auch nur das Vorhandensein archäologischer Funde, wenn dieselben auch nur in vereinzelten Objecten bestehen; denn ohne solche ist überhaupt an keine Erfolge versprechende Forschung zu denken. Aber der Phantasie eröffnet ein derartiges, an Funden armes, oft in vorgeschichtlicher Zeit unbewohntes Terrain einen weiten Spielraum, und dennoch muss sie mit thätig sein, um die fehlenden Funde wenigstens theilweise durch der Wahrheit entsprechende Combinationen zu ersetzen; dann ist es unerlässlich, sich in längst vergangene Zeiten zu vertiefen, um in richtiger Würdigung von Verhältnissen, wie sie vor Jahrtausenden bestanden hatten, der Wirklichkeit nahekommende Folgerungen zu erzielen.

Ein solches, an Funden ungewöhnlich armes und, wie es den Anschein hat, in vorgeschichtlicher Zeit zum grössten Theile unbewohntes Terrain ist das ganze weitverbreitete, mässig hügelige Gebiet zwischen dem linken Donauufer (von der Nab bei Regensburg in Baiern beginnend und bis an die Krems, den Kampfluss und die deutsche Thaya bei Karlstein in Niederösterreich, dann Gröschelmauth und Jaispitz an der Jaispitz und Černahora an der Zwittawa in Mähren einerseits) und dem Quellengebiete der Elbe, bezw. dem südlichen Böhmen (mit den charakteristischen, gegen die Donau hin exponirtesten Fundstellen, wie Taus, Plaben, Bechin und Časlau andererseits), in einer Ausdehnung (Länge) von annähernd 400 km und einer Breite von etwa 50 km und demgemäss von einem Flächeninhalt, welcher jenem von ganz Niederösterreich (19.830 km) nahekommt.

Bis zur Stunde sind aus diesem ganzen grossen Gebiete weder Gräber noch Wohnstätten prähistorischer Gattung, wohl aber eine namhafte Zahl von Einzelfunden — über 60 — zur Kenntniss gelangt. Die Situation der Fundstellen ist aber eine solche, dass sie als richtige Wegweiser prähistorischer Steige erachtet werden dürfen. Diese selbst in ihrem Wesen in vorgeschichtlicher Zeit in einer der Wahrheit nahekommenden Weise zu schätzen, dürfte nur dann ermöglicht sein, wenn wir die vor etwa drei Jahrtausenden hier bestandenen und bis in das IX. Jahrhundert unserer Zeitrechnung fortdauernden Verhältnisse der verdienten Würdigung unterziehen.

Wenn wir uns dann einen Urwald vorstellen, welcher seit unzähligen Jahrtausenden durch „Wuchs und Wiederwuchs“ bestanden, dessen Bäume eine jetzt kaum geahnte Mächtigkeit erlangten, dann aber nach abgeschlossener Vegetationsperiode in sich selbst zusammenbrachen oder, von Stürmen geknickt, chaotisch durcheinanderstürzten, wenn zwischen noch hochaufragenden Stämmen und den gefallenen Riesen abermals der schon vorhandene Nachwuchs zu dichten, undurchdringlichen Waldungen emporspross und freie Stellen, von Sümpfen, Morästen und Torfmooren durchsetzt, jegliches Fortkommen in beliebiger Richtung verwehrten oder sogar auf grossen Unwegen erschwerten, dann werden wir gerne zugeben müssen, dass in einem solchen Terrain die unzureichenden Hilfsmittel des Menschen der jüngeren Steinzeit und aller folgenden prähistorischen Zeitabschnitte (Culturperioden), die geringe Volkszahl und durch sie bedingten sehr unbedeutenden Verkehr mit in Rechnung gezogen, gewiss nicht geeignet waren, auf die Bezeichnung „Wege“ Anspruch erhebende Communicationen im eigentlichen Sinne des Wortes zu schaffen. In prähistorischer Zeit wäre also auch nicht von ihnen — auch nicht von Saumwegen —, sondern

nur von Steigen su sprechen, und diese führten, in richtiger Würdigung der soeben im Allgemeinen angedeuteten Verhältnisse, im Urwalde, über Berg und Thal, längs Flüssen, Bächen und Sümpfen durch baumlose Lichtungen und leicht zutrittliche Waldblössen, überhaupt in einer das Fortkommen ermöglichenden Richtung, die oft auf weiten Umwegen — in heute kaum erklärlicher Weise — einem bestimmten Ziele zuführte, aber nicht constant war, sondern oft, durch elementare Vorkommnisse bedingt, da und dorthin verlegt werden musste. Und es mag sehr lange gedauert haben, bevor ein solches Ziel erkannt, bevor nämlich das südlich der Donau ansässige Volk der Steinzeit mit jenem des mittleren Böhmens bekannt wurde, gegenseitige Beziehungen anbahnte und dieselben auch in kommenden Zeiten forterhielt. Die Donau zu überschreiten und an das entgegengesetzte Ufer zu gelangen oder aus dem Herzen von Böhmen bis an sie vorzudringen, war gewiss ein Unternehmen — Wagniss —, welches erst nach vieler Mühe und wiederholt misslungenen Versuchen, von Zufälligkeiten begünstigt, zur Thatsache wurde. Und von solchen, durch fortgesetztes Weitervordringen in den Urwald entstandenen Steigen dürfen wir heute keine Spuren gewärtigen, selbst dort nicht, wo noch jetzt durch Cultur unberührtes, also seit jeher mit Wald bestandenes Terrain auftritt. Ihr einstiger Bestand darf nur auf Grundlage gemachter Einzelfunde verschiedener Culturperioden in den Gemarkungen des einstigen Grenzwaldes mit ziemlicher Gewissheit vermuthet werden. Andere Anhaltspunkte, welche Aufschluss geben könnten über die Direction solcher Steige, fehlen gänzlich und sind auch bei naturgemässer Würdigung einstens bestandener Verhältnisse im undurchdringlichen Urwalde nicht zu suchen. Solche prähistorische Steige dürfen wir uns aber nicht anders vorstellen als in der Weise, wie wir ihnen noch heute in Wald und Feld, auf Weiden und Wiesen begegnen: durch wiederholtes Gehen nämlich ausgetretene, gewundene, fussbreite Schlangenlinien, die oft so undeutlich sind, dass sie nur dem geübten Auge des Jägers oder ortseinheimischen Landmannes erkenntlich erscheinen. In prähistorischer Zeit mögen wohl auch noch an hervorragenden Bäumen und Steinen Zeichen oder an einzelnen Stellen eingeschlagene Pflöcke die einzuhaltende Richtung angedeutet haben, und eine eingehende Information gewiss auch gegeben worden sein von Jenen, welche solche Steige bereits öfter betreten hatten und ihren Verlauf also genau kannten, an Solche, welche sie zuerst und dann womöglich in Gesellschaft mehrerer Genossen betreten wollten. Und dies geschah, wenn nicht auf Jagdausflügen, gewiss nur zu besonderen Zwecken, meist wohl den Handel betreffend. Es ist auch weiters anzunehmen, dass dies vorherrschend nur im Sommer und bei gutem Wetter geschah, und dass dann die Strecke zwischen der Donau und dem bewohnten Gebiete innerhalb Böhmens möglichst rasch und ohne Aufenthalt zurückgelegt wurde, was freilich erst in der Bronzezeit und den folgenden Culturperioden — wo die Umgebung von Taus, Budweis etc. bereits besiedelt war — Geltung hatte und ohne besondere hinzutretende Schwierigkeiten in einigen Tagen geschehen konnte. In der jüngeren Steinzeit wäre an eine länger dauernde Reise und an einige Rast innerhalb des Urwaldes (in hohlen Bäumen, Höhlen etc.) zu denken, da die Strecke von der Donau oder aus der Umgebung von Znaim etc. bis in den Rayon des Menschen der Steinzeit (Časlau, Plešivec) in Böhmen denn doch als eine ungewöhnliche Leistung viel Zeit beanspruchte, auch der Marsch in dunklen Nächten überhaupt nicht hätte fortgesetzt werden können; denn auch unzählige Raubthiere (Bär, Wolf, Luchs), von denen der Urwald gewiss wimmelte, waren Veranlassung — galt es nicht der Jagd, sondern einer Reise, wobei das vorschwebende Ziel möglichst bald und sicher erreicht werden sollte —, so beschwerliches und gefahrbringendes Terrain möglichst bald zu verlassen.

Im Ganzen genommen kann aber vermuthet werden, dass derartige prähistorische Steige sehr selten betreten wurden.

Prähistorische Steige in dem hier zur Rede kommenden Theile des einstigen Grenzwaldes haben wir in einer eingehenden Studie [1]) besprochen, und wollen hier die von ihnen eingeschlagene Richtung, welche durch bezeichnete Funde sichergestellt wurde, in Kurzem wiederholen:

Als älteste, schon in der jüngeren Steinzeit betretene Steige wären jene von Znaim und Horn zu nennen.

Der erstere führte aus der schon in neolithischer Zeit reich besiedelten Gegend von Znaim in Mähren in der Nähe von Bačkovic, Budkovic und Častolovic

[1]) Unter dem Titel: „Prähistorische Funde und Verbindungen zwischen der Donau und dem südlichen Böhmen", wurden von der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale mittelst Erlasses dto. Wien, den 9. Jänner 1899 zur Veröffentlichung in den „Mittheilungen" bestimmt.

(Steinartefacten) auf Trebitsch (Steinhammer, Bronzecelt, keltische Goldmünzen) und Zašovic (vier griechische Goldmünzen) in Mähren und über Hradiště (Steinbeil), Dürre (Steinhammer), Dobrá Voda, Chotěboř, Goltsch-Jenikau (Steinartefacte, in letzterem Orte auch La Tène-Sachen), Mladotic (Steinartefact), Ronov (Bronzesichel, Celt und römische Münzen), Žleby (römische Münzen) nach dem Hrádek bei Časlau und an die Elbe in Böhmen; der letztere von Stockerau an der Donau über Ober-Hollabrunn, Eggenburg (barbarische Goldmünzen), Dreieichen (Feuersteinsplitter und Topfscherben), Horn (Umgebung Stein- und Bronzesachen), St. Leonhard (Bronzedolch), Strögen (Steingeräthe), St. Marein (Feuersteinsplitter) und Eibenstein (Steinbeil) in Niederösterreich; in die Gegend von Wittingau (Steinaxt) und über Platz (Steinhammer) und Neuhaus (Feuersteinmesser, römische Münze), auf Bukovsko (Bronzecelt), Mazalov (zwei Bronzecelte), Zalší (Kupferbeil), Vesce und Soběslau (römische Münzen), Radimov (Steinbeil), in den Rayon des neolithischen Volkes nach Böhmen.

Als vorwiegend der Bronzezeit zugehörig, aber auch noch in der Völkerwanderung betreten, wäre der Steig von Freystatt zu bezeichnen. Derselbe leitete aus der Gegend von Luftenberg (Bronzedepôt) an der Donau über Bodendorf (Steinbeil), Engerwitzdorf (Bronzepalstab), Prägarten (Steinbeil), Käfermarkt (Gussform), an March (Bronzepalstab) vorbei nach Freystatt (Bronzedepôtfund) und Leopoldschlag, entweder über Hohenfurth oder Pürchen in die Umgebung von Budweis und Bechin in Böhmen.

Unzweifelhaft in ihrem einstigen Bestande, aber durch prähistorische Funde in der eingeschlagenen Richtung ungenügend bekannt, sind die beiden Steige von Taus und Černahora, welche das hier besprochene Gebiet im Westen und Osten begrenzen.

Der Steig von Taus führte von hier über Furth in südlicher Richtung längs des Regen an das linke Donauufer und von da in nördlicher Direction nach der schon in der Bronze- und Hallstatt-Zeit stark besiedelten Umgebung von Parsberg; doch ist auch eine directe Verbindung zwischen beiden Orten in hohem Grade wahrscheinlich.

Endlich möchte noch des von dem nördlich von Brünn gelegenen Černahora über Teswitz (Urne aus Marmor und zahlreiche römische Münzen in der Umgebung) wahrscheinlich bestandenen Steiges gedacht werden.

Die soeben angeführten Steige sind die einzigen auf Grundlage bezeichnender vorgeschichtlicher Funde bis jetzt mit hoher Wahrscheinlichkeit sichergestellten Verbindungen in dem hier in Rede kommenden Terrain.

Mit Ausnahme einiger weniger bezeichnenden, weil wahrscheinlich nur auf Jagdausflügen in Verlust gerathener Artefacte prähistorischer Gattung, wären die vorgeschichtlichen Funde, so viel bekannt, in dem hier zu besprechenden Gebiete erschöpft, und wir wollen unsere Aufmerksamkeit der frühgeschichtlichen Zeit zuwenden.

Schon der älteste böhmische Geschichtsschreiber Cosmas [1]) (1120) gedenkt als Augenzeuge der bergumschlossenen, waldgekrönten, eigenthümlichen Lage Böhmens:

„In Europa sita est Germania, cujus in partibus versus aquilonalem plagam est locus late nimis diffusus, cinctus undique montibus per gyrum, qui mirum in modum extenduntur totius terrae per circnitum, ut in aspectu oculorum quasi unus et continuus mons totam illam terram circueat et muniat ..... Mira res, et unde perpendere potes, quam in alto aere haec pendeat regio, cum nulla peregrina hanc influat aqua, set quotquot amnes, parvi et immanes ex diversis montibus orti, a majori aqua, quae dicitur Labe, recepti usque aquilonale fluunt in mare. . ."

Aber auch noch in viel späterer Zeit haben sich grosse Strecken Urwaldes, den Cosmas an anderer Stelle des Oefteren erwähnt, erhalten, wie uns Schaller [2]) (1794) berichtet:

„Allein der westliche, gegen die baierische Grenze liegende Theil hat ein Gebirge, das mit dem im Bidschower Kreise liegenden und sonst bekannten Riesengebirge wegen der Höhe, Steile und weiten Ausdehnung fast eine Gleichheit hat; es fängt bei den Städtchen Sablat, Winterberg, Bergreichenstein und Hartmanitz an, erstreckt sich bis an die baierische Grenze, theils Orten auch auf mehr als zwei deutsche Meilen in der Breite, und dehnt sich nicht allein in's Baierische, sondern auch in die zwei benachbarten Kreise, als den Budweiser und Klattauer, an der Landesgrenze weit aus und nimmt eine Strecke von beiläufig elf böhmischen Meilen in der Länge ein. Die vornehmsten Berge, die in diesem entsetzlichen Gebirge liegen, sind in diesem und dem Budweiser Kreise beschrieben. Der grösste Theil dieses Ge-

[1]) Fontes rerum Bohemicarum „Cosmae Chronicon Boemorum".

[2]) Beschreibung des Prachiner Kreises.

birges ist noch unbewohnt und die innerlichen Theile desselben sind der dicken, finsteren und undurchdringlichen Wälder, Windbrüche, wie auch der steilen Felsen und eines aufgehäuften und fast beständigen Schnees wegen noch sehr wenig besucht worden. Die kalte und rauhe Witterung verlässt dieses hohe Gebirge fast das ganze Jahr hindurch nicht, und der Winter stellt sich in dieser Gegend so früh ein, dass daselbst schon gegen die Mitte des Herbstmonates alle Berge mit Schnee bedeckt sind, der gemeiniglich bis zu Ende des Maimonates liegen bleibt; daher geschieht es, dass bei einem Thauwetter oft unermessliche Lasten von Schneelagen von den steilen Bergen und Lehnen herabrollen und sehr grosse Fälle mit entsetzlichem Getöse Schaden verursachen..."

Nach dieser Abschweifung in spätgeschichtliche Zeit, welche eigentlich nur den Zweck hatte, anzudeuten, dass auch noch vor einem Jahrhunderte ein grosser Theil der südlichen und südwestlichen Grenze Böhmens mit undurchdringlichen Urwäldern bedeckt war, kehren wir zu den frühgeschichtlichen Nachrichten zurück. Wenn wir dabei etwas weitläufiger sind, so glauben wir dadurch weder zu langweilen, noch der Sache selbst zu schaden, sondern im Gegentheile durch Anführung altverbürgter Daten manche dunkle Seite urgeschichtlicher Vorkommnisse zu beleuchten und der Erklärung näher zu legen.

Aus verlässlichen historischen Nachrichten sind wir berechtigt, zu entnehmen, dass die sämmtlichen bergumschlossenen Grenzen Böhmens bis zum XIII. Jahrhundert mit undurchdringlichen Urwäldern bedeckt waren. Gemeinhin wurde dieser breite Waldgürtel silva, silva limitans, silva finalis (hvozd), „der grosse Wald", genannt und auch bei Anführung der Landesgrenzen durch die Formel: „Usque ad mediam silvam", d. h. bis an die Wasserscheide (předěl) im Grenzwalde, bezeichnet, z B.: „Usque ad mediam silvam qua Bohemia limitatur" [1]).

Für unsere Zwecke haben folgende Theile des Grenzwaldes besonderes Interesse: Nortwald, silva nortica, nemus Boemiae, silva Bohemica, saltus Boemorum (i. e. Böhmerwald, český les), silva, quae dirimit Bavoriam atque Boemiam; diese Namen führte nämlich der Grenzwald (hvozd) auf der westlichen und auch südlichen Grenze Böhmens von den Quellen des Mains bis an die Quellen der Thaya an der dreifachen Grenze von Böhmen, Mähren und Oesterreich (unter der Enns).

Detaile über den Nortwald wären zu erwähnen: Anno 1194 über die Schenkung von 80 Joch an das Prieflinger Kloster: „de nemore secus Cronach quod vulgariter dicituo Nortwald"; anno 1010 die Schenkung von Waldstrecken zwischen der Ilse und Rotal an das Passauer Kloster: „quae vocatur Nortwald". Ebenso an das Kloster in Regensburg an der Aist und Narrn: „usque in Nortwald"; an den Quellen der Krems anno 1096 durch Herzog Leopold: „divisionem fecit silvae Nortwald"; an der Zwettel schenkte Hadmar Chuenring dem Zwettler Stifte einen Waldantheil: „terram in nortica silva, ze Zwetel in dem Nortwald" u. A. m.

Auch die Grenze zwischen Böhmen und Mähren war an der Wasserscheide mit dichtem Urwald bestanden, welcher Sümpfe, Torfmoore und weitverbreitete Gebirgswiesen einschloss. An den Quellen der Iglawa wird der Wald Borek genannt: „silva late protendens, juxta terminos Moraviae" (1174). Dass auch die Umgebung von Habern, Humpolec und Iglau mit dichten Waldungen bedeckt war, entnehmen wir den Aufzeichnungen Cosmas um das Jahr 1101: „Magna undique coartati angustia, per angustam viam et nimis arctam semitam, qua itur trans silvam ad Gabr..." Diesen Waldungen entnahmen auch die Hüttenwerke von Iglau und Deutschbrod im XIII. Jahrhunderte ihren Holzbedarf.

Ebenso war das ganze Terrain von Polička in Böhmen bis an die Quellen der March und Adler mit Urwäldern bedeckt. Mit Bezug auf sie bemerkt Cosmas um das Jahr 981: „Item solis ad ortum contra Moraviae regnum castrum sub silva situm, nomine Luthomisl, usque ad rivulum Svitawa, qui est in media silva."

Die gebirgigen, urwaldbedeckten Grenzen Böhmens waren eine natürliche Schutzwehr gegen feindliche Angriffe und wurden, gleichwie im Alterthum, also auch in frühgeschichtlicher Zeit, hochgeschätzt und demgemäss in ihren Beständen ängstlich forterhalten. Noch im XIII. Jahrhunderte wurde bei jeder Schenkung von Waldstrecken ausdrücklich bemerkt, dass der Wald weder gerodet, noch in Felder verwandelt, noch grössere Ansiedlungen in ihm angelegt werden dürfen, da alle ähnlichen Verfügungen dem Lande zu grossem Schaden — ad terrae nocumentum — gereichen würden. Am längsten wurde der Urwald als mächtige Schutzwehr gegen den Westen erhalten und auch noch in späthistorischer Zeit

[1]) Diese und viele nachfolgenden Daten sind entnommen Dr. Herm. Jireček's „Slovanské právo".

geschont. Beweise für die factische Schonung des Grenzwaldes finden wir z. B. bei der Schenkung (1221) von Záhoř an das Kloster von Zwettel: „ita tamen quod ipsam silvam non extirpent ad terrae nocumentum“ u. A. m. Aber bereits im Jahre 1213 wurde die Urbarmachung des Grenzwaldes gestattet.

Die Verbindung mit den Nachbarländern wurde durch mit unsäglicher Mühe absichtlich hergestellte Saumwege (semitae, viae) unterhalten, welche in mannigfach gewundener Richtung, dem unwegsamen Terrain möglichst angepasst, durch den Urwald führten, aber bereits so breit angelegt wurden, dass sie gestatteten, ein oder zwei Tragthiere neben sich zu führen, gewiss aber nicht mit einem Wagen zu fahren. Die gewaltige Länge dieser Saumwege erschwerte natürlich dem eindringenden Feinde bei ihrer geringen Breite und der Leichtigkeit, sie im Bedarfsfalle zu verschanzen, das Eindringen in das Land in erheblichem Maasse.

Indem wir unsere Aufmerksamkeit blos dem südwestlichen, südlichen und südöstlichen Grenzwalde und seinen Saumwegen zuwenden, beginnen wir mit ihrer Aufzählung von der südwestlichen Grenze, um in fortgesetzter Reihenfolge bis an die östlichen Grenzen Böhmens zu gelangen.

Der Saumweg von Taus wird im Jahre 1040 genannt: „angustae semitarum fauces“; — Kaiser (römisch-deutscher) Heinrich III. fand die Wege gegen Taus zu verschanzt — obstruerunt Boemi vias per silvam; Břetislav hatte nämlich den „Choden“ befohlen, die Wege zu verrammeln, d. h. Bäume über dieselben zu fällen und dadurch das Vordringen des Feindes zu erschweren und den im Walde vertheilten Bogenschützen preiszugeben. — Der Saumweg von Taus gelangte von Regensburg über Cham an der Chumbe gegen Furth und über Eschelkamb gegen Neumark und Viertel nach Taus. Bereits im Jahre 805 zog das in Baiern und Schwaben gesammelte Heer der Franken auf diesem Wege nach Böhmen.

Im Jahre 1006 wurde der Saumweg von Březnic durch den aus thüringischem Fürstengeschlechte stammenden, dem König Stefan stammverwandten Mönche Günther, von der schwarzen Regen bis an die Otava, durch den Urwald geschlagen, und diese Arbeit war im Jahre 1042 bereits so weit gediehen, dass Kaiser Heinrichs Heerschaaren im Jahre 1040, nachdem sie in den Tauser Wäldern geschlagen worden waren, in das Land ein- und bis gegen Prag vorzudringen vermochten. Das Dorf St. Günther und der Ort Einöde erinnern noch heute an die 40jährige unermüdliche Thätigkeit Günther's.

Der Passauer oder Prachaticer, auch goldener (aurea semita) Saumweg. Von ihm wird berichtet, dass er viele Meilen weit durch den Wald verlief, mit hölzernen Pfosten belegt und so eng war, dass wohl zwei Pferde nebeneinander geführt, aber nicht mit einem Wagen gefahren werden konnte. Im XIII. Jahrhunderte wird von Saum- oder Lastthieren gesprochen — equi honusti, qui dicuntur saumer —, welche durch böhmische Kaufleute mit Waaren beladen nach Passau gebracht wurden. Nach J. Wocel[1]) zweigte von diesem vielbetretenen Goldsteig, der auch mit einer Brücke versehen war und von Passau längs der Ilse führte, bei Marchhäuser den Kamm des Böhmerwaldes überschritt und über Böhmisch-Röhren, Wallern nach Prachatic gelangte, ein zweiter Weg, und zwar von Freyung in Baiern über Ausergefild gegen Schüttenhofen nach Böhmen ab.

Der Saumweg von Linz führte durch den Wildgraben, an Wildberg vorbei nach Hohenfurth an der Moldau, wo er diese überschritt, nach Rosenberg und längs der Moldau nach Krumau, Netolic und Budweis (Antiqua via versus Bohemiam directa 1212; via antiqua, quae sormwech dicitur). Ein Beweis für den Bestand dieses alten Saumweges ist auch eine Urkunde aus dem Jahre 906, welche besagt, dass slavische Kaufleute aus Böhmen nach Linz auf den Markt kamen. Auch Heinrich IV. floh hier anno 1106 nach Böhmen (imperator deserit Ratisponam et transiens per australem plagam via, qua itur ad Netolic intrat Boemiam) [Cosmas].

Der Saumweg von Weitra — „der Weg, der der Peheimersteich ist genannt“ — leitete aus Niederösterreich nach Weitra und gelangte bei Gratzen nach Böhmen und endigte mit dem Landesthor bei Záhoří. Bemerkenswerth erscheint, dass die Umänderung der altgebräuchlichen Benennung Steig in Weg in einer alten (XIII. Jahrhundert) Urkunde im Zwettler Stifte ausdrücklich angeführt erscheint (via quae aliquando Peheimsteich sed modo Pehemweg nominatur).

Ein weiterer namenloser, weil in alten Urkunden nicht ausdrücklich genannter Saumweg, den man jedoch meines Erachtens den Raabser (castrum Rakons) nennen könnte, und welcher von dem altehrwürdigen Raabs in Niederösterreich längs den Ufern der Thaya auf Karlstein, Dobrsberg, Beygarten

[1]) J. E. Wocel, „Pravěk země České“.

führte und bei Landstein (Markel) die Wasserscheide überschritt, um über Königseck oder Bistritz nach Platz (Stráž) in Böhmen zu gelangen, ist durch frühgeschichtliche Nachrichten, sowie die zahlreichen oben angeführten alten Schlösser und Burgen, welche nur strategischen Zwecken dienen konnten, beinahe verbürgt. Die Chronik von Fulda verzeichnet um das Jahr 871 eine Begebenheit, welche, wie schon Dr. Herm. Jireček, l. c., bemerkt, in richtiger Würdigung aller begleitenden Vorkommnisse nur in unmittelbarer Nähe der dreifachen Grenze von Böhmen, Mähren und Oesterreich stattfinden konnte. „Zu dieser Zeit“ (871) — berichtet die oben bezogene Chronik — „bewachten die Reichsgrenzen gegen die sich zu einem Ausfalle rüstenden Böhmen der Bischof Arno und der Graf Rudolt. Die Böhmen hatten an einer Stelle eine überaus feste Verschanzung errichtet und dieselbe nur mit einem engen Eingange versehen, voraussichtlich in der Absicht, damit die deutschen Grenzwächter, wenn sie vielleicht in die Verschanzung eindringen sollten, in diesem Engpasse überfallen und vernichtet werden könnten“; und weiter: „Interea Sclavi Marachenses (i. e. Svatopluk) nuptias faciunt, ducentes cujusdam ducis filiam de Behemis. Quod quum supra dicti viri i. e. Arn et alii qui cum eo erant, comperissent, illico armati adversarios sequebantur. Illi autem fugientes, ad vallum memoratum ignari venerunt, ibique propter loci augustiam, equis et armis derelictis, vix nudi evaserunt; nostrates vero supervenientes, 644 equos cum frenis et sellis atque ejusdem numeri scuta, quae fugientes dimiserant, invenerunt.“ Der Thatort dieses Begebnisses, bemerkt Dr. H. Jireček, l. c., kann kein anderer, als der Grenzpunkt Mährens zwischen dem Iglauer Saumwege und jenem, welchen die Böhmen mit einer starken Verschanzung versehen hatten, gewesen sein, und wäre zwischen den Punkten Trebitsch, Znaim und Raabs[1]) zu suchen. Der Hochzeitszug war voraussichtlich schon auf mährischem Boden, als ihm die Grenzwächter den Weg verlegten und floh nach dem anderen Saumweg, auf dem die bezogene Befestigung gegen die Grenzwächter errichtet worden war, um sich in ihr zu schützen. Da der Eingang sehr eng war, mussten Pferde und Waffen vor demselben gelassen werden und es gelang nur noch, das nackte Leben zu fristen. Diese Verschanzung konnte aber auf keinem anderen Wege errichtet worden sein, als auf jenem, welcher von der Thaya über Altstadt nach Platz in Böhmen führte. Ihm gerade gegenüber erhebt sich aber Raabs am Zusammenfluss der deutschen und mährischen Thaya und hier hatten die Grenzwächter ihr Standlager. Wie sehr die scharfsinnigen Combinationen Dr. H. Jireček's mit der Wirklichkeit übereinzustimmen scheinen, hatte Schreiber dieser Zeilen Gelegenheit zu erfahren, als er das wallumschlossene, nur durch einen schluchtartig vertieften Eingang von Altstadt her zutrittliche Markel (nördlich von Altstadt und Landstein gerade gegenüber) auffand und kennen lernte.

Der Iglau-Haberner Saumweg (Magna undique coartati angustia, per angustam viam et nimis artam semitam, qua itur trans silvam ad Gabr. Cosmas um das Jahr 1101) führte von Časlau über Habern (Gabr.) und die Sazawa bei Deutschbrod nach Iglau und von hier nach Znaim in Mähren.

Endlich wäre hier noch in dem von uns besprochenen Rayon der am meisten gegen Osten vorgeschobene Saumweg von Libitz zu nennen. Derselbe lenkte aus dem Gau von Časlau längs der Dubravice über das heutige Saar nach dem Gau von Brünn. (Ljubjae in silva, quae interjacet inter Czaslavensem et Brinensem provinciam, in cujus parte habitant homines, qui vulgo stráž (die Wache) appellantur, quorum erat officium, quandam viam custodire, necui peream sine speciali mandato principis pateret transitus terram Bohemiae ingrediendo vel exeundo. Erb. 1144.)

Hiemit wären alle Saumwege, welche uns durch frühgeschichtliche Nachrichten zur Kenntniss gelangt sind und mehr oder weniger betretene Verbindungen in dem hier besprochenen Gebiete unterhielten, angeführt. Aehnliche Saumwege bestanden an sämmtlichen Grenzen Böhmens, doch haben dieselben für die vorstehende Abhandlung, wie schon eingangs gesagt, kein Interesse und dürfen darum übergangen werden.

Derartige Saumwege, welche auf viele Meilen weit durch den dichten Urwald führten, verlangten zu ihrer Herstellung gewiss viele Jahre und den Aufwand bedeutender, anhaltend thätiger Kräfte. Sie wurden voraussichtlich auch nicht früher geschaffen, als wenn die Nothwendigkeit vorlag, sie im undurchdringlichen Urwald durchzuschlagen, theils um

[1]) Der Name Raabs, früher Rakecz, Rageze, Rogac, Ragoz, dürfte mit dem Ptolemeischen „Τε-Ῥακατρίαι παρὰ τὸν ποταμόν“ in der Ortslage identisch sein und verdient vom archäologischen Standpunkte der eingehenden Würdigung. — In dem nahen Münichreut fand ich Aschengruben (?) und bei Karlstein wurde von dem Funde eines Thongefässes mit Goldblättchen (?) berichtet.

grössere Transporte von Handelswaaren — auch lebendige Thiere — nach einem bestimmten Orte gelangen zu lassen oder um mit grösseren Truppenabtheilungen vorzudringen. Es kann also auch aus diesen und den schon angeführten Gründen kein Zweifel bestehen, dass solche Saumwege erst in frühgeschichtlicher Zeit hergestellt und auch da je nach ihrer Bedeutung mehr oder weniger frequent waren. Wenn wir zum Schlusse auch noch ihre Richtung mit jener prähistorischer Steige vergleichen, so finden wir, dass der Steig von Taus, soviel nach den wenigen bis jetzt bekannten prähistorischen Funden geschlossen werden darf, mit dem gleichnamigen Saumweg beinahe in ein und derselben Richtung verlief, also vielleicht auch noch in frühgeschichtlicher Zeit, durch mühevolle Nachhelfe in dichtem Urwald gangbar gemacht, benützt wurde. Zwischen ihm und dem folgenden Freystätter Steig wurde noch der Günther- oder Březnicer und der Passauer Saumweg, ersterer im XI. Jahrhunderte durch den Mönch Günther hergestellt. In beiden Richtungen sind auch gar keine prähistorischen Funde bekannt oder, wenn sie gemacht wurden, nicht zur Kenntniss gelangt.

Der Saumweg von Freystatt wurde mit dem gleichnamigen prähistorischen Steig in fast paralleler, jedoch mehr (um 20 km) westlicher Richtung in frühgeschichtlicher Zeit durchgeschlagen und gewiss lange forterhalten; in verhältnissmässig neuester Zeit wurde jedoch abermals die ursprüngliche älteste Richtung vorgezogen und auch die Bahnlinie dort erbaut.

Auch der folgende Saumweg von Weitra fällt mit dem prähistorischen Steig von Horn nicht in dieselbe Direction, sondern nimmt einen mehr (um etwa 10 km) südlichen Verlauf.

Der Saumweg von Raabs ist nach den vorhandenen Daten auch erst in frühgeschichtliche Zeit (etwa um das Jahr 871) zu verlegen, doch scheint es, sowohl nach leider ungenügend verbürgten Funden und Wahrnehmungen, sowie nach alten geschichtlichen Nachrichten (Ptolemeus, II. Jahrhundert n. Chr.) wahrscheinlich, dass derselbe ebenfalls schon in prähistorischer Zeit in annähernd gleicher Richtung und durch schon damals bewohntes Land geführt habe.

Der Iglau-Haberner Saumweg dürfte nach den bekannten Nachrichten aus frühgeschichtlicher Zeit die ursprüngliche Richtung des prähistorischen Steiges zum Theile eingehalten oder doch vielfach gekreuzt haben. Ueber den am meisten gegen Osten vorgeschobenen Libizer Saumweg kann wegen Mangel zureichender prähistorischer Funde kein annähernd zutreffendes Urtheil abgegeben werden.

Im Ganzen dürfte aus den vorstehenden Betrachtungen über die Richtung, welche frühgeschichtliche Saumwege im Vergleiche mit prähistorischen Steigen eingeschlagen haben, als in die Augen fallend bemerkt werden, dass die ersteren, aus theilweise schon angedeuteten Gründen, die ursprüngliche Direction vorgeschichtlicher Steige nicht eingehalten haben und auch um ein Bedeutendes, nämlich von fünf prähistorischen Steigen auf acht frühgeschichtliche Saumwege, vermehrt wurden.

Literaturberichte.

10.

Weinzierl, Robert Ritter v., k. k. Conservator: **Das La Tène-Grabfeld von Langugest bei Bilin in Böhmen.** Mit 49 Abbildungen im Texte, 1 Grabfeldplan und 13 Lichtdrucktafeln. Herausgegeben mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. 71 pp. 4°. Braunschweig, Comm.-Verlag Fr. Vieweg & Sohn. 1899.

Das fruchtbare und von altersher volkreiche Böhmen hat, im Anschlusse an das benachbarte reichsdeutsche Fundgebiet, nicht nur den älteren Nachweis, sondern — man kann es heute mit Sicherheit sagen — auch den grösseren Reichthum an typischen La Tène-Funden vor den Ostalpen und Süddonauländern voraus. Am meisten gilt dies von den Alterthümern der Früh-La Tène-Stufe, welche innerhalb der ganzen Periode immer die interessantesten bleiben werden, weil sie uns die gallische Cultur in ihrer ursprünglichen Reinheit zur Zeit ihrer Ausbreitung vor Augen stellen.

Das Gräberfeld in Langugest wurde von einem dortigen Wirthschaftsbesitzer entdeckt. Die Teplitzer Museumsgesellschaft sicherte sich das Recht der Ausgrabung, welche von der k. k. Central-Commission in Wien durch Subventionen unterstützt wurde

75 Gräber und 6 „Culturgruben" wurden in exacter Weise (wir erfahren nicht genau, von wem?) aufgedeckt und die Publication der Funde dem Autor übertragen, welchen wir bisher namentlich als eifrigen Erforscher der älteren postquartären Culturschichten Böhmens kannten. Eine Anzahl Gräber harrt noch der Erschliessung. Es sind Skeletgräber von Männern, Frauen und Kindern, wahrscheinlich den einstigen Bewohnern einer geschlossenen kleinen Dorfgemeinde. Die Kriegergräber zeigen die typische eiserne Mannesrüstung der Früh-La Tène-Periode, wie sie uns schlagend ähnlich aus den Nekropolen des Marne-Departements bekannt ist, und nur geringen Schmuck Ein Grab ist das einer vornehmen, reichen Frau. Ein Drittel der Gräber ist auffallend arm ohne jede Beigabe oder nur mit geringen Metallfragmenten. Im Durchschnitte scheint die Gemeinde nicht reich gewesen zu sein. Ganz oder nahezu völlig fehlen Edelmetalle, Bernstein und Glas, sowie die bekannten schweren Buckel-Charnierringe aus Bronze, die doch in anderen nordwestböhmischen Fundorten nicht selten vorkommen. Aber auch Thongefässe verwendete man nicht als Beigaben, was einigermassen auffällig ist, da z. B. in Liebshausen bei sonst gleicher Bestattungsart schön geformte und graphitirte Vasen vorkommen. Ein einziger Halsring wurde gefunden. Die Armringe sind meist schmal und glatt oder bescheiden gerippt und hängen selten am rechten, meist am linken Arm. Stets war auch der linke Arm reicher ausgestattet, als der rechte und trug die schwereren Ringe. Die Armringe sind nur ausnahmsweise, die Fibeln dagegen zu zwei Drittel aus Eisen. Die nur in geringer Zahl erhaltenen Schädel sind, soweit sie messbare Verhältnisse zeigen, meist schwach-dolichocephal, zum kleineren Theile meso- und brachycephal.

Sehr wichtig ist natürlich das Vorkommen der zugehörigen „Culturgruben", wovon drei als ehemals überdachte Wohngruben, neun als Herdstellen oder Abfallsgruben gedeutet werden. Auch davon scheinen fortgesetzte Ausgrabungen noch mehr liefern zu sollen. Die Culturgruben enthielten Scherben von Freihand- und Drehscheibengefässen, Thonwirtel, Handmühl- und Reibsteine, Eisen-, Bronze- und Glasfragmente, Knochen vom Rind, Schwein, Hund etc. Die genau beschriebenen und gut abgebildeten Topfscherben sind oft mit der Wellenlinie (einzeln, doppelt, mehrfach, auch in Combination mit der Horizontalen) verziert und sämmtlich gut und hart gebrannt. Unter anderen Fundverhältnissen würde man diese Fragmente kaum der La Tène-Periode zurechnen, am wenigsten dem Anfangsstadium derselben.

In der Einleitung gibt der Autor einen Ueberblick der vorrömischen Metall-Culturperioden Böhmens, besonders des nordwestlichen Landestheiles. In diesem Gebiete hat, nach dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens, eine mehr oder minder ungestörte, von der Hallstatt-Cultur weder dauernd noch intensiv beeinflusste Bronzezeit bis über die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. (v. Weinzierl meint sogar bis in's III. Jahrhundert v. Chr.) geherrscht, worauf dann die Kelten von Westen her elbeabwärts und egeraufwärts in das Land eindrangen. Die Liste der La Tène-Fundstätten Böhmens (S. 15—23) ist sehr instructiv. Doch haben die historischen Folgerungen aus derselben natürlich nur provisorischen Werth; so der Satz: „Die Kelten sind von Westen her gegen Centralböhmen vorgedrungen, haben sich zunächst auf dem Hradišt nächst Beraun festgesetzt und sich von diesem Hauptsitz aus in Böhmen fächerförmig ausgebreitet", sowie die folgenden, noch detaillirteren Ausführungen. Langugest scheint dem Verfasser „eine der Hauptstationen im nördlichen Kohlenbecken" gewesen zu sein, in evidentem Zusammenhange mit dem Funde an der Riesenquelle von Dux. Während aber die Duxer Riesenquelle schon den Kelten des frühesten Zeitraumes als heilspendend bekannt war, blieben die Heilquellen von Teplitz als solche wahrscheinlich bis in die spätrömische Zeit unbenützt. Im Schlussworte behandelt der Verfasser das Vorkommen der hauptsächlichsten La Tène-Typen im böhmischen Fundgebiete.

M. Hoernes.

11.

Beltz, Dr. Robert: Die Vorgeschichte von Mecklenburg. Unter Mitwirkung von Dr. Richard Wagner. Mit 284 Abbildungen. 183 pp. 8°. Wilhelm Süsserott. Berlin 1899.

Wem es Ernst ist um den Fortschritt der prähistorischen Archäologie, der wird sich stets in ganz besonderem Maasse befriedigt fühlen von zusammenfassenden Arbeiten, welche die Erscheinungen eines grösseren Fundgebietes nicht speculativ und einseitig, sondern dem allgemeinen Bedürfnisse entsprechend geordnet und eingehend mit allen nöthigen

Unterscheidungen und mit hinlänglichen Abbildungen vorführen. Solche Früchte werden allerdings nur dort reifen, wo schon eine lange und mühevolle Vorarbeit an einen Boden von glücklicher Lage und genügendem Fundreichthum gewendet worden ist und wo sich endlich eine Person der Sache annimmt, welche ihr vollkommen gewachsen ist. Diese Bedingungen sind in vollstem Maasse erfüllt in dem vorliegenden Falle, in Beltz' „Vorgeschichte von Mecklenburg".

„Es ist Jahrzehnte lang," sagt unser Autor, „der Stolz Mecklenburgs gewesen, in Deutschland an der Spitze der vorgeschichtlichen Forschung zu stehen." Das hat sich seither geändert; aber nicht so sehr zu Ungunsten Mecklenburgs, als zu Gunsten des übrigen Deutschland und der vorgeschichtlichen Forschung überhaupt. Man ist heute, Dank der Organisation der prähistorischen Archäologie in den Anthropologischen Gesellschaften, in Museen und anderen Institutionen, über die Hauptsätze dieser Wissenschaft einig und im Reinen. Aufstellungen, wie die des Dreiperiodensystems, mit welchem der Name Lisch's, des Nestors der mecklenburgischen Prähistorie, untrennbar verknüpft ist, bilden heute die allgemein anerkannte Grundlage der Detailforschung. Allein, „so pietätvoll unsere Darstellung überall auf das Lebenswerk von Lisch zurückgreift, so darf hier nicht verschwiegen werden, dass von den Grundanschauungen von Lisch nur die äusseren Umrisslinien geblieben sind und dass besonders das moderne Bedürfniss, nach Kräften das Bild einer Culturentwicklung oder doch eines Culturganges zu geben, die alte Systematik sprengen musste". In der That ist der methodische Fortschritt und die Vermehrung des Substrates an exacten Beobachtungen seit jenem naheliegenden Kindesalter der Prähistorie unserer raschlebigen und auf so vielen Gebieten siegreich vordringenden Zeit durchaus angemessen.

Das Buch bildet den ersten Theil einer „Mecklenburgischen Geschichte in Einzeldarstellungen", die neun Theile von acht Verfassern bringen wird und in drei Jahren complet sein soll[1]). Als Ergänzung der „Vorgeschichte von Mecklenburg" wird demnächst eine Karte in vier Abtheilungen (Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit, Wendenzeit) erscheinen, auf der alle prähistorischen Fundstellen des Landes eingetragen sein werden. Diese Karte bearbeitet im Auftrage des grossherzoglichen Ministeriums ebenfalls Dr. R. Beltz. Die „Vorgeschichte von Mecklenburg" zerfällt in drei Abschnitte: Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit. Im ersten finden wir auch ein „paläolithisches" Zeitalter (entsprechend dem der dänischen Kjökkenmöddinger) vertreten. Die Bronzezeit gliedert sich in vier Unterstufen, die Eisenzeit in eine vorrömische, römische und wendische. Die Capitel „Geschichtliche Ueberlieferungen aus der ältesten Eisenzeit" und „Geschichtliches über Mecklenburg in der römischen Eisenzeit" sind von Dr. Richard Wagner, von dem auch die rein geschichtliche Darstellung der Wendenzeit in dem ebenfalls kürzlich erschienenen II. Theile des Werkes herrührt. Die Anmerkungen S. 170—183 enthalten gut ausgewählte Literaturangaben und werthvolle Einzelausführungen. Die zahlreichen und exacten Abbildungen sind theils dem reichen Vorrath des Mecklenburgischen Vereines für Geschichte und Alterthumskunde entnommen, theils mit Unterstützung des grossherzoglichen Ministeriums neu hergestellt. Obwohl der Verfasser durch steten Vergleich mit den entsprechenden Erscheinungen im Nachbargebiete die archäologische Stellung Mecklenburgs in den verschiedenen Perioden und die Formen seiner Abhängigkeit, sowie das relative Steigen und Sinken seiner Cultur gegenüber anderen Ländern zu zeigen sucht, hält er sich doch immer streng an sein Ziel und verliert sich nie in Fragen, die seiner Aufgabe ferne liegen. So schuf er ein gediegenes kleines Werk, das man mit Vertrauen öffnen darf und stets mit Dank schliessen wird.

M. Hoernes.

[1]) II. Die Wendenzeit. III. Die Germanisirung Mecklenburgs. IV. Mecklenburgs Kampf um den Vorrang an der Ostsee (Die Hansa). V. Mecklenburg im Zeitalter der Reformation. VI. Mecklenburg im Jahrhundert des Grossen Krieges. VII. Mecklenburgs Verfassungsstreit im XVIII. Jahrhundert. VIII. Die neuere Geschichte Mecklenburgs. IX. Mecklenburgische Literaturgeschichte.

12.

Sitzka, J.: Archäologische Karte von Liv-, Est- und Kurland, im Auftrage der Gelehrten Estnischen Gesellschaft entworfen. 2 Blatt. Dazu: Verzeichniss archäologischer Fundorte in Liv-, Est- und Kurland, im Auftrage der Gelehrten Estnischen Gesellschaft zusammengestellt. 40 pp. 8°. Jurjev (Dorpat) 1896.

Wir sind im Allgemeinen keine Freunde archäologischer Fundkarten. Sie kosten immer grosse Mühe und lehren oft nur wenig. Zumal wenn ein neuerschlossenes Fundgebiet unter dem Drucke einer ihm auferlegten höheren Cultur an vielen Punkten Ueberreste der verschiedensten alten Culturperioden gleichsam hervorsprudelt, findet sich gewöhnlich bald ein sanguinischer und hartnäckiger Verfechter der geographischen Darstellung dieses Fundreichthums. Dann erhalten wir eine oder mehrere, mit Farben und Zeichen verwirrend geschmückte Karten, in welchen der zufällige Stand der Kenntniss des Verfassers zur Zeit seiner Sammelbemühung — oft nicht einmal mehr zur Zeit des Erscheinens — dargestellt ist. Das wäre noch nicht so schlimm; aber solche Bilder, echte „dissolving views", dienen dann oft noch der pseudo-historischen Speculation über Einwanderung und Ausbreitung der vorgeschichtlichen Völker, deren Etappen und Hauptsitze. Ferner weiss man nie recht, ob in Folge echter, alter oder täuschender, neuer Bevorzugung gerade die Umgebungen der Orte, wo jetzt die fleissigsten Forscher hausen, am reichsten mit Fundstellen ausgestattet sind.

Die Arbeit, welche der Cand. hist. J. Sitzka in Dorpat für die drei russischen Ostsee-Gouvernements vor zwei Jahren ausgeführt hat, möchten wir von diesem allgemeinen Urtheile rühmlich ausnehmen. In diesen drei baltischen Provinzen sind gelehrte Gesellschaften und Einzelpersonen seit so vielen Jahrzehnten mit Einsicht und Fleiss an der Arbeit, dass man die Zeit zur Herstellung solcher Karten wohl für gekommen erachten kann. Kruse's „Necrolivonica" erschienen ja schon 1842, Bähr's „Gruben der Liven" 1850; Aspelin's und Grewingk's Publicationen gehören zu den älteren und angesehensten Werken der prähistorischen Archäologie. Die Verhandlungen und Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat und die Mittheilungen ähnlicher Vereine zu Riga, Mitau u. s. w reichen weit zurück in die Anfänge jener

Disciplin. Nebenbei bemerkt, möchten wir ähnliche Umstände in noch viel höherem Grade für Skandinavien und Dänemark geltend machen, um hier ebensolche Ausnahmen zu statuiren. Es ist sogar zu bedauern, dass ganz neue Werke, wie Montelius' „Temps préhistoriques en Suède" (1895) und S. Müller's „Nordische Alterthumskunde" (1897—1898) nicht etwas ausführlichere Fundkarten enthalten. Montelius gibt nur ein Umrisskärtchen Skandinaviens ohne Einzeichnung von Fundorten und S. Müller hat in seiner blos Dänemark darstellenden Karte ein einziges Zeichen für alle archäologischen Fundstätten, was aber immerhin schon die Benützung des Buches erleichtert.

Der Verfasser hat das Material auf zwei Blättern im Massstab von 1 : 1000000 derart untergebracht, dass Blatt I die Fundstellen aus der Stein-, Bronze- und älteren Eisenzeit bis um 800 n. Chr. blau, grün oder roth mit verschiedenen Zeichen für die verschiedenen Fundobjecte und Gräbertypen enthält, während Blatt II die Fundorte des jüngeren Eisenalters (800—1200 n. Chr.) ohne Unterschied der Farbe und des Zeichens, ferner die Gebiete der baltisch-russischen Völkerschaften (Liven, Letten, Kuren, Esten) im Zeitalter der Christianisirung zeigt. Bronzewaffenfunde sind auffallend viel seltener, als die verschiedenen Ueberreste der Steinzeit (Stein- und Knochengeräthe, Gräber, Speisehügel), der älteren (Brand- und Skeletgräber, Depôt- und Einzelfunde) und der jüngeren Eisenzeit. Doch zeigt sich das ganze Gebiet, sammt den Inseln, ziemlich gleichmässig ergiebig an Funden: ein Anzeichen sehr langer und umsichtiger Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Classen von Alterthümern. Die Striche um Libau, Mitau, Riga, Dorpat sind nicht in verdächtiger Weise viel dichter besetzt, als andere. Sehr exact gearbeitet ist das alphabetisch geordnete Verzeichniss der Fundorte; es enthält bei jedem der letzteren die Namen des Kreises, Kirchspieles und Gutes, eine genauere Angabe über das Fundobject und die einschlägigen Citate aus der in- und ausländischen Literatur, welche so ausführlich gehalten sind, dass auch blosse Erwähnungen des Fundortes aufgenommen wurden. Auf diese Art wird man beim Nachschlagen sofort zu den Quellen des Autors weitergeführt und kann dessen Angaben aus den Originalmittheilungen ergänzen. **M. Hoernes.**

13.

Eysn, Marie: Todtenbretter um Salzburg. Mit einer Lichtdrucktafel und einer Karte. (Zeitschrift des Vereines für Volkskunde. Berlin 1898. S. 205—209.)

Die auf volkskundlichem Gebiete wohlbekannte Verfasserin hat auf Grund von genauen Augenscheinsaufnahmen eine Karte des Herzogthums Salzburg mit dem völkisch dazugehörigen bayrischen Zwickel von Laufen, Reichenhall und Berchtesgaden entworfen, in welcher die Orte mit wagrecht angebrachten und der Länge nach beschriebenen Brettern durch rothe, die mit liegenden und querbeschriebenen durch blaue und jene mit stehenden oder senkrecht an Bäumen befestigten Brettern durch grüne Dreiecke bezeichnet sind.

Aus dieser Uebersichtskarte ergibt sich, dass die längsbeschriebenen Todtenbretter ausschliesslich auf den Mittel-Pinzgau (Zell am See, Saalfelden, Leogang, Lofer, Unken) beschränkt sind, wo aber auch die anderen beiden Arten durchwegs fehlen. Letztere kommen, ziemlich vermengt, im Flachgau und im bayrischen Zwickel vor. Bezeichnend ist das Fehlen der Todtenbretter im Ober-Pinzgau und im Lungau, was auf eine andere Stammesbesiedlung schliessen lässt. Nach meinen bisherigen Erfahrungen zu beurtheilen, scheint der Brauch, Todtenbretter aufzustellen, eine bajuwarische Sitte zu sein; das muss aber erst durch geschichtliche und mundartliche Forschungen erwiesen werden. Von den mehr als 1200 Brettern, welche Fräulein Eysn sah, fanden sich nur zwei, welche am oberen Ende die Kopfform ausgeschnitten hatten und nach Otto Rieder's Meinung (Todtenbretter im Bayrischen Walde, in Steinhausen's Zeitschrift für Culturgeschichte, II) die menschliche Gestalt und somit wahrscheinlich auch die älteste Form zeigen. Häufig finden sich Todtenbretter unter alten Bäumen, welche, auch wenn die Bretter schon vermodert sind, ebenso vor dem Fällen geschützt sind, wie die vom Blitze getroffenen Stämme.

Dass die wagrechte Anbringung der Bretter an Zäune und Scheunen und damit bedingt die Längsbeschreibung im Pinzgau auf örtlich zwingende Gründe zurückzuführen sein dürfte, ist gewiss einleuchtend, weil der ganze Mittel-Pinzgau wegen seiner ausgedehnten Pferde- und Rinderzucht von zahlreichen Zäunen der Länge und Quere nach durchzogen ist.

Heute ist das Todtenbrett im Salzburgischen nur mehr ein Erinnerungszeichen an den Todten, weil die Leichen nicht mehr auf dem Brette aufgebahrt werden, ausgenommen in einzelnen Orten des Flachgaues. **Dr. Wilhelm Hein.**

14.

„Der niederösterreichische Landesfreund." VIII. Jahrgang, Nr. 1—2, Februar 1899. 8°. 16 Seiten.

Das letzte Heft dieser vom Vereine „Niederösterreichische Landesfreunde" in Baden herausgegebenen Zeitschrift enthält einen sehr beachtenswerthen Beitrag für urgeschichtliche Forschungen in der Umgebung von Baden unter der Aufschrift „Vorgeschichtliche Kindergräber?" von Gustav Calliano. Der Verfasser fand an einer Erdabrutschung eine durch einen Steinkreis umgrenzte Ascheneinbettung, an deren tiefster Stelle eine zerbrochene weibliche Thonfigur lag. Der Untertheil derselben bildet einen glockenartigen Rock, das Mittelstück mit gut angedeuteten Brüsten besitzt zwei an den Körper geschmiegte Arme und läuft mit dem Obertheil in Hals und Kopf aus. Die kaum spannhohe Figur ist durch eingeritzte Linien, Kreise und Punkte verziert. Ausser dieser Steinsetzung fand Calliano noch drei weitere Einsätze, die alle das Thonfigürchen enthielten. Schon früher hatte man in und um Baden Bruchtheile von solchen menschlichen Darstellungen gefunden, welche die Feldarbeiter als „Lahmdocka" (Lehmpuppen) bezeichneten, die in alter Zeit als Kinderspielzeug benützt wurden. Ein alter Hauer jedoch gab die Erklärung, dass diese „Lahmdocka" die „Faijagredln" (Feuerpuppen) waren, die in früheren Zeiten am Felde verbrannt und gegen Wetterschäden daselbst bestattet wurden. Diese letztere Erklärung erscheint jetzt durch Calliano's Entdeckung bestätigt. Damit ist nun freilich die Sache nicht abgethan, und erst eine spätere wissenschaftliche Forschung kann vielleicht, gestützt auf weitere Funde, das ursprüngliche Wesen dieser Thonfiguren-Feuerbestattungen feststellen.

Von den übrigen Beiträgen seien jener von Dr. Hans Schukowitz über „Allerhand Geheimkram aus dem Familien-

leben der niederösterreichischen Aelpler“ nach Aufzeichnungen des Lehrers H. Bach aus Mannersdorf an der March vom Jahre 1858 und jener von Fräulein Marianne Bauer in Brunn am Steinfelde „Landläufiger Aberglaube“ erwähnt. Der erstere findet in dem „Aberglaubenkram“, wie in einer Art von Selbstüberschätzung vom Verfasser diese alten, mitunter höchst werthvollen Aeusserungen menschlichen Denkens genannt werden, unleugbar einen pädagogischen Werth; z. B. meint er, verwehrt man es dem Kinde, mit den Fingern nach den Sternen zu weisen, und rügt hierin unbewusst eine anstandswidrige Bewegung. Mit dergleichen unnützen Fragen hat sich die wissenschaftliche Untersuchung nicht aufzuhalten. Sie hat die strenge Forderung zu stellen, dass ihre freiwilligen Helfer mit grösster Gewissenhaftigkeit die einzelnen Erscheinungen im Volksleben feststellen und beschreiben, sowie man Thiere, Pflanzen und Gesteine beschreibt, ohne sich in nur verwirrende Fragen über den eingebildeten pädagogischen Werth u. dgl. einzulassen. Diese Erscheinungen müssen an sich untersucht werden, dann müssen sie in Vergleich zu anderen verwandten Aeusserungen gestellt werden, damit wir endlich dahin kommen, das Verhältniss des Menschen allerorten zu der ihn umgebenden Natur und deren Kräftewirkungen vorurtheilslos würdigen zu können. Daher muss auch mit dem Ausdrucke „Aberglauben“ von Seite der völkerkundlichen Forschung entschieden gebrochen werden. „Aberglauben“ haben nur jene Zweige menschlichen Denkens zu behandeln, deren Aufgabe der „Glauben“ ist, die verschiedenen Glaubensgenossenschaften. Für den wissenschaftlichen Forscher jedoch gibt es nur Volksmeinungen, die einander alle vollkommen gleichwerthig sind. Der Ausdruck „Aberglaube“ muss schon deshalb entschieden aus dem Bereiche der Wissenschaft ausgeschlossen werden, weil der damit verbundene Begriff einen höchst schwankenden Umfang und Inhalt hat, je nach der geistigen Ausbildung und der gemüthlichen Veranlagung Desjenigen, der ihn gebraucht. Was für den Einen Aberglauben ist, bildet für den Anderen einen unerschütterlichen Glaubenssatz. Dagegen bleiben Volksmeinungen unter allen Verhältnissen eben nur Meinungen des Volkes, gleichgiltig, ob sie dieser oder jener Glaubensgenossenschaft passen oder nicht, gleichgiltig, ob sie von schulmässig ausgebildeten Leuten getheilt werden oder nicht. Wenn in einer Köhlerhütte bei Neuhaus eine Frau an das Kopfende der Wiege eine Kette aus Ringelnatter- und Krötenknöchelchen hängt, damit ihre Kinder nicht „teppig oda talkat“ werden, oder wenn im Traisenthale die Köhlerkinder meist Mäusezähne an einem blauen Faden am linken Arme tragen, damit sie gefeit sind, so mag das Dr. Schukowitz als „albernen“ Altvaterglauben bezeichnen; die Völkerkunde jedoch wird im Hinblicke auf ganz ähnliche oder vielleicht sogar gleiche Erscheinungen in anderen Theilen der Erde, z. B. bei den Indianern Nordamerikas oder bei den Malaien, diese sehr beachtenswerthen Aeusserungen bestimmter Volksmeinungen gewissenhaft verzeichnen und an den ihnen gebührenden Platz in dem leider noch sehr unfertigen Bau ihrer Wissenschaft stellen.

Aus dem Abschnitte „Vermischtes“ am Schlusse des Heftes, in welchem auch auf die urgeschichtlichen und volkskundlichen Sammlungen der Herren k. u. k. Militärlehrer Ignaz Hofmann in Fischau und Fabriksdirector Julius Pichler in Brunn am Steinfelde aufmerksam gemacht wird, welche die Mitglieder unserer Gesellschaft anlässlich eines Ausfluges zum Theile kennen gelernt haben, erfahren wir, dass auch in Kaltenleutgeben, und zwar von Spenglermeister Josef Weber, eine Sammlung von vorgeschichtlichen Funden aus der Umgebung angelegt wurde, die schon derzeit Beachtung verdiene.

Dr. Wilhelm Hein.

15.

„Materjały do ukraińsko-ruśkoji etnologiji.“ (Materialien zur ruthenischen Ethnologie.) I. Band. Lemberg 1899.

Die vorliegende Publication wurde von der ethnographischen Commission der gelehrten ruthenischen Ševčenko-Gesellschaft in Lemberg herausgegeben.

Die ersten fünfzig Seiten nehmen zwei Aufsätze des Redacteurs der „Materialien“, T. Wouk, ein. Im ersten gibt er einen Ueberblick des Standes der ethnologischen Forschungen im Allgemeinen und übergeht sodann zu dem auf dem Gebiete der ruthenischen Ethnologie Geleisteten. Im zweiten erstattet er Bericht über Č. Chwojka's in den Jahren 1893—1897 in der Cyrillgasse in Kijev gemachten vorgeschichtlichen Funde. Dieselben, bisher nur von Antonowicz flüchtig erwähnt, wurden von Wouk zum ersten Male wissenschaftlich beschrieben. Nahe aneinander befanden sich in der Cyrillgasse zwei Stationen: die eine paläolithisch mit Mammutknochen (ein Schädelbruchstück, 25 Zähne, 19 Fangzahnfragmente, viele Bruchstücke von gespaltenen oder angeschnittenen langen und kurzen Knochen), bearbeiteten Feuersteinen und Spuren von Feuer; die andere neolithisch. In der letzten fand man Anhäufungen von essbaren Muscheln angehörenden Schalen, Töpferherde, Geräthe aus geglättetem Steine und Knochen, ein Grab mit hockendem Gerippe und einigen Beilagen, als: kleinem Muschelschalenhaufen, kleinem Topf mit Spuren rothen Ockers, einem Beilchen aus Elchknochen, zwei runden Steinen und Gefässscherben. Die Bedeutung der neuen Funde ist desto grösser, als alle bisherigen vorgeschichtlichen Funde Ukrainas wesentlich anders sind.

Es folgen darauf Beiträge zur Kenntniss der bei den Ruthenen heimischen Handwerke. Wouk theilt Interessantes über die ruthenischen Fischer an der Donaumündung in der Dobrudscha mit. Es sind dies Nachkommen der Zaporoger Kosacken, welche nach der 1775 von der russischen Armee vollstreckten Vernichtung der Sicz sich hier flüchteten. M. Mohylčenko handelt über die Töpfer im Dorfe Ołešnia im Gouvernement Černihow, Wladimir Hnatiuk über die galizischen Kürschner. Die beiden Forscher liefern noch zwei Aufsätze, der erstere über den Hausbau im Dorfe Połoški im Hłuchowschen Bezirke (Gouvernement Černihow), der zweite über die Nahrung und Speisen der ruthenischen Bauern in Galizien. Alle Texte (mit Ausnahme des letzteren) sind durch gute Zeichnungen erklärt.

T. Wouk veröffentlicht die von einem Bauernjungen O. Hryša aufgezeichnete Beschreibung der Hochzeitsbräuche aus dem Dorfe Cipki (Hadiačer Bezirk, Gouvernement Poltawa); zu betonen ist hier insbesondere der sexuelle Charakter der Feierlichkeit. Ueber Wouk's Anregung erscheinen hier auch zum ersten Male die bisher ungedruckten, von dem längst verstorbenen ruthenischen Ethnographen Maksymowič gesammelten ukrainischen Hochzeitslieder, deren Ausgangspunkt ebenfalls die geschlechtlichen Verhältnisse bilden.

Am Schlusse des 250 Seiten zählenden Bandes befindet sich die treffliche Abhandlung M. Korduba's über gemalte Ostereier in Nordostgalizien (oder galizischem Wolhynien, wie er es nennt). Auf Grund eigener Studien sowie der von 37 Personen eingesandten Antworten auf Fragebögen behandelt er die Verbreitung der gemalten Ostereier in seinem Forschungsgebiete, die Art, sie zu malen, ihre Herstellungszeit, ihren Gebrauchszweck, Volkssagen über ihren Ursprung und schliesslich ihre Ornamentirung. In diesem Abschnitte zieht er vorgeschichtliche, mittelalterliche und zeitgenössische volksthümliche Ornamentik (insbesondere diejenige der anderen slavischen Völkerschaften) zum Vergleiche heran. Nur die Kunst der Naturvölker ist zu wenig beachtet worden.

Alle diese Theile zeichnen sich durch eine seltene Klarheit der Darstellung sowie einen streng logischen Sinn aus.

Besonders beliebt ist bei dem ruthenischen Ostereiermaler das geometrische Ornament. Korduba zählt 18 Abarten desselben, vorwiegend sind sie geradelinig. Sie heissen: Pünktchen, Fäden, Netz, Winkel, Keile, Windmühlen, Körbchen, Leitern, Rechen, Sterne, Kreuze, Locken, Bassschlüssel, Sägen, Balken, Aeuglein, Löffel, Scheiben. Die Benennungen entsprechen den Formen, nur sind die Aeuglein eigentlich Doppelspiralen, den Bassschlüsseln sehr ähnlich. Windmühlen und Körbchen entstehen durch kreisförmige Anordnung der Dreiecke („Keile"); sind dieselben durch ihre Spitzen an den Kreisumfang geheftet, so ergeben sie die ersteren, durch Basen — die zweiten. Die Scheiben, an das bekannte Sonnenbild erinnernd, sind häufig gezahnt, dann lautet ihr Name (wegen der Aehnlichkeit mit der Mohnkrone) „Mohn".

Das Pflanzenornament ist minder reich vertreten. Man unterscheidet hier: Rosen (den Sternen sehr ähnlich), Tännchen, Aepfel (kaum zum Pflanzenornament gehörig; es ist dies eine Reihe von Spirallinien, die an zwei Dreieckschenkeln angebracht werden), Weintrauben, Bäume, Schoten, Immergrün. Ebenso sie als die Thierornamente hängen in mancher Beziehung mit der geometrischen Gruppe zusammen. So sind z. B. unter den letzteren „Widderhörner" nichts als eine doppelte Spirale; „Hennefüsschen" besitzen ihre Ursprungsform im Dreizack, „Spinnchen" ist ein Knäuel von gewundenen Linien. Manches aber ist nach der Natur gezeichnet, so die Gänsepfoten, Schmetterlinge, Vögel, Tausendfüsse (Julus) und Krebse.

Der Abhandlung wurden 149 colorirte Abbildungen von gemalten Ostereiern hinzugefügt.

Am Schlusse des Bandes befindet sich ein von Wouk hergestellter erschöpfender Fragebogen über „ursprüngliche Geräthschaften" bei dem ruthenischen Volke, dann über Feuer, Jagd, Fischerei, Viehzucht, Imkerthum, Wald-, Gras- und Ackerbau, über Verkehrswesen und eine Reihe von Handwerken. Dieser Fragebogen wird gewiss eine ausgezeichnete Anregung für ruthenische Sammler bilden. **Bugiel.**

16.

The Kâçmîraçabdâmṛta, a Kâçmîrî Grammar, written in the Sanskrit language by ˆIçvara-Kaula, edited with notes and additions by G. A. Grierson, Part II, Conjugation Calcutta, 1898, published by the Asiatic Society, 57 Park Street.

Das vorliegende Buch ist eine vorzügliche Grammatik der Kâçmîrî-Sprache, von dem im Jahre 1893 verstorbenen gelehrten Inder ˆIçvara-Kaula verfasst und mit werthvollen Beigaben von G. A Grierson, einem der besten Kenner des Kâçmîrî, nunmehr veröffentlicht. Das Werk ist freilich nur für Indologen, resp. gelehrte Inder benutzbar, denn es ist in Sanskrit geschrieben und ganz nach der Art eines richtigen Vyâkaraṇa angelegt. Aber dafür ist es auch nach Grierson's durchaus competentem Urtheile eine glänzende grammatische Leistung, die von Hemacandra selbst herrühren könnte. Die bisherigen, sämmtlich unzulänglichen Grammatiken der Kâçmîrî-Sprache leiden alle unter dem schweren Uebelstande, dass sie sich zur Darstellung derselben des persischen Alphabets bedienen, welches aus verschiedenen Gründen zu diesem Zwecke wenig geeignet ist. ˆIçvara-Kaula verwendet mit mehr Glück das Devanâgarî, welches er zu diesem Zwecke in ingeniöser Weise modificirt hat. Das Kâçmîrî, welches er speciell darstellt, ist die von den Hindus in der Hauptstadt Çrînagar gesprochene Sprache. Die früheren Grammatiken boten die Sprache der Muselmanen, die von 90% der Landesbewohner gesprochen wird und von jener ein wenig abweicht Das Hindu-Kâçmîrî aber ist die reinste Form der Sprache.

ˆIçvara-Kaula, der Verfasser der Grammatik, wurde im Jahre 1833 geboren und entstammte einer Familie, in welcher die Sanskrit-Gelehrsamkeit traditionell ist. Er studirte unter den ersten Gelehrten Kaschmirs, war in der Folge Hauptlehrer an der Sanskrit-Schule zu Çrînagar, übersetzte im Auftrage des Mahârâja von Kaschmir verschiedene persische und arabische Bücher in das Sanskrit, verfasste ein Wörterbuch der Kâçmîrî-Sprache und andere gelehrte Werke. Der Herausgeber hat an der vorliegenden Arbeit des bedeutenden indischen Gelehrten nur geringe Aenderungen vorgenommen, die sich auf Verbesserung kleiner, augenfälliger Versehen im Manuscripte beschränken. Seine eigenen Bemerkungen sind von denjenigen des Autors deutlich geschieden. Er hat dem Werke eine orientirende Vorrede vorausgeschickt und ihm einen Index der Verbalwurzeln, nach den schliessenden Lauten geordnet, angefügt, desgleichen einen Index der Sûtras, einen Index aller angeführten Kâçmîrî-Worte und -Sätze, sowie einen Gaṇapâṭha.

Die Kâçmîrî-Sprache ist von Grierson bereits eingehend behandelt worden im Journal of the As. Soc. of Bengal, Jahrgang 1896—1898, welche Arbeiten demnächst gesammelt in Buchform erscheinen sollen. Nun hat sich der hochgeschätzte englische Gelehrte durch die Herausgabe von ˆIçvara-Kaula's Werk und seine eigenen Beigaben zu demselben ein neues Verdienst um die Kenntniss der genannten Sprache erworben, welche bisher nur von Wenigen studirt wird, aber — von Anderem abgesehen — auch für die vergleichende Sprachforschung nicht unwichtig ist.

L. v. Schroeder.

17.

Boas, Franz: The social organization and the secret societies of the Kwakiutl Indians. (Smithsonian Institution. United States National-Museum.) From the report of the U. S. National-Museum for

1895, pages 311—737 with 51 plates. Washington, 1897. Goornment printing office. Lex. 8°, 426 pp.

Unser Landsmann Franz Boas erprobt seit Jahren seine Kraft an der Lösung eines der schwierigsten ethnographischen Probleme, der gründlichen Erforschung und klaren Darstellung der ethnographischen Verhältnisse der amerikanischen Indianer des Westens und Nordwestens der Union und deren Sprachen, nachdem ihm in der Behandlung der die Innuit betreffenden wissenschaftlichen Fragen so viel gelungen ist. Den Gegenstand pflegt er mit umfassender Gründlichkeit anzugehen und ganz besonders alle Mittel der illustrativen Darstellungskunst, wie sie völkerkundlicher Methode nur irgendwo zur Verfügung stehen, mit massvoller und besonnener Kritik anzuwenden. Die Wissenschaft kann solches Thun nur mit höchster Anerkennung und mit Bewunderung der unerschöpflichen Arbeitskraft des deutschen Forschers lohnen.

Die vorliegende Darbietung birgt die Beschreibung einer Sammlung aus dem National-Museum der Vereinigten Staaten Amerikas, die zu dem Zwecke aufgegriffen ward, um die sociale Organisation und die geheimen Bünde der Indianer Britisch-Columbiens, namentlich der Kwakiutl, darzustellen. Boas selbst machte an Ort und Stelle zu dem Zwecke jahrelange Studien und bezog auch alle Wahrnehmungen und Ermittlungen Mr. George Hunt's vom Fort Rupert in Britisch-Columbien mit ein, eines im Verkehre mit den Eingeborenen erfahrenen Interessenten an der Ethnologie der Kwakiutl, nicht ohne auch alle einschlägigen in europäischen Museen ruhenden Materialien berücksichtigt zu haben. Eine stattliche Zahl instructiver Photogramme, Dinge und Situationen in gleich grosser Fülle umfassend, ist dem Illustrationsmateriale zuzuschlagen. Zur Fixirung der gesanglichen Partien aus dem Folklore war ein Phonograph mitgenommen worden, mit dessen reproducirten Schätzen das Werk Boas' förmlich überfluthet ist. Der Forscher hatte sogar Gelegenheit, die phonographisch festgehaltenen Klänge nach vorgenommener genauer Revision der Texte zwei Jahre später mit den Eingeborenen, offenbar zu deren höchsten Erstaunen, nochmals durchzugehen. Wir erwähnen diese Einzelnheiten lediglich, um die Gründlichkeit des Vorgangss Boa's zu beleuchten und hervorzuheben, wie gewissenhaft wissenschaftlich gearbeitet werden sollte.

Der Verfasser hat das Werk in 14 Capitel gegliedert und einen Appendix mit Texten und musikalischen Motiven hinzugefügt. Auf die Darlegung der Gliederungsverhältnisse der schier unzähligen Stämme und Stämmchen der nordpacifischen Küste ist alle Sorgfalt verwendet worden, die moderne Ethnographie erfordert. Allzugrosse Schematicität und trockene Ueberladung mit Namen lässt sich dabei leider nicht vermeiden, aber jeder neue Name ist Goldes werth. Vieles Interesse erweckt die Schilderung der Mischung des Mutter- und Vaterrechtes bei den Stämmen und diejenigen des indianischen Adels. Ganz besonders dankbar muss man Boas für die genaue Erörterung des Potletsch oder, wie ihn Boas zusammenfassend ganz bezeichnend nennt, „the method of acquiring rank", sein (pp. 341—358). Selten noch ist der merkwürdige Brauch so gründlich behandelt und namentlich die einzelnen Phasen desselben mit den charakteristischen Originalbezeichnungen belegt worden, wie das hier geschieht. Auch die Eheverhältnisse konnten gründlich studirt und Eheform und Eheschliessung an typischen Beispielen der Mamaleleqala, Koskimo und Lasqenôx dargethan werden; das Schlagwort „marriage a purchase conducted on the same principles as the purchase of a copper" offenbart die Farbe der einschlägigen Ehetransactionen. Ungeheure Schwierigkeiten musste das Eindringen in das vielgestaltete geistige Leben der Stämme geboten haben und diesem scheint Boas seine volle Kraft gewidmet zu haben. Die todte Natur des Winters bedingt bei diesen Indianern ein eigenartiges potencirtes geistig-religiöses Leben, das im Animismus wurzelt und von schwerer Mystik tief erfüllt ist. Diese letztere steigert sich durch das Gegenstück des sommerlichen geistigen Lebens der Stämme zu einem anscheinend unentwirrbaren Gewebe von geheimnissvollen Ceremonien, die gewisse Gruppen, eben die „secret societies", üben, und deren wahrer Bedeutung die Indianer sich in vollem Umfange gar nicht mehr bewusst sind. Auch „cannibal societies" sind vorhanden. Exaltirter Tanz und, man könnte sagen, krampfhafter Gesang, reflectirt die geistige Erregung und steht hiebei überall im Vordergrund; sein mechanischer Apparat füllt allein ein Museum und die wissenschaftliche Analyse desselben nimmt die Geistesschärfe des Forschers vollauf in Anspruch. Boas löst das Problem, indem er von Stamm zu Stamm vergleichend schreitet und dann, die typischen Formen, welche sich bei den eigentlichen Kwakiutl finden, gleichsam als Basis nehmend, die betreffenden, oft verschiedenen Formen der „tribes of kwakiutl lineage" und anderer Stämme zum Vergleiche heranzieht. So gewinnt er eine sichere Erkenntniss des Wesens aller Ceremonien, die er zu studiren unternahm. Inhalt, Form und ceremonielle Abgabe der geheimnissvollen Veranstaltungen der Indianer hier auseinander zu setzen, würde zu weit führen; wir müssen da schon auf die einschlägige Partie im Werke Boas' selbst hinweisen. Es zeigt sich, dass „all legends of this region are of complex origin", hebt der Forscher p. 662 hervor. Einflüsse von aussen machten sich natürlich auch geltend. Diese ganze Mystik ist aber auch noch in beständiger mächtiger Evolution begriffen. So haben die Kwakiutl z. B. den Cannibalismus erst vor 60 Jahren eingeführt und zur nationalen Institution gemacht. Die geheimen Gesellschaften der Kwakiutl festigen und erweitern, so bedünkt es uns, die totemistischen Begriffe und Bräuche der Indianer der Nordwestküste Amerikas und in ihnen erscheint die psychische Eigenart der Eingeborenen Amerikas zur höchsten Blüthe gesteigert.

Vergleicht man das in der vorliegenden werthvollen Publication enthaltene Materiale, das Franz Boas gesammelt, mit dem reichen Stoffe, den er in seinem Werke: „Indianische Sagen von der nordpacifischen Küste Amerikas" (Berlin 1895) niedergelegt hat, so wird das Verdienst des Forschers um die Ethnologie des rothen Menschen erst in das rechte Licht gerückt. Eine Karte fehlt dem Werke leider.

Ph. Paulitschke.

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

22. Ranke, Professor Dr. J.: Correspondenzblatt d. deutschen Gesellsch. für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, XXIX. Jahrg., Nr. 11 u. 12 sammt Inhalt, und XXX. Jahrg., Nr. 1. Gesch. d. Verf.
23. Salmon, Philippe: L'Anthropologie au Congrès de Nantes, 27e session de l'associat. française pour l'avancement des sciences (4—11 août 1898). Gesch. d. Verf.

24. Onnis, Dr. E Ardu: La Sardegna preistorica, Note di Paletnologia. Gesch. d. Verf.

25. Referate des Archiv für Anthropologie, Bd. XXVI. Gesch. d. Herrn Custos Szombathy.

26. Journal and Proceedings of the Hamilton Association for session of 1897—98. Number XIV. Gesch. d. Ges.

27. Trojanović, Sima: Lapot i prokletije u srba (Greisenmord und Fluchhügel bei den Serben). Belgrad 1898. Gesch. d. Verf.

28. Schwarz, Dr. W.: Heidnische Ueberreste i. d. Volksüberlieferungen d. norddeutsch. Tiefebene. Zur Stammbevölkerungsfrage der Mark Brandenburg. Gesch. d. Verf.

29. Majewski, Erasmus: Swiatowit, Rocznik. Póswiecony Archeologu Przeddziejowci, Tom 1, 1899. Gesch. d. Verf.

30. Thonner, Franz: Im afrikanischen Urwald. Berlin, 1899. Gesch. d. Verf.

31. Thieullen, A.: Lettre A. M. Chauvet, président de la société historique, anthropologique pour faire suite aux veritables instruments usuels de l'âge de la pierre. Gesch. d. Verf.

32. Atti della società Veneto-Trentina di scienze naturali residente in Padova, Vol. III, Fasc. II, 1898. Gesch. d. Ges.

33. Hedinger, A.: Alte Erzschmelzstätte auf der schwäbischen Alb. Gesch. d. Autors.

34. Boas, Franz: The Mythology of the Bella Coola Indians. Gesch. d. Autors.

35. Allen, M. D. Harrison: Study of Hawaiian Skulls. Gesch. d. Wagner free Institute of Science of Philadelphia.

36. Cockerell, T. D. A.: Directions for collecting and preserving scale insects (coccidae). Gesch. d. Verf.

37. Boas, Franz: The social organization and the secret societies of the Kwakiutl Indians. Nr. 36 und 37 Gesch. der Smithonian Institution U. S. National Museum. Washington 1898.

38. Piette, E.: Fouilles a Brassempouy en 1897, Études d'Ethnographie préhist. Paris, Masson et Cie. Éditeurs. Gesch. d. Autors.

39. Conwentz, Prof. H.: Vorgeschichtliche Wandtafeln für Westpreussen, aus dem Verwaltungsbericht des westpreussischen Provinzial-Museums für das Jahr 1898. Gesch. d. Museums.

40. Ethnographische Abtheilung des ungar. National-Museums in Budapest 1899: Beschreibender Katalog der ethnographischen Sammlung Ludwig Biró's aus Deutsch-Neu-Guinea (Berlinhafen). Gesch. d. ungar. Akademie der Wissensch. und des ungar. National-Museums.

41. Anutschin, D. N.: K istorii iskusstva i vjerovannj u priuraljskoj tschudi. Moskva 1899. Gesch. d. Verf.

42. Morse, Edward S., Mass., Salem: Pre-Columbian Musical Instruments in America reprinted from Appleton's Popular Science Monthly for March 1899. Gesch. d. Verf.

43. Pastrnek, Franz: Národopisný Sborník Českoslovanský. Gesch. d. Verf.

44. Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in München: Correspondenzblatt, Jahrgang XXX, Nr. 2 und 3, 1899. Gesch. von Herrn Dr. Johannes Ranke in München.

45. Moore, George F.: Journal of the American Oriental Society. Vol. XX, 1. Hälfte. New Haven, Connecticut U. S. A. 1899. Gesch. d. The American Oriental Society in New Haven.

46. Société litteraire Bulgare à Sophia: Periodische Mittheilungen Nr. 58 (1899). Gesch. d. Ges.

47. Free Museum of Science and Art. Departement of Archaeology and Paleontology University of Pennsylvania: Bulletin — Vol. II, Nr. 1. January 1899. Printed for the Museum. Philadelphia 1899. Gesch. d. Museums.

48. Phylologicos Syllogos Parnassos, Athen: Epetheris ΕΤΟΣ · Γ'. Athen 1899. Gesch. d. Ges.

49. Weinzierl, Robert R. v.: Das La Tène-Grabfeld von Langugest bei Bilin in Böhmen. Braunschweig. Commissionsverlag von Friedrich Vieweg & Sohn. Braunschweig 1899. Gesch. d. Verf.

50. Portugalia, Materiaes pocra o estudo do povo portuguez. Porto. Publicaçao Trimestral. Ohne Jahreszahl. Gesch. des Herrn Directors Riccardo Severo.

51. Ranke, Prof. Dr. Johannes: Aus der Weltgeschichte, I. Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1899. — Die Vorgeschichte der Menschheit. Gesch. d. Verlagshandlung. Hans F. Heltmolt in Leipzig.

52. Periodičesko spisame bulgarskato knižovno družestvo v. Sofia. Knižka LVIII. Gesch. d. Société Litteraire Bulgare à Sophia.

53. Proceedings of the Royal Society of Queensland, Vol. XIV. Printed and published for the Society, Brisbane 1899. Gesch. d. Ges.

54. Hedley, Charles: Australian Museum, Sydney, Mem. III. The Atoll of Funafuti Ellice Group: its Zoology, Botany, Ethnology and gernal. Structure based on collections made by Mr. Charles Hedley of the Australian Museum Sydney N. S. W. Part 7. Published 6, March 1899 by coder of the Trustees (Sydney 1899). Gesch. d. Australian Museums in Sydney.

55. Conwentz, Prof. Dr.: Neue Beobachtung über die Eibe, besonders in der deutschen Volkskunde, nach einem Vortrage des Herrn Prof Dr. Conwentz in der anthropologischen Section der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig am 22. Februar 1899. Sonderabdruck aus Nr. 23.706 der „Danziger Zeitung". Gesch. d. Autors.

56. Ammon, Otto: Zur Anthropologie der Badener, Bericht über die von der Anthropologischen Commission des Karlsruher Alterthumsvereines an Wehrpflichtigen und Mittelschülern vorgenommenen Untersuchungen mit 24 Textabbildungen und 5 Tafeln in Farbendruck. Jena 1899. Verlag von Gustav Fischer. Gesch. d. Verlegers.

57. Illing, Dr. Karl Emil: Der Periplus des Hanno (Sonderabdruck aus dem Programm des Wettiner Gymnasiums. Dresden 1899, Nr. 566. Gesch. d. Autors.

58. Nederlandsche Anthropologische Vereeniging. Erste Vergadering op 19/11 98 'smiddags 2 uur in de kleine Restauratie-zaal van Antis. Overgedrukt uit het Ned. Tijdschrift voor Geneeskunde 1899, Deel 1, Nr. 11. Gesch. d. Redaction.

Den Geschenkgebern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

EINLADUNG

zu der

III. gemeinsamen Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft

in Lindau

mit Ausflügen nach Bregenz, Zürich und Bern

zugleich

XXX. allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Die Deutsche und die Wiener Anthropologische Gesellschaft haben beschlossen, in diesem Jahre eine gemeinsame Versammlung gleichzeitig mit der XXX. allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lindau abzuhalten. Herr Dr. Kellermann, k. Rector, hat auf Ansuchen der Vorstandschaften die locale Geschäftsführung in **Lindau** übernommen.

Die Unterzeichneten erlauben sich im Namen des Vorstandes der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, sowie im Namen der localen Geschäftsführung für Lindau die Mitglieder beider Gesellschaften, sowie alle Freunde anthropologischer Forschung zu dieser

vom 4. bis 7. September l. J. in Lindau

stattfindenden Versammlung einzuladen.

München, Wien, Lindau, im Mai 1899.

Dr. J. Ranke,	**Dr. Paulitschke,**	**Dr. Kellermann,**
Generalsecretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.	I. Secretär der Wiener Anthropologischen Gesellschaft.	Localer Geschäftsführer für Lindau.

Tagesordnung.

Sonntag den 3. September 1899.

Von Morgens 10 Uhr bis Abends 9 Uhr: Anmeldung der Theilnehmer im Bureau der Geschäftsführung.

Abends 8 Uhr: Begrüssung der Gäste und zwangloses Zusammensein im Theatersaale.

Montag den 4. September 1899.

Von Morgens 8 Uhr ab: Anmeldung im Bureau der Geschäftsführung.

Von 8—9 Uhr: Rundgang durch die Stadt.

Von 9—1 Uhr: Gemeinsame Eröffnungssitzung[1]).

Eröffnungsrede des Vorsitzenden der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Herrn Geheimrath *Waldeyer*.

Uebergabe des Präsidiums an den Präsidenten der Wiener Anthropologischen Gesellschaft Dr. *F. Freiherrn v. Andrian-Werburg*.

Begrüssung namens der k. Staatsregierung.

Begrüssung namens der Stadtvertretung und des gemeinnützigen Vereines durch Herrn rechtsk. Bürgermeister *Schützinger*.

Begrüssung namens des Bodensee-Geschichtsvereines.

Begrüssung namens des ärztlichen Vereines.

Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Herrn Prof. *J. Ranke*.

Wissenschaftliche Vorträge[2]).

[1]) Sämmtliche Sitzungen finden in den Räumen des alten Rathhauses statt.

[2]) Siehe Seite 100.

Von 1—2 Uhr: Mittagspause.

Von 2—4 Uhr: Besichtigung des Museums, der Stadtbibliothek und des Archivs.

Um 5 Uhr: Festessen im Baierischen Hof.

Abends: Zwangloses Zusammensein im Fürstengarten.

Dienstag den 5. September 1899.

Das Museum, die Stadtbibliothek und das Archiv ist für die Theilnehmer geöffnet.

Von 8—9 Uhr: Erste Geschäftssitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Eröffnung durch den Vorsitzenden Herrn Geheimrath *Waldeyer*.

Begrüssung durch den localen Geschäftsführer Herrn Rector Dr. *Kellermann*.

Bericht des Generalsecretärs *J. Ranke* und Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters Herrn Oberlehrer a D. *Weismann*. Wahl des Rechnungsausschusses.

Von 9—1 Uhr: Zweite gemeinsame Sitzung. Wissenschaftliche Vorträge[1]).

Von 1—2 Uhr: Gemeinsames Mittagessen.

Um 3 Uhr: Ausflug auf den Hoyerberg; dann mit gütiger Erlaubniss der Besitzer Besichtigung des Lindenhofes. Rückfahrt vom Bad Schachen aus mit dem Dampfschiff.

Von 8 Uhr an: Grosses Hafenfest, gegeben von der Stadt Lindau und dem gemeinnützigen Vereine. Zusammenkunft auf der oberen Terrasse des Baierischen Hofes.

[1]) Siehe Seite 100.

Mittwoch den 6. September 1899.

Ausflug nach Bregenz:

7 Uhr 50 Min. Morgens: Abfahrt mit dem Dampfschiff nach Bregenz.

8 Uhr 20 Min. Morgens: Landung in Bregenz; Begrüssung durch die Stadtbehörden; Besuch der städtischen Anlagen am Gebhardsberge. — Besuch des Bregenzer Museums unter Führung des kaiserl. Rathes Herrn Dr. Jenny. — Mittagstisch in Bregenz.

2 Uhr 6 Min. Nachmittags: Abfahrt von Bregenz mittelst Eisenbahn nach Dornbirn. Begrüssung der Gäste durch den Bürgermeister. Ausflug zu Fuss und zu Wagen in's Gütle zur Rappenlochschlucht, dem Staufensee und nach den elektrischen Anlagen. Rückweg über Eschenau und Zanzenberg.

7 Uhr 54 Min. Abends oder **10 Uhr 28 Min. Nachts**: Rückfahrt nach Bregenz—Lindau.

Donnerstag den 7. September 1899.

Von 8—9 Uhr: Zweite Geschäftssitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.
Berichterstattung des Rechnungsausschusses. Entlastung und Aufstellung des Etats für 1899/1900. Bestimmung des Ortes und der Zeit für die XXXI. allgemeine Versammlung. Neuwahl des Vorstandes.

Von 9—1 Uhr: Gemeinsame Schlusssitzung.
Wissenschaftliche Vorträge.

Von 1—2 Uhr: Gemeinsames Mittagessen.

Von 3 Uhr ab: Ausflug nach Friedrichshafen Besuch des Bodensee-Geschichtsvereins-Museums, des k. Schlosses und Schlossparkes.

Schluss der gemeinsamen Versammlung.

An die allgemeine Versammlung in Lindau soll sich vom 8. September an ein privater **Besuch der anthropologisch-prähistorischen Museen in Zürich und Bern** anschliessen. Auf der Rückreise soll eventuell **Constanz** besucht werden. Das nähere Programm wird den Theilnehmern später mitgetheilt werden.

Die Vorstandschaften:

Waldeyer, Andrian, Virchow, Ranke, Weismann.
Andrian, Brunner, Inama-Sternegg, Toldt, Paulitschke, Hopfgartner.

Der Geschäftsführer für Lindau:

Kellermann.

Bereits angemeldete Vorträge[1]).

Herr Geheimrath *Waldeyer:* Ueber die Praenasalgruben.
Freiherr v. *Andrian-Werburg:* Thema vorbehalten
Herr Geheimrath *R. Virchow:* Thema vorbehalten.
Herr Prof. Dr. *J. Ranke:* Ueber Höhlenfunde bei Velburg, Oberpfalz.
Herr Graf *Zeppelin* in Ebersberg bei Constanz: Ueber die ethnographischen Verhältnisse unserer prähistorischen Bodensee-Bevölkerung.
Freiherr v. *Lochner:* Prähistorisches aus Lindau und Umgegend.
Herr kaiserl. Rath Dr. *S. Jenny:* Bregenz und Vorarlberg vor und unter den Römern.
Herr Obermedicinalrath Prof. Dr. *Bollinger:* Ueber pathologische Vererbung.
Herr *Schlitz* (Heilbronn): Messungen und Untersuchungen an Schulkindern.
Herr *B. Hagen,* Hofrath: Gesichtstypen der von ihm studirten Völker.
Herr *Makowsky:* Der Diluvialmensch in Mähren.
Herr Dr. *K. M. Kurtz,* Gymnasialprofessor: Ueber Hochäcker, dazu
Herr Lehrer *Wetzel* (Roth, Post Laupheim).
Herr *L. Wilser:* Zur Stammeskunde der Alemannen.
Herr Dr. *Helm* (Danzig): Die Bedeutung der chemischen Analyse bei der vorgeschichtlichen Forschung.
Herr Dr. *Köhl:* Eine neolithische Wohnstätte mit zahlreichen Wohngruben bei Worms.
Herr Dr. *F. Birkner:* Die verschiedenen Methoden der Körpermessung.
Herr Dr. *Karl E. Ranke:* Ueber den Bogen.
Herr Dr. *Rud. Martin* (Zürich): Ueber die Ureinwohner der Malayischen Halbinsel.
Herr Dr. *Wilhelm Hein* (Wien): Ein Beitrag zur Volkskunde.

---

[1]) Die Tagesordnung und die Reihenfolge der Vorträge in den Sitzungen wird vom gemeinsamen Vorstande festgestellt. Die Vorträge werden während der Versammlung bei dem gemeinsamen Vorstande, vorher bei dem Generalsecretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft oder beim I. Secretär der Wiener Anthropologischen Gesellschaft angemeldet. Die Dauer eines Vortrages soll 20 Minuten nicht überschreiten. Die Herren Vortragenden werden gebeten, ihre Arbeiten nicht abzulesen, sondern in freier Rede den Inhalt kurz mittheilen.

Die Herren Redner werden gebeten, sofort nach Abhaltung ihres Vortrages ein druckfertiges Manuscript desselben dem Generalsecretär der Deutschen oder dem I. Secretär der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zum Zwecke der Veröffentlichung in dem Berichte der allgemeinen Versammlung einzureichen, da nur dann für die Veröffentlichung Gewähr geleistet werden kann.

Die Herren, welche sich an einer Discussion während der Sitzungen oder Commissionsberathungen betheiligt haben, werden in gleicher Weise ersucht, das von ihnen Gesagte, kurz zusammengefasst, druckfertig geschrieben einem der beiden obengenannten Herren womöglich noch an demselben Tage oder spätestens am folgenden für den Bericht einzureichen.

Abhandlungen, die nicht bei der Versammlung vorgetragen sind, können im Versammlungsberichte auch nicht abgedruckt werden.

Bemerkungen.

1. Als Theilnehmer an der Versammlung sind alle Freunde anthropologischer Forschung willkommen.

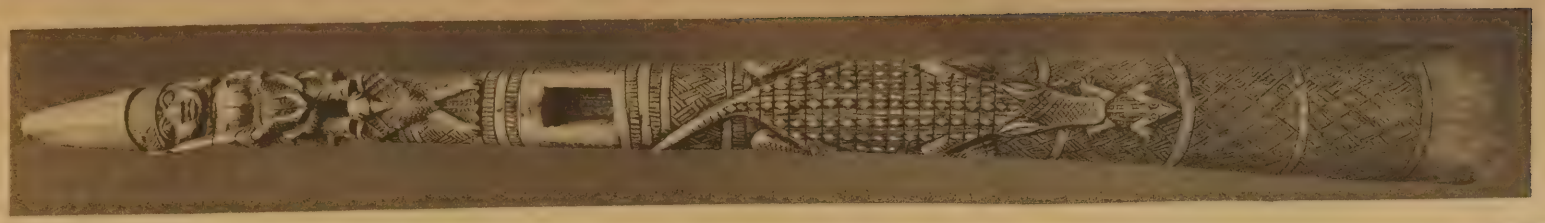
2. Der Preis für eine **Theilnehmerkarte** ist auf **6 Mark** festgesetzt. Damenkarten werden unentgeltlich zur Verfügung gestellt.

3. Mit Rücksicht auf den sehr starken Fremdenverkehr in Lindau kann nicht dringend genug gerathen werden, sich frühzeitig anzumelden. Bis zum 3. September sind die Anmeldungen zur Theilnahme an der Versammlung, sowie am Festessen an den Geschäftsführer für Lindau (Rector Kellermann in Lindau) zu richten. Gegen Einsendung des Betrages werden Theilnehmerkarten zugeschickt.

4. Als Gasthöfe werden empfohlen: Baierischer Hof (I. R.), Hôtel Reutemann, Krone, Helvetia, Sonne.

5. Vom 3. September an finden die Anmeldungen im Geschäftsbureau der Versammlung statt und werden dort die Karten ausgegeben und alle Auskünfte ertheilt.

1b.



1a

3.

4.

Hagen: Alte Elfenbeinarbeiten aus Afrika. 1/4 nat. Gr.

Lichtdruck v. Max Jaffé, Wien.

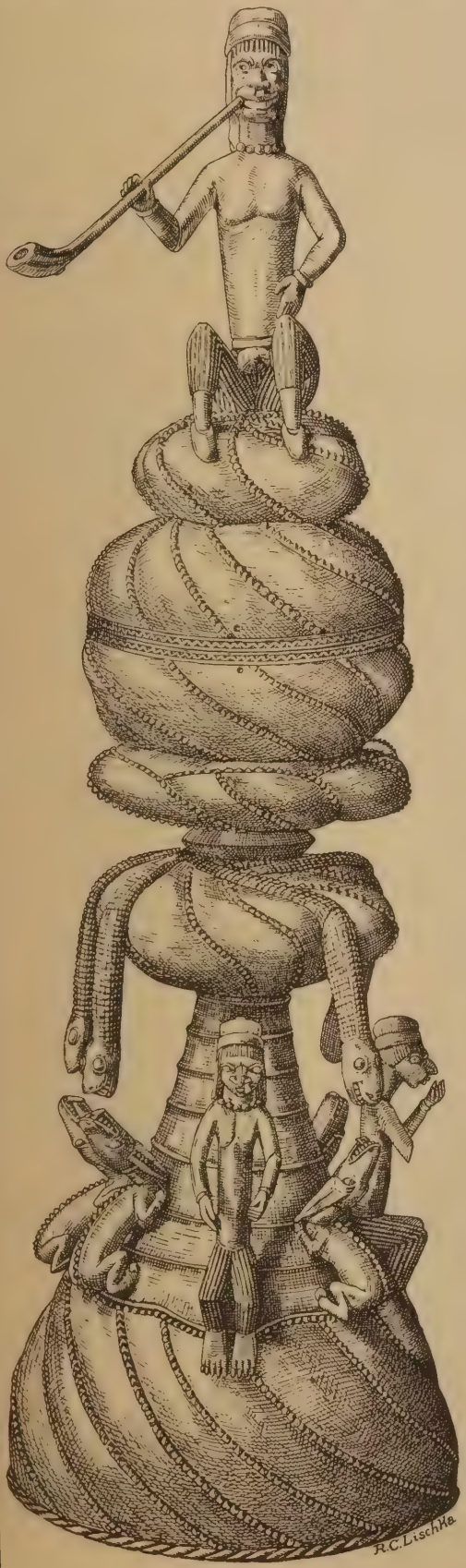


Fig. 1

Fig. 2

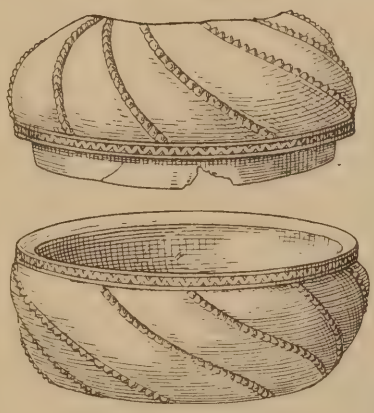


Fig. 3

Fig. 4

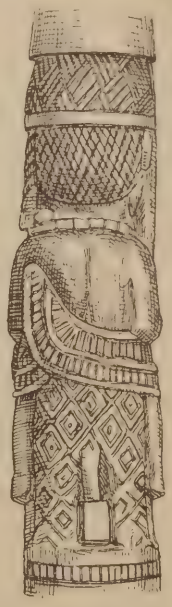


Fig. 5

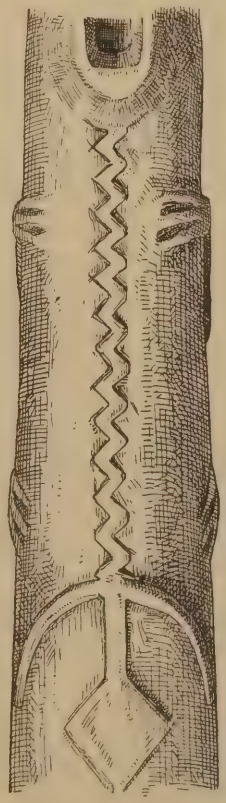


Fig. 6

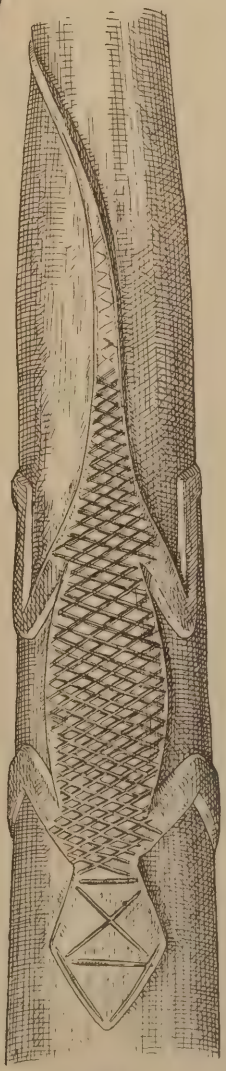


Fig. 7

Fig. 8

Fig. 9

Heger: Alte Elfenbeinarbeiten aus Afrika, 2.

Alte Elfenbeinarbeiten aus Afrika in den Wiener Sammlungen.

Von **Franz Heger.**

(Mit 3 Tafeln und einer Text-Illustration.)

In den kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses, sowie in den Sammlungen der anthropologisch - ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien befinden sich eine Anzahl alter Elfenbeinarbeiten, welche zum Theil durch ihre Form, noch mehr aber durch ihre Verzierungen und die Art der plastischen Darstellungen sich als alte afrikanische Arbeiten darstellen. Einige derselben sind schon früher als solche Arbeiten erkannt worden, ohne dass es möglich war, die genaue Provenienz derselben festzustellen. Durch die jüngst erschienene grosse Publication des British-Museums [1]), welche neben der Beschreibung der neuesten Benin-Funde eine Anzahl solcher alter, in mehreren europäischen Museen bereits früher vorhanden gewesener Elfenbeinarbeiten zur Abbildung und Erläuterung bringt, ist erst die Anregung gegeben worden, den in den verschiedenen europäischen Museen enthaltenen Stücken dieser Art eine eingehendere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

In den obengenannten Wiener Sammlungen befinden sich 12 Stücke dieser Art, welche bis auf zwei auf die ehemaligen Sammlungen des Schlosses Ambras zurückgeführt werden können und zum Theile in dem ältesten Inventar derselben vom Jahre 1596 nachzuweisen sind.

Es sind dies:

Vier Blashörner von unzweifelhaft afrikanischer Arbeit, bei denen kein europäischer Einfluss erkennbar ist.

Ein Schnitzwerk, aus zwei Theilen bestehend, dessen Arbeit und Darstellungen schon auf fremde Einflüsse hinweisen.

Sechs Löffel, ganz aus einem Stück Elfenbein geschnitten.

Eine feine, zierliche Gabel, ebenfalls in einem Stück gearbeitet. Für die Löffel und die Gabel gilt in Bezug auf die Arbeit dieselbe Bemerkung, wie für das Schnitzwerk.

Wir wollen hier vor Allem diese Objecte beschreiben und die beigegebenen Abbildungen näher erläutern.

a) Beschreibung.

1. Blashorn, abgebildet auf Taf. III in Fig. 1*a* und 1*b* in zwei Stellungen in $^1/_3$ nat. Gr. Hintere Ansicht der Reiterfigur siehe Taf. IV, Fig. 5 in $^2/_3$ nat. Gr.

Trägt die Inventar-Nummer 4058 (II. Gruppe der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses).

Dieses Horn zeigt die gewöhnliche Krümmung des Basistheiles eines Elephantenzahnes, aus dem es auch in einem Stücke gearbeitet ist. Die Länge beträgt an der convexen Aussenseite 607 mm, an der concaven Innenseite 560 mm. Besonders charakteristisch ist die Stellung des Blasloches an der convexen Aussenseite. Dasselbe ist rechteckig, 15 mm breit und 28 mm lang, mit ganz glatten Rändern und beginnt 220 mm von der Spitze des Hornes an gerechnet, ist also ziemlich weit gegen die Mitte gerückt. Diese Grube ist nach hinten (gegen die Spitze) voll, hat aber nach vorne gegen das Schallrohr eine kleine runde Oeffnung.

Das Horn ist reich mit figuralem Schnitzwerk und eingeschnittenen Verzierungen versehen. Die Spitze wird durch eine auf einem kleinen Elephanten reitende Männerfigur gebildet. Der verhältnissmässig sehr kleine und gedrungene Elephant hat dieselbe Medianebene, wie das Horn, mit nach der convexen Seite derselben gekehrtem Kopf. Die grossen Ohren scheinen nach vorne geschlagen zu sein und sind an der Oberfläche mit zwei schräg sich kreuzenden Systemen paralleler, eingeritzter Linien verziert. Die beiden kurzen Stosszähne scheinen hinter den unteren Ohrenrändern hervorzugehen, convergiren gegen einander und berühren sich an den Spitzen. Die Augen, sowie die verschiedenen Gesichtslinien sind durch kleine, schräg gestellte, eingravirte Linien angedeutet. Auf der Stirne ist ein rautenförmiger Fleck in derselben Weise wie die Ohren verziert. Der Rüssel geht hinter den Stosszahnenden hervor und erscheint nach der rechten Seite hinaufgebogen. Die Vorder- und Hinterbeine des Elephanten, sowie dessen Leib sind durch ein rautenförmiges Muster verziert; von der Gabelung der Hinterbeine hängt der kurze, stummelförmige Schwanz gerade nach unten.

Die männliche Figur sitzt auf dem Rücken des Elephanten nach Art unserer männlichen Reiter. Der Kopf ist bedeckt mit einer anliegenden schirmlosen Kappe, die rautenförmige Verzierungen zeigt, welche abwechselnd schraffirt sind. Das Haar

[1]) Antiquities from the City of Benin and from other parts of West-Africa in the British Museum. By Charles Hercules Read and Ormonde Maddock Dalton. Printed by order of the Trustees. London 1899. Folio, mit 61 pp. Text, XXXII Lichtdruckseiten und Textbildern.

erscheint hinten am Halse gerade abgeschnitten und wird durch die zwei sich schräg kreuzenden Liniensysteme dargestellt. Auf dem Kopfe sitzt noch ein 55 mm hoher, glatter Aufsatz, aus dem vollen Kerne des Zahnes herausgeschnitzt, dessen Spitze quer abgeschnitten ist. Das Gesicht zeigt zwei grosse, wohlgeschnittene Augen und verräth durch die breite Nase mit den starken Nasenflügeln und die wulstigen Lippen den echten Negertypus. Auf der linken Seite des Gesichtes hängen bis auf die Achsel zwei Haarflechten herab, deren jede in eine grosse cylindrische Perle endet. Der Oberkörper ist unbekleidet. Die Brust ist stark gewölbt und trägt die fünf für Benin charakteristischen Längsstreifen (Narbenschnitte), von denen der mittlere am Nabel endet, während der rechte äussere Streifen durch den an der Brust anliegenden Arm gedeckt ist. Dieser Arm ist im Ellenbogengelenke gebeugt und hält die rechte Hand einen an der rechten Gesichtsseite anliegenden Stab. Am Halse zeigt sich ein einfaches Collier; oberhalb desselben zeigt das Horn einen Bruch, der rund herum geht. An beiden Handgelenken erscheinen schmale Armbänder. Der Unterkörper ist durch ein schmales Stoffstück bekleidet, das der Länge nach an beiden Rändern einen glatten Randstreifen zeigt, während ein weiterer solcher Streifen den Stoff der Länge nach in zwei Theile theilt, die durch kurze verticale erhabene Striche verziert sind. Dieses Kleidungsstück ist um den Körper gewunden und endet hinten auf der linken Seite in einen stumpfen, nach aufwärts gerichteten Zipf. Die Beine sind unbekleidet.

Der andere Theil des Hornes ist bis auf das relativ schmale freie Ende durch eine Anzahl Querbänder in Zonen zerlegt, welche verschiedene Rautenverzierungen, sowie querstrichlirte Bänder darstellen. Nur auf der concaven Seite gehen diese Bänder ununterbrochen fort; auf der convexen Seite sind dieselben noch durch zwei erhaben gearbeitete flache Thierfiguren und das zwischen denselben liegende Blasloch unterbrochen. Unterhalb des Elephanten zeigt sich eine en face stehende stilisirte Vogelfigur in eigenthümlicher Stellung (siehe Taf. III, Fig. 1*b*); darauf folgt nach vorne zu das Blasloch und weiter ein grösseres Krokodil in Rückenansicht, mit dünnem, nach der einen Seite gebogenem Schwanze. Letzterer zeigt kleine, quergestellte Einschnitte; der breite Körper ist durch sich rechtwinkelig kreuzende Einschnitte in eine Anzahl Quadrate zerlegt und sind diese grösseren, stark erhabenen, rautenförmigen Schuppen in 7 Längsreihen angeordnet. Die Beine tragen an jedem Ende vier lange fingerförmige Zehen; die Aussenseiten der Beine sowie die Oberseite des Kopfes zeigen wieder die schräg sich kreuzende Linienverzierung. Die seitlich stehenden riesigen Augen zeigen Linsenform, an der Schnauze sind die beiden Nasenlöcher markirt. Im Rachen hält dieses Krokodil am Hinterleib einen mit dem Kopf nach vorne gerichteten Frosch mit dreieckiger spitzer Schnauze und grossen, dicht beisammenstehenden geringelten Augen. Der Körper des Frosches ist durch vier schmale, quergestrichelte Längsstreifen verziert.

Der breite Rand der Mündung des Hornes ist an einer Stelle abgeschlagen. Das Elfenbein zeigt eine lichte, gelbliche Färbung; die vertieften Striche der Figuren und Verzierungen erscheinen schwärzlich.

Dieses Blashorn ist dadurch von besonderem Interesse, weil es das einzige bisher bekannte unzweifelhafte Beninstück dieser Art zu sein scheint, das sich aus älterer Zeit in einem europäischen Museum erhalten hat. Dass dasselbe von Benin stammt, geht aus verschiedenen Merkmalen unzweifelhaft hervor. Zu diesen charakteristischen Merkmalen zähle ich ausser der für Benin ganz speciell bezeichnenden Stellung des Blasloches[1]) die beiden Haarflechten auf der einen Seite des Kopfes der Männerfigur[2]) die ausschliesslich in Benin gebräuchlich gewesenen fünf langen Hauteinschnitte am Körper[3]) derselben, das den Unterleib derselben bedeckende Kleidungsstück mit dem nach aufwärts gestellten Zipf[4]), sowie endlich die Krokodilfigur[5]).

Gewisse Darstellungen scheinen nur auf den Elfenbeinschnitzereien in dieser Art vorzukommen, wie z. B. die Darstellung des Haares durch schräg sich kreuzende Schraffirung (siehe Read und Dalton, l. c. Textfigur auf p. 14, p. 15, Fig. 8 und Taf. IV, Fig. 1); die Rauten mit Rauteneinzeichnung (siehe die verschiedenen Perlenkappen, so Taf. IX, Fig. 5, 6 und Andere) mit abwechselnder Schraffirung (Taf. VI, Fig 3; Taf. VIII, Fig. 4) u. s. w. u. s. w.

2. Blashorn, abgebildet auf Taf. III, Fig. 2; $^1/_3$ nat. Gr. Trägt die Inventarnummer 4042 (II. Gruppe der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses).

Es ist das kleinste der vier Stücke, nämlich nur 43—46 cm lang und trägt an der Spitze wie an dem breiten hohlen Ende eine offenbar später angebrachte verzierte Silberfassung von ausgesprochen europäischer Provenienz. Das Blasloch befindet sich gegen die Mitte gerückt, diesmal auf der concaven Seite, hat stark erhabene Ränder und eine rechteckige Mündung; die Grube öffnet sich nach vorne zu einem kleinen Loch. Von dem Blasloche geht auf dieser Seite noch eine erhabene Verzierung aus, welche auf Taf. IV, Fig. 9 in $^1/_3$ nat. Gr. dargestellt ist. Dieselbe stellt wahrscheinlich einen Theil eines stark stilisirten Krokodil- oder Eidechsenkörpers dar, von dem sich nur der Leib und die beiden Vorderbeine erhalten haben. Auf der convexen Seite ist in Flachrelief ein Krokodil (oder

[1]) Siehe Read und Dalton, l. c. Taf. XVI, Fig. 2, 3; Taf. XVIII, Fig. 6; Taf. XIX, Fig. 1, 4, 6; Taf. XX, Fig. 6; Taf. XXI, Fig. 2; Taf. XXII, Fig. 3, 5; Taf. XXIII, Fig. 1.

[2]) Ibid., Taf. X, Fig. 3 und an vielen anderen Stellen.

[3]) Ibid., Taf. XIV, Fig. 3, 5; Taf. XV, Fig. 2, 6; Taf. XVIII, Fig. 1, 4, 5, 6; Taf. XIX, Fig. 1, 2, 3; Taf. XX, Fig. 5, und bei mehreren Figuren auf jeder der weiteren Tafeln bis inclusive XXX.

[4]) Ibid., Taf. XI, Fig. 7; Taf. XIV, Fig. 3, 4, 5; Taf. XV, Fig. 1; Taf. XVIII, Fig. 1, 5; Taf. XIX, Fig. 2; Taf. XXI, Fig. 4; Taf. XXII, Fig. 3, 4; Taf. XXIII, Fig. 1, 2, 3; Taf. XXVI, Fig. 2; Taf. XXX, Fig 3, 5.

[5]) Taf. XXXI, Fig. 1 und 4, sowie die zahlreichen kleinen Krokodilsköpfe auf verschiedenen Platten, mit den ganz charakteristischen Augen.

Eidechse) zur Darstellung gebracht, auf der Oberseite mit einer Anzahl vertiefter, sich zum Theile kreuzender Linien verziert, mit drei Zehen an jedem Fusse. Der Kopf trägt keine Andeutung der Augen und der Nasenlöcher (siehe Taf. IV, Fig. 8).

3. Blashorn, dem vorigen ähnlich, nur bedeutend grösser. Inv.-Nr. 4057. Länge 67—72 cm.

Abgebildet auf Taf. III, Fig. 3, in $^1/_3$ nat. Gr.

Dieses Stück hat keinerlei Fassung an den Enden; die Spitze endet in einen grösseren, rundlichen, etwas flach gedrückten Knopf. Das Blasloch hat dieselbe Form und Beschaffenheit, wie bei dem vorigen Horn und befindet sich ebenfalls auf der concaven Seite ziemlich gegen die Mitte gerückt. Die an das Blasloch anschliessende, nach vorne gerichtete, flach erhabene Verzierung (siehe Taf. IV, Fig. 6) scheint auch eine stilisirte Thierfigur darzustellen; darauf deutet der rautenförmige, sonst unverzierte Kopf, der schmale bandförmige Hals, an den sich zwei nach vorne gerichtete, sichelförmig gebogene Vorderbeine anschliessen, die zusammen einem stark gekrümmten Halbmond gleichen; der lange Leib ist durch ein Zickzackband dargestellt, wie sonst die Schlangenkörper zur Darstellung gebracht sind. (Siehe Read und Dalton, l. c. Taf. XXXI, Fig. 3.) Die flach erhabene Krokodil- oder Eidechsenfigur auf der convexen Hornseite (siehe Taf. IV, Fig. 7) hat ebenfalls einen etwas zur Seite gebogenen Schwanz und in drei Zehen endende Beine (die Zehen sind in Fig. 6 sichtbar). Die Oberfläche des Körpers sowie des Schwanzgrundes sind durch zwei schräg sich kreuzende vertiefte Liniensysteme verziert, der Kopf nur durch einige charakteristische Striche ohne Andeutung der Augen und Nasenlöcher. Die Färbung ist jene lichten Elfenbeins.

4. Blashorn, aus Ambras stammend, heute in den Sammlungen der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Abgebildet auf Taf. III, Fig. 4, in $^1/_3$ nat. Gr. Länge 70—74 cm.

Dieses Horn ist das längste, aber auch der Ausführung nach das schönste von allen vieren. Das Blasloch liegt auf der concaven Seite, ist von schmaler Rautenform und befindet sich auf einem stark erhöhten, schiffchenförmigen Aufbau. Das Horn selbst hat drei ungleiche Abschnitte. Der hinterste stellt einen schön ausgeführten Krokodilskopf dar, der an allen vier Flächen mit verschieden geformten Schuppen verziert ist. Der wenig geöffnete Rachen zeigt in jedem Kiefer eine Reihe spitzdreieckiger Zähne, und zwar in Relief, da die Rachenhöhle voll ist. In den Rachenwinkeln zeigt sich ein der Quere nach durchgebohrtes Loch; von vorne ist in die hier volle Rachenhöhle ein nicht sehr tief reichendes Loch eingebohrt. Diese Löcher lassen auf eine alte Metallfassung schliessen. (Siehe eine weitere Bestärkung dieser Annahme in dem Capitel über die Provenienz.) Die grossen linsenförmigen Augen haben eine rundliche Pupille und erscheint der untere Lidrand gekörnt. Der mittlere, bei weitem längste Theil des Hornes ist achteckig geformt, wobei jede Fläche schwach vertieft gewölbt und nach beiden Längsrichtungen halbkreisförmig abgerundet erscheint. Der vorderste, relativ kürzeste Theil ist ganz glatt mit einfachem Rande.

Das Stück hat eine lichte Elfenbeinfarbe und ist sehr sorgfältig polirt, sowie in tadellosem Erhaltungszustande.

Ein ganz ähnliches Blashorn befindet sich heute im kön. ethnographischen Museum in München. Nach einer freundlichen Mittheilung von Dr. Max Buchner stammt dasselbe aus der Orban-Sammlung. (Trägt die Bezeichnung Or. 20.) Orban war ein Theolog in Ingolstadt im vorigen Jahrhundert, der allerlei Curiositäten sammelte; für ihn galt das Horn als „ostafrikanisch".

Beim Münchener Stück, das, in der Diagonale gemessen, 57 cm lang ist, fehlt das glatte, breite Ende; es endet direct mit den halbkreisförmigen Ausschnitten. Das Blasloch ist ganz ähnlich geformt und angebracht, die obere Begrenzung ist scharfrandig, rautenförmig, das Blasloch selbst linsenförmig. Der Krokodilskopf ist gedrungener als bei dem Wiener Stück; das Maul ist geschlossen, zeigt jedoch die freien Zähne in beiden Kiefern, und zwar rechteckige Backenzähne und dreieckige Vorderzähne.

Jedenfalls ist die Identität des Wiener und des Münchener Stückes eine möglichst vollständige.

Hier dürfen nicht unerwähnt bleiben zwei Jagdhörner aus Elfenbein, welche sich ebenfalls in der II. Gruppe der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses befinden. Sie sind beide sehr massiv, das spitze Ende dient direct als Blasloch, sie weichen jedoch in Allem und Jedem von den bei Read und Dalton, l. c. auf S. 32 und 34, sowie Taf. I, Fig. 1 und 2, abgebildeten Stücken ab. Namentlich deutet das Vorkommen von Greifen, des Einhorns und anderer Fabelthiere, sowie von stilisirten Weinranken u. dgl. auf den Orient hin. Sie führen in der Kunstgeschichte den Namen „Olifant" und ist ihr Ursprung und ihre culturgeschichtliche Stellung noch vielfach dunkel.

Unsere beiden Stücke führen die Inventarnummern 4072 und 4073. Das erstere zeigt vierfache Flechtbänder, der einzige Anklang an unsere Beninmuster; das zweite ist 16kantig, zeigt in der Zone mit den Fabelthieren auch einen mit Lanze bewehrten, mit einem kurzen Rocke bekleideten Mann von Negertypus (?). Letzterer Olifant wird auf der Etiquette als Reliquienhorn aus dem Kloster Muri (Schweiz) bezeichnet und trägt eine Inschrift, welche aber für verdächtig gehalten wird.

5. Das Schnitzwerk, eine Art aus zwei Theilen bestehenden Aufsatz bildend, den man als eine Schale mit Deckel bezeichnen kann. (Siehe Taf. IV, Fig. 1, Details in Fig. 2—4 in $^2/_3$ nat. Gr.)

Der untere Theil ist 198 mm hoch und besteht zu unterst aus einem konischen Abschnitte mit geschweiften Begrenzungsflächen, auf welchen in einer Höhe drei Menschen- und vier

phantastische Thierfiguren aufsitzen. Diese Figuren wie auch die später zu erwähnenden Schlangen scheinen aus dem massiven Zahn frei herausgeschnitzt zu sein, denn überall dort, wo dieselben noch in ihrer Ursprünglichkeit vorkommen, zeigt sich keine Spur von Zusammensetzung. Nur dort, wo später Ergänzungen vorgenommen wurden, erscheinen die neuen Theile angefügt. Dieser untere kegelförmige Abschnitt ist innen ebenso ausgehöhlt, und zwar scheint diese Höhlung, wenigstens zum Theile, eine künstliche zu sein, da man die Spuren des ausstemmenden Werkzeuges noch deutlich sieht und die Höhlung nach oben zu vollkommen abschliesst.

Die Oberfläche dieses unteren Abschnittes ist verschiedenartig verziert. Der unterste Rand wird durch eine nach aussen stehende, erhabene Leiste gebildet, welche eine aus zwei Fäden gedrehte Schnur imitirt. Der untere, etwas bauchige Theil ist dann in sechs schräg verlaufende, schwach herausgewölbte Flächen eingetheilt. Die vertieften Furchen, welche durch das Aneinanderstossen dieser Flächen entstehen, sind durch eine gekörnte[1]) Leiste markirt; eine gleiche Leiste verläuft auf dem erhabensten Theile der Flächen. Nach oben zu ist dieser Abschnitt durch eine gleiche, rund herum laufende, wellenförmige Leiste abgeschlossen. Der obere zugespitzte Abschnitt ist durch sechs einfache herumlaufende Leisten in sieben glatte Abschnitte zerlegt; den oberen Abschluss bildet eine einfache, gesimsartig vortretende Leiste.

Die auf dem Umfange aufsitzenden sieben Figuren sind nicht gleichmässig vertheilt. Zweimal alternirt eine Menschenfigur mit einer Thierfigur; das dritte Mal sind zwei der letzteren vorhanden. Was diese Thierfiguren darstellen sollen, ist eigentlich unbestimmt. Der lange Leib ist in Folge der Stellung etwas gekrümmt und trägt am Rückenfirst eine gezackte Leiste; diese endet in einem Falle in einen seitwärts gebogenen buschigen, durch ein einfaches Dachsparrenornament verzierten Schweif; in einem zweiten Falle ist der dünne, peitschenförmige Schweif nach aufwärts geschlagen und liegt an der linken Lende an, hier ist auch der weibliche Geschlechtstheil deutlich ausgeführt; in den beiden restlichen Fällen fehlt der Schweif vollständig. Die durch das Liegen am Boden zusammengeschlagenen Beine scheinen hufenförmige Enden zu besitzen. Der sehr lange Kopf hat eine gegen den Körper senkrechte Stellung und correspondirt dessen Schnauzenende genau mit dem Maulende der herabhängenden Schlangen, ohne dasselbe jedoch zu berühren (der Zwischenraum beträgt 4—6 mm). Jedes der vier Thiere lässt die Zunge ziemlich lange aus dem Maule heraushängen (letztere in einigen Fällen beschädigt) und zeigt dieses im Oberkiefer zahlreiche spitzige Zähne; die Nasenlöcher sind gut prononcirt, die sehr langen, zugespitzten Ohren erscheinen gegen den Hals angelegt und sind in zwei Fällen mit einer gekörnten Mittelleiste versehen.

Die drei männlichen Menschenfiguren (die dritte, in Fig. 1 nicht sichtbare Figur erscheint in Fig. 4 dargestellt), sitzen in der oben angedeuteten Weise auf der ersten Rundleiste, die Kniee gebeugt, die nackten Füsse mit 4—5 Zehen sind als Flachrelief auf den gewölbten Flächen sichtbar. Die Beine sind vom Knöchel bis zum Gürtel mit einer längsgestreiften Hose bekleidet. Der nackte, dünne, sehr lange Oberkörper befindet sich in streng verticaler Haltung; die mit je einem schmalen Ringe am Handgelenke versehenen Arme befinden sich in verschiedener Haltung; der Arm einer der Figuren ist am Ellenbogengelenke abgebrochen und fehlt.

Zwei der Figuren tragen am Grunde des relativ sehr dicken, etwas nach vorne gestreckten Halses ein einfaches Collier aus runden Perlen. Die Gesichter haben alle ein und denselben Typus, nämlich ein sehr stark vortretendes Obergesicht und ein sehr verkümmertes Untergesicht. Die Nasen haben einen stark vortretenden, gewölbten Rücken; die sehr breiten, aber doch nicht dicken Nasenflügel sind sehr prononcirt. Das Untergesicht tritt überaus zurück und ist wie verkümmert; der Mund mit dicken Lippen ist überaus schmal, das Kinn tritt sehr weit zurück und bildet nur eine kleine zurücktretende Spitze. Das durch parallele erhabene Striche angedeutete Haar ist über der Stirn abgeschnitten; in zwei Fällen geht es hinten über den Kopf nicht hinaus; in dem dritten Falle hängt es gerade und straff bis auf den Nacken herab. Jede Figur hat auf dem Kopfe eine runde Kappe mit breitem, an der Kappe anliegendem Randtheil sitzen.

Auf der abgestutzten Spitze des unteren Conus sitzt eine Art stark vortretender, ziemlich flacher Polster auf, der, ähnlich wie die Basis des unteren Abschnittes, in sechs schräg verlaufende, wulstförmige Theile zerlegt ist. Die vertieften Begrenzungslinien sowie die erhabenste Linie sind wieder durch gekörnte Leisten verziert, soweit dieselben frei sind; nur in einem Falle fehlt diese Leiste, so dass wir deren im Ganzen nur 11 haben. Auf dem Polster sitzt oben im Centrum ein ähnlicher, jedoch breiterer, gesimsförmiger Aufsatz, wie unter demselben; um diesen Grund sind vier Schlangen herumgewickelt, welche dann über vier der erhabenen Wulstflächen herablaufen und mit dem Kopfe nach unten herabhängen, gegen die Köpfe der vier unteren Thierfiguren zu, denen sie den wenig geöffneten, doppelt gezahnten Rachen entgegenstrecken. Der Körper der Schlangen ist nahezu rund herum mit zwei Systemen sich senkrecht schneidender, paralleler, eingeschnittener Linien verziert, so dass derselbe wie mit kleinen viereckigen Schuppen bedeckt erscheint.

Auf dem gesimsförmigen Aufsatze liegt ein zweites, noch kleineres und flacheres Polster, wie das vorige, ebenso verziert, aber nur aus fünf wulstförmigen Theilen bestehend. Die gekörnten Leisten sind auf der oberen Fläche durch die Verlängerungen der aus den Rinnen hervorgehenden Leisten abgeschlossen.

Auf diesem obersten Polster sitzt eine Art flacher Halbkugel auf, welche ausgehöhlt ist, und mit dem unteren gleichgeformten Absatze des zweiten Theiles eine Kugel bildet, welche am Aequator getheilt erscheint und deren oberer Theil durch einen stufenförmigen Falz in den unteren Rand eingreift. (Siehe Fig. 3.) Zu oberst ist noch ein kleiner, aber relativ hoher viertheiliger Polster von der gleichen Beschaffenheit der unteren angebracht, auf dem eine männliche Figur sitzt, die ähnlich den unteren geformt ist. Die Füsse, welche auf dem Polster aufruhen, stecken in absatzlosen Pantoffeln; die Hosen reichen nur bis zum halben Schienbein, und die Genitalien sind durch einen vorstehenden Conus angedeutet. Der Oberkörper ist nackt, an jedem Armgelenke sitzt ein einfacher Ring, um den Hals befindet sich ein einfaches Collier aus grossen runden Perlen; das Gesicht hat jedoch

[1]) Es sind eigentlich Leisten, die durch quere Einschnitte in kleine, dicht beisammenstehende Pyramiden zerlegt sind; wir wollen sie jedoch der Einfachheit wegen als „gekörnt“ bezeichnen, weil sie so aussehen.

einen von den unteren Figuren abweichenden Ausdruck, indem es durch mehrere Falten das Alter des dargestellten Mannes verräth, der in dem überaus breiten Mund (im rechten Mundwinkel) eine sehr lange Pfeife mit der Rechten hält, welche die Form der langen holländischen Thonpfeifen hat. Das Kinn ist wenig prononcirt, die Kopfbedeckung wie bei den unteren Figuren, das lange, vorne über der Stirne gerade abgeschnittene schlichte Haar hängt hinten tief in den Nacken herab. (Siehe Fig. 2.) Die Höhe dieses oberen Aufsatzes beträgt 145 mm.

Es muss hier bemerkt werden, dass mehrere von den Thierköpfen, Armen und Händen der Figuren, sowie der ganze Obertheil der obersten Figur vom Gürtel angefangen neu ergänzt zu sein scheinen, indem sie viel lichter und an den Bruchflächen aufgeklebt sind, während die intacten Figuren mit dem ganzen Stück aus Einem geschnitten wurden. Zu welcher Zeit diese Ergänzungen erfolgt sind, lässt sich nicht bestimmen; immerhin kann man aus den vorhandenen analogen Theilen schliessen, dass die nachgemachten Theile ziemlich genau nach dem Originale nachgebildet worden zu sein scheinen. Dies gilt für die Thierfiguren wie für die drei unteren Menschenfiguren; für den oberen Theil der obersten Menschenfigur fehlt uns jedoch jeder Anhaltspunkt zur Beurtheilung der Aehnlichkeit der Ergänzung mit dem Original.

Was die nähere Deutung und Bestimmung der einzelnen Figuren anbelangt, so interessiren uns vor Allem die Menschen. Dieselben scheinen keine Neger darzustellen; auf den ersten Blick würde man in ihnen eher Indianertypen erblicken Gegen den Negertypus spricht die ganze Gesichtsbildung, die nichts weniger als negerartig ist, dann das lange schlichte Haar und manche andere Merkmale. Jedenfalls ist daran festzuhalten, dass wir es bei unserem Stück kaum mit den Darstellungen von Negern zu thun haben, obzwar die totale Bartlosigkeit aller vier Gesichter auffallend ist.

Von ähnlichen Arbeiten sind in dem mehrfach citirten Werke von Read und Dalton mehrere Stücke abgebildet, welche alle aus älterer Zeit stammen. Die unserem Stücke am ähnlichsten Nummern finden sich auf S. 38, ferner auf Taf. II, Fig. 5 und Taf. IV, Fig. 2, abgebildet, während die auf Taf. II, Fig. 2, Taf. III, Fig. 1 und 2 und Taf IV, Fig. 1 dargestellten Stücke schon mehr abweichen. Auf einigen derselben sind auch Weiber, und zwar unzweifelhaft einheimische, abgebildet. Auch einige Europäer finden sich dargestellt, die aber dann durch die Kleidung und Gesichtsform sich auf den ersten Blick als solche documentiren. Bei dem auf S. 38 abgebildeten Stück ist dies aber auch nicht sicher.

Das erste Stück dieser Art wurde von Schmeltz im Internationalen Archiv für Ethnographie, Bd. X (1897), beschrieben und dort auf Taf. XVIII, Fig. 5, abgebildet. Es stellt einen Deckel eines solchen Behälters dar mit Relieffiguren von Europäern und einem Negerweib. Der obere Aufsatz entspricht genau den wulstigen, durch gekörnte Leisten verzierten polsterartigen Gebilden unseres Stückes. Oben scheint etwas abgebrochen zu sein. Bei der Beschreibung dieses Stückes auf S. 262 ist als Provenienz die Westküste angeführt. Es stammt aus der ehemaligen Sammlung für Anatomie und Raritäten, kam dann an das Museum von Oudheden in Leiden und von dort an das Reichsethnographische Museum. Nach einer Angabe soll es von Loanda stammen.

Fig. 45. Alte Elfenbeinschnitzerei aus Afrika im k. ethnographischen Museum zu München.

Ein weiteres Stück befindet sich im königl. ethnographischen Museum in München. Ich sah dasselbe flüchtig im März d. J. und verdanke dem Herrn Conservator Dr. Max Buchner eine Photographie (abgebildet in Fig. 45), sowie eine detaillirte Beschreibung Es stellt einen hohlen cylindrischen Ring dar, auf dessen oberer Kante vier Menschenfiguren sitzen, abwechselnd ein Mann und ein Weib; zwischen jeder Figur befindet sich eine Art Stütze oder Säule (eine derselben fehlt). Die Weiber haben dreieckige Schamschürze mit einem aus drei übereinanderliegenden Wulsten bestehenden Gürtel; auf den Unterbeinen fünf übereinanderliegende Beinringe, an jedem

Arm einen breiteren Handgelenksring; Männer wie Weiber haben Colliers, von denen ein Theil bis zum Gürtel herabgeht, sowie eigenthümliche haubenförmige Kopfbedeckungen; die Männer einen einfachen wulstigen Gürtel; die Oberschenkel sind mit spiralig verlaufenden Kanten versehen, die vielleicht eine Art Beinkleid o. dgl. darstellen; in der Mitte des Unterschenkels sitzt jederseits ein Beinring. Die Hände werden gegen die Stützen gehalten. Auf den Köpfen befinden sich spiralig gedrehte Säulchen; dieselben sind, wie auch die vorhandenen Stützen, in einer Höhe abgebrochen, das ganze Stück daher unvollständig. Die Darstellung der Gesichter ist bei Männern wie Weibern so ziemlich dieselbe; es ist wahrscheinlich, dass wir es mit Negertypen zu thun haben. Es führt die Inv.-Nr. 5380 und stammt aus den ehemaligen „Vereinigten Sammlungen", wo es für indisch gehalten wurde; nach der Meinung Dr. Buchner's befindet sich dasselbe jedenfalls schon über 50 Jahre in München.

Ausserdem befinden sich noch ähnliche Stücke in den Sammlungen des königl. Museums für Völkerkunde in Berlin und gewiss noch in manchen anderen Sammlungen. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn dieselben möglichst bald zur Publication gelangen würden, um rasch eine Uebersicht über die wichtigsten derselben zu erhalten. Die Darstellungen zeigen einen eigenthümlichen Stil, der weder rein afrikanisch, noch rein europäisch ist; es ist ein Mischstil, wie er sich an den von den Europäern häufig besuchten Küstengebieten Ober- und Nieder-Guineas unter den die Schnitzereien in Elfenbein von altersher ausübenden Negern ausgebildet haben mag, wobei nicht nur europäische Figuren und Gegenstände, sondern auch Formen, Muster und Verzierungen von Einfluss auf diesen Stil gewesen sind. Vielleicht wird es durch kritische Betrachtung aller derartigen vorhandenen alten Stücke auch gelingen, einzelne Typen herauszufinden und zu localisiren; vorläufig ist das Material zu gering zu einem solchen Versuche. Die meisten ähnlichen Stücke wurden bisher mechanisch dem alten Congoreiche zugeschoben, wo sich ja auch noch bis heute in Loanda ein solches Centrum von altersher geübter Elfenbeinschnitzerei erhalten hat. Diese Annahme war aber zumeist eine rein willkürliche, und einer der besten Kenner dieser Gegenden, Dr. Max Buchner, ist ganz der Ansicht von der geringen Stichhaltigkeit dieser Annahme. So schreibt er mir unter dem 24. Mai d. J. in Bezug auf das in Fig. 45 abgebildete Stück: „Ich selbst schrieb dann hin ‚Congo' mit Fragezeichen, möchte das aber nicht aufrecht erhalten. Ehe man Benin kannte, schrieb man alles portugiesisch beeinflusste Westafrikanische dem Königreiche Congo zu" u. s. w.

6 bis 11. Die sechs Löffel. Abgebildet auf Taf. V, Fig. 1—6 in $^2/_3$ nat. Gr.

Dieselben sind alle aus einem Stück Elfenbein geschnitten und bestehen aus einer relativ grossen eigenartig nach vorne zu vertieften Schale, welche in ihrem sehr schmal werdenden oberen Theile sich nach vorne biegt und sich hier zu einem mehr oder weniger entenfussförmigen Stück verbreitert. Die Schalen sind fast papierdünn und durchscheinend und besitzen hinten eine scharfe Mittelleiste, die am unteren Schalenende mitunter eine kleine Spitze bildet. Die relativ langen Stiele sind in verschiedener Weise ausgeschnitzt und zeigen unter Anderem verschiedene Thierfiguren etc. Alle diese Löffel befinden sich in der II. Gruppe der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses. Die im Folgenden angeführten Nummern beziehen sich auf das neue gedruckte Inventar dieser Sammlungsgruppe.

Löffel Nr. 4680. (Siehe Taf. V, Fig. 1.) Das kleinste Stück von nur 208 mm Länge.

Bei demselben ist das obere schmale Ende der Löffelschale nur etwas herausgebogen (nicht wie bei den anderen herumgebogen) und endet in drei Spitzen, von denen eine abgeschlagen ist. Der durchbrochen gearbeitete Stiel (siehe Fig. 1 der Stiel in zwei Stellungen) zeigt zu unterst eine aus zwei Aesten bestehende eigenthümliche Form, eine Art Achter (aus der Abbildung am besten zu erkennen), darüber eine kleine Kugel, in welche ein Fisch, der auch spaltenartig getheilt erscheint, hineinbeisst. Den oberen Abschluss bildet ein kleiner sculpirter Aufsatz.

Löffel Nr. 4686. (Siehe Taf. V, Fig. 2.) Länge 240 mm; Länge der Löffelschale 140 mm.

Die Schale hinten mit scharfer Rippe, aber ohne Spitze; das obere schmale Ende ganz nach vorne herumgebogen und in drei lappenförmige Segmente endend, von denen das mittlere dreieckig, die beiden seitlichen spitzlappenartig geformt sind. Der relativ kurze Stiel zeigt zuerst den eigenthümlichen Achter, auf demselben eine Kugel; auf dieser sitzt ein hundeähnliches Thier mit langen Ohren.

Löffel Nr. 4755. (Siehe Taf. V, Fig. 3.) Die Länge beträgt 250 mm, die Länge der Schale allein 130 mm.

Die Schale zeigt nichts Bemerkenswerthes, als dass die zwei seitlichen Lappen des umgebogenen oberen Theiles stark ausgebildet erscheinen. Der relativ lange Stiel ist reicher gegliedert; er besteht zu unterst aus dem achterförmigen Theil, daraufhin aus einer kleinen mehrfach verzierten Kugel; weiters folgt eine Schlange, welche in der Mitte scharf umgebogen erscheint und deren Schwanzende sich mehrmals um den Körper herumschlingt; dieselbe hält in ihrem geöffneten,

mit Zähnen versehenen Rachen eine mit der Spitze nach aufwärts gerichtete, conusartige, etwas plattgedrückte Schneckenschale.

Löffel Nr. 4758. (Siehe Taf. V, Fig. 4; Stiel in zwei Stellungen.) Gesammtlänge 265 mm; Länge der Löffelschale 145 mm.

Die Schale ist im oberen Theile sehr schlank, zeigt vorne eine Spitze (als das Ende der rückwärts verlaufenden Rippe); das obere nach vorne umgebogene Ende ist relativ sehr gross, die zwei seitlichen Lappen etwas rudimentär entwickelt. Der kurze und ziemlich plumpe Stiel besteht zu unterst aus dem ziemlich derb geformten Achter; auf der denselben oben abschliessenden kleinen Kugel sitzt ein dreizehiger Vogel in steifer Haltung.

Löffel Nr 4760. (Siehe Taf. V, Fig. 5.) Gesammtlänge 260 mm, Länge der Löffelschale 120 mm.

Die Schale ist klein, in eine Spitze ausgehend; die Lappen des nach vorne umgebogenen oberen Theiles alle dreieckig geformt. Der relativ lange Stiel ist reich sculpirt. Zu unterst steht ein langschnabeliger Vogel mit ausgebreiteten Flügeln und gespreizten Schwanzfedern, im Schnabel einen quergestellten Fisch haltend; auf dem Kopfe des Vogels befindet sich ein kleiner, mehrfach sculpirter Aufsatz, worauf die diesmal kleine Achterverzierung folgt, die nach oben zu durch einen dem unteren ganz ähnlichen Aufsatz abgeschlossen ist; aus dem letzteren geht wie aus einer mehrkantigen Manschette eine menschliche Hand in schwörender Stellung hervor.

Löffel Nr. 4763. (Siehe Taf. V, Fig. 6.) Gesammtlänge 253 mm; Länge des Schalentheiles 136 mm.

Die Schale oben sehr schlank, das herumgebogene Ende mit zwei zipfelförmigen Lappen auf der Seite. Der Stiel besteht zu unterst aus einer eigenthümlich angeordneten Schlange; der Körper derselben ist in einem schlanken Achter zusammengebogen, deren beide vordere Aussenflächen mit einem tremolirstichartigen Ornamente verziert sind. Der Schwanz der Schlange windet sich mehrmals (fünf Mal) dicht um deren Hals. Die Schlange hält in ihrem halbgeöffneten, zahnlosen Rachen einen Fisch beim Maul, so dass dessen Schwanzende nach oben gerichtet ist.

12. Die Gabel Nr. 4307 (siehe Taf. V, Fig. 7 in $^2/_3$ nat. Gr.), zweizinkig, ausserordentlich fein und zierlich aus einem Stücke geschnitzt. Länge 144 mm.

Der Stiel ist durch einen doppelkonischen Theil, der sich an beiden Enden wiederholt, in zwei Theile getheilt, welche spiralig gedreht erscheinen; die Ausfüllung der vertieften Spiralfurchen durch gekörnte Listen entspricht ganz den ähnlichen Verzierungen auf unserem grossen Schnitzwerke. Das untere Ende geht in ein umgekehrt stehendes Henkelkörbchen aus, an dessen Henkel vermittelst zweier feiner ovaler, spiralig verzierter Kettenglieder ein zweites ähnliches Henkelkörbchen frei hängt.

b) Provenienz.

Da die meisten der vorhin beschriebenen Stücke aus Ambras stammen, so war es naheliegend, die alten Inventare dieser so berühmten Sammlung zu Rathe zu ziehen. Leider ist das älteste Inventar vom Jahre 1582 nur in Fragmenten vorhanden und behandelt die Waffen und Rüstungen. Das folgende, im Jahre 1596 nach dem Tode des Erzherzogs Ferdinand von Tirol, des Gründers der Sammlung, angefertigte Inventar ist leider sehr cursorisch gehalten, so dass die Identificirung der einzelnen Stücke Schwierigkeiten macht.

Zwei der Blashörner (Nr. 4058 und 4042), darunter das interessanteste, nämlich das von Benin stammende, gehören leider nicht dem alten Bestande von Ambras an. Beide Stücke stammen aus dem ehemaligen k. k. Münz- und Antikencabinete und wurden im Jahre 1847 nebst anderen Gegenständen an die k. k. Ambraser Sammlung abgegeben. In dem geschriebenen Uebergabsverzeichnisse heisst es in der Rubrik A: Gegenstände von Elfenbein.

Nr. 20 (386). „Horn zum Blasen eingerichtet, oben mit einer auf einem Elephanten reitenden, roh gearbeiteten Figur und einem phantastisch gebildeten Vogel verziert, weiter unter mit einem Krokodile, welches einen Frosch verschlingt (vielleicht afrikanischen Ursprungs)“ und Nr. 21 (387). „Ein ähnliches, aber kleineres und einfacheres Horn.“

Die älteren Inventare und Acquisitionsprotokolle des k. k. Münz- und Antikencabinetes, die mir zu diesem Zwecke von Herrn Hofrath Dr. Friedrich Kenner freundlichst zur Verfügung gestellt wurden, geben über beide Stücke leider keinen weiteren Aufschluss.

In dem gedruckten Werke: Die Ambraser Sammlung. Beschrieben von Dr. Eduard Freiherr v. Sacken. II. Theil. Die Kunst- und Wunder-Kammern und die Bibliothek. Wien 1855, finden sich beide Stücke nicht erwähnt. In der II. Gruppe der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses befindet sich jedoch ein Exemplar dieses Kataloges mit eingebundenen weissen Blättern, welche handschriftliche Bemerkungen und Ergänzungen enthalten.

Hier heisst es: ad 109. Nicht aufgestellte Elfenbeinschnitzwerke (Bibliothekszimmer).

„386. Blashorn, reich verziert, mit einem Krokodile, an der Spitze eine Figur auf einem Elephanten reitend.“

„387. Blashorn mit einem Krokodile und seitlicher Oeffnung in Metallfassung.“

In dem Generalinventar der Ambraser Sammlung vom Jahre 1875 heisst es unter IX, S. 247:

„Inv.-Nr. 386, Kat.-Nr. 20. Olifant, reich geschnitzt, mit Krokodil, oben eine Figur auf einem Elephanten reitend.“

„Inv.-Nr. 387, Kat.-Nr. 21. Olifant, glatt, mit Krokodil, mit Silber beschlagen.“

In dem neuen gedruckten Inventar der II. Gruppe der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses steht auf S. 242 (IV Sammlung kunsthistorischer Gegenstände) über unsere beiden Stücke Folgendes:

„4058. Rufhorn, indianisches Horn genannt, aus einem Elephantenzahn gemacht, darauf ein Krokodil en relief mit einem Frosch im Rachen. Als Abschluss ein auf einem Elephanten sitzender orientalischer Krieger. Das Anblaseloch ist an der äusseren Krümmung etwas über die Mitte hinaus angebracht. Länge 575 mm.“

„4042. Rufhorn von Elfenbein, worauf eine roh eingeschnittene Eidechse. Eine Marke auf der inneren Krümmungslinie. In gravirter europäischer Silberfassung; das Horn ist orientalisch. Länge 437 mm.“

* * *

Die weiteren Elfenbeinarbeiten lassen sich in den alten Inventaren zum Theile weiter zurückverfolgen. Wir wollen der Reihe nach die einzelnen Stücke durchnehmen.

Nr. 4057 (Taf. III, Fig. 3).

Neues gedrucktes Inventar, S. 242: „4057. Rufhorn von Elfenbein (corne d'appel), aus einem Elephantenzahn. Mit einer reliefirten Eidechse und einem Zeichen. Das Anblaseloch in die innere Krümmung eingeschnitten. Orientalisch. Länge 665 mm.“

Die k. k. Ambraser Sammlung. Beschrieben von Dr. E. Frhrn. v. Sacken, II Theil, 1855. Blasinstrumente: 44 (18). „Ein anderes (Jagdrufhorn), aus dem Ende eines Elephantenzahnes geschnitten, mit einem Mundloch fast in der Mitte, ist mit einem schlecht gezeichneten Krokodile verziert und scheint afrikanischen Ursprunges zu sein.“

In dem geschriebenen Inventar der k. k. Ambraser Sammlung, verfasst von Alois Primisser und vollendet den 25. Juli 1821, heisst es auf S. 469 über dieses Stück:

„44. Ein Feuerhorn, welches das Loch zum Mundstücke beinahe in der Mitte hat, aus einem Elephantenzahn, mit einem schlecht geschnittenen Krokodile verziert.“

Nahezu identisch ist der Text in dem älteren Inventar von Primisser vom Jahre 1788, II. Theil, also aus einer Zeit, in welcher die Sammlung in Ambras noch ungetheilt war.

Weiter lässt sich dieses Stück nicht mit Sicherheit verfolgen. Dasselbe gilt für das letzte Blashorn (Taf. III, Fig. 4), das direct aus Ambras stammt.

In dem Inventar von 1596 [1]), das kurz nach dem Tode des Erzherzogs Ferdinand von Tirol angefertigt wurde, sind mehrere solche Blashörner aus Elfenbein angeführt; die Beschreibung derselben ist aber zum Theile so allgemein gehalten, dass eine Identificirung nur schwer möglich ist. Am meisten würde auf unser Stück noch folgende Beschreibung passen (l. c. S. CCXCIVa): „Mer ain glats achteggets helfenbaines horn, so in der mitte, oben und unden beschlagen“ etc; nur muss man sich die Beschläge entfernt denken. (Siehe die bei der Beschreibung dieses Stückes gemachte Bemerkung.)

Dagegen ist der eine Olifant Nr. 4073 in dem Inventar von 1596 ziemlich gut charakterisirt, indem es da heisst (l. c. S. CCXCIVa): „Mer ain helfenbaines Indianisch zimblich grosz horn, der schnabl vorn zerbrochen, darauf sein erhebte allerlai thier und vögel von grober arbait.“

Diese Beschreibung wiederholt sich mit geringen Variationen in den folgenden Inventaren, so dass die Identität dieses Stückes festgestellt erscheint.

* * *

Wir kommen nun zu dem Schnitzwerk, das ja auch direct aus Ambras stammt. In dem Nachtragsinventar von Primisser aus dem Jahre 1818 mit dem Verzeichnisse der Gegenstände, welche nach der Uebertragung eines grossen Theiles der Sammlungen von Ambras nach Wien (in die k. k. Ambraser Sammlung) noch auf Schloss Ambras zurückgeblieben sind, heisst es auf S. 696 (fortlaufende Nr. 379, Inv.-Nr. 30): „Ein pyramidenförmiges, aus zwei Theilen bestehendes Stück Elfenbein mit

[1]) Heute in der k. k. Hofbibliothek in Wien, im Auszuge abgedruckt im Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses, VII. Bd., S. CCLVIIIffe.

ganz erhaben geschnittenen Schlangen, Eydexen und 4 Figuren wie ein Becher, ist bis auf die obensitzende Figur indianische Arbeit."

Es ist mir leider nicht gelungen, in den früheren Inventaren dieses Stück weiter zu verfolgen. Ob das im Inventar von 1596 (S. CCXCIV) beschriebene Stück: „Ain helfenbaines rundes stöckhl wie ain prunnen mit mändlen und hunden" sich auf unser Schnitzwerk bezieht, muss ich dahingestellt bleiben lassen.

Am besten lassen sich die sechs Elfenbeinlöffel identificiren. Im Inventar vom Jahre 1596 heisst es auf S. CCXCIVb (Abdruck im Jahrbuche): „Ain schwarz trühel, mit painwerch gar zart eingelegt, darinnen 6 lange helfenbaine gar dinn geschnittne leffl mit allerlai bilderwerch auf den Turggischen furmb."

Derselbe Text findet sich im Inventar vom Jahre 1613. In dem Inventar vom Jahre 1788 (dem letzten vor der Theilung der Sammlungen) finden sich auf S. 382 angeführt: „Sechs elfenbeinerne indianische Löffel, deren Stiele mit verschiedenen ausgeschnittenen Figuren verziert sind."

In dem neuen gedruckten Inventar der II. Gruppe der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses werden diese Löffel als aus dem XVII. Jahrhundert stammend angeführt.

Die Elfenbeingabel (Nr. 4307) lässt sich wieder nicht weit zurückverfolgen; es ist aber kein Zweifel, dass sie den anderen Arbeiten, namentlich dem Schnitzwerke, anzureihen ist.

Das neue gedruckte Inventar der kunsthistorischen Sammlungen sagt über dieses Stück Folgendes: „Gabel von Elfenbein, zweizinkig, der Stiel gewunden gedreht, am Ende ein[1]) Ringelchen mit einem Körbchen. XVI. Jahrhundert."

[1]) Soll heissen: zwei Ringelchen.

In dem geschriebenen Inventar von Primisser vom Jahre 1821 mit dem Verzeichnisse der Gegenstände, die von Ambras nach Wien kamen, heisst es auf S. 393 unter den Elfenbeinarbeiten: „Nr. 50. Eine elfenbeinerne Gabel." Mehr liess sich über dieses Stück nicht eruiren.

* * *

Aus den vorhergehenden Ausführungen ist zu ersehen, dass eine einigermassen verlässliche Herkunftsangabe für auch nur eines dieser Stücke aus den Inventaren nicht erhältlich ist. Man kann bei einigen Stücken nur das beiläufige Alter eruiren, das ist Alles.

Es erübrigt uns in Bezug auf die Blashörner nur eine kurze Erörterung der Frage, in welchen Theilen von Afrika ähnliche, aus Elfenbein gearbeitete Stücke vorkommen, welche ein erhabenes, meist rautenförmiges Blasloch besitzen. Ich kenne ein solches ausgedehntes Gebiet, das dem Uëlle-Congobecken zugehört; bei den hieher gehörigen Blashörnern ist das prononcirte Blasloch allerdings meist stark gegen die hintere Spitze gerückt, aber immer noch seitlich angebracht. Die ethnographische Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums besitzt sieben solche Blashörner von den Niamniam und Monbuttu, ferner zwei von Stanley Falls (die nähere Provenienz dieser beiden letzteren Stücke ist nicht ganz sicher) und ein Stück aus dem Küstengebiete von Loanda mit der allgemeinen Angabe: Westafrika. Bei dem letzteren ist die Spitze zu einem Negerkopf ausgeschnitzt. Freilich hat kein einziges dieser Hörner die Darstellung eines Krokodiles oder einer Eidechse aufzuweisen, wie dies bei unseren drei Blashörnern (Taf. III, Fig. 2—4) der Fall ist. Es wird daher noch weiterer Nachforschungen in den Museen bedürfen, um die genauere Provenienz dieser besonderen Klasse von Blashörnern mit dem charakteristischen Blasloch sicherzustellen. Ein Anhaltspunkt hiefür erscheint oben gegeben und muss bei einer ferneren Verfolgung dieses Gegenstandes weiter benützt werden.

Einige Gräberschädel aus Ungarn.

Von Dr. **A. Weisbach,** k. u k. Oberstabsarzt.

Beim Baue des neuen Garnisonsarrestes in der Wasserstadt von Budapest, knapp am rechten Donauufer, wurden die drei Schädel (1, 2, 3) ungefähr in einer Tiefe von einem Meter gefunden, zwei davon ganz vereinzelt, ohne jeden anderen Knochen, der dritte mit ganz vermorschten Bruchstücken von Skeletknochen; Spuren von Särgen und sonstige Beigaben fanden sich bei keinem derselben. Auf dem betreffenden Platze war nie ein Friedhof gewesen.

Herr Generalstabsarzt Dr. Al. Huber hatte die freundliche Aufmerksamkeit, dieselben aufbewahren und mir zukommen zu lassen.

	Budapest			Karlsburg
	1 ♂	2 ♂	3 ♂	4 ♀
Beiläufiges Alter	50 J.	30 J.	50 J.	30 g. J.
Capacität CC	1520	1580	1610	1190
Grösste Länge	182	176	185	173
Grösste Breite	159	154	152	128
Stirnbreite	101	105	107	92
Höhe	137	140	137	127
Länge der Schädelbasis	106	105	105	97
Horizontalumfang	535	520	530	480
Sagittalumfang	374?	367	375	346
Querumfang	330	333	333	270
Gesichtshöhe	—	118	—	105
Obergesichtshöhe	76	71	82	67
Gesichtsbreite	97	93	85	85
Jochbreite	147	135	135	114
Nasenhöhe	54	49	55	50
Nasenbreite	27	26	25	21
Orbitahöhe	33	34	38	33
Orbitabreite	41	42	45	38
Gaumenlänge	54	47	49	39
Gaumenbreite (End-)	38	37	39	37
Längenbreitenindex	873	875	821	739
Längenhöhenindex	752	795	740	734
Gesichtsindex (Jochbreite zur Gesichtshöhe)	—	874	—	921
Obergesichtsindex	517	525	607	587
Nasenindex	500	530	454	420
Orbitalindex	804	809	844	868
Gaumenindex	703	787	795	948

Nr. 1. Grosser, exquisiter männlicher Brachycephalus im Alter der Fünfziger-Jahre, dickknochig, schwer. Obere Ansicht: Rundlich, sehr breit; Stirne schmal, Schläfen stark gewölbt, Hinterhaupt flach; die Nähte undeutlich, besonders die Kranznaht. Hinterhauptsansicht: Breit, fünfeckig, Scheitel flach; Hinterhaupt flach, Interparietaltheil gross, breit; tub. occ. ext. gross, sammt der linea musc. sup. scharfkantig, weit vorspringend; Lambdanaht reichzackig. Untere Ansicht: Hinterhaupt breit, flachbogig, receptaculum kurz; proc. condyl. wenig gewölbt, pars. basil. kurz, process. pteryg. schmal; Gaumen lang, schmal, flach; Zähne schief von aussen nach innen stark abgeschliffen. Seitenansicht: Kurz und hoch; Stirne geneigt, wenig gewölbt, arcus supracil. deutlich; Scheitel hinten sehr rasch abfallend; Hinterhaupt fast senkrecht; process. mastoid. gross, massiv; Gesicht orthognath, Nasenwurzel tief und Nase stark vorspringend. Vorderansicht: Gesicht gross, breit; Stirne wenig gewölbt, Nasenwurzel schmal, Nasenbeine kurz und breit, miteinander verwachsen; Augenhöhlen gross, viereckig; Jochbeine dick, wenig vortretend; apert. pyrif. gross, lang, unten scharfrandig begrenzt.

Nr. 2. Grosser, exquisiter männlicher Brachycephalus im Alter der Dreissiger-Jahre. *O.* Rundlich, breit; Stirne sehr schmal, Schläfen gewölbt, Hinterhaupt flach, Kranznaht fein und reichzackig, Pfeilnaht armzackig. *H.* Breit, rundlich, oben breiter als unten; Hinterhaupt flach, Interparietaltheil breit, dreieckig, tub. occ. ext. klein, lin. musc. sup. wenig ausgesprochen. *U.* Hinterhaupt breitbogig, receptaculum kurz, stark gewölbt; for. occ. m. gross, länglich; proc. condyl. klein, wenig gewölbt; pars. basil. lang, proc. pteryg. schmal; Gaumen länglich, Zähne sehr wenig abgeschliffen. *S.* Kurz und hoch, Stirne senkrecht, arcus wenig deutlich, Scheitel stark gewölbt, hinten rasch abfallend zum fast senkrechten Hinterhaupte; receptaculum aufgerichtet, stark gewölbt; Warzenfortsätze klein, Gesicht orthognath, Nasenwurzel wenig vertieft, Nase vorspringend. *V.* Gesicht

gross, mässig breit; Jochbogen wenig gewölbt, Stirne stark gewölbt, Nasenwurzel schmal, Nasenrücken scharf, Orbitae gross, hoch, gerundet; apert. pyrif. mässig gross, unten scharf umrandet; Unterkiefer breit und starkknochig, mit fast senkrechten breiten Aesten.

Nr. 3. Grosser, länglicher, starkknochiger, etwas asymmetrischer Schädel eines Mannes, circa 50 Jahre alt. *O.* Länglichoval, Stirne breit, Schläfen wenig gewölbt und Hinterhaupt asymmetrisch, nämlich links flacher als rechts; Nähte deutlich, Kranznaht sehr fein, kleinzackig. *H.* Rundlich, links flacher als rechts, Interparietaltheil flach, niedrig, sein oberer Theil durch eine 1 cm oberhalb der tub. occ. ext. verlaufende, sehr feinzackige Quernaht abgetrennt; tub. occ. ext. klein, aber deutlich. *U.* Hinterhaupt breitbogig, links flacher als rechts, for. occ. magn. gross, rundlich; proc. condyl. klein, niedrig; proc. pteryg. schmal; Gaumen gross, lang; Zähne stark abgeschliffen. *S.* Hoch, Stirne senkrecht, stark gewölbt; arc. supracil. nur angedeutet, Scheitel gewölbt, zum wenig sichtbaren Hinterhaupte rasch abfallend; receptaculum lang, etwas aufgerichtet; proc. mast. kurz breit; Gesicht orthognath. *V.* Gesicht lang, schmal; Stirne breit, stark gewölbt; Nasenwurzel wenig vertieft, schmal: Orbitae sehr gross, hoch, viereckig; Nasenbeine lang, einen scharfen Rücken bildend; apert. pyrif. gross, lang und schmal, unten sehr scharfrandig begrenzt; Jochbeine dünn, angedrückt.

Alle drei Schädel sind ausgesprochene Brachycephali von bedeutender Grösse und starkem Knochenbaue, hypsicephal (blos Nr. 3 orthocephal), leptoprosop, mesokonch und leptostaphylin, wogegen der Nasenindex bei jedem verschieden ist (Nr. 1 mesorrhin, Nr. 2 platyrrhin und Nr. 3 leptorrhin).

Der Schädel Nr. 1 hat dem gleichmässig erdgelblichen Aussehen der Knochen nach (aber ohne Erdgeruch) viel länger in der Erde geruht (vielleicht aus der Zeit der Türkenkriege), als die beiden anderen, deren Bestattung wahrscheinlich in das gegenwärtige Jahrhundert (vielleicht in das Revolutionsjahr 1848) fällt. Ihrem ganzen Habitus nach möchte ich alle drei für serbo-croatische Schädel halten.

Den Schädel Nr. 4 erhielt ich von Herrn Oberlieutenant Julian Martianu des 50. Infanterie-Regimentes aus Karlsburg in Siebenbürgen. Derselbe wurde am nördlichen Festungsglacis in Karlsburg in der Tiefe von einem Meter ausgegraben und war dessen Grab mit Steinplatten ohne jede Inschrift oder Sculptur ausgelegt, das ganze Skelet in ungestörter Rückenlage. Spuren eines Sarges fanden sich nicht, dagegen folgende Schmuckgegenstände:

1. Ein glatter, 1·5 mm dicker, im Querschnitte runder, patinirter Bronzering mit unvereinigten Enden.

2. Ein Segment eines ähnlichen, an dem einen Ende aber abgeplatteten Bronzeringes; diese beiden Gegenstände lagen in der Nähe der Kiefer.

3. Ein in der Lichtung 19 mm weiter Ring aus weisslichem Metall (Silber?) von 3 mm Dicke, an der Innenseite flach, an der Aussenseite convex und hier von den Rändern aus parallel grob gerieft.

4. Ein flacher, offener, patinirter Bronzering, 3 mm hoch, 1 mm dünn.

5. Ein offener Ohrring von weisslichem, 1 mm dickem Metalldraht (Silber?), dessen ein Ende flach verbreitert und zu einer Doppelschlinge (∞) ausgearbeitet ist.

6. Zwei bronzene, patinirte Bruchstücke von geraden Stiften (Nadeln?) und

7. Ein patinirtes, flaches Bronze-Armband von 60 mm Durchmesser, 13 mm Breite und 1·5 mm Dicke, dessen Aussenseite eine sehr regelmässige, fein ausgeführte Zeichnung, gleich einem aus zwei Flechten geflochtenen Frauenzopfe, trägt.

Bei Erdarbeiten in der Festung sind im vorigen Herbste noch mehrere Schädel gefunden worden mit Bronze-Silberringen und einer Silbermünze des Kaisers Hadrian, wovon ein Bronzering dem unter 5. angeführten sehr ähnelt. Ueber die Gestalt dieser Schädel konnte ich leider nichts erfahren.

Nr. 4. Kleiner Dolichocephalus eines Weibes im Alter der Dreissiger-Jahre, dünnen Knochenbaues. *O.* Lang, schmaloval, Stirne schmal, Schläfen flach, Hinterhaupt vorragend; die offene Stirnnaht arm-, die übrigen Nähte reich- und feinzackig. *H.* Fünfeckig gerundet, oben und unten gleichbreit; im hinteren Ende der Pfeilnaht fünf Zwickelbeine; Hinterhauptsschuppe sehr stark gewölbt, ganz glatt; die Lambdanaht äusserst fein- und reichzackig, links mit vier Zwickelbeinen. *U.* Hinterhaupt parabolisch, for. occ. m. länglich, proc. condyl. niedrig, flach; proc. pteryg. schmal, Gaumen klein, kurz und breit; Zahnhöcker abgeschliffen. *S.* Lang, Stirne senkrecht, stark gewölbt, ohne arcus suprac.; Scheitel flach, allmälig abfallend zum vorgewölbten Hinterhaupte; proc. mast. klein, Gesicht ein wenig prognath. *V.* Gesicht lang und schmal, Stirne breit, stark gewölbt; Nasenwurzel

nicht vertieft, ziemlich breit; Nasenbeine lang, einen etwas convexen Rücken bildend; Orbitae sehr gross, hoch, viereckig; apert. pyrif. lang, schmal, unten sehr scharf umrandet; Unterkiefer klein, Kinn gerundet, Aeste sehr schräg, niedrig; Zähne an den Höckern abgeschliffen.

Dieser sowohl seinem anatomischen Baue als auch den Grabesbeigaben nach zweifellos weibliche Schädel ist daher dolicho-orthocephal, leptoprosop, hypsikonch, leptorrhin und brachystaphylin.

Was die Zeit anbelangt, aus welcher er stammt, lassen die Grabbeigaben und die anderen Fundgegenstände der nächsten Umgebung das II. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung recht wohl annehmen und würde der Schädel als der einer dacischen Frau gelten können, um so eher, als an der Stelle Karlsburgs die dacische Stadt Tharmis gestanden hat.

Unwahrscheinlich ist die Annahme, er sei der einer Römerin gewesen; denn abgesehen davon, dass diesfalls sich gewiss eine Inschrift auf den Steinplatten des Grabes gefunden haben würde, ist der Schädel so hochgradig dolichocephal, wie unter den von Nicolucci angeführten (Antropologia del Lazio, Napoli 1873 und Crania Pompejana, Napoli 1882) antiken weiblichen Römerschädeln nur drei sich finden.

Pettauer Studien.

Untersuchungen zur älteren Flurverfassung.

Von **Wladimir Levec.**

II. Abtheilung.

(Mit einer Kartenskizze.)

Vorbemerkung.

Die II. Abtheilung der „Pettauer Studien" enthält die Kartenanalysen für sämmtliche Katastralgemeinden des Draufeldes.

Ich halte einige einleitende Bemerkungen nicht für überflüssig, namentlich da man in den folgenden Ausführungen vielfach auf hypothetische Wendungen stossen wird, die vielleicht auf den ersten Anblick befremden dürften. Allein dies hängt mit dem Charakter der Flurforschung überhaupt zusammen, die — seltene Fälle an sich inhaltsreicher Karten ausgenommen — zu ganz sicheren und einwandfreien Ergebnissen nur dort führen kann, wo ihr durch eine möglichst lückenlose Reihe von Grundbüchern und reichhaltigen Urbarialaufzeichnungen der Weg gewiesen wird. Gerade für das Draufeld fehlen uns nun umfassende Urbare fast ganz und auch das urkundliche Material ist im Allgemeinen recht dürftig und gewährt nur wenig agrarhistorische Ausbeute. Wenn daher überhaupt schon dem Flurforscher Vorsicht und äusserst kritisches Vorgehen zur Richtschnur gemacht werden muss, so gilt es doppelt in einem solchen Falle.

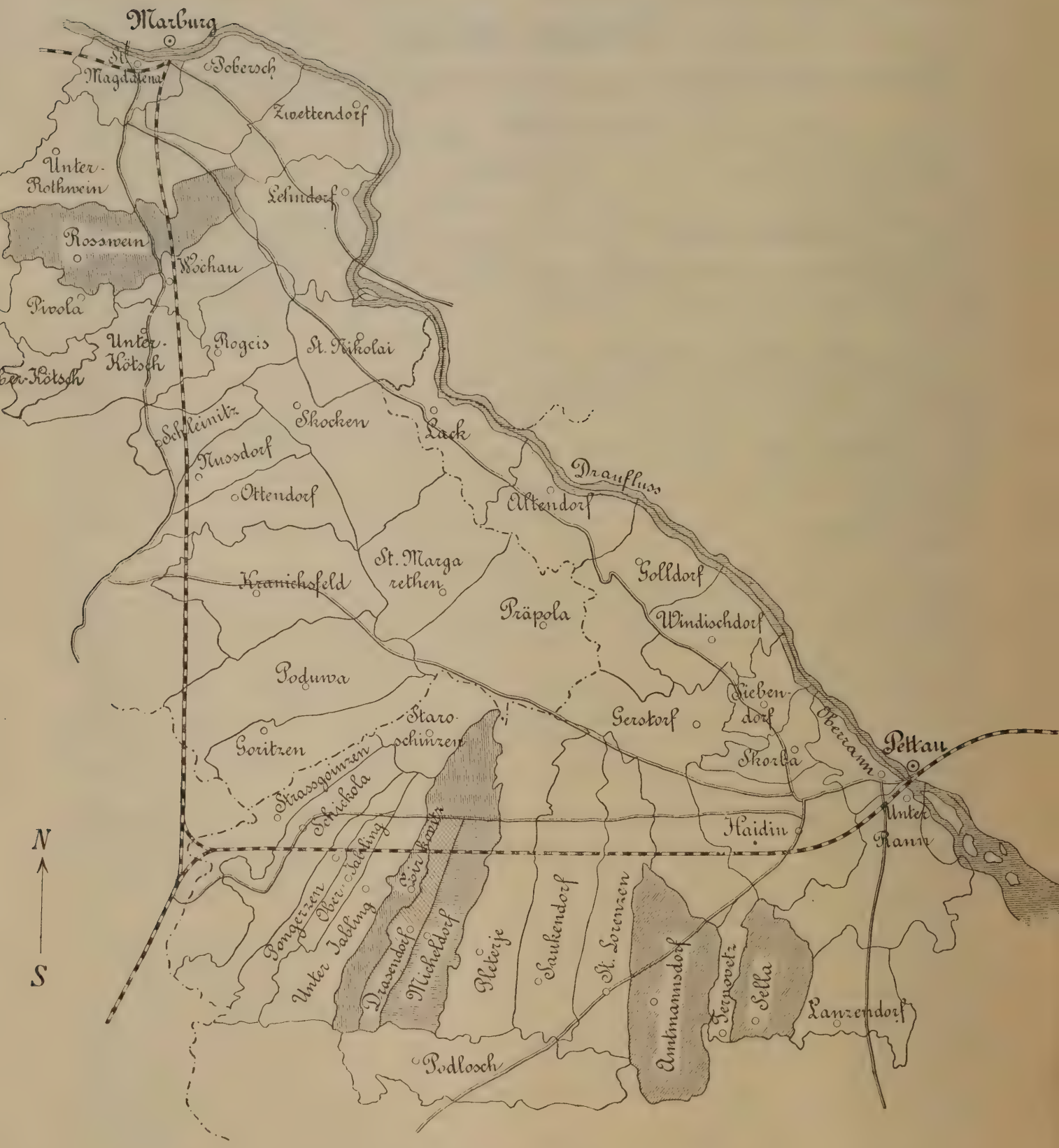
Einigermassen kann dem Uebel durch kartenmässiges Controlmaterial aus angrenzenden und nach gleichen oder zumindest ähnlichen ökonomischen Gesichtspunkten besiedelten Gebieten abgeholfen werden. Für das Draufeld kommen diesfalls in erster Linie der salzburgische Besitz im unteren Pettauer Felde, sowie um Rann und Lichtenwald, in zweiter Linie überhaupt steiermärkische Ebenen, die durchwegs nach mansi regales vermessen worden sein dürften, in Frage. Glücklicherweise sind uns überdies für den Besitz des Erzstiftes Salzburg auch zusammenhängende urbariale Aufzeichnungen aus dem Beginne des XIV. Jahrhunderts erhalten.

Dieses Controlmaterial zu bringen und auf Grund desselben zur abschliessenden Darstellung der Ergebnisse der kartenmässigen Forschung zu schreiten, wird Aufgabe und Inhalt der III. Abtheilung der „Pettauer Studien" sein. Ausserdem werde ich darin der Frage nachzugehen haben, wie sich diese Ergebnisse zu den Angaben verhalten, die uns über das Draufeld eine urbariale Quelle von unschätzbarem Werthe bringt. Ich meine den ersten bekannten Versuch einer statistischen Beschreibung der Güter und Einkünfte des steiermärkischen Landesfürsten, das 1265 fg. entstandene — vom ersten, leider unkritischen und bisher einzigen Herausgeber Adrian Rauch so benannte — Rationarium Stiriae, welches f. 136' ff. die Einkünfte des Amtes Marburg „ex altera parte Trahe" — im Draufelde — verzeichnet.

Die Angaben des Rationariums lassen es — wie ich kurz andeuten möchte — vermuthen, dass noch 1265 und bis circa 1300 auf dem Draufelde sehr extensiv gewirthschaftet wurde. Die Wirthschaftsform dürfte Waldfelderwirthschaft gewesen sein, die viele Niederwälder mit Heidekraut (Zeidelweide) im Gefolge hat. Daher finden wir neben ziemlicher Viehzucht auch ausgedehnte Bienenzucht, während der Ackerbau theilweise in den Hintergrund tritt.

Der Beginn einer intensiveren Bewirthschaftungsweise des Draufeldes und die Festsetzung der heutigen Gemarkungsgrenzen sind frühestens in die erste Hälfte des XIV. Jahrhunderts zu setzen.

Die angeführten Umstände bringen es mit sich, dass ich mich vorläufig bei einer ganzen Reihe von Gemarkungen damit begnügen musste, nur deren Vermessung nach Königshufen zu 47—52 ha festzustellen. Diese ist jedoch nicht nur für einzelne Gemarkungen, sondern für das ganze Draufeld gesichert; umfasst es ja gerade 500 Königshufen zu 47·37224 ha. Die hier gefundene Ruthengrösse stimmt also, wie man sieht, mit der sonst gewöhnlichen Grösse der virga regalis zu 4·7 m vollkommen überein.


Marburg
St. Magdalena
Pobersch
Zwettendorf
Unter-Rothwein
Lehndorf
Rosswein
Wöchau
Pivola
Unter-Kötsch
Rogeis
St. Nikolai
Schleinitz
Skocken
Lack
Nussdorf
Draufluss
Ottendorf
Altendorf
St. Margarethen
Kranichsfeld
Golldorf
Präpola
Windischdorf
Poduwa
Siebendorf
Staroschinzen
Gerstorf
Oberrann
Pettau
Goritzen
Skorba
Strassgoinzen
Schickola
Unter Rann
Haidin
N
S
Pongerzen
Ober-Jabling
Unter Jabling
Drasendorf
Micheldorf
Pleterje
Saukendorf
St. Lorenzen
Amtmannsdorf
Ternovetz
Sella
Lanzendorf
Podlosch

Mein hochverehrter Lehrer Herr Prof. Dr. Arnold Ritter v. Luschin-Ebengreuth und Herr Dr. J. Peisker hatten auch heuer die besondere Freundlichkeit und Güte, meine Arbeit vielfach durch fachmännische Winke und Rathschläge zu fördern und unterzogen sich überdies der mühevollen Durchsicht des Manuscriptes. Es ist meine Pflicht, beiden Herren an dieser Stelle meinen ehrerbietigsten Dank auszusprechen. Ebenso sei Herrn Prof. v. Zwiedineck-Südenhorst und Herrn Schulrath und Director der k. k. Staats-Oberrealschule in Laibach Dr. R. Junowicz, die sich durch liebenswürdigstes Entgegenkommen um meine Arbeit verdient gemacht haben, aufrichtigst gedankt.

Wien, Mitte Juni 1899.

VII. St. Magdalena.

(Vorstadt von Marburg; *1825.*)

Die Häuser von St. Magdalena standen 1825 grösstentheils noch unmittelbar am Drauufer. Die Flur war in Blöcken unter Insassen von St. Magdalena und Bürger aus Marburg vertheilt.

Die Fläche von St. Magdalena, 302·63 ha (ohne Gewässer), entspricht 6 Königshufen zu 50·438 ha. Ob die wirkliche Besiedelung auch nach solchen vorgenommen wurde, ist schwer zu entscheiden.

Das Stockurbar der Herrschaft Lembach[1]) von circa 1480 spricht von St. Magdalena an zwei Stellen. Unter den zum „geslos Lembach“ gehörigen Baufeldern wird f. 1′ „ain agker unnder Winttenaw neben des pharrer agker am Rain bey Marchpurg bey funff tagwerchen“ erwähnt. Ferner folgt auf f. 29 nachstehende Aufzeichnung:

[f. 29.] Der zins am Rain bey Marchpurg.

Thomas dient von dem schenkhhaws zu sannd Mertten tag und von zwain hofstetten zins	phening iiij β huner vij ayr xxx
Idem und von ainem agkher	phening xx
Waitzla dient von des Seleiter hwebm zu sand Merten tag zins	phening vj β viij ₰ hwner iij ayr xl
[f. 29′.] Reichanns dient von ainer hofstat die vor auch der Seleiter hat gehabt dient zu sand Merten tag zins	phening xlvj huner iij ayr xx
Idem dient er von ainem agkher den er von dem Plas in Puesen hat kauft zins	phening ij
Beheym Schuester dient von der schmitten und von ainer hofstatt zins	phening lxxxiij
[f. 30.] Steffl Haller dient von des Lucas Fleischhagker agker zins	phening xxiiij
Idem mer dient er von ainer hofstat dy auch der Lucas Fleischhagker gehabt hat zins	phening xlviij huener iij ayr xx zu ostern
Peter Preis dint von des Sigmund Haberl hofstat zu sand Mertten tag zins	phening xlvij huner iij ayr xx zu ostern
Idem dint mer von ainer hofstat zins	phening xxviij
Und von ainem akher	phening iiij
Idem mer dient er von zwain hofsteten zins	phening xxviiij j obl.
[f. 30′.] Ringsear dient von ainer hofstat zu sand Mertten tag zins	phening lxxxiiij huener iij air xx
Gregor Fleischagker dint von des Mertt Fleischagker hofstat zu sandt Mertten tag zins	phening xxxvij huner iiij
Und von aim agkher	phening xx
Jacob Radkerspurger dient von ainer hofstat zins	phening xlvj huner iij air xx
Idem mer dient er von ainer hofstat die der Thomass Kursner hat gehabt zynns	phening xlvj huner iij air xx
[f. 31.] Plasinpuesen dient von des Oswald Schneider hofstat zw sand Mertten tag zins	phening xxviiij
Planndlinger pekh dient von den agkhern die der Mathe im Tåber inngehabt hat zins	phening lij

[1]) Steiermärkisches Landesarchiv, Stockurbare.

Oswald Fleischagker dient von ainem agker der an des spitals agker raindt	phening xxiiij
[f. 31'.] Pernhart Drukher dient von ainer hofstat zu sand Mertten tag	phening xxxvij huner iiij
zins	air xx
Und von ainem agker	phening xx

Danach hätte St. Magdalena 1 Hufe, 15 Hofstätten (ohne Schmiede und Schänke) umfasst, was nur $4^3/_4$ Hufen ausmacht, da je 4 Hofstätten einer Hufe gleichzusetzen sind. Von den oben berechneten 6 Hufen fehlt daher noch $1^1/_4$ Hufe, die circa 1480 möglicherweise an die Pfarre [1]) und an Bürger von Marburg vergeben war. Soviel lässt die Aufzeichnung im Lembacher Urbar vermuthen, dass St. Magdalena nur theilweise nach Königshufen, zum weitaus grösserem Maasse jedoch nach Vierteln einer Königshufe, also nach sogenannten mansi sclavonici besiedelt wurde. Auf einen solchen mansus sclavonicus entfielen hier 12·69 ha.

VIII. Pobersch, Lehndorf und St. Nicolai am Draufelde.

(Slov. Pobrež, Dogoše in Sv. Miklavž na Dravskem polju; südöstlich von Marburg.)

Dem Verfasser standen weder die alten Indicationsskizzen noch die alten Parcellenprotokolle von Pobersch, Lehndorf und St. Nicolai zur Verfügung.

Nach Schmutz (Hist.-top. Lex. von Steyermark, II, 388; III, 37, 167) hat Pobersch eine Fläche von 484·53 ha, ist also eine Dekanie von Königshufen zu 48·45 ha. Lehndorf wird l. c. mit 606·96 ha berechnet, umfasst also 12 Königshufen zu 50·58 ha. Endlich St. Nicolai hat 362·38 ha oder 7 Königshufen zu 51·77 ha.

Pobersch wird 1265 im sogenannten Rationarium Stiriae erwähnt, wo es heisst (Rauch, SS. II, 143): In Bobrisach x predia, de quibus supanus habet ii et servit principis coquine, aliorum cuiuslibet census solvit iii mensuras siliginis, item ii modios avene, in carnisprivio gallinam, in pascha xx ova, pro minutis autem servilibus operibus deserviunt ibidem. Est eciam area una, cuius possessor in legationibus tempore necessitatis currendo servire tenetur." Die hier für 1265 angegebene Hufenzahl stimmt wunderbar zu der oben berechneten und beweist, dass in Pobersch 1265 die Königshufe auch Wirthschaftseinheit war [1]).

Lehndorf gehörte ursprünglich den Sponheimern, bis es circa 1100 vom Grafen Siegfried v. Sponheim dem Kloster St. Paul gewidmet wurde [2]). Es wird auch im Rat. Stiriae erwähnt und hatte einen „porcus, qui dicitur techswein" zu zinsen (Rauch, SS. II, 145). Im Marburger Stockurbare von circa 1500 (1499) heisst es f. 10: „Lenngdorff [3]) hat xj hueben als hernach geschriben stennd. Mathe Hunger dint von ainer hueben phening x β xx ℛ. Idem dint mer von ainer hueben phening iiij β.

[1]) Schon 1289 erscheint ein Gotfridus plebanus sancte Marie Magdalene in Litore, der dem Kloster Seitz eine Mühle an der Drau bei Marburg widmet. — Steiermärkisches Landesarchiv, Urk. Nr. 1358, ddo. 1289, Juni 10., Marburg. Vgl. auch J. Orožen, Das Bisthum und die Diöcese Lavant, I. Theil, S. 30 fg. und S. 573 fg.

[1]) Auch die zweite Aufzeichnung des Rationariums über Pobersch (Rauch, SS. II, 170): „In Pabrisach viii mansi, quilibet i modium siliginis et iiii modios avene" widerspricht der berechneten Hufenzahl nicht. Im Zehentverzeichnisse des Amtes Marburg (Rauch, II, 169 fg.) wurde nämlich bei den meisten Dörfern (zum Mindesten gilt dies für die zum Officium Heinrici preconis gehörigen) die Doppelhufe des Supans bez. irgend eine andere privilegirte Hufe als zehentfrei in die Hufenzahl nicht einbezogen. So heisst es z. B. bei Rauch II, 141: „In minori Prechpv̊chel sunt xviii predia de quibus supanus habet ii . . . in maiori Prechpv̊chel sunt xxvii predia, de quibus supanus habet ii . . ." Dagegen S. 169: „In maiori Prepuhel xxv mansi . . . . in maiori (richtig: minori) Prepuhel xvi mansi . . ." Ferner S. 140 heist es: „ . . . in Chressendorf xix predia, de quibus Georius schepho habet iii antiquo iure et preco habet ɟ . . ." und S. 169: „ . . . aput (!) Chressendorf xvɟ mansi . . ."

Die Doppelhufe des Supans eingerechnet, ist Pobersch auch nach dieser zweiten Angabe zehnhufig. — Auch das Marburger Stockurbar von 1499 (Steiermärkisches Landesarchiv, Stockurbare Nr. 107) enthält auf f. 52 eine Angabe über Pobersch, und zwar: „Die sup zu Pobersach hat viiij hueben und ain hofstat und drey agkher so yetzt wisen sein; die ain hat der supan an dinst, die andern dienn all gleich wie hernach geschriben steet ij schaff roken, vj schaff habern zu sand Mertentag und xviij ℛ, ain vaschanghuen und zu den ostern xx air . . . . . Dem ambtman sullen sy nach inhalt des alten register all miteinander ain marckh phening geben; steet in irr, soll aus des Gråsl urbarpuechern erkundt werden." Auch diese Angabe, nach welcher Pobersch neunhufig wäre, widerspricht der berechneten und durch das Rationarium Stiriae beglaubigten Zehnhufigkeit des Dorfes nur scheinbar und beruht wohl auf einem Rechnungsfehler, indem man die Doppelhufe des Supans nur mehr einfach zählte.

[2]) v. Zahn, Urkundenbuch, I, 104.

[3]) f. 8 desselben Urbars wird „die supp zu Lenndorff" als „von dem von Stubemberg herkommendt" bezeichnet.

Lupe des Siton Rueprechten sun dint von ainer hueben phening x β xx ϑ. Idem mer von ainer hueben dint er phening v β xx ϑ und die ain hueben davon er die markch phening dint, des 93. jars aufgenommen, ist im der zinss dessen jars nachgelassen, sol darnach geben vollingen zinss [f. 10'] Hannsl Skorlitz dint von zwain hueben phening ij tl. Steffan Walttar dint von ainer hueben phening x β xx ϑ. Idem dint mer von ainer hueben phening v β x [ϑ][1]). Georg Lederwetz dint von ainer hueben phening x β xx [ϑ] Georg Nikowitz dint von ainer hueben phening x β xx [ϑ]. Item mer dint er von ainer hueben phening v β x [ϑ]." Man sieht, dass die Hufe durchwegs regelmässig mit 2 Mark Pfennig (= 320 ϑ = 10 β à 30 ϑ + 20 ϑ) besteuert ist, also ziemlich gross sein musste. Die minder (mit 1 Mark) besteuerten sind offenbar alle erst vor kurzer Zeit wieder besetzte Hufen, denen daher ein Zinsnachlass gewährt wurde. Die mit nur 4 Schillingen Zins bedachte zweite Hufe des Mathe Hunger ist wohl ohne Zweifel eine privilegirte Supanenhufe. — Oben wurde Lehndorf auf 12 Königshufen berechnet, wovon 1 Königshufe auf ein etwaiges Dominium sowie auf Gewässer entfallen dürfte. Die übrigbleibenden 11 Hufen decken sich in diesem Falle mit denen des Urbars, so das vermuthlich auch Lehndorf nach Königshufen als Wirthschaftseinheiten colonisirt wurde. Nach J. Peisker's Notizen ist die Flur von Lehndorf in Gewannen mit sehr kurzen Parcellen vermessen.

St. Nicolai wird zuerst 1382 genannt. In einer Urkunde ddo. 1382, März 24 (am montag vor sand Rueprechtstag), o. O. bekennt Eberhart von Pettau, dass er „der erbern geistlichen herrn abbt Niclas und seins conventes zu Vittring durch got und ir bet willen ir arm leut die gesessen seind zu Oberndorf, zu sand Nicla und ze Tumlensdorf[2]) in dem Trafeld . . . ingenomen (habe) zu vogten und zu schermen"[3]).

Im XV. Jahrhundert war das Stift Admont hier weinzehentberechtigt, denn in einem Admonter Urbar von 1434 heisst es: „Census in . . . Lengdorf (= Lehndorf) . . . Lakch (= Lack) . . . Zwerkendorf (= Zwettendorf) . . . Zernkko messner von sand Nikla II aqr. . . . Joblanach (= Jabling)[4]".

[1]) Das ϑ-Zeichen fehlt in der Handschrift.

[2]) Oberndorf und Tumlensdorf sind heute verschollen.

[3]) Steiermärkisches Landesarchiv, Cop.-Pap. 3422 d aus Cod.-Pap. XVI. Jahrhundert, xx C. 19 des Stiftes Viktring, f. 11' nr. 41 im Archiv des kärntnerischen Geschichtsvereines.

[4]) Vgl. Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen, XIII, 33 ff., S. 53.

Die Fläche von St. Nicolai beträgt 362·38 ha, d. h. entspricht 7 Königshufen zu 51·77 ha. Die Vermessung der Gemarkung erfolgte demnach gewiss nach mansi regalis; über die Besiedelung und die ursprüngliche Hufengrösse gedenke ich Näheres in der III. Abtheilung der „Pettauer Studien" auszuführen[1]).

IX. Zwettendorf.

(Slov. Serkovec; südöstlich von Marburg; *1825.*)

Zwettendorf ist einzeilig; Ansätze zur Bildung einer Gasse sind allerdings vorhanden.

Die Aecker sind südlich und südwestlich vom Dorfe in Gewannen vermessen. Im Südwesten liegt auch die Kirche Heil. Maria in Fraustauden (na Brezju)[2]), während noch weiter südwestlich Waldgewanne folgen. Längs der Drau befinden sich Acker-, Weide- und Waldgewanne, auf den zwei Drauinseln die Gemeindeweide.

Die Flur von Zwettendorf umfasst 480·90 ha, also genauestens 10 Königshufen (eine Dekanie) zu 48·09 ha. Nach was für Wirthschaftseinheiten Zwettendorf colonisirt wurde, muss mehr minder unentschieden bleiben. Nachdem jedoch in den Nachbarfluren Pobersch und Lehndorf die Königshufe Wirthschaftseinheit war, erscheint dies auch für Zwettendorf annehmbar.

Grundherren waren hier im frühen Mittelalter die Sponheimer. Gräfin Kunigunde von Sponheim widmete Zwettendorf (wohl circa 1145) dem Salzburger Capitel, dem es vorübergehend durch die Traungauer entzogen, allein 1161 (bezw. 1164 und circa 1190) wieder rückerstattet wurde[3]). Erst 1595 wurde es vom Capitel an Hansen Friedrichen Freiherrn von Herberstein verkauft[4]).

X. Unter-Rothwein.

(Slov. Spodnja Radvina; südlich von Marburg; *1825.*)

Unter-Rothwein besteht aus einer langgestreckten Dorfzeile, die nahe an der Westgrenze der Flur sich befindet.

Nordöstlich vom Dorfe liegen Aecker theils in gewannartigen Streifen, theils in Blöcken, südlich hingegen Wiesengewanne und eine Wiese des Do-

[1]) Ueber die Geschichte der Filialkirche St. Nicolai vgl. Orožen, l. c. I, 291 f.

[2]) Erbaut 1586. Vgl. Näheres bei Orožen, l. c. I, 294 fg.

[3]) v. Zahn, Urkundenbuch für Steiermark, I, 429, 434 und 708.

[4]) Vgl. Orožen, l. c. I, 294.

miniums Ober-Rothwein. Gegen Südwesten wird die Flur durch einen Wald abgeschlossen, der ehemals wahrscheinlich Gemeindewald war, jetzt aber bereits vertheilt ist.

An den beschriebenen Flurtheil grenzt im Osten der Besitz des Dominiums Windenau [1]) — das Schloss selbst liegt südöstlich vom Dorfe —, an welchen sich nördlich der 1825 dem Bauern Wretzl (ehemals zum Dominium Victringhof) gehörige Complex von 33·78 ha anschliesst. Im Ganzen umfasste das Domanialland 198·28 ha (Windenau) + 33·78 ha (Victringhof), + 4·03 ha (Ober-Rothwein), also 236·09 ha oder 5 Königshufen zu 47·22 ha.

Der nordöstliche Theil der Flur — das Ried Thesen — wird von Wiesen und Aeckern der Gemeinde Marburg, sowie Aeckern von Marburger Bürgern gebildet, war also ehemals wohl ganz Marburger Gemeindegrund; im Ganzen sind es 153·36 ha.

Wird dieser Marburger Gemeindegrund, sowie der Domanialbesitz von der Gesammtfläche abgezogen, verbleiben für Unter-Rothwein 400·42 ha, d h. 8 Königshufen zu 50·05 ha.

Auch in Rothwein waren die Sponheimer Grundherren, von denen circa 1100 das „oppidum Radewan" an St. Paul vergeben wurde [2]).

Das Rationarium Stiriae von 1265 sagt über Rothwein (Rauch, SS. II, 170): „In Radvan vi mansi quilibet iiii^{or} modios avene et duos modios siliginis." Da in dem Zehentverzeichnisse des Amtes Marburg, wie oben S. 116, Anm. 1 ausgeführt wurde, die Doppelhufe des Supans nicht in die Hufenzahl einbezogen wurde, so bestand dieser Aufzeichnung nach Rothwein aus 8 Hufen, was dem rechnungsmässig gewonnenen Ergebnisse durchaus entspricht und beweist, dass das Dorf nach Königshufen als Wirthschaftshufen colonisirt wurde [3]).

[1]) Ueber die „von denen trauuelderischen augspurgischen confession verwhandten herrn landleuth und andern diser religion zuegethanen" hier errichtete evangelische Seelsorgestation (1587—1600), vgl. Orožen, l. c. I, 319 fg.

[2]) v. Zahn, Urkundenbuch, I, 104. Noch 1408 erscheint „Radwein" im St. Pauler Lehenbuch. Cf. Pettauer Studien, I, Mitth. d. Anthrop. Ges. in Wien, XXVIII, 174.

[3]) Ein Bruchstück von Unter-Rothwein wlrd auch im Lembacher Stockurbar von circa 1480 angeführt, wo es auf f. 18′ heisst: „Nider Radwein. Janns Pheiffer dient von ainer huebm zins phening x β, huner iiij, ayr xlv. Jdem mer dient er von ainer huebm, ist ôd, zins phening x β, huner iiij, ayr xlv." Die verhältnissmässig hohe Besteuerung mit 10 Schilling, d. i. 1¼ Pfund, lässt den Schluss zu, dass auch die Hufen ziemlich gross waren; es waren wohl Königshufen.

XI. Wochau.

(Slov. Bohova; südsüdöstlich von Marburg; *1825*)

Wochau ist ein Gassendorf mit 12 Hofstellen und 2 Keuschen in der Nord- und 15 Hofstellen in der Südzeile.

Die Aecker liegen süd- und nordöstlich vom Dorf in Gewannen. Im Osten befinden sich Wiesengewanne, die von einem schmalen Streifen Gemeindeweide durchbrochen werden. Im Westen jenseits der Reichsstrasse ist ebenfalls eine kleine Gemeindeweide, sowie Wiesen- und Ackergewanne, im äussersten Norden hingegen der 1825 schon theilweise parcellirte Gemeindewald Dobrava. Die Gewannordnung ist durchgehends schon in Verwirrung gerathen.

Die Fläche von Wochau beträgt nach Abzug von 1·80 ha Gewässer 352·41 ha, also 7 Königshufen zu 50·34 ha.

Ob die Besiedelung auch nach solchen oder nach kleineren Wirthschaftseinheiten vor sich ging, muss vorläufig dahingestellt bleiben.

XII. Pivola.

(Slov. Pivola; südöstlich von Marburg.)

Da die alte Indicationsskizze von Pivola nicht mehr vorhanden oder zumindest verschollen ist, kann im Folgenden nur das auf dem alten Parcellenprotokolle von 1826 beruhende rechnungsmässige Ergebniss mitgetheilt werden.

Jenem Protokolle gemäss beträgt die Fläche von Pivola 425·13 ha, wovon 0·24 ha Gewässer sind, 145·50 ha zu dem in der Gemarkung gelegenen Dominium Haus am Bacher und 31·45 ha zum Dominium Victringhof gehören.

Es erübrigen daher für die Vertheilung unter die Bauernschaft 247·94 ha, demnach eine Fläche von 5 Königshufen zu 49·588 ha. Die Vermessung nach mansi regales ist daher sichergestellt.

XIII. Unter-Kötsch [1]).

(Slov. Spodnje Hočje; südlich von Marburg; *1825.*)

Unter-Kötsch dürfte zu den ältesten Siedelungen im Draufelde gehören, da schon im Jahre 1146 hier

[1]) Erst dermalen bemerke ich, dass sich bedauerlicherweise in die auf S. 173 des XXVIII. Bandes dieser Zeitschrift gebrachte Uebersichtskarte des Draufeldes ein Fehler eingeschlichen hat, indem Ober- und Unter-Kötsch verwechselt wurden. **Richtig** heisst die westliche Flur **Ober**-Kötsch, die östliche **Unter**-Kötsch, nicht umgekehrt, wie auf der Karte.

eine Pfarre erwähnt wird, zu deren Sprengel tief in's Mittelalter hinein nahezu das ganze Draufeld gehörte [1]).

Die Dorfzeile liegt im nordwestlichen Theile der Flur. Im Osten des Dorfes stehen Kirche, Pfarrhof und Schule, im Norden einige zerstreute Hofstellen.

Die Aecker erstrecken sich, theilweise von Wiesen unterbrochen, in Gewannen gegen Osten, Nordosten und Südosten vom Dorfe, im Norden befinden sich einige Wiesenblöcke, im Südwesten der Dobravawald, ehemals wohl Gemeindegrund, jetzt bereits parcellirt.

Die Fläche von Unter-Kötsch beträgt 472·12 ha, also 10 Königshufen zu 47·212 ha. Ueber die wirkliche Besiedelung lässt sich jedoch nichts Sicheres sagen.

XIV. Ober-Kötsch.

(Slov. Zgornje Hočje; südlich von Marburg.)

Die Indicationsskizze von Ober-Kötsch aus dem Jahre 1825 ist wahrscheinlich in Verlust gerathen, dagegen ist das alte Parcellenprotokoll vorhanden.

Diesem zufolge hatte Ober-Kötsch ohne 2·21 ha Gewässer und ohne den 7·40 ha umfassenden Grund des Dominiums Victringhof eine Fläche von 125·27 ha, also 2½ Königshufen zu 50·108 ha.

Vermuthlich bildeten die Dörfer Unter- und Ober-Kötsch ursprünglich ein einziges Dorf mit einer Fläche von 597·39 ha, was 12 Königshufen zu 49·78 ha entspricht. Bei der Theilung konnte es in Folge ungenauer Vermessung geschehen, dass Unter-Kötsch 10 Königshufen zu 47·212 ha, Ober-Kötsch 2½ zu 50·108 ha zugewiesen erhielt. Sehr wahrscheinlich war das heutige Ober-Kötsch früher die Suppa, d. h. die Doppelhufe des Supans von Unter-Kötsch. Die Suppa umfasst öfter gerade 2 Königshufen, wie in unserem Falle, und nicht selten hat sich aus ihr ein selbstständiges Dorf entwickelt [1]). Die Vermuthung kann leider mangels einer Indicationsskizze nicht genauer geprüft werden. Soviel zeigt jedoch schon die Uebersichtskarte (Bd. XXVIII, S. 173 dieser „Mittheilungen"), dass beide Dorffluren zusammengenommen nahezu ein regelmässiges Parallelogramm geben, während jede Gemarkung für sich mehr minder regellos erscheint. Zu erwähnen wäre auch noch, dass ein ziemlicher Theil der Gemarkung von Ober-Kötsch Waldgrund ist.

XV. Rogeis.

(Slov. Rogoza; südöstlich von Marburg; *1825.*)

Genannt wird Rogeis zuerst circa 1145, als Gräfin Kunegund von Sponheim dem Kloster Victring Hennersdorf bei Marburg und Rogeis schenkte [2]), wenn das urkundliche „Rogor" richtig auf Rogeis gedeutet wird. Wir finden nämlich schon einige Jahrzehnte später das Kloster Seitz im Besitze von Rogeis, denn 1182 schenkt Herzog Otakar von Steiermark dem erwähnten Kloster das Dorf „Rogotz", was von Herzog Leopold VI. von Oesterreich 1195 und kirchlicherseits durch den Patriarchen Berthold von Aquileia 1247 bestätigt wurde [3]).

Die weiteren Erwähnungen von Rogeis im Mittelalter beschränken sich grösstentheils auf gelegentliche namentliche Anführung von Rogeiser Holden.

Im XVI. Jahrhunderte fanden in Rogeis Serbenansiedelungen statt; allein die Colonie bestand nur sehr kurze Zeit und umfasste nie mehr als sieben Hufen [4]).

Die Dorfstatt von Rogeis besteht aus einer Zeile mit zweimaligem Ausbaue gegen Südwesten.

---

[1]) Vgl. Orožen, l. c. I, 275 fg. und 614. Der Pfarrbezirk von Kötsch umfasste „das ganze rechtsseitige Uferland der Drau von der Mündung der Veljka (bei der Eisenbahnstation Reifnik) bis hinab zur Veste Ankenstein (Borel). Von Ankenstein aus bildete in südwestlicher Richtung die noch dermalige steirisch-croatische Landesgrenze auch die Grenze der Pfarre Kötsch, und zwar bis zum Ursprunge der Sotla. Von den Quellen der Sotla ging die Pfarrgrenze über den Donati-Berg bis an die Schleinitzer Pfarrgrenze bei der jetzigen Maxauer Filialkirche St. Anna, von da nordwärts links an Monsberg und rechts an Zirkowitz (Cirkovci) vorüber bis an die Hauptstrasse, mitten zwischen Schleinitz und Kötsch; dann von hier in westlicher Richtung zur Kirche St. Heinrich am Pachern und weiter am Rücken des Pachergebirges bis ober die Quelle der Veljka, welche den Pfarrsprengel gegen Westen begrenzte". Die Pfarre wurde 1190 dem Stifte St. Paul, Ende des 14. Jahrhunderts aber dem Kloster Obernburg incorporirt. Die Pfarrerreihe beginnt 1151 mit Henricus plebanus de Chotse. Ueber die Dotatiou der Hauptpfarrpfründe nach dem Urbare von 1599 vgl. Orožen, l. c. 312 fg.

[1]) Vgl. Peisker im II. Berichte der historischen Landescommission für Steiermark.

[2]) v. Zahn, Urkundenbuch, I, 244. „. . . claustricolis Vitringensibus . . . dedit manu Wolurami de Lauendis (= Lavant) Hunolsdorf et Rogor (!)."

[3]) v. Zahn, l. c. I, 587; II, 32; Fontes rerum Austriacarum, II, 1, XXXV, C, Nr. 6 (auch v. Krones, Verfassung und Verwaltung der Mark und des Herzogthums Steier, 504).

[4]) Rogeis hatte damals 16 Hufen, durchschnittlich zu 20½ ha. Cf. J. H. Biedermann, Die Serbenansiedelungen in Steiermark, Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark, XXXV. Heft, S. 25 fg.

Die Aecker sind sämmtlich in Gewannen gelegen. Nur im Nordosten findet sich ein grösserer viereckiger, zusammenhängender Complex, der Einzelhof Rogeishof, zu dem eine Fläche von 108·34 ha gehört.

Das Dominium Schleinitz besitzt Wald, Aecker und Wiesen in der südwestlichen, dermalen von der Südbahnstrecke durchquerten Ausbuchtung der Flur im Gesammtausmasse von 79·59 ha.

Nach Abzug des Dominiums und des Einzelhofes, also einer Fläche von nahezu 4 Königshufen, verbleiben für Rogeis 329·33 ha, also 7 Königshufen zu 47·0471 ha. Die Vermessung ist demnach nach solchen vor sich gegangen.

Betreffs der ursprünglichen Grösse einer Wirthschaftseinheit konnte wegen Mangel an urbarialen Aufzeichnungen über Rogeis nichts Positives ermittelt werden.

XVI. Skoggen und Dobrofzen.

(Slov. Skoki in Dobrovci; südöstlich von Marburg; *1825.*)

Skoggen bestand 1825 aus 20 mehr minder zerstreut gelegenen Hofstellen, so dass die Dorfstatt mehr ein rundlingartiges Gepräge zeigte.

Bemerkenswerth ist es daher immerhin, dass die Aecker von Skoggen grösstentheils in Blöcken liegen, während sie bei dem südöstlich von Skoggen befindlichen, eine regelmässige Gasse bildenden Dorfe Dobrofzen in Gewannen vermessen sind.

Dem Dominium Schleinitz gehört der äusserste Südosten der Flur um den sogenannten Drauhof mit einem Complexe von 207·86 ha, gleich 4 Königshufen zu 51·965 ha.

Das Terrain war seit 1195 dem Kloster Seitz zehentpflichtig und wird urkundlich Uedoai, Wodowei und ähnlich genannt. Zuerst wurde es vom Marburger Rathsbürger Christoph Willenrainer mit einem Gehöfte, dem erwähnten Drauhof oder Willenrainerhof, versehen. Willenrainer kaufte vom Kloster 1528 den ganzen Complex, wobei von Seiten des Stiftes anerkannt wurde, dass er „darauf ain hauss, stadl und stall auf gruenem wasen gezymert hat". Von der Witwe des genannten Bürgers brachte den Hof mit sammt den zugehörigen 7 Hufen die Landschaft von Steier 1556 an sich und siedelte daselbst zunächst drei aus Bosnien flüchtige Uskoken- oder Pribegenfamilien, Aleksić, Doytšin und Vukmyr, an, und zwar so, dass jede Familie einen gleichen Antheil erhielt [1]). 1578 bezw. 1580 bei der Neuvermessung gab es bereits sechs solche Familien mit bestimmt abgegrenzten, gleich grossen Realitäten (von je 27·87 ha). Bestanden hat die Serbenansiedelung gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts, jedenfalls 1597 nicht mehr.

Die Ortschaft wird 1587 Odobesskho genannt, eine Bezeichnung, die an das ältere Wodowei und Wodogay anklingt. Kurzweg hiess die Ansiedelung der Uskokenhof, woraus durch Abschleifung der heutige Name Skoki bezw. Skoggen hervorgegangen ist.

Skoggen hat eine Fläche von 167·22 ha, Dobrofzen ohne den Drauhof eine von 390·73 ha.

Die Gesammtfläche der Katastralgemeinde beträgt 765·81 ha, d. h. 16 Königshufen zu 47·86 ha. Davon entfielen auf das Dominium 4 1/2, auf Skoggen 3 1/2 und auf Dobrofzen 8 Königshufen. Diese mehr minder unregelmässige Eintheilung sowie die Thatsache der mehrmaligen Neubesiedelung lassen zur Erklärung der merkwürdigen Siedelungsformen von Skoggen schliessen, dass Skoggen vielleicht die Suppa, die Doppelhufe gewesen sei, die dem Suppan von Dobrofzen gehörte. In dem Falle wäre Skoggen ursprünglich nur 95·72 ha, d. h. 2 Königshufen zu 47·86 ha, gross gewesen, während Dobrofzen eine Fläche von 462·33 ha, also nahezu 10 Königshufen umfasst hätte. Nun wird in einer Urkunde [1]) von 1441, die ich im Auszuge in der III. Abtheilung dieser „Studien" zu veröffentlichen gedenke, „Dobraunczen" [2]), sowie die meisten angrenzenden Dörfer, angeführt, Skoggen hingegen nicht, weil es unter dem Namen überhaupt noch nicht existirte, d. h. weil es wohl als Suppa von Dobrofzen in diesem mit einbegriffen sein dürfte. Auf dieser Suppa, zu der man noch einen Theil von Dobrofzen (71·50 ha, also 1 1/2 Königshufen) hinzufügte, wurden nun die Serbenfamilien, von denen oben die Rede war, angesiedelt. So hatte sich aus der Suppa von Dobrofzen ein eigenes Dorf entwickelt, das nach seinen ersten Bewohnern, den Uskoken, auch den Namen erhielt. Uebrigens wird die Vermuthung, dass Skoggen ursprünglich nichts Anderes als die Suppa von Dobrofzen war, auch durch die Karte gestützt. Schon die Uebersichtskarte im I. Theile dieser Studien zeigt hinreichend deutlich, dass sich die Flur bei Skoggen auffallend verengt, so dass wir ein grösseres und ein kleineres Oblong (Dobrofzen bezw. Skoggen) be-

[1]) Also, da auf Skoggen 167·22 ha entfallen, 55·74 ha.

[1]) Hofbibliothek in Wien, Cod. carth. nr. 13996, sec. XV bis XVI, fol. 2—4.

[2]) Orožen, l. c. I., 447, führt aus dem Jahre 1683 für Dobrofzen den deutschen Namen Harteldorf an.

kommen und es ganz offenbar den Anschein hat, Skoggen sei gewissermassen nur ein Anhängsel von Dobrofzen.

XVII. St. Margarethen am Draufelde.

(Slov. Sv. Marjeta na Dravskem polju; südöstlich von Marburg; *1825.*)

St. Margarethen, über welches uns unter diesem Namen aus dem Mittelalter keinerlei Nachrichten überliefert sind[1]), besteht dermalen aus einer Gasse, die namentlich in der Nordzeile sehr unregelmässig ist. Schon daraus folgt, dass die Südzeile die ursprünglichere ist, das Dorf daher ehemals einzeilig war. Die Nordzeile hat sich im Laufe der Zeit aus mehreren oder auch nur einer einzigen Hofstatt entwickelt, denn wir finden gleich nördlich vom Dorfe ein Gewann, das den Namen „Hofsteterske Njive" (= Hofstatt-Aecker) führt. An dieses schliessen nordwestlich zwei grössere, der Stelle Nr. 37 in der Nordzeile gehörige Complexe an, worauf nördlich ein quadratförmiges, ebenfalls Hofsteterske Njive genanntes Ried folgt. Entscheidend ist, dass in beiden erwähnten Rieden grösstentheils nur der Nordzeile angehörende Stellen begütert sind.

Zu erwähnen wäre noch, dass sich die Kirche auf dem Dorfplatze befindet.

Die Aecker liegen mit Ausnahme der mehr blockartig vertheilten Hofsteterske Njive in Gewannen.

Dem Dominium Windenau gehört ausser zwei Stellen am westlichen Ende der Südzeile ein 70·91 ha grosser Complex — meist nur Wald — im Westen des Dorfes.

Ohne Dominium umfasst das Dorf eine Fläche von 572·69 ha, also 12 Königshufen zu 47·74 ha. Es ist also sicher, dass die Gemarkung nach mansi regales vermessen wurde. Die Besiedlung erfolgte jedoch — wie die anschliessenden Ausführungen über Prepola zeigen werden — nach 18 Hufen zu 31·82 ha als Wirthschaftseinheiten.

XVIII. Prepola und Ternitschen.

(Slov. Prepola in Terniče; südöstlich von Marburg; *1825.*)

Die Katastralgemeinde Prepola umschliesst zwei Dorffluren: Ternitschen im Westen und Prepola im Osten. Ternitschen und Prepola sind jetzt Gassendörfer, dürften jedoch ehemals einzeilig gewesen sein.

Die Aecker liegen durchwegs in Gewannen.

Die beiden Fluren umfassen 899·81 ha oder 19 Königshufen zu 47·36 ha wurden also sicher nach solchen vermessen.

Das Rationarium Stiriae von 1265 sagt (Rauch, SS. II, 140 fg.): „Item in minori Prechpůchel sunt xviii predia, de quibus supanus habet ii, alia xvi ut supra (nämlich „siliginis mod. i et avene ii mensuras, item i gorz fabe et i gorz papaveris et pultuum i gorz, item pro porco iiii den.") et tota villa dat ii agnos. — Item in maiori Prechpůchel sunt xxvii predia, de quibus supanus habet ii et schepfo i, alia ut supra." Und im Zehentverzeichnisse heisst es (Rauch, l. c. 169): „In maiori Prepuhel xxv mansi, quilibet i mod. tritici et ii mod. avene et tota villa iiii^{or} porcos et agnum. — In minori[1]) Prepuhel xvi mansi siliginis censum et dant ii porcos et unum agnum."

1310 gehörte das Dorf dem Kloster Seitz. In einer Urkunde ddo. 1310, Mai 27 (in vigilia ascensionis domini), Graz, gebietet Herzog Friedrich von Oesterreich seinem Getreuen Ulrich v. Seunek, er möge das Seitzer Kloster schützen „contra invasores et molestatores quoslibet . . . praecipue tamen, quod predicti fratres in terminis seu metis, silvis, nemoribus, lignis, pratis, agris et segetibus suis et specialiter iuxta villas videlicet Sœicz, Gonwicz (= Gonowitz), Rogoz (= Rogeis) ac Prepůl (Prepola) nullam violenciam aut iniuriam patiantur, colonos quoque dicte domus non permittas de cetero ab aliquibus clericis vel lavicis indebite inpignorari, opprimi vel gravari"[2]).

1331 verkauft Chunigunde, Witwe Rudleins von Kankersbach bei Marburg, einen Zehent zu Golldorf, Prepola (Prepuchl) und Jabling im Draufelde an Herdegen von Pettau[3]).

Endlich wird das Dorf 1441 im Lehenbuch der Cillier (Hs. 242 des steiermärkischen Landesarchives f. 116') genannt, wo es heisst: „Item die hernach geschrieben gueter unser lehenschaft der grafschaft Cili sind verlihen worden Achatzen Ekkenstainer und seinen erben sun und töchtern . . . . item zu Prebal drei huben . . ."

Ich stellte bereits fest, dass die Gemarkung nach Königshufen vermessen wurde. Anders steht es

[1]) Die älteste mir bekannt gewordene Erwähnung des heutigen Dorfnamens fällt in's Jahr 1567 (Sanndt Margarethen im Feldt). Vgl. Orožen, l. c. I, 514 fg. Wie St. Margarethen im Mittelalter hiess, siehe weiter unten bei **Prepola** und **Ternitschen.**

[1]) Hs. hat fälschlich maiori.

[2]) Steiermärkisches Landesarchiv, Orig.-Pgt. Nr. 1737a.

[3]) Ibidem Nr. 2018b.

mit der Frage, wie gross die Wirthschaftseinheiten bei der ursprünglichen Besiedelung waren. Das Rationarium Stiriae — hier unsere älteste Quelle — nennt ein maior und ein minor Prechpv̊chel, ersteres mit 27, letzteres mit 18 Hufen. Alle 45 Hufen zinsen gleich, dürften also auch annähernd gleich gross gewesen sein.

Wo ist nun maior und wo minor Prechpv̊chel zu suchen? Oben wurde bereits erwähnt, dass St. Margarethen, das Nachbardorf von Prepola, im Mittelalter unter diesem Namen unbekannt ist, während andererseits St. Margarethen-Kirchen in unseren Gegenden gewöhnlich einer frühen Zeit angehören. Für diesen merkwürdigen Umstand lässt sich nur die Erklärung finden, dass St. Margarethen als Theil einer Nachbarflur, und zwar, da die übrigen nicht in Betracht kommen, von Prepola eines eigenen Namens entbehrte.

In diesem Falle wäre St. Margarethen mit minor Prechpv̊chel des Rationariums Stiriae identisch und hätte daher 18 Hufen zu 31·82 ha gehabt.

Für Prepola erübrigen dann die 27 Hufen des maior Prechpv̊chel, deren jede — nachdem die Gemarkung 899·81 ha beträgt — 33·33 ha umfasste. Die Hufengrösse wäre also in maior Prechpv̊chel (Prepola) die gleiche, wie in minor Prechpv̊chel (St. Margarethen), worauf denn auch schon das Rationarium hinweist.

Eine wesentliche Stütze meiner Vermuthung ist der Umstand, dass diese Hufengrösse im Draufelde nicht vereinzelt steht; wir finden sie in dessen südöstlichem Theile wieder, so in Ternowetz, Sela, Barislofzen und Lanzendorf.

XIX. Schleinitz.

(Slov. Slivnica; südlich von Marburg; *1825.*)

Schleinitz ist eine sehr alte, schon 1146 genannte Pfarrortschaft. Die an und für sich interessanten Schicksale der Pfarre zu verfolgen, ist jedoch wegen Mangel agrargeschichtlich zu verwerthender Momente hier nicht der richtige Platz [1]).

Die Dorfstatt von Schleinitz besteht aus zwei Theilen: zunächst stehen um die Kirche und den Pfarrhof 7 Stellen (darunter die Schule) und südlich längs der Reichsstrasse weitere 6 Stellen. Die eigentliche ursprüngliche Dorfzeile liegt jedoch südöstlich von der Kirche.

Die Aecker liegen im Gemenge, nicht in geordneten Gewannen. Namentlich die Kirche hat ihren Grund in grösseren Blöcken vermessen. Im Süden erstreckte sich ehemals der Gemeindebesitz; noch jetzt befindet sich hier eine Gemeindeweide und daneben an Bauern vertheilte Aecker und Wiesen, die den Namen „gmajnske njive“ (= Gemeindeäcker) führen.

Bemerkenswerth ist, dass im Nordosten der Flur viele Fremde aus Marburg, Kötsch, St. Margarethen, Dobrofzen und Skoggen begütert sind.

Das Dominium Schleinitz besitzt den ganzen Flurtheil westlich der Reichsstrasse, sowie einzelne über die ganze Flur zerstreute Parcellen, zusammen 55·41 ha, während der im Norden gelegene geschlossene Einzelhof — 1825 nach seinem Besitzer, dem Grazer Bürger Johann Zeller, Zellerhof genannt — 40·81 ha gross ist. Da auch dieser Einzelhof ehemals sehr wahrscheinlich zum Dominium gehörte, so hätte der ehemalige Dominalbesitz 96·22 ha, also 2 Königshufen zu 48·11 ha, betragen.

Dies von der Gesammtfläche abgezogen, gibt ein Areal von 230·82 ha, d. h. von 5 [Königs- als Mass-] hufen zu 46·165 ha.

XX. Nussdorf.

(Slov. Orešje oder Orehova ves; südlich von Marburg.)

Für Nussdorf fehlt die alte Indicationsskizze. Das Parcellenprotokoll von 1825 gibt eine Gemarkung von 270·35 ha an, d. h. 5½ Königshufen zu 49·15 ha, eventuell 5 zu 54·07 ha.

Erwähnt wird Nussdorf zuerst 1234, als in einer Seitzer Urkunde Hartvicus de Nusdorf als Zeuge vorkommt [1]). 1265 werden ebenfalls in einer Seitzer Urkunde Růdolfus, Hertwicus, Otto fratres de Nusdorf genannt [2]). 1265 sagt das sogenannte Rationarium Stiriae (Rauch, S. II, 137): „Item in Nuzdorf tantummodo supanus“; also war der Supan — Hirt — damals in Nussdorf **vielleicht** das einzige, jedenfalls das wichtigste Element.

[1]) Vgl. darüber Orožen, l. c. I, 439 fg. Die Pfarre Schleinitz „grenzte ursprünglich an die Pfarre Kötsch östlich von St. Anna unter Maxau bis zum Dorfe Skoke bei Rogeis und dann nördlich von Skoke über Čreta, St. Heinrich am Pachern bis zum Jadlov oder Jelov vrh an der Höhe des Pachern ob hl. Dreikönig. Vom Jelov vrh ging die Pfarrgrenze in südwestlicher Richtung zwischen Tainach und Čadram hinab an den Ložnica-Bach und von diesem Bache zwischen St. Egiden in Kočna und Laporje bis an den Boč-Berg. Diese südwestliche Grenzlinie schied die Pfarre Schleinitz von der alten Pfarre Gonobiz“.

[1]) v. Zahn, Urkundenbuch, II, 416.

[2]) l. c. II, 566.

XXI. Ottendorf.

(Slov. Hotinja ves; südlich von Marburg; *1825.*)

Die erste Erwähnung fällt in's Jahr 1323. In einer Urkunde ddo. 1323, Mai 25. (an des saeligen herrn sande Urbanes tach) verkaufen „Wilhallem von Gorissendorf [1]) und (ich) Anna seine hausfrow" dem Deutschordenshause zu Gross-Sonntag unter Anderem „eine hûb under dem Pocher, deu ist gelegen dacz Ottendorf" und geloben in einer zweiten Urkunde von gleichem Datum, die verkauften Güter, darunter „eine hûb dacz Ottendorf under dem Pocher . . . . nicht wider (zu) chauffen noch lôsen . . . . mit dehaines andern mannes gût, danne mit unserem aigenlichem gût" [2]).

Genau gibt uns die Hufenzahl von Ottendorf das Lehenbuch des Klosters St. Paul von 1408 an, wo es heisst [3]): „Jostel Grêsel hat ze lechen . . . . siben huben zu Ottendarff im Trafeld . . ."

Die letzte mittelalterliche Nachricht stammt von 1429. Am 15. September 1429 bekennt Graf Hermann von Cilli zu Krapina (ze der Krêppin an phincztag nach des heil. kreuczes tag exaltacionis) „als der prior und convent des goczhaus zû Seicz . . . zwo hûben und zwo hofstet zû Ottendorf ob Ratschach [4]) gelegen von dem edeln unserm lieben getrewn graf Frankchen graven in der Corbaw gechauffet haben . . . das wîr dieselben hûben und hofstet dem benanten goczhaus . . . . aignen und freyen" [5]).

Die Hofstellen von Ottendorf umgeben in drei Zeilen den in der Mitte der Gemarkung befindlichen Gemeindeteich. Ursprünglich war jedoch Ottendorf — wie die Dörfer des Draufeldes überhaupt — wohl einzeilig und scheint die gegen Westen gelegene Zeile die älteste zu sein.

Die Aecker liegen in Gewannen oder wenigstens gewannartigen Streifen im Nordosten des Dorfes, während sich gegen Südwesten ehemals der Gemeindegrund (Riedname „Gmajna"!) erstreckte, der jetzt blockartig vertheilt ist.

Im südöstlichen Theile der Flur stossen wir auf einen Einzelhof (sogenannten Wartenbergerhof) mit einem zusammenhängenden, 1825 dem landschaftlichen Freisassen Martin Prosseniak gehörigen Complex von Acker, Wiese und Wald, im Ganzen 67·35 ha [1]).

Diesen Complex und 0·70 ha Gewässer abgerechnet, hat Ottendorf eine Fläche von 316·90 ha. Wenn es 1408 nur sieben Hufen hatte, so war die Hufe 45·27 ha gross.

XXII. Kranichsfeld.

(Slov. Račje; südlich von Marburg; *1825.*)

Kranichsfeld zerfällt in Unter- und das nördlichere Ober-Kranichsfeld, welche beide durch das Schloss Kranichsfeld getrennt werden. Sowohl Ober- als auch Unter-Kranichsfeld sind Gassendörfer, nur ist bei ersterem die Gasse erst in Entwicklung begriffen.

Die Aecker liegen in Gewannen nordöstlich und östlich vom Dorfe, während sich gegen Südwesten zunächst zwei grosse herrschaftliche Teiche und dann Gemeindegründe befinden.

Zum Dominium gehört ausser den erwähnten zwei Teichen — noch ein dritter grosser und sechs kleinere liegen westlich vom Schloss — fast der ganze nordwestliche und nördliche Theil der Gemarkung, im Ganzen 166·30 ha.

---

[1]) Goritschnitz, östlich von Pettau, nach v. Zahn, Ortsnamenbuch 221.

[2]) Steiermärkisches Landesarchiv, Cop.-Pap. aus dem Centralarchiv des Deutschen Ritterordens in Wien.

[3]) Archiv f. österr. Gesch., Bd. 34, 291.

[4]) Ratschach = Kranichsfeld (slov. Račje).

[5]) Steiermärkisches Landesarchiv, Orig.-Pgt. Nr. 5216. Der Kaufbrief selbst (Orig.-Pgt. Nr. 5217 daselbst) trägt das Datum „an sand Matheus tag", d. i. 21. September. Von jeder der beiden Hufen dient man hienach jährlich „sechs viertal rokchen, vier viertal habern, ain gorcz grews, ain zehling har, vier huner und zehen ayer zu ostern". Von jeder Hofstatt dient man „ain halb phunt pfenig".

[1]) Befindet sich vielleicht dieser Complex an Stelle der 1429 genannten „zwo hofstet", die ob Ratschach an dem Selein standen, wie denn auch der erwähnte Complex unmittelbar an der Grenze gegen Kranichsfeld („Ratschach") liegt? — Schon 1181 kommen in einer Urkunde, mit welcher Reimpertus de Murekke das Kloster St. Paul von allen Mauthabgaben zu Windisch-Feistritz befreit, als Zeugen Helmhart et frater eius Otto de Wartenhouen vor. (v. Zahn, Urkundenbuch, I, 583.) Eine weitere Aufzeichnung enthält Cod. suppl. 431 des Wiener Staatsarchivs. Es ist ein Lehenbuch Friedrichs III. von 1443, wie es die Aufschrift f. 1 erweist: „Feoda quondam Friderici de Pettaw ad ducatum Stirie devoluta ac per nobilem dominum Johannem de Stubemberg capitaneum Stirie vice et nomine serenissimi principis et domini domini Friderici Romanorum regis etc. collata anno etc. xliii feria secunda post Johannis Baptiste" [demnach ddo. (Graz) 1443, Juni 30.]. Auf S. 15 heisst es: „Andre Susenhaimer hat zu lehen . . . ainen hof genant Wartenhaim im Trafeld in Slewnczer pharr." Eine ähnliche Aufzeichnung bringt zu circa 1460 ein landesfürstliches Lehenbuch der Cillier Lehen im steiermärkischen Landesarchiv, Hs. 3779, f. 52′: „Hans Sûssenhaimer hat zu lehen . . . ainen hof genant Wartenhaim im Traueld in Sleintzer pharr gelegen von weilnt den von Pettaw herrûrent lehenschaft."

Ohne diesen Domanialgrund und ohne 2·92 ha Gewässer [1]) beträgt die Fläche der Kranichsfelder Gemarkung 673·09 ha, also 14 Königshufen zu 48·078 ha.

Sollte sich die Angabe des Rationarium Stiriae von 1265 über „Chressendorf“ [2]), wie es sehr wahrscheinlich ist, auf Kranichsfeld beziehen, dann wäre unser Dorf zwar nach Königshufen vermessen, aber nach Hufen zu 35·43 ha besiedelt worden. Die Hufengrösse findet sich übrigens im Draufelde auch anderwärts, ist also dadurch beglaubigt.

XXIII. Podova und Brezula.

(Slov. Podova in Brezula; südlich von Marburg; *1825.*)

Beide Dörfer sind in einer Karte aufgenommen. Das nördlicher gelegene Brezula ist einzeilig, Podova hingegen ein Gassendorf.

Die Aecker, die sich von den beiden Dörfern gegen Nordosten erstrecken, sind nach Gewannen vermessen.

Getrennt von einander werden die Fluren durch ein breites Dreischfeld des Dominiums Kranichsfeld, das auch im westlichen Flurtheile einen Maierhof mit einem zusammenhängenden Complexe von Wald, Weide, Wiese und Acker, sowie vier Teiche besitzt. Im Ganzen ist dieses Dominium in der Flur mit 252·80 ha begütert. Im äussersten Nordosten gehören überdies 68·58 ha zusammenhängender Dreischäcker dem Dominium Studenitz. Auf diesem Studenitzer Grunde wurde in den Dreissiger-Jahren unseres Jahrhunderts die 1840 zehn Hofstellen umfassende Niederlassung Neu-Braunschweig durch den damaligen Inhaber der Herrschaft Kranichsfeld, v. Tenicke, gegründet.

Ohne Dominium haben Podova und Brezula eine Fläche von 540·71 ha oder 11 Königshufen zu 49·16 ha. Davon entfallen 175·80 ha auf Brezula.

Brezula wird 1313 in einer zu Marburg am 22. Februar (an sand Peters tach) d. J ausgestellten Urkunde genannt, mit welcher Ůlreich der Sawerer mit Zustimmung seiner Verwandten „Gǒtfriden dem prior von Seyts unt seinem gotshaus . . . fůr vreyez aygen achtedhalb hueb in dem dorffe dacz Prezalach“ verkauft [1]).

Zu diesen siebeneinhalb Hufen erwarb das Kloster Seitz 1378 noch siebeneinhalb Hufen, denn am 24. November (des nachsten mittichens vor sand Kathrein tag der heyligen junckvrawn) des genannten Jahres verkauft Walther der Mansperger „Chůnraten die czeit prior der gǒczhawś ze Seỳcz, dem selben gǒczhawś und allem convent da selbs . . . achtedhalb hueben die gelegen sind in dem dorf ze Wresoloch da se vormalen auch als vil aygner gueter habent um fůmf und fůmfczichk phůnt gueter lantwerung Greczer und Wienner phening“.

Demnach gab es in Brezula im XIV. Jahrhunderte 15 Hufen. Da die Fläche von Brezula, wie erwähnt, 175·80 ha beträgt, entfallen auf eine Hufe 11·72 ha. Es sind also mansi sclavonici, nach denen Brezula im XIV. Jahrhunderte besiedelt war. Das Gleiche dürfte für Podova gelten, nur hätte dieses 30 mansi sclavonici zu 12·16 ha umfasst.

XXIV. Goritzen.

(Slov. Gorica; südlich von Marburg; *1825.*)

Erwähnt wird Goritzen 1344. Da verkaufen nämlich „(ich) Hainrech und (ich) Wergand von Maessenberch . . . ayn hueb die wier haben gehabt und gelegen ist dacz Goriczen in dem dorf, da Urban und Marin czden czeyten auf gesezzen sint . . . dem goteshaws dacz Stůdenicz . . . um aynsminczwainczich march phenninge alter Graeczer [2]).

[1]) Die Teiche sind in den Domanialgrund einbezogen.

[2]) Rat. Stir., f. 136′ (Rauch, II, 140). „Item ex altera parte Trahe in Chressendorf xix predia, de quibus Georius schepho habet iii antiquo iure et preco habet ȷ, aliorum vero xvȷ census cuiuslibet solvit tritici i mod. et avene i mod., porcum vel xii den., wisot i valens ii panes et pullum, in carnisprivio gallinam et in pascha xx ova, item officiali tritici mensuram i et avene v mensuras et xxiiii den.“ v. Zahn reducirt Chressendorf im Ortsnamenbuche 112 auf Kranichsfeld, für welches sonst dieser Name meines Wissens nirgends gebraucht wird, ausser in dem mit Benützung eines älteren Registers (vielleicht gerade eines der beiden Rationarien) niedergeschriebenen Marburger Stockurbar von 1499, nach welchem „Chressendorf“ 17 Hufen hatte; „die ain hat der supan an dinst, desgleichen der scherg ain halbe“; die übrigen dienen jede „iij schaff waitz zu weichnachten, v schaff habern zu sand Michelstag, xxviij ß ain helbing zu vaschang, ain weichnachthuen, ain vaschanghuen, zu den ostern xx air“: — „die ambtmansrecht sein nach dem alten urbar ain mess waitz und v mess habern, aber nach des supan und der urbarleut sag nicht mehr dann ain schaffl, des sol man sich erkunden und der ambtman sich die weyl an demselben schafflein waitz benuegen lassen.“

[1]) Orig.-Pgt. Nr. 1776a des steiermärkischen Landesarchives. „ . . . dỉ selb achtethalb hueb geltent alle iar ze sand Gylien tach vir march unt fumffzich phenning newer Gretzer als si zder zeyt gibich und gaebich sint unt hat mich des gůtes . . . gewert ie fůr dỉ march phening gůt fumfthalb march silbers gewegens.“

[2]) Steiermärkisches Landesarchiv, Orig.-Pgt. Nr. 2238b.

Ferner heisst es im Marburger Stockurbar von 1499 (Steiermärkisches Landesarchiv, Stockurbare Nr. 107), f. 51: „Die supp Goritz hat vij hueben, die ain hat der suppan an dinst, die andern dienn all geleich yede als hernach geschriben steet: iij schaff roken, v schaff habern zum weichnachten, xxviij ß j obl. zu sd. Michelstag, ain weichnachthuen, ain vaschanghuen und zu den ostern xx air.“ Von den sieben Hufen waren sechs bis 1499 öd gewesen, das heisst, alle bis auf die Supanenhufe, wie zu vermuthen ist. Dann wird f. 52 noch bemerkt: „Ambtmansrecht darumben ist gleich die irrung wie zu Cressendorf, hat man noch nicht anders erfragen mugen.“

Das Dorf theilt sich in Ober-Goritzen (im Norden) und Unter-Goritzen (im Süden). Beide sind einzeilig; allerdings sind Ansätze zu einer Gasse sowohl bei Ober- als bei Unter-Goritzen vorhanden.

Die Aecker liegen vom Dorfe nordöstlich und sind nach Gewannen vermessen. Gegen Südwesten und Westen erstreckt sich jetzt grösstentheils blockartig vertheilter ehemaliger Gemeindegrund (Lagenname „Gmajna“ !).

Das Dominium Freystein besitzt im äussersten Nordosten 100·08 ha Dreischfelder.

Nach Abzug des Dominiums und 1·92 ha Gewässer erübrigt für Goritzen eine Fläche von 458·34 ha oder 9 Königshufen zu 50·93 ha.

1344 wird in Goritzen eine Hufe genannt, das Marburger Urbar zählt deren acht, wenn man den Rechnungsfehler bezüglich der Supanenhufe berücksichtigt. (cf. oben S. 116, Anm. 1). Also wäre demnach das Dorf nach Königshufen nicht nur vermessen, sondern auch besiedelt worden. Ueberdies ist zu bemerken, dass es sich auch kartenmässig möglicherweise auf neun Stellen reduciren liesse, da Nachbarhöfe oft Nachbaräcker haben.

XXV. Lack und Rast.

(Slov. Loka und Rošnja (Ruška ves); südöstlich von Marburg; *1825.*)

Die erste urkundliche Erwähnung von Lack fällt in's Jahr 1322 [1]).

Später wird es 1424 und 1454 in Admonter Weinzinsregistern genannt und endlich zählt das Wurmberger Urbar von 1496 [2]) hier 15½ Hufen auf, die fast sämmtlich den gleichen Zins, nämlich „korn vj schaff, habern iiij schaff, greyſs ij messel, madpfening xvj“ reichten.

Das Dorf Rast, welches mit Lack eine Katastralgemeinde bildet, begegnet uns zuerst 1370 (6. Mai, des naesten montags nach s. Philipps und s. Jacobs tag), als „(ich) Hanns von Ernhausen, (ich) Herwert pharrer dacz sand Merten, (ich) Gebhart, (ich) Aenderli und (ich) Maerchel, all vir sein sun und (ich) Wlfinch von Maerenberch sein aidem und ich Chunigund sein hausfraw dez vorgenanten Hansen tochter . . . . unserm liebem swager Herman von Lindaw purger ze Petaw . . . . daz gancz dorf an der Rast in dem Traueld czwischen Petaw und Marchpurch . . . . alz wir daz in nůcz und in lehens gewer herpracht haben umb ein peraits gůt“ verkauften [1]).

Beide Dörfer sind Zeilendörfer; Lack liegt im Nordwesten, Rast im Südosten der Flur.

Die Aecker liegen in äusserst regelmässigen Gewannen.

Zum Dominium Ebensfeld gehört eine 15·15 ha umfassende Wiese im Nordwesten.

Die Fläche von Lack und Rast ist, den Domanialbesitz und 55·24 ha Gewässer abgerechnet, 498·78 ha gross, was gerade 10 Königshufen zu 49·878 ha entspricht. Nach wie grossen Wirthschaftseinheiten jedoch die beiden Dörfer besiedelt wurden, muss vorläufig unentschieden bleiben. Berücksichtigt man jedoch die Angaben des Wurmberger Urbars, so scheint die Colonisirung nach 16 Hufen à 31·17 ha geschehen zu sein.

XXVI. Altendorf und St. Johann am Draufelde.

(Slov. Starše (Stara ves) und Sv. Janž na Dravskem polju; 10 km nordwestlich von Pettau; *1825.*)

Der Name Altendorf scheint ein jüngerer zu sein, da er im Mittelalter nicht vorkommt, vielmehr das Dorf in dieser Zeit unter St. Johann mitinbegriffen erscheint.

Ueber St. Johann heisst es im Wurmberger Urbar von 1496 auf f. 15′:

„Sand Johanns.

Item supan Andre dient madpfening lv ß, dient waicz iiij saf, koren vj saf, iiij saf habern.

Item Urban dient madpfening lv ß, dient waicz viij schaff, habern x schaff, koren dient xij saf.

Item Gregor Lepen dient madpfening lv ß, waicz iiij schaff, khorn vj schaff, habern v schaff.

[1]) Vgl. das Citat aus dem Salzburger Urbar von 1322 unter Siebendorf

[2]) Steiermärkisches Landesarchiv, Hs. 3221, f. 14—15.

[1]) Orig.-Pgt. im Schlossarchive zu Auersberg in Krain; Cop.-Pap. im steiermärkischen Landesarchive, Nr. 3080 b.

Item der altt Lepan dient madpfening lv ℔, waicz iiij schaff, khorn vj schaff, habern v schaff.

Item Steffan dient madpfening lv ℔.

Item Czekinel dient j markch ℔.

Item Juri Jeche dient j mark ℔.

Item Jurj Welas dient j markch ℔."

Das Urbar nennt uns also 8 Hufen, von denen ein gewisser Urban auf einer Doppelhufe sitzt, wie dies seine doppelten Zinsungen beweisen. Hingegen ist der nur mit 55 Madpfennigen belastete Stefan offenbar nicht in Rechnung zu ziehen.

Altendorf besteht aus einer langen, an der Drau gelegenen Zeile, die im Osten in eine wahrscheinlich vor nicht langer Zeit entstandene Gasse übergeht. Im Süden liegt St. Johann (Kirche, Pfarrhof und Schule) mit einem südwestlich von Altendorf stehenden geschlossenen Einzelhofe Nr. 7 mit einem Besitze von 23·88 ha, also der Hälfte einer Königshufe zu 47·76 ha; der ganze Complex von Weide und Acker liegt in einem nahezu quadratförmigen Blocke um den Einzelhof.

An St. Johann stosst südlich der Maierhof des Dominiums Ebensfeld an. Das dazu gehörige und beisammen gelegene Domanialland — Acker, Wald, Weide und Wiese — erstreckt sich vom Maierhofe gegen Süden und Osten. Im Ganzen besitzt das Dominium 97·62 ha, also 2 Königshufen zu 48·81 ha.

Die Aecker, die vom Dorfe gegen Südwesten liegen, sind nach Gewannen vermessen.

Im Osten längs der Drau befindet sich die Gemeindeweide. Zwischen dieser und dem Dominium sind einige Wiesengewanne.

Altendorf mit St. Johann hat eine Fläche von 491·05 ha oder von 10 Königshufen zu 49·105 ha. Die beiden dem Dominium gehörigen 2 Königshufen abgerechnet, bleiben 8 Königshufen übrig, nach denen — als Wirthschaftshufen — Altendorf möglicherweise besiedelt wurde und die sich vielleicht mit den im Wurmberger Urbar genannten 8 Hufen von St. Johann in Zusammenhang bringen liessen [1]).

[1]) Anders wäre die Berechnung, wenn man nach v. Zahn's Ortsnamenbuch der Steiermark in M.-A., S. 8 das im Rationarium Stiriae von 1265 genannte Goldarn als Altendorf auffasst. Im Rationarium Stiriae heisst es f. 137: „In superiori Goldarn viiij predia, de quibus supanus habet ii, aliorum quodlibet solvít siliginis viii mensur., item avene iii mensur. et fabe i gorz, porcum vel x den., agnum vel v den." Hienach hätte Altendorf $8^1/_2$, im Ganzen (mit dem Dominium) $10^1/_2$ Hufen zu 46·77 ha gehabt. Hievon wären 2 Hufen auf das Dominium, $^1/_2$ auf den Einzelhof und 8 auf das Dorf entfallen.

XXVII. Golldorf.

(Slov. Zlato Ličje; nordwestlich von Pettau; *1825.*)

Ob sich die Angaben des sogenannten Rationariums Stiriae über Goldarn im Amte Marburg auf Golldorf oder das angrenzende Altendorf beziehen, ist zweifelhaft. Wahrscheinlich ist unter Goldarn inferior Golldorf, unter Goldarn superior Altendorf zu verstehen. Um die Verwirrung zu vergrössern, nennt das Rationarium im gleichen Amte noch ein Zlatendorf [1]) mit, „v predia cum supano", also 7 Hufen, welche je einen Metzen Weitzen und ein Schwein oder 10 ℔ zinsen. Doch dürfte unter Zlatendorf kaum Golldorf gemeint sein.

Das erste Mal taucht Goldarn 1242 auf. Damals besass es Herzog Friedrich II. von Oesterreich als Salzburger Lehen [2]), wie denn „Goldsdorf" noch 1320 als solches im Salzburger Urbar erscheint [3]).

Die nächste Erwähnung fällt in's Jahr 1331. Da verkauft „Chunigunde Rudleins witib von Konkaren" [4]), offenbar eine Salzburger Vasallin, einen Zehent „im Traffeld auf den derffern ze Goldarn, Prepuchl (= Prepola) und zw Jablanach (= Jabling) . . . hern Herdigen von Pettaw" [5]). Von den Pettauern kam dieser Zehent 1441 an die Stubenberge.

Endlich sagt das Marburger Stockurbar von 1499 auf f. 43′: „Die sup Goldern hat xxviij hueben und ain halbe. Der supan hat zwo, die ain an dinst von der sup wegen, von der andern dint er iij schaff waitz, iij schaff habern. So sind xx hueben di dienn all gleich, yede ain schaf waitz, iiij schaff roken zu weichnachten, iij schaf habern zu sannd Michelstag, xxij ℔ zu sannd Andrestag, ain weichnachthuen, ain vaschanghuen, xiiij air zu den ostern und ain halben gorcz pann und streu." Nun werden die Hufen einzeln angeführt und steht bei 9 die Bemerkung, dass sie „vil jar ôd gelegen" sind. Dann folgt noch auf f. 45′: „Nota noch sind vij hueben daselbst gewesen, sagt der supan, hab das wasser gar hintragen, haben etwann miteinander gediennt xviij schaf roken zu weichnachten, sullen beschawt werden. Dem ambtman gibt ain yede hueben daselbs ain halbs schaff roken irr mass."

[1]) Rauch, II, 141 fg.

[2]) v. Zahn, Urkundenbuch, II, 515.

[3]) Vgl. die Citate bei Siebendorf weiter unten.

[4]) Kankersbach bei Marburg.

[5]) Steiermärkisches Landesarchiv, Ausz. Pap. Nr. 2018b aus einem stubenbergischen Archivsverzeichniss des XVI. Jahrhunderts.

Nach einem späteren Marburger Urbar von 1547 fliesst in „Goldern“ ein Bach „Goritschiza“ [1]). Dieser Umstand bestimmt mich, anzunehmen, „Goldern“ der Marburger Urbare, bezw. das „inferior Goldarn“ des sogenannten Rationariums Stiriae sei Golldorf, „superior Goldarn“ Altendorf mit St. Johann. Denn während in letzterem Dorfe von einem Bache keine Spur zu finden ist, fliesst durch Golldorf der sogenannte Brunnquellbach, der ganz leicht 1547 den Namen „Goritschiza“ (= etwa: Hochquelle) haben konnte.

Das angeführte Urbar von 1547 bemerkt überdies: „Das dorf Goldern ist durch marchstain und das wasser an der Traa den underthanen zu schaden befunden.“

Der Karte nach ist Golldorf einzeilig. Die Aecker erstrecken sich gegen Süden und Südwesten in Gewannen, während im Norden, namentlich auf den Drauinseln, die Gemeinde begütert ist. Die Gemarkung nimmt (ohne die Drau) eine Fläche von 616·94 ha oder von 12 Königshufen zu 51·41 ha ein, wurde demnach nach solchen vermessen.

Mit diesem kartenmässigen Resultate stimmen die Hufenzahlen, welche vom sogenannten Rationarium Stiriae angegeben werden („in inferiori Goldarn xxi predia, de quibus supanus habet ii, alia ut supra (i. e. siliginis viii mensuras, item avene iii mensuras et sabe i gorz, porcum vel x den., agnum vel v den.) hoc adiecto quod tota villa dat i purchochsen vel ½ marcam den.“ . .) nicht überein.

Hienach wäre Golldorf nach Hufen zu 29·37 ha besiedelt worden. Man findet nun ähnlich grosse Hufen — zu rund 30 ha — auch in anderen Gemeinden des Draufeldes, was die Colonisation nach solchen auch für Golldorf wahrscheinlich erscheinen lässt.

XXVIII. Windischdorf.

(Slov. Slovenja ves; 5¼ km nordwestlich von Pettau; *1825.*)

Windischdorf war im Mittelalter dem Ministerialengeschlechte von Pettau zehentpflichtig. Von den Pettauern überging die Zehentberechtigung 1441 an die Stubenberger, daher wir auch im „urbarpuech“ der stubenbergischen Herrschaft Wurmberg vom Jahre 1496 [2]) auf f. 16 folgende Aufzeichnung finden:

„Slabendorff.

Item Peter alt supan dient khorn vj schaff, habern viij schaff, madpfening xxx ß, greyſs j messell, pann j messell.

Item Paule dient koren iij saff, habern iiij saf, madpfening xv, greyſs j messell [1]).

Item Gregor von ainer hueben dient korn vj schaff, habern viij schaff, madpfening xxx, greyſs j messell, pan j messell.

Item Niklaſs von ainer hueben dient madpfening xxx, greyſs j mesell, pann j messell. Item dient koren vj saf, dient habern vj saf, tenetur noch ij saf habern.“

Ferner steht im gleichen Urbar f. 36 die Notiz: „Item suppan von Pattschendoriff hat zallet von ainer wissen zw Slabendoryff ain ½ tl minner vierer ß.“

In obiger Aufzeichnung — sie umfasst 3½ Hufen — haben wir es offenbar nur mit einem Bruchstücke des Dorfes zu thun, denn die Stubenberge besassen schon 1441 nur „zway thaill zehennt“ zu „Schlawendorff [2]).“

Die Dorfstatt bildet eine regelmässige Zeile. Gegen Süden und Südwesten vom Dorfe liegen Ackergewanne (Ozke in Široke Njive = Enge und Breite Aecker), gegen Osten und Norden zunächst Wiesen-, dann Ackergewanne, im Nordwesten, ebenso im Nordosten längs der Drau befindet sich eine Gemeindeweide.

Die Fläche von Windischdorf berechnet sich nach Abzug von 31·08 ha Gewässer (d. h. Draufluss und der im Osten der Flur entspringende Brunnquellbach) auf 435·96 ha, was der Fläche von 9 Königshufen zu 48·44 ha entspricht.

Ueber die Besiedelung lässt sich mangels eingehenderen urkundlichen und urbarialen Materiales nichts Sicheres ermitteln. Daher muss die Frage nach der Grösse der ursprünglichen Wirthschaftseinheiten dermalen unbeantwortet bleiben.

XXIX. Siebendorf.

(Slov. Hodoše; 5 km westnordwestlich von Pettau; *1825.*)

Die ältesten urkundlichen Nachrichten über Siebendorf bringt das salzburgische Urbar von 1320 [3]), wo es f. 108 heisst:

[1]) v. Zahn, Ortsnamenbuch 8, s. n. Altendorf.

[2]) Hs. 3221 des steiermärkischen Landesarchives. „Vermerkcht das urbar puech zw Wurmberg in dem lxxxxvj jar.“

[1]) Folgt: pann j messell, jedoch durchstrichen.

[2]) Urkunde Nr. 5765b des steiermärkischen Landesarchives.

[3]) Hs. 1157 des steiermärkischen Landesarchives.

„Hic notantur redditus infeudati, quos dominus Fridericus archiepiscopus Salczburgensis ab Herbergariis comparavit anno domini millesimo cc̊cxx.

Dominus Wulfingus de Holrmůs [1]) habet in feudo .... item in Littore [2]) ex alia parte Trahe redditus iiij^{or} marcarum. Item in Sibendurftigen [3]) hubas tres ad redditus duarum marcarum et xl den. Et ibidem prata ad unam marcam redditus.

Item in Goldsdorf [4]) hubam unam ad lb. ȝ .... [f. 108′].

Item Fridericus Raumschuzzel habet .... item in Charb [5]) hubas v quamlibet ad marcam ȝ et in eisdem v hubis duas partes decime ad den. lx ...

Item in Goldsdorf hubam j ad marcam ȝ .....

Item Ortlinus Raumschuzzel habet in Goltsdorf hubam j ad marcam ȝ. Item in Sibendurftigen hubas ij quamlibet ad marcam ȝ.... [f. 110′]. Item Friczlinus de Puhel et uxor sua Margareta habent ... in Charb hubam unam ad marcam ȝ. Item in Sibendurftigen hubas ij quamlibet ad marcam ȝ. . . . Item in Lanczendorf [6]) hubas ij quamlibet ad marcam ȝ .....

Item Chunradus de Obraern habet ... in Goltsdorf hubas iiij^{or} quamlibet ad marcam ȝ ...

Item in Charb hubas v quamlibet ad marcam ȝ ...

Item in Lok [7]) hubam unam ad lb. ȝ ....“

Eine zweite Urbarialaufzeichnung über Siebendorf bringt das von circa 1440 stammende Urbar des Pettauer Dominikanerklosters [8]) auf f. 108:

„Sibendurfftigen.

Daselbs sind drey hueben und dint yde hueben ain markh phening, air zwayntzig, huener zway und sind des herren Anthoni Holnegkher gewesen.“

Die genannten Dominikaner besassen in Siebendorf auch zwei Wiesen, die ihnen 1460 (an montag nach sand Jorgen tag) von Paul Plöchl verkauft worden waren [9]).

[1]) Friedau.

[2]) Rann bei Pettau.

[3]) Siebendorf.

[4]) Golldorf.

[5]) Skorba.

[6]) Lanzendorf s. Pettau.

[7]) Laak nordwestlich von Pettau.

[8]) Kollektaneum bei dem Predigerkloster in Pettau, Wiener Staatsarchiv, Hs. 141.

[9]) Cod. 141 des Wiener Staatsarchives, f. $\frac{59' \text{ alt}}{43' \text{ neu}}$ i. Von dẽn zwayn wisen zw Sibendurftigen xxiij. — Paul Plöchl verkauft an den Dominikanerconvent zu Pettau „unsern tail wisen so wir mit dem edlen und vesten Prangretzen (!) Reysperger seligen getailt solden haben ... mitsambt der klain wysen dabey gelegen bey Subendurftigen ... und dye freyss aigen ist“.

Endlich sagt das Urbar der Herrschaft Wurmberg von circa 1496 [1]):

„Sybendurftigen.

Item Supan Wollff dient von j huben j markch ℛ, madpfennig xxiiij ℛ, greyss j messell, pann j messell.

Item Merttin dient von j huben j markch, madpfennig xxiiij ℛ, greyss j messell, pann j messell.

Item Jury [2]) dient korn vj schaff, habern viij schaff, madpfennig xxx, pann j messell, greyss j messell.

Item Anndre Gschucherer von ainer hueben korn vj schaff, habern iiij schaff, pann j messell, greyss j messell, madpfenning xxiiij.“

Der Karte nach ist Siebendorf einzeilig.

Die Aecker liegen südlich und südwestlich vom Dorfe in Gewannen; die Gemeindeweide, die theilweise mit Haidin strittig ist, befindet sich östlich und nordöstlich vom Dorfe.

Nördlich vom Dorfe erstrecken sich bis zur Drau Wiesen der Dominien Ebensfeld und Thurnisch, im Ganzen 30·59 ha, offenbar dieselben, die schon 1320 und 1460 genannt werden.

Nach Abzug des Dominiums und der Gewässer hat Siebendorf eine Fläche von 196·56 ha, d. h. 4 Königshufen zu 49·14 ha. Colonisirt wurde es jedoch offenbar nicht nach solchen. Das Salzburger Urbar von 1320 nennt in Siebendorf 7 wenigstens theilweise gleich zinsende, daher auch wohl gleich grosse Hufen. Auch im XV. Jahrhundert hat es hier 7 Hufen gegeben, denn die Dominikaner besassen 3 und der Herrschaft Wurmberg gehörten 4 an. Ueberdies deutet schon der Name Siebendorf selbst darauf, dass er in Erinnerung an 7 ursprüngliche Wirthschaftseinheiten gebildet wurde. Deren Grösse hätte 28·08 ha betragen, also ein uns schon von anderwärts her bekanntes und beglaubigtes Hufenmaass.

XXX. Skorba.

(Slov. Skorba; 3¼ km westlich von Pettau; *1825.*)

Die urkundlichen Daten über Skorba aus dem Salzburger Urbar von 1320 wurden bereits bei Siebendorf angeführt.

[1]) Hs. 3221 des steiermärkischen Landesarchives, f. 17.

[2]) Dieser Name steht an Stelle des durchstrichenen „Peter der alt supan“.

Skorba ist einzeilig und hat seine Aecker gegen Süden und Südwesten in Gewannen belegen. Südöstlich, sowie nördlich vom Dorfe bis zur Drau erstreckt sich die Gemeindeweide, die ebenso wie bei Siebendorf stellenweise mit Haidin streitig ist.

Das Dominium Thurnisch besitzt südwestlich einen Acker mit 0·83 ha.

Nach dessen und der Gewässer Abzug verbleibt für die Flur eine Fläche von 243·44 ha, d. h. von 5 Königshufen zu 48·688 ha.

Die Vermessung nach Königshufen ist daher gesichert.

Anders steht es mit der wirklichen Colonisirung. Das salzburgische Urbar von 1320 führt in Skorba insgesammt 11 Hufen an, wonach damals die Wirthschaftseinheit hier 22·13 ha betragen hätte. Vielleicht hat das Dorf an Boden durch Veränderungen des Draubettes verloren und waren die ursprünglichen Wirthschaftseinheiten halbe Königshufen zu 24 ha, wie im benachbarten Haidin.

XXXI. Ober-Rann.

(Slov. Zgornji Breg; Vorstadt von Pettau; *1825*)

Die Dorfstatt von Ober-Rann besteht aus einer im Süden der Flur längs des Brunnquellbaches, welcher die Gemarkung von West nach Ost durchfliesst, gelegenen zerstreuten Zeile.

Die ganze Flur ist in Blöcken von Acker und Wiese fast nur unter Pettauer Bürger vertheilt, wie denn auch die Stadtgemeinde Pettau im Nordwesten des Dorfes eine Gemeindeweide besitzt.

Die Fläche von Ober-Rann beträgt nach Abzug von 30·40 ha Gewässer 184·44 ha. Vergleicht man die bei Siebendorf angeführte Angabe des Salzburger Urbars von 1320: „In Littore ex alia parte Trahe redditus iiij^{or} (= 3½) marcarum“ und zieht man in Betracht, dass in obiger Aufzeichnung auf eine Hufe ½ Mark Einkünfte durchschnittlich entfällt, so berechnet sich Ober-Rann auf 7 Hufen zu 26·35 ha, eine Hufengrösse, die durch Analogien im Draufelde beglaubigt ist.

Die Vermessung ist sicher nach Königshufen geschehen.

XXXII. Unter-Rann.

(Slov. Spodnji Breg; Vorstadt von Pettau; *1825.*)

Die Katastralgemeinde Unter-Rann ist aus drei verschiedenen Complexen zusammengesetzt. Zunächst längs der Drau erstreckt sich die in Blöcken vielfach an Pettauer Bürger vertheilte Flur von Unter-Rann, in der besonders auch die Stadtgemeinde Pettau ganz bedeutende Gemeindegründe innehat. Die Flur von Unter-Rann misst 291·23 ha oder 6 Königshufen zu 48·54 ha.

Weiter südlich liegt dann die Herrschaft Thurnisch mit einem geschlossenen Besitze von 342·37 ha, d. h. 7 Königshufen zu 48·91 ha.

An das Dominium grenzt südwestlich die Flur von Drasendorf (slov. Draženci).

Das Dorf selbst ist rings um einen kleinen Teich gruppirt, also rundlingartig. Die Aecker sind theils in Blöcken, theils gewannartig vertheilt. Drasendorf hat, einen Rothacker des Dominiums mit 7·07 ha abgerechnet, eine Fläche von 152·37 ha; es umfasst also 3 Königshufen zu 50·79 ha.

Das ca. 1500 niedergeschriebene Urbar des Pettauer Dominikanerklosters (Hs. 141 des Wiener Staatsarchives, f. 108) sagt über Drasendorf: „Sdressendorf. Daselbs sind vier hueben und dint ydew hueben zins phening newn und dreyssig ß, waytz sechs gortz, rokhen sex gortz, habern sex gortz. Gregor dint von der ain hueben fur all ding ain markh phening.“ Danach hätte Drasendorf circa 1500 fünf Hufen zu 30·474 ha gehabt.

Jedenfalls steht fest, dass die ganze Katastralgemeinde nach Königs- als Wirthschaftshufen vermessen wurde, denn sie umfasst 793·04 ha oder 16 Königshufen zu 49·56 ha.

Erwähnt wird Rann — dahingestellt bleibe, ob Ober- oder Unter-Rann — zuerst 1320 im Salzburger Urbar (Hs. 1157 des steiermärkischen Landesarchives), wo f. 114 gesagt wird: „Item Nicolaus gener Mainhardi Latini in Pettovio habet [in feudo] . . . decimam am Rain ad marcam j den. ij.“

Im Cod. 431 des Wiener Staatsarchives (von 1443) heisst es S. 14: „Ott von Ratmanstorf der junger hat zu lehen als lehentrager an stat Margarethen seiner hausfrawen . . . zwo hofstet bei Pettaw am Rayn enhalb der Traa, item ain wisen und ain aw daselbs, item aber ain wisen bei der Traa zwischen Steffans an der Grayant und der burger aw.“

XXXIII. Gersdorf, St. Kunigunde und Niverzen.

(Slov. Gerečja ves, Sv. Kunigunda in Niverce; westlich von Pettau; *1825.*)

Ueber Gersdorf ist uns eine Nachricht von 1420 erhalten. Im genannten Jahre verkaufen „Kathrey Jacobs des Fuchsperger selig witib und Wernczla der Fuchsperger ir sun . . . dem edeln vesten Niclasen dem Windischgreczer“ ihre Güter, und zwar fünf

Hufen zu „Gerolczdorff“, nämlich die des Supan Jacob, die des Lupse, die des Dietmar, die des Sorko „des Tscherniko prueder“ und die des Tscherniko, welche sämmtlich Lehen von Bernhart von Pettau waren [1]). Da die Supanenhufe wohl als Doppelhufe aufzufassen ist, so hätte nach dieser Urkunde Gersdorf 1420 sechs Hufen gehabt.

Ueber Niverzen haben wir Nachrichten von 1369 und 1390. Am St. Gallentag 1369 verkaufen „Ottel von Grifen und (ich) Chunigund sein hawsfrau“ dem Ulrich Sefner 9 Hufen zu Niverzen (Chniebaczdorf), „die zw den zeyten all ôd gewesen sind“ [2]). Im Jahre 1390 widmete dann Ulrich Sefner obige neun Hufen, „die gelegen sind in dem Traveld daz Chniebozdorf, die wir kauft [3]) haben von Ottlein von Grifen und rechts aigen sind“, dem Predigerkloster zu Pettau für vier Jahrtage [4]). Wir finden denn auch im Urbar des Dominikanerklosters von circa 1500 (Hs. 141 des Staatsarchives, f. 108) folgende Aufzeichnung:

Gimbertz.

Daselbs sind newn huebn und sind od, aber man lest die agker aus, so man sy pessert, ein tagwerch umb ain virtl trayd, was man darauf schneydt.

Gersdorf ist ein einzeiliges Dorf, dessen Aecker in Gewannen vermessen sind. Im Westen an der in der Uebersichtskarte eingezeichneten Strasse von Marburg nach Pettau liegt das Schloss Ebensfeld mit einem geschlossenen Besitz von 180·37 ha. Wird dieser Domanialgrund von der Gesammtfläche abgezogen, ergibt sich für die Gersdorfer Flur eine Grösse von 300·23 ha oder 6 Königshufen zu 50·05 ha. Somit war 1420 in Gersdorf die Königshufe Wirthschaftseinheit und ist es natürlich auch nach solchen colonisirt worden.

Zwischen der genannten Strasse und der ebenfalls auf der dem I. Theile der Pettauer Studien beigegebenen Uebersichtskarte eingezeichneten Schikola-Pettauer Strasse liegt die unter fünf Stellen in kleineren Blöcken vertheilte Flur von St. Kunigunde. Sie umfasst 160·37 ha, wovon auf die Dominien Thurnisch und Ebensfeld 130·90 ha in einem Complexe beisammen gelegener Dreischäcker entfallen, daher für die fünf Stellen nur eine Fläche von 29·47 ha übrig bleibt. Offenbar ist St. Kunigunde aus einem ehemaligen Einzelhofe entstanden, welche Annahme besonders dadurch gestützt wird, dass auch im südlich angrenzenden Niverzen die Hufengrösse 29 ha beträgt. Von den fünf Stellen bestanden 1443 schon 3, denn Cod. suppl. 431 des Wiener Staatsarchives sagt S. 14: „Wilhelm Gantschacher hat zu lehen drey hueben gelegen bei Narestorf (!) bei St. Kunigunden in St. Marten pharr.“ Und Cod. suppl. 430 (ibidem) bringt S. 215 die Aufzeichnung: Veit Henngstpacher hat auf sein gerechtigkait und anstatt Veiten, Benedicten der Henngstpacher seiner sun und Jorgen Kewtschacher weilent Achatzen Kewtschacher sun ires vettern ze lehen drey hueben gelegen zu Varestorf bei sand Kunigunden in sand Merten pharr. Actum zu Grecz an eritag vor Michaelis anno domini etc. lxviij; also ddo. 1468, September 27., Graz. (Cf. v. Zahn, Ortsnamenbuch 122.)

Niverzen ist ein einzeiliges Dorf, das noch 1825 ebenso wie 1369 und 1390 aus 9 Stellen bestand. Unter diese ist die Flur in Blöcken vertheilt. Da Niverzen eine Fläche von 269·87 ha hat, entfallen auf jede Hufe 29·99 ha. Wir finden demnach hier nahezu dieselbe Hufengrösse, wie sie für Drasendorf (in der Katastralgemeinde Unter-Rann) festgestellt wurde.

Wie wir gesehen haben, wurde von den drei eine Katastralgemeinde bildenden Dörfern nur Gersdorf nach Königshufen besiedelt; vermessen wurden jedoch jedenfalls alle drei nach solchen. Mit dem Dominium umfassen die drei Dörfer 900·84 ha, was 18 Königshufen zu 50·04 ha entspricht.

XXXIV. Haidin.

(Slov. Hajdin; südwestlich von Pettau; *1825.*)

Die Flur von Haidin ist ein ehrwürdiger, altclassischer Boden, denn hier zwischen den Dörfern Unterhaidin und Ober-Rann stand den neuesten Forschungen zufolge die römische Militärstadt Poetovio [1]). Leider hat sich die Hoffnung, in der heutigen

[1]) Steiermärkisches Landesarchiv, Ausz. Pap. Nr. 4792 a; Orig.-Pgt. im Archiv zu Tachau.

[2]) Wiener Staatsarchiv, Hs. 141. Kollektaneum bei dem Predigerkloster zu Pettau, f. $\frac{68'\text{ alt}}{52'\text{ neu}}$.

[3]) Ms. hat kraft.

[4]) l. c. f. $\frac{67'\text{ alt}}{51'\text{ neu}}$.

[1]) Ferk, Vorläufige Mittheilungen über das römische Strassenwesen in Untersteiermark, Bd. 41 der „Mitth. d. hist. Ver. f. Steiermark“; Mayer, Geschichte der Steiermark mit besonderer Rücksicht auf das Culturleben, 5 fg.; vgl. auch Gurlitt in den „Archäologisch-epigraphischen Mittheilungen aus Oesterreich-Ungarn, XIX“; v. Luschin, Oesterr. Reichsgeschichte, 241. Anm. und Gurlitt, Vorbericht über Ausgrabungen in Pettau in den „Jahresheften des österr. archäol. Institutes“, II. Beiblatt, S. 87.

Flureintheilung von Haidin (nebst den angrenzenden Gemeinden) Spuren römischer Agrarverfassung zu finden, nicht bestätigt. Die Völkerwanderung muss sich, falls überhaupt römische Agraranlagen hier bestanden haben, als eine rücksichtslos verwüstende und vernichtende Bewegung geltend gemacht haben, da ja sonst im Allgemeinen die geographischen Formen des römischen Colonistenwesens nahezu unverwischbar genannt werden können.

Einer im Lande noch bis in's XIV. Jahrhundert erhaltenen Tradition nach soll die römische Colonie zu Haidin 452 von Attila zerstört worden sein, wenigstens berichtet dies der sogenannte Anonymus Leobiensis [1]). Sicher ist es, dass die Niederlassung den Stürmen der Völkerwanderung erlegen ist und an der früheren Stelle nicht mehr aufgebaut wurde. Die neue Stadt — das heutige Pettau — entstand am linken Drauufer, knüpfte daher an das römische Gemeinwesen gar nicht an.

Dagegen taucht 1164 der Name Chandingen für unser Haidin auf und erscheint in diesem Jahre ein Hartuvicus de Chandingen — offenbar ein mit einer oder mehreren Hufen zu Haidin belehnter einfacher Rittermässiger oder auch Ministeriale des steiermärkischen Markgrafen — als Zeuge in einer Urkunde des Traungauers Otakar V.[2]), an welchen die von Haidin durch die Vererbung des sponheimischen Besitzes in Untersteiermark 1148 gefallen waren.

Die Edlen von Haidin kommen weiterhin urkundlich nur noch im St. Pauler Lehenbuche von circa 1200 vor[3]), wo ein „dominus Dietmarus de Kandingen" erwähnt wird. Dagegen verschenkt 1202 Rudolf von Rosegg zwei Dörfer „Candin", gelegen „in planitie iuxta Traam in confinibus civitatis Petovie" dem Kloster Seitz, behält sich jedoch bis auf 5 Hufen zu Ober- und 1 zu Unterhaidin die lebenslängliche Nutzniessung vor[4]).

Die nächste Erwähnung von Haidin geschieht im sogenannten Rationarium Stiriae von 1265, wo unter den Nachträgen „ad officium Marchpurch" bemerkt wird:

„In Chaendingen xvii mansi, quilibet unum modium siliginis et unum modium avene et quilibet $4^1/_2$ denarium[5])."

[1]) Cf. v. Zahn, Ortsnamenbuch, 248.
[2]) v. Zahn, Urkundenbuch, I, 450.
[3]) Steiermärkisches Landesarchiv, Hs. 765, S. 98.
[4]) v. Zahn, l. c. II, 77.
[5]) Rauch, SS. II, 174.

Oberhaidin wird wieder 1273 genannt, und zwar widmet da ein „Wluingus nules (also einfacher Rittermässiger) dictus de Poumgarten" der Commende zu Gross-Sonntag eine Hufe „in villa superiori Chendingen" unter der Bedingung, „quod . . . fratres . . . nobis versa vice duos mansus sitos in eadem villa contulerint ad dies nostros" [1]).

Nach einem längeren Zwischenraum treffen wir auf eine Nachricht erst 1461, als nämlich Andre von Holnegk dem Dominikanerkloster zu Pettau 4 Hufen und 1 Hofstatt zu „Ober-Kennding" für Jahrtage widmet[2]). Dem entsprechend heisst es im Urbar des genannten Conventes von circa 1500[3]): „Chanding. Daselbs sind vier hueben und dint yde hueben drew virtl rokhen und drew virtl habern, zins ℛ sibenundvirtzig. Item daselbs ain hofstat dint achtunddreyssig phēning."

Eine noch umfassendere Aufzeichnung bringt das Stockurbar von Pettau (circa 1500)[4]). Es heisst daselbst: „Oberkanding hat xj hofstett, dient yede phening xiiij, ambtrecht huener iij, ayr x, tagwerch iij." [Davon hatte der Supan eine Hofstatt, von der er nichts diente, die übrigen dienten alle „volligen zynns", und zwar Pangratz Mesner und Thomasch von je einer, Michel Smerlnitz, Paul Wesiakh, Gregor Essich und Jurko von je zwei Hofstätten.] „Die supp zu Niederkanding hat xvij hueben und hat yede etwann gedient irer mass khorn iij viertl, habern iij viertl. Der Suppan dient allain ambtmansrecht phening xlvj, habern ij viertl, ambtmansrecht capawn ij. Aber nun ist der zynns ains tayls in gellt angeslagen als hernach stet.

Dient dem ambtman von yeder hueben tagwerch ij und all phlueg ij. — Andre Suppan hat ain hueben, dient davon nichts von der supp wegen. Idem dient mer von ainer hueben rocken iij viertl, habern iij viertl, phening xlvj. — Janne Schlakonoga [von 1 Hufe ebenso, wie der Suppan von seiner zweiten]. — Jennschitz Kranicz [von 1 Hufe ebenso]. — Jannschecz [von 1 Hufe ebenso; bis 1492 dienten die letzten drei Hüfner nur in Geld, und zwar jährlich 1 Mark Pf.]. — Steffan Pogladitsch hat ain hueben, dient davon jherlich phening 1 tl. — Martin Krenicz hat ain hueben im 93 jar auf-

[1]) Steiermärkisches Landesarchiv, Cop. Pap Nr. 996a; Orig.-Pgt. im Staatsarchiv in Wien.
[2]) Kollektaneum, Hs. 141 des Wiener Staatsarchives, f. $\frac{50' \text{ alt}}{34' \text{ neu}}$ ddo. 1461, April 21. (am ertagen nagst vor sand Jorgen tag), o. O.
[3]) l. c. f. 108.
[4]) Steiermärkisches Landesarchiv, Stockurbar Nr. 125, f. 42 fg.

genomen und sol des 96 jars und hinfur jherlich dienen rogkhen iij viertl, habern iij viertl, phening xlvj. — Michel Koler [von 1 Hufe wie Steffan Pogladitsch]. — Peter Suppans sun [von 1 Hufe bisher ebenso, „sol hinfur an jherlich dienen“ wie Martin Krenicz]. — Gregor am Rain hat ain hueben zu ainem zuelehen [wie der vorherige]. — Prymus Schmid hat ain hueben zu ainem zuelehen und hat dient und sol furan dienen in aller mass wie der Gregor am Rain; hat die des 96 jars aufgesetzt und des 97 jars wider aufgenomen und dient. — Jury Nabakh hat im 94 jar ain hueben aufgenomen, davon gedient j tl. ℛ [der Zins ist ihm bis 1497 nachgelassen]. — Gregor hat der Jurko ain ode hueben aufgenomen und verdient dye im 99 jare. — Under den obenanten hueben allen besetzt und unbesetzt hat man von iiij hueben albeg jerlich nur j tl. ℛ gediennt und von den andern den traidt und gelltzynns wie oben stett. — Noch iiij od hueben.“

Eine nahezu ganz gleichlautende Aufzeichnung bringt über „die supp zu Niderkhannding“, sowie über „Oberkanding“ ein zweites, ziemlich aus derselben Zeit stammendes Stockurbar der Herrschaft Pettau. Der ganze Unterschied besteht darin, dass in Unterhaidin nach dieser zweiten Version von 17 Hufen volle 5 öde lagen.

Alle diese urkundlichen und urbarialen Notizen ermöglichen die Feststellung der Hufenzahl von Haidin. Unterhaidin hatte 1265 und späterhin 17 Hufen; in Oberhaidin befanden sich circa 1500 11 Hofstätten und nach dem Urbare der Pettauer Dominikaner noch 1 Hofstatt und 4 Hufen, also im Ganzen 12 Hofstätten und 4 Hufen oder, da in Steiermark 4 Hofstätten für eine Hufe gerechnet werden, 7 Hufen. Demnach umfassten Ober- und Unterhaidin zusammen 24 Hufen.

Der Karte nach ist Unterhaidin ein einzeiliges Dorf. Im Norden der Dorfzeile stehen einige Hofstätten. Ebenso ist das westlicher gelegene, langgestreckte Oberhaidin einzeilig. Unweit Oberhaidin (südöstlich) befinden sich Kirche, Pfarrhaus und Schule, sowie einige Hofstätten.

Die Aecker erstrecken sich in gewannartigen, öfter durch Blöcke unterbrochenen Streifen westlich und östlich der beiden Dörfer.

Dem Dominium Thurnisch gehören Dreischäcker im Süden und Westen der Flur; ehemals war wohl das ganze Ried „Wlogor“ Domanialgrund, so dass das Dominium 171·65 ha betrug.

Ohne Dominium umfasst die Flur eine Fläche von 601·85 ha, also 12 Königshufen zu 50·154 ha. Oben wurde festgestellt, dass Haidin 24 Hufen hatte. Auch nach dem Parcellenprotokolle von 1825 lassen sich beide Dörfer annähernd auf soviel ganze Stellen reduciren. Auf eine der 24 Hufen würden dann 25·077 ha, d. h. die Hälfte einer Königshufe zu 50·154 ha, entfallen. Also war in Haidin jedenfalls schon um die Mitte des XIII. Jahrhunderts und bis an's Ende des Mittelalters die halbe Königshufe Wirthschaftseinheit.

XXXV. Staroschinzen.

(Slov. Starošinci; 11 km westlich von Pettau; *1825.*)

Die regelmässige Gassendorfstatt von Staroschinzen liegt nahezu in der Mitte der fast ein vollkommenes Quadrat bildenden Flur. Ursprünglich war das Dorf wohl einzeilig, da gegenüberliegende Stellen noch jetzt oft ihre Grundstücke beisammen haben.

Die Aecker, welche nahezu die ganze Flur einnehmen, liegen in Gewannen. Bemerkenswerth ist, dass es fast keinen Gemeindegrund gibt; im Ganzen besitzt die Gemeinde nur 0·53 ha.

Die Fläche von Staroschinzen (303·89 ha) umfasst 6 Königshufen zu 50·65 ha. Das Rationarium Stiriae von 1265 nennt (Rauch, SS. II, 170) ein „Ztanossen“, worunter wohl mit ziemlicher Sicherheit Staroschinzen zu vermuthen ist, und sagt: „In Ztanossen XI mansi quilibet ii modios tritici et tota villa agnum.“ Demnach hätte 1265 Staroschinzen 11 Hufen zu 27·63 ha umfasst. Die Hufengrösse kommt, wie wir bereits wissen, auch sonst vielfach im Draufelde vor.

XXXVI. Strassgoinzen.

(Slov. Stražgojnci; 13½ km westsüdwestlich von Pettau; *1825.*)

Strassgoinzen ist ein Zeilendorf. Die Bildung einer Gasse wurde durch den Tresternitz- und den in diesen vom Westen her einmündenden Mühlbach, welche den Ortsraum gegen Süden abschliessen, verhindert. Nur im äussersten Westen der Dorfstatt bilden einige knapp am Mühlbach stehende Stellen den Ansatz zu einer Gasse.

Die Aecker liegen gegen Norden in Gewannen, die in Folge Verpflügens und mehrerer quer durch sie geführter Wege meist schon in Verwirrung gerathen sind.

Der südliche Theil der Gemarkung war früher theils Gemeinde-, theils Domanialgrund.

Südöstlich vom Dorfe jenseits des Tresternitzbaches liegen 7 wohl aus einer einzigen entstandene Hofstellen, deren Aecker in breiten Streifen gegen Süden gelegen sind. Der Complex heisst noch 1825 „Hofstadt".

Gegen Süden grenzen Domanialäcker und -Wiesen an. Im Ganzen hatte das Dominium Studenitz 1825 hier 52·33 ha, also eine Königshufe.

An das Dominium schliesst die Gemeindeweide an. Nur an einem Wege hängt dann gegen Süden ein Viereck — Acker- und Wiesenblöcke — 223·75 ha, also $4^1/_2$ Königshufen zu 49·72 ha gross. Bemerkenswerth ist, dass im nördlicheren Theile dieses Viereckes die Gemeinde auch begütert ist, während sonst die Blöcke meist Auswärtigen, und zwar grösstentheils Freisteiner Unterthanen, gehören.

Die Gesammtfläche von Strassgoinzen beträgt 619·34 ha, ohne 2·94 ha Gewässer und 52·33 ha Dominium (Studenitz), aber 564·07 ha, also 12 Königshufen zu 47·006 ha.

Das östlich an Strassgoinzen angrenzende Dorf Schikola wurde, wie die Kartenanalyse ergab, nach 10 Königshufen besiedelt. Für Strassgoinzen nennt uns die bei Drasendorf angezogene Urkunde von 1263 ebenfalls 10 Hufen (in villa Sdresgŏesdorf x mansi).

Unmöglich ist es nicht, dass auch Strassgoinzen als Dekanie nach 10 Königshufen besiedelt wurde, denn es ist sehr wahrscheinlich, dass zwar der grössere Theil jenes im Süden anhängenden Viereckes Gemeindegrund, der südöstliche Theil jedoch Domanialgrund war, da er sich an den Freysteiner Domanialbesitz in Schikola anschliesst. Angenommen nun: jenes Viereck wäre zu $2^1/_2$ Königshufen Gemeindegrund, zu 2 Königshufen Dominium gewesen, blieben 10 Königshufen für Strassgoinzen übrig.

Unterstützt wird diese Vermuthung durch obige urkundliche Nachricht.

XXXVII. Schikola.

(Slov. Šikola; 13 km. westsüdwestlich von Pettau; *1825.*)

Schikola ist ein grosses, sehr regelmässiges Gassendorf. Die älteste Anlage ist auf den ersten Augenschein der westliche Theil der Nordzeile, bestehend aus den Hausnummern 1, 4, 5, 6, 7, 8, 10, 12, 14 und 15. Diese 10 Hofstellen haben ihre Aecker in langen, jetzt an den einzelnen fünf Gewenden stellenweise überspringenden flämischen Streifen ausgemessen, die von jeder Hofstelle gegen Norden durch die Riede Mlatschne (vom slov. mlačina, Pfütze, Sumpf), Med Zeste (richtig: Med cestami = zwischen den Strassen) und Gorze (vom slov. gorica = Hügel) laufen. Das Ueberspringen ist theils durch Verackerung, theils durch die zwischen den Gewenden errichteten Wege verursacht worden.

Die östliche Abtheilung der Nordzeile besitzt an die Hofstellen im Norden anschliessend Ackergewanne. Ebenso sind die nördlichen Riede Prelogi (= Dreischfelder) und Prodence (vom slov. prodnica = Schotterboden) in Gewannen unter die letzterwähnten und die Hofstellen der Südzeile vertheilt.

Die Südzeile hat sehr kurze Gartenäcker und ist auf ehemaligem Gemeindegrunde durch Abspaltung von den Hofstellen der Nordzeile entstanden. Noch 1825 hatten Bauern der Nordzeile, z. B. Nr. 7, auch Hofstellen in der Südzeile. Beiläufig in der Mitte wird die Südzeile von einem sich gegen Süden ziehenden Streifen Gemeindeweide durchbrochen, wie denn auch ihre Gartenäcker durch eine solche, sowie den Tresternitzbach (auch Tschernitzbach) abgeschlossen werden.

Jenseits des letzterwähnten Baches erstrecken sich Ackergewanne bis zum Mühlbache, und zwar sind westlich der auf der Uebersichtskarte eingezeichneten Strasse die ältesten Hofstellen, östlich der jüngere Theil der Nord- und die Südzeile vertreten.

Südwestlich vom Dorfe stehen zwei Einzelhofstellen, deren Aecker in breiten, gegen 500 kl langen Streifen gegen Süden liegen. Der ganze Complex führt den bezeichnenden Namen „Hofstadt" (sic!).

Südöstlich liegen aus Wiesen entstandene Ackergewanne für die östliche Hälfte der Nord- und die Südzeile, Stare und Nove Loke (= Alte und Neue [sumpfige] Wiesen).

Diese Gewanne und die „Hofstadt" werden durch eine weit nach Westen ausbuchtende Gemeindeweide abgeschlossen. Ehemals reichte diese wohl bis zum Südende der Flur, jetzt ist sie von dort an, wo sich die Gemarkung wieder verengt, in Blöcke, grösstentheils unter Fremde vertheilt. Nur noch der Riedname Obschone (wohl aus dem slov. občina, Gemeindegrund, verballhornt), sowie einzelne der Gemeinde gehörigen Parcellen deuten auf das Gesagte hin.

Im äussersten Süden macht die Flur wieder eine Ausbuchtung gegen Westen. Diese, 64·18 ha gross, war ehemals Domanialgrund und ist das Dominium Freistein noch 1825 dort begütert gewesen.

Zieht man von der Gesammtfläche von Schikola 64·18 ha Dominium und 1·66 ha Gewässer ab, bleiben 507·63 ha, was der Fläche von zehn Königshufen zu 50·763 ha entspricht. Nachdem der älteste Theil der Nordzeile auch 10 Hofstellen umfasst, ist es nahezu zweifellos, dass Schikola, ebenso wie Micheldorf, eine Dekanie ist und nach 10 Königshufen besiedelt wurde.

XXXVIII. Pongerzen.

(Slov. Pongerci [Pogorce]; südwestlich von Pettau; *1825.*)

Pongerzen wird von einer Gasse gebildet, deren nördliche Zeile zweimal so lang wie die südliche ist, jedoch so viele Parcellenstreifen anstossend hat, als in beiden Zeilen zusammen Stellen vorhanden sind. Daraus kann mit Sicherheit geschlossen werden, dass das Dorf ursprünglich einzeilig war.

Die Aecker erstrecken sich vom Dorfe, das etwa in der Mitte der schmalen, aber gegen 3400 Klafter langen Gemarkung liegt, gegen Norden, und zwar in flämischen Streifen, die allerdings jetzt an einzelnen Gewenden überspringen.

Im äussersten Norden hängt nur an einem Wege ein grosses, viereckiges, „Prelog“ (Dreischfeld) benamstes Ried. Die Reihenfolge der Streifen ist hier eine andere, als im Hauptcomplexe.

Im Süden der Dorfstatt beginnt das von drei Bächen und mehreren Entwässerungscanälen durchquerte und nur stellenweise durch Dreischfelder unterbrochene Wiesengebiet. Es gehörte ehemals ganz der Gemeinde, was der Lagenname „Na Gmajni“ beweist; noch jetzt ist diese hier in ansehnlichem Maasse vertreten. Das Uebrige ist in Blöcken an Dorfangehörige und Fremde aus den angrenzenden Gemeinden vergeben.

Die Fläche von Pongerzen beträgt, 0·86 ha an Gewässern (ohne Berücksichtigung der Canäle) abgerechnet, 300·96 ha.

Das Dorf wurde also nach 6 Königshufen zu 50·16 ha vermessen.

XXXIX. Ober-Jabling.

(Slov. Zgornje Jablane; 12½ km westsüdwestlich von Pettau; *1825.*)

Das Dorf wird von einer Zeile mit geringen Ansätzen zu einer Gasse gebildet.

Die Aecker liegen vom Dorfe bis zur Nordgrenze in Gewannen mit gleicher Reihenfolge der Besitzer, wie in der Dorfzeile, und einer einzigen Streifenrichtung, daher man sie sich auch als durch Zerlegung flämischer Streifen in Gewende entstanden denken kann. Hiebei wäre allerdings noch die übliche Verschiebung der Streifen an den Gewenden zu berücksichtigen.

Der Süden war ehemals wohl ganz Gemeindegrund, denn die unmittelbar jenseits des Rekabaches, welcher die Dorfstatt gegen Süden abschliesst, gelegenen Ackergewanne heissen „alte Wiesen“ und sind ringsherum von dem bis zur Südgrenze reichenden Gemeindegrund umgeben.

Die Fläche von Ober-Jabling beträgt 158·47 ha, beziehungsweise nach Abzug von 0·74 ha Gewässer 157·73 ha, also 3 Königshufen zu 52·58 ha.

Die ganz absonderliche Grösse der Königshufe in Ober-Jabling einerseits, ein Blick auf die Uebersichtskarte der Katastralgemeinden des Draufeldes andererseits lässt vermuthen, dass Pongerzen und Ober-Jabling ursprünglich ein Dorf bildeten mit 458·69 ha, also nahezu 10 Königshufen Fläche.

XL. Unter-Jabling.

(Slov. Spodnje Jablane; westsüdwestlich von Pettau; *1825.*)

Unter-Jabling besteht aus einer sehr regelmässig angelegten Zeile und einigen im Süden der letzteren zerstreut liegenden Stellen (Keuschen).

Die Aecker erstrecken sich vom Dorfe bis zur Nordgrenze der Flur. Vermuthlich war die erste Anlage in flämischen Streifen vermessen, die jetzt in Folge der Durchführung von Wegen an den Gewenden mitunter um 1—3 Streifen überspringen. Sie sind etwa 2565 m lang und waren bei der ersten Vermessung gegen 35 m breit.

Im Süden des Dorfes erstreckte sich früher nur Gemeindegrund, der jetzt grösstentheils zu Wiese und Acker an Bauern vergeben ist.

An der Ostgrenze ist ein 100—140 m breiter Streifen in unregelmässigen Blöcken an mehrere Stellen vertheilt. Es ist dies offenbar erst spät aufgemessenes Land, vielleicht auch früherer Gemeindegrund.

Unter-Jabling hat eine Fläche von 507·55 ha (ohne Gewässer).

Es ist unzweifelhaft, dass Unter-Jabling als Dekanie nach 10 Königshufen zu 50·76 ha vermessen wurde.

Bemerkenswerth ist es immerhin, dass die angrenzenden Dörfer Pongerzen und Ober-Jabling zusammen auch eine Königshufendekanie bilden und

dass man in der Nachbarschaft überhaupt eine ganze Reihe nach Dekanien vermessener und vielleicht zum Theile auch besiedelter Dörfer antrifft. Die nähere Ausführung und Erklärung dieser Thatsache muss jedoch den abschliessenden Darlegungen der III. Abtheilung der „Pettauer Studien“ vorbehalten werden.

XLI. Pleterje.

(Slov. Pleterje; südwestlich von Pettau; *1825.*)

Pleterje zerfällt in zwei Theile: Ober-Pleterje im Westen, Unter-Pleterje im Osten. Beides sind Gassendörfer, waren jedoch ursprünglich einzeilig und ist die nördliche Zeile überall die ältere. Sie lässt sich auf je fünf Stellen reduciren.

Die Aecker von Ober-Pleterje erstrecken sich in schönen, gegen 2565 m langen und ursprünglich etwa 70—100 m breiten flämischen Streifen von jeder Stelle gegen Norden fast bis zur Schikola-Pettauer Strasse. Diese Streifen führen den Namen „Lange Aecker“.

Die Aecker von Unter-Pleterje gehen auch vom Dorfe gegen Norden, liegen jedoch in Gewannen.

Im Süden der Dörfer war einst Alles Gemeindegrund (Weiden und Wiesen), während jetzt Einzelnes bereits parcellirt ist. Dieses Gebiet wird vom Rekabache durchflossen und gegen Süden durch den Pulsgaubach abgegrenzt.

Der ganze äusserste Norden der Flur bis über die Schikola-Pettauer Strasse herunter war noch zur Zeit der Katastrirung (1825) Domanialgrund, und zwar war das Dominium Studenitz hier mit 202·18 ha, das Dominium Monsberg mit 91 ha und das Dominium Ebensfeld mit 52·72 ha begütert. Das Studenitzer und das Monsberger Dominium wurden jedoch in den Dreissiger-Jahren parcellirt und an Bauern aus Zirkowitz, Drasendorf und Micheldorf vergeben.

Ohne Dominium hat Pleterje eine Fläche von 509·13 ha oder, mit anderen Worten, Pleterje ist als Dekanie von 10 Königshufen zu 50·91 ha vermessen worden.

XLII. Saukendorf.

(Slov. Župečja ves; südwestlich von Pettau; *1825.*)

Das Dorf wird zuerst im Rationarium Stiriae von 1265 als „Suppedragen“ angeführt. Es heisst daselbst unter den Einkünften des Officium Marchpurch auf f. 161 [1]) unmittelbar hinter Warrissen (= Barislofzen im Draufelde): „Suppedragen x mansi simili censu“ (nämlich „mel et tota villa unum porcum“).

Auch das Salzburger Urbar von 1320 [1]) erwähnt Saukendorf, und zwar f. 108′: „Item dominus Otto Pessniczer habet (in feudo) . . . in Saukendorf hubam unam ad den. c.“, und f. 111: „Item Marchlinus cellerarius habet in Saukendorf hubas vi quamlibet ad c. den.“ Diese 6 Hufen scheinen dann durch Vermittlung der Pettauer als Salzburger Lehen an die Stubenberge übergegangen zu sein, denn das Wurmberger Urbar von 1496 [2]) bringt folgende Aufzeichnung:

Sawtendorf.

Item Supan Drasymer dient korn viiij schaff, habern viij schaff, pan j mesel (!).

Item Lucas Petachk dient korn viiij schaff, habern viij schaff, pan j mesel (!).

Item Mathe dient korn viiij schaff, habern viij schaff, pan j mesel (!).

Item Michel Wydscheyner dient korn viiij schaff.

Item Gregor Otdysch dient von einer ɟ hueben j marckt (!) ℛ.

Item Mertin Jeretz dient von einer hueben viiij schaff korn, habern viij saff (!), dient pan j messel.

Item Michel Jeretz dient von einer hueben korn viiij schaff, habern viij saf, dient pan j messel.

Die Dorfstatt liegt im südlichen Theile der Flur und war ursprünglich jedenfalls einzeilig. Jetzt hat der Ortsraum die Form eines mit der Spitze nach Süden gekehrten Dreieckes, dessen nördliche Seite die älteste sehr regelmässige Zeile mit 14 Hofstellen (1825) darstellt. Die beiden gegen Süden reichenden Zeilen sind neueren Ursprunges.

Die Aecker erstrecken sich gegen Norden, und zwar besitzt die älteste Zeile flämische Streifen, die von jeder Hofstelle aus bis zum Riede Prelogi reichen. Zu beiden Seiten der flämischen Streifen liegt eine schmale Gemeindeweide und hinter dieser wieder beiderseits im Osten und Westen der Flur in Gewannen vermessene und grösstentheils Hofstellen der beiden neueren Zeilen gehörige Aecker. Sie sind, wie noch die Lagennamen (im Westen V gmajnah, im Osten Pašniki = Weide) beweisen, aufgetheilter Gemeindegrund.

Im Norden schliesst an diese Ackergewanne und an die flämischen Streifen das in unregelmässigen Blöcken unter Besitzer aus allen Dorfzeilen ver-

[1]) Rauch, SS. II, 170.

[1]) Steiermärkisches Landesarchiv, Hs. 1157.

[2]) Steiermärkisches Landesarchiv, Hs. 3221. f. 18.

theilte Ried Prelogi (= Dreischfelder), während jenseits der Schikola-Pettauer Strasse bis zum Nordende der Flur Dreischfelder des Dominiums Ebensfeld, beziehungsweise im äussersten Nordwesten 1840 an Bauern aus Micheldorf, Drasendorf und Zirkowitz vergebene Studenitzer Aecker liegen.

Im Süden des Dorfes liegt die vom Rekabach abgegrenzte Gemeindeweide und jenseits der Rekabaches Wiesengewanne, Delci genannt, wahrscheinlich parcellirter Gemeindegrund.

Die Fläche von Saukendorf beträgt ohne 153·59 ha Dominium und 3·42 ha Gewässer 539·30 ha, also 11 Königshufen zu 49·027 ha.

Saukendorf ist daher zweifelsohne nach mansi regales vermessen worden.

XLIII. St. Lorenzen am Draufelde.

(Slov. Sv. Lovrenec na Dravskem polju; südwestlich von Pettau; *1825.*)

St. Lorenzen gehört zu den älteren genannten Pfarren in Südsteiermark. Ursprünglich eine Filialkirche von Kötsch, scheint es schon circa 1426 selbstständig geworden zu sein, denn es wird in diesem Jahre nicht mehr unter den Vicariaten, die zu Kötsch gehörten, angeführt [1]).

Urbariale Aufzeichnungen über St. Lorenzen sind aus dem Mittelalter unbekannt; nur eine Urkunde von 1442 gibt uns 6 Hufen daselbst an [2]). Jedenfalls sind diese Hufen nur ein Bruchstück des Dorfes.

St. Lorenzen besteht aus einer Dorfzeile mit zweierlei Ausbau: im Westen eine gegen Norden reichende Gasse, im Osten eine ebensolche Zeile.

Die ursprüngliche Zeile besitzt an ihre Hofstellen im Norden anschliessend lange flämische Streifen [1]), während die Aecker der übrigen Hofstellen im Westen und Osten jener Streifen in Gewannen liegen.

Gegen Süden vom Dorf erstreckt sich die vom Pulsgau- und vom Ribnik(Reka)bache durchflossene Gemeindeweide, theilweise parcellirt und unter die Bauernschaft zu Wiesen vergeben.

Domanialgrund ist der ganze nördliche Flurtheil, und zwar gehören dem Dominium Studenitz 12·59 ha, dem Dominium Ebensfeld 110·43 ha und dem Dominium Thurnisch, das hier auch einen Maierhof (Sternthal) besitzt, 256·73 ha Dreischäcker.

Die Fläche von St. Lorenzen beträgt ohne den Domanialgrund und ohne 5·05 ha Gewässer 502·56 ha, entspricht also genauestens der Fläche von 10 Königshufen zu 50·256 ha.

XLIV. Ternovetz.

(Slov. Trnovec; 6½ km südsüdwestlich von Pettau; *1825.*)

Ternovetz ist die kleinste Flur im Draufelde. Die Dorfstatt wird von einer im äussersten Süden der Gemarkung gelegenen, nur im Osten regelmässigen, im Westen mehr minder zerstreuten Zeile von 16 Hofstellen (darunter 2 Keuschen) gebildet.

Die Aecker liegen in flämischen Streifen, die von jeder Hofstelle aus bis zu dem die Flur im nördlichen Theile durchkreuzenden Wege von Amtmannsdorf nach Pettau laufen.

Die Streifen der östlichen 8 und der westlichen 4 Stellen sind mehr schmal, während die der mittleren Nr. 7 und Nr. 8 sehr breit sind und Srednice oder Mitteläcker heissen. Sie haben auch nicht ganz die gleiche Länge, wie die übrigen Streifen, welche Dolgi ogoni (= die langen Gewende, auf der Karte in Dugigoney verballhornt!) genannt werden.

Jenseits des erwähnten Weges liegen die Dreischfelder des Dominiums Thurnisch, zusammen 46·13 ha.

Im Süden der Dorfstatt befindet sich ein kleiner bis zum Pulsgaubache, der die Südgrenze bildet, reichender Streifen Gemeindeweide.

Ohne Dominium und 1·21 ha Gewässer hat Ternovetz eine Fläche von 103·40 ha.

Unentschieden muss bleiben, nach was für Hufen das Dorf besiedelt wurde. Zieht man die Analogie mit dem östlich angrenzenden Sela und Barislofzen

[1]) Orožen, l. c. I, 479 fg.; ferner Orožen, Das Benedictinerstift Obernburg, 222 fg. Vgl. auch M. Slekovec, Župnija sv. Lovrenca na Dravskem polju, 6 fg.

[2]) Steiermärkisches Landesarchiv, Cop. Pap. XVIII. Jahrhundert, Nr. 5765, ddo. 1442, Jänner 10, o. O. (an mittich nach s. Erharts tag). Es ist ein „stiftbrief über die gült und gueter in dem Traveldt an der Newstifft gelegen vermacht und geben von Dorothea des Nickhlasen des Lempnizer ehelicher wirtin und Fridreichs von Wäzhalmb sälig tochter für sich und für all ire erben dem erwürdigen herrn herrn Sigmunden probst, dem dechant und convent sand Katharein gotshauss zu Stenz . . . die hernach beschribne gült und gueter in dem Traueld gelegen zu sand Larenzen bey der Newstifft. Item zwo huben, dy Hanns Suppan inhat. Item ain huben dy der Peter innhat. Item ain huben dy Jacob Surkho innhat. Item ain huben (!). Item ain huben dy Philipp Murkho innhat und dient jede huben sunderbar järlich fünf und dreyssig pfening, zway schöffl khorn, virzehen scheffl haber, dreu hüner, zwainzig ayr, drey tagwerch und zwen zelling haar . . . ewigkleich zu geniessen". Der Convent muss hiefür vier Jahrtage verrichten.

[1]) Ein Theil derselben wird auf der Indicationsskizze Videm genannt. Videm = Witthum = Kirchengut. Es dürfte sich um Grundstücke, die früher der Pfarre zinsbar waren, handeln.

heran, so ist es wahrscheinlich, dass Ternovetz ursprünglich aus 3 Hufen zu 34·47 ha bestand.

XLV. Lanzendorf.

(Slov. Lanca ves; südlich von Pettau; *1824.*)

Das Rationarium Stiriae von 1265 sagt über Lanzendorf auf f. 148 (Rauch, II, 142):

„Item in Lazendorf x predia, de quibus supanus habet ii, aliorum vero viii cuiuslibet census solvit mellis i quartale, porcum vel xii denarios et tota villa agnum vel viii denarios.“

Das Dorf besteht aus einer langgestreckten, zerstreuten Zeile, welche längs des die Südgrenze der Flur bildenden Pulsgaubaches liegt.

Die Aecker sind zum grossen Theile in flämischen Streifen ausgemessen, nur an der Ost- und Westgrenze befinden sich einige Gewanne oder gewannartige Streifen, die offenbar einer späteren Vermessung angehören und wahrscheinlich aus ehemaligem Gemeinde-, vielleicht auch Domanialgrund entstanden sind [1]).

[1]) Vgl. den Lagennamen Gemeindefeld im Westen.

Der ganze nördliche Theil der Gemarkung gehörte ehemals dem Dominium Thurnisch; jetzt sind einzelne Stücke an Bauern vergeben. Vielleicht erstreckte sich das Dominium früher an der Westgrenze weiter gegen Süden und umfasste noch das Ried Prelog (auf der Karte „Praluk“!), wo es noch jetzt mit Parcellen vertreten ist. Demnach waren in der Flur, wenn wir noch eine 6·51 ha grosse, dem Dominium Pfarre St. Martin zu Haidin gehörige Wiese hinzuzählen, 40·67 ha eventuell 73·04 ha Domanialgrund.

Die Fläche von Lanzendorf misst ohne Dominium und ohne 7·02 ha Gewässer 398·89 ha, bezw. 366·52 ha. Zieht man die Hufenangabe des Rationarium Stiriae in Rechnung, so wäre Lanzendorf nach 10 Hufen zu 39·889 ha oder 36·652 ha colonisirt worden. Wahrscheinlicher ist die Berechnung der Hufen zu 36·6552 ha, erstlich weil dies eine Analogie zur Hufengrösse in den benachbarten Dörfern Sela und Ternovetz wäre, und dann, weil der auf 73·04 ha angeschlagene Domanialbesitz gerade zwei solche Hufen zu 36·52 ha ausmacht.

Forschungen und Studien über das Haus.

Von **Gustav Bancalari** (Linz a. d. Donau).

IV. (Nachtrag.) Volksmässige Benennungen der Gegenstände der Landwirthschaft.

Wenn meine hauskundlichen Arbeiten, und besonders die vorliegenden terminologischen Versuche zur Volkskunde, einige Mitarbeiter werben oder gar die einschlägigen Vereine anregen sollten, dies Feld besser durch gesammelte Bemühung Vieler zu bebauen, als es ein Einzelner könnte; wenn es ihnen gelänge, die Linguisten zu interessiren und die vereinten Ingenieure und Architekten zu überzeugen, dass durch volle Berücksichtigung der Benennungen ihr schönes Unternehmen erst wissenschaftlichen Vollnutzen bringen kann, dann wäre ihr Zweck vollends erreicht. Einstweilen freue ich mich über einige beistimmende Briefe und danke für folgende ergänzende und verbessernde Beiträge zu dem landwirthschaftlichen Theile der Terminologie („Mitth. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien", Bd. XXVIII, 1898).

* * *

Herr Prof. H. Widmann (Salzburg) klärt auf, dass der „Werfer" im Pinzgau jener Knecht sei, welcher die Garben und das Heu auf den Dachboden bringt oder vom Dachboden herabwirft.

Herr Dr. Prinzinger jun. (Salzburg) hat mir im Vereine mit seinem seither leider verstorbenen Herrn Vater eine Anzahl Ergänzungen von besonderem Werthe, weil sie meist Berichtigungen darstellen, zugesendet. Die Trattn, also mit dem o-ähnlichen tiefen a, während Tráttn die Mehrzahl ist, ist die Salzburger Bezeichnung für jene, meist eingezäunten Grundstücke, welche zum Weidegange des Rindviehes bestimmt sind, daher der Trattberg (nicht Trátberg) bei Golling, die Zillertrat'n bei Niedersill und andere Localnamen mehr. Das Wort stammt von treten, dem Weidegang. Man kennt ja die eigenthümliche Formation der viel betretenen Kuhweiden im Hochgebirge, deren Hänge endlich aus lauter stufenartig übereinander befindlichen Fusssteigen bestehen. Die Stufen heissen bei Lofer auf dem Steinalbl „das 1., 2., 3., 4. Trett", also das Trett.

Das Etz oder Ötz ist eine eingezäunte, mit einzelnen Bäumen bestandene, nur zum Abweiden (= Abetzen, Abäsen) bestimmte Bergweide.

Einfang oder Zuhög ist ein durch Einhägen „inner Band und Stecken" in Sondereigenthum übergegangenes Grundstück der Gemeindeweide oder der landesfürstlichen „Frey".

Die Mahd (nicht, wie ich schrieb, „Máhd"), plur. die Máhdà, heisst ein zum Abmähen bestimmtes Grundstück. Das Máhd, also mit geschlossenem a, ist das Gemähte, die Gras- oder Heuernte.

Das Groàmàt, das zweite Heu, sei nach Dr. Prinzinger die „grüne" Heuernte, im Gegensatze zur ersten, der blumigen; es bedeute also Grünmahd.

Halt ist eine Berghalde, an welcher ein Halter, d. i. Hirt des männlichen und des Galtviehes, „Vieh haltet".

Almà heisst Alpenwirthschaft treiben, das Vieh auf die Alm treiben.

Der Káser bedeutet in Oberbaiern und Salzburg die Sennhütte. Ich habe das Wort an mehreren Orten weiblichen Geschlechtes gefunden und nach mehreren Autoritäten auf eine romanische Wurzel zurückgeführt. Dr. Prinzinger sen. in seinem Buche „Zur Namen- und Volkskunde der Alpen" leitet „den Káser" von Käse — Kääs ab.

Schwenden ist das Ausroden des Waldanfluges, der Alpenrosen, des Haidekrautes u. s. w. auf den Alpenweiden. Das Recht dazu wird verliehen. Im Salzburgischen gibt es eigene Schwendter, daher kommt denn das Schwand, Gschwandt, d. i. ein so gerodetes Grundstück. Gschwandner heisst nach Dr. Prinzinger's Ansicht etwa ein auf solchem Grundstücke sesshafter Mensch. Man halte meine Angaben S. 44, Bd. XXVIII, dagegen. Zu Reut, Schwand, Mais, Brand siehe auch Zillner, Mitth. d. Salzb. Landeskunde, Bd. XVIII, S. 20.

Sendl heisst das mit der Sichel geschnittene Waldgras. Das Sennàtbrennen findet auf den Pinzgauer Alpen im Herbste statt.

Mein Verzeichniss der Minister des Bauernhauses wird bereichert um den bereits erwähnten Werfer, dann um den Schinagl, d. i. der jüngste und geringste Dienstbote, dann den Schickbuàm, eine Art Laufbursche, den Goàssà (Gaisjunge) und den Bauknecht. Den Fingerling halten sie für

einen Neckhamen. Auf grossen Almen gibt es eigene Melcher, Hüàtà, Salzer, Grabnlà, Schàfler. — Besdiàrn heissen auch (im Pinzgau) die Töchter vom Hause, was die Erklärung „beste Diàrn“ stützt. Dazu: die Kindsin (Kindermädel), Zimmerin (Zimmermädel der Gasthöfe).

Das „Awándtl“, d. i. die Linie, in welcher beim Pflügen jedes Mal gewendet wird, heisst in Salzburg Auwend, Anàwand.

Fräulein Marie Eysn (Salzburg) hat seither eine Schrift über Salzburger Zaunformen veröffentlicht [1]).

Ich habe den Zäunen noch den huzulischen plit aus Pflöcken und Stangenholz beizufügen; dann worota = Gatter, Zaunthor (huz.); strunka oder rozloha = Zaun aus verschiebbaren Stangen, welche in Pflockpaare eingelegt werden. Der Stiegel (Zaun = Antritt zum Uebersteigen) huz. = perelas.

Schliesslich danke ich ganz besonders dem Herrn Landesgerichtsrathe Gottfried Balka (Radstadt), welcher meine Arbeit durchgesehen, geprüft und wesentlich bereichert hat.

V. Volksmässige Benennungen am und im Hause.

A. Wohnung (Feuerhaus).

a) Besiedelungsform.

In Oesterreich ob der Enns, in Frankreich, Departement du Nord, in vielen Thälern der Schweiz u. s. w., überhaupt wo die Einschicht vorherrscht, gibt es stets einen Kern der ganzen Gemeinde, wo Kirche, Schule und Wirthshaus beisammen stehen. In der Schweiz heisst dieser Kern Platz, z. B. Davos-Platz, Vals-Platz im Valsthale, Seitenthal des Vorder-Rheins, südlich Ilanz u. s. w. In Frankreich heisst er le village und im ehemals deutschen Theile des genannten Departements le platz. In Oberösterreich, dessen Gemeindegebiete oft sehr weit ausgedehnt sind, habe ich oft „bei dà Kirà“, bei der Kirche, aber meines Erinnerns keinen anderen technischen Ausdruck gehört.

b) Bezeichnungen der Hausformen im Allgemeinen und allgemeine Bestandtheile.

Das Wort Haus bedeutet dem Volke blos Menschenwohnung, und zwar bleibende, ausgestattete Wohnung. Für zeitweilige Unterkunft tritt der Begriff Hitt'n (Hütte) ein. Es gibt z. B. kein Schiesshaus, sondern Schiesshitt'n, eine Beinhitt'n (Bienenhaus), Hundshitt'n u. s. w. Nur das „Häusl“ für Abtritt macht eine scherzhafte Ausnahme. Kein Gebäude mit reinem Wirthschaftszwecke wird Haus genannt.

Eine andere Bedeutung drückt Schmeller aus: „Haus bedeutet auch noch (im bajuvarischen Sprachgebiete) den Raum, welchen blos die Hausthüre und sonst keine weitere Thüre einschliesst.“ Das ist aber nichts Anderes, als der Flur, von welchem später speciell die Rede sein wird.

Gewisse Gattungsnamen des ländlichen Hauses, wie Meringer's Eckflurhaus, Seitenflurhaus, Mittelflurhaus, Mittelküchenhaus, mein oberösterreichischer Vierkant, mein Flurhallenhaus, sind theoretische Typenbezeichnungen und im Volke unbekannt. Meringer's Kreuzhaus und Durchgangshaus in Aussee habe ich allerdings so nennen gehört. Das von mir Flurhallenhaus, von Henning oberdeutsch genannte Haus oder Gehöfte ist I. Einheitshaus, d. i. mit Wohn- und Viehtract unter ungebrochenem Firste; II. Haufengehöft mit getrennten, in Gruppen gestellten Hauselementen; III. es steht im sogenannten fränkischen Gehöfte, im Hufeisen; IV. es ist zum bäuerlichen Meierhofe, zum quadratischen Vierkant zusammengeschweisst worden. Haus, Stall, Stadl und Hütte sind die Hauptbestandtheile von III. Im Haufenhofe und beim Einheitshofe gibt es Nebengebäude, bei grösseren Wirthschaften von III. und IV. aber Zuhäuser, welche sich zum Haupthofe verhalten, wie Vorwerke zum Rittergut. Auch die Kategorien I bis IV haben keine kennzeichnenden, volksthümlichen Gattungsnamen.

Häus'l ist ein kleines Haus mit kleinem oder gar keinem Grundbesitze. Siehe übrigens S. 35, „Mitth. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien“, 1898, die aus landwirthschaftlichen Verhältnissen hervorgehenden Namen von Hausgattungen.

Im Egerlande heisst das Gehöfte Huàf = Hof, dessen Wohntract Haus, dessen Haupt- und Giebelseite Waln (wohl statt Walm?).

Niederdeutsch heisst eine elende Hütte Kabuse von Koben oder Kaben, Kobl = kleiner Stall

[1]) Zeitschr. für österr. Volkskunde, IV, 1898, 11. und 12. Heft. Es werden 14 Zaungattungen beschrieben und abgebildet. Ich muss auf diese interessante Arbeit verweisen. Alle diese Zäune setzen spaltbares Nadelholz voraus. Vielleicht bringt uns ein volkskundiger Forscher eine ergänzende Studie aus einem Eichen- oder Buchengebiete.

und Hus. Koth, Köthe, Káth, Káthe bedeutet die Behausung kleiner Leute, aber nicht gerade elende Behausung. Käthner entspricht dem bajuvarischen Häusler.

Bajuvarisch heisst eine Hütte mit kleinen Gucklöchern zur Rast für Waldleute, die Kauà oder Kauàn. In Baiern gibt es auch die Ess für eine Holzknechthütte.

Ob die niederdeutsche Köthe mit dem Kotter, das Kötterlein bajuvarisch — im salzburgischen Lungau hat nach Hübner die Stube hie und da Kotter geheissen — zusammengehört?

Das Narrenkötterlein ist (bajuvarisch) ein Behälter für Wahnsinnige. In Salzburg und Oberösterreich ist Gemeinde-Kotter der Arrest. Die Hundshütte heisst an vielen Orten Hundekotter.

Eine alte Glosse sagt gadem = aedes, domus und im Ortsnamen Berchtesgaden kommt diese Bedeutung zum Ausdrucke. Heute soll noch nach Schmeller Gad'n ein einzelliges Haus bedeuten; ich denke sehr selten, da ja solche Häuser im bajuvarischen Bereiche heutzutage höchst selten sind. Mit der Sache kommt der Name ab. Aber im Sinne von Gemach und Stockwerk habe ich es gefunden. Am Lech ist es die Schlafkammer der Herrenleute; bei Kitzbüchel bezeichnet man die Häuser 2-, 3-, 4gadnig. Das ist nach städtischem Gebrauche 1-, 2-, 3stöckig. Am Achensee fand ich den Milchgaden, eine gepflasterte, gewölbte, ebenerdige Kammer; im Pinzgau nennt man eine Vorrathskammer Steingad'n; im Lungau ist An-Gad'n = Nebenstube. In Baiern kommt 1429 ein Häwgaden (Heugaden) vor. Im Pongau findet man Gaden für Mägdekammer.

Im altsächischen Hause bildet die Daele, Deele, der Tenne und Einfahrt entsprechend, den Wirthschaftstract. Beiderseits sind die Höftständer mit den Stallstacken (Ramm). Hier ist das Neederende mit der needern dör; friesisch Buthus oder Achterende. Vorschöpfe beiderseits der Einfahrt nach aussen. Bühnen (Gesindekammern) ober den Ställen; die Hillen = Streu- und Heufächer daneben. Ober der Deele die Balken = Decke des Tennenraumes. Die Deele Hauptarbeitsplatz, wohl auch gelegentlich Tanzplatz. Die Paare flirteten zwischen den gegen die Deele gekehrten Kuhköpfen. Das Overende, friesisch Binhus oder Biner-Ende; lex fries. binhus = domicilium rusticum (Ramm).

Das finnische Wohnhaus heisst pörte, nach Ramm von pirtis, litthauisch = Wohnhaus.

Die rumänische Erdhütte der Dobrudscha heisst bordeh; die Hirtenhütte Montenegros und überhaupt der Südslaven koliba, welche bis 1900 m einzeln oder zu Gruppen vereint — diese Gruppen Katun — auftritt.

Aus dem magyarischen Namen ház für Haus kann man, allerdings unsicher, die Uebernahme der Wohnart der Deutschen folgern. Ausserdem heisst die Stube, welche der deutschen sehr ähnlich ist, szoba; das Gebäude pad, vom ahd. podam (?); der Erker erkely; der Kachel kalyha; die Küche kohnya; der Garten (bei den Asiago-„Cimbern" gertele) heisst kert; der Zaun, goth. gards, heisst magyarisch gárgya, spr. gárdja. Die Millenniums-Ausstellung hat dieser Annahme durch Vorführung eines ganzen Dorfes mit volksmässigen Bauten aller ungarischen Nationen wesentlich geholfen. In den Hauptzügen waren alle diese Häuser nahe unter einander verwandt und der Gesammteindruck war — nicht jener eines autochthonen Typus. Diesen Eindrücken gegenüber hat mir Otto Hermann vom Nationalmuseum in einem sehr interessanten Briefe mitgetheilt, alle Millenniumshäuser — wir wollen sie der Kürze halber so nennen — seien gar keine nationalen Typen gewesen; man habe sie, weil sie sauber und behäbig waren, ausgewählt, und zwar, wo man sie am bequemsten haben konnte, längs der Eisenbahn, welche ja bekanntlich Alles ausgleicht und verflacht. Man müsse seitwärts gehen und ausserdem die Spuren des alten, wirklich ungarischen Typus in den heutigen untergeordnetsten Hauselementen aufsuchen. Der letzte Satz ist unumstösslich.

Wir finden ja auch in dem heutigen verkümmerten Hausflur, ja in dem schmalen Corridor, welcher von der Hausthüre städtischer Häuser zur Stiege führt, den letzten Rest jener einzelligen Hütte, welche vor 1000 Jahren den Hauptwohnraum der Familie dargestellt hat, und wir würden es nicht glauben, wenn wir nicht Trümmer der absteigenden Entwicklungsreihe erhalten sähen. Man kann also nur mit grossem Interesse jenem Materiale entgegensehen, welches die Behauptung einer selbstständigen Entwicklung der heutigen Wohnart in Ungarn stützen muss, wenn man sie annehmen soll [1]).

Es ist misslich, Wahrscheinlichkeiten zu construiren. Die kleinste ermittelte Thatsache ist mehr

[1]) Seit dieses geschrieben wurde, ist eine ungarische Schrift Otto Hermann's über die Entwicklung der magyarischen Wohnung erschienen. Möge sie durch eine Uebersetzung oder auch nur einen Auszug allgemein verwerthbar gemacht werden.

werth, als das schönste, blos ersonnene System. Bezüglich der ungarischen Haustypen aber ist vielleicht die Annahme erlaubt, dass alle Beide recht haben, die eine selbstständige Entwicklung und die eine Entlehnung verfechten. Die erstere ist ja selbstverständlich, so lange ein Volk auf sich allein gestellt ist. Als die Magyaren das Land nahmen, fanden sie wohl slavische Häuser, aber sie mögen sich und ihre Wohnweise mehr oder weniger selbstständig den neuen Verhältnissen angepasst haben. Später sind sie in der That mit anderen Nationen in rege Beziehung getreten, besonders mit der deutschen durch Beiziehung von Colonisten im Grossen. Sie sind offenbar durch deren Cultur in jeder Beziehung berührt worden, denn sie sind ein sehr aufnahmefähiges Volk und haben das besonders in dem Zeitraume seit 1848 in wunderbarer Weise bewiesen. Diese Frage aber ist berührt worden, damit die Terminologie der Geräthe und Wohnelemente, und zwar in allen ungarischen Sprachen, als Auskünfte versprechend, in Angriff genommen werden möge.

Die Hirtenhütten der Puszta Eczeg bei Turkeve waren 1896 ebenfalls ausgestellt. Vasaló hiess eine Hütte ohne Dach, kegelförmig, oben abgestutzt, offen, aus Schilf. Aehnliches soll in Finnland kota heissen. Dann sah man die Czereny, ein Windschirm aus Flechtwerktafeln, an Pflöcken im Quadrate aufgestellt, mit einer Feuerstelle. Diese Hütten seien die letzten Reste des ehemaligen Halbnomadenthums der Magyaren.

Nun noch einige Namen nationaler Bauwerke und ihrer Elemente. Das Verzeichniss würde durch beträchtliche Verlängerung lehrreicher werden.

Das Huzulenhaus heisst chata, chaljas, szalatz. Jenes der Goralen isba, was auf unsere Stube zurückgeführt wird; seltener chalupa, was auch čechisch ein ärmliches Häuschen bedeutet.

Hanacki grunt heissen die oft sehr ansehnlichen Bauernhöfe der Hanna, die Gegend von Olmütz und Prossnitz.

Die Casoni sind hüttenmässige Bauernhäuser Friauls und Ostveneziens mit auffallend hohen Schilfdächern.

Die Armenier haben aran (bedeutet Stall), d. i. Winterwohnungen mit dem Hause — Ton oder tun, in welchem der Hauptwohnraum charadam = schwarzes Haus, Atrium heisst. Nersi othach = inneres Gemach; othach, Gastzimmer in einem Nebenhause. Auf einem Stützbalken = siún in der Nähe des Herdes ruht ein horizontaler Balken, über welchen die Trame = geran liegen. Die Decke besteht aus phandu = Bretter oder Pfosten, dann darüber Reisig, Stroh, Erde. Die Decke der am Berghange liegenden Häuserzellen ist oft Dorfstrasse und zugleich Sommerschlafraum. Odschach = Herd, ein nicht armenisches Wort. Die Scheuer = Marak. Die Sommeransiedelung Sar = Berg, mit Hütten (Srah).

Der Eingang, wenn er fahrbar ist, heisst bajuvarisch Toiˈr, Taàr, Toàr; oberpfälzisch Taua, italienisch portone, schriftdeutsch Thor, gothisch daur. Nur das sächsische Haus und die Einheitshäuser der anderen Typen haben Thore, welche in's Gebäude selbst führen, und dann auch nur in den Wirthschaftstract, also in die Deele des ersteren, in den Stadl des letzteren, daher Stadltoàr. In das „fränkische" Gehöft, und zwar in den Hof vorn hinein, durch den Stadl hinten wieder hinaus, führt ein Thor. In das Wohnhaus führen natürlich nur Thüren; in den fränkischen Hof ein „Thürl" neben dem Thore.

Tür, Dür, Tirl, Tiàl, italienisch porta. Das bajuvarische Thierkrist = Thürgerüste.

Das Griedel nennt man im salzburgischen Pongau die Einfahrt durch einen Zaun, welche durch horizontal eingelegte Stangen geschlossen ist.

Der Antrid (Antritt) ist bajuvarisch die Stufe vor der Thüre, sei es von der Haus- oder Stubenthüre, oder auch zum Altare in der Kirche.

Die Fenster, bajuvarisch Fenschtà, oberpfälzisch Fenzà, italienisch Finestra. Die Armenier haben für ihre Lichtöffnungen akuschka (russisches Fremdwort) oder patuhan (altpersisch); für das Luft- und Lichtloch über der Webergrube des Wohnraumes čekavor.

Die Stiege heisst bajuvarisch die Stegen; ich habe aber überall die Stiàgn gehört. Schwäbisch die Stegà.

Mir scheint dieser reiche Aufwand von Namen für den heutzutage zumeist so untergeordneten Flurraum merkwürdig. Wir zählen 24 deutsche oder dem Deutschen entstammende Wörter in meiner unvollständigen Sammlung! Die hier gebotenen nicht deutschen Namen würden sich noch gar bedeutend vermehren lassen.

Die Namen sind so geordnet, dass den ersten fünf die Hausbedeutung zweifellos zu Grunde liegt, den folgenden der Eren-Begriff und der Flötz, wahrscheinlich pavimentum = Estrich, also der Gegensatz des rohen Bodens der Wirthschafts-

räume und des verfeinerten Bodens des Wohnraumes; also wieder eine Hindeutung auf das Haus, d. i. die Urzelle des Wohnhauses, welche in der italienischen cucina und der französischen maison so deutlich erhalten geblieben und in Mitteleuropa zu Gunsten des Ofenraumes, der Stube, bis zum Hausgange, zur Fürkuchl, zum Vorhaus herabgekommen ist.

Die Lábm-, Laube-, Lobja-Gruppe müsste vollständig vor Augen kommen, wenn man abschliessend urtheilen soll. Ein rascher Hausforscher könnte ja sofort entdecken, dass die Lábm nur in Gegenden vorkommt, wo Slaven wohnen oder wohnten, ergo . . . u. s. w, besonders in Steiermark. Die Lobja von Auronzo meldet sich sofort als incompatible mit diesem Gesetze, wenn auch die loupa der Kärntner Slovenen nichts einzuwenden hätte.

Auch die Glossen von 1419 lawn = solium, Erdboden, und von 1429 lauben vel soler, coenaculum lassen uns im Dunkeln. Auf alle Fälle kann man festhalten: Die Namen sind verschieden in Ländern, welche unter denselben die unbedingt gleichen Dinge verstehen.

Die Söller-, Solder-, Suler-Gruppe sei den Sprachforschern, welche sich um das Wohnhaus kümmern, bestens empfohlen. Vielleicht dehnen sie die Erkundung aus? Vielleicht setzen sie gute Fragebogen durch? Gewöhnlich sind die Fragebogen schlecht gemacht; denn um gute zu machen, müsste man das, worum man fragt, schon einigermassen kennen, und dann könnte man diese Kenntniss erweitern und vertiefen. Vielleicht sind wir durch die Bemühung der Hausforscher schon so weit gekommen, und die Fragebogen, etwa an die Lehrer gerichtet, welche, wie ich sie kenne, z. B. in Oberösterreich unglaublich strebsam und zu allem Guten zu haben sind, könnten bessere Früchte bringen, als alle früheren. Für die Zwecke der vorliegenden Arbeit: Landwirthschaftliche Namen, Namen am Hause und im Hause und Geräthe, bieten sie gewiss beste Aussicht.

Man merke die Thatsache, dass in Baiern, Tirol, Salzburg, Obersteier an vielen Orten der Oberflur Söller heisst, was ja in den Anmerkungen zur Tabelle ersichtlich gemacht ist.

Meine Liste enthält ein Capitel der Entwicklungsgeschichte des Wohnhauses, und die Idee Henning's, der Flur sei ein Rest des ursprünglichen Hauses, findet eingehendere Bestätigung. Sie stimmt auch gut zu dem jüngst von Otto Hermann aufgestellten Principe, man müsse die Weisthümer der Entwicklung der Menschenwohnung in deren heutigen Nebenelementen suchen. Der Flur ist ein solches Nebenelement. Die französische maison und die italienische cucina bieten obendrein als erhaltene Urformen eine schöne Gegenprobe.

d) Vorbauten.

Vom Flur wohl zu unterscheiden sind gewisse Vorbauten am Hause, aber ausserhalb der Hauptwände desselben; vom Balcon unterscheiden sie sich dadurch, dass sie nicht oben irgendwo herausragen, sondern auf natürlichem Boden aufruhen.

Der Žudr der Hannaken zwischen Olmütz und Prossnitz, seit 50 Jahren im Verschwinden, ist gemauert und nur von der Breite des Siň, d. i. des Hausflurs. Oberhalb der Žudr-Thüre ist ein Giebel = Svisle. Der Name Žudr ist etymologisch, etwas dunkel. Mährisch-slovakisch heisst er žoudro oder žoldr; im XV. Jahrhundert hiess er zolder und hatte schon damals, wie jetzt, eine Oberkammer. Die alpinen Sölder und Söler, dann der Engadiner Sulér gestatten die Vermuthung eines Zusammenhanges der Namen, während ein Zusammenhang der Sache nicht stattfindet.

Die Obsen, Obsten, Obst'n des Salzburger Gebirgsgaues sind in der Hauptsache dem Žudr ähnlich; aber der Name kommt nur den Vorbauten gewisser Kirchen zu. Diese sind offenbar zweckmässige Einrichtungen gegen den Schneeflug und zum Schutze für Solche, die nicht mehr hineinkommen, weil die Kirche voll ist; vielleicht auch Anklänge an die romanische Vorhalle. Das gothische Wort ubizva = Vorhalle, Dachtraufe ist hier erhalten geblieben.

Das Ausseeer „Brückl" ist im Zwecke den beiden eben erwähnten Vorhallen ähnlich. Es ist niemals gemauert; es ist leicht aus Brettern zusammengefügt, also zweifellos modern; es ist von beschränktem Vorkommen in kleinem Bereiche. Der schwäbische Beistall, d. i. ein Wetterdach über der Schwelle der Hausthüre, ist hier durch Brettwände zu besserem Schutze vervollständigt. Die Brücklthüre schliesst nach aussen ab. Es finden sich auch Brücklfenster und die Hausbank innerhalb dieses Verschlages heisst Brücklbank. Man bringt auch Wandschmuck an. Es handelt sich um eine junge Erfahrungseinrichtung.

Das Brückli in Vaduz (Liechtenstein) ist durch Zwischenformen als ein verkümmertes Ueberbleibsel

der ostschweizerischen Laube erkannt. Es ist dem Ausseeer Brückl recht ähnlich. Nicht alles in Form, Gebrauch und Namen Verwandte ist auch genetisch zusammengehörig. Uebrigens ist der Name Brücke vieldeutig; im Hennegau und auch im nördlichen Theile Oberösterreichs nennt man den Bretterfussboden, den Zimmerfussboden Brücke; im Bregenzer Walde die Dielung der Tenne Tennbruckà, jene des Stalles Stallbruckà; den Stall mit Querhölzern, einen sumpfigen Weg mit Prügeln belegen, heisst bajuvarisch brucken; 1348 wurde das ungepflasterte Regensburg für Processionen „gebrucknet", wie noch heute das gepflasterte Linz für den Frohnleichnams-Umzug mit Brettern belegt wird. Polnisch heisst das Pflaster „bruck", pflastern bruckowac, was auf steinlose und tiefgründige Strassen und auf ehemalige brückenähnliche, hölzerne Bürgersteige hindeutet. Auch im Walserthale Vorarlbergs bedeutet Brüge den Bohlenbelag vor der Hausthüre.

Bei den Huzulen befindet sich vor der Hausthüre (dweri), welche sich stets auf einer Traufenseite befindet, eine Art Vorhof: zadwiri oder zahoroda, festungswerkähnlich, mit einem oder zwei Thoren, aus massivem Holzbau. Diese interessante Einrichtung mag gegen Schneeverwehung, Wölfe und Menschen vermeint sein.

An der huzulischen Hausfront selbst ist eine Art Laube oder Veranda, welche ganok (Gang?) heisst; wenn sie sich aber nur an einem Theile des Hauses erstreckt, trägt sie den rumänischen Namen cerdak = Gang oder Balcon. Dieser Laubengang kehrt in vielen Gegenden wieder. Die deutschen, magyarischen, rumänischen, slavischen Gehöfte des Millenniumsdorfes, fast alle zeigten ihn. Auch ausserhalb Ungarns ist er nicht selten. Bei den Nordböhmen, im Königreiche Sachsen, im Glatzer Kessel, in der Mark Brandenburg ist er typisch; ganz rein im Braunauer Ländchen an der böhmischen Nordostgrenze. Man nennt ihn in den deutsch besiedelten Theilen Laube. Oft finden wir diese nur vor der Stube, nicht vor dem Flur und nach O. Gruner (Leipzig) meistens den Eindruck bietend, als wäre ein ehemaliges Vor- oder Flugdach mit eingebaut, ein Raum zum besseren Schutze gegen Schneewehen u. s. w. vorgelegt.

Die Rumänen haben auch Lauben = sobret vor den Hauswänden.

Ich hege keinen Zweifel, dass die bekannten, so eigenthümlichen Lauben von Prag, Budweis, Melnik, Tabor u. s. w. und alle jene, welche in vielen deutschen und slavischen Städten wegen besserer Verwerthung des Baugrundes verbaut, in Kaufgewölbe verändert wurden, dass sie alle Abkömmlinge so primitiver Holzgänge waren und sind, wie die ganok, cerdak und sobret vor primitiven Häusern der Rumänen und Huzulen.

Die portici des Südens und ihre Ableger, die Bozener, Innsbrucker Lauben müssen nicht derselben Abstammung sein. Was im Norden gegen Schnee nützlich schien, kann im Süden gegen Sonnenhitze und Wind schützen. Die Bologneser portici sollen die ersten gewesen sein; man meint so, weil dort ein recht primitiver portico mit krummen Pappelholzstützen und seltsamen Holzverbindungen aus dem XII. Jahrhundert (?) erhalten ist und weil dort das portico-System besonders folgerichtig und vollständig durchgeführt sei. In südfranzösischen Bauernhäusern gibt es indessen auch eine Art portico und wahrscheinlich ist die Veranda-Idee an mehreren Punkten entstanden. Ein abgegrenzter, gedeckter, sicherer, luftiger, schattiger Raum mag in vielen Ländern erwünscht gewesen sein.

Laube und portico in mehrstöckigen Häusern scheinen allerdings nicht Vorbauten zu sein. Durch das Hinausrücken des Obergeschosses ist ja der Laubenraum im Hause und nicht vor demselben. Im ebenerdigen Hause aber, was die erwähnten volksmässigen Bauten alle sind, tritt der Charakter des Vorbaues deutlich hervor; nur das Dach ist vortretend. Dies ist unter Anderem auch an hennegauischen Fachwerkhäusern kenntlich, deren Vorlaube auf Holzsäulen, jedoch nur dem Wohntheile vorgelegt ist. Aehnliches, sogenannte eingemachte Häuser, gab es auch im Aargau. Dieser Name weist auf den Zweck des Schutzes gegen klimatische Unbill.

Zu den Vorbauten zählt auch das Seitenlauben-System gewisser Schweizer Häuser und des verwandten Bregenzerwald-Hauses; aber der Grundgedanke ist ein anderer. Diese Laube enthält eben den Zugang und Aufstieg zum Hause. Das Stiegenhaus ist mit derselben vereint. Im städtischen Hause, wo die geschlossene Gasse die Seitenlaube ausschloss, rückte sie hinter das Haus. Schon im XVII. Jahrhundert gab es dort einen Blattlibode, d. i. mit Platten gepflastert. Das Sprachhaus (Abtritt!) befindet sich daselbst, also ausserhalb der Hauptmauer. Ich habe 1897 Gelegenheit gehabt, auch in mehreren Graubündtener Thälern die Seitenlaube primitiver Häuser zu beobachten.

Im Hause des Bregenzerwaldes ist diese Laube blos auf einer Traufenseite zum Unterschiede vom typischen Schweizer Doppelhause. Am Hauptgeschosse (im Hochparterre) heisst sie Schopf und ihr Geländer Schopflede (von Laden?); aus dem Schopf führt eine Thüre zum Hus, d. i. dem eigentlichen Flur, aus welchem man in die Kuchi und die Stube oder den Gaden durch weitere Thüren gelangt. Vom Schopf führt eine Stiege in den oberen Gang, also den Schopf des Obergeschosses, von wo der Flur desselben betreten wird und von da in die oberen Kammern. Längs des Dachraumes befindet sich die dritte Etage dieses Vorbausystems: der Oberschopf, der auch Schlupf heisst und als Kammer für Gerümpel dient. Auch diese Häuser könnte man „eingemachte“ nennen. Ein System gedeckter, verschliessbarer Räume deckt die Traufenseite auf der Wetterseite gegen Wind und Regenanfall.

Schopf oder Fürschopf (Schmeller) bedeutet auch bajuvarisch bedeckter Gang, pergula, porticus, ambulacrum (1618); dann Wetter- oder Flugdach für Geräthe. Adelung nennt ihn Schoppen; österreichisch Schupfen, Wagenschupfen u. dgl. Bajuvarisch ist Schopfdächlein ein Vordach. Ein Scoph, scof erscheint in der Lex Bajuv. X, 2.

Der Hauptraum Stube neben dem Flur und von der Stube das Stübl abgetrennt ist für einen grossen Raum charakteristisch. Er fehlt ganz in Italien und in Frankreich, ist an den Ofen (stufa) gebunden. Im baierischen Oberlande gibt es auch eine Oberstube, welche in Tirol u. s. w. Kammer heisst. Stubba bedeutet litthauisch den Wohnraum mit Ofen, während namas oder nams den Raum mit offenem Herde bedeutet. Skandinavisch stehen sich stofa und eldhus = Küche, in Obersteier Stube und Haus, d. i. das noch bewohnte, mit Herd versehene Vorhaus, also auch eine Art von eldhus gegenüber.

Die bajuvarische Stube heisst Stub'm, Stub'n, Stum, im salzburgischen Pongau Stübai; anderswo verkleinert Stübàl, Stieberl. Noch im XV. Jahrhundert galt der Name auch für allerlei vornehme Räume. Am Stubenthore Wiens standen adelige Häuser; die Rathsstube, die Stube für den Arrest adeliger Herren, wie denn in Radstadt der Arrest für „bessere“ Delinquenten „Bürgerstübl“ heisst, u. dgl. geben hiefür Beispiele. Auch für ganze Wohnhäuser war der Name gebraucht, z. B. im Regensburger Statut 1306: „Bricht Jemand Stuben ab, der soll nicht auf den alten Boden wieder bauen.“

Der Gegensatz zwischen Stube und dem italienischen stanza und zugleich ein sprachliches Denkmal der ehemaligen Sprachgrenze erscheint in Stuben, westlich vom Arlberg und dem Stanzer Thale östlich desselben.

Das Grundwort ist stuffa, stuba (barbarisch lateinisch) = balneum, „hypocaustum?“, sudatorium. Es ist in alle romanischen Idiome und auch in die germanischen übergegangen. Isländisch heisst stofa und es gebe dort eine badstofa; englisch stove, niedersächsisch stave, skandinavisch stufa ein Baderaum. Mittellateinisch heisst stupa Badekammer. Das französische étuve, spanisch estufa sei vom selben Stamme und bedeute Bad. Italienisch ist stufa Ofen und Badestube, auch heizbarer Raum überhaupt, aber in letzterem Sinne doch wenig gebräuchlich. Das litthauische pirtis sei ursprünglich Badestube gewesen, und zwar derselbe Raum, welcher heute dort stubba heisse.

Finnisch besagt tupa, albanesisch und türkisch soba, ungarisch szoba Stube oder etwas Aehnliches. Ibrahim ibn Jakub schreibt 970: „Die Slaven nennen ihre Holzbaracken mit Steinofen, wo sie baden, itba.“ Andererseits sei dies gleich dem altslavischen istuba und das sei (nach Ramm) die frühere Form des modernen izba. Die Slovaken bei Lundenburg haben eine izba, Stube; eine paradni jizba = gute Stube, und die kamora. Die hannakische izba ist neben dem Síň (der Flur) und ein Blockbau. Ob der Name spa, d. i. der südslavische Ofenraum, mit izba zusammenhängt, dann wie die wawa (Wandbänke), endlich wie die spa neben wjaža (Flur) und kuchina im Hause (kuča oder stožer) angewendet sei, sagt Kraus nicht deutlich. Meringer's Beobachtungen lassen die spa allerdings zweifellos als unsere Stube erscheinen. Die Goralen haben eine černaja izba = schwarze Stube, verrusst, als Winterwohnung, mit einem Schlot, der im Dachraume mündet (eine alte Form, welche ich auch in den Sette Communi gefunden habe und die auch im Salzburgischen vorkommt). Die Einrichtung mit Wandbank und Esstisch ist die allgemein oberdeutsche. Die andere, weisse Stube ist Sommerwohnung. Auch die Trentschiner Slovaken haben eine černa izba und daneben kamory (Kammern). Die Hannaken haben izba, aber auch světnice oder světlice = lichte Stube. Das Stübchen heisst aber nicht etwa izbička, sondern světnička.

Die Čechen Troppaus und bei Jaroměř gegenüber der ehemaligen Festung Josefstadt nennen eben-

e) Der Hauptwohnraum und die Nebenwohnräume heissen:

Wo?	Stube, Stub'm	Stua	Stuba	Stüba, Schtüva, Stüva	Peljo	Pelge	Cucina	Maison	Nebenräume
Salzburg, Südbaiern, Nordsteiermark	1	—	—	—	—	—	—	—	Kammer, Küche (Kuchl, Kuchö), Speis; Vorland Salzburg. Kaltkammer und Warmkammer für unheizbare und heizbare Kammern. Oft Gaden für Kammer. In Steiermark nur Kammer. Lungau: Fletz oder Pfletz für Stubenboden; bedeutet auch Boden, Grund; Fletzbirn = Kartoffel. Deutet wohl auf den alten Zustand des Stubenbodens. Alte Glosse Ufhus ist modern Aufüber. Ammersee Obmauf = Gupf des überfüllten Korbes.
Berchtesgaden	1	–	–	–	—	—	—	—	Stubenkammer mit zwei Betten und einem Kasten für die „Herrenleute", Mannerleut- und Weiberleutkammer für die Dienstboten; Rumpelkammer, Kuchl, Kuch'n oder Kaochl mit Backofen.
Nordtirol; besonders am Achensee	1	—	—	—	—	—	–	—	Kammer, Milchgaden, links vom Hausgang (Flur); rechts Werkstatt, Krautkammer, Pferdestall. Söller (oberer Hausgang). Oben beiderseits Kammern. Hier, wie überall im bajuvarischen Hause, der Altä (Altar) im Gebetwinkel ober dem Esstische.
Walserthal in Vorarlberg	1	–	—	—	—	—	—	—	Unten: Neben der Stube der Schopf (Rumpelkammer). Der Flur = Vorhaus; auf der anderen Seite Werkstatt und Küche. Der obere Flur heisst Böhna; Oberstube, Oberkammer; jene oberhalb des Schopfs heisst Hinterkammer.
Aussee	1	—	—	—	—	—	—	—	„Haus" für Flur. Neben der Stub'm die Stubenkammer; andernseits Hauskammer oder Mentscherkammer (Mägdekammer). Die obenaufigen Kammern „z'ebna Erd", m'auffi das obere; s'untere und d'Kuchl.
Egerland	1	–	—	—	–	—	—	—	Vorhaus, Stubmkammer, Kuchn.
Auronzo, nordwestlich von Pieve di Cadoro	—	1	—	–	—	–	—	–	Loda (Flur), Cucina, Caneva (Keller).
VII. und XIII. Communi	—	—	1	—	–	—	—	–	Kammer; Sollar. Stiàge. Stäffel = Stufe.
Engadin, Livinenthal	—	—	—	1	—	–	—		Sürstüva, Oberstube; tscheminada, Speisekammer hinter der Küche; Sulèr, grosse Flur; cusina, Küche.
Pecciathal, Südschweiz	–	–	–	1	—		—	—	Solajo statt Suler. Stüva fast immer ein ummauerter Blockbau.
Blegnothal, Südschweiz	—	—	—	1	—	—	—	–	Stüva und torving (Speicher) liegen an der Lobja, dem grossen Flur. Furn = Backofen.
Theile Graubündtens, Engadin	—	—	—	1	—	—	—		lobja, loje, laje = grosser Flur; daran die Stüva. Zwischen dem Blockwürfel des Wohntractes und dem Keller ist die Sala (im Canton Uri Kemnete), eine Vorrathskammer. Cuschina oder chadafö = Küche; Suler; chamineda = Speise im Engadin.
Canton Wallis	—	—	—	—	1	—	—	—	Unter-Wallis le paille = Stube; dzambra Kammer; le catschair = Abtritt; le fuo = Backofen.
Jura, Nordwestschweiz	—	—	—	—	—	1	—	—	
Italienische Ostalpen	—	—	—	—	—	—	1	—	Herdraum ist der Eintrittsraum und Hauptwohnraum. Stanza ist Nebenraum für Betten; oft ohne andere Einrichtungsstücke; Camera, meist für Vorräthe; Corridojo; meist durch regellose Ueberfüllung der Häuser durch mehrere Wirthschaften alles Typische verschwunden. In den südtirolischen Alpenthälern gibt es Oefen in stubenähnlichen Räumen, aber ohne Ofenbänke und Wandbänke.
Frankreich	—	—	—	—	—	—	–	1	Im vlämischen Theile Nordfrankreichs für maison auch theuss = t'heus, ebenfalls das Haus bedeutend. La maison ist überall Koch-, Arbeits-, Gesellschafts- und Hauptraum, le poèl = Neben- und Schlafraum, mit Ofen; also der nördlichen Stube entsprechend, aber verkümmert.

falls die Stube světnice, die Kammer světnička oder komora.

Bei den Horaken (bei Gross-Meseritsch) heisst die Stube seknice, das Stübchen sekničkа, die Küche kuchyn. Die Choden bei Taus (Südwestböhmen) nennen die Stube senze, die Kammer výstupek, eine andere grosse Kammer skleb oder sklep = Gewölbe.

Bei den Russen heisst die Stube komnata (von kemenate?).

Die Rumänen der Bukowina nennen sie casa cea mare, das Stübchen casa cea mica oder casuta.

Die Huzulen haben unsere Stube, nennen sie aber velika und mala chata, grosse und kleine Stube zu beiden Seiten der Flur (choromy). Die Ruthenen der Bukowina haben velika chata und chatczyna = Stübchen. In Krain, bei Bischofslak, ist hiza = Stube; im slovenischen Südsteiermark zimpri wohl aus Zimmer verderbt.

Wie die Südslaven in den Bereich der italienischen Cultur kommen, wie westlich von Prewald, südlich vom Birnbaumerwald, dann an der Adria, wie z. B. oberhalb Abbazia am Monte maggiore u. s. w., dann in Istrien überhaupt, südlich von dem Čičenboden, welchen ich nicht kenne, dann auf den Quarnerischen Inseln findet man wieder die Kuchinja mit Herd, Wasserbottich, Hühnerkorb, und daneben die Camera mit Betten und sonst nichts.

Das Zimmer (bajuvarisch) ist heute städtisch, vornehmer als Stube, aber anachronistisch; es deutet auf den einst auch in Städten allgemeinen Holzbau. Nach Schmeller heisst übrigens im ländlichen Gehöfte ein hölzernes Nebengebäude ebenfalls Zimmer. An der steirisch-ungarischen Grenze nennt man fast allgemein die Stuben Zimmer. Im Pongau dagegen ist nur das neben dem Wohngebäude aufgeführte Stall- und Scheuergebäude so benannt. Das Wort bedeutet eben „Zimmerwerk".

Schon 1411 sagt eine baierische Urkunde: „Zimmere ein gut news pavrenhaus mit stuben und chamer, einem newen Howstadl und newen porstadl (?)." Hiedurch ist bewiesen, dass man Holzbau für Alles anwendete, und dass ein „gutes" Bauernhaus nur Stube und Kammer hatte, wie noch jetzt in kleineren Gehöften

Die Kammer, das Kammàl, Kammerl, alt chamara; daneben stand das Wort keminet, kemnát, kempnát mit ganz abweichender Bedeutung. Unsere heutige Vermengung von Cabinet und Kammer, wie in Wien, wo ersteres ein kleines, einfensteriges Zimmer bedeutet, ist falsch. Urkundlich bezeugt ist die Bedeutung von keminet: *a*) allgemein für Wohnzimmer; *b*) eine Gruppe von Gebäuden, welche eine Wohnstätte ausmachen, also ein Schloss mit allen Nebenbauten oder der westtirolische Haufenhof u. dergl.; *c*) jeder Theil einer solchen Gruppe, also Stube, Zimmer. Das keminet ist in Ortsnamen übergegangen, z. B. Kematen in Oberösterreich. Nymphenburg hiess vor 1665 Kemnaten. Die alte Form war Caminata = palatia vel caminata dormitoria. Schmeller meint, es komme von caminus und sei ursprünglich ein geschlossener Raum um eine Feuerstelle gewesen. Eine Kammer hinter der Küche heisst im Engadin Tscheminade. Im obersten Valtelino hat mir ein Bauer die Kammer genannt; es klang wie Tschömborö.

Im bajuvarischen Sprachgebiete begegnet man hin und wieder dem Ausdrucke „der Gwälter", das Gwälterl, allgemein Behältniss, im abgeleiteten Sinne aber Kammer oder Kámmerl bedeutend, und zwar einen Raum ohne Ofen, mit Vorräthen oder Gerümpel.

Die Küche, bajuvarisch Kuchl oder Kuchö, schwäbisch Kuchi mit Fürtili (Feuerdiele) oder Ruàsstili (Russdiele), d. i. Decke der Küche; alt cuchina; 1418 Kuchein; italienisch cucina; Unterwallis cozena; Livinenthal cusina; Südschweiz an vielen Orten ebenso; Südostschweiz cuschina oder ca da fö = Feuerhaus, ist ein wichtiger Wohnraum, welcher im Allgemeinen zum Wandern, zur Ortsveränderung im Hause, ja selbst aus dem Hause verurtheilt scheint. In Frankreich und in Italien ist, wie öfter erwähnt, die Küche der Hauptraum. Die italienische Küche hat nun in den italienischen Alpen und im Adriabereiche die Neigung, aus diesem Hauptraume heraus zu rücken. Es baucht sich z. B. bei Caprile die Rotunda heraus und ein Schlot führt ausserhalb der Hauptmauer neben oder an ihr in die Höhe. Diese Rotunda behält den Namen, auch wenn sie eckig wird, an vielen Orten, und es wird ein Nebenhäuschen daraus, ähnlich wie das französische fournil. Im Stubenhause ist sie gewandert und ist noch im Wandern begriffen. 1. Zuerst ist sie im Flur, im Eintrittsraume des zweizelligen Hauses. 2. Dann wurde eine Seitenkammer zur Küche, sobald im Einheitshause der Flur zum inneren Verbindungsgange vom vorderen Wohn- zum rückwärtigen Wirthschaftstracte freigemacht wurde. 3. Eine letzte

Wanderung führt sie in die Stube, wo an den Kachelofen ein neuer Sparherd angefügt und die Kochhitze zur Stubenheizung mitbenützt wird. In Böhmen ist dies schon gewöhnlich.

Dieser Abriss der Geschichte des Kochraumes soll die Erklärung der obersteirischen Rauchkuchl (Meringer) oder Rauchstub'n (Ramm) erleichtern. Vom Flur (Láb'n) tritt man rechts in die Stube und Kammer, d. i. die Kachlstub'n Ramm's; links in eine rauchige Küche mit offenem Herde und „oft mit Betten", also zugleich Koch- und Schlafraum. Diese Erscheinung gehört dem zweiten Stadium an. Anstatt die Knechte oder Kinder in kalte Kammern des Obergeschosses zu betten, lässt man sie in dieser Küche schlafen. Nach einer mir nicht ganz klaren Notiz wäre aber im Mürzthale hie und da der Flur in Vorhaus und Kammer getheilt, die Stube aber durch eine Kuchl mit offenem Herde und ohne künstlichen Rauchabzug ersetzt. Wenn es wahr ist, wäre es interessant und schwer erklärlich.

Bezüglich der nordischen Wohnräume ist noch die im XI. Jahrhunderte bezeugte, in Gudbrandsdalen noch vorhandene Ramloftstube zu nennen. Ram = Giebelraum, lopt = Luft. In Drontheim heisst sie opstugu (Oberstube), wenn sie sich über der ganzen Vorhalle, barfiostube, wenn sie sich über deren Mittelabschnitte befindet. Diese Stube erscheint wie der Versuch eines Obergeschosses, welcher wegen des Zuges zur Bildung von Haufenhöfen zu keiner vollen Entwicklung geführt hat. Das Gastzimmer heisst der Sengebod.

Das altsächsische Haus in seinen spärlich erhaltenen reinen Vertretern ist getheilt in den Wirthschaftstract, die Deele mit je einer Stallreihe beiderseits, und die Utluchter beiderseits des Einfahrtsthores. Der Wohntheil = Fleet war einst blos die Herdstehe und ihre Umgebung. Die Stelle des Esstisches heisst in Westfalen noch Tafelhök oder Mannsedel, Mannsetzel. Andererseits befindet sich im Fleet der Waskhök, die Waschvorrichtung. Der Oberboden des Herdraumes heisst Unnerschlag, dessen Balken (Schlöddels) durch das Löchteholt (Unterzug) und andererseits die Hauptmauern gestützt sind. Auch in untypisch gewordenen Häusern, oft kaum mehr der früheren Form ähnlich, findet man noch die Namen Deele und Fleet.

Die erste Aenderung betraf die Trennung der Deele vom feuergefährlichen Herde. In Westfalen besteht aus dieser Epoche der Schrank, d. i. eine Wand mit der Schrankdür, anderswo Niendör, zwischen beiden, und hiemit war die Grundidee des sächsischen Hauses aufgegeben. Diese Grundidee ist strenge genommen auch jene der altarmenischen Karavanserei, sowie jene des türkischen und bosnischen Han; ein rechteckiges Obdach, an dessen einem Ende die Pferde angebunden, an dessen anderem die Lagerstätte der Reiter angebracht ist. Im altsächsischen Hause ist in der Deele dem Ackerbauelement Genüge gethan und Alles durch Einfügung von Stallgerüsten geregelt und verfeinert.

Als einmal der Hauptwerth des Systemes, die Uebersichtlichkeit der gesammten Wirthschaft, verscherzt war, hatte die alte Herdstelle des Fleet keinen Sinn mehr. Die Dönsen gliederten sich ab, und zwischen den rauchigen Kouken (Ostfriesland) oder der Herdstehe (altsächsisch) und den Stuben (Dönsen) entstand die Brandmüre und trennte die letzteren, das Kammerfach, ab.

Im pommerschen Hause heisst der Alkoven einer Dönse Norup. Achterird (hinter dem Herde?) heisst der Raum neben der Hauptstube (Dönse) am Oberende des Hauses.

In mehreren altsächsischen reformirten Häusern heissen geheizte Dönsen Pesel oder Piesel.

Ich erinnere an Andrée's interessante Darstellung des Zersetzungsprocesses, welchem das altsächsische Haus an der Typengrenze unterliegt. Fleet wird zum „fränkischen" Flur, das Giebelthor rückt an die Langseite; die Tenne verschwindet, weil die Dreschmaschine sie überflüssig macht, die Wohnung geht an eine, der Stall an die andere Langseite, und so entstehen Baumeisterformen, welche ohne Kenntniss der Urform ganz unverständlich wären. Die alten Namen vermögen allein einigermassen zurechtzuweisen.

Mögen diese Notizen über das nordische und altsächsische Haus einen geduldigen Kenner dieser Typen zur Bearbeitung einer eingehenden Terminologie anregen. Ich kenne beide wenig und habe ihrer nur in diesem Sinne Erwähnung gethan.

Zum Schlusse einige alte Benennungen von Wohnungselementen.

I. Gothisch.

Gards = Zaun, Gehöfte.
hus, razn = Wohntract.
rohsns = Vorhof.

Die Hauptwohnräume und die Nebenräume heissen:

Wo?	Stufa	Salhus. Sals	Woonkammer	Pesel = Saal	Piesel	Dönse. Dörnse	Stegerset	Nebenwohnräume
Island, IX. Jahrhundert .	1	—	—	—	—	—	—	Eldhus = Schlafraum.
Jütland, nördl. Schleswig	—	1	—	—	—	—	—	Framgolf oder Frangel = Vorhaus.
Friesland	—	—	1	oder	1	—	—	Binhus = Wohntract. Voorkammer neben der Woonkammer, beide jetzt mit Oefen. Zunächst die Melkkammer. Im Eiderstedter Heuberge enthält die Vordiele die eigentliche Wohnung, die Hinterdiele die „Volksbetten“.
Dithmarschen	—	—	—	—	1	—	—	Eintrittssaal; gute Stube; Wohntract ist an der Schmalseite des Hauses.
Nordfriesland, Niedersachsen	—	—	—	—	1	—	—	Kommer = Küche; besonderer Ausdruck besteht nicht. Peis ist der friesisch-dänisch-normannische Ofen. Circa 800 v. Chr. pisalis für geheiztes Gemach. Mhd. phiesel, geheiztes Frauengemach. Franz. le poèl, die vom Backofen erwärmte Schlafkammer. Dörns, kleine Stuben.
Insel Fehmarn	—	—	—	1	—	—	—	Wohnräume und Ställe beiderseits der Diele.
Lüneburg, Altmark (Salzwedel), Insel Spickerog	—	—	—	—	1	—	—	Flur mit Herd zwischen dem Wirthschaftstract (Deele und Ställe) und dem Wohntract (den Dönsen). Auf Spickerog Stube mit Ofen, aus der Küche geheizt. Herd mit Oefken daselbst.
Rastete	—	—	—	—	—	1	—	Grote Döns, Mittel-Döns, Oordöns (Eckstube), alle mit Bilegern (Oefen).
Dänisches Haus am Ljimfjord	—	—	—	—	—	—	1	Stegerset ist eigentlich der Küchenraum mit der Brandstedet oder Arnestedet (Herd), ohne Schlot, ohne Decke. Rauchabfluss durch die Lyre. Die Vesterstue ist Gast- und Feststube, ausnahmsweise benützt und daher Nebenwohnraum, ähnlich wie die Berliner „Gute Stube“ oder der Wiener „Salon“ des Mittelstandes.
Holstein, Hinterpommern .	—	—	—	—	—	1	—	Hinterpommern: Dönse, Wohnstube überhaupt; dann auch die beste Stube, mit norup = Alkofen. Lucht ist der Raum beiderseits der alten Herdstelle; in Westholstein: Eren.

ubizva = Vorhalle, Dachtraufe, modern Obsen (bajuvarisch) für Kirchenvorhalle.
kelikn = Obergeschoss oder Thurm?
vaddjus = Wände.
gibla, hrot = Giebel.
daur = Thüre, zuweilen aus haurds (Hürden).

II. Altfriesisch.

hus, timber = Haus, Zimmerwerk.
warf = aufgeschüttete Baufläche.
wach, utwach = Wände aus fac = Fachwerk, etwa 9 Fächer in der Länge, und sele = Säulen und balka.
Ose = Dachtraufe.
hladdergong = „Leitergang“?
Flet = Fussboden des ungetheilten Innenraumes.
komer, pisel mit oven, mit Fenster, das Ergebniss späterer Theilung.
dreppel = Schwelle.

III. Altsächsisch.

Flet = Familienraum mit Betten, auch alte Bezeichnung der Wohnung im Allgemeinen, der Halle.
Seli = Saal, auch gastseli; halla; that hôha hûs; seli ist aber auch speciell Bauernhaus, Gehöfte.

f) Altan, Galerie oder Balcon heissen:

In oder bei	Gang	Bodengang	Hausgang	G'wandgang	Haussims	Laube, Lab'm	Lobja	Söller, Sölder	Schrott	Pucciolo	Pontecello	Piole	Der Tenn'l	Gadà	Anmerkung
Oberösterreich, nördlich der Donau	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	Auch Schréott.
Baiern (Oberland) . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	Auch Solà, Solàrà, Soldà.
„ „	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	Auch Söllà, Vorláb'n, Fürláb'n. Das oberste Altänchen Katzendilln.
Berchtesgaden	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Der „Gang" läuft ursprünglich der ganzen Südseite des Hauses entlang; nur an neueren, untypischen Häusern ist er oft verkürzt oder gar weggelassen.
Nordsteiermark . . .	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Nordweststeiermark . .	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Salzburg, Flachgau . .	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
„ Gebirgsgau .	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Und zwar mit Zugang vom Obergeschoss; das Obersims vom Dachboden.
„ gegen Wörgl .	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	Und die Oberláb'm.
Tirol, Imst, Reutte . .	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	
„ Val Rendena . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	Auch pontesello = Brücklein.
„ „ del Sole . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	Meist mit Abtritt an der Hausfront.
„ Achensee . . .	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	Und zwar mit Zugang vom Obergeschoss; Oberláb'm von der Dille (Heuboden).
Bregenzerwald	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	
Ostschweiz	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	
Auronzo	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	Basso und alto, unterer und oberer Piole.
Sappada	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	Sölder. Deutsche Sprachinsel,
Valtelin	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	Oft mit Abtritt vor der Hausfront.
Westl. Edolo	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	Dürftiges, lüderliches Trockengerüst.
Kärnten, bei Gmünd . .	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	
Vorarlberg, Walserthal .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	Ein Altan auf der Traufenseite der Häuser.
Egerland, Deutschböhmen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	Ein Haus mit Balcon heisst Gadáhaus.
Zusammen . .	3	1	1	1	1	6	2	2	2	1	1	1	1	1	

Es gibt kaum einen Balcon am ländlichen Hause, welcher nicht aus dem primitivsten Trockengerüste für Feldfrüchte entstanden wäre. Er ist zumeist auch in seiner zierlichsten Entwicklung eine ausladende Fortsetzung des Dachraumes. Sein Ursprung wird jedoch in den roheren Formen erst recht deutlich, z. B. aus dem pucciolo im Val del Sole etc. Woher dieser Name stammt, ist unklar; buccia heisst italienisch Baumrinde, buccio die Haut; bocciuolo Knöspchen; all' das passt nicht.

Der piole alto für die Galerie des Obergeschosses, piole basso für jene des Untergeschosses an den schmucken Häusern von Auronzo kommt von la piolla = Lärche oder Tanne, also vom Baustoff.

Der Schrôt ist nach Schmeller ein Collectiv für mehrere Schrött oder Schroud. Die Schrött (plur.) sind abgeschnittene Hölzer oder Holzstücke; schroud'n, schrot'n, schrêd'n heisst schneiden, abhauen, besonders Holzstücke. Der Sagklotz in der Oberpfalz heisst Sagschrot. Dort hat schrôten den abgeleiteten Sinn „Blockwände machen". Bajuvarisch bedeutet nun Schrôt die Console der Galerie oder des „Hausganges", des Söllers, welche durch die hervorragenden Balkenenden des Blockbaues gebildet wird (baierisches Oberland); in Oberösterreich und einem grossen Theile Baierns geht der Name auf den ganzen Gegenstand über und die ganze Galerie heisst schrôd, schrott und in Oberösterreich auch Schréod. In einer Oberpfälzer Köhlerordnung 1694 heisst es: „In keinem geschrotten Bau (Blockhaus) soll man Zimmerholz geben, sondern die Unterthanen anhalten, dass sie die Stöck' und Füsse mauren."

Der Gwandgang von Aussee (Nordweststeiermark) dient wirklich zum Trocknen der Wäsche und des Gewandes.

Der Lauben-Name kommt in meiner Zusammenstellung achtmal vor; er ist auch in der Uebersicht der Hausfluren einige Male enthalten; dann haben wir sie noch als porticus kennen gelernt. Als Balconnamen versteht man Laube ganz gut; am leichtesten, wenn etwa der Balcon hübsch mit wildem Wein umwachsen ist und wenn schöne Nelkenbüsche von der Brüstung herunterhängen; für porticus nicht minder; für Vorhaus, Hausflur aber gar nicht.

Der Name Fürlábm oder Vorlábn = Vorlaube im baierischen Oberlande, gibt zu denken. Diesen Worten steht nicht etwa eine „Hinterlábm" gegenüber. Auch das Wort Fürfleck für die oberösterreichische grobe Arbeitsschürze hat keinen „Hinterfleck" als Opponenten. Die Fürlábm ist eben vor der Hausfront angebracht. Eine Münchener Bauordnung von 1370 befiehlt, die Lauben wegzubrechen; eine andere von 1489 geht den Altänen zu Leibe. Schmeller sagt nichts Näheres. Vielleicht waren die ersteren rohe portici? Die Altänen waren wohl erhöhte Gerüste über den Dächern zum Ausblicke, zum Lüften des Bettzeuges und zum Bleichen der Wäsche. In Linz an der Donau kannte ich deren vor 50 Jahren und einzelne bestehen noch heute und heissen noch Altane. Das Wort steht im Dizionario.

Das Synonymen-Lexikon von Eberhard, Maass und Gruber, IV. Aufl., 1852, nennt Altan „einen freiragenden Vorsprung an einem Gebäude, auf welchem man der Erfrischung und Aussicht wegen heraustritt". Es wird in Reinwald's Henneberg'schen Handwörterbuche auch, weil es oft laubenartig verziert ist, „Emporlaube" genannt. Balcon wäre ein gitterförmiger „Vor- und Austritt an allen Stockwerken". Diese Erklärungen sind zutreffend, aber diese eigentliche Form des Balcons benennt man bei uns anders. Balco heisst ital. der Fensterladen, balcone der vergrösserte Fensterladen[1]). Man macht in Italien, gründlicher Lüftung wegen, das Fenster, oft alle Fenster der Hausfront zu Thüren und bringt nach aussen korbähnliche Vortritte mit brusthohen Gittern, oft so viele, als Fenster sind, an. Das sind die richtigen Balcone.

„Der Söller bedeutet den Boden auf einem Hause; daher Kornsöller, Getreidesöller; dann Stockwerk, endlich den erhabenen und eingeschlossenen Austritt an einem Hause." Dieser etwas unklaren Auskunft steht jene Schmeller's gegenüber: Söller, bajuvarisch Solà, Solàrà, Soldà, Sölder bedeutet: *a*) offener Gang, Altan am Oberstocke; *b*) Flur im Oberstocke, besonders im Wirthshause, wo er den Tanzsaal abgibt.

In Oberkärnten und in Sappada, jener deutschen Sprachinsel südöstlich von Auronzo, welche noch Sprache und Brauch völlig erhalten hat, heisst der Balcon so, in Tirol und Salzburg an vielen Orten der Hausflur. Auch dieser Umstand wäre noch genetisch aufzuklären, vor Allem durch Vertiefung der terminologischen Forschung.

Vom Geländer habe ich nur den Gangspiágl (Berchtesgaden) und die Schopflede (Bregenzerwald) notirt. Beide Worte bezeichnen die durchbrochenen verzierten Füllungen der Felder der Gangbrüstung.

[1]) In Berchtesgaden heisst der Fensterladen Palk, die Scheiben Fensterbládl. In Linz heissen innere, in Charnieren auseinandergehende Laden Balken zur gänzlichen Verfinsterung der Räume. Bajuvarisch ist auch die Fall'n, d. i. ein Fensterladen, ähnlich einer Kellerfallthüre sich öffnend und schliessend. Ich habe die Fall'n auch an den Dachfenstern der Bauernhäuser bei Marienbad bemerkt. Im Bajuvarischen ist Palken auch mit Pfosten gleichbedeutend, z. B. die Mistbalken.

Die čechische Pablatsche, ein Balcongerüst, eine Art Galerie für Wirthschaftszwecke, hinten hinaus, kommt von pawlacz = Balken. Im slavischen Obersachsen heisst das Ding popelàtsch. Am Rhein ist Pablatsche nach Schmeller = ein Entresolzimmer. Auf der Wanderung hat der Name den Sinn gewechselt.

Zum Schlusse muss noch das Räthsel der Tenn am Vorarlberger Walserhause in's Auge gefasst werden. Wie kommt dieser Name zu einer Vorrichtung, welche den anderen Söllern, Lauben u. s. w. völlig gleich ist? Der Tenn ruht, wie im Tiroler Hause etc., auf den vorragenden Strickköpfen (Vorköpfen der Blockwandbalken) der Traufenseite und ist, wie anderswo, mit hölzernen Säulen gestützt; diese führen den alterthümelnden Namen Tennsul'n (Tennensäulen). Die Sache ist ein Trockengerüste, vor Allem für Wäsche.

Hieher gehört auch der Erker, der, obwohl ein ganz städtisches Baumeisterelement, doch an den Tiroler Bauernhäusern allgemein gebräuchlich ist, ja die Bauart der gemauerten Häuser charakterisirt. In Oberkärnten hat man mir Dachfenster Arker genannt. Nach Schmeller 1419. Voc. arker = propugnaculum.

g) Hof.

Was bedeutet das Wort Hof? Der landläufige Begriff „ein mit Gebäudetheilen umgebener, ungedeckter Raum" ist richtig, aber sehr unvollständig. Im Ursinne scheint es eine Fläche mit scharfgezogener, vielleicht kreisrunder Grenze bedeutet zu haben, weil ja sonst der Sonnen- und Mondhof im Volksmunde kaum entstanden wäre. Hof bedeute ags. in der That Kreis. Ein bäuerliches Besitzthum heisst Hof; das deutet darauf, dass der Hof desselben das Vornehmste, Charakteristischeste gewesen sei, als dieser Ausdruck entstand; sonst hätte man statt „Bauernhof" vielleicht als Synekdoche „Stall" oder „Tenne" zu sagen sich gewöhnt. In vielen Sennhütten nennt man den Viehstall Hof (Grimm), wenigstens im baierischen Oberlande. Auch der Melkplatz vor der Sennhütte heisst in der Schweiz hie und da Hof. In Oberkärnten nannte man mir ein paar Male den Viehstall im Einheitshause Hof. Im Stanzer Thale, im ansehnlichen ehemaligen Sammerstalle des Bürkelhauses von S. Anton, habe ich unter Dach einen leeren Platz zwischen Wohntract und Ställen gefunden und als Namen desselben Hof. Zwei untypische Seitenthüren führten aus demselben in's Freie. Aehnliches fand ich in Tarenz auf dem Wege Reutte-Imst. In Kärnten soll hie und da ein breiter Gang durch das Futterhaus Hof genannt werden; ebenso in dem von Schulenburg classisch beschriebenen Gehöfte von Berchtesgaden. In Russland bedeutet skotny dvor = Viehhof, unser Futterhaus; nach Ramm aber auch der Mittelgang zwischen den Ställen. Im Bregenzerwalde führt durch das in einer Bretterhülle unter einem und demselben Dache liegende Gehöft ein Zwischenraum zwischen Wohn- und Stalltract; er heisst in Bezegg Hof, in Egg und Andelsbuch Untertenn. Im Val di Rendena heissen grosse ebenerdige Flurräume curt oder corte, ob sie bedeckt oder unbedeckt sind. Hof und Hoftoor (Thor) nennt man in den VII. Communi den offenen Hof und den Eingang in denselben. Der Gasthof ist eine Herberge, welche einen abgeschlossenen, nicht oder nur theilweise gedeckten Raum besitzt, in welchem Wagen einfahren können, zum Unterschiede vom Gasthause.

Unwillkürlich denkt man an die Urform des Viehhofes, an den Viehpferch, die oberitalienische Mandria der Alpenweiden, welche beim allmäligen Uebergange von der Wanderweide zur stabilen Feldcultur vielleicht die Grundlage der Hofbildung gewesen sein mag. Der eigentliche Hof hat sich, wie es scheint, mehr im gemässigten Klima ausgebildet, während das altsächsische Stallhallenhaus, das friesische Feimengestell und das alpine Einheitshaus dem Willen entstammt, Alles unter Dach zu bringen und alle Winterarbeiten zu verrichten, ohne dessen Schutz auch nur auf Momente aufzugeben. Vielleicht könnten ältere Literaturen darüber Auskünfte geben.

Der wendische Hof heisst im Spreewalde dwor. Daselbst befindet sich die Düngerstätte knozica, die Tränkmulde korito (in der Herzegowina hat dies Ding einer Ortschaft den Namen gegeben, so wichtig ist es in sehr wasserarmen Gegenden!); der Brunnen studena. Das thoruz (Thorhaus) schliesst das Hufeisen des Gehöftes, welches links spa (Stube), wjaca (Flur), groz (Kuhstall) und rezarna (Futterkammer); rechts parallel mit der anderen Seite Ställe und pod chromom, einen Schupfen „für Kramm", also allerlei enthält. Das ist ja die sogenannte fränkische Gehöftanordnung, aber ohne den Abschluss durch die querstehende Scheuer. Diese steht im Spreewalde abseits im Garten, wohl wegen Feuersgefahr. Der Obstgarten heisst gumnisko, der Gemüsegarten zagrodka („für Kraut"), der Gartenzaun plot,

wenn von Planken, parchan. Das Hausthor = rota. Daneben, echt „fränkisch“, das Thürchen.

Das Bauerngehöft der Goralen heisst obora; ob auch der Hof als Gehöftelement so heisst, weiss ich nicht. Die Slovaken Lundenburgs nennen ihn dvůr, die Ruthenen der Bukowina podwirje, die dortigen Rumänen ograda.

In jedem Bauernhofe ist Unrath. Die Thiere treten das feuchte Erdreich und es entstehen Pfützen; der Düngerhaufe, die Jauchengrube erschweren und gefährden den Verkehr zwischen den Ställen u. s. w. Die sichere, erhöhte, oft aufgemauerte, längs des Wohntractes und der Ställe führende Verbindung heisst bei den Hannaken náspa, von nasypati, aufschütten; čechisch násep; bei den Wenden des Spreewaldes damcyk = Dämmchen; bei den Bajuvaren Grêd, spanisch grada, zu vergleichen nach Schmeller mit Bongrád, Boñgrád, d. i. Liegerstatt der Holzknechte in der Hütte, für welche oben und unten quer je ein Stück Stammholz parallel gelegt und Moos eingebettet wird. Ich denke, die Bongrád (vielleicht für Bodengerade?) soll auf den Hängen, auf welchen gearbeitet wird, eine horizontale oder möglichst „gerade“ Liegerstatt bieten. Von Eining bei Kehlheim an der oberen Donau durch ganz Oberösterreich herrscht die Grêd im „fränkischen“ Gehöfte, im Innkreise im Hofe mit vier selbstständigen Gebäuden und im „Vierkant“ durchaus. An einer oder zwei Seiten des Hofes sind gepflasterte, oft bis 2 m erhöhte Trottoirs. Im „Waldviertel“ Unterösterreichs kommt die Grêd in mehreren Gegenden nicht vor, und ihr Name ist unbekannt. Im steinlosen Gebiete des Innviertels macht man die Grêd aus Holz. Der Abtritt mündet auf den Düngerhaufen und ist von der Grêd zugänglich. Man nennt ihn meist s' Häusl, oft s' Grêdhäusl.

Nach Bünker heisst der gedeckte, gewölbte Bogengang vor modernen Wohntracten des Heanzen-Gehöftes Grádn. Vielleicht eine Erinnerung an die an dieser Stelle vorauszusetzende Gred?

Man hat dies Wort von gradus, Schritt, also vielleicht Schrittsteinen erklären wollen. Puck führt es auf Grat, mhd. grat, grot = fortlaufender Bergrücken, zurück. Altgrätin nannte man dammartige schwache Erhöhungen in Aeckern, gewöhnlich Spuren alter, meist Römerstrassen. Wer diese z. B. bei Eining und Kehlheim, dann nördlich Aichstedt gesehen hat, wird die Aehnlichkeit mit der Gred anerkennen müssen. Auch naspa und damcyk weisen darauf hin — aber wie erklärt sich dann der Name Grêd für die Ofenbank, welche ihn nach Schmeller hie und da führt?

Im Egerlande sagt man das Trepp (John) statt Gred.

Verwandt der Sache nach ist die Grem des Salzburger Flachgau; ein gepflasterter Vorplatz vor dem Wohntracte des Einheitshauses.

b) Das Dach.

Das Dach heisst bajuvarisch Dahh, Dach; verkleinert Dáchl; italienisch tetto, coperto, copertura del tetto (Dachung); hannakisch střechna oder doch, also ein Fremdwort, welches speciell Strohdach bedeutet; die Büschel oder Stufen desselben heissen došky. Bajuvarisch Strohdach auch = Schaubdach oder Schääbdach von Schääb = Strohgarbe oder -Bündel. Das 1396 in München vorkommende Schlierdach („mit Schlierdach deckt man wol in der äußern ſtat“) bedeutet ein Strohdach, welches mit Lehm verdichtet und versichert wurde. Solche Angaben gewähren Einblick in die Bauweise der Städte vor 500 Jahren, wozu die beglaubigte Notiz stimmt, dass die riesige Eremitani-Kirche zu Padua im XIV. Jahrhundert ein Strohdach trug. In Oberösterreich macht der „Dachdecker“ sogenannte Stossdächer, d. h. man erzielt eine glatte Oberfläche, indem man die Enden der Strohhalme mit einer Latte gleichmässig hineinstösst. Slovakische Strohdächer habe ich nur abgestuft gesehen.

Die Holzdächer sind im Uebergange vom Schwárdach (Salzburg, Vorarlberg, Tirol haben dieses Wort; die Sache ist auch anderswo) oder Legschindeldach (Tirol, Kärnten) mit und ohne Schwárstaàn, oder Rohdach (Salzburger Flachgau) oder Länderdach[1]) (baierisches Oberland) — alle diese Namen bezeichnen dasselbe Ding: aufgelegte Bretter mit und ohne Steinbeschwerung — zum Schárschindeldach, Schardach, Nuàtdach. Das Schwárdach ist die einfachere, kunstlosere Form. Die Schintl (bajuvarisch), alt. scindala, scintila; italienisch asserello, assicello, scandola; in

[1]) Lándà, Länder, Lántàn = Zaunstange, Stangenzaun; umländern = umzäunen, wovon G'länder (Geländer) kommt (in Franken, Oberpfalz, aber auch Oberösterreich); Landern = Laden, Pfosten, Bretter, Legschindel (Schweiz); daher Hunziker's „Länderhaus“, welches aber ein Haus mit Lagschindeldach, sowie ein Blockhaus sein kann. Man sieht, der Schweizer Ausdruck kommt auch im bajuvarischen Gebiete vor (Schmeller).

Grenoble le travaillon; ruthenisch dranitza waren einst dicke Bretter, welche man mit der Axt aus den Baumstämmen herausspaltete, die man noch vor Kurzem so mit Holzverschwendung aus den bosnischen Wäldern gewann und leider auch noch heute aus den Wäldern des Alpengebietes hie und da so gewinnt. Das gespaltene Brett hat die Holzfaser unzerschnitten und dauert länger aus, als das längs gesägte, weil der Regen nicht so sehr eindringen kann. Da man Brettschindel legt und nicht aufnagelt, erfordern sie ein sanft geböschtes Dach. Die grösste mögliche Steile für ein Legdach habe ich in Westkärnten gefunden. Das Flachdach ist nicht „alpin", wie man es gerne nannte, denn in ganz Steiermark, Kärnten, Krain und Oberösterreich östlich der Traun, also im Bereiche der Ostalpen, gibt es vielleicht nicht ein einziges; es ist auch nicht national u. s. w., es ist eine nothwendige Folge des Deckmateriales. Es herrscht, wo man Legschindeln gebraucht, und wird sofort steil, selbst über 45°, unter Scharschindl'n; es herrscht unter den Halbröhrenziegeln (coppi) Oberitaliens, in einer kleinen Typeninsel im Bereiche der Kehlheimer Platten u. s. w. Nur technische und in manchen Fällen wirthschaftliche Momente entscheiden über die Dachböschung und diese hat wiederholt in ganzen Ländern gewechselt.

Im steirischen Antheile des Ennsthales findet man blos steile Bretterdächer auf den Heustadl'n, welche überall im Felde vertheilt sind. Dort ist aber das Holzbezugsrecht der Bauern längst abgelöst. Oberhalb des Passes Mandling dagegen, im Salzburgischen, herrscht das sanft geböschte Schwárdach mit Legschindeln. Dort haben die Bauern noch gesetzlich Antheil an den Staatsforsten.

Das genagelte, das Nagldach oder das Schardach wird schon 1437 erwähnt. Die Schar, Scha ist bajuvarisch ein Stück Schindeldach als Vorschuss eines Stroh- oder Ziegeldaches. In der Münchener Feuerordnung 1819 heisst es: „Mit Schindeln zu decken, ist durchaus und selbst bei Vorschüssen der Dächer oder den sogenannten Scharen verboten."

Uebertragener Begriff der Schar ist die Dachtraufe. Die Scharrinne = Dachrinne. Wo sie fehlt, bildet die Dachtraufe unter dem Dachsaume den Schargraben. Die Cisterne hat den deutschen Namen Scharbrunnen. Die Dachtraufe heisst im Dialecte der Tropf, Dachtropf; im Bregenzerwalde Känär; italienisch grondaja; es hiess bajuvarisch 1774 Dachtrief. Der Bereich der Dachtraufe auf der Erde heisst das Tropfstal.

Die Scharschindl sind Brettchen von Föhren- oder Lärchenholz, an einer Langseite mit einer Nuth, an der anderen mit einer Schneide versehen, 14—15" oder 18", also höchstens $^1/_2$ m lang. Die Schindlnägl oder Scharnägl waren 1618 2" lang, 25.000 St. zu 51 Pfund bildeten 1 Lägel. Jetzt ist dieser mit Handarbeit geschmiedete, kostspielige Nagel durch den billigen Drahtstift ersetzt. Hiedurch ist die typische Neuerung der Dächer mächtig gefördert. Im Departement Hautes Alpes heisst der geschmiedete Dachnagel le martailla oder le martailhas.

Ob und wie die Namen das Gschár oder Geschár = Thür- und Fenstereinfassung mit der Schar zusammenhängen, weiss ich nicht (Schmeller).

Die Schindeln wurden und werden noch theilweise vom Bauer im Hause gemacht. Anderswo macht sie der Schindler, was auch ein verbreiteter Familienname geworden ist.

Die Dachschindeln des Legedaches müssen alle 4—5 Jahre umgelegt und theilweise erneuert werden; bajuvarisch „Dachumlegen".

Die Schindeln des Schardaches werden auf die Dachlatt'n genagelt oder man nagelt sie auf das geschalte Dach. Verschalen nennt man (auch schriftdeutsch) mit Brettern versichern, verhüllen.

Im Salzburger Flachgau unterscheidet man das breite Althaus mit Legschindeln und daher sanft geböschter Rösche und das seit 1800 überhandnehmende Neuhaus mit Scharschindeln und Schopf (s. unten). In Unterach am Attersee sieht man letzteres von befremdender Massigkeit des Daches. Die neue Deckart kam nämlich über das altartige, breite Haus, wie es unter dem Schwárdach möglich und gebräuchlich war.

Die Huzulen nennen ein Haus mit Legedach chata kaminiamy prevałena, ein Haus mit Schardach pobeta chata, also „mit Steinen beschwertes" und andererseits „beschlagenes" Haus. Letztere, sowie überhaupt viele in slavischen Gegenden befindliche Häuser haben sehr steile und hohe Dächer.

Seltsam ist das Wort Ruàschrinn für Dachrinne und Ruàschhacken für deren Träger aus Holz. Siehe Nuàsch unter Geräthen, Gefässe in der Fortsetzung dieses Aufsatzes. Die Hannaken nennen die Rinne zastřeši.

Die technischen Ausdrücke Satteldach, Pultdach, Walm, Halbwalm, Giebel u. s. w habe ich im Volksmunde nirgends gefunden.

Der Verschluss der Giebelseite im obersten Theile heisst in Tirol die Windtäfer. Die Windbrettl dagegen schützen, aufgenagelt, die Stirnflächen der mit ihren Querdurchschnitten hervorguckenden Pfetten oder (bajuvarisch) Fet'n, Fetten; irgendwo in Baiern auch die Brette genannt. Diese wichtigen Balken besorgen stützend die Versteifung der Dachsparren, so dass diese sich nicht durchbiegen können, dann aber auch ihre Verbindung, so dass sie nicht in der Firstrichtung schwanken. Der französische Name le faîte = First von fastigium erinnert an Fet'n.

Der First, bajuvarisch firscht, firschtbám, heisst hannakisch kalenice von kal = Koth, weil auf die Strohbüschel des Firstes Lehm geschmiert wird.

Die Giebelseite des bajuvarischen Holzhauses heisst (Schmeller; ich habe das Wort nicht gefunden) die Schiàs und die Windtäfer heisst daher auch Schiàsbretter = Giebelbretter.

Ich glaube, den Ursprung des Halbwalmes oder des Schopfdaches gefunden zu haben. Bei den „Cimbern" der VII. Communi fand ich an den Enden des Firstes an den dort noch allgemeinen Strohdächern (in Oberitalien haben sie auch einmal allgemein bestanden) je einen Strohschopf, ein Strohbüschel, pinselartig aufgebunden. Man nennt sie dort Schopp oder Schopf. Die Giebel waren geschlossen und in der gefährlichen Körperecke, welche vom senkrechten Giebel und den beiden Dachflächen gebildet wird, war durch das festgemachte und im Schopf endende Strohgewinde Sicherheit gegen eindringenden Regen erzielt. Südöstlich von Belluno fand ich offene Giebel und im Winkel am First einen ganz lüderlichen, besenartigen Schirm von Stroh mit derselben Aufgabe. In Kärnten fand ich dann den ganz ausgebildeten, durch das Gerippe der Dachconstruction gebildeten Halbwalm, der aber seltsamerweise in Kärnten sowie bei den Heanzen Schopf, kärntnerisch-slavisch Tschoff und bei Raibl am Predil Schoph heisst. Italienisch heisst das Ding abbaino fiamengo, also „flamländisches Dachfenster", aber auch Dachnase bedeutend. Im Egerlande kommt diese selten vor und heisst Schafnase, in Westfalen Wamme, am altsächsischen Hause Hinterpommerns Kühldach, Kühlendach, hannakisch svisle von swisly, d. i. herabhängend, bei den Čechen kukla, kabelka, kabřinec = runder Walm.

Wo immer das Klima offene Giebel erfordert, so dass der Luftzug das Nachtrocknen des feucht eingebrachten Heues ermöglicht, musste man auf Schutz gegen Schlagregen denken. Im Isonzothale bei Tolmein sah ich seltsame, in der geöffneten Giebelseite aufgehängte Strohbüschel zu diesem Zwecke verwendet. Sie lassen die Luft ein und halten den Regen ab; bei Belluno fand ich den Besenschopf, auf flandrischen Bildern des XVII. Jahrhunderts fand ich denselben in mehreren vorschreitenden Formen, dem heutigen Schopfdache angenähert, und schliesslich das vom Zimmermanne veredelte und geregelte Schopfdach. Der alte Name hat sich erhalten, obwohl das Schopfartige längst verschwunden ist, nur in der VII. Communi nicht. Dort heisst der ursprüngliche Schopf wie einst, aber das, was wir Schopf nennen, das Dachartige der oberen Giebelhälfte, nennen sie mantello, italienisch Mantel, und dieser Name allein schon belehrte uns über den Schutzzweck der Construction, wenn es der Augenschein nicht thäte. Den First nennen sie Wirst.

Eine Vorrichtung, loses Deckmateriale gegen starke Winde zu vertheidigen, ist häufig zu finden. Bajuvarisch heisst sie Dachreiter, bei den Ruthenen der Bukowina panzenje. Sie besteht aus einer schweren Scheere aus zwei Holzstücken, starr zusammengefügt. Ich habe solches gesehen bei Bolca burga (Wolkenburg), im Osten der lessinischen Alpen, nordöstlich von Verona, dann westlich von Auronzo, in der Oedenburger Gegend u. s. w., und zwar meistens auf Strohdächern.

Legschindeldächer werden durch Schwersteine, welche auf festgenagelte Pfosten gelegt werden, gegen Stürme versichert. Die Pfosten heissen im Salzburgischen Schwár-kutten (Schwerkutten). Meistens nimmt man hiezu Girsten, das ist eine handbreite Art von Zaunlatten. Die Schwersteine haben im bajuvarischen Gebiete hie und da den Scherznamen grosskopfete Schindl-Nägl, woraus wir den Conflict des Neuen mit dem Alten erkennen. Solchem Spotte gegenüber erwacht der Wunsch nach Neuerung.

Die Bretter, welche die Dachränder bedecken, nennt der Baumeister Ortbretter. In Westfalen heissen sie Windfiärn und enden jenseits ihres Kreuzungspunktes mit Pferdeköpfen. Dort ist im

altsächsischen Hause das Ulenloch (Eulenloch), welches nirgends Rauchloch ist und vielleicht wirklich den Käuzchen das Eindringen gestattet. Ich habe in einem Bologneser Café Fledermäuse fliegen gesehen, welche, von Niemandem beachtet, Fliegen jagten. Jenes wäre also ein ähnlicher, die Mäuse und Ratten interessirender Fall. Ich möchte aber nicht falsche Nachrichten verbreiten, und bitte, diese Ansicht als Frage zu betrachten.

Die Figuren bei der Kreuzung der Ortbretter heissen im sächsischen Hause Hinterpommerns Krähenköpfe.

Das Glockenthürmchen mit der Essglocke in Nordtirol und Salzburg, welche den anheimelnden und behäbigen Eindruck der dortigen Gehöfte noch vervollständigen, heissen dort Dachhäusel.

Das Dachfenster heisst im Salzburger Flachgau die Kapf, von dem alten Worte kapfen = spähen, gucken. Die Arker Kärntens und die Kotenfenster Obersteiers wurden erwähnt.

Die Dachsparren heissen bajuvarisch und im Bregenzerwalde der Rafàn, Rafà, Rafn. Auch jede hiezu brauchbare Balken von 24—36' Länge und 8" Durchmesser am dünnen Ende (8—12 m lang) heisst so. In der Valle di Rendena sagt man hiefür spara, sbarra; italienisch travicello. In der Oberpfalz bedeutet Rafel oder angerafeltes Dach ein angelapptes oder ein Flugdach. Die Goralen nennen es paity oder jaty.

Der Auflanger des friesischen Daches ist in der Ausführung verschieden; es ist eine Verlängerung oder Verbreiterung eines oder beider Dachflächen über Kuhstall und Dreschdiele; vielleicht ähnlich wie die Seitenverlängerung des Flachdaches im Tiroler Achenseetypus.

Die Basis für die eingestemmten Enden der Sparren heisst Mauerbank, niedersächsisch die Rimm.

Man stellt den Dachstuhl auf einem Felde zusammen, ehe man ihn auf das Haus setzt. Dies ist beim Baumeister das Abbinden, bajuvarisch das Anbinden. Aufrichten heisst, zuerst das Dach einstweilen auf Holzsäulen stellen und darunter dann das Haus bauen. Den Maurer stört so kein Regenwetter. Das Fest der Dachstuhlsetzung heisst der Hebein (Baiern).

Folgende Notizen über den Raum unter Dach, den Dachbodenraum, sind dürftig gegenüber dem Reichthume an Typen und Abänderungen, welche den wechselnden Erfordernissen der Wirthschaft und des Klimas entsprechen.

Die Brett'n, Bretten (bajuvarisch) bedeutet Unterzug oder Quertragebalken unter den Tramen oder Längsbalken jedes Obergeschosses und daher auch des Dachbodens. Die Bedeutung als Pfette wurde schon erwähnt. Auf dà Brett'n ob'n heisst „auf dem Dachboden". Hintà Da (unter Dach) sagt man in Aussee.

Der Bod'n, Bo-'n ist jede wagrechte Scheidewand (daher auch z. B. der Schachtelboden u. dgl.) für Dachboden und nebenbei für Plafond, Zimmerdecke. Der hintere Boden heisst in Berchtesgaden der Bodenraum des „Futterhauses", Bod'n schlechtweg jener des vorderen Wohntractes. Im Schwarzwald nennt man den Bodenraum zunächst des offenen Giebels Nussboden; man trocknet daselbst die Nüsse, Tannenzapfen und auch Feldfrüchte.

Die Dill, schriftdeutsch die Diele, bezeichnet in Tirol oft den Dachboden, in Kärnten die Gebater denselben; der Söller (Balcon) ist die vorragende Fortsetzung derselben, welche den Trockenraum und die Besonnungsfläche vergrössert.

Hoi oder Hir heisst der Boden im Salzburgischen; italienisch alla soffitta oder al soffitto; norwegisch rot, gothisch hrot, altsächsisch hrost; huzulisch strych oder pid; goralisch dach (eigentlich kleiner Speicher in einer Dachkammer), hannakisch hura, was dem Obm'auf von Aussee entspricht.

Der Lab'mbod'n in Krieglach (Obersteier) hat den Namen von der unter ihm gelegenen Lab'm = Flur.

Alle Bretterböden, also auch die horizontalen übereinander angebrachten Abtheilungen des Dachbodens, heissen bajuvarisch Bün', Büne; nicht zu verwechseln mit dem fränkischen Bün = Latte, Zaunlatte, Dachlatte. Ein Fruchtboden über dem westfälischen Wohntract heisst übrigens auch Böhne oder Büne; darüber liegt dann der Upsprung. „Auf der Bün" heisst also bajuvarisch häufig „auf dem Dachboden". Bei Freistadt in Oberösterreich, nördlich der Donau, nannte man mir Heo Büh, offenbar Hochbühne, was bei Krieglach Hochboden heisst, in Chiemsee die Hüllà (norwegisch Hild = Dachboden). Im Kronland Salzburg heisst der Oberboden Obrist[1]), und ganz oben ist ein kleiner Raum, das Firstkammerl.

[1]) Nach Balka bedeutet dies Wort „ob dem Rîst". Der Ristbaum ist der Unterzug des Dippelbodens; Obrist

Die Düll'n = Diele ist ein in Altbaiern seltenes Wort; es kommt aber vor: „Auf der Düll'n droben", d i. im Bodenraume.

Der Dippl'boden ist eine Decke, aus Balken zusammengefügt, welche durch Düpeln oder Döbeln = Zapfen oder Pflöcke fest zusammengefügt ist.

Höchst seltsam, fast unglaublich, fand ich die Bodengliederung in der Valle di Rendena. Die Benennungen sind mir zumeist unverständlich. Ein hölzernes Obergeschoss liegt auf dem zweistöckigen gemauerten Hause; dasselbe dient als Magazin und Rumpelkammer, ist vorne vollkommen oder auch fast offen und heisst biëfsá. Darüber ist der eigentliche Dachbodenraum und dieser heisst biëfsát (Nachdruck auf der letzten Silbe). Ich überreiche diese Wörter den Herren Sprachforschern.

Der biëfsát hat zwei Bühnen: *a*) die Decke des biefsá, *b*) einen Oberboden auf einer Balkenlage, welcher mezzo colmo = Halbfirst heisst.

Die Balken des biëfsá-Gerüstes heissen catena = Kette.

Längs der Strasse Tione-Rocca d'Anfo heissen biëfsá und biëfsát zusammen sulle bresse; im Val del Sole, nördlich von Mad. di Campiglio sulle spreosse; in Roncone brussiá; in Lardaro gra; eine höchst merkwürdige Nomenclaturbewegung bei ähnlich bleibenden Formen und auf kleine Entfernungen. Die Gegend verdient sprachliche Untersuchung. Mir ist klar, dass die vielen Sarche nichts Anderes sind als Ache; sarca tritt als Gattungsname auf; Berghütten heissen paito, was gewiss neben paita von Weide stammt und die spreosse zwingen mich, an Spreizen, Sprossen oder Sprissel zu denken. Die Valle di Rendena verräth sich als deutscher Boden.

Wenn man aus Raumgründen einen Schlot ein Stück schief aufwärts führt — es soll auch den Luftzug verbessern —, so heisst das „ziehen". Der Balken, auf welchen dieser schiefe Theil sich stützt, heisst oder hiess nach Schmeller die Rais (Reise)

In Italien, besonders im Gebirge, braucht man gut trockene, ventilirte Dachböden mit Luftzug. Im Holzlande hilft man sich durch trockenen Holzbau. In feuchtenden Granitmauern verdürbe das Heu Die Italiener schlagen, um luftige Scheuern zu erzielen, ein garstiges Loch in die Mauer unterhalb des Dachfusses. Die Baukunst hat die Specola daraus gemacht, d. i. eine nett angeordnete Reihe von Maueröffnungen; sie macht zinnenähnlichen Eindruck und ist in Brescia hübsch ausgebildet, charakterisirt den ländlichen Pallazino.

wäre der Raum oberhalb desselben. Ich kann weder beistimmen noch widersprechen und denke an die ältere Form „Obrist" statt „Oberst", der oberste Mann eines Regimentes.

i) Technologisches zum Hausbau.

Nun sollen noch mancherlei Bausachen, welche mit der typischen Eigenart nichts zu thun haben, in mehreren Typen gleichartig vorkommen, angehängt werden: Dinge der Holzbautechnik, des Ziegelbaues u. s. w.

Der Holzbau heisst Reiswerk von alt-nord. reisa = aufrichten. Sulja gothisch = Fundament; gersuljan gothisch = Pfostenunterlage machen. Der Engadiner Sulér, der bajuvarische Söller erinnert daran.

Die Blockwand heisst in Vorarlberg gestrickte Wand, und zwar im Walserthal Kopfstrick, d. i. mit Vorköpfen oder Schwalbenschweifstrick bei Verzinkung und somit ohne Vorköpfe. Vorkopf heisst daselbst auch Vorstoss. In der Westschweiz sagt man gewettete Wand; in Wallis heissen die Blockhäuser des maisons zawachées oder à zawasch, zéachées. Zawá bedeutet in der lex Wisigothorum „geflochten" und die Stelle bezieht sich auf einen Riemenpanzer. Wer die Technik des Blockhauses kennt, wird die Ideenverbindung zwischen Strick, gewettet und einem geflochtenen Riemenpanzer herstellen können. Bei Salzburg sagt man Schrottwand, in Oberösterreich Schrott, Schrottbau; ebenso in Steiermark. Der Name Blockbau ist nicht volksthümlich, passt auch neuerer Zeit, wo man mit starken Pfosten und nicht mehr mit zugehauenen Blöcken baut, gar nicht.

Das G'schwell = Schwelle, bajuvarisch = Grundlage einer Fach- oder Blockwand oder des Thürgerüstes; auch das Balkenstück, welches oben den Thürrahmen schliesst, wohl zumeist Oberschwelle genannt.

Die Wand, Wend, Went; plur. die Wend; dim. das Wántl bezeichnen sowohl Wandfläche als auch den Wandkörper (bajuvarisch), ob dieser gemauert oder Schrottbau ist. Dem Mauerbegriffe steht mundartlich nur der Schrott gegenüber, doch habe ich auch „Holzwand" für denselben gehört.

Das Fachwerk (in Eger ausbundener Walm) ist in Thüringen südlich des Rennsteiges namenreich. Fach agr. = spatium, Zwischenraum zwischen zwei verbundenen Theilen. Jede Rahmenwand besteht aus mehreren Rahmen. Jeder

Rahmen hat unten 1. die Schwelle oder Wandschwelle, 2. oben die Wandrähm oder das Rahmholz oder die Wandpfette. Die senkrechten Pfosten heissen 3. Rahmholzpfosten; sie begrenzen den Rahmen links und rechts; 4. Zwischenpfosten sind eingefügt; 5. schiefe Wandstreben versteifen den Rahmen, überplatten die Pfosten und auch die zwischen Schwelle und Wandrähm eingefügten 6. horizontalen Querriegel. All' dies bildet den sogenannten I. Rahmen, d. i. den Rahmen des Erdgeschosses. Unmittelbar ober dem I. Rahmen sehen die Köpfe jener Balken hervor, welche den Balkenschluss (oder Werksatz, oder die Zulage) bilden, d. i. ankerartig zwei gegenüberliegende Fachwände miteinander fest verbinden und quer durch das Haus greifen. Darüber liegt dann der II. Rahmen, jener des Obergeschosses.

Der II. Rahmen hat fast dieselben Bestandtheile, aber diese haben wieder andere Namen. 1. die untere Saumschwelle; 2. das obere Rahmholz; 3. die senkrechten Wandpfosten, welche bei dem Maximum der Stockwerkshöhe von 3 m 26 cm im Gevierte haben, die Eckpfosten sogar 40 cm; 4. die Mittelpfosten sind 2—3 m von einander; 5. die Streben, unter welchen auch u. a. Doppelkreuzstreben und solche von Krummholz, welche zu blossen Ornamenten geworden sind; 6. die Riegelzüge welche den unteren Querriegeln entsprechen; sie sind $^{16}/_{14}$ cm stark; 7. ein neues Element, die „Knaggen", freistehende Kopfstreben, d. i. eine Art Console für die Balkenenden.

Der Ständerbau stellt die dritte Art des Holzbaues vor. Im Schwarzwalde z. B. reichen eingerammte Ständerbalken aus dem Erdboden bis zur Schwelle des Dachbodens, also durch beide Geschosse. An sie schliesst und stützt sich das ganze Gefüge.

Der Balken heisst bajuvarisch der Bám, Trámm, die Bretten. Tramm von trabs? Goralisch dovaly, sosrab = Unterzug, sosreby = Trame. Der Unterzug heisst in der Oberpfalz Ruàsbám, weil er einmal im Rauchhause geschwärzt war. Bei Oedenburg heisst er Durchzug oder eigentlich Dur'zu, woran man die Mundfaulheit, welche bei der Mundartbildung eine so grosse Rolle spielt, wieder einmal erkennen kann. In Berchtesgaden ist Tuizug daraus geworden. Die Ás, Ás'n, Ásem bedeutet bajuvarisch die Stütze.

Balken als Unterlage für Fässer heissen Áns oder Ánz, gothisch ans = Balken. Aensbám, oder vernobelt Ennsbaum, ist einer der 12 m langen Bindebalken zwischen zwei Brückenjochen. Diese Aenderung von a in e entspricht dem Vorgange, aus welchem auch aus Ant'n Ente, aus Kas Käse, aus Granitz Grenze, aus Graz Grätz entstanden ist. Ein a, welches nicht mit dem o-ähnlichen, sondern mit dem á-Laute gelesen werden sollte, wurde ä geschrieben und von Unkundigen mit dem Umlaute ä verwechselt. Der Kundige las Ánte, Kás, Gránic, Gráz etc. Das Wort Käse enthält also eine erst durch die Schrift entstandene sprachliche Unrichtigkeit, welche aber zur Regel geworden ist.

Uechs'nband (vielleicht eher Irchs'nband) heisst bajuvarisch ein Balkenstück, welches als schiefe Strebe in eine Säule eingelassen ist, und bedeutet Biege oder Achselband. Irchsen = Achsel.

Der Laden, La'n, plur. Ládn (bajuvarisch), fränkisch Bohle, hannakisch trhanice — vielleicht mit Trám oder Trámm verwandt — bedeuten Holzstücke, welche viel breiter als dick sind, also Pfosten und Bretter. In Baiern ist der Rämling (Pfosten) 2—4" dick, das Truch'nbrett $^{5}/_{4}$" dick, 18" breit, das Tafelbrett $^{3}/_{4}$" dick, das gemeine Brett 1" dick. Holzdecke heisst oft Rämlingsboden.

Interessant sind jene Bohlen oder Pfosten, welche in Nordböhmen und in der Lausitz und wohl auch anderswo säulenartig nebst Spannriegeln, Zwickelhölzern und Kopfbändern hart an die Blockwände des Wohnhauses angelegt und sogar, nachdem sie ihre constructive Bedeutung verloren haben, mit Brettern ornamental nachgeahmt werden. Sie heissen Umgebinde, technisch fachgemäss Bohlenstuhl, sind aber wahrscheinlich abortive Reste einer Art Vorhalle.

Die Schindele in Vorarlberg sind kleine, 5 mm dicke Holzblättchen, an einem Ende schuppenartig gerundet, zur Bedeckung der Aussenwände seit 100 Jahren gebraucht, seit Langem fabriksmässig hergestellt. Sie schonen die Balken und leisten zierlich, was die Hausverschalung bei Aussee nett aber unschön, bei Kitzbüchel aber plump und hässlich leistet. Im salzburgischen Flachgau ist Schindelverschalung der Häuser auf der Wetterseite häufiger.

Die Stubendecken werden sehr häufig, und zwar in vielen Ländern, weiss verputzt, „stukkaturt". Weissdeck heisst eine solche ganz hübsch und gewiss besser als „stukkaturter Plafond" in

Berchtesgaden. Im Egerlande heisst die Decke Üàbàliàgh (Überliege), der Unterzug Roisbám.

Murus = Mauer; tegola = Ziegel; mortarium = Mörtel, bezw. Máltá; calx = Kalk beweisen, dass den Deutschen das Maurergewerbe mit welschen Worten übermittelt wurde. Wenn man in Steiermark noch heutzutage bei jedem Hausbaue auf dem Lande italienische Maurer arbeiten sieht, so mag man sich vorstellen, wie dies im frühen Mittelalter in ganz Deutschland gewesen sein mag.

Die Ansbacher Bauordnung 1694 schreibt vor, dass die Vierung, d. i. die vier Hauptmauern, gemauert werden sollen. Der Uebergang vom Holzbau zum Steinbau selbst in Städten vollzog sich also noch sehr spät. Die merkwürdig spärliche Erhaltung von Wohnhäusern aus romanischer Epoche in Deutschland ist nur aus dem damaligen Vorherrscheu des Holzbaues zu erklären.

Der Ziagl, Oberpfalz Zeigl, in der Röhn die Zegel; das Wort Backstein ist ein Baumeisterwort. Der Rauchfangziegel heisst bajuvarisch Poppeneisl; ein Ziegel von halber Breite in Schriften von 1668 und 1769 heisst Gugkeisel oder Gockeisel. Isel ist nebenbei bemerkt in einer Urkunde von 1297 Abtritt. Der glatte Dachziegel, am unteren Ende halbrund, heisst Bieberschwanz, bajuvarisch die Tasch'n (ich denke, letzteres kommt den eckigen zu), und mass 1' 5" Länge bei 8" Breite, 1—2" Dicke. Der italienische coppo oder corno, französisch la touille creuse, besonders im Süden häufig, im alten Theile von Prag, Nürnberg u. s. w. massenhaft verwendet, heisst Hohlziegel, obwohl er Halbröhrenziegel heissen sollte. Der obscöne Witz der Reformationszeit nannte ihn Mönch und Nonne.

Der Lehmziegel, ungebrannt, im Regen zerfliessend, heisst hannakisch války.

Bei den Heanzen bedeutet das Wort gemacht = gemauert, aus Ziegeln oder auch aus Lehm mit Agn = Häcksel und Flachsabfällen. Gesatzte Häuser stampft man aus Lehm zwischen Bretterformen fest. Die Technik nennt das Pisé.

Die Ausfüllung von Fachwänden geschieht mit Backsteinen, Lehmziegeln besonders in Bosnien, mit Bruchsteinen, mit Stacken (norddeutsches Wort). Das sind Stäbe mit Stroh umwunden, dann in die Oeffnungen der Rahmen eingefügt, mit Lehm ausgefüllt und verschmiert. Ich habe Solches bei Vacha, südlich von Eisenach, gefunden. Die volksthümliche Benennung habe ich nicht ermittelt. In Frankreich heisst es le torchis von la torche = Fackel, also offenbar eine unseren Stacken ähnliche Sache.

Das alte, u. A. 1468 vorkommende Wort Estrich, italienisch astrico, astracco, spanisch astrago, von Aventinus für ausgegrabene römische Mosaiken gebraucht, heisst bajuvarisch Estárà und Estrich. Es bedeutet: *a*) Lehmdecke auf dem Boden über der Stube, *b*) figürlich den Raum darüber, *c*) den Stoff, nämlich ein Gemenge von Lehm, Häcksel und Ochsenblut, womit man Estrich macht. In Ungarn, Galizien u. s. w. ist oft auch der Stubenboden aus Estrich. Auch das in Sonneberg aufgestellte „Lutherhaus" hat Estrich in der Stube. Den Fussboden des Flures und der Küche findet man an vielen Orten ebenso.

Bei den Oedenburger Deutschen heisst der Lehmboden oder Estrich Fletz oder Flez. Im Departement de la Manche heisst er le terrier, z. B. bei Avranche, wo zwischen die Balken des Sturzbodens starke Stäbe stackenartig eingefügt und mit Estrich beworfen wird. Man spart Holz dadurch; ist eine Art Stuccatur und gewiss haltbarer, als jene mit Rohrhalmen.

In Nürnberg macht der Stadelpritscher den Estrich. Der Stadel, d. i. die Tenne, ist jener Raum, welcher noch den Estrich an vielen Orten bewahrt hat. (Meist ist er durch Brettboden verdrängt.)

B. Stall, Scheuer, Tenne (Futterhaus).

a) Benennung des Ganzen.

In vielen Ländern gibt es keinen Namen für das Futterhaus, den Wirthschaftstract als Ganzes. Im Einheitshause habe ich oft „Stall" gehört und überhaupt dort, wo die Viehzucht alle andere landwirthschaftliche Thätigkeit überwiegt. Der Bauer spricht eben zumeist von jenem Theile, wohin er etwa einen Knecht sendet u. dgl., und nicht vom Complex der landwirthschaftlichen Räume. Das Wort Hof klingt ja manchmal im Gegensatze zu Haus durch, aber dass der Bauer einmal gesagt hätte: „Jetzt haben wir das Haus gesehen, gehen wir nun in den Hof" oder Aehnliches, das habe ich bei meinen unzähligen Besuchen in Bauernhöfen nicht gehört. Ich habe allerdings auf diese Sache nicht genügend geachtet und empfehle unter manchem Anderen auch diese Lücke den Hausforschern zur Ausfüllung.

Nach Ramm sagen die Lithauer kletis für Futterhaus; die Goralen sagen szopa, was eigentlich Schupfen bedeutet; ein Zeichen, wie geringfügig

der Wirthschaftstract gewesen sei, als jener Name aufkam. Der friesische Name Heuberge und der Name Berge am Jahdebusen bezeichnet wohl das ganze Gehöft, aber hauptsächlich jene einzig dastehende Anordnung des Feimengerüstes, wodurch der mächtige Heuhaufe, der Mittelpunkt des ganzen Anwesens, „geborgen“ ist. Im sächsischen Hause war, soweit ich es den Beschreibungen entnehme, die Deele nicht blos als besonderer Name der Tenneneinfahrt, sondern auch als Sammelname aller wirthschaftlichen Elemente dem flet entgegengesetzt und nach Umformung des Wohntheiles dem Kammerfache.

b) Scheuer, Stadel.

Das Wort die Scheuer, alt sciura, scûra, d. i. der Name jenes Gebäudes, wo Getreide und Heu (Heuscheuer) aufbewahrt und wo ersteres gedroschen wird, ist schriftdeutsch, aber als Volkswort habe ich es im bajuvarischen Bereiche und sonst in Süddeutschland und in Oesterreich nicht gefunden. Da herrscht überall Stadel, plur. die Stádl'n, alte voc. Stádàl = scuria, granarium; alt chornstadel = area, foenale. Ich habe das Vorkommen notirt für die westungarischen Deutschen, Ober- und Unterösterreich, Egerland, Steiermark, Kronland Salzburg und Baiern. Die schlesischen Čechen haben das Lehnwort stodola; ebenso die Hannaken, welche aber früher humno sagten. Dies Wort bedeutete Tenne, bedeutet heute den rückwärts gelegenen Garten sammt der darin abseits vom Gehöfte stehenden Scheuer. Diese selbst wird Stodola genannt. In Nordtirol, von Wörgl bis Lofer im Salzburgischen, nennt man den Heustadel Rehm. In Nordsteiermark den vereinten Stall und Heustadel mit Auffahrt und tennenartigem Raume Márstadl = Pferdescheuer. Im Canton Tessin gibt es eine Scheuer, welche torba oder torva genannt wird (Hunziker); torba = italienisch Schlamm; turba der Haufe, die Menschenmenge; torba südslavisch der aus Ziegenwolle gewebte Brodsack; thorp altnordisch kleines Gehöft; trobà lithauisch Gebäude. Man kann wählen, wovon man die torva abstammen lassen will. Im Blegnothale bedeutet torving einen Speicher mit Stüva, an die Lobja angebaut. Il sora tetsch heisst dort Heudille. Mit der Erklärung solcher und überhaupt mundartlicher Worte muss man recht vorsichtig sein. Mir fällt da stets das merkwürdige Beispiel von Petersdorf bei Wien ein. Der Volksmund zernagt den eigentlichen Namen bei lebendigem Leibe. Der Marktflecken heisst nämlich amtlich, ja auf den allen sichtbaren Ortstafeln und Wegzeigern Berchtoldsdorf, das Volk hat aus Mundfaulheit Petáschdurf daraus gemacht und dies zerkaute Ding wurde zu Petersdorf vernobelt. Der Dialect ist ebenso sehr wortbildend, als wortzerstörend und man kann durch die Anwendung der unumstösslichen Lautgesetze recht umstössliche Ergebnisse herausklügeln, wenn man nicht an Ort und Stelle, sondern nur in der Bibliothek forschen mag. Gegen die Verstümmelung von Ortsnamen gibt es das Hilfsmittel der Urkunden; bei sora tetsch und torving sind aber die Urkunden, nämlich die Generationen der Vorredner, seit Jahrhunderten todt. Darum ist die linguistische Mitarbeit zur Volkskunde an die ausgebreitetste Pflege der Terminologie gebunden. So wie man bezüglich des Hausbaues die Erklärung mancher Eigenthümlichkeiten an weit entlegener Stelle, wo etwa Aelteres aufbewahrt ist, gewinnen kann, so ist es auch mit den Benennungen. Die „Héobüh“ von Freistadt in Oberösterreich wäre vielleicht unverstanden geblieben, wenn nicht die Hochbühne viele Meilen davon ermittelt worden wäre. Diese Abschweifung ist eine Schutzrede für Absicht und Zweckdienlichkeit der vorliegenden Arbeit und gehört daher zur Sache.

In Island wird die Scheuer hlada; in Schweden lada (der Wirthschaftstract daher ladugard); in Graubündten Truaisch oder Spetscher, mit der irâl = Obertenne mit Ober- und Stalleinfahrt in das Kellergeschoss; in Wallis la raka oder reka (im XIII. Jahrhundert rascardus); in Vaduz Tengere genannt. In Friesland heisst gulf die überdachte Triste, und loh, die Tenne, welche dem ersteren angelehnt ist.

c) Schupfen.

Der Schupfen ist ein überdachter Raum, theils im Hause, theils am Hause, theils freistehend; mit Mauern oder Holzwänden ganz oder an der Wetterseite seitwärts verwahrt, als Gemach oder als Flug- oder Schirmdach; verschliessbar oder offenstehend. Der Begriff liegt in der Verwahrung von Gegenständen, hauptsächlich Geräthen, aber auch Bodenerzeugnissen geringeren Werthes. Es gibt Streu-, Laub-, Holzschupfen, aber keine Getreide- oder Heuschupfen.

Wo der „fränkische“ Hof herrscht, ist die Hütt'n eine grössere Schupfenanlage. Dort stehen die Wagen

unter Dach u. s. w., aber es gibt auch nach Bedarf ausserdem Schupfen und werden so benannt. An der Oberösterreich-Salzburger Grenze nennt man die Wagenschupf'n: Unterfahrt; im Egerland Schuppen; bei den Goralen wypust; bei Glurns im Vintsgau Carpén; bei den schlesischen Čechen und den Hannaken kulna (kul = Pfahl); im Jura tscharon. Im Einheitshause ist immer mit jener weisen Sparsamkeit der Raumbenützung, welche dieses Bausystem auszeichnet, irgend eine zweckmässige Stelle mit möglichst wenig Kosten als Schupfen angeordnet, z. B. am Stallende, für Laubstreu u. dgl. In den Einheitshäusern an der oberen Donau von Donaueschingen bis Ulm hat der Schupfen eine mit Stall und Tenne gleichwerthige Stellung in der Reihe der Abtheilungen im Hause, bildet aber meistens das Ende der Hausfront dem Wohnende entgegengesetzt.

Vorschopf oder Utlucht sind schupfenartige Ansätze am Deel-Ende des sächsischen Hauses; rechts und links ausserhalb des Deelenthores.

d) Speicher.

Der Speicher oder Schüttkasten, meist kurzweg Kasten genannt, ist ein Vorrathsraum für das gedroschene und gereinigte Korn, dann für Alles, was sonst die Wirthschaft bringt, bis zur Leinwand und dem im slovakischen Hause gewobenen Tuche, der Halina, oder dem tirolischen Loden, dem Honig u. s. w. Er fehlt nirgends in Steiermark, Baiern, Oberösterreich nördlicher und südlicher Theil. Wo in der Mitte des letzteren Landes der moderne, meierhofartige Vierkant herrscht, dient eines der sonst überflüssigen, unbewohnten Gemächer als Speicher. Feldkasten nennt man ihn in mehreren Gegenden der Steiermark, Troàdkasten in Aussee, Eger, Salzburg; stabur in Norwegen, und zwar ein Bauwerk, welches unserem Feldkasten sehr ähnlich ist. In Bormio entspricht il granajo, in Unterwallis le grenaj mit den seltsamen Stelzen, auf welchen er steht; in Rumänien die camaruta; bei den Huzulen und Ruthenen die Komora, Kornkammer, huzulisch auch klit = kleine Kammer denselben Zwecken. Die Hannaken verwahren im Srub, einem kleinen Thorgebäude, ihre Vorräthe; ebenso die Čechen bei Troppau. Ein Verschlag in der bajuvarischen Almhütte für Mehl u. s. w. heisst ebenfalls Kasten. Die Heanzen nennen ein Gebäude am offenen Ende des „fränkischen" Hufeisenhofes Kitting, welches gewiss von ge—hittung stammt und an die Hitt'n des Vogelweiders gemahnt. Im Obergeschosse desselben befindet sich der feuersichere Kittingboden. Dieser dient als „Kasten".

In Nordbosnien gibt es Kukuruz-(Mais-)Kasten aus Flechtwerk, an beiden Schmalseiten gerundet, auf Balkengerüsten und Balken hoch über dem Boden. Die Rumänen haben sie auch und nennen sie in der Bukowina coser.

Der französische grenier ist Kornspeicher.

Der Schüttkasten schliesslich ist nichts Volksthümliches. Im Grossgrundbesitze ist es ein Gebäude, wo man das gereinigte Getreide aufschüttet, um es nachtrocknen zu lassen. Als noch Natural-„Giebigkeiten" herrschten, besonders der geistlichen Herrschaft gegenüber, waren diese ansehnlichen Gebäude gleichsam Naturalsteuercassen. Jetzt werden sie überhaupt überflüssig. Man drischt rasch mit Maschinen, verhandelt rasch auf der Getreidebörse und versendet rasch auf der Eisenbahn oder zu Schiffe und das Riesenrad der Weltwirthschaft zerquetscht die kleine Wirthschaft des Bauers sammt seinem Troàdkast'n.

e) Keller.

Vom Keller kenne ich ausser dem sehr verbreiteten Köllà nur die cantina (italienisch), die cave des Jura, die jama, ein Erdloch, der Huzulen und Ruthenen.

f) Kleine Nebengebäude.

Noch muss die bajuvarische Badstub'n (baierisches Oberland), ein entfernt stehendes Häuschen mit Flachsdörre, Ofen, zuweilen auch Backofen und einem Vorraum zum Brecheln erwähnt werden. In Nordtirol heisst sie Brechlstube und gehört oft mehreren, zuweilen dem ganzen Dorfe. Die Walachen bei Wsetin (Mähren) haben eine Suširna = Darrhaus, Badstube, Flachsdörre.

g) Der Stall.

Der Stall, plur. die Stáll, dim. das Stállàl bedeutet alt Stelle, Stätte überhaupt und blieb für die wichtigste aller Stätten, das Obdach des Viehes, im bajuvarischen Sprachschatze, kam in's Schriftdeutsch und herrscht nun in einem grossen Bereiche. Lateinisch stabulum; italienisch la stalla; französisch étable; schwedisch stall (Pferdestall); finnisch talli (Pferdestall).

Sonst gibt es in Skandinavien hus (Haus) auch für Stall: faehus = Viehhaus, kohus = Kuh-

haus; farhus = Schafhaus; gethus = Ziegenstall (Ramm).

Friesisch bedeutet Hammfach Pferdestall. Saterländisch ist hom ein über den Eingang hinausreichender Dachwalm, unter welchem z. B. bei Jever der Pferdestall liegt. Altfriesisch ist hama, homa, altsächsisch hamo = Bedeckung, Bekleidung. Bei Kollum heisst allgemein der Viehstall Veehus (siehe oben), holländisch Buthus, der Pferdestall pardestall, der Kuhstall reed, in Gröningen aber wieder koehus.

In den Eiderstedter Heubergen heisst der Stalltract boos, schwedisch die Stallzelle bas, südholländisch bus, nordfriesisch busem, dithmarsisch boos, dänisch baas. Ostfriesisch und besonders in Eiderstedt gibt es einen langboos = Stalltract der Langseite und einen Querboos an der kurzen Seite des Wirthschaftsgebäudes. Der Kern desselben, die eigentliche „Heuberge", wird von Ramm Vierkant genannt; ich weiss aber nicht, ob das ein Volkswort ist. Die Tenne (loh) ist an der anderen Langseite in dem Lochdiele genannten Raume. Auch in Ostfriesland ist der Mittelraum von loh, langboos und querboos umsäumt. Zwei Feimengerüste bilden ein Fach; an der Nordseeküste das Rimm, in Schleswig Fach oder Gulf. Der Middelgang trennt diesen Wirthschaftstract vom Binner-Ende, dem Wohntract, und hat beiderseits Ausgänge in's Freie.

Der obersteirische Máhrstadl, der sich auch an der steirisch-kärntnerischen Grenze, in Krain und im südlichen Oberösterreich, bei Spital am Pyrhn u. s. w. findet, ist stets von Wohnhäusern getrennt, oben Heuboden, in welchen auf einer Rampe aufgefahren wird, unten Stallung, einst für Maren, Mären, Pferde bestimmt, jetzt, seitdem die Eisenbahn die Welt neu cultivirt hat, meist Kuhstall. Wo einst besonders starker Fuhrwerksverkehr gewesen, z. B. bei Wegscheid südlich von Mariazell, habe ich besonders mächtige Máhrstadln gefunden. Das Obergeschoss hat eine tennenartige Quereinfahrt mit der Tennbruck'n; beiderseits der ersteren ist je ein Heubarr'n (nicht die Barrière, der Raum heisst so) abgetheilt. Durch Abwürfe, d. i. Löcher, wird Heu unmittelbar zum Viehe geworfen. Oberhalb ist die Diele, eine Art Bretterboden auf dem Dachstuhle = Tramen. Unterhalb, ebenerdig, steht das Vieh, mit den Köpfen gegen die Längsmauern, in zwei Zeilen im luftigen, ungetheilten, lichten Stallraume. Wenig Ställe gibt es sonstwo beim Bauern, welche so „herrschaftlich" aussehen. Aehnliche Ställe sollen auch im Schwarzwalde, bei Guttach, gebräuchlich sein. Wie sie heissen, stand nicht in meiner Quelle

In Obersteier heissen Stallzellen für ein oder zwei Rinder Kotter. Die Ringhöfe des Mürzthales haben um einen Hofe mehrere solche Kotter, sind aber seltener geworden. Aehnlich seien auch die Chrüpfe (Krippen) in Wallis nichts als solche Stallzellen. Ohne diese Bauten zu kennen, komme ich zur Vermuthung, dass es sich da um Ställe in noch erhaltenem Blockbaue handle. Die Ställe sind sonst fast überall gemauert. Ich habe in kleinen Einheitshäuschen allerdings einzelne kleine Ställchen im Blockbaue gefunden; sie sind nicht besonders aufgefallen. Erst die Aneinanderreihung solcher Zellen in einem grösseren Gehöfte fällt natürlich auf. Es gibt im älteren, primitiven Baue keine sehr grossen Locale, etwa Ställe für 20 Pferde in ungetheiltem Raume aus Blockbau. Diese Technik arbeitet mit klammer- und ankerartig wirkenden Balken, und diese konnte man, ehe Strassen und Eisenbahn überall hinführten, nur mühsam und bei einer gewissen Länge gar nicht transportiren. Auch die Zimmerlänge und -Breite war und ist theilweise, wo mit Blockbau gearbeitet wird, noch heute von den herrschenden Verhältnissen der Wegsamkeit abhängig. Gestückelte Balken würden keinen verlässlichen Zusammenhalt des Blockbaues geben. So hat man sich mit kleineren Räumen begnügt, und wo viel Vieh einzustellen war, hat man anstatt eines grossen Stalles eine Reihe von Zellen errichtet. Ich empfehle diesen Versuch einer Erklärung den Hausforschern zur Prüfung.

Im Canton Freiburg bedeutet Kripfen eine Art Bretterverschlag, also offenbar eine moderne, abgeschwächte Form der steirischen Kotter.

In Unter-Wallis heisst der Stall le bö. Im romanischen Gebiete zwischen Chur und Splügen heisst eine Art Stallscheuer Clavao. Ebenerdig ist l'ovile (Schafstall), daneben il giok de pirtsch (Schweinestall), oberhalb eine Art Tenneneinfahrt mit je einem fenile (Heubodenraum) beiderseits. Eine Balken- und Bretterrampe führt zur Einfahrt. Aehnliches herrscht im westlichen Mitteltirol, bei Castelruth, und im Ober-Innthale. Aehnliche Stallscheuern, dann eine unbedingte Trennung von Futter- und Feuerhaus herrschen in der Ostschweiz, im Berner Oberlande, eigentlich in der ganzen Innenschweiz.

Im Val del Sole, Sulzthal, Südtirol, stehen alle Wohnungen auf der Sonnenseite, auf dem westlich-östlich verlaufenden nördlichen Hange. Diese Lage hat für das Thal einen festen Typus der Gehöfte und auch der Ställe aufgezwungen. Letztere stehen alle parallel zum Wohnhause und bieten ihre Giebel und Schmalseiten, wie letztere, thalwärts. Sie heissen maso, wohl vom lateinischen mansus? Das Erdgeschoss birgt 1. den stallo, welcher halb in den Berg gegraben ist, darüber befindet sich 2. der fenile (Heustall). Bisher ist der maso gemauert. Der fenile bildet eine Art Obergeschoss und ist wegen besserer Lüftung mit Vierecken poröser Bretterwand durchsetzt. Oberhalb folgt 3. der tabiato = Tafel, vom lateinischen tabulatum; die Romanischen sagen tablá, eine Art Tenne. Der fenile hat einen rückwärtigen Eingang, der tabiato eine Einfahrt, beide vom Berghange aus, letztere über eine Tennbrücke. Vom tabiato wirft man das eingeführte Heu in den fenile hinab und schlichtet es in einem quarto (Viertel), die Streu in einem Winkel des fenile, welchen die schulmässig sprechenden Leute (nicht volksmässig) ripostiglio della strame nennen. Die eingeführten Garben werden hinaufgeschupft in 4. die ajeta oder sulle spreosse (Spreize? Spreissel? Sprosse?). Schriftitalienisch bedeutet ajeta = aja = spazio di terra spianato ed accommodato per battervi il grano e le biade; lateinisch area; italienisch ajare = Garben ausbreiten, l'ajata = eine Lage Getreide, zum Dreschen hergerichtet.

Solche masi gibt es in geregelter Baumeisterform auch als sinnreiche Doppelbaue, in welchen zwei Masi symmetrisch aneinander unter einem Dache stehen und Zweien gehören. Márstadl und maso sind ungemein sparsam und zweckmässig gebaut; sie sind Ergebnisse der Baukunst und landwirthschaftlicher Erfahrung. Es gibt aber auch urwüchsige masi, welche darthun, dass die Form gewiss volksmässig sei.

Im Nonsthale (Val di Non) und auch im Val di Rendena sind die Obertheile solcher masi mit dem Wohnhause verquickt, d. h. ebenerdig wohnt man, der Stall ist daneben oder hinten. Der Name tabiáto schwankt. In S. Antonio nannte man mir alles Hölzerne oberhalb des genannten Haustheiles tablá. Gegen Storo und Rocca d'Anfo schwindet der Name tablá, und der hölzerne Oberbau der Häuser heisst biefsá = Speicher?, fast dem fenile des Val di Sole entsprechend. Darüber kommt dann das bereits erwähnte biefsát oder sotto tetto = Dachraum.

In Pinzolo (Valle di Rendena) hat man mir ein ebenerdiges Wirthschaftsgebäude ebenfalls tablá genannt.

Von slavischen Stallnamen habe ich notirt: Čechen und Lundenburger Slovaken chlév; Trentschiner Slovaken ovčárna (Schafstall), maštale (Pferdestall); Horaken bei Gross-Meseritsch kravín (Kuhstall), maštale (Pferdestall); Choden bei Taus marštal; Hannaken maštalka; Huzulen koleszia do marženy (Kuhstall unter Klebedächern), stajno (Pferdestall), kucza (Schweinestall).

Die Vorkehrung zum Vorlegen des Futters heisst bajuvarisch Kripp'n, besonders für Hafer; in Berchtesgaden jene für Pferde auch Rossbarbn, in mehreren Gegenden der oberdeutschen Mundart Barren, bajuvarisch Bárn, Bárm. Nach Schmeller *a*) Fresstrog, Krippe; Kuàbárn, Rossbárn; *b*) auch die Seitentheile der Scheuer, wovon später die Rede sein wird. Fuàdàbarn kommt oft statt Kripp'n vor.

Das Heu wird in Berchtesgaden in der Rosslaàtr (Rossleiter, Raufe, welches meines Wissens kein Volkswort ist) vorgelegt. Auch anderswo ist dieselbe augengefährdende Sache und derselbe Name ziemlich allgemein.

Der Jauchegraben im friesischen Hause heisst die Grope; er zieht hinter dem, aus dem Hause schauenden Vieh, also in der Mittellinie des Stallganges und des Stalles. Im Bregenzerwald heisst er Jauchkast'n. Darüber geht der Melkgang, welcher den ehemaligen Zustand andeutend Stallgraben heisst. Im Salzburger Flachgau, dann in ganz Oberösterreich und wahrscheinlich in den meisten bajuvarischen Gegenden heisst die Jauche, wie an anderem Orte erwähnt worden, Adel. Es gibt ein Adlfass, eine Adlgruab'n (Jauchengrube).

h) Heuscheuer.

In Ländern mit strengem Winter legt man wegen der Stallwärme Heu auf die Ställe. Das ist ein anthropologisches Gesetz Es ist auch sonst zweckmässig. Das Zugvieh zieht es jedes Jahr ein- bis zweimal mühsam über eine Rampe hinauf und 1095mal im Jahre, täglich bei drei Fütterungen, wirft man es ohne Mühe durch Futterlöcher (Tirol), Abwurf oder Rossloch in die Rosslaàtr (Berchtesgaden) hinab.

Der Heuboden heisst in den VII. Communi dilla oder auch schizza, was Bretterboden bedeuten soll;

in Feldkirch (Vorarlberg) Heubrille oder Ester oder Oberbühn; am Achensee sowie im Bregenzerwald Heudille, deren Nebenräume, die Genter für Magerheu, Pferdeheu dienen Die Genter ist in der Bar sowie bei Bregenz jener Gang am Hause, welcher den Wohntheil auf der Eingangsseite mit dem Wirthschaftstheile verbindet. Sie bildet Raum für die Streu. Die Brüge ist die Verlängerung des anderen Schopfes und enthält das Magerheu für Kleinvieh.

Im Oberinnthale, z. B. in Tarenz, heisst der Heuboden Heubille; in der Bar nächst dem Donauursprunge Heustall; darüber liegt die Obat'n (wohl ein aus Ober-Tenn verkürztes Wort?), ein Raum oberhalb Tenne und Heustall. Darüber der Dachraum am First heisst auf'm Krech. In Sigmaringen ist ober dem Stalle der Heuboden und darüber die Lege.

Im baierischen Unterlande sind ober der Stalldecke Griédern, d. i. Heufächer. Die Tiroler und Vorarlberger legen den Heustock ebenfalls über den Stall Nach Schmeller bedeutet das bajuvarische Wort Stog, Stok, plur. die Stöck, dim. das Steckl: *a*) erhöhter Raum neben der Tenne für Heu u. dgl.; *b*) ein dem Hause angebautes besonderes Wohnhaus. Jener Tiroler Heustock enthält drei Pillen, in Wälschtirol il quarto (Viertel), das sind drei gesonderte Heuhaufen. Die vierte Abtheilung enthält das Galtheu, welches nicht milchenden Thieren verfüttert wird. In Berchtesgaden heisst dieser vierte quarto: Rossheubiel oder Sauerheu-Stadl.

Im Salzburgischen bedeutet Diele oder Dille eine kammerartige Heu- oder Strohboden-Abtheilung in der Höhe des Obergeschosses Der Heu-Obern ist ein oberer Heulegeplatz im baierischen Unterlande Es gibt daselbst auch einen Getreid-Obern. Der Spán-Obern ist daselbst ein Hängegestell zum Spänetrocknen. Im Bereiche der bajuvarischen Mundart ist auch Heubühne für Heuboden gebräuchlich; daselbst befindet sich auch die Schneidbühn, d. i. die Stelle des Häckselmessers. In der oberen Hannakei heisst die Stelle, meist eine Kammer, přikladnik, in der südlichen aber řizňa von řezati = schneiden.

Im Bregenzerwald gibt man den Namen Ohmähd- oder Nachmád-Dille einem gedeckten Raume zwischen Stall und Wohntract. Man erinnere sich, dass dort der Schupfen eine Art Bretterhülle um das ganze Haus legt und dass eine Stelle unter der Ohmähd-Dille „Hof" heisst.

Oberhalb der Viehställe im friesischen Hause bildet das Hillegebälk die Heulegestätten. Sie heissen Hillen oder Kübbing auch in Westfalen. Hiezu ist seltsam zu bemerken, dass bei Aussee die Hüllern, in Holstein die Hilge, in den Vierlanden die Hille (lateinisch cella?), eine kleine Heuscheuer bedeutet.

Im Salzburger Vorlande heissen Heuräume neben dem Stalle Oesen: Streu-Oese, Gras-Oese. Im Pinzgau das Kar oder besser Kaar. Diesem Worte liegt der Begriff eines muldenförmigen Behältnisses zu Grunde. In Oberösterreich nennt man so einen Wasserbehälter.

In Oberösterreich, sowie im Waldviertel Unterösterreich nennt man kleine Verschläge neben dem Kuhstalle Luàdà-Kammà (Luderkammer); daselbst wird Grünfutter mit besonders wohlschmeckenden Kräutern, anderswo ein Gemenge von geschnittenen Rüben und Spreu aufbewahrt. Dies bildet ein Lock- und Vergnügungsmittel für die Kühe, damit sie sich ruhiger melken lassen. Man nennt es Luàda; auch der in die Fuchsfalle gelegte Köder (Nachsicht des Waidmanns dem Worte!) heisst so. Es liegt wohl derselbe Begriff in beiden Fällen zu Grunde. Die Sennerinnen der Inngegenden haben zu gleichem Zwecke eine Tasche, nach Schulenburg „Mirzog" (was bedeutet das etymologisch?), für den Schleck, und zwar Heublüthe, Kleie und Salz.

In wegarmen, hauptsächlich Viehwirthschaft treibenden Gegenden gibt es allerlei abgesonderte, oft weit entlegene Heuhütten. Zwischen Salzburg und Wörgl (Tirol) heissen sie Stadl, bei Berchtesgaden Stádáj oder Stádál, sind etwa 5 m im Geviert, ohne Thür, aus gewaltigem, Holz fressendem Blockbau, mit einer Oeffnung etwa in Brusthöhe, die mit Stadlhölzern verlegt wird. Man nennt sie stellenweise Hoss, am Ober-Inn Bille oder Pille, am Ritten bei Bozen Birtl, bei Meran Birl, bei Nauders Carpente.

Der Feldstadl bei Kitzbüchl u. s. w. besteht aus zwei locker gebauten Blockwürfeln unter gemeinsamem Flachdach. Ihr Abstand lässt die Durchfahrt frei, von welcher aus die beiden Blockwürfel aus dem eingeführten Heuwagen mit Heu gefüllt werden. Sie haben ebenfalls in Brusthöhe Oeffnungen, wie die Hoss. Wo nicht gedroschen wird, gibt es keine Tenne, aber Durchfahrten in Tennenform; auch wohl Einfahrten. Der Feldstadl ist oft weit ab. Er erleichtert die Ernte. Man kann das Heu seiner Umgebung mit Benützung oft weniger Sonnen-

stunden, mit ganz kurzen Hin- und Widerfahrten „einbringen“ und holt es nach Bedarf in gelegener Zeit in's Gehöfte.

Zwischen Salzburg und Wörgl trifft man bei den dortigen wunderschönen Haufenhöfen auf mächtige Heustadl'n, von welchen der Feldstadl ein grobes, urwüchsiges Vorbild ist. Die tennenartige Durchfahrt hat neben sich beiderseits je zwei bansenartige Fächer: *a)* die Heurehm; *b)* die Vormähdrehm; *c)* die Grumetrehm; *d)* die Sperheu (sper oder speer = trocken)-, Sauerheu- oder Rossheurehm. Die vier Räume heissen auch Osen und sind durch die Osenwände von einander und von der Durchfahrt abgegrenzt. Dies ganze Scheunengebäude ohne Dreschtenne nennt man Rehmwerk. Es heisst nirgends, auch nicht in Kitzbüchel, „Heuraum“, wie ein Forscher gemeint hat, sondern auch dort Heurehm. Der abstracte Raumbegriff kommt dem heutigen Bauer durch die Schule zu. Als die Namen der Haustheile aufkamen, hatte ihn der Bauer noch nicht. Ich habe das Wort in keinem volksmässigen Ausdrucke gefunden. Heurehm ist gewiss nichts Anderes, als die bajuvarische Schüsselrehm (siehe Geräthe) in der Hauptsache. Althd. rama = sustentaculum, also Aufhänge- oder Auflagegerüste, mhd. die ram.

Das Vorkommen ähnlicher Namen gleichsam inselartig; der Zusammenhang solcher mit verwandten in weiter Ferne ist sehr seltsam. Es erinnert an Darwin's Bemerkungen über die Lückenhaftigkeit der geologischen Weisthümer, theils weil sie nicht erhalten sind, theils weil man sie nicht alle kennt; es soll die Mitstrebenden ermuntern, auch hierin mitzuthun und die Sprachgelehrten der Hauskunde zu Hilfe zu kommen, indem die einen die Lücken ausfüllen, die anderen den gefundenen Rohstoff verarbeiten und deuten.

Im Nordosten Tirols ist die Heurehm veränderlich. Stets ist sie allerdings oberhalb des Stalles; fast überall führt man die Ernte auf der Tennbruck hinauf. Oft ist neben dem Stalle unter dem übergreifenden Theile der Rehm ein offener Schupfen für Waldstreu. Bei Neubauten klügelt man Neuerungen hinzu, z. B. eine T-förmig angesetzte Rehm, wobei der senkrechte Strich des T den Wohntract bedeutet. Die Rampe lief bei einem Gehöfte zwischen Hopfgarten und Kitzbüchel längs des Wohntractes in die Höhe und benützte dessen vorgreifendes Dach mit.

In Glurns (Vintsgau) heissen die Seitenräume des Heubodens die Leid. Ein Stück des Fussbodens der Leid fehlt, so dass das Futter unten, neben dem Stalle oder im Stalle weggenommen werden kann. Diese senkrechte Verbindung zwischen Stall und Leid heisst die Áss.

Ein eigenthümliches Heubehältniss ist der Umgang an den Häusern bei Kitzbüchel und Wörgl. Dies ist ein Brettvorstoss um den ganzen Wirthschaftstheil an der Basis des Obergeschosses, also oberhalb der Decke des gemauerten Stalles. Vom Umgange aus setzt sich eine schiefe, nach aussen geneigte Bretterverschalung um den Wirthschaftstract, welche an ihm und am Dachsaume festsitzt. Das Holzwerk des Obergeschosses, also des Rehmwerkes, ist dadurch völlig eingehüllt und gegen die bösen Einflüsse des Wetters geschützt. Der Raum zwischen den Blockwänden und dieser Bretthülle dient nebenbei als Heumagazin; er wird damit vollgestopft und trägt auch zur Warmhaltung des Hauses bei.

Im ganzen Alpengebiete wird Almenwirthschaft als Ergänzung der Thalwirthschaft getrieben. Hiebei geht das Vieh, ähnlich, wie bei der nomadischen Wanderwirthschaft zum Futter, anstatt dass das Futter zum Vieh gebracht wird. Ist die Weide nahe beim Dorfe, wird täglich auf- und abgetrieben; über ein gewisses Maass der Entfernung hinaus bedarf man dann — oft weit entlegener Unterkünfte, jedenfalls für die Hirten, z. B. die Hirtenhütten bei S. Bernardino am gleichnamigen Passe, während das Vieh im Freien bleibt; zumeist aber auch für das Vieh.

Zwischen Andeer und Splügen, besonders aber weiter gegen das Dorf Hinterrhein sind die oft entlegenen, erwähnten Clavaos häufig im Thale; an den Hängen, z. B. gegen den Valsberg, treten Almhütten auf. Die Pächter derselben, italienische Käser, nennen sie malghe. Die Malga steht nicht im Dizionario. Ich bemerke den Anklang an das deutsche melken.

In den oberitalienischen Alpen nennt man zeitweilig bezogene Hütten und Ställe etwas tieferer Lage stalli fenili, oder case di montagna, bei Edolo Clischüra (spr. Klischüra); Schafställe überall ovile. Diese Bauten entsprechen dem Zwecke des eben zuvor erwähnten Clavao der graubündtischen Romanengegend. Die Malga ist weniger wohnlich; sie erscheint nomadenhafter. Das Vieh ist nur während der wärmsten Zeit droben und steht zum grössten Theile nur unter Schermendächern der „Cimbern“ (VII. Comm.) — ich weiss nicht, wie sie bei den bergamaskischen u. dgl. Hirten heissen — nur wenig in Ställen.

Die hochgelegene Hütte, etwa wie die vorarlbergische Gölz (siehe I. Abschnitt dieser Arbeit), heisst am Tonale, an den Hängen der Presanella-Gruppe, la paita, il paito, la faita, welche alle meines Ermessens auf unsere „Weide“ hinauslaufen. Den sonstigen deutschen Spuren jener Gegend, der Valle di Rendena u. s. w., wurde schon Erwähnung gethan. Ich empfehle einem Forscher mehrwöchentlichen Aufenthalt in Pinzolo. — Diese Hütten entsprechen den bajuvarischen Halterhütten.

Der Clischüra ähnlich sind die Bergstadl bei Lofer und Reichenhall. Auf gemauertem Stalle steht eine hölzerne Heuscheuer. Gleicher Bedarf wird eben gleichartig befriedigt. Auch am Wege von der Seiseralm nach Campitello stehen solche und heissen auch stalli fenili, Heuställe.

Bei Auronzo gibt es stalli mit bescheidener Menschenwohnung, welche cucina (Küche) heisst. Ausser dem focolare und ein paar Betten ist nichts darinnen. Eine Art Vorhaus, welches den Nutzen bietet, vom Herdrauche abgesondert zu sein, heisst loda oder anklingend an losa; eine Magd sagte sogar (gewiss missverständlich) loggia unter dem Einflusse der Schule. Kaum irgendwo wird unter dem Vordringen der Schriftsprache das Volksthümliche so rasch zurückgedrängt, wie in Italien. Die Gebildeten verachten es und fragen nicht danach, die Landleute schämen sich z. B. volksthümlicher Worte oder alter, typischer Häuser u. dgl. Dies erschwert das Forschen. Das mühsam eingefädelte Gespräch über Gebräuche oder sprachliche Raritäten fliesst gern seitwärts und plätschert dann wieder öden und unerspriesslichen politischen Tratsch. In jener loda sassen die Frauen und nähten. Man sieht von da die innere Dachfläche. Der Stall dagegen hat einen Oberboden (fenile) und die cucina ebenfalls.

Manches über die Almhütten siehe meinen Aufsatz „Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien“, Bd. XXVIII, S. 43 ff. Hier will ich die Almhütten der „Cimbern“ erwähnen. Jede Malga hat zwei parallelstehende Hütten, mit einem geräumigen Platze zwischen beiden. Die Hüttenenden sind mit Zäunen verbunden; in jedem der beiden Zäune öffnet sich ein gattero. Offenbar sehen wir da nichts als eine reichlicher entwickelte mandria, Viehpferch. Im linksstehenden Gebäude heisst ein Theil Wörhaus (Feuerhaus) mit Kessel, Herd, Trog, Käsestoan, einst ein Steinblock, jetzt ein Holztisch, auf welchem der gar gekochte Käse herausgestülpt wird. Ausserdem ist in diesem Häuschen noch eine Abtheilung Kaesera von der Milche, die Milchkammer. Die Mittelflur zwischen beiden heisst das Inngehn. Das rechtsstehende Gebäude enthält die Kaesera vomme Käse, italienisch cascina del formaggio und die Wohnung des casaro (des Senners); zwischen diesen beiden befindet sich la tabina, der Marodestall. Tabina ist nicht schriftitalienisch.

i) Stroh- und Getreidescheuer.

Jetzt sollen jene Haustheile darankommen, welche beiden Zweigen, der Viehzucht und dem Ackerbaue, zusammen dienen[1]).

Ganz allgemein legt man Getreide und gedroschenes Stroh, wo man viel Raum für Heu braucht, in die oberen Theile der Scheuer. Bezüglich des eigenthümlichen Schupfens in Tösenz (Oberinnthal) ist dies bereits erörtert werden. Stroh verkrümelt sich nicht; die „Strohschäb“ sind leichter zu „schupfen“, man bringt sie daher auf bühnenartige Lagerflächen, oft in bedeutender Höhe, mit Brettern oder Schwarten, nicht immer ohne Gefahr für die Knechte. Diese Bühnen liegen auf den horizontalen Balken des Dachstuhles, z. B. im Egerlande auf den Hanàbámà'n (Hahnenbäumen). Schmeller bringt für diese Vorrichtungen den Namen die G'schär (1605), welcher nicht mehr üblich sein dürfte. Das Greàdà“ ist aber gebräuchlich; ich selbst habe ihn nicht gehört. Die Plan oder (nasal) Plañ, ein Legeplatz oberhalb des Viertels oder der Tenne, und die Obplan, die oberste Heulage, sei in Baiern gewöhnlich. Ich kenne den Ploner, und zwar den ersten und zweiten Ploner ober dem Heustocke, von der obersten Donau. „Auf der Düll'n droben“ wird auch gesagt. Es be-

[1]) Der Mitterhof im Pongau und Pinzgau ist eine Einfahrt, in welche man die Erntewagen so stellt, dass man Getreide und Heu von da unmittelbar oberhalb der Ställe bringen kann. Im friesischen Hause findet man nach Ramm allerlei hus; man vermuthet einen Haufenhof, wie bei St. Johann in Tirol u. dgl.; der Vechus (Viehhaus) ist aber ein Stall, das theskhus oder Dorschhus (Dreschhaus) ist die Tenne; das karrnhus, ostfriesisch Middelhus, mulhus, „aedificium inter stabulum et domic. rusticum intermedium, ubi carenum agitur et casei figurantur“, ist Molkerei, Käserei, karn ist Butterfass. Das hus bedeutet hier „Raum“ und nicht Gebäude. Ob diese seltsame Versetzung des Begriffes auf ehemalige andere Zustände hinweist, auf eine Art Haufenhof, wie er in Schweden vorkommt, wäre zu erkunden. Solche Benennungen ohne Kenntniss des Sachverhaltes könnten irreführen.

k) Der Dresch- oder Einfahrtsraum heisst:

Wo?	Der Tenn	Die Tennà, Tenne	Die Stadl-Tennà	Troàd-Tinn'	Ara	Er Ire	Gräntsche	Loge, Loghe	Luuva	Deele	Heck, Heck-Schauer	Pot	Mlat	Boisko	Bemerkungen
Bajuvar. Sprachgebiet .	1	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Mit Estrich oder Bretterboden, zum Dreschen und Einführen. Tennenbruck, Zufahrt zum Obertenn; Obersteier Tennbruck, rampenförmig. Tafelbruck an der steier.-kärnt. Grenze.
Tirol, Salzburg, baier. Oberland, Thüring. Wald, Westungarn. Deutsche	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Heutenn oder Ástenn, wenn einzig oder meist zur Heueinfahrt. Firsttenn (Achensee), Kreuz-, Zwerch-, Quertenn (Mondsee, Mattsee), je nach der Einfahrtrichtung; Obertenn = ober dem Stalle, mit Tennbruck; Untertenn im Erdgeschoss (Mondsee) neben dem Stalle, wie fast ausschliesslich zwischen Donaueschingen und Regensburg.
Salzburg bei Wörgl in Tirol	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	(Getreidetenne); der Name deutet auf spätere Einführung des Getreidebaues
VII. Communi	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Heisst eigentlich Altar. Aja ist das italienische Wort für Tenne.
Engadin	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	
Nordwestschweiz . . .	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	
Schweden	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	In den Eiderstedter Heubergen loh (friesisch).
Finnland	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	
Altsächsisch	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	Raum zwischen den beiden Stallreihen.
Holstein, Hinterpommern	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	„ „ „ „ „ zunächst der Einfahrt.
Krain	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	Bedeutet Weg, ursprünglich also nur der Einfahrt im Heustadl Reichenhalls entsprechend.
Czechen, Choden, Hannaken	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	In der Hanna auch mlatevňa.
Goralen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	
Armenien	Die altarmenische Tenne heisst kal; sie ist rund; die Garben werden durch Pferde ausgetreten Sonst trocknet man Heizmist, Mistfladen = tezek (kurdisch) oder kakur, vom armen. kak = misten; çakrt sanscr. = Mist; çeko = cacare. Man heizt mit gedörrtem Kuhmist, wie in Indien, wo man ihn an den Hauswänden trocknet; wie auch auf ungarischen Puszten.														

I) Die Scheunenfächer neben der Tenne heissen:

Wo?	Barn, Barm	Barna	Perna	Hallbárn	Hallbám	Heubarren	Viertel, Heuleger	Troàd-Viertl	Cuarta	Stadln	Ess, Öss	Hüllern	Walm	Schopf	Banson, Pansen	Svišel	Stodoli	Laabhittn, Halmbiel, Traàdkaà; Fuadastadl und Heubiel	Bemerkungen
Bajuvarisch (Schmeller)	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Die Barnschall, Barnschaln, Barnschalten, 1 m hohe Holzwände grenzen sie von der Tenne ab. Auch Bschál, Gschál, Beschál, Geschál, Barnschäl. Oberpfalz Barnschalten; auch, aber selten in Tirol. Das Lod oder Loth in Nordböhmen; das Lád in der Oberpfalz.
Kärntner Slovenen . .	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Lehnwort.
Czechen in N.-Oe., Böhmen	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	„
Ober-, Niederösterreich, Obersteier, Oedenburg	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	In einem der Hallbárn befindet sich eine Abtheilung für ungereinigtes Korn, das Amstállerl.
Ober-, Niederösterreich .	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Verderbt aus Hallbárm. Nicht etwa die Begrenzung, sondern der Raum ist gemeint.
Tösenz (Oberinn) . . .	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Bedeutet *a*) Tenne und Seitenfächer, *b*) jedes der 3 + 3 Seitenfächer, alle für Heu. Ein muldenförmiger Raum oberhalb, für Garben bestimmt, heisst Schupfen.
Bei Ulm	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Vier Heuhaufen, darüber der Heustock; darüber und ober der Tenne die Oberleng (Oberlege?) oder der Strohstock für die Garben.
Baier. Unterland . . .	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Aehnlich; das Getreide auf dem Gelieger, den Ásen, dem Plan. Die unterste Garbe = Esatz (Erdsatz?). Die Ás oder Ásn für Getreide reicht bis zum Dachraum hinauf. Bei Donauwörth ist einerseits der Stall, andererseits sind zwei Viertl. Tennenabschluss: Der Umring, altbaier. auch Stadlbrett.
Berchtesgaden	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	Links also 1. Laubstreu; 2. gedroschenes Stroh; 3. Garben. Rechts „Pferdeheu“ (fuàdà) und Kuhheu. Die Dennwänd grenzen ab.
Südostschweiz	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Von quarto = Viertel, vgl. die Masi des Val del Sole.
Heanzenland	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	Links Heustadl, Stroh (Halm-) -Stadel und Getreide- (Bau-) Stadl; rechts eine Durchfahrt.
Oberösterreich, nördl. der Donau (nicht überall) und am Inn	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	
Nordsteiermark . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	
Sundgau, Elsass . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	Links Heulage, rechts Stall.
Algäu	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	„ „ „ „
Oberkrain	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	
Obere Hannakei . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	Deutsches Lehnwort. Untere Hannaken přistodůlky; Bansenwände = oploty von oplotati = flechten, was den alten Zustand zeigt.
Stargard, Greifenburg, Thüringen, Rhön, Böhmerwaldgerichte, Egerland	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	Thüringen 1 + 1 Heubanse. Bei Eger 1 Habàbansn, 1 Traàdbans'n, durch's Lod beide von der Tenne geschieden. Goth. bansts = Stall. Mitteldeutsch Bans, Banse. Bansen = Scheunenfach. Altindisch bhâsas = Kuhhürde. Dänisch baas. Altengisch bâss = Stroh- oder Heulage, Lagerstätte (nach Ramm).

deutet allgemein „auf dem Bretterboden“. Der Strohboden über der Tenne heisst hie und da nach Schmeller die Raumdill'n, was ich aber, früher Gesagtem gemäss, in Ramdill'n verändern möchte. Da haben wohl schon Schmeller's Gewährsmänner die Bedeutung des veralteten Ram verkannt.

In Oberösterreich, bei Freistadt, habe ich einmal, wie schon erwähnt, einen Namen Héo-Büh für eine Hochdiele gefunden, oder besser für Hochbühne. Er klingt, als wäre er aus Marbod's, des Markomannenfürsten, Zeit. In Berchtesgaden heisst sie Hau-tü oder Ho-tü. Tie aber, nach Schmeller, bedeutet Dachboden, am Niederrhein Söller und Speicher.

In Feldkirch (Vorarlberg) gibt es eine Oberbühne für Garben, welche von der Tenneneinfahrt aus gefüllt wird.

Zwischen Selzthal und St. Michael, an der alten Hauptverkehrsstrasse über die tiefste Einsattlung der Tauern, fand ich den romanischen Namen Tafel für Getreideboden oberhalb der Tenne. In Leoben heisst dann das Ding schon wieder Birl, in Rottenmann und Liezen Mitterbirl, dies vielleicht aus Bühn'l (Bühnlein), wie Tafel aus tabiatum verderbt. Die Taferbruck für Tennbrücke in mehreren Orten Nordsteiermarks mag sich so erklären.

In Thüringen, bei Lichtenberg, befindet sich über den beiderseitigen Heubansen das Untergebried, welches Heu trägt; darüber erstreckt sich das Obergebried für Stroh und ungedroschene Garben.

Bei Lobenstein nennt man diese letzte, oberste Bodenabtheilung die Beugen.

Die Hannaken nennen den Oberboden über der Tenne patra.

Ich verdanke eine einleuchtende Erklärung des Halbám oder Hallbárrn Herrn Balka. Er hält es für ein angenagtes Wort und renovirt es zu Halmbarrn. Der oberösterreichische Bauer nennt das noch ungedroschene Getreide „Halm“ und die zusammengerechten Haufen des geschnittenen Kornes Halmhaufen.

Wer diese unvollständige Arbeit für einen sprachwissenschaftlichen Versuch halten oder erklären wollte, würde ihr Unrecht thun. Ein solcher würde einer Kritik ausgesetzt sein, welche diese Zeilen gar nicht vertragen könnten.

Ich will den Herren Linguisten genau so gegenüberstehen, wie die einheimischen Mineraliensammler des Fassathales den Mineralogen, wie die Pflanzensammler des Montebaldo oder der Valarsa den Botanikern. Dass ich meine Waare nicht durchaus im Schweisse meines Angesichts selbst zusammengesucht, sondern auch Anderen entlehnt habe, vermindert nicht ihre Brauchbarkeit. Ich bringe den sämmtlichen Gewährsmännern hier einen Sammeldank und bitte sie, das Nichtnennen ihrer Namen, wo es stattfand, zu entschuldigen. Es war einfach unmöglich. Wo ich Namen nannte, betraf es Gegenstände, welche ich aus eigenem Augenschein nicht kannte, oder wo ich das Bedürfniss empfand, mich auf Autoritäten zu stützen. Nur Schmeller habe ich hauptsächlich aus Verehrung recht oft genannt, dieses Ideal eines emsigen, zuverlässigen, volkskundlichen Forschers aus längstvergangener Zeit, um auf diese Hauptfundgrube recht eindringlich hinzuweisen.

Ich wiederhole schliesslich, dass meine Arbeit eine Agitationsschrift ist, welche die für die Sammlung der Haustypen vereinten österreichischen, deutschen und schweizerischen Architekten und Ingenieure auf die Wichtigkeit der volksmässigen Terminologie aufmerksam machen wollte, welche bei den einschlägigen Vereinen und Anstalten anklopft, ob sie nicht das von mir hiebei versuchte System prüfen und vielleicht darnach Fragebogen entwerfen und mit vereinten Kräften an ein allgemein, nicht national volkskundliches Lexikon, europäische Völker betreffend, mit zugleich realer und linguistischer Tendenz herantreten wollen.

Literaturberichte.

18.

Weltgeschichte, herausgegeben von Hans F. Helmolt. I. Bd. IV. Abth.: Prof. Dr. Johannes Ranke, Die Vorgeschichte der Menschheit. Leipzig 1899, 8°, p. 105—178.

Dem auf acht grosse Bände veranschlagten Gesammtwerke hat Helmolt die von den bisherigen Geschichtscompendien wesentlich abweichende Aufgabe gestellt, eine Culturgeschichte und Geschichte der gesammten Menschheit zu sein und den ungeheuren Lehrstoff nicht nach politischen, sondern nach ethno-geographischen Gesichtspunkten zu ordnen und zu besprechen. Dass unsere Tage einen solchen Plan verwirklichen können, ist wohl als eine Errungenschaft der anthropologischen Disciplinen zu betrachten und deshalb dürfen es die „Mittheilungen" nicht versäumen, diesem Werke sofort bei dem Erscheinen seines ersten Halbbandes die Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Zu einer eingehenden Besprechung der ganzen Anlage wird später Gelegenheit sein, wenn das Werk, dessen Erscheinen in einer raschen Folge von Halbbänden versprochen ist, vollständig vorliegen wird. Vorläufig wollen wir nur einen uns zu allernächst interessirenden Absatz besonders erwähnen. Den Capiteln „Der Begriff Weltgeschichte", „Grundbegriffe einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit" und „Die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde" reiht sich als viertes „Die Vorgeschichte der Menschheit" an. Dass die Ausführung dieses Capitels in die Hand Professor Johannes Ranke's gelegt wurde, gibt einen guten Massstab für den Rang des ganzen Mitarbeitercollegiums und erweckt Vertrauen in die Sachkundigkeit, mit welcher der umfangreiche und mannigfaltige Stoff aufgetheilt wurde.

Ranke, der selbstverständlich auf keiner Seite seine umfassende Beherrschung des Stoffes und seine gewohnte Klarheit der Darstellung vermissen lässt, behandelt die paläolithische und die neolithische Culturstufe ausführlicher, die Bronzezeit und die Hallstatt-Periode, deren Anschluss an die orientalische Geschichte er mehrfach betont, kürzer, um mit einem Blicke auf die archäologischen Schichten Hissarlik-Troja's zu schliessen.

Von einer Skizzirung des Inhaltes kann unseren Lesern gegenüber wohl abgesehen werden. Wir wollen es jedoch nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, dass der Verfasser auch in dieser Arbeit nicht ermangelt, mit seiner Autorität einzelnen bis in die letzte Zeit umstrittenen Fragen eine — man möchte am liebsten sagen, officielle — Entscheidung angedeihen zu lassen. So z. B. schliesst er sich (S. 138) bezüglich der Lössfunde von Předmost gänzlich an Steenstrup an und zählt diese Culturschichte der (postglacialen) Renthierperiode zu, in der das „grosse Mammuthasfeld in Předmost" ein ebenso mächtiger Anziehungspunkt für Menschen und Raubthiere war, wie heutzutage die Mammuthäser im nördlichen Sibirien. — Die Kupferzeit wird (S. 170) im Sinne des Ref. blos als Uebergangsglied zwischen Stein- und Metallzeit anerkannt u. s. w. Durch eine derartige Stellungnahme sicherte Ranke schier absichtslos dem für einen grossen Leserkreis zurechtgelegten Capitel auch ein intensiveres Interesse seitens des engeren Kreises der Fachgenossen.

J. Szombathy.

19.

Halm, Dr. Ph. M.: Todtenbretter im bayrischen Walde. Mit 5 Abbildungen und 2 Lichtdrucktafeln. (In „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns", München 1898.) 4°, 20 Seiten.

Bei Gelegenheit der Aufnahme und Verzeichnung der Kunstdenkmäler, welche sich in der Oberpfalz befinden, hatte der Verfasser auf seinen planmässigen Wanderungen in den Bezirksämtern Cham, Waldmünchen, Vohenstrauss und Kötzting Gelegenheit, dem massenhaften Gebrauche der Todtenbretter seine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, wobei er in seiner Frau eine umsichtige Mitarbeiterin fand. Da ich in meinen beiden Veröffentlichungen „Die Todtenbretter im Böhmerwalde" und „Die geographische Verbreitung der Todtenbretter" (Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXI und XXIV) das erwähnte Gebiet mit Ausnahme des Lamer Winkels nicht behandeln konnte, weil ich es nicht besucht hatte, so kann ich füglich die vorliegende Arbeit als eine sehr werthvolle Ergänzung zu meinen beiden früheren Abhandlungen bezeichnen, umsomehr, als sich Dr. Halm ausschliesslich auf sie beruft. Er behandelt den Gegenstand in übersichtlicher Gliederung nach Benennung (Todtenbrett, Ruhebrett; die Ausdrücke Todtenladen, Leichladen, Rêbrett kommen nicht vor), Standort und Art der Aufstellung, Form und Bemalung, Aufschrift, Reime und Sprüche, Alter, Gebrauch, Einfluss und allmäliges Verschwinden.

Von den gemachten Beobachtungen des Verfassers mögen folgende hervorgehoben werden:

An Verehrungs- und Andachtsstätten werden Todtenbretter im Allgemeinen nicht aufgestellt; Ausnahmen bilden die Wallfahrtskirche Maria-Schnee, in deren Nähe die Bretter einzeln im Walde aufrecht an Bäumen stehen, die Feldkapelle östlich von Blaibach, um die sich ein ganzer Friedhof von ungefähr 150 aufrechtstehenden Brettern zieht, die Kapelle bei Miltach mit etwa 80 Brettern an den Aussenwänden und in der Vorhalle und endlich die Kapelle von Prienzing, welche wohl unter allen das eigenthümlichste Bild bietet; die Wände dieser ganz aus Holz errichteten Kapelle sind vollständig mit Todtenbrettern bedeckt, von welchen etwa 20 mit der Uhr bemalt sind, welche die wirkliche Todesstunde des Entschlafenen anzeigt.

Nach der Art der Aufstellung kommen stehende und liegende Bretter vor, letztere ziemlich selten und der Länge nach beschrieben; beachtenswerth ist die ziemlich häufige

sippenartige Aufstellung, so dass die Verwandtschaften einzelne getrennte Gruppen bilden. Jene Bretter, welche keine Veränderung ihrer äusseren Gestalt aufweisen und auch kein Schutzdach für die Schrift haben, sind durchwegs der Länge nach beschrieben und liegend aufgestellt.

Wenn der Verfasser meint, dass ich der Wahl der Farben zu viel Bedeutung beigemessen habe, weil diese von dem Farbensinne des jeweiligen Schreiners abhängt, so hat er in der Begründung vollkommen Recht. Allein der Schreiner ist ein Theil des Volkes und drückt somit in seiner Arbeit den Volksgeschmack aus; würde er dem Gefühle und dem Sinne der Bevölkerung zuwider arbeiten, so würde er einfach aller Bestellungen baar werden. Sollte aber der Fall eintreten, dass irgend ein Schreiner seiner eigenen Laune nachgeht und dass diese allgemeinen Beifall findet, so ist dies eben wieder bezeichnend für den Geschmack und den Farbensinn des Volkes, welches sich derartige Neuerungen bieten lässt. Auch in den volksthümlichen Erzeugnissen lässt sich von Zeit zu Zeit ein von Einzelnen eingeführter und im Geschmacke der ganzen Zeitrichtung liegender Stil nachweisen. Sagt ja doch auch Halm von einzelnen Brettern bei Arnschwang und Prienzing, dass sie entschieden den Stil der Kaiserzeit aus dem Anfange dieses Jahrhunderts zeigen; und doch kann man diesen gewiss nicht als urvolksthümlich bezeichnen. Und selbst wenn der Schreiner ein zugewanderter fremder Meister wäre, so dürfte er es sich nicht beifallen lassen, den Anschauungen der heimischen Bevölkerung gewaltsam Trotz zu bieten, sondern er muss in ihrem Geiste arbeiten, und jede Aenderung muss diesem Geiste angepasst werden. Wir kennen ja z. B. in Afrika Völkerstämme, welche ihre Waffen nicht selbst schmieden, sondern sie von schmiedetüchtigen Stämmen beziehen; und doch tragen diese Waffen ein je nach den Völkerschaften wechselndes Gepräge, obwohl sie gemeinsamen Ursprung haben. Wenn demnach auch ein Einzelner einen gewissen Einfluss auf Ausgestaltung und Farbenwahl nehmen kann, so muss er sich immerhin den Eigenheiten der grossen Gemeinde anschliessen. Wollte ein slowakischer Schreiner seinen Geschmack an bunten und schreienden Farben im bayrischen Walde zur Geltung bringen, er hätte sicherlich damit kein Glück. Daher können wir auf volks- und völkerkundlichem Gebiete bei einiger Uebung selbst nach der Farbenwahl die örtliche Herkunft von Gegenständen bestimmen; so tragen, um nur ein Beispiel zu nennen, die Erzeugnisse der Santa Cruz-Insulaner in der Südsee ein solch' kennzeichnendes Farbengepräge, dass sie sofort als solche erkannt werden. Andererseits lassen sich auf dem Gebiete der ausservölkischen Kunstäusserungen, sei es in der Malerei, Bildhauerei oder im Kunsthandwerk, die Bestimmungen nach gewissen Zeiten und bahnbrechenden Schulen vornehmen, wo immer der Einzelne, und mag er noch so selbstständig sein, im Banne seiner Zeit und seiner Umgebung steht. Ebenso verhält es sich mit den Sprüchen und Reimen auf den Todtenbrettern, welche alle zusammen einen verwandten Ausdruck in der Sprache und im Gedanken zeigen, und von denen Halm sagt: „dass etwa Lehrer oder Geistliche die Dichter sein könnten, wurde allerorts entschieden in Abrede gestellt". Zum Theile sind sie Volkserzeugniss, zum Theile dem Volke vertraut gewordene, weil ihm zusagende Kunstdichtungen, im Allgemeinen sind sie also volksthümliches Gut, dessen Kenntniss für die Beurtheilung des Volksdenkens unerlässlich ist.

Dr. Wilhelm Hein.

20.

„Świątowit." Archäologisch-prähistorisches Jahrbuch. Warschau 1899.

Die polnischen Prähistoriker hatten bisher einen festen Anhaltspunkt in den „Anthropologisch-archäologischen und ethnographischen Materialien," deren zwei letzte Bände wir hier unlängst besprochen haben. Auch mehrere andere Zeitschriften gewährten von Zeit zu Zeit einschlägigen Arbeiten Platz Das war zu wenig und deshalb gründete der Warschauer Alterthumsforscher und zugleich Mitglied unserer Gesellschaft Erasmus Majewski die nach einer altslavischen Gottheit benannte Jahresschrift „Świątowit".

Seinem Unternehmen kann nur Glück gewünscht werden. Der Inhalt des ersten Bandes empfiehlt es übrigens am beredtesten.

Eine Anzahl Beiträge lieferte vor Allem der Herausgeber. In zwei Aufsätzen erstattet er Bericht über seine im südlichen Theile des Gouvernements Kielce vorgenommenen Nachgrabungen. Der besagte Theil des russischen Polens ist an vorgeschichtlichen Ueberresten sehr reich. Während seiner archäologischen Streifzüge im Jahre 1897 fand Majewski auf relativ kleinem Gebiete achtzehn neue prähistorische Fundstätten; überdies kam er zur Ueberzeugung, dass auch die vorher erforschten durchaus nich erschöpft wurden.

Zu verschiedenen Zeiten, insbesondere aber in den Jahren 1894 und 1895 stellte Majewski im Stopnicabezirke (dasselbe Gouvernement) Nachgrabungen an. In Jastrzębiec (trz = tsch, ę = em, iec = jetz) entdeckte er eine Feuersteinstation und hierin 2 Lanzenspitzen, 33 herzförmige Pfeilspitzen, 42 trapezförmige Feuersteinscherben, 38 Schaber, 4 Feuersteinmesser, im Ganzen 406 Gegenstände. Ausserdem fand er hier Thonscherben (deren zwei mit Fingereindrücken), kleine Bruchstücke von Bronzegegenständen, sowie Reste eiserner, schwer zu bestimmender Objecte. Jastrzębiec erwies sich übrigens als gute Fundstätte für Archäologen, denn theils Majewski, theils ein anderer Sammler, Zembrowski, fanden hier auf verschiedenen Orten einen Urnenfriedhof, ein steinernes Grab, ein Brandgrab, sowie vereinzelte sporadische Objecte.

Nahe von Jastrzębiec, in Żerniki dolne (Ż = gelindes sch), legte Majewski eine Werkstätte von Feuersteinwerkzeugen bloss. Die interessantesten Funde sind auf sechs (Nr. VI—XI), am Ende des Buches angebrachten Tafeln abgebildet. Sie sehen denen in Jastrzębiec ähnlich. Weder Bronze noch geglättete Steinwerkzeuge kommen hier vor. Eisern sind nur zwei geflügelte Lanzenspitzen.

Zwischen dem Dorfe und der genannten Fundstätte zieht sich eine Reihe Hügel. Mehrere von ihnen enthielten Gefässe, beinahe alle vermittelst der Töpferscheibe zubereitet und bald des Schmuckes bar, bald das Wellen- sowie mehrmals das Bandornament aufweisend. Die einen zählt Majewski zu den Aschenurnen, die anderen, die krugförmig oder schildtopfartig und wenig gebaucht sind, zu den Gebrauchstöpfen. Diejenigen mit Wellenornament hatten keine Henkel, nur zu zwei entgegengesetzten Seiten befanden sich Löcher zum Durchziehen des Strickes. Leider lagen die meisten von ihnen (die Gesammtzahl beläuft sich auf 300) in Scherben, so dass blos wenige zu einem Ganzen zusammengesetzt werden konnten.

Derselbe Verfasser beschreibt zwei Aexte, die eine aus Elchhorn, die andere aus Stein Sie wurden vor einigen Jahren auf den Feldern des Dorfes Borowe (Łomża-Gouvernement) nach einer Bugüberschwemmung gefunden und gehören nun ihm an.

Schliesslich haben wir von ihm einen Aufsatz über die trapezförmigen Feuersteinscherben. Dieselben sind im südlichen Theile des Gouvernements Kielce sehr zahlreich und Majewski hat deren in seiner Sammlung über tausend. Er widmet einige Seiten ihrer Verbreitung in Europa, sowie ihrer Herstellungsart, gibt darauf eine Classification der ihm angehörenden Exemplare und schliesst sich in Bezug auf ihren Gebrauchszweck der Nilson'schen und de Baye'schen Ansicht an, d. h. er hält sie für Pfeilspitzen.

Auch andere Verfasser haben das Ihrige beigetragen.

S. J. Czarnowski (cz = tsch) gibt die topographische Beschreibung der Höhlen in der Umgegend von Ojców (eine der malerischesten Ortschaften des russischen Polen, nahe an Krakau gelegen) und lenkt auf dieselben die Aufmerksamkeit der Archäologen. Siegismund Gloger liefert die Beschreibung der in einem vorgeschichtlichen, aus der Zeit der römischen Cultureinflüsse datirenden Grabe zu Horodnica, in Ostgalizien, von ihm gemachten Funde.

Gloger grub daselbst im Jahre 1879 nach. Die Ortschaft, schon zuvor von Przybysławski und Kopernicki untersucht, bot dessungeachtet noch grossen Reichthum in prähistorischer Beziehung. Ohne lange zu wühlen, fand Gloger vier intacte Gräber. Im ersten lag unter einer 2 m 12 cm langen, 1 m 10 cm breiten Steinplatte ein gegen Nordost gewendetes, weibliches, $1^1/_2$ m langes, 34 cm breites Gerippe mit etwas höher gestelltem Kopf und auf der Brust wie zum Beten gefalteten Händen. Zur linken Seite lag ihm eine Schüssel, ursprünglich mit Nahrung gefüllt, denn die Untersuchung wies darin Ferkelknochen nach. An der Stirn erhielt sich ein Streif eines goldgewirkten, wahrscheinlich seidenen Gewebes, auf dem Brustkasten lag eine Torsade aus ähnlichem Stoff. Die Muster der beiden konnten abgezeichnet werden. Was die übrigen, keramischen, steinernen und gläsernen Funde anbelangt, so verspricht der Verfasser, sie im folgenden Bande zu beschreiben.

Wandalin Szukiewicz theilt sehr Interessantes über die Steinkurgane auf dem Gebiete des einstigen Dojnow-Fürstenthums (Lidabezirk, Wilnaer Gouvernement) mit. Sie erstrecken sich dort zu Hunderten. Durch ihr Aeusseres stechen sie von den übrigen alterthümlichen Gräbern Lithauens (die aus Erde geschüttet sind) ab; ihr Bau, sowie die in ihrem Inneren vorkommenden Objecte unterscheiden sie von den ebenfalls durch Steinanhäufungen charakterisirten Gräbern der Jadzwinger (Podlassien), einer schon im XV. Jahrhunderte ausgestorbenen Völkerschaft. W. Szukiewicz meint deshalb, sie seien einem besonderen, von Lithauern, sowie Jadzwingern verschiedenen Volksstamm zuzuschreiben.

Die besagten Gräber sind zu 30, 40, oft mehr, gruppirt, und bilden demnach geräumige Friedhöfe. Aeusserlich bieten sie zwei Formen, bald sind sie regelmässig rund, mit kuppelförmiger Erhebung, bald oval, mit grossen, flachen, zu zwei Enden des Ovals angebrachten Steinen. Die ersteren scheinen älter zu sein, darauf weisen wenigstens mehrere Umstände hin. So fand hier Szukiewicz keine Münzen, während in den anderen Denare der lithauischen Grossfürten Kiejstut und Witold (XIV. Jahrhundert), böhmische Wenzelgroschen und spätere Münzen vorkommen. Je später die letzteren sind, desto kleiner ist die Zahl der in den Gräbern befindlichen Waffen und der Schmucksachen. In den ersteren findet man in der oberhalb der Leiche gelegenen Erdschichte viele Kohlen und Asche, man zündete sichtlich über dem Dahingeschiedenen (vielleicht als Erinnerung an die einstige Leichenverbrennung) Feuer an. Die damit vermischten Gefässscherben und Thierknochen scheinen auf einen bei dieser Gelegenheit stattgefundenen Leichenschmaus zu deuten.

In ovalen Gräbern mangeln diese Funde. Schliesslich, je später die Gräber, desto höher sind die Steine zu Kopfenden und hie und da findet man an ihrer Stelle Kreuze.

Die Tiefe der Gräber ist verschieden (0·6—1·65 m). Den Leichnam legte man auf den blossen Boden, den Kopf gegen Nordwest oder Südwest, das Gesicht nach oben gewendet. Die Hände sind bald gestreckt, bald ruhen sie auf dem Bauche. Zwischen diesen zwei Positionen kommen alle Variirungen vor.

Das erste dieser Gräber wurde von Szukiewicz im Jahre 1883 aufgedeckt. Im Jahre 1889 und 1890 grub er deren 24 auf. In einem Grabe (drittes in der Reihe) lag neben einer männlichen Leiche eine eiserne Lanzenspitze, ein eisernes kleines Beil, ein Säckchen, wie sich deren noch heute die Lithauer zum Tabakaufbewahren bedienen, und ein eisernes Messer. Im Grabe Nr. 9 befand sich unter der Schichte der mit Kohlen vermischten Erde ein weibliches Gerippe mit zwei silbernen Ohrringen, mit Ueberresten von Kleidung und einer namhaften Anzahl grünblauer und erbsengrosser, gelber Glasperlen. An den Händen hatte es ein kupfernes und zwei silberne Armbänder, sowie drei aus Silberdraht geflochtene Ringe. Hinter dem linken Ellenbogen lag ein eisernes Messer.

Derselbe Forscher beschreibt in einem besonderen Aufsatze vier bronzene Gegenstände, welche von den Landleuten des Wilnaer Gouvernements an den Ufern Niemens (zwei Celte, dem Paalstaevetypus angehörig) und Mereczankas (ein gehenkeltes, gedülltes, 105 mm langes Celt und eine 85 mm lange Lanzenspitze) gefunden wurden und die er denselben abkaufte. Insbesondere die ersteren sind vortrefflich erhalten, mit reizender, dunkelgrüner Patina auf der ganzen Oberfläche.

Diese Funde bereichern wesentlich die Anzahl der lithauischen Bronze, deren bisher man nur acht zählte. Dies hatte sogar mehrere Forscher, darunter Antonowicz, veranlasst, auf dem archäologischen Congresse zu Wilna (1893) Lithauen die Bronzeperiode abzusprechen. Andere, wie Sawitnjewicz, bekämpften diese Ansicht. Indess, wie Szukiewicz darauf mit Recht hinweist, kann die Frage angesichts der ziemlich unbedeutenden prähistorischen Durchforschung Lithauens nicht endgiltig gelöst werden.

Die Niemencelte wurden bei Kaszety im Lidabezirke gefunden. Den Volksüberlieferungen nach führte einst durch dieses Dorf ein grosser Handelsweg von Merecz nach Lida und in der That findet man hier allerlei Stein- und Silberwerkzeuge, alte Waffenstücke und Münzen. Darunter könnte nach Szukiewicz's Meinung ein Halbas des Kaisers Valentinian einiges Licht auch auf die Bronzefunde streuen.

Von Belang sind weiter: H. Łopaciński's Aufsatz über die bei polnischen Schriftstellern des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts zu findenden Nachrichten von Ausgrabungen, sowie W. Sieroszewski's, eines ausgezeichneten Kenners der sibirischen Ethnographie, Studie vom sogenannten sibirischen Messer, welches in Russland als Kurganfund (im Moskauer

historischen Museum etwa hundert Exemplare) vorkommt, bei mongolischen Völkerschaften Sibiriens aber, insbesondere bei Jakuten, noch heutzutage das wichtigste Hausgeräth bildet. Felix Jastrzębowski gab eine gute Bibliographie der polnischen prähistorischen Archäologie, welche E. Majewski noch zu ergänzen verspricht. Majewski lieferte einen Artikel von der archäologischen Forschungsmethode, ausserdem stellte er die Resultate der prähistorischen Nachgrabungen in den Jahren 1895 und 1896 auf dem Gebiete Ost- und Westpreussens zusammen, und übersetzte, auf die Wichtigkeit dieser Art Untersuchungen Nachdruck legend, Berthelot's und Otto Helm's Berichte über die von ihnen vorgenommenen Analysen der urgeschichtlichen chaldäischen und westpreussischen Bronze.

Eine besondere Abtheilung ist den Museen gewidmet. Da bringt E. Majewski das Register aller archäologischen Museen Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz Warum aber nur dieser drei Staaten? Sodann wird die Geschichte der Entstehung des Wilnaer archäologischen Museums, welches, im Jahre 1855 vom Grafen Tyszkiewicz gegründet, dank der Opferwilligkeit der polnischen Spender, rasch seinen Aufschwung nahm, seit 1865 aber aus unbekannten Gründen seiner Unabhängigkeit und ausserdem der werthvollsten Objecte zu Gunsten des Rumianzoff'schen Museums in Moskau beraubt wurde. Jetzt bildet es eine Nebenabtheilung der Wilnaer öffentlichen Bibliothek. Das neu eröffnete Magdeburger Museum wird freudvoll begrüsst und aus seiner Eröffnung neue Argumente zu Gunsten der Bewerbungen um die Gründung des städtischen archäologisch-prähistorischen Museums in Warschau geschöpft. Denn seit September 1897 klopft eine Gruppe Forscher um dasselbe an, und die Geschichte dieser Forschungen, denen ein glücklicher Erfolg zu wünschen ist, entwirft lebhaft B. W. Korotyński.

Wenn wir noch hinzufügen, dass die Recensionsabtheilung sehr gut geführt ist (unnöthig war es nur, die Reinachsche Besprechung der Hörnes'schen „Urgeschichte der bildenden Kunst" zu übersetzen. Dieselbe hat nämlich einen grossen Mangel: als blos polemisch, gibt sie keinen klaren oder, besser, keinen Begriff vom Buche), dass „Światowit" eine vom Herausgeber hergestellte prähistorische Bibliographie zweier letzten Jahre und ein Register der wichtigsten einschlägigen Bücher enthält, dass er schliesslich die Gesetze, welche die Ausgrabungen betreffen, zum Abdrucke bringt und so zu archäologischen Nachgrabungen aneifert, so wird es klar sein, dass in dieser polnischen Jahresschrift den prähistorischen Forschungen ein sehr nützliches Organ erwachsen ist.

Bugiel.

21.

Heierli, J.: Die archäologische Karte des Cantons Aargau nebst allgemeinen Erläuterungen und Fundregister. Karte 64 : 64 cm, Text 100 Seiten, 8°, Aarau, H. R. Sauerländer & Co., 1899.

Durch die Herausgabe dieser Fundkarte hat sich der unermüdliche Erforscher der schweizerischen Vorgeschichte ein neues Verdienst erworben. Die Karte ist im Massstabe 1 : 100.000 genügend gross, Terrain u. s. w. in braunem Druck, die Fundzeichen in drei Farben (roth für Vorrömisches, blau für Römisches, grün für Frühgermanisches) und in verschiedenen Formen (für Ansiedelungen und Werkstätten, befestigte Plätze [Erdwerke, Wachtthürme, Castelle], Flachgräber, Grabhügel, Schatz- oder Depotfunde, Monumente [Steindenkmäler, Inschriften], Steinbrüche, Bergwerke, Strassen und Einzelfunde). Die „allgemeinen Erläuterungen" (S. 1—13) gründen sich auf die archäologischen Funde aus der gesammten Schweiz und geben eine kurzgefasste Uebersicht der Culturperioden bis in's christliche Mittelalter; das „Fundregister" (S. 13—100) ist sehr genau gearbeitet und enthält alle nöthigen Literaturangaben, zum Theile solche aus dem XV. Jahrhundert. Das dichteste Gedränge von Fundstellen herrscht um und in Windisch (Vindonissa), Baden und Aarau. An Zahl überwiegen die römischen und frühgermanischen Fundorte, was sehr begreiflich ist, da wir uns ausserhalb der schweizerischen Pfahlbauregion, wo die vorrömischen Funde stärker in's Gewicht fallen, befinden.

M. Hoernes.

22.

Archiv für Religionswissenschaft. 2. Band, 1. und 2. Heft. Freiburg 1899.

Das neue Doppelheft dieser im Jahre 1898 von Achelis begründeten Zeitschrift enthält mehrere für den Ethnologen sehr interessante Arbeiten. Gleich der erste Aufsatz von A. C. Winter: „Die Birke im Volkslied der Letten" nebst einem Anhange über Birkenverehrung bei den Jakuten zeigt an sehr reichem, mit grossem Fleisse gesammeltem Material, wie der Birkenbaum in den ältesten Zeiten, offenbar wegen seiner hohen ökonomischen Bedeutung, grosse Verehrung genoss, als Wohnung eines Birkenelfen gefasst wurde und wie sich diese Verehrung auch später, als die ökonomische Bedeutung der Birke geringer geworden war, forterhielt. In den Liedern wird meistens davor gewarnt, den Wipfel der Birke zu brechen, während das Abreissen von Zweigen, die zu Badequästen verwendet werden, gestattet ist. Auch die Hirtengerte, welcher die Kraft innewohnt, die Herde beisammen zu halten, ist ein Birkenzweig. Auf das Märchen der Jakuten, in welchem von einer einzelstehenden Birke die Rede ist, die als Zauberbaum gilt, machen wir noch besonders aufmerksam.

Der Aufsatz Waser's über Danaos und die Danaiden kommt zu dem bereits von Preller gefundenen Resultate, dass die Danaiden Quellnymphen sind, die den im Sommer versiegenden Strömen gleichsam den Kopf abschneiden; Danaos ist ein erfundener Eponymos, der den Namen Δαναοί erklären soll. Interessanter jedoch ist der Nachweis, dass die Strafe der Danaiden in der Unterwelt nichts anderes ist als die Strafe der Jungfrauen, die das Ziel der Ehe, also ihre wahre Bestimmung, nicht erreicht haben. Ebenso müssen nach orphischen Ansichten die nicht in die Mysterien Eingeweihten, die ἀμύητοι, büssen, weil auch sie den Zweck des Lebens verfehlt haben. Alle diese müssen durch ein vergebliches Abmühen gleichsam symbolisch ihr zweckloses Leben fortsetzen. Die Danaiden sind also erst später unter diesen bereits längst gebildeten Typus subsumirt worden.

Weniger befriedigen wird der dritte Aufsatz von Frobenius: „Ideen über die Entwicklung der primitiven Weltanschauung". Der Versuch, für die Ethnologie eine eigene Psychologie und Religionsphilosophie zu schaffen, wäre an sich nicht uninteressant; was aber der Verfasser in dieser Absicht bietet,

das sind vorläufig nur ganz unklare Gedanken und Einfälle, mit denen wohl auch er selbst nichts wird anfangen können. Die Bemerkungen z. B., die der Verfasser unter dem Schlagworte „Motiv“ macht, lassen uns ganz im Unklaren darüber, ob wir unter Motiv den bewegenden Grund der Erscheinung zu verstehen haben oder den Anlass, den uns die Erscheinung gibt, darüber nachzudenken. Was soll man ferner zu Sätzen sagen wie der folgende: „Das Schöpfungsvermögen des Motivs ist nicht an die Zeitlichkeit gebunden, auch nicht etwa an eines Schädels Zeugungs- und Fortpflanzungskraft“ (S. 66). Wir müssen gestehen, dass wir solchen Neuschöpfungen noch immer die gangbaren psychologischen Grundbegriffe vorziehen, wenn wir auch gerne zugeben, dass dieselben noch mancher Modificirung, besonders in ethnographischer Richtung, bedürfen.

Eine wirklich bedeutende Arbeit liegt vor in M. Höfler's Aufsatz: „Ueber Krankheitsdämonen“. Von der Thatsache des Alptraumes ausgehend, beleuchtet er die „elbischen Dämonen“ als Krankheitserreger, kommt auf die Missgeburten zu sprechen, die vielfach auf geschlechtlichen Verkehr dieser Dämonen mit Menschen zurückgeführt werden und bringt für die verschiedenen Arten der Krankheiten und ihre vermeintlichen Erreger ein ungewöhnlich reiches Material bei. Wir können darüber nicht im Einzelnen berichten, erlauben uns hingegen zwei principielle Bemerkungen. Einmal finden wir das Anthropomorphische von dem blos Animistischen gar nicht geschieden, und wir glauben doch, dass diese Scheidung nothwendig ist, geben aber gerne zu, dass darüber noch keine genügende Untersuchung vorliegt. Zweitens möchten wir gegen eine gelegentliche Bemerkung des Verfassers Einspruch erheben oder, richtiger gesagt, vor der darin liegenden Anschauung warnen. Es heisst da S. 99: „Sie nahmen unholde elbische Wesen, namentlich aus dem Walde, als Ursache derselben an und vermutheten solche parasitäre Lebewesen, die sich im Inneren von Thier und Mensch aufhalten, und sahen demgemäss in jedem Wurmparasiten einen mitzehrenden elbischen Krankheitsdämon, während die Anhänger der modernen Medicinforschung am Ende des XIX. Jahrhunderts die Krankheit als einen Parasiten bezeichnen, der auf Kosten der übrigen, gesunden Organe am Körper zehre; Theorien da wie dort“. Diese Gleichstellung einer instinctiv gebildeten und ohne Prüfung für wahr gehaltenen Ansicht mit einer auf mühevollen Untersuchungen und reichem Thatsachenmaterial beruhenden modernen Theorie, die überdies durch Experimente verificirt wurde, scheint mir ein schwerer Denkfehler, vor dem nicht energisch genug gewarnt werden kann.

In den „Miscellen“ macht Zimmern sehr interessante Mittheilungen über Lebensbrot und Lebenswasser im Babylonischen und in der Bibel, während Hardy das Verhältniss zwischen Glaubensvorstellungen und Culthandlungen sehr geistvoll erörtert.

Das Heft beschliessen sachlich gehaltene Recensionen von Hardy, Indische Religionsgeschichte; Pautz, Muhammed's Lehre von der Offenbarung, quellenmässig untersucht, und Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte. Wenn die Zeitschrift sich auf der Höhe erhält, welche das vorliegende Heft aufweist, dann wird sie sich bald die allgemeine Werthschätzung erwerben. **W. Jerusalem.**

23.

A magyar ősfoglalkozások köréből. (Aus dem Kreise der magyarischen Urbeschäftigungen.) Populärer Vortrag, gehalten in der (königl. ungar.) Naturwissenschaftlichen Gesellschaft von Otto Herman; mit 61 Figuren und 2 Tafeln. Budapest 1899, aus dem 357. Hefte des Term. tud. Közlöny.

Dieses Schriftchen des in magyarischen Kreisen gefeierten Naturforschers, Politikers und Plauderers will vor Allem nachweisen, dass das magyarische Bauernhaus dem oberdeutschen wohl gleiche, aber nur durch Coincidenz, nicht durch Entlehnung.

Das Material scheint der Verfasser vorzugsweise zwischen Budapest und Debreczin, in der Nähe seiner Heimat, unter den Kumaniern, gesammelt zu haben, einem nichtmagyarischen Pusztenvolke, das spät nach Ungarn kam und noch vor 200 Jahren seine eigene Sprache hatte.

Ein schöner Fund scheint die steile, enge (kumanische?) Kegelhütte von Schilf zu sein, das Ebenbild der finnischen Kota. Oben ist das Schilf mit einem Strohband mehrfach fest umbunden, so dass die Rispen einen Schopf bilden; die Wand ist durch zwei starke, aussen angebrachte Schilfgurte, an die die Schilfwand gebunden ist, gefestigt; der Eingang ist im einfachsten Falle ein offener Mantelsector. Die Hütte ist (wie es scheint, im Abstande von 1 m) von einem kreisrunden Graben umgeben, der nur vor dem Eingange eine Lücke hat. Die gediegene Arbeit, die bei der Herstellung angewendeten trefflichen und schwierigen Kunstgriffe, sowie das Vorhandensein mehrerer Varietäten der Hütte scheinen zu zeigen, dass wir es hier mit einem alten nationalen Gebilde (wessen?) zu thun haben. Bei grösseren Hütten (etwa 5 m Höhe) ist in halber Höhe ein Stab horizontal durch die Wände gesteckt, der in der Achse der Hütte den Kessel trägt, unter dem das Feuer brennt. Der Mantel ist dann geschlossen und die kleine Thüre ausgeschnitten; der Rauch entweicht oben durch ein Loch.

Verwandt ist die Schoberhütte. Aus Stecken wird ein krinolinenähnliches Skelet gebaut, an das seitlich ein kurzer, niederer Tunnel angefügt ist. Darüber wird ein mächtiger Strohschober aufgebaut. In der Mitte der Hütte brennt das Feuer, dessen Rauch durch ein Loch oben entweicht. Um das Ganze ist wieder der ziemlich tiefe Graben und um diesen der Wall der ausgeworfenen Erde geführt.

Die im ganzen ungarischen Tieflande gebräuchliche Feldhüterhütte besteht aus zwei in die Erde geschlagenen Gabelhölzern, über die horizontal ein starker Stock gelegt wird, an den Schilf in Form von Tafeln oder Garben gelegt ist. Das ist also ein bodenständiges Doppelpultdach.

In Tard (Comitat Borsod) hat das Dach folgende Construction. In der Mitte jeder Schmalseite des Hauses steht an (nicht in) der Wand ein starker, hoher, oben gegabelter Baum und in die Gabeln ist der Firstbaum gelegt. Als Sparren dienen Stangen, die mittelst eines verbliebenen Aststumpfes wie mit einem Haken an den Firstbaum gehängt sind. An dem einen Hausende bildet das Dach einen glockenförmigen Schirm, der ganz wie eine halbe Schoberhütte gebaut ist und dessen äusserster Rand durch eine vom

Stützbaume ausgehende, etwas aufsteigende Spreize getragen wird.

Die Wand des magyarischen Bauernhauses, sagt der Verfasser, bestand ursprünglich aus Weidengeflecht zwischen eckständigen Prügeln, das mit einem Gemenge von Spreu und Lehm beworfen wurde. Später kam ein rohes Fachwerk in Gebrauch, mit einem Skelete von Balken und Prügeln. Hierauf folgte das Bauen mit Luftziegeln. Das gestampfte Haus trat erst in der Zeit der Bretter und Schubkarren auf. „Ganz verschieden davon ist aber die Bauweise, die man auf der Millenniumsausstellung zum Verderben vertrauensseliger ‚Hausforscher' angewendet hat."

Verfasser fand (wie es scheint, in den kumanischen Gegenden) bei den Pusztenhirten transportable Windschirme, sogenannte Hürden (cserény). Zwei Tafeln von Weidengeflecht werden im rechten Winkel aufgestellt. Im innersten Winkel liegt des Hirten Pelz, in dem er auch schläft; davor ist die Feuerstelle: in die Erde gesteckt ist ein niederes Stämmchen, das an einem horizontalen Aste den kleinen Kessel trägt. Neben dem Pelze steht die Truhe des Nomaden mit Esswaaren und Handwerkszeug. Zuweilen werden drei Tafeln Flechtwerk genommen, die eine quadratische Kammer umfassen. Die vierte Seite wird zuweilen durch eine Halbwand und eine Thüre geschlossen, deren Angeln aber nicht an dem Eckpfosten, sondern an der Halbwand befestigt sind. Die „grosse Hürde" besteht aus zwei quadratischen Kammern, deren eine offen und für Pferde bestimmt ist, daher an der Hinterwand eine Krippe hat, während die zweite Kammer geschlossen und die Wohnung des Oberhirten ist. Bei der „vollständigen Hürde" ist die Hinterwand der „grossen Hürde" in gleichbleibender Höhe wandartig noch einige Schritte weit verlängert, wobei der eine Flügel am Ende noch einen Winkel bildet Etwa 20 Schritte vor der Kammerthüre steht der Standbaum (állófa), Lugbaum (messzelátó), Storch- (gólya) oder Wachtbaum (őrfa), ein gerader, entrindeter, bis 5 m hoher, in die Erde gegrabener Baum mit Aststümpfen, den der Hirte besteigt, um Rundschau zu halten. Solche Bäume, mit einem an den Top gebundenen Busch, haben auch die Fischer als Zeichen der Occupation der betreffenden Uferstelle. Legt der Fischer den Baum nieder, wird die Uferstelle frei.

Aus der „Hürde" soll nun das magyarische Bauernhaus entstanden sein, unabhängig von deutschen Einflüssen.

Gegen den deutschen Einfluss argumentirt Otto Herman in seinem populären Vortrage in folgender Weise. Das Gesindel, das sich nach Abzug der Tataren und der Türken in den von mir gemeinten Gegenden niederliess, wurde durch den Druck der Magyaren magyarisirt (konnte also nichts lehren). Es ist unmöglich anzunehmen, dass ein Volk von ausgeprägtem Charakter, von äusserster Widerstandskraft in Bezug auf Unterkunft noch auf Entlehnung angewiesen sein sollte; eher war es (das magyarische Volk) der Geber. Das Székler-Haus kann schon wegen der ungeheuren Entfernung nicht unter oberdeutschem Einflusse entstanden sein (die oberdeutsch bauenden Sachsen sind die unmittelbaren Nachbarn der Székler, Ref.) etc. In dieser Höhe halten sich die Argumentationen.

In der Gegend des Plattensees konnte Verfasser verfolgen, wie aus Erdlöchern das magyarische Herrenhaus sich entwickelt hat. Die einfachste Erdwohnung ist folgendermassen gebaut. Zwei in die Erde gesteckte Stangen bilden einen Giebel, der mit Brettern verschalt ist und der in der Mitte die Thüre, daneben Gucklöcher enthält. Eine lange Stange, deren ein Ende in die Erde führt, bildet den (abfallenden) First, daran gehakte Stangen dienen als Sparren; das Ganze ist irgendwie, auch mit Erde, Heuabfällen etc., belegt. Die Erde unter diesem Dache ist so ausgehoben, dass der Boden eine schiefe Ebene bildet, die Kammer also an beiden Enden gleich hoch ist. (Solche Kammern wurden augenscheinlich ursprünglich in Hügellehnen angelegt, wo First und Boden horizontal gemacht werden konnten.) Der schon im Jahre 1353 belegte magyarische Name dieser Höhlenwohnung ist izék = Heublume; die Knechte wohnen „in den Heublumen". Eine höhere Form, der gurgyecz (= gurgustium, also nicht magyarisch) besteht aus einem ebenso gebauten bodenständigen Dache, aber in T-Form, unter dem die Erde ausgehoben ist. Der Eingang befindet sich im Giebelende des kellerhalsartigen Mitteltheiles. Unter Beibehaltung der T-Form hob sich dieses Haus immer höher aus der Erde, wobei der Mitteltheil zur Vorhalle (tornácz) des Herrenhauses wurde.

Die Frage nach dem urmagyarischen Hause, das doch nach dem Zeugnisse der magyarischen Sprache sicher existirt hat, scheint also immer noch eine offene zu sein.

Der Verfasser behandelt noch einige Einzeldinge der magyarischen Fischer und einige volksthümliche Musikinstrumente.

Störend wirken die mehrfachen sonderbaren Bemerkungen über die Wissenschaft des Auslandes und stellenweises augenscheinlich absichtliches Nichtwissen. **K. Fuchs.**

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

59. Niederle, Dr. Lubor: Věstník Slovanských starožitností. (Indicateur des traveaux relatifs à L'Antiquité Slave.) Von Dr. Lubor Niederle. Prag 1899. Gesch. d. Autors.

60. Laube, Prof. Dr. Gustav: Ueber bearbeitete Knochen von Rhinoceros (Coelodonto) antiquitatis Blmbch. aus quartären Ablagerungen der Umgebung von Prag. Sonderabdruck aus den Sitzungsberichten des Deutschen naturw.-medicin. Vereines für Böhmen „Lotos" 1899, Nr. 1. Gesch. d. Autors.

61. Macalister, Stewart M. A. R. A.: Transactions of the Royal Irish Academy, Vol. XXXI, Part 7, on an ancient settlement in the South-West of the Barony of Corkaguiney, County of Kerry by R. A. Stewart Macalister, M. A. Dublin published at the Academy House, 19, Dawson Street, 1899 Gesch. d. Akademie.

62. Reale Accademia Peloritana: Atti della. R. Accademia, anno XIII, 1898—1899. Messina, Tipografia d'Amico. Gesch. d Präsidenten Comm. Giuseppe Oliva.

63. Içvara-Kaula, Herausgeber G. A. Grierson, C. I. E. Ph. D. i. cs.: The Kaçmīraçabdāmṛta A. Kāçmīrī Grammar by Içvara-Kaula, Part II. Conjugation. Calcutta 1898. Gesch. d. Asiatic Society of Bengal.

64. Baye, Josef de: Au Sud de la Chaine du Caucase, Souvenirs d'une mission extrait de la revue de géographie (Livraison d'Avril et Mai). Paris 1899. Gesch d. Autors.

65. Bericht über die Vermehrung der Sammlungen des Vereines zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer zu Mainz im Jahre 1897/98. Separatabdruck aus der „Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst". Trier 1898. Gesch. d. Vereines.

66. Reineke, Dr. P.: Prähistorische Varia, I. Band, verzierte neolithische Keramik im Theissgebiete. Separatabdruck aus dem Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Nr. 4. Gesch. d. Autors.

67. Krause, Ed.: Bericht über den Ausflug nach Neuhaldensleben. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft, Sitzung vom 17. December 1898.) Gesch. d. Autors.

68. Hein, Dr. Wilhelm: Das Huttlerlaufen mit 8 Abbildungen. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, Heft 2, 1899.) Gesch. d. Autors.

69. Orsi, Paolo: Il ripostiglio di Calliano nota illustrativa di P. Orsi con una tavola XXXIV. Publicazione fatta per cura del Museo Civico di Rovereto. (Tip. Roveretana Ditta V. Sottochiesa, 1898.) Gesch. d. Autors.

70. Campi, L. de: Antichi pani di rame rinvenuti presso Lauregnonella, Naunia. (Parma, Stab. Tip. Litog. L. Battei.) Gesch. d. Autors.

71. Wilser, Dr. Ludwig: Zur Geschichte der Buchstabenschrift. (Sonderabdruck aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung". München, Nr. 103 vom 5. Mai 1899.) Gesch. d. Verfassers.

72. Želízko, J. V.: Diluviale Anschwemmungen des Wolinkathales.

73. Derselbe: Prähistorische Forschungen in Bosnien und der Hercegovina. Nr. 72 und 73. Gesch. d. Verfassers.

74. Sixteenth annual Report of the Board of Trustees of the Public Museum of the City of Milwaukee. (1. September 1897 bis 31. August 1898.) 1. October 1898. Gesch. d. Museums.

75. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in München. XXX. Jahrgang, Nr. 4 und 5. Gesch. d. Herrn Professors Johannes Ranke.

76. Baye, J. Baron de, et Volkov, Th.: Le Gisement Paléolithique d'Aphontova-Gora près de Krasnoïarsk. (Russie d'Asie.) Extrait de L'Anthropologie, Tom. X, p. 172 à 178. Paris. Masson & Co. 1899. Gesch. d. Autors.

77. Fernandes, Francisco Xavier Ernesto: Boletim da sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875, 16. Serie, Nr. 10. Memoria Historico-Economica das Alfandegas do Estado da Indio Portugueza (destinata á celebraçao do quarto Centenario do Descobrimento da India per Vasco da Gama. Gesch. d. Autors.

78. Školski Vjesnik. Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Hercegovinu. Urednik Ljuboje Dlustus. V, 1898, 11—12. Sarajevo, Zemaljsko Stamparija, 1898. Gesch. d. bosnischen Landesregierung.

79. Duška, Josef: Nálezy předhistorické v kraji Královéhradeckém, se 7 tabulkami a mapou. Pojednání historického a průmyslového musea v Hradci Králové. Č. 6. Gesch. d. Verfassers.

80. Thurston, Edgar: Kadirs of the Anaimalais; Malaialis of the Shevaroys; Syllabus of Demonstrations on Anthropology; The Dravidian Head, The Dravidian Problem. Madras Government Museum. Mit 7 Bildern. Bulletin., Vol. II, No. 3. Anthropology. Gesch. d. Verfassers.

81. Heierli: Die archäologische Karte des Cantons Aargau nebst allgemeinen Erläuterungen und Fundregister. Aarau 1899. Gesch. d. Verfassers.

82. Royal Irish Academy Proceedings of the Third Series. Vol. V, Nr. 2. Gesch. d. Akademie.

83. Andrian-Werburg, Ferd. Freiherr v.: Elementar- und Völkergedanke. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Ethnologie. (Sonderabdruck aus dem Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, 1898, Nr. 12.) Gesch. d. Verfassers.

84. Codex Telleriano-Remensis-Manuscrit, Mexicain, du cabinet de Ch. M. la Tellier, Archevêque de Reims la Bibliothéque Nationale, Reproduit en photochromographie aux frais du Duc de Loubat, et precédé d'une introduction contenante la Transcription complête des anciens commentaires Hispano-Mexicains par Le Dr. E. T. Hamy. Paris 1899. Gesch. d. Herrn Duc de Loubat.

85. Sydney Records of the Australian Museum. Gesch. d. Museums.

86. Želízko, J. V.: Ueber die Anwendung und Verzierung der Menschenschädel in der prähistorischen Periode mit Rücksicht auf die Jetztzeit. Gesch. d. Autors.

87. Boas, Franz: Introduction to Traditions of the Thompson River Indians of British Columbia. (Reprinted from Memoirs of the American Folk-Lore Society. Vol. VI.)

88. Derselbe: The Growth of Toronto Children (United States Bureau of Education, Chapter from the Report of the Commissioner of Education for 1896—1897. Chapter XXXIV).

89. Derselbe: Advances in Methods of Teaching (Discussion before the New York meeting of the American Naturalists and Affiliated Societies, December 1898. (Repr. from „Science". N. S. Vol IX, No. 212. Pages 93—96, January 20, 1899.)

90. Derselbe: Some recent criticisms of physical Anthropology (from the American Anthropologist [N. S], Vol. 1. January, 1899.)

91. Derselbe: A precise criterion of Species. (Reprinted from „Science". N. S, Vol. VII, No. 182.)

92. Derselbe: Mittheilungen aus Amerika. (Separatabdruck aus dem Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Nr. 11, 1898. Nr. 87—92). Gesch. d. Verfassers.

93. Dan, Dimitrie: Comuna Straja se locuitorii ei. Studiu istoric, topografic şi folkloric. Cernăuti 1897. Gesch. d. Verfassers.

94. Mortilett, M. A. de: Vase en pierre ollaire de l'époque mérovingienne. Extrait des Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris.

95. Derselbe: Campigny et le Campignien. Extrait des Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris. Nr. 94 und 95. Gesch d. Verfassers.

96. Wilser, Dr. Ludwig: Germanischer Stil und deutsche Kunst. (Heidelberg 1899.) Gesch. d. Verfassers.

97. Anales del Museo Nacional de Montevideo, Publicados bajo la Dirección de J. Arechavaleta Director General del Museo Nacional de Montevideo. Tomo II, Fasciculo XI. (Montevideo, Estabil. Tip. „Oriental", 1899.) Gesch. d. Museums.

98. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXX. Jahrg., Nr. 6. Gesch. von Herrn Dr. Johannes Ranke.

99. Hrdlicka, Dr. Ales: Anthropological Investigations on Onethausend Whits and Colored Children of both Lexes. The Inmates of the New York. Juvenile Asylum with additional Notes on Onehundred colored Children of the New York Colored orphan Asylum (Wynkoop Hallenbeck Crawford Co., Printers, New York and Albany). (Recensions-Exemplar.) Gesch. von Herrn C. E. Bruce.

100. Kemke, Heinr.: „Das Bronzeschwert von Atkamp". (Aus den Sitzungsberichten der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg in Pr. XXXVI. Jahrg.)

101. Derselbe: Vortrag mit kleinen Mittheilungen in der allgemeinen Sitzung am 2. März 1899 im Deutschen Hause (Separatabdruck aus den Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg in Pr. XL Jahrg. Nr. 100 und 101.) Gesch. d. Verfassers.

102. Píč, Dr. J. L.: Čechy předhistorické na zakladě praehistorické sbírky musea král. Českého. Starožitnosti země české. Díl I. V Praze 1899. Gesch d. Verfassers.

103. Památky archaeologické a místopisné. Orgán Archaeologické komise při České Akademii císaře Františka Josefa pro vědy, slovesnost a umění a Archaeologického sboru musea království Českého. Redaktor Dr. J. L. Píč Dílu XVIII, sešit III—IV. Roku 1898. Dílu XVIII, sešit V. Roku 1898 Prag 1898. Gesch d Museums „Matice Česká" in Prag

104. Report of the Australasian Association for the Advancement of Science. Vol VII. Sydney Meeting 1898. Gesch d. University Sydney.

105. Herman, Otto: Magyar Ösfoglalkozások Köréből. Budapest 1899 Gesch. d Verfassers

106. Müller, Dr. D. H.: Die südarabische Expedition der kaîs. Akademie der Wissenschaften in Wien und die Demission des Grafen Carlo Landberg Actenmässig dargestellt. (Wien und Leipzig 1899.) Gesch. d Verfassers.

107. Bullettino della Società Veneto-Trentina di Scienze naturali redatto del secretario Dott. Pietro Buffa. Tom. VI, Nr 4. Padua 1899 Gesch. d. Gesellschaft.

108. Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 19 November 1898. H. O. Olshausen berichtet über eine Alsen-Gemme an einem Buchdeckel trierischer Herkunft und spricht über Knochenasche und Harz als Füllmasse der vertieften Ornamente von Thongefässen. Sitzung vom 21. Januar 1899. H O Olshausen spricht über Gesichtsurnen. Gesch. d Vortragenden.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Redactions-Comité: Hofrath Prof. Dr. **Toldt** (Vorsitzender), Custos **F. Heger**, Prof. Dr. **Meringer**, Custos **J. Szombathy**, Prof. Dr. **Zuckerkandl**. Prof. Dr. **Paulitschke** (Redacteur).

c) Der Hausflur, das Vorhaus, der Eintrittsraum heisst:

Wo?	1 Haus	2 Hûs	3 Ota (Haus)	4 Dûm (Haus)	5 Maison (Haus)	6 Eren, Haus-Eren	7 Oera	8 Pöce (Pötsche)	9 Fletz oder Vorhaus	10 Flötz, Pflötz, Pflitz	11 Hausflötz	12 Hausflur	13 Butas (Haus)	14 Der Haustennen	15 Laube, Lábm, Lábn	16 Lobja	17 Loda	18 Soler, Sojer	19 Solder, Söller	20 Sollár	21 Soldár	22 Suler	23 Síň	24 Wjaža	25 Nams, namas	26 Chorom	27 Tinda	28 Pitvor	29 Hausgang	30 Vorhaus, Vorhûs	31 Vorkuchl	32 Fürhaus	33 Vordiele	
Vorarlberg, Bregenzerwald	.	1	.	.																														Zugleich Flur, Küche, gewöhnlicher Aufenthalts- und Arbeitsort, oder einst gewesen.
Wallis	.	1	.	.																														Meist ohne, zuweilen mit Herd (trechen). Oft Flurraum getheilt: Nahus mit Herd und Vorhûs.
Nordosttirol	1	.	.	.																														Flurraum getheilt: Haus und Kuchl. Oberflur heisst Söller.
Nordweststeiermark (Aussee), Salzburg, Berchtesgaden	1	.	.	.																														Oberflur im Salzburgischen Söller. Obergeschoss in Aussee Obmauf. „Haus" herrscht vor; Fletz selten. In Salzburg oft Sojer statt Söller. Haus ist im Salzburger Vorland noch grösstentheils mit offenem Herd; nimmt ab. Anstatt dessen specielle Küche mit Sparherd.
Nordsteiermark	1	.	.	.	.	.																												Recht oft Vorhaus. Bei Liezen und im südl. Oberösterr., z. B. Spital am Pyrhn und Windischgarsten: „Vorhaus", ohne Herd.
Siebenbürger Deutsche	1	.	.	.	.	.																												Zusammen Flur- und Herdraum. Der Oberflur heisst Aufboden für Mais u. dgl.
Nordwestschweiz (Jura)	.	.	1	4	.	.																												Bedeutet Haus. Zusammen Flur und Küche.
Die Choden bei Taus, Südwestböhmen	.	.	.	1	5	.	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	
Fast ganz Frankreich					1	6																												Ist Eintritts-, Koch-, Gesellschafts-, kurz Hauptraum; die Schlafräume sind untergeordnet, oft nach hinten hinaus.
Schwaben, Franken, Oberdeutschland					.	1	7																											Ärn = ags. Dichtersprache, bedeutet Haus. Auch Flet oder Fletz gebräuchlich. Alte Glosse: airin = pavimenta. Von ara? area? War einst im Gebrauche wie die maison Frankreichs; dann Küche und Vorhaus zusammen.
Giudicarien, Südtirol						1	8																											Grosse Eintrittshalle, dem Sulér des Engadin ähnlich, links davon drei Gemächer. Im Hintergrunde der Abtritt.
Val di Rendena							1	9																										Wenn gedielt Oera oder pötsche: wenn gepflastert matico.
Oberdeutsch; Salzburg (Flachgau)								1	10																									Schottisch the flet. Bei Waldprechting heisst die Oberflur Fletz oder Flötz, sonst die Oberflur Söller.
Eining, Kehlheim									1	11																								Ahd. flazzi, flezzi, alte Glosse = atrium, also Herdraum; pavimentum, aber auch aditus = Zugang.
Degerndorf, bei Brannenburg, östl. Baiern										1	12																							Auch dort heisst der Oberflur Söller.
Rhöngebirge											1	13																						Der und die Hausflur gebräuchlich. Offenbar kein volksthümliches, sondern Schulwort.
Litthauen												1	14																					
Baiern													1	15																				Nach Schmeller; ich habe diesen Namen in baj. sprechenden Ländern nirgends gefunden.
Obersteiermark; westungarische Deutsche; Heanzen														1	16																			Oft Vorhaus; der Flur oft getheilt: hinten Küche, vorne Lábm. Oft nur mit Gurtgewölbe getheilt. In Krieglach Lábnbodn = Oberflur; mit Gang (Balcon). Admont unten Vorhaus, oben Söller mit Gang. Slovenen Kärntens: loûpa; Krain: veša = Flurküche. 1429 Lauben vel Soler, coenaculum. 1419 lawn = solium. Alte Glosse: loûba = ûmbraculum, scena, orchestra. 1618 porticus, compluvium.

Zwischen Auronzo und dem Misurinasee	1	18	… wohl aber eine irrige Anwendung eines Schulwortes, weil der lobja oder loda (?-Begriff verloren ist.
Salzburg, Vorlande	1	19	Flur des Obergeschosses. Sojer, Fragment der Decke über der Küche. Die andere Hälfte ist für den Rauchabgang offen. Rauchboden, Böhnerl, Schabbühne. Siehe Heizung; IV.
Tirol	1	20, 21	Ital. solajo; solium? Erdboden. Auch area, pavimentum. Nach Schöpf Idioticon: *a*) Altan; alt. solare, lat. Solarium; *b*) Abtritt, weil er stets am Ende dieser Altane steht per Synektoches; *c*) Hausflur. Saal vor der Stube: Soller, Saal. Summerlaub?
Die sogenannten Cimbern der Sette Communi bei Asiago	1, 1	22	Bedeutet nicht den Hausflur, sondern Sollár den Fussboden der unteren, soldár jenen der oberen Stube.
Graubündten, besonders Engadin. Hie und da Glarus	1	23	Saalartiger Vorraum; seitwärts mit Schtüva (Stube), dann Ca da fö (Küche) und Chamineda (Kammer); geradeaus zum Stall. Wenn auf der anderen Seite ein zweiter Wohntract abgeschnitten wird, entsteht aus dem Sulér ein schmaler Corridor.
Čechen in Böhmen und Mähren; Hannaken; Slovaken von Lundenburg, Horaken bei Gr.-Meseritsch; Čechen bei Troppau. Goralen	1	24	Altslavisch siň = Atrium, der Maison entsprechend. Bei den Hannaken Anhängsel des siň rückwärts eine Rumpelkammer, podsiňka oder prisanek. Siň ist goralisch sien.
Südslaven	1	25	Flur ohne Herd. Eine Abtheilung derselben Küche.
Litthauen	1	26	Flur mit Herd, im Sommer Hauptraum, nach Art der maison.
Bukowina, Ruthenen	1	27	Vorhaus.
„ Rumänen	1	28	Vorhaus.
Slovaken aus der Gegend von Trentschin	1	29	Vorhaus.
Am Arlberg, St. Anton; Salzburg, an vielen Orten; Lofer; westl. des Strubpasses, am Achensee; Canton Schwyz	1	30	Oberflur oft „oberer Hausgang". Obergang, in Tirol und Salzburg, wie erwähnt: Sollér; in Vorarlberg oft Küche statt Flur.
Unterösterreich nördlich der Donau; Egerland; Baiern an der Donau; meist in Oberösterreich. In einem grossen Theile der Schweiz (Vorhûs oder auch Gang)	1	31	Die Namen Hausgang, Vorhaus, Vorkuchl u.s.w. kommen degenerierten Fluren zu.
Am Plattensee; südöstlich Unterösterreich; bei Adelberg in Krain	1	32	Hie und da kommt ein solcher Name neben einem andern vor.
Ungarisches Bergland, Kremnitz, Göllnitz, Schmölnitz u. s. w. (links Flur und ein Stübl, rechts Stube)	1	33	Viele Hausfluren aller Kategorien heissen Küche,
Ostfriesen	1		weil eben daselbst gekocht wird.

Ueber die Lage des Ohres.

Von Prof. Dr. **M. Holl**

in Graz.

(Hiezu 2 Figuren und 6 Tabellen.)

Der Lagebeziehung des Ohres zum Schädel kommt sowohl eine anthropologische als auch eine kunsthistorische Bedeutung zu. Bei einer Durchsicht der wenigen in der anatomischen Literatur vorfindlichen Angaben über die Lagerungsverhältnisse des Ohres fällt es besonders auf, dass manche Autoren hervorheben, dass Verschiedenheiten in der Höhenlage des Ohres (der Lagerung des Ohres in der Verticalen) beobachtet werden und dass diese auch asymmetrisch auftreten können; es wird angegeben, dass sogenannte hochsitzende Ohren nicht nur bei verschiedenen Individuen, sondern auch constant bei verschiedenen Rassen vorkommen. Henle[1]) führt an, dass die als normal angenommene Stellung des Ohres die zwischen zwei horizontalen Linien sei, von welchen die obere die Augenbraue, die untere die Nase berühre, ziemlich in der Mitte zwischen Stirn und Hinterkopfe. „Es kommen zahlreiche Abweichungen von dieser Norm, am häufigsten ein Hinaufrücken des Ohres vor, und selten stehen die beiden Ohren eines Individuums in ganz genau gleicher Höhe.“ Hyrtl[2]) erwähnt, dass besonders hochgestellte Ohren die ältesten Mumien und Statuen aus der ersten Periode der bildenden Kunst in Aegypten zeigen. Auch an manchen Zigeunerschädeln falle dieselbe Bildung auf. Dass bei den Juden das äussere Ohr absolut höher am Schädel angebracht sei, ist nach Hyrtl eine ganz grundlose und auf einzelne zufällige Wahrnehmungen hin gemachte Behauptung. Harless[3]) sagt, die Stellung der Ohren sowie ihre Grösse sei individuell sehr verschieden. In seiner Arbeit über Gesichtsasymmetrien gibt Hasse[4]) an, dass bei der Venus von Milo das linke Ohr höher stehe als das rechte; an einem lebenden weiblichen Kopfe stehe das linke Ohr mindestens 1·5 mm tiefer als das rechte, während an einem lebenden männlichen Kopfe die Mitte der Ohrecke der linken Seite um 2 mm höher stehe als rechts (beim weiblichen Kopfe konnte die Stellung der Ohröffnungen nicht genau ermittelt werden, weshalb das Gesammtverhalten der Ohrmuscheln für die Lagebestimmung herangezogen wurde). Brücke[1]) erwähnt, dass es bekannt sei, dass bei manchen Antiken die Ohren höher angesetzt sind, als dies bei Lebenden gewöhnlich ist.

Es hat Langer[2]) aufmerksam gemacht, dass bei der Beurtheilung der Lagerung des Ohres nicht die Ohrmuschel als Ganzes in das Auge gefasst werden darf, weil leichthin eine grössere Ausdehnung derselben eine höhere Lage des Ohres vortäuschen könnte; es werde auch schon durch eine Neigung des Kopfes der Anschein eines höher sitzenden Ohres hervorgebracht. Für die Beurtheilung der Lage des Ohres könne nur der äussere Gehörgang massgebend sein; berücksichtigt man aber gerade diesen Theil des Ohres, so werde man gleich von vorneherein der Annahme einer auffälligen Dislocation des Ohres nicht mit grossem Vertrauen entgegenkommen, weil der Gehörgang unter allen Umständen an die Schädelbasis angeschlossen sei und geradezu eine Art Fixpunkt abgebe. So sehr es manchmal den Anschein habe, als ob das Ohr höher sässe als sonst, so komme der äussere Gehörgang doch nicht höher zu liegen als in die Linie des oberen Randes des Nasenflügels. Von der Richtigkeit der Angaben Langer's gelingt es leicht, sich Ueberzeugung zu verschaffen.

Für die Beurtheilung der Höhenlage des Ohres kann in der That einzig und allein die Stelle des Ansatzes des Ohres am Schädel, sohin nur die Lagerung des äusseren Gehörganges massgebend sein, daher die Angaben aller Autoren, welche von einem

[1]) Handbuch der system. Anatomie. 2. Aufl. Braunschweig 1873, II. Bd., S. 759.

[2]) Handbuch der topographischen Anatomie. Wien 1865, I. Bd., S. 252.

[3]) Lehrbuch der plastischen Anatomie. Stuttgart 1876, S. 61.

[4]) Ueber Gesichtsasymmetrien. Archiv für Anatomie und Entwicklungsgeschichte, Jahrg. 1887, S. 119.

[1]) Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt. Wien 1891, S. 12.

[2]) Anatomie der äusseren Formen des menschlichen Körpers, Wien 1884, S. 157, und Ueber Form- und Lageverhältnisse des Ohres. Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien. N. F., II. Bd., Wien 1882, S. 14.

abnormen Ohrsitze Mittheilung machen, dabei aber die Ansatzstelle des Ohres an dem Schädel unberücksichtigt lassen, für eine Erörterung des richtigen Lageverhältnisses des Ohres eigentlich unbrauchbar sind. Viele der Literaturangaben über hochsitzende Ohren sind zweifelsohne darauf zurückzuführen, dass die Ohrmuschel eine grössere Ausdehnung in der Verticalen, als es sonst gewöhnlich der Fall ist, besessen, wodurch eine abnorme Höhenlage vorgetäuscht wurde. Es finden sich jedoch Angaben in der Literatur vor, in welchen sowohl die Grössenentfaltung des Ohres, als auch seine Ansatzstelle am Schädel besonders besprochen wird, woraus also hervorgeht, dass der betreffende Autor bei der Erörterung der Höhenlage des Ohres sich nicht durch dessen schwankende Grössenverhältnisse täuschen liess. So erwähnt Hyrtl, dass grosse Ohren als nationale Bildung bei den Bewohnern Biscayas und den alten Batavern (Blumenbach) sich vorfinden; die grössten Ohren, welche Hyrtl jemals sah, besass der berühmte Orientalist Hammer-Purgstall. Im unmittelbaren Anschlusse an diese Mittheilung bespricht Hyrtl, wie oben bereits mitgetheilt wurde, die hochgestellten Ohren der ägyptischen Mumien und mancher Zigeunerschädel. Man muss nun wohl annehmen, dass Hyrtl von einem höheren Ohrsitze, als es normal ist, bei den ägyptischen Mumien und manchen Zigeunerschädeln überzeugt war, umsomehr, als er noch darauf besonders hinweist, dass es eine ganz grundlose und nur auf einzelne zufällige Wahrnehmungen hin gemachte Behauptung sei, dass bei den Juden das äussere Ohr am Schädel höher angebracht sei. Nach Hyrtl, und ihm folgen andere Autoren, könne also die Lagerung des äusseren Gehörganges in der That eine höhere oder tiefere sein.

Mit Rücksicht darauf, dass all' den Autoren, welche einen abnorm hohen Ohrsitz erwähnen, nicht zugemuthet werden darf, dass es ihnen unbekannt war, dass derselbe von der Ansatzstelle des Ohres, sohin von der Lagerung des äusseren knöchernen Gehörganges abhängig sei[1]), und weiterhin, dass dieser letztere unter allen Umständen an die Schädelbasis angeschlossen sei[1]) und, wie Langer bemerkt, geradezu eine Art Fixpunkt abgebe, entsteht die Frage, wieso jene auffälligen Angaben mit der letzteren Thatsache in Einklang zu bringen sind.

Die Beurtheilung der Höhenlage des äusseren Gehörganges (und somit die des Ohrsitzes) ist einzig und allein abhängig von der Lagerung desselben in der verticalen Dimension des Kopfes. Gewöhnlich fällt er in die Mitte einer den Scheitel mit dem Unterkieferwinkel verbindenden Linie. Wenn die Ansatzstelle des Ohres in der That höher oder tiefer angetroffen wird, so ist die Ursache in einer individuellen oder Rasseneigenthümlichkeit der Höhenbildung des Gehirn- und Gesichtsschädels zu suchen. Bei in die Höhe besonders entwickeltem Hirnschädel oder bei geringer Höhenentfaltung des Untergesichtes wird der Ohrsitz tiefer als gewöhnlich erscheinen[2]).

[1]) Der knorpelige und der knöcherne Gehörgang liegen, einen Verticalschnitt betrachtet, im Grossen und Ganzen in einer Flucht; aber durch pathologische Vorgänge kann das Verhalten der Stellung des ersteren zum letzteren umgeändert werden. Ob durch schwere Onrgehänge der knorpelige Gehörgang herabgezogen werden könne, ist wohl fraglich. Hyrtl erinnert an die aus dem Zeitalter der Wildheit heute fortlebende Sitte, die Ohren mit Zierrathen zu behängen, und gibt an, dass, wenn dieselben schwerer sind, sie einen Einfluss auf die Länge und Stellung des Ohres nehmen können. (Die wirkliche Verlängerung der Ohren durch Gehänge und vielleicht auch der übrige Kopfputz haben sonder Zweifel die in Strabo und Pomponius Mela zu findenden Sagen der indischen Völkerschaften erregt, deren Ohren so gross waren, dass sich ihre Besitzer hinter denselben verbergen und, wenn sie schlafen gehen wollten, damit zudecken konnten; Fanesii et Sacmali, cum dormiunt, strati vice auribus ubuntur.)

[1]) Es braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, dass die Untersuchungen von Czermak, Morton und Langer dargethan haben, dass gerade jene Rassen, nämlich die alten Aegypter, bei welchen eine abnorme Höhenlage des Ohres von vielen Autoren als eine feststehende Thatsache hingestellt wurde, sich rücksichtlich der Lage des äusseren knöchernen Gehörganges von anderen Völkern gar nicht unterscheiden.

[2]) Eine auffallende (scheinbare) Tieflage des Ohres findet sich, und zwar als eine vorübergehende Erscheinung bei Kindern, während der Entwicklung des Kopfes vor, welche sich annähernd und dauernd wieder einfindet nach dem Entgange der Zähne und dem Schwunde der Alveolarfortsätze der Kiefer; in beiden Fällen handelt es sich aber nicht, wie ja einleuchtend ist, um eine wirkliche Verschiebung des Gehörganges am knöchernen Schädel. Langer*) schon hat diese Verhältnisse eingehend und richtig geschildert. Er sagt: „Zum Schlusse sei noch auf eine normale Tieflage des Ohres hingewiesen, welche aber nur vorübergehend als ein Bildungsstadium constant bei Kindern vorhanden ist. Es handelt sich dabei allerdings nicht um das Lageverhältniss des Ohres gegenüber den Gesichtstheilen, sondern um die Situirung in der verticalen Dimension des Kopfes gemessen vom Scheitel bis zum Unterkiefer. Diese Situirung wechselt thatsächlich mit dem Wachsthum. Ehe sich nämlich die bleibenden Proportionen zwischen dem Umfange des Hirn- und Gesichtsschädels ausgebildet haben, ist das Schädeldach beträchtlich über die Schädelbasis ausgeweitet und der Gesichtsabschnitt in seiner vollen Länge nach ausgewachsen. In Folge dessen stellt sich der Abstand der Ohröffnung vom Scheitel des

*) Form und Lageverhältnisse des Ohres, S. 25.

Es handelt sich dabei nicht um eine wirkliche Dislocation des Gehörganges, sondern nur um seine Lageverschiebung in der Verticalen.

Die von Henle und Hasse beobachtete asymmetrische Höhenlage der Ohren findet in einer asymmetrischen Entwicklung der Scheitel-Unterkieferwinkelhöhe ihre Begründung. Aus den Untersuchungen Hasse's ist zu entnehmen, dass die Asymmetrie namentlich den unteren Abschnitt der verticalen Kopfdimension, nämlich die Entfernung des Gehörganges vom Unterkieferwinkel befällt. Bei dem von Hasse abgebildeten Cranium ist der aufsteigende Ast des Unterkiefers linkerseits höher als der rechte; bei der Venus von Milo der rechte Ast bedeutend kürzer als der linke.

Aus dem Mitgetheilten geht hervor, dass die anthropologische Frage, betreffend die Höhenlage des Ohres, dahin beantwortet werden muss, dass der Ohrsitz abhängig ist von der Lage des äusseren knöchernen Gehörganges; dieser aber ist unter allen Umständen an die Schädelbasis angeschlossen. Bei den von verschiedenen Autoren angeführten Fällen von symmetrischer oder asymmetrischer abnormer Höhenlage des Ohres handelt es sich nicht um eine wirkliche Verschiebung der Ohransatzstelle von der Schädelbasis weg nach oben hin, an die Seite des Schädels, sondern um das Verhalten der Lagerung des äusseren Gehörganges in der verticalen Dimension des Kopfes, um seine grössere oder geringere Entfernung von den Endpunkten dieser Dimension, dem Scheitel und dem Unterkieferwinkel. Die verschiedene Entfernung des Gehörganges vom Scheitel einerseits, dem Unterkieferwinkel andererseits, ist mit der individuellen und rasseneigenthümlichen Höhenentfaltung des Gehirn- und Gesichtsschädels in engstem Zusammenhange.

Kopfes beträchtlich grösser dar, als vom Unterkieferrande, und zwar umsomehr, je jünger das Individuum ist. Das Ohr liegt beim Kinde tiefer, dem Halse verhältnissmässig näher als beim Erwachsenen. Dabei handelt es sich, wie selbstverständlich, nicht eigentlich um eine Verschiebung des Gehörganges; dieser bildet vielmehr das Centrum des Wachsthums, und da sich der obere Abschnitt des Kopfes, der Hirnschädel, weniger vergrössert, als der untere Abschnitt, nämlich das Gesicht, verändern sich die Proportionen der beiden Abstände des Ohres. So kommt es, dass, während der Gehörgang des Kindes fast genau bis an das untere Viertel des verticalen Durchmessers des Kopfes angrenzt, er beim Erwachsenen mitunter sogar in zwei fast gleiche Theile theilt. Begreiflich, dass nach dem Entgange der Zähne und dem Schwunde der Kiefer im Greisenalter sich annähernd wieder die infantilen Verhältnisse einfinden.

Der Frage der Höhenlage des Ohres kommt aber, wie schon eingangs bemerkt wurde, ausser der anthropologischen auch eine kunsthistorische Bedeutung zu. Die ausführlichsten Angaben in dieser Hinsicht theilt Langer mit. An manchen antiken Bildwerken, sagt er, sind die Ohren viel höher als richtig angesetzt, so insbesondere an den ägyptischen Bildwerken, woran man den Gehörgang gelegentlich sogar in der Linie der Lidspalte placirt antreffen kann, dann auch an einigen älteren griechischen Monumenten, so z. B. an einigen, doch nicht allen Aegineten, aber auch wieder an den neu entdeckten Hermes von Olympia. Trotz der an den verschiedenen ägyptischen Bildwerken, in verschiedenem Grade sich zeigenden abnormen Höhenlage des Ohres könne man doch, meint Langer, sagen, dass dieses Merkmal allen monumentalen ägyptischen Bildwerken eigen ist. Solche Werke jedoch, welche ganz zweifellos nach Vorbildern aus dem Volke gearbeitet sind,

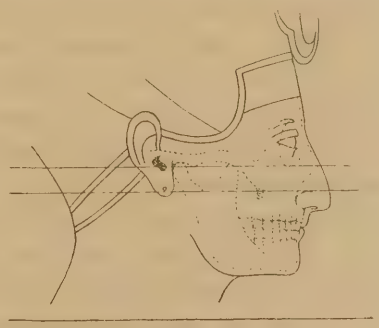


Fig. 46.

zeigen hingegen eine ganz naturgemässe Situirung der Ohren, so der „Schreiber“ und der sogenannte „Dorfschulze“ des Museums in Boulaque. Da die Hochlage des Ohres kein Rassenmerkmal der alten Ägypter war, so war die Gepflogenheit, hochsitzende Ohren anzubringen, gleichwie das Hereinziehen der ganzen Lidspalte in das Profil eben nur conventionell und nur im monumentalen Stile begründet. Die gleiche Construction an den altgriechischen Werken lasse sich nach Langer aber kaum anders denn als Unzulänglichkeit der Kunst bezeichnen.

Um vollends das Widernatürliche der ägyptischen Kunstgepflogenheit einzusehen und zu zeigen, dass das Verlegen des Ohrsitzes über die normale Stelle hinaus organisch unmöglich ist, hat Langer in die Bause der Lepsius'schen Abbildung der Ramsesbüste, deren Ohr gar nicht zu übermässig hoch liegt, in einfachen Umrissen das Gesichtsskelet eingezeichnet. (Fig. 46, Copie nach Langer.) Man wird alsbald finden, ruft Langer aus, dass unter Anderem der

Unterkiefer eine ganz monströse Gestalt bekommt; sein Ast ist bei weitem länger als der Körper, eine Proportion, die sich an keinem Cranium, auch an keinem aus einer Mumie entnommenen wiederfindet. Im Zusammenhange mit diesem Uebermaasse in der Länge des Unterkieferastes musste auch der Oberkiefer eine ungewöhnliche Länge bekommen, begreiflich, weil sich der Ast am Oberkiefer entlang erstreckt. Trotz dieser Unregelmässigkeiten in den inneren Proportionen haben sich die Künstler doch bemüht, wenigstens in den Hauptumrissen einigermassen die natürlichen Maassverhältnisse einzuhalten.

Nach den Angaben Langer's ist also das Ohr der Ramsesbüste zu hoch, „wenn auch gar nicht zu übermässig hoch", angebracht und die nothwendige Folge davon wären die Unregelmässigkeiten in den inneren Proportionen des Gesichtes, trotz welcher jedoch, wenigstens in den Hauptumrissen, einigermassen die natürlichen Maassverhältnisse eingehalten sind. Auf den ersten Anblick hin schon möchte man Langer beipflichten und aussagen, das Ohr des Ramses ist wirklich zu hoch angesetzt und die inneren Gesichtsproportionen sind ganz unregelmässige. Es sind jedoch auch die äusseren Proportionen ganz unregelmässig.

Das Gesicht des Ramses, nur nach den äusseren Hauptumrissen betrachtet, zeigt eine ganz auffallende Höhenentfaltung. Die Entfernung der Lidspalte von der Mundspalte ist eine geradezu übermässige, während die Unterlippen-Kinngegend nicht überhöht erscheint. Ueberhöht erscheint die Dimension zwischen Gehörgang und Unterkieferwinkel. Das ganze Obergesicht ist also im Uebermaasse erhöht, das Untergesicht jedoch im gewöhnlichen Ausmaasse gebildet. Die Ueberhöhung des Obergesichtes betrifft namentlich die Gegend unter dem Auge (den Oberkieferkörper) und die Nase; die Oberlippengegend erscheint sogar etwas niederer als normal.

Prüft man die Gesichtsproportionen mit Rücksicht auf das Skelet, so treten die erwähnten Missverhältnisse ganz deutlich zu Tage. Der Unterkieferast, der Oberkieferkörper und besonders der Nasenantheil des Oberkiefers, auf welchen Langer nicht hinweist, erscheinen übermässig hoch gebildet; der Körper des Unterkiefers ist normal hoch, niedriger als gewöhnlich gehalten ist jedoch der Zahnfortsatz des Oberkiefers.

Setzt man die ganze Gesichtshöhe des Ramses = 1000 und berechnet man den Antheil, welchen die einzelnen Skeletstücke des Gesichtes an deren Aufbau nehmen, so ergeben sich Zahlenverhältnisse, welche mit den gewöhnlich zu beobachtenden ganz und gar nicht übereinstimmen. Sehr auffallend werden die abnormen Gesichtsproportionen des Ramses, wenn man sich aus den gefundenen Zahlen ein lineares Schema des Gesichtes aufbaut und dieses mit solchen aus normalen Gesichtern hergestellten vergleicht.

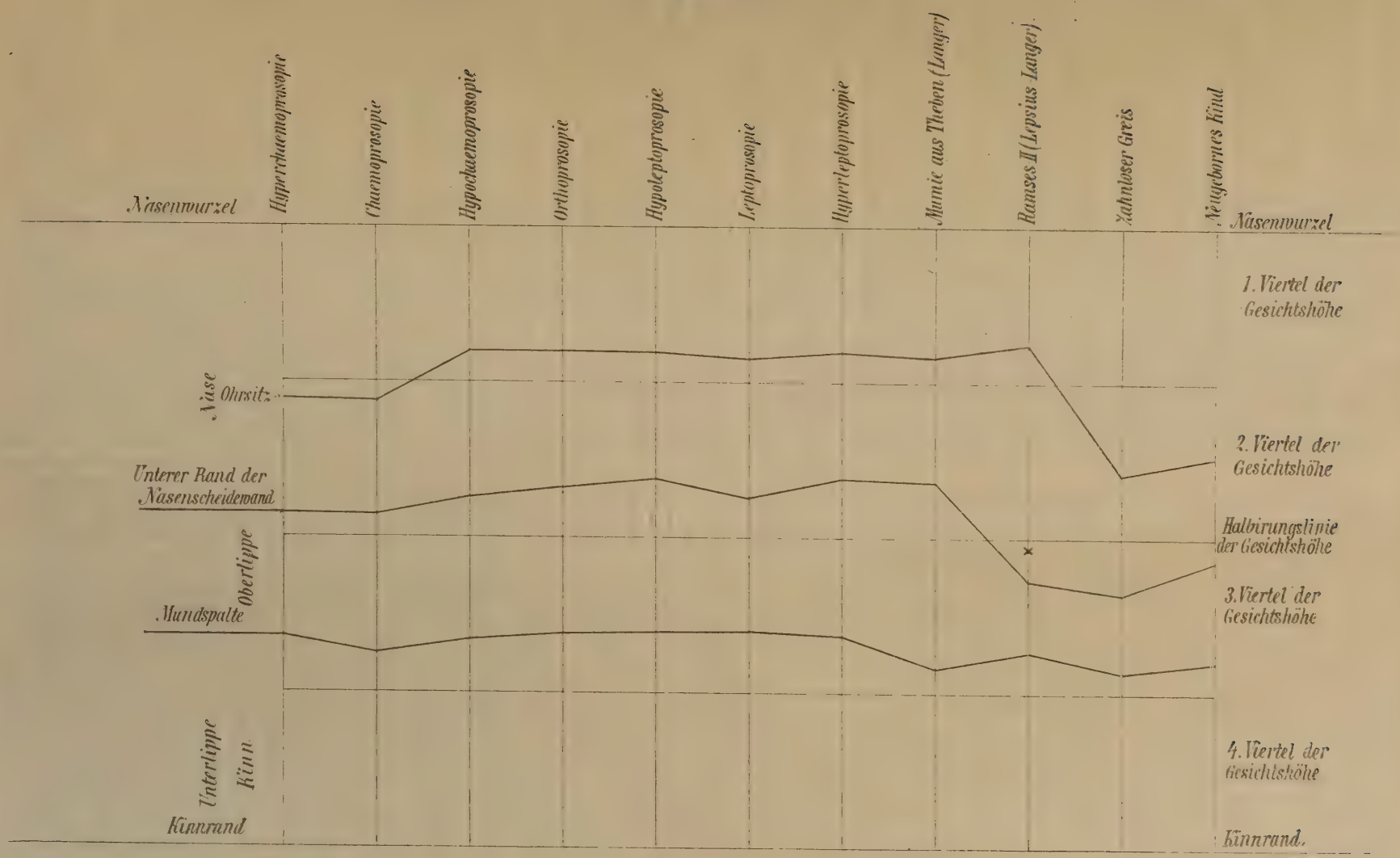
Die folgende Tabelle I*a* zeigt in Zahlen die Gesichtsproportionen des Ramses und zum Vergleiche die eines Schädels einer männlichen Mumie aus Theben, ferner die der von mir aufgestellten verschiedenen Gesichtstypen [1]) und endlich die eines zahnlosen Greises und eines neugeborenen Kindes. Die Tabelle I*b* illustrirt diese Zahlen durch die auf Grund derselben ermittelten linearen Constructionen.

[1]) Ueber Gesichtsbildung. Mitth. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, XXVIII, 1898.

Tabelle Ia.

Höhe in Millimetern	Hyperchamaeprosopie	Chamaeprosopie	Hypochamaeprosopie	Orthoprosopie	Hypoleptoprosopie	Leptoprosopie	Hyperleptoprosopie	Cranium-Mumie aus Theben	Ramses II.	Zahnloser Greis	Neugeborenes Kind
des Gesichtes	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000
der Nase	469	466	444	427	420	430	424	413	558	594	542
der Oberlippengegend	216	213	226	232	240	237	232	293	135	128	157
der Unterlippen-Kinngegend	348	322	333	340	338	339	343	293	308	277	300
der Mundregion	564	534	559	572	578	576	575	586	443	405	457
Unterschied zwischen der Höhe der Nasen- und Mundregion	95	68	115	145	158	146	151	173	— 115	— 189	— 85
Höhe des oberhalb des Gehörganges gelegenen Gesichtsantheiles	276	277	252	249	248	260	254	215	176	405	371
Höhe des unterhalb des Gehörganges gelegenen Gesichtsantheiles	724	723	748	752	752	740	746	785	824	595	629

Tabelle Ib.



Linearschemata der Gesichtshöhen der verschiedenen Gesichtsformen Erwachsener, eines neugeborenen Kindes und eines zahnlosen Greises, verglichen mit denen eines Mumienschädels aus Theben und der Profilbüste von Ramses II nach ihren relativen Maassen; Gesichtshöhe = 1000.

*) Lage des Ohres bei Ramses, wenn dasselbe, wie Langer angibt, in der Höhe des oberen Randes des Nasenflügels liegen soll.

Die Proportionen des Gesichtes von Ramses sind nicht im Einklange mit denen des von Langer mitgetheilten ägyptischen Mumienschädels. Während die Unterlippen-Kinngegend bei beiden ziemlich gleich hoch gebildet ist, sind auffällige Unterschiede zwischen ihnen in der Nasen- und Oberlippengegend zu verzeichnen. Die Nase des Ramses ist übermässig hoch, um 145 Tausendtheile höher als die des Craniums; die Nase ist der Art übermässig hoch, dass die Halbirungslinie der Gesichtshöhe in sie hineinfällt, während dieselbe am Mumienschädel tief unter der Nase hinzieht; entsprechend diesen Verhältnissen bleibt die Oberlippengegend um 158 Tausendtheile gegen die gleiche des Mumienschädels zurück. Das Auffällige in der Gesichtsbildung des Ramses besteht sohin in der ganz übermässigen Höhenentwicklung der Nasengegend, welche über die Hälfte (558 Tausendtheile) der ganzen Gesichtshöhe beträgt.

Der Vergleich der Gesichtsproportionen des Ramses- und des Mumienschädels ergibt, dass der Künstler bei der Bildung des Gesichtes sich nicht an reale Verhältnisse gehalten hat, daher die Büste nicht als Porträtbüste in vollstem Sinne des Wortes aufgefasst werden kann. (Da die Proportionen des Gesichtes des Mumienschädels, verglichen mit denen der verschiedenen Gesichtstypen [vom hyperchamaeprosopen bis zum hyperleptoprosopen Typus hin, Tabelle 1*a* u. 1*b*] keine besonders auffälligen Verschiedenheiten zeigen, so geht auch hervor, dass die altägyptischen Schädel in der Bildung ihres knöchernen Gesichtsschädels ihnen keine eigenthümlichen ethnographischen Merkmale erkennen lassen.)

Beim zahnlosen Greise und beim neugeborenen Kinde (Tabelle 1*a* und 1*b*) sind die Gesichtsproportionen ganz charakteristisch und einander ähnlich; bei jenem bedingt durch den Entgang der Zähne und dem Schwunde des zahntragenden Theiles der Kiefer, bei diesem durch die noch nicht vor sich gegangene Entwicklung derselben Gebilde. Beim zahnlosen Greise und beim neugeborenen Kinde erscheint die Nase übermässig lang und nimmt die ganze obere Hälfte und noch einen Theil der unteren Hälfte der Gesichtshöhe für sich in Anspruch. (Durch all' diese Verhältnisse wird es erklärlich, dass man sehr häufig an den Kindern nicht die Züge der Eltern, sondern die der Grosseltern zurückfindet, His, Stratz.) Ein Vergleich der Gesichtsproportionen des Ramses mit denen eines zahnlosen Greises ergibt eine bedeutende Aehnlichkeit; ja selbst die des neugeborenen Kindes ähneln denen des Ramses.

Anlangend die Lage des Ohres bei Ramses, so zeigt sich, dass der auf die Stelle der Anheftung des Ohres an die Schädelbasis hinweisende äussere Gehörgang weit über die Höhe des oberen Randes des Nasenflügels hinaufgerückt erscheint (Fig. 46), nach den Untersuchungen Langer's aber soll die Ohröffnung gerade in die genannte Höhe zu liegen kommen, vorausgesetzt die horizontale Einstellung des Schädels. Ich kann diese Angabe bestätigen, muss aber hinzufügen, dass dieselbe einer Ergänzung bedarf, da sie in dieser Fassung nicht genau genug ist. Die Mitte der Ohröffnung oder, wenn man will, die Spitze des Tragus (Ohrecke) ist es, welche in einer Linie mit dem oberen Rande des Nasenflügels liegt, während der obere Rand des äusseren Gehörganges mit dem tiefsten Punkte des unteren Augenhöhlenrandes in eine Gerade zu liegen kommt.

Der Ohransatz bei Ramses liegt beiläufig in der Nähe des unteren Endes des oberen Viertels der Gesichtshöhe (Tabelle 1*b*). Betrachtet man die Lage der Ohröffnung mit Rücksicht auf das in das Gesicht des Ramses eingezeichnete Skelet (Fig. 46), so ergibt sich, dass dieselbe knapp unter die Wurzel des Jochbogens und die Mitte des Tragus mit dem tiefsten Punkte des unteren Augenhöhlenrandes nahezu in einer geraden Linie[1]) zu liegen kommt, was ganz naturgemäss ist. Es liegt sohin in der Lagebestimmung der Ohröffnung insoferne ein Widerspruch vor, als die Ohrlage, bezogen auf den oberen Rand des Nasenflügels, als eine viel zu hohe, jedoch mit Beziehung auf das Gesichtsskelet als eine annähernd richtige bezeichnet werden muss. Die äusserliche Betrachtung des Gesichtes des Ramses und dessen Skeletbau hat ergeben, dass die Nase viel zu lang ist, nothwendigerweise daher die Gegend des Nasenflügels viel zu tief zu liegen kommen muss; daraus geht aber hervor, dass der Nasenflügel für die Bestimmung der Ohrlage bei Ramses, wie es Langer thut, nicht herangezogen werden darf. Mit Rücksicht darauf hatte Langer gar keine Berechtigung, auszusagen, das Ohr des Ramses sei zu hoch angesetzt; jedoch die Entfernung des Ohransatzes von der Unterkieferwinkelgegend erscheint zu gross, und mit Rücksicht darauf muss bei äusserlicher Betrachtung des Gesichtes die Lage der Ohröffnung als eine zu hohe bezeichnet werden. Nach dem oben Mitgetheilten ist für die Bestimmung des Ohrsitzes nur

[1]) Dass der obere Rand des äusseren Gehörganges nicht in einer Linie mit dem unteren Augenhöhlenrand liegt, ist zum Theile in der schematisch gehaltenen Ohröffnung, zum Theile in dem schematisch gezeichneten Skelet begründet.

dessen Beziehung zur Schädelbasis massgebend und diesbezüglich geht hervor, dass das Ohr des Ramses eine naturgemässe Höhenlage einnimmt; vergleicht man die Lagerung des Ohres in der verticalen Dimension des Gesichtes bei Ramses, bei dem Mumienschädel, wie auch bei den in Tabelle 2*b* verzeichneten verschiedenen Gesichtstypen, so findet man, dass in allen Fällen eine vollständige Uebereinstimmung herrscht, will sagen, das Ohr des Ramses ist richtig angesetzt. Die bei äusserlicher Betrachtung der Ramsesbüste abnorme Hochlage des Ohres ist sohin nur eine scheinbare, bedingt durch die abnormen Verhältnisse der Gesichtsgestaltung. Nicht das Ohr ist zu hoch angesetzt, wie Langer meint, sondern jener Gesichtsantheil, der unter der Linie liegt, die den Gehörgang mit dem unteren Rande der Augenhöhle verbindet, beiläufig also die drei unteren Gesichtsviertel, ist in einem Uebermaasse der Höhe gestaltet. Die unregelmässigen und fehlerhaften Gesichtsproportionen des Ramses sind daher nicht, wie Langer meint, eine nothwendige Folge einer fehlerhaft gewählten Ansatzstelle des Ohres, sondern umgekehrt, das Ohr erscheint wegen der Mängel in der Gesichtsbildung unrichtig angesetzt.

Langer hat bei der Betrachtung des Gesichtes des Ramses nur die Unregelmässigkeiten in der Bildung des Oberkiefers und des Unterkiefers berücksichtigt; der unrichtigen Art der Bildung der Nase jedoch wurde von ihm kein Augenmerk geschenkt. Gerade aber auf regelmässige Bildung der Nase kommt es an, wenn man, wie Langer es vorschlägt und es auch bei Ramses gethan, die Lage der Ohröffnung mit dem oberen Rande des Nasenflügels in Beziehung bringt, die Lage der ersteren nach der des letzteren bestimmen will.

Wenn man in das Gesicht der Ramsesbüste das Ohr in der Lage einzeichnet, wie es nach Langer richtig sein soll, also in der Weise, dass die Ohröffnung in einer horizontalen Linie mit dem oberen Rande der Nasenflügel liegt, was durch die Fig. 47 veranschaulicht werden soll, so zeigt sich schon bei äusserlicher Betrachtung des Gesichtes, ohne Rücksichtnahme auf das Skelet, das Ohr ganz naturwidrig gelagert. Das Ohr kommt in die untere Gesichtshälfte, tief unter die Linie, welche man sich durch die Lidspalte gezogen denkt, zu liegen und auf den rückwärtigen Contour des Kopfes bezogen, liegt es in der Höhe der Concavität der Nackenlinie. Dass eine solche Lagerung des Ohres vollständig fehlerhaft wäre, ist sofort in die Augen springend. Betrachtet man bei derartig vorgenommener Lagerung des Ohres das Verhalten des Gesichtsskeletes (Fig. 47) in Bezug auf seine Proportionen, so gewahrt man, dass auch jetzt, wie im früheren Falle (Fig. 46), unnatürliche Verhältnisse in der Gesichtsbildung auftreten, mit dem Unterschiede, dass, während sie früher (Fig. 46) in der unteren Gesichtshälfte, sie sich jetzt (Fig. 47) in der oberen Gesichtshälfte störend bemerkbar machen. Wie gross müsste die Augenhöhle werden, da ja doch der untere Rand derselben in der gleichen Höhe wie der obere Rand der Gehöröffnung liegen soll; doch auch die Theile der unteren Gesichtshälfte erscheinen unregelmässig gebildet, der aufsteigende Ast des Unterkiefers zu niedrig. Die Nase erscheint auch jetzt wie früher zu lang. Die also auch bei der letzterwähnten Art des Ohransatzes auftretenden unregelmässigen und unnatürlichen Bildungen des Gesichtes sind ein neuerlicher Beweis, dass dieselben nicht

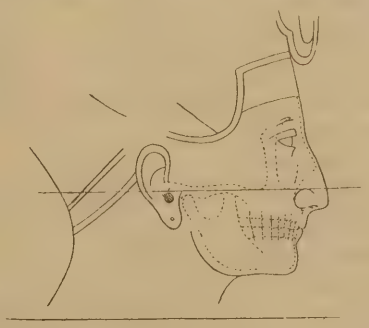


Fig. 47.

durch die Lagerung des Ohres, wie Langer angibt, bedingt sind; es geht vielmehr hervor, dass sie bei jeder vorgenommenen Lagerungsweise des Ohres zum Vorschein kommen, dass eben die unnatürliche Bildung des Gesichtes der Ramsesbüste die Ursache ist, dass das Ohr derselben höher, als es naturgemäss ist, zu liegen scheint. Bezeichnet man in der Linearconstruction des Gesichtes von Ramses die Stelle der Ohröffnung (Tabelle I*b*), welche nach Langer in der Höhe des oberen Randes des Nasenflügels zu liegen habe, so wird man gewahren, dass sie weit tiefer, als es naturgemäss ist, liegt; sie käme unter die Höhenmitte der verticalen Gesichtsdimension zu liegen, also weit tiefer, als dies beim zahnlosen Greise und dem neugeborenen Kinde der Fall ist. —

Um zu erforschen, ob bei anderen ägyptischen und griechischen Bildwerken das Ohr naturgemäss angebracht worden sei oder nicht und ob die allenfalls vorkommende regelwidrige Lagerung gleichwie

bei Ramses nur eine scheinbare, in den unnatürlichen Gesichtsproportionen bedingte sei oder nicht, habe ich die Lage des Ohres und die Gesichtsproportionen an denjenigen Gestaltungen, welche nach den Hirth-schen Abbildungen[1]) eine derartige Untersuchung zuliessen, mit möglichster Genauigkeit zu bestimmen gesucht. Da die Untersuchungen an Abbildungen vorgenommen wurden, so können die Ergebnisse derselben auf absolute Genauigkeit keinen Anspruch machen; dasselbe wäre jedoch auch der Fall, wenn aus Kalkstein gebildeten, im Louvre vorfindlichen „Schreiber"; 2. aus der Kunstperiode des mittleren Reiches: die Holzstatue des Mitregenten Horfuabra; 3. aus der des neuen Reiches: das Reliefporträt des Königs Seti I. an dem Tempel des Osiris in Abydos. Von griechischen Schöpfungen wurden untersucht: Apollon von Tenea (München), Athene von der Giebelgruppe des Tempels von Aegina (München), Apollon vom Zeustempel in Olympia, Apollon im Mus. naz. in Rom, Venus genetrix (Aphrodite) im Louvre.

Tabelle IIa.

Höhe in Millimetern	Chamaeprosopie	Leptoprosopie	♂ nach einer Photographie	Cranium einer ♂ Mumie aus Theben	Ramses II.	Rahotep	Seti I.	Dorfschulze	Schreiber	Horfuabra	Apollon von Tenea	Athene, Giebel von Aegina	Apollon, Zeustempel von Olympia	Apollon, Rom. (Mus. Naz.)	Aphrodite (Louvre)
des Gesichtes . . .	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000
der Nase	466	430	447	413	558	476	513	430	470	500	500	500	466	456	507
der Oberlippengegend	231	237	210	293	135	238	179	174	235	200	150	125	200	156	101
der Unterlippen-Kinngegend	322	339	343	293	308	286	308	395	294	300	350	375	333	385	391
der Mundregion . .	534	576	553	586	443	524	487	569	529	500	500	500	533	541	492
Unterschied zwischen der Höhe der Nasen- und der Mundregion	68	146	106	173	— 115	48	— 26	139	59	—	—	—	67	85	— 15
Höhe des oberhalb des Gehörganges gelegenen Gesichtsantheiles	277	260	237	215	176	206	154	279	294	400	200	150	200	200	565
Höhe des unterhalb des Gehörganges gelegenen Gesichtsantheiles	723	740	763	785	824	794	846	721	706	600	800	850	800	800	435

ich Gelegenheit gehabt hätte, die Untersuchungen an den Originalwerken oder deren Nachbildungen vorzunehmen, denn dieselben lassen sich, wie auch die menschliche Gestalt, eben nicht so wie eine an scharfen Ecken und Kanten begrenzte reguläre geometrische Figur abmessen, auf welchen Uebelstand auch Langer bei seinen Untersuchungen hingewiesen hat.

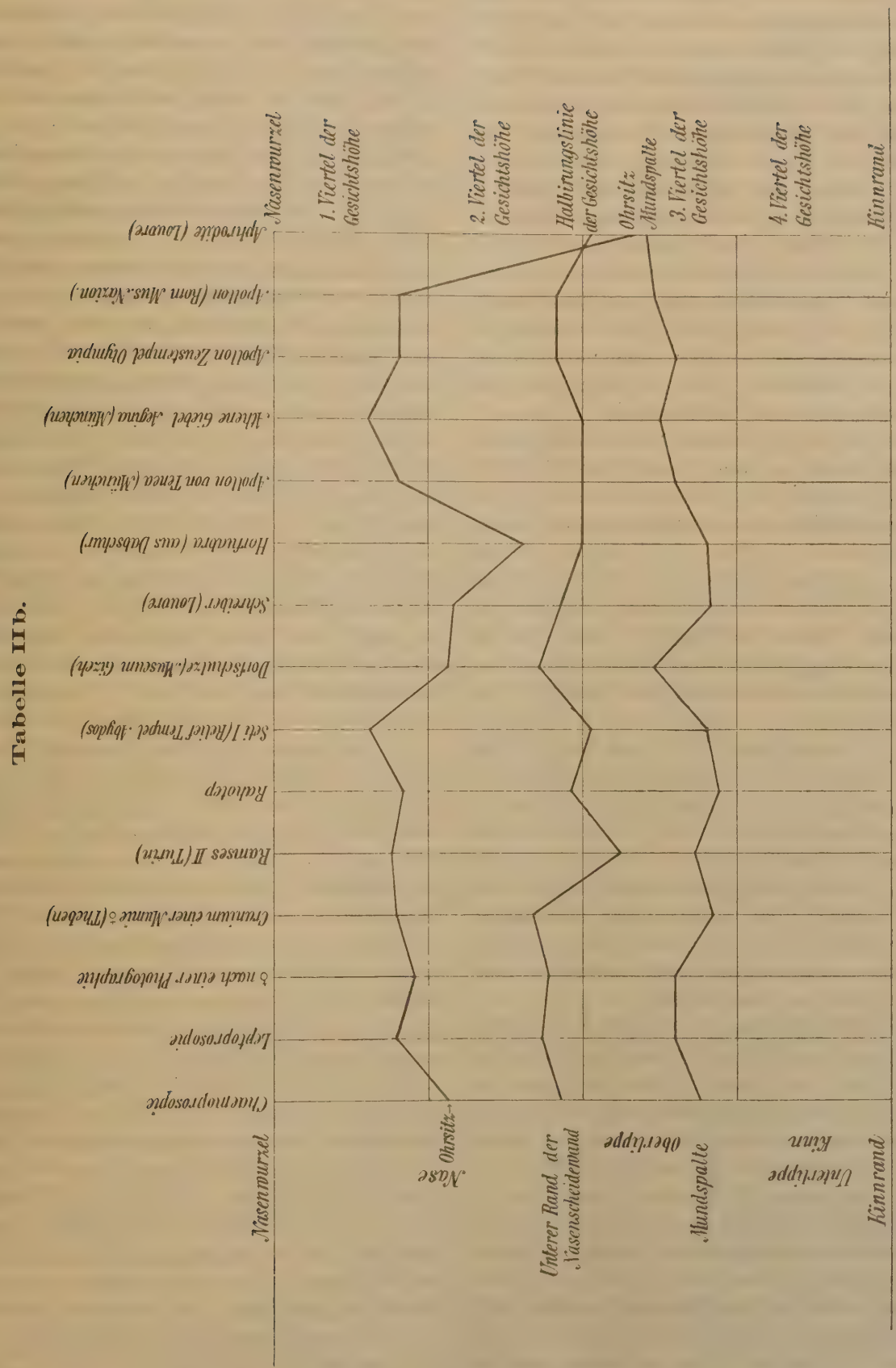
Von ägyptischen Bildwerken wurden untersucht: 1. aus der Kunstperiode des alten Reiches: die im Museum von Giseh befindliche bemalte Kalksteinstatue des Prinzen Rahotep, die im gleichen Museum vorhandene Holzstatue des Dorfschulzen und des

[1]) Der Stil in den bildenden Künsten und Gewerben. Alterthum. Bearbeitet von Dr. Heinrich Bulle. München und Leipzig 1898.

Mit Beziehung auf die in der Tabelle II*a* und II*b* untergebrachten Maassbestimmungen und Linearconstructionen der untersuchten Gesichter sei in Kürze Folgendes erwähnt:

Rahotep weist bei annähernd natürlichen Gesichtsproportionen (abgesehen von einer geringen Ueberhöhung der Nase) einen naturgemässen Ohransatz auf. Seti's Ohr ist merklich zu hoch angesetzt; verglichen mit dem Mumienschädel würde es beiläufig 60 Tausendtheile über der Schädelbasis, und zwar an die Schuppe des Schläfenbeines zu liegen kommen. Die Anheftungsstelle ist eine unnatürliche und nicht in den durch die überhöhte Bildung der Nase erzeugten unregelmässigen Gesichtsproportionen bedingt. Der Dorfschulze und der „Schreiber" zeigen eine Lage des Ohres, wie sie beim chamae-

Tabelle IIb.


Nasenwurzel
1. Viertel der Gesichtshöhe
2. Viertel der Gesichtshöhe
Halbirungslinie der Gesichtshöhe
Ohrsitz Mundspalte
3. Viertel der Gesichtshöhe
4. Viertel der Gesichtshöhe
Kinnrand
Aphrodite (Louvre)
Apollon (Rom Mus. Nazion.)
Apollon Zeustempel Olympia
Kleine Giebel Aegina (München)
Apollon von Tenea (München)
Hortkabra (aus Dahschur)
Schreiber (Louvre)
Dorfschulze (Museum Gizeh)
Sati I (Relief Tempel Abydos)
Radotep
Ramses II (Turin)
Cranium einer Mumie (Theben)
nach einer Photographie
Leptoprosopie
Chamaeprosopie
Nasenwurzel
Nase
Ohrsitz
Unterer Rand der Nasenscheidewand
Mundspalte
Oberlippe
Unterlippe
Kinn
Kinnrand

prosopen Typus auftritt und beide Gesichter sind in der That chamaeprosop. Abgesehen von der Ueberhöhung der Unterlippen-Kinngegend beim Dorfschulzen sind die Gesichtsproportionen bei beiden Gestaltungen nicht unnatürlich. Horfuabra's Gesichtsproportionen weisen auf eine Ueberhöhung der Nasenregion hin; unabhängig von diesen aber zeigt das Ohr einen fehlerhaften Ansatz, denn es würde circa 200 Tausendtheile unterhalb der Schädelbasis zu liegen kommen. Es geht also hervor, dass bei Rahotep, dem Dorfschulzen und dem Schreiber das Ohr naturgemäss, und zwar an die Schädelbasis, angesetzt ist, während Seti's und Horfuabra's Ohren eine unnatürliche Lagerung, welche von den Gesichtsproportionen unabhängig ist, aufweisen. Seti's Ohr liegt über, das von Horfuabra unter der Schädelbasis.

Anlangend die griechischen Bildwerke, so ergibt sich, dass Apollon von Tenea und Athene eine etwas überhöhte Nase besitzen; die Unterlippen-Kinngegend der Athene ist gering unterhöht, die des Apollon überhöht. Apollon vom Zeustempel und Apollon vom Nationalmuseum in Rom zeigen, namentlich der erstere, annähernd natürliche Gesichtsproportionen. Während der Ohrsitz bei allen Apollonbildungen naturgemäss ist, erscheint bei Athene das Ohr übermässig hoch angebracht (unabhängig von den Gesichtsproportionen); es kommt über die Schädelbasis, an die Aussenfläche der Schuppe des Schläfenbeines zu liegen und an merklich höherer Stelle als bei Seti. Die Aphrodite (Venus genetrix) im Louvre hat eine etwas überhöhte Nase; die Unterlippen-Kinngegend ist etwas überhöht, die Oberlippengegend unterhöht. Das Ohr ist geradezu auffallend tief angesetzt; es würde weit unterhalb der Schädelbasis zu liegen kommen. Die Ansatzstelle ist viel tiefer, als dies beim neugeborenen Kinde angetroffen wird, und daher eine ganz unnatürliche.

Aus dem Mitgetheilten geht hervor, dass an den ägyptischen und griechischen Bildwerken unabhängig von natürlichen oder unnatürlichen Gesichtsproportionen das Ohr sowohl naturgemäss, oder zu hoch oder zu tief, als natürlich ist, am Kopfe angesetzt wurde; nicht nur ein abnormer Hochsitz des Ohres, wie allgemein angenommen wird, sondern auch ein abnormer Tiefsitz desselben kann beobachtet werden. Es geht auch hervor, dass bei vielen Bildwerken die abnorme Höherlagerung des Ohres nur eine scheinbare ist, bedingt durch eine unnatürliche Gesichtsbildung.

Mit Beziehung auf das Letztere drängt sich wohl mit Recht die Frage auf, wieso es komme, dass die Künstler an ihren Werken, bei anatomisch unrichtiger Darstellung der Proportionen des Gesichtes, dem Ohre dennoch eine anatomisch richtige Lagerung gegeben haben; die andere Frage, die Ursache einer zu hohen oder zu tiefen Anbringung des Ohres in Verbindung mit einer unnatürlichen Weise der Gesichtsbildung findet wohl in der Mangelhaftigkeit der Kunst ihre Beantwortung und Begründung.

Langer meint, dass die Gepflogenheit, hochsitzende Ohren anzubringen, bei den Aegyptern eben nur conventionell und nur im monumentalen Stile begründet war. Die gleiche Construction an den altgriechischen Werken lasse sich aber kaum anders denn als Unzulänglichkeit der Kunst bezeichnen. Man kann nach den obigen Ausführungen der Meinung Langer's nicht beistimmen, vornehmlich aus dem Grunde, weil, wie hier nochmals hervorgehoben werden soll, in allen jenen Fällen, in welchen von einem Hochsitze der Ohren gesprochen wird, dieser ja nur ein scheinbarer ist, bedingt durch abnorme Darstellung der Proportionen des Gesichtes; aber gerade diese Fehler sind es, auf Grund welcher Langer seine Behauptung stützt. Die Angelegenheit ist, wie gesagt, ganz anders aufzufassen; es handelt sich um eine Erklärung der Ursache der Darstellung einer naturgemässen Lage des Ohres in Vergesellschaftung einer unnatürlichen Darstellungsweise des Gesichtes.

Die Anbringung des Ohres in naturgemässer Lage bei einer fehlerhaften Darstellung des Gesichtes musste erfolgen, sollte das Bildwerk nicht ein ganz unnatürliches Aussehen erlangen. Eine Verschiebung der unter allen Umständen fixen Lage der Ohröffnung bringt sofort das Unschöne und Unnatürliche der Bildung zum Vorschein und weniger fällt die abnorme Gestaltung des Gesichtes als die abnorme Lagerung des Ohres auf. In Fig. 46 erscheint das richtig angesetzte Ohr etwas hoch zu liegen; es wirkt aber nicht störend für den Anblick, weil es eben richtig angebracht ist; störend wirkt vielmehr die übermässig hohe Darstellung der Nasen- und Oberkiefergegend. Hätte der Schöpfer der Ramsesbüste den Ohrsitz naturwidrig höher, z. B. bis in die Gegend der Lidspalte oder tiefer bis in die Höhe des Nasenflügels, wie dies Fig. 47 zeigt, verlegt, so wäre das Unnatürliche dieser Darstellung gleich in die Augen springend und viel störender als die Mängel in der Gesichtsbildung. Die Künstler hatten die Empfindung oder wussten es auch, dass das Ohr zum Hirnschädel gehöre, dass es durch den unmittelbaren Anschluss an denselben eine fixe

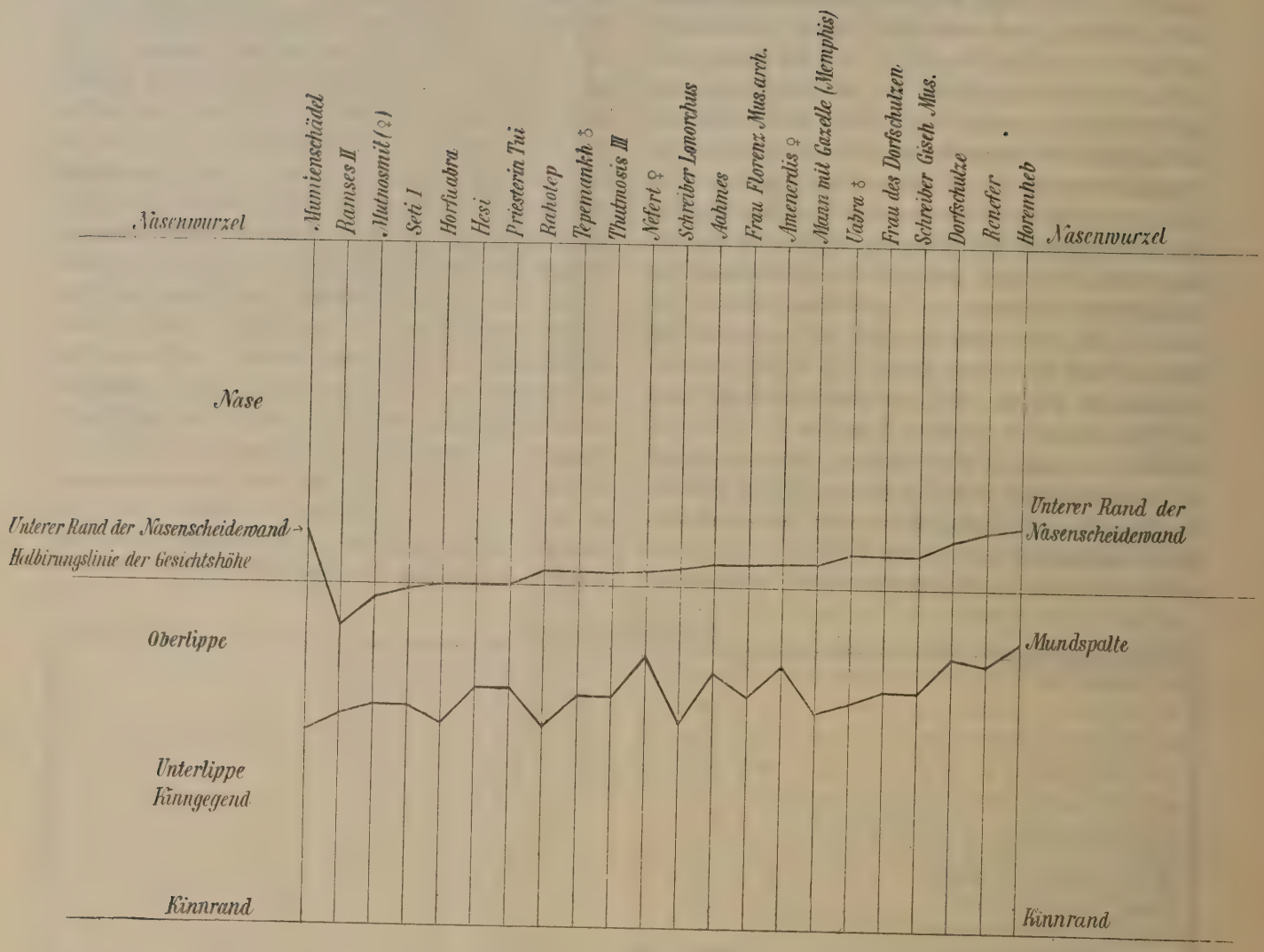
Lagerung erhält und dass eine Abänderung dieser viel auffälliger und störender (weil ja unnatürlich) wirkt, als eine Abänderung in der Darstellung der schwankenden Verhältnisse in der Gesichtsbildung, welche sich viel weniger bemerkbar macht und vordrängt, da ja Gesichter mit verschiedenem individuellen Charakter so vielfach zur Betrachtung gelangen. Eine nicht bis zum Uebermaass getriebene unnatürliche Darstellungsweise des Gesichtes wird viel weniger empfunden, als eine mangelhafte Darstellung des Hirnschädels. Obwohl die Gesichtsproportionen des Ramses viel unnatürlicher sind als die Seti's (die Ueberhöhung der Nasengegend bei Ramses ist viel bedeutender als bei Seti), so erscheint doch, eben in Folge des naturgemässen Ansatzes des Ohres bei Ramses, dasselbe nicht besonders hoch zu liegen, das Gesicht erscheint nicht übermässig hoch gebildet, die Höhe des Stirnschädels (so weit zu beurtheilen) nicht verringert. Ganz anders bei Seti; bei diesem macht sich das in fehlerhafter Weise zu hoch angesetzte Ohr, als wirklich viel zu hoch gelagert, bemerkbar, das Gesicht erscheint übermässig hoch, die innerhalb der Kopfbedeckung liegende obere Schädelcontour aber unterhöht. Horfuabra's Gesicht ist gleich proportionirt wie das von Seti; das fehlerhaft tief angesetzte Ohr. Horfuabra's lässt die untere Gesichtshälfte auffallend niedrig, den Hirnschädel auffallend hoch erscheinen. Ganz dasselbe, was sich aus den Untersuchungen der ägyptischen Gestaltungen ergeben hat, gilt auch für die griechischen Bildwerke.

Eine anatomisch richtige Darstellung des Ohrsitzes lässt auch eine anatomisch richtige Darstellung des Gesichtes voraussetzen. Nach dem oben Angeführten aber ist zu entnehmen, dass die Künstler bei naturgemässer Anbringung des Ohres das Gesicht dennoch mit unnatürlichen Proportionen gestalteten. Es entsteht, da ja doch von einer Mangelhaftigkeit in der Kunst nicht gesprochen werden kann, die Frage, welche Veranlassung die Künstler zu einer solchen Darstellung des Gesichtes hatten.

Tabelle IIIa.

	Gesichtshöhe	Nasenhöhe	Höhe der Oberlippe	Höhe der Unterlippenkinngegend	Höhe der Mundregion	Unterschied zwischen der Höhe der Nasenregion und Mundregion	Anmerkung
Mumienschädel aus Theben	1000	413	293	293	586	— 173	
König Ramses II., Turin	1000	558	135	308	443	+ 115	stilisirt. Porträt, n. R.
Königin Mutnezemt (Mutter des Horemheb), Mus. Giseh	1000	552	152	326	428	+ 64	idealisirt, ähnlich dem Sohne Horemheb, n. R.
König Seti I., Relief-Tempel Osiris	1000	513	179	308	487	+ 26	Porträt, n. R.
Mitregent Horfuabra, Dahschur	1000	500	200	300	500	—	allgem. Typus, soll Porträt sein, m. R.
Schreibervorsteher Hesi, Mus. Giseh	1000	500	166	333	500	—	a. R.
Priesterin Tui, Louvre-Mus.	1000	500	166	333	500	—	n. R.
Prinz Rahotep, Mus. Giseh	1000	476	238	286	524	— 48	a. R.
Porträtstatue des Tepemankh, Mus. Giseh	1000	476	190	334	524	— 48	Porträtstatue, a. R.
König Thutmosis III., London, Brit. Mus.	1000	475	200	325	525	— 50	stilisirt, n. R.
Nefert, Gemahlin des Prinzen Rahotep, Mus. Giseh	1000	472	139	389	528	— 56	a. R.
Schreiber, Louvre-Mus.	1000	470	235	294	529	— 59	a. R.
Königin Aahmes, Relief, Tempel von Deir	1000	469	163	360	531	— 62	n. R.
Büste einer Frau, Florenz, Mus. Arch.	1000	466	200	333	533	— 67	nicht idealisirt, n. R.
Fürstin Amenerdis, Mus. Giseh	1000	462	154	384	538	— 76	n. R.
Mann, eine Gazelle tragend, Relief in Memphis	1000	461	230	309	539	— 78	einige indiv. Züge, a. R.
Uabra, ♂ Louvre-Mus.	1000	452	226	322	548	— 96	kaum porträtähnlich, Spätzeit
Frau des Dorfschulzen, Mus Giseh	1000	450	200	350	550	— 100	stilisirt, a. R.
Schreiber, Mus. Giseh	1000	448	207	345	552	— 104	a. R.
Dorfschulze, Mus. Giseh	1000	430	174	395	569	— 139	Porträt, a. R.
Priester Renefer, Mus. Giseh	1000	423	191	386	577	— 154	a. R.
König Horemheb, Sohn der Mutnezemt, Mus. Giseh	1000	409	159	432	591	— 182	ähnlich der Mutter Mutnezemt, n. R.

Tabelle III b.



Die Tabellen III *a* und III *b* geben die Ergebnisse einer Untersuchung über die Gesichtsproportionen einer Reihe ägyptischer Bildwerke, welche an den Abbildungen des Hirth'schen Atlas angestellt wurden. Die Werke stammen aus verschiedenen Zeitabschnitten der ägyptischen Kunst.

Bei Ramses, der Königin Mutnezemt und Seti fällt die Halbirungslinie der Gesichtshöhe in die Nasengegend, bei Horfuabra, Hesi und der Priesterin Tui gerade in die Höhe des unteren Randes der Nasenscheidewand, also viel tiefer als naturgemäss ist. Bei allen anderen in der Tabelle III *a* und III *b* verzeichneten Bildwerken fällt die genannte Linie wohl unter die Nase, erreicht aber erst beim Dorfschulzen, dem Priester Renefer und bei Horemheb, dem Sohne der Mutnezemt die normale Höhe. Fast durchgehend, die auszunehmenden Fälle sind in der Tabelle leicht ersichtlich, ist die Oberlippengegend im Untermaass, die Oberlippen-Kinngegend im Uebermaass der Höhe gebildet. Im Allgemeinen, kann man sagen, ist es namentlich die Nasengegend und auch die Unterlippen-Kinngegend, diese jedoch viel weniger, welche überhöht dargestellt sind, während der Oberlippengegend ein minderes Maass von Höhe zukommt. Die Nasengegend übertrifft die Mundregion (den übrigen Abschnitt des Gesichtes), und zwar bei Ramses, Mutnezemt und Seti um 115, bezw. 64, bezw. 26 Tausendtheile, bei Horfuabra, Hesi und Tui sind die Höhen beider Gesichtsabschnitte gleich, während von Rahotep bis zum Horemheb hin die Mundregion um 48—182 Tausendtheile an Höhe gewinnt und um dieses Maass die Nasenregion zurückbleibt (vide Tabelle III *a*).

Proportionen des Gesichtes, wie sie sich bei einer grossen Reihe ägyptischer und auch griechischer Bildwerke ergeben, bei welchen die Nasengegend viel

höher gebildet ist als die Mundgegend, werden als naturgemässe Bildungen bei Neugeborenen und Kindern angetroffen (vide Tabelle I *b*). Die Halbirungslinie der Gesichtshöhe geht bei den Neugeborenen durch die Nase hindurch; erst mit dem Wachsthume des Kindes wird sie allmälig höher verlegt und kommt beim Erwachsenen unterhalb der Nase in die Oberlippengegend zu liegen, wie dies aus meiner Abhandlung über Gesichtsbildung[1]) zu entnehmen ist. Das Ueberwiegen des Höhenmaasses der Nasengegend über das der Mundgegend ist eine der ersten Kindheit eigenthümliche Erscheinung; es ist aber auch an den zahnlosen Greisenschädeln (und wohl auch oft viel früher) zu beobachten, weshalb das Gesicht dieser, in der Höhendimension berücksichtigt, an kindliche Zustände erinnert. Diese Formbildung des Greisenantlitzes birgt, obgleich die Mundgegend auf das dem Verfalle preisgegebene Leben hindeutet, doch einen Rest des Jugendreizes in sich, gleichwie ihn nach Philostratos auch die erste Runzel, auf welche sich schon die Würde des Alters senkt, birgt. Und so gebe es denn in der That auch im Greisengesichte eine Poesie des Verfalles. Stellt man sich jedoch vor, das Gesicht mit „annähernd" jugendlichen Proportionen versehen, in der Mundgegend nichts vorhanden, was an das sinkende Leben erinnert, so erscheint diese Art der Gesichtsbildung von leuchtendem Jugendzauber angehaucht, dessen Wahrnehmung die Sinne freudig erregt. Die an den raschen Puls des jugendlichen Lebens erinnernden Merkmale bilden den schönsten Schmuck für den voll entwickelten Organismus und noch mehr für den, dessen Blüthezeit verklungen; ist diese dahingerauscht, so sinkt der Werth des Individuums in der Natur dahin und daher begreiflich die Sucht, durch verschiedene Mittel sich selbst und Andere übes das herbe Schicksal der Vergänglichkeit hinwegzutäuschen. Den hohen Werth der Merkmale des Jugendreizes als Zierde für den entwickelten Organismus hat Brücke[2]) besonders hervorgehoben: „An manchen Frauenhälsen sieht man ein oder zwei ringförmig verlaufende Linien. Es sind keine Falten, wohl aber Spuren von Falten, welche einst im Kindesalter vorhanden waren. Sie sind schon von den Bildhauern des Alterthums bemerkt und wiedergegeben worden. Sie kommen an anderen antiken Venusgestalten vor. Wo sie sich am lebenden Modelle finden, sind sie sorgfältig nachzubilden, denn sie sind eine Zierde für das lebende weibliche Modell, insoferne sie auf eine normale und kräftige Entwicklung von Jugend auf hindeuten."

Fasst man das eben Mitgetheilte zusammen, so dürfte der Schluss gerechtfertigt sein, dass das Bestreben sowohl der ägyptischen als auch der griechischen Künstler, indem sie das Gesicht mit annähernd kindlichen Proportionen bildeten, dahin gerichtet war, ihre Schöpfungen mit der schönsten Zierde, die es geben kann, mit der des Jugendreizes, auszustatten. Vergänglichkeit ist das Los alles Organischen, aber unvergängliche Jugend eine Eigenschaft der hochheiligen Götter, und mit dieser schmückten die bildenden Künstler des Alterthums ihre Götter- und die diesen ähnlich sein sollenden Königs- und Heldengestaltungen.

Bei der Anwendung jugendlicher Proportionen im Gesichte Erwachsener ist es jedoch nothwendig, Maass zu halten; nur in beschränkter Weise dürfen diese zur Anwendung gelangen; so genügt es z. B. schon, die Höhe der Nase gleich der der Mundregion zu machen. Ganz und gar das Gesicht des Erwachsenen mit kindlichen Proportionen zu bilden, macht solch ein Gesicht kindlich und unschön, begreiflich, weil am Organismus des Erwachsenen alle Theile zur vollen Entwicklung gekommen sein müssen, im anderen Falle ja eine Missbildung vorliegen würde. Ein Meisterstück in der Anwendung jugendlicher Proportionen bei der Bildung des Gesichtes lieferte der Bildner der königlichen Mutter Mutnezemt. Bulle hat das Wesentliche der ganz eigenthümlichen Schönheit dieses Gesichtes richtig empfunden, da er sagt, dass unter Anderem der zarte Umriss des Untergesichtes dem Kopfe einen eigenthümlich reizvollen Ausdruck verleiht. „Wir haben hier nichts mehr von dem kräftigen Realismus der Kunst des alten Reiches, sondern ein deutliches Bestreben nach Idealisirung auf Grund eines Schönheitscanons." Ein wesentlicher Bestandtheil des Schönheitscanons aber ist nach meinem Dafürhalten nichts Anderes, als die richtige und nicht an ungeeigneten Gestaltungen vorgenommene Anbringung von Gesichtsproportionen der Art, dass an jugendliche Zustände annähernd erinnert wird. (Noch mag angeführt werden, dass eine Ueberhöhung der Mundregion den oberen Gesichtsabschnitt, die Nasen- und Augengegend verkürzt; den oberen Gesichtsabschnitt als den Träger von Sinnesorganen durch eine mässige Ueberhöhung gegenüber dem unteren vegetativen Gesichtsabschnitt hervortreten lassen, drängt das Thierische im Gesichte zurück, umso-

[1]) l. c.
[2]) l. c.

mehr, wenn in der Mundregion auch noch die Oberlippengegend zart gebildet dargestellt wird, was Alles zu einer Veredlung und Verschönerung der Gesichtszüge beiträgt.)

Zum Schlusse noch eine kurze Bemerkung. Gerdy[1]) ist der einzige Autor, der erwähnt, dass das Ohr zu weit nach hinten angebracht sein kann; er sagt: „Die alten ägyptischen Bildhauer machten die Ohren zu lang und brachten sie zu weit nach hinten, wie man an ihren Statuen ersten Stiles im Isissaale im Louvre sehen kann. So fehlerhaft sind die Ohren nicht an den griechischen Statuen.“ Ist das Ohr unter der äusseren Wurzel des Jochfortsatzes des Schläfebeines, unmittelbar hinter dem Kiefergelenke angebracht, so kann von einem fehlerhaften Ohrsitze nicht die Rede sein. In Beziehung aber auf die sagittale Dimension des Kopfes (von vorne nach hinten) kann eine Lageverschiebung sich bemerkbar machen, ohne dass jedoch hievon an der naturgemässen Lage des Ohres etwas geändert wird. Durch eine bei horizontal eingestelltem Kopfe auf die Ohröffnung errichtete Senkrechte wird der Kopf in einen prae- und postauricularen Abschnitt getheilt; ist der eine oder der andere kürzer, so erscheint das Ohr zu weit nach vorne, bezw. zu weit nach hinten zu liegen. Die Länge des postauricularen Schädelantheiles nimmt von der dolichocephalen zu der hyperbrachycephalen Schädelform immer mehr ab; bei der letzteren wird das Ohr näher dem Hinterhaupte, bei der ersteren entfernter von diesem liegend erscheinen. (Kindliche Formen weisen im Verhältnisse eine grössere Länge des postauricularen Schädelantheiles auf.) Der präauriculare Antheil des Schädels weist nicht so grosse Schwankungen als der postauriculare auf. Da aber dem ersteren der Gesichtsschädel angesetzt ist und dieser in seiner sagittalen Dimension verschiedene Maasse aufweist, also bald kürzer, bald länger gebildet sein kann, so wird die Lage des Ohres auf diese Dimension bezogen, bald weiter nach vorne, bald weiter nach hinten verschoben erscheinen. Eine Durchsicht ägyptischer und griechischer Bildwerke ergab, dass das Ohr stets seine richtige Lage einnimmt. Es erscheint aber an einigen sowohl griechischen als ägyptischen Gestaltungen zu weit nach hinten verschoben, da der präauriculare Abschnitt der sagittalen Kopfdimension im Uebermaass der Länge dargestellt ist; so ist dies der Fall bei dem in London befindlichen, wahrscheinlich aus einem der Giebel des Parthenon stammenden weiblichen (Weber'schen) Kopfe. (Hirth, l. c., Taf. 96.)

[1]) Anatomie der äusseren Formen des menschlichen Körpers. Weimar 1831.

Das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus.

Von **J. R. Bünker** in Oedenburg.

(Mit 52 Text-Illustrationen.)

Seit Herr Universitätsprofessor Dr. R. Henning gelegentlich der zweiten gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaften in Innsbruck in der Zeit vom 24. bis 28. August 1894 an die Hausforscher aus Oesterreich-Ungarn den Wunsch richtete, dass bald das Haus des sächsischen Volksstammes in Siebenbürgen in den Kreis der Betrachtungen aufgenommen werden möge[1]), war es immer mein Bestreben, dieses Verlangen des hochangesehenen deutschen Forschers erfüllen, das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus studiren und es nach meinen besten Kräften besprechen zu dürfen.

Dieser Plan fand in den Sommerferien des abgelaufenen Jahres (1898) seine Verwirklichung. Erleichtert wurde der Entschluss zur Reise in mir nur aus Schriften bekannter, sonst aber vollkommen fremder Verhältnisse durch das Anerbieten meines Verwandten, des Professors Karl Budaker in Oberschützen, mich auf meiner Reise nach seiner siebenbürgischen Heimat begleiten und dort mit Rath und That unterstützen zu wollen. Neubeseelt aber zur Ausführung des Unternehmens hat mich ein Schreiben des Vorstandes des „Vereines für siebenbürgische Landeskunde", des Herrn Pfarrers Dr. Fr. Teutsch in Gross-Scheuern, der meine Absicht, nach Siebenbürgen kommen zu wollen, mit Freude begrüsste und mir seine Unterstützung von vorneherein zusicherte, und dass es mir möglich gemacht wurde, meinen lange gehegten Wunsch zu erfüllen, das danke ich wieder dem löblichen Ausschusse der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, der mir in einer namhaften Subvention die materiellen Behelfe zur Reise nach Siebenbürgen bot, wofür ich hiemit auch hier meinen besten Dank ausspreche.

Herzlichen Dank sage ich nun noch nicht nur auch den beiden genannten Herren, Professor Karl Budaker und Pfarrer Dr. Fr. Teutsch, deren werthvoller Unterstützung ich das Gelingen meines Unternehmens in erster Linie verdanke, sondern all' den vielen anderen Herren, die mir besonders in den einzelnen Gemeinden treue, ortskundige Führer und Berather waren, und von denen mir viele in uneigennützigster und gastfreundschaftlichster Weise ihr Haus öffneten und mich wie ein Glied der Familie aufnahmen. Unter ihnen sei von vielen Anderen für die eifrige Förderung in meiner Arbeit inniger Dank gesagt den Herren Dr. Wilhelm Budaker und Oscar Budaker in Bistritz, Professor Dr. G. Kisch[1]) in Bistritz, Pfarrer Arz in Budak, Pfarrer Bertleff in Schönbirk, Pfarrer Böhm in Klein-Bistritz, Pfarrer Kosch in Unter-Eidisch, Professor Dr. A. Schullerus in Hermannstadt, Stadtprediger Schiel auf dem Martinsberge in Kronstadt, Prediger Schmidt in Tartlau, Dr. Näher in Honigberg und Rector Scheipner in Nussbach.

Besonderen innigen Dank sage ich aber im Geiste auch dem biederen siebenbürgisch-sächsischen Bauer, der mir überall, wohin ich den Fuss auch setzte, war es im waldigen Nösnergau, oder im grünen Mittelgelände des Stuhlslandes, oder im sonnigen Burzenlande, mit so grossem Entgegenkommen begegnete, wie ich es anderwärts noch nicht gefunden. Stundenlang liess man mich oft in Haus und Hof bei offener Thür und Thor zeichnen, messen und notiren, während die ganze Bewohnerschaft des Anwesens in Feld und Flur dringender Erntearbeit nachging.

Viel zur Erleichterung meiner Arbeit trug die reiche Literatur über das sächsische Bauernhaus und seine Bewohner, über deren Geschichte, Tracht, Leben und Weben, Sitten und Gebräuche bei. Solch' eingehender und gründlicher Arbeiten auf diesem Gebiete kann sich wohl keiner all' der verschiedenen Volksstämme im Bereiche der Länder der ungarischen Krone rühmen. Die Siebenbürger Sachsen sind Allen mit dem besten Beispiele vorangegangen,

[1]) „Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien." Bd. XXIV vom Jahre 1894. Sitzungsbericht Nr. 4, S. [169].

[1]) Herrn Dr. Gustav Kisch, Professor am Obergymnasium in Bistritz, verdanke ich auch die Erklärung mehrerer dialectischer Bezeichnungen von Geräthen und Theilen des Hauses. Diesen Erklärungen, die ich als Anmerkungen bringen werde, füge ich den Namen des Erklärers in Klammern bei. Dasselbe gilt von einzelnen Aufklärungen, die mir noch nachträglich auf brieflichem Wege von Herrn Pfarrer A. Bertleff in Schönbirk zugekommen sind.

und die Arbeiten der Besten unter ihnen fordern zu eifriger Nachahmung auf.

Von einschlägigen Werken, die mir theils durch den Vorstand des „Vereines für siebenbürgische Landeskunde", theils durch die Directionen der evangelischen Gymnasien in Hermannstadt, Mühlbach, Sächsisch-Regen und Schässburg, theils durch Privatpersonen, wie Pfarrer Arz in Budak, Dr. Budaker in Bistritz und Professor R. Briebrecher in Hermannstadt, übermittelt worden sind, wofür den genannten Körperschaften und Herren noch besonderer herzlicher Dank ausgesprochen sei, nenne ich in erster Reihe diejenigen, die sich fast ausschliesslich oder wenigstens in eingehenderer Weise mit dem siebenbürgisch-sächsischen Hause selbst befassen. Es sind die folgenden:

J. Wolff, Unser Haus und Hof. Culturgeschichtliche Schilderungen aus Siebenbürgen. Erschienen im „Der sächsische Hausfreund". Kronstadt 1883. Von den neun Abschnitten dieser prächtigen Arbeit befassen sich sechs mit den socialen, geschichtlichen und culturgeschichtlichen Verhältnissen, während der erste Abschnitt die Hofstelle, der sechste die Entwicklung des Hauses und der siebente das sächsische Haus, wie es heute besteht, beschreibt. Auf diese Arbeit werde ich gelegentlich wiederholt zurückkommen.

Dr. Fr. Teutsch schreibt im „Ausland" Nr. 26 vom Jahre 1884 über „Haus und Hof bei den Siebenbürger Sachsen". Der Autor folgt, wie er selbst sagt, in seiner Beschreibung den oben genannten Schilderungen J. Wolff's.

Gustav Schuller behandelt in seiner Broschüre „Der siebenbürgisch-sächsische Bauernhof und seine Bewohner", eine culturhistorische Skizze (Hermannstadt 1896), auf 41 Seiten vorerst kurz die Geschichte der Siebenbürger Sachsen, dann ihr Haus, das Leben in demselben und in der Gemeinde, ferner ziemlich ausführlich und durch gute Bilder veranschaulicht die Tracht und schliesslich das Wichtigste aus Sitte und Brauch der Sachsen.

Fr. Fr. Fronius spricht in seinem trefflichen Buche „Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen" (Verlag von Karl Graeser in Wien, 1885) im ersten Abschnitte und auch sonst noch vom sächsischen Hause.

Ueber „Agrarische Sitten und Gebräuche unter den Sachsen Siebenbürgens" schreibt Gustav Adolf Heinrich im Programme des evangelischen Untergymnasiums in Sächsisch-Regen vom Jahre 1880 und J. Wolff verdanken wir „Beiträge zur siebenbürgisch-deutschen Agrargeschichte" (Programm des evangelischen Untergymnasiums in Mühlbach).

„Zur Agrargeschichte Ungarns und Siebenbürgens" bringt Professor Dr. A. Meitzen einen Beitrag im „Correspondenzblatt des Vereines für siebenbürgische Landeskunde", Heft 11—12 vom Jahre 1896.

Studien über die Art der Besiedelung der Sachsen Siebenbürgens liegen mir folgende vor:

Dr. Friedrich Teutsch, „Die Art der Ansiedelung der Siebenbürger Sachsen" in „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde", Bd. IX, und

August Meitzen, „Die Flur Thalheim als Beispiel der Ortsanlage und Feldeintheilung im Siebenbürger Sachsenlande" im „Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde", Heft 3 vom Jahre 1897.

Volkskundliches ist ausser in den schon genannten Werken von J. Wolff, Gustav Schuller und Fr. Fr. Fronius noch enthalten in zahlreichen Arbeiten, die in Programmen, Zeitschriften, Zeitungen, Jahrbüchern und Kalendern erschienen sind. Ich führe davon nur das mir Vorliegende — es mag wohl das Wichtigste, wenigstens aus neuerer Zeit, sein — an:

Johann Maetz, „Die siebenbürgisch-sächsische Bauernhochzeit. Ein Beitrag zur Sittengeschichte". Programm des evangelischen Gymnasiums in Schässburg vom Jahre 1860.

Georg Schuller, „Volksthümlicher Glaube und Brauch bei Tod und Begräbniss im Siebenbürger Sachsenlande. Ein Beitrag zur Culturgeschichte". Programm des evangelischen Gymnasiums zu Schässburg vom Jahre 1865.

Joh. Hillner, „Volksthümlicher Glaube und Brauch bei Geburt und Taufe im Siebenbürger Sachsenlande. Ein Beitrag zur Culturgeschichte". Programm des evangelischen Gymnasiums zu Schässburg vom Jahre 1877.

O. Wittstock, „Volksthümliches der Siebenbürger Sachsen" in „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde", Bd. IX.

Gustav Schuller, „Michelsberg" im „Jahrbuch des siebenbürgischen Karpathenvereines" vom Jahre 1896.

Dr. Fr. Teutsch, „Siebenbürgisch-sächsische Bauern in alter Zeit, I und II" im „Kalender des Siebenbürger Volksfreundes" für 1897 und 1898.

Ueber siebenbürgisch-sächsische Volksstatistik haben ausgezeichnete Arbeiten geliefert:

Dr. Oscar v. Meltzel, „Statistik der sächsischen Landbevölkerung in Siebenbürgen“ im „Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde“, Heft 2 und 3 vom Jahre 1886, und

Friedrich Schuller, „Volksstatistik der Siebenbürger Sachsen“ in „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde“, Bd. IX.

Aeusserst wichtige Ergebnisse in Bezug auf die Herkunft der Siebenbürger Sachsen und damit auch in Hinsicht auf die Beurtheilung des siebenbürgisch-sächsischen Hauses und nebenbei auch wichtige Beiträge zur Erklärung von mundartlichen Benennungen der Haustheile und Geräthe des Hauses hat in jüngerer Zeit die von den Siebenbürger Sachsen eifrig betriebene Dialectforschung zu Tage gefördert. Ich zähle aus diesem Gebiete nur die neuesten literarischen Producte auf, da allenthalben in diesen Arbeiten die weitere einschlägige Literatur angegeben ist:

Andreas Bertleff, „Beiträge zur Kenntniss der Klein-Bistritzer Mundart“ im Programme des evangelischen Gymnasiums zu Bistritz vom Jahre 1888.

Gustav Kisch, „Die Bistritzer Mundart, verglichen mit der moselfränkischen. Inaugural-Dissertation“ in „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur“, Bd. XVII, 2.

Dr. A. Scheiner, „Die Mundart der Siebenbürger Sachsen“ in „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde“, Bd. IX.

Dr. Georg Keintzel, „Nösner Idiotismen“, in „Festgabe der Stadt Bistritz für den Verein für siebenbürgische Landeskunde“. Bistritz 1897.

J. Wolff †, „Vorarbeiten zum siebenbürgisch-deutschen Wörterbuch“ im „Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde“, Heft 3 vom Jahre 1897.

Dr. A. Scheiner, „Wrade's Bericht über G. Wenker's Sprachatlas des Deutschen Reiches und unsere Dialectforschung“ im „Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde“, Heft 1 vom Jahre 1898.

Wie eifrig die Volkskunde von den Siebenbürger Sachsen gepflegt wird, ersehen wir nicht nur aus der reichen Literatur, sondern auch aus den volkskundlichen Schätzen, die in dem seit August 1895 eröffneten siebenbürgischen Karpathenmuseum in Hermannstadt gehütet und von Jahr zu Jahr durch rege Sammelthätigkeit vermehrt werden. Wir finden dortselbst nicht nur mehrere der Wirklichkeit vollkommen entsprechend eingerichtete Bauernzimmer, sondern auch die Küchen- und Kellergeräthe des Bauernhauses aus den verschiedenen Gegenden des Landes, Spielzeug und die volksthümlichen Musikinstrumente, nationale Schmuckgegenstände und Kleidungsstücke. Ausserordentlich umfangreich ist auch die Sammlung von Trachtenbildern aus alter und neuer Zeit.

Auf diese Weise ausgestattet und vom ganzen Volke auf das Eifrigste gefördert, kann uns auch das Hermannstädter Karpathenmuseum als Muster für Museen in Provinzstädten gelten.

Bevor ich nun auf meine eigentliche Aufgabe, auf die Schilderung des sächsischen Hauses übergehe, will ich das Gebiet, das ich zum grössten Theile zu Fuss durchwanderte, kurz skizziren und die Orte, in denen ich Aufnahmen gemacht habe, feststellen.

Bekanntlich unterscheidet man unter den von Sachsen bewohnten Theilen Siebenbürgens drei Gruppen. Die grösste dieser Gruppen ist jene, welche, sich von Broos über Mühlbach, Hermannstadt, Mediasch, Schässburg in östlicher Richtung bis Sommerburg erstreckt und im Norden vom Marosch und der kleinen Kokel, im Süden vom Alt begrenzt wird. Dieser Theil wurde unter Géza II., dessen Regierungszeit vom Jahre 1141— 1161 reichte, besiedelt. Die zweite Gruppe, das sogenannte Burzenland, umfasst den südöstlichsten Theil von Siebenbürgen. Diese Gruppe, deren Hauptort Kronstadt ist, wurde zu Anfang des XIII. Jahrhunderts durch den deutschen Ritterorden besiedelt. Sie gilt als die jüngste der drei Siedelungsgebiete. Die dritte Gruppe liegt im Norden Siebenbürgens. Ihr Hauptort Bistritz liegt im Mittelpunkte derselben. Diese Gruppe erstreckt sich von Mettersdorf in südlicher Richtung bis St. Georgen und Ludwigsdorf. Ihr schliesst sich nach Süden noch eine kleinere Insel an, die von Botsch und Ober-Eidisch über Sächsisch-Regen in südlicher Richtung bis Birk reicht. Diese nördliche Gruppe gilt als die älteste der sächsischen Siedelungen in Siebenbürgen. „Die gründung der colonie fällt wahrscheinlich schon vor die Zeit der grossen einwanderung von Deutschen nach dem süden des landes unter Geisa II. (1141—61).“ [1])

Das ganze von Sachsen bewohnte Gebiet umfasst circa 120 Quadratmeilen mit 241 Orten und ist von nahezu 200.000 Seelen bewohnt.

Es ist klar, dass ich von diesen vielen Orten innerhalb der kurzen Zeit von vier Wochen nur einen kleinen Theil besuchen konnte.

[1]) Kisch, Die Bistritzer Mundart, vgl. mit der moselfränkischen, S. 3.

Ich begann meine Aufnahmen in der nördlichen Gruppe, im sogenannten Nösnergau. Dort brachte ich 14 Tage zu. Ich nahm in Bistritz Absteigequartier und besuchte von hier aus die Orte Deutsch-Budak, Schönbirk, Wallendorf, Jaad, Klein-Bistritz und Windau.

Von Bistritz aus begab ich mich nach Sächsisch-Regen und berührte dabei die Orte Klein-Budak (rumänisch), Gross-Schogen, Klein-Schogen (rumänisch), Minarken, Botsch, Széplak (magyarisch) und Zepling. In der Gegend von Sächsisch-Regen besuchte ich noch das sächsische Dorf Unter-Eidisch und das magyarisch-rumänische Dorf Felfalu.

Von Sächsisch-Regen reiste ich nach Hermannstadt. In der Umgebung von Hermannstadt machte ich Aufnahmen in Gross-Scheuern, Grossau, Heltau und Michelsberg; in der mittleren Gruppe zudem noch in Scharosch bei Elisabethstadt.

Von Hermannstadt fuhr ich nach Kronstadt. Im Burzenlande besuchte ich die Dörfer Nussbach, Honigberg und Tartlau. Von Tartlau aus machte ich einen Abstecher in das zunächst gelegene Széklerdorf Uzon.

Von den 50 photographischen Aufnahmen und den hiezu angefertigten Plänen und sonstigen zahlreichen Zeichnungen von Herden, Oefen und Geräthen, welche aus den angeführten Orten stammen, werde ich in den nachfolgenden Beschreibungen nur einen Theil zur Abbildung bringen können, da mir zur Vermeidung übermässig grosser Kosten von der Redaction der „Mittheilungen“ Beschränkungen auferlegt werden mussten.

Die Dialectforschung hat erst in neuester Zeit ergeben, dass die Siebenbürger Sachsen keine Flanderer sind, wie man lange Zeit hindurch angenommen hat, sondern dass sie Franken, wie Dr. A. Scheiner a. o. a. O. sagt, aus jenem Winkel deutschen Landes sind, „der seinen Scheitel etwa auf der Wasserscheide zwischen Sieg und Lahn, nahe den Quellen beider Flüsse hat, dessen Schenkel aber ihre Richtung gegen Westen etwa durch Schnee-Eifel und Soon-Wald bekommen“.

Wie den Dialect, so haben die Sachsen in Siebenbürgen auch die schon in ihrer Urheimat geübte Art und Weise der Flurvertheilung beibehalten. „Das Ergebniss aus der Betrachtung der Thatsachen, welche in der Feldeintheilung Thalheims erscheinen, lässt sich also dahin zusammenfassen, dass die Anlage, bis auf wenige von den Umständen bedingte Eigenthümlichkeiten, den Dörfern der rheinfränkischen Heimat der Siebenbürger Sachsen entspricht, und die Hauptzüge der ursprünglichen Besitznahme bis zur Gegenwart deutlich erkennbar bewahrt hat. Allerdings sind Dörfer, welche mit Thalheim, wie mit allen deutschen Orten Siebenbürgens übereinstimmen, im Rheinlande nur vom Oberrhein über den Mittelrhein bis zur alten Ubiergrenze zwischen Maaseyk, Neuss und Gellep verbreitet[1].“

Die Untersuchungen Meitzen's unterstützen die Ergebnisse in Hinsicht auf die Herkunft der Siebenbürger Sachsen nicht nur vollkommen, sondern sie weisen auch schlagend nach, dass die Sachsen, wodurch eben der Nachweis ihrer Abstammung möglich wurde, die altgewohnte Anlegung ihrer Dörfer und die Art der Vertheilung ihrer Ländereien aus ihrem Mutterlande mitgenommen und in den fernen Osten Ungarns verpflanzt haben.

Wenn sich also, wie dargethan wurde, die Uebertragung der Dorfanlage und der Flurvertheilung hat nachweisen lassen, so wird sich im Nachfolgenden noch leichter feststellen lassen, dass die Sachsen auch ihr Haus aus der Urheimat mit sich brachten und es nach dem Muster des Hauses in der Heimat im fremden Lande errichteten.

Obwohl sich während des 700jährigen Getrenntwohnens der Stammesgenossen das Haus in der rheinischen Heimat der Sachsen besser weiter zu entwickeln und auszubilden vermochte, als das sächsische Haus in Siebenbürgen, das doch durch Jahrhunderte einen harten Kampf gegen feindselige Anstürme zu bestehen hatte, wird sich doch auch in den primitiveren Formen das Haus des Mutterlandes, das fränkisch-oberdeutsche Haus erkennen lassen. Dass sich bei den Sachsen durch die lange Zeit ihres Getrenntwohnens von Culturvölkern, welche die Entwicklung ihres Hauses hätten beeinflussen können, noch sehr primitive Formen des Hauses erhalten haben, das ist meines Erachtens geradezu ein Gewinn für die Hausforschung und, wie ich die Sache auffasse und wie es sich zum Schlusse dieser Arbeit zeigen wird, sind gerade diese ursprünglichen deutschen Hausformen, wie sie sich in Siebenbürgen noch erhalten haben, berufen, neue Lichtstrahlen in die Geschichte der Entwicklung des fränkisch-oberdeutschen Hauses zu werfen.

Diese Annahme habe ich in diesen „Mittheilungen“, und zwar in meiner Arbeit über „Das ethnographische Dorf der ungarischen Millenniums-Landesausstellung in Budapest“, wohl nicht in Bezug

[1] Meitzen, Die Flur Thalheim. A. o. a. O., S. 688.

auf das sächsische, sondern in Hinsicht auf das Haus der Siebenbürger Székler fast mit den gleichen Worten ausgesprochen[1]). Es soll nun versucht werden, in Nachfolgendem dieser Annahme Geltung zu verschaffen.

Ich gehe nun auf die Beschreibung des siebenbürgisch-sächsischen Hauses über und beginne mit Schilderungen von Häusern aus der nördlichen Gruppe, aus dem Nösnerlande in der Umgebung von Bistritz. Dieser von der grossen Heerstrasse abseits gelegene Theil der sächsischen Siedelungen in Siebenbürgen hat verhältnissmässig wenig von den Kriegsstürmen, die das Land wiederholt durchzogen, zu leiden gehabt. Es haben sich hier darum auch viel ursprünglichere Bauten erhalten, als im Süden des Landes. Man findet hier vielfach noch Holzbauten, während solche, wenigstens in jenen Gegenden des Südens, die ich bereiste, fast vollkommen geschwunden sind.

Fig. 48. Haus Nr. 75 aus Deutsch-Budak.

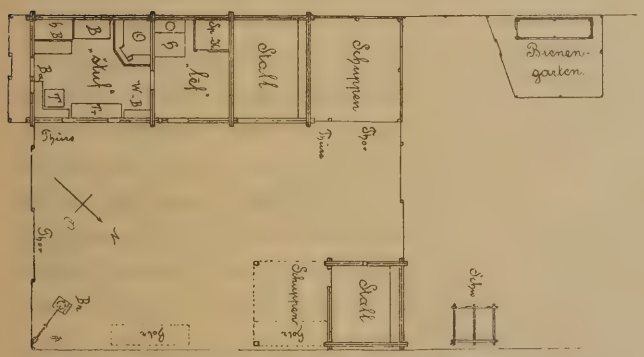


Fig. 49. Grundriss zum Hause Nr. 75 in Deutsch-Budak. (1 : 400).

Ich wähle vorerst einige kleine Bauernhäuser von alterthümlicher Form aus, von denen ich annehme, dass sie jenem ursprünglichen Hause, das die Sachsen aus ihrer Heimat mit sich brachten, am nächsten stehen dürften.

Fig. 48 bildet ein solches Häuschen ab und Fig. 49 gibt den Grundriss der Hofstätte dazu. Das Haus steht in Deutsch-Budak (5½ km südöstlich von Bistritz), trägt die Nummer 75 und ist Eigenthum des Martin Weiss und seiner Frau. Im dritten Trambalken der Stubendecke ist in Bezug auf die Entstehung des Hauses folgende Inschrift eingeschnitten: „Im Jahre 1813 den 16ten Marti ist dieses Haus mit Gottes Hilf erbaut von Johann Hofgreff“. Das Haus ist also trotz seines alterthümlichen Aeusseren noch nicht einmal 100 Jahre alt. Es ist ein Blockbau, aus eichenen Bohlen errichtet („en bîlæn hous“; bîlæn adj. aus Bohlen). Die Bohlen wurden, wie man mir sagte, nicht gesägt, sondern aus den Eichenstämmen gekloben, dann noch nothdürftig behauen und an den Kanten des Hauses nur oberflächlich zusammengefügt. Die Balkenköpfe stehen, unregelmässig in ihrer Form und Grösse, vor. Sowohl aussen als innen sind die Balken dicht mit Lehm verschmiert und geweisst. Das hohe, steile Strohdach ist ein Walmdach und hängt nach allen vier Seiten weit über die Hauswände vor, um sie vor dem Regen zu schützen. Um es zu erreichen, dass das Dach möglichst weit über die Hauswände auslade, werden, wie dies die schematische Zeichnung Fig. 50 verdeutlicht, an den Dachsparren („kâfer“), welche auf den Mauerbänken („wạntrạd'n“, Wandruthen) ruhen, kurze, die Sparren verlängernde Holzscheite („klêfkâfer“)[1]) an die Sparren angenagelt, welche den überhängenden Rand des Daches zu tragen haben. Bei Ziegeldächern werden die vorragenden Holzscheite „schift“[2]) genannt.

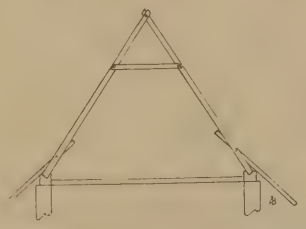


Fig. 50. Schema eines Dachstuhles.

Der First des Strohdaches wird durch 2—3 m lange Holzscheite, die — zwei und zwei mit einander verbunden — scheerenartig über die Kante des Daches gelegt werden, befestigt. Man nennt diese Hölzer, deren Enden den First überragen, in Deutsch-Budak „Krähenhölzer“, nur weiss ich nicht anzu-

[1]) „Mittheilungen d. Anthrop. Gesell. in Wien“, Bd. XXVII, S. 102.

[1]) klêfkâfer erklärt sich aus „kleb—k.“ (ss. —f— für nhd. —b— ist in diesem ausnahmslos geltendes Lautgesetz); also gleichsam „angeklebte Hölzer“. (Dr. G. Kisch.)

[2]) schift, fem., erklärt sich ähnlich aus ss. schiften (mhd. scheften), an etwas (ursprünglich an den Schaft) befestigen. (Dr. G. Kisch.)

geben, ob deshalb, weil sie von ferne das Aussehen haben, als ob Krähen mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Firste des Daches stünden, oder aber darum, weil sich im Winter gerne die Krähen darauf setzen.

An der Schmalseite des Hauses, welche der Strasse zugewendet ist, ladet das Dach noch weiter aus, als an den anderen drei Seiten. Hier wird das vorspringende Dach durch vier roh vierkantig zubehauene Säulen getragen. Zwischen den beiden mittleren Säulen ist ein Thürchen angebracht, während sich von diesen zu den beiden äusseren Säulen eine Bretterverschalung hinzieht. Die Bretter dieser Verschalung sind von ausgesägten Löchern, die einfache Ornamente bilden, durchbrochen. Der Raum von den beiden äusseren Säulen bis zur Wand des Hauses ist ebenfalls durch stehende Bretter verschalt, so dass also vor der Giebelfront des Hauses ein ringsherum abgeschlossener, oben aber offener Raum, eine kleine Vorhalle liegt. Von dieser Vorhalle aus kann durch eine Thüre die einzige Stube des Hauses („štuf“) betreten werden.

Wie sowohl aus der Ansicht dieses Hauses (Fig. 48), als auch aus dem Grundrisse (Fig. 49) zu ersehen ist, wird diese Stube, welche die ganze Tiefe des Hauses einnimmt, durch drei Fenster erhellt. Das eine sieht in der Giebelseite des Hauses rechts neben der Thüre auf die Strasse, die anderen beiden sind auf den Hof gerichtet. Die Einrichtung der Stube, d. h. die Anordnung der Möbel ist die, welche für das Gebiet des fränkisch-oberdeutschen Hauses die althergebrachte typische ist. In der rechten vorderen Ecke steht der viereckige Tisch *T*, von zwei Seiten durch Sitzbänke *Ba* umgeben. Diese Sitzbänke sind eigentlich Truhen. Das Sitzbrett kann nämlich aufgeklappt werden und in dem darunterliegenden Hohlraume werden Kleider und andere Habseligkeiten der Bewohner des Hauses aufbewahrt. An der Wand, in welcher sich die zwei Fenster befinden, steht noch eine grosse Truhe *Tr* und eine schmale Wasserbank *W-B*. An der gegenüberliegenden Wand steht vorne in der linken Ecke der Stube das „hohe Bett“ *h. B.* und davor eine Truhe *Tr*. Dem hohen Bette schliesst sich ein zweites Bett *B*, das Ehebett, an, und im hinteren linken Winkel steht der mächtige Stubenofen *O*, der den Backofen, den Herd und ausserdem einen kleinen Sparherd in sich vereinigt. Auf die Beschreibung dieses Ofens, welcher auch „Luther-Ofen“ oder der „lutherische Ofen“ genannt wird, werde ich später eingehen. Vom hohen Bett habe ich noch zu sagen, dass es deshalb so heisst, weil es mit Federbetten, Bettdecken und Polstern so hoch gethürmt ist, dass es zumeist bis an die Stubendecke reicht. Das hohe Bett ist der Ort, wo die Bäuerin die Ausstattung ihrer Töchter aufspeichert. Es wird nicht zum Schlafen benützt, sondern bildet hauptsächlich ein Schmuckstück der Stube. Zu einem solchen wird es besonders dadurch, dass es mittelst eines stets blendend weissen Leintuches bedeckt ist, das jedoch durch Borduren und Rosetten eigenhändig von der Bäuerin kunstvoll in rother, seltener auch in rother und blauer Farbe bestickt wird. An Sonn- und Festtagen wird das einfacher bestickte Tuch, welches dem täglichen Gebrauche dient, mit einem reicher verzierten vertauscht. Für Zeiten, in welchen die Bewohner des Hauses um eines ihrer entschlafenen Mitglieder Trauer tragen, wird ein Tuch verwahrt, das in schwarzer Farbe gestickt ist. Ueber den beiden Betten hängt nahe der Wand, an zwei Trämen befestigt, eine Stange, die bis hinter den Ofen reicht. An derselben hängen etwa halbmeterbreite Leinenstreifen, die ebenfalls reich bestickt sind und keinen anderen Zweck haben, als das Zimmer zu zieren. Auf diesem „geštickes“ (Gesticksel) finden wir eine ganze Musterkarte für die Stickereien der sächsischen Frauen. Geometrische Ornamente, Formen aus der Pflanzenwelt und Thierbilder (Hunde, Hasen, Pferde, Hirsche), besonders zu Borduren, wechseln mannigfaltig ab. Zur Zierde dienen der Stube auch die Tellerrahmen, welche sich oberhalb der Fenster an der südöstlichen und an der nordöstlichen Wand nahe der Stubendecke hinziehen. In diesen Rahmen lehnen eine Menge buntbemalter Teller und darunter hängen Krüge in grosser Zahl.

Die Decke der Stube bildet eine doppelte Bretterlage, welche von sauber abgefasten Trämen gehalten wird. Den Fussboden bildet eine festgestampfte Lehmschichte („ir'n“).

Aus der Stube führt eine Thüre in die Laube (lēf). Auch sie besitzt einen Lehmfussboden. In der einen Ecke steht der 45 cm hohe offene Herd *H*. Auf dem rückwärtigen Theile desselben ist ein Kessel eingemauert. Auf diesem Herde wird nur im Sommer gekocht. Er führt darum den Namen „Sommerherd“. In der anderen hinteren Ecke ist ein Bretterverschlag aufgeführt. Er bildet die „Speckkammer“ *Sp-K*. Hier wird der Speck, das geräucherte Fleisch und auch die Milch aufbewahrt. Aus der Laube führt eine Thüre in den Hof. Diese Thüre steht zumeist offen, da das kleine Fenster, welches links von der Thüre angebracht ist, den Raum nur spärlich be-

leuchtet. Die Decke der Laube besteht nur aus einer einfachen Bretterlage. Ueber dem Herde befindet sich in der Decke ein Loch, durch das der Rauch in den Dachraum entweichen kann. Schornstein hat das Haus keinen. Von der Laube aus kann man über eine Leiter in den Dachraum steigen. Was man sonst gewöhnlich Dachboden nennt, umschreibt der Sachse im Nösnerlande mit „af der štuf“ (auf der Stube). Da jedoch der Dachboden nicht nur über die Stube, sondern über das ganze Haus geht, steht hier štuf auch für Haus, was übrigens bei den Sachsen mehrfach vorkommt [1]). Der Dachboden oder mindestens die Theile, welche sich über den Stuben und Ställen befinden, sind gewöhnlich mit Ziegeln gepflastert und mit einer Lehmschichte belegt. Ueber der Laube ist dies gewöhnlich nicht der Fall. Sie ist häufig nur zur Hälfte, oft aber auch gar nicht gedeckt, so dass man von ihr aus in den Dachraum emporsehen kann.

An die Laube schliesst sich noch ein dritter Raum an. Es ist dies jedoch kein Wohnraum für die Menschen, sondern für das Vieh; es ist ein Stall. Er kann nicht von der Laube aus betreten werden. Seine Thüre geht auf den Hof. Rechts von der Thüre ist ein kleines Fenster in der Wand.

Dem Hause liegt also die für das fränkisch-oberdeutsche Haus charakteristische Dreitheilung zu Grunde, doch dienen nur zwei der drei Räume dem Menschen zur Wohnung.

An das Haus gliedert sich dann unter demselben Dache in Form eines Bretterverschlages noch ein Schuppen für Heu und Getreide an.

Diesem Schuppen gegenüber liegt in der rechten hinteren Ecke des Hofes noch ein gesondert stehendes Gebäude. Es enthält einen zweiten Stall. Das Dach dieses Stalles ragt an seiner Giebelseite weit vor und bildet, von zwei Säulen getragen, einen Schuppen, welcher der Grösse des Stalles gleichkommt. Im hinteren Theile des Schuppens ist Holz aufgespeichert. Im vorderen Theile ist noch Raum für den Wirthschaftswagen. Vor dem Schuppen liegt an der Planke, die den Hof vom Nachbarhause scheidet, eine zweite Holzlage und vor derselben der Brunnen *Br.*

In den Hof, der gegen die Strasse zu durch einen Bretterzaun abgeschlossen ist, gelangt man durch eine kleine Thüre und durch ein grosses Thor.

An den Hof schliesst sich nach rückwärts ein Obstgarten an. In seinem vorderen Theile stehen die Schweineställe *Schw* und im Bienengarten ein Bienenhaus.

Häuser, wie das vorstehend beschriebene, sind in Deutsch-Budak nicht selten, doch gehören sie dort heute schon in die Minderzahl. Sie liegen an den beiden Dorfenden und gehören ärmeren Bauern an. Die wohlhabenderen Bauern im Mittelpunkte des Dorfes haben „steinerne Häuser“. Ich werde ein solches aus Deutsch-Budak weiter unten beschreiben. Von den hölzernen Häusern in Deutsch-Budak habe ich noch Folgendes zu bemerken: Nicht alle derselben haben Vorhallen wie das beschriebene Haus und auch nicht alle kehren den Giebel der Strasse zu. Auch das althergebrachte Strohdach wurde bei einzelnen der Blockhäuser schon mit einem Schindeldache vertauscht, so z. B. bei dem Hause Nr. 77, dessen Photographie vor mir liegt. Es hat eine Vorhalle und sieht dem Hause Nr. 75, das ich beschrieb, ganz ähnlich. Sein Schindeldach, das fast das einzige unterscheidende Merkmal bildet, ist hoch und steil, wie das Strohdach des anderen. Dagegen haben zwei Häuser, die ganz an dem gegen Bistritz gerichteten Dorfende liegen, die ich auch photographirte und die ehedem ebenfalls hohe, steile Strohdächer besassen, jetzt niedere Schindeldächer. Das eine der Dächer ist noch ein volles Walmdach, während das andere nur Abwalmungen aufweist, die etwa auf ein Drittel der Dachhöhe herabreichen. Dieses Dach hat also schon ganz die modernen Formen der Ziegeldächer dieser Gegend (vgl. Fig. 60, S. 206).

Die meisten der Budaker Holzhäuser, welche den Giebel der Strasse zuwenden und keine Vorhalle besitzen, haben in der Mitte der Giebelseite die Eingangsthüre, daneben aber nicht nur ein Fenster, sondern deren zwei, das eine links, das andere rechts.

Die Vorhalle, wie ich sie am Hause in Deutsch-Budak kennen gelernt habe, fehlt in all' den Dörfern, die ich in der unmittelbaren Umgebung von Bistritz besucht habe, vollständig, nur in dem rumänischen Nachbardorfe Klein-Budak habe ich sie häufig wahrgenommen. So gleichen z. B. die Häuser Nr. 176 und 186 vollkommen dem Hause Nr. 75 in Deutsch-Budak. Bei den Häusern Nr. 85, 144, 164 und 178 setzt sich der Säulengang an der dem Hofe zugekehrten Langseite von der Giebelseite aus fort. Die Häuser Nr. 141, 174 und 175 kehren die Langseite der Strasse zu. Hier fassen Säulengänge die lange Frontseite und die beiden Giebelseiten, also drei Seiten des Hauses ein. Ich photographirte von diesen Häusern, weil sie in einem rumänischen Dorfe

[1]) Archiv, 1897, Heft 3, S. 641. (Unter Archiv ist in dieser Arbeit stets der abgekürzte Titel des „Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde“ zu verstehen.)

liegen, keines, bin aber in der Lage, weiter unten ganz ähnliche Häuser, wenn auch aus einer anderen Gegend, so doch aus sächsischen Dörfern, theils im Bilde zu bieten, theils im Texte zu berühren.

Fig. 51 zeigt das Bild eines kleinen Bauernhauses aus Schönbirk (4 km westlich von Bistritz), es hat die Nummer 33. Der Besitzer heisst Michael Dorfi. Fig. 52 gibt den Plan zur Hofstätte dieses Hauses. Das Haus, welches im Jahre 1830 erbaut wurde, ist wieder ein Blockbau, aus eichenen Bohlen aufgeführt. Die

Fig. 51. Haus Nr. 33 aus Schönbirk.

Fig. 52. Plan des Hauses Nr. 33 in Schönbirk (1 : 400).

Form des Strohdaches gleicht der des Hauses Nr. 75 in Deutsch-Budak. So wie jenes Haus, ist auch dieses aussen und innen mit Lehm beworfen und geweisst. Hier fehlt jedoch die Vorhalle. An der Stelle derselben ist hier eine aus Lehm aufgeführte Sitzbank angebracht, welche „häst“ [1]) genannt wird. Auch befindet sich der Eingang in das Haus hier nicht an der Stirnseite, sondern an der Langseite des Hauses, obwohl es den Giebel der Strasse zuwendet. Auf die Gasse sieht hier in der Giebelwand nur ein Fenster. Dieses ist durch einen hölzernen Fensterladen zu schliessen. Zwei Fenster sind aus der Stube gegen den Hof gerichtet. Die Stube kann auch vom Hofe aus nicht direct betreten werden. Die Hausthüre führt zuerst in die Laube, welche auch hier „lĕf“ heisst. Aus der Laube betritt man die Stube. Diese ist mit Brettern gedielt. Im Uebrigen ist diese Stube fast gleich eingerichtet wie die im beschriebenen Hause aus Deutsch-Budak. *T* bedeutet den Tisch, er ist von zwei Seiten wieder von Bänken umschlossen, welche hier jedoch bedeutend länger sind als im Deutsch-Budaker Hause. Tr_1 ist eine Truhe, über welcher ein Schüsselkorb hängt. Bei Tr_2 steht vor dem hohen Bette noch eine zweite Truhe. *h B* deutet das hohe Bett, *B* das Ehebett an. *Sch-B* ist eine Schlafbank. Es ist dies ein hölzernes Ruhebett mit einer Rücklehne und zwei Seitenlehnen. Die Sitzbank kann aufgeklappt werden. Dann zeigt sich darunter eine Schieblade, welche mit Bettzeug gefüllt ist. Diese Lade kann hervorgezogen werden, so dass der hohle Raum unter dem Sitzbrette um das Doppelte verbreitert wird. Die Schlafbank bildet hier die Schlafstätte der Kinder. Bei *L* ist auf der Bank unter dem gassenseitigen Fenster aus Brettern, die von einem Schragen getragen werden, noch ein Lager gebildet. Dort liegt in der Nacht und auch den grössten Theil des Tages hindurch die 93jährige Grossmutter des Bauern. Unter *O* steht ein Kachelofen, der im Winter auch als Herd benützt wird. Noch vor nicht langer Zeit stand hier ein grosser „Luther-Ofen“, wie im Hause Nr. 75 in Deutsch-Budak. Er schloss auch den Backofen in sich. Jetzt steht jener Theil, der ehedem den Backofen bildete, als selbstständiger Backofen bei *B-O* in der Laube. Er ist aus dunkelgrünen Kacheln aufgebaut. Im Sommer wird auf dem schmalen Plätzchen vor dem Backofen, das durch den vorspringenden Sockel gebildet wird, gekocht.

Einen Luther-Ofen von der Art, wie ich ihn im Hause Nr. 75 in Deutsch-Budak fand und wie ich unten einen S. 209 abbilde und beschreibe, hat man noch vor wenigen Jahren fast in jedem sächsischen Hause, was mir allenthalben, wo er jetzt schon fehlte, bestätigt wurde, angetroffen. Die allgemein üblich gewordene Verlegung des Backofens in die Laube oder gar in ein Nebengebäude hat seinen Grund darin, dass der Backofen, wenn er im Sommer gebraucht wurde, die Hitze in der Stube zur Unerträglichkeit steigerte.

[1]) Mit der Erklärung des Wortes „häst“ mühe ich mich schon seit Jahren. Es ist mir ganz dunkel. Alle Bemühungen, es im Moselfränkischen oder anderswo zu finden, haben nichts gefruchtet. (Dr. Gustav Kisch.)

Auch dieses Haus hat keinen Schornstein. Der Rauch aus dem Stubenofen wird kurzer Hand in die Laube abgeleitet. Auch aus dem Backofen oder vom Sommerherd steigt der Rauch in die Laube empor und entweicht dann von dort durch ein Loch über dem Backofen in den Dachraum. In dem Dache dieses Hauses ist vorne an der Giebelseite, und zwar in der oberen Hälfte der dreieckigen Dachfläche, ein Loch, das „Rauchloch", freigelassen, durch welches der Rauch entweichen kann. Diese Rauchlöcher sind bei Strohdächern allgemein üblich. Bei Schindeldächern werden sie durch Dachlucken ersetzt.

Die Laube hat auch hier einen Lehmfussboden. Sie ist aber reicher ausgestattet, als im vorstehend beschriebenen Hause. Es stehen unter *T* ein Tisch, unter Tr_1—$_3$ drei Truhen, die zugleich als Bänke dienen, unter *H* ein „hâmber" (aus dem magyarischen hambár), d. i. eine grosse Truhe für Getreide, unter *W-B* eine Wasserbank; unter *K-K* ein Küchenkasten und unter *S* eine Salzmühle von der Art, wie sie Dr. Raimund Friedrich Kaindl in Bd. XXVIII der „Mittheilungen" unter Fig. 191 abbildet und dort S. 245 als „Handmühle" beschreibt.

Wie aus dem Risse (Fig. 52) zu ersehen, liegt auch dem Hause Nr. 33 in Schönbirk die Dreitheilung zu Grunde. Der dritte Raum ist aber hier kein Stall, sondern ein ebenerdig liegender Keller. Er wird durch eine breite Thüre, durch die auch grössere Fässer gerollt werden können, von der Laube aus betreten. Der Keller erhält nur durch ein ganz kleines Fensterchen Licht. Dem Kellereingange gegenüber liegen zwei vierkantig behauene eichene Balken am Boden, es sind die „gôntnsr" [1]), auf welche die Fässer gelegt werden. Dem Fenster gegenüber ist etwa meterhoch vom Boden, aus Brettern gebildet, die „Aepfelbühne" angebracht. Dies sind die unbeweglich angebrachten Ausrüstungsstücke des Kellers. Ich fand ihn leer.

An das Haus schliesst sich unter demselben Dache noch ein Wagenschuppen an. Das Wirthschaftsgebäude schliesst querliegend den Hof nach rückwärts ab. In der Mitte desselben liegt die Tenne, links das „fir'tl" [2]) für Getreide und Heu und rechts der Rinderstall und der Schweinstall. Hinter dem Wirthschaftsgebäude dehnt sich ein Obstgarten aus.

[1]) gôntnsr. m. = mhd. kantner (lat. cantherius). (Dr. Gustav Kisch.)

[2]) „fir'tl" = Viertel, auch Zips. „viertel" in gleicher Bedeutung. (Dr Gustav Kisch.)

Von Deutsch-Budak habe ich schon erwähnt, dass nicht alle der alterthümlichen Blockhäuser so gelegt sind, dass sie ihre Giebel der Strasse zukehren. Von Schönbirk muss dasselbe gesagt werden und auch von Windau (5 km östlich von Bistritz) gilt dies. Ich will vorerst ein solches Häuschen allereinfachster Ausgestaltung aus Windau und dann ein zweites aus Schönbirk beschreiben. Fig. 53 bietet dieses kleine Haus aus Windau und Fig. 54 den Grundriss dazu. Es hat die Nummer 93, ist Eigenthum des Bauern Kueles und tritt Einem, wenn man von Bistritz kommt, als erstes Haus rechts von der Strasse entgegen. Wohl nur das hinter dem Hause steil abfallende Terrain ist die Ursache davon, dass sich hier, was man sonst selten in sächsischen Dörfern sieht, die Wirthschaftsräume alle in einer geraden

Fig. 53. Haus Nr. 93 aus Windau.

Fig. 54. Plan zum Hause Nr. 93 in Windau (1 : 400).

Reihe, unmittelbar an der Strasse, dem Wohnhause anschliessen.

Das Wohnhaus besteht hier wieder nur aus zwei Räumen: aus der Laube, die man von der Strasse aus zuerst betritt, und aus der Stube, zu der man von der Laube aus gelangt. Die Stube ist gedielt, aber sehr ärmlich ausgestattet, da der Besitzer des Hauses zu den ärmsten Leuten des Dorfes gerechnet wird. Die Anordnung der Möbel ist auch nicht vollkommen typisch. Tisch *T* und Bänke *Ba* stehen wohl auf ihrem althergebrachten Platze, auch der Luther-Ofen *O* und das Ehebett B_2. Das hohe Bett *h B* dagegen musste aus Mangel an Raum herumgedreht und an die Giebelwand gestellt werden. Vor dem hohen Bett steht eine Truhe Tr_1 und bei Tr_2 eine zweite. B_3 ist ein auf zwei Schragen ruhendes und nur durch eine Bretterlage gebildetes Bett. Bei *K-K* steht ein Küchenkasten.

In der Laube war gerade, als ich dort war, ein walachischer Maurer damit beschäftigt, einen Sparherd zu errichten. Im rückwärtigen Theile desselben war ein Kessel eingemauert. Mit dem Sparherde zugleich wurde ein Schornstein errichtet. Früher fehlte ein solcher und an der Stelle, wo jetzt der Sparherd steht, befand sich ein niederer offener Herd. Bei Tr_1 stand eine grosse Getreidetruhe („hamber"), davor eine Wasserbank *W-B*. Unter Tr_2 und Tr_3 standen zwei weitere Truhen, hinter Tr_3 drei Fässer. Zwischen Tr_2 und Tr_3 führt eine Leiter auf den Dachboden. Im Hintergrunde der Laube ist eine Speckkammer *Sp-K* angebracht. Statt eines Lehmfussbodens finden wir in dieser Laube ein Ziegelpflaster. Zwischen dem Sparherd und der Speckkammer ist in der Ebene des Ziegelpflasters eine Fallthüre *F-T* angebracht, die durch die „Schlucht" (Kellerstiege) in den Keller führt. Dieses Häuschen ist also unterkellert. Während die drei Fenster der Stube aufrechtstehende Rechtecke bilden, hat die Laube zwei Fenster, welche die Form von liegenden Rechtecken haben. Das eine davon ist in der gassenseitigen Wand angebracht, während sich das andere Fenster in der gegenüberliegenden befindet. Beide Fensteröffnungen sind nicht durch Glas verschlossen. Sie können von innen durch aufklappbare Laden geöffnet werden.

Vom Aeusseren dieses Häuschens ist noch zu bemerken, dass an den Kanten keine Balkenköpfe vorspringen. Das Dach ist ein Schindeldach, welches die Steile und Höhe der alten Strohdächer nicht mehr erreicht. Unter demselben Dache schliessen sich an die Wohnräume, wie aus dem Plane zu ersehen ist, das „Viertel", die Tenne und ein Stall an. Am Stalle, welcher hier aussen nicht verputzt ist, sind die Balkenköpfe sichtbar. Hinter dem Hause, an das sich ein Obstgarten anschliesst, steht noch ein Schweinestall, der in den Plan nicht eingetragen ist.

In Fig. 55 und Fig. 56 bringe ich jetzt die Ansicht und den Grundriss eines Hauses wieder aus Schönbirk. Es wendet, wie das Windauer Häuschen, die Langseite der Strasse zu. Obwohl vor dem Hause das Erdreich ziemlich steil abfällt, ist man hier nicht einem den Bodenverhältnissen entspringenden Zwange gefolgt, der zur Querstellung des Hauses gedrängt hätte, denn das Wohnhaus könnte auf der fast ebenen Hofstätte ganz gut auch dort liegen, wo der Pferde- und Kälberstall und die Schweineställe sich erheben, und es könnte dann ebenso die Giebelseite der Strasse zuwenden, wie die vielen anderen in Schönbirk noch erhaltenen Blockhäuser, unter denen das in Rede stehende Haus, das die Nummer 123 führt, wohl weitaus das älteste sein dürfte. Es wurde nämlich vom Grossvater des jetzigen Besitzers im Jahre 1796 erbaut. In neuerer Zeit werden nämlich in der ganzen Umgebung von Bistritz fast alle Häuser, die den Giebel der Strasse zukehren, bei sich ergebenden Umbauten so an die Strasse gelegt, dass sie dann

Fig. 55. Haus Nr. 123 aus Schönbirk.

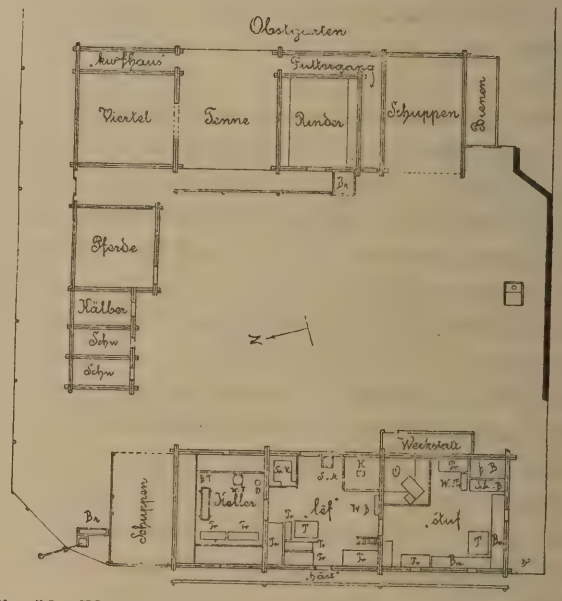


Fig. 56. Plan zum Hause Nr. 123 in Schönbirk (1 : 400).

nicht mehr den Giebel, sondern die Langseite der Strasse zuwenden. Das Haus Nr. 123 liefert uns also vor Allem den interessanten Beweis, dass die Parallellegung der Häuser zur Strasse zum Mindesten doch schon vor 100 Jahren üblich war.

Der Besitzer des Hauses heisst Michael Bloo. Es ist ein ehrwürdiger, aber immerhin noch rüstiger Greis von 77 Jahren. Nach alter Sitte trägt er das über die Mitte des Hauptes gescheitelte Haar noch so lang, dass es ihm bis auf die Schultern hängt.

Die Sorgen der Wirthschaft hat ihm zum grössten Theile sein Sohn, der ebenfalls Michael heisst und 48 Jahre zählt, abgenommen. Diesem zur Seite steht sein 28 Jahre altes Weib Sophie, dessen Tüchtigkeit und Verständigkeit der alte Vater und sein Sohn, ihr Mann, nicht genug rühmen können. Die mittelgrosse Wirthschaft, welche vor der im Jahre 1897 durchgeführten Commassation 15 Joch, jetzt aber nur 12 Joch 1524 Quadratklafter, jedoch in guter Lage und zum grössten Theile in einem Stück gelegen, umfasst, hebt sich aber auch unter der verständigen Leitung der kleinen Frau und bei dem Fleisse des kräftigen Mannes von Jahr zu Jahr.

Ueber das Aeussere des Wohnhauses ist nicht viel zu bemerken. Es gleicht im Grossen und Ganzen dem oben beschriebenen Hause Nr. 33 im selben Dorfe. Das Strohdach ist hier aber steiler und höher als dort. Vom Dachboden bis zum First misst es 6·3 m. Der Blockbau ist wieder aus geklobenen Eichenbalken hergestellt. Es fällt hier auf, dass jener Theil der Aussenwand, innerhalb dessen sich die Laube befindet, nicht mit Lehm verkleidet und nicht geweisst ist. In der Stubenwand sind zwei Fenster sichtbar. Ein drittes befindet sich in der Giebelwand, doch ist dies im Bilde durch den auf vier Holzsäulen stehenden Hühnerstall verdeckt, über den das Dach schützend herabhängt. Der 50 cm hohe „häst“ läuft hier nicht an der Giebelwand, sondern an der Front hin.

Die innere Ausgestaltung des Hauses gleicht vollkommen der des Hauses Nr. 33 in Schönbirk. So wie dort, haben wir auch hier eine Stube, eine Laube und einen Keller. An letzteren gliedert sich ein Wagenschuppen an. Ich habe in diesem Hause Alles genau vermessen und will in Nachfolgendem, um von einem älteren sächsischen Hause ein genaues Bild zu bieten, überall die Maasse anführen. Alle drei Räume des Wohnhauses haben Lehmfussböden. Die Wohnstube ist 6·4 m lang, 5·99 m breit und 2·7 m hoch. Ebenso breit und hoch sind auch die anderen beiden Räume, die Laube dabei 5·69 m und der Keller 5 m lang. Die Doppeldecke der Stube wird von fünf eichenen Trämen getragen. Sie sind auf 23 cm 27 cm hoch. Ueber der Doppeldecke liegt eine Lehmschichte von 8 cm Stärke.

Die Thüre, welche aus der Laube in die Stube führt, ist 90 cm breit und 1·65 m hoch. Die Thürschwelle („dirpel“ [1]) liegt auf dem Lehmboden auf und ist 16 cm hoch. Die Balken, welche die Hauswände bilden, sind nur 22 cm stark. Die Stubenfenster liegen, vom Boden aus bis zum unteren Rande derselben gemessen, 1·35 m hoch in den Wänden. Ihre eigene Höhe beträgt 54 cm, die Breite 52 cm. Den Luther-Ofen, welcher in dieser Stube steht, beschreibe ich weiter unten erschöpfend (s. S. 209). Die Einrichtung dieser Stube ist typisch für das sächsische Haus. Ich will mich eingehend mit derselben befassen. Der Tisch steht an der gewohnten Stelle. Seine Platte misst 1·15 m in der Länge und 97 cm in der Breite. Die Sitzplätze bilden auch hier wieder Truhen, welche jedoch ganz das Aussehen von Bänken haben, da ihnen die Rücklehnen nicht fehlen. Die Deckel der Truhen, welche die Sitzbretter bilden, sind 57 cm breit. Ihre Oberflächen liegen 49 cm über der Erde. Diese Truhen sind bemalt, und zwar sowohl die Vorderseiten der eigentlichen Truhen, als auch die Lehnen. Die langen Flächen sind in Felder getheilt. Die Ränder der Felder sind braun marmorirt. Im mittleren Felde der Lehne, an der südlichen Stubenwand, steht geschrieben:

Glück
Zufriedenheit und
Segen,
möge euch der Himmel
geben.
Michael Blo
1847.

Im Mittelfelde der anderen Lehne steht der Mädchenname der verstorbenen Frau des Besitzers:

Sofia Lorentz
1847.

Die übrigen Felder sind mit rothen und weissen Blumen (Rosen und Tulpen) bemalt. Ebenso bemalt wie die Sitztruhen sind auch die beiden anderen grossen Truhen, wovon die eine am Fussende des hohen Bettes, die andere in der Nähe der Thüre steht. Beide sind sie 71 cm hoch, die eine am Fussende des Bettes 1·57 m lang und 66 cm breit, die andere 1·6 m lang und 69 cm breit. Das hohe Bett misst 1·8 m in der Länge und 1 m in der Breite. So lang wie das Bett ist auch die davor stehende ruhebettartige „Schlafbank“. Ihre Breite beträgt 60 cm. Eine solche Schlafbank habe ich schon oben aus dem Hause Nr. 33 in Schönbirk (S. 198) beschrieben.

Da das hohe Bett auch in diesem Hause nicht als Schlafstelle benützt wird, so befindet sich in der Stube nur eine Schlafstelle, die Schlafbank. Ich

[1]) Ueber diesen dialectischen Ausdruck spricht J. Wolff ausführlich im „Archiv“ vom Jahre 1897, S. 600 ff.

unterliess es leider, zu fragen, wo denn die Insassen des Hauses die Nacht zubringen, und wandte mich darum nachträglich brieflich an Herrn Pfarrer A. Bertleff um Auskunft, die er mir in Folgendem zu geben so gütig war: „Die Hausbewohner in Nr. 123, ebenso oder ähnlich auch in anderen Häusern, schlafen im Winter alle in der Wohnstube. Im Sommer schläft nur der alte Bloo ebenfalls dort, der junge dagegen mit Frau und Kind draussen auf einem Schopfen oder in der Scheune, um Morgens den Austrieb der Herden leichter zu hören. Hie und da, wenn es gilt, besonders wachsam zu sein, schläft der junge Bloo auch auf dem sogenannten ‚häst', das ist der an der Hauptfront entlang laufende Vorsprung." Ob nun im Winter das Ehepaar und ihr Kind auf den Bänken oder in Betten schlafen, ist mir noch immer nicht klar.

Am Fussende des Bettes steht noch eine Wagentruhe *W-Tr.* Sie hat die Form eines auf der kleineren Grundfläche stehenden Pyramidenstumpfes. Sie ist nicht bemalt und dient dazu, als Sitz auf den Wagen geschnallt zu werden. In der Ecke hinter der Thüre steht ein Küchenschrank. Er ist 1·27 m breit, 55 cm tief und 1·79 m hoch. Zur Einrichtung der Stube gehört noch die Gewandstange, welche reich mit Stickereien behängt ist, und die Tellerrahmen, welche hier an drei Wänden, und zwar an der südlichen, westlichen und östlichen Zimmerwand entlang laufen. Weitere Tellerrahmen sind hier noch angebracht unterhalb den schon erwähnten zwischen dem Fenster in der Giebelwand und dem Tischwinkel, dann zwischen dem Tischwinkel und dem zweiten Fenster und schliesslich zwischen dem zweiten und dritten Fenster. All' diese Rahmen sind mit bunten Tellern dicht besteckt und mit Krügen reich behangen.

Die Decke der Laube wird durch eine einfache Bretterlage gebildet, die auf eichenen Trämen ruht. Die Träme werden hier von einem starken, ebenfalls eichenen Unterzugbalken[1]) getragen.

In der Laube nimmt die hintere rechte Ecke ein offener Herd ein, daneben steht eine Salzmühle und in der hinteren linken Ecke bildet ein Bretterverschlag die Speckkammer. Der Herd ist 1·85 m lang, 1·78 m breit und nur 49 cm hoch. Fig. 57 bildet ihn ab. Er ist von starken eichenen Pfosten eingefasst, welche an der freien Kante des Herdes verzinkt sind Die Oberfläche des Herdes bildet ein Pflaster aus Mauerziegeln. Früher loderte das Feuer hier frei auf dem Herde, jetzt aber steht in der Mitte der Herdoberfläche ein kleiner Blechherd, wohl die primitivste Form des modernen Sparherdes. Aus ihm steigt der Rauch durch eine Blechröhre empor, welche ihn unter der „feierbî" (Feuerbühne) frei entweichen lässt. Die Feuerbühne ist ein Theil der Laubendecke. Sie ist so breit und lang wie der Herd und bildet ein ganz flaches Gewölbe, das aus 8 cm starken Eichenpfosten gebildet ist. Oben sind diese Pfosten mit einer 10 cm starken Lehmschichte bedeckt. Die Feuerbühne liegt etwas höher als die eigentliche Decke der Laube, so dass der Rauch unter ihr fort und in den Dachraum ziehen kann. Die Aufgabe der Feuerbühne ist die, die aufsteigenden

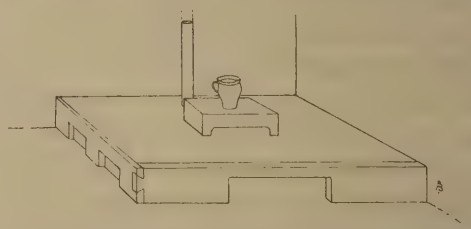


Fig. 57. Offener Herd aus dem Hause Nr. 123 in Schönbirk.

Funken zurückzuschlagen. Sie ist an ihrer Unterseite von einer dichten, glänzend schwarzen Russschichte bedeckt. Vom Luther-Ofen in der Stube wird der Rauch auch nur einfach durch die Stubenwand unter die Rauchbühne abgeleitet. Die Rauchbühne soll, wie mir gesagt wurde, jede Feuersgefahr ausschliessen. Auch in diesem Hause befindet sich also kein Schornstein, dafür aber sind in der südlichen Giebelfläche des Daches zwei Rauchlöcher angebracht.

Die Salzmühle ist der aus dem Hause Nr. 33 in Schönbirk gleich.

In der Speckkammer laufen an den Wänden entlang niedere, nur 20 cm hohe Bänkchen, auf denen die Milchgeschirre (glasirte Töpfe) stehen. Ausser Speck und Milch sah ich hier noch geräuchertes Fleisch, Butter und Rahm untergebracht. An der Aussenseite der Speckkammer hing allerlei Geräthe; so an der Westseite nebst Anderem fünf verschiedene Holzhacken und eine Säge, an der Südseite noch einige Hacken, Pferdegeschirr und neben anderem Geräthe alte Filz- und Strohhüte.

[1]) Der grosse Querbalken in der Diele heisst hier gewöhnlich „riggel" = Riegel = Riegelbalken, doch ist auch der Name kitrêom, in anderen Gemeinden kê-trôm gebräuchlich. Die Etymologie ist, wie ich fest überzeugt bin, folgende: kî oder kê bedeutet ahd. „gegen", also Gegentram oder Gegenbalken, darum so genannt, weil er in der entgegengesetzten Richtung jener Balken geht, die er trägt und stützt. (Pfarrer Andreas Bertleff in Schönbirk.)

Zwischen dem offenen Herde und der Speckkammer führt eine Thüre aus der Laube in den Hof. Die Laube ist also durchgängig. Es ist dies bei Häusern aus dieser Gegend, die eine Langseite der Strasse zuwenden, stets der Fall.

Zwischen dem Herde und der Stubenthüre stand eine niedere kleine Wasserbank mit hölzernen, kannenartigen Wassergefässen darauf. Darüber war ein Tellerrahmen angebracht.

Rechts von der Stubenthüre führt eine steile Holztreppe in den Dachraum empor. Zwischen dieser und der vorderen Hauswand steht eine grosse Mehltruhe. Sie ist 1·82 m lang, 77 cm breit und 1·05 m hoch. Zwei weitere grosse Truhen stehen in der linken vorderen Ecke der Laube. Die grössere davon steht an der Kellerwand. Sie ist 2·17 m lang, 78 cm breit und 1·36 m hoch, die andere ist 1·51 m lang, 69 cm breit und 1·65 m hoch. Beide enthalten Weizen. Vor diesen beiden grossen Truhen stehen noch zwei kleinere Truhen, die zugleich zum Sitzen dienen; vor ihnen steht ein Tisch.

Im Keller laufen an drei Wänden entlang, 1 m über dem Lehmfussboden, Apfelbühnen, die 1 m breit sind. Unter jener Bühne, die dem Eingange gegenüber liegt, liegen auf dem „gôntnər“ Fässer. Vor den Fässern steht der Backtrog auf einem Schragen. Vor der westlichen Bühne stehen zwei Kleidertruhen und vor der östlichen Bühne ein Waschfass und ein kleiner Ofen aus Blech. Mittelst dieses Ofens wird der Keller im Winter schwach geheizt, damit die Aepfel durch die Kälte nicht Schaden leiden. Der Rauch zieht von hier in die Speckkammer ab, wo durch denselben der Speck und das Fleisch geräuchert wird. Der Aepfel wegen ist dieser Raum wohl mit Lehm aussen und innen gut verschmiert, aber innen nicht geweisst, denn „Kalk ist für die Aepfel Gift“, wie mir der junge Bauer sagte. Ueber der östlichen Apfelbühne hängt eine Gewandstange und darauf schmutzige Wäsche, Garn, Leinwand, alte Kleider, Stiefel, eine Laterne und verschiedenes Andere.

In dem Schuppen, der sich an den Keller anschliesst, sind Wagen, Pflüge und die Egge untergebracht.

An der Rückseite der Wohnstube wurde erst in neuerer Zeit eine Hütte angebaut; es ist die Werkstätte des jungen Bauern, der sich Alles, was er an Holzgeräthen im Hause braucht, selbst verfertigt.

Der Dachraum reicht ungetheilt von einer Giebeldachfläche zur anderen. Die Dachsparren („käferfäss“) stehen 2 m von einander entfernt. Im obersten Viertel ihrer Höhe sind die zwei gegenüberstehenden Sparren mit einem Bindeholz („Hahnenbalken“) verbunden. Alle drei Hölzer zusammen bilden den „käfer“ [1]). An den Sparren der östlichen Dachfläche sind zur Festigung des Daches Windlatten („wentlätz“) befestigt. An den anderen Dachflächen fehlen sie aber. Auf dem Dachboden sind die Spinn- und Webegeräthe untergebracht.

Rechtwinkelig zum Wohnhause liegen an der linken Seite des geräumigen Hofes die Ställe für die Schweine, Kälber und Pferde. Es sind Blockbauten.

Die parallel zum Wohnhause liegende Scheune enthält links das „Viertel“, in dem unten das Heu eingelagert wird. Ueber dem Heu im Dachraume ist Platz für den Weizen (Korn wird nicht gebaut). Neben dem „Viertel“ liegt die Tenne. Hier steht, wenn nicht gedroschen wird, der Erntewagen. Auf die Tenne folgt der Rinderstall. Die Krippen laufen an den Langwänden hin. Durch die Wände, an denen die Krippen befestigt sind, gehen je zwei Futterlöcher, die von aussen durch aufklappbare Laden geschlossen werden können. In die eine Krippe wird von der Tenne aus, in die andere vom Futtergange aus, der, im rechten Winkel gebrochen, um den Stall herumläuft, das Futter geworfen. Vor der Tenne und dem Rinderstalle läuft ein Treppelgang hin. Am südlichen Ende desselben liegt ein „Brunnen“, in dem die Jauche gesammelt wird. Der schmale Raum hinter dem Viertel wird das „kuafhaus“ [2]) genannt.

An den Rinderstall ist nach rechts noch ein Schuppen und an diesen das Bienenhaus angebaut. Vom Bienenhause gegen Westen läuft eine niedere Mauer. Sie bildet auf eine Strecke die Grenze gegen die Hofstätte des Nachbars. Wahrscheinlich wurde sie aufgeführt, damit das hier abschüssige Erdreich nicht abrutschen kann.

Das Einfahrtsthor liegt in der nordwestlichen Ecke der Hofstätte, daneben liegt der Brunnen. Das in der Fig. 55 im Vordergrunde sichtbare Thor mit der Thüre daneben gehört zum Nachbarhofe.

Hinter der Scheune dehnt sich ein geräumiger Obstgarten aus.

Die Anordnung der Nebengebäude zum Hauptgebäude, wie ich sie bei dem Hause Nr. 123 in Schönbirk gefunden und wie dieselbe der Plan Fig. 56

[1]) Diese mundartliche Benennung bespricht J. Wolff im „Archiv“ vom Jahre 1897, S. 616.

[2]) „kuᵊfhaus“ = ss. kuᵊf (mhd. kaf) „Spreu“ + haus. (Dr. G. Kisch in Bistritz.)

wiedergibt, kann als typisch angesehen werden für alle Höfe in der Umgebung von Bistritz, in welchen das Wohnhaus parallel zur Strasse liegt, also der Strasse eine Langseite und nicht die Giebelseite zuwendet.

Die bis jetzt beschriebenen vier Häuser aus der Umgebung von Bistritz können als Typen älterer Häuser, insbesondere der Blockbauten dieser Gegend, angesehen werden. Diese Formen treten uns allenthalben wieder, und zwar oft ganz gleich, oft nur mit ganz unwesentlichen Abänderungen, auf die ich an betreffenden Orten hingewiesen habe, entgegen. Was ich also aus dieser Gegend noch zu beschreiben habe, betrifft hauptsächlich modernere Bauten, die sich vor Allem im beim Baue verwendeten Materiale unterscheiden, sonst aber theils ganz gleiche Ausgestaltung, theils nur ganz wenig weitergehende Entwicklungsformen im Grundrisse zeigen.

Wenn ich jetzt auf die vermauerten Formen des alten siebenbürgisch-sächsischen Hauses übergehen soll, so mag es wohl hier schon am Platze sein, auszugsweise einen Abschnitt aus Wolff's oben citirter Abhandlung „Vorarbeiten zum siebenbürgisch-deutschen Wörterbuche" („Archiv", Heft 3 vom Jahre 1897) zu wiederholen. Wolff spricht dort nämlich unter dem Schlagworte štuf nicht nur von dem verschiedenen Materiale, aus dem von den Sachsen die Häuser erbaut werden, sondern auch von dem Alter der einzelnen Bauarten und theilt das sprachlich Interessante mit, dass bei den Sachsen mit štuf (Stube) und Haus oft dasselbe bezeichnet wird. Wolff schreibt:

štuf f., so durch den ganzen Singularis, im Pluralis durchaus štuwen, Stube, Zimmer, Haus. Für Zimmer, das uns fehlt, ist dies die einzige Benennung; für Haus haben wir Synonyma.

I. štuf, Stube, Zimmer, allgemein im Stuhls-, Burzen- und Nösnerlande. Sie bildet das Hauptgemach des Hauses, ist der Gasse zugekehrt und zieht sich im alten, ursprünglichen Hause der Stuhlsgemeinden durch die ganze Breite des Wohngebäudes.

II. Der Name der Stube, als des Hauptgemaches im Stuhlslande und Burzenlande, auf das ganze Haus ausgedehnt. Ech gōn net aus desər štuf, bæs-əm mich net mæt də fessən det federšt drīt, Schässburg, ich will in dieser Stube, in diesem Hause sterben. In dieser und ähnlichen Redensarten kann štuf Beides bedeuten: Stube und Haus. In anderen wieder bezeichnet das gleiche Wort nur Haus: ech saul mer ən štuf bān (Malmkrog, Heldsdorf), ich will mir ein Haus bauen. So auch ein hochzet-, hạnne-štuf und in den Verbindungen gemouərt, gezeńt štuf, wie schon im Jahre 1651: gemauert Stuben und 1696: böhlene Stuben.

Nach Baumateriale und Construction unterscheidet man hölzerne und gemauerte Stuben (Häuser).

1. ən helzeræ štuf nennt man im Stuhlslande das Riegel- und das Blockhaus, doch hat dieses und jenes auch eine besondere Benennung.

a) Das Haus mit Riegelwänden heisst ən geflucht (geflochtene) štuf, ən štuf ous (mæt) rādən (Ruthen) geflucht (Birthälm, Kelling, Schaas), ən gezeńt (gezäunte) štuf (Weingartskirchen). — Das Gespärr des geflochtenen Hauses bilden schwællən, štelpən (Eckpfosten) und wạnträdən (Wandruthen, Pfetten[1]), die in Schwelle und Wandruthe lothrecht stehenden Zwischenpfähle (štākən) theilen die Wand in viele kleine Felder, die mit wagrecht laufenden Ruthen ausgeflochten (æosgezænt, Weingartskirchen), mit wæken, runde Steine (das faust- bis kopfgrosse Geschiebe in den Bächen) oder æstrich (Schaas), d. h. mit spreugemengtem Lehm beworfen (beschmæssən) und alsdann glatt gerieben und mit Kalk geweisst werden. Aber es gibt neben dieser gewöhnlichen Art, den Rahmen des Riegelverbandes auszufüllen, auch noch eine andere, allerdings nur selten angewandte. Sie theilt die Wand durch wagrecht von einem zum anderen Eckpfosten gehende Stangen in drei oder vier Längenfelder, die Ruthen werden aus der Schwelle oder bei sehr einfachen Bauten aus dem Boden lothrecht an den Querhölzern hinauf zur Wandruthe geflochten. Ein solches Haus nennt man in Schaas zum Unterschied von der geflochtenen Stube ən gešprinkelt štuf. Wiewohl der Steinbau unter uns verhältnissmässig alt ist, so bestanden doch selbst die Pfarrhäuser noch im XVI. Jahrhundert und darüber hinaus vielerorts aus Flechtwerk. Die Universität verordnet im Jahre 1568, dass die weltliche Obrigkeit holtz, stecken und Ruthen zu not des Baw der Curiæ Pastoris liefere. Teutsch, Urkundenbuch der evangelischen Kirche A. B. in Siebenbürgen 2, 114.

b) ən bīlæ štuf ist ein Haus mit Bohlen- oder Blockwänden[2]).

[1]) Der Ausdruck „Pfetten" ist hier von Wolff wohl irrthümlich statt „Mauerbank" gebraucht. D. V.

[2]) Hiezu bemerkt Wolff, a. a. O., S. 592 u. A.: „Noch im XVII. Jahrhundert war der Blockbau unter uns häufig, selbst in Städten. Die Hermannstädter Nachbarschaftsartikel vom Jahre 1651 verordnen: Zur Zeit des Windes soll Niemand beichen in denen Gassen, da nicht viel gemauert Stuben sind, sondern bielen Gebew mit schindelinen Dächern. Ver.-

2. Das Haus mit Mauerwänden und Ziegeldach ən gemouərt, štenaræ(n), zæjəlæ(n) štuf“ [1]).

Den vorstehenden Ausführungen Wolff's vermag ich zur Ergänzung derselben noch Folgendes anzufügen:

In der ältesten kirchlichen Matrikel des evangelischen Pfarramtes in Budak, die im Jahre 1701 begonnen wurde, aber geschichtliche Notizen enthält, die bis zum Jahre 1564 zurückreichen, stehen folgende Daten verzeichnet: „Anno 1698 den 31. Juni hat das Wetter das Steinhaus durch einen Donnerschlag angezündet und völlig verbrennt“ und „Anno 1717 am 23. August sind die Tartaren in Rodna eingefallen und haben hernach nebst anderen Dörfern auch allhier den Pfarrhof und die ganze Zeile in Grund verbrennt“.

Aus der ersten Notiz kann gefolgert werden, dass im Jahre 1698 in Budak nur ein einziges gemauertes Haus — das Steinhaus — stand, und aus der zweiten lässt sich schliessen, dass auch 1717 die Verhältnisse dortselbst noch dieselben gewesen sein dürften, da damals die ganze Zeile sammt dem Pfarrhofe, an den wir wohl auch bei dem „Steinhaus“ aus der ersten Notiz zu denken haben werden, „in den Grund verbrennt“ worden ist. Dies liesse sich wohl nicht leicht als möglich annehmen, wenn die Häuser nicht alle aus Holz gebaut gewesen wären.

Die ältesten „Steinhäuser“, wie gemauerte Bauten bei den Sachsen allgemein genannt werden, fand ich in Gross-Scheuern und Grossau bei Hermannstadt. Es waren mehrere darunter, die der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts entstammten. Aeltere Bauernhäuser sind mir nicht bekannt geworden.

Fig. 58. Haus Nr. 105 aus Windau.

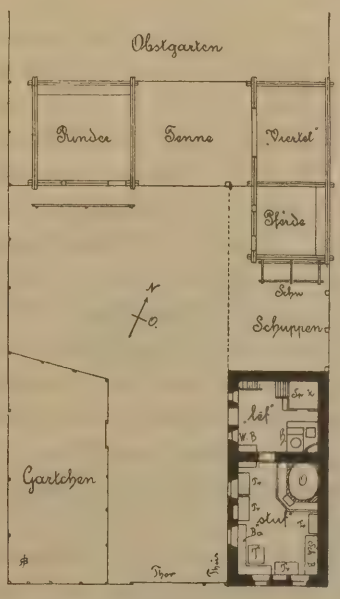


Fig. 59. Plan zum Hause Nr. 105 in Windau (1 : 400).

Nachdem ich dies vorausgeschickt, fahre ich mit der Beschreibung von Häusern aus der Umgebung von Bistritz fort. Es sollen jetzt, wie ich schon oben gesagt, die vermauerten Hausformen folgen. Ich kann mich jetzt kürzer fassen, da diese Formen zumeist nur Wiederholungen solcher Bauten sind, die in Vorstehendem ausführlich behandelt worden sind.

Fig. 58 bietet das Bild des Hauses Nr. 105 in Windau, Fig. 59 den Plan hiezu. Seine Besitzerin ist die Witwe Maria Kuales, geb. Eichhorn. Auf das Alter des Hauses verweist eine Inschrift, welche, von der Giebelwand aus gezählt, am zweiten Trambalken

---

Arch. 20, 159. Das gleiche Verbot wird wiederholt 1696 für diejenigen Nachbarschaften, in welchen viel böhlene Stuben und schindlen Dächer seyn. Ver.-Arch 20, 169. Johannes Tröster schreibt 1666 in seinem Dacia 234: Eine Leinwandt (wohl für Leimwandt verdruckt) heisst ein Biulenwand, weil die Bauren-Häuser meistentheils von Bolwerken, aus Holz und Leimen aufgebaut werden. So lange Wald im Ueberfluss da war, hatte man keinen Grund, den Blockbau gegen den Riegelbau mit seinen dünnen, durchlässigen Wänden zu vertauschen; damals baute man Haus, Stall, Scheuernviertel, Mühlen („1721 die neue Oberstampfmühle“) ganz neu von Bohlen. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kam man davon ab; im Jahre 1769 beschloss man in Gross-Schenk, „dass von nun niemand mehr nach der alten schädlichen Gewohnheit von Holz, wo Baum auf Baum gelagert wird, sondern entweder mit Ziegeln und Steinen oder aber, dieses unvermögend, von Holz nur eingebunden und die Wände gezäunet, sein Wohnhaus bauen soll, weil die Waldungen sehr abgenommen haben“.

[1]) In Bezug auf das Alter der gemauerten Häuser verweist Wolff auf seine Abhandlung: „Unser Haus und Hof“. Dort sagt er a. a. O., S. 79: „Steinhäuser besitzen unsere Städte im Anfange des XV. Jahrhunderts in nicht geringer Zahl, doch behaupteten die schindel- und strohbedeckten Wohnungen lange noch die Mehrheit. Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts wird der Steinbau in Hermannstadt auf ganz besondere Weise gefördert. Nach den grossen Bränden des Jahres 1558 liess der Rath zu Kronstadt nur steinerne Neubauten zu; wo es Noth that, schoss er gegen eine Rückzahlung in zehnjähriger Frist selbst die Kosten vor.“

der Stube eingeschnitten ist. Sie lautet: „Erbaut durch Michael Kuales den 7ten May 1845“.

Das Wohnhaus, welches seine Giebelwand der Strasse zukehrt, ist aus Steinen und Ziegeln erbaut und aussen und innen geweisst. Das Dach ist ein Schindeldach und seiner Form nach ein Walmdach. Es zeigt also noch die Gestalt des Strohdaches, nicht aber auch dessen Steile und Höhe. Die beiden einzigen Räume, welche dieses Haus enthält, sind die Laube, die vom Hofe aus betreten wird, und die Stube, zu welcher man aus der Laube kommt. Die Stube hat vier ziemlich grosse Fenster, wovon zwei auf die Strasse und zwei auf den Hof gerichtet sind. Die Laube hat deren nur zwei unverhältnissmässig kleine, die zu beiden Seiten der Thüre angebracht sind und dem Raume nur wenig Licht zuführen. In Folge dessen muss die Laubenthüre fast immer offen gehalten werden.

Beide Räume sind gedielt und zeigen Trambalkendecken ohne Unterzugbalken Der grosse Luther-Ofen in der Stube weist die typische Form auf. Die Einrichtung der Stube gleicht der aus den bereits beschriebenen Häusern. Aus den Einzeichnungen im Plane lässt sich dies unschwer ersehen. Geschirrrahmen laufen hier an der südlichen und westlichen Wand entlang. Auch die Gewandstange mit den Stickereien an der östlichen Wand fehlt nicht. Besonders aufmerksam machen muss ich aber auf zwei Wandnischen, von denen die eine zwischen den beiden Fenstern in der Giebelwand und die andere zwischen den beiden anderen Fenstern in der Langwand liegt. Beide sind durch Thüren geschlossen. Man nennt solche Wandschränke „ålmåråi“ (wohl vom lateinischen almarium).

In der Laube finden wir in der nordöstlichen Ecke wieder die Speckkammer, in der südöstlichen den Herd. An seiner vorderen Seite ist ein Brennkessel eingemauert, in der innersten Ecke des Herdes ist eine Aschengrube angebracht und davor steht der kleine viereckige eiserne Sparherd. Der Rauch entweicht frei in die Laube und sucht sich einen Ausweg entweder durch die Laubenthüre oder in den Bodenraum. Der Schornstein fehlt auch hier.

In der Laube fallen uns auch zwei Stiegen auf. Die eine in der nordwestlichen Ecke führt auf den Dachboden, die andere, breitere, führt unter der Speckkammer hindurch in den Keller. Beide Räume des Hauses sind nämlich unterkellert. Dieser Umstand gibt, da der Keller sehr seicht ist, dem Gebäude das Aussehen eines Hochparterrehauses. Ein zweiter Eingang in den Keller befindet sich in der Giebelwand des Hauses.

Häuser, wie das eben beschriebene, mit einem Kellereingang in der der Gasse zugewendeten Giebelmauer, sah ich in Windau viele, doch fielen mir einzelne solche Häuser auch in Jaad und dann weiterhin in Botsch, zwischen Bistritz und Sächsisch-Regen, auf.

An das in Rede stehende Wohnhaus schliessen sich in gerader Linie ein nach dem Hofe zu offener Schuppen, unter dem sich Wagen und auch die

Fig. 60. Haus Nr. 102 aus Windau.

Fig. 61. Plan zum Hause Nr. 102 aus Windau (1 : 400).

Schweineställe befinden, und der Pferdestall an. Rechtwinkelig verbunden steht die Scheuer. Sie ist ein Blockbau und ebenfalls mit Schindeln gedeckt. In der Mitte liegt die Tenne, rechts das Scheunenviertel und links der Rinderstall, dem ein Treppelgang vorgelegt ist.

In der südwestlichen Ecke ist vom Hofraume ein Gärtchen abgetrennt. Hinter der Scheune liegt der Obstgarten.

Fig. 60 veranschaulicht die westliche und südliche Seite des Hauses Nr. 102 in Windau. Der Eigenthümer dieses Hauses ist der Bauer Johann Kuales.

Das Alter des Hauses ist auch hier wieder durch eine Inschrift am zweiten Trambalken, von der östlichen Giebelwand gezählt, bekundet. Die Inschrift lautet: „Erbaut durch Johann Eichhorn Am 25ten May 1850“. Der jetzige Besitzer des Hauses ist der Schwiegersohn des verstorbenen Erbauers. Das Material, aus dem das Haus gebaut ist, bilden Steine und Ziegel. Das Dach ist ein Ziegeldach. Wir haben hier kein volles Walmdach mehr vor uns, sondern ein Satteldach mit kurzen Abwalmungen an beiden Giebeln. Das Haus ist mit einer Langseite zur Strasse gelegt. Es zeigt in seinem ganzen Aeusseren mehr modernes Gepräge, was jedenfalls auf städtische Einflüsse zurückzuführen sein wird. Wie sich aus dem Nachfolgenden herausstellen wird, ist die Form dieses Hauses typisch nicht nur für die meisten neueren gemauerten Bauernhäuser im Nösnerlande, sondern auch für viele Orte im Stuhlslande und im Burzenlande.

Wenngleich also das Aeussere des Hauses schon modernisirt ist, so zeigt das Innere, wie aus dem Plane (Fig. 61) zu ersehen ist, noch ganz die alte Eintheilung und die alte Anordnung der Möbel. Das Wohnhaus besteht wieder nur aus zwei Räumen, der Laube und der Stube. Die Laube wird direct von der Strasse aus betreten. Man steigt zur Laubenthüre über acht Stufen empor. Eine zweite Thüre führt gegenüber in den Hof. Wir haben hier also wieder eine durchgängige Laube vor uns, wie im Hause Nr. 123 aus Schönbirk. Sie wird nur durch ein Fenster erhellt, da das zweite, in der Ansicht (Fig. 60) rechts von der Laubenthüre sichtbare Fenster ein blindes ist. Die Stube dagegen hat vier Fenster. Zwei davon sehen auf die Gasse, eines liegt in der Giebelwand und das vierte schaut auf den Hof. Die Stube ist gedielt, während die Laube ein Ziegelpflaster aufweist. Die Einrichtung in der Stube zeigt nur eine ungewöhnliche Lage des Bettes. Daran ist wohl das Fenster in der Rückwand schuld, das dort eben auch einen ungewohnten Platz einnimmt. In der Stube fallen uns auch hier wieder zwei Wandnischen auf; die eine neben dem Ofen ist offen, die andere neben dem Fenster in der Giebelwand dagegen durch eine Thüre geschlossen („ålmåråi“).

Das „hohe Bett“ ist in die Laube verlegt worden. Es steht dort unter *h. B.* Der Besitzer, ein Witwer, legt wahrscheinlich keinen Werth darauf, die Stube durch dasselbe zu zieren. Vor dem hohen Bette steht eine Schlafbank der beschriebenen Art. Es ist die Schlafstätte der Magd, welche dem Hauswirthe die Wirthschaft führt. Unter *M-Tr* steht eine Mehltruhe. Bei *F* befindet sich eine Fallthüre, durch die man über eine Stiege in den Keller gelangt. Das Haus ist also auch unterkellert und deshalb sind die Wohnräume des Hauses so hoch gelegt, dass man zur Laube nur über die davor gelegte Stiege gelangen kann. Bei *B-St* führt eine Stiege auf den Dachboden. In der nordöstlichen Ecke steht der Herd. Ich gebe unter Fig. 62 auch ein Bild vom Herde dieses Hauses, weil er eine Form aufweist, die im sächsischen Bauernhause Siebenbürgens häufig zu finden ist. Der Kern des Herdes ist hier aus Ziegeln aufgebaut. Sonst besteht er oft aus festgestampftem Lehm. Dieser gemauerte Kern wird, wie dies seine Abbildung zeigt, an den beiden freien Seiten von einer Reihe grosser quadratischer Ziegel eingefasst, die selbst wieder von einem Holzrahmen getragen

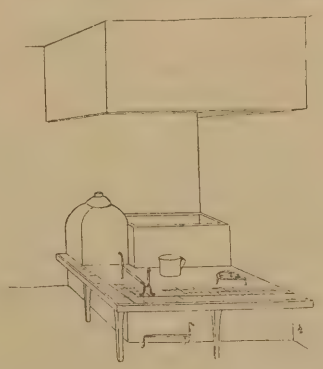


Fig. 62. Herd aus dem Hause Nr. 102 in Windau.

und umschlungen werden. Diese vorspringende Umrahmung wird durch drei Füsse von unten gestützt. An seiner Vorderseite ist der Herd 1·53 m breit, an der Seite 1·86 m lang. Die Höhe beträgt nur 44 cm. Der im Hintergrunde des Herdes links stehende Branntweinbrennkessel und die rechts stehende Aschengrube sind neue Zuthaten. Alt im Gebrauche sind aber auf den Herden in Siebenbürgen bei den Sachsen der eiserne Dreifuss [1]) und der Feuerrost, wie ich solche auch auf diesem Herde vorfand und sie in der Fig. 62 eingezeichnet habe. Joh. Wolff bringt in der schon herangezogenen Arbeit „Vorarbeiten etc.“ im „Archiv“ vom Jahre 1897 über den Feuerrost Aufschlüsse von so allgemeinem Interesse, dass es wohl gerechtfertigt erscheint, wenn ich auch diesen Abschnitt aus seiner Arbeit, die jedenfalls wenigen der Leser dieser „Mit-

[1]) ss. drô. fâ˙skn = drô˙ (drei) + fâ˙skn (Füsschen). (Dr. G. Kisch.)

theilungen“ bekannt sein dürfte, hier vollinhaltlich wiederhole:

„brạntert: brontərt für Feuerbock, Feuerhund, Gestell am hinteren Ende der Feuerstatt, auf welches das Holz zur Feuerung gelegt wird; am vorderen Ende der Feuerstatt, dem brạntert gegenüber, befindet sich ein Mäuerchen, wilsštein, wileštisken [1]) genannt, worauf das vordere Ende des Holzscheites liegt. Brontərt gehört nur dem Burzenlande an [2]); in den Zwanziger- und Dreissiger-Jahren des XVI. Jahrhunderts erscheint es immer wieder in den Kronstädter Rechnungen, zuweilen auch in der Bedeutung Rost, eisernes Gestell als Unterlage für den Kessel u. s. w.: eyn branterth sub caldari balnei hospitalis; una brantert ad balneam stubam; pro tribus brantert; in den oben ein branterth; duo magna ferramenta, quibus torres in foco imponuntur, vulgo branttyrt; una lamina ferri ad caldaria, vulgo Branthirt. K. Q. 1, 755; 2, 854. Ebendort in gleichem Sinne schon 1521, also früher als irgendsonst brantrust. Andere siebenbürgische Namen für das Geräth sind: brạnteisən, hạst, feirhạst, -hankt, kạz.

Ein altes Wort, schon ahd. prantreita, mhd. brantreite, mnd. brandrede; auch im Fränkischen weitverbreitet, oberfränkisch Ende des XIV. Jahrhunderts brantreide (Weigand, D. Wtb. 1, 258); in Oppenheim gehörte die brantreit zu den Dingen, die nicht gepfändet werden durften („Archiv f. hess. Gesch.“, 13, 256); in Mittelfranken Mitte des XV. Jahrhunderts brantreyden (Pick's „Monatsschrift“, 6, 420) und im Westerwalde heute noch nach Schmidt's westerwäldischen Id. brandratel. Das Wort ist also noch nicht ausgestorben, wie J. Grimm im D. Wtb. 2, 300 vermuthete, es ist nur selten geworden, wie der offene Herd, zu dem es gehört. Der zweite Theil unseres Wortes, nach Ausweis der Kronstädter Belege schon im XVI. Jahrhundert durch den Tonverlust auf die Stufe einer Ableitungssilbe herabgesunken, entspricht einem alten Subst. reite, dessen Abkunft meines Wissens bisher noch nicht erkannt oder falsch angegeben worden ist. Es gehört nicht zu dem mit dem ahd. Adj. reiti (bereit) stammverwandten Subst. reita (Bereitschaft), wie z. B. das Mhd. Wtb. II, 1, 673, und Weigand, D. Wtb. 1, 258 ansetzen. Neben brantreite bestand brantreitel (vgl. auch westerwäldisch brantratel; wie hier, so werden auch sonst reite und reitel zur Bezeichnung gleicher Dinge verwandt: das Raitelscheit des Pflügers heisst in Leipzig redel, in Hessen rīde, reide (Albrecht, Die Leipziger Mundart, 189; Vilmar, Kurhess. Id. 325). Mhd. reitel aber bezeichnet wie hessisch reidel, westerwäldisch radl, eine kurze, dicke Stange, dasselbe, was im Siebenbürgischen bredel, brerl (in Bistritz rerl) heisst, gehört also mit dem mhd. Adj. reit (gedreht) zu mhd. rīden (winden). Die Brandreite war also ursprünglich und gewiss manches Jahrhundert lang ein dickes Holzstück, worauf der Brand, das Holzscheit, zur Feuerung gelegt ward; an die Stelle des Holzblockes ist das Eisengestell getreten, der alte Name aber ist geblieben.“

In der Fig. 62 ist unter dem vorspringenden Rande des Herdes noch ein zweiter Feuerrost zu sehen. Auf meine Frage, wozu dieser zweite Rost diene, wurde mir gesagt, dass er in den Kochherd der Stube gehöre. Dieser Rost hatte nur einen Bügel. Sein Ende liess deutlich einen Thierkopf erkennen. Dies erklärt sich dadurch, dass der Feuerrost in der Gegend von Bistritz nicht brạntert, sondern feiərhô°st [1]) heisst. Der Kopf hatte auch wirklich am meisten Aehnlichkeit mit dem eines Pferdes. Der einbügelige Feuerrost ist für die Gegend von Bistritz der gebräuchlichste.

Zur Fig. 62 habe ich noch zu bemerken, dass der Herd von einem von der Decke herabhängenden Funken- und Rauchfang überdacht ist, der „keap“ heisst und in den sich nach oben verengenden Schornstein übergeht. Vom Rauchfange bemerkt Wolff in seiner Arbeit „Unser Haus und Hof“, a. a. O., S. 86, dass er gewiss nicht von den Colonisten des XII. Jahrhunderts aus der Heimat in die Fremde mitgenommen worden war. „Wann dieser bei uns zur Regel geworden, wird schwer zu bestimmen. In Westfalen kann er nicht vor das Jahr 1500 gesetzt werden; selbst in Frankfurt a. M. tritt er erst im Laufe des XIV. Jahrhunderts auf. Was die Einwanderer kannten, war das gemeindeutsche Rauchloch, jenes Loch, durch das der Rauch vom Herde auf den Dachboden und von dort durch die Lücken und Spalten hinausdampfte. Die Kiep oder Käp ist unser eigenstes Eigenthum; auf der ganzen weiten Erde hat Niemand das Wort in dieser Bedeutung mit uns gemein. Ursprünglich be-

[1]) S. denselben Aufsatz Wolff's im „Archiv“ vom Jahre 1897, S. 648.

[2]) Wolff meint hier jedenfalls nur das Wort und nicht auch den Gegenstand, denn diesen fand ich nicht nur im Burzen- und Nösnerlande, sondern auch in der Gegend von Hermannstadt.

[1]) feiərhô°st = feiər (Feuer) + hô°st (Hengst), also „Feuerross“; hô°st ist lautgesetzliche Entsprechung von mhd. hengest und heisst ss. „verschnittenes männliches Pferd“. (Dr. G. Kisch).

zeichnete man damit — wie heute noch in Rohrbach und in einigen deutschen Gauen — einen ruthengeflochtenen langen Korb. Und etwas Anderes sind die ältesten Rauchfänge nirgends gewesen, sie sind ja vielerorts auch heute noch nichts Anderes. Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts wird die Kiep zum ersten Male genannt, und zwar ohne jegliche Erklärung, also wie eine allgemein bekannte Benennung und Einrichtung."

Solche geflochtene Rauchfänge von quadratischem Durchschnitte und unförmlicher Gestalt fand ich nicht nur noch in einzelnen Dörfern, z. B. auf dem Hause des derzeitigen Dorfrichters Georg Kraus in

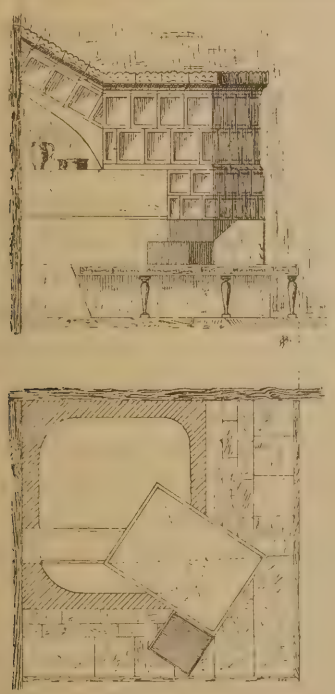


Fig. 63. Luther-Ofen aus dem Hause Nr. 123 in Schönbirk.

Michelsberg bei Hermannstadt, sondern auch noch in den Vorstädten der Stadt Bistritz.

An die Besprechung des Herdes aus dem Hause Nr. 102 in Windau will ich jetzt die Beschreibung des „Luther-Ofens" aus dem Hause Nr. 123 in Schönbirk anschliessen. Sein Bild und den Grundriss bietet die Fig. 63. Den Kern des Ofens bildet der Backofen. Er ist aus Ziegeln erbaut, innen gewölbt, doch oben flach, sorgfältig verputzt und geweisst. Seine Länge beträgt 1·90 m, die Breite 1·51 m und die Höhe 74 cm. Der Ofen ruht auf einem Sockel, dessen Oberfläche 48 cm über dem Fussboden liegt und durch ein Pflaster von gewöhnlichen Mauerziegeln gebildet ist. Der Sockel ladet auf beiden Seiten des Backofens weit aus. Doch wird die Oberfläche des Sockels dadurch noch vergrössert, dass an beiden Seiten ein Rahmen von grossen quadratischen Ziegelplatten, deren Ausmass 36 cm² beträgt, hinläuft, der so wie beim beschriebenen Herd aus Windau (Fig. 62) durch einen Holzrahmen eingefangen wird. Von unten wird dieser vorspringende Rand durch zierliche Holzfüsse getragen.

Die freie Ecke des Backofens ist abgerundet. Dort ist das Heizloch angebracht. Ueber dieser abgerundeten Ecke ist nun eine Kappe von dunkelgrünen, glasirten Kacheln aufgebaut, deren vorderer überhängender Theil nach unten eine Fortsetzung bis zur halben Höhe des Backofens hat. Die unterste Kachelreihe ruht auf Eisenschienen auf, die von unten an den beiden freien Ecken durch gewundene Eisenstäbe („obbeneisen" = Ofeneisen) gestützt werden. Die Eisenstäbe, deren Höhe 38 cm beträgt, tragen also den vorstehenden Theil des Kachelaufbaues. Die schmälere Vorderwand des Aufbaues misst 82 cm in der Breite, die Tiefe desselben beträgt im oberen Theile 1·16 m, die Höhe des unteren Theiles misst 47 cm, die des oberen aber 80 cm. „Die Kacheln, welche wulstartig sich nach ein- oder auswärts biegen und sowohl den unteren als auch den oberen Theil des Kachelaufbaues nach oben abschliessen, werden „gîrkelkacheln" genannt. Die oberste, den Kachelofen krönende Reihe besteht aus Kacheln, die man „kruncher" = Krönchen heisst." (Pfarrer A. Bertleff in Schönbirk.)

Der Kachelaufbau hat in erster Linie die Bestimmung, den aus dem Backofen beim Heizloche hervorströmenden Rauch aufzufangen und ihn durch die an der linken Seite angebrachte, schräg nach aufwärts gerichtete Abzugsröhre, die ebenfalls aus Kacheln besteht, in die Laube unter die Feuerbühne abzuleiten. Unter dem Kachelaufbau wurde aber auch bis vor ganz kurzer Zeit vor dem Heizloche des Backofens im Winter gekocht und gebraten. Der Theil des Luther-Ofens, der aus Kacheln gebildet ist, wurde mir darum auch häufig „Kochofen" genannt. Besonders aufmerksam machen will ich auf die beiden übereinanderstehenden und nach aufwärts gebogenen kleinen Haken, die an der rechts stehenden gewundenen Eisenstange angebracht sind, welche mit der anderen, im Bilde durch die Blechverschalung verdeckten Stange den Kachelaufbau zu tragen hat. In diese Haken wurde ein Bratspiess gelegt, der an der anderen Seite durch einen Bratspiessständer getragen wurde. Beide Geräthe fand ich in diesem Hause noch

vor. Fig. 64 gibt ihr Bild. An diesem Ständer, der den Namen kockesch, d. i. Hahn, führt, weil er dem Hahnenkamme ähnlich sieht, fallen uns oben dieselben Hörner wieder auf, die an den Feuerrössern der österreichischen Alpenländer und auch der Heanzerei (vgl. die Abhandlungen Dr. R. Meringer's in Bd. XXII und XXIII und meine Arbeit in Bd. XXV der „Mittheilungen") immer wiederkehren. Diese eigenartige

Fig. 64. Bratspiess mit Ständer aus dem Hause Nr. 123 in Schönbirk.

Verzierung an einem Feuerross gewahrte ich in Siebenbürgen nur ein einziges Mal, und zwar im Hause Nr. 136 in Nussbach. Seiner eigenartigen Form wegen mag das Bild dieses Feuerrosses hier ebenfalls veröffentlicht werden. Die Fig. 65 stellt es dar.

An dem Kochofen, den Fig. 63 veranschaulicht, wurde in jüngster Zeit noch eine dritte Feuerstelle in der Gestalt eines kleinen quadratischen Sparherdes aus Eisenblech angebracht. Seine Seitenlänge

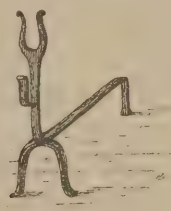


Fig. 65. Feuerrost aus dem Hause Nr. 136 in Nussbach.

beträgt 48 cm, die Höhe 20 cm. Das Heizloch dieses Herdes, der an seiner Oberfläche keine Oeffnung hat, in die wie bei anderen Sparherden Pfannen oder Töpfe gehängt werden können, befindet sich in jener Wand, die dem Kachelofen zugewendet ist. Der Rauch des Sparherdes wird also auch vom Hohlraume des Kachelofens aufgefangen.

Diese kleinen Sparherde findet man heute überall, wo der Luther-Ofen noch seinen alten Platz in der Stube behauptet, als einen eingebürgerten Bestandtheil desselben. Im Süden des Landes zeigt er jedoch häufig cylindrische Form.

Nicht ohne Interesse für mich war eine Nische, die ich an der längeren Wand des beschriebenen Backofens, und zwar in seiner halben Höhe, nahe der Zimmerwand angebracht fand. Die Nische war etwa eine Spanne breit und ebenso hoch, aber gewölbt und hatte eine im Mauerwerke des Ofens abwärts gehende, etwa 8 cm messende Vertiefung Es waren dort Kleinigkeiten, unter Anderem eine Bürste und Nägel, aufbewahrt. Eine ganz ähnliche Nische, am selben Orte angebracht, fand ich häufig in den Bauernhäusern um Vorau in Steiermark. Die Nische führte dort den Namen „Heañlëig'n" und diente der Gluckhenne als Ort, wohin sie ihre Eier legte und wo sie sie dann später ausbrütete. Der Name derselben Nische im sächsischen Hause heisst „Kutterloch". Er deutet darauf hin, dass diese Nische ehemals demselben Zwecke gedient haben wird, wie die „Heañlëig'n" im Vorauer Bauernhause [1]).

„Der Rand des grossen Kachelofens, der sogenannte hiert (Herd), wird in diesem Hause weder am Tage noch in der Nacht als Schlafstelle benützt, wohl aber weiss ich, dass dies in anderen Häusern bekannt ist. Ebenso wird in manchen Häusern der obere Theil des Backofens besonders von Kindern und alten Leuten gerne als warme Schlafstelle benützt." (Pfarrer Andreas Bertleff in Schönbirk.)

Auf die Reinhaltung des Luther-Ofens, der ja auch als ein Schmuckstück der Stube angesehen wird, wird viel Sorgfalt verwendet. Der Kalkanstrich des gemauerten Theiles wird häufig erneuert. Vor Festtagen werden die Kacheln mit Oel eingelassen, das ihnen Glanz gibt. Die rothen Fugen zwischen den Kacheln aber werden dann durch ein Gemenge von Eiweiss und Mennig aufgefrischt.

Nicht selten dient der Holzrahmen, der den Bankvorsprung am Ofen einschliesst, zur Aufnahme des Namens vom Erbauer des Hauses und der Jahreszahl, unter welcher das Haus erbaut wurde. Am beschriebenen Ofen trug der Rahmen zwei Sprüche, die der alte Michael Bloo selbst dort eingeschnitten hat. Der eine an der kürzeren Seite lautet:

„Jeder Tag seine Arbeit hat,
Die uns mühet früh und spat;
Soll sie nun von Statten gehen,
So muss Jesus bei uns stehen."

[1]) Herr Pfarrer A. Bertleff ist übrigens anderer Meinung. Er hatte die Güte, mir darüber Folgendes zu schreiben: „Das Wort kutterlôch ist, wie folgt, zu erklären und ich glaube mich nicht zu irren: kutter hängt zusammen mit kottern = kattern = herumkattern = herumsuchen. In jener Nische werden nämlich tausenderlei Dinge aufbewahrt, unter welchen man oft lange kattern oder suchen muss, bis man das Richtige findet."

Der zweite an der längeren Seite heisst:

„Gott segne dieses Haus mit Brot und Wein
und segne alle die darinnen sein."

Den Volksforscher beschleicht fast Wehmuth bei dem Gedanken, dass diese schmucken Luther-Oefen, an die sich so viel Poesie gekettet hat, allgemach den nüchternen blechernen oder gusseisernen Oefen weichen.

Fig. 66. Häuser Nr. 125—128 in Wallendorf.

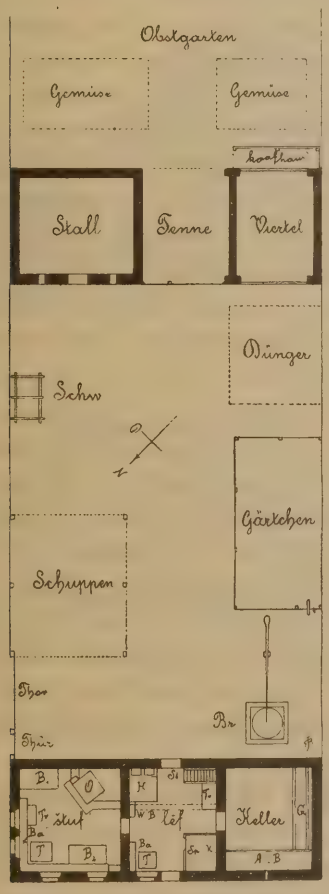


Fig. 67. Plan des Hauses Nr. 125 in Wallendorf.

Unter Fig. 66 bilde ich vier Häuser aus Wallendorf (2 km nordöstlich von Bistritz) ab. Vom ersten derselben, vom Hause Nr. 125, dessen Eigenthümer Michael Seidel heisst, gibt die Fig. 67 den Grundriss. Das Jahr, in welchem das Haus erbaut wurde, ist wieder auf dem zweiten Trambalken verzeichnet. In der ganzen Länge desselben ist ein Spruch eingeschnitten, den ich hier wiederhole:

„In Haus und Hof
Auf Wies und Fellt
Wo ich auch bin,
In deiner Wellt
Sieht mich dein Auch, oh Gott
drum wo ich bin
in deiner Wellt
da thu ich gern
was dir gefällt.

Johann Seidel den 20. März 1863."

Die Fig. 66 zeigt, wie die Häuser in Wallendorf in einer Reihe dicht bei einander liegen. Sie zeigt auch, wie ähnlich ein Haus dem anderen ist. Von den 173 Häusern des Dorfes liegen etwa drei Viertel mit der Langseite zur Strasse und ähneln vollkommen den Häusern in Fig. 66. Das vierte Viertel der Häuser wendet die Giebelseite der Strasse zu. Unter diesen sind wieder nur zehn, welche Blockbauten sind und ausserhalb der Hauptgasse liegen. Die Häuser, welche den Giebel der Strasse zukehren, besitzen zumeist ein hohes, steiles Schindel- oder Ziegeldach. Die meisten dieser Häuser dürften wohl zu den ältesten des Dorfes zu zählen sein, während Häuser, wie die abgebildeten, den neuen Typus veranschaulichen.

Das Haus Nr. 125 liegt freier als die anderen im Bilde wiedergegebenen Häuser, da an seiner Giebelseite vorbei eine Nebengasse (Mühlengasse) führt. Eine Folge davon ist die, dass dieses Haus auch in der Giebelmauer Fenster hat, die bei anderen Häusern zumeist fehlen oder doch nicht sichtbar sind, weil sie durch die hohen Einfahrtsthore verdeckt werden. Die meisten der anderen Häuser haben auch nur ein einfaches Satteldach, während das Haus Nr. 125 eine Abwalmung an der Giebelseite aufweist. Charakteristisch nicht nur für dieses Haus, sondern im Allgemeinen für das gemauerte sächsische Haus ist der Umstand, dass sich das Gesimse unter dem Dachrande von der Langseite aus auch auf die Giebelwand fortsetzt. Es ist stets mit einem aus 2—4 Ziegelreihen bestehenden Schutzdache versehen, das mir immer wie der Rest des alten vollen Walmdaches vorkam.

Das Innere dieses Hauses gleicht fast vollkommen dem des Hauses Nr. 123 in Schönbirk. In der Mitte liegt die durchgängige Laube, die nur ein Fenster hat. Links davon liegt die Stube mit ihren vier Fenstern und rechts der ebenerdige Keller. Die Stube ist gedielt, Laube und Keller aber haben Lehmboden. In der linken hinteren Ecke der Laube steht der offene Herd, welcher hier die beträchtliche Höhe

von 73 cm aufweist. In seinem hinteren Theile sind zwei Aschengruben aufgemauert. Damit der Rauch aus dem rückwärtigen Theile der Laube nicht in den vorderen strömen soll, ist sie durch einen gemauerten Bogen in zwei Theile getheilt. Beide Theile der Laube sind gewölbt, während die Stube und der Keller Trambalkendecken haben.

Die Einrichtung der drei Räume des Wohnhauses gleicht der aus den beschriebenen Häusern. Die Einzeichnungen sind auf die bisher geübte Weise durchgeführt. Es bedeuten daher in der Stube: T = Tisch, Ba = Bank, B_1 und B_2 = Betten, Tr = Truhe, O = Luther-Ofen mit Backofen und Sparherd; in der Laube: T = Tisch, Ba = Bank, Sp-K = Speck-

Fig. 68. Häuser Nr. 9—12 in Deutsch-Budak.

Fig. 69. Plan zum Hause Nr. 9 in Deutsch-Budak (1 : 400).

kammer, H = Herd, W-B = Wasserbank, Tr = Truhe, St = Stiege; im Keller: A-B = Apfelbühne, G = gôntner.

Die Einzeichnungen im Hofe, der sich in der Breite des Hauses diesem anschliesst, bedürfen keiner Erklärung.

Sowie aus Wallendorf, bringe ich jetzt unter Fig. 68 auch aus Budak die Ansicht von vier Häusern aus dem Centrum des Dorfes. Wir haben hier ein der Fig. 66 ganz ähnliches Bild vor uns. Die Häuser liegen, die Langseite der Strasse zugewendet, in gerader Linie neben einander. In ihrem Aeusseren unterscheiden sie sich von den Wallendorfer Häusern besonders dadurch, dass sie an beiden Giebelseiten Abwalmungen besitzen und etwas höher emporgetrieben sind, weil man sie durchwegs unterkellert. Das Material, aus dem sie erbaut sind, besteht wie bei den Häusern in Wallendorf aus Steinen und Ziegeln. Alle vier Häuser zeigen Ziegeldächer.

Vom Hause Nr. 9, das im Vordergrunde des Bildes steht und dessen Eigenthümer Johann Pfingstgräf ist, gibt Fig. 69 den Plan.

Das Haus wurde im Jahre 1840 erbaut. Davon gibt folgende Inschrift, die in den mittleren Trambalken der grossen Stube eingeschnitten ist, Zeugniss:

„Mit dir fang ich die Arbeit an,
durch den ich sie vollenden kann:
o Herr ich will dich loben,
dass du mich von oben
gesegnet hast mit Kraft und Stärk',
zu diesem neu erbauten Werk.
Johann und Georg Pfingstgräf den 9. May 1840."

Die beiden Erbauer waren der Grossvater und Vater des jetzigen Besitzers.

Der Plan dieses Hauses weist bereits zwei Stuben auf, welche die in der Mitte liegende durchgängige Laube einschliessen. Alle drei Räume sind gedielt und haben Trambalkendecken. Die kleinere der beiden Stuben ist die Wohnstube, die grössere wird nur gelegentlich eines Besuches oder bei festlichen Anlässen benützt. Ihre Einrichtung ist nicht mehr völlig typisch, weil in derselben der Ofen und auch die Betten fehlen. An dem üblichen Zimmerschmucke ist diese Stube jedoch sehr reich. Geschirrrahmen laufen an drei Wänden hin, und zwar an den beiden langen Wänden und an der Giebelwand. Darinnen stecken wohl an 70 Teller, und Krüge hängen ebenso viele daran. An der Wand, in der sich das gegen den Hof gerichtete Fenster befindet, hängen hier sogar zwei Stangen mit Gestickels. Von den in den Plan dieser Stube eingetragenen Bezeichnungen erkläre ich hier nur die folgenden: S = Sopha, F = Fallthüre, welche zur Stiege führt, die in den unter dieser Stube liegenden gewölbten Keller leitet. Die anderen Abkürzungen sind wohl schon aus den vorstehenden Beschreibungen erklärbar.

In der Laube nimmt die rückwärtige linke Ecke der Backofen ein, auf dessen nach vorne stehendem Sockel auch gekocht wird. In einem Anbau am rückwärtigen Theile des Backofens ist ein Kessel eingemauert. In der anderen rückwärtigen Ecke führt eine Treppe auf den Dachboden.

Der Ofen in der „hinteren Stube" ist ein verkümmerter Luther-Ofen. Es fehlt nämlich ein Hauptbestandtheil desselben, der Backofen, dafür aber ist der Sparherd hier schon mehr ausgebaut, denn er ist auch mit zwei Bratröhren versehen.

Die Werkstatt, welche sich an die hintere Stube anlehnt, ist ein späterer Zubau. Dies beweist schon

das Fenster, welches ehedem auf den Hof sah, jetzt aber zwecklos geworden und deshalb verhängt ist.

Dieses Haus weist gegenüber den bisher beschriebenen eine höhere Stufe der Entwicklung auf. Es liegt ihm wohl auch noch die einfache Dreitheilung zu Grunde, doch sind alle drei Räume, die es einschliesst, Wohnräume; zwei Stuben hat noch keines der bisher beschriebenen Häuser gezeigt.

Die Wirthschaftsgebäude, welche zu diesem Hause gehören, liegen ganz ähnlich denen beim Hause Nr. 123 in Schönbirk, doch sind die dort links liegenden Ställe nach rechts verlegt zu denken (vgl. den Plan Fig. 56).

Einen noch weiter gehenden Ausbau des Wohnhauses, als ich ihn im vorstehend beschriebenen

Fig. 70. Haus Nr. 147 aus Wallendorf.

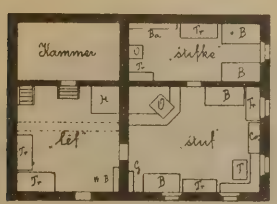


Fig. 71. Plan des Hauses Nr. 147 in Wallendorf (1 : 400).

Hause aus Deutsch-Budak vorfand, konnte ich eben daselbst an einzelnen anderen Häusern, so z. B. an dem Hause des dermaligen Dorfrichters Biedner, constatiren. Die höhere Stufe der Entwicklung zeigt sich hiebei darin, dass das Haus drei Stuben hat. Die Laube nimmt dabei ihren altgewohnten Platz in der Mitte des Hauses ein. Nach der einen Seite derselben liegt e i n e Stube, während sich an der anderen Seite derselben zwei Stuben in gerader Linie angliedern, welche, wie es mir scheint, durch Untertheilung aus einer grossen, wahrscheinlich dreifensterigen Stube entstanden sein dürften. So liesse sich dieser Ausbau auch auf die altgewohnte Dreitheilung des siebenbürgisch-sächsischen Hauses zurückführen.

In anderer Richtung hat das Haus Nr. 147 des Bauern Johann Teutsch in Wallendorf, dessen Ansicht Fig. 70 und dessen Grundriss Fig. 71 zeigt, den Ausbau zu einer entwickelteren Form gefunden. Wie der Plan darthut, liegt diesem Hause die einfachere Zweitheilung zu Grunde. Durch Untertheilung der beiden ursprünglichen Zellen sind hier vier Räume geschaffen worden. Der erste Raum, den man vom Hofe aus betritt, ist die Laube. Hinter ihr eine Kammer, deren Fussboden um 1·6 m höher liegt als das Niveau der Laube. Unter der Kammer liegt ein Keller. Aus der Laube führt eine Thüre in die grosse Stube und hinter dieser liegt ein Stübchen („štifken“, dim. von štuf).

Solche Häuser, wie das eben beschriebene, fielen mir bei meiner Wanderung durch siebenbürgisch-sächsische Dörfer nur noch drei auf. Das eine liegt ebenfalls in Wallendorf und zwei andere in Deutsch-Budak.

Die zuletzt beschriebenen drei Häuser weisen von all' den Häusern, die ich im Norden Siebenbürgens aufnahm, die am weitesten gehende Entwicklung auf.

Zu den Häusern aus dem nördlichen Siebenbürgen gehören noch jene, die ich auf dem schon oben skizzirten Wege von Bistritz bis Sächsisch-Regen aufgenommen habe. Diese Gegend ist hauptsächlich deshalb interessant, weil uns hier Häuser, wie das aus Deutsch-Budak zuerst beschriebene Haus, mit dem Säulengange vor der der Strasse zugewendeten Giebelseite (s. Fig. 48) allenthalben entgegentreten. Sie bilden für die Dörfer Gross-Schogen, Klein-Schogen, Minarken, Zepling und Unter-Eidisch (nordöstlich von Sächsisch-Regen) die typische Erscheinung.

Ich gebe im Bilde (Fig. 72) vorerst ein Haus aus Botsch. Es ist Eigenthum des Bauern Johann Hartig vulgo Reinhard und trägt die Nummer 47. Es erinnert auf den ersten Blick an das Haus Nr. 75 in Deutsch-Budak (vgl. Fig. 48). Wie dieses, ist auch das Haus in Botsch ein Blockhaus und trägt wie dasselbe ein Strohdach von der Form eines vollen Walmdaches und hat gleich jenem an der Giebelseite einen vorhallenartigen Säulengang, der in seinem unteren Theile mit Brettern, die eine Brüstung bilden, verschalt ist. Die Säulen, welche das überhängende Dach tragen, sind hier mit Streben versehen, welche am Deutsch-Budaker Hause fehlten. Diese Streben sind nach ihrer inneren Seite etwas ausgeschnitten, so dass zwei dieser sich gegenüber stehende Hölzer mit dem Balken, den die Säulen tragen, annähernd

einen Rundbogen ergeben. Das Haus ist, obwohl es keinen unterirdischen Keller besitzt, hochgelegt, so dass zum Säulengange vier Stufen emporführen, wie dies auch bei dem auf demselben Bilde (Fig. 72) im Hintergrunde liegenden zweiten Hause sichtbar ist. Dieses zweite Haus ist aber unterkellert. Die Kellerthüre ist vorne in der Aufmauerung zu erkennen. Das Dach überragt auch bei diesem Hause einen Vorplatz, doch lässt sich hier nicht von einem Säulengange oder einer Vorhalle sprechen, da der vorspringende Theil des Daches dort merkwürdigerweise nur von einer einzigen Holzsäule gestützt wird.

Die Ausgestaltung des Hauses Nr. 47 in Botsch ist eine einfache. Ich halte es darum für überflüssig, von diesem Hause einen Plan zu geben. Es folgen auf die vom Säulengange aus zu betretende Stube, die Laube, welche mit der Stube durch eine Thüre in Verbindung steht, aber ausserdem eine zweite Thüre hat, die vom Hofe aus den Eintritt in die-

Fig. 72. Haus Nr. 47 aus Botsch.

selbe ermöglicht, ferner ein ebenerdiger Keller und ein Stall. Alle vier Räume deckt ein Dach. Gegenüber diesem Stalle liegt ein zweiter kleinerer Stall für Jungvieh und Schweine. Hier schliesst ein Bretterzaun, der vom Rinderstalle zum Kälberstalle sich hinzieht, den Hof ab. Zwanzig Schritte weiter liegt die Scheune. Der Raum zwischen Hof und Scheune heisst „Vorgarten“. Hinter der Scheune liegt der Obstgarten. Da die Scheune, welche bei diesem Hause liegt, typisch für die ganze Gegend ist, mag sie unter Fig. 73 eine Abbildung finden. Sie ist ein Blockbau und gliedert sich in drei Theile. In der Mitte liegt die festgestampfte Tenne, welche weder vorne noch nach rückwärts geschlossen ist. Rechts und links von der Scheune liegen je ein „Viertel“. Um einem hochgeladenen Erntewagen die Einfahrt zu ermöglichen, ist vor der Tenne ein Stück des tief herabhängenden Daches ausgespart. Die gleiche Form der Scheune begegnet uns auch im Burzenlande allenthalben wieder und auch in einem Széklerdorfe ist sie mir aufgefallen. Die Scheunendächer sind jedoch im südöstlichen Siebenbürgen unverhältnissmässig höher als in Botsch und dessen Umgebung (s. u. Fig. 91).

Fig. 74 gibt die Ansicht des Hauses Nr. 21a des Bauern Johann Bachner in Gross-Schogen. Obwohl dieses Haus näher zu Bistritz liegt, beschrieb ich das vorstehende Haus aus dem entfernteren Botsch eher, da es eine ursprünglichere Form aufweist und

Fig. 73. Scheune beim Hause Nr. 47 in Botsch.

mit seiner Aehnlichkeit dem Deutsch-Budaker Hause näher steht. Auch das Haus Nr. 21 a in Gross-Schogen ist ein Blockbau, das Dach aber ist ein Ziegeldach moderner Form. Der Säulengang an der Giebelseite setzt sich an der einen Langseite fort. Während der Säulengang an der Giebelseite durch zierlich ausgesägte Bretter verschalt ist, bildet die Brüstung an der Langseite nur eine Stange. Die Holzsäulen sind hier gegliedert. Wie an den Giebeln der ge-

Fig. 74. Haus Nr. 21a aus Gross-Schogen.

mauerten Häuser um Bistritz, fällt uns auch an diesem Hause ein schmales Schutzdach am unteren Abschluss des Giebels auf. Von den Ziegeln, welche dieses Schutzdach bildeten, sind nur an der linken Seite noch ein paar erhalten geblieben. Das Häuschen ist ein nur zweizelliges. Es besteht aus Stube und Laube.

Dieses Haus ist für Gross-Schogen vollkommen typisch. So wie dieses, weisen fast alle Häuser dortselbst den Giebel der Strasse zu, sind in gleicher Weise mit Ziegeln gedeckt und haben alle den Säulengang an der Giebelseite und den Eingang von dort aus in die Stube. Der Säulengang an der Langseite

fehlt jedoch zumeist und ebenso auch oft die Bretterverschalung an der Vorhalle.

Das Haus Nr. 22 in Gross-Schogen, welches unmittelbar neben dem abgebildeten Hause Nr. 21 a liegt, kehrt eine Langwand der Strasse zu. Vor derselben zieht sich ein mit Brettern verschalter Säulengang hin. Der Säulengang setzt sich dann auch an der Giebelseite und an der dem Hofe zugewendeten zweiten Langseite des Hauses fort. Während jedoch der Gang an der Giebelseite noch verschalt ist, fehlt die Verschalung an der rückwärtigen Lang-

Fig. 75. Haus Nr. 62 aus Botsch.

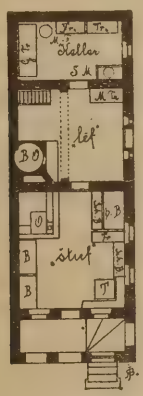


Fig. 76. Plan des Hauses Nr. 62 in Botsch (1 : 400).

wand. Dieses Haus hat in Gross-Schogen nur wenige seinesgleichen.

Die unter Fig. 74 abgebildete und als typisch erklärte Hausform aus Gross-Schogen tritt ganz gleich überwiegend auch im benachbarten Klein-Schogen auf. Auch in Minarken finden wir das Haus mit dem Säulengange an der Giebelseite in der Mehrzahl, doch ist es dort nicht mit Ziegeln, sondern mit Schindeln und Stroh gedeckt, gleicht also mehr dem Hause Nr. 75 aus Budak oder dem Hause Nr. 47 aus Botsch. Es kommen aber in Minarken auch viele Häuser vor, an denen die Säulengänge fehlen. Weiterhin begegnet uns das Haus mit dem Säulengange an der Giebelseite auch im magyarischen Dorfe Széplak, südlich von Botsch gelegen, und im sächsischen Orte Zepling, welches zwischen Széplak und Sächsisch-Regen liegt.

Ich komme jetzt noch einmal auf Botsch zurück, weil ich neben der von dort schon beschriebenen Hausform (Fig. 72) noch eine zweite bekanntmachen will, die durchaus nicht etwa vereinzelt dort steht, sondern ziemlich häufig vorkommt. Fig. 75 zeigt ein solches Haus; es wurde im Jahre 1841 erbaut und trägt die Nummer 62. Sein Eigenthümer ist der Bauer Johann Wagner.

Auf den ersten Blick lässt sich erkennen, dass wir es hier mit einer vermauerten Form des Hauses, mit der Vorhalle an der Giebelseite, zu thun haben.

Der Grundriss (Fig. 76) erweist, dass die innere Ausgestaltung dieses aus Steinen und Ziegeln erbauten Hauses ganz dieselbe ist, die wir beim entsprechenden Blockhause gefunden haben. Vorne liegt die Vorhalle. Auf diese folgt die Stube. An die Stube schliesst sich die Laube und an diese ein ebenerdiger Keller an. In letzterem ist *G-Tr* eine Getreidetruhe, *M-F* ein Mehlfass, Tr_1 und Tr_2 sind Truhen, *S-M* eine Salzmühle.

In der Laube steht unter *M-Tr* eine Mehltruhe und unter *B-O* ein neuer Backofen, auf dessen vorstehendem Sockel gekocht wird. Im Hintergrunde des Backofens ist eine Aschengrube angebracht. Die Laube ist durch einen gemauerten Bogen wieder in zwei Theile getheilt.

An dieses Wohnhaus schliesst sich ein nach vorne offener Schuppen an, der den Namen „unter dem Keller“ führt. Im Hintergrunde des Schuppens steht die Weinpresse. Auf diesen Schuppen folgt noch der Rinderstall, von dem ein Raum, „das Futterhaus“, abgetrennt ist. So wie beim Hause Nr. 47, liegt auch hier dem Rinderstalle der Stall für das Jungvieh gegenüber, und etwa 20 Schritte hinter demselben im Vorgarten die für Botsch und die Umgebung typische Scheune von der Gestalt der unter Fig. 73 abgebildeten.

Im Hintergrunde des Bildes (Fig. 75) ist noch ein zweites Haus zu sehen. Es gleicht vollkommen dem zweiten Hause in Fig. 72. Selbst die Kellerthüre ist da wie dort in gleicher Weise an der gleichen Stelle angebracht. Diese Hausform ist in Botsch wohl die herrschende, obwohl auch die beiden anderen aus Botsch beschriebenen Häuser zahlreiche Vertreter haben.

Unter Fig. 77 bringe ich jetzt das letzte Bild aus dem nördlichen Theile von Siebenbürgen. Es

zeigt drei Häuser aus Unter-Eidisch, die dort ungefähr in der Mitte des Dorfes unter den Nummern 62, 63 und 64 liegen. Das links liegende ist ein mit grossen Schindeln gedecktes Holzhaus, dessen Eigenthümer Michael Leprich ist. Es besteht nur aus einer Stube und der „lif", wie man hier sagt. Die Vorhalle ist von vier Säulen flankirt, die nicht verschalt, sondern nur mit geländerbildenden Stangen verbunden sind.

Das rechts liegende Haus, dessen Eigenthümer Michael Fiest heisst, ist ebenfalls ein Blockbau; sein Dach weist kleine Schindeln auf. Das Vordach wird am Giebel von sieben Säulen getragen. Sie sind unten mit stehenden Brettern verschalt und oben mit Stützhölzern verbunden, die correcte Bogen bilden. Der Säulengang setzt sich auch an der dem Hofe zugekehrten Langwand fort. Die dort stehenden Säulen sind nicht verschalt, sondern mit Geländerstangen verbunden. Dieses Wohnhaus schliesst drei Räume ein: eine Stube, eine Laube und einen Keller.

Fig. 77. Häuser Nr. 62—64 aus Unter-Eidisch.

Das in der Mitte liegende Haus des Johann Fiest ist ein gemauertes Haus von der Art des Hauses Nr. 62 in Botsch. Es umfasst ausser der Vorhalle nur zwei Räume: Stube und Laube.

Die Häuser in Unter-Eidisch stammen fast alle aus einer Zeit, und zwar aus dem Jahre 1868. Damals ist nämlich der grösste Theil des Dorfes abgebrannt. Die hölzernen Häuser sind hier nicht wie in der Umgebung von Bistritz und auch weiter südwärts aus geklobenem Eichenholze, sondern aus zugehauenem Fichtenholze erbaut, das in Stämmen auf dem Maros aus dem Gebirge herabgeflösst wird und um billiges Geld gekauft werden kann. Da sich das Fichtenholz leichter als das harte Eichenholz bearbeiten lässt, sind an vielen Häusern in Unter-Eidisch die Säulen in ausserordentlich zierlicher Weise geschnitzt. Auch sonst findet man hier an den Vorhallen oft reichen Schmuck, der durch ausgesägte Bretter oder Gitterwerk, durch Holzstäbe hergestellt, erzielt wird. Häuser, welche keinen Säulengang haben, sind im Dorfe äusserst selten. Das volle Walmdach ist die allein vorkommende Dachform. Das ganze Dorf macht mit seinen rechts und links in einer Linie fortlaufenden Säulenhallen auf den Beschauer einen äusserst guten Eindruck.

Wie aus dem mitgetheilten Bilde zu ersehen, liegen die Häuser sehr eng an einander. Die Wirthschaftsgebäude schliessen sich darum stets hinter dem Wohnhause in gerader Reihe an dieses an. Quergebaut liegt nur die den Hof abschliessende Scheune.

Hier schon will ich erwähnen, dass mir vom Herrn Rector Schmidt in Tartlau bei Kronstadt eine Photographie übergeben wurde, welche aus Nussbach, in der nördlichsten Ecke des Burzenlandes, ein Haus abbildet, das ganz so eine gemauerte Vorhalle an der Giebelseite aufweist, wie das Haus Nr 47 aus Botsch und das Haus Nr. 63 aus Unter-Eidisch. Als ich jedoch im Juli des verflossenen Jahres in Nussbach weilte, um zu sehen, ob diese Type dort häufiger vorkomme, fand ich, dass auch dieser einzige Vertreter bereits einem Umbaue zum Opfer gefallen war. Ob dieses Haus überhaupt der einzige Vertreter des Hauses mit der vermauerten Vorhalle in den südlichen Gegenden Siebenbürgens war, weiss ich nicht anzugeben, mir ist in keinem der Dörfer, die ich um Hermannstadt und Kronstadt besuchte, ein Haus dieser Art aufgefallen.

Wenn ich in Nachfolgendem jetzt über das Haus im südlichen Theile Siebenbürgens, im Stuhlslande, der Gegend von Hermannstadt, und im Burzenlande, der Umgebung von Kronstadt, zu sprechen habe, so wird es genügen, an einzelnen wenigen Häusern die dortselbst vorkommenden Typen festzustellen.

Schon jetzt will ich feststellen, dass das Haus mit der Vorhalle an der Giebelseite, abgesehen von dem eben erwähnten Vertreter, der noch vor einem Jahre in Nussbach stand, meines Wissens gänzlich fehlt. Vorhallen kommen aber im Süden gerade so gut vor als im Norden, nur liegen dieselben immer an der dem Hofe zugekehrten Langseite des Hauses. Dies ist das charakteristische unterscheidende Merkmal des Hauses aus dem Süden von dem im Norden. Das Innere des Hauses im Süden unterscheidet sich von dem im Norden nicht, die Ausgestaltung zeigt hier wie dort die einfachsten Formen des fränkisch-oberdeutschen Hauses, dafür aber fallen uns, abgesehen auch von der Verschiedenartigkeit der Laube, im Aeusseren des Hauses grosse Unterschiede auf, die aber hauptsächlich darin ihre Begründung finden, dass das Haus des Nordens in sehr vielen Dörfern auch heute noch ausschliesslich aus Holz besteht

und in anderen Dörfern bis in die jüngste Zeit aus demselben Material erbaut gewesen ist, während, wie schon oben, wo (S. 204) vom Alter der Steinbauten in siebenbürgisch-sächsischen Dörfern die Rede war, angedeutet worden ist, die gemauerten Häuser im Süden schon seit langer Zeit üblich sind.

Ich bespreche aus dem Süden vorerst ein einfaches Haus, und zwar das des Bauern Daniel Weinhold, unter der Nr. 54 in Scharosch bei Elisabethstadt gelegen. Fig. 78 zeigt sein Bild und Fig. 79 gibt seinen Plan. Das Haus wurde im Jahre 1814 aus Ziegeln und Steinen erbaut. Es trug früher, wie mir der Richter des Dorfes sagte, den Charakter eines Hochparterrehauses, wie fast alle anderen Häuser

Fig. 78. Haus Nr. 54 aus Scharosch.

Fig. 79. Plan des Hauses Nr. 54 aus Scharosch (1 : 400).

des Dorfes an sich. Seit jedoch die Dorfstrasse in Folge der häufigen Ueberschwemmungen durch die Grosse Kokel um 4—5′ gehoben worden ist, hat es dieses Ansehen verloren. Denkt man sich die Laube aus dem Bilde weg, so unterscheidet es sich in seiner äusseren Form von vielen gemauerten Häusern aus dem Norden Siebenbürgens durch gar nichts. Wir finden sogar auch hier das Gesimse auf die Giebelmauer, welche sich der Strasse zuwendet, übertragen.

Auch die innere Ausgestaltung gleicht vollkommen vielen der schon besprochenen Häuser. Gegen die Strasse zu liegt die Stube, und ihr schliesst sich ein zweiter Raum an. Die Stube zeigt nicht mehr die althergebrachte typische Einrichtung des oberdeutschen Hauses, der wir in den bisher besprochenen Häusern auf Schritt und Tritt begegneten. In den südlichen Theilen des Landes hat die Mode viel mehr schon verwischt als im Norden. Der Tisch steht hier nach städtischer Gewohnheit in der Mitte der Stube. Die Truhen an den Wänden sind modernen Commoden (*Co*) gewichen. Nur das Bett *B*, die Schlafbank (*Sch-B*) und der Ofen (*O*) haben ihre angestammten Plätze behauptet. Letzterer steht aber auch nicht mehr in seiner alten Vollkommenheit da, sondern ist verstümmelt worden. Es fehlt ihm nämlich der Backofen, der zuerst in den zweiten Raum des Hauses und schliesslich vor ein paar Jahren gar aus dem Hause hinaus in ein kleines, hüttenartiges Gebäude, in die „Sommerküche“, dessen Pultdach und Schornstein in der Fig. 78 hinter der Bretterplanke hervorragen, zu sehen sind. Die Gewandstangen mit den Stickereien sind auch schon aus der Stube geschwunden, und von den Tellerrahmen hat sich nur noch ein kleines Stück über der Stubenthüre erhalten. Daran hängen noch einige wenige Krüge, die letzten Ueberbleibsel von der grossen Menge, die in die Hände von Raritätenhändlern übergegangen sind.

Der der Stube vorgelegte Raum ist durch ein in der Mitte bis etwas über Manneshöhe herabhängende Balkenlage in zwei Theile getheilt, eine Einrichtung, der wir auch im nördlichen Siebenbürgen begegneten. Beide Theile sind jetzt mit Brettern gedeckt; so lange jedoch der Backofen, auf dessen vorstehendem Sockel früher bei offenem Feuer gekocht wurde, hier stand, war der rückwärtige Theil dieses Raumes nicht gedeckt, sondern offen. Jetzt steht an der Stelle des Backofens ein kleiner blecherner Sparherd.

Dieser der Stube vorliegende Raum soll nach Wolff im Stuhlslande von den Sachsen allgemein „das Haus“ genannt werden, während dem Vorbaue der Namen Laube (in Scharosch „leif“) beigelegt wurde. Ich bin dessen nicht vollkommen sicher geworden, da ich auch andere Namen hörte, die ich an gebotener Stelle erwähnen werde. Die Laube am Hause Nr. 54 in Scharosch zeigt die mir bekanntgewordene einfachste Form derselben. In dieser einfachen Form fiel sie mir in Scharosch nur noch an einem zweiten Hause auf. Früher, als die Mehrzahl der Häuser noch die Form von Hochparterrebauten aufwiesen, soll sie häufig vorgekommen sein. Man musste nämlich damals über 4—6 Stufen zur Eingangsthüre des Hauses emporsteigen. Die Laube aber hatte dann den Zweck, die Stiege zu beschirmen. Als die Stiegen überflüssig wurden, hat man auch die Laube entfernt, da sie in engen Höfen als zwecklose Anbauten nur im Wege standen.

Die übrigen Gebäude dieses Hofes liegen ähnlich wie die Wirthschaftsgebäude im Norden. An das

Wohnhaus schliesst sich hier nur ein offener Schuppen an, unter dem die Weinpresse und der Eingang zum Keller liegt, der sich unter das ganze Haus erstreckt. Hinter diesem Schuppen stehen die Schweineställe und quergebaut liegt die Scheune, welche in der Mitte die Tenne, rechts den Rinderstall und links ein Viertel hat. Rückwärts der Scheune liegt der Obstgarten.

Wie die wenigen Häuser, die ich noch zu beschreiben habe, erweisen werden, bieten die Grundrisse der Wohnräume nichts Aussergewöhnliches, die Mannigfaltigkeit der Formen, mit welcher die Laube an den sächsischen Häusern des Südens von Siebenbürgen auftritt, kann jedoch durch jene wenigen

Fig. 80*a*.

Fig. 80*c*.

Fig. 80*b*.

Fig. 80*d*.

Fig. 80*e*.

Fig. 80*a*. Laube beim Hause Nr. 20 in Gross-Scheuern.
„ 80*b*. „ „ „ „ 243 a „ „ „
„ 80*c*. „ „ „ „ 242 „ „ „
„ 80*d*. „ „ „ „ 26 „ „ „
„ 80*e*. „ „ „ „ 241 „ „ „

Lauben, welche bei diesen Häusern angebracht sind, nicht erschöpft werden. Es mag darum am Platze sein, wenn ich hier schon auf die Bekanntmachung der am häufigsten wiederkehrenden Formen der Laube eingehe.

Die einfachste Form derselben ist bereits beim vorstehend besprochenen Hause Nr. 54 in Scharosch berührt worden. Die Lauben, deren Grundrisse unter der Fig. 80*a*—80*e* gegeben sind, befinden sich alle in Gross-Scheuern bei Hermannstadt. Alle liegen sie an der dem Hofe zugekehrten Langseite des Hauses vor der Thüre, die den Eingang in's Haus bildet. Fig. 80*a* gibt den Grundriss der Laube beim Hause Nr. 20. Diese Laube ist von drei Seiten geschlossen. Nur die vierte Seite ist offen. Hier führen einige Stufen zur Plattform empor, die der Hausthüre vorgelegt ist. Unter dieser Plattform hindurch führt der Zugang zum Keller. Die Laube hat zwei unverglaste Bogenfenster.

Fig. 80*b* zeigt den Riss der Laube beim Hause Nr. 243 a. Auch hier ist die Laube geschlossen. Sie besteht ebenfalls aus der Stiege und der Plattform, doch schliesst sich an diese noch ein Kämmerchen an, das von der Plattform aus betreten wird. Unter dem Kämmerchen ist der Kellereingang angebracht. Die Laube hat nur ein unverglastes Bogenfenster.

Bei der Laube des Hauses Nr. 242, dessen Grundriss Fig. 80*c* wiedergibt, tritt uns dieselbe Ausgestaltung der Laube entgegen, doch führt die Stiege nicht von der Schmalseite, sondern von der Langseite der Laube empor. Die Plattform ist hier so geräumig, dass in derselben zwei Bänke (Ba_1 und Ba_3), eine Truhe *Tr* und bei *G* ein Geschirrständer untergebracht werden konnten. Ueber all' diesen Gegenständen sind Geschirrrahmen mit Tellern angebracht, was dieser Laube ein ganz heimliches Gepräge verleiht. Auch hier führt unter der Kammer eine Stiege in den Keller.

Eine gleiche Laube hat das Haus Nr. 25; der Raum über dem Kellereingange ist hier jedoch nicht Kammer, sondern Hühnerstall.

In der Laube des Hauses Nr. 26 (Riss, Fig. 80*d*) nimmt die Stelle des Kämmerchens ein Backofen ein. Unter diesem liegt wieder die Kellerstiege und vor demselben, also auf dem vorstehenden Sockel des Backofens, ein offener Herd.

Die am weitesten gehende Stufe der Ausgestaltung der Laube in Gross-Scheuern fand ich im Hause Nr. 241. Die eigentliche Laube ist hier dreigliederig. In der Mitte liegt der Durchgang zur Hausthüre, links eine kleine Kammer, in der zeitweilig Schweine hausen, und rechts ein Backofen mit davorliegendem Herde. Da diese Laube ebenerdig liegt, musste der Kellereingang neben der Laube angebracht werden. Er liegt aber mit der Laube unter ein und demselben Dache, das sich als Pultdach aus dem Dache des Hauses hervorschiebt.

Ich muss nun besonders hervorheben, dass keine dieser herbeigezogenen Lauben in Gross-Scheuern mit dem Gemäuer des Wohnhauses so eng und compact verbunden gewesen ist, dass das Wohnhaus mit der Laube als ein festverbundenes Ganzes könnte angesehen werden. Ueberall war zu erkennen, dass die Laube später als das Haus entstanden sein muss, denn die Laube war stets nur lose an das Haus

gestellt und schien mehr an dasselbe geklebt, als eng mit ihm verbunden zu sein. So fand ich die Laube als späteren Anbau fast durchgehends auch in Grossau bei Hermannstadt und in Hahnbach bei Gross-Scheuern. In letzterem Orte stand beim Hause Nr. 116, das im Jahre 1728 erbaut worden war, auch eine Laube. Weil sie jedoch nur lose an die Mauer des Hauses angelehnt und bei ihrer Errichtung nicht fest mit derselben verbunden worden war, löste sie sich mit der Zeit allmälig vom Hause los, bis sie schliesslich zusammenfiel. Gerade bei dieser Laube liess sich auch aus einem anderen Grunde sicher erkennen, dass sie jünger als das Haus gewesen sein muss, bei dem sie stand. Das Haus war nämlich nach älterer Gepflogenheit aus Stein ge-

Fig. 81. Haus Nr. 198 aus Grossau.

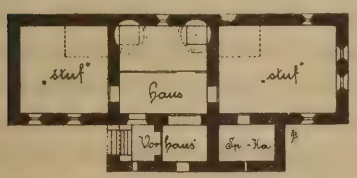


Fig. 82. Plan des Hauses Nr. 198 in Grossau (1 : 400).

baut, während das Material der Laube aus Ziegeln bestand.

Unter Fig. 81 bilde ich jetzt ein Haus aus Grossau ab. Fig. 82 gibt dessen Plan. Der Besitzer des Hauses, das die Nummer 198 führt, ist der Bauer Simon Kraus. Das Haus zeigt im Grundrisse die Dreitheilung. In der Mitte liegt das „Haus“, rechts davon eine Stube, welche mit der Giebelwand gegen die Strasse liegt, und links eine zweite kleinere Stube, die gegen den Hof gerichtet ist. Die beiden Stuben waren nicht mehr in der altüblichen Weise möblirt, weshalb ich es unterliess, die Möbel einzuzeichnen. In den innersten Ecken der beiden Stuben, auf dem Raume, der durch punktirte Linien gekennzeichnet ist, standen vor nicht gar langer Zeit zwei grosse Luther-Oefen. Jetzt stehen dort blecherne Sparherde. Da im Winter dort gekocht werden kann und der Backofen mit dem Herde auch aus diesem Hause in eine hüttenartige Sommerküche auf dem Hofe verlegt worden ist, haben die Herde im „Hause“ ihre Bestimmung ganz verloren. Sie stehen in den inneren Ecken des Hauses unter tief herabhängenden runden, gemauerten Rauchfängen, welche, nach oben sich verengend, in runde Schornsteine übergehen. Auf diesem tischförmigen Herde wurde früher im Sommer gekocht. Jetzt stehen sie unbenützt. Da Herde wie diese mit den darüber angebrachten runden Rauchfängen, welche gewiss an die alten geflochtenen Rauchfänge von runder Form erinnern, heute schon sehr selten werden, soll die Erinnerung an sie durch das Bild des einen der beiden Herde aus dem Hause Nr. 198 in Grossau durch die Fig. 83 festgehalten werden. Das besprochene Haus ist jedenfalls eines der allerältesten von denen, die ich gesehen habe. Es weist nämlich noch schiessschartenähnliche Fenster

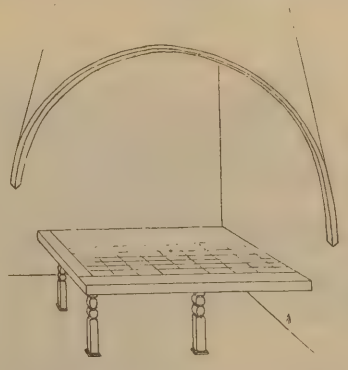


Fig. 83. Herd aus dem Hause Nr. 198 in Grossau.

auf, die ich sonst an keinem einzigen Hause sah. Die Laube, welche mir hier „Vorhaus“ und in einzelnen anderen Häusern in Grossau „auf der Treppe“ genannt wurde, ist jedoch bestimmt jüngeren Ursprunges, denn sie ist aus Ziegeln aufgeführt, während das Haus aus Steinen erbaut ist. Die Laube besteht aus einer Stiege, einem Vorplatze und einer Kammer, die von der vorderen Stube aus betreten wird und als Speckkammer dient. Die Stiege wird erhellt durch ein Bogenfenster, während der Vorplatz ein grösseres viereckiges Fenster hat. Die Speckkammer hat nur ein kleines Luftloch. Alle diese drei Oeffnungen sind nicht verglast.

Zur äusseren Form dieses Hauses muss ich noch bemerken, dass die vordere Giebelmauer des Hauses gerade so aussieht, wie die rückwärtige. Das Dach hat also auch dort keine Abwalmung. Dies ist durchaus typisch für die älteren gemauerten Häuser des ganzen Stuhlslandes. Um annähernd einen Begriff von dem Bilde eines sächsischen Dorfes aus dieser

Gegend geben zu können, biete ich in Fig. 84 eine kleine Partie aus dem Orte Gross-Scheuern.

Fig. 85 bringt das Bild des Hauses Nr. 136 aus Nussbach in der nördlichsten Ecke des Burzenlandes. Also auch hier ist das Haus mit der senkrechten hohen Giebelwand noch üblich, nicht aber auch in den Dörfern aus der unmittelbaren Umgebung von Kronstadt. In Tartlau stehen die Häuser zwar wohl alle mit der Giebelseite gegen die Strasse gekehrt,

Fig. 84. Partie aus Gross-Scheuern.

Fig. 85. Haus Nr. 136 aus Nussbach.

Fig. 86. Plan des Hauses Nr. 136 aus Nussbach (1 : 400).

doch haben alle Dächer Abwalmungen. In Honigberg und Petersberg dagegen stehen die Häuser fast ausnahmslos mit einer Langseite zur Strasse.

Die Fig. 86 gibt den Plan zum Hause Nr. 136 in Nussbach, dessen Besitzer Johann Petri heisst. Das Haus wurde im Jahre 1703 erbaut. Dies zeigt diese Jahreszahl, welche in einen Trambalken der hinteren Stube eingeschnitten ist. Auch diesem Hause liegt die Dreitheilung zu Grunde. In der Mitte ist das „Haus“, nach vorne eine kleinere und nach dem Hofe zu eine grosse Stube von ungewöhnlicher Länge. Die Laube nimmt hier die ganze Länge des Hauses ein. Es ist dies das einzige Haus dieser Art, das mir untergekommen ist, doch hat es nach Wolff „Unser Haus und Hof“, S. 92, a. a. O., auch anderwärts in Siebenbürgen seine Vertreter. Die beiden Stuben zeigen auch hier nicht mehr die althergebrachte Anordnung der Möbel. Die grossen Luther-Oefen, welche noch vor 20 Jahren in diesen Stuben standen, sind auch schon abgetragen worden. In der vorderen Stube steht ein blecherner Ofen auf einem tischähnlichen Unterbau und in der hinteren Stube auf eben einem solchen ein blecherner Herd. Altes Gepräge zeigt noch das „Haus“. Es ist durch zwei gemauerte Bogen, die in der Mitte auf einer achtkantigen gemauerten Säule ruhen, in zwei Theile getheilt. Der vordere Theil hat eine Holzdecke, während der rückwärtige gewölbt ist. Im rückwärtigen Theile steht rechts in der Ecke ein offener Herd, auf dem ich das unter Fig. 65 abgebildete eigenartige Feuerross fand, und in der linken Ecke steht ein Tisch, von Bänken umgeben. Unter dem Gewölbe dieses Raumes münden die Rauchschlote der beiden Stubenöfen. Ein Schornstein, der auf dem Gewölbe aufsitzt, leitet den Rauch durch das Dach in's Freie.

Der vordere Theil des „Hauses“ vermittelt den Verkehr zwischen den beiden Stuben, ohne dass man dabei den hinteren rauchigen Theil zu berühren braucht. Zur hinteren Stube muss man über vier Stufen hinaufsteigen. Von hier aus kann man über eine Leiter auch auf den Dachboden gelangen. Die Leiter steht auf einer Fallthüre, welche die Stiege verdeckt, die in den Keller führt. Der Leiter gegenüber hängt ein Schüsselkorb an der Wand.

Die Laube dieses Hauses scheint mit dem Hause, da sie die ganze Länge desselben einnimmt und mit dem Hause unter demselben Dache liegt, ein festgefügtes Ganzes zu bilden, von dem man annehmen möchte, dass es schon vom Grunde aus so geplant worden sein wird, wie es heute dasteht. Trotzdem kann man mit Bestimmtheit annehmen, dass auch hier die Laube dem Hause erst in späterer Zeit vorgelegt worden sein wird. Wäre sie nämlich gleichzeitig mit dem Hause entstanden, so hätte man das in der langen Wand der hinteren Stube gelegene dritte Fenster gewiss nicht dort angebracht. Als die Laube noch nicht da war, erfüllte es vollkommen seinen Zweck. Man genoss durch dasselbe einen unbeschränkten Ausblick über den ganzen vorderen Theil des Hofes und erhielt Licht in das Zimmer.

Jetzt hat man beides in nur so sehr beschränktem Maasse, dass man bei einer Gleichzeitigkeit in der Erbauung von Haus und Laube dieses Fenster gewiss geopfert hätte. Auch das Aussparren der Mauer vor dem Fenster wäre dann nicht nothwendig geworden. Weitere Bestärkung in meiner Annahme fand ich in den beiden Schliessen unter dem Gesimse der Langwand des Hauses, durch welche die angeklebte Laube an das Haus gekettet werden sollte, und in einem senkrechten Risse, der auch in der Zeichnung (Fig. 85) ersichtlich gemacht ist und der sich dort in der Giebelmauer des Hauses bildete, wo die Laube lose an das Haus angeklebt worden ist.

Die Laube, zu der man über einige Stufen emporsteigen muss, besteht aus einem Vorplatze, der durch ein unverglastes Bogenfenster Licht erhält und aus zwei weiteren Räumen, die nur durch Bretterverschläge von dem Vorraume abgetrennt sind. Der linke Raum ist eine Speckkammer, die gegen den Hof zu ein kleines Luftloch und in der Giebelwand ein quadratisches Fenster hat, das durch ein Geflecht von Ruthen geschlossen ist. Der andere Raum ist eine Sommerküche. Hier ist auch der Backofen untergebracht. Er ist vielleicht erst errichtet worden, als die Luther-Oefen aus den Stuben entfernt worden sind. Der letzte Theil der Laube ist ein Hühnerstall, der mit einem kleinen Flugloch versehen ist.

Das beschriebene Wohnhaus steht in der Hofstätte vollkommen frei. Während es die linke vordere Hälfte der Hofstätte einnimmt, liegen die Rinder- und Pferdeställe mit einem vorgelegten Schuppen im rechten rückwärtigen Theile des Hofes. Ihnen gegenüber in der linken hinteren Hälfte des Hofes sind nur die Schweineställe aufgestellt. Querliegend schliesst die grosse Scheune nach rückwärts den Hof ab. Zwei „Viertel“ schliessen in derselben eine Tenne ein. Hinter der Scheune liegt ein Obstgarten und in demselben ein Gemüsegärtchen.

Ich beschreibe jetzt zwei Häuser aus dem östlichsten Theile des Burzenlandes, und zwar eines aus Honigberg und eines aus der Nachbargemeinde Tartlau. „Tartlau ist die Gemeinde, wo das deutsche Vaterunser sein Ende hat“; es ist die östlichste sächsische Ortschaft in Siebenbürgen.

In Honigberg finden wir auffallenderweise wieder Hausformen, welche in ihrer Ausgestaltung mehr Aehnlichkeit haben mit den sächsischen Häusern aus dem Norden Siebenbürgens (Gegend von Bistritz), als mit den Häusern in den benachbarten Dörfern des Südens. Wie mir gesagt wurde, tritt dieselbe Hausform auch im westlich gelegenen Nachbardorfe Petersberg auf. Die Photographie eines Bauernhauses aus Petersberg, die mir Herr Prediger Schmidt in Tartlau überliess, bestätigt mir dies.

Fig. 87 bildet das Haus Nr. 386 aus Honigberg ab. Es ist ein Steinhaus, d. h. es besteht aus Steinen und Ziegeln und ist mit Ziegeln gedeckt. Das Dach ist ein Satteldach ohne Abwalmungen. Das Haus wendet, wie die meisten gemauerten Häuser in den Dörfern um Bistritz, eine Langseite der Strasse zu. So liegen die sächsischen Häuser in Honigberg fast ausnahmslos eines neben dem anderen. Eine Ausnahme bilden hievon nur die Häuser der Rumänen, welche ungefähr die Hälfte der Bewohnerschaft Honigbergs ausmachen. Die rumänischen Häuser wenden der Strasse zumeist den Giebel zu, sind durchgehends kleiner als die sächsischen Häuser und zu-

Fig. 87. Haus Nr. 386 aus Honigberg.

meist mit Schindeln, ab und zu aber auch mit Stroh gedeckt.

Eine eigenartige Erscheinung am sächsischen Hause Honigbergs bildet der Schornstein. Er ist nämlich häufig noch rund, von ansehnlicher Höhe und ragt fast stets aus der Fläche des Daches empor, die das Haus der Strasse zukehrt. Dieser Umstand verleiht dem Dorfe ein ganz ungewohntes Aussehen. Charakteristisch ist auch das kleine Schutzdach über der Eingangsthüre. Es fehlt fast an keinem der älteren Häuser in Honigberg. Auffallend ist auch der Umstand, dass das Fenster, welches rechts von der Hausthüre am Hause Nr. 386 zu sehen ist, nicht nur bedeutend kleiner ist als die beiden anderen Fenster, sondern auch viel tiefer liegt als jene. Der Grund davon ist der, dass der Raum, welcher durch die Hausthüre betreten wird und mir in Honigberg „Vorzimmer“ oder „Vorhaus“ genannt wurde, bedeutend tiefer liegt als die Stube. Das Vorhaus liegt nämlich tiefer als das Strassenniveau, so dass man in dasselbe über einige Stufen hinabsteigen muss.

Vom Vorhause führen dann 5 oder 6 Stufen in die Stube hinauf. Die höhere Lage der Stube ist dadurch bedingt, dass sie unterkellert ist. Diese Einrichtung ist für Honigberg vollkommen typisch. Auch fand ich hier oft, dass hofseitig an dem Hause unter einem Pultdache, das eine Verlängerung des Hausdaches bildete, noch einzelne Kammern, häufig in der ganzen Länge des Hauses, angebracht waren.

An Stelle des einen Fensters hat das Vorhaus bei älteren Häusern zumeist zwei. Davon liegt dann das eine stets rechts und das andere links von der

Fig. 88. Haus Nr. 447 aus Tartlau.

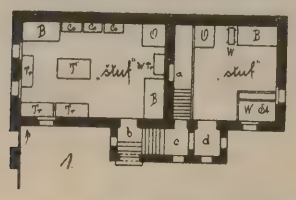


Fig. 89. Grundriss des Hauses Nr. 447 in Tartlau (1 : 400).

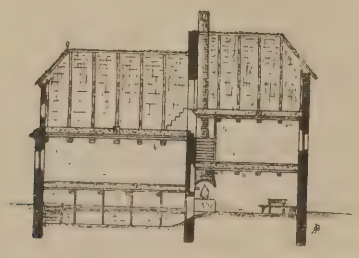


Fig. 90. Längsschnitt des Hauses Nr. 447 in Tartlau (1 : 400).

Hausthüre. Diese beiden Fenster sind dann in der Regel sehr klein, kaum 20 cm breit und etwa 30 cm hoch. Fensterchen von gleicher Grösse und an gleicher Stelle angebracht, fielen mir an älteren Häusern in Klein-Bistritz, nördlich Bistritz, auf.

Durch ein heftiges Unwohlsein, das mich in Honigberg befiel, wurde ich leider verhindert, zu den Häusern, die ich dort aufnahm, auch die Pläne anzufertigen.

In Tartlau kehren die Häuser wieder fast ausnahmslos die Giebelseite der Strasse zu, so auch das Haus Nr. 447, das ich unter Fig. 88 abbilde. Fig. 89 gibt den Grundriss dazu und Fig. 90 bietet einen Längsschnitt durch das Haus, da ohne diesen die Ausgestaltung dieses Hauses nicht leicht vergegenwärtigt werden könnte.

Das Haus ist aus Ziegeln und Steinen erbaut. Das Dach ist ein Ziegeldach. Sowohl gegen die Strasse, als auch gegen den Hof fallen an den Giebelseiten Abwalmungen auf. Imposant ist das grosse gemauerte Einfahrtsthor. Neben demselben ist ein kleines Thürchen angebracht. Diese grossen gemauerten Thore kommen jedoch in Tartlau nicht allzu häufig vor. Durch das Thor erblicken wir in der Ansicht Fig. 88 wieder einen Anbau, wie wir ihn schon an Häusern aus der Hermannstädter Gegend kennen gelernt haben. Die Laube ist für das Tartlauer Haus vollkommen typisch.

Der Riss (Fig. 89) zeigt, dass dem Hause, wie dem vorstehend beschriebenen Honigberger Hause, die Zweitheilung zu Grunde liegt; die Laube aber ist dreitheilig. Der Schnitt (Fig. 90) lässt erkennen, dass auch in diesem Hause der Fussboden des Raumes, in dem sich der Herd befindet und der hier „Sommerküche“ heisst, unter dem Strassenniveau liegt. Die gegen die Gasse gewendete grosse oder vordere Stube dagegen liegt, wie im Honigberger Hause, bedeutend höher, da sie unterkellert ist. Wie in Honigberg, waren ehemals auch in Tartlau diese beiden Räume, die Stube und die Sommerküche, die beiden einzigen Wohnräume des Hauses. Die zweite, sogenannte „hintere Stube“ dieses Hauses liegt, wie man aus dem Durchschnitte ersehen kann, über der Sommerküche und wieder bedeutend höher als die vordere Stube. Diese sonderbare Hausform ist für Tartlau in der letzten Zeit die allgemein übliche geworden. Unwesentliche Unterschiede ergeben sich bei den einzelnen Häusern dadurch, dass oft die vordere Stube höher liegt als die hintere (es hängt dies eben von der Lage des Kellers ab), und dass zumeist alle Räume des Hauses unter ein Dach gebracht sind, während wir es bei dem Hause Nr. 447 eigentlich mit zwei Dächern zu thun haben, die ungleich hohe Firste zeigen. Dass die Häuser in Tartlau früher ganz analog denen in Honigberg ausgestaltet waren, habe ich gerade bei dem Hause Nr. 447 in Erfahrung gebracht. Es ist nämlich eines der ältesten Häuser des Dorfes und hat früher keine hintere Stube gehabt. Damals muss auch die Laube vor der Langseite des Hauses noch gefehlt haben, denn man betrat zu jener Zeit die grosse Stube von der Sommerküche aus. Von dort aus führte eine Stiege

zu einer Thüre empor, die jetzt zur Hälfte vermauert ist. Der Ort, an dem sie angebracht war, ist noch ganz gut zu erkennen. Sowohl im Grundrisse als auch im Schnitte ist diese Stelle durch *a* bezeichnet. Wohl deshalb, weil die hintere Stube in diesem Hause erst später errichtet worden ist, hat das Dach die aussergewöhnliche Gestalt.

Heute betritt man die vordere Stube bei *b* von der Laube aus. Von hier aus führen sieben Stufen auf einen Vorplatz *c*. Von *c* aus leiten Stufen in einen von der hinteren Stube abgetrennten Gang zu den Dachböden hinauf und von *c* aus gelangt man auch auf einen zweiten Vorplatz *d*, durch den man in die hintere Stube kommt. Unter *c* liegt ebenerdig eine kleine Kammer und unter *d* befindet sich der Eingang in die Sommerküche.

Wie aus dem Schnitte zu ersehen, steht in der linken rückwärtigen Ecke ein offener Herd. Seine Höhe beträgt 50 cm. Ueber dem Herde hängt ein gemauerter runder Rauchfang, der in einen runden Schornstein übergeht. In der rechten hinteren Ecke steht ein Tisch, der von Bänken umgeben ist.

Aus der Küche führt eine Thüre in den seichten Keller. Die Keller können in Tartlau nicht tiefer angelegt werden, weil der Ort tief liegt und die Keller in Folge dessen bei nasser Witterung leicht Wasser bekommen. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, dass die Häuser in Tartlau alle hoch emporgetrieben sind. Im Keller begegnen wir auch hier wieder der Apfelbühne und dem Unterlagsbalken für Fässer und das Krautfass.

Der Grundriss (Fig. 89) schliesst nicht diese beiden Räume des Erdgeschosses, sondern die beiden Stuben ein. Von den Einzeichnungen habe ich nur die folgenden zu erklären: *Co* = Commoden, *W-Tr* = Wagentruhe, *W* = Wiege und *W-St* = Webstuhl.

An dieses Haus sind die Wirthschaftsräume in gerader Linie unmittelbar angebaut. Es folgt zuerst der Wagenschuppen, dann der Soldatenstall, in dem jetzt Schweine hausen, und dann der Rinderstall. Vom Wagenschuppen wurde vor wenigen Jahren ein Stück abgetrennt und dorthin von der grossen Stube aus der Backofen verlegt.

Hinter dem Rinderstalle wird der Hof durch einen Bretterzaun quer abgesperrt. Zwanzig Schritte hinter dem Zaune liegt die Scheune. Der Raum zwischen Zaun und Scheune heisst Scheunengarten. Im vorderen Theile desselben liegt, durch einen Zaun eingehegt, ein kleines Gemüsegärtchen. Hinter der Scheune erstreckt sich, 80 Schritte lang, ein Obstgarten. Den mittleren Theil desselben nimmt der „Kampes"-(Kraut-)Garten ein. Die Scheune, welche bei diesem Hause liegt, habe ich skizzirt. Fig. 91 gibt ihr Bild. Es zeigt die typische Form der Scheunen dieser Gegend. Das Dach ist wohl an 10 m hoch. Vorne hat die Scheune Bretterwände, die Wände der übrigen Seiten bestehen nur aus Geflechten von Ruthen. Im Inneren zerfällt die Scheune in drei Theile. Zwei „Viertel" schliessen eine Tenne ein.

Ich beschreibe jetzt die letzte der Typen von Bauernhäusern, die ich in sächsischen Dörfern fand. Fig. 92 bildet das Haus Nr. 281 des Michael Depner

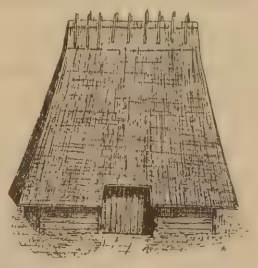


Fig. 91. Scheune beim Hause Nr. 447 in Tartlau.

Fig. 92. Haus Nr. 281 aus Scharosch.

Fig. 93. Plan zum Hause Nr. 281 in Scharosch (1 : 400).

in Scharosch bei Elisabethstadt ab und Fig. 93 gibt seinen Grundriss. Das Aeussere des Hauses zeigt nichts Auffallendes. Es liegt an einem Punkte, an dem sich zwei Strassen kreuzen. Der Eingang findet jedoch nicht von einer der Strassen, sondern vom Hofe aus statt. Die dem Hofe zugekehrte Langseite ist also die Hauptfront des Hauses. Die der Hauptfront des Hauses gegenüber liegende Langseite ist beim sächsischen Hause in der Regel fensterlos, weil diese Seite gewöhnlich dem Hofe des Nachbarhauses zugewendet ist. Der Ausnahmsfall, dass diese Seite des in Rede stehenden Hauses gegen die Strasse gekehrt ist, erklärt auch den anderen Ausnahmsfall,

dass sich in dieser Hauswand Fenster, und zwar fünf an der Zahl, befinden. Darin liegt aber keineswegs das unterscheidende Merkmal dieses Hauses von den bereits besprochenen Typen, es liegt im Grundrisse des Hauses.

Schreitet man nämlich vom Hofe aus über die sechs Stufen der Stiege, welche dem Hauseingange vorgelegt ist, so betritt man zuerst eine nach vorne durch keine Thüre zu schliessende, also offene Vorhalle. Hinter derselben liegt eine Küche, während rechts und links Thüren zu den beiden Stuben des Hauses führen. Häuser mit dem Grundrisse des Hauses Nr. 281 kommen in Scharosch mehrfach vor, der Grundriss aber ist, obwohl Scharosch weit von Székler-Ansiedelungen liegt, derselbe, der jenem Hause als typisch eigen ist, das mit dem Namen „Székler-Haus“ belegt wird, das von Prof. Josef Huszka in seinem reich illustrirten und prächtig ausgestatteten Werke in eingehender Weise besprochen [1]) und das den Lesern dieser „Mittheilungen“ (Bd. XXVII, S. 101 ff.) durch mich bekannt gemacht worden ist.

Huszka bemüht sich in seinem Werke, auch dem Ursprunge des Székler-Hauses nachzugehen. So zieht er das türkische, das chinesische Haus und selbst auch die Paläste der Assyrer und der Perser aus der Zeit der Sassaniden zum Vergleiche herbei, um Analogien mit dem Székler-Hause herauszuklügeln. Weitaus die grösste Wichtigkeit in seiner Besprechung des Székler-Hauses legt Huszka übrigens dem imposanten und oft überaus reichbeschnitzten Thore bei, das die Hofstätten der Székler ziert. Um auch hier den Ursprung in die asiatische Urheimat der Székler zu verlegen, zieht Huszka die Felsentempel von Karli in Indien herbei. Es ist hier wohl nicht der Ort, den Ausführungen Huszka's entgegenzutreten, und da Material zu Vergleichungen noch nicht in genügender Menge vorliegt, wäre es heute wohl auch noch schwer, die Anschauungen Huszka's in wirksamer Weise zu widerlegen. Erwähnen will ich nur, dass Henning jene Form des Thores, welche auch die Grundform des Székler-Thores bildet, als zweifellos germanisch ansieht [2]), und dass ich Thore, welche vielen derjenigen, die Huszka abbildet, auffallend ähnlich sind, nicht nur im jetzt rumänischen Viertel von Kronstadt und auch bei den Häusern Nr. 11 und 19 der Hauptmanngasse und bei dem Hause Nr. 21 im Mühlgraben *a*, ferner in den Dörfern Klein- und Gross-Schogen gesehen habe. Bei einem der Thore in Gross-Schogen hat selbst auch der Taubenschlag nicht gefehlt.

In Bezug auf das Székler-Haus sprach ich in diesen Mittheilungen a. o. a. O. nicht nur die Annahme aus, dass es den oberdeutschen Hausformen nicht nur zuzuzählen sein wird, sondern auch, dass durch die eingehende Erforschung des Székler-Hauses neue Gesichtspunkte für die Entwicklungsgeschichte des oberdeutschen Hauses gewonnen werden dürften.

Neuerlich fand ich eine Bestätigung dafür, dass das Haus der Székler zum Mindesten der Gegend, welche ich besucht habe, fränkisch-oberdeutsch sei, in der schon eingangs erwähnten Abhandlung Meitzens' „Zur Agrargeschichte Ungarns und Siebenbürgens“ [1]).

Meitzen sagt nämlich dort S. 139: „Die hier (östlich vom Burzenlande) liegenden Székler-Dörfer sind sämmtlich nach dem Muster der Anlagen des deutschen Ordens im Burzenlande gegründet“. Einige Zeilen weiter heisst es von den Székler-Colonien am Aranyos südlich von Torda bis zur Kokel: „Die hier von den Széklern angelegten Fluren sind, wie die Karten zeigen, fast ohne Ausnahme nach dem Vorbilde der Dörfer der Sachsen eingerichtet“.

Da, wie dort nachgewiesen, die Dorfanlagen von Székler-Orten im Burzenlande unter dem Einflusse des deutschen Ordens erfolgte und am Aranyos und an der Kokel die Fluren der Székler-Dörfer nach sächsischem, d. h. rheinfränkischem Vorbilde angelegt worden sind, so liegt wohl nichts näher als das, dass auch die Hausform durch die Székler von den Sachsen übernommen worden ist, denn fast überall steht doch die Anordnung der Flur mit der Hausform in engem Zusammenhange.

Ich will nun versuchen, dies aus dem Grundrisse des Székler-Hauses im Vergleiche mit dem des sächsischen Hauses nachzuweisen.

Es war mir aus Mangel an Zeit leider nicht möglich, jene nördlicher gelegenen Gegenden des Csiker Comitates aufzusuchen, welche als die ältesten Siedelungsgebiete der Székler angesehen werden, doch glaube ich, dass ich auch dort kaum reichere Ausbeute an primitiveren Formen des Hauses gefunden haben würde, als in Orten, die den am östlichsten gelegenen sächsischen Dörfern (Honigberg, Tartlau bei Kronstadt) benachbart sind. Denn auch hier schon, so z. B. in dem Székler-Dorfe Uzon, kommt jene

[1]) Huszka József, A székely ház, Budapest 1895.

[2]) Rudolf Henning, Das deutsche Haus, S. 91.

[1]) „Correspondenzblatt des Vereines für siebenbürgische Landeskunde“, Bd. XIX, S. 139 ff.

Hausform, die unter dem Namen Székler-Haus bekannt ist, wenn auch nur vereinzelt, so aber doch vor.

Ich habe dort zwei solcher Székler-Häuser photographirt. Das Bild des einen, welches ganz neu war und die Hausnummer 336 hatte, zeigt die Fig. 94. Es ist ganz aus Holz gebaut und, so wie die Holzhäuser der Sachsen, aussen und innen glatt mit Lehm verschmiert und geweisst. Das Haus ist mit Schindeln gedeckt. Sein Grundriss, den die Fig. 95 bietet, stimmt vollkommen mit dem des Hauses Nr. 281 aus Scharosch (Fig. 93) überein. Was jedoch dort Küche ist, ist hier auch eine Stube. Das Haus, welches an drei arme Familien vermiethet ist, umfasst also drei Stuben, von denen jede durch je eine

Fig. 94. Haus Nr. 336 aus Uzon.

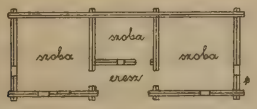


Fig. 95. Grundriss des Hauses Nr. 336 in Uzon (1 : 400).

Familie bewohnt wird. Im Székler-Hause ist jener Raum, der hinter dem nach vorne offenen Vorplatze liegt, gewöhnlich eine Kammer. So fand ich dies auch bei dem zweiten Hause, das ich in Uzon aufnahm. Fig. 96 bildet es ab. Es trägt die Nummer 232. Sein Eigenthümer heisst Esztoikó Gusztáv. Material, Dachform und Deckmaterial sind dem des vorstehend berührten Hauses gleich. Der Grundriss des Hauses ist aber ein anderer. Fig. 97 zeigt ihn.

Ich schätze mich glücklich, dieses Häuschen gefunden zu haben, denn: 1. erkannte ich in demselben eine primitivere Form, aus der sich das Székler-Haus mit dem Grundrisse des vorstehend besprochenen Hauses entwickelt haben muss; 2. deutete es mir den Weg an, den auch das sächsische Haus Siebenbürgens in seiner Entwicklung zu den gegenwärtigen Formen genommen haben wird; 3. aber, und das halte ich für das Wichtigste, werden sich, wenn sich der Entwicklungsgang des sächsischen Hauses aus seiner ursprünglichsten Form sollte nachweisen lassen, von der man annehmen kann, dass sie die Einwanderer vor siebenhundert Jahren aus ihrer fränkisch-oberdeutschen Heimat in der Moselgegend mitgebracht haben, Rückschlüsse ziehen lassen auf eine Urform des fränkisch-oberdeutschen Hauses, die meines Wissens bis jetzt noch nicht nachgewiesen werden konnte.

Mit der Vornahme, diesen meinen im vorstehenden Satze ausgesprochenen Ansichten in Nachfolgendem Geltung zu verschaffen, eile ich dem Schlusse der vorliegenden Arbeit entgegen.

Fig. 96. Haus Nr. 232 aus Uzon.

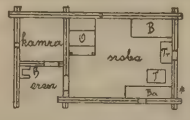


Fig. 97. Grundriss des Hauses Nr. 232 in Uzon (1 : 400).

1. Dass das Haus Nr. 232 in Uzon (Fig. 96) eine Vorstufe im Entwicklungsgange zum Hause Nr. 336 ebendaselbst (Fig. 94) bildet, lässt sich aus der Vergleichung der beiden Grundrisse dieser Häuser (Fig. 95 und Fig. 97) unschwer erkennen. Dem Risse des primitiveren Hauses Nr. 232 (Fig. 97) liegt die einfachere Zweitheilung zu Grunde. Er umfasst als Hauptraum eine Stube (szoba) mit einem Kachelofen *O*, einem Bette *B*, einem Tische *T*, eine Bank *Ba* und eine Truhe *Tr*. Der Ofen ist dem des sächsischen Hauses ähnlich. Er dient nicht nur zum Erwärmen der Stube, sondern auch zum Kochen. So wie die Lage des Ofens, so entspricht auch die Anordnung der Möbel jener im sächsischen oder im weiteren Sinne der des fränkisch-oberdeutschen Hauses.

Vor diesen Hauptraum ist der zweite Raum dieses Hauses gelegt, der jedoch durch Untertheilung bereits in zwei Räume geschieden ist.

Der rückwärtige abgeschiedene und vollkommen geschlossene Raum ist eine Kammer (kamra), der

vordere, nach vorne offene Theil führt den Namen eresz, d. i. Traufe. Es ist nichts Anderes als der Rest der Vorhalle, wie sie Henning ganz ähnlich, nämlich ebenfalls verstümmelt, am nordischen und am ostdeutschen Hause aus Polen nachgewiesen hat [1]).

In der linken hinteren Ecke des Restes der Vorhalle steht ein ganz primitiver Herd. Derselbe ist bis zu einer Höhe von ungefähr 20 cm in Hufeisenform von Mauerziegeln, die mit der schmalen Kante aufeinandergestellt sind, aufgeführt worden. Die Ziegelumrahmung dient eigentlich nur zum Schutze der Holzwände. Das Feuer brennt innerhalb der Ummauerung auf dem Erdboden und die Kochgeschirre werden um das Feuer gestellt. An diesem Herde wird nur im Sommer gekocht.

Der Ausbau eines Hauses mit diesem einfachen Plane zu einem Hause mit dem entwickelteren Grundrisse, wie ihn die Fig. 95 zeigt, ist einfach so zu denken, dass an die Kammer und die Vorhalle nach links noch eine Stube angefügt wurde. Ein auf diese Weise erfolgter Ausbau von zweizelligen zu dreizelligen Häusern kann auf fränkisch-oberdeutschem Gebiete, ich möchte fast sagen, an allen Orten und Tag für Tag beobachtet werden. Ich bin nicht gerade in der Lage, Zeuge gewesen zu sein, dass auch in irgend einem Székler-Orte ein solcher Ausbau eines Hauses vor meinen Augen vollzogen worden wäre, doch sprechen schon auch die Bezeichnungen, die beim Székler-Hause den einzelnen Räumen beigelegt werden, dafür, dass es hier nicht anders geschehen, als anderswo. Wie schon gesagt, heisst die nach vorne offene Halle „eresz“; dahinter liegt die „kamra“. Eigenthümlich ist nun das, dass der Székler der Stube in der Regel den Namen „ház“ (Haus) beilegt, obwohl ihm, wie ich in Uzon erfahren, die Benennung szoba (Stube, Zimmer) nicht unbekannt ist. Es scheinen hier also ház und szoba ebenso Synonyma zu sein, wie bei den Siebenbürger Sachsen haus und štuf (vgl. o. S. 204). Besteht demnach das Haus des Széklers nur aus einer szoba mit der davor liegenden Traufe (eresz), so ist ihm ja auch wirklich das Ganze nicht mehr und nicht weniger als sein ház. Enthält aber das Haus, wie es heute schon zur Regel geworden ist, zwei Stuben mit dem dazwischen liegenden eresz und der kamra, so wird ihm die vordere, gegen die Gasse gerichtete und zumeist grössere Stube zum „nagy ház“ (grosses Haus), welche als Paradezimmer dient, und die andere, die eigentliche Wohnstube, führt den Namen „kis ház“ (kleines Haus). Diese Namen, meine ich, verbürgen uns die Thatsache, dass das Székler-Haus in seiner jetzt allgemein üblichen Dreitheilung aus dem Bedürfnisse nach mehr Bequemlichkeit durch die Aneinanderkettung zweier Häuser (nagy ház und kis ház) entstanden ist, deren Urform das einfache Haus mit der einzigen Stube und der vorgelegten Halle war. Die Urform ist aber im Grundrisse (Fig. 97) enthalten; man hat sich aus derselben nur die Wand wegzudenken, die aus dem rückwärtigen Theile der Halle eine Kammer gebildet hat.

Der Entwicklungsgang, den das Székler-Haus zu seiner gegenwärtigen Ausgestaltung genommen, bildet übrigens eine Analogie zur Entwicklungsgeschichte des nordischen Hauses aus dem südlichen und westlichen Norwegen, wie sie nicht schöner erdacht werden könnte [1]).

2. Oben habe ich es ausgesprochen, dass es mir scheint, als hätte auch das sächsische Haus in Siebenbürgen in der Entwicklung zu complicirteren Formen seinen Weg von jener einfachen Form aus genommen, die dem Székler-Hause Nr. 232 in Uzon eigen ist und dessen Grundriss die Fig. 97 abbildet.

Ich will es versuchen, in Nachstehendem dies zu beweisen.

Das dreizellige Haus ist, wie aus meinen Beschreibungen sächsischer Häuser allenthalben hervorgeht, in den meisten Dörfern zur Herrschaft gelangt, doch gibt es auch Gegenden, in welchen das zweizellige Haus noch häufig vorkommt, so vor Allem in den Orten um Sächsisch-Regen wie in Unter-Eidisch und in Zepling und weiterhin in Botsch, Minarken, Klein- und Gross-Schogen. Im Grunde genommen können dann auch noch alle jene dreitheiligen Häuser, in denen der dritte Raum ein Keller oder ein Stall, also kein Wohnraum ist, als zweizellig aufgefasst werden. Alle diese Häuser stehen der Urform des Székler-Hauses, das nur aus einer Stube und der ihr vorgelegten Halle bestand, schon sehr nahe. Ich verweise auf die Grundrisse Fig. 49, 52, 54, 56, 58, 60, 67, 76, 79, alle umfassen nur zwei Wohnräume, eine Stube und einen Vorraum, der theils Laube (lēf, līf, leif, lief), theils Haus oder Sommerküche genannt wird.

In all' diesen Häusern entspricht meiner Ansicht nach die štuf bestimmt dem ház im Székler-Hause, obwohl der Székler seine Stube „Haus“ und der Sachse nicht die Stube, sondern den Vorraum (Flur) zuweilen das „Haus“ nennt, und der Vorraum, das

[1]) Henning, Das deutsche Haus, S. 64 und 82.

[1]) Henning, Das deutsche Haus, S. 69.

sächsische „hous“ oder die „lēf“ muss dann dem eresz des Székler-Hauses gleichkommen.

Wolff ist zwar anderer Ansicht. Er hält das „Haus“ für die Urzelle des sächsischen Hauses, das zur Zeit der Colonisation, wie er meint, nur aus diesem einzigen Raume bestanden sein wird. Die Stube aber wird nach seiner Meinung erst in späterer Zeit der Urzelle, dem „Hause“ angefügt worden sein [1]). Wolff ist zweifellos durch einen Passus aus Henning's Werk [2]), den er übrigens an der angeführten Stelle auch citirt, irregeführt worden. Diese Worte Henning's aber lauten: „Von jenen beiden Räumen ist heute die Stube das Hauptgemach des Hauses, während der Flur in der Regel eine geringere Wichtigkeit behauptet. Aber dies Verhältniss war nicht immer so. Je ältere Exemplare wir antreffen und in je ältere Zeiten wir zurückgehen, desto bedeutsamer wird der Herdraum und desto nebensächlicher die Stube. Erst eine lange Entwicklung, welche an die Erfindung der Oefen und eine dadurch bedingte praktische Zimmertheilung geknüpft ist, hat den alten, durch lange Traditionen geheiligten Hauptraum so zu beschränken vermocht.“ Hiezu bemerkt Wolff: „Was Rudolf Henning von diesem (vom fränkischen Hause) sagt, passt genau auch auf jenes (auf das siebenbürgisch-sächsische Haus).“

Wolff hat eben, was er übrigens auch selbst wiederholt zugibt, insbesondere das Haus im Norden Siebenbürgens nicht genügend gekannt und er hat auch nicht genug bedacht, dass im sächsischen Hause doch jener Raum „der durch lange Tradition geheiligte Hauptraum“ sein muss, in dem bis nicht vor langer Zeit das Herdfeuer offen unter dem Feuerschirm brannte; denn so wie heute der Backofen allgemach aus der Stube in die Laube wandert, so ist gewiss erst vor nicht zu langer Zeit auch der offene Herd dorthin verlegt worden. Er spielt dort ja heute noch eine ganz untergeordnete Rolle und wird nur im Sommer benützt.

An anderer Stelle finde ich jedoch meine Ansicht, dass die lēf aus einer Vorhalle entstanden sein muss, durch Wolff, wenigstens für das Haus im Nösnergau und im Burzenlande vollkommen bestätigt. In seiner wiederholt erwähnten Arbeit: „Vorarbeiten zum siebenbürgisch-deutschen Wörterbuch“ [3]) sagt er in dem Abschnitte, der über die dialectische Bezeichnung „lēf“ handelt, wörtlich: „Die burzenländische und nösnische Laube ist nach Ursprung und Form eine wesentlich andere als die des Stuhlslandes: hier war es eine aus der Wand herausspringende Vorhalle, dort war es ehedem eine in's Haus hineingehende, vorne offene Halle.“

Darauf, ob Wolff mit der hier ausgesprochenen Behauptung Recht hat, dass die Laube im Stuhlslande einen anderen Ursprung hat als die im Nösner- und Burzenlande, darauf komme ich später zurück. Ich gebe mich verläufig mit dem Schlusssatze seiner Ansicht über die nösnische und burzenländische Laube zufrieden und bringe jetzt einen factischen Beweis dafür, dass die Laube im Nösnerlande bestimmt aus einer Vorhalle entstanden sein muss.

Fig. 98. Häuschen aus Klein-Bistritz.

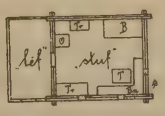


Fig. 99. Grundriss zum Häuschen aus Klein-Bistritz (1 : 400).

Ich war nämlich so glücklich, noch ein Häuschen zu finden, dessen Laube den Charakter einer Vorhalle vollkommen bewahrt hat. Dieses Häuschen liegt in der Mitte des Dorfplatzes von Klein-Bistritz, ist Gemeindeeigenthum und gewährt den jeweiligen Hütern der Gemeindehengste, -Stiere und -Eber Unterkunft. Es ist ein Blockbau von jedenfalls hohem Alter, da er schon stark baufällig ist. Ich bilde das Häuschen in Fig. 98 ab. Es liegt im Bilde im Vordergrunde rechts. Das links davon liegende Gebäude ist der Stall, der die Gemeindethiere beherbergt. Fig. 99 gibt den Grundriss zu diesem Häuschen. Wie aus dem Grundrisse zu ersehen, besteht dieses Häuschen nur aus einer Stube und der vorgelegten Halle. Der Grundriss dieses Häuschens gleicht daher dem des Székler-Hauses unter Fig. 97 in auffallender Weise. Wohl ist zwar diese Vorhalle schon ringsum geschlossen, aber ihre Wände bestehen nicht aus Balken-

[1]) Wolff, „Unser Haus und Hof“ in „Der sächsische Hausfreund“ vom Jahre 1883, S. 82 ff.

[2]) Henning, Das deutsche Haus, S. 140.

[3]) „Archiv“ vom Jahre 1897.

gefügen, sondern sind durch einen einfachen Bretterverschlag gebildet. Der Giebel der Vorhalle ist zudem offen. Auch ist hier von der Vorhalle keine Kammer abgetrennt. Die Form dieses Hauses ist also noch ursprünglicher als die des beschriebenen Székler-Hauses Nr. 232 in Uzon.

Dass nun die Vorhalle, wie sie an diesem primitiven Häuschen als solche noch unleugbar zu erkennen ist, am siebenbürgisch-sächsischen Hause thatsächlich zur Laube geworden ist, das lässt sich besonders aus der Ansicht (Fig. 55) des von mir oben beschriebenen Hauses Nr. 123 aus Schönbirk erkennen. So wie bei dem Hüterhäuschen in Klein-Bistritz die Vorhalle nicht mit Lehm beschmiert und geweisst ist, so sind bei dem Hause Nr. 123 in Schönbirk die Wände, welche die Laube einschliessen, wie sich aus der Ansicht dieses Hauses ersehen lässt, auch nicht mit Lehm verschmiert und nicht geweisst. Sie tragen somit in ihrem Aeusseren auch noch den Charakter der Vorhalle an sich. Hiezu muss ich bemerken, dass das Haus Nr. 123 in Schönbirk durchaus nicht als das einzige Beispiel der Laube mit den ungeweissten Wänden anzusehen ist. Leider aber bin ich nicht in der Lage, aus meinen photographischen Aufnahmen mehr als ein zweites solches Haus, das in dieser Beziehung dem Hause aus Schönbirk gleicht, nachzuweisen. Es ist das Haus Nr. 112 in Klein-Bistritz. Schon diese beiden, räumlich doch ziemlich weit von einander liegenden Häuser mit den eigenartigen gemeinsamen Merkmalen sprechen dafür, dass wir es mit einer alten Ueberlieferung zu thun haben, die darauf hindeutet, dass die Laube des Nösnerlandes aus der Vorhalle entstanden sein muss.

Dafür nun, dass auch die Laube des Burzenlandes denselben Ursprung hat, spricht die Gleichartigkeit des Haustypus, worauf schon oben (S. 222) hingewiesen wurde. Hier ist es wieder gerade Klein-Bistritz, das dieselben Typen mit den winzig kleinen Fensterchen rechts und links vom Hauseingange aufweist, wie die ältesten Häuser in Honigberg und Petersberg, und da wie dort liegen die Häuser fast ausschliesslich nicht mit der Giebelseite, sondern mit einer der Langseite zur Strasse, was sich in Bezug auf Klein-Bistritz aus dem Bildchen Fig. 98 erkennen lässt.

Zu erklären wäre in Hinsicht auf die Gegenden von Bistritz und Sächsisch-Regen jetzt noch das Haus mit dem Säulengange an der Giebelseite des Hauses. Ich bin leider nicht in der Lage, hierüber bestimmte Aufschlüsse zu geben; doch will ich wenigstens das sagen, was ich bezüglich der Entstehung des Säulenganges für wahrscheinlich halte. Gerade das Haus der Gegend von Bistritz war unter allen sächsischen Häusern, die ich gesehen, dasjenige, an welchem sich am besten erkennen liess, dass ihm jene Urform des Hauses zu Grunde liegt, dem der einzige Wohnraum mit der vorgelegten Laube eigen ist. Beim siebenbürgisch-sächsischen Hause liegt nun nicht die Vorhalle wie beim nordischen oder wie beim „ostdeutschen Hause“ (nach Henning) gegen die Strasse gekehrt, sondern es wendet sich in der Regel die Stube gegen die Strasse und die Vorhalle kann nur vom Hofe aus und die Stube erst durch jene betreten werden. Dies hat seinen guten Grund. Wolff erklärt es treffend [1]), dass das sächsische Volk in den kriegerischen Zeiten verflossener Jahrhunderte gezwungen war, sein Haus gegen allerlei missethätiges Volk zu einer kleinen Burg zu gestalten. Da war es also nicht gut thunlich, die Laube mit der Eingangsthüre an die Strasse zu legen. In jenen gefahrvollen Zeiten wird auch gewiss nie von der Strasse aus eine Thüre in der Giebelfront direct in die Stube geführt haben, was heute gerade bei allen jenen Häusern der Fall ist, welche ein Säulengang an der Giebelseite ziert. Auch wird nie daran gedacht werden können, in diesen Säulengang die alte Vorhalle des Hauses zu suchen, denn dieselbe ist ja in der lēf erhalten. Wohl dürfte sie aber als ein Ersatz in der Rückerinnerung an die alte praktische Vorhalle errichtet worden sein, freilich erst in einer neueren friedlicheren Zeit und nachdem die alte Vorhalle ganz in die Architektur des Hauses als lēf aufgegangen sein wird. Die neue Form des Säulenganges scheint mir übrigens auch die der alten Halle und mit ihr die Form des alten sächsischen Hauses zu erklären. Wenn mich nicht Alles trügt, so ist die Form des alten sächsischen Hauses in der Form des Stallgebäudes auf Fig. 98 erhalten.

Eine Analogie, die darin besteht, dass statt einer Vorhalle, die in das Haus einbezogen wurde, eine neue Vorhalle errichtet worden ist, hat übrigens Henning (nach Meitzen) an einem polnischen Hause nachgewiesen [2]).

Auch möchte ich noch feststellen, dass in Hinblick auf den Säulengang beim siebenbürgisch-sächsischen Hause sicher nicht an eine Entlehnung gedacht werden kann. Gegen eine Entlehnung sprechen

[1]) Wolff, „Unser Haus und Hof“, S. 70.

[2]) Henning, Das deutsche Haus, S. 80 und 81.

nämlich die dialectischen Namen eine zu deutliche Sprache. „Die bretterverschlagene Halle an der Giebelseite des Hauses heisst in Jakobsdorf (bei Bistritz) „hott“ (Hütte), in Treppen (bei Bistritz) sogar „hol“ (Halle) und in Passbusch (bei Botsch) „hôltchi“ (dim. von Halle).

Schliesslich soll jetzt versucht werden, auch für das Haus des Stuhlslandes dieselbe Grundform nachzuweisen, die uns für das Haus des Nordens in dem Hüterhäuschen in Klein-Bistritz erhalten ist. Dass sich im Süden des Landes weniger primitive Bauten erhalten haben, an denen die Grundform leicht nachzuweisen wäre, hat darin seine Ursache, dass der Süden den Kriegsstürmen und Drangsalen entschwundener Jahrhunderte bedeutend mehr ausgesetzt war, als der Norden Siebenbürgens, und dass dort das Steinhaus, eben deshalb, weil es den Anstürmen der bewegten Zeiten besser Stand zu halten vermochte, viel früher zur Herrschaft gelangte, als im Norden. Es ist trotz alledem möglich, dass durch eingehendere Forschungen in abgelegeneren Theilen des Stuhlslandes noch Formen des Hauses aufgefunden werden können, welche dem Hüterhäuschen in Bistritz nahekommen oder ihm gar gleichen. Ich habe leider so einfache Formen nicht gefunden und muss darum das Steinhaus selbst zum Ausgangspunkte meiner Betrachtungen machen. Das Steinhaus des Stuhlslandes ist heute zumeist dreizellig und, wie auch aus den mitgetheilten Grundrissen (s. Fig. 81 und 85) zu ersehen ist, ebenso ausgestattet, wie jene Häuser aus dem Norden, welche drei Wohnräume aufweisen: zwei Stuben schliessen eine Laube (hous) ein. Zu bemerken ist hiebei, dass diese Laube in der Regel genau so ausgestattet ist, wie die Laube des Hauses im Norden. Neben den dreizelligen Häusern existiren aber auch noch zweizellige in grosser Zahl (vgl. Fig. 78). Auch hier zeigt die Laube dieselbe Einrichtung. Das unterscheidende Merkmal des Hauses im Süden vom Hause im Norden ist nur die eigenartige lēf, von der Wolff, wie oben schon gesagt, annimmt, dass sie früher eine aus der Wand vorspringende Vorhalle war.

Meine Meinung ist nun dies nicht. Wolff selbst hilft mir den Beweis für die Richtigkeit meiner Annahme, dass die Urform des Hauses im Stuhlslande dieselbe ist, wie die des nösnerischen und burzenländischen Hauses, und dass die vorspringende lēf eine spätere Zuthat sein muss, erbringen. Er beschreibt nämlich in seiner Abhandlung „Unser Haus und Hof“, S. 81, die ältesten Steinhäuser des Ortes Kelling. Dort hat er an jenem Hause, das für das älteste in der Gemeinde angesehen wird, die eigenartige Einrichtung gefunden, dass die Hausthüre nicht in der dem Hofe zugekehrten Langseite, sondern in der Rückwand des Hauses angebracht war. „Dort,“ sagt er, „stieg die Hausfrau auf einer langen gebrechlichen Leiter in den Hof zu mir herab.“ Das Haus, von welchem Wolff dies sagt, war aber ein zweizelliges. Durch die Thüre an der Hinterseite des Hauses betrat man das hous und von diesem kam man in die Stube. Wolff spricht weiterhin den für mich wichtigen Satz aus: „Bei weiterem Nachforschen ergab sich, dass früher auch andere Kellinger Häuser den Eingang an der Rückseite gehabt hatten.“ Es muss diese Einrichtung also typisch für das Kellinger alte Haus und wohl auch für das Haus im Stuhlslande gewesen sein. Der Eingang in der Rückseite beweist, dass der Bauer im Süden des Landes noch mehr bedacht sein musste, aus seinem Hause eine kleine Festung zu machen, als der Bauer des Nordens, und der Gebrauch der Leiter, die zur Zeit der Gefahr gleich einer Zugbrücke eingezogen worden sein wird, wird wohl auch den unruhevollen Jahrhunderten entstammen.

Aus den alten zweizelligen Häusern sind nun mit der Zeit durch den Anbau einer zweiten Stube die dreizelligen entstanden. Jene Thüre in der Rückwand des Hauses ermittelt jetzt den Zugang zur hinteren Stube; um aber in das Haus gelangen zu können, musste in der dem Hofe zugewendeten Langwand eine neue Eingangsthüre gebrochen werden. Jedenfalls befand sich die Kellerthüre, wie heute noch beim zweizelligen Hause Nr. 54 in Scharosch (s. o. S. 218), beim alten Hause auch in der Rückseite. Es musste dann auch die Kellerthüre gelegentlich des Anbaues der zweiten Stube in die Langseite des Hauses verlegt werden. Dort finden wir sie jetzt beide: die Kellerthüre und die Hausthüre. Diese beiden Eingänge sind aber die wesentlichen Bestandtheile der Laube, wie sich oben S. 218 bei der Beschreibung der Laube an Häusern in Gross-Scheuern (s. die Fig. 80 *a*—*e*) gezeigt hat. Also erst mit der Entstehung der dreizelligen Häuser und mit der Einkehr ruhigerer Tage, da die bewegliche Leiter mit der stabilen Treppe vertauscht werden konnte, wird die Errichtung der Laube im Stuhlslande, mit dem Aufbaue einer zweiten Stube auf die Sommerküche die Laube in Tartlau zusammenzubringen sein. Dass diese Art der Laube also eine spätere Zuthat des Hauses ist, hat sich, wie ich oben schon fest-

gestellt habe, auch darin auf das Bestimmteste gezeigt, dass sie allenthalben nur lose an das Haus gelehnt, fast nie mit demselben fest verbaut ist und oft aus anderem Materiale besteht, als das Haus selbst. Der Name selbst ist jedenfalls nur eine Uebertragung. Da der eigentlichen lēf der ihr zugehörende Name dabei genommen wurde, musste ihr ein anderer beigelegt werden. Das war für das sächsische Volk nicht schwer, da es für den ursprünglichen einzigen Wohnraum, wie oben dargethan wurde, ohnedies zwei Bezeichnungen hat: hous und štuf. Der eine der beiden Namen blieb der Stube und der andere wurde der alten Vorhalle des Hauses gegeben. So erkläre ich mir die Sache und ich glaube nicht zu irren. Den besten Beweis übrigens dafür, dass die Vorhalle am Hause des Stuhlslandes ebenso bestanden sein muss, wie bei sächsischen Häusern anderer Gegenden, gaben mir die Häuser mit den einspringenden Lauben in Scharosch, die noch den Grundriss der in der Entwicklung weiter zurückgebliebenen Székler-Häuser zeigen (Fig. 92).

3. Ich glaube, man wird nach all' dem, was ich bisher gesagt habe, kaum bestreiten können, dass das sächsische Haus in Siebenbürgen seine Entwicklung aus jener Urform genommen, die uns im Hüterhäuschen Klein-Bistritz' erhalten geblieben ist. Sollte dieses Resultat meiner Wanderungen in Siebenbürgen wirklich unumstösslich bleiben, so werde ich wohl auch mit der oben ausgesprochenen Annahme Recht behalten, dass sich aus diesem Ergebnisse Rückschlüsse ziehen lassen werden auf eine Urform des fränkisch-oberdeutschen Hauses, die bis heute noch nicht nachgewiesen werden konnte.

Diese Urform ist aber die Grundform des arischen Hauses, bestehend aus einem einzigen Wohnraume, in dem das Herdfeuer flackert, und einer vorgelegten Halle. Diese Grundform hat Henning nachgewiesen als Ausgangspunkt für die Entwicklung des griechischen, des italischen, des nordischen und des ostdeutschen Hauses, nicht aber auch des fränkisch-oberdeutschen. Aus den ihm bekannten oberdeutschen Hausformen schliesst er, dass die einfachste Gestalt des oberdeutschen Hauses aus zwei geschlossenen Theilen: aus dem Flur, welcher zugleich den Eingang und den Herdraum enthält, und aus der daneben befindlichen Stube besteht [1]). Von der Stube nimmt er an, „dass sie von vorne herein ein innerer Theil des Hauses war, der durch eine Wand vom rauchigen Herdraum abgesondert wurde“ [1]), und aus den Baurissen des Klosters St. Gallen aus dem Jahre 820 entnimmt er, „dass einst auch das fränkisch-oberdeutsche Haus eine Vorhalle gehabt hat“ [2]). Weiterhin sagt dann Henning noch: „Der wesentliche Unterschied zwischen dem oberdeutschen und der Hauptform des ostgermanischen Hauses beruht darauf, dass bei ersterem die Vorhalle mit dem Eingange nicht vor der Breitseite, sondern vor der Langseite liegt, und dass der Eingang nicht in der einen Ecke der Vorhalle, sondern in der Mitte derselben, der Zimmerthüre gerade gegenüber, angebracht ist, wobei der Vorraum nunmehr auch nicht zweifach, sondern dreifach gegliedert erscheint.“ [3])

Vom sächsischen Hause in Siebenbürgen ist dem letzten Citate gegenüber vorerst festzustellen, dass es unbedingt nicht zu den ostdeutschen Hausformen zu zählen ist, sondern dass es ganz ohne Zweifel eine oberdeutsche Hausform ist. Dies beweist nicht nur die anerkannt moselfränkische Abstammung der Sachsen, es beweist dies auch der Charakter des heutigen Hauses selbst, der ja seinesgleichen überall auf oberdeutschem Gebiete findet und der ja auch von Henning in seinem Werke wiederholt als fränkisch-oberdeutsch anerkannt wurde. Die Vorhalle aber liegt, was durch zurückgebliebene Formen des sächsischen Hauses zur Genüge erwiesen ist, ursprünglich nicht an der Langseite, sondern an der Giebelseite des Hauses. Zumeist wird sie aber wohl von der Langseite aus betreten worden sein, wie dies nicht nur nach dem Hüterhäuschen, sondern nach der Lage der Hausthüre am heutigen sächsischen Hause anzunehmen sein wird, doch ist (nach Wolff) nicht ausgeschlossen, dass die Eingangsthüre, wie bei den alten Kellinger Häusern, oft auch in der Giebelmauer, und zwar nach den Kellinger Beispielen in der hinteren Giebelmauer angebracht gewesen ist. Wo jedoch die Vorhalle heute in der Form eines Vorhäuschens, das den Kellereingang und die Treppe enthält, an der dem Hofe zugekehrten Langwand liegt, da ist sie nicht an ihrem angestammten Platze, sondern sie ist, wie ja auch dies zur Genüge bewiesen, hieher verlegt worden, nachdem die eigentliche Vorhalle in die Architektur des Hauses einbezogen worden ist. Ich bemerke dies hier ausdrücklich deshalb noch einmal, weil sich Henning bei seinem Nachweise der Halle an der Langseite des

[1]) Henning, Das deutsche Haus, S. 140.

[1]) Henning, Das deutsche Haus, S. 141.

[2]) Ebendaselbst, S. 144.

[3]) Ebendaselbst, S. 151.

fränkisch-oberdeutschen Hauses auch auf das siebenbürgische Haus beruft [1]).

Eingewendet könnte mir noch werden, dass heute in all' den Lauben der Häuser, die ich beschrieben, Herde stehen, die dem heutigen sächsischen Hause, besonders wenn es zweizellig ist, genau das Aussehen geben, als wenn ihm der Riss der von Henning construirten und bis jetzt voll und ganz anerkannten Urform des fränkisch-oberdeutschen Hauses zu Grunde läge und dass man schliesslich auch in der Laube des sächsischen Hauses den Flur des fränkisch-oberdeutschen Hauses erblicken könnte, der einstmals „mit dem frei lodernden Herdfeuer den Mittelpunkt des Hauses" gebildet haben soll.

Dagegen betone ich nochmals, dass diese Herde im siebenbürgisch-sächsischen Hause nur eine ganz untergeordnete Rolle spielen, weil sie nur im Sommer gebraucht werden. Ihr Alter ist jedenfalls kein hohes. Der alte angestammte Herd befindet sich in der Stube, die als der einzige geschlossene Raum des ursprünglichen sächsischen Hauses, natürlich auch als der Hauptraum, immer gegolten haben muss. Beim sächsischen Hause an eine Abtrennung der Stube vom rauchigen Herdraume (Flur) zu denken, ist geradezu unmöglich. Dass ein Herd übrigens auch in der noch offenen Halle möglich war und ist, beweist das Székler-Häuschen Nr. 232 in Uzon (Fig. 96 und 97).

Durch die vorstehenden Sätze glaube ich die Annahme, dass sich das sächsische Haus in Siebenbürgen aus der Grundform entwickelt haben soll, welche als die Urform des fränkisch-oberdeutschen Hauses angesehen wird, klar widerlegt zu haben, und ich darf wohl annehmen, dass meine Behauptung, es liege ihm die durch Henning nachgewiesene Urform des arischen Hauses zu Grunde, unumstösslich bleiben wird. Damit will ich mich vorläufig begnügen. Wenn ich oben gesagt habe, dass sich aus diesem Ergebnisse Rückschlüsse ziehen lassen werden auf eine Urform des fränkisch-oberdeutschen Hauses, die bis heute noch nicht nachgewiesen worden ist, so habe ich natürlich von Anfang an an die Grundform des arischen Hauses, als an die Urform auch für das fränkisch-oberdeutsche Haus gedacht. Es mag diese Annahme wohl etwas gewagt erscheinen, insbesondere für solche, die eine Hausform der österreichischen Alpenländer noch nicht genau genug kennen. Es ist jene, die ich aus der Gegend von Vorau beschrieben [1]) und die, insoferne nur die Ausgestaltung des Wohnhauses in's Auge gefasst wird, in meiner oberkärntnerischen Heimat, in der Gegend des Millstätter-Sees und des Lieserthales, ganz gleich wiederkehrt und von der ich wohl nicht behaupten kann, aber annehme, dass sie diese beiden weit entfernt von einander liegenden Gegenden durch eine ununterbrochene Kette verbindet. Sowohl das mir wohlbekannte Haus meiner Heimat, das leider noch nicht eingehend beschrieben ist, als auch das Haus der Gegend von Vorau, weist in seinen ursprünglichsten Formen nur zwei Räume auf, von denen der eine die rauchige, russige Stube mit dem offen brennenden Herdfeuer, der andere der Flur („die lab'm") ist, welcher nie eine Feuerstelle enthält, wenn sie dort nicht etwa erst in allerneuester Zeit errichtet worden ist. Diese Hausform ist doch zweifellos fränkisch-oberdeutsch. Von der gründlichen Erforschung dieses primitiven alpinen Hauses, dem gegenüber selbst die Klosterbauten St. Gallens aus dem IX. Jahrhundert hochentwickelte Formen aufweisen und auf der anderen Seite von einer das siebenbürgisch-sächsische Haus in seinem ganzen Umfange umfassenden Untersuchung, von der ich zuversichtlich erwarte, dass sie meine Ausführungen bestätigen wird, erhoffe ich mir erst die volle Anerkennung meiner aus dem Studium des siebenbürgisch-sächsischen Hauses geschöpften Annahme, dass auch dem fränkisch-oberdeutschen Hause der Urtypus des arischen Hauses zu Grunde liege.

[1]) Henning, Das deutsche Haus, S. 144 und 145.

[1]) Bd. XXVII der „Mittheilungen", S. 161 ff.

Literaturberichte.

24.

Portugalia: Materiaes para o estudo do povo portuguez. Director Ricardo Severo. Tomo 1, fasciculo 1°. Porto 1898. Lex. 8°, pp. 176. Livraria Chardron.

In Portugal concentrirt sich das geographisch- und völkerkundlich-wissenschaftliche Leben in der vor einem Vierteljahrhundert gegründeten Sociedade de Geographia, die sich eben einen neuen Palast errichtet hat und die sich in wissenschaftlicher und auch in patriotischer Beziehung, namentlich durch die Rührigkeit ihres Secretärs Luciano Cordeiro um Land und Volk von Portugal bereits die grössten Verdienste erwarb. Der Ruf nach Arbeitstheilung und die durch nothwendig gewordene Vertiefung der Forschung gewordene Erkenntniss, der Völkerkunde eingehendere Pflege zutheil werden lassen zu müssen, führte zur Begründung des vorliegenden Archives, von dem es heisst: „Sera desde o primeiro tomo um Archivo Nacional de materiaes para o estudo do povo portuguez", und zwar soll es Palächthnologie, Anthropologie und Ethnographie des portugiesischen Volkes in gleichem Maasse umfassen. Zumal die Rubrik der Ethnographie hat so weit gezogene Grenzen, dass in derselben auch fast alle Capitel der Volkskunde aufgehen. Die besten Männer des Landes haben sich dabei zur Arbeit vereinigt.

Der erste Fascikel des ersten Bandes rechtfertigt die Versprechungen des Programmes. Er bietet zunächst einen interessanten und anschaulich illustrirten Artikel über die Mycenische Kunst im Nordwesten Spaniens von J. Martino Sarmento. Der Verfasser desselben zeigt sich in der Literatur gut bewandert. Hieran schliesst sich von A. Santos Rocha ein Excurs über Dolmen von Seixo und Sobreda und deren Inhalt, eine Arbeit, die bereits der archäologischen Gesellschaft von Figueira vorgelegt worden war. Der Beleuchtung des physischen Habitus der Bevölkerung vom Minho zwischen Ancora und Cavado, wo in Traz os Montes das Stammschloss der Bragança steht, ist eine gründliche anthropometrische Abhandlung von Fonseca Cardoso gewidmet. Es war den Maurenspuren in dem Bau des Schädels der Bevölkerung nachgegangen und hat sowohl in der Statur, wie in den Indices cephalia interessante Werthe ermittelt. An Cranien und in vivo hat man von Ultradolichocephalen bis zu Ultrabrachycephalen (60—90 Cranium, 67—88 und darüber in vivo) festgestellt. Ein gediegenes wissenschaftliches Schlussurtheil ist diesem Artikel nebst schöner, übersichtlicher Karte angeschlossen. Besondere Aufmerksamkeit erregt ein Excurs F. Adolpho Coelho's, betitelt: A pedagogia do povo portuguès, nach Wilhelm Wundt'schen Grundsätzen physiologisch-psychologisch angelegt und anscheinend durch Beobachtungen bei der portugiesischen ethnographischen Ausstellung 1896 hervorgerufen. Der Verfasser kennt die einschlägige Weltliteratur und namentlich die besten deutschen wissenschaftlichen Quellen. Die Tendenz der Arbeit geht darauf hinaus, möglichst scharfe Aufmerksamkeit der Bildung eines sehr befähigten romanischen Volkes zu widmen, wozu freilich Portugal wohl bald Mittel in ausgiebiger Menge zu wünschen wären. Der Siedelung des lusitanischen Volkes von heute vergass man nicht, unter dem Titel „Habitaçao" eine Abhandlung von Rocha Peixota zuzuweisen, welche die modernen Pfahlbauten am Meeresufer zum Gegenstande hat. In der Haus- und Siedelforschung müssen indessen die Portugiesen deutsche Vorbilder zur Hand nehmen. As „Villas" do norte de Portugal ist endlich eine längere römisch-archäologische Arbeit von Alberto Sampaio benannt und die kleine, gedrungene Gestalt der römischen Bevölkerung in Lusitanien (aus Santello) durch gelungene Reproduction einer charakteristischen, neu in der Gegend aufgefundenen Jupiterstatue freilich wissenschaftlich nicht zuverlässig bewiesen. Unter dem Schlagworte Varia reihen zum Schlusse die Herausgeber des Jahrbuches eine Menge kleinerer ethnographisch-anthropologischer Mittheilungen an und beschliessen den Band mit einer Bibliographie, die wohlgepflegt zu werden verspricht.

Fassen wir unser Urtheil zusammen, so können wir das Erscheinen der „Portugalia" mit aufrichtiger Freude begrüssen und wünschen ihr Verbreitung und Gedeihen. Warum die Herausgeber nicht einbekennen wollen, dass das Archiv eine Lücke ausfüllen werde, ist nicht einzusehen. In Portugal zeigte sich in den letzten 25 Jahren ein starker Zug völkerkundlichen Forschens, und wenn die Bestrebungen eine Centrale, ein nationales Archiv erhalten, wird das der Wissenschaft und dem Lande schöne Früchte tragen. Wir möchten z. B. nur daran erinnern, wie besser vertieft und umfassender die Monographie „Os ciganos de Portugal" hätte ausfallen können, wenn systematisches Material aufgenommen und die Gedanken gehörig centralisirt und wissenschaftlich einer dem anderen richtiger wären untergeordnet worden.

Ph. Paulitschke.

25.

Scherman, L. und Krauss, Friedrich S.: Allgemeine Methodik der Volkskunde. Berichte über Erscheinungen in den Jahren 1890—1897. 134 S. 8°. Erlangen, Fr. Junge, 1899.

Diese Schrift ist ein in 100 Exemplaren aufgelegter Sonderabdruck aus dem von Karl Vollmöller herausgegebenen „Kritischen Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie" (Bd. IV, Heft 3) und man wird sich zunächst ein wenig darüber wundern dürfen, welche Ausdehnung dem letztgenannten Zweige der Sprachwissenschaft hier — bis zur Aufnahme dieser allgemeinen volkskundlichen Revue! — gegeben ist. Sodann wird man finden, dass Ober- und Untertitel dieser Revue, statt sich gegenseitig näher zu bestimmen, ziemlich Verschiedenes in Aussicht stellen. Ein Literaturbericht kann die Methodik des Referenten nebenher zum Ausdrucke bringen; aber er sollte nicht zum Anlass genommen werden, dieselbe systematisch vorzutragen: da behindert ein Zweck den anderen. Dazu kommt noch, dass Vollständigkeit

nicht entfernt angestrebt wird. „Der Bericht," heisst es, „hat zunächst auf den Schriften zu fussen, die von Verlegern und Schriftstellern der Redaction zugegangen sind." Das ist kein guter methodischer Grundsatz für eine Beispielsammlung, durch die andere Grundsätze erläutert werden sollen. Die Redaction eines Jahresberichtes über romanische Philologie ist gewiss nicht die richtige Sammelstelle für alle methodisch wichtigen volkskundlichen Arbeiten. Und wie soll es in den folgenden Berichten damit gehalten werden? Sollen da wieder dieselben Grundsätze an anderen Publicationen erläutert werden? Zum Ueberfluss ist der Jahresbericht über 1890 von L. Scherman ganz anders gehalten, als der über die Jahre 1891—1897 von Fr. S. Krauss. Man sieht, diese „Methodik" ist kein Muster von Methode.

Gehen wir in die Details ein, so finden wir — von dem kurzen und veralteten Berichte Scherman's abgesehen — bei Krauss neben einer lobenswerthen Belesenheit in allerlei fremden, besonders slavischen Literaturen eine Subjectivität des Urtheiles, die uns für den Verfasser als Kritiker nicht günstig stimmt. Wir meinen, selbst mit dem grössten und anerkanntesten Verdienste um eine Sache darf man von ihr öffentlich nicht so sprechen, wie Krauss von der Volkskunde spricht. Für je bedeutender er sich selbst hält, um so massvoller sollte er in seinen Ausdrücken, um so wählerischer in den Dingen sein, die er zur Sprache bringt. Der Mangel an verecundia, den er fast auf jeder Seite bekundet, kann weder ihm noch seiner Sache Nutzen bringen. Polemik und Parteilichkeit, ja selbst Persönliches und Privatangelegenheiten nehmen einen breiten Raum ein in dieser Darstellung und geben uns keinen guten Begriff von dem methodischen Geiste des Autors; denn zur wahren Methode in jeder Wissenschaft dürfte wohl auch Unbefangenheit in der Beurtheilung fremder Leistungen gehören. Die am Schlusse hinzugefügten „Merksprüche für Folkloristen" sind nicht frei von Banalität und Anmassung. Wieviel man also auch in unerquicklicher Lectüre aus diesem Berichte lernen kann, wenn man dem volkskundlichen Gebiete ferner steht, so glauben wir doch nicht, dass dem letzteren mit diesem Versuche, „auch die romanistischen Kreise für diese Studien besonders zu interessiren", wirklich gedient ist. **M. Hoernes.**

26.

Eysn, Marie: Das Frautragen im Salzburgischen. [Zeitschrift des Vereines für Volkskunde. Berlin 1899, S. 154—157.] Mit einer Lichtdrucktafel.

Das „Frautråg'n" war früher ein im Pinzgau allgemein üblicher Brauch, der aber schon seit zwei Jahrzehnten verboten ist. Es bestand darin, dass zur Zeit der Wintersonnenwende eine „Frautafel" mit der Darstellung der schwangeren Maria (Mariä Heimsuchung) spät Nachts von einem Gehöfte zum anderen unter Fackelbegleitung getragen wurde. Jedes Gehöft schätzte sich glücklich, das Bild beherbergen zu können; „denn, wohin es kam, brachte es Segen, Gedeihen und Fruchtbarkeit". Mit Recht verweist die Verfasserin auf die von Tacitus geschilderten Umfahrten der Nerthus und auf die winterliche Umfahrt des Freysbildnisses in Schweden, und stellt somit das Frautragen in eine Reihe mit all' jenen Bräuchen, welche Fruchtbarkeit erzielen sollen, und deren Uebung daher in die Zeit zwischen Wintersonnenwende und Ostern fällt. Gerade der Umstand, dass auf den Frautafeln ausschliesslich nur die schwangere Muttergottes zu schauen ist, und dass Kirche und Polizei sich veranlasst fanden, gegen diesen Brauch einzuschreiten, bringt deutlich genug seinen ursprünglichen Sinn zum Ausdruck. Auch die drei mitgetheilten Frauenlieder, von welchen zwei mit Noten versehen sind, widersprechen dieser Auffsssung nicht. Meines Wissens wurde das „Frautragen", das noch heute heimlich selbst in der Stadt Salzburg geübt wird, bisher noch niemals beschrieben; die vorliegende Mittheilung verdient daher eine besondere Beachtung, umsomehr, als sie der Kette der Frühjahrsbräuche ein wesentliches Glied einfügt. **Dr. Wilhelm Hein.**

27.

Lunglmayr, Landesgerichtsrath in Augsburg: **Die Orts- und Flurnamen des königl. Amtsgerichtsbezirkes Lindau.** Sonderauszug aus dem 27. Hefte der „Schriften des Vereines für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung". Lindau im Bodensee. Druck von Johann B. Thoma. 1898. IV, 92 Seiten, Lex.-8°.

„Die geographische Namengebung, als der Ausfluss der geistigen Eigenart je eines Volkes oder einer Zeit, spiegelt sowohl die Culturstufe als auch die Culturrichtung der verschiedenen Volksherde ab[1])." „Alle Culturgeschichte findet also ihre Anfänge und Grundlagen in den Agrarverhältnissen, und nur von ihnen aus erkennen wir den allgemeinen Zusammenhang der allmäligen Fortschritte der Menschheit[2])." Von dieser Voraussetzung ausgehend, müssen wir jeden Beitrag zur Untersuchung von Orts- und Flurnamen auf das Freudigste begrüssen, umsomehr, wenn er eine so sorgfältige und umfassende Zusammenstellung bringt, wie der vorliegende. Etwa 1500 Namen hat der Verfasser nach verschiedenen Gesichtspunkten in vier Verzeichnissen behandelt. Das erste Verzeichniss enthält sämmtliche Namen in alphabetischer Reihenfolge mit Angabe der Gemeinden, in welchen sie vorkommen, und mit jedesmaligem Hinweis auf das vierte Verzeichniss, welches die sprachliche und sachliche Erklärung versucht. Die zweite Zusammenstellung bringt die Namen der sechzehn Gemeinden mit den diese Gemeinden bildenden Ortschaften. Das dritte Verzeichniss endlich enthält die zusammengesetzten Orts- und Flurnamen, nach den Grundwörtern geordnet, ferner die elliptisch gebildeten Namen, für welche auf das Schlagwort „Wohnstätten" im vierten Verzeichnisse verwiesen wird und die durch „Ober-, Unter-, Mittel-, Hinter- u. s. w." differenzirten Namen. Unerlässlich wäre aber, und auch sehr wichtig, eine Zusammenstellung der Namen nach Ableitungssilben, die häufig aus Grundwörtern entwickelt wurden. Um nur ein Beispiel anzuführen, hätte eine Aneinanderreihung der Namen auf —ach ergeben, dass abgesehen von den mit bach, lach und schach zusammengesetzten Namen

[1]) Dr. J. J. Egli, Nomina geographica, 2. Aufl., Leipzig 1893, Vorrede S. I.

[2]) Dr. August Meitzen, Wanderungen, Anbau und Agrarrecht der Völker Europas nördlich der Alpen, Berlin 1895, Bd I. S. 1.

zwei Gruppen zu sondern sind: die eine Gruppe geht auf Bachbenennungen zurück, bei der anderen bildet ach die alte Ableitungssilbe, mit welcher neutrale Substantive gebildet werden, die das Beisammensein einer Menge gleichartiger Dinge bezeichnen[1]). In dieser letzteren Gruppe kommen, so viel ich auf Grund von verschiedenen Nachforschungen behaupten zu können glaube, nur Namen von Bäumen, Sträuchern, sowie einzelnen Theilen von solchen vor. Man vergleiche bei Lunglmayr selbst: Aeschach, Aspach, Birkach, Dornach, Erlach, Espach, Farnach, Haidach, Haslach, Staudach, Stockach, Tannach und Weidach. Wenn man diese immerhin bemerkenswerthe Erscheinung festhält, so kann man manche mundartlich verderbte Namen wieder herstellen, z. B. Pamach = Baumach, Donnach = Tannach, Grossach = Grassach (mhd. das grazz = Gegend, wo viele Nadelholzsprossen sind), Thonach = Tannach, Vorach = Fohrach (von Föhre)[2]). Stuppach geht auf eine, wie mir gesagt wurde, noch jetzt gebräuchliche Form stuppe = Baumstrunk zurück, so dass es mit Stockach oder Gstockach, was auch vorkommt, gleichbedeutend wäre. Dr. Richard Müller bespricht ebenfalls diese Bildungen bei Gelegenheit der Donau-Inselnamen; er führt als solche an: daz widach (salicetum), daz alberach (populetum), daz erlach (alnetum), daz eichach (quercetum), daz zeinach (virgultum), daz dornach (spinetum)[3]). Das bei Wolfram von Eschenbach im Wilehalm 49, 7 vorkommende „albernach" ist offenbar statt albrach oder alberach verschrieben. Benecke führt in seinem mhd. Wörterbuche ausser albernach noch buschach, dornach, grazzach, kindach und stûdach an, von welchen nur kindach, das übrigens auch nur einmal belegt ist, eine Ausnahme bilden würde. Statt der Ableitungssilbe ach kommt häufig eine, wie mir scheint, spätere Silbe „et" vor So heisst z. B. Albern bei Wien 1162 Albrah, 1455 „das dorf zum Albereth", was nichts mit dem Personennamen Albrecht zu thun hat. Der Name Zoynach (für Zeinach) besteht heute noch als Zainet-Au zwischen Mannswörth und Fischamend[4]). Von den niederösterreichischen Ortsnamen führe ich an: Aichet, Pamet (dem ein noch vorkommendes Pamach = Baumach entspricht), Bramat (Pramet, von brâme = Dornbusch), Buchet, ein Fahrthof (irrig Furthof, von Fohra, die Föhre), Gstocket, Holzetlehen, Stocket. Auch Höfler führt einige derartige Ausdrücke an: Poschat- (= im Busch) Kapelle, Buchet neben Buchach, Larchet und Lärchet; neben Weidach kennt er auch Salach; ferner Birket neben Birkach, Erlat, Irlat, G'irlat neben Erlach oder Edlach[5]). Aus dem Gesagten ergibt sich wohl zur Genüge die Wichtigkeit einer Anordnung der Namen nach verschiedenen Ableitungssilben.

Der Verfasser hat auch, wie ich glaube, mit Unrecht die früher im Gebrauche gewesenen und nun abgegangenen Namen nicht in Betracht gezogen, weil deren Aufführung nur Verwirrung gebracht hätte. Das ist doch wohl zu bezweifeln; wenn die heute geltenden mit den verlorengegangenen Namen zusammen aufgeführt worden wären, würde im Gegentheile für die Besiedelungsgeschichte manche Aufklärung zu erwarten sein. Es liegt freilich in der Natur der Sache begründet, dass die vorliegende Arbeit, in welcher eine ganz bedeutende Summe von Zeit und Geduld verborgen ist, nur als einfache Materialsammlung auftritt, deren wissenschaftliche Benützbarkeit erst dann ermöglicht sein wird, sobald von allen anderen Bezirken ähnliche Arbeiten vorliegen. Vorläufig bildet sie nur einen kleinen Baustein zu dem künftigen Gebäude einer Orts- und Flurnamenkunde, zu welchem einzelne Fundamentstücke bereits von Arnold, Birlinger, Egli, Förstemann, Grimm, Höfler, Kössler, Dr. Heinrich Mayer, Dr. Richard Müller und Ohlenschlager gelegt wurden. Der vom Verfasser beobachtete Vorgang, die aufgefundenen Namen in vierfacher Gruppirung vorzuführen, verdient vollen Beifall und Nachahmung; doch wäre eine mehr eingehende Behandlung in der vierten Gruppe sehr am Platze, wenn weitere Zusammenstellungen von anderer Seite erfolgen sollten. Die Eintheilung dieser Gruppe ist zwar eine sehr übersichtliche und ansprechende, aber die blosse Einordnung der Namen unter gewisse Schlagwörter (in 223 Nummern) ist doch für den Versuch einer sprachlichen und sachlichen Erklärung zu wenig. Nur hie und da hat der Verfasser ein Wort erklärt, zuweilen auch auf früher versuchte Erklärungen verwiesen, z. B. S. 78 zu Brühl. Als Ergänzung führe ich nach der Topographie von Niederösterreich, II. Bd., S. 226, an, dass dieses Wort, das im mittelalterlichen Latein brogilus, broilus, broilum, broletum lautet, ein ursprünglich deutsches Wort zu sein scheint, da es im VIII. Jahrhundert als ein im Volksmunde gebräuchliches bezeichnet wird. Es heisst nämlich im Capitulare Karls des Grossen de villis cap. 46 — ut lucos nostros, quos vulgus brogilos vocat etc. Das Wort bezeichnete demnach zunächst einen Wald, und zwar in der Niederung, dann auch einen feuchten Wiesengrund mit Buschwerk. Wenn es in der Topographie dann weiter heisst: „Der Wiener Volksmund hat, vielleicht in der Absicht, die ganze Gegend damit zu fassen, das alte, männliche appellativum in ein weibliches verwandelt", so muss darauf verwiesen werden, dass Lunglmayr auf S. 79 ausdrücklich „die Brühl" neben „unterer, oberer Brühl, der lange Brühl, im Brühl" anführt, freilich ohne sich auf diesen Unterschied im Geschlechte einzulassen und ohne die Lage der verschiedenen Brühlorte näher anzugeben; sie kommen in neun Gemeinden vor, ob aber die oder der Brühl öfter und wo vorkommt, ist nicht erfindlich. Manchmal wäre es recht erwünscht, wenn der Verfasser die von Anderen gegebenen Erklärungen wiederholen würde, z. B. dass Erget, Ergert, Ergat (S. 79), das sich im Namen Schönergarten verbirgt, von Birlinger, Rechtsrheinisches Alamannien, S. 359, mit egaretum, frz. guéret zusammengestellt wird, und dass es ein zwar umgepflügtes, aber nicht besäetes Land bedeutet. Zu Jauchart (S. 77) hätte auch die bei Birlinger, a. a. O. S. 358, angeführte Erklärung Burckardt's wiederholt werden können („so viel Land, als man mit einem Joch Ochsen umpflügen kann"). Das unter Nr. 155 auf S. 81 angeführte „Im Buschlacht" ist mit dem bei Höfler, a. a. O. S. 67, verzeichneten Püschlach gleichzustellen und aus Busch und Loh (Wald) zusammengesetzt; dieses Wort gehört zu

[1]) Georg Friedrich Benecke, Mittelhochdeutsches Wörterbuch, Leipzig 1854.

[2]) Diese Namen finden sich in Niederösterreich und sind theils der vom Verein für Landeskunde in Niederösterreich herausgegebenen Topographie, theils dem officiellen Ortsrepertorium entnommen.

[3]) Neue Vorarbeiten zur altösterreichischen Ortsnamenkunde. (Blätter des Vereines für Landesk. von Niederösterr., N. F., XXI. Jahrg., 1887, S. 56.)

[4]) Ebenda, S. 57 u. 59.

[5]) Dr. M. Höfler, Wald- und Baumkult in Beziehung zur Volksmedizin Oberbayerns, München 1894.

den bereits oben behandelten Namen mit der Ableitungssilbe —et.

Es wäre höchst wünschenswerth, wenn die Festlegung der Flurnamen, welche ein anschauliches Bild von der Besiedelung des Landes geben, in der vom Verfasser eingeschlagenen Weise systematisch und bezirksweise in Angriff genommen würde, was ohne besonderen Aufwand von Mitteln geschehen könnte, da sich überall für die Heimatkunde begeisterte Männer finden, die nur der Anregung harren, um mit Lust und Liebe eine solche Aufgabe zu bewältigen. Für die Wissenschaft wäre es ein bedeutender Gewinn, namentlich in Oesterreich, wo so verschiedenartige Volksstämme an der ersten Besiedelung theilnahmen.

Dr. Wilhelm Hein.

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

109. Hein, Dr. Wilh.: „Europa", Separatabdruck aus den Mitth. d. k. u. k. geogr. Gesellsch. Wien 1899, Heft 5 und 6. Gesch. d. Verfassers.

110. Derselbe: „Eiserne Weihefiguren." Aus der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde in Berlin, Heft 3, 1899. Gesch. d. Verfassers.

111. Niederlausitzer Mittheilungen, Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde, herausgegeben im Auftrage des Vorstandes; V. Bd., Schlussheft 8, und VI. Bd., Heft 1. Guben 1899. Druck von Albert König. Gesch. d. Gesellschaft.

112. Wallenstein, J. P.: Vidskepelser, Vantro och Huskurer i Danderyd och Lidingö ut gifna af Edvard Hammarstedt, Stockholm 1899. Geschichte des Nordiska Muset in Stockholm.

113. Leffler, Kar Peter: Om Nyckelharpospelet pa Skansen, med 4 Träsnitt. Stockholm 1899. Gesch. d. Nordiska Muset in Stockholm.

114. Hrdlička, Dr. Ales.: Description of an ancient anomalous Skeleton from the Valley of Mexico: with special Reference to Supernumerary and Bicipital Ribs in Man. Authors Edition, extracted from Bulletin of the American Museum of Natural History, Vol. XII, Article 5, pp. 81—107. New-York 1899. Gesch. d. Verfassers.

115. Derselbe: Study of the Normal Tibia (Abstract) reprinted from Proceedings of the Association of American Anatomists. Eleventh annual Session, held in New-York city, December 1898. Gesch. d. Verfassers.

116. Meyer, Hermann: Bows and Arrows in Central Brazil. (From the Smithsonian Report for 1896, p. 549—590.) Washington 1898. Gesch. d. Smithsonian Institution, Washington.

117. Fewkes, Walter: Preliminary Account of an Expedition to the Pueblo Ruins near Winslow, Arizona in 1896. (From the Smithsonian Report for 1896, p. 517—539.) Washington 1898. Gesch. d. Smithsonian Institution, Washington.

118. Falcott, Williams: Was primitive Man a modern Savage? (From the Smithsonian Report for 1896, p. 541—548.) Washington 1898. Gesch. d. Smithsonian Institution, Washington.

119. Morgan, J. de: Account of the Work of the Service of Antiquities of Egypt and of the Egyptian Institute during the years 1892, 1893 and 1894. (From the Smithsonian Report for 1896, p. 591—612.) Washington 1898. Gesch. d. Smithsonian Institution, Washington.

120. Roth, Filibert: On the Forestry Conditions of Northern Wisconsin. Madison Wis. published by the State 1898. Gesch. d. Wisconsin Geological and Natural History Museum, Madison.

121. Peckham, George W., and Peckham, Elizabeth G.: On the Instincts and Habits of the Solitary Wasps. published by the State, Madison Wis 1898. Gesch. d. Wisconsin Geological and Natural History Museum, Madison.

122. Szombathy, Jos., k. u. k. Custos: Vortrag: Ueber die Waffen der Homer'schen Helden, veröffentlicht im Monatsblatt des Wissenschaftlichen Clubs in Wien. XX. Jahrg., Nr. 10. Gesch. d. Verfassers.

123. Derselbe: Vorgeschichte der Bukowina, Separatabdruck aus dem Werke: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" (aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, Wien). Gesch. d. Verfassers.

124. Krause, Eduard: Aus Alldeutschlands Wiege. Aufsatz, veröffentlicht in der Zeitschrift „Zur guten Stunde", 1899. Gesch. d. Verfassers.

125. Festgabe auf die Eröffnung des schweizerischen Landesmuseums in Zürich am 25. Juni 1898. (Polygraphisches Institut in Zürich.) Gesch. d. Herrn Heierli.

126. Lasch, Richard, Horn (Niederösterreich): Die Behandlung der Leiche des Selbstmörders. (Sonderabdruck aus Bd. 76, Nr. 4 des „Globus", Verlag Fried. Vieweg & Sohn, Braunschweig.) Gesch. d. Verfassers.

127. Free Museum of Science and Art, Departement of Archaeology and Paleontology, University of Pennsylvania, Bulletin Vol II, Nr. 2, June 1899. (Printed for the Museum, Philadelphia 1899.) Gesch. d. Museums.

128. Furness, William H.: Folklore in Borneo, a sketch (privately printed). Wallingford Delaware county, Pennsylvania 1899. Gesch. d. Verfassers.

129. Baye, Baron J. De: Notes de Folklore Mordvine et Métchériak. Paris, Librairie Nillson 338, Rue Saint Honoré, 1899. Gesch. d. Verfassers.

130. Tentoonstelling van Japansche Kunst. Gids voor den Bezoeker, bewerkt door Dr. J. D. E. Schmeltz. Directeur van Rijks ethnographisch Museum. Met vier Lichtdruckplaten. Haarlem, H. Kleinmann u. Comp., 1899. Gesch. d. Herrn Dr. Schmeltz.

131. Brug, Ernst: Eine bronzezeitliche Gussstätte auf Münchener Boden. Separatabdruck aus „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns". Geschenk des Herrn F. Weber, München.

132. Weber, Fr., München: Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern, Separatabdruck aus „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns". Gesch. d. Herrn F. Weber, München.

133. Derselbe: Zur La Tène-Zeit in Ober- und Niederbaiern. Separatabdruck aus dem „Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft", Nr. 1, 1899. Gesch. d. Herrn F. Weber, München.

134. Buschan, Dr. G.: Bornholm. Sonderabdruck aus Bd. LXXVI, Nr. 6, des „Globus". Gesch. d. Verfassers.

135. Abhandlungen der Naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg. XI. Bd, mit 14 Tafeln, Jahresbericht für 1897. Gesch. d. Gesellschaft.

136. Klossovsky, A.: Vie physique de notre Planète devant les lumières de la Science contemporaine. (Odessa 1899.) Gesch. d. Verfassers.

137. Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa fundada em 1875. 16. Serie, Nr. 11. Lisboa 1897. Gesch. d. Gesellschaft.

138. Gatschet, Albert S.: The meaning of „Merimac" — The languages of Chili. Gesch. d. Verfassers.

139. Derselbe. „Real", „True" or „Genuine" in Indian Languages. (From the American Anthropologist. [N. S.] Vol. 1. January 1899. New-York, C. P. Putogam's Sons, 1899. Gesch. d. Verfassers.

140. Lasch, Dr. Richard, Horn (Niederösterreich): Der Selbstmord aus erotischen Motiven bei den primitiven Völkern. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für Socialwissenschaft", herausgegeben von Dr. Julius Wolf.) Gesch. d. Verfassers.

141. Miess, Michael, Director: XXIII. Jahresbericht der Gewerbelehrlingsschule zu Bistritz, am Schlusse des Schuljahres 1897/98 veröffentlicht. Bistritz, Verlag der Bistritzer Gewerbelehrlingsschule 1898. Gesch. d. Direction.

142. Kaindl, Dr. F. R.: Bei den Rusnaken am Pruth und Dniester. Beiträge zur Volkskunde der Ruthenen. Artikel in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung". München, Jahrgang 1899, Nr. 196. Gesch. d. Verfassers.

143. Forticth Annual Report for the Year 1897. Chicago 1898. Gesch. d. Chicago Academy of sciences.

144. Leverett, Frank: Bulletin No. II of the Geological and Natural History Survey, enthaltend: The Pleistocene Features and Deposits of the Chicago Area. Gesch. d. Chicago Academy of sciences.

145. Czermack, Reginald, Museumsvorsteher: Thätigkeitsbericht der Teplitzer Museums-Gesellschaft im Verwaltungsjahre 1898, erstattet in der Generalversammlung vom 6. Mai 1899 vom Museumsvorsteher und Geschäftsleiter. Teplitz 1899. Gesch. d. Verfassers.

146. Fletcher, Alice C.: A Study of the Omaha Tribe: The import of the Totem. (From the Smithsonian report for 1897, p. 577—586, with three plates.) Washington, Government printing office 1898. Gesch. d. Smithsonian Institution, Washington.

147. De Nadaillac, Marquis: The unity of the human species. (From the Smithsonian report for 1897, p. 549—569.) Washington, Government printing office 1898. Gesch. d. Smithsonian Institution, Washington.

148. Phillips, W. A.: A new group of stone implements from the southern shores of lake Michigan. (From the Smithsonian report for 1897, p. 587—600, with ten plates.) Washington, Government printing office 1898. Gesch. d. Smithsonian Institution, Washington.

149. Fewkes, J. Walter: A preliminary account of Archaeological Field Work in Arizona in 1897. (From the Smithsonian report for 1897, p. 601—623, with twenty-three plates.) Washington, Government printing office 1898. Gesch. d. Smithsonian Institution, Washington.

150. Flinders-Petrie, W. M.: Recent research in Egypt. (From the Smithsonian report for 1897, p. 571—575.) Washington, Government printing office 1898. Gesch. d. Smithsonian Institution, Washington.

151. Transactions of the Wisconsin Academy of Sciences, Arts and Letters. Vol. XI, 1896—1897, with fifty plates. Madison-Wisconsin 1898. Gesch. d. Geological and Natural history Museum in Madison.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Redactions-Comité: Hofrath Prof. Dr. Toldt (Vorsitzender), Custos F. Heger, Prof. Dr. Meringer, Custos J. Szombathy, Hofrath Prof. Dr. Zuckerkandl. Prof. Dr. Paulitschke (Redacteur).

Alte ländliche Wohnstätten aus der Umgebung des Schlosses Würting in Oberösterreich.

Von **Johann Grillmayer,** Gutsbesitzer in Schloss Würting.

(Mit 4 Tafeln [17 Photographien und 15 Pläne]).

Die in Folgendem beschriebenen Wohnstätten und Baulichkeiten, welche theils gewerblichen Zwecken im Markte Offenhausen, theils rein bäuerlichem Betriebe dienen, sind wohl so ziemlich die ältesten der Gegend und wurden unter diesen nur die typischesten zur Beschreibung ausgewählt.

1. Die Bauernhäuser sind zumeist am Fusse von Abhängen, gewöhnlich nicht allzuweit von einem Bache oder einer Quelle, vielfach zwei bis drei, oft unmittelbar aneinander stossend oder in kleineren Entfernungen, regellos erbaut. Selbst wenn mehrere dieser Anwesen an einem Wege, sei es eine Strasse oder auch nur ein Feldweg, erbaut sind, pflegen deren Fronten nur selten in gerader Linie zu liegen, meist ist ein Haus knapp an der Strasse, das nächste ein Weniges weiter von der Strasse entfernt. Der Strasse oder dem Zufahrtwege ist zumeist die Scheune, auch die sogenannte Wagenhütte zugekehrt, und zwar aus dem sehr einleuchtenden Grunde bequemer Zufahrt mit den Feldfrüchten und dem Futter.

Die Felder und Gründe sind nur in den seltensten Fällen arrondirt, oft gehört an einer Seite des Hauses nur ein schmaler Streifen Grundes dazu und schon grenzt des Nachbars Feld oder Wiese an. Durch diese Lage der Grundstücke ist das Einbringen der Frucht und auch die Wahl der Culturen sehr erschwert, da vielmals das Feld eines Nachbars zur Durchfuhr benützt werden muss und er dann gezwungen ist, die gleiche oder eine früher reifende Fruchtgattung auf jenes Feld zu bringen; natürlich ein häufiger Anlass zu Streit, der nur leider zu oft einem gehässigen Nachbar willkommen. Die Wälder sind meist ferne von den Häusern, gewöhnlich liegen Theile der Felder zwischen Haus- und zugehörigem „Holzgrund". Grosser Waldbesitz ist im Allgemeinen selten, aber fast jeder bessere Bauer hat wenigstens so viel, dass er seinen Bedarf leicht zu decken im Stande ist und vielfach noch etwas davon zum Verkaufe erübrigt. Längs der regellos die Wiesen durchfliessenden Bäche stehen Eichen, Erlen, Eschen und viel Erlengebüsch, „Gelert" genannt, welches zumeist alle 4—5 Jahre „gemaist", d. h. abgehackt, und zu Bündeln, „Wied" genannt, aufgehackt wird.

Ein Theil der Ansiedelungen liegt auch auf Bergeshöhen, theils einzeln, theils jedoch mehrere beisammen, und zwar sind es zumeist die grössten Bauernhäuser und die wohlhabendsten Besitzer, welche in letzterer Lage sich befinden. Da müssen tiefe, meist viereckige, vom Dachrinnenwasser gespeiste Gruben, deren Wände oftmals gezimmert sind, sogenannte „Lacken", als Wasserbehälter dienen und der Ziehbrunnen mit Rad und einem Eimer ist, oft bis 40 m tief, in der Nähe des Hauses, gewöhnlich aussen, selten im Hofe, sicher zu finden.

2. Die Häuser waren früher ausschliesslich Holzbauten, wohl gezimmert, nur die Feuerstelle und Umgebung aus Ziegeln gemauert, da in jener Gegend nur schlechter Sandstein spärlich zu finden ist, also hiebei gar nicht in Betracht kommt; später wurde allmälig mehr und mehr Mauerwerk an Stelle des Holzes verwendet, anfangs vielfach in der Weise, dass nach je einer Schaar Ziegeln eine Schaar grosser Schottersteine gelegt wurde. Da diese Mauern stets oder doch wenigstens in neun von zehn Fällen an der Aussenseite unverputzt blieben, so fallen sie durch die weissen Längslinien besonders in die Augen.

Gegenwärtig wird nur mit Ziegeln gemauert, ab und zu werden die blaugebrannten „Eisbrennten" (von Eisen), so bei grösseren Flächen, angeordnet, dass die Jahreszahl der Erbauung, Namensbuchstaben oder auch nur Vierecke, „Pfescherkern" (Pfirsichkern, Rhomben) genannt, aussen an den auch jetzt noch meist unverputzt belassenen Flächen sichtbar bleiben.

Die Grösse der Häuser ist sehr verschieden und immer von dem zugehörigen Grundbesitze abhängig, es lässt sich also aus der Grösse auf den Wohlstand des Besitzers ein Schluss ziehen — etwaige Schulden nicht in Betracht gezogen!

Immer jedoch und auch bei den Häusern allerneuester Bauart, wird die altgewohnte Anordnung der einzelnen Theile ziemlich strenge eingehalten, wobei bemerkt sei, dass Umkehrungen je nach Lage

des Hauses selbstverständlich sind. An den „Hausstock“ (Wohnhaus) stösst einerseits der Pferdestall (früher Ochsenstall), vom Vorhause zugänglich, im selben Tracte an, unter rechtem Winkel hiezu die Hütte in älteren Häusern auch den „Getreidekasten“ (Speicher) enthaltend, der jedoch zumeist als eigenes Nebengebäude und in den neuen Häusern häufig im ersten Stocke angeordnet erscheint.

Dann gegenüber dem Hausstocke, also parallel mit diesem, die Scheune; in kleinen Häusern sind in einem Theile dieses Tractes auch Wagen und Ackergeräthe untergebracht. Die vierte Seite ist der Kuh- und Schweinestall, letzterer wohl auch oft bei der Hüttenwand angeordnet. Die Mitte des so eingeschlossenen viereckigen Hofes nimmt der Misthaufen ein, gegen den Hausstock durch einen oft mit Holz oder Steinen belegten Weg, der etwas höher liegt, abgeschlossen (die „Gred“ genannt).

Natürlich ist diese Anordnung je nach allgemeiner Lage des Hauses auch umgekehrt, so dass Hütte und Kuhstall rechts oder links vom Hausstocke liegen; auch ist manchmal die Scheune anschliessend an den Hausstock, dann aber um eigene Breite nach aussen zu vorgebaut, so dass beide Schmalseiten einen rechtwinkeligen Raum nach aussen zu freilassen.

Der Hausstocktract und der Stalltract sind meist kürzer, so dass aussen ein Raum frei bleibt, der, als „Wurzgarten“ an den beiden freien Seiten mit einem Lattenzaune eingefriedet, von nahezu quadratischer Grundform, der Gemüsezucht, die sich meist auf Salat, Grünzeug und Gurken beschränkt, zu dienen hat. Da kann man dann im Sommer erkennen, wie die Hausfrau in ihrem Gärtchen waltet: oft schmücken Rosen und Nelken diesen Garten in anmuthiger Weise, auch allerhand Kräuter sind hie und da zu finden, oft aber wuchert auch das Unkraut in den Beeten, so dass kaum das Wenige darin gedeihen kann.

Die Fenster sind in den alten Häusern klein, aber meist ziemlich zahlreich; in den neueren Häusern pflegt man sie grösser zu machen, doch nur selten erreichen sie eine Höhe von 1 m und eine Breite von 60 cm. Im Hausstocke sind sie vergittert, im alten kleineren Holzhause nur mit einem Kreuze aus vierkantigem Eisen, von dem ein Stab im Feuer gelocht und der zweite durchgesteckt ist; daher der auch grösseren Fenstergittern beigelegte Name „Fensterkreuz“.

Die Thüren sind meistens niedrig, so dass ein grösserer Mann nur gebückt einzutreten vermag; die Stallthüren, von denen immer eine an der Aussenfront des Stalles gelegen ist, etwas breiter.

Da das Nationalgetränk der Obstmost ist, so werden viele Bäume gepflanzt, meist stehen dieselben am dichtesten um's Haus herum und pflegen auch daselbst den besten Ertrag zu gewähren.

Das Obst, Aepfel und Birnen, ist besonders zur Erzeugung des Mostes geeignet, roh meist ungeniessbare Früchte; Holzäpfel und Birnen sind jedoch schon völlig ausgestorben. Auch die gewöhnliche Hauszwetschke findet sich, die in guten Jahren zur Schnapsbereitung in primitiven Brennöfen, wie solche in jedem besseren Hause vorhanden sind, oder auch in eigenen ausser dem Hause gelegenen Dörrofen Verwendung findet. Diese Dörröfen sind backofenartig aus Kacheln, die etwa kindskopfgross eine hohle, schädelartige Form zeigen, gewölbt und oberhalb dieses Ofens befinden sich in mehreren Etagen Bretter, auf die das Obst gelegt wird. Alles ist ummauert und mit Stroh gedeckt, etwa 10—20 m vom Hause entfernt.

Der Stall hat natürlich eine bis zwei Thüren gegen den Hof zur Ausbringung des Mistes; die schon erwähnte äussere Thüre dient zur Einbringung des Grünfutters, Austreiben des Viehes etc.

Die Scheune ist mit Thoren auf beiden Seiten der Tenne versehen, also bei grösseren Häusern zwei gegen den Hof und zwei in's Freie; diese Thore sind so breit und gross, dass die beladenen Erntewagen leicht ein- und ausgebracht werden können.

Der Boden der Tenne ist verschieden gemacht, entweder aus gestampftem Lehm oder, zumeist in grösseren Häusern, jedoch immer nur eine Tenne aus wohlgefügten, gehobelten und gefalzten 3 Zoll starken Tannenpfosten, die meist auf hohl liegenden starken, oft eichenen Tragbäumen aufliegen, das ist der zum Handdrusch auch jetzt noch manchmal benützte Raum. Die einzelnstehenden Häuser sind ausschliesslich mit Stroh gedeckt und hiezu kann eben nur von der Hand gedroschenes Roggenstroh Verwendung finden.

Die Hütte ist jederzeit auch mit einem Thore versehen, sie ist meist im Erdgeschoss gegen den Hof zu offen und dient nicht nur zur Unterbringung der leeren Wagen, sondern im Falle schlechten Wetters werden auch oft fruchtbeladene Wagen untergebracht, wenn die Tennen voll oder aus sonstigem Grunde unzugänglich sind.

3. Der „Hausstock“ (Wohnhaus), gegenwärtig nur äusserst selten noch gezimmert anzutreffen, besteht aus dem Gange, der nach aussen die Eingangsthüre,

am entgegengesetzten Ende die Thüre in den viereckigen Hofraum zeigt. Bei der Eingangsthüre steht in vielen Häusern im Hochsommer der Esstisch, da das Vorhaus kühl ist, im Gegensatze zu der durch den Ofen überhitzten Stube. Neben der Haupteingangsthüre ist ein Fenster, häufig noch ein zweites ganz kleines, um den Bettlern Gaben hinausreichen zu können, ohne die Thüre öffnen zu müssen. Die Thüre wurde früher durch ein verschiebbares, vierkantiges Holz verschlossen.

Nach einer Seite führen zwei Thüren vom Vorhaus in die Stube und das Stübel; die zwischen beiden gelegene Küche ist vom Vorhause des dort befindlichen Rauchfanges wegen niemals direct zugänglich; nach der anderen Seite des Vorhauses, neben dem Haupteingange, liegt die „Menscherkammer", Wohnraum der weiblichen Dienstboten. Die jüngste Magd, „das kloa Mensch", pflegt, wenn mehrere Mägde im Hause, bei der Grossmagd im selben Bette zu schlafen. Auch Töchter des Hauses, soferne sie das entsprechende Alter erreicht haben, schlafen in der Menscherkammer. Der Raum ist nicht heizbar. Die Knechte schlafen gewöhnlich im Vorhause des ersten Stockes, am Dachboden oder auch im Stalle, der Bauer, die Bäuerin sowie die kleineren Kinder im Stübel.

Die Betten sind durchwegs modern, nur selten noch findet man, meist noch am Dachboden, für eine „Einlage" ein altes Doppelbett, welches Spuren von Bemalung zeigt und auf oft gewundenen Säulen eine flache Bretterbedeckung zeigt; das Kopftheil dieser Betten ist höher und mit Malereien geziert. (Ein typisches Bett dieser Art ist im Museum F. C. in Linz.)

Strohsack, mit Roggenstroh gefüllt, eine Decke, Leintuch, ein mit Federn vollgepfropfter Polster, wohl auch zwei, beim Bauer auch eine flaumgefüllte Unterduchent bilden die Inneneinrichtung der Betten, einschliesslich einer schweren Federduchent zum Zudecken.

Bemalte Truhen und Kasten befinden sich meist im Vorhause des ersten Stockwerkes, wohl auch noch in der Menscherkammer, da jede Magd ihren eigenen Kasten und Truhe, letztere immer eine Kiste mit gerundetem Charnierdeckel, meist glatt, braun gestrichen, besitzt. Die neueren Kasten sind in höchst kunstloser Weise braun gefladert und lackirt, mit glänzender Messingschlossplatte geziert, die alten waren in bekannter Weise mit Heiligenbildern und Blumen bemalt.

Die Einrichtung der Stube besteht zumeist aus einem schweren quadratischen Tische, meist mit einer Kirsch- oder Ahornplatte, der die lichteste Ecke derselben einnimmt, einer in der Wand daselbst befestigten Eckbank, die längs der Hofseite der Stube sich zu erstrecken pflegt, und einigen Stühlen, meist neuerer Art, eine Uhr im Kasten neben der Thüre zur Küche, vor derselben der hochrückige Lehnstuhl mit Armlehnen, ledergepolstert. In der Ecke beim Tisch ein Kreuz oder Marienbild, oft ein kleiner Hausaltar mit künstlichen Blumen (Kastel) geschmückt, nie ohne den Palmkatzelbusch oder das Birkenreis, letzteres von der Frohnleichnamsprocession, die beide gegen Feuer schützen. An der Verkleidung der Eingangsthüre hängt der Weihbrunnkessel, daneben das Handtuch und die den Ofen umgebenden Ofenstangen zum Trocknen des Gewandes. Der meist moderne Ofen ist der mit Schiff und Bratröhre versehene Ofentheil des Sparherdes, welch' letzterer hinter der Wand in der meist einfenstrigen schmalen Küche steht. Alte Oefen sind in Bauernhäusern nicht mehr, meist nur in dem Altentheile („Auszugstübeln") kleinerer Häuser noch zu finden, da das Kochen schwierig und der Brennmaterialverbrauch ein sehr grosser ist, ungerechnet die starke Belästigung durch Rauchen dieser alten Ofentypen.

Die Einrichtung der Küche ist meist höchst einfach, eine „Anricht", beim Fenster ein Kastel und das übliche modernere Küchengeschirr. Charakteristisch ist die eiserne Schmarrnpfanne[1]) aus Schwarzblech (ohne Email), länglich, viereckig, mit abgerundeten Ecken und die dazu gehörige Schmarrnschaufel, weiter ein strohgeflochtener, runder Untersatz, um die Hand unter die Pfanne beim Hinaustragen geben zu können.

Die Stübelthüre, gegenüber der von der Stube in die Küche gehenden gelegen, führt in des Bauern und der Bäuerin Schlafgemach. Nur selten noch ist alter Hausrath, ein altes Bild, eine alte Stehuhr am Schubladekasten zu finden, oft steht schon daneben eine kleine, feuerfeste Casse! In manchen Häusern führen von diesem Raume Stiegen in die schöne Stube oder auch hinab in den Keller, damit die „Ehhalten" (Dienstboten) nicht sehen, wenn der Bauer vom besten Most holt. Die schöne Stube im ersten Stocke ist meist modern eingerichtet: ein Glaskasten mit diversen Andenken, ein Schubladekasten, Betten, Hängekästen etc. Zumeist stehen auf den Kästen ein-

[1]) Uebrigens heisst der Mehlschmarrn in unserer Gegend Ko (Koch), die Pfanne, also die Ko-Pfanne.

gemachte Früchte, in denselben befindet sich das Sonntagsgewand, am Fussboden Flaschen mit Branntwein, der Vorrath an Leder, Aepfeln etc.

Aber wenn ein weiblicher Besuch da ist, dann öffnet wohl manche Bäuerin den Schubladekasten oder eine im Winkel stehende Truhe, in der ihr Leinen, der Stolz ihres Haushaltes, ihre schön geordnete Wäsche prangt, und zeigt ihre Schätze. Nur wenige Bäuerinnen noch spinnen selbst: wie bald wird der letzte Weber gestorben sein und wer soll dann ihr Gespinnst verarbeiten? Noch kann man im Markte Offenhausen, einst ein Leineweberplatz von hervorragender Bedeutung, die Schütze schlagen hören, aber kaum mehr vermag die müde Hand des alten Mannes sie zu führen.

Im Vorhause steht die Mostpresse, oft auch zwei, in grösseren Häusern mit zwei Kübeln, welche, mit zerdrückten Aepfeln gefüllt, durch Zudrehen grosser Holzschrauben den Saft daraus entfernen; das Zerdrücken der Aepfel geschieht in eigenen, meist in der Hütte untergebrachten Mostmühlen oder Kreismangen mit Stein, die durch ein Pferd betrieben werden, oder in kleinen Häusern in Holztrögen, die aus dem Stamme gestemmt sind, mittelst hölzerner Handstössel.

Der Bilderschmuck in den Zimmern ist meist sehr einfach, je ein Heiligenbild in Stube und Stübel und in der Kammer ein schönes in Goldrahmen, ein Crucifix und Leuchter in der schönen Stube. Mancher hat wohl das Bild eines kräftigen Rosses in der Stube oder, wenn er Jagdfreund, irgend darauf bezügliche Stiche auch neuester Zeit Oeldrucke. Sehr beliebt waren einst des Jägers Hochzeit, sein Leichenbegängniss und seine Himmelfahrt, wo alle möglichen Thiere des Waldes diese wichtigen Momente des Jägerlebens verherrlichen. Immer lassen die Bilder einen Schluss auf des Bauers Lieblingsnebenbeschäftigung zu. Im Glaskasten der schönen Stube, wohl auch in der Kammer, findet man die photographischen Bilder der Familie und gewiss auch den Urlaubsschein des ehemaligen Kriegers oder ein Erinnerungsbild. Fast in jedem Hause ist auch ein Hausgewehr, meist in der Kammer, bei Vielen wohl auch in der Stube hängend.

Wir wollen nun dem Bauer in seine specielle Domäne, den Pferdestall, folgen. Wo der Bauer, wie ja die meisten, nur ein Paar Pferde hält, fährt er selbst mit ihnen, füttert und pflegt sie, sie sind sein Stolz und sollen ihm wohl auch das beste Erträgniss abwerfen, wenn er Glück hat und Verständniss besitzt. Er pflegt ein einjähriges Pferd zu kaufen, nimmt dasselbe im zweiten Jahre in Benützung und wenn es drei Jahre alt ist, gibt er eines vom älteren Paare ab, um wieder ein junges einzustellen. So kommt es, da er die Pferde im besten Lebensalter verkauft, dass er bei der Pferdehaltung wenigstens nichts einbüsst und wenn er Glück hat, sich ein Stück Geldes dabei verdienen kann.

Der Pferdestall wird vom Vorhause aus durch eine gegenüber der Stube liegende Thüre betreten, eine zweite führt in den Hof oder unter die Hütte. Das Futter der Pferde ist Heu, Kleeheu und Stroh und nur wenig Hafer, daher die Aufzucht eine billige. Das Geschirr hängt im Stalle, das schöne wohl manchmal in einem Verschlage des oberen Stockwerkes, der als Vorrathskammer dient. Letzteres zeichnet sich durch einen grossen Messingkamm, runde Zierschnallen aus Messing und ein Stück Dachshaut als Verzierung aus, die auf dem Kummet eines der beiden Pferde angebracht ist.

Nun wollen wir der Bäuerin folgen und uns von ihr die Lebensschicksale ihrer Pfleglinge, der Schweine, mittheilen lassen. Mit Stolz zeigt sie das etwa 200 Kilo schwere Schwein, das zu den nächsten hohen Feiertagen dem Schlachtmesser des Bauern oder Grossknechtes zum Opfer fallen soll; sie lobt dort die Mutter mit der Schaar der Kleinen. Wir sehen, dass die Ställe mit Holz am Boden belegt, aus Holz gezimmert, mit einer Thüre und daneben der Gosse zu dem steinernen oder thönernen Futtertroge zugänglich gemacht sind; sie erzählt uns, dass drüben, am anderen Ende der Hütte, der Bauer eben einen Raum wölben lasse, wo die neuen „Sauställe“ aus Mauerwerk, in Cement geschliffen, mit Canal zum Jaucheabfluss in den Hof erbaut würden, es sei dies gut, denn der Winter komme und in den Ställen in der Hütte, die vorne offen, sei das Füttern des Morgens um 5 Uhr oft beschwerlich, auch hoffe sie, die Ratten, die ihr das fette Schwein „allweil anfressen“, dadurch loszubekommen.

Weiter führt sie uns in den Kuhstall, wo die braunen, meist weissrückigen Rinder vom Pinzgauer Schlage, genannt die „brauweissschwafeten“, stehen. Der Gang im Kuhstall ist peinlich rein gehalten, ebenso die Barren der Rinder, die aus irdenen, in geschliffenem Cementmauerwerk gelegten Trögen bestehen, die jetzt leer sind, da das Vieh eben nach der Fütterung der nöthigen Ruhe pflegt, dem Geschäfte des Wiederkäuens obliegend. Sie zeigt uns die Kälber und ihr Jungvieh. Wir fragen, wie lange

sich schon im Stalle die irdenen Barren befänden? Sie wisse es nicht mehr genau, denn schon der Vorgänger habe die alten Holzbarren durch diese neuen ersetzen lassen.

Wir bemerkten im Weiterschreiten noch eine Kuh mit schwarz-weissen Flecken, zarteren Gliedmassen, feinen, schön geschweiften Hörnern, in ihrem ganzen Aussehen von den anderen Rindern sich unterscheidend, und fragen, welcher Rasse denn diese angehöre und warum nur die eine im Stalle vorhanden sei? Wir erfahren, dass wir ein Stück der im Aussterben befindlichen alten Rasse vor uns sehen und dass diese Rasse nur wegen der klein fallenden Kälber, die immer schlechte Preise ergaben, nicht weiter mehr gezüchtet werde. Einst sei die ganze Gegend voll dieser Rinder gewesen, doch habe in letzter Zeit Mode und Utilitätsgründe selbe schnell verschwinden gemacht; diese Rasse führte den Namen Welser Schecken.

Ober dem Kuhstall ist ein Futterboden, der sich in grösseren Häusern über die Hütte erstreckt und der gegen den Scheunetract zu offen ist, die Bäuerin zeigt uns den Futterstock an dem der Knecht mit der Hand das Futter schneidet, doch denkt der Bauer ernstlich daran, eine Futterschneidemaschine mit Pferdegöpel anzuschaffen, da die Knechte das Futterschneiden nicht mehr können und es auch nur ungerne thun, ja solche Häuser meiden, in denen von ihnen diese Arbeit gefordert wird. Da heisst es denn wählen zwischen dem Göpel mit Holzrad von mehreren Metern Durchmesser, der an der Decke der Hütte angebracht, von den heimischen „Mühlzurichtern“ (Mühlbauern) gebaut wird, oder dem kleinen Eisernen, der bei der letzten landwirthschaftlichen Ausstellung in Wels oder Linz dem Bauer so sehr in die Augen gestochen hat.

Das Stroh ist in der sehr geräumigen Scheune untergebracht, doch ist sie zu klein, um den Ertrag guter Jahre zu fassen und wird daher das „Halmat“ [1]) zu hohen Haufen am Felde, nicht allzu nahe vom Hause, geschlichtet. Diese Haufen werden meistens um eine in der Mitte stehende lange Stange angeordnet, sind zuckerhutartig, oben zu von kleinerem Durchmesser und ist die Spitze mit Langstroh gedeckt.

Das gedroschene Getreide liegt zuerst im „Tennkastel“, welches ein neben der Tenne im Pansen (Oesen) befindlicher sperrbarer Holzverschlag ist. Gereinigt kommt es in den Getreidekasten, oft ein alleinstehendes Holzgebäude, häufig auch wird es im Hause selbst untergebracht. Diese Holzgetreidekasten sind oft nur 10, meist aber 20 m und mehr vom Hause entfernt. Der untere Raum dient als Wagenschupfen, vielfach jedoch zur Aufbewahrung von Schlitten und Ackergeräthen, der obere Theil wohl gezimmert und mit gehobeltem Bretterboden belegt, ist oben zur Aufnahme des Getreides bestimmt. (Siehe Nr. 7.) [1])

Besitzt ein Landwirth nur wenig Grund, etwa bis 10 Joch, so heisst er Pointler und sein Anwesen eine Point.

Zwar ist die Anordnung der bedeutend kleineren Wohnräume ähnlich wie beim Bauer, aber es fehlt der Hofraum und das Haus hat die Wirthschaftsgebäude an die Wohnräume angebaut, natürlich entsprechen sie genau dem Bedarfe und von dieser Art mittlerer Häuser sind die meisten noch im alten Zustande erhalten.

Die Nr. 1, wohl das älteste Haus der ganzen Gegend, noch vollkommen im alten Charakter erhalten, dann Nr. 4, 10 und 14 sind solche Häuser, ebenso Nr. 15. Nr. 13 ist ein grosses, Nr. 2 ein kleineres Bauernhaus, beide sehr alt.

Nr. 5, 6, 9 und 12 gehören zu der Sorte der Kleinhäusler, die nur wenigen Grundbesitz, 1—2 Joch höchstens, ihr Eigen nennen, in einigen derselben fehlt jeder Wirthschaftsraum, sie sind reine Wohnhäuser, erinnern jedoch in der Eintheilung von Stube, Küche und Kammer an den Hausstock des Bauernhauses.

Nr. 8 ist eine Mühle, die in der Bauart des Viereckshofes dem Bauernhause entspricht, die übrigen alte Handwerkerhäuser im Markte Offenhausen.

Es wurde, wie hieraus ersichtlich, versucht, alle dort vorkommenden Arten ländlicher Wohnsitze durch einzelne Beispiele zu charakterisiren und folgt unten die Beschreibung der einzelnen Nummern.

Wenn man die Wohnsitze der Landleute betritt, so findet man, dass die gemauerten Wohnräume zumeist feuchter, daher ungesünder sind als die Holzbauten, welche sich, was Annehmlichkeit des Wohnens anbelangt, in jeder Hinsicht vortheilhafter erweisen als erstere und werden diese guten Eigenschaften des Holzbaues von allen Jenen, die vordem Holzhäuser besassen und dann aus irgend einem Grunde neu bauen mussten, anerkannt.

[1]) Halmat sind die langen, beim Handschnitt mit der Sichel übrigbleibenden Stoppeln, welche nachträglich mit Sensen abgemäht werden.

[1]) Die Photographien der angeführten Häuser befinden sich auf Tafel I und II, die Pläne derselben auf Tafel III und IV.

Die Ursache, warum Umbauten oder Neubauten gemacht werden, sind verschiedener Natur und ist zu unterscheiden zwischen Neubau der Wohnräume und der Wirthschaftsgebäude. Erstere werden meist nur dann verändert, wenn der schlechte Zustand der Holzwände durch Morschwerden etc. dies gebieterisch fordert oder wenn Feuer das Anwesen zerstört, letztere ausser nach Bränden auch dann, wenn die wirthschaftlichen Verhältnisse eine Raumvermehrung verlangen. In den letzten drei Jahrzehnten wurde die Bodenausnützung gegen frühere Zeit gewaltig vermehrt, Brachäcker sind unbekannt geworden, Stauden an Feldrändern wurden entfernt, jedes Fleckchen brauchbaren Grundes ausgenützt, nasse Wiesen drainirt und so der Ertrag hinaufgesetzt. Um den nöthigen Dünger zu erhalten, musste die Stückzahl der Rinder vermehrt werden, für die Ackerarbeiten wurden Pferde an Stelle der langsamen Ochsen verwendet und so war es nöthig, einen entsprechenden Pferdestall, grösseren Kuhstall und umfangreichere Futterböden zu erstellen.

Es wurde also zumeist der Pferdestall und Kuhstall, dann die Scheune vergrössert und auch die Hütte musste schon, der neuen Schweinestallung wegen, vielfach grösser angelegt werden. Es blieb nun in vielen Häusern der hölzerne Hausstock über, der aber meistens nur kurze Zeit sich noch erhielt, gewöhnlich den Abschluss der Umbauperiode beim Bauernhause bildet.

Zum Baue der Gebäude, mit Ausnahme der Fundamente, welch' letztere, wegen Steinarmuth der Gegend, oft aus weit hergebrachten Steinen erstellt werden, verwendet man ausschliesslich Ziegel, die oft mit des Bauern eigenem Lehm und Holz von Italienern erzeugt werden. Auch die Kalksteine werden roh zugeführt und gleichzeitig in dem hiezu zusammengestellten Ziegelofen gebrannt.

Die Dächer, früher durchwegs Strohdächer, werden meist, mit Ausnahme der Scheune, jetzt mit Dachfalzziegeln gedeckt; am Hausstocke waren früher flache „Lägerschindeldächer", mit Steinen beschwert.

Jeder Bauer, der ein modernes Haus hat, ist stolz darauf und blickt mitleidig auf seinen Genossen herab, der noch im Holzhause wohnt; doch ist eine besondere Werthsteigerung in Folge des guten Gebäudes, wenigstens eine verhältnissmässige, kaum zu constatiren. Bei Verkauf von Bauernhäusern ist in erster Linie der Grundwerth und die Grundrente massgebend; erst in zweiter Linie wird das Haus als solches in Rechnung gezogen. Es lässt sich übrigens die Werthschätzung der Vermehrung des Preises durch Umbau nur schwer angeben. Verkäufe grösserer Bauerngüter kommen nur dann vor, wenn einer abgewirthschaftet hat oder wenn Erben ein überkommenes Anwesen verkaufen wollen. Zumeist vererben sich die Anwesen, und zwar auf den jüngsten Sohn, der möglichst reich zu heiraten trachten muss, um die älteren Geschwister ehestens hinauszahlen zu können. Da spielt nun, wenn der junge Bauer auf Brautschau geht, der Zustand seines künftigen Hauses eine allerdings wichtige Rolle, denn eine wohlhabende Bauerstochter wird nur in ein schönes, gut gebautes Haus einziehen wollen, umsomehr, als die Verheiratung rein Geschäftsfrage ist.

Die Bauern, welche hölzerne altmodische Häuser besitzen, wünschen sich alle neue gemauerte Häuser; die Besitzer solcher freuen sich des gut gebauten Hauses. Man wird dies begreiflich finden, wenn man bei Bränden, die in Folge der Strohdächer, der durchwegs hölzernen Scheunen und des Leichtsinnes der jungen Knechte, die in der Feierstunde kaum jemals ohne Pfeife anzutreffen sind, sehr häufig entstehen, gesehen hat, wie die Häuser älterer Bauart zu einem Schutthaufen niederbrennen, während bei den neuen der Hausstock zwar ohne Dach, im Inneren, weil feuersicher gebaut und am Boden gepflastert, meistens unversehrt bleibt; auch steht vielfach die Hüttenmauer und selbst der gewölbte Stall, wenn nicht mangelhaft gebaut, bleibt unversehrt. Zwar muss auch aus letzterem, des Rauches halber, das Vieh ehestens in Sicherheit gebracht werden, sonst kann man den traurigen Anblick schauen, wie die erstickten Thiere nach dem Brande todt, straff an den Ketten hängend, drinnen liegen. Aber im Holzhause ist auch dies nicht zu sehen, nur Knochenreste oder halbverkohlte Thierleichen werden aus dem Schutte hervorgezogen und der arme Besitzer darf froh sein, wenn alle Mitglieder seines Haushaltes, oft nur im Hemde, mit ihm um den Verlust ihrer Habe klagen können. Da hilft aber schnell der Nachbar: der eine spendet Bauholz, ein anderer Futter, ja sogar Kühe wurden gegeben, als es eine Feuerversicherung noch nicht gab.

Aus diesen Gründen wird jeder Bauer, der ein Holzhaus hat, wenn befragt, nur der Sorge vor einer Feuersbrunst Ausdruck geben, sonst ist er ja zufrieden mit seinem Heim.

Aus dem Vorstehenden ist ersichtlich, dass es Niemandem mehr einfallen wird, jetzt noch ein Holzgebäude aufzuführen, dass nur noch die dringendsten

Ausbesserungen daran, schon des hohen Holzpreises wegen, gemacht werden und dass daher alle schadhaften Theile durch Mauern ersetzt zu werden pflegen.

Das letzte Holzhäuschen dieser Gegend wurde vor etwa 30 Jahren erbaut; der Wirthschaftstheil desselben wurde von einem Nachfolger in Ziegelmauern erstellt, es ist also auch schon in die Umbauperiode eingetreten.

Wenn im Sommer nach schwülen Tagen Wetter aufziehen und der Donner näher und näher tönt, da sieht man besonders am nächtlichen Himmel grellrothen Feuerschein der brennenden Häuser, und so wird von Jahr zu Jahr die Zahl der alten Objecte vermindert, bis endlich der Tag kommen muss, an dem das letzte Holzgebäude, weithin aufflammend, verschwinden wird. Zwar wird die angestammte Bauart der Häuser noch lange Zeit fortdauern, bis auch sie neuen, anderen Formen Platz machen wird.

Darum thut es noth, in Wort und Bild die heutige und die schon veraltete Bauart festzuhalten, denn in der zweiten Hälfte des kommenden Jahrhunderts wird wohl kaum Jemand ein Holzhaus in unseren Gegenden aufzufinden vermögen.

Erläuterung zu den Photographien.

Nr. 1. *a* und *b* sind die Nord- und die Westseite (Hauseingang) des Schneiderhauses zu Grub, Gemeinde Aistershaim, Oberösterreich.

Das Haus, welches zusammen mit Nr. 2 die Ortschaft Grub bildet, liegt, dem Namen entsprechend, an einer engen Stelle eines kleinen Thales, in welchem ein dem Innbache zufliessender kleiner Quellbach entspringt, welcher auch nahe an dem Schneiderhause vorbeifliesst. Dieses Haus dürfte wohl das älteste der ganzen Umgegend sein und wurde es daher vor allen anderen aufgenommen. Es liegt mit der in der Skizze mit *C* bezeichneten Südseite an einer jäh ansteigenden niederen Lehne, welche dann in etwas sanfterer Steigung sich zum sogenannten Keanberi, auf dessen Höhe der Keanwald steht, erhebt. Das Haus ist ganz aus Holz, mit Ausnahme der Fundamente und des gewölbten Kellers, die Thürstöcke zum Auszugstüberl α, sowie die zur Bodenkammer zeigen noch gothische Formen, resp. letztere noch Anklänge in der Fase und den Verstärkungen bei den Ecken des Stockes, erstere, wie nachstehend skizzirt.

Ferner fand sich in dem Hause ein Feuerdreifuss mit Stil, ähnlich wie hier angedeutet.

Besonders interessant, weil im Niveau des Fussbodens tiefer im Vergleiche zur Stube β und dem Vorhause γ, ist der Anbau α, der einen sogenannten, allerdings schon etwas veränderten Guckofen enthält; in δ, wo sich die Stiege zum ober α und δ gelegenen kleinen Bodenraum befindet, ist eine kleine Herdstelle vorhanden, die grössere befindet sich bei ε. Alles Uebrige dürfte zur Genüge aus beiliegendem Grundrisse ersichtlich sein.

Zu Guckofen sei bemerkt, dass dies ursprünglich ein aus Kacheln auf gepflasterter Herdstelle aufgeführter, nahezu cubusförmiger Ofen war, der im Inneren keinerlei Züge enthielt und nur ein Rohr zum Rauchfange und in der einen Wand eine 35—40 cm weite, mit Eisenthüre verschliessbare Oeffnung hatte; in einem solchen Ofen wurde wie auf offenem Herde gekocht und wir haben Gelegenheit gehabt, in Nr. 9 einen solchen Ofen noch zum Kochen verwendet zu sehen. Die Flüssigkeiten wurden in irdenen Hafen zum Kochen gebracht, sonst der Dreifuss benützt. In dem oben erwähnten Ofen ist jedoch schon eine Bratröhre rechtsseitig der Heizthüre eingebaut und der Ofen durch einen Zug abgedeckt, war jedoch, wie der Besitzer versichert, ein regelrechter Guckofen. Dieser Ofen steht in α, der Stube des Altentheiles, war also zugleich auch zum Heizen des Zimmers bestimmt.

Nr. 2. Lehnerhaus in Grub. Ist nur zu bemerken, dass das Haus ziemlich alt zu sein scheint; im Inneren fanden wir nichts von besonderem Interesse. Das Haus ist wegen langjähriger Krankheit des Besitzers etwas herabgekommen. Zu erwähnen wäre, dass der in Photographie ersichtliche Hausgang den Namen Schrêod führt.

Nr. 3. Fürthenbauernhaus im Markte Offenhausen. Soll früher als Gasthaus gebaut, jedoch nur kurze Zeit als solches verwendet worden sein, dies soll das Vorhandensein einer grossen Feuerstelle erklären; der Backofen befindet sich unter dem Herdpflaster, um einschiessen (d. h. das noch ungebackene Brot in den Ofen einführen) zu können, ist vorne eine Grube zum sich Hineinstellen angebracht, die gewöhnlich mit einem Holzdeckel verschlossen ist. Es fand sich daselbst ein charakteristischer Dreifuss.

Nr. 4. Holz-Jodel-Haus. Bachstötten, Gemeinde Offenhausen. Wurde hauptsächlich deshalb aufgenommen, weil schon aussen ersichtlich, dass das Haus früher mit niederem, sogenanntem Legerschindeldach versehen war, dem das Strohdach folgte; dies geschah nach des Besitzers Angaben durch seinen Vater 1828. Die sonst einfache Stubendecke (Tramdecke) zeigt die Jahreszahl 1738.

Nr. 5. Detschenhaus. Bachstötten. Zum Grundrisse ist nichts weiter zu bemerken. Der Dachboden dient als Futterboden, da der Besitzer ziemlich viel Grund, im Verhältniss zum Häuschen, gepachtet hat, daher das Dachbodenfenster, welches zugleich als Thüre dient.

Nr. 6. Hofingerhaus in Offenhausen. Eine kleine Herdstelle mit gewöhnlichem Stieldreifuss vorhanden. Das Dach ist noch ein Original-Legerdach.

Nr. 7. Grafen-Kasten. Beim Bauer, genannt der Graf in Rosenberg, Gemeinde Pennewang, befindet sich Nr. 7. Interessant ist besonders die dem Hause zugekehrte Seite, weil selbe mit verschiedenen Malereien und Sprüchen decorirt ist. Auf der gegenüberliegenden Westwand ist nur noch Einzelnes erhalten, besonders unter dem Dachvorsprunge.

In der Mitte die Namen: Balthasar Sanfgruber und Mathias Praitwiser.

Darunter: Ein dreies Ha(er)z, ist ein dreier Schaz, dazwischen ein Paar, an einem Tische sitzend. Rechts nach abwärts: Wenn die Jungfrauen werden dick, werden Sie nach Rom geschickt. (Bild dazu: ein Mann, gefolgt von einer Schwangeren, auf einen Stock gestützt.) Weiter unten: Königin, neben ihr ein Türke, mit Bart und Messer in der Hand. Inschrift deutlich, aber unverständlich: Ich förte Rein

Mant. (!?) Links nach abwärts zwei mit angelegten Gewehren aufeinander losgehende Reiter mit Dreispitz und Zopf, unterhalb zwei ruhig stehende Infanteristen ohne Spruch.

Der Raum dient theilweise noch als Getreidekasten, und zwar im ersten Stocke; ebenerdig wurde der Kasten entfernt und Ziegel eingelagert; der noch übrige freie Raum dient als Wagenremise und Fassboden. Ober der Thüre zum Kasten im ersten Stocke stehen die Namen Joh. Georg Möseneder und M. Owendorfer. Die Sprüche und die Bemalung stammen von einem damaligen Besitzer des in der Nähe gelegenen Meliharten Hauses zu Braunberg, der seines Zeichens Zimmermann gewesen sein soll.

(Mittheilung des alten Besitzers, jetzt „Auszüglers", Enkels des Erbauers dieses Kastens.)

Nr. 8. Schankmühle, fälschlich von ihrem jetzigen Besitzer „Sandmühle" genannt, im Volksmunde noch immer Schankmühle, wie selbe schon im Jahre 1442 in Folge Lehensbuch II, Herzog Albrecht V., Fol. 49a, als Lehen der Besitzerin des damaligen Sitzes zu Würting (jetzt Schloss Würting) benannt erscheint. Das Alter des jetzigen Gebäudes wird theilweise auf 100 Jahre und mehr geschätzt; die gemauerten Theile wurden erst innerhalb der letzten 30 Jahre so ziemlich an Stelle der alten hölzernen erbaut. Der älteste Theil scheint die Mühlstube selbst zu sein.

Nr. 9. Woferlhaus, auch Stampf-Wastl genannt, jetzt umgebaut und Jägerhaus des Schlosses Würting, wird auch schon als Sölde Ende des XV. Jahrhunderts erwähnt und war später daselbst unter Ausnützung einer Wasserkraft des vorüberfliessenden Grünbaches, die heute der unterhalb gelegenen Mühle Nr. 8 zugute kommt, ein „Lohstampf" im Betriebe. Die Photographie stammt aus dem Jahre 1892 vor dem Umbaue; gegenwärtig ist das Haus anders eingetheilt und zum grössten Theile gemauert. Die innere Eintheilung konnte nach Erinnerung des jetzigen Besitzers noch skizzirt werden.

Nr. 10. Teichschneiderhaus; hat seinen Namen von einem früher bestandenen, in nächster Nähe gewesenen Forellenteich des Schlosses Würting; seit mehreren Generationen sind dessen Bewohner Schneider, gegenwärtig sogar der Mann und die Frau.

Nr. 11. Altes Färberhaus; jetzt ist die Färberei (und Blaudruckerei) aufgelassen, nur gemangt wird noch daselbst; der jetzige Besitzer ist Fassbinder.

Nr. 12. Kopplerhaus im Markte Offenhausen.

Nr. 13. Bauer in Vornholz. Wie schon der Name besagt, ist das Haus nahe am Walde gelegen, und zwar in der Nähe des „Linnet"-Waldes. Im „Hausstock", das ist der als Wohnung dienende Theil des Hauses, ist mit Ausnahme der Feuerstelle Alles aus Holz, und zwar trotz der Gewittern stark ausgesetzten hohen Lage des Hauses, wie aus der Jahreszahl am Durchzug der Stube ersichtlich, seit 1671. Nur am Stallgebäude sind einzelne Theile gemauert, oberhalb dieser Mauern sind zumeist noch Zimmerungen vorhanden. Zu bemerken wäre, dass das Thürl bei *a* unter keinem der Dächer, weder des Hausstockes noch der Scheune, sich befindet, daher mit kleinem Schindeldach für sich eingedeckt ist. Ferner war bis vor zwei Jahren ober der Hausthüre in *b* ein kleines Pultdach als Regenschutz, welches, mit Schindeln gedeckt, an den drei freien Seiten mit von den Zimmerleuten ausgeschnittenen Leisten verziert war. Die neue Hausthüre ist bedeutend höher wie die alte; die alte war jalousienartig verkleidet. Bemerkenswerth ist der Glockenzug, ein Strick, an dem ein Stück Holz als Griff hängt; geht durch ein Loch links ober der Thüre zur Glocke.

Nr. 14. Binder in Vornholz, des Vorigen Nachbar, kleineres Anwesen (mit nur 3—4 Kühen), ist Anfangs dieses Jahrhunderts nach Aussage des Besitzers unter seinem Vater mit neuem Zimmer an Stelle des alten versehen worden. Die abgestutzte Ecke beim Stallgebäude ist durch den dort ziemlich jäh abfallenden Grund bedingt.

Nr. 15. Mirtl in Grünanger; zeigt zum Theile Falzschindeldach, verlegt auf den alten, flachen Legeschindeldachstuhl.

Nr. 1a. Schneiderhaus zu Grub, Gmde. Aistershaim.

Nr. 1b.

Nr. 2 Lehnerhaus in Grub, Gmde. Aistershaim.

Nr. 3. Fürthenbauernhaus Markt Offenhausen Ob.-Oe.

Nr. 4. Holzjodl Bachstetten bei Offenhausen.

Nr. 5. Dötschenhaus in Bachstetten.

Nr. 6 Hofingerhaus im Markte Offenhausen Ob.-Oe.

Nr. 7. Getreidkasten des Graf in Rosenberg, Gemeinde Pennewang.

Nr. 8 Schankmühle in Bachstetten Gmde. Offenhausen.

Lichtdruck von Max Jaffé, Wien

Nr. 9. Woferl (Wolfang) Haus Bachstetten nächst Schloss Würting bei Offenh.

Nr. 10. Teichschneiderhaus. Wieshäusel, Gmde. Offenhausen bei Lambach.

Nr. 11. Altes Färberhaus in „Unterholz" Markt Offenh.

Nr. 12. Kopplerhaus. Offenhausen.

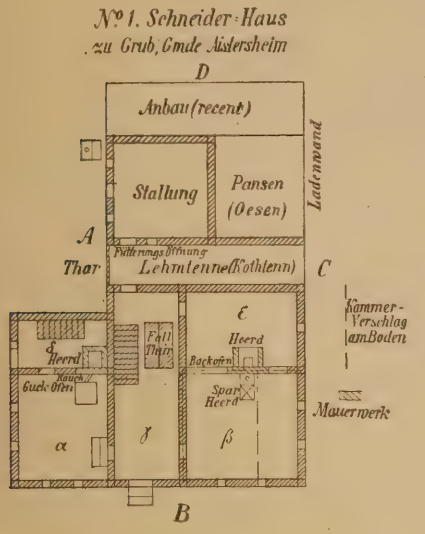
Nr. 13a. Bauer in Vornholz, Gmde. Offenhausen.

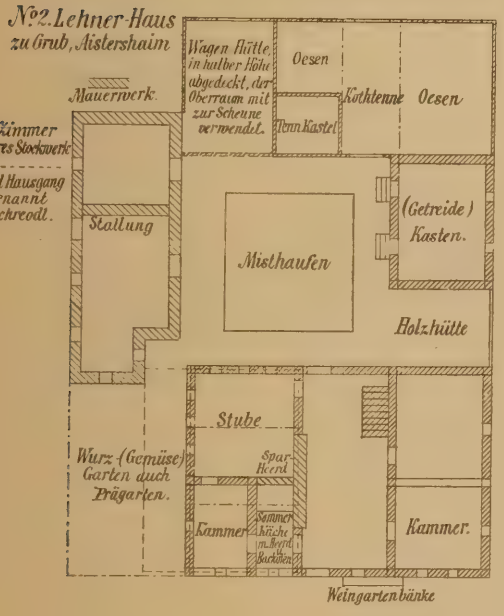
Nr. 13b.

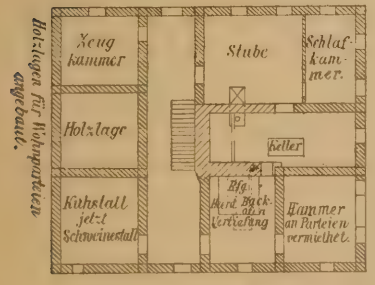
Nr. 14. Binderhaus in Vornholz, Gmde. Offenh.

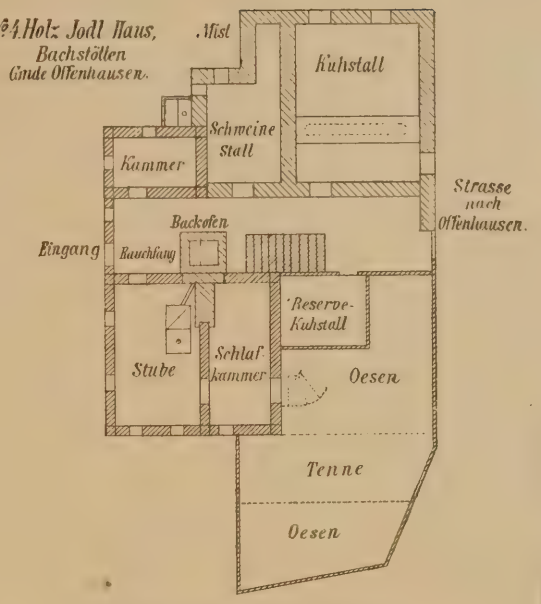
Nr. 15. Mirtl in Grünanger, Bachstetten Gmde. Offenhausen.

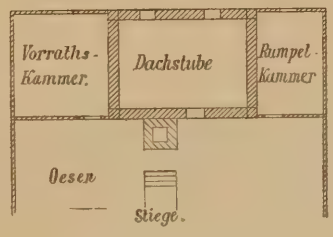
Lichtdruck v. Max Jaffe, Wien.

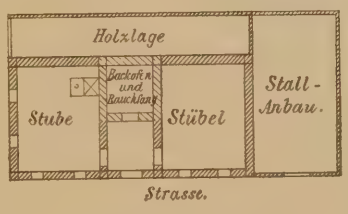

№ 1. Schneider-Haus
zu Grub, Gmde Aistersheim
D
Anbau (recent)
Stallung
Pansen (Oesen)
Ladenwand
A
Thor
Futterungs Öffnung
Lehmtenne (Kothtenn)
C
Kammer-Verschlag am Boden
Heerd
Fall Thür
Backofen
Rauch Fang
Guck Ofen
Spar Heerd
Mauerwerk
α
γ
β
B

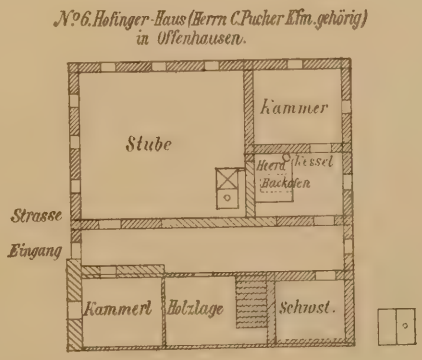

№ 2. Lehner-Haus
zu Grub, Aistershaim
Mauerwerk
Wagen Hütte in halber Höhe abgedeckt, der Oberraum mit zur Scheune verwendet.
Oesen
Kothtenne
Oesen
Tenn Kastel
Zimmer Oberes Stockwerk
und Hausgang genannt Schrodt.
Stallung
Misthaufen
(Getreide) Kasten.
Holzhütte
Stube
Wurz (Gemüse) Garten auch Prügarten.
Spar Heerd
Kammer
Sommer Küche m. Heerd Backofen
Kammer.
Weingartenbänke

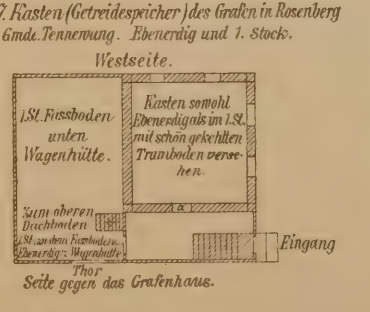

№ 3. Furthen bauernhaus in Offenhausen.
Holzlagen für Wohnparteien angebaut.
Zeug kammer
Stube
Schlaf kam mer.
Holzlage
Keller
Kuhstall jetzt Schweinestall
Hfg. Heerd Back ofen Vertiefung
Kammer an Parteien vermiethet.
1. Stock.
Parteien Wohnzimmer
Heerd
Hfg.
Nicht fertiges Zimmer.

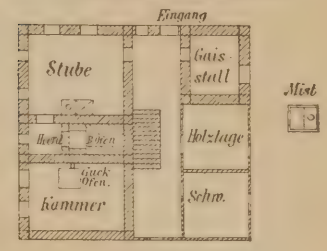

№ 4. Holz Jodl Haus, Bachstötten Gmde Offenhausen.
Mist
Kuhstall
Schweine Stall
Kammer
Strasse nach Offenhausen.
Backofen
Eingang
Rauchfang
Reserve-Kuhstall
Stube
Schlaf kammer
Oesen
Tenne
Oesen

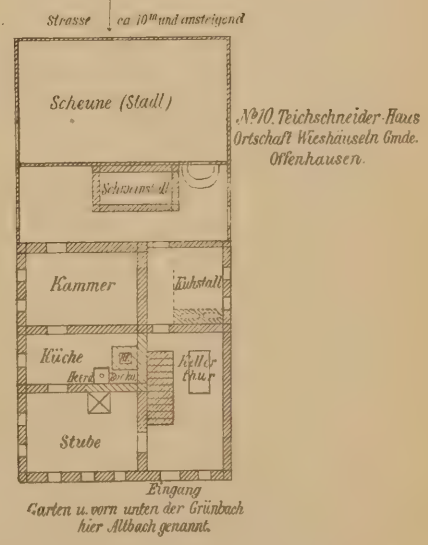

Vorraths-Kammer.
Dachstube
Rumpel-Kammer
Oesen
Stiege.

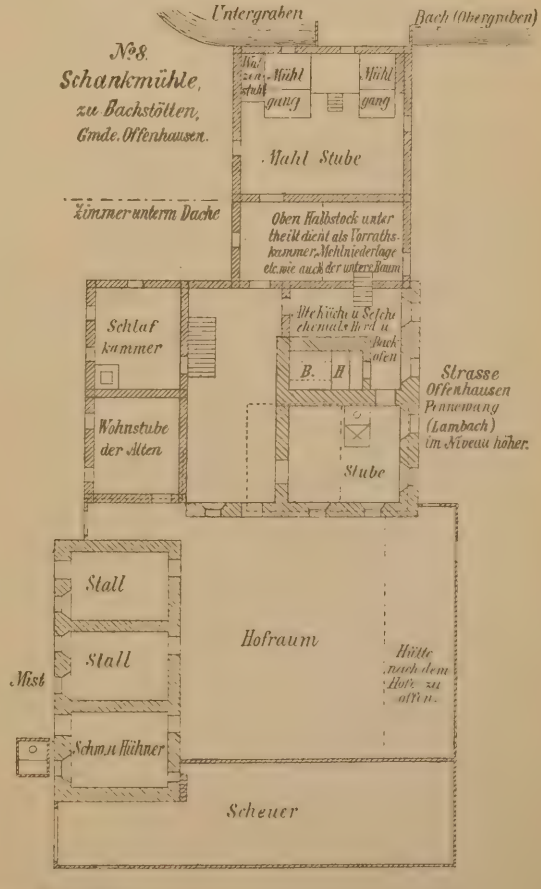

№ 5. Detschen-Haus in Bachstötten, G. Offenhausen.
Holzlage
Backofen und Rauchfang
Stube
Stübel
Stall-Anbau.
Strasse.

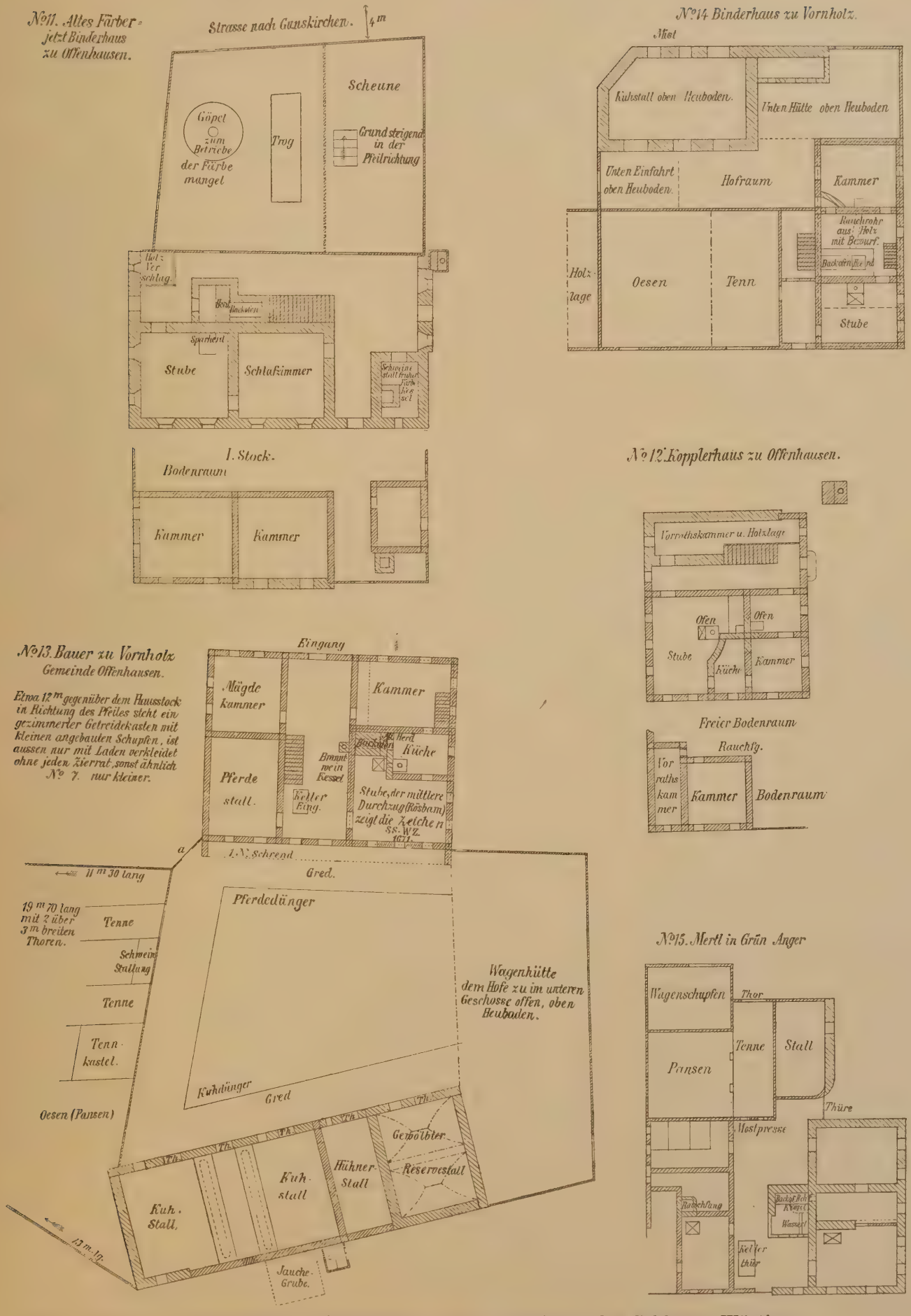

№ 6. Hofinger-Haus (Herrn C. Pucher Eigenthum gehörig) in Offenhausen.
Kammer
Stube
Heerd
Kessel
Backofen
Strasse
Eingang
Kammerl
Holzlage
Schrost.


№ 7. Kasten (Getreidespeicher) des Grafen in Rosenberg
Gmde. Tennenung. Ebenerdig und 1. Stock.
Westseite.
1. St. Fussboden unten Wagenhütte.
Kasten sowohl Ebenerdig als im 1. St. mit schön gekehlten Tramboden versehen.
Zum oberen Dachbaulen
Eingang
Thor
Seite gegen das Grafenhaus.


№ 9. Woferlhaus (Wolfganghaus)
Eingang
Stube
Geis stall
Mist
Holzlage
Heerd
Ofen
Guck Ofen
Kammer
Schw.


Strasse ca 10m und ansteigend
Scheune (Stadl)
№ 10. Teichschneider-Haus Ortschaft Wieshauseln Gmde. Offenhausen.
Kammer
Kuhstall
Küche
Heerd
Backofen
Keller thür
Stube
Eingang
Garten u. vorn unten der Grünbach hier Altbach genannt.


Untergraben
Bach (Obergraben)
№ 8. Schankmühle, zu Bachstötten, Gmde. Offenhausen.
Mahl gang
Mühl gang
Mahl Stube
Zimmer unterm Dache
Oben Halbstock unter theilt dient als Vorraths-kammer, Mehlniederlage etc. wie auch der untere Raum
Schlaf kammer
Alte Küche u. Sesche ehemals Heerd u. Guck ofen
B.
H
Strasse Offenhausen Pennewang (Lambach) im Niveau höher.
Wohnstube der Alten
Stube
Stall
Stall
Hofraum
Mist
Hütte nach dem Hofe zu offen.
Schm. u. Hühner
Scheuer



Grillmayer: Alte ländliche Wohnstätten aus der Umgebung des Schlosses Würting.

Die sprachlichen Verhältnisse Oceaniens (Melanesiens, Polynesiens, Mikronesiens und Indonesiens) in ihrer Bedeutung für die Ethnologie.

Von

P. **W. Schmidt,** S. V. D., St. Gabriel, Mödling.

(Vortrag, gehalten in der Monats-Versammlung am 12. December 1899.)

Es bedarf dessen wohl, dass ich sofort um Entschuldigung bitte für den abschreckend langen Titel, den ich meinem Vortrage gegeben. Indess bei der Mangelhaftigkeit der bis jetzt bestehenden diesbezüglichen Terminologie war mir eine kürzere Ausdrucksweise kaum möglich. Es fehlt uns eben an einem Gesammtausdrucke für das ganze Gebiet jener Inselwelt, die vom Sunda-Archipel angefangen bis zur Oster-Insel hin den Stillen Ocean erfüllt, obwohl die einzelnen Theile dieses Gebietes besonders in sprachlicher Beziehung so viel Gemeinsames besitzen, dass sie eine derartige zusammenfassende Bezeichnung wohl schon verdient hätten. Die Schwerfälligkeit der jetzt bestehenden Ausdrucksweise ist schon vielfach lästig empfunden worden, mir würde sie für den jetzigen Vortrag besonders lästig fallen. Da bis jetzt eine competentere Auctorität mit einem Vorschlage, der hier Wandel schaffte, nicht hervorgetreten ist, so sehe ich mich gezwungen, mir selbst zu helfen. Die einzelnen Theil-Namen dieses Gebietes sind, der insularen Natur desselben entsprechend, Zusammensetzungen mit νῆσος, der weitaus grösste Theil desselben liegt in der Südsee oder stösst daran, wir haben schon einen Continent Australien: all' diesen Thatsachen scheint mir die Bezeichnung „Austronesien", „austronesisch" ziemlich gerecht zu werden. Ich werde mir also erlauben, dieselbe in meinem Vortrage zu verwenden, und zwar vorzüglich in sprachlicher Hinsicht als Bezeichnung für diejenige Sprachfamilie, die man bis jetzt die malayo-polynesische nannte, eine Bezeichnung, deren Bestehen ja wohl geschichtlich erklärlich ist, die aber, wie ich gerade in diesem Vortrage darthun möchte, jetzt nicht mehr als berechtigt anerkannt werden kann.

Sprachliche wie auch ethnologische Forschungen auf diesem weiten Gebiete von Austronesien haben einen eigenthümlichen Reiz. Es liegt das an der geschichtlichen Aufeinanderfolge, in welcher die einzelnen Theile desselben uns bekannt wurden und zum Gegenstande des Studiums gemacht werden konnten. Diese Aufeinanderfolge war ja nicht ein continuirliches Fortschreiten von Indonesien aus, als dem zuerst bekannten Theile, nach Osten respective Südosten hin, sondern nach dem äussersten Nordwesten, Indonesien, folgte zunächst zusammenhanglos die Erschliessung des äussersten Südostens, Polynesiens. Diese beiden äussersten Endgebiete — das sah man schon bald — standen sich in sprachlicher Hinsicht nahe; Wilhelm v. Humboldt legte diesen Zusammenhang in seinem Kawi-Werke in wissenschaftlicher Weise dar. Aus dieser Periode der Forschung stammt auch die Bezeichnung „malayo-polynesische Sprachen". Auch in anthropologischer Hinsicht schien es ja keine besondere Schwierigkeit zu machen, die verhältnissmässig hellfarbenen, schlichthaarigen, brachy- bis höchstens mesocephalen Polynesier mit den Bewohnern des Sunda-Archipels zusammenzubringen. Nachdem so ein ziemlich enger Zusammenhang der beiden äussersten Enden des Gebietes constatirt werden konnte, schien zunächst nichts natürlicher als die Annahme, die Bewohner der dazwischen etwa noch liegenden Inselgruppen bildeten nur den Uebergang von den indonesischen zu den polynesischen Völkerschaften.

Da war es nun wohl eine förmliche Enttäuschung zu nennen, als das fortschreitende Bekanntwerden der Neu-Hebriden, der Salomons-Inseln und Neu-Guineas dieses ganze Zwischengebiet bewohnt zeigte von Stämmen, die in ihrer dunkleren Hautfarbe, dem Kraushaare, den wulstigen Lippen, der breiten Nase, der dolichocephalen Schädelbildung alles Andere eher sein zu können schienen, als die Verbindungsglieder zwischen Indonesiern und Polynesiern. Für die Ethnologie war da in der That eine Verlegenheit entstanden, die sich sehr deutlich in der Menge von Hypothesen offenbarte, die jetzt entstanden und von denen die einen mit Hilfe von „Negritos", die anderen mit Hilfe von „Papuas", wieder andere mit Australiern oder mit allen drei zusammen das Problem zu lösen trachteten. Am ehesten noch fand sich aus dem entstandenen Wirrwarr die Sprachwissenschaft wieder zurecht. Denn es hatte sich bald herausgestellt, dass

die Melanesier — wie man die neuentdeckten Völkerschaften benannte — trotz ihrer weitgehenden Sprachzerklüftung doch deutlich in sprachlichem Zusammenhange mit den Indonesiern und Polynesiern standen. Je klarer und umfassender dieser Zusammenhang den Sprachgelehrten bei ihren weiteren Forschungen sich darstellte, um so leichter ist es psychologisch verständlich, dass gerade Sprachgelehrte es sind, welche, die anthropologischen Unterschiede der Melanesier gering anschlagend, mit Vorliebe auch für einen genetischen Zusammenhang derselben mit Indonesiern und Polynesiern sich aussprachen, wie es z. B. auch H. Codrington, der vorzügliche Kenner der melanesischen Sprachen, thut[1]). Wenn dann aber auf Seite der Anthropologen im Allgemeinen so entschieden das Gegentheil gelehrt wird, wie es vor Kurzem noch F. v. Luschan gethan[2]), so ist es wohl zu erklären, dass gerade auf diesem Völkergebiete sich fast ein gewisser Gegensatz zwischen Anthropologen und Sprachgelehrten herausgebildet hat, ein Gegensatz, der wohl manchmal einen Gelehrten dazu veranlassen möchte, die Arbeitsresultate seines Collegen von der anderen Disciplin und daraus sich ergebende Einwände mit einem ärgerlichen „Noli perturbare circulos meos" abzuwehren. Und vielleicht ist es auch dieser Interessengegensatz, den die beiden Wissenschaften hier zu haben scheinen, der den beiderseitigen Forschungen auf diesem Gebiete etwas von jenem fast pikanten Reize verleihen, der durch solche Gegensätze geweckt zu werden pflegt.

Aber natürlich kann zwischen einzelnen Wissenschaften ein Interessengegensatz in Wirklichkeit nicht bestehen, alle haben nur ein Interesse: Feststellung der Wahrheit. Zwei Wissenschaften aber, die so viel Berührungspunkte haben, wie Ethnologie und vergleichende Sprachwissenschaft, dürfen nicht nur keinen Interessengegensatz haben, sondern können auch ihre volle Frucht erst dann bringen, wenn sie einträchtig zusammenarbeiten. Hier kann ich nun ja gerade auf einen der Mitbegründer dieser Gesellschaft hinweisen, auf Fr. Müller, der sich ein unvergängliches Verdienst dadurch erworben hat, dass er zuerst in systematisch-umfassender Weise die vergleichende Sprachwissenschaft mit der Ethnologie in Zusammenhang brachte. Ich habe das Bedürfniss, hier zuvor auch meinerseits der weitgehenden Hochschätzung der sprachwissenschaftlichen Arbeiten Müller's Ausdruck zu verleihen, weil ich nämlich zu meinem Bedauern mich genöthigt sehe, gerade auf dem Gebiete, das ich heute Abend zu behandeln habe, seinen Aufstellungen fast durchgehends entgegen zu treten. Ich möchte ja nicht den Schein aufkommen lassen, als ob das irgendwie mit Missachtung verbunden sei; im Gegentheile, ich rechne es mir zur besonderen Ehre, mit einem solchen Gegner es zu thun zu haben.

Als Hauptziel meines Vortrages nun habe ich mir gestellt, zwar nur in grossen Zügen, aber doch möglichst klar den jetzigen Stand der sprachwissenschaftlichen Arbeiten innerhalb des Gebietes von Austronesien darzulegen. Dadurch glaube ich auch, Anthropologen und Ethnologen den besten Dienst zu leisten. Wenn ich dann im Anschlusse daran mir erlaube, auch meinerseits einige Theorien zu entwickeln, so werden Sie es, wie ich denke, nicht übel nehmen, wenn auch Linguisten, nachdem sie in mühseliger Detailarbeit ihren Beitrag für die Gesammtinteressen der Wissenschaft herbeigekarrt haben, nachher doch auch etwas von dem Genusse des „Speculirens" verkosten und das nicht blos den Ethnologen überlassen wollen. Es wird nur darauf ankommen, dass sie sich der Grenzen ihrer Wissenschaft bewusst bleiben, und dessen werde ich mich redlich bemühen.

Die austronesische Sprachfamilie, wie ich sie vorhin bezeichnet, lässt man für gewöhnlich bestehen aus den drei Gruppen der indonesischen, melanesischen und polynesischen Sprachen. Die indonesischen oder malayischen Sprachen nehmen den Sunda-Archipel ein bis zu den Philippinen und nach Formosa hinauf, ausserdem gehört ihnen noch Madagascar zu. Wo ihre Grenze nach Südosten hin gegen die melanesischen Sprachen zu ziehen ist, lässt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, da unsere Kenntniss der Sprachen, die auf den südöstlichsten Inseln des Sunda-Archipels gesprochen werden, noch eine mangelhafte ist; sicher scheint es indess, dass das Mafor auf Neu-Guinea, Umgegend von Dore, schon zu den melanesischen Sprachen gehört, es ist also nicht wahrscheinlich, dass weiter südlich sich noch indonesische Sprachen finden sollten. Das Hauptgebiet der melanesischen Sprachen ist jene Inselreihe, die von Neu-Caledonien und der Loyalitätsgruppe an in den Neu-Hebriden, Banks-Inseln, Salomons-Inseln bis zum Bismarck-Archipel sich hinzieht, wozu dann nach Osten hin noch Viti und Rotuma kommen. Die Sprachen der nördlichen Salomons-Inseln indess,

[1]) H. Codrington, The Melanesian Languages, Oxford 1885, p. 13 und 33 ff.

[2]) In seinen „Beiträgen zur Ethnographie von Neu-Guinea" in M. Krieger, Neu-Guinea, Berlin 1899, p. 445.

wie auch die von Neu-Mecklenburg, Neu-Hannover und den Admiralitäts-Inseln sind nur durch einige Wörterverzeichnisse bekannt, so dass über ihre Stellung noch nichts Bestimmtes ausgesagt werden kann. Neben diesem Hauptgebiete findet sich dann ein westliches Nebengebiet an der Nordostküste Neu-Guineas, deren äusserste Ränder und vorliegende Inseln wohl ziemlich von Melanesiern besetzt gehalten werden; das Gleiche findet statt um die Südostspitze herum in die Torres-Strasse hinein bis ungefähr zum Cap Possession. Einen östlichen Flügel würden dann noch die mikronesischen Sprachen bilden, also die Sprachen der Karolinen-, Ladronen-, Marshall- und Gilbert-Inseln, die man bislang wenigstens den melanesischen Sprachen zurechnet; mit welchem Grade von Berechtigung, werden wir später noch zu erörtern haben. Alle noch übrigen Inselgruppen gehören zum Gebiete der polynesischen Sprachen. Wie Sie sehen, sind Polynesier und Indonesier, deren gegenseitige Verwandtschaft klar liegt, durch die Gruppe der Melanesier von einander vollständig wie abgesperrt. Um so dringender macht sich das Bedürfniss geltend, die eigentliche Stellung der Melanesier zu erkennen.

Hier stehen sich nun zwei Auffassungen gegenüber: die eine hauptsächlich durch Fr. Müller, die andere durch H. Codrington vertreten. Müller, der als Ethnologe die Melanesier aus einer Mischung von Papuas und Malayo-Polynesiern hervorgehen liess, übertrug diesen seinen ethnologischen Standpunkt in ganz gleicher Weise auch auf das sprachliche Gebiet. Demgegenüber vertritt Codrington mit Entschiedenheit, sowohl dass die melanesischen Sprachen eine homogene, nicht aus Mischungstheilen bestehende Sprache seien, als auch, dass sie nichts enthielten, was sie irgendwie hindern könnte, als vollständig gleichbürtiges Glied neben die beiden anderen Glieder der austronesischen Sprachfamilie hinzutreten. Codrington's Ausführungen, soweit sie sich auf rein sprachlichem Gebiete bewegen, werden bei kaum Jemand ohne Eindruck bleiben, mir scheinen sie die Müller'sche These hinreichend zu widerlegen. Was in dieser Beziehung allenfalls noch zu thun übrig blieb, glaube ich in einer Abhandlung gethan zu haben, die vor Kurzem in den Sitzungsberichten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien erschienen ist[1]), besonders auch bezüglich der Sprache von Nengone, bei der Müller direct nicht-malayo-polynesische Elemente nachgewiesen haben wollte. Müller hatte einen auch methodisch verfehlten Standpunkt eingenommen, insoferne er nämlich alles das in den melanesischen Sprachen, was sich nicht auch in den malayo-polynesischen vorfand, einfach als „papuanisch" bezeichnete, wo er sich doch die Möglichkeit vor Augen halten musste, dass in solchen Fällen die melanesischen Sprachen Aelteres, Ursprüngliches bewahrt hätten, was den beiden anderen Gruppen schon verloren gegangen war. Müller konnte leicht etwas als „papuanisch" erklären, weil bis dahin keine rein papuanische Sprache bekannt war, an der das hätte controlirt werden können; das Mafor, das er als solche angesprochen, war von H. Kern[1]) als durchaus zu der austronesischen Sprachfamilie gehörend nachgewiesen.

Eine kleine Genugthuung schien es unter diesen Umständen für Müller zu sein, als von 1891 angefangen durch die verdienstvollen Arbeiten Sydney H. Ray's[2]) der Nachweis geliefert wurde, dass in Neu-Guinea doch eine Anzahl von Sprachen existiren, die von den gesammten austronesischen Sprachen in radicaler Weise unterschieden sind, denen Ray dann auch — ich weiss nicht, ob beeinflusst durch Müller's Theorie — den Namen „papuanisch" beilegte[3]). Müller selbst betrachtete diese Thatsache als eine Rechtfertigung seiner Theorie und sprach sich in diesem Sinne noch in einem 1897 im „Globus" (Bd. LXXII) erschienenen Aufsatz „Die Papuasprachen" aus, von denen er mir noch wenige Wochen vor seinem Tode einen Separatabdruck mitgab. Indess war diese Genugthuung nur eine scheinbare, in Wirklichkeit war sie das gerade Gegentheil. Denn jetzt, nachdem in diesem Gebiete wirklich originale Sprachen mit charakteristischen Eigenthümlichkeiten aufgedeckt waren, wurde es offenbar, dass die etwaigen Ab-

[1]) Sitzungsberichte, Bd. CXLI, Abhandlung VI: Ueber das Verhältniss der melanesischen Sprachen zu den polynesischen und zu einander.

[1]) Actes du VI. congrès international des Orientalistes tenu 1883 à Leide, IV, p. 215 ff.

[2]) Transactions of the Internat. Congres of Oriental. 1892; S. H. Ray and A. C. Haddon, A Study of Languages of Torres Straits, Proc. of Roy. Irish Academy, ser. III, vol. II, p. 463, ser. III, vol. IV, p. 119; S. H. Ray, British New Guinea Languages in Journ. of the Anthr. Inst. 1894; S. H. Ray, A comparative vocabulary of the dialects of British New Guinea, London 1895.

[3]) Da das Wort „papuanisch" hier in deutlich umgrenzter Weise angewandt wird, so glaube ich, dasselbe nicht ablehnen zu sollen, wenn ja auch bei dem von manchen Autoren mit demselben getriebenen Missbrauche im Allgemeinen der Gebrauch desselben nicht gerade zu fördern ist.

weichungen melanesischer Sprachen von den malayo-polynesischen durchaus nicht in gleichem Maasse Hinneigungen zu diesen „papuanischen" Sprachen darstellten, wie es ja doch in der Consequenz des Müller-schen Systems gelegen hätte. Damit war dasselbe aber vollends auch durch positiven Nachweis widerlegt.

Sind nun auch diese neuentdeckten Papuasprachen nicht geeignet, die Theorie Müller's zu unterstützen, so verdienen sie doch nachdrückliche Beachtung von Seiten der Ethnologen. Denn ich meine, es ist doch eine äusserst bemerkenswerthe Thatsache, dass, während die ganze weite Strecke von Malakka bis zur Oster-Insel erfüllt ist von Sprachen, die zu einem Stamme gehören, dessen Wurzeln höchstwahrscheinlich im südöstlichen Asien zu suchen sind, dass daneben hier nun doch noch sich Sprachen finden, die mit jenen durchaus keine Gemeinschaft haben. Man sollte doch meinen, dass eine derartig auffallende Selbstständigkeit auf sprachlichem Gebiete kaum ohne bedeutsame Parallelen auch auf ethnologischem Gebiete sein werde. Ich weise auch deshalb auf den Bestand dieser Sprachen um so nachdrücklicher hin, da ich bis jetzt in ethnologischen Werken, wenigstens deutscher Autoren, kaum eine Notiznahme davon, wie viel weniger eine besondere Berücksichtigung desselben gefunden habe. Eben deshalb halte ich es auch nicht für überflüssig, hier die charakteristischen Unterschiede der Papuasprachen von den melanesischen (und überhaupt den austronesischen) in einer kurzen Uebersicht zusammenzustellen, wobei ich allerdings aus dem Grunde noch nicht so ganz viel bieten kann, weil die innere grammatische Structur der Mehrzahl dieser Sprachen uns noch nicht genügend bekannt ist. Was bis jetzt sich ersehen lässt, ist das Folgende: 1. Die Zersplitterung in einzelne Sprachengruppen ist hier eine noch bedeutend stärkere, als bei den melanesischen Sprachen; denn während bei diesen die Verschiedenheiten im Grossen und Ganzen nur durch Lautwandel und die jeweilige Bevorzugung dieser oder jener Synonyma entsteht und insbesondere die Pronomina und Zahlwörter sich bald als einheitliche Bildungen erkennen lassen, sind bei den einzelnen Papuasprachen die Wurzeln der Wörter total verschieden und auch Prononima und Zahlwörter weisen nichts Gemeinsames auf; eine jede derartig radical geschiedene Sprache umfasst für gewöhnlich nur wenige Dörfer. 2. Die Possessivformen der Pronomina werden nicht wie bei den melanesischen Sprachen durch Prä-, sondern durch Suffigirung gewisser Partikeln an die (verkürzten) Personalpronomina gebildet. 3. Die Casusbezeichnungen am Nomen werden nicht durch Prä-, sondern durch Postpositionen gebildet. 4. Der Genitiv steht vor dem zu bestimmenden Wort, wie auch meistens der Objects-Accusativ vor dem Verb. 5. Das Subject beim transitiven Verb steht im Instrumentalis. 6. Zahlwörter sind meistens nur für 1 und 2 vorhanden, dann beginnt Zusammensetzung. 7. Aus den Verbalverhältnissen würden sich wahrscheinlich auch eine beträchtliche Anzahl Charakteristica ergeben, aber die complicirte Structur derselben erlaubt noch wenig sicheren Einblick; es scheint aber, dass auch hier die Suffigirung eine bedeutend grössere Rolle spielt, als in den melanesischen Sprachen.

Von diesen so charakterisirten Sprachen finden sich auf der verhältnissmässig kurzen Strecke vom Westende der Torres-Strasse bis zum Cap Possession die folgenden: Saibai, Dabu, Daudai oder Kiwai, Miriam, Tumu, Evorra, Elema. Hier ist das Gebiet, wo diese Papuasprachen gewissermassen unter sich sind, ungestört und unbeeinflusst von den melanesischen Sprachen, die bis hieher noch nicht vorgedrungen sind. Von Cap Possession an beginnen dann Verhältnisse, die man in der Formel ausdrücken kann: Die Küsten-Inseln, der äusserste Küstenrand besetzt von melanesischen Sprachen, das Innere, streckenweise auch noch die Küste selbst von Papuasprachen. Bis zur Südostspitze finden wir hier die Gruppen Koiari, Kabana, Manukolu, Domara. Das sind nun die Sprachen, mit denen sich S. H. Ray beschäftigt hat. An der lang sich hinziehenden Nordostküste sind überhaupt die sprachlichen Verhältnisse verhältnissmässig noch wenig klargelegt, so dass auch Angaben über dort sich findende Papuasprachen nur sehr lückenhaft sein können. Im britischen Antheil scheint an der Mündung des Mambara-River ein Papuastamm zu sitzen, dessen Name ich aber nicht angeben kann[1]). Im deutschen Gebiete offenbart sich ganz deutlich als nicht melanesisch das Kai oder Kate-doń[2]), im Hinterlande von Finschhafen gesprochen, mit dem das nördlich davon gesprochene Poum[3]) ziemlich wahrscheinlich verwandt ist. Ziemlich wahrscheinlich eine Papuasprache ist die Sprache der drei Dörfer Horendu, Bongu und Humbu an der Maclay-Küste; Pronomina und Zahl-

[1]) Annual Report of British New Guinea 1894, p. 106.

[2]) Zeitschrift für afrikan. und ocean. Sprachen, I, p. 83 und 118.

[3]) O. Schellong, Die Jabimsprache, Leipzig 1890, p. 103 ff.

wörter weichen von den melanesischen Formen ab, die Possessivformen der Pronomina werden durch Suffigirung gebildet, der Genitiv steht vor dem regierenden Wort, vielleicht auch der Accusativ vor dem Verb, beim Verbum werden die näheren Bestimmungen fast durchgängig durch Suffigirung ausgedrückt[1]).

Die nördlichste Papuasprache, die ich kenne, ist das Lemiń oder richtiger Valman an der Küste von Berlinhafen, von dem ich in nächster Zeit einiges Material veröffentlichen kann, das mir mein dort wirkender Mitbruder, P. Vormann, zur Verfügung gestellt hat. Auch das Anal, das eben dort, etwas mehr landeinwärts gesprochen wird, möchte ich mit einigem Vorbehalte, da ich nur geringes Material darüber besitze, hierhin rechnen.

Der Aufweis so klarer und bestimmter Abgrenzung, wie sie sich hier offenbart auf einem Gebiete, auf dem sonst so Vieles noch unklar ineinander verschwimmt, kann, wie ich denke, auch Ethnologen und Anthropologen nur erwünscht sein. Nicht zwar natürlich, als müsste nun auch die ethnologische Gruppirung ohne Weiteres sich dem anschliessen. Aber einfacher wäre die Sachlage doch immerhin, wenn die Thatsachen es gestatten würden. Thatsächlich nun sind alle Berichterstatter und, was ich besonders hervorheben will, auch die nicht linguistisch gebildeten, die also von dem Radicalismus der Abtrennung dieser Volksstämme in sprachlicher Beziehung nichts wussten, doch alle einig darin, dass sie dieselben auch in somatischer und ethnologischer Hinsicht als durchaus verschieden von den benachbarten, eine melanesische Sprache redenden Völkerschaften anerkennen. Ich kann hier diese Zeugnisse nicht im Einzelnen anführen; für Britisch-Neu-Guinea möchte ich es auch aus dem Grunde nicht thun, weil die von der Universität Cambridge im Jahre 1898 zur genaueren Erforschung dieser Gegenden ausgesandte Expedition hoffentlich ja schon in nächster Zeit ihre Resultate veröffentlichen und unsere einstweilen noch lückenhaften Kenntnisse vervollkommnen wird. Von den Kai-Leuten an der Nordostküste berichtet Schellong[1]) ausdrücklich, dass sie ein „abweichender Menschenschlag (klein, gedrungen, plump, hässlich)“ seien. Fast das Gleiche wird mir bezüglich der Valman und Anal mitgetheilt und als weiteres Charakteristicum noch die stärkere Behaartheit des ganzen Körpers angegeben, wie auch, dass der Unterschied zwischen den Valman und Anal einerseits und den melanesischen Bewohnern der eben dort liegenden Insel Tamara schon bei den Kindern sehr deutlich hervortrete.

Wir konnten bis hierhin ein Doppeltes constatiren: einerseits, dass die Papuasprachen sich sehr scharf von den melanesischen Sprachen abheben, andererseits, dass die melanesischen Sprachen ihrem grossen Ganzen nach durchaus nicht als Mischsprachen bezeichnet werden können, zu deren Bildung die Papuasprachen ihren Antheil beigetragen hätten. Natürlich ist nun aber doch nicht ausgeschlossen, dass dort, wo papuanische und melanesische Sprachen sich unmittelbar berühren, eine Einwirkung der einen auf die andere stattfindet und so dann hier an den Grenzgebieten eine Art von Mischsprachen[1]) entständen. Als solche Mischsprachen, die er deshalb mit dem Namen „melano-papuanische“ bezeichnete, glaubte S. H. Ray, die Sprachen des Entrecasteaux- und Louisiaden-Archipels betrachten zu sollen. Ich glaube indess, in meiner vorhin erwähnten Abhandlung[2]) nachgewiesen zu haben, dass, soweit wenigstens das bis jetzt vorliegende Material zu urtheilen gestattet, diese Sprachen keine Mischsprachen, sondern melanesische Sprachen älterer Schichtung sind. Eigenthümlicherweise findet sich dagegen bei dem einer bedeutend jüngeren Schichtung angehörigen Motu, das in der Umgegend von Port Moresby gesprochen wird, ein Abweichen von den melanesischen und eine Anähnlichung an die Papuasprachen darin, dass es sowohl den Genitiv vor das zu bestimmende Wort, als auch den Objects-Accusativ vor das regierende Verbum setzt. Eine andere Mischsprache scheint mir das Jabim zu sein, das bei Finschhafen in unmittelbarer Nähe des vorhin angeführten papuanischen Kai oder Kate-doń gesprochen wird: es setzt ebenfalls den Genitiv vor das zu bestimmende Substantiv, bildet den Dual der Pronomina nicht durch Suffigirung des Zahlwortes für 2 (= lu, ru), sondern der Partikel agi (= „und“) ganz wie bei dem papuanischen Valman[3]).

[1]) Abhandlungen der königl. sächsischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Classe, Bd. VIII, p. 494 ff.

[1]) l. c. p. 103.

[1]) Als Mischsprachen betrachte ich nicht diejenigen, die blos ihren Wortvorrath aus dem einer fremden Sprache bereichert haben, sondern die auch ihre grammatische Construction von derselben beeinflussen liessen.

[2]) l. c. p. 80 ff.

[3]) Diese, wie überhaupt exacte Angaben über die grammatischen Verhältnisse des Jabim lassen sich freilich nicht gewinnen aus O. Schellong's „Die Jabimsprache“, der vielmehr diesen Theil der doch so klar und streng stilgerecht sich aufbauenden Sprache in einer recht schlimmen Weise

Wie ich in meiner Abhandlung (p. 10) dargelegt, gibt auch die Sprache der kleinen Salomons-Insel Savo Anlass zum Verdachte, dass sie keine rein melanesische Sprache sei; Spuren von papuanischen Sprachen hier ausserhalb Neu-Guineas mitten unter den Salomons-Inseln zu finden, wäre nach Allem, was wir sonst wissen, äusserst frappant; Zurückhaltung ist hier also doppelt am Platze.

Welche Aufgaben nun der Ethnologie in Folge der Feststellung der Existenz von selbstständigen Papuasprachen zufielen, dürfte wohl so zu bestimmen sein: Zunächst wären die eine Papuasprache redenden Völkerschaften für sich genommen einer Untersuchung zu unterziehen. Dann aber dürfte doch auch wohl die Untersuchung ihres Verhältnisses zu den Melanesiern nicht abgewiesen werden; denn wenn auch eine Beeinflussung der Melanesier durch Papuas auf sprachlichem Gebiete nicht mehr angenommen werden kann, so wäre ja eine Beeinflussung des somatischen Charakters und der allgemein ethnologischen Verhältnisse, wenigstens absolut genommen, noch immer möglich. Aber wie überhaupt, um eine Zusammensetzung einigermassen richtig zu beurtheilen, die Kenntniss wenigstens eines Componenten unerlässlich ist, so müssten auch hier wieder die eine Papuasprache redenden Völker zuerst gründlich für sich untersucht werden und es dürften also auch aus diesem Grunde, wie ich meine, die Ethnologen die Mühe nicht scheuen, diese Völkerschaften getrennt von den melanesischen zu behandeln.

Wenden wir uns jetzt wieder den melanesischen und polynesischen Sprachen zu. Noch sind wir bezüglich der Frage des Verhältnisses der beiden Sprachengruppen zu einander nicht weiter gekommen, als dass wir nach negativer Richtung hin festgestellt, dass sogenannte Papuasprachen dabei keine Rolle zu spielen haben. Welches ist nun aber die positive Lösung? Diese Frage musste natürlich eine wesentlich verschiedene Antwort erhalten, ja nachdem man die polynesischen oder die melanesischen als die älteren betrachtete. Fr. Müller nahm die polynesischen als die älteren an, von ihnen seien die melanesischen ausgegangen, die dann eine Ueberleitung zu den indonesischen bildeten. Sie sehen, es ist das eigentlich die Ansicht, die man, wie ich ja zu Anfang meines Vortrages dargelegt, nach dem geschichtlichen Gange des Bekanntwerdens der drei Gruppen als die „natürlichste" betrachten muss: Indonesien und Polynesien waren als miteinander verwandt erkannt worden, es galt, die Brücke zwischen beiden zu finden, voilà Melanesien. Eine derartige Ansicht konnte auch allenfalls noch aufkommen und sich halten, so lange das zur Beurtheilung der melanesischen Sprachen vorliegende Material immer noch ein verhältnissmässig spärliches war, und ich glaube, dass dieses wohl einer der Hauptgründe mit war, der Müller zu seiner irrigen Ansicht kommen liess, abgesehen von seiner ethnologischen Theorie, die ihm in diesem Falle sicher nicht von Vortheil gewesen ist. Da war nun freilich sein Gegenpart H. Codrington unvergleichlich günstiger gestellt; in den drei Jahrzehnten seines Aufenthaltes in Melanesien selbst hatte dieser Gelegenheit genug, diese Sprachen wie kaum ein Zweiter kennen zu lernen, und so ist es denn auch nicht zu verwundern, dass sein Werk „The Melanesian Languages" ein wirkliches standard-work geworden ist. Codrington nimmt nun auch hier einen dem Müller'schen entgegengesetzten Standpunkt ein: ihm sind die melanesischen die älteren, die polynesischen die jüngeren, später gebildeten Sprachen. Ich kann Ihnen hier natürlich nicht die Gründe entwickeln, die er für seine Ansicht in's Feld führt; ich muss Sie diesbezüglich wiederum auf meine Abhandlung verweisen, wo ich dieselben in genügender Ausführlichkeit dargestellt und ihre Zahl noch etwas vermehren konnte, aus welch' letzterem Sie werden entnehmen können, dass ich auch hier mich der Codrington'schen Ansicht anschliesse.

Ist nun aber einmal die Priorität des Melanesischen gegenüber dem Polynesischen festgestellt, so sind wir auch in methodischer Hinsicht sofort besser gestellt. Die polynesischen Sprachen in ihrer weitgehenden gegenseitigen Uebereinstimmung und Einheitlichkeit zeigen eben darin aber auch etwas einförmig Starres; sie sind, wenn ich mir einen Vergleich erlauben darf, gewissermassen wie eine Palme, die den einen Schaft straff emporhebt, aber nirgendwo Aeste sich abzweigen lässt. Und schon gar nicht könnten wir uns vorstellen, wie diese so straff einheitliche Sprachengruppe einen Keim habe abgeben können, der in seinem weiteren Wachsthume zu einer so bunten Mannigfaltigkeit kräftig sich unterscheidender Sprachen sich entwickeln konnte, wie sie doch in der melanesischen Gruppe uns thatsäch-

---

behandelt hat; drei längere Erzählungen in Jabim mit Interlinearversion, von dem Missionär K. Vetter in der „Zeitschr. für afrikan. und ocean. Sprachen, II, p. 220 ff., veröffentlicht, boten mir aber gutes Material, um eine ziemlich vollständige Grammatik entwerfen zu können, die ich demnächst zu veröffentlichen gedenke.

lich entgegentritt. Dagegen, warum sollte es nicht möglich sein, dass diese so vielseitige Gestaltungskraft, die in der melanesischen Gruppe schlummert, schliesslich nicht auch einmal zu Sprachen mit solchen Bildungen gelangte, die denjenigen der jetzigen polynesischen Sprachen nahestanden und direct zu ihnen überleiten, sich zu ihnen ausentwickeln konnten?

Dass dieses nun thatsächlich der Fall sei, dass thatsächlich innerhalb der melanesischen Sprachen eine solche zu den polynesischen überleitende Gruppe sich befinde, das ist der springende Punkt einer neuen Theorie über das Verhältniss der melanesischen zu den polynesischen Sprachen, die ich aufgestellt und deren Darlegung und Begründung ich in meiner mehrfach erwähnten Abhandlung zu geben versuchte. Diese vermittelnde Sprachengruppe stellt sich mir dar hauptsächlich in den Sprachen der südlichen Hälfte der Salomons-Inseln, insbesondere der dreigliedrigen Gruppe Florida, Bugotu auf Ysabel und Vaturaña auf Guadalcanar, dann der Sprache von Viti, an welche alle sich die melanesischen Sprachen der Torres-Strasse anschliessen und theilweise auch noch die von Sesake, Fate und Whitsuntide in den Neu-Hebriden. Ich begnüge mich hier mit einer kurzen Aufzählung der Punkte, in denen diese Gruppe von den übrigen melanesischen Sprachen sich abhebt und den polynesischen zuneigt. Es sind die folgenden:

1. Annäherung im Lautbestand (vocalischer Silbenauslaut, Verschwinden von q [= kpw, gbw] und m, Auftreten von f); 2. grössere Gemeinsamkeit des Wortschatzes; 3. grössere Aehnlichkeit der äusseren Form der Personalpronomina; 4. Benützung des Trials als Plural; 5. Gleichheit des persönlichen (vor Personennamen stehenden) Artikels; 6. Fehlen der sogenannten unabhängigen Nominalform; 7. Aehnlichkeit der Genitivverbindung; 8. Gleichheit der Localpartikel; 9. Aehnlichkeit der Verbalpartikel des Präsensaorist; 10. grössere Aehnlichkeit des Reciprocalpräfixes am Verbum; 11. Bestehen des Decimalsystems bei den Zahlworten, Gleichheit auch der Zahlformen für 6 – 10 und für 100. Wie Sie sehen, ist die Reihe dieser einzelnen Punkte schon lang genug, sie verlieren aber, wie ich glaube, auch nicht an Bedeutung, wenn man sie nicht blos zählen, sondern auch wägen will.

Freilich trotz alledem sind wir noch nicht berechtigt, ohne Weiteres alle diese Uebereinstimmungen und Annäherungen auf innere Verwandtschaft zurückzuführen. Wir haben vorerst doch auch die Prüfung anzustellen, ob sie sich nicht durch blos äussere Beeinflussung schon erklären lassen. Und diese Möglichkeit haben wir umsomehr in's Auge zu fassen, weil ja thatsächlich eine ganze Reihe kleinerer, später entstandener polynesischer Colonien innerhalb des melanesischen Gebietes sich befindet[1]); die Bewohner dieser letzteren hätten ja erst später durch ihren Verkehr mit den Melanesiern die Sprachen derselben so umgestalten können. Indess eine nähere Prüfung, die ich hier nicht wiederholen will, ergibt die Unmöglichkeit dieser Annahme. Und es wäre ja auch sonderbar, dass, je weiter nach Norden, also je weiter entfernt von dem polynesischen Centrum und je spärlicher die polynesischen Colonien werden, die Sprachähnlichkeiten im Gegentheile um so stärker hervortreten sollten.

Und somit bleibt uns denn als letzter Erklärungsgrund nur die Annahme: Die Sprachen der südlichen Salomons-Inseln sind diejenigen, welche am längsten die innere Entwicklung mit den polynesischen Sprachen gemeinsam hatten; sie bilden die Ueberleitung zu jenen, sie gehören mit zu jener letzten Gruppe der melanesischen Sprachen, aus der auch die polynesischen hervorgegangen sind, welche letztere somit als ein Zweig der melanesischen anzusehen sind. Wenn dem so ist, so werden Sie einsehen, dass der Name „malayo-polynesisch“ in der bisherigen Weise gebraucht, nicht mehr als logisch richtig anerkannt werden kann. Es wäre das so ähnlich, als wenn wir statt der ja auch nicht gerade idealen Bezeichnung „indogermanisch“ etwa sagen wollten „indo-oberdeutsch“ oder gar „indo-spanisch“; mit grösserem Recht würde man noch sagen können „malayo-melanesisch“, aber besser noch, weil überhaupt für nichts präjudicirend, scheint mir die Bezeichnung „austronesisch“, die ich zu Beginn meines Vortrages vorgeschlagen.

Damit wäre dann also die Brücke von den melanesischen zu den polynesischen Sprachen hinübergeschlagen. Ich bitte Sie aber, sich vor Augen halten zu wollen, dass ich bis jetzt immer nur noch von

[1]) Ich habe dieselben in meiner Abhandlung (p. 47) aufgezählt. Es sei mir erlaubt, hier noch ergänzend nachzutragen: Marqueen Ins., Tasman Ins., Abgarris- oder Feat-Ins., die, wie es scheint, alle mit Ontong, Java in Verbindung stehen, endlich noch Sikayana, allesammt östlich von den Salomons-Inseln liegend (siehe R. Parkinson in Mitth. der Geograph. Gesellsch. in Hamburg 1887—1888, p. 202 ff.).

dem inneren Verhältnisse zweier Sprachengruppen zu einander gesprochen, von ihrer Verwandtschaft und ihrer dann erfolgten Scheidung, dass ich aber noch nicht irgend welche äusseren Momente, sei es der Zeit, wann diese Trennung stattgefunden, sei es des Ortes, wo sie vor sich gegangen, berührt habe. Ich begreife aber, dass speciell dem Anthropologen und dem Ethnologen gerade an diesen ziemlich viel gelegen ist, und auch dem Sprachgelehrten sind sie ja nicht ganz gleichgiltig. Nun gut, auch dafür können wir zu einigen bestimmten Aufstellungen gelangen, zunächst bezüglich des Ortes, wo die Lostrennung sich vollzogen. Er kann im Wesentlichen kein anderer sein, als derjenige, den auch heute noch jene melanesischen Sprachen einnehmen, die am stärksten die Aehnlichkeiten mit den polynesischen Sprachen aufweisen, also die südlichen Salomons-Inseln. Wir stellen zunächst fest, dass die später zu den polynesischen Sprachen sich entwickelnde Gruppe zu gleicher Zeit wie auch die jetzige Gruppe der südlichen Salomonen von Indonesien aufgebrochen ist; es ergibt sich das daraus, dass die jetzigen polynesischen Sprachen durchaus nichts aufweisen, was sie irgendwie den indonesischen näher stellen und also für ein längeres Zusammensein mit diesen sprechen könnte. Sind nun aber die beiden Gruppen zu gleicher Zeit aufgebrochen, so lässt sich auch zweitens sofort feststellen, dass ihre gegenseitige Lostrennung von einander noch nicht nordwestwärts vom Bismarck-Archipel und den Admiralitäts-Inseln stattgefunden hat; denn alsdann hätten die polynesischen Sprachen ihren Weg über Mikronesien nehmen müssen; in den mikronesischen Sprachen zeigen sich aber keine Spuren, wie wir sie doch von einem derartigen Durchzuge erwarten müssten, der ja doch nicht wie im Fluge sich hätte bewerkstelligen lassen. Also hat die Lostrennung beider von einander wenigstens nicht weiter nach Norden als auf dem südlichen Theile des Bismarck-Archipels stattgefunden. Die Sprachen des Bismarck-Archipels aber und der nördlichen Salomons-Inseln, soweit wir diese kennen, gehören schon wieder einer älteren Schichtung an, von ihnen kann also die polynesische Gruppe sich nicht losgetrennt haben. Aber freilich wohl liegt die Möglichkeit vor, dass gerade beim Versuche des Durchbruches durch diese ältere Schichtung die polynesische Gruppe abgedrängt worden wäre. Wahrscheinlicher aber ist es doch, dass sie mit der jetzigen südsalomonischen Gruppe vereint diesen Durchbruch ausführte und erst nach geraumer Zeit des Mitverweilens auf den südlichen Salomons-Inseln die Lostrennung endlich vollzog.

Was die Zeitbestimmung der Abtrennung betrifft, so hatte ich in meiner Abhandlung noch geschrieben, dass ich davon Abstand nehmen müsse, weil innerhalb der ganzen Vorgänge nirgendwo wenigstens ein bestimmter Punkt sich finde, von dem aus man die Berechnung anstellen könne. Vielleicht nun habe ich jetzt einen solchen Punkt doch noch gefunden. Wie Sie wissen, weist man das verhältnissmässig recente Datum der Abtrennung des Malagassischen von den übrigen indonesischen Sprachen daraus nach, dass es eine Anzahl Sanskritwörter enthält. Ebenso will man nun auch in den polynesischen Sprachen solche Wörter entdeckt haben und zieht den gleichen Schluss daraus. Nachdem wir nun aber einmal angenommen, dass die südsalomonischen Sprachen zu gleicher Zeit mit den polynesischen, weil eben damals mit ihnen noch eine Gruppe bildend, von Indonesien aufgebrochen seien, so müssten wir nun auch in den südsalomonischen Sprachen derlei Sanskrit-Wörter nachweisen können. Die kurze mir zur Vorbereitung auf diesen Vortrag zur Verfügung stehende Zeit erlaubte es mir nicht, jetzt schon eine eigene Untersuchung nach dieser Richtung hin anzustellen; aber ein derartiges Wort vermag ich vielleicht doch schon aufzuweisen. Genauer gesprochen, das Verdienst der Auffindung gebührt H. Codrington[1]); aber dieser hat gegen den Ursprung des Wortes aus dem Sanskrit allerlei Schwierigkeiten und glaubt denselben schliesslich ablehnen zu sollen. Da indessen seine Schwierigkeiten auf einem Uebersehen beruhen[2]), so bliebe

[1]) Melanesian languages, p. 62.

[2]) Codrington's Hauptschwierigkeit besteht darin, dass er, nachdem er glaubt, pana bedeute im Malayischen (und Polynesischen) nur „Bogen", es nicht für möglich erachten kann, dass der Verbalausdruck vana (hi), der sich im Viti und Florida findet und = „durchbohren" resp. „mit Pfeilen schiessen" ist, von jenem Nominalausdrucke hergeleitet werden könne, eher sei das Umgekehrte anzunehmen. Ohne mich auf dieses Bedenken selbst einzulassen, weise ich nur darauf hin, dass Codrington nicht beachtet hat, dass pana (resp. fana) schon sowohl im Malayischen (und Tagalischen, siehe bezüglich desselben: Fr. Dom. de los Santos, Vocabulario de la lengua Tagala, reimpreso Manila 1835, p. 388; hervorzuheben ist hier auch noch, dass im Tagalischen, wie auch nach P. Favre, Dictionnaire Malois-Français, II, p. 21, im Bisayo, panah nicht = „Bogen", sondern, wie im Sanskrit = „Pfeil" ist), als auch in polynesischen Sprachen (Samoa, Tonga, Hawaii) nicht blos „Bogen", sondern auch mit „Bogen, Pfeilen schiessen"

das Beispiel doch zutreffend. Es handelt sich um das Sanskritwort vâṇa, „Pfeil", das im Malayischen = pana ist und dort „Bogen", „Bogenschiessen" bedeutet und auch in anderen indonesischen Sprachen sich findet, dann auch = pana, fana, ana, in gleicher Bedeutung in fast allen polynesischen Sprachen erscheint und nun auch — worauf es uns hier ankommt — in der Sprache von Florida = vanahi auftritt in der Bedeutung „schiessen" und im Viti in der doppelten Bedeutung „schiessen" und „durchbohren". Gelingt es, noch mehr derartige Wörter aufzuspüren, so wäre damit auch von dieser Seite her der Beweis geliefert, dass der Aufbruch der vereinigten Gruppe aus Indonesien und a fortiori dann ihre spätere gegenseitige Trennung in ziemlich späte Zeit anzusetzen wäre.

Ich habe vorhin so betont, dass ich mich mit meiner Theorie nur auf dem Boden rein sprachlicher Thatsachen bewege Ich weiss aber sehr wohl, dass ich mich nicht allzusehr darauf steifen darf, sonst würde das nur zur Fiction werden. Denn schliesslich, Sprachen schweben nicht in der Luft, sondern setzen Menschen voraus, von denen sie gesprochen werden, und besonders nachdem ich jetzt einmal auch auf die Erörterung der äusseren Umstände des Ortes und der Zeit mich eingelassen, kann ich es schon nicht mehr verhüten, dass auch Anthropologen und Ethnologen meine Theorie vor das Forum ihrer Wissenschaft ziehen. Ich könnte nun ihren Richterspruch in aller Gemüthsruhe und mit um so grösserer abwarten, je sicherer ich mich meiner Sache fühlte. Trotzdem aber bitte ich, es mir nicht als Beweis eines unruhigen Gewissens, sondern höchstens als den Ausdruck väterlich-liebevoller Besorgniss für meine Theorie auslegen zu wollen, wenn ich selbst schon in den Büchern der Anthropologen und Ethnologen etwas umhergestöbert habe, um zu sehen, wie das Urtheil etwa wohl ausfallen könnte. Und da kann ich nun mit ziemlicher Zuversicht Ihnen vorlegen, was ich da gefunden. Zunächst in der Anthropologie. Hier kam mir die treffliche Arbeit über die Anthropologie der Südsee gut zu statten, die W. Volz 1895 im Archiv für Anthropologie (Bd. XXIII) veröffentlicht hat. Er zeigt dort, dass bei den Polynesiern ein Zweig allerdings stark brachycephal ist, Längenbreitenindex: 82—87; daneben aber existire auch noch ein anderer Zweig, den er den östlichen nennt, der nur 76—79, und ein östlicher, der gar nur 76—78 aufzuweisen hat. Und nun hören Sie, was er von den Salomons-Inseln schreibt: „Etwa $^1/_5$ der Bewohner Neu-Guineas gehören der polynesischen Rasse an, und zwar zumeist dem östlichen Typus. Weniger zahlreich ist sie auf dem Bismarck-Archipel. Auf den Salomons-Inseln ist sie noch stärker vertreten. Von den Längenbreitenindices von 134 Insulanern sind 52 mesocephal, 18 haben einen Index von 80—81 und vier einen noch höheren" (p. 148). H. B. Guppy, der die meisten dieser Messungen auf den Salomons-Inseln vorgenommen hat — von den 134 über 100 — gibt sie im Einzelnen folgendermassen an: St. Christoval: 35 Messungen zu durchschnittlich 74·0, Bougainville-Street: 40 zu 78·7, Nordküste von Malanta: 10 zu 79·2, Florida: 6 zu 77·6; dazu kommen noch 10 einzelne Messungen meist weiblicher Schädel: Kua Sua Islets, Nordküste von Guadalcanar 2 zu 74·1, auf Ugi: 1 zu 74·1, auf Port Adam, Malanta: 1 zu 74·5, wieder auf Ugi: 1 zu 75·5, 1 zu 75·9, 1 zu 80·0, 1 zu 80·8, in Kwah-kwahru Malanta: 1 zu 84·9 (!) [1]. Also im Grossen und Ganzen alles gut mesocephale Schädel, die vollkommen denen der östlichen Gruppe der Polynesier entsprechen. Auch Hautfarbe und Haar der Südsalomonen ist nach Guppy dem der Polynesier bedeutend ähnlicher, als dies bei den anderen melanesischen Stämmen der Fall ist.

Gleich günstig steht die Sache in allgemein ethnologischer Beziehung. Auch hier heben sich die Bewohner der südlichen Salomons-Inseln in bedeutungsvollen Punkten von den übrigen melanesischen Völkerschaften ab und nähern sich den Polynesiern. Ich zähle hier nur kurz auf, was ich in meiner Abhandlung des Längeren ausgeführt habe: Sie haben eigentliche Tätowirung, nicht die erhabenen Cicatrices nach australischer Art, die Häuser, besonders die Versammlungshäuser, dann die Canoes sind mit bedeutender Kunst gefertigt, es fehlen die exogamen Eintheilungen und herrscht das Vaterrecht, der religiöse Dienst richtet sich mehr auf die Ahnen, das Tapu wird mehr nach poly-

bedeutet, wodurch natürlich seine Schwierigkeit gegenstandslos wird. Im Vorbeigehen sei hier noch bemerkt, dass die Angabe der Tonganer, die Codrington nach L. Fison citirt (p. 61), dass sie nämlich Bogen und Pfeil von Viti her erhalten und vorher auch das Wort fana nicht gehabt hätten, in ihrem letzteren Theile zweifellos unrichtig ist, denn fana resp. pana = „Bogen" oder damit zusammenhängenden Bedeutungen findet sich in fast allen polynesischen Sprachen, wie man bei Tregear, Maori-Polynesian Comparative Vocabulary, Wellington 1891, p. 309, nachsehen mag.

[1]) Journal of the Anthr. Inst., XV, p. 276.

nesischer Weise geübt, Bogen und Pfeile sind nur nebensächlich in Gebrauch und wie mir Herr Professor v. Luschan brieflich mittheilt, ist ihm ein bedeutender Unterschied zwischen den nördlichen und südlichen Salomons-Inseln in Bezug auf die Form der Keulen schon lange aufgefallen.

Das sind die anthropologischen und ethnologischen Daten bezüglich des Gebietes der südlichen Salomons-Inseln. Ich habe aber auch noch auf einem anderen Gebiete Melanesiens bedeutende Annäherungen an die polynesischen Sprachen nachgewiesen, bei den Sprachen von Britisch-Neu-Guinea nämlich, deren Gebiet sich von der Südostspitze die Küste entlang bis Cap Possession hinzieht. Ich habe mich bezüglich der anthropologischen und ethnologischen Verhältnisse auch dieser Gegend etwas umgeschaut und bin ganz erstaunt, wie dort an allen Ecken und Enden von „polynesischen Elementen" und von nicht wenigen Autoren in naiver Weise geradezu von Mischung mit Polynesiern gesprochen wird. Von dieser letzteren kann natürlich keine Rede sein; wir haben hier einfach Sprachen und Stämme vor uns, die ebenfalls am längsten mit den polynesischen Stämmen noch zusammen waren und wohl schon etwas vor ihnen von den südlichen Salomons-Inseln sich losgetrennt haben. Von der Schädelbildung schreibt wieder W. Volz (l. c.): „Auffälligerweise scheint er (der dolichocephale Neu-Guinea-Typus, der auch noch den Entrecasteaux-Archipel umfasst) in der Torres-Strasse stark zurückzutreten." Die Hautfarbe ist hell, die Gesichtsbildung beschreibt Lawes, wie folgt: „You rarely see the receding forehead and protruding jaw so characteristic of some dark races. Their noses are fairly well formed, and their lips neither protruding, nor thick [1])." Das Haar ist im Allgemeinen leicht kraus, bei den Motu aber ist das Haar der Kinder oft schlicht oder lockig, bei den Kirapuno ist es überhaupt lockig. Es wird Tätowirung geübt, bei den Weibern in solchem Umfange, „that they lock like a walking advertissement in the Chinese paper", wie Lawes l. c. schreibt. Bogen und Pfeile fehlen auch hier; wo vorhanden, sind sie nachträglich eingeführt. Die Kähne sind sehr schön ausgeführt, auch Doppelkähne sind vorhanden. Es scheint, dass auch das Vaterrecht in Geltung ist. Bezüglich der Kunstform dieses Districtes schreibt F. v. Luschan in seinen vorhin erwähnten „Beiträgen" (p. 515): „Sie ist durch auffallend viel polynesische Elemente charakterisirt, die hier den melanesischen bald schroff gegenüberstehen, bald wieder sich innig mit ihnen vermengt haben."

Bei solchem Stande der Dinge werden Sie, wie ich denke, meine Zuversicht nicht nur begreiflich, sondern auch einigermassen gerechtfertigt finden. Natürlich habe ich aber bei der Zusammenstellung der hier angeführten anthropologischen und ethnologischen Daten durchaus nicht die Absicht gehabt, den Anthropologen und Ethnologen ihre Arbeit schon vorweg zu nehmen und so die Sache nach dieser Seite hin schon zu erledigen. Im Gegentheile, ich hoffe dadurch zu eingehenderen Untersuchungen gerade angeregt zu haben, wenn ich selbst nach kurzem, wenig tiefdringendem Suchen schon so viel bedeutungsvolles Material zusammenbringen konnte.

Nachdem jetzt die brennendste der hier vorliegenden Fragen, die vom Verhältnisse der melanesischen zu den polynesischen Sprachen, uns lange genug beschäftigt hat, kann ich mich in dem, was sonst noch bezüglich der melanesischen Sprachen mitzutheilen ist, kürzer fassen. Nachdem wir in den Sprachen der südlichen Salomons-Inseln die jüngsten der melanesischen Sprachen kennen gelernt, wird es für Ethnologen von Interesse sein, auch die ältesten Schichtungen noch bezeichnet zu sehen. Sie treten uns am äussersten Südrande des ganzen Gebietes entgegen in den Sprachen von Neu-Caledonien und der Loyalitäts-Inseln (Nengone [Mare], Lifu, Uea). Fr. Müller [1]) liess diese Sprachen eine ganz eigene Gruppe, die der „Papuas" bilden; später [2]) lenkte er zwar betreffs Nengone etwas ein, wollte ihm aber noch den Charakter einer Mischsprache erhalten wissen. Das Irrige dieser Anschauung habe ich vorhin schon berührt (siehe S. 050) und ebenso wie Nengone ist auch das Lifu (und Uea) eine gut melanesische Sprache. Von den Sprachen Neu-Caledoniens sind uns allerdings noch nicht alle bekannt [3]); aber nichts von dem, was wir von ihnen

[1]) Proceedings of Royal Geograph. Soc. new series II (1880), p. 606 ff.

[1]) Grundriss der Sprachwissenschaft, II, 2, p. 69 u. 159.

[2]) l. c, IV, p. 19.

[3]) H. C. von der Gabelentz veröffentlichte Skizzen des Duauru, einer Sprache von der südlichsten Spitze (Abhandlungen der kgl. sächs. Gesellsch. der Wissensch., phil.-histor. Classe, Bd. III, p. 214), des Yengen von der nordöstlichen Küste (l. c., Bd. VII, p. 89) und des Balade (?) (l. c. p. 177); ich selbst bin gerade mit der Bearbeitung des Wagap, einer Sprache des Nordens, beschäftigt. Aus der Étude sur les dialects de la Nouvelle Calédonie par Julien Bernier (Journ. and Proc. of the Royal Soc. of New South Wales, XXXII,

kennen, hindert uns, sie den melänesischen Sprachen anzugliedern und die specifisch melanesischen Charakteristica treten uns auch hier deutlich genug entgegen. Ihre besonderen Eigenthümlichkeiten haben sie allerdings; als zwei der am leichtesten sichtbaren führe ich an: 1. sie haben am Personalpronomen nur einen Singular, Dual und Plural, aber keinen Trial; 2. beim Zählen gebrauchen sie noch das Vigesimalsystem. Das letztere dieser beiden Merkmale finden wir auch auf den beiden südlichsten der Neu-Hebridenkette, auf Annatom und Tana, die darin eine Ueberleitung zu den übrigen melanesischen Sprachen darstellen. Somit haben wir nun auch hier, am äussersten Südende Melanesiens, wo der somatische Charakter der Bewohner das, was man das „Papuanische" zu nennen pflegte, wohl am schärfsten zum Ausdrucke bringt, in den Sprachen doch nichts gefunden, was uns hinderte, sie voll und ganz an die grosse austronesische Sprachfamilie anzuschliessen. Möglich wäre es nun, dass auch die Sprachen der Nordostküste Neu-Guineas (von der Südgrenze des deutschen Gebietes angefangen nach Norden hin) eine ältere Schichtung darstellten. Das Vigesimalsystem wenigstens findet sich dort fast durchgehends im Gebrauche. Die grammatischen Verhältnisse dieser Sprachen sind aber noch viel weniger bekannt als bei den Sprachen Neucaledoniens; ausser dem, was ich mir über das Jabim erarbeitet, kenne ich nur noch weniges vom Tamara, von dem ich spärliches Material besitze[1]). Das Jabim — und, wie es scheint, auch das Tamara — zeigt allerdings auch das zweite Merkmal der neucaledonischen Gruppe: am Personalpronomen kein Trial. Das Gleiche findet sich auch beim Mafor, das bei den Zahlwörtern aber (doch wohl erst später von aussen eingeführtes) Decimalsystem gebraucht.

Von einer anderen Provinz der melanesischen Sprachen, die auch räumlich schon eine etwas selbstständige Stellung einnimmt, habe ich nun schon einige Male im Vorübergehen gesprochen, von Mikronesien nämlich. Freilich ist auch so ganz viel nicht davon zu sagen. Denn wirklich exacte Kenntnisse der sprachlichen Verhältnisse besitzen wir noch von kaum irgend einer der dortigen Inselgruppen, es herrscht diesbezüglich eine ganz eigenthümliche Nonchalance unter denen, die uns diese Kenntnisse verschaffen könnten. Ueber die ethnologischen und theilweise auch anthropologischen Verhältnisse der Karolinen z. B. hat uns Herr Kubary, der ja über 30 Jahre dort weilte, die vortrefflichsten Arbeiten geliefert, von einer Genauigkeit und Detaillirtheit, dass Einem fast der Kopf weh thut, wenn man sich eine Zeitlang in sie hinein versenkt hat. Von den sprachlichen Verhältnissen dagegen hat er uns, soviel mir wenigstens bekannt ist, ausser einer kleineren Arbeit über die Sprache der Insel Mortlock und einigen gelegentlichen Notizen kaum irgend etwas wissen lassen. Wenn ich nicht gerade in einer anthropologischen Gesellschaft, vor Anthropologen und Ethnologen spräche, würde ich vielleicht sagen: „Da kann man wieder sehen, mit welcher Gleichgiltigkeit diese Anthropologen und Ethnologen die Sprache behandeln!" So aber werde ich das natürlich nicht thun und werde nur den sehnlichen Wunsch zum Ausdrucke bringen, dass, nachdem jetzt dieses ganze Gebiet in den Besitz des Deutschen Reiches übergegangen ist, in dieser Beziehung bessere Tage anbrechen möchten, wobei Alle, die sich nach dieser Seite hin nützlich machen wollen, allerdings darauf hingewiesen werden müssen, dass blosse Wörtersammlungen nicht genügen — deren besitzen wir schon eine ganze Anzahl —, sondern soviel wie möglich auch auf Beschaffung von Satzmaterial, am besten in zusammenhängenden Erzählungen u. Ae., Bedacht genommen werden muss. Es würde ja auch der Ethnologie wieder zugute kommen, wenn bei den hier obwaltenden, so ausserordentlich complicirten Verhältnissen, wenigstens nach einer Seite hin, auf dem sprachlichen Gebiete etwas Klarheit geschaffen werden könnte. Diese Klarheit fehlt nämlich jetzt noch in sehr wichtigen Punkten. Für gewöhnlich rechnet man ja die mikronesischen Sprachen zu den melanesischen, und soviel ist allerdings klar, dass sie nicht zu den polynesischen, wohl auch nicht einmal zu denjenigen von den melanesischen Sprachen gehören, die den polynesischen besonders nahe stehen Aber über einen wichtigen Punkt haben wir sozusagen nirgendwo Klarheit und positive Gewissheit, darüber nämlich,

1898, p. 173) lässt sich nur wenig Bestimmtes lernen, weil der Autor es vorgezogen hat, uns mehr philosophische Reflexionen oft etwas sonderbarer Art zu bieten, statt zuerst Wortschatz und grammatische Verhältnisse dieser Sprachen darzulegen, wozu er, wie wenigstens die flotte Citationsweise annehmen lässt, recht wohl befähigt gewesen wäre. Er würde sich um die Wissenschaft sehr verdient machen, wenn er diese Arbeit noch jetzt unternehmen möchte.

[1]) Aus dem neuesten Werke über Neu-Guinea, M. Krieger, Neu-Guinea, Berlin 1899, p. 210 — das übrigens sonst die sprachlichen Verhältnisse in einer wahrhaft vorsintfluthlichen Weise behandelt — erfahre ich, dass auch von Siar und Bogadjim schon Grammatiken herausgekommen seien; die Zeit war zu kurz, mir dieselben zu beschaffen.

ob die Possessivsuffixe nur an gewisse Nomina — im Allgemeinen: Verwandtschafts-Ausdrücke und Namen der Körpertheile — sich anfügen, wie es eben bei den melanesischen Sprachen der Fall ist, oder aber ob sie unterschiedslos an alle Nomina angefügt werden. Die Autoren, die über diesen Punkt schreiben [1]), drücken sich alle sehr unklar und schwankend aus. Wäre das letztere der Fall, so würden die mikronesischen Sprachen darin mit den indonesischen übereinstimmen. In ähnlicher Weise fehlen zum Theile noch Zeugnisse dafür, ob beim Personalpronomen auch ein Dual und Trial vorhanden sei; ich wenigstens finde sie nur für Marshall-Inseln und Ponape, also für den äussersten Osten, und bei Ponape zeigt sich schon einiges Schwanken. Sollten sie anderswo ganz fehlen, so wäre das eine weitere Annäherung an die indonesischen Sprachen, bei denen sie auch nicht in Gebrauch sind. Ich habe umsomehr Ursache, diese Möglichkeiten einer Annäherung an die indonesischen Sprachen hier hervorzuheben, als thatsächlich wenigstens bei einem Theile dieser Sprachen, denen der Karolinen (Ponape, Mortlock, Ulia, Uliϑi, Palau, Sonsol, Bunaj), in einem Punkte eine derartige Annäherung an einen Theil der indonesischen Sprachen deutlich genug zu Tage tritt, bei den Zahlwörtern nämlich in der Formation der Pluralzehner. Die Sprachen der südlichen Philippinen formen diese Zahlen durch Präfigirung von *ka* (und Suffigirung von *an*) an die Einer; so Bisaya: opat = 4, kapatan = 40; ähnlich Sulu. Die erwähnten mikronesischen Sprachen nun formen die Pluralzehner durch Sufficirung von *k* (*ik*, *ek*, *ok*) an die Einer; so Ulia: rhū = 2, rhu-ek = 20. Aber Palau vermittelt den Uebergang zu den genannten indonesischen Sprachen, indem es ein (*o*) *ka* ebenfalls präfigirt; o-ϑei = 3, óka-ϑei = 30. Liessen sich noch mehr derartige Uebereinstimmungen nachweisen, so würde man nicht mehr die mikronesischen Sprachen so einfachhin den melanesischen zuzählen können. Nach Constatirung dieser Thatsache würde dann aber auch die Ethnologie (und Anthropologie) sich der Verpflichtung nicht entziehen können, auch die ethnologischen (und anthropologischen) Verhältnisse dieser Inseln erneut daraufhin zu untersuchen, ob nicht auch dort Zusammenhänge mit den genannten Theilen Indonesiens beständen.

So habe ich nun schon einigermassen nach Indonesien übergeleitet, und der Titel, den ich meinem Vortrage gegeben, legt mir ja auch die Pflicht auf, auch über die indonesischen Sprachen zu sprechen. Ich bin aber heimlich froh, dass die Kürze der Zeit, die noch geblieben ist, mir gestattet, schneller über dieselben hinwegzugehen und ich so der unangenehmen Nothwendigkeit überhoben bin, es allzusehr offenbar werden zu lassen, wie wenig ich eigentlich in diesem Theile meiner Aufgabe bewandert bin. So aber kann ich mich noch ziemlich anständig meiner Pflicht entledigen, wenn ich nur zwei Punkte kurz berühre. Den ersten berühre ich deshalb, weil er den Ethnologen noch sehr wenig bekannt ist und in Folge dessen fast gar keine Berücksichtigung findet, den zweiten, der allerdings bekannt genug ist, weil er zu viel und gewöhnlich nach falscher Richtung hin berücksichtigt wird. Der erste Punkt bietet sich in der Thatsache, dass wir im Südosten des indonesischen Archipels, auf der Insel Halmahera oder Djilolo, sowie auf den beiden ihr nach Westen hin vorgelagerten Inselchen Ternate und Tidore eine Sprachengruppe finden, die sich auf's Schärfste von den in der ganzen Umgebung gesprochenen Sprachen abhebt. Professor H. Kern, der denselben zuerst eine gründliche Untersuchung zutheil werden liess [1]), möchte allerdings wohl noch die Möglichkeit offen halten, dass sie den malayo-polynesischen oder, wie wir sagen, austronesischen Sprachen zugezählt würden, aber er will es durchaus nicht als feststehend behaupten. Ich werde mich hüten, einem so gründlichen Kenner der indonesischen Sprachen, wie H. Kern es ist, entgegenzutreten, zumal in einer Frage, mit der ich selbst mich nur oberflächlich beschäftigt habe; wenn ich indess den Gesammteindruck, den diese Sprachen auf mich machen, wiedergeben soll, so wäre es der, dass mir der Zusammenhang mit den austronesischen Sprachen nicht wahrscheinlich ist. Sollte er aber doch wirklich bestehen,

[1]) Bezüglich Marshall-Inseln: Herrnsheim, Beitrag zur Sprache der Marshall-Inseln, Leipzig 1880, p. 25; bezüglich Ponape: L. H. Gulick, in Journ. of the American Orient. Soc., X, p. 101; bezüglich Mortlock: Kubary in Mitth. der geograph. Gesellsch. in Hamburg 1878—1879, p. 275—276; bezüglich Palau schreibt K. Semper, Die Palau-Insel, Leipzig 1873, p. 370, allerdings, mit Possessivsuffix versehen würden „nicht blos Worte, welche Theile des Körpers, des Geistes oder Verwandtschaftsgrade bezeichnen, sondern auch alle Wurzeln von Substantiven, welche überhaupt besessen werden können, z. B. Haus, Matte, Canoe, Meissel u. s w."; nachdem aber Kubary in einigen Punkten Semper Ungenauigkeiten nachweisen konnte, wage ich nicht recht, in einem so entscheidenden Punkte mich auf Semper allein zu stützen.

[1]) Bijdraagen tot de taal-, land- en volkenkunde van Nederlandsch-Indië, V. Serie, 6. Theil, p. 493; V. Serie, 7. Theil, p. 115.

so ist jedenfalls, wie auch H. Kern hervorhebt, die Eigenart dieser Gruppe so ausgeprägt und vielseitig, dass sie nicht als eine der vielen indonesischen Sprachen betrachtet werden könnte, sondern als vierte selbstständige Gruppe neben die drei anderen, die indonesischen, melanesischen und polynesischen, Sprachen zu setzen wäre, ja vielleicht noch gar sie allein den drei übrigen entgegengestellt werden müsste. Welche Bedeutung dadurch diese Sprachengruppe gewinnt, brauche ich erst nicht hervorzuheben; es ergeben sich dann aber auch hier wieder Consequenzen bezüglich der ethnologischen und anthropologischen Durchforschung dieses Gebietes. Eine eingehende, sehr treffliche Darstellung eines Theiles desselben hatte schon 1885 J. G. F. Riedel in der Zeitschrift für Ethnologie, XVII, p. 58 ff., gegeben; sie wird jetzt, nachdem die weitgehende sprachliche Selbstständigkeit dieser Gruppe offenbar geworden ist, nur umsomehr Interesse wecken.

Der zweite Punkt, den ich hier noch zu berühren habe, betrifft den sprachlichen Antheil der Negritos-Frage. Nachdem das Wort „Negritos“ auch fast eines von denen geworden war, das bei manchen Autoren sich da einzustellen pflegte, wo die klaren Begriffe fehlten und die positiven Kenntnisse aufhörten, ist uns durch H. B. Meyer's gründlich kritische Arbeit über die Negritos[1]) wenigstens einmal Klarheit darüber geworden, wo wir überhaupt noch Negritos zu suchen haben. Es sind die Philippinen, Malakka und die Andamanen. Von Negritos der Insel Luzon besitzen wir einige Wörterverzeichnisse, die H. Kern in dem eben angeführten Werke H. B. Meyer's einer Untersuchung unterzogen hat. Es stellt sich heraus, dass die Ueberzahl dieser Wörter den indonesischen Sprachen angehören, nicht zwar den modernen Sprachen von Luzon, sondern einer älteren Schichtung; immerhin aber stellen sie doch keine radical abweichende Sprache dar. Bei der Spärlichkeit des Materials lässt sich allerdings durchaus kein abschliessendes Urtheil fällen; aber der Umstand, dass nicht Wörter moderner indonesischer Sprachen uns hier vorliegen, lässt doch nicht allzuviel Aussicht übrig, hier noch auf besondere Negrito-Sprachen zu stossen. Ganz ähnlich wie hier scheinen die Verhältnisse auch bei den Negritos der Halbinsel Malakka, den Semang, zu liegen. Ich bin mit einer Arbeit über die dortigen Sprachenverhältnisse beschäftigt, die aber wegen der Mangelhaftigkeit und Sprödigkeit des Materials nur langsam voranschreiten kann. Da ich die Arbeit noch nicht abgeschlossen, kann ich auch ein letztes Urtheil noch nicht abgeben; so weit ich aber bis jetzt gekommen, sehe ich nichts, was mich bewegen sollte, den Semang eine radical selbstständige Sprache zuzuerkennen; ich würde vielmehr sagen, dass sie im Wesentlichen dieselben Sprachen reden[1]), wie die mongololoiden Sakeistämme, die mit ihnen das Innere der Halbinsel bewohnen, deren Sprachen dann wieder an die Mon-Anam-Sprachen deutlich sich anschliessen.

Hier bei den Mon-Anam-Sprachen angelangt, wo wir den festen continentalen Boden Asiens unter die Füsse bekommen, wollen wir unsere Wanderung zu Ende gehen lassen. Denn sie sind ja auch das Glied, durch welches die weite austronesische Inselwelt ihre Verbindung mit dem asiatischen Continent findet. Sie enthalten nämlich eine Reihe offenbarer Beziehungen, sowohl des Wortschatzes als des inneren Baues, zu austronesischen Sprachen, die zwar noch nicht ex professo untersucht und zusammengestellt sind, aber doch zu deutlich hervortreten, als dass sie verkannt werden könnten.

Ich schliesse meinen Vortrag, dessen Länge, wie ich fürchte, Ihre Geduld schon fast erschöpft haben wird. Sie werden mir Nachsicht angedeihen lassen, wenn Sie sich die Schwierigkeit dessen vor Augen führen, ein Gebiet von solchem Umfange und solcher Mannigfaltigkeit der Verhältnisse in den Rahmen eines Gesammtbildes zu bringen, ohne doch durch zu starke Verkürzungen wichtiger Theile die Naturtreue derselben und damit die Wahrheit des Ganzen zu zerstören. Ein derartiges rigoroses Streben nach möglichst getreuer Darstellung dünkt mir ganz besonders dort am Platze, wo ernsthaft arbeitenden Gelehrten der Stand der Forschung in einer Wissenschaft mitgetheilt werden soll, die sie nicht selbst-

[1]) IX. Band der „Publicationen des kgl. ethnographischen Museums in Dresden“, von welcher Arbeit das kürzlich erschienene The distribution of the Negritos in the Philippine Islands and elsewhere, Dresden 1899, das ich selbst noch nicht zu Gesichte bekommen, nicht blos eine Uebertragung, sondern auch eine Erweiterung sein soll.

[1]) Im Augenblicke, wo ich die Correctur dieser Zeilen ausführe und mit meiner Arbeit schon etwas weiter gediehen bin, möchte ich doch dieses Urtheil mit noch grösserer Zurückhaltung ausgesprochen haben, als ich es hier schon gethan; die Möglichkeit, dass die Semang-Negritos auch jetzt noch eigene, wenn auch von den Sakei-Sprachen stark beeinflusste, aber immerhin noch in charakteristischen Eigenthümlichkeiten erkennbare Sprachen besitzen, erscheint mir doch jetzt um einige Grad stärker.

ständig controliren können, deren Resultate sie sich aber doch zu Nutzen machen möchten. Da ist es also dann keine Unhöflichkeit, wenn ich sage: Es liegt mir nicht so viel daran, ob Sie meine Darstellung interessant gefunden haben, wenn es mir nur gelungen ist, Ihnen den Eindruck beizubringen, dass sie zuverlässig sei, und das Vertrauen, sie zu benützen, und ich mir so das Verdienst zuschreiben könnte, hie und da auf ethnologische Forschungen in diesem Gebiete fördernd, sei es anregend, sei es corrigirend, eingewirkt zu haben. Dann aber füge ich noch hinzu, dass, wenn ich auch im Allgemeinen die Wahrheit des Satzes, dass Geben seliger sei als Nehmen, nicht in Frage stellen will, ich doch ein ideales Verhältniss zwischen Ethnologie und vergleichender Sprachwissenschaft als im Geben und Nehmen bestehend betrachten möchte, und ich würde hocherfreut sein, wenn aus den Reihen der Ethnologen, sei es hier, sei es anderswo. Jemand der Sprachwissenschaft durch eine ähnliche Arbeit den gleichen Dienst leisten würde, den ich durch die meinige der Ethnologie zu leisten bestrebt war.

Literaturberichte.

28.

Forrer, Dr. R.: Die Heidenmauer von St. Odilien, ihre prähistorischen Steinbrüche und Besiedelungsreste. Mit 120 Illustrationen, Plänen und Karten. Grossquart, 48 S. Strassburg 1899.

Wer die Heidenmauer auf dem St. Odilienberge im Elsass, so wie es mir vergönnt gewesen, gesehen hat, der wird den tiefen Eindruck, den dieses gewaltige Bauwerk auf Geist und Gemüth macht, nachhaltig empfinden und die Erinnerung wird um so öfter zu ihm zurückkehren, als die Vorstellungskraft geradezu zwingt, sich mit allen Erscheinungen, die es bietet, mit seinem Zwecke, seinen unbekannten Erbauern und seiner geistigen Wiederherstellung und Belebung zu beschäftigen. Für den Prähistoriker im Besonderen bietet es einen der vornehmsten Gegenstände seiner Betrachtung, der, wenn wir das Maass des Könnens und Wollens seiner Entstehungszeit berücksichtigen, selbst mit den erhabenen Bauwerken des Mittelalters verglichen werden darf, unter den Denkmalen derselben Art aber, was Grossartigkeit der Erscheinung und die verhältnissmässig gute Erhaltung anbelangt, seinesgleichen auf deutschem Boden nicht hat.

Wie bekannt, ist dieses Werk eine aus mächtigen Quadern rothen Sandsteines, aus dem auch die herrlichen Baudenkmale am Mittelrhein hergestellt wurden, zusammengefügte, statt des Mörtels mit eichenen Riegeln verbundene Mauer, die bei einer durchschnittlichen Dicke von 1·70 m eine Höhe von mindestens 3·5 m erreicht hat, da sie theilweise in dieser Höhe noch erhalten ist, und bei der gewaltigen Längenerstreckung von mehr als 10.000 m die Hochfläche des Odilienberges im Ausmaasse von mehr als 100 Hektaren umschliesst.

Wir haben hier ein riesiges Bollwerk vor uns, das nicht blos zum Schutze einer vorgeschichtlichen Ansiedelung gewöhnlicher Grösse, sondern auch, und zwar hauptsächlich zur zeitweiligen Aufnahme der Bevölkerung eines ganzen Landstriches mitsammt ihren Heerden und Vorräthen geeignet und bestimmt war. Jahrhunderte haben die unerschöpfliche Menge der Quadersteine als willkommenen Vorrath vortrefflichen Baumateriales benützt, um aus ihm den Bedarf für das Römercastell, für das Klostergebäude, für Burgen und Strassen zu entnehmen, und doch steht sie noch immer einzig da und trotzt noch weiteren Jahrhunderten.

Es ist begreiflich, dass sich Gelehrte und Laien viel mit diesem Denkmale beschäftigten; über Ursprung und Zweck wurde aber bisher mehr gefabelt als geforscht. Kelten, Römern und Germanen wurde die Ehre zugewiesen, seine Erbauer zu sein, Zeichen- und Opfersteine, Druidentempel und -Altäre sollten ihm die Weihe eines Heiligthumes geben. Forrer hielt sich von den hergebrachten Fabeleien ferne, denen zufolge in jeder natürlichen oder künstlichen Vertiefung auf irgend einem Felsblocke gleich eine Schale, in jeder Furche gleich eine Rinne gesehen wurde, welche das Blut der armen Opfer aufzunehmen hatten, und gerade dieser Unbefangenheit, mit der er an die Untersuchung ging, verdankt er die Lösung seiner Aufgabe.

So fand Forrer auf verschiedenen Stellen unter der Alles überwuchernden Pflanzendecke sowohl auf dem anstehenden Felsen, als auf freien Blöcken unzählige derartiger „Blutrinnen“ versteckt, die sich bei eingehender Untersuchung als Sprengschnitte erwiesen, vermittels derer die Blöcke vom Felsen losgelöst und in Quader zerlegt wurden, und die Opferschalen waren nichts Anderes, als natürliche, theilweise vielleicht auch künstliche Becken im Gestein, in denen das bei der Arbeit nöthige Wasser aufbewahrt wurde.

Auf dieser Grundlage gelang es Forrer, nachzuweisen, dass der Bau des Riesenwerkes mit den einfachsten Mitteln durchgeführt wurde, dass vielleicht Generationen an ihm thätig waren, die noch immer nicht mächtig genug erscheinende Mauer zu erhöhen, bis zu dem Augenblicke, als das Bollwerk den Verhältnissen der Zeit nicht mehr entsprach.

Die Untersuchung des technischen Vorganges bei dem Bau der Mauer führte zu dem weiteren Ergebnisse, dass sie nach dem, was wir von der römischen Bautechnik wissen, kein Werk der Römer sein könne. Hiemit stimmt die Thatsache, dass die Römer auf erobertem Boden keine Refugien schufen, sondern Standlager, Castelle oder Thürme errichteten, sei es zum Schutze ihrer Gebietsgrenzen und Heerstrassen, sei es zur Beherrschung der unterworfenen Völker. Die Gewohnheit, Refugien herzustellen, findet sich dagegen bei gallischen und germanischen Stämmen. Unter den letzteren die Erbauer zu suchen, ist ebenfalls unzulässig, da auch die Germanen als Eroberer und Herrscher einzogen, welche sich nicht veranlasst sehen konnten, sofort an den Bau von Refugien zu schreiten, wohl aber trifft dies bei den Galliern zu, welche, nachdem ihre Macht im III. Jahrhunderte v. Chr in's Sinken gekommen, den dauernden Einfällen der ihnen an Kraft überlegenen Germanen ausgesetzt waren und ihnen nicht mehr die einstige Tapferkeit, sondern nur mehr ihre Zufluchtstätten entgegenstellen konnten.

Die Berücksichtigung aller thatsächlichen Umstände und der historischen Nachrichten führt zu dem wohlbegründeten Ergebnisse, dass die Heidenmauer auf dem St. Odilienberge ein Werk der im Lande wohnenden gallischen Mediomatriker gegen den Ansturm der Germanen und dass ihre Erbauung etwa in die Wendezeit zwischen dem III. und II. Jahrhundert v. Chr. zu setzen sei.

Es würde den Rahmen eines Referates weit überschreiten, würde ich auf noch anderweitige Ergebnisse eingehen; es sei genug, wenn ich beifüge, dass durch die gesammte Untersuchung nachgewiesen wurde, dass die Hochfläche des St. Odilienberges schon in der Steinzeit bewohnt gewesen ist und dass nach den Galliern Römer und Germanen ihre feste Hand darauf legten. Die weiteren Schicksale des Berges, seine mittelalterlichen Baureste und Legenden schildert der Verfasser in einer besonderen, bei Trübner in Strassburg erschienenen Schrift.

Forrer hat durch sein mit zahlreichen anschaulichen Illustrationen ausgestattetes Werk die Hauptsache entschieden; späterer Detailforschung bleibt es vorbehalten, die einzelnen Züge in die festen Umrisse seines Bildes einzuzeichnen.

M. Much.

29.

Die Bulgaren. Ethnographische Studien. Von Adolf Strausz. Leipzig. Th. Grieben's Verlag (L. Fernau), 1898, VII+477.

Verfasser, derzeit Professor an der Orientalischen Handelsakademie in Budapest und Redacteur einer trefflichen Zeitschrift („Donauländer"), gehört unzweifelhaft zu den überzeugtesten Verehrern des bulgarischen Volksthums.

Die Zeiten, wo man die poetischen Erzeugnisse der Völker hauptsächlich vom Standpunkte einer von Rousseauschen Ideen angehauchten Aesthetik beurtheilte, sind bekanntlich längst vorüber. Ein Herder, ein Goethe würden gewiss nicht wenig staunen über unsere nüchterne, fast irreverentiöse Art, die Volkspoesie aufzufassen und zu behandeln. Die einstige Begeisterung hat einer rein wissenschaftlichen Betrachtung weichen müssen. Dabei haben sich auch die Interessen für das Volksthum bedeutend erweitert. Wenn einst hauptsächlich Volkslieder gesammelt wurden, verlangt eine neue Wissenschaft, die Volkskunde, die Erforschung aller Erzeugnisse des Volksgeistes. Weiter hat die vergleichende Methode auch auf dem Gebiete der Folklore, durch den Erweis mannigfaltiger Analogieerscheinungen stark die Idee von der originellen Schöpfungskraft der Volksmassen untergraben. Was unlängst als ureigenstes poetisches Nationalgut galt, wird oft als Entlehnung gedeutet. Grimm's mythologische Lehren haben der Migrations- und anthropologischen Theorie den Vorrang abtreten müssen. Dabei hat sich das Interesse vom Volksliede auf das Volksmärchen verlegt, und zwar so, dass es heutigen Tages fast ein gewagtes Unternehmen erscheint, eine Volksliedersammlung auf den Markt zu bringen, während es beispielsweise noch vor einigen Jahrzehnten ein Leichtes war, selbst für eine mittelmässige Uebersetzung serbischer Volkslieder einen willigen Verleger zu finden. Und trotzalledem hat es Strausz vor Jahren gewagt, seinen Landsleuten eine zweibändige Sammlung bulgarischer Volkslieder vorzulegen und sie mit einer Wärme, mit einem dichterischen Schwung anzuempfehlen, die an die beste Zeit der Romantik erinnern[1]). Des Ungarischen nicht mächtig, bin ich leider nicht im Stande, mir ein selbstständiges Urtheil über den Werth dieser Sammlung zu bilden, die weit die Versuche eines Dozon oder Rosen überflügelt. Doch von der Thatsache, dass drei Jahre später eine deutsche Uebersetzung derselben erscheinen konnte[2]), muss ich schliessen, dass Strausz von seiner heimatlichen Kritik nicht entmuthigt ward — und mit Recht, denn die deutsche Version entspricht im Allgemeinen den Anforderungen einer poetischen Wiedergabe. Die wissenschaftliche Kritik hat zwar an derselben so Manches ausgesetzt, was noch zu Goethe's Zeiten gewiss nicht hart getadelt worden wäre (nicht genügender Ausweis der Quellen, einzelne sprachliche Unrichtigkeiten), allein die ästhetischen Feinschmecker haben sich nicht beirren lassen und haben Strausz ihr Lob nicht vorenthalten. Und trotzdem wäre es übertrieben, zu behaupten, dass die „Bulgarischen Volksdichtungen" einen annähernd ähnlichen Enthusiasmus entfesselt hätten, wie seinerzeit die ersten Uebersetzungen serbischer Volkslieder, obwohl im Grunde manche Perlen in der Strausz'schen Sammlung den serbischen Interpretationen einer Talvj an Inhalt und Form gewiss nicht nachstehen. Augenscheinlich hat die bulgarische Volksmuse das psychologische Moment versäumt, um sich dem europäischen Publicum vorzustellen, was auch Strausz begriffen zu haben scheint, denn seine weiter unten erörterte Publication ist dem bulgarischen Volksthum im Allgemeinen gewidmet. Auch hier ist in erster Reihe wieder ein Werk in ungarischer Sprache zu verzeichnen, von dem „Die Bulgaren", wenn ich nicht irre, in Hauptzügen eine Uebersetzung sind[1]).

Diesmal hat sich Strausz auf ein rein wissenschaftliches Gebiet begeben. Der Aesthetiker ist dem Folkloristen gewichen. Zwar sind seine Uebersetzungen bulgarischer Volkslieder mit eingehenden Einleitungen versehen, welche gewissermassen seine „Bulgaren" in nuce enthalten, doch ist dort die Methode eine ganz andere und auch das Material sehr unvollständig. Dabei fehlt ihnen die wichtige Tendenz, welche die Originalität des neuen Werkes ausmacht und die wie ein rother Faden das Ganze durchzieht: die Tendenz, durch Anwendung der vergleichenden Methode — „durch den Hinweis auf die gleichen Züge im Volksglauben der Magyaren und der ugrischen Völker" — eine neue Stütze für die von den neueren Sprach- und Volksforschern Ungarns erwiesene Ansicht beizubringen, dergemäss die Bulgaren und Magyaren in ihrer Urheimat miteinander in enger Beziehung gestanden sind.

Die vergleichende uralaltaische Sprachforschung hat bekanntlich erwiesen, dass die türkischen Elemente des magyarischen Wortschatzes sich hauptsächlich aus dem Čuvašischen erklären lassen und da nach neuerer Ansicht diese Sprache nur eine neue Bildung der alten wolga-bulgarischen Sprache vorstellt und weiter historisch beglaubigt ist, dass Magyaren und Bulgaren lange Zeit in Berührung standen, und zwar schon in der Zeit der ersten Besitznahme der nördlichen Ufergebiete des Schwarzen Meeres von Seite der Bulgaren, so ist nach Strausz anzunehmen, dass auch in den Traditionen, Sitten und Gebräuchen der beiden Völker sich Analogien beweisen lassen müssen. Und richtig zeigt Verfasser auf gewisse Uebereinstimmungen, die nach ihm kein Werk des Zufalles sein können und die ihren Grund nur in der Verwandtschaft der Bulgaren mit den ugrischen Völkern haben. Um seine Hypothese zu bekräftigen, zieht nun Strausz eine bedeutende Menge von parallelen Sagen und Legenden aus dem Gebiete der ganzen ugrofinnischen Volkskunde herbei, wobei ihm die Kenntniss des Magyarischen natürlich sehr zu statten kommt. Bekanntermassen ist das Interesse für die ugrofinnischen Forschungen nirgends so rege, wie gerade in Ungarn. So hat Strausz unter Anderem sehr vortheilhaft für sein Werk die ausgezeichneten sprachlichen Studien und ethnographischen Sammlungen eines Bernhard Munkácsi auf dem Gebiete des Vogulischen, Barna's ungarisches Werk

[1]) Bolgár Népköltési gyüjtemény. Budapest 1892.
[2]) Bulgarische Volksdichtungen. Wien und Leipzig 1895

[1]) Bolgár Néphit, irta Strausz Adolf. Budapest 1897. (Magyar néprajzi Könyvtár.)

„A mordvaiak pogány istenei“ (Die heidnischen Götter der Mordvinen), Papai's Aufzeichnungen über die Ostjaken benützen können, abgesehen von der übrigen einschlägigen Literatur.

Selbsverständlich geniesst Verfasser auch den grossen Vortheil, dass er unmittelbar aus dem reichen Born der magyarischen Volkskunde schöpfen kann, ein Vortheil, für den man jeden Forscher auf unserem Gebiete wahrlich beneiden muss; denn die Meinung, dass nur grosse Nationen Grosses leisten können, ist gewiss zu verwerfen; allein wie bedeutend auch die Fortschritte der Magyaren auf allen Gebieten der Cultur und Wissenschaft sein mögen, es ist nicht minder wahr, dass diese Fortschritte in Folge der sehr schwachen Verbreitung des Magyarischen grösstentheils unbekannt bleiben. Wie sollte man nicht bei solchen Bedingungen jede Mittheilung aus der ungarischen Volkskunde freudig begrüssen? Als seine nächsten ungarischen Quellen führt Strausz Kalmány, Vilagunk Alatulasai etc. und Benedek Alexius, Magyar Népmondak an, doch hat er auch handschriftliche Materialien benützen können. Dies Alles möge zeigen, welch' reiche Mittel dem Verfasser zur Verfügung standen, um den Beweis für seine Hypothese anzutreten. Und nun fragt es sich, hat er sein Ziel erreicht? Sein Werk, das sich in Hauptsachen als ein systematischer Auszug aus den ersten elf Bänden des vom bulgarischen Unterrichtsministerium herausgegebenen und vom Unterzeichneten redigirten „Sbornik za narodni umotvorenija etc.“ (Sammelwerk für Volkskunde etc.) repräsentirt, enthält folgende sechs Abschnitte: 1. Kosmogonische Spuren (S. 1—120); 2. Dämone (S. 120—243); 3. Schicksalsgebräuche (S. 243—329); 4. Festgebräuche (S. 329—382); 5. Volksmedicin (S. 384—423) und 6. Todtengebräuche. Parallelen sind jedoch nur zu den ersten zwei Abschnitten herbeigezogen. Vom Standpunkte der vergleichenden Volkskunde sind ganz besonders die kosmogonischen Spuren im bulgarischen Volksglauben behandelt worden (S. 1—120).

Dieser Theil ist denn auch der bei weitem interessanteste des ganzen Werkes. Hier hat sich Strausz eng an die ausgezeichneten Forschungen Dragomanov's im „Sbornik“ angelehnt, doch hat er auch manch' Neues mitgetheilt.

Im Abschnitte „Dämonen“ bietet nur der Vergleich der bulgarischen Samovilen mit den ungarischen Szepászony etwas Originelles. Der Schwerpunkt der ganzen Untersuchung liegt mithin in dem ersten Capitel. Strausz vergleicht in erster Reihe die bulgarischen Legenden von der Erschaffung der Welt mit denen einiger ugrischer Völker und findet sowohl im Ganzen als auch in einzelnen Zügen (z. B. in der Rolle der Biene in den kosmogonischen Legenden) bemerkenswerthe Aehnlichkeiten.

Nach Strausz war die dualistische Weltanschauung, die dem Bogomilismus zu Grunde liegt, dem bulgarischen Volke noch aus seiner Urheimat bekannt, und nur so ist die rasche Entfaltung dieser Secte im späteren Donaubulgarien zu deuten. „Der Bogomilismus hat neue Lebenskraft aus dem bulgarischen Volksglauben geschöpft, den die Bulgaren noch aus ihrer Urheimat mitgebracht und nicht dem Bogomilismus entlehnt haben.“ (S. 23.) „Der Bogomilismus konnte sich eben auf der festen Grundlage der dualistischen Anschauung weiter zu nie geahnter Blüthe entfalten.“ (ib.) — Es würde mich zu weit führen, wollte ich die einzelnen Behauptungen, Hypothesen und Beweise nach ihrer Richtigkeit prüfen; doch muss ich unbedingt bekennen, dass mich Strausz' Analogien wohl nicht ganz befriedigt, doch gewiss zu weiterem Nachdenken und Nachforschen angeregt haben, umsomehr, als mich die Frage von dem Ursprunge der Bulgaren seit Jahren beschäftigt.

Strausz' Untersuchung fusst auf der Annahme, dass die alte Sprache der Wolgabulgaren durch den eigenthümlichen Dialect der Čuvašen vertreten ist, und da die türkischen Elemente im Ungarischen — čuvašische Lautform aufweisen, so ist auch der Connex des Magyarischen mit dem Wolgabulgarischen erwiesen. Nun aber glaube ich — nachdem ich vor zwei Jahren die Frage an Ort und Stelle studirte und mich sowohl mit der Sprache als auch mit den Sitten und Bräuchen der Čuvašen bekanntgemacht habe, dass das Problem von dem Ursprunge der Bulgaren nicht als definitiv gelöst gelten darf. Den Beweis für meine Behauptung werde ich an anderer Stelle liefern, doch so viel kann ich auch hier mittheilen, dass mir die Čuvašen ein türkisirtes finnisches Volk zu sein scheinen (vielleicht türkisirte Čeremissen?). Ihr ethnischer Typus hat mit dem tatarischen nichts gemein, obwohl in sprachlicher Beziehung der engste Zusammenhang zwischen Čuvašen und Tataren besteht. Nun ist aber weiter gewiss, dass sich im heutigen Volksglauben der Bulgaren vereinzelte Züge nachweisen lassen, die an gewisse finnische mythologische Anschauungen anklingen (hiezu rechne ich besonders den wichtigen Zug, den Strausz übersehen hat: — die Heirat der Sonne). Wie erklärt sich das? Können wir hier wirklich einen ethnischen Einfluss annehmen? Die Sache an sich wäre ja denkbar, denn jene Horden, die Mösien zuerst bekriegten, um sich sodann dort häuslich einzurichten, waren gewiss nicht so gering an Zahl, wie gemeiniglich angenommen wird. Allein — und hier fängt der Zweifel an —, wenn die alten Bulgaren türkisch sprechende Finnen waren, warum ist mir auf meinen mannigfaltigen Reisen kreuz und quer durch ganz Bulgarien kein einziger Typus aufgestossen, der an den Typus der Čuvašen erinnerte? Dagegen ist der echt tatarische nicht selten. Nun aber, um die Confusion noch grösser zu gestalten, weist Professor Bogdanov an einer grossen Anzahl von Schädeln aus Bolgari (an der Wolga) — Dolichocephalie nach[1]). Da soll sich Einer auskennen in diesem Wirrsal von Antinomien! Wie es auch sei — die Frage ist gewiss noch nicht ganz spruchreif und deshalb steht denn auch Strausz' Hypothese nicht auf ganz festen Füssen. Aber sie ist suggestiv und es muss noch in ihrem Sinne weitergeforscht werden.

Wie gesagt, liegt die ganze Originalität des Strausz'schen Werkes in dieser warm vertretenen Ansicht von der vielfachen Gemeinschaftlichkeit zwischen der Kosmogonie und Mythologie der Bulgaren und Ugrofinnen und sie ist es, die dem Ganzen ein selbstständiges Gepräge verleiht. Sonst in den Abschnitten, wo es sich einfach um eine Systematisirung bekannter Thatsachen handelt, verliert das Werk an Interesse, allein, muss ich zusetzen, nur für den, der aus den Quellen schöpfen kann, und dazu gehören nur die slavisch kennenden

[1]) Izv. imp. obšt. ljub. estestvoznannija, antropologii i etnografii, t. XXXV, č. I. 4. Antropol. vystavka 1879. Moskau 1882, t. III. č. I, Heft 4, p. 363 u. f. 61·76% Dolichoceph., 17·64% Mesoceph. und 20·58% Brachyceph.

Gelehrten, nicht aber in demselben Maasse für den, der des Bulgarischen oder irgend einer slavischen Sprache nicht mächtig ist. Seine „Bulgaren“ werden besonders den deutschen Ethnologen und Folkloristen sehr zu statten kommen und sie können im Allgemeinen Vertrauen in das Werk haben, denn es ist gewissenhaft gearbeitet. Einige Uebersetzungsfehler (z. B. Komardžija [Hazardspieler] = Gelsenmann, als wäre es vom bulg. Komar, džiger — Magen statt Leber [türk. W.], Unterscheidung zwischen Vampyr und Lepir [letzteres ist nur eine dialectische Form von ersterem], zwischen Sajbija und Stopan [Beides bedeutet dasselbe, nur ist ersteres türkisch]), das allzu grosse Vertrauen in die mythologischen Phantasien eines Verković, die etwas willkürliche Einschiebung von Gebräuchen bei Geburt, Verlobung und Heirat in den Abschnitt „Schicksalsglauben“, alles dies kann den Werth des Werkes nicht beeinträchtigen. Nicht allein vom Standpunkte eines Bulgaren, der dem Verfasser Dank weiss für die seltene Sympathie, die er seinem Volksthum seit Langem entgegenbringt, sondern auch vom Standpunkte eines Forschers, der, frei von jeder nationalen Rücksicht, nur das allgemein Giltige anerkennen darf, muss ich Strausz' Buch anempfehlen.

Sofia. **Dr. Ivan Šišmánov.**

30.

Starožitnosti země české. I. díl. — **Čechy předhistorické**, na základě praehistorické sbírky musea král. českého. Píše Dr. J. L. Píč. Svazek 1. (Die Alterthümer Böhmens; I. Theil. — Das prähistorische Böhmen, auf Grundlage der prähistorischen Sammlung des Museums des Königreiches Böhmen; erster Band von Dr. J. L. Píč.)

Es liegt vor uns der erste, 87 Druckseiten, 87 Tafeln, 3 Karten nebst zahlreichen Textillustrationen umfassende Quartband eines in grösserem Massstabe angelegten Werkes aus der Feder des eifrigen böhmischen Archäologen und Historikers, Professors Dr. J. L. Píč. Derselbe hat durch eine Reihe von Jahren auf Kosten des Landesmuseums in Prag und der prähistorischen Commission der böhmischen Kaiser Franz Josef-Akademie Grabungen in Böhmen vorgenommen und sich in letzter Zeit diesbezüglich mit den Herren Felcman, Formánek, Hellich, Požárecký und Waněk verbunden und das hiebei gewonnene reiche Materiale in der prähistorischen Abtheilung des Landesmuseums, deren Vorstand er ist, deponirt. Dieses Materiale lieferte mit Benützung anderweitiger Grabungen und Untersuchungen die Grundlage zur vorliegenden Schrift mit den entsprechenden Abbildungen.

Der vorliegende Band behandelt in der Einleitung die Thesen über die älteste Besiedelung Böhmens, die Ansichten der alten Chronisten, Thesen über Bojer und Markomannen, über den Ursprung der Bayern und Thesen der historischen und etymologisch-archäologischen Schule über den Ursprung und die Wanderungen der Slaven. Daran schliessen sich Capitel über den diluvialen Menschen in Böhmen und vorzugsweise über den Stamm der hockenden Skelette in Böhmen, und zwar über die Herkunft derselben, über megalithische Denkmäler, über die ältesten Gräber desselben, über die älteste Keramik in Gräbern und auf Siedelungen, über die Entfaltung des Stammes der Hocker in Böhmen, über die ersten Culturein flüsse, über Gräbergebräuche, über das häusliche Leben und über die letzte Zeit der Selbstständigkeit dieses Stammes. Hinzugefügt ist ein Verzeichniss der Begräbnissstätten und der Ansiedelungen.

Im Capitel über die älteste Besiedelung Böhmens inclusive den Ursprung der Slaven bespricht der Verfasser die verschiedenen Ansichten und sich oft widersprechenden Hypothesen von den ältesten bis zu den allerneuesten historischen Deductionen verschiedener Forscher, besonders betreffs der Bojer, Markomannen und Quaden, aus denen bis heute wenig absolut Sicheres hervorgeht. Verfasser anerkennt selbst, dass die Ansichten und Folgerungen der historischen Schule untereinander einerseits, sowie auch die der etymologisch-prähistorischen Schule entstammenden Ansichten andererseits sehr auseinanderlaufen. Píč selbst vertritt den nachstehenden bekannten Standpunkt: Die Bojer, gallischen Ursprunges, kamen um das Jahr 400 v. Chr. nach dem nördlichen und mittleren Böhmen und verschwanden zu Cäsars Zeiten. Vor den Bojern siedelten in Böhmen, vom diluvialen Menschen abgesehen, zwei Stämme: der Stamm der hockenden Skelette in Nordböhmen und der Stamm der Steinhügel in Südböhmen; beide erlebten den Eindrang der Bojer, welche den ersteren unterjochten, der letztere blieb selbstständig. Fast gleichzeitig mit den Bojern dringt von Norden her der Stamm der Brandgräber des Lausitzer- und des schlesischen Typus; es kommt eine „neue Mode“ in's Land, welche gleichzeitig die Hocker und die Steinhügel erreicht. Die Markomannen waren unter Marobud in Böhmen und ihrem Marobudum entspricht die Wallburg Stradonic. Die Brandgräber aus der römischen Kaiserzeit (Pichora und Třebická bei Dobřichov) sind weder markomannisch noch svevisch, sondern slavisch, wie dies aus der ununterbrochenen Culturschichte von Michle bei Prag und aus den slavischen Benennungen: Krkonoši, Rakati (Rakousy, Oesterreich) und Wien hervorgeht. Virchow's slavischer Burgwalltypus ist nicht ursprünglich slavisch, sondern es ist eine Mode, welche zur römischen Kaiserzeit in Rhaetien und Noricum entstand, sich bei den Slaven bald nach den Brandgräbern von Třebická einbürgerte und bis zum XII. Jahrhunderte dauerte. Auch die Sförmigen Schläfenringe sind nicht slavischen Ursprunges.

Das Capitel über den diluvialen Menschen in Böhmen, welches Verfasser vorherrschend nach des Referenten Untersuchungen behandelt, wollen wir übergehen.

Nach der Diluvialzeit hat sich nach Píč das Klima Nordeuropas bedeutend gebessert und es erfolgte nach diesem Lande die Einwanderung eines neuen Stammes mit festen Sitzen, mit Hausthierzucht und Ackerbau, welcher seine Todten in hockender (vorherrschend auf der Seite liegender, untergeordnet in sitzender) Stellung begräbt. Dieser Stamm ist ein Zweig jener Bevölkerung, welche damals über ein bedeutendes Gebiet Europas verbreitet war und in einer breiten Zone von der pyrenäischen Halbinsel längs des Meeres bis zur Weichsel die megalithischen Denkmäler zurückgelassen hat. Als älteste Denkmäler dieses Stammes der Hocker führt Verfasser einige seiner Ansicht nach megalithische Denkmäler in Böhmen an, die indess durchwegs Naturgebilde sein dürften, wie dies Referent von einigen derselben vom geologischen Standpunkte aus nachgewiesen hat.

Verfasser wendet sich dann zur Besprechung der ältesten Gräber mit hockenden Skeletten in Böhmen, deren Keramik und Steinwerkzeuge „der sogenannten letzten Stufe der

jüngeren Steinzeit" entsprechen; reiht daran Gräber mit späterer Keramik und mit Bronze (Uněticer Typus) u. s. w. bis zu den jüngeren Gräbern von Bylany (La Tène-Typus), mit welchen der Stamm der Hocker schliesst.

Bei der hierauf folgenden Besprechung der ältesten Keramik Böhmens in den Hockergräbern werden Gefässe in der Form von Pokalen, Amphoren und Krügen mit Schnurornament angeführt und dieselben mit derartigen Vorkommnissen ausserhalb Böhmens verglichen. Bezüglich der ältesten Keramik der Siedelungen wird hervorgehoben, dass sich dieselbe mit jener der Gräber nicht immer deckt; als älteste Keramik der Siedelungen werden angeführt: die Flaschenform mit getupftem Ornamente, die Birn- und Halbkugelform mit gestricheltem Ornamente und die Halbkugelform mit Voluten und Höckern und ohne Ornament. In die älteste Zeit Böhmens reicht ferner das Bandornament, welches mit einem vereinzelten Sonnenornamente aus dem Süden hieherkam.

Die vier keramischen Culturen: des Schnurornamentes, der Flaschenform, des gestrichelten und des Volutenornamentes sind nicht Kennzeichen einer fortschreitenden, sondern nur einer localen gleichzeitigen Culturentwicklung. Von der fünften keramischen Cultur, nämlich von der von den beiden Ufern des Baltischen Meeres verbreiteten nordischen, gelangte nach Böhmen nur Weniges; von der sechsten, nämlich der ältesten Pfahlbauten-Cultur mit dem Bandornamente etwas mehr, und von der siebenten, nämlich der Cultur gemalter Keramik, gelangte vom Schwarzen Meere etwas bis nach Mähren, aber nichts nach Böhmen.

Aus Analogien zwischen den Grabesfunden in Böhmen und in Thüringen schliesst Píč, dass der Stamm der Hocker nach Böhmen aus Thüringen kam zur Zeit, als daselbst die Bronzenadeln des Uněticer Typus auftraten; während dieser Stamm in Thüringen in dieser Zeit aufhört, entwickelt sich derselbe in Böhmen während der Bronzezeit weiter. Als Ursache dieser Erscheinung wird angenommen, dass zu jener Zeit (am Beginne der Bronzezeit), etwa um das Jahr 1500—1200 v. Chr., ein neuer Volksstamm mit nordischer Bronzecultur aus dem Norden nach Thüringen eindrang und den bisherigen Stamm nach Böhmen verdrängte.

Im Capitel über die Weiterentwicklung des Stammes der Hocker in Böhmen wird angeführt, dass derselbe bei seiner sonstigen selbstständigen Entwicklung auch weiterhin in Verbindung blieb mit südlichen Gebieten, aus denen Metallobjecte ausgeführt wurden, so die Paalstäbe aus Italien, die bronzenen Dolche, Messer, Zierröhren u. dgl. aus dem Südwesten (Rhonegebiete, Schweizer Pfahlbauten). Auch die Keramik dieses Stammes wurde mit beeinflusst, die grossen Vorrathsgefässe sowohl als wie die feineren Gefässe aus geschlemmten Thon, die Ansa lunata und Aehnliches weisen auf die Schweizer Pfahlbauten und auf die italienischen Terramaren hin.

Die Bestattungsgebräuche des Stammes der Hocker bezeugen einen hochentwickelten religiösen Sinn. Ausser Gräbern in Reihen kommen auch Einzelngräber und Gräber in Wohngruben vor; die auf der Seite hockenden Skelette herrschen vor, sitzende Skelette sind seltener. Unter den Leichenbeigaben werden besprochen: Ohrgehänge aus Gold und Bronze, Bronzenadeln, Halsschmuck aus Thonperlen, Bronzeröhren und -Spiralen, aus Bernstein, Muschelschalen u. s. w., Bronzeringe, Pfeilspitzen, Lanzen und Schwerter (ungarischen und Hallstätter Typus) kommen nur in Siedelungen, nicht aber in Gräbern vor.

Weiter wird angeführt, dass einfache Steinäxte und Steinkeile, sowie Steinbeile und schön geformte Steinhämmer in Gräbern mit Bronzeobjecten (Paalstäben u. s. w.) vorkommen, und dies ist wohl der Grund, warum Verfasser nebenbei nur von sogenanntem Neolith spricht[1]). Bezüglich des Schädeltypus wird angeführt, dass dolichocephale Schädel theilweise mit brachycephalen untermischt sind.

Im Capitel „Häusliches Leben" werden die Aschenlagen, Wohn- und Abfallsgruben besprochen, weiters die Hausgeräthe, Handmühlen, Knochengeräthe, Webegeräthe, Knochenhämmer[2]), Wohnhütten und häusliche Thongeräthe. Die Graphitisirung und feinere Ornamentirung der Thongefässe gelangte nach Böhmen zum Theile aus dem Südwesten, grösstentheils jedoch aus der Lausitz und aus Schlesien. Die jüngere Bronzezeit der südböhmischen Steinhügel läuft parallel mit der jüngeren Hallstätter Cultur, welch' letztere als Zeit in Böhmen wesentlich nicht vertreten ist.

Im Capitel „Ueber die letzte Zeit der Selbstständigkeit des Stammes der Hocker in Böhmen" bemerkt Verfasser, dass bald nach der Einwanderung desselben ein zweiter ebenfalls namenloser Stamm nach dem südwestlichen Böhmen einwanderte, welcher daselbst die Steinhügel hinterliess und im Gebiete der Berounka mit dem Hockerstamme in kämpfende Berührung kam, wofür die Gräber von Netovíc sprechen.

Im jüngeren Gräberfelde der Hocker von Bylany, in welchem Eisen über die Bronze vorherrscht, sind neben eisernen Typen der späteren Hallstätter Zeit (Schwert u. A.) vornehmlich Metallobjecte der La Tène-Zeit vertreten. Die Keramik ist hier neu und einheitlich, junghallstättisch. Gemalte und schön graphitisirte Gefässe weisen auf die Grabhügel der Oberpfalz und Frankens hin, ebenso die gestrichelte, die Dreieck- und die getupfte Keramik der graphitisirten Gefässe. Diese Culturphase kam vom Obermain nach Böhmen, und zwar diesmal nicht durch Einwanderung, sondern als blosser Cultureinfluss oder als „neue Mode" zur alten Bevölkerung. Die böhmischen Skeletgräber mit gallischer (La Tène-) Cultur, charakterisirt durch die anfängliche Duxer und die schliessliche Stradonicer Fibel, sind gleichzeitig mit der späteren Hallstätter Cultur der österreichischen Alpen, der oberen Donau und des Obermain. Ein gallischer Stamm drang nach Böhmen ein, unterwarf den Stamm der Hocker und verschwindet in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts v. Chr., also beiläufig in der Zeit des vorausgesetzten Abzuges der Bojer aus Böhmen. Der Stamm der Hocker des jüngeren Gräberfeldes von Bylany verschwindet als selbstständiger Stamm schon vor dem Eindringen der römischen Provinzialcultur, die in den Gräbern von Dobřichov so reichlich vertreten ist, um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. offenbar in der Leichenverbrennung. Er kam früher noch in

[1]) Es ist wohl richtig und bekannt, dass am Beginne der Bronzezeit Steinwerkzeuge und -Waffen neben Bronze noch längere Zeit in Gebrauch blieben; allein bei einer bedeutenden Zahl der von Píč angeführten derartigen Gräber, in denen neben Bronze auch Steinwerkzeuge als Grabesbeigaben angeführt werden, dürften die letzteren nur zufällig aus einer neolithischen Culturschichte in das durch diese hindurch ausgehobene jüngere Grab gelangt sein, wie dies Referent bei einem metallzeitlichen Grabe von Mährisch-Kromau nachwies.

[2]) Stockgriffe. (Anmerkung des Referenten.)

Verbindung mit dem Stamm der Urnengräber, welcher damals bereits an der Elbe sehr verbreitet war und welcher sich dann über das Gebiet des Hockerstammes verbreitete und diesen letzteren nach dem Abzuge des gallischen Stammes und vor dem Eindringen der römischen Provinzialcultur im Laufe der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. verschlang.

So lässt Píč (mit Umgehung der neolithischen Zeit) und festhaltend an den alten Traditionen von den gallischen Bojern, den Markomannen und den Sveven, einen Zweig des Volkes, das nach der Eiszeit (S. 188) Mittel- und Nordeuropa in einzelnen Gruppen besiedelte[1]), nämlich den Stamm der hockenden Skelette Ende der neolithischen Zeit aus Thüringen als Urstamm in das menschenleere jungfräuliche Böhmen einwandern, sich unter Einfluss der Bronze- und Hallstätter Cultur und schliesslich, von gallischen Kriegern unterjocht, der La Tène-Cultur weiterentwickeln, bis derselbe an der Grenze unserer Zeitrechnung vom Stamme der Urnengräber culturell und national verschlungen wird.

Die beigefügte Karte *A* enthält die Fundstätten der ältesten Keramik in Böhmen als Spuren der ersten Besiedelung des Landes; die Karte *B* enthält die Verbreitung der ältesten böhmischen Keramik über Europa; die Karte *C* die Ansiedelungen des Hockerstammes in Böhmen und die Karte *D* die Verbreitung der Gräber desselben Stammes in Böhmen.

Es ist nicht zu verkennen, dass so manche Gedanken und Ausführungen des Verfassers, der sich durch seine Ausgrabungen verdient gemacht, und der auch viel ausser Landes gesehen hat, so neben anderen besonders der Gedanke der fortschreitenden Entwicklung eines sesshaften Stammes während nacheinanderfolgender Culturphasen, so manches Beachtenswerthe enthalten und neue Anregungen bieten. Es wäre wünschenswerth gewesen, wenn der Verfasser etwas weniger die Seite wissenschaftlicher Sonderheit, weniger die alte historische und etwas mehr die bisherige wissenschaftliche „Schablone" der in Europa herrschenden prähistorischen Culturstufen berücksichtigt hätte, ohne welche nun einmal die Forschung nicht fortschreiten kann; er wäre hiebei so manchem Irrthume entgangen und sein Werk hätte an Werth und Bedeutung gewiss noch mehr gewonnen. Ein bedeutendes Verdienst dieses Buches liegt in den zahlreichen guten Illustrationen, welche das Gesammtinventar einzelner Gräber, Gräbergruppen und Siedelungen bieten. **Woldřich.**

[1]) Píč nennt diesen Ureinwohner Europas wohl nur scherzweise „Homo proteuropaeus".

31.

Délmagyarország régiségleletei a honfoglalás előtti időkből. (Die archäologischen Funde von Südungarn aus der Zeit vor der Landnahme [Einwanderung der Magyaren].) Zusammengestellt von Felix Milleker, herausgegeben von der südungarischen historischen und archäologischen Museum-Gesellschaft. II. Theil: Römische Funde sowie barbarische Funde aus der Römerzeit und aus der Zeit der Völkerwanderung; mit 170 Abbildungen und einer Karte der Fundorte. Temesvar, Buchdruckerei der Csanader Diöcese. 1898. Preis 1 fl. (Vertritt das 3. und 4. Heft des „Tört. és rég. Értesitő für 1898.) 205 Seiten, Grossoctav.

Das erste Heft zeigt in alphabetischer Ordnung 142 Fundorte römischer Objecte, das zweite Heft 37 Fundorte barbarischer Funde. Bei jeder Ortschaft sind nicht nur die sämmtlichen bisher constatirten Funde kurz charakterisirt, sondern es ist auch angegeben, wann, wo, bei welcher Gelegenheit, an welcher Stelle der Fund gemacht wurde und wo er sich gegenwärtig befindet. Am kürzesten sind die Münzenfunde behandelt, am ausführlichsten der Schatz von Nagy-Szent-Miklos (44 Seiten).

Das erste Heft hat eine topographische und historische Einleitung über die römische Zeit in Südungarn; die Einleitung des zweiten Heftes constatirt bei den barbarischen Funden eine germanische und eine sarmatische Gruppe, sowie eine Gruppe gemischter Beutestücke. Ein angehängtes genaues Sachregister erleichtert das Nachschlagen.

Der Verfasser scheint fast alle Objecte auch selbst gesehen zu haben und es wird ihm kaum irgend eine Quelle entgangen sein. Selbstständiges will dieses Inventarium nicht bieten.

K. Fuchs.

32.

Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. Uitgegeven door het kon. Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Ned.-Indië. 6. Volgreeks, VI. Deel. 's Gravenhage. Martinus Nijhoff, 1899. (VI, 702, XXII S.)

Bereits im Sommer 1899 lag der über 700 Seiten starke Band, der den 50. der gesammten Reihen der „Bijdragen" bildet, abgeschlossen vor. Mit den Publicationen des „Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen", der Tijdschrift van het kon. Aardrijksk. Genootschap und der Tijdschrift voor Nederlandsch-Indië gehört diese Zeitschrift trotz ihrer Wichtigkeit für die Ethnographie und Linguistik Indonesiens und der angrenzenden Gebiete zu den bei uns viel zu wenig bekannten. Der vorliegende Band bringt nächst einigen historischen Arbeiten (von van der Kemp und Rouffaer) eine Anzahl philologischer Arbeiten über Indonesien. Vor Allem ist hier eine Reihe von Beiträgen des bekannten Orientalisten Prof. H. Kern zur Kenntniss der altjavanischen Sprache zu erwähnen, denen bereits im vorigen Bande ein Artikel vorangegangen ist; die in dem vorliegenden Jahrgange enthaltenen drei Aufsätze bieten eine ausführliche Lehre von den Pronominibus, mit Heibeiziehung grossen Vergleichsmateriales aus anderen indonesischen Sprachen. Einzelnes finden wir schon in früheren Arbeiten Prof. Kern's in den „Bijdragen", so im XI. Bande der 3. Folge[1]), im I. Bande der 4. Folge[2]). Von Dr. H. H. Juynboll wird die (freie) altjavanische (sowie kurz die neujavanische und malaische) Bearbeitung einer Episode aus Râmâyaṇa, darstellend die Erweckung des seit acht Tagen „zum Vergnügen schlafenden" Kumbhakarṇṇa durch die Râkshasas mit allen erdenklichen

[1]) „Over zoogenaamde verbindingsklanken in het Tagala en wat daarmee overeenkomt in 't Kawi", p. 138 ff.

[2]) „Mengelingen", u. zw. „anung", p. 145, und „kwa, mwa", p. 157.

(vergeblichen) Mitteln, mit dem Sanskritoriginal verglichen. Derselbe Autor bringt p. 213 ff. eine altjavanische poetische Umarbeitung (in Hauptzügen) des 15. Buches von Mahâbhârata, enthalten im Gesange II—IV von „Kṛshṇântaka“ („Krishna's Tod“), einer Bearbeitung des 16. Buches diesen indischen Epos und weist (nebst linguistischen Anmerkungen) auf die Verschiedenheiten vom indischen Text hin, endlich (p. 391) einen Aufsatz über das altjavanische Gedicht Sumanasântaka und sein Verhältniss zum indischen Raghuvamça. Dr. N. Adriani behandelt (p. 676) als Probe einer Lautlehre des Bareë (Central-Celebes) die Palatalen dieser Sprache mit Heranziehung anderer celebesischer Sprachen.

Um nun zur Ethnographie überzugehen, so finden wir da vorerst einen Aufsatz von G. P. Rouffaer, betitelt „Matjan gadoengan“ („Der verlarvte Tiger“ [1]). Der Verfasser sucht gegen die Auffassung von Wilken in seinem „Animisme bij de volken van den Indischen Archipel“, dass die „Wertiger“ (ein Seitenstück zum „Werwolf“) nach dem Volksglauben der Indonesier nicht durch directe Gestaltveränderung von Mensch in Thier entstehen (oder umgekehrt), die Ansicht Prof. de Groot's, dass man eine Seelenwanderung („zielsverhuizing“) annehmen müsse, durch ältere Belegstellen zu vertheidigen. Nach de Groot nehmen auch die Chinesen directe Veränderung an. Als ein Hauptrevier solcher „macan gadungan“ wird der alas lodaya (Wald von Lodåyå, in der Afdeeling Blitar, Java) genannt, wo auch nach dem „Babad Tanah Djawi“ (circa 1700) „hungernde Teufel“ (in Menschengestalt) „drubiksas“ [2]) hausen, die vielleicht mit den macan gadungan der heutigen Javanen identisch sind. „Eenige mensch-dier verhalen uit Java“, gesammelt von Dr. Hazeu, veröffentlicht Prof. de Groot auf p. 688—694; sie stammen aus den Residentschaften Japara und Semarang. In der ersten Erzählung begegnen wir der Verwandlung einer Frau in eine Tigerin (was auch in China vorkommt), sowie dem schon oben angedeuteten Glauben, dass alle Bewohner gewisser Landstriche „Wertiger“ seien. Von den Bewohnern der desa Prâtå heisst es: Wenn sie die Tigergestalt annehmen wollen, kehren sie ihr „baadje binnenstebuiten en buitelen met ingehouden adem driemal over hun hoofd“; dann sind sie Tiger. Die „wong [3]) gadungan“ haben gewisse körperliche Kennzeichen (keine Fersen). Es gibt auch eine Art Prädestination dafür, dass man durch Tiger gefressen werde (z. B. wer kurz vor oder nach Sonnenauf- oder Untergang geboren wird). In der dritten Erzählung verwandelt sich ein Todter in einen Hund, der am dritten und siebenten Tage und dann fast täglich bis zum vierzigsten in seinem ehemaligen Hause erschien; in der vierten ebenfalls ein Todter in einen Tiger.

Derselbe Gelehrte berichtet: „Jets naders omtrent het bijgeloof der haarwervels op het paard in Oost-Azië“ (mit 3 Tafeln). Ueber die Bedeutung der Haarwirbel für die Güte und überhaupt dem Eigner vortheilhafte Eigenschaften bei Pferden in Indonesien haben Veth, Mayer und Matthes berichtet; ähnlichem Glauben begegnen wir auch in Japan und China. Während nun das japanische System mit dem indonesischen „usĕran“ [1])-System sehr viel Uebereinstimmung zeigt, ohne dass doch eine gegenseitige Entlehnung hätte stattfinden können, kommt die chinesische Auffassung, die man gern als Ausgangspunkt beider ersteren Systeme ansehen möchte, mit der indonesischen nur in wenig Punkten überein; von der japanischen ist sie so sehr verschieden, dass man fast annehmen möchte, dass Japan sein Pferd nicht aus China empfangen haben könne, da es dann den Haarwirbelaberglauben doch wenigstens in den Hauptzügen mitübernommen haben würde. Vielleicht bringen ähnliche Anschauungen in Indien, Persien, Arabien oder der Mongolei Licht in die Sache.

Seite 695 ff. findet sich ein Bericht über das Heiraten bei den „Kodjas , d. i. in Java ansässigen hindostanischen Mohammedanern [2]). Die Eltern verfügen vollkommen frei über die Hand ihrer Töchter; die Heiraten kommen zum grossen Theile blos durch gegenseitige Informationen zu Stande. Junge Leute beiderlei Geschlechtes werden strenge abgesondert gehalten, und die Mädchen bekommt ein nicht zur Familie Gehöriger nicht zu Gesicht. Die nächsten Verwandten suchen für den Jüngling die Lebensgefährtin, deren Eltern durch Annahme eines aus Pisang, Betel und Sirih bestehenden Geschenkes ihre Einwilligung zur Verbindung geben. Die Eltern des Mädchens erhalten ferner, wenn Alles vereinbart ist, für dasselbe ein in Kleidern bestehendes Geschenk, wodurch die Verlobung perfect ist. Tagelang vor der Hochzeit färben sich Braut und Bräutigam die Nägel (letzterer auch die Fusssohlen) mit Pacar [3])-Blättern roth, was unter weitläufigen Ceremonien stattfindet. Zur Einsegnung der Ehe, die der Pangulu (Hauptpriester) vollzieht, begeben sich der Bräutigam und der walî der Braut (ihr Vater, Bruder oder väterlicher Oheim) in die Missigit (Moschee); die Brautleute lernen sich erst am Vorabende kennen; die Braut, im Gesichte bemalt und reich geputzt, erwartet den Bräutigam, der sich durch ein von alten Weibern ausgehendes Bombardement von Blumen und Geldstücken den Weg bahnen und die Aufschliessung der Thüre mit ein paar Silbermünzen erkaufen muss. Nach verschiedenen Ceremonien folgt dann das allgemeine grosse Opfermahl (slamĕtan). Drei Tage lang hat nun die Frau Hausarrest, worauf dann das „mandimandi“ (Badefest) stattfindet, das damit endet, dass die Eheleute ein paar Schluck geheiligtes Wasser nehmen, wovon sie etwas einander in's Gesicht speien; dann werden Kerzen angesteckt und zwei Leute laufen damit dreimal um die jungen Eheleute herum, worauf diese sie gleichzeitig ausblasen müssen;

---

[1]) „gadung(ng)an“ nach Gericke und Roorda's Hwb. (1886) u. a. „een vermomde“; Favre, Dict. jav.-franç., gibt für das Grundwort gadung „induire en erreur, tromper“ an.

[2]) Von skr. durbhiksha, Hungersnoth.

[3]) Wong, jav., Mensch.

[1]) Das Supplement von Jansz zu Gericke-Roorda's Hwb. gibt für das Grundwort usĕr „kreisförmige Bewegung“ an und verweist auf pusĕr. Bei Gericke-Roorda Hwb. (1886) bedeutet nun das Derivat pusĕran „Ring, Wirbel“; hunñĕng (Kawi) „Haarwirbel“; ferner gibt das Hwb. speciell für Haarwirbel bei Pferden „bunhŏmbun(n)an“ und „mati“ an.

[2]) Hwb.: koja (v. pers. chojah, Titel, übereinkommend mit dem arab. Scheich), Maure, Mohammedaner aus Hindostan; Favre gibt „Maure, E'thiopien, Indien an. Veth: Java, Bd. III, p. 20, heisst es in Note 2: Die Portugiesen haben, gewöhnt, in Europa mit Mauren zu streiten, auch die Mohammedaner in Indien Mauren (holl. Mooren) genannt, und von ihnen haben die Holländer die Uebung, die Mohammedaner von der Küste von Kèling (mal.-jav. für Kalinga, der alte Name der Küste von Coromandel) „Mooren“ zu nennen, übernommen (vgl. das holl. „Klingaleezen“).

[3]) Lansonia alba (Familie der Lythrarieae).

wessen Licht länger brennt, der führt dann in der Ehe das Regiment. Den Schluss bildet wieder ein Festmahl.

In seinen „Gegevens betreffende eene handelsverbinding tusschen Indië en China over Tibet gedurende de oudheid“ sucht J. Ph. Vogel (p. 87—95) an der Hand chinesischer, indischer (Mahâbhârata, II. Bd.) und griechischer Berichte (Plinius, „Periplus maris Erythraei“ [wo zwei Wege von China nach Indien erwähnt werden, der eine über Bactrien nach Barygaza (siehe die Besprechung des letzten Artikels des vorliegenden Bandes)], Claudius Ptolemaeus) das Bestehen einer solchen nachzuweisen. Die Sesatai des „Periplus“ und die Besadai des Ptolemaeus dürften nach der übereinstimmenden Beschreibung beider Quellen ein und dasselbe Volk sein, dessen eigentlicher Name Tiladai war; sie waren klein, breitgesichtig, dickhaarig, plattnasig; Lassen sieht in ihnen einen der Bhoṭastämme am Südrande des Himalaya, ebenso wie die noch heute da wohnenden Kirâtas der indischen Literatur; diese Bhoṭa dürften nun ein Zwischenglied in dem Handelsverkehre zwischen China und Indien gewesen sein, da nach den chinesischen Quellen eine directe Verbindung nicht bestand; dies ist auch die Ansicht v. Richthofen's.

In dem Artikel „Excursion à Hué, capitale d'Annam“ schildert uns Ch. Lemire (p. 76) einen Besuch der annamitischen Königsgräber, wahrer „Todtenstädte“. Der eigentliche Verbleib der Manen des Verschiedenen ist in der That wie die Wohnung eines Lebenden, mit allen Erfordernissen des Lebens ausgestattet, ja „le séjour des rois vivants est moins luxueux et moins agréable que celui des rois défunts“. Die Frauen und Diener des abgeschiedenen Königs wachen hier bis zu ihrem Lebensende, gewärtig, ihrem Herrn zu dienen. „La majesté royale s'y affirme dans le silence funèbre, comme dans la vie. A la cour d'Annam on ne parle qu'à voix basse. Les paroles du roi sont à peine perceptibles. Les ministres errent dans ces vieux palais comme des ombres muettes dans leur longs vêtements bleus.“

Die umfangreichste Arbeit des Bandes ist die von G. P. Rouffaer über die Herkunft der räthselhaften „Mutisalahs“ (Aggriperlen) der Timorgruppe (p. 409—675), deren Schluss erst im nächsten Bande folgen wird. Der Verfasser beginnt mit chronologischer Aufzählung (meist langen wörtlichen Citaten) aller in der Literatur über Timor vorfindlichen Stellen, um dann auf die westafrikanischen „Aggri“-Perlen überzugehen, wobei er die Literatur bis 1899 (Benin) aufführt; dann kommt Südafrika, die altkaukasischen Carneolperlen, die Palau'schen und japanischen Steinperlen. Nachdem nun die Annahme venetianischer oder altägyptischer Herkunft ad absurdum geführt worden ist, legt der Verfasser auf Grund des portugiesischen Buches von Duarte Barbosa vom Jahre 1516 dar, dass das Land von Cambay und Gujarat (die Carneol-, Chalcedon- und Jaspisminen von Ratanpur und die Perlenschleifereien von Bharōch [dem antiken Barygaza] und später von Cambay selbst) der Herstellungsort dieser über die ganze alte Welt verbreiteten Perlen war. Nach Abschluss dieser weitläufigen Arbeit werden wir vielleicht nochmals auf dieselbe zurückkommen.

Leo Bouchal.

Redactions-Comité: Hofrath Prof. Dr. Toldt (Vorsitzender), Custos F. Heger, Prof. Dr. Meringer, Custos J. Szombathy, Hofrath Prof. Dr. Zuckerkandl. Prof. Dr. Paulitschke (Redacteur).

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XXIX. Der neuen Folge XIX. Band.)

Nr. 1. Januar u. Februar. Sitzungsberichte. 1899.

INHALT: **Monats-Versammlung am 10. Januar 1899.** 1. Paulitschke, „Ethnographisches aus Ostafrika"; S. [1]. — 2. Heger, Benin und seine Alterthümer; S. [2]. — 3. v. Miske, Prähistorische Werkstättenfunde aus Velem-St. Veit bei Güns (mit 20 Abbildungen im Texte); S. [6]. — 4. Bouchal, Beiträge zu dem Capitel „Geophagie"; S. [11]. — 5. Bouchal, „Zur Urgeschichte der Musikinstrumente"; S. [11]. — 6. v. Miske, Hirschhorn-Artefacte der prähistorischen Ansiedelung Velem-St. Veit (mit 14 Abbildungen im Texte); S. [13]. — 7. Oesterreichischer Ingenieur- und Architekten-Verein (Ausschuss für das „Deutsche Bauernhaus"), Typische Darstellungen für Grundrisse und Durchschnitte; S. [15]. — 8. Berathungen und Beschlüsse des Gesammtausschusses zur Bearbeitung einer Veröffentlichung über das Bauernhaus in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und in der Schweiz; S. [16].

Ausschuss-Sitzung am 17. Januar 1899. 1. Auflösung und Neuwahl des Redactionscomités und Redactionsbeirathes; S. [17]. — 2. Vorschlag des Vorsitzenden in der Jahres-Versammlung, Herrn Custos Franz Heger in den Ausschuss zu wählen; S. [17]. — 3. Statutarisch aus dem Ausschuss austretende Räthe werden der Jahres-Versammlung zur Wiederwahl empfohlen; S. [17]. — 4. Ausschussbeschluss und Audienz behufs Uebernahme des Protectorates der Anthropologischen Gesellschaft seitens Sr. k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand von Oesterreich-Este; S. [17]. — 5. Vorschlag der Jahres-Versammlung zur Ernennung des Herrn Hofrathes Dr. v. Hauer zum Ehrenmitgliede; S. [17]. — 6. Eigenthumsrecht und Inventarisirung der Clichés; S. [17]. — 7. Aenderungen im Stande der Mitglieder; S. [17]. — 8. Memorandum an das hohe k. u. k. Oberstkämmereramt in Angelegenheiten der Localfrage der Gesellschaft; S. [17].

Ausschuss-Sitzung am 14. Februar 1899. 1. Jahresbericht des Präsidenten; S. [17]. — 2. Rechenschaftsbericht für das Jahr 1898; S. [17]. — 3. Erlass des k. u. k. Oberstkämmereramtes; S. [17]. — 4. Aenderungen im Stande der Mitglieder; S. [17].

Jahres-Versammlung am 14. Februar 1899. 1. Beschlussfähigkeit der Versammlung; S. [17]. — 2. Paulitschke, Vortrag des Jahresberichtes; S. [18]. — 3. Genehmigung des Rechenschaftsberichtes; S. [18]. — 4. Ernennung von Ehrenmitgliedern; S. [18]. — 5. Wahl des I. und des II. Secretärs; S. [18]. — 6. Wahl von Ausschussmitgliedern; S. [18]. — 7. Wiederwahl der bisherigen Rechnungscensoren; S. [18]. — 8. Auflösung und Neuwahl des Redactionscomités und des Redactionsbeirathes; S. [18]. — 9. Makowsky, Ueber das Mammut als Zeitgenossen des diluvialen Menschen in Mähren; S. [18].

Monats-Versammlung am 10. Januar 1899.

Vorsitzender: Herr Vicepräsident Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl.

1. Herr Prof. Dr. **Philipp Paulitschke** hält einen Vortrag, betitelt

Ethnographisches aus Ostafrika

unter Vorweisung der ethnographischen Bildersammlung von der letzten Afrika-Expedition des Prinzen Heinrich Karl von und zu Liechtenstein, welche in zwei Riesenalbum im Vortragsaale ausgestellt ist.

Der Redner lenkte nach einer Darlegung der Völkerlagerung in Ostafrika das Augenmerk auf die eigenthümlichen ethnographischen Verhältnisse, welche das unaufhörliche Vordringen der Somâl nach dem Süden und Südwesten und die grosse Viehpest vom Jahre 1891 ff. hervorgebracht haben. Während die Incursionen der Somâl bis in die Nähe des Rudolfsees vornehmlich die nordöstlichsten Hamiten bedrängen, hat die Seuche namentlich die Massai, zumal an der östlichen Peripherie ihres Verbreitungsbezirkes anscheinend gewaltig erschüttert. Wie die aus Ostafrika jüngst heimgekehrten Forscher Prinz Heinrich Liechtenstein, Dr. Max Schoeller und Graf Eduard Wickenburg berichten, vollzieht sich eine vollkommene Wandlung des Volkes der Massai in seiner materiellen Cultur. Dr. Schoeller z. B. will den Namen Massai überhaupt nicht als Volksnamen gelten lassen, sondern benennt den Nomaden, der früher schlechtweg Massai genannt wurde, nur dann mit diesem Namen, wenn er nomadischer Viehzüchter bleibt. Wird er Ackerbauer, so wird er zum Kwafi, wenn Jäger zum Ndorobbo [1]). Diese Wandlung ist nun seit der Rinderpest in raschem Wachsthume begriffen. Graf Wickenburg hat beobachtet, dass die Massai, seit die Seuche den grössten Theil ihres Viehes hinweggerafft, gezwungen werden, ihre Stammesgewohnheiten zu ändern und dass sie nunmehr eifrige Jäger geworden sind, obwohl die Jagd von ihnen früher niemals betrieben wurde und sogar verboten war [1]). Das Schicksal, welches Oskar Baumann dem Volke 1894 prophezeit hatte [2]), dass es nämlich, nachdem es 1894 thatsächlich keine Rinder mehr besass, dem Untergange geweiht sei, scheint sich langsam aber unaufhaltsam zu vollziehen. Da die englische und deutsche Regierung dem einzigen dem Volke zusagenden Mittel, durch Raubzüge gegen die Nachbarn sich wieder Vieh zu verschaffen, im Interesse der Ordnung und Ruhe im ostafrikanischen Colonialbesitze auf das Nachhaltigste Hindernisse bereitet, ist den Massai die Aufrechthaltung ihrer alten Gewohnheiten, z. B. der alten Speisegesetze der Elmorân, einfach unmöglich und es wird in wenigen Jahren dahinkommen, dass das vormals so gefürchtete und interessante Volk mit der hamitischen Physis und der nilotischen Lur-Sprache einfach von der ethnographischen Karte zu streichen sein wird, weil es seine Stammesoriginalität vollkommen verloren und in den Bantu aufgegangen sein wird. Dagegen zeigt sich die Erscheinung, dass die Nachbarvölker der Massai, so die Wa-kikuju und Wa-kamba u. A., die Erben mancher Gewohnheiten und Bräuche der Massai zu werden sich bemühen. Vorläufig ist z. B. dem Prinzen Liechtenstein, der Bilder von Repräsentanten, besonders männliche Typen, der Massai, Wa-kamba und Wa-kikuju in unvergleichlicher Weise mittelst der Photographie in grossem Massstabe festzuhalten verstand, zu beobachten gelungen, dass sie die Massai in der Gewandung und im Schmucke geradezu nachäffen, obgleich sie ihnen in psychischer Beziehung in vielen Punkten nachstehen. Der

[1]) Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien, 1898, Heft 7.

[1]) Wickenburg Graf E., Wanderungen in Ostafrika (Wien 1899), S. 324.

[2]) Baumann O., Durch Massailand zur Nilquelle (Berlin 1894), S. 165.

interessante Process der Entlehnung des rein Aeusserlichen, dem vermuthlich auch die Annahme von begehrten Besonderheiten aus den Lebensgewohnheiten und der Blüthe einer gewissen höheren psychischen Cultur bald folgen dürften, verdiente das nähere Augenmerk wissenschaftlicher Reisender in diesem Theile Afrikas. Prinz Heinrich Liechtenstein ist auch der erste Forscher, der die absterbenden Reste der Massaicultur noch zu studiren vermochte. Er hat eine erstaunliche Zahl sehr grosser Photogramme geschaffen, die uns Siedelweise und äussere Erscheinung der Massai anscheinend noch in der Akme ihrer Entfaltung vor Augen führen, von Bildern, die an wissenschaftlicher und künstlerischer Auffassung nichts zu wünschen übrig lassen, wie die von dem Redner vorgewiesenen Blätter beweisen, die aber wissenschaftliche Reisende in Ostafrika bisher auch nicht annähernd in solcher Vollendung zu liefern im Stande waren.

Dr. Paulitschke spricht den Wunsch aus, das werthvolle und glänzende Materiale, das die Mappen des Prinzen Heinrich Liechtenstein in so überreichem Maasse füllt, möge im Interesse der Wissenschaft eine Bearbeitung und Publication erfahren. Geschähe dies durch die Munificenz des Fürsten einmal, so würden zunächst bei dem Umstande der ethnographischen Umwandlung der Massai nicht nur wahrhaft herrliche bildliche Denkmäler der beschreibenden Völkerkunde Ostafrikas vorhanden sein, sondern auch Ethnographen und Forschungsreisenden vollendete Muster der Illustration der Naturvölker mittelst der Photographie zur Verfügung stehen.

2. Herr Secretär **Franz Heger** hält einen Vortrag über

Benin und seine Alterthümer

unter Vorlage zahlreicher darauf bezüglicher Objecte [1]).

Bei der Eroberung des Königreiches Benin an der Mündung des Niger im Februar 1897 durch die Engländer kamen nach erfolgter Einnahme der Stadt in den Gebäuden des Königs und seiner Zauberpriester eine grosse Zahl der merkwürdigsten Alterthümer zum Vorschein. Es fanden sich da mehrere Hundert Bronzeplatten mit Figuren in Hochrelief, welche verschieden ausgeführte Menschenfiguren (einheimische Neger und Europäer) sowie verschiedene Thiere (Leoparden, Vögel, Krokodile, Schlangen und Fische) darstellten. Diese Platten sind alle in vollkommenster Technik „a cire perdue“ gegossen, tragen die Merkmale hohen Alters an sich und scheinen zur Zeit der Eroberung nicht mehr im Gebrauche gewesen zu sein. Ausserdem fand man eine Anzahl grosser menschlicher Köpfe, aus Messing gegossen, ferner kleinere menschliche Vollfiguren, Leoparden, Hähne (in Lebensgrösse), riesige Schlangenköpfe, sowie zahlreiche kleine, ebenfalls gegossene Figuren und Gegenstände aus Messing und Bronze vor. Damit waren die Funde noch nicht erschöpft, denn es kamen noch eine Menge kleinerer und grösserer Elfenbeinschnitzereien zum Vorscheine, vor Allem eine grössere Zahl riesiger Elephantenstosszähne, welche über und über mit ausgeschnitzten figuralen Darstellungen bedeckt waren. Alles in Allem sind bis heute gegen 800 dieser höchst merkwürdigen Alterthümer in die verschiedenen Museen Europas und Amerikas gelangt und ist die Zahl derselben noch lange nicht abgeschlossen, da mehrere von verschiedener Seite nach Benin ausgeführte oder noch in Ausführung begriffene Expeditionen seither immer neue derartige Alterthümer herbeischaffen.

Die bisher bekannt gewordenen Stücke, die sich zum grössten Theile in den Sammlungen des British Museum in London und des königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin befinden, zeigen uns, dass vor mehreren hundert Jahren in Benin ein eigenartiger relativ hoher Kunststil geherrscht haben musste, der uns bisher unbekannt war, und welcher weit über Dasjenige hinausreicht, was wir über die Kunst der afrikanischen Neger bisher kannten. Das Merkwürdigste und bisher noch Räthselhafte liegt jedoch in der vollendeten Kunst des Metallgiessens. Ausserdem zeigen sich verschiedene fremde Elemente in diesem Kunststile, so dass die Frage auftauchte, ob derselbe wirklich ein einheimischer ist und nicht von aussen zugeführt oder doch wenigstens von aussen stark beeinflusst wurde. Um dieser Frage näher zu treten, müssen wir auf die ältesten, uns bekannten Nachrichten über die Beziehungen Benins zu Europa zurückgreifen.

Auf den Seefahrten der Portugiesen längs der Westküste von Afrika, welche später zur Entdeckung des Seeweges nach Indien führten, wurde die Küste von Benin im Jahre 1470 entdeckt. Der erste Portugiese, der die Stadt selbst besuchte, war Alfonso d'Aveiro, der dieselbe im Jahre 1487 betrat. Er machte die Bekanntschaft des Königs und veranlasste denselben, einen Abgesandten an den Hof des Königs Johann II. von Portugal zu entsenden mit der Bitte, Missionäre nach Benin zu senden. Von dieser Zeit an müssen wir mit europäischen Handelsbeziehungen zu Benin rechnen, die anfangs ganz in den Händen der Portugiesen, nach dem Aufgeben ihrer ausschliesslichen Handelsvorrechte an der Küste Guineas im Jahre 1536, auch von den anderen seefahrenden Nationen dieser Zeit, namentlich von den Engländern und Holländern, gepflegt wurden.

Die erste genaue Beschreibung von Benin ist aus holländischer Quelle und findet sich von Peter de Marees in De Bry's Compilation: „India Orientalis“, VI. Bd. (Frankfurt a. M., 1600). Mehr als hundert Jahre später, 1702, gibt uns ein anderer Holländer, Van Nyendael eine genaue Beschreibung der Stadt. Es folgen deutsche und französische Reisende und Schriftsteller (Dapper u. A.). In diesem Jahrhunderte haben wiederholt Reisende Benin besucht; von diesen dürfte die Reise Burton's (1862) am bekanntesten sein. Nach der Eroberung der Stadt im Jahre 1897 durch die Engländer und der Vertreibung des Königs wurde dessen Gebiet dem englischen Niger Coast Protectorate einverleibt.

Aus allen diesen Quellen, namentlich aus den älteren derselben, geht unwiderleglich hervor, dass

[1]) Die folgenden Ausführungen bilden eine Erweiterung des Vortrages, denen leider aus finanziellen Gründen die gewünschten Abbildungen nicht beigegeben werden konnten.

Benin zur Zeit der ersten Bekanntschaft mit den Europäern ein wichtiges Eporium Westafrikas war, welches auch später noch (im XVI. und XVII. Jahrhunderte) seine Bedeutung behielt. Von da an beginnt eine Periode des Niederganges und in neuester Zeit war das Land der Schauplatz blutiger Menschenopfer, welche der Stadt den Titel einer Blutstadt eintrugen.

Der Einfluss der Portugiesen scheint ehedem ein bedeutender gewesen zu sein und man muss heute die Eröffnung weiterer Quellen von dieser Seite aus dieser Zeit abwarten, ehe man zu einer festen Grundlage zur Beurtheilung der Entstehung und des Alters dieser Cultur gelangen kann. In den alten Quellen finden wir relativ nur wenige Andeutungen, welche auf diese Alterthümer Bezug haben können. Die wichtigsten derselben seien im Folgenden angeführt.

Der Holländer Nyendael besuchte die Stadt zu Anfang des XVIII. Jahrhundertes. In einem vom 1. September 1701 datirten Briefe [1]) berichtet er über seine Eindrücke, sowie über seine Besuche beim Könige. In seiner Beschreibung des Königspalastes bemerkt er Folgendes [2]): Ueber der mittleren Eingangsthüre in der Mauer des königlichen Schlosses steht ein hölzerner Thurm „wie ein Schornstein, bis in die 70 Fusz hoch aufgeführt. Oben in diesem Thurme sieht man eine eherne Schlange, so ähnlich, dasz man selbige füglich unter die Raritäten des Landes Benin zehlen könne.“ Und weiterhin heisst es auf p. 557: „Auf jedem Ende (der zweiten Galerie) findet sich eine Thüre, durch welche man abermals auf eine Galerie geleitet wird, wiewohl von denen zwey ersteren gäntzlich unterschieden, denn was dorten die Dielen, das verrichten hier ausgehauene Bilder, die aber sehr grob und garstig aussehen, so dasz man nicht füglich unterscheiden könne, ob es Menschen oder Thiere seyn sollen, ohngeacht derjenige so mich herumführete, Kauffleute, Soldaten, Jäger und dergleichen daraus machen wolte. Hinter einem Vorhange zeigen sich eilff Menschen-Häupter von Meszing, aber ebenfals sehr schlecht gegossen deren jeder einen Elephanten-Zahn tragend dem König anstatt eines Götzen dienen musz. Gehet man durch eine besagter Thüren von dieser Galerie herunter, findet man abermahls einen grossen Platz und nochmahlige vierdte Galerie, hinter welche des Königs Hof lieget. Und ist über dieser letzten Galerie ebenso ein Thurm und Schlange auf die Mauer aufgesetzet wie bey der vorigen.“ Und auf p. 558 heisst es dann weiter: „Zur lincken Hand des Königes waren 7. schöne hell-gläntzende Elephanten-Zähne auf elffenbeinern Fuszställen wider eine köstliche Tapete gesetzet, sintemahl der König wie man mir sagte, gewohnet wäre solcher Gestalt seine Haus-Götzen auszuzieren.“

Hier finden wir daher schon mehrere der Alterthümer angeführt, so die grossen Schlangenköpfe aus Metall, die gegossenen Menschenköpfe aus Messing und auch die Elephantenstosszähne, obzwar Nyendael nicht anmerkt, dass dieselben geschnitzt waren, was man aber füglich annehmen kann, da er von Hausgötzen redet. Zu seiner Zeit muss sich die Stadt schon stark in Verfall befunden haben. Er sagt auf p. 553: „Das Dorff Benin (denn so wie es anitzo aussiehet, verdienet es nicht den Nahmen einer Stadt zu tragen) welches die gewöhnliche Residenz des Königs“ u. s. w., und weiter auf p. 560: „Im Anfange habe ich erwehnet in was traurigen Zustande anitzo das Dorff Benin sich befinde, indem es nemlich meistentheils gäntzlich ruiniret“.

Das muss aber ehemals anders gewesen sein, denn in De Bry's VI. Theil des „Orientalischen Indien“, der von Gotthardt Arthus von Dantzig aus dem Holländischen in's Deutsche übersetzt ist (Frankfurt a. M., 1603; der ursprüngliche Verfasser Peter de Marees wird darin gar nicht genannt), wird von dem grossen Umfange der sehr volkreichen Stadt gesprochen, sowie von der Pracht und dem Reichthume des königlichen Haushaltes [1]). Dr. O. Dapper gibt in seiner Compilation: „Umbständliche und Eigentliche Beschreibung von Africa“ u. s. w. (Amsterdam 1670) auf p. 486 eine Beschreibung des Königreiches und der Stadt Benin, von welcher er eine grosse Abbildung bringt, welche nach derselben zu urtheilen allerdings von gewaltigem Umfange (nach Dapper 5 oder 6 Meilen) gewesen sein muss. Nach seinen Mittheilungen führt die Stadt bei den Eingeborenen den Namen Oedo. Es heisst da auf p. 486: „Das Schlos des Königes ist viereckicht, und stehet auf der rechten seite der Stadt, wan man zum Gottonischen Tohre hinein kömt. Es ist wohl so grosz, als die Stadt Harlem, und rund herüm mit einer sonderlichen Mauer ümgeben. Es ist in viel prächtige wohnungen eingeteilet, und hat schöne lange viereckichte Lustgänge, die ohngefähr so grosz seynd, als die Börse zu Amsterdam: doch einer ist grösser, als der andere. Das Tach derselben stehet auf höltzernen Seulen, welche von unten bis nach oben zu mit Missinge überzogen, darauf ihre Kriegestahten und Feldschlachten seynd abgebildet. Alles wird sehr reinlich unterhalten. Die meisten Königlichen Wohnungen seynd mit Palmenblättern überdeckt, anstat viereckichter Breter: und ein ieder Gübel ist mit einem Türnlein gezieret, welches oben spitz zu leuft. Darauf stehen Vogel, von Kupfer gegossen, mit ausgebreiteten Flügeln, sehr künstlich nach dem Leben gebildet.“

In der That sieht man auf der beigegebenen Abbildung der Stadt Benin drei Thürme von pyramidaler, vierkantiger Form, auf deren Spitzen je ein Vogel mit ausgebreiteten Flügeln steht, von denen der mittlere sehr einem Storche gleicht. Die Abbildung stellt einen festlichen Umzug des Königs dar; derselbe sitzt zu Ross, wie auch sein Adel und Blutsfreunde, freilich nicht in der Art, wie in Benin heute geritten wird und wie dies die älteren Schriftsteller erwähnen, nämlich mit beiden Beinen nach einer Seite, sondern so, wie bei uns die Männer reiten, was hinlänglich

[1]) Abgedruckt in Wilhelm Bosman's (Boszmann): Reyse nach Gvinea etc. Hamburg 1708.

[2]) l. c., p. 556.

[1]) Im 55. Capitel, p. 129 ff.

beweist, dass der Abbildung, die überdies noch viele andere Unwahrscheinlichkeiten trägt (so gebirgiger Hintergrund, gegen den die Stadt zu ansteigt, wie etwa Wien gegen das Kahlengebirge, während wir wissen, dass dieselbe in einer vollkommenen Ebene liegt u. s. w.), nicht viel Werth beizulegen ist. Interessant ist nur die zipfelmützenähnliche Kopfbedeckung der Reiter (mit Ausnahme des Königs), die auf verschiedenen der Messingköpfe wiederkehrt.

Da das Werk Dapper's eine Compilation ist, darf man auf die Genauigkeit der einzelnen Beschreibungen kein allzu grosses Gewicht legen. Trotzdem sind aber die vorhin angezogenen Stellen von grossem Interesse. Die mit Messing überzogenen Säulen können ganz gut mit unseren Platten in Einklang gebracht werden, da die meisten derselben unzweifelhaft ehemals die Bekleidung viereckiger Säulen bildeten, wie man dies aus den umgebogenen Längsrändern ersehen kann. Die an verschiedenen Stellen dieser Platten vorkommenden Nagellöcher rühren sicher aus späterer Zeit her; die Erzeuger sind gewiss an einer so brutalen Behandlung dieser Kunstwerke unschuldig. Da diese Platten meistens bewaffnete Männer darstellen, ja in einzelnen Fällen sogar ganze Scenen bieten, so ist das schon mit der Dapper'schen Erklärung, die ja übrigens missverstanden sein kann, einigermassen in Einklang zu bringen. Von den angeführten grossen Vogelfiguren aus Kupfer mit ausgebreiteten Flügeln ist meines Wissens bisher noch keine zum Vorschein gekommen, dagegen eine Anzahl überlebensgrosser Hähne, aus Messing gegossen, mit geschlossenen Flügeln.

Im Laufe des XVIII. Jahrhundertes muss sich die Stadt wieder bedeutend gehoben haben, denn Robertson [1]) sagt, nach einem Berichte von George Brown, der längere Zeit in der Stadt anwesend war und auch dort seinen Tod fand, dass die Stadt Benin grösser sei, als irgend eine Stadt in England, London ausgenommen. Interessant ist die Notiz, dass die Küstenregion Benins von den Engländern das Messinggebiet genannt wird, weil die Eingeborenen von denselben immer diese Metalllegirung als Bezahlung für Sclaven, Elfenbein und andere Waaren verlangten.

Der französische Capitän Landolphe besuchte im Jahre 1778 zum ersten Male die Stadt Benin, die er später noch wiederholt sah. In dem Werke [2]) über seine Reisen finden wir an verschiedenen Stellen interessante Angaben, welche unsere Alterthümer betreffen. Wir wollen in Folgendem die wichtigsten Stellen anführen.

Vol. I, p. 332, wo von einem Besuche beim „Capitaine des guerres" die Rede ist: „Sous une espèce de vestibule on apercevait un mausolée, dont le principal ornement consistait en 8 figures, sculpture en bois: ces figures supportaient huit dents d'éléphant: une de ces dents avait huit pieds de long. Le capitaine des guerres nous dit que c'était là le mausolée de son père."

Vol. I, p. 335: „Les appartements du roi sont vastes: ils sont ornés de dents d'éléphant sculptées. Le roi a consacré à son fétiche deux de ces dents, aussi il y attache un grand prix."

Auf p. 48 f. des II. Bandes heisst es bei der Beschreibung eines Marktes in der Stadt Benin: „.... ainsiqu'un grand nombre d'outils fabriqués par les Beniniens qui travaillent parfaitement le fer et le cuivre. Ces deux métaux ornent l'intérieur des habitations."

Bei der Beschreibung des Begräbnisses eines Grossen heisst es auf p. 52 f.: „Avant de descendre le corps dans le tombeau, on le place sur une claie élevée de terre d'environ trois pieds; on allume dessous un feu modéré qui en fond la graisse et le dessèche. On le porte dans une sorte d'alcove, où il est posé dans l'attitude d'un homme assis. On établit autour de lui une maçonnerie en terre glaise, à la hauteur de trois pieds, qui se termine en plat-forme comme un autel. Au-dessus sont fixées de belles dents d'éléphant du poids de quarante à cinquante livres, bien sculptées sons l'image de lézards et de serpents. Ces dents sont appuyées sur des têtes de bélier ou de bonc en bois, grossièrement travaillées. J'ai vu au moins vingt dents sur l'une de ces tombes."

Auf p. 56 ist eines der alten Königsgräber beschrieben. Es heisst da: „En examinant l'un de ces tombeaux, j'ai remarqué beaucoup de dents d'éléphant de sept pieds de longueur et d'une blancheur éclatante. Ce qui me causait une vraie peine était de voir ce lieu couvert de sang humain. On observait aussi sur la couverture un serpent, long de trente pieds et gros de six au milieu, fabriqué de ces dents artistement emboîtées l'une dans l'autre. Sa gueule était ouverte; une lame de cuivre formait sa langue; il paraissait venir du faîte et se glisser le long de la couverture pour s'introduire dans le tombeau."

Diese wenigen Notizen aus der Literatur werden genügen, um darzuthun, dass verschiedene der früheren Reisenden gelegentlich die merkwürdigen Alterthümer von Benin vorübergehend erwähnt haben, ohne ihnen jedoch eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Vielleicht war an der Flüchtigkeit der Beschreibung auch der Umstand schuld, weil die europäischen Besucher des Königspalastes sich nicht frei bewegen und alle ihnen in's Auge fallenden Objecte genauer ansehen konnten, sowie dass sie in gewisse, dem Cult geweihte Räume gar nicht zugelassen wurden. Es wird hoffentlich noch durch Nachforschungen in der älteren Literatur gelingen, manche bezügliche Stelle beizubringen, vielleicht wird sich aus den portugiesischen Archiven manche Aufklärung schöpfen lassen.

Eine eigenthümliche Beleuchtung dieser alten Kunstproducte Benins gibt uns João de Barros in seinem Werke: A. Asia, Decada I, parte I, livro III, capitolo 4 [1]). Eine Reproduction dieser Notiz finde ich

[1]) G. A. Robertson: Notes on Africa. London 1819.

[2]) Mémoires du Capitaine Landolphe, contenant l'histoire de ses voyages pendant trente-six ans aux côtes d'Afrique et aux Deux Amériques; rédigés sur son Manuscrit par J. S. Quesné. 3 vols. Paris 1823.

[1]) Siehe die unter Nr. 2 am Schlusse angeführte Publication, p. 363 f.

in dem Werke: „Histoire complète des Voyages et Découvertes en Afrique", Paris 1823. Es heisst da auf p. 355 ff.: „Le roi de ce pays (Benin) en apprenant le premier voyage de Diego Cam, fut enflammé d'un zèle si pieux, assure-t-on, qu'il envoya une ambassade au fort Mina demander des missionaires pour l'instruire lui et son peuple dans la religion chrétienne. Le roi de Portugal, profitant de cette circonstance, confia une expédition à Fernando del Po, qui reconnut toute la côte de Benin et donna son nom à la grande île située à l'embouchure de Rio Formoso. Parfaitement accueilli par le roi de Benin, il établit un comptoir à Gatton, et construisit un église qui fut bientôt fréquentée par plus de mille indigènes. Ce fut la qu'il apprit les particularités suivantes: A vingt lunes, ce qui, suivant leur manière de voyager, peut s'évaluer à deux cent cinquante lieues, à l'est du royaume, résidait un prince puissant nommé Ogané, aussi vénéré dans toute la contrée que le souverain pontife en Europe. Lorsqu'un roi de Benin mourait, son successeur, conformément à un usage antique, envoyait des ambassadeurs chargés d'offrir de riches présens pour Ogané, et d'obtenir de lui que leur prince fût confirmé dans la possession du royaume dont il se trouvait, en ce moment, l'héritier légitime. Ogané leur remettait alors une espèce de sceptre et de couronne de cuivre poli, avec une croix du même métal [1]), semblabe à celle du commandeur de l'ordre de Saint-Jacques, et qui devait se porter au cou. Sans ces insignes, le peuple ne croyait pas avoir un roi légitime, ou du moins qui fût complétement roi. Pendant tout le séjour de l'ambassadeur, Ogané, caché comme un objet sacré et invisible pour tout le monde, se tenait constamment derrière un tapis de soie; seulement, au moment où l'ambassadeur prenait congé, un pied paraissait pardessous la tapisserie, et ce pied était adoré comme saint. Après cette cérémoniel, l'ambassadeur recevait une croix pareille à celle de son maître. A la réception de cette nouvelle, le roi de Portugal convoqua plusieurs savans géographes, qui, après, avoir consulté la carte de Ptolémée, déclarèrent que la distance et la direction indiquées devaient conduire à la résidence du Prêtre-Jean et que cet Ogané était, par conséquent, le Prêtre-Jean lui même."

Diese merkwürdige Erzählung zeigt uns, dass die Könige von Benin schon zur Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit den Portugiesen auswärtige Beziehungen hatten. Auffallend ist ja das wiederholte Vorkommen des Kreuzes auf den Alterthümern von Benin, das mehrere Figuren um den Hals tragen; auch haben diese Kreuze mehr die orientalische Form desselben, als die europäische. Es sagt uns diese Erzählung auch, dass das in Benin so beliebte Messing schon damals bekannt war. Ob der Name Ogané nicht mit Johannes zu identificiren ist?

[1]) In der unter Nr. 2 angeführten Publication ist diese Stelle folgendermassen wiedergegeben: „This monarch is reported to have sent to each new king of Benin as insignia of his office, a cross, a staff and a cap, all of shining brass."

Aus allen den Berichten geht hervor, dass die Portugiesen und weiter die Holländer und Engländer im XVI. und XVII. Jahrhunderte grossen Einfluss in Benin besassen und mit demselben ausgedehnte Handelsbeziehungen unterhielten. Welchen Einfluss sie auf den alten Kunststil genommen haben, lässt sich heute noch nicht sicher beurtheilen. Alles in Allem scheint mir die Annahme am richtigsten zu sein, dass die Kunst, wie sie sich in den Metall- und Elfenbeinarbeiten ausspricht, eine einheimische, typisch afrikanische Kunst ist. An dem einheimischen Ursprung der Elfenbeinarbeiten, namentlich der grossen geschnitzten Elephantenstosszähne wird wohl kein Fachmann zweifeln; auch die auf den letzteren dargestellten Menschen- und Thierfiguren sind gewiss einheimischen Ursprunges. Nun wiederholen sich auf den Bronzeplatten nahezu alle auf den Zähnen vorkommenden Figuren, nur in feinerer, durch das andere Material und die vollendete Metallgusstechnik bedingten Form. Und hierin liegt wohl der Kernpunkt der ganzen Frage, die dahin zu präcisiren ist, ob die Eingeborenen von Benin die Kunst des Metallgiessens in dieser vollendeten Ausbildung selbst erfunden und vervollkommnet oder dieselbe von aussen (und durch wen?) erhielten. An den Elfenbeinarbeiten und Holzschnitzereien fällt dem Fachmanne nichts auf, was über den Genius der afrikanischen Neger höherer Culturstufe hinausgehen würde. Nur die Umsetzung derselben in Metall und die dadurch bedingte weit vollendetere Ausführung erregt unsere Bewunderung.

Die chemische Untersuchung der Metallobjecte hat ergeben, dass im Wesentlichen zwei Arten von Metalllegirungen verwendet wurden, nämlich eine bronzeartige (mit einigen Procenten Bleizusatz), hauptsächlich durch die Platten vertreten, und eine messingartige (ebenfalls mit etwas Blei versetzt), aus der die grossen Köpfe, Hähne und Anderes gefertigt sind [1]).

Die von London und von Berlin aus zu gewärtigenden grösseren Publicationen über diese Alterthümer werden uns nebst der Vorführung des in diesen beiden Städten vorhandenen Materiales in bildlichen Darstellungen gewiss auch die Besprechung sämmtlicher damit verbundener Fragen bringen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass neue, nach Benin aufgebrochene Expeditionen uns noch manch' überraschendes Stück mitbringen werden. Erst bei einer möglichst vollständigen Kenntniss des gesammten Materiales wird eine erspriessliche Discussion über diese merkwürdigen Erzeugnisse afrikanischer Kunst möglich sein.

Die bisher über diese Alterthümer erschienenen Aufsätze sind die folgenden:

1. Benin in Guinea und seine räthselhaften Bronzen. Von Dr. F. Carlsen. Globus, Bd. LXXII. Nr 20 vom 27. November 1897, p. 309 ff. Mit 11 Illustrationen.

2. Works of Art from Benin City. By C. H. Read and O. M. Dalton. Mit 6 Tafeln. The Journal of the

[1]) Die Analysen siehe in der unter Nr. 2 angeführten Publication.

Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. February 1898. Vol. XXVII, Nr. 3, p. 362 ff.

3. On a collection of Cast-Metal Work, of high artistic value, from Benin, lately acquired for the Mayer Museum. By H. O. Forbes. Bulletin of the Liverpool Museums, February 1898. Vol. 1, Nr. 2, p. 19 ff. Mit 14 Illustrationen.

4. F. v. Luschan. Alterthümer von Benin. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Sitzung vom 19. März 1898, p. (146) ff. Mit 3 Tafeln.

5. H. Ling Roth. Notes on Benin Art. In: „The Reliquary and Illustrated Archaelogist". London, July 1898. Vol. IV, Nr. 3, p. 161 ff.

6. H. Ling Roth. Primitive Art from Benin. In: „The Studio". London, Dec. 1898. Vol. 15, Nr. 69, p. 174 ff.

7. Notes on Benin Customs. By H. Ling Roth. Internationales Archiv für Ethnographie, Bd. XI, Heft V und VI, 1898, p. 235 ff. Mit 9 Abbildungen.

3. Herr **Kálmán Freiherr v. Miske** berichtet über

Prähistorische Werkstättenfunde aus Velem-St. Veit bei Güns.

(Mit 20 Abbildungen im Texte.)

Aus Funden von Gussformen oder Werkzeugen, die nur zur Bearbeitung der Bronze dienen konnten, schliessen wir auf locale Metalltechnik. Wenn wir die Anzahl der fertigen Bronzegegenstände mit der der Gussformen und Bearbeitungswerkzeuge vergleichen, welche in unsere Sammlungen gelangten, so finden wir die Zahl der letzteren allenthalben verschwindend gering.

Eine jener Niederlassungen, in welcher nicht nur der Guss, sondern auch das Schmieden, Treiben und Punzen der Bronze geübt wurde, war die von Velem-St. Veit. Und dies zu zeigen, ist der Zweck meiner kleinen Mittheilung.

Aus dem an Formen reichen Fundorte bekam ich im Laufe des Herbstes 1897 einen grösseren Fund, der mein besonderes Interesse erweckte, indem in demselben Gegenstände sich befanden, welche unleugbar zu den Resten einer prähistorischen Guss- und Schmiedewerkstätte gehörten. Zu den Werkzeugen, welche die Bearbeitung der Bronze zum Zwecke hatten, zählen wir die Hämmer, Punzen und die Gussformen. Der Fund dürfte auch schon darum von Interesse sein, weil sich in demselben unter Anderem ein bisher in ungarischen Funden unbekanntes Werkzeug befand, welches die obgenannte Serie mit einer neuen Form bereichert. Es ist dies ein Schneidemeissel oder Abschrötter Auch befand sich im Funde ein Gegenstand gleich dem in Ispánlak[1]) gefundenen, den ich als Biegstecken benennen würde. Unter den im Funde befindlichen sechs Stück Hämmern sind vier verschiedene Typen vertreten. Wenn man die Formen mit den heutigentags in Klempnerwerkstätten gebrauchten vergleicht, erkennt man die Vorbilder zu folgenden Hammertypen, bei deren Ausführung ich auch hier die mit selbigen gemachten Arbeiten kurz erwähnen will. Typus A, Ausschlichthammer, zur Dehnung des Bronzenbleches, dürfte auch als Polirhammer Verwendung gefunden haben. Typus B, Schweifhammer, welcher bei Anfertigung der Gefässränder in Verwendung kam. Typus C, Aufsatz- oder Schneidehammer, zum Aufsetzen von Reifen oder Abhacken des glühenden Metalles; endlich Typus D, der des Tellerhammers, welcher zum Treiben und beim Anfertigen von runden Formen Verwendung fand.

Fig. 1. 1/2 nat. Gr.

Aus dem verdienstvollen Werke Dr. Hampel's[1]) die Statistik der in Ungarn gefundenen prähistorischen Bronzehämmer entnehmend, sehen wir, dass diese Werkzeuge zu den Seltenheiten gezählt werden dürften, indem deren Zahl in den Funden 16 Stück beträgt, von denen sechs in der Sammlung des Nationalmuseums sich befinden.

Wir lassen nunmehr die Beschreibung der in Velem-St. Veit gefundenen Typen und die Maasse der einzelnen Stücke folgen:

Fig. 2. 1/2 nat. Gr.

Typus A. Ausschlicht- oder Polirhammer (Fig. 1), Länge 61 mm. Die Hammerfläche hat die Form einer Ellipse, ist convex und besitzt den Durchmesser von 40 : 46 mm. An der Düllenöffnung ist ein starker Wulst, von dessen unterem Rande aus der Hammer sich schnell erweitert. Er ist mit einem Reifchen und einer sich daran anhängenden Halbkreislinie geziert. Gewicht 357 g.

Typus B. Schweifhammer (Fig. 2), Länge 65 mm, die Hammerfläche länglich und an den Seiten abge-

[1]) Arch. Ért., VIII, 1888, S. 17, Taf. III, Abb 1. Leider ist im Artikel der Gegenstand nicht erwähnt, so auch keine Maasse.

[1]) Dr. Hampel, Bronzkor III, S. 49 auch Taf. CXCV. Abb. 2, Taf. CCXXVI, Abb. 10, Taf CCXXXVI, Abb. 2 und Arch. Ért. VII, 1897, S. 158, Abb. 2.

rundet, Länge 33 mm, Breite 10 mm, Gewicht 133 g. In der Form einem Celte ohne Oehr nicht unähnlich, indem unter dem Wulste ein Hals ersichtlich, der jedoch gegen das Hammerende hin sich plötzlich erweitert. Der Hammer wird geziert durch einen dem

Fig. 3. 1/2 nat. Gr.

Wulste parallel laufenden Ring und durch eine Doppellinie in Keilform.

Typus C. (Fig. 3.) Aufsatz- oder Schneidehammer. Länge 62 mm, die Hammerfläche in einer stumpfen Schneide endigend, deren Länge 34 mm und

Fig. 4. 1/2 nat. Gr.

Breite 5 mm beträgt. Gewicht 108 g. Die Form von der vorherigen abweichend, indem der Hammer gleich unterhalb des Wulstes sich bis zur Hammerfläche stetig ausbreitet. Die Ornamentik ist eine gleiche wie beim Schweifhammer, jedoch mit dem Unterschiede, dass die Keilverzierung nur durch eine Linie gebildet wird.

Fig. 5. 2/3 nat. Gr.

Typus D. Tellerhammer. Von diesen befanden sich im Funde drei Stücke, und zwar mit folgenden Maassen (Fig. 4): Länge 76 mm, die abgerundete Hammerfläche besitzt eine Länge von 37 mm, bei einer Breite von 16 mm. Gewicht 292 g. Von dem Wulste, der die Mündung der Dülle umgibt, zweigt unmittelbar eine Zierleiste in Keilform ab (Fig. 5). Länge 62 mm abgerundete Hammerfläche, lang 31 mm, breit 14 mm. Gewicht 230 g. Der Wulst um die Oeffnung der Dülle zeigt einen mangelhaften Guss, so auch die Verzierung, die aus einem Reifchen und einer Keillinie besteht. Der dritte Hammer dieses Typus (Fig. 6) ist klein und hat folgende Maasse: Länge 55 mm, Hammerflächenlänge 30 mm, deren Breite 15 mm. Gewicht 205 g. Ornamentirt ist dies Stück durch ein Dreieck, dessen Spitze der Hammerfläche zugekehrt ist. Dieser Hammer zeigt Spuren starker Benützung.

Fig. 6. 1/2 nat. Gr.

Der als neuer Typus mitzutheilende Gegenstand, welcher sich im Funde befand (Fig. 7), ist meines Erachtens ein Schneidemeissel oder Abschrötter, indem derselbe im Wesentlichen dem unter dieser Bezeichnung noch derzeit im Gebrauche befindlichen Werkzeuge ähnlich ist. Er besteht aus einem kräftig profilirten kurzen Meissel und, mit letzterem verbunden, zugleich gegossenen Dornfortsatze, welcher vermuthlich in einen starken Holzklotz eingelassen wurde. Zur besseren Befestigung, so auch um den Meissel in wagrechter Stellung zu erhalten, diente der linsenförmige

Fig. 7. 1/2 nat. Gr.

Quertheil, welcher sich zwischen Meissel und Dornfortsatz befindet. Die Körperlänge des Meissels beträgt 26 mm, die Breite 23 mm. Die Schneide, deren Länge der angegebenen Breite gleich, wird durch eine zweiseitige Abdachung von 5 mm gebildet. An den Seiten des Meissels sind auch Schneiden angebracht, jedoch rund in die Fläche übergehend. Körperstärke des Meissels 6 mm. Der Dornfortsatz misst eine Länge von 27 mm, ist fast rund und hat einen Durchmesser von 10 bis 12 mm. Der zwischen Meissel und Dorn sich erweiternde Quertheil hat eine Länge von 34 mm, eine Breite von 15 mm und eine Stärke von circa 8 mm. Der Zweck des Werkzeuges war vermuthlich ein vielseitiger, indem

dasselbe zum Abhacken der glühenden Bronzegegenstände und auch zum Biegen und Treiben Verwendung finden konnte.

Jener Gegenstand, welcher seine Analogie in dem von Ispánlak[1]) findet, ist meiner unmassgeblichen Ansicht nach ein Biegstecken (Fig. 8). Auch hier diente mir zur Benennung das in den Schmiedwerkstätten sich vorfindende analoge Werkzeug. Die Form ist die einer im rechteckigen Knie gegossenen, gegen die Enden

Fig. 8. $^1/_2$ nat. Gr.

zu konisch verlaufenden, runden Bronzestange, von denen das kürzere in einer stumpfen Spitze, das längere abgehackt erscheint. Die Maasse des Gegenstandes sind: kürzere Armeslänge 57 mm, dessen Dicke am Knie 16 mm, an der stumpfen Spitze 12 mm. Die Construction dieser Spitze ist eine besondere, indem sie durch die in einer nach aussen abgerundeten Verlängerung des Armes in der halben Armesdicke gebildet wird, wodurch ein nach der Innenseite abgeflachter Lappen entsteht, welcher an der Spitze in abgerundeter Schneide endet; die Länge des Lappens beträgt 4 mm. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, dass der Lappen in Folge mangelhaften Giessens entstand. Der längere Arm, der ein scheinbar abgehacktes Ende besitzt, hat eine Länge von 71 mm, ist schwach konisch, am Knie 18 mm und am Ende 15 mm messend. Dies Werkzeug konnte vermuthlich Verwendung finden, gleich dem analogen, im heutigen Gebrauche sich befindlichen bei Anfertigung von Ringen und auch beim Treiben kleinerer Gefässe.

[1]) Arch Ért., VIII, 1888, S. 17, Taf. III, Abb. 1.

Einiger besonderer Thongegenstände sei noch gedacht, bevor ich zur Mittheilung der Spuren der Velem-St. Veiter Bronzegiesserei übergehe. Es dürfte im Laufe vergangenen Frühjahres gewesen sein, als ich einen ziemlich bedeutenden Fund aus Velem-St. Veit erhielt, welcher die unverkennbaren Spuren einer Gussstätte an sich trug. In demselben befand sich unter Anderem das Gefässbruchstück α), welches ich, gestützt auf das Werk Wosinszky's[1]), als Trinkhorn richtig zu benennen

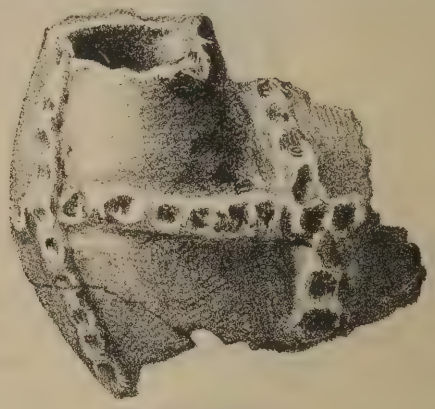


Fig. 9. $^1/_2$ nat. Gr.

glaubte. Bei der Fundstelle, die mir die oben mitgetheilten Werkzeuge lieferte, befand sich in nicht allzu grosser Entfernung das Gefäss β) und unmittelbar beim Funde das gleichgestaltete sonderbare Gefäss γ). Die Maasse der drei Gefässe sind folgende: α) (Fig. 9) Länge der in Knieform gebogenen Oeffnung vom Knie gemessen 16 mm, Durchmesser dieser Oeffnung 27 bis 31 mm, Wandstärke an der Oeffnung 7 mm; der Gegenstand hat als Ornament reifartig aufgesetzte Bänder aus Thon, welche Fingernageleindruck-Ornament aufweisen. Das Gefäss war dem Anscheine nach rund geformt wie γ). Gefäss β (Fig. 10) besteht aus einer im Viereck geformten, dem einen Ende zu sich verengenden Röhre, an die ein im Knie gebogener Theil anschliesst, welcher in seiner Verlängerung einen kürzeren, fast viereckigen Arm bildet, der auch hohl ist.

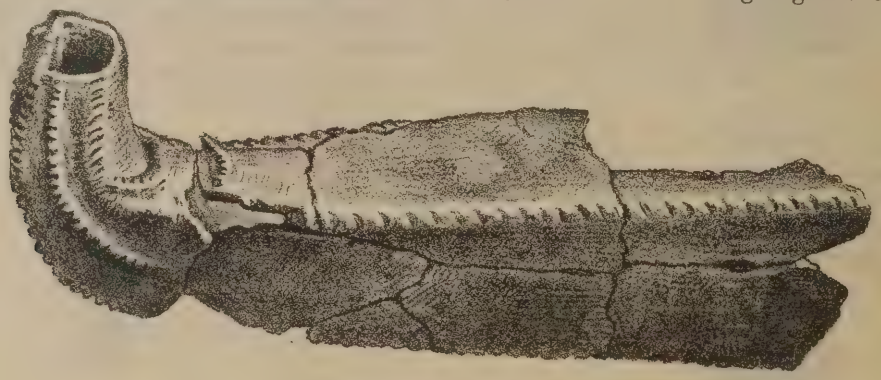


Fig. 10. $^1/_3$ nat. Gr.

[1]) Wosinszky, „Tolna vármegye története“, I, Taf. CXIII, Abb. 1.

Die Maasse der viereckigen Röhre: Grösste Länge mit Einschluss der Kniebiegung 315 mm, Breite der Fläche am abgebrochenen Ende 120 mm, Breite derselben Fläche bei der Kniebiegung 50 mm, Länge des kürzeren Armes an der inneren Biegung gemessen 57 mm. Der Durchmesser der am kurzen Armende befindlichen, fast länglich viereckigen Oeffnung 24—32 mm, Gefässwandstärke an der Oeffnung 7—9 mm, am abgebrochenen Ende 9 mm. Das Ornament besteht in Einkerbungen

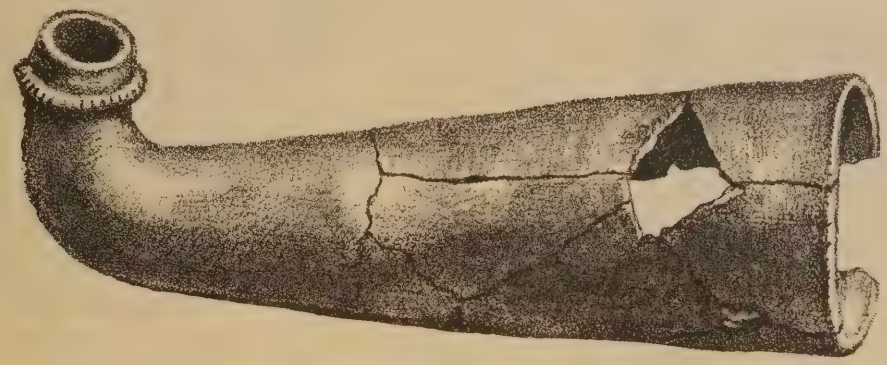


Fig. 11. $^1/_3$ nat. Gr.

an den Kanten des Gefässes; von der Kniebiegung an erhalten die äusseren drei Flächen je einen runden auch durch Einkerbungen verzierten Wulst, der an der Oeffnung des kurzen Armes endigt. Die Innenseite des

Fig. 12. $^1/_3$ nat. Gr.

kurzen Armes ist nicht verziert, hingegen hat die dieser Seite entsprechende, sich erweiternde Röhrenfläche zwei eingekerbte Wülste in Halbkreisform aufgesetzt, deren Basis der Biegung zugekehrt und von denen der eine vollkommen erhalten, der zweite zum Theil noch vorhanden ist. Das dritte Gefäss γ (Fig. 11), welches fast vollkommen erhalten ist, zeigt im Wesentlichen die gleiche Form wie Gefäss β, jedoch ist dieses rund, der zweite längere Arm endet in einen geraden Abschnitt. Die Länge mit der Kniebiegung beträgt 335 mm, innerer Durchmesser der Röhre an dem weiten Ende 86 mm, Länge des kurzen Armes an der Innenseite der Biegung gemessen 43 mm. Die runde Oeffnung am kurzen Arme hat einen Durchmesser von 28 mm. Die Stärke der Gefässwand an der kleinen Oeffnung 8 mm., an der grossen 11—12 mm Ornament: Um die kleine Oeffnung und von dieser in einer Entfernung von 12 mm, ringartig diese umgebend, ein Wulst mit Einkerbungen, auf der äusseren Seite der Kniebiegung aus dem Ringe entstehend, ein bis zur Biegung eingekerbter, von dort an circa 160 mm langer, glatter, allmälig verschwindender Kamm. Dass sämmtliche drei Gefässe dem gleichen Zwecke dienten und dass

Fig. 13*a*. $^1/_3$ nat. Gr.

dieselben dem Material, Ornament und Habitus nach aus der Bronze- oder zumindest der Hallstattzeit entstammen, ist unzweifelhaft; doch ob sie bei der Bearbeitung der Bronze Verwendung fanden oder einen anderen Zweck hatten, ist unentschieden. Zum Beweise dafür, dass in der Ansiedelung von Velem-St. Veit der Guss der Bronze betrieben wurde, mögen von den in meiner Sammlung befindlichen 15 Stück Gussformen resp. Bruchstücken derselben fünf mitgetheilt werden.

Die Gussformen, welche in Velem-St. Veit gefunden wurden, sind insgesammt aus dem in der Nähe sich befindenden Sandsteine gemacht, auch dienten bei manchen zwei Seiten desselben Steines als Gussform, wie dies auch anderswo vorkommt [1]) An manchen Formen, welche aus zwei Hälften bestanden, finden wir die zur besseren Befestigung dienenden seichten Löcher, in welche Bronzezapfen eingelassen waren, auch kommen an den Seiten dieser Formen Längseinker-

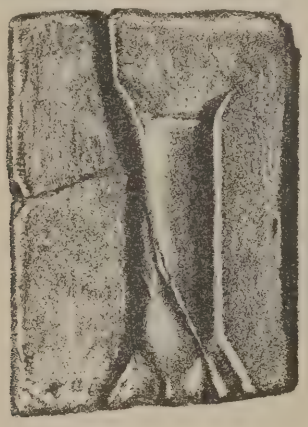


Fig. 13*b*. $^1/_2$ nat. Gr.

bungen vor, welche vermuthlich zur richtigen Zusammensetzung dienten. Die heute zur Mittheilung gelangenden Gussformen sind folgende: I. Hälfte einer Form für Celt mit Oehr (Fig. 12). Länge der Form 110 mm. Die Form ziemlich seicht im Steine ausgeschnitten, oben das runde, konisch sich verengende, 22 mm lange Gussloch, an der dem Oehre entgegengesetzten Seite zwei der erwähnten Längseinkerbungen. II. Bruchstück einer Celtgussform (Fig. 13 *a*). Länge 60 mm, Breite 50 mm, zu dieser Gussform ein konisch

Fig. 14*a*. $^1/_2$ nat. Gr.

Fig. 14*b*. $^1/_2$ nat. Gr.

rundes, 40 mm langes Loch führend. Auf der Rückseite (Fig. 13 *b*) die Gussform zu einem Schwerte, von dem die Knaufform erhalten ist; grösste Länge 85 mm. Die Form des Celtes ist kräftig, die des Schwertknaufes seichter in den Stein geschnitten. III. Halbe Form für drei kurze Schmucknadeln (Fig. 14 *a*) oder Nägel, an der oberen Seite die Form der flachen Köpfe ersichtlich, zwischen Gussform und den Seiten drei Löcher für die oben erwähnten Bronzezapfen. Die 44, 48 und 50 mm langen Formen sind so angeordnet, dass die kürzeste in die Mitte kommt. Die Rückseite (Fig. 14 *b*) enthält das Bruchstück zweier unmittelbar nebeneinander

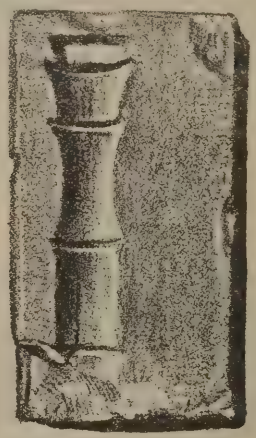


Fig. 15. $^1/_2$ nat. Gr.

liegenden Sichelformen. IV. Bruchstück einer Gussform für eine kleine Lanzenspitze. V. Griffform zu einem Dolch (Fig. 15). Länge 90 mm, oben das Gussloch angedeutet.

Fig. 16. Nat. Gr.

Um meiner Behauptung, dass das Punzen der Bronze in der Ansiedelung Verwendung fand, gerecht zu werden, bringe ich die Abbildung eines der vielen dort gefundenen Punzstifte. Indem ich die Absicht habe, demnächst mich eingehend mit den in Velem-St. Veit gefundenen Punzen zu befassen, so sei heute nur dass

[1]) Sophus Müller, „Nordische Alterthumskunde", S. 451. Dr. Hampel, Bronzkor, III, S 194, 195. Wosinszky, „Tolna vármegye története", I, S. 216.

Maass des Stückes (Fig. 16) mitgetheilt. Länge 91 mm, Breite der Schneide 3 mm, der Körper des Stiftes quadratisch mit dem Durchmesser von 3·5 mm. Die Schneide am unteren Ende rasch sich aus dem Körper bildend.

Fig. 17. ½ nat. Gr.

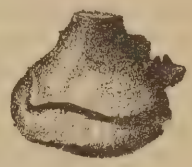


Fig. 18. ½ nat. Gr.

Auch das öftere Vorkommen von Gusszapfen (Fig. 17 und 18), Material in Form von Klumpen, Kuchen, Stangen und Bruch, das sich kiloweise vorfindet, zeigt, dass die Ansiedelung als Gussstätte in jenen Zeiten ihre Bedeutung hatte.

4. Herr **Leo Bouchal** bringt Beiträge zu dem Capitel

„Geophagie".

Bezüglich der Geophagie in Indonesien möchte ich auf einige weitere Belegstellen hinweisen. Herr Dr. Lasch citirt S. 216—217 Finsch's Bericht über Erde als Leckerei in Neu-Guinea; dem widerspricht nun de Clercq im Internationalen Archiv für Ethnographie, Bd. III, S. 68: „Over het gebruik der eetbare aarde is F. blijkbaar verkeerd ingelicht: dat deze soms door zwangere vrouwen wordt genuttigd, is louter bijzaak. In de Humboldtbaai, waar ik een zelfde schijf kreeg als door F. vermeld, dient die grijze klei om de haren aan elkaar te doen kleven; zij wordt daartoe in vochtige staat op het hoofd aangebracht en bij opdroging is het haar stijf en blijft eenige dagen stijf, dat bij feestelijkheden een groot gemak oplevert. Als de inboorlingen die klei ter ruiling aanbieden, wrijven zij er zich mede het hoofd om het gebruik duidelijk te machen."

Während also de Clercq Geophagie für Neu-Guinea in Abrede stellt, was wohl auch richtig sein dürfte, findet sich bei Veth: „Java" (Haarlem 1873 bis 1882), Bd. I, S. 122, eine Stelle, wo er Erde „ampo" (Thonerde) als javanischen Leckerbissen bestätigt (roh oder zubereitet) und auch auf ähnliche Bräuche in Südeuropa und Schweden hinweist. Sie wird in Java besonders von Schwangeren genossen, was daran erinnert, dass schon Hypokrates, Dioskorides und Galenus verschiedene Thonsorten bei Krankheiten der Frauen verordneten, wie es heisst, mit bestem Erfolge. Ampo wird zu kleinen cylindrischen Stangen geknetet, mit Oel bestrichen, gebacken oder geröstet, in Pinang- oder andere Blätter gewickelt und so überall auf Märkten und in Läden feilgeboten. Im Allgemeinen scheint nach Veth Erdeessen bei allen Völkern, die sich ihm ergeben, als krankhafte Gewohnheit angesehen werden zu müssen, wozu in vielen Fällen der Gebrauch als Heilmittel den ersten Anstoss gegeben haben dürfte. Vgl. hiezu J. Kremer in „Indische Gids", XI (1889), 2. Abth., S. 1641, und Graf v. Limburg-Stirum, ib. XII (1890), 1. Abth., S. 398.

In den Berichten des Leidener Museums ist unter Serie 830, Nr. 23 ff., eine Sammlung essbarer Erde aus den Residentschaften Semarang, Japara und Batavia beschrieben.

Von Ambon und Uliase bestätigt Geophagie bei Schwangeren Riedel („Sluik- en kroesharige rassen"), selbst gebrannter Thon und Scherben werden verzehrt (Ploss: „Das Weib etc.", 5. Aufl., I., S. 653).

Die Mincopie-Weiber (Andamanen) knabbern während der Schwangerschaft ab und zu kleine Mengen weissen Thones, den sie auch zum Bemalen ihres Körpers benützen. Sie halten es für ihren Zustand für segenbringend (Ploss: ib.).

Auch Modigliani („Un viaggio a Nias", S. 462) berichtet vom Thonessen; nach Wolterbeek-Muller naschen die Niasser übrigens gern Kohle.

Vgl. auch: Dr. v. d. Burg, „De geneesheer in Nederl. Indië", I, 198—199 und II, S. 575, und J. Kremer, „Geophagie" (Mededeel. v. h. Nederl. Zendelings-Genootsch., XXV, 1881, S. 293).

5. Herr **Leo Bouchal** legt einen Beitrag vor

„Zur Urgeschichte der Musikinstrumente".

Herr Dr. Wallaschek erwähnt in seiner Arbeit über die Urgeschichte der Saiteninstrumente (Mittheilungen, Sitzungsbericht 1898, S. 3) ein Instrument aus Bambus, dessen Saiten aus dem Bambuskörper selbst herausgeschält und beiderseits durch Stege unterstützt sind. Dieses Instrument kommt ausser auf den Molukken auch noch an verschiedenen anderen Stellen des Indischen Archipels vor, und ich wäre für Mittheilung weiterer Vorkommnisse sehr dankbar. Mir ist Folgendes bekannt:

Von Celebes besitzt das k. k. naturhistorische Hofmuseum ein solches Instrument von Malássero (Inv.-Nr. 17.698) mit vier ausgeschälten Saiten; die beiden mittleren sind in der Mitte durch ein rechteckiges Holzplättchen mit einander verbunden und haben auch beiderseits nur je einen gemeinsamen Holzsteg; unterhalb des Holzplättchens und in beiden Internodialwänden je ein Loch. Das Instrument umfasst auch von den beiden Nachbarinternodien noch einen circa 10 cm langen Abschnitt; das Hauptinternodium ist circa ½ m lang. (Vgl. Dr. Czurda. Katalog etc. Wien 1883, S. 107: „gesokesong".)

Dieselbe Verbindung von zwei Saiten durch ein (hier sechseckiges) Holzplättchen zeigt auch ein Exemplar mit drei Saiten (Inv.-Nr. 29.657) das in Ternato gekauft wurde. Dr. Svoboda vermuthet (Intern. Archiv für Ethn., III, S. 122), dass das Instrument von Menado, wo es „tatalo" heisst, importirt sei, doch beschreibt Kükenthal („Im malayischen Archipel", Taf. IV, Fig. 25) ein vollkommen übereinstimmendes Exemplar von Kau islam (Halmahera); beiden Instrumenten fehlt die Rotanumwindung, die sich bei obigem von Celebes findet, beide sind auch unmittel-

bar am Internodium abgeschnitten; das Exemplar des Hofmuseums dürfte daher wohl auch von Halmahera stammen; es ist 47 cm lang, 9·4 cm im Durchmesser. Das andere Exemplar ist durch zwei Faserbüschel an der Untenseite verziert.

Von den Philippinen findet sich eine solche Bambusguitarre in der Zeitschrift für Ethnologie (XVII. Bd., S. 26) von den Bagobos beschrieben und abgebildet. Die Enden des Instrumentes, circa 10 cm lange Stücke der beiden Nachbarinternodien, sind mit zahlreichen Einschnitten und Farbestrichen verziert und der Aussenrand pinselförmig mit Borsten besetzt, ausser dem von Kükenthal abgebildeten Instrumente der einzige mir bekannte Fall irgendwelcher Verzierung dieses Instrumentes. Jede Saite hat nur ein Joch. Die Bagobos sitzen nach Schadenberg (l. c.), das Instrument auf einen Schenkel gestützt, und spielen es mit beiden Händen. Es ist 70—80 cm lang, 8 cm im Durchmesser. Von Schadenberg ist auch im Hofmuseum ein Exemplar (Igorroten und Tinguinanen) mit drei Saiten, unmittelbar nebeneinander mit blos einem gemeinsamen Steg auf einer Seite. Es ist an einer Seite offen, 45 cm lang und 7·5 cm im Durchmesser, ohne Verzierung (Inv.-Nr. 30.942).

Sal. Müller („Land- en volkenkunde“ in Temminck) bildet auf Taf. 42 (Fig. 4) ein circa 36 Zoll langes derartiges Instrument, mit 8—10 Saiten auf Holzstegen, von Rotti ab; das Ganze ist aber mit beiden Enden in einem halbkugeligen Lontarblattbehälter befestigt, der als Resonanzraum dient; es wird mit der Nagelseite der Finger gespielt und heisst „sasanu-ôh“ (ôh = Bambus).

Durch die Lontarblatthülle erinnert an dieses Stück ein Exemplar des Hofmuseums (Inv.-Nr. 31.884) von Timor, aber bereits statt der herausgelösten Rippen 18 Messingsaiten mit Spannschrauben, auch ist der Bambuskörper lackirt und mit Holzaufsatz versehen (Länge 53 cm). Ein ganz gleiches Exemplar, nur mit 22 Saiten, trägt die Bezeichnung „sasandu“ (Timor).

M. Weber fand auf Flores (Sikka) ein circa 50 cm langes Stück Bambus, in der Längsrichtung halbirt, von seiner Aussenlage sind sechs Streifen losgelöst und mit Steinchen vom Bambus entfernt und gespannt, so dass man diesen sechs Saiten „mit einigem guten Willen“ mit den Fingern Töne entlocken kann (Int. Arch. III, Suppl. I, S. 32).

„Dakádo“ ist ein ganzer Bambuscylinder mit fünf losgelösten Streifen der Oberhaut, am oberen und unteren Ende mit Rohrstreifen umwickelt (23 cm lang, 5 cm im Durchmesser), aus Belo, Central-Timor. Auf der Rückseite in der Mitte des Instrumentes ein ovales Loch. (Ethn. Museum Leiden, Inv.-Nr. 839/97, Nr. 96 mit sechs Saiten, vgl. Int. Archiv, VIII, S. 9.)

Baessler beschreibt im Int. Archiv f. Eth., IV, p. 77, eine Bambusguitarre mit bis zehn Saiten, die oft, dicht nebeneinander, auf einem einzigen Holzsteg jederseits ruhen (Länge circa 40 cm) von Wetter.

Von den Sundayak stammt Inv.-Nr. 48.143 des Hofmuseums, 46 cm lang, 7·5 cm im Durchmesser, beiderseits geschlossen, mit fünf Saiten, davon zwei knapp beisammen, wohl ursprünglich mit gemeinsamen Stegen. Ueber das ganze Instrument hin dringt der Länge nach ein schmaler Schlitz in das Innere ein.

Auf Sumatra begegnen wir diesem Instrumente bei den Battak, von wo es Modigliani („Fra i Battacchi indipendenti“, S. 31) beschreibt, als „doal-doal-bulo“ (bulo, wohl = Bambus [bulu]; dagegen nennt er es in „Viaggio a Nías“, S. 567, „pukul-logun“, vgl. mal. pukul, schlagen, und lengkung, Bogen, Gewölbe) mit einem Loch in der Mitte und in jeder Internodialwand und vier Saiten mit Bambusstegen und Rotanumflechtung. Gespielt wird es mit einem Holzschlägel. Von Nias (l. c.) bildet Modigliani ein genau übereinstimmendes Stück ab, 60 cm lang, 8 cm im Durchmesser. Das Hofmuseum besitzt unter Inv.-Nr. 27.296 ein von Cerutti gesammeltes Exemplar aus Nias, „gomdrà“, mit drei Saiten und viereckigem Loch auf der Oberseite; es ist auf einer Seite offen, 64 cm lang.

In Madagascar heisst das Instrument „maruvane“. Ausser dem von Dr. Wallaschek abgebildeten Exemplare von Nossi-Bé, besitzt das Hofmuseum noch eines von Wooded-Island, sakalavisch, mit elf Saiten und Bastschnurumwicklung an der Ablösungsstelle der Saiten; es ist beiderseits offen, 65 cm lang; Herr Dr. Hein war so liebenswürdig, mich auf dasselbe aufmerksam zu machen (Inv.-Nr. 27.430).

So allgemein verbreitet das Instrument also ist, scheint es doch auf Java nicht vorzukommen?

* * *

Das Nationalinstrument der Sundanesen ist das „angklung“ (Veth, Java I, S. 476), es kommt aber auch bei den Javanesen vor, und zwar in zwei Gamĕlan-Arten. Es ist ganz aus Bambus, die Basis besteht aus einem ganzen, knapp an den Internodien abgeschnittenen, also beiderseits geschlossenen Bambusrohr, in dem (oben) fünf oder sechs längliche Oeffnungen gemacht sind; an beiden Enden desselben wird eine lange Bambuslatte aufrechtstehend befestigt, so dass sie oben einen Bogen bildet. An beiden aufrechtstehenden Theilen dieser Latte ist circa in drei Viertel der Höhe eine Querlatte parallel mit der Basis befestigt und an dieser hängen fünf oder sechs Bambusröhrchen, dünner als das Basisrohr, von abnehmender Dicke und Länge, mit Löchern am Oberende, durch welche eben die Querlatte läuft. Alle fünf oder sechs Röhren sind am Unterende mit zwei ausgeschnittenen Fortsätzen versehen, welche in die entsprechenden Löcher des Basisrohres so eingepasst sind, dass sie sich beim Schütteln des Instrumentes vor- und zurück-, aber nicht seitwärts bewegen können. Die Röhren werden sorgfältig ausgewählt und genau angepasst, damit sie beim Schütteln einen harmonischen Ton geben. Der Bogen wird oft mit Federn, Perlschnüren etc. verziert. Die Dimensionen variiren zwischen $^1/_4$—$1^1/_2$ m Höhe und $^1/_5$—$^3/_4$ m Breite. Die grössten Instrumente geben den schönsten Ton.

Auch Raffles gibt in seiner History of Java (I, S. 527) fünf oder mehr Bambusröhren an, am oberen Ende orgelpfeifenartig abgeschnitten, 8—20 Zoll lang. Auf Pl. 9 ist in Fig. 6 ein solches Instrument abgebildet, es fehlt aber hier der Bogen, der das Ganze überspannt; die Röhren selbst sind oben an der Spitze mit Federbüscheln verziert. L. v. Ende führt in diesen Mittheilungen (XIX. Bd.) ebenfalls fünf oder sechs Klangröhren an, die ebenfalls alle an einer einzigen Querlatte befestigt sind, der Bogen ist hier vorhanden.

Dagegen beschreibt Jacobs (Int. Archiv, IV, S. 163) dieses Instrument folgendermassen: „Die angkloeng bestaat uit 3 à 4 stellen van de in Fig. 1 (Taf. XIII) afgebeelde ramen van verschillende grootte, ieder van welke weer uit 3 aan latjes (also 3 Querlatten) hangende, holle bamboekokers bestaat.“ In der Abbildung fehlt der Bogen oben. Die Vereinigung mehrerer Einzelinstrumente zu einem System erwähnt auch Veth (l. c., S. 478), doch sagt er, dass 20 oder mehr grössere und kleinere angklungs alle auf einem auf zwei Füssen ruhenden Stock hängen, so dass der Spieler sitzend alle angklungs erreichen kann.

Gespielt wird das Instrument nach Veth bei allen wichtigen Familienereignissen in Trupps von 10 bis 50 Mann, nach Raffles von 15—20, in Reihen von je 3 oder 4 Mann. Voran gehen die Tänzer, „tandakkers“, deren einer eine kleine Trommel, die übrigen kleine, sehr schöne angklungs spielen (Veth). Auch Raffles erwähnt die Begleitung durch ein oder zwei kleine, mit der flachen Hand geschlagene Trommeln. Nach Jacobs wird das Instrument aber bei den Baduwis nur gespielt beim Pflanzen des Reises auf dem geweihten Grunde. v. Ende sagt, dass die Baduwis sitzend, die Javanesen und Malayen stehend angklung spielen.

Die Exemplare des naturhistorischen Hofmuseums stimmen zum Theile mit den von Jacobs beschriebenen überein, zum Theile haben sie aber den Bogen (auch doppelt); aber stets gehören je vier Stücke zusammen und jedes Stück hat drei Klangröhren, an drei Querlatten hängend. Bei einem System trägt jedes Stück am Culminationspunkte des Bogens eine Schlinge, offenbar zum Aufhängen an einem Stocke, wie es Veth beschreibt. Bei einem kleinen Modell sind vier Stücke (ohne Bogen) auf einem horizontal zwischen zwei Pfosten befestigten Stocke aufgehängt, indem die oberste Querlatte einfach auf dem Stocke aufliegt.

Zu einem System gehören auch zwei kleine Trommeln „dog dog“, die, wie oben erwähnt, zur Begleitung dienen.

Mittheilungen über die Zahl der Klangröhren, sowie über die Art, wie mehrere Einzelninstrumente zu einem System vereinigt werden und wie dieses dann gespielt wird, würden mich zu grossem Danke verpflichten. Bei den Instrumenten mit wenig Klangröhren scheinen durchwegs die Längen derselben und daher auch die Tonintervalle mehr zu differiren, als bei den mit fünf oder sechs Klangröhren.

6. Herr **Kálmán Freiherr v. Miske** macht eine Mittheilung über

Hirschhorn-Artefacte der prähistorischen Ansiedelung Velem-St. Veit.

(Mit 14 Abbildungen im Texte.)

In meinen Mittheilungen über Funde aus der prähistorischen Ansiedelung Velem-St. Veit wurden die aus der neolithischen Periode stammenden bis jetzt stiefmütterlich behandelt. Um diesem Versäumnisse nachzukommen, sei es mir erlaubt, in Kürze etliche Gegenstände dieser Stufe der Ansiedelung vorzuführen. Mit den von der besagten Ansiedelung stammenden Steinartefacten, die zumeist aus dem im dortigen Gebirgsstock anstehenden Serpentin gefertigt wurden, beabsichtige ich mich demnächst eingehender zu befassen und mich heute blos auf die Mittheilung von etlichen Artefacten aus Hirschhorn und Knochen zu beschränken.

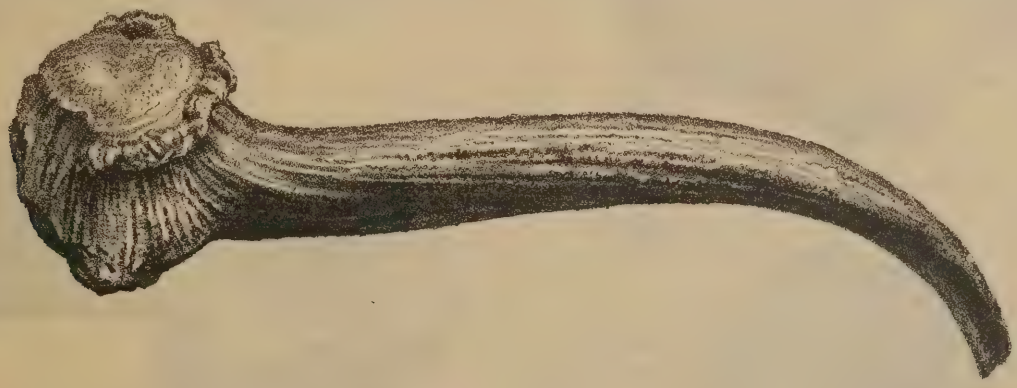


Fig. 19. $^1/_3$ nat. Gr.

Das Vorkommen von bearbeitetem Hirschgeweihe ist in den Funden ein häufiges; von solchen, welche nach ihrer Bearbeitung zu jenen der Steinzeit gerechnet werden dürften, sind etliche, die ich heute mittheilen möchte. Die Keule oder Hammer (Fig. 19) ist aus einer Augensprosse geformt. Die Maasse dieses Artefactes sind: Ganze Länge 490 mm, Durchmesser der Rose 73 mm, Umfang der Augensprosse unten 133 mm, an der abgebrochenen Spitze 63 mm, Länge des den Keulenkopf bildenden Stangenstückes 80 mm. Der Gegenstand zeigt eine theilweise Bearbeitung am Kopfstück, so auch etliche Einkerbungen an der den Griff bildenden Sprosse, welche die Arbeit des Stein-

messers aufweisen. Die Spitze der den Griff bildenden Sprosse zeigt Polirung durch den häufigen Gebrauch. Der durchbohrte Hammer (Fig. 20) hat einen Rosenumfang von 238 mm, Rosendurchmesser von 85—95 mm. ist in der Höhe von 30 mm resp. 42 mm durchbohrt. Die Perforation misst an der Innenseite 21 bis 23 mm und ist viereckig, hingegen an der Aussenseite 23—28 mm und länglich rund. Die untere Wand der Aushöhlung mit einem Durchmesser von 50 mm, obere Wand von 49 mm Durchmesser, oberhalb der Perforation

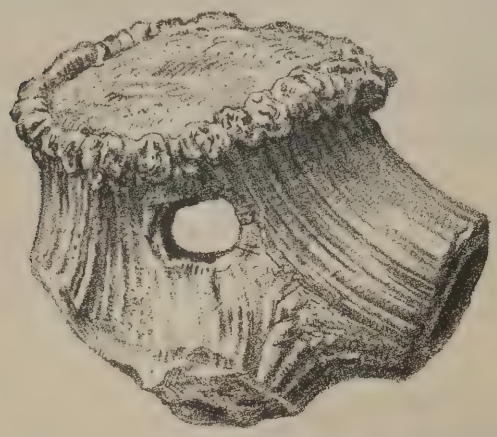


Fig. 20. $^1/_2$ nat. Gr.

Fig. 21. $^1/_2$ nat. Gr.

102 mm. Totalhöhe 119 mm. Der aus einem mächtigen linksseitigen Abwurfe gefertigte Hammer zeigt an der Schnittfläche der Augen- und Nebenaugensprosse, so auch an der Stange die Bearbeitung mittelst des Steinmessers, das spongiöse Knochengewebe ist insbesondere bei der Stange stark ausgehöhlt. Das Beil (Fig. 21) hat eine Totallänge von 137 mm, Rosendurchmesser von 73 mm × 80 mm, Rosenumfang von 210 mm. Die viereckige Durchbohrung steht von der Rose auf der Entfernung von 19 resp. 48 mm. Das Bohrloch der Augensprossenseite zeigt den inneren Durchmesser von 11 × 23 mm, der der entgegengesetzten Seite das Maass von 12 × 20 mm; untere Wandstärke 54 mm, obere 51 mm. Die Durchbohrung liegt in einem Querschnitt, wodurch die Seitenwandstärke 37 und 39 mm beträgt. Das spongiöse Knochengewebe der Stange ist ausgehöhlt. In der Höhe von 70 mm ist die Stange schräg abgeflacht, wodurch eine primitive (einseitige) Schneide gebildet wird. Die Augensprosse

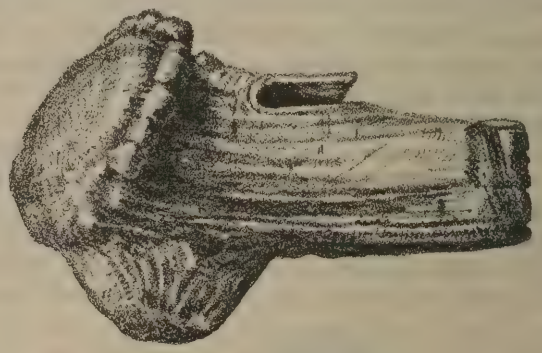


Fig. 22. $^1/_2$ nat. Gr.

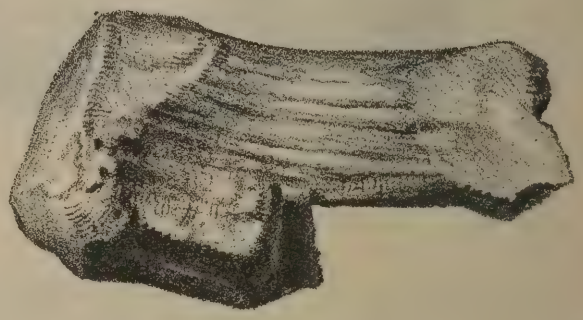


Fig. 23. $^1/_2$ nat. Gr.

Fig. 24. $^1/_2$ nat. Gr.

ist abgehackt. Die Rosenfläche zeigt Schlagmarken. Dem jetzt besprochenen Gegenstande gleichen zwei Bruchstücke von Hirschhornbeilen, von welchen das eine (Fig. 22) aus dem Rosenstücke, hingegen das andere (Fig. 23) aus der Gabelung eines Geweihes gefertigt wurde. Die Schmuckscheibe (Fig. 24) ist aus der Rose eines Geweihes gemacht, die von der Stange abgesägt wurde. Dieselbe hat etliche künstlich erweiterte Löcher an ihrem Rande, welche vermuthlich zum Durchzuge einer

Schnur dienten. Durchmesser der Rose 73 mm, Dicke 12 mm. Eine durchlochte Knochenscheibe (Fig. 25), die den Durchmesser von 31 mm hat. Die Bohrung ist rund, mit dem Durchmesser von 5 mm und einer Dicke von 7 mm. Unter den kleineren Artefacten ist der Gegenstand Fig. 26 interessant. Derselbe dürfte eine un-

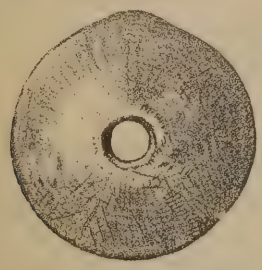


Fig. 25. $^1/_2$ nat. Gr.

Fig. 26. $^1/_2$ nat. Gr.

fertige Pfeilspitze sein, indem an deren eine stumpfe Spitze bildenden Erweiterung sich einseitig oben und unten Einkerbungen befinden, die als Anfänge zu dem Pfeilbart betrachtet werden könnten. Dieses Artefact hat die Länge von 115 mm. Die mit einer stumpfen

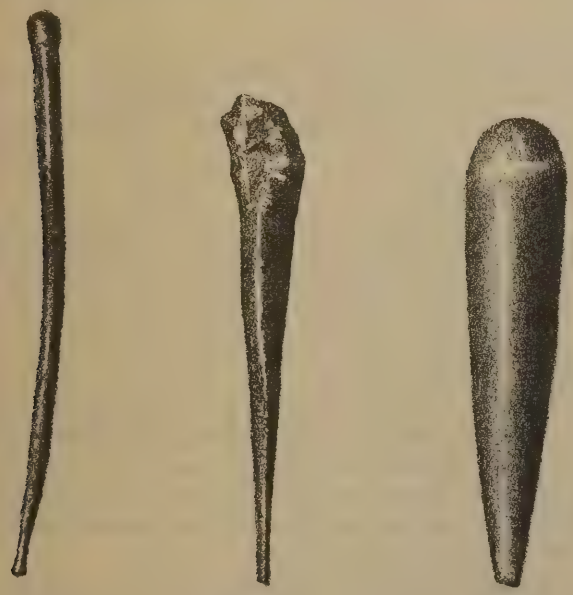


Fig. 27. Fig. 28. Fig. 29.

Fig. 27—29. $^1/_1$ nat. Gr.

Spitze endigende Erweiterung hat eine dreieckige Form, deren Basis 16 mm misst, Seitenlängen von 29 und 30 mm hat. Die Einkerbungen sind 1 und 3 mm tief, 11 und 12 mm lang, unten 4 mm breit, nach oben in einer Spitze sich verlaufend. Der Stiel ist viereckig, zum Theile facettirt, hat oben am Kopfe einen Durchmesser von 4 und 8 mm und unten von 4 und 7 mm, in der Mitte etwas dicker mit dem Durchmesser von 6×10 mm. Eine Schmucknadel (Fig. 27) mit kleinem, fast cylindrischem Kopfe, 77 mm lang, abgerundet; der Durchmesser unter dem Kopfe misst 3 mm, der des Kopfes 5 mm. Die unten den Abbildungen Fig. 30 – 34 sich

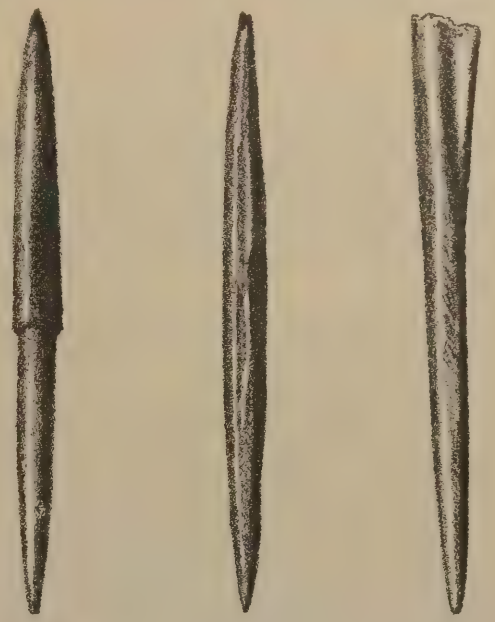


Fig. 30. Fig. 31. Fig. 32.

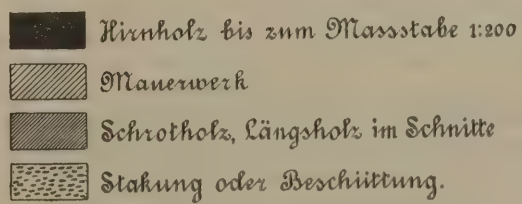
Fig. 30—32. $^1/_1$ nat. Gr.

befindlichen Knochenpfriemen können auch einer jüngeren Zeitstufe unserer Ansiedelung gehören. Fig. 28 ist eine derselben aus einem Röhrenknochen gefertigtes, 122 mm langes Exemplar, Fig. 29—30 ein aus Hirschhorn gefertigtes. Etliche derselben sind an beiden Enden zugespitzt (Fig. 31 oder nur einseitig mit einer solchen versehen Fig. 32).

7. Der Oesterreichische Ingenieur- und Architekten-Verein **(Ausschuss für das „Deutsche Bauernhaus")** sendet an die Anthropologische Gesellschaft folgendes Circulare:

An die geehrten mitwirkenden Vereine und P. T. Mitarbeiter.

Typische Darstellungen für Grundrisse und Durchschnitte.



Der gefertigte Ausschuss beehrt sich auf die obenstehenden typischen Darstellungen aufmerksam zu machen mit dem Bemerken, dass diese einheitliche Darstellung von Mauerwerk, Hirnholz, Langholz und Beschüttung zufolge Vereinbarung mit dem Verbande

deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine bei den zur Veröffentlichung bestimmten Grundrissen und Durchschnitten der Bauernhäuser gebraucht werden solle.

Wien, den 18. April 1898.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Für den Ausschuss „Deutsches Bauernhaus“

A. v. Wielemans.

8. Aus dem Protokolle des Gesammtausschusses **zur Bearbeitung einer Veröffentlichung über das Bauernhaus in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und in der Schweiz**, IV. Gemeinsame Sitzung, verhandelt in Zürich den 8. September 1898, bringt die Gesellschaft folgende Berathungen und Beschlüsse zur Kenntniss ihrer Mitglieder:

Ueber den Stand der Arbeiten in Oesterreich-Ungarn berichtet Herr v. Wielemans:

Die Zahl der Mitarbeiter ist aus den Kreisen der Lehrer an den Staatsgewerbeschulen und aus denen von Liebhaber-Photographen vervollständigt worden. Es sind bisher 32 Blatt Originalzeichnungen eingelaufen, ausserdem zahlreiche, sich fortlaufend mehrende photographische Aufnahmen. Eine Sichtung der im k. k. Ackerbauministerium vorhandenen Aufnahmen, vorgenommen von Herrn Oberst Bancalari in Linz, hat 50 brauchbare Aufnahmen ergeben, die sich auf 30—35 Blatt verkürzen werden.

Vom k. k. Ackerbauministerium sind weiter für 1898 fl. 500 zur Verfügung gestellt, ferner fl. 250 vom Oesterreichischen Ingenieur- und Architekten-Verein zu Wien, wozu noch etwa fl. 250 als Ueberschuss von 1897 kommen, so dass etwa fl. 1000 zur Verfügung stehen.

Ein Verleger ist noch nicht gewonnen, doch soll 1899 ein Probeheft herausgegeben werden. Im Ganzen werden 100 Tafeln und 25 Bogen Text mit Textabbildungen voraussichtlich erreicht, aber nicht überschritten werden.

In weiterer Besprechung einigte sich der Ausschuss zu folgenden Beschlüssen:

1. Die Herausgabe des Werkes soll nicht übereilt werden. Vor allen Dingen soll Vollständigkeit angestrebt werden.

2. Es ist ein dauerhaftes, jedenfalls nicht sogenanntes „gestrichenes“ (gekreidetes) Papier zu wählen. Von Herrn Kossmann wird empfohlen, dass dazu Papier des entsprechenden Unternehmens des k. k. Unterrichtsministeriums in Wien in Rücksicht zu ziehen, von Herrn Lutsch das zu seinem Bilderwerk schlesischer Denkmäler zu verwendende Kupferdruckpapier. Proben werden vorgelegt und ausgetauscht werden.

3. Auf Einheitlichkeit der Darstellung, zumal die Schraffirung der Grundrisse, ist Werth zu legen; massgebend hiefür ist das den Vereinen seitens des Verbandsausschusses vorgelegte Muster. Es wird auch für die Schweiz und für Oesterreich innegehalten werden, für Oesterreich nur mit einer kleinen Abweichung für die hier nicht vorkommende Stockung.

4. Die technischen Ausdrücke sollen ausser in gewöhnlicher Schriftart auch in einem phonetischen Alphabet gegeben werden. Wo der Massstab dies nicht zulässt, ist eine sonst im Allgemeinen zu vermeidende Legende am Rande hinzuzufügen. Nach Berathung mit dem schweizerischen Centralcomité wird Herr Hunziker bezüglich der Wahl des Alphabetes weitere Vorschläge machen.

5. Die Tafeln sollen keine durchlaufende Numerirung, sondern die Landschaftsnamen und unter ihnen eine Numerirung enthalten und dazu behufs leichterer bibliothekarischer Einordnung das Wappen der Landschaft in einfacher Darstellung. Demgemäss wird die Nummernfolge oben rechts auf dem Blatte lauten: Schlesien Nr. 1, 2, 3 . . . ., Westphalen Nr. 1, 2, 3 . . . . Hiedurch wird die Veröffentlichung in bunter Reihe je nach der Fertigstellung der Einzelzeichnung nicht aufgehalten.

6. Im Uebrigen sollen für die Schriftform und die Bezeichnung die Probeblätter der ersten vorliegenden Lieferung aus Deutschland auch für Oesterreich und die Schweiz massgebend sein, ohne für besonders künstlerisch ausgeführte Blätter andere, mehr malerische Schriftformen auszuschliessen, namentlich, wenn das Gepräge des Bauwerkes oder die Art der Darstellung es erwünscht erscheinen lässt.

Jedes Blatt soll ausser den Bezeichnungen unter Beschluss 5 enthalten:

1. von allgemeinen Angaben:

a) die Gesammtüberschrift „Das Bauernhaus in (Deutschland), (Oesterreich-Ungarn), (Schweiz)“;

b) den Namen des aufnehmenden Architekten (nicht den des bezahlten Zeichners);

c) Bezeichnung von Druck und Verlag.

2. Bezeichnung des Gegenstandes nebst Namen des Ortes und unteren Verwaltungsbezirkes, also des Kreises (Oberamtes, Bezirkshauptmannschaft), letztere wegen der vielen gleichlautenden Namen.

3. Einzelbezeichnung der Abbildung, wie z. B. (Erdgeschoss-Grundriss).

4. Eine Legende der einzelnen Theile (Ofen, Bett) im Grundrisse selbst, nicht am Rande (vgl. Beschluss 4).

7. Das Format wird auf genau 48 : 34 cm festgestellt. Die Wünsche bezüglich nicht zu starker Verkleinerung der Zeichnungen werden seitens des deutschen Verbandes berücksichtigt werden.

8. Um einen Anhalt für die Gestaltung des Textes zu erhalten, den Herr Gerstner für wünschenswerth erklärt, soll das vorhandene thüringische Manuscript als Handschrift für die Einzelvereine des Verbandes und für die Vereine in Oesterreich-Ungarn und der Schweiz gedruckt werden.

9. Es soll der Grundsatz, bäuerliche Bauten im Gegensatze zu städtischen Bauten, im Allgemeinen strenge innegehalten werden. Nicht aufgenommen werden sollen Gebäude für industrielle Zwecke.

10. Auf einstimmigen Wunsch soll auch ferner alljährlich getagt werden, und zwar im Jahre 1899 in München, etwa in der ersten Septemberwoche. Ueber die Festsetzung des Tages soll mit dem Vorstande des Baierischen Architekten- und Ingenieur-Vereines verhandelt werden.

v. g. u.

(gez.) **Hinckeldeyn. Lutsch.**

Ausschuss-Sitzung am 17. Januar 1899.

Vorsitzender: Herr Vicepräsident Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg.

1. Es wird beschlossen, nach Auflösung des Redactionscomités und Redactionsbeirathes ein neues Redactionscomité, bestehend aus den Herren Hofrath Prof. Dr. Toldt (Vorsitzender), Prof. Zuckerkandl, Prof. Dr. Rudolf Meringer, Custos Heger, Custos Szombathy, Dr. Hoernes und Dr. Paulitschke (Redacteur) zu bilden, welches die Herausgabe des Gesellschaftsorganes zu besorgen und für das Arrangement der Vorträge in der Gesellschaft aufzukommen hat und Sitzungen nach Bedarf abhält.

2. Der Jahres-Versammlung soll über Vorschlag des Vorsitzenden empfohlen werden, den demissionirten I. Secretär und Redacteur Custos Heger in den Ausschuss zu wählen.

3. Die heuer statutarisch aus dem Ausschusse austretenden Räthe Hoernes, Kanitz, Karabacek, Karrer, Much, Penka, Szombathy und Tomaschek werden der Jahres-Versammlung zur Wiederwahl in den Ausschuss empfohlen.

4. Nach reiflicher Erwägung beschliesst der Ausschuss einstimmig, Seine k. u. k. Hoheit den durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este, welcher hohe Herr als Forscher und Weltreisender den wissenschaftlichen ethnographisch-anthropologischen Studien und Bestrebungen so nahe steht, die ehrfurchtsvolle Bitte vorzutragen, das Protectorat über die Anthropologische Gesellschaft in Wien gnädigst übernehmen zu wollen. Das Präsidium wird ermächtigt, zu diesem Behufe eine Audienz bei Seiner k. u. k. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzoge zu erwirken.

5. Das frühere Ausschussmitglied Hofrath Dr. von Hauer wird wegen seiner Verdienste um die Wissenschaft und um die Gesellschaft der Jahres-Versammlung zur Ernennung zum Ehrenmitgliede vorgeschlagen.

6. Das Eigenthumsrecht an den ausschliesslich aus den Mitteln der Anthropologischen Gesellschaft hergestellten Clichés wird festgestellt und eine Inventarisirung der Clichés in nächster Zeit durchzuführen beschlossen.

7. Dr. Wilhelm Hein, Assistent am k. k. naturhistorischen Hofmuseum, wird als wirkliches Mitglied in die Gesellschaft aufgenommen.

8. In Angelegenheiten der Localfrage der Gesellschaft soll ein Memorandum an das hohe k. u. k. Oberstkämmereramt ausgearbeitet und baldmöglichst übergeben werden.

Ausschuss-Sitzung am 14. Februar 1899.

Vorsitzender: Herr Vicepräsident Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl.

1. Der Jahresbericht des Präsidenten pro 1898 wird dem Ausschusse vorgelegt und von diesem zur Kenntniss genommen. Er gelangt in der Jahres-Versammlung zum Vortrage.

2. Rechnungsführer Dr. Otto Müller und Cassier Baron Karl Schlosser legen den Rechnungsabschluss pro 1898 vor. Die Rechnungsausweise wurden von den beiden Rechnungscensoren am 9. Februar 1899 geprüft und richtig befunden. Der Rechnungsabschluss wird der Jahres-Versammlung unterbreitet werden.

3. Die k. u. k. Intendanz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums bringt mit Act vom 23. Januar 1899, Z. 46, durch den Leiter der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des Museums einen Erlass des hohen k. u. k. Oberstkämmereramtes vom 19. Januar 1899, Z. 115, zur Kenntniss des Ausschusses, womit das genannte hohe Amt den beiden Secretären der Anthropologischen Gesellschaft je einen Arbeitstisch in einem der Reserveräume der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des naturhistorischen Hofmuseums bewilligt habe, welche den beiden Functionären nach der Jahres-Versammlung angewiesen werden.

4. In die Gesellschaft werden neu aufgenommen:

Als unterstützendes Mitglied:

Herr Fritz Hamburger, Mitchef der Buchdruckerei Köhler & Hamburger in Wien.

Als wirkliche Mitglieder:

Herr Dr. Gustav Edler v. Arthaber, Privatdocent und Adjunct an der k. k. Universität in Wien,

Herr Dr. Albert Gessmann, Reichsraths- und Landtagsabgeordneter, Mitglied des Landesausschusses und des Gemeinderathes in Wien, und

Herr Karl Prochaska, k. u. k. Hofbuchdrucker in Teschen.

Jahres-Versammlung am 14. Februar 1899.

Vorsitzender: Herr Vicepräsident Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl.

1. Nachdem der Vorsitzende die Beschlussfähigkeit der zahlreich versammelten Mitglieder constatirt hatte, begrüsst er den als Gast erschienenen Rector der Wiener Universität, Seine Magnificenz Hofrath Prof. Dr. Julius Wiesner.

2. Der zweite Secretär Dr. Paulitschke trägt über Aufforderung des Vorsitzenden den Jahresbericht des Präsidenten vor, welcher von der Versammlung beifällig zur Kenntniss genommen wird. Dieser Bericht gelangt in den „Sitzungsberichten“ pro März und April l. J. zum Abdrucke.

3. Rechnungsführer Dr. Otto Müller verliest den Rechnungsabschluss pro 1898 (siehe „Sitzungsberichte“ pro März und April l. J.) und Rechnungscensor Dr. Moriz Bruck bezeugt, dass derselbe ordnungsmässig geprüft und richtig befunden wurde und schlägt der Versammlung vor, den Rechnungsabschluss zu genehmigen, was erfolgt.

4. Hofrath Dr. Franz Ritter v. Hauer wird wegen seiner Verdienste um die Wissenschaft und um die Gesellschaft einstimmig zum Ehrenmitgliede erwählt.

5. An Stelle des abtretenden I. Secretärs Custos Franz Heger wird der bisherige II. Secretär Prof. Dr. Philipp Paulitschke zum I. Secretär und Hafencapitän i. R. Franz Ritter v. Hopfgartner zum II. Secretär einstimmig gewählt.

6. Die nach § 19 der Statuten aus dem Ausschusse austretenden Räthe Prof. Dr. Moriz Hoernes, königl. Rath Felix Kanitz, Hofrath Prof. Dr. Josef Karabacek, königl. Rath Felix Karrer, Regierungsrath Dr. Matthäus Much, Prof. Karl Penka, Custos Joseph Szombathy und Prof. Dr. Wilhelm Tomaschek, ebenso Custos Franz Heger werden auf die Dauer von drei Jahren in den Ausschuss gewählt, bezw. wiedergewählt.

7. Es erfolgt die Wiederwahl der bisherigen Rechnungscensoren Oberstabsarzt Dr. Moriz Bruck und Prof. Alois Raimund Hein, welche das Censoramt wieder zu übernehmen sich bereit erklären.

8 Der Vorsitzende bringt zur Kenntniss der Versammlung, dass das bestandene Redactionscomité und der Redactionsbeirath aufgelöst wurde, bei welcher Gelegenheit den Mitgliedern dieser Comités für ihre vieljährige Mühewaltung der Dank der Gesellschaft votirt wird, und dass ein neues Redactionscomité, bestehend aus dem Vicepräsidenten Hofrath Prof. Dr. Toldt und den Herren Prof. Dr. Emil Zuckerkandl, Prof. Dr. Rudolf Meringer, Custos Heger, Custos Szombathy und dem I. Secretär Dr. Paulitschke gebildet worden ist, in welchem Hofrath Toldt den Vorsitz und Dr. Paulitschke die Redactionsgeschäfte zu führen hat.

9 Prof. **Alexander Makowsky** von der technischen Hochschule in Brünn hält einen Vortrag, betitelt:

Ueber das Mammut als Zeitgenossen des diluvialen Menschen in Mähren

und hat zu Demonstrationszwecken zahlreiche Fundobjecte im Saale ausgestellt, welche er erläutert.

(Der Vortrag gelangt im zweiten Hefte der „Mittheilungen“ zum Abdrucke.)

Redactions-Comité: Hofrath Prof. Dr. **Toldt** (Vorsitzender), Custos **F. Heger**, Prof. Dr. **Meringer**, Custos **J. Szombathy**, Prof. Dr. **Zuckerkandl**.
Prof. Dr. **Paulitschke** (Redacteur.)

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XXIX. Der neuen Folge XIX. Band.)

Nr. 2. März u. April. **Sitzungsberichte.** **1899.**

INHALT: **Jahresbericht des Präsidenten Dr. Ferdinand Freiherrn v. Andrian-Werburg;** S. [19].

Monats-Versammlung am 14. März 1899. 1. Vorlage von eingelaufenen Literaturstücken; S. [37]. — 2. Zuckerkandl, „Organ und Leistung"; S. [37]. — 3. v. Meinzinger, „Ueber die Sexualproportion der Geborenen"; S. [37]. — 4. Fuchs, Das Haus in der ungarischen Sprache; S. [37]. — 5. Hein, Ein Fund in Drasenhofen; S. [38]. — 6. Hein, Nachträgliche Bemerkungen über die Bronzearmringe von Eibesthal; S. [39]. — 7. Berghold, Schilderung der „Spiele der Somâl-Jugend"; S. [39]. — 8. Geschenke für die Bibliothek; S. [41].

Rechnungsabschluss für das Jahr 1898; S. [42].

Verzeichniss des Schriftentauschverkehres; S. [43].

Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft; S. [45].

Ausschuss-Sitzung am 7. April 1899. 1. Nachruf auf Hauer; S. [53]. — 2. Programmentwurf des Lindauer Congresses; S. [53]. — 3. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [53]. — 4. Subvention; S. [53]. — 5. Erlass des k. u. k. Oberstkämmereramtes; S. [53]. — 6. Subvention; S. [53]. — 7. Verschiebung der Monats-Versammlung; S. [53].

Monats-Versammlung am 18. April 1899. 1. Nachruf auf Hauer; S. [54]. — 2. Zdekauer, Die Eingeborenen Neu-Guineas und des Bismarck-Archipels; S. [54].

Jahresbericht des Präsidenten Dr. Ferdinand Freiherrn v. Andrian-Werburg.

(Vorgetragen in der Jahres-Versammlung vom 14. Februar 1899.)

Hochgeehrte Versammlung!

Ernste Ereignisse bilden die Signatur des verflossenen Jahres. Wir stehen noch unter der betäubenden Nachwirkung der blutigen Freveltat, welche Oesterreich-Ungarn seiner innigverehrten Landesmutter beraubte. Sie hat einen tiefen Schatten auf die erhebende Feier des zweiten Decembers geworfen. Die Wirkung dieses bedeutsamen historischen Moments auf die Volksseele wurde dadurch keineswegs abgeschwächt, eher vertieft. Die spontane und herzliche Weise, in welcher die Bevölkerung Wiens bei diesem Anlasse ihrem so schwer geprüften Kaiser huldigte, bleibt wohl jedem Beobachter unvergesslich. Alle die schweren inneren und äusseren Daseinskämpfe, von denen die Regierungszeit Kaiser Franz Josefs I. ausgefüllt ist, wurden in unserem Bewusstsein lebendig. Dass dieselben zu keiner nennenswerthen Einbusse der österreichischen Machtstellung geführt, ja in vieler Beziehung geradezu culturfördernd gewirkt haben, verdanken wir in erster Linie unserem erhabenen Herrscher, dessen umfassender und vorurtheilsloser, durch keine persönlichen Empfindungen getrübter Blick auch unter den schwierigsten Umständen stets auf das Wohl und auf die fortschrittliche Entwicklung seiner Völker gerichtet bleibt. Die Geschichte wird es niemals vergessen, dass Kaiser Franz Josef den complicirten österreichisch-ungarischen Organismus in allen seinen Thätigkeiten geistig verjüngt und dadurch den einzig richtigen Weg zu einer Ueberwindung der Hemmungen vorgezeichnet hat, welche die Vielgestaltigkeit der Volkselemente einer gesunden Entwicklung des Ganzen darbietet.

Wir dürfen diesen Gesichtspunkt auf uns selbst anwenden. Unsere Gesellschaft ist das Product einer neuen anfänglich vielfach angefeindeten Richtung, zu deren Weiterentwicklung zunächst eine Concentration der einschlägigen Bestrebungen nöthig ist. Die Schwierigkeit, eine solche herbeizuführen, ist bei den heutigen politischen Verhältnissen nahezu unüberwindbar. Die Behauptung unserer Existenz und eine einigermassen befriedigende Erfüllung unserer Aufgaben ist nur durch die bereits in einem sehr frühen Stadium unserer Existenz bis auf die Jetztzeit uns zutheil gewordene namhafte Unterstützung Seiner Majestät des Kaisers möglich geworden. Wie so viele andere wissenschaftliche und künstlerische Vereinigungen, muss die Anthropologische Gesellschaft in dem Regierungsjubiläum Seiner kaiserlichen apostolischen Majestät einen zwingenden Anlass erblicken, um ihrer unauslöschlichen Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen.

Das verflossene Jahr hat uns abermals empfindliche Verluste gebracht. Des im März 1898 erfolgten Ablebens unseres verehrten Arbeitsgenossen, des Custos am Landesmuseum in Sarajevo, Franz Fiala, wurde bereits in dem vorjährigen Berichte gedacht. Am 19. April kam uns die traurige Nachricht zu, dass Herr Hofrath Professor Dr. Georg Bühler im Bodensee ertrunken sei. Sie hat alle Jene auf das Tiefste berührt, welche in der Indologie einen der wichtigsten Abschnitte der menschlichen Geistesgeschichte erblicken. Ueber Bühler's Bedeutung als universeller und weitblickender Forscher und Führer auf seinem weiten Gebiete gibt es wohl keine Meinungsverschiedenheit. Sein gewinnendes vornehmes Wesen hat ihm die Liebe und Achtung nicht blos der Brahmanen, der Dschainamönche, sondern auch der gelehrten Welt und aller Kreise gewonnen, mit welchen ihn sein vielseitiges Wirken in Indien und Europa in Verbindung brachte. Seine erste Anstellung fand Bühler 1863 als Professor der orientalischen Sprachen an dem Elphinstone College in Bombay. Schon die ersten Berichte des Vorstehers desselben, Sir Alexander Grant, erkennen Bühler's Leistungen auf wissenschaftlichem, wie auf dem praktischen Lehrgebiete an. Er wurde später Inspector für das

Erziehungswesen in der nördlichen Abtheilung der Präsidentschaft Bombay und hat in dieser Eigenschaft nach seinen gesprächsweisen Mittheilungen über tausend Volksschulen eröffnet und verwaltet. Wie sehr es Bühler verstanden hat, auch an der Wiener Universität, wohin er 1881 berufen wurde, Begeisterung für die indischen Studien zu erwecken, geht klar aus dem warmen Nachrufe hervor, welchen einer seiner hervorragendsten Schüler, Dr. M. Winternitz, in den Nummern 113, 114 der Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht hat. Dieser vortrefflichen Arbeit entnehmen wir einige, allerdings nur flüchtige, Angaben über Bühler's ungemein ausgedehnte literarische Thätigkeit. Die Grundlage hiefür bildete eine systematische Durchforschung der indischen Bibliotheken, welche das der Wissenschaft zugängliche Quellenmaterial ungeheuer vermehrt hat. Die Ergebnisse dieser Reisen sind in den Regierungsberichten des Department of Public Instruction in the Bombay Presidency enthalten. 1871—1873 erschien sein „Catalogue of Sanskrit MSS. contained in the private libraries of Gujarât, Kâthiâvâd, Kachchh, Sind and Khândes“; 1877 ein „Detailed report of a Tour in Search of Sanskrit Manuscripts in Kašmir, Rajputana and Central India“. Das Bestreben, für die politische und literarische Geschichte Indiens sichere Anhaltspunkte zu gewinnen, führte Bühler auf die Erforschung und historisch-geographische Verwerthung von Inschriften, deren epochemachende Resultate in der Abhandlung „Ueber die indischen Inschriften und das Alter der indischen Kunstpoesie“ in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 1890, in den gemeinschaftlich mit Dr. Kirste in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 1892 veröffentlichten „Contributions to the History of the Mahābhārata“, ferner in dessen für die indische Religionsgeschichte überaus wichtigen Untersuchungen über die Dschainas (Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 1887—1890, Denkschriften der Wiener Akademie 1887, 1889) niedergelegt sind. Zahlreiche epigraphische und historische Untersuchungen enthalten die Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, die Sitzungsberichte der Wiener Akademie, der Indian Antiquary, die Epigraphia Indica, die Archeological Survey of India u. s. w. Mit der Erforschung der berühmten Inschriften des Königs Açoka war Bühler bis in die letzte Zeit seines Lebens beschäftigt. Noch im vorigen Jahre war es uns vergönnt, in der „Indo-germanischen Vereinigung“ dessen Ausführungen über die kürzlich zuvor entdeckte Inschrift zu folgen, welche die Begräbnissschrift Buddha's bezeichnet.

Ein wichtiger Theil seiner grundlegenden Arbeiten bezog sich auf die indische Rechtsliteratur. Hier sei nur auf die für Max Müller's „Sacred Books of the East“ gelieferte Uebersetzung, Commentirung und literarhistorische Fixirung der wichtigsten indischen Gesetzbücher (Bd. II, XIV, XXV der Serie) hingewiesen. In den letzten Jahren war seine Zeit hauptsächlich der Herausgabe des „Grundrisses der indo-arischen Philologie und Alterthumskunde“ gewidmet — eines Unternehmens, in welchem die verschiedenen Zweige der Indologie in systematischen Darstellungen von den bewährtesten Meistern behandelt werden sollten. Leider war es ihm nur vergönnt, für den ersten Band dieses Werkes die „Indische Paläographie“ zu liefern. Die weiteren von ihm in Aussicht genommenen Beiträge sind anderen Gelehrten zugefallen. Es berührt uns besonders schmerzlich, dass Bühler die von ihm lange Zeit vorbereitete „Politische Geschichte Indiens bis zur muhammedanischen Eroberung“ nicht zur Ausführung bringen konnte.

Sicherten somit umfassende Beherrschung der verschiedenen Zweige der Indologie, geniale Induction und unermüdliche Initiative Bühler eine führende Rolle im Kreise seiner engeren Fachgenossen, so war er auch uns ein unersetzlicher Bundesgenosse durch seine eindringende Kenntniss der indischen Volksseele wie durch sein lebendiges Interesse an ethnologischen Fragen überhaupt. Wem es, wie Ihrem Vorsitzenden, gegönnt war, dem Dahingeschiedenen näher zu treten, wird sich mit dem Verluste eines geistig und gemüthlich so hochstehenden Mannes lange nicht abfinden können.

Kaum minder empfindlich trifft uns der Verlust unseres vieljährigen Freundes, des Hofrathes Professor Dr. Friedrich Müller; er verstarb am 25. Mai 1898. Er war 1834 zu Jemnik in Böhmen geboren, trat 1858 in den Dienst der Wiener Universitätsbibliothek, erlangte 1861 eine Anstellung bei der kaiserlichen Hofbibliothek, wurde 1866 zum ausserordentlichen Professor der symbolischen Linguistik und 1869 zum ordentlichen Professor an der Wiener Universität ernannt.

Friedrich Müller besass wohl keine Rivalen in umfassender Kenntniss der menschlichen Sprachen, zu deren Erforschung er mit Fachgelehrten, Reisenden, Missionären die lebhaftesten Beziehungen unterhielt. Wenn auch seine ersten Arbeiten sich auf die vergleichende Grammatik der eranischen Sprachen beziehen, hat er sich der modernen indogermanischen Sprachvergleichung nicht angeschlossen. Die Bearbeitung des von der Novara gesammelten sprachlichen Materials (1867) ward bestimmend für seine spätere Richtung, welche auf die Sichtung und genealogische Ordnung der sämmtlichen Sprachstämme unseres Erdballs hinzielte.

Durch Beherrschung des gesammten sprachlichen Materials, wovon sein „Grundriss der Sprachwissenschaft“ (1876—1888) glänzendes Zeugniss ablegt, wurde es Friedrich Müller möglich, die Grundlage für eine linguistische Ethnographie zu legen, welche alle früheren dermaligen Versuche in den Schatten stellt. Eine Eigenthümlichkeit seiner Geistesrichtung war dessen ausgesprochene Vorliebe für die Naturwissenschaften. Hatte er doch, wie er selbst erzählte, zwischen Natur- und Sprachwissenschaft geschwankt, ehe er sich definitiv der letzteren zuwandte. Dem entsprang das Bestreben, die Einseitigkeit einer rein sprachlichen Eintheilung der Menschengruppen durch Berücksichtigung der physischen Eigenschaften derselben zu vermeiden und einen Ausgleich zwischen

der physischen Anthropologie und der Sprachforschung zu erzielen. Auf diesem Gesichtspunkte ist Müller's Bearbeitung der Ethnographie (1868) in dem Reisewerk der Novara aufgebaut. Es musste ihm zur besonderen Befriedigung gereichen, sein daselbst aufgestelltes System der Menschenrassen von Professor E. Häckel angenommen und in der zweiten Auflage der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" (1876) naturwissenschaftlich begründet zu sehen. Dieselbe Eintheilung ist in den beiden Auflagen von Müller's „Allgemeiner Ethnographie (1873, 1879)" festgehalten. Wie schwankend auch dermalen noch die Ansichten über den reellen Werth der verschiedenen Classificationen sein mögen, bleibt es doch unbestritten, dass Müller's Ethnographie wegen der Vollständigkeit und der exacten Zuverlässigkeit des darin verarbeiteten linguistischen Materials die selbstständige Leistung eines Forschers ersten Ranges darstellt, welche den Vergleich mit der 1874 erschienenen Völkerkunde von O. Peschel durchaus nicht zu scheuen braucht. Müller hat mit seinem Werke nicht den gleichen äusseren Erfolg errungen, wie der deutsche formgewandte Schriftsteller; dies liegt wohl daran, dass seine culturhistorischen Schilderungen und die Behandlung wichtiger völkerpsychologischer Momente gegenüber dem sprachlichen Theile einigermassen zurücksteht. Diese Unvollkommenheit könnte durch eine Neubearbeitung ausgeglichen werden, welche ja bekanntlich Peschel's Völkerkunde zutheil geworden ist. Auf Grundlage von Müller's Ethnographie entstand 1884 dessen „Ethnologischer Atlas", 1887 die ethnologische Karte von Asien von Vincenz v. Hardt.

Friedrich Müller, welcher für die Gründung unserer Gesellschaft mit dem vollen Gewichte seines schon damals hervorragenden Namens eingetreten ist. Unvergessen bleibt jene erste im engsten Kreise der Gründer abgehaltene Sitzung, welche grösstentheils durch eine lebhafte Discussion zwischen Müller und dem als Gast anwesenden Professor Leitner aus Lahore über die Sprache der Dardu ausgefüllt wurde. Die ersten Bände unserer Mittheilungen enthalten werthvolle Beiträge von Müller. Er hat als Vicepräsident der Gesellschaft sehr verdienstlich gewirkt und blieb auch später, obgleich er seines Augenleidens halber an Abendsitzungen nicht mehr theilnahm, unser warmer, stets hilfsbereiter Freund. Auch an den Berathungen über die Organisation des Werkes „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" unter dem Vorsitze Sr. k. Hoheit des Kronprinzen Rudolf nahm er anfänglich lebhaften Antheil. Bis zum Ende seines Lebens war er unausgesetzt, obgleich fast erblindet, als Lehrer wie als Forscher und Schriftsteller thätig. Sein Andenken wird uns stets theuer bleiben.

Am 25. September ist unser correspondirendes Mitglied Herr Gabriel de Mortillet im 78. Lebensjahre verschieden. Auch dieser hervorragende Bahnbrecher der prähistorischen Archäologie war ursprünglich Naturforscher. Er hat zahlreiche zoologische und geologische Arbeiten veröffentlicht. Als Geologe in Oberitalien 1859—1863 thätig, trat er in freundschaftliche Verbindung mit den Gründern der italienischen Paläo-Ethnologie, Gastaldi, Strobel, Pigorini u. s. w.; er gründete 1864 unter dem Einflusse der auch in Frankreich durch Boucher de Berthes, Bertrand, Quatrefages, Broca u. s. w. mächtig angewachsenen Bewegung für die Anthropologie zu Paris die „Matériaux pour l'histoire de l'homme", und betheiligte sich lebhaft an den zum Theil erbitterten Discussionen, zu welchen anfänglich die Prähistorik Anlass gab. Er führte die Redaction bis 1872. An der Galerie de l'histoire du travail, welche einen interessanten Bestandtheil der Weltausstellung 1866 bildete, nahm Mortillet einen wesentlichen Antheil. 1867 wurde er beim Musée gallo-romain in St. Germain angestellt, dessen Gründung Napoleon III. zu verdanken ist. Der Pariser Gesellschaft für Anthropologie gehörte er seit 1865 an, er wurde 1876 zum Präsidenten derselben gewählt. Wir finden ihn als hervorragenden Theilnehmer bei den internationalen Congressen für Anthropologie und prähistorische Archäologie. Das von Broca im Anschlusse an die Anthropologische Gesellschaft gegründete „Laboratorium für Anthropologie" wurde 1876 durch Hinzuziehung von vier anderen Professoren zu einem Institut für Anthropologie erweitert. Mortillet übernahm in demselben den Curs für prähistorische Archäologie. Diese Schule wurde 1889 „d'utilité publique" vom Staate anerkannt unter der officiellen Bezeichnung „Association pour l'enseignement des sciences anthropologiques". Sie gründete 1862 eine Monatsschrift, deren Hauptredacteur Mortillet wurde, nachdem er früher, nach Aufgabe der Materiaux, andere Zeitschriften und, im Vereine mit seinem Sohne Adrien de Mortillet, das grosse Werk „Le Préhistorique, Antiquité de l'homme" 1883 herausgegeben hatte.

Ein Blick auf die Liste seiner Publicationen, welche sein hervorragender Fachgenosse, unser correspondirendes Mitglied Herr Emile Cartailhac, in der Anthropologie, IX, 609—11, gibt, bringt uns das ganze Maass von wissenschaftlicher Arbeit in's Bewusstsein, welches, abgesehen von seiner journalistischen und organisatorischen Thätigkeit, Mortillet besonders für die Prähistorik geleistet hat. Er hat eine Reihe von prähistorischen Stationen Frankreichs untersucht und alle Formen der menschlichen Thätigkeit in Betracht gezogen. 1890 erschien der erste Band seines Werkes „Les origines de la chasse, de la pêche et de la domestication des animaux". Sein letztes Werk ist „La formation de la nation française" 1897. Mortillet's Hauptbestreben war, die Prähistorik in exacte und methodische Bahnen zu leiten. Er wurde dadurch der Schöpfer einer auf archäologische Gesichtspunkte gegründeten chronologischen Classification der prähistorischen Stufen, welche die französische Forschung stark beeinflusst hat. Doch wird auch selbst in Frankreich die Gefahr einer starren Schematisirung der prähistorischen Entwicklung, wie aus dem Nachruf von Cartailhac erhellt, nicht mehr verkannt. Wenn auch die fortschreitende Beobachtung die Allgemeingiltigkeit dieses Systems wesentlich eingeschränkt hat,

werden wir niemals dem Scharfsinn, der geistigen Energie und Vielseitigkeit des berühmten Urhebers desselben ihre Anerkennung versagen. Wir schliessen uns der Trauer um den Verlust eines Mannes an, dem die Anthropologie, vor Allem die Pariser Schwestergesellschaft, unendlich viel verdankt.

Von ordentlichen Mitgliedern haben wir ausser Dr. Bühler noch durch den Tod verloren: Dr Josef Adam (Wien) und Dr. Wenzel Melzer, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. (Teplitz). Wir widmen ihnen ein treues Andenken.

Mit Ende 1898 betrug unser Mitgliederstand 19 Ehrenmitglieder, 69 correspondirende, 48 unterstützende und 329 wirkliche Mitglieder, wozu noch 2 Stifter treten. Die Totalsumme weist somit gegenüber dem Vorjahre einen leichten Zuwachs auf, den wir den Bemühungen unserer beiden Herren Secretäre zu danken haben. Möge die Fortsetzung dieser Action, welche besonders Herrn Dr. Paulitschke zur Last fällt, heuer noch reichlichere Früchte ergeben.

Von unseren eigenen Arbeiten erwähne ich zuerst eine von Herrn k. u. k. Custos Szombathy ausgeführte Ausgrabung von zwei Grabhügeln im Walde Zahoři der Herrschaft Pawlowitz bei Prerau. Leider war der Erfolg ziemlich unbefriedigend. Eine weitere in Aussicht genommene Ausgrabung bei Michalkow (Ostgalizien) musste localer Verhältnisse halber auf das nächste Jahr verschoben werden.

Wir haben auch im verflossenen Jahre die Hausforschung nach Massgabe unserer Mittel unterstützt. Herr Oberst Bancalari hat Oberösterreich, Herr Lehrer J. R. Bünker Siebenbürgen für diesen Zweck bereist. Leider konnte Herr Professor Dr. Meringer die von ihm geplanten Hausforschungen auf der Balkanhalbinsel nicht ausführen. Wir hoffen, dass in dem laufenden Jahre diese wichtige Aufgabe gelöst werden wird.

Für die Flurforschung waren im verflossenen Sommer thätig: Herr Wladimir Levec im Pettauer Felde, Herr F. v. Hopfgartner im Lungau, Herr Bünker in Westungarn und Obersteiermark, Herr Professor Wisnar in Mähren. Die Berichte über diese Arbeiten werden in Kürze erscheinen.

Herr Professor Kaindl hat im Vorjahre die westlichen Nachbarn der Huzulen, die Bojken, studirt und damit die von uns angeregte und unterstützte Aufgabe, eine erschöpfende ethnographische Darstellung der Huzulen zu liefern, abgeschlossen. Dank den ausdauernden und sachkundigen Bemühungen dieses Forschers ist ein reiches Material erobert worden, dessen Concentrirung und vergleichende Verwerthung hoffentlich bald erfolgen wird. Die befruchtende Wirkung dieser Arbeiten auf die volkskundlichen Bestrebungen in der Bukowina wird am besten durch die verhältnissmässig reiche Literatur dieses Kronlandes illustrirt, welche zum Theil Kaindl's Anregungen zugeschrieben werden darf.

Eine Durchsicht des Jahrganges 1898 unserer Mittheilungen liefert den Beweis, dass die Redaction redlich bemüht war, alle Richtungen der Anthropologie zu Wort kommen zu lassen. Es gereicht uns zur besonderen Befriedigung, die physische Anthropologie diesmal in stärkerem Maasse als früher durch wichtige und gehaltvolle Arbeiten vertreten zu sehen. Aus unseren Sitzungsberichten ersehen Sie, dass unsere verehrten Mitarbeiter uns auch in dem verflossenen Jahre treugeblieben sind. Wir sagen ihnen Allen unseren verbindlichsten Dank.

Im verflossenen Jahre sind uns folgende Subventionen zutheil geworden: von Seiner Majestät dem Kaiser 1000 Gulden für praktische Arbeiten und deren Veröffentlichung, 200 Gulden für allgemeine Gesellschaftszwecke; vom k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht 400 Gulden; vom k. k. Ackerbauministerium für praktische Arbeiten 200 Gulden; von der Gemeinde Wien 200 Gulden; von Sr. Durchlaucht dem regierenden Fürsten von und zu Liechtenstein 200 Gulden. Die allseitige Würdigung und Förderung unserer Bestrebungen erfüllt uns mit tiefem Danke.

Leider muss ich diesen Bericht mit einer unerfreulichen Nachricht schliessen. Unser langjähriger erster Secretär, Herr Custos Franz Heger, dessen Mandatsdauer heute abläuft, ist, seiner Erklärung nach, nicht mehr in der Lage, eine Wiederwahl anzunehmen. Wohl Niemand vermag so wie Ihr Vorsitzender den Verlust ermessen, welchen die Gesellschaft durch dieses lange schon uns bedrohende Ereigniss erleidet. Herr Heger hatte sich in seltenem Grade mit unseren Interessen identificirt. Er führte das ihm anvertraute Ehrenamt mit Aufwand seiner besten Kräfte unter Hintanstellung wichtiger persönlicher Zwecke. Er hat in hervorragendem Masse zu dem Aufschwunge beigetragen, welchen die Gesellschaft in den letzten Jahren genommen hat. Glücklicherweise darf ich hinzufügen, dass Herr Heger durchaus nicht beabsichtigt, die Cooperation mit uns zu lösen, wenn er sich auch ausser Stande sieht, für unsere laufenden Geschäfte aufzukommen. Ich glaube, in Ihrem Sinne zu handeln, indem ich unserem scheidenden ersten Secretär unsere warmen Dankesempfindungen hier ausdrücke für Alles, was er uns war, und dass ich ihn in Ihrem Namen bitte, unserer Sache auch fernerhin treu zu bleiben. Wir legen den grössten Werth darauf, dass unsere 22jährige stets freundliche Verbindung mit dem Naturhistorischen Hofmuseum zum Nutzen beider Theile auch unter der veränderten Constellation unverändert fortbestehe. Eine über Antrag des Herrn Hofrathes Dr. Steindachner jüngst erflossene Verfügung des hohen k. u. k. Oberstkämmereramtes, welche uns die Möglichkeit gewährt, „bis auf Weiteres“ unsere Geschäfte innerhalb der Räume des Hofmuseums abzuwickeln, dürfen wir wohl als Beweis für das Wohlwollen der leitenden Behörden deuten. Indem wir Sr. Excellenz dem Grafen Traun-Abensberg, Herrn Hofrath Freiherrn v. Weckbecker, Herrn Hofrath Dr. Steindachner unseren wärmsten Dank darbringen, sei uns auch die Bitte gestattet, dass auch in Zukunft uns die Unterstützung der Hofbehörden erhalten bleiben möge.

Ueber die Arbeiten auf dem Gebiete der prähistorischen Archäologie und der Ethnographie auf Grund der an die Gesellschaft mit Schluss des Jahres ein-

gelangten freundlichen Mittheilungen unserer verehrten Fachgenossen habe ich die Ehre, folgende Darlegungen zu machen.

Niederösterreich. Die prähistorischen Forschungen unseres Mitgliedes Gustav Calliano in Baden ergaben im abgelaufenen Jahre zwei weitere in der Futschanerlucke aufgeschlossene Wohngruben, schalenartig mit einem Radius von 15 m, circa 2 m tief in der diluvialen Unterschichte eingebettet, mit spärlichen Feuersteinresten von sicherer Bearbeitung. Diese Feuerstein-Artefacte, der jüngeren Steinzeit angehörig, mit derb muscheligen Schlagspuren, entstammen einem localen, nächst der Einöde bei Pfaffstätten gelegenen Bezugsorte. Dort fanden sich auch einige Hornsteinbildungen von riesigen Dimensionen, die zahlreiche Spuren des versuchten Abschlages aufweisen.

Wenige Schritte thalaufwärts von den vorgenannten Wohngruben, lagert direct vor dem Winschloche im Hohlwege eine mächtige Brandschichte, die mit zahlreichen Gefässfragmenten vorgeschichtlicher und römischer Herkunft untermengt erscheint. Diese den ursprünglichen Vorraumplatz des kleinen Winschloches bildende, Brandschichte wurde später von römischem Abfallschutte überlagert, wodurch die angedeutete Vermengung entstand. Die vis-à-vis dem Winschloche, in welchem sich bekanntlich eine Mithras-Cultstätte der Römer befand, befindlichen stufenartigen Felsbildungen mussten als Sitzreihen Verwendung gefunden haben, da sich auf diesem so sehr beschränkten Raume zahlreiche römische Kleinmünzen vorfanden.

Die in demselben Felsengrate liegende Staffelhöhle birgt prähistorische Spuren aller Art, ist aber durch den Einsturz der Hauptdecke derzeit eine Doline, derer Aufdeckung grosse Kosten verursachen würde.

Am Mitterberg entdeckte Herr Calliano eine schon innerhalb des Weingebietes gelegene Stelle, die zahlreiche gut bearbeitete Beinabfälle enthielt, welche von demselben einem germanischen Stamme zugeschrieben werden.

Auch der Boden des Stadtgebietes gab zu wiederholten Malen schöne Ausbeute. Ein zierliches Jaspismesser, diverse schön bearbeitete Behausteine, zahlreiche Gefässfragmente liefern den Nachweis, dass die Umgebung der heissen Quellen ziemlich stark besiedelt war. Der Hauptansiedelungsplatz in der Ebene befand sich aber östlich von der jetzigen Stadtpfarrkirche und zog sich in selber Richtung an dem Gelände hinan.

Ein in Leesdorf aufgefundenes Steinbeil wurde verschleppt und ein bei Tribuswinkel gehobener Topf mit Gebeinen wurde, nachdem der Entdecker zur Erlösung der armen Seele auf Anrathen seiner Frau ein Stück Brot dazu gelegt hatte, wieder verscharrt.

Zu dem Inventare der Römergräber am Kirchenplatze (aufgefunden im October 1897) kamen noch einige Kleinigkeiten, da Herr Gustav Calliano alle bei dieser Ausgrabung schnell verschleppten Gegenstände wieder einsammelte; unter diesen befand sich auch ein Theil eines polirten Metallspiegels (halbe Scheibe), ein in Schlangenköpfen auslaufender Griff und zahlreiche Glasüberbleibsel. Einige römische Wandbewurfstücke, mit schöner rosarother Lasirung, aus verschiedenen Fundplätzen entnommen, deuten auf einen Luxusbau hin. Ebenfalls auf vornehmere Bauten hinweisend, verdienen verschiedene Marmorstücke Beachtung.

Bedeutender als alle diese Vorkommnisse ist die Auffindung eines sogenannten „Faijagredlgrabes“, deren erstes Gustav Calliano im August 1898 erschloss.

Ein kreisrunder, 40 cm tief im Erdreiche eingebetteter, Aschenraum von gleichem Durchschnitte, oberflächlich durch einen Kreis aus gewöhnlichen Kalksteinen markirt, barg an seiner tiefsten Stelle eine in mehrere Stücke zerbrochene kleine Thonfigur, die „bäuerliche Faijagredl“. Diese durch eine Erdabrutschung zufällig blossgelegte Stelle bildete ein förmliches Grab, in welchem — nach der Volkssage — von Kindern diese menschliche Nachbildung gleich den Leichenbränden der Grossen zur ewigen Ruhe bestattet wurde.

Diese von Gustav Calliano mit Beziehung auf die Volkssage als „Kinderspielgrab“ bezeichneten Cultstätten bergen alle eine weibliche Thonfigur, die „Lahmdocka“ der Bauern, die bei leichter Spannhöhe, glockenrockartiger Unterleibsbekleidung und deutlicher Handanschmiegung am Oberleib an die Technik der Oedenburger und Fischauer Mondidole erinnern. Bisher sind die durch die runde Steinsetzung äusserlich gekennzeichneten „Gredelgräber“ in Niederösterreich noch nicht beobachtet worden, so dass das vorliegende Vorkommen derselben die aufmerksamste Verfolgung verdient.

Diese ganz merkwürdigen Aschengräber kamen an den Abhängen der Hügelkette vor, die sich von Baden bis zum Gumpoldskirchener „Häferlberg“ hinzieht und hat bisher Gustav Calliano bereits deren vier eruirt.

Oberösterreich. Herr Hugo v. Preen berichtet über seine Arbeiten in der Umgegend von Rottenbuch im Bezirke Braunau, wie folgt:

„Vom Gansfuss, der durch meine Ausgrabungen aus der Hallstatt-Zeit bekannt geworden ist, nach Norden sich wendend, trifft man unweit Rottenbuch bei Ausgang des Weilhart auf Hügelgräber. Ein alter Weg „Ouxenweg“ (Pfarrer Sageneder übersetzt diesen Namen in Augusti via) kommt von der römischen Niederlassung Ueberackern, führt an den Gräbern vorbei nach Ranshofen. Unweit dieser Stelle stand ein altes Schloss (Ratzelhof) direct am Ufer des Inn, und $^1/_4$ Stunde oberhalb in nächster Nähe von 24 Hügelgräbern ist noch deutlich der Platz des befestigten Brückenkopfes der Römerbrücke zu erkennen.

Unter den meist in einer Linie liegenden kleinen Gräbern befinden sich einige mit Gräben. Am Ende dieser Gruppe liegt ein rechteckartiger, 12 m langer, 6 m breiter, mit Graben versehener, $^1/_2$ m hoher Platz. Trotz emsiger Untersuchung vieler dieser künstlichen Erhebungen, deren 24 in den Wäldern vorkommen, konnte ich

zu keinem Resultate kommen. In den meisten fand ich einige Scherben aus der vorgeschichtlichen Zeit. Auffallend war, dass diese Plätze alle aus reinem Lehm auf gestampfter Erde, auch in lehmarmen Revieren, aufgebaut waren. Ich habe meine Untersuchungen seinerzeit ausführlich in den M. Präh. Blättern gebracht.

Nach dieser kleinen Abschweifung beginne ich mit der Beschreibung der Ausgrabung eines Hügels von circa $1^1/_2$ m Höhe und 8 m Durchmesser. Er war durchwegs aus Lehm gebaut.

Schon 50 cm unter der Höhe stiess ich auf eine graphitirte, ziemlich gut erhaltene Urne mit Fuss. Eine ähnliche Form habe ich bisher nicht gefunden. Herr Straberger theilte mir mit, dass dieses Gefäss den Siedelberger Funden ähnelt. Etwas tiefer liegend, in nordöstlicher Richtung, befand sich ein schüsselartiges Gefäss, in dem ein Schälchen lag. Neben diesem stand noch eine Schüssel. Von hier gegen Norden auf einem Flächenraume von 1 qm vertheilten sich die anderen Beigaben: eine Pferdetrense, zwei kleine eiserne Pfeilspitzen und Bronzekügelchen. Weiter lagen noch Fragmente eines Köchers aus Eisen mit papierdünner Bronzeauflage.

Das erste Grab enthielt folgende Gefässe:

1. Urne von schwarzem Material, aussen Graphit, innen grau; Randhöhe 4 cm, Rumpfhöhe 7 cm, Fusshöhe 4 cm, Randdurchmesser 14 cm.

2. Grosse Schüssel. Material schwarzbraun, innen ganz roth, aussen nur der Rand roth; Randhöhe 8 cm, Rumpfhöhe 11 cm, Bodendurchmesser 8 cm, grösster Durchmesser 33 cm. Aehnliche Form wurde in Hallstatt gefunden. Im Inneren dieser Schüssel lag

3. ein kleines Schälchen von grauem, sehr porösem Material, innen schwarz, aussen ziegelroth und uneben. Ganze Höhe 4 cm, Randdurchmesser 12 cm.

4. Schüssel von schwarzem Material, aussen graphitirt, innen grau. Höhe 11 cm, Randdurchmesser 24 cm.

Die Gefässe 1 und 2 sind bereits vollständig ergänzt und haben ihre Aufstellung im Museum in Linz gefunden.

Das zweite Grab dieser Gruppe stammt aus der Römerzeit und scheint dasjenige eines Unterjochten zu sein. Die spärlichen Gefässreste importirter und im Lande selbst gemachter Geschirre machen den Eindruck, als ob schon einmal gewühlt worden wäre. Ich konnte fast nur Rand- und Bodenstücke constatiren. Das Interessanteste an diesem Grabe ist die Art und Weise seiner Bauart.

Der Hügel war nur $^1/_2$ m hoch und mass im Durchmesser 6 m. 10 cm unter dem gewachsenen Boden begann die im Ganzen 20 cm dicke Aschen- und Kohlenschicht. Sie nahm einen Raum von circa 4 qm ein, grosse Tuff-, Conglomerat- und Flusssteine umgrenzten kreisförmig die Grabfläche, auf der zerstreut Knochenreste und Scherben lagen. Ueber der Fundstelle hatte man eine Art Gewölbe aus Kugelsteinen geformt, welches mit Lehm zugedeckt war.

Zum Schlusse sei noch gesagt, dass ich fast dieselben Gefässformen in einem Römergrabe bei Neukirchen (eine Stunde gegen Osten) gefunden habe, und zwar zu gleicher Zeit mit einer Münze des Trajan."

Der Vicepräsident des Museums Francisco-Carolinum, Herr Straberger, theilt uns mit, dass die Museumsverwaltung, im Hinblicke auf die günstigen Ergebnisse der Probegrabungen des Herrn v. Preen, die systematische Durchforschung der ganzen im Vorhergehenden erwähnten Hügelgruppe für den nächsten Sommer in Aussicht genommen hat. Unter den im verflossenen Jahre an's Museum gelangten Einzelfunden sind einige vorzüglich erhaltene Bronzegegenstände (Sperrspitze, Palstab) besonders hervorzuheben, welche nahe an der Mündung der Traun in die Donau gelegentlich der Regulirung des Fabriksdammes der Baumwollespinnerei in Kleinmünchen zu Tage gekommen sind. An der gleichen Oertlichkeit wurden in früheren Jahren Schleifsteine, ein scharfkantiges Steinbeil, ein Kupferköcher u. dgl. gefunden. Sämmtliche Gegenstände befinden sich im Besitze des Museums.

Ferner wurden zu Pösting, Pfarre Walding, Bezirk Ottensheim, bei Ausbesserung der Tenne einer Scheune drei Skelette, zwei Armreifen aus Bronze und verschiedene Gefässscherben ausgegraben, welche unzweifelhaft nachrömischer Zeit angehören.

Salzburg. Die Leitung der „Gesellschaft für Salzburger Landeskunde" theilt uns mit, dass 1897 und 1898 vornehmlich nur römische Funde an das städtische Museum Carolino-Augusteum gelangt sind. Von prähistorischen Gegenständen wurde 1897 ein 8·5 cm langes Stück eines Bronzeschwertes aus Seekirchen eingeliefert, und angekauft wurde eine Bronzekelt, Lappenkelt, hübsch patinirt und gut erhalten, aus der Gegend von Unken.

Römerfunde liefen ein aus Mattsee (Malkham) Scherben, Glaneck Kopf einer Bronzenadel, Bronzemünzen, in Salzburg gefunden, und Reste aus der Verbrennungs- und Grabstätte vor dem ehemaligen Linzerthore.

1898: Ausser einigen römischen Bronzemünzen und Thonscherben mit figürlichen einfachen Darstellungen wurde nur noch in Maxglan ein grosser Marmorblock mit Reliefdarstellungen und daneben ein Brunnenschacht, jedenfalls auch römischen Ursprunges, blossgelegt. Die Publication dieser letzten Grabung wird in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale in Wien erscheinen.

Dr. Prinzinger sen. hat 1898 eine Arbeit über „Altsalzburg (Ivavo) nebst sprachlich-geographischem Anhange" im Jahrbuche der Gesellschaft für Landeskunde 1898 veröffentlicht.

Aus **Tirol** liegt eine Mittheilung vor von Herrn Hofrath Prof. Dr. Fr. Ritter v. Wieser über den von ihm 1898 näher untersuchten Urnenfriedhof von Welsberg. Es wurden 25 Brandgräber aufgedeckt, von denen mindestens sechs urnenlos waren; bei den übrigen lag der Leichenbrand in einer weitbauchigen Urne, oder — bei Kindergräbern — in krug- oder topfförmigen kleineren Gefässen. Die Urnen sind ohne Anwendung

der Töpferscheibe angefertigt, grösstentheils ornamentirt (Leistenornament, Querzapfen und warzenförmige Erhöhungen). Metallische Beigaben fehlen ganz. Trotz dieser Dürftigkeit des Grabinventars dürfte, nach der Technik und Ornamentirung der Gefässe, wie nach der Art der Beisetzung zu schliessen — beide Momente erinnern auffallend an die Vorkommnisse der nordtirolischen Urnenfelder —, die Zugehörigkeit des Urnenfriedhofes von Welsberg zur jüngeren Bronzezeit, nach v. Wieser, kaum zweifelhaft sein.

Herr Prof. v. Wieser hat über Anregung des Herrn Dr. Karl Ausserer auch einen Porphyrhügel bei Seis recognoscirt, welcher im Volksmunde als „Heidengschloss" oder „Gschlier" (i. e. Castellier) bezeichnet wird. Er ist von zwei Kuppen gekrönt, welche gegen Süden steil, nach Norden dagegen flach abfallen. Die letztere leicht zugängliche Seite ist durch Steinwälle befestigt, welche ein System von fünf wesentlich concentrischen Bogenwällen bilden. Sämmtliche Wälle bestehen aus losen Steinen ohne Mörtel. In den intacten Partien beträgt die Bodenbreite der Wälle circa 12 m, die Höhe gegen 3 m. Zwischen dem zweiten und dritten Wall liegt ein halbkreisförmiges Becken von 15 m Durchmesser, welches offenbar als Wasserreservoir gedient hat.

Am westlichen Fusse der südwestlichen Kuppe liegen, mit radiärer Streichung fächerförmig angeordnet, zwölf flachgewölbte Wälle, welche Herr v. Wieser als hochackerähnliche Culturanlage auffasst.

Der breite Südabhang des ganzen Hügels zeigt drei terrassenförmige Abstufungen, zwischen welchen sich reihen- und gruppenweise angeordnete Reste von kleinen Häusern, aus sorgfältig geschichteten Trockenmauern bestehend, befinden. In und neben den Häusern lagen flache, als Handmühlen gedeutete Steine (Porphyr). An verschiedenen Stellen des Abhanges sind zahlreiche Topfscherben zerstreut.

Die primitive Technik der Topfscherben, der Typus der Handmühlen, das absolute Fehlen von Mörtelmauern — alles dies weist nach Herrn v. Wieser auf eine prähistorische resp. präromane Culturperiode hin. In dem „Heidenschloss Gschlier" bei Seis hat dieser vortreffliche Beobachter zum ersten Male eine alträtische Dorf- und Burganlage entdeckt, was für die tirolische Urgeschichte von grosser Bedeutung ist.

Eine zweite derartige, nur weniger bedeutende Anlage fanden Herr Dr. Ausserer und Herr v. Wieser auf dem Katzenlocher-Bühel zwischen Seis und Kastelrut. Die grossartigste prähistorische Befestigung dieser Gegend ist, nach Wieser, unzweifelhaft auf dem „Kofel" von Kastelrut zu suchen, welcher auch von den Römern zur Anlage eines starken Castells benützt wurde. An die ursprüngliche Grundanlage des prähistorischen Ringwalles erinnert aber noch heutigen Tages die kreisrunde Gestalt des in junger Vergangenheit ausgeebneten Gipfelplateaus.

Der Jahresbericht 1898 des Ferdinandeums, welcher einen reichen Zuwachs der prähistorischen und ethnographischen Sammlungen desselben aufweist, liefert ein erfreuliches Bild der Theilnahme aller Bevölkerungsschichten an der Weiterentwicklung dieses vaterländischen Institutes. Dass dabei für unsere Disciplinen ein verhältnissmässig grosser Antheil abfällt, haben wir wohl in erster Linie dem umsichtigen und energischen Wirken des Präsidenten des Ferdinandeums, Herrn Hofrath v. Wieser, zu danken, der die tirolische Prähistorik schon früh in sichere Bahnen zu lenken verstanden hat und mit der tirolischen Ethnographie und Volkskunde auf das Innigste vertraut ist.

Herr Conservator Jenny berichtet aus Hard bei Bregenz ddo. 12. Februar 1898: 1. Ueber den Fund einer Lanzenspitze aus Bronze bei Fussach in den neu ausgegrabenen Rinnsalen der Rheincorrection. 2. Ueber einen Fund von sieben Lanzenspitzen in mindestens drei wohl unterschiedenen Formen, einer Hacke und drei der merkwürdigen Wurfbeile, die sich fast der Dreiecksform nähern. Weder in der Literatur, noch in den Museen von Wien, Linz, Nürnberg, Constanz und Zürich konnte eine analoge Form beobachtet werden. Am nächsten steht ihr ein Fund an der Linth St. Glarus (Museum Zürich). Auch Dr. Lindenschmit fand nichts diesen Beilen Aehnliches und pflichtet Herrn Jenny's Ansicht bei, dass der ganze Eisenfund fränkisch-alemannisch sei. Er stammt aus Bludenz vom Fusse des Montikels vermuthlich aus einem Grabe. Der Bericht hierüber wird in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission erscheinen.

Unter dem 2. December v. J. theilte uns Herr Jenny weiters mit, dass durch die Arbeiten an der Rheincorrection neuerdings zwei Objecte aus Bronze aufgefunden wurden: ein Schwert der ältesten Form mit vier Nietnägeln von besonderer Grösse und eine Lanzenspitze der jüngeren Bronzezeit, worüber die Mittheilungen der Central-Commission im nächsten Jahre die nähere Beschreibung bringen werden. Der Fundort des Schwertes fällt in den neuen Rheindurchstich, jener der Lanze in die neue Dornbirnerach-Lünette, beide in grosser Nähe des Seeufers.

In demselben Berichte wurde auch der Fund eines Messers und eines Langsaxes besprochen, der sich anlässlich einer Fundamentaushebung in Dornbirn (Hatlerdorf) ergab; weit bedeutender ist der vor einigen Jahren in Bludenz gemachte Waffenfund aus derselben Zeit der Völkerwanderung.

Ueber die Arbeiten in **Kärnten** theilt uns Herr Conservator Dr. Odillo Frankl folgende erschöpfende Zusammenstellung mit, aus welcher sich allerdings ergibt, dass die überwiegende Anzahl der Funde der Römerzeit angehört:

I. Der bedeutendste Fund dieses Jahres ist der Mosaikboden am Zollfelde, welcher in der zweiten Hälfte des April gemacht wurde und worüber in der „Carinthia", I, S. 114 ff., aus der Feder des Herrn Professors Dr. Hann ein beschreibender Artikel nebst Abbildung erschienen ist. Hieran schliesst sich

II. Die Ausgrabung bei Mühldorf im Möllthale, über deren vorbereitende Schritte Conservator Dr. Frankl in der „Carinthia", I, 1898, S. 126 ff., berichtet. Die Ausgrabung wurde in der

letzten Juliwoche und in den ersten zwei Augustwochen unter der Leitung des vom österreichischen archäologischen Institute dahin entsendeten Prof. Dr. Eduard Nowotny durchgeführt. Es wurde eine römische Privatbadeanlage aufgedeckt, worüber eine vorläufige Notiz durch Herrn Nowotny in der „Carinthia", I, 1898, Heft 5, S. 159, veröffentlicht worden ist.

III. Gräberfunde in Altkraig. Im April d. J. (1898) wurden auf einem Acker am südwestlichen Abhange des Hügels, auf welchem sich die untere Kraiger Burgruine erhebt, vier Steinkistengräber aufgefunden, welche der nachrömischen Zeit angehören dürften. Nebst mehreren durch Rost zerfressenen Eisenstücken, schlecht erhaltenen menschlichen und verfaulten Schädelknochenstücken fanden sich auch noch drei Schädel, welche in das Museum des Geschichtsvereines nach Klagenfurt gebracht wurden, nachdem durch Neugierige leider schon die Zähne herausgezogen und mitgenommen worden waren.

Hierüber bringt die „Carinthia", I, 1898, Heft 5, S. 158—159, auszugsweise den Bericht des Herrn Caspar Kaiser zum Abdrucke.

IV. An soeben angegebener Stelle referirt auch Conservator Paul Grueber über das Fundament eines Rundbaues, welches längs des in der Richtung von Klagenfurt nach Velden sich hinziehenden, nahe dem Seeufer führenden Feldweges zwischen den Villen „Gorup" und „Potpeschnig" aufgedeckt worden ist. Dieser Rundbau, der einen vollkommenen Kreis von 16 m innerem und 20 m äusserem Durchmesser bildet, mag einst eine Art Wehrthurm gewesen sein, der möglicherweise sogar mit der Schanze im Zusammenhange stand, die sich auf dem Felshügel neben der Villa „Potpeschnig" befindet.

V. Ueber Ausgrabungen am Dachberge bei Jackling im Lavantthale und über einen Fund von Ziegelstücken zu St. Peter im Holze wird in der „Carinthia", I, 1898, Heft 1, S. 29, durch den hochverdienten Herrn Secretär des kärntnerischen Geschichtsvereines Karl Baron Hauser berichtet, doch gehören die dem Berichte zu Grunde liegenden Facten dem October des Jahres 1897, also nicht mehr der Berichtsperiode, d. i. dem Jahre 1898, an. Dasselbe gilt

VI. von einem Römerfunde in Silberegg, der im Herbste 1897 gemacht wurde, in aufgedeckten Mauerresten, Mauer- und Beheizungsziegeln bestand, worüber Conservator Dechant Grösser in der „Carinthia", I, 1898, S. 86—87, Bericht erstattete.

VII. Auf einem Grundstücke des Blasius Rader vulgo Hökk, Haus Nr. 5 in Pfaffendorf bei St. Georgen unter Stein im Lavantthale, dem sogenannten „Keuschenacker", wurde Mitte der Achtziger-Jahre beim Ackern ein behauener Stein gefunden, der, stark verwittert, seine ursprüngliche Bestimmung nicht mehr erkennen liess und etwa als Ornamentstück eines Schlosses oder anderen Gebäudes gedient haben, sodann durch irgend einen Zufall an die Fundstelle gerathen sein mag. Am 24. Juli d. J. liess Berichterstatter am Fundplatze $1^1/_2$ m tief nachgraben, doch blieb jede Forschung resultatlos.

VIII. In den „Mittheilungen der k. k. Central-Commission", neue Folge, 1888, S. 134 und 135, berichtet der gegenwärtige kärntnerische Landesarchivar A. v. Jaksch über einen Römersteinfund, der in Allersdorf bei St. Paul im Lavantthale gemacht worden. Im Anschlusse an diesen Bericht macht v. Jaksch die Bemerkung, dass hinter dem Orte in östlicher Richtung ein grosses Feld am Fusse eines Plateau liege, welches von einem Damme umschlossen werde, der vielleicht zum Zwecke einer Befestigung hier einstens aufgeworfen wurde. Von Herrn v. Jaksch hierauf gütig aufmerksam gemacht, unternahm es Herr Dr. Odillo Frankl, dieser Spur nachzugehen. In der That ergab sich aus den Aussagen der Anwohner, dass das ganze fragliche Feld voll von Steinen sei, über welche der ackernde Pflug oft nur mit Mühe hinübergebracht werden kann. Dieses Feld war bis October 1898 mit Mais bestanden. Nachdem dieser eingeerntet worden, standen bis zur Neubestellung der in Rede stehenden Parcelle Nr. 114 des Wirthes Herrn Peter Reichel in Allersdorf, Haus Nr. 1, trotz alles Entgegenkommens des Besitzers nur zwei Tage, der 6. und 7. October, behufs Ausgrabungen zur Verfügung. Es wurde ein 5 m langer, 45—60 cm breiter und mehr als 70 cm tiefer Graben ausgeworfen, desgleichen auch 75 Schritte nordöstlich hievon eine Grube ausgehoben. Das Resultat war folgendes: Ueberall stiess man auf stark verwittertes und zerbröckeltes, auseinandergefallenes Mauerwerk, welches aber nirgends tief unter die gegenwärtige Ackerfläche hinabzureichen scheint. Der bedeutendste Fundgegenstand war das Bruchstück eines Ziegels, das, etwa handflächengross, den Rest eines feinthonigen Falzziegels von 3—4 cm Dicke und lichtrother Farbe darstellt und das — wie anzunehmen römischen Ursprunges — den Bestand einer römischen Niederlassung oder Ansiedelung an diesem Orte unzweifelhaft machen würde. Leider verhinderte die Kürze der Zeit weitere Nachforschungen. Ein Stück stark vermoderten Knochens — wahrscheinlich ein Rippenstück — konnte nicht näher bestimmt werden, d. h. es konnte nicht mehr eruirt werden, ob es menschlichen oder thierischen Ursprunges sei. Weitere Nachgrabungen dürften hoffentlich zu dankenswertherem Resultate führen.

Herr Conservator Prof. Simon Rutar berichtet über die prähistorischen Funde in **Krain**, welche das Jahr 1898 gebracht hat, wie folgt:

Weisskirchen. Anfangs Januar fand man beim Graben des Weingartens Parcellen-Nr. 1912, dem Josef Košak aus Unter-Kronovo gehörend, auf einer Terrasse von beiläufig 220 m Seehöhe römische und La Tène-Gräber untereinander vermischt. Diese lagen grösstentheils am oberen Hange der Terrasse in der Gegend, welche Strmce heisst. Die Arbeiter fanden sehr viele Armringe, wovon sie aber die meisten versteckten und heimlich verkauften; dann einen zerbrochenen Helm aus der La Tène-Zeit mit Wangenbändern. Die von Prof. Müllner aufgestellte Deutung derselben als Gürtelschliessen (Argo, 1898, S. 19) weist Herr Rutar zurück. Zwei Terrassen höher, auf einem anderen Acker des J. Košak, Parcelle Nr. 1972, fand man zahlreiche La

Tène-Gräber, desgleichen nordöstlich davon, ober dem Hause Nr. 37. Andere La Tène-Gräber fand man im Weingarten des Lehrers Sribar, auf den Parcellen Nr. 1559, 1562 und 1563. Auf dem Rücken des Vinivrh selbst, unweit von der St. Johannes-Kirche, fand man auf einem aufgelassenen Weinberge (jetzt Rübenacker) des Schmiedes Josef Vovk, Parcelle Nr. 1640, in der Ecke einer Terrasse, vier Leichengräber aus der Hallstätter Periode. Eine der Leichen hatte goldene Riemenbeschläge beim Kopfe; sie befinden sich im k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien. Auf der nämlichen Parcelle fing B. Pečnik am 4. October zu graben an und fand mehrere Gräber, die aber aus späterer (slavischer?) Zeit zu sein scheinen. Bei einem weiblichen Skelette (Kopf gegen Westen) fand er ein schönes Armband, verschiedene seltsame Halsperlen und einen Kamm aus Bein. Am 28. October fand er wieder bei einer Kindesleiche einen Beinkamm und eine kleine, an den vier Ecken durchlöcherte und vergoldete Bronzeplatte. Die Grabungen werden fortgesetzt und die Funde an das k. k. naturhistorische Hofmuseum abgeliefert.

Töplitz bei Straža (Rudolfswerth). Am 15. Mai 1898 fing B. Pečnik zunächst auf der Hutweide von Mönchsdorf, genannt „Dolgi deli", zu graben an und fand in einem Grabhügel 12 Leichen mit Beigaben aus der Hallstätter Periode. Das dazugehörige Gradišče befindet sich auf dem bewaldeten Hügel zwischen Mönchsdorf und Töplitz und war schon insoferne geschützt, als es von der Radošica, Gurk und Sušica fast ganz umflossen wird. Der Grund ist felsig (unter dem Mittelpunkte fand man im Jahre 1897 sogar eine domartige Tropfsteinhöhle), die Umwallung misst bei 820 m und scheint nicht besonders stark gewesen zu sein. Um und in derselben fand man mehrere Schleifsteine, verbrannte Lehmstücke, Gewichte und Spinnwirtel, darunter auch einen winzig kleinen (Spielzeug?). Der Zugang führte von Norden her.

Das eigentliche Gräberfeld befindet sich an der südlichen und südwestlichen Abdachung des Gradišče-Hügels, im Privatwalde Branževec. Hier hat B. Pečnik bis jetzt 10 Grabhügel durchforscht (im Ganzen dürften bei 20 sein) und hiezu den ganzen Sommer, sowie einen Theil des Herbstes verwendet. Die grösste und reichste Gomila Nr. II auf der Parcelle Nr. 351 enthielt 44 Gräber, darunter nur zwei Brandgräber, aus der Hallstätter Periode. Merkwürdig war es, dass auf jedem Kopfe ein Stein lag. Es kamen nur Hohlringe vor, die Perlen waren sehr klein, aber verschiedenartig. Ein Mann hatte zwei Lanzen, einen bronzenen Gürtel mit schönen Schliessen, zwei Fibeln und am Ende der Füsse eine schöne, aber stark beschädigte Situla mit Figuren. Sie ist ähnlich derjenigen von Kuhfahren und stellt ein „epulum" dar, mit Festzug und Gastmahl. Eine zweite Situla aus der La Tène-Zeit hatte keine Figuren, der obere Rand war mit Blei eingelegt. Im nämlichen Hügel kamen noch breite Gürtelbleche mit Ringen, breite Ohrringe, Sporne, Certosa, Fibeln etc. vor. Im Hügel V fand man über drei Fuhren Steine. In der Mitte war ein grosses Grab mit einer männlichen und weiblichen Leiche, beide Köpfe gegen Süden gerichtet. Ober dem Knie der ersteren lag eine grosse Situla mit Rand (ähnlich jenen vom Magdalenaberge), unter demselben ein Bronzehelm, zwei Lanzen, ein Beil, zwei Fibeln, ein zerfressener Gürtel und noch viele stark verrostete Bronzestücke. Die Frau hatte viel Bernsteinperlen, Ohrgehänge, hohle Armbänder, Fibeln, aber Alles schlecht erhalten. Ein anderer Mann hatte einen schönen Helm, zwei grosse Lanzen (55 cm), ein Beil, viereckige Pfeile und am Ende der Füsse zwei sehr stark vernichtete Situlen. Im Hügel VI war eine Brillenfibel etwas älterer Periode, ähnlich jenen von St. Michael und S. Lucia. Im Hügel VII waren 19 nicht besonders reiche Leichen; nur zwei Männer hatten bronzene Gürtel, Lanzen und Fibeln, ein Weib aber massive Armringe, was in Töplitz selten der Fall ist. Hügel VIII hatte im Ganzen 25 ärmere Leichen. Die Hügel IX und X werden erst jetzt abgegraben. Die Arbeit wird im nächsten Jahre fortgesetzt werden.

Zu Šmartno bei Krainburg fand der Lehrer Bergant im Frühjahre 1898 beim Grundausheben für das neue Schulgebäude in der Tiefe von weniger als 1 m 13 Brandgräber mit zerbrochenen schwarzen Thongefässen, eine Haarnadel, ein Armband, zwei Fibeln und mehrere verbrannte Eisenstücke.

In Seisenberg, bei der Pfarrkirche, grub Ende Juli und Anfangs August Herr Musealassistent Schulz auf Kosten des Landesausschusses von Krain. Er deckte mehrere Gräber der La Tène-Periode auf und fand in denselben die bekannten Beigaben aus jener Periode, insbesondere die breiten, gebogenen Schwerter der La Tène-Zeit, welche im Landesmuseum zu Laibach aufbewahrt werden.

Herr Dr. Marchesetti hat auch heuer die Grabungen in der Nekropole von S. Lucia fortgesetzt, und zwar am oberen Randtheile derselben, wo die Gräber zwar spärlicher, aber dafür mit Beigaben reichlicher ausgestattet sind. Auf 222 qm, die durchsucht wurden, fand er 123 Gräber, die jedoch ziemlich ungleich vertheilt waren, denn während dieselben an einigen Punkten dicht gedrängt lagen, kamen sie an anderen ganz vereinzelt vor. Entsprechend der geringen Zahl von Kindergräbern (8), waren auch verhältnissmässig nur wenige Gräber (19) ganz ohne Beigaben.

Wie gewöhnlich fand man ausschliesslich Brandgräber, von denen jedoch nur 19 eine Aschenurne besassen. Die meisten dieser sind mit abwechselnden rothen und schwarzen Zonen geschmückt. Eine Reifenurne hat die ansehnliche Höhe von 78 cm und einen Umfang von 2 m. Unter den Töpfen sind die mit einem Fusse versehenen Kelche vorherrschend (34), während Schalen und andere Formen nur spärlich vorkommen. Von den zehn gefundenen Bronzegefässen sind sechs konisch (Situlen) und drei cylindrisch, die letzteren mit Reifen und doppelten Henkeln (Ciste a cordoni). In einigen dieser Bronzegefässe fand man kleine Näpfchen aus Holz und eines aus blauem undurchsichtigen Glase mit gelben Zickzack-Linien, ähnlich dem im Marchesetti's „Scavi di S. Lucia", Tafel VIII, F. 2, abgebildeten. S. Lucia hat sonach bereits neun Stück dieser höchst seltenen Glasproducte geliefert. Eine Ciste war mit

einem feinen Gewebe, dass sich noch ziemlich erhalten hat, umgeben.

Wie in den Vorjahren, sind auch heuer die Fibeln das vorherrschende Element, da von diesen 225 Stücke erbeutet wurden. Mehr als die Hälfte derselben sind Schlangenfibeln. Viele sind mit zierlichen Anhängseln versehen. Als neu für S. Lucia wird eine Fibel, deren Bogen aus gelbem Glasspath besteht, erwähnt.

Finger- und Ohrringe sind in grosser Zahl vertreten, dagegen gar keine Haarnadel. Erwähnenswerth ist ein schönes, 30 cm langes Dolchmesser mit bronzener, in getriebener Arbeit verzierter Scheide. S. Lucia hat bisher eine ziemliche Anzahl Waffen, wie Schwerter, Lanzen, Hacken, Celte, Palstäbe etc. geliefert, aber immer nur aus Eisen; in diesem Jahre fand man zum ersten Male einen 20 cm langen Bronzepalstab mit beiderseitigen Lappen. Desgleichen als neu erwähnt Herr Marchesetti noch ein prächtiges Halsband, bestehend aus einer Reihe tonnenförmiger Perlen aus dünnem Goldbleche.

Ausserdem grub Dr. Marchesetti noch einen Riesentumulus auf der südlichsten Spitze Istriens, bei Promontore, aus, der, obwohl ganz unversehrt, wie mehrere in den Vorjahren bei Cittanova und Villa di Rovigno durchsuchte, nur eine kleine Steinkiste mit Skeletresten und Topfscherben ohne irgend welche Beigaben ergab.

Herr Prof. Dr. Moser in Triest besuchte im Monate März auf die Nachricht des Bahnwächters von Grignano eine an der Grenze des Kreidekalkes und dem eocänen Sandsteine gelegene Localität, ober dem zweiten Wächterhause, wo der Besitzer Goriup von Prosecco einen Weingarten roden liess. Hier wurden von den Arbeitern drei Steinkistengräber im Kalkschutte aufgedeckt, von denen Herr Moser nur das eine, nachdem schon der Inhalt herausgenommen war, besichtigen konnte. Das Grab war mit Sandsteinplatten gefasst und gedeckt und enthielt ein Skelet ohne Beigaben, von dem nur der schlecht erhaltene Schädel gerettet werden konnte. Im Schutte fanden sich noch Urnenscherben von einer grossen Urne. Hier wurden auch die Fundamente eines römischen Ziegelofens blossgelegt, leider wurde das Ganze verschüttet. (Siehe Moser's Bericht an die k. k. Central-Commission im März.)

Im Juli beendete Dr. Moser die Ausgrabungen in der Vlašca jama bei Nabresina, wobei noch zehn verschiedene Knochenartefacte und eine Pfeilspitze aus der Rindensubstanz des Hirschgeweihes gefunden wurden, nebst verschiedenen Gefässresten. In der obersten Sinterdecke, unter den Stalagmiten, befand sich eine halbe Weinurne (Oenochoe) mit Deckel, leider nur zur Hälfte erhalten; ein Beweis, dass die Höhle seit den ältesten Zeiten besiedelt oder besucht wurde. Unter den Knochenartefacten ist ein Heft, geschnitten aus dem Gelenke des Mittelfussknochens, mit einer Zeichnung (Marke) versehen. Durch ein gleichseitiges eingeritztes Dreieck geht eine Höhe herab durch das Dreieck und über die Basis hinaus und wird durch zwei ungleiche wagrechte Striche getheilt. Ein zweites Heft, aus dem Armknochen geschnitten, enthielt noch in der Höhlung einen kurzen Zeichenstift aus Hirschhorn gefertigt. Die übrigen Knochenartefacte sind Pfriemen, worunter einer aus dem Schulterblatte gefertigt ist. Eine Harpune aus Knochen trägt links eine und rechts zwei Einkerbungen. Zwei Schleifsteine aus Sandstein, ein unfertiger Hammer aus Hirschgeweih, mehrere Bruchstücke aus demselben beschliessen das überaus reiche Inventar des Hausrathes der Höhlenbewohner, worüber Herr Dr. Moser eine zusammenfassende Arbeit mit Nächstem veröffentlichen wird.

Am 2. Februar d. J. begann Dr. Moser mit der Grabung in der Pečina jama na dolech auf Grund einer Subvention der Central-Commission. Einige schöne Flintmesser und Späne, sowie ein Obsidianmesser berechtigten zur Annahme besserer Funde. Im März wurden die Arbeiten fortgesetzt, aber erst im Juli (vom 19. d. M. angefangen) mit grösserer Intensität weitergeführt. Am 23. Juli wurde ein Grab in der Mitte der Höhle entdeckt. Es enthielt ein Skelet im schlechtesten Erhaltungszustande, eingebettet in 2 m Tiefe in rother Erde, bedeckt von der oberen weissen Aschenschichte, über welche grosse Steinblöcke hingewälzt waren. An Beigaben fanden sich Flintspäne und ein Nucleus nebst vier Knochendolchen, darunter ein aus angekohlten Knochen gefertigter. Die Anwesenheit der Schalen von Unio pictorum, der Schilder von Enuys europaea, Kieferstücke von Lutra vulgaris, das gänzliche Fehlen von Gefässresten und Meeresconchylien lässt Herrn Moser auf ein sehr frühes, paläolithisches Alter schliessen (siehe Bericht an die k. k. Central-Commission).

Durch weitere Subvention wurde Dr. Moser in die Lage versetzt, die Grabungen fortzusetzen, wobei er am 8. December d. J. auf ein zweites menschliches Skelet stiess, das die entgegengesetzte Lage hatte, besser erhalten war und ebenfalls Beigaben in Form von Knochenlanze und Spatel, sowie Hirschgeweihzinken enthielt. Das Metall lag auf einer förmlichen Schichte von gespaltenen, zum Theile verbrannten, besser gesagt verkohlten Knochen, geschnittenen Schalen von Unio und Schildplatten von Enuys, nebst zahlreichen Spänen und Abfällen von schwarzem Flint. Die Grabungen sind leider bald zu Ende, da sie schon den hintersten Theil der Höhle erreicht haben. Die Funde dieser Höhle sind für die prähistorische Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums bestimmt. Die Höhle liegt mit drei anderen Höhlen an einer felsigen Niederung na dolech oder na robiah, was zusammengefasst „felsige Niederung" bedeuten würde. Vor der mittleren dieser 100 m von der ersten Höhle entfernten Höhlen ist ein grosser Stein am Eingange herabgefallen, der den Eingang erniedrigt. Sie enthält ebenfalls Gefässreste, Knochen und Hirschgeweihe, wie Dr. Moser bei seinem ersten Besuche im Vorjahre beobachtet hat. Herr Moser wird über seine Beobachtungen in Istrien (Castrua Gollignana, Vermo Kaščerga und Terviš) der k. k. Central-Commission Bericht erstatten.

Dalmatien. Herr Dr. O. v. Hovorka hat im verflossenen Jahre die auf der Halbinsel Sablioncello befindlichen Gomilen untersucht und hierüber in unseren „Mittheilungen", Bd. XXVIII (57), unter dem Titel „Die Steinhügel von Janjina" berichtet. Es

sind dies jene in Dalmatien und auch ausserhalb Dalmatiens so oft anzutreffenden Steinanhäufungen, welche zumeist als prähistorische Grabstätten zu deuten sind. Er hatte auch Gelegenheit, den Inhalt einer kleinen Gomila zu untersuchen, wobei er ein mit grossen Steinplatten ausgemauertes Grab mit menschlichen Knochen, jedoch ohne jede Zugabe antraf. Einen Theil der Knochen sendete er an das k. k. Hofmuseum. Zur Erforschung der grossen Gomila war ihm bereits die Mithilfe der Localbehörden, sowie auch der Anthropologischen Gesellschaft zugesagt, doch konnte er leider hievon keinen Gebrauch machen, da er inzwischen nach Agram übersiedelte. Ausserdem befasste er sich mit dem Studium der malerischen Trachten von Meleda und erwarb auch für das Hofmuseum ein vollständiges weibliches Costüm. Interessant ist die Thatsache, dass auf dieser Insel, wie Dr. O. v. Hovorka es in einem Aufsatze „Die weibliche Tracht von Meleda“ („Mittheilungen“, Bd. XXVIII, Heft 1) beschrieb, statt der schwarzen Farbe die grüne gebräuchlich ist. Schliesslich veröffentlichte er (ausser einer Reihe von Referaten) eine anthropologische Abhandlung „Sollen wir weitermessen oder nicht?“ im Breslauer Centralblatte für Anthropologie.

Böhmen. Nach freundlicher Mittheilung der Oberleitung waren die Fortschritte des Čechoslavischen ethnographischen Museums in Prag (Národopisné Museum Československé) im Jahre 1898 sehr befriedigend. Das Museum erhielt eine Staats- und Landessubvention (in der Höhe von fl. 2500 und fl. 2000), so dass jetzt seine Existenz dauernd gesichert ist und die Bedingungen seiner Entwicklung sich bedeutend verbessert haben. Das Museum hat in diesem Jahre im Vereine mit der Čechoslavischen ethnographische Gesellschaft zwei Bände des „Národopisný Sborník Československý“ (Archiv für čechoslavische Ethnographie) unter der Redaction des Herrn Prof. Dr. Franz Pastrnek herausgegeben. Der dritte Band wird im Jänner 1899 erscheinen.

In der Prager Ausstellung für Architektur hatte das Museum eine reiche Modellsammlung von Bauernhäusern, Bauernhöfen, hölzernen Kirchen und anderen Volksbauten ausgestellt. Die Sammlungen des Museums haben sich derartig vermehrt, dass die hiefür vorhandenen Räume nicht mehr genügen und die Erbauung eines neuen Gebäudes immer unentbehrlicher erscheint.

Nach dem Berichte des Herrn Josef Duška in Josefstadt wurde in der Umgebung von Königgrätz eine neue prähistorische Fundstätte in dem Dorfe Předměřic, an der Südnorddeutschen Verbindungsbahn gelegen, durch die zwei grossen Ziegeleien der Herren Morávek und Waldek erschlossen. Auch im Jahre 1898 wurden hier Bronze-, Bein- und Steinwerkzeuge, dann einige Thongefässe ausgegraben. Sie kamen theils an das Königgrätzer Stadtmuseum, theils an das Nationalmuseum in Prag, einige Stücke hatte der Smiřicer k. k. Postmeister Herr Jaromír Javůrek erworben.

In dem eng an Předměřic angegliederten Dorfe Lochenic wurden bei Erweiterung des Bahnkörpers (Einschnittes) mehrere dunkle Gruben aufgeschlossen, welche theils mit Gefässscherben, theils mit Knochenresten gefüllt waren.

Aus einer dieser Gruben kam eine sehr gut erhaltene silberne Fibel provincial-römischer Provenienz, 50 gr schwer, zum Vorschein, welche Herr Duška in seiner im März erscheinenden Arbeit über die prähistorischen Funde des Königgrätzer Kreises abbildet. Die Fundstelle dieser Fibel liegt zwischen Trotin und Lochenic in der Nähe eines steinernen Kreuzes. Ob hier Gräber oder Wohnstätten vorliegen, bleibt dermalen noch unbestimmt. Im Bereiche der Gemeinde Westec bei Jaroměř wurde ebenfalls eine ganz neue prähistorische Fundstätte blossgelegt, und zwar auf dem Grundstücke des Realitätenbesitzers Herrn Vincenz Fiedler. Es kamen da auf den Grundparcellen Kirchenflur Nr. 172 und Bergflur Nr. 194 ziemlich häufig Steinwerkzeuge mit Gefässscherben zum Vorscheine. Der Grundbesitzer hat bisher mehr als 100 Stücke gesammelt, welche er theils seinem Bruder, der Tischlermeister in Wien sein soll, theils dem Erlinaer Lehrer Herr Ponec schickte.

Die Artefacte, welche Herr Duška gesehen hat, sind fast alle aus Serpentin, meistens gebrochen oder in unfertigem Zustande, gleich jenen, welche auf der Fundstelle in Lipa bei Königgrätz gefunden wurden.

Der Realitätenbesitzer Herr M. Tobek in Josefstadt hat im Spätherbste 1898 ein schönes ungelochtes Serpentinbeil auf freiem Felde, Grundparcelle 824/1, gefunden. Das Grundstück, auf welchem der Fund gemacht wurde, liegt zwischen Jaroměř und Josefstadt, „Na Ptákách“, in der Nähe jener Fundstelle, an welcher der Archäologe Herr Petera in den Jahren 1857—1858 und dann später auch Herr Duška selbst viele wichtige Funde gemacht haben. Sie sind von Petera in den „Památky Archeologické“ 1858 beschrieben worden.

Das nun gefundene Beil misst 15 cm Länge und 6 cm Breite. Die wichtigsten Funde aber wurden abermals im Jahre 1898 in der Ziegelei des Herrn Jarkovsky in Hořenic bei Jaroměř gemacht, wo schon im Jahre 1897 ein Eisenschwert und ein Bronzearmring zum Vorschein kamen.

Im Verlaufe der Ziegelerzeugung wurden 1898 weitere 5 oder 6 Gruben aufgedeckt, welche in den Lehm 1—1·20 m tief eingebettet waren. Es fand sich abermals ein eisernes Schwert, 82 cm lang und 8 cm breit, jedoch auch viele Stücke zerbrochen. Ferner zwei Lanzenspitzen, ein bronzener Nagel, ein Klumpen zusammengebackener kleiner Pfeile, ein ganzer und fünf gebrochene Arm- oder Fussringe aus Hohlbuckeln construirt und ein Armring aus Liguit, ganz erhalten. In einer einzigen Grube kamen auch Gefässscherben zum Vorschein, in einer anderen ganz kleine Partikel von Menschenknochen, welche unter dem Einflusse der Bronze ganz grün gefärbt waren.

Es ist schwer zu bestimmen, ob hier Gräber oder Ansiedelungen vorliegen. Herr Duška vermuthet das Letztere, da für Gräber fast gar keine Indicien sprechen; blos in der Grube 1897 waren mehrere Knochen zu finden.

Der Bericht von Herrn Ludwig Schneider „Ueber Funde in der Umgebung vom Smiřic“ liefert sehr willkommene Ergänzungen zu dem Vorhergehenden:

a) Im Frühjahre 1898 kam im Dorfe Lochenic eine römische silberne Fibula zum Vorschein, welche bereits im vorigen Herbste bei Schluss der in dem Eisenbahneinschnitte zwischen Lochenic und Trotina vorgenommenen Erdarbeiten angeblich mit einer Menge von Scherben gefunden worden war. Die Fibula, welche in Form mit solchen aus Wies und aus der römischen Ansiedelung zu Reichenhall übereinstimmt, wurde durch Vermittlung des Herrn Duška von dem historischen Museum zu Königgrätz erworben; von den Scherben fand sich, als Herr Schneider nach denselben fahndete, nur ein einziger, in kleine Stücke zertretener vor. Er stammt von einem aus freier Hand geformten, gut gebrannten und geglätteten Gefässe von hellgrauer Farbe, welches auf dem Halse eine zackige Bordure trug und auf der Bauchpartie mit einem aus Punktreihen bestehenden Mäander verziert war[1]). Alle übrigen Scherben geriethen angeblich in das Aufschüttungsmateriale oder wurden von Kindern verschleppt.

b) An die prähistorische (neolithische) Ansiedelung, welche in der ganzen Länge des obenerwähnten Bahneinschnittes schon vor Jahren zum Vorschein kam, schliesst sich gegen Norden ein Lausitzer Urnenfeld an. Dasselbe liegt im Kataster des Dorfes Lochenic neben der Aerarialstrasse auf dem Felde des Insassen Hlavatý aus dem Weiler Trotina. Herr Hlavatý stiess im Herbste 1897 auf ein Grab, welchem er eine Anzahl Scherben entnahm. Im Frühjahre untersuchte Herr Schneider die Stelle und fand weitere Scherben, aus denen sich die Grabgefässe einigermassen zusammensetzen liessen. Es waren dies: eine aus zwei stumpfen Kegeln zusammengesetzte Urne von 20 cm Höhe und 35 cm Durchmesser mit einer gehenkelten Deckschüssel und zwei feinen Krügen mit konischen Hälsen ohne Henkel. Nebenan kam bei der von Herrn Schneider vorgenommenen Grabung noch ein zweites Grab zum Vorschein. Der Untertheil der Urne, deren cylindrischer Hals und auch ein Theil der Bauchpartie (mit zwei Henkeln versehen) vom Pfluge zerstört waren, enthielt verbrannte Knochensplitter.

Bei dem heurigen Beackern des Feldes im Herbste stiess Herr Hlavatý auf mehr (angeblich 11) dunkle Stellen, in welchen zerbröckelte Scherben zum Vorschein kamen. Aus einer solchen Stelle nahm die Tochter des Landwirthes, ein Schulmädchen, fast sämmtliche Scherben heraus, und es gelang Herrn Schneider, aus derselben eine Urne von 25 cm Höhe und 30 cm grösstem Durchmesser zusammenzusetzen. Dem weiten Bauchtheile ist ein cylindrischer (nur in Bruchstücken erhaltener) Hals aufgesetzt; zwischen Bauch und Hals sind zwei im Durchschnitte viereckige Henkel und zwei viereckige Knäufe angebracht, zwischen je einem Henkel und einem Knaufe zieht sich vom Grunde des Halses bis tief um die grösste Ausbauchung eine erhabene Rippe; eine ebensolche zieht sich auch von der Mitte eines jeden Henkels und eines jeden Knaufes nach unten und zwei weitere Rippen ziehen sich von der Basis jedes Henkels und Knaufes zuerst bogenförmig nach rechts und links und dann senkrecht hinunter, so dass das Gefäss mit 16 Rippen verziert ist. Die äussere Oberfläche ist graphitirt, die innere hellbraun gefärbt. Die Urne enthielt verbrannte Knochen und eine Spiralenfibel aus starkem vierkantigen Draht, von welcher aber blos die Hälfte ohne Nadel und auch diese beschädigt gerettet wurde. Die Bronze ist fast ganz in Malachit verändert und nur ein ganz schwacher Metallkern vorhanden.

Aus einem zweiten Grabe nahm Herr Hlavatý nur den Boden eines sehr grossen und dickwandigen Gefässes mit den anstossenden Partien des Untertheiles heraus; möglicherweise war nur dieser schüsselförmige Theil des Gefässes als Urne benützt worden, da alle sonstigen Stücke des Gefässes vollständig fehlen. Der Boden bei dieser Urne und auch bei der vorbesprochenen ist von aussen nachträglich durchbohrt. Wahrscheinlich suchte man auf diese Weise bei Urnen, welche ohne Deckschüsseln beigesetzt worden waren, dem schädlichen Einflusse des einsickernden Regenwassers vorzubeugen.

c) Urnenfelder wurden auch bei dem Dorfe Nepasice an der Adler und bei Čistéver am Chlum gefunden. Die einzige Urne, welche der ackernde Bauer zu retten für gut befunden hatte, hat das Königgrätzer Museum angekauft.

d) Letzteres Museum erhielt im Frühjahre von dem Ziegeleibesitzer Morávek aus Freihöfen (Svobodné dvory) bei Königgrätz eine unvollständige Beckenhälfte von Rhinoceros. Die Aeste des Beckenknochens sind abgehackt, die Hiebflächen mit braunen Dendriten und hartem, tuffähnlichem Löss bedeckt. Da das Museum aus dieser Ziegelei noch weitere, wie es scheint, von Menschenhand bearbeitete, diluviale Knochen besitzt, so dürfte es sich hier um eine neue Station des paläolithischen Menschen handeln. Nach Angabe des Herrn Duška hat derselbe bereits vor Jahren ein sehr roh bearbeitetes Steininstrument aus dieser Ziegelei an das k. k. Hofmuseum abgegeben.

e) In der Jaroměřer Vorstadt „Vinice“ wurde im Sommer ein slavisches Reihengräberfeld und in der Ziegelei Jarchovský bei Hořenic eine weitere Anzahl (5 oder 6) von La Tène-Gräbern gefunden, über welche Herr Duška, durch dessen Vermittlung die meisten gefundenen Gegenstände in das historische Museum zu Königgrätz gelangten, ausführlich berichten wird. In einem Grabe wurden Scherben gefunden, aus welchen Herr Schneider die Hälfte eines schüsselförmigen, auf der Scheibe gedrehten Gefässes zusammenstellen konnte.

Herr J. V. Želizko setzte im verflossenen Sommer die prähistorischen Forschungen in der Umgebung von Wollin in Südböhmen fort. Besonders gründlich wurde von ihm „Hradec“ bei Nemetic untersucht.

So wie im Jahre 1897, forschte Herr Zelizko auch heuer „Hradiště“ bei Strakonitz an dem linken Ufer des Flusses Wollinka durch und fand mehrere mit charakteristischen Wellenornamenten verzierte und

[1]) Die Fibula und die Scherben sind abgebildet in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, 1898, S. 212 und 213.

nicht verzierte Thongefässe vor. Beim Durchgraben des Walles kam man auf Holzkohle, sowie auf Reste eines verschlackten Walles. Die gründliche Durchgrabung des Walles an mehreren Stellen musste er für eine spätere Zeit lassen. „Hradiště bei Strakonitz verspricht viel interessantes prähistorisches Material [1]).

Schon im vorigen Jahre hat Herr Želizko über seine Forschungen auf „Hradiště" berichtet und gleichzeitig Abbildungen hier gefundener schöner Thongefässe angeschlossen, auf welchen einfache und mehrfache Wellenornamente sich zeigten. Die Keramik dieser Thongefässe gehört zum Burgwall-Typus.

Etwas über eine halbe Stunde gegen Süden von „Hradiště, ebenfalls am linken Ufer der Wollinka, tritt in der Nähe des Dorfes Nemetic das Thalgehänge, genannt „Hradec", scharf hervor. Hier wurde schon vor einigen Jahren eine grössere Menge prähistorischer Gegenstände vorgefunden, wie z. B. verzierte und nicht verzierte Spinnwirteln, verzierte Thongefässe, erhaltene Theile von Gefässen, sowie auch zwei ganze Gefässchen, Stücke durchbohrten gebrannten Thones, als Webgewichte dienend; von Eisengegenständen eine Hacke, Messer, verschiedene schön ausgeführte Lanzenspitzen, ein Armband und Reste einiger Schmuckgegenstände. Ausserdem fand man eine Menge geschwärzten Weizens und Bohnen vor. Dem ehemaligen Verwalter des unweit davon gelegenen Ortes Nihošovic, Herrn Zeman glückte es, diese Gegenstände zu verwahren. Herr Želizko liess dieselben photographiren, untersuchte den „Hradec" und nahm dessen Grundriss und Profil auf. Nach Allem gehören diese Funde zu den sogenannten slavischen Burgen.

Die Arbeit auf „Věnec" bei Elčovic (Bahnstation Strakonitz-Winterberg) ist heuer nicht viel fortgeschritten. Herr Želizko mass blos die Burgwälle und zeichnete deren Plan. Der jetzige Besitzer des Schlosses erlaubte bisher noch nicht die Durchgrabung und Durchforschung derselben. Dies wird hoffentlich später gelingen. Eine eingehende Durchforschung derselben wäre von grossem Werthe für die böhmische Prähistorie. Von einigen seiner Funde auf „Věnec" referirte Herr Želizko bereits in unseren „Mittheilungen" [2]). Ob „Věnec" dieselbe Zusammensetzung besitzt und in derselben Zeit erbaut wurde, wie „Hradiště" bei Strakonitz, ist bisher noch nicht festzusetzen gewesen.

Von Einzelfunden kam Herrn Želizko der Rand eines Bronzegefässes von Jedraž und dann ein Bronzegriff zu Gesichte, welcher einen kleinen auf den Hinterfüssen stehenden Löwen darstellt. In diesem Griffe war vermuthlich, wie die Ueberreste des abgebrochenen Eisens zeigen, irgend ein Werkzeug eingesetzt gewesen. Dieser Gegenstand dürfte aus dem Auslande importirt worden sein. Gefunden wurde er bei Nihošovic am Felde; er ist im Besitze des Herrn Fiala, Lehrers in Wollin.

So weit es die Zeit erlaubte, wurden die diluvialen Anschwemmungen des Wollinkathales mit Berücksichtigung dessen diluvialer Fauna untersucht. Herr Želizko veröffentlicht hierüber einen kurzen Bericht [1]). Später erwarb er aus diesen Anschwemmungen blos einen Knochen, wahrscheinlich des Atelodus.

Zum Schlusse dankt Herr Želizko herzlichst den Herren Dr. J. Bezděk und J. Fiala in Wollin für ihre freundliche Unterstützung seiner Arbeiten und die Vervollständigung seiner Berichte, sowie dem Herrn K. Lamina, k. k. Steueramtsadjunct in Wollin, welcher mit besonderer Bereitwilligkeit sämmtliche Photographien zu seinen Arbeiten anfertigte.

Die prähistorischen Forschungen des Herrn Conservators Clemens Čermak in Časlau bezogen sich in erster Reihe auf die neolithische Station von Drobovic unweit von Časlau. In den Herden und in der Culturschichte wurden hier viele geschlagene und auch polirte und durchgebohrte Steinwerkzeuge gefunden. Die Ornamente der feineren grauen und weisslichen Gefässe gleichen jenen von Kněžemost bei Schlan, Žopy bei Holešov und Nová Ves bei Oslavan in Mähren. Der Berichterstatter sendete der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale eine Abhandlung über die Gliederung der neolithischen Ornamentik.

Die weiteren Studien über die neolithische Zeit erstreckten sich auch nach Ungarn. In Linč bei Tyrnau hat Herr Čermak einige Nachgrabungen angestellt und bemalte Gefässe gefunden. Viele derselben ähneln den Gefässen von Lengyel; auch die leuchterförmigen Schalen wurden hier constatirt.

Eine sehr grosse neolithische Station fand man bei Ganoč unweit von Poprad; die Ornamentik ist hier sehr reich.

Im Turoczer Comitate durchforschte Herr Čermak die Wallburg Hrádek bei Bystřička, wo hart gebrannte Befestigungen und Artefacte der Hallstätter Periode gefunden wurden.

Auch auf dem Schanzwerke Rakscha unweit von Stuben-Teplic wurde gegraben. Hier sind noch die Fundamente von einer uralten Burg mit einem Brunnen constatirt. Dann fand man auch Scherben von Gefässen ohne Henkel mit Parallelfurchen verziert und eiserne Stücke zum Aufhängen der Gefässe und Eimer.

Man kann in dem ganzen Turoczer Comitate viele Ansiedelungen aus der Hallstätter Periode finden. Die wichtige Opferstätte bei Sitno, dann die Nekropole bei Domaniky und St. Antal werden noch Vieles liefern.

Im nördlichen Ungarn findet man sehr viele Schanzwerke, welche den Namen Hrádek, Hradisko, Hradišťata und Wyšehrad tragen.

Aus der ältesten Zeit stammen die Funde aus den Höhlen von Luom (vier Höhlenbärenskelette und Mammuthknochen), dann aus der Höhle Mažarna bei Blatnic

[1]) Výsledek letošního výzkumu předhistorického na „Hradišti" u Strakonic. (Časopis Společnosti přátel starožitností českých v Praze, Nr. 4, J. V, 1897.)

[2]) Beiträge zur Kenntniss des Steinwalles auf dem Berge „Věnec" bei Čkýn in Südböhmen. („Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", Nr. 1, 1897.)

[1]) Diluviální nánosy údolí Volyňkí. („Věstník československých musei", Nr. 4. 1898, Čáslav.)

(menschliche Skelette unter dem Kalksinter) und aus der Höhle Wesna, wo Mammutknochen ausgegraben waren. In Nordungarn, bemerkt Herr Čermak am Schlusse seines Berichtes, wartet noch viel Arbeit auf die Forscher.

Herr Heinrich Richlý in Neuhaus berichtet über einige wenige Funde, welche zu seiner Kenntniss gelangten:

Von den neuen Erwerbungen des namentlich durch die unermüdliche Fürsorge des Herrn Hauptmann i. R. A. Lindner emporblühenden städtischen Museums von Budweis ist auch für weitere Kreise interessant die einer Bronzelanzenspitze, welche von Grein — wahrscheinlicher von Struden [1]) an der Donau — stammt und wegen ihrer ungewöhnlich langen Dülle, sowie wegen der Form des Blattes als besonderer Lanzentypus bezeichnet werden darf. Analoge, der Bronzezeit angehörige Artefacte gehören vom linken Donauufer ab bis an die nördlichen Grenzen Böhmens [2]) zu den grössten archäologischen Seltenheiten; dementgegen sind sie für das „Bassin du Rhône“ [3]) geradezu bezeichnend und es könnte in dem vorliegenden Falle auch auf längst bestandene Handelsverbindungen geschlossen werden.

Als nicht uninteressant wäre der Fund eines Bronzehohlceltes — derzeit im Besitze des städtischen Museums zu Iglau — bei Trebitsch [4]) in Mähren aus dem Grunde zu bezeichnen, weil derselbe — ausser dem benachbarten, nordwestlich gelegenen Zašovic [5]) — der in dieser Richtung exponirteste Fund ortprähistorischer Alterthümer ist und auf einen Steig oder Saumweg zwischen der Umgebung von Znaim [6]) in Mähren und Časlau in Böhmen mit grosser Wahrscheinlichkeit schliessen lässt.

Wenn schon die vorerwähnten beiden Funde durch ihr vereinsamtes Auftreten in den vom prähistorischen Menschen unbewohnten Gegenden unsere Aufmerksamkeit fesseln, so gilt dies in womöglich noch höherem Maasse von einem Bronzecelt, welcher in der nächsten Nachbarschaft von Bukovsko — westlich von Veseli a. L. — zufällig beim Ackern eines Feldes in der Form eines massiven Erdklumpens zu Tage gefördert wurde. Der Freundlichkeit des Herrn Franz Stufka, Schulleiter in Salmanovic, verdankt Herr Richlý die genaueren Daten über diesen seltenen Fund, sowie über das Artefact selbst, welches ihm zur Ansicht eingesendet wurde. Das bei oberflächlicher Besichtigung eine fast schwarze Färbung aufweisende Object ist nur schwach patinirt und weist stellenweise Gusszäpfchen und kleine Höhlungen auf, sowie zahlreiche alte Feilenstriche. Die Länge beträgt 18 cm, die Breite der scharfen Schneide 3·5 cm. Unterhalb des fast in $^3/_8$ der Gesammtlänge angebrachten massiven, in einen spitzen Winkel zusammenlaufenden, nur 2·5 cm langen Lappens ist der Körper mässig geschweift. Die Bahn ist geradlinig, 8 cm lang und 3 cm breit. Es hat den Anschein, dass das in der Feinarbeit unvollendete Artefact nie in Gebrauch genommen war [1]). Sein Gewicht beträgt 345 gr.

Einem viel jüngeren, weil späthistorischen Zeitabschnitte gehört der vor etwa einem Monate gemachte Münzfund bei Tremles Strmilov (von Neuhaus drei Stunden östlich) an. Derselbe geschah ganz zufällig beim Tiefackern eines unmittelbar an den Friedhof der uralten St. Andreas-Kirche anschliessenden Feldes, und zwar an einer Stelle, wo früher ein alter Steig geführt hatte. Die Anzahl der in einem mit Bodenmarke versehenen Thongefässe aufbewahrten, beim Auffinden theilweise daneben liegenden Silbermünzen lässt sich nicht genau bestimmen, dürfte aber jedenfalls über Tausend betragen haben; sie gelangten in den Besitz der beim Kartoffelausheben anwesenden Ortsinsassen und später zum grösseren Theile durch Kauf in das Landesmuseum in Prag und jenes der Stadt Neuhaus.

Soviel nach den vorhandenen Münzen sichergestellt werden konnte, sind in dem „Schatz“ von Tremles etwa 25 verschiedenartige Typen vertreten, darunter jedoch nicht Ein Stück böhmischer Provenienz. Sie sind österreichischer, baierischer und Passauer Herkunft, einige auch vom Markgrafen Vladislav aus Mähren, und stammen aus dem XIII. Jahrhundert, wobei zu bemerken wäre, dass zu jener Zeit Tremles mit dem benachbarten Königseck (Kunžak) zu der Olmützer Diöcese, das südlicher gelegene Landstein und Neubistritz zum Passauer Bisthum gehörte.

Wir verdanken Herrn Albert Dasch, dem Vorstande der prähistorischen Abtheilung, einen werthvollen Bericht über die Thätigkeit der Museums-Gesellschaft in Teplitz.

Nachdem im Jahre 1897 die Aufstellung der urgeschichtlichen Funde im Teplitzer Museum durchgeführt wurde und die Ausbeute der Fundstätten sich als äusserst ergiebig erwiesen hatte, wurde im laufenden Jahre mit möglichstem Aufgebote der vorhandenen Mittel angestrebt, der urgeschichtlichen Abtheilung neues Material zuzuführen. Der Erfolg dieses Bestrebens ist nicht ausgeblieben. In erster Reihe waren es die Ergebnisse des Langujezder Grabfeldes und der sich daran anschliessenden Ansiedelung, die in hohem Maasse Erfreuliches boten. Das der Früh-La Tène-Periode angehörende Grabfeld lieferte neuerlich interessante Bronzeschmuckgegenstände, Eisenfibeln und Waffen, einige tadellos erhaltene Lignitreife — die ersten vom Langujezder Felde — und einen Schädel, der jedenfalls zu Messungen vollkommen geeignet erscheinen dürfte. Die Wohnstätte ergab eine schöne Collection Gefässbruchstücke, dabei viele typische, schön ornamentirte Scherben, kleine Fragmente von Glasschmuck und ein reizend erhaltenes Zierstück aus Bronze. Auch einige Eisen-

[1]) Vgl. Dreissigster Bericht über das Museum Francisco-Carolinum: Jos. Roidtner, „Die Fundplätze am Donaustrudel und Wirbel“.

[2]) Vgl. Heinrich Richlý, „Die Bronzezeit in Böhmen“, Tafel IV, F. 10.

[3]) Vgl. E. Chantre, „Le bassin du Rhône“.

[4]) Vgl. „Časopis musejního spolku Olomuckého“, V. Bd., S. 142 und X. Bd, S. 70; Brandel, „Kniha pro každého Moravana“, S. 97.

[5]) Vgl. Brandel, l. c., S. 97.

[6]) Vgl. „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, XXV (70), u. a. a. O.

[1]) Analoger Typus: Památky archaeol. a místopisné, Bd. XI, Tab. XXI, Fig. 18.

objecte, Fragmente von Bronze und zwei Mahlsteine wurden der Wohnstätte entnommen. Thierreste, Glättsteine, Spinnwirtel, Estrichstücke fanden sich in grösseren Mengen vor.

In Hostomitz hat die Gesellschaft mehrere Grabungen vornehmen lassen und unter Anderem ein Früh-La Tène-Grab aufgedeckt, das einen schmalen flachen Bronzereif, einen Bronzereif mit Oesen als Abschluss, eine Bronzefibel von $7^1/_2$ cm Länge und ein Hirschhornartefact enthielt. Eine weitere Nachgrabung in Hostomitz ergab einen länglich geformten Glättstein, einen glatten Bronzearmreif mit Oesen, einen starken, glatten Bronzearmreif und ein Knochenartefact. Ferner wurden aus demselben Fundorte geborgen: drei Fragmente schwarz graphitirter, ornamentirter Gefässe, eine Eisenschlacke, einige Thierreste und ein kleiner bearbeiteter Stein.

Ein Bronzezierstück von besonderer Schönheit, mit einer auf beiden Seiten sich wiederholenden Darstellung eines Kopfes und als Abschluss mit einem Vogel, woran sich eine Oese befindet, ist dem Schlamme der Riesenquelle bei Dux entnommen worden und in den Besitz der Museums-Gesellschaft übergegangen. Bei der reichen Collection Duxer Fibeln und Bronzereifen, die das Teplitzer Museum besitzt, bildet dieses originelle, hochinteressante Object eine überaus werthvolle Ergänzung.

Von besonderem Werthe für die urgeschichtliche Forschung im Bielathale waren die Fundstätten in Herbitz bei Karbitz. Schon die ersten Versuche der Grabungen in den Herbitzer Ziegeleien erwiesen sich als zweckdienlich, da mehrere Gefässbruchstücke eine neolithische Wohnstätte andeuteten. Die Voraussetzungen wurden nicht getäuscht. Die weiteren Grabungen brachten die Reste einer Ansiedelung zu Tage; viele glatte Gefässscherben kamen zum Vorschein und eine reiche Anzahl ornamentirter typischer Gefässfragmente, viele Artefacte aus Stein, Thierzähne und Thierknochen, besonders aber schön erhaltene, mit Voluten verzierte Gefässreste wurden dieser neolithischen Ansiedelung entnommen.

Eine La Tène-Wohnstätte wurde auch in Wicklitz aufgedeckt. Typische Gefässscherben, Schalenfragmente und verschiedene Thierknochen entstammen diesem Fundorte.

Aus dem Grabfelde — La Tène — in Kuttowitz gelangten in den Besitz der Gesellschaft ein mittlerer, wohlerhaltener Lignitreif, ganz ähnlich dem im Riesenquellfund befindlichen Lignitarmreifen, und zwei Kugelarmreifen aus Bronze, nebst einem massiven grösseren, ganz glatten Bronzereif.

In Liquitz ergab die Ausgrabung einer Wohnstätte viele Gefässbruchstücke, reich ornamentirte Gefässfragmente, Urnenböden, Estrichstücke, ein kleines, erhaltenes Nutzgefäss, viele kleine Schalen, grösstentheils graphitirt, viele Thierreste und einige Handmühlfragmente. Sehr zahlreich vertreten findet man Knochenartefacte, wohlerhaltene Beininstrumente, Thonwirtel und schliesslich einen ganz schwachen Bronzearmreifen, von auffallend zartem, dünnem Material. Die vorgenommenen Grabungen und Durchforschungen in den Sandgruben bei Preschen und Bilin ergänzten das bereits vorhandene zahlreiche prähistorische Material in entsprechender Weise. Die der Bronzezeit angehörigen Objecte bestehen hauptsächlich in kleineren Thongefässen mit Henkel, theils roh, theils graphitirt, in Glättsteinen, Reibsteinen und verschiedenen Thierzähnen und Knochenresten. Webstuhlgewichte und vereinzelte Steinartefacte vervollständigen diese Ergebnisse.

Aus Liebshausen gelangte eine prachtvoll erhaltene graphitirte Doppelurne in die urgeschichtliche Sammlung des Museums. Dieselbe wurde bei Bearbeitung eines Feldes in bestem Zustande ausgehoben und gelangte sofort in die prähistorische Abtheilung der Teplitzer Museums-Gesellschaft.

Die Museums-Gesellschaft beabsichtigt, den Forschungen auf dem Gebiete der Urgeschichte nach wie vor in eifrigster Weise nachzugehen und hofft, in nicht zu ferner Zeit die Realisirung des angestrebten „Centralmuseums für Nordböhmen“ zur Durchführung zu bringen. Dank der steten Unterstützung der „k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale“ und der überaus freundlichen Antheilnahme des k. k. Conservators Herrn Robert Ritter v. Weinzierl in Prag ist die Aussicht vorhanden, das mit Mühe begonnene und vom hiesigen k. k. Conservator so arg befehdete Unternehmen dennoch vorwärts zu bringen. Hoffentlich folgt im kommenden Jahre ein noch günstigerer Bericht.

Mähren. Nach gefälliger Mittheilung des Vorstandes der k. k. mährischen Gesellschaft zur Beförderung der Landwirthschaft, der Natur- und Landeskunde, gelangten in die Sammlungen des Franzens-Museums im Laufe des Jahres 1898 folgende Objecte:

a) Prähistorische und protohistorische Alterthümer.

Ein kleines, sehr roh gearbeitetes Töpfchen mit zwei kleinen Henkeln gehört wahrscheinlich der neolithischen Zeit an; es wurde beim Baue des Kinderspitales in Brünn neben einem bearbeiteten Stücke Hirschgeweih gefunden.

Der Bronzezeit gehört ein Fund von Weissstätten im südlichen Mähren an; er umfasst mehrere decorirte Armspangen, halbkugelförmige Bronzeknöpfe, mehrere Tutuli und jene eigenthümlichen Bronzespiralröhrchen, die man häufig als Bestandtheile von Halsschmuck findet. Ebenfalls der Bronzezeit dürften die beiden ineinander hängenden Goldspiralringe angehören, die bei Dobroczkowitz gefunden und für das Franzens-Museum erworben wurden. Sie sind 60 gr schwer und stimmen genau mit ungarischen und kaukasischen Typen überein. Dieselbe Ringform wurde in neuester Zeit auch in Böhmen, und zwar (in Bronze) auf dem Finger eines bronzezeitlichen Skelettes gefunden. Das der Hallstatt-Epoche angehörige, im Franzens-Museums durch zahlreiche Funde vertretene Gräberfeld von Obrzan bei Brünn wurde in dem 1898 herausgegebenen Bande der „Annales“ des genannten Museums von Prof. Hladik (in čechischer Sprache) beschrieben; die der Abhand-

lung beigegebenen zahlreichen Tafeln sind leider in Folge des zu kleinen Massstabes der Figuren zumeist unbrauchbar.

Von dem schon oben erwähnten Orte Dobroczkowitz kamen einige Objecte, die wohl der La Tène-Zeit angehören, in den Besitz des Museums; darunter befindet sich auch ein Bronzeanhängsel in Gestalt eines Schuhes Die Gräber von Dobroczkowitz reichen jedoch bis in die römische Zeit herein, wie einige Bruchstücke von Bronzefibeln und zwei Münzen aus der Zeit Constantins II. beweisen. Ein in den Wurzeln einer gefällten Kiefer unweit der Zwittawaquellen aufgefundenes Bronzestück mit figuralen Darstellungen (Jupiters Kopf, Adler) macht den Eindruck altrömischer Arbeit, könnte jedoch nach dem Urtheile der Kunstgewerbeschule des k. k. österreichischen Museums (wohin es von seinem früheren Besitzer, Herrn C. Gerlich in Prerau, zur Untersuchung eingesandt worden war) auch aus dem italienischen Mittelalter stammen. Einige ebenfalls von Herrn Gerlich gespendete Fundstücke aus der Gegend von Prerau gehören der „slavischen" Zeit an; es sind dies Schädelreste, Gefässschalen (zum Theile auf der Drehscheibe gemalt und mit Wellenlinien verziert) und die bekannten „Schläfenringe", von welch' letzteren das grösste Stück aus Bleidraht besteht.

Unter den vorläufig noch im Privatbesitze befindlichen prähistorischen Fundgegenständen ist hervorzuheben ein prachtvoller, aus kobaltblauem Glase gearbeiteter und mit Decorationen in eingeschmolzener gelber Glaspaste versehener Armring. Derselbe wurde bei Muschau angeblich in einer Urne liegend aufgefunden und gehört nach der Analogie mit auswärtigen, jedoch immerhin sehr seltenen Funden der La Tène-Zeit an.

Die im Jahre 1898 in Mähren gemachten Münzfunde sind bedeutungslos und gehören — die zwei Stücke von Dobroczkowitz abgerechnet — durchaus der historischen Zeit an.

b) Ethnographische Gegenstände.

Die erst in neuester Zeit angelegte Sammlung von Volkstrachten aus Mähren wurde im Jahre 1898 durch folgende Stücke vermehrt: Tracht der „gelben Hannaken"; Tracht der Hannaken in der Umgebung von Prossnitz; Tracht der Horaken aus der Gegend von Gross-Meseritsch. An einzelnen Stücken kamen hinzu: vier Stück Goldhauben, zwei Paar gestickte Brautschuhe, eine Collection von weiblichen Handarbeiten (Hausindustrie) aus dem nordöstlichen Mähren und Stickereien aus der Hanna.

Ueber die Thätigkeit des „Musejní spolek" in Brünn in diesem Jahre verdanken wir freundliche Mittheilung dem Vorstande desselben, Herrn Dr. Franz Dvorský:

Der Museums-Custos des Vereines, Prof. Jos. Hladík, welchem der mährische Landtag eine Subvention von fl. 200 bewilligte, untersuchte die prähistorischen Ansiedelungen bei Malostovic und Zlobic, Bezirk Tischnowitz, bei Ostopovic, Bezirk Brünn, und durchforschte das bereits historische Terrain der ehemaligen Clement-Capelle bei Lipůvka. Bei Malostovic, auf der Flur „Vrší", wurden fünf Gräber geöffnet, die nach dem Inhalte dem Ende der Neolith-Periode angehören. Am Clementberge hei Lipůvka fand man rings um die alten Baugründe Reste des ehemaligen Friedhofes, Leichen aus der ersten Zeit der Christianisirung Mährens mit dünnen bronzenen S-förmig gewundenen Ohrringen und solche aus neuerer Zeit. Auch unternahm Prof. J. Hladík Ausgrabungen im Lundenburger Bezirke bei den Ortschaften: Kostel, Lanstorf, Neudorf, Teinitz und Kostitz. Seine Hauptarbeiten waren jedoch wiederholte Studien auf dem Hradiskoberge und der Nekropole von Obrzan bei Brünn behufs einer umfassenden Publication der hier bisher gemachten Funde, welche er, zahlreich illustrirt, in den heurigen Annalen des Franzens-Museums unter dem Titel: „Prehistorické hradisko a pohřebiště u Obřan" veröffentlichte. Im Herbste dieses Jahres arbeitete derselbe mit den Lehrern Johann Fila und Stan. Bím an der Blosslegung einer prähistorischen Hütte am Burgberge von Obrzan; das zahlreiche und sehr mannigfache Inventar lohnte die anstrengende, über eine Woche dauernde Arbeit: Vier grosse Kisten Scherben, eine Kiste Thierknochen, viele Knochenartefacte, zwei bronzene Nadeln, auch menschliche Knochenreste, darunter einen Schädel, der auf gewaltsamen Tod zeigte, sammelte man in dem ausgehobenen Erdmaterial. Aus den Scherben setzte Prof. Hladík bereits drei grosse Gefässe zusammen, wovon das eine wahrhaft enorme Dimensionen (56 cm Höhe, 65 cm Bauchweitedurchmesser, 44·5 cm Randweite) hat. Eine Beschreibung dieser Funde dürfte der nächste Jahrgang der Annales bringen.

Der Vereinspräses erhielt aus einem Bauerngarten in Siluwka eine kleine, sehr wohl erhaltene Urne mit Bronzeringen, welchen Fund er im Frühjahre verfolgen wird. Sonst waren mehrere Vereinsmitglieder bethätigt bei der Herausgabe der neuen illustrirten Vaterlandskunde Mährens „Vlastivěda Moravská", deren allgemeiner Theil über die natürlichen Verhältnisse Mährens bereits gedruckt vorliegt.

Herr Gymnasialdirector in Gaja Josef Klvaňa hat im verflossenen Jahre wieder eine grössere Sorgfalt den ethnographischen Studien gewidmet. Vor Allem wurde das Augenmerk auf die interessante Colonisation unserer Slovakei gerichtet. In den bewegten Kriegsjahren des XVII. Jahrhunderts, nach den Einfällen der Tartaren und Kurutzen in das südliche Mähren, blieben nicht nur zahlreiche Häuser, sondern auch ganze Ortschaften leer. Neue Colonisten siedelten sich an und deshalb diese grosse Anzahl exotischer Familiennamen im südöstlichen Mähren. Deutsche, böhmische, croatische, ruthenische, italienische, französische (diese aus der Zeit Maria Theresias), ja sogar schwedische Namen kommen vor.

Vorläufig wird zuerst ein Verzeichniss von exotischen Namen in einzelnen Orten der Slovakei zusammengestellt.

Aus den Archiven der slovakischen Ortschaften wurde wenig ethnographisches Material heuer gewonnen. Trachtenstudien wurden eingehender im Strassnitzer Hochlande gemacht, weiters in der interessanten Um-

gebung von Luhačovic, wo die Tracht bereits wallachisch ist, und endlich in Tobitschau, wo die hannakische Tracht auf Grund vorzüglich erhaltener und schöner Originale und unter liebenswürdiger Beihilfe der ausgezeichneten Kennerin dieser Tracht, Fräulein Xav. Běhálkova, nicht nur gründlich studirt, sondern auch photographirt werden konnte. Auch in Hřivnooujezd bei Luhačovic und in Javorník und Neu-Lhota bei Strassnitz wurden ganze Trachtensuiten photographirt.

Durch das freundlichste Entgegenkommen des löbl. Inspectorates der Sammlungen im Rudolphinum zu Prag wurde es ermöglicht, die für das Trachtenstudium in Mähren und Schlesien so wichtigen Zeichnungen und Aquarelle des Meisters Josef Manes eingehend durchzusehen und wurde dadurch vieles Interessante entdeckt.

Veröffentlicht wurde blos die Fortsetzung der slovakischen Trachtenbeschreibungen im III. Jahrgange der Annales Musei Franciscei Brunnae.

Herr Prof. Makowsky in Brünn schreibt an unseren ersten Secretär, Herrn Custos Heger, wie folgt:

„Ende September besuchte ich die ergiebige Lössstation Pausram, doch fanden sich in den zahlreichen bearbeiteten Knochen diluvialer Thiere keine Neuheiten und auch kein menschlicher Knochen, auf den ich noch fahnde.

Eine 14tägige sehr schmerzliche Nervenerkrankung (Gürtelrose), die mich zur Bett- und Zimmerruhe zwang, benützte ich, um mein Virchow gegebenes Versprechen zu halten, die merkwürdig bearbeiteten Mammutknochen von der Wranamühle bei Brünn (schon 1884 gefunden!) zu beschreiben und die Frage des Mammuts in Mähren überhaupt zum Austrag zu bringen. Die Arbeit hat etwas über ½ Druckbogen und wird auf zwei Tafeln die Photographien und Durchschnitte enthalten, die noch nicht angefertigt sind, bis ich nächste Woche wieder das Haus verlassen kann.

Ich bringe Ihnen dies einstweilen zur Kenntniss mit dem Wunsche, die Arbeit noch im Jahrgange 1898 zum Abdrucke bringen lassen zu wollen.“

Ueber die Arbeiten in **Galizien** orientirt uns nachfolgender Bericht des Herrn Dr. Wladimir Demetrykiewitz:

„Im Laufe des Jahres 1898 habe ich im Auftrage der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Krakau folgende archäologische Forschungen unternommen:

In Bedrykowce (politischer Bezirk Zaleszczyki, Ostgalizien) Reihen-Skeletgräber (einige mit Steinplatten überdeckt) mit silbernen Ohrringen aus der sogenannten slavischen Periode untersucht.

Ferner habe ich wissenschaftliche Informirungsreisen unternommen nach Sapohow (politischer Bezirk Borszczow, Ostgalizien) zur näheren Untersuchung des Terrains, wo vor Jahren in den Kurganen mit Skeletgräbern wichtige Alterthümer der sogenannten skythischen Gruppe gefunden wurden (vgl. meine „Vorgeschichte Galiziens“ im Werke „Oesterr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild“, Band Galizien, S. 124), ferner eine ähnliche Reise nach Monasterek (in demselben politischen Bezirke) zur Untersuchung des angeblichen Dolmens und prähistorischen Felsentempels, endlich nach Michalkow, wo ich wegen verschiedener, theilweise wirklicher und theilweise von den interessirten Factoren künstlich geschaffener Hindernisse selbst leider keine Ausgrabungen unternehmen konnte und mich blos auf nähere Besichtigung des Grundstückes (einer Gemeindewiese), wo die grossen goldenen Funde gemacht wurden, sowie auf neue Erforschung der Fundgeschichte beschränken musste.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Forschungen werden in der nächsten Zeit in den Publicationen der Anthropologischen Commission der Akademie der Wissenschaften in Krakau veröffentlicht.

Ich habe ferner in diesem Jahre sowohl im Auftrage der benannten Akademie als auch über specielle Einladung der Fürstin Therese Sapieha in Bilcze zlote (politischer Bezirk Borszczow, Ostgalizien) wissenschaftliche Ausgrabungen in der dortigen ungeheuren Höhle, welche ursprünglich von Herrn Ossowski begonnen und seit sechs Jahren sistirt waren, von Neuem unternommen. Heuer wurden neue Abzweigungen der Höhlengänge entdeckt und festgestellt, dass dieselbe in prähistorischer Zeit zahlreichen Menschen als Wohnung gedient hat, welche charakteristische, stark gebrannte, bemalte Thongefässe, verschiedene Idole, Stein- und Knochenwerkzeuge, sowie einige aus Kupfer gebraucht haben.

Die wissenschaftlichen Resultate dieser Ausgrabungen, welche längere Zeit (vielleicht mehrere Jahre) in Anspruch nehmen werden, werden nach ihrer Beendigung wahrscheinlich in einem besonderen Werke veröffentlicht.

Was endlich andere prähistorische Forschungen in Galizien anbelangt, so habe ich aus einer Zeitungsnotiz erfahren, dass Prof. Szaraniewicz aus Lemberg im Laufe des Jahres 1898 archäologische Ausgrabungen in Jasionow (politischer Bezirk Brody, Ostgalizien) veranstaltet hat. Es wurden dort angeblich Skeletgräber mit schwachgebrannten Thongefässen und Bronzeschmucksachen von ganz ähnlichem Typus gefunden, wie jene, welche in früheren Jahren auf nächstbenachbarten Skeletgrabfeldern in Czechy und Wysocko entdeckt wurden. Diese letzteren habe ich nach persönlicher Besichtigung der gemachten Funde im Stauropigial-Museum zu Lemberg, als aus der Bronze- und Hallstatt-Periode stammend, in meinem vorjährigen Berichte an die geehrte Anthropologische Gesellschaft charakterisirt.

Ich kann mir deshalb gar nicht erklären, aus welchen wissenschaftlichen Gründen Prof. Szaraniewicz diese Skeletgräber aus Czechy und Wysocko sowie Jasionów in einer vor einigen Wochen in Lemberg in polnischer Sprache veröffentlichten Broschüre unter dem Titel: „Prähistorische Grabfelder in den Dörfern Czechy und Wysocko“ (mit Karte und 13 Tafeln) in das fünfte oder sechste Jahrhundert nach Christo versetzt. Leider ist mir der Inhalt der citirten Broschüre bis jetzt blos aus einem Zeitungsauszuge bekannt.

Ich habe endlich Nachrichten bekommen, dass im laufenden Jahre bei Eisenbahnbauten in Ostgalizien verschiedene Alterthümer gefunden wurden, welche, wie

gewöhnlich, trotz bestehender Vorschriften entweder zerstört und verschleppt oder von den bauleitenden Organen als „Raritäten“ behalten oder verschenkt wurden.“

Bukowina. Prof. Dr. Kaindl, unser Mitglied und Correspondent der Central-Commission, hat auch in diesem Jahre, insbesondere bei seinen ethnographischen Forschungen, mancherlei Gelegenheit gehabt, nach prähistorischen Objecten zu forschen. Es gelang ihm, wenigstens einige Objecte (durchbohrter Steinhammer aus Czernowitz, Tumulus bei Lehuczeni, römischer Münzfund in Ploska u. dgl.) auszuforschen, worüber er dem Central-Commissions-Bericht erstattete. Leider hatte er wiederholt Veranlassung, über Verschleppung oder gar Vernichtung von interessanten Funden Klage zu führen. Zwei Dinge thun noth: erstens die Aufklärung der weiteren Kreise über die Bedeutung derartiger Funde; zweitens ein möglichst baldiges Ausforschen und Untersuchen insbesondere der zahlreichen vorhandenen Tumuli u. dgl., von denen eine grosse Zahl bisher wissenschaftlich nicht untersucht ist und die der Raubgräberei zum Opfer fallen. Bei dieser Gelegenheit sei nur erwähnt, dass Kaindl's „Geschichte der Bukowina“, I. Theil, in welcher eine ausführliche Zusammenstellung der prähistorischen Funde aus der Bukowina (mit Abbildungen) sich findet, in zweiter Auflage erschienen ist.

Obgleich der ethnographischen Arbeiten Herrn Kaindl's bereits im Jahresberichte gedacht wurde, sei uns hier, der Vollständigkeit halber, gestattet, nochmals auf dieselben zurückzukommen.

Die von uns geförderte Huzulenforschung Prof. Dr. R. F. Kaindl's kam im Berichtsjahre im Grossen und Ganzen zum Abschlusse. Die Grenzen dieses merkwürdigen Völkchens sind völlig bestimmt und über sein Verhältniss zu den Nachbarn, sowie über andere Fragen (Hausbau, Ofenanlage, Nomenclatur) sind befriedigende Resultate zu verzeichnen. Man vergleiche über das Nähere die mit 74 Illustrationen versehene Arbeit „Ethnographische Streifzüge in den Ostkarpathen“, welche soeben im 28. Band unserer Mittheilungen erschienen ist. Bei dieser Gelegenheit möge auf den Beifall hingewiesen werden, den diese Arbeiten allerorten gefunden haben. Man vergleiche R. Andree im „Globus“, Braunschweig 1894, Bd. 65, S. 167 — G. Hanicki in den „Mittheilungen der geographischen Gesellschaft“, Wien, 1894, S. 602 f., und ebenda 1898, S. 346 f. — F. Kanitz in den „Monatsblättern des wissenschaftlichen Clubs in Wien“, 1894, S. 61 — K. Weinhold in der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde“, Berlin 1896, S. 457 und 1897 — M. Korduba im „Wissenschaftlichen Anzeiger des Szewczenko-Vereines“, Lemberg, Bd. XI (1896), und ebenda W. Hnatiuk, Bd. XXI (1898) — O. M. Zukowski in der polnischen Zeitschrift für Volkskunde „Lud“, Bd. IV, 95 ff. — Th. Volkov in der französischen Zeitschrift „L'Anthropologie“, 1898, Nr. 4, und endlich in neuester Zeit auch F. Heger in der „Wiener Zeitung“, 1898, Nr. 286. Wir schliessen diesen Mittheilungen das Verzeichniss der neuesten Arbeiten Kaindl's bei und lassen diesem die sonstigen 1898 erschienenen Arbeiten zur Ethnographie und Volkskunde der Bukowina folgen, indem wir betonen, dass das Erscheinen dieser letzteren zum grossen Theile auf die von Kaindl ausgehenden Anregungen zu setzen ist:

R. F. Kaindl: Das Wild und der Wildglaube der huzulischen Jäger. („Oesterr. Forst- und Jagdzeitung“, Nr. 7.)

Derselbe: Jagdaberglaube und Jagdgeheimnisse bei den Huzulen. (Ebenda Nr. 12.)

Derselbe: Viehzucht und Graswirthschaft bei den Huzulen. Mit 27 Abbildungen. („Wiener Landwirthschaftliche Zeitung“, Nr. 91.)

Derselbe: Hirtensitten und Hirtenglaube bei den Huzulen. (Ebenda Nr. 94.)

Derselbe: Die Fischerei bei den Huzulen. („Oesterr. Forst- und Jagdzeitung“, Nr. 15, mit Abbildungen.)

Derselbe: Volksüberlieferung der Pidhireane (ruthenische Bewohner des Bukowiner Vorgebirges) im „Globus“, Bd. 73, Nr. 15 und 16. (Teufel, Hexen, Wetterbeschwörung, Wahrsagen, Heilkunst, Hausbau, Rechtsanschauungen.)

Derselbe: Veröffentlichte ruthenische Lieder (darunter auch historische über die Robot und über den Aufstand der Kobylycia 1848/49), Beschwörungsformeln, Räthsel, Sprichwörter u. dgl. „Etnogr. Zbirnyk“, V, 140 ff.

Derselbe: Aus der Volksüberlieferung der Rumänen in der Bukowina (Ursprung des Pferdes, Ursprung der Juden, Entstehung der Diamanten, Bild im Monde, Hexen, Liebeszauber u. s. w.) in der „Frankfurter Zeitung“, Nr. 264.

Derselbe: Deutsche Volkslieder aus der Bukowina (besonders Handwerks- und Trinklieder) in der „Frankfurter Zeitung“, Nr. 157. (Vgl. ebenda auch Nr. 159.)

Derselbe: Lieder, Neckreime, Abzählweise, Spiele und allerlei Kunterbunt aus der Kinderwelt (4., 5. und 6. Theil; „Zeitschr. des Vereines für Volkskunde“, Berlin 1898.) Im Ganzen erschienen 359 Nummern.

Derselbe: Einige Urkunden zur Geschichte der Zigeuner in der Bukowina. („Jahrb. d. Buk. Landesmuseums“, V, und im Separatabdruck, Kleine Beiträge zur Kunde der Bukowina, I.)

Mittheilungen über die im Sommer des Berichtsjahres in der Czernowitzer Gegend aufgetretene Branntweinprophetin bringt die Beilage Nr. 204 zur „Allgemeinen Zeitung“ (München). Hiezu ist zu vergleichen dieselbe Zeitung 1894, Nr. 254, über den Branntweinpropheten.

D. Dan setzt seine Mittheilungen zum Volksaberglauben der Rumänen fort. („Zeitschr. f. österr. Volkskunde“, IV, 213—218.)

Desselben Arbeit über Straża und seine Bewohner (Comuna Straja şi locuitorii ei. Studiu istoric, topografic şi folkloric) liegt nun in einem schönen illustrirten Separatabdrucke vor.

W. Decker, Die deutsche Ansiedelung in Jakobeni. („Buk. Bote“, Nr. 5.)

J. Gebink behandelt die Hochzeit im Kimpolunger Bezirk. („Buk. Widomosti“, Nr. 33.)

W. Hartmann: Deutsche Arbeit. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Ansiedelung in Hliboka. („Buk. Bote", Nr. 3.)

M. Jendyk theilt mit ein Trauerlied eines Bauern, der wegen des Robotdruckes aus Galizien in die Bukowina geflüchtet war. („Etnogr. Zbirnyk", V, 29 f.)

H. Kipper: Die Zwölfergasse. Zur Geschichte der Deutschen in Illischesti. („Buk. Bote", Nr. 7.)

Auguste Kochanowska gibt Notizen über rumänische Bauernhäuser aus Watra-Moldawitza, Walesaka und Kimpolung. („Zeitschr. f. österr. Volkskunde", IV, 203—306.)

B. Kozariszczeck theilt in den „Widomosti", Nr. 16 ff., eine reiche Sammlung huzulischer Liebeslieder mit.

Derselbe und J. Franko geben in ihren Mittheilungen über den Opryszok Myron Sztola volksthümliche Beiträge zur Kunde des Räuberwesens in der Bukowina. („Etnogr. Zbirnyk", V, 32 ff.)

Derselbe und O. Halewycz veröffentlichen viele Beschwörungsformeln der Huzulen am Czeremosz. („Etnogr. Zbirnyk", V, 32 ff.)

J. Polek: Wie die Deutschen in die Bukowina kamen; das Deutschthum in Czernowitz; die Deutschen in Radautz; das Deutschthum in Sereth; das Deutschthum in Suczawa; die confessionellen Verhältnisse der Bukowiner Deutschen; das deutsche Haus in Molodia. („Buk. Bote", Nr. 2 ff.)

C. A. Romstorfer berichtet über das „Rosenfest in Hlinitza", das aus einer vor etwa 15 Jahren eingeführten Schönheitsconcurrenz der Bauernmädchen entstanden ist. („Zeitschr. f. österr. Volkskunde", IV, 154.)

Herr Prof. C. A. Romstorfer hat uns zwei ausführliche Berichte über die 1898 durchgeführten Forschungsarbeiten im Fürstenschlosse zu Suczawa und die Restaurirungsarbeiten der alten Miroutz-Kirche daselbst eingesendet. Auf die Details dieser Arbeiten kann hier nicht eingegangen werden. Es sei nur bemerkt, dass sich im Schlosse neben dem Nordwestverliesse des Schlosses zahlreiche menschliche Skelettheile in vollständig zerstreuter Lage vorfanden, von denen vier Schädel über Intervention des Herrn Custos Josef Szombathy an das naturhistorische Hofmuseum angelangt sind. Ausserdem erbeutete man Münzen (darunter viele schwedische Münzen), Scherben älterer dickwandiger Töpfe, Abfälle von Lederbeschuhungen und Pferdegeschirren, verschiedene Scherben von Glasgefässen, diverse bearbeitete Steine, gemorschtes und ein Stück noch festen Holzes, Pfeilspitzen, eine grosse Lanzenspitze, Kacheln mit bisher noch unbekannten Ornamenten, Bleikugeln, Bleikugelformen u. s. w.

Ausserdem hat Herr Romstorfer an die k. k. Central-Commission noch Berichte eingesendet über alte Fundamente und Knochenfunde aus Sereth, dem Sitze der alten moldauischen Wojwoden, über Münzen und Scherbenfunde aus Sereth, über eine Amphora, welche in Suczawa am sogenannten Tatarenberge, ebenso wie Gräberreste gefunden wurden.

Monats-Versammlung am 14. März 1899.

Vorsitzender: Herr Vicepräsident Hofrath Dr. Karl Toldt.

1. Der I. Secretär legt einige eingelaufene Literaturstücke der Versammlung vor.

2. Herr Universitätsprofessor Dr. **Emil Zuckerkandl** hält einen Vortrag, betitelt:

„Organ und Leistung".

(Der erweiterte Vortrag wird in einem medicinischen Fachorgane publicirt werden.)

3. Herr Ministerialsecretär Dr. **Franz Meinzinger Edler v. Meinzingen** hält einen Vortrag, betitelt:

„Ueber die Sexualproportion der Geborenen".

(Der erweiterte Vortrag gelangt im Heft III der „Mittheilungen" zum Abdrucke.)

4. Herr Prof. **Karl Fuchs** (Kronstadt) übermittelt eine Notiz über

Das Haus in der ungarischen Sprache.

In deutschen Schriften, die ungarische Culturverhältnisse, insbesondere das ungarische Haus berühren, habe ich wiederholt einige unzutreffende Annahmen gefunden, aus denen dann falsche Folgerungen gezogen wurden. Vorderhand möchte ich einigen, auf die Sprache bezüglichen Irrthümern begegnen.

Vor Allem sei bemerkt, dass die ungarische Sprache schon in Asien so viele Wörter aus finnischen, türkischen und arischen Sprachen enthalten hat, dass man schon die Magyaren Arpads als Mischvolk ansehen könnte.

Das Haus heisst im Ungarischen allerdings ház (Haas), doch ist das ungarische Wort kaum in Europa der deutschen Sprache entlehnt worden (nach den constatirten Lautgesetzen der ungarischen Sprache müsste es dann anders lauten), sondern scheint tief in der ungarischen Sprache zu wurzeln. Das Heimatland heisst haza (Häsä) mit halbstummem Endvocal; das Vorwort „zu" lautet im Ungarischen „hoz" (hŏs); vielleicht gehört hieher auch das Zeitwort hoz-ni = bring-en. Das christliche Kirchengebäude heisst schon in den ältesten Zeiten egyház (Edjhaas) = heiliges Haus, und es ist kaum anzunehmen, dass man zur ungarischen Umschreibung eines Fremdwortes wieder ein Fremdwort verwendet haben sollte.

Die ungarische Sprache hat für Dach zwei alte Worte: tető und fedél. Tető, sowohl der Berggipfel als auch das Hausdach (wie Gipfel, Giebel), scheint ein altes Particip des Zeitwortes tet-szeni zu sein, und bedeutet dann das in die Augen Springende. Es schliesst sich auch das Zeitwort tet-ézni an, das übervoll, gupf-voll machen, krönen bedeutet. Fedél = Stamm, fed— ist Etwas, was bedeckt, ohne zu berühren, etwa wie auch ein Regenschirm, also auch das Dach, besonders das Flugdach (berührend bedecken, wie ein Leichentuch, heisst takar-ni). Verwandt mag der Stamm véd (weed) sein, der vertheidigen bedeutet.

Die ungarische Sprache hat ein Wort für Wand: fal. Es klingt an fa = Holz (Baum). Es taucht die

Vermuthung auf, fal bedeute die Holzwand. Beide Worte sind auch dem Finnischen eigen und wohl dem finnischen Kreise entlehnt. Das Dorf heisst im Ungarischen falu. Formell, nach heutigem Sprachgebrauche, heisst das wohl das Wandige, das Mauernhabende, doch darf man heutige Formen nicht ohneweiters zur Erklärung alter Worte verwenden.

Ein altes ungarisches Wort ist terem (bekannt aus dem beliebten Ausruf kutya terem-tette = du vom Hunde Erschaffener, ähnlich eb-adta = du vom Hunde Geborener, Hundling). Als Zeitwort bedeutet es: wächst, gedeiht, ist plötzlich da, tritt in Erscheinung. Als Hauptwort bedeutet es im Altungarischen den Uterus (wofür aber heute ausschliesslich das Wort méh gebraucht wird). Sodann bedeutet das Wort, wohl in übertragenem Sinne (schon im Mittelalter nachweisbar), einen Wohnraum, und wird heute fast nur im Sinne von Saal gebraucht, und zwar auf Grund eines Missverständnisses, da das heutige Publicum meint, das Wort terem stamme von tér = Raum. Alles Innerste liebt der Ungar, wenn er in gehobener, poetischer Sprache spricht, Uterus zu nennen; es kommen die Erze aus dem Uterus der Erde; die poetische Sprache ist aber bei allen Völkern ein Museum alter, oft uralter Ausdrücke. Man gewinnt den Eindruck, als hätten die Ungarn zu irgend einer Zeit in überdachten Erdlöchern gelebt, denn auch die Wortgruppe von ház hat, wenigstens nach meinem Sprachgefühle, als Hintergedanken den Boden, auf dem ich stehe oder etwas steht.

Die ungarische Sprache hat auch ein Wort für Thüre: aj-tó. Formell sieht es wie ein Participium aus. Das entsprechende Zeitwort des Altungarischen scheint aj-zani zu sein, das den Bogen spannen bedeutet. Der Bogen selber heisst ij, der Bogen in geometrischem Sinne aber ív. Ferner heisst aj-ak die Lippe. Falls der Stamm aj sich auf Biegung, Geschwungensein beziehen sollte, würde das Wort ajtó besser auf den Zelteingang, als auf die Holzthüre passen. Was der Name des einstigen Dorfes Ajtós (bei Csaba), des Stammsitzes der einstigen Adelsfamilie v. Ajtós (der auch Albrecht Dürer entstammen soll) bedeutet, weiss man nicht. Nach heutigem Sprachgebrauche würde er allerdings Thürendorf bedeuten.

Die Schwelle heisst küszöb. Man deutet dies alte Wort auf közép = Mitte. Kapu = Thor ist türkisch. Vár (Waar) = Burg, wahrscheinlich schon bei den Hunnen vorkommend, gilt für persisch. Für Küche und Fenster haben die Ungarn ebensowenig ein eigenes Wort wie die Deutschen.

Nun der Garten = kert. Man darf kaum annehmen, dass das Wort kert erst in Europa in's Ungarische gedrungen sei, da es im Ungarischen zu viel augenscheinlich Verwandte hat. Rund heisst kerek, das Rad heisst kerék, der Kreis heisst kör, circulirt heisst kering, umzäunt, umfriedet heist kerit, der Rahmen heisst (wenigstens heute) keret. Das Zeitwort kerit-eni heisst auch in seine Gewalt bringen, gewissermassen umgarnen. Ob kar = Arm das Umfassende bedeutet, lässt sich nicht entscheiden. Dass die alten Ungarn Sesshaftigkeit kannten, zeigt das alte ungarische Wort telek, das ein Stück Land bedeutet, das Jemandem gehört, einen Grundbesitz.

Der hiemit entwickelte Wortschatz macht es ziemlich sicher, dass die Magyaren Arpads das Haus kannten, und wenn sie auch selber Häuser hatten, so hatten sie wohl auch eine Bauweise. Patrioten behaupten auch einen urmagyarischen Baustil, nach Art des griechischen, gothischen oder maurischen Stiles. Verkörperungen desselben sind nicht bekannt.

5. Dr. **Wilhelm Hein** übersendet folgende Mittheilung:

Ein Fund in Drasenhofen.

In der Nummer 11 des „Floridsdorfer Wochenblattes“ vom 17. März 1899 fand ich nachstehenden Bericht über einen urgeschichtlichen Fund in Drasenhofen:

„Beim Graben eines Kellers hinter dem Orte wurde von dem Hausbesitzer Hermann Haas und dem Taglöhner Johann Fuchs circa 2 m tief das Gerippe eines ausgewachsenen Menschen, daneben ein gebrochener Topf gefunden und dürfte der Fundort die Grabstätte eines Kelten gewesen sein.“

Da das Dorf Drasenhofen, das nahe an der mährischen Grenze südlich von Nikolsburg liegt, bis heute als urgeschichtlicher Fundort meines Wissens nicht bekannt wurde, so dürfte es sich empfehlen, dem oben gemeldeten Funde einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Beachtenswerth ist, dass die dem heiligen Veit geweihte Kirche ausserhalb des Dorfes auf einer Anhöhe steht[1]); in der Regel scheinen derartige Kirchenhügel sehr alte Verehrungsstätten zu sein, wie dies z. B. im Mistelbacher Bezirke, zu welchem Drasenhofen gehört, für die Ortskirchen von Mistelbach[2]) und Schrick[3]) nachgewiesen ist; auch auf dem Kirchenhügel von Strutz bei Brünn sollen, wie ich dort hörte, Funde aus der Steinzeit gemacht worden sein. In der Nähe von Drasenhofen erhebt sich bei dem Dorfe Steinabrunn der 287 m hohe Veitsberg[4]), ein Namensvetter der urgeschichtlich berühmt gewordenen Berge bei Eggenburg[5])

---

[1]) Josef Glier, Der politische Bezirk Mistelbach, Mistelbach 1889, S. 61.

[2]) Dr. M. Much, Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich; Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, V, S. 196, 199, 225. — Derselbe, Wissenschaftliche Excursion der Anthropologischen Gesellschaft, a. a. O., XI, S. 61. — Derselbe, Germanische Wohnsitze u. s. w.; Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, Neue Folge, X. Jahrg., 1876, S. 167, 172, 184, 292 und XII. Jahrg., S. 393. — Glier, a. a. O., S. 18, 217.

[3]) Dr. M. Much in Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, V, S. 192, 193, 198, 224; XI, 61 und in Blätter des Vereines für Landesk. von Niederösterr., X, S. 167, 172, 181, 291; XII, 393. — Glier, a. a. O., S. 18, 252.

[4]) Glier, a. a. O., S. 260. — Specialkarte 1 : 75.000, Blatt Auspitz-Nikolsburg, Zone 10, Colonne XV.

[5]) Dr. Matthäus Much, Ueber die urgeschichtlichen Ansiedlungen am Mannhardtsgebirge; Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, I, S. 132, 164. — Derselbe, Ueber den natürlichen und künstlichen Ursprung von Feuersteinmessern und anderen Objecten aus Stein, ebenda VI, S. 110.

und Güns[1]). Es ist leicht möglich, dass auch diese Anhöhe eine vorgeschichtliche Siedelstätte war und dass der Name des heiligen Veit mit derartigen Ansiedelungs- und Verehrungsplätzen in eine bestimmte Beziehung gebracht werden kann. Dr. Alexander Peez sagt, dass der Ortsname St. Veit besonders in slavischen Gegenden oder solchen, die einst slavisch waren, anzutreffen ist[2]), und Prof. Sepp vermuthet, dass die verschiedenen Orte mit dem Namen St. Veit auf den slavischen Sonnengott Svantevit hinweisen, der von den römischen Sendboten durch den verwandten Namen des christlichen Heiligen ersetzt wurde[3]); daher riefen die Burschen im Isarwinkel bei den Sonnwendfeuern:

„Heiliger Sanct Veit, gib mir ein Scheit,
Heiliger Sanct Florian, zünd mir's Fuir an“[4]).

St. Veit ist derart der Patron der Johannisnacht geworden, und mancher Veitsberg, auf dem die Sonnwendfeuer loderten, war sicher ursprünglich dem Svantevit geweiht[5]).

Zum Schlusse verweise ich darauf, dass Ludwig Hans Fischer erst vor Kurzem auf dem Gemeindeberge bei Ober-St. Veit in Wien eine vorgeschichtliche Ansiedlung nachgewiesen hat[6]).

Es dürfte in diesem Zusammenhange demnach nicht bedeutungslos sein, dass die Pfarrkirche von Drasenhofen dem heiligen Veit geweiht ist und dass sich in der Nähe dieses Dorfes ein Veitsberg befindet; auch gewinnt der jüngst gemachte Fund gerade an dieser Stätte einigen wissenschaftlichen Werth, umsomehr, als die historischen Nachweise für Drasenhofen nicht vor das Jahr 1190 zurückgehen[7]).

6. Dr. **Wilhelm Hein** übermittelt einige

Nachträgliche Bemerkungen über die Bronzearmringe von Eibesthal.

Auf Grund der von mir in diesen „Mittheilungen“[8]) veröffentlichten Beschreibung der bei Eibesthal in Niederösterreich gefundenen Bronzearmringe erhielt ich von Herrn Dr. Heinrich Scheidemandel in Nürnberg eine beachtenswerthe Zuschrift, in welcher er mich auf eine im Jahre 1821 erschienene Abhandlung aufmerksam macht. Diese „Abhandlung über einige alte Grabhügel, welche bei Amberg (im Regenskreise Baierns) entdeckt wurden“ von David Popp[1]) enthält, auf Tafel III Abbildungen von zwei Bronzearmringen, welche den Eibesthaler Ringen sehr ähnlich sind. Aus der mir von Dr. Scheidemandel übermittelten Zeichnung entnehme ich, dass beide Ringe die zwei besonders kennzeichnenden Spitzovale aufweisen, die ebenfalls von einer Reihe hängender Halbkreise oben und unten begrenzt werden; der eine der beiden Ringe zeigt auch in den beiden Seitenfeldern die drei gestrichelten langen und spitzen Dreiecke, welche Scheidemandel als Wolfszahnornament bezeichnet; ausserdem sind zwischen die beiden Spitzovalfelder zwei schmale Querbänder mit je zwei verzierten Rauten eingeschoben. Ich führe hier diese Armringe besonders an, weil sie wohl die ersten der besprochenen Gattung sind, welche in Bild und Beschreibung veröffentlicht wurden. Sie gehören zur Ausstattung der Oberpfälzer Hügelgräber. Die von Dr. Scheidemandel beschriebenen Funde[2]) befinden sich noch im Besitze des Sammlers zu Nürnberg. Auch Herr Dr. Julius Naue in München sandte mir eine kurze Mittheilung, in welcher er ebenfalls hervorhebt, dass die Eibesthaler Ringe in Gestalt und Verzierung vollkommen den oberbaierischen und oberpfälzischen entsprechen. „Wie Sie,“ schliesst er sein Schreiben, „bin ich der Ansicht, dass eine systematische Durchforschung des grossen Lötzaufeldes von Eibesthal noch manch wichtigen Fund aus der Bronzezeit zu Tage fördern wird. Diese Arbeit wäre doch in erster Linie von Ihrer Anthropologischen Gesellschaft auszuführen. Trachten Sie doch, dass es geschieht!“

7. Dr. **Kurt Berghold** (Dresden) sendet einen Beitrag zur

Schilderung der „Spiele der Somâl-Jugend“.

Er schreibt:

Nachfolgende Zeilen möchten ein kleiner Beitrag sein zur Kenntniss des Lebens und Treibens der Somâl, jenes ostafrikanisch-hamitischen Volksstammes, über den uns die bekannten trefflichen Werke Prof. Ph. Paulitschke's in so ausgezeichneter und umfassender Weise unterrichten. Hier sollen nur einige wenige intime Züge aus dem Leben der Somâl-Jugend berichtet und fixirt werden.

Die Angaben entstammen dem Munde eines jungen Somâls vom Stamme der Habrja'âlo, Namens Yûsuf, der mir durch die freundliche Vermittlung Prof. Paulitschke's vom Herrn Grafen E. Wickenburg gütigst zur Verfügung gestellt wurde, wofür auch an dieser Stelle herzlichst gedankt sei.

---

[1]) Kálmán Freiherr v. Miske, Der Bronzefund von Velem-St. Veit bei Güns in Ungarn; Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XXVII, Sitzungsberichte, S. 13. — Derselbe, Ueber einige Funde aus Velem-St. Veit, ebenda, S. 73. — Dr. Moriz Hoernes, Fernere Notizen über Erwerbungen und Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft, ebenda, XIX, Sitzungsberichte, S. 10.

[2]) Dr. Alexander Peez, Kirchenpatrone und Volkskunde; Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XXIV, Sitzungsberichte, S. 1.

[3]) Dr. J. Sepp, Ansiedlung kriegsgefangener Slaven oder Sclaven in Altbaiern und ihre letzten Spuren, München 1897, S. 34.

[4]) Dr. J. Sepp, ebenda, S. 72.

[5]) Dr. J. Sepp, ebenda, S. 75.

[6]) Ludwig Hans Fischer, Prähistorische Ansiedlung in Ober-St. Veit; Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XXVII, Sitzungsberichte, S. 73. — Derselbe, Eine neolithische Ansiedlung in Wien (Ober-St. Veit), Gemeindeberg, ebenda, XXVIII, S. 107.

[7]) Topographie von Niederösterreich. Herausgegeben vom Vereine für Landeskunde von Niederösterreich, II. Theil, I. Band, S. 347.

[8]) Band XXVIII (1898), Sitzungsberichte, S. 53—57.

[1]) Diese Abhandlung, welche der Zeit entsprechend geschrieben ist und deren Tafeln „primitiv“ sind, ist nach Scheidemandel's Mittheilung in der Buchhandlung Altenkofer zu Landshut in Niederbaiern noch erhältlich.

[2]) „Ueber Hügelgräberfunde bei Parsberg, Oberpfalz.“ Parsberg 1886.

Den Angaben Yûsufs entnehme ich nun Folgendes:

Wie bei uns, so vergnügen sich auch die kleinen Somâlkinder, indem sie im Sande und in der Erde herumwühlen und graben, um in phantasievollem Spiele mit Hilfe des gegrabenen oder sonst gesammelten Materiales allerhand zu gestalten. Zwar äussert sich ihr Schaffensdrang nicht in der Errichtung stolzer Schlösser, kühner Burgen und gefährlicher Festungen, wie bei unseren Kleinen, da ja die Anschauung fehlt, wohl aber bringen es die kleinen Somâl fertig, primitive Hütten herzustellen, neben denen sogar die Viehhürden nicht fehlen dürfen. Und in diese stolzen Schöpfungen zaubert sich nun die kindliche Phantasie alles das Gute und Schöne, was es zu Hause oder sonst im rêr gibt: die grossen und kleinen Schüsseln und Gefässe, die Schätze an Milch und Butter, vor Allem aber die stattliche Heerde an Gross- und Kleinvieh (kor und hôs) mit dem schwarzbrüstigen Widder und dem hellfarbigen Lieblingskameel.

Ein kleiner Junge, des friedlichen Spieles überdrüssig, erhebt sich plötzlich; die Brust von kriegerischem Muth geschwellt, schwingt er sich kühn auf einen Stecken. Und während er seinen ungestümen Renner mit Mühe zu zügeln scheint, feiert er denselben, muthige Blicke um sich werfend, frisch mit einem Liedchen aus dem Stegreif:

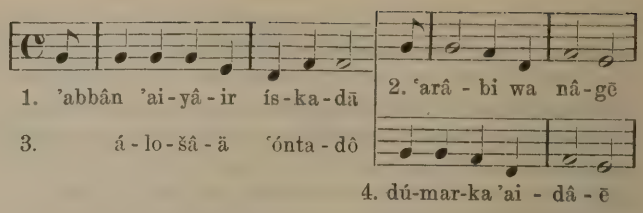
1. faraskaiga bulâlä,	1. Mein Renner ist gelbfarbig,
2. bulâlä be'îdu;	2. Gelb wie die Antilope;
3. bîyu wa kâ-walähi.	3. Dem Wasser ist er abgeschworen.
4. faraskāīga bulâlo,	4. Du mein gelber Renner,
5. wa-tāinu bállan-lehāina!	5. Wir könnten wohl traut Zwiesprach halten!
6. hâ i-gú-legedin!	6. Wirf mich nur nicht ab!
7. bilawáha dábarkāig-yo birta!	7. Denn auf meinem Rücken Trag' ich Dolch und Schwert!

Aber halt! Da drüben ist etwas los! Richtig! Da raufen etliche grössere Jungen mit einander in wilder Katzbalgerei. Da muss er auch dabei sein! Noch ein paar galoppirende Sätze, dann wird der eben noch besungene Renner wieder zum Stecken degradirt und weggeworfen. Denn jetzt kann man unter Umständen beide Hände gebrauchen, und wenn es auch nur dazu wäre, um dem Gegner die Haare aus der Verkleisterung hervorzukratzen. Ein Zurück aus dem einmal unternommenen Kampfe wäre beschämend; denn wenn der Vater oder die Mutter ihren Sprössling als Drückeberger zu sehen bekämen, dann gäbe es gar böse Schelte:

fûlêyoho! mahâd-u bäksán-weidei!?

Du Feigling! Warum gehst du nicht tüchtig drauf los!?

Endlich ist der Friede wieder hergestellt. Während man noch unschlüssig ist, was nun am besten zu thun sei, wird man zufällig einiger Araberkinder gewahr. Kraft stillschweigenden, aber einmüthigen Beschlusses fällt man sogleich über sie mit Neckereien und Spötteleien her und schliesslich stimmt der ganze spottlustige Chorus das Lied an:



1. 'abbân 'aiyâir ís-ka-dā!	1. Meister, lass das Spielen sein!
2. 'arâbi wa nâgē!	2. Die Araber sind Weiber!
3. álosâā 'óntadô,	3. Eingeweide essen sie,
4. dúmarka 'aidâ-ē!	4. Zum Hohn und Spott der Weiber!

Doch die Angegriffenen wollen sich nicht werfen lassen und zahlen mit gleicher Münze, indem sie singen:

1. 'abbân 'aiyâir is-ka-dā!	1. Meister lass das Spielen sein!
2. sōmâli wa nâgē!	2. Die Somâli sind Weiber!
3. kirš iyô mirš 'óntadô,	3. Bauch und Hufe essen sie
4. dúmarka 'aidâ-ē!	4. Zum Spott und Hohn der Weiber!

Unterdessen kommt ein Junge herbeigelaufen mit der Nachricht, dass draussen am Brunnen Angehörige einer andern Qabîle sich mit ihren Heerden gelagert hätten.

Sofort hört der Sängerkrieg auf und der ganze Schwarm Somâli-Jungen stiebt in der Richtung des Brunnens davon, denn da gibt es etwas zu sehen und zu hören, da kann man wieder viel Neuigkeiten erfahren. Und dann die Spassmacher mit ihren Witzen, über die man sich fast todtlachen könnte! Nein, so etwas darf man sich nicht entgehen lassen! Wie sie draussen ankommen, haben sich die Männer ihres Stammes (Frauen dürfen nicht zugegen sein) mit den Fremden bereits zu gemüthlichem Geplauder in dem Schatten eines mächtigen Baumes gelagert. Eilends sucht nun jeder der Jungen noch ein gutes Plätzchen zu erwischen, um ja nichts von dem, was vorgeht, zu verlieren.

Da hört man, wie zwischen dem und dem Stamme wieder blutige Fehde ausgebrochen ist, wie es dem Hersi gelang, auf einem kühnen Steifzug viel Vieh zu erbeuten, dass der 'Onayo in den Dienst des Engländers, Burárle aber in den des Italieners in Massaua gegangen sei. Dazwischen improvisirt dieser oder jener mit mehr oder weniger Geschick ein Lied, und als schliesslich einer die Geschichte der tragi-komischen Feiertracht des Salân zum Besten gibt, bricht Alles in Lachen aus. Auch die Kleinen lachen mit, wenn sie auch Vieles nicht verstanden haben. Das aber steht fest, morgen wird der Raubzug des Hersi mit allen Einzelheiten und die Stammesfehde mit all' ihren Schrecknissen in Scene gesetzt. Und soviel glaubt und hofft im Stillen auch Jeder von den herrlichen Neuigkeiten aufgeschnappt zu haben, um den Anderen oder wohl auch in der elterlichen Hütte damit imponiren zu können.

Die Männer erheben sich nun, um nach der Heerde zu sehen, und die Jungen folgen ihrem Beispiel, aber

nur, um sich etwas abseits in zwei langen Reihen einander gegenüber wieder niederzulassen. Das Gespräch der Erwachsenen hat sie angeregt, und sie wollen sich nun auch Geschichten erzählen. Jeder muss seinem Gegenüber etwas zum Besten geben, worauf die Replik erfolgt. Da es sich hier besonders um Jungen handelt, sie so recht in der Blüthe der Flegeljahre stehen, so trägt die Unterhaltung meist einen sehr obscönen Charakter, und die Antwort, die ein nach einer Geschichte besonders Begieriger erhält, ist mitunter ebenso drastisch, wie unfein:

A. šêko, šêko, šêko-harîra!
A. Eine Geschichte, eine Geschichte, eine pikfeine[1]) Geschichte (möchte ich hören)! —
B. šilim-ba dûsta!
B. Eine Viehlaus hat gefurzt!

Aber auch Räthsel gibt man sich auf, wie z. B.:

Etwas mit dem Blick eines Ochsen, das die Leute hin- und herschleudert?

„Der Löwe," antwortet Einer und hat es errathen; denn dieser ist es mit seinem stieren Blicke, der mit seinen gewaltigen Tatzen die Menschen hin- und herwirft.

Schlecht ergeht es dem, der wiederholt nichts zu erzählen weiss und so seinen Mangel an Witz kundgibt; er wird wohl gar mit spöttischen Zurufen hinübergeschickt, dorthin, wo die Mädchen beieinander sitzen und sich ihre Geschichten erzählen.

Die Reihe ist um, und auch der Mond ist mittlerweile ziemlich hoch emporgestiegen. Da ist es heute freilich nichts mit dem Versteckenspielen (dûmalāisi), denn der bleiche Geselle da oben wirft gar zu verrätherische Schatten. Aber Holzwerfen (qóri-lol oder blos lol), das geht vortrefflich. Der ganze Schwarm theilt sich in zwei Banden: die Schwarzen und die Weissen; ein Junge bleibt übrig, um das Holz zu werfen. Nun bestimmt man noch einen geheiligten Bezirk (góla), der „Kunst" bei unserem Haschespiel entsprechend, wo man die überflüssigen Kleider ablegt und auch eventuelle Zuschauer sitzen, dann kann es losgehen. Der Junge greift zum Holze, während die Anderen, ihm den Rücken kehrend, sich in gebückter Stellung die Augen zuhalten. Sobald sie nun das geworfene Holz fallen hören, stürmen sie in der Richtung des Schalles davon, eifrig suchend. Da haben es die Schwarzen gefunden. Nun gilt es, sich und das Holz in die góla zu retten. Aber die Weissen haben es wohl bemerkt und dringen mit lautem Geschrei auf die Schwarzen ein, um diese festzuhalten und ihnen das Holz zu entreissen. Lange tobt der Kampf, bis schliesslich die eine oder andere Partei glücklich mit dem Holze in die Góla gelangt ist oder das Spiel unentschieden bleibt.

Doch nun hat man sich genugsam ausgetummelt für heute, genügend Geist und Körper gestählt. Darum heim, um neue Kräfte zu sammeln für die Anstrengungen des folgenden Tages.

[1]) Eigtl.: eine seidene Geschichte.

8. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

1. Hoffman, Walter James: The Graphic art of the Eskimos. Washington 1897. Gesch. d. Verf.
2. Salomon, Philipp: Age de la pierre Habitations Néolithiques, Le Campignien. Gesch. d. Verf.
3. Hrdlicka, Dr. Ales: Physical Differences between White and coloured children. Gesch. d. Verf.
4. Woldřich, Dr. Joh. Nep.: Wirbelthier-Fauna des Pfahlbaues von Ripač bei Bihać. (Separatabdruck aus den wissensch. Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegowina, V. Band, 1897.) Gesch. d. Verf.
5. XXVI. Jahresbericht des westfälischen Provinzialvereines für Kunst u. Wissenschaft für 1897/98. Münster 1898. Gesch. d. Vereines.
6. Abdruck aus Dr. A. Petermann's Geographischen Mittheilungen 1899, Heft 1. Gesch. d. Redaction.
7. Arechavaleta J.: Anales del Museo Nacional de Montevideo, Tomo III, Fasciuli X. Gesch. d. Verf.
8. Buschan, Dr. Georg: Unterkieferbein des Menschen. (Sonderdruck a. d. Handwörterbuch der Zoologie, 1898, Band VIII, Breslau, Eduard Trewendt.) Gesch. d. Verf.
9. Loebl, Alfred Hugo: Das Gründungssemester der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. Gesch. d. Verf.
10. Djordjević, T. R.: „Karadžić". List za srbski narodni život, običaje i predanje. I. Aleksinac, 1899. Januar 1899, Heft 1. Gesch. d. Verf.
11. Frank, Dr. Ivan: Ethnographitschny Sbirnyk. Gesch. d. Verf.
12. Transactions and Proceedings of the American Philological Association 1897, Volum XXVIII. Gesch. v. Ginn & Comp.
13. Strausz, Adolf: Die Bulgaren, Ethnographische Studien. Berlin 1898. Gesch. d. Verf.
14. Mémoires de la Société d'Énulation in Abbeville:
    — Tome II „Le cartulaire du Comté de Ponthieu".
    — Tome 19 de la collection, 4. Série, Tom III, 2° part.
    — Bulletin Trimestriel 1896, 1 u. 2, 3 u. 4., 1897, 1, 2, 3, 4.
    Gesch. v. C. Paillart.
15. Ljuboje Dlustuš: Školski Vjesnik, Stručni List-Zemaljske Vlade za Bosnu i Hercegovinu 1898, 7—10. Gesch. d. Verf.
16. Lehmann-Nitsche, Robert: Lepra precolombiana, Ensayo critico. Gesch d. Verf.
17. Chantre, Ernest: Mission en Cappadocê 1893—1894 (Recherches Archéolog dans l'Asie occidentale). Lyon, 1898. Gesch. d. Verf.
18. Lasch, Dr. Richard: Religiöser Selbstmord und seine Beziehung zum Menschenopfer. Sonderabdruck aus Bd. LXXV, Nr. 5 des „Globus". Gesch. d. Verf.
19. Regàlia, E.: Vi ha una coscienza e un soggetto cosciente. Appunti critici. Sonderabdruck des Archivio per l'Antropologia e la etnologia, Volume XXVIII, Fasciolo 3, 1898. Gesch. d. Verf.
20. Brandstetter, Prof. Dr. Renward: Malaio-Polynesische Forschungen I, die Geschichte von Djajalankara. Luzern 1898. Gesch. d. Verf.
21. Transactions of the Royal Society of South Australia, Vol. XXII, Part. II. December 1898. Adelaide, Edited by profess. R. Tate, Adelaide. Gesch. d. Ges.

Den Geschenkgebern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Rechnungsabschluss der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

für das Jahr 1898.

SOLL | HABEN

A. Cassa-Conto.	fl.	kr.	fl.	kr.
Cassarest vom Jahre 1897			108	09
1. Subvention Sr Majestät des Kaisers			200	—
2. Subvention des hohen k. k. Unterrichtsministeriums			400	—
3. Subvention der hochlöbl. Stadtgemeinde Wien			200	—
4. Subvention Sr. Durchlaucht des Fürsten Joh. v. Liechtenstein			200	—
5. Mitgliederbeiträge:				
a) Jahresbeiträge von 47 unterstützenden Mitgliedern à fl. 10	470			
b) Jahresbeiträge von 309 wirklichen Mitgliedern à fl. 5	1545	—		
c) Eingegangene Rückstände und Ueberzahlungen	120	—		
d) Für Diplome, Druckkostenersatz und Spenden	50	12	2185	12
6. Für Verkauf von Druckschriften	458	03		
Ersatz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums und der k. k. Hofbibliothek für Tauschschriften	451	20	909	23
7. Beitrag aus dem Fonde für praktische Arbeiten			400	—
8. Eincassirte Zinsen vom Anlagecapitale			42	—
Zusammen			4644	44

B. Fond für praktische Arbeiten.				
Cassarest vom Jahre 1897	492	26		
Spende Sr. Majestät des Kaisers	1000	—		
Spende des hohen k. k. Ackerbauministeriums	200	—		
Zusammen			1692	26

C. Werthpapier-Conto.				
Anlagecapital: Allgemeine Staatsschuldverschreibung à fl. 1000 Nominale Silber zum Courswerthe vom 31. December 1898 per fl. 101·60	1016	—		
daran haftender halbjähriger Zinscoupon per 31. December 1898	21	—		
Zusammen			1037	—
Summe			7373	70

A. Cassa-Conto.	fl.	kr.	fl.	kr.
1. Kosten der gesellschaftlichen Publicationen:				
a) Druckkosten	2097	63		
b) Für Zeichnungen, Clichés und Lichtdrucktafeln	678	03		
c) Honorare für Literaturberichte	73	05	2848	71
2. Kanzlei-Auslagen:				
a) Gehalt des Beamten	240	—		
b) Entlohnung des Dieners	120	—		
c) Auslagen des Secretariates	203	83		
d) „ „ Cassiers	57	79		
e) Agitationsauslagen zur Gewinnung neuer Mitglieder	93	70		
f) Versendungskosten für Publicationen, Einladungen etc.	413	56		
g) An Steuern	1	08	1129	96
3. Ausserordentliche Ausgaben: Remuneration und Reisekostenentschädigung			600	—
Zusammen			4578	67

B. Fond für praktische Arbeiten.				
a) Herrn Oberst Bancalari für Hausforschungen in Oberösterreich und Steiermark	150	—		
b) Herrn Prof. Dr. Kaindl für ethnographische Forschungen bei den Bojken	50	—		
c) Herrn Bünker für ethnographische Forschungen in Siebenbürgen und in der Heanzerei	250	—		
d) Herrn Custos Szombathy für Ausgrabungen in Mähren	100	—		
e) Herrn v. Hopfgartner für Flur- und Hausaufnahmen im Lungau	50	—		
f) Herrn Levec für Flurforschungen im Draufelde	300	—		
g) Herrn Professor Wisnar für Flurforschungen bei Znaim	50	—		
h) Beitrag zu den Gesellschaftspublicationen	400	—	1350	—

C. Vermögenstand.				
A. Cassarest vom Jahre 1898	65	77		
B. Ueberschuss des Fondes für praktische Arbeiten	342	26		
C. Werth des Anlagecapitales (wie neben)	1037	—		
Zusammen Activsaldo vom Jahre 1898			1445	03
Summe			7373	70

Wien, am 6. Februar 1899.

Karl Freiherr v. Schlosser,
d. Z. Cassier.

Dr. Otto Müller,
d. Z. Rechnungsführer.

Die Rechnungsausweise geprüft und richtig befunden:
Wien, am 9. Februar 1899.

Dr. Bruck,
d. Z. Rechnungscensor.

A. R. Hein,
d. Z. Rechnungscensor.

Verzeichniss

der

Institute, Vereine und **Redactionen,** mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in Wien im **Schriftentausch** steht.

(S. bedeutet nur Tausch gegen die Sitzungsberichte.)

1. **Agram:** Südslavische Akademie der Wissenschaften.
2. — Croatische archäologische Gesellschaft.
3. **Athen:** Kaiserlich deutsches archäologisches Institut.
4. **Basel:** Evangelische Missions-Gesellschaft.
5. **Batavia:** Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, Niederländisch-Indien.
6. **Belgrad:** Archäologische Gesellschaft.
7. **Berlin:** Königliche Akademie der Wissenschaften.
8. — Gesellschaft für Anthrop., Ethnologie u. Urgeschichte.
9. — Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, per Adresse Prof. Dr. K. Weinhold, W. Hohenzollernstr. 10.
10. **Bombay:** Anthropological Society, Britisch-Indien.
11. **Bonn:** Verein von Alterthumsfreunden der Rheinlande.
12. **Boston:** Redaction des „Journal of American Ethnology and Archaeology".
13. **Braunschweig:** Redaction der Zeitschrift „Globus".
14. **Bregenz:** Vorarlberger Museumsverein.
15. **Breslau:** Schlesische Gesellschaft f. vaterländische Cultur.
16. — Museum für schlesische Alterthümer.
17. **Brünn:** Mährisch-schlesische Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde.
18. — Naturforschender Verein.
19. **Brüssel:** Académie Royale des Sciences.
20. — Société d'Anthropologie.
21. — Société d'Archéologie.
22. — Société Belge du Folklore. Hôtel Ravenstein.
23. **Budapest:** Ungarisches National-Museum.
24. — Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns.
25. **Calcutta:** Asiatic Society of Bengal.
26. **Cambridge:** The American Folk-Lore Society, per Adresse W. W. Newell, Mass., U. S. A.
27. **Chicago:** Field Columbian Museum.
28. **Christiania:** Foreningen til Norske Fortidsmindes merkers bevaring.
29. **Cleveland:** Archaeological Institute of America, per Adresse Prof. H. N. Fowler, U. S. A. Ohio, 19 Cutler-street.
30. **Czernowitz:** Bukowinaer Landesmuseum
31. **Časlau:** Redaction des „Věstník československých musei a spolku archaeologických". (S.)
32. **Danzig:** Naturforschende Gesellschaft.
33. **Demerara:** Roy. Agricult. and Commerc. Soc. of British Guiana.
34. **Dorpat:** Gelehrte Esthnische Gesellschaft.
35. **Dresden:** Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis".
36. **Dublin:** Royal Society.
37. **Edinburgh:** Scottish Geographical Society.
38. — Society of Antiquaries of Scotland, Queen Street.
39. **Enns:** Musealverein für Enns und Umgebung. (S)
40. **Florenz:** Società italiana di Antropologia etc.
41. **Frankfurt a. d. O.:** Redaction der „Societatum litterae". (S.)
42. **Genf:** Société de Géographie.
43. **Görlitz:** Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. (S.)
44. **Good Hope:** Illinois, U. S. A. Redaction d. „Americ. Antiquariat and Oriental Journal".
45. **Graz:** Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
46. **Grenoble:** Société Dauphinoise d'Ethnologie et d'Anthrop.
47. **Haag:** Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië (Holland).
48. **Halle a. d. S.:** Kais. Leopoldinisch-Carolinische Akademie.
49. **Helsingfors:** Finska Vetenskaps Societeten.
50. — Finnische Alterthums-Gesellschaft.
51. **Innsbruck:** Museum Ferdinandeum.
52. **Irkutsk:** Ostsibirische Section der kais. russischen geographischen Gesellschaft.
53. **Kasan:** Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnographie an der Universität (Russland).
54. **Kiel:** Naturwissenschaftlicher Verein f. Schleswig-Holstein.
55. — Anthropologischer Verein in Schleswig-Holstein. (S.)
56. **Klagenfurt:** Naturhistorisches Landesmuseum.
57. — Geschichtsverein für Kärnten.
58. **Königsberg:** Alterthumsgesellschaft „Prussia".
59. — Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
60. **Kopenhagen:** Kongel. Danske Videnskabernes Selskab.
61. — Kongel. Nordiske Oldskrift Selskab.
62. **Krakau:** Akademie der Wissenschaften.
63. **Laibach:** Musealverein für Krain.
64. **La Plata:** Museo de La Plata (Argentina).
65. **Leiden:** Internationales Archiv für Ethnographie, Holland.
66. **Leipzig:** Redaction des „Literarischen Centralblatt". (S.)
67. **Lemberg:** Verein für Volkskunde.
68. **Linz:** Museum Francisco-Carolinum.
69. **London:** Royal Society.
70. — Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland.
71. — Redaction des Journals „Folk-Lore".
72. **Lüttich:** Institut archéologique Liègois.
73. **Lyon:** Société d'Anthropologie.
74. — Muséum d'histoire naturelle.
75. **Mailand:** Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere.
76. — Società italiana di scienze naturali.
77. **Modena:** Società dei Naturalisti.
78. **Montreal:** Canadian Record of Science.
79. **Moskau:** Kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie.
80. — Kaiserliche Archäologische Gesellschaft, Persenjewka.

81. **München:** Königliche Akademie der Wissenschaften.
82. — Redaction der Zeitschrift „Prähistorische Blätter. (S.)
83. **Neapel:** Direction der Rivista „L'Oriente".
84. **Neustadt a. d. Haardt:** Naturwissenschaftlicher Verein „Pollichia".
85. **Nürnberg:** Germanisches National-Museum.
86. **Ottawa:** Geological Survey of Canada.
87. **Parenzo:** Società istriana di Archeologia e storia patria.
88. **Paris:** Société d'Anthropologie.
89. — Redaction des Journals „L'Anthropologie".
90. — Société de Géographie.
91. — Société nationale des Antiquaires de France.
92. — Redaction der Zeitschrift „Mélusine".
93. — Redaction des Journals „La Tradition".
94. — Redaction der „Revue mensuelle de l'École d'Anthropologie".
95. — Redaction der Zeitschrift „Le Tour du Monde".
96. — Musée Guimet.
97. **Posen:** Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
98. — Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft in Posen.
99. **Prag:** Kgl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.
100. — Čechoslavisches ethnographisches Museum.
101. — Naturwissenschaftlicher Verein „Lotos".
102. — Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Liliengasse 7.
103. — Redaction der Zeitschrift „Český lid".
104. **Rio de Janeiro:** Museo nacional, Brasilien.
105. **Rom:** R. Accademia dei Lincei.
106. — Bullettino di Paletnologia Italiana. Dott Luigi Pigorini, Museo preistorico etnografico e Kircheriano.
107. — Società geografica italiana.
108. — Società Romana di Antropologia.
109. — Direction der Rivista Italiana di Sociologia.
110 — Redaction der Zeitschrift „Cosmos", Via Goito 2.
111. **Salzburg:** Gesellschaft für Landeskunde.
112. **Santiago:** Deutscher wissenschaftlicher Verein. (S.)
113. — Museo Nacional.
114. **Sarajevo:** Bosnisch-hercegovinisches Landesmuseum.
115. **Schwerin:** Verein für mecklenburgische Geschichte.
116. **Shanghai:** China branch of the Royal Asiatic Society.
117. **Singapore:** Straits branch of the Royal Asiatic Society.
118. **Spalato:** Redaction d. „Bullettino di Archeologia e Storia Dalmata".
119. **St. Germain en Laye:** Musée national.
120. **St. Louis:** Academy of Science.
121. **Stockholm:** Kon. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademia.
122. — Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi.
123. **Stockholm:** Nordisches Museum.
124. **St. Petersburg:** Kaiserliche Archäologische Commission.
125. — Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
126. — Kaiserliche Geographische Gesellschaft.
127. — Anthropologische Gesellschaft an der kaiserl. militärmedicinischen Akademie.
128. **Stuttgart:** Württemberg. Anthropologischer Verein. (S.)
129. — Redaction der Zeitschrift „Württembergische Vierteljahrshefte".
130. **Sydney:** Royal Society of New South Wales. — Australian Museum (S.)
131. — Science of man Anthropological Society of Australasia.
132. **Tiflis:** Kaukasische Abtheilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft.
133. **Tokio:** Anthropological Society.
134. — Asiatic Society of Japan.
135. **Toronto:** Canadian Institute.
136. **Trient:** Biblioteca e Museo comunali di Trento.
137. **Trier:** Gesellschaft für nützliche Forschungen.
138. **Troizkossawsk:** Troizkossawsk-Kjachtaer Section der Amurischen Abtheilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft. (S.)
139. **Upsala:** Redaction der Zeitschrift „Nyare bidrag till kännedom om de Svenska landmålen ok Svenskt folklif".
140. **Warschau:** Redaction der Zeitschrift „Wisła".
141. **Washington:** Smithsonian Institution.
142. — United States Geological Survey.
143. — Anthropological Society.
144. **Wellington** (Neu-Seeland): Polynesian Society.
145. **Wien:** K. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.
146. — K. k. geographische Gesellschaft.
147. — K. k. geologische Reichsanstalt.
148. — Verein für Landeskunde von Niederösterreich.
149. — Verein zur Verbreitung naturwissenschaftl. Kenntnisse.
150. — Wissenschaftlicher Club.
151. **Wiesbaden:** Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung.
152. **Woking:** Redaction der „Asiatic Quarterly Review".
153. **Zürich:** Gesellschaft für vaterländische Alterthümer. Adr. Stadtbibliothek Zürich.

Die Mittheilungen erhalten ausserdem gratis:

1. **Prag:** Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
2. **Wien:** K. k. Gesellschaft der Aerzte.
3. — K. k. naturhistorisches Hofmuseum. (2 Expl.)
4. — Bibliothek des n.-ö. Landhauses.

Vorstand und Mitglieder

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande der Jahres-Versammlung am 14. Februar 1899.

A. Vereinsleitung und Ausschuss.

Präsident:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg** (seit 1882), zugleich Ehrenpräsident (1895).

Vice-Präsidenten:

Dr. Karl **Brunner** Ritter v. **Wattenwyl** (seit 1888)
Dr. Karl Theodor v. **Inama-Sternegg** (seit 1894).
Dr. Karl **Toldt** (seit 1898).

Erster Secretär:

Dr. Philipp **Paulitschke** (seit 1899).

Zweiter Secretär:

Franz Ritter v. **Hopfgartner** (seit 1899).

Rechnungsführer:

Dr. Otto **Müller** (seit 1891).

Cassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser** (seit 1891).

Ausschussräthe:

Franz **Heger** (seit 1899).
Dr. Emanuel **Herrmann** (seit 1890).
Dr. Moriz **Hoernes** (seit 1890).
Felix **Kanitz** (1870—1874, neuerdings seit 1879)
Dr. Josef **Karabacek** (seit 1872).
Felix **Karrer** (1876—1884, neuerdings seit 1887).
Dr. Matthäus **Much** (1871—1876, neuerdings seit 1884).
Dr. David Heinrich **Müller** (seit 1887).
Karl **Penka** (seit 1890).
Josef **Szombathy** (seit 1887).
Dr. Wilhelm **Tomaschek** (seit 1890).
Dr. Sigmund **Wahrmann** (seit 1883).
Hans Graf **Wilczek** (seit 1870).
Dr. Johann Nep. **Woldřich** (seit 1887).
Gundaker Graf **Wurmbrand-Stuppach** (seit 1870).
Dr. Emil **Zuckerkandl** (1878—1883, neuerdings seit 1889).

Rechnungs-Censoren:

Dr. Moriz **Bruck.**
Alois Raimund **Hein.**

Anmerkung. Die Zahlen in der Klammer bedeuten das Jahr der Ernennung, resp. des Eintrittes. Correcturen, resp. Ergänzungen dieser Angaben erbittet sich die Redaction der Mittheilungen unter der Adresse: Wien, I. Burgring 7.

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

1. Seine k. u. k. Hoheit Erzherzog **Josef,** Alcsúth, Ungarn (1895).
2. Adolf **Bastian** in Berlin, SW. Königgrätzerstr. 120 (1884).
3. Gustav **Fritsch** in Berlin (1895).
4. Ernst **Haeckel** in Jena (1872).
5. Dr. Franz Ritter v. **Hauer** (1899). [Zugleich unterstützendes Mitglied.]
6. Hans **Hildebrand,** Dr., Reichsantiquar, Statens historiska Museum in Stockholm (1895).
7. Benjamin **Kállay de Nagy-Kálló** in Wien (1895).
8. Julius **Kollmann** in Basel (1895).
9. John **Lubbock,** Esq. in High Elms (1895).
10. Oscar **Montelius,** Professor und Conservator in Stockholm (1898).
11. Sophus **Müller** in Kopenhagen (1895).
12. J. W. **Powell** in Washington, U. S. A., D. C. (1884).
13. Johannes **Ranke** in München (1895).
14. Wilhelm **Reiss,** geh. Regierungsrath in Schloss Könitz [Thüringen] (1889).
15. Hjalmar **Stolpe,** Dr., Conservator in Stockholm (1898).
16. Edward B. **Tylor,** Esq. in Oxford (1895).
17. Praskovja Sergejewna Gräfin **Uwarow** in Moskau (1890).
18. Rudolf **Virchow** in Berlin (1879).
19. Wilhelm **Waldeyer** in Berlin (1895.)
20. Gundaker Graf **Wurmbrand-Stuppach** in Graz (1895). [Zugleich unterstützendes Mitglied.]

II. Correspondirende Mitglieder.

1. Richard **Andree** in Braunschweig (1877).
2. Dmitrij Nikolajewitsch **Anutschin,** Akademiker und Universitäts-Professor in Moskau (1890).
3. Max **Bartels,** Sanitätsrath in Berlin, NW. Roonstr. 7 I (1889).
4. Josef Baron de **Baye** in Paris (1893).
5. Franz **Boas** in New-York, 123 West, 82nd Street, N.-York city, U. S. A. (1890).
6. Daniel G. **Brinton** in Media Pa., U. S. A. (1887).
7. Edoardo **Brizio** in Bologna (1895).
8. Emil **Cartailhac** in Toulouse (1879).
9. Ernest **Chantre** in Lyon, 37 Cours Morond (1879).
10. Wilhelm **Dörpfeld** in Athen (1895).
11. Ernst J. **Eitel** in North Adelaide Australien (1870).
12. A. **Ernst** in Carácas, Venezuela (1888).

13. Otto **Finsch,** zoolog. Rijks Museum in Leiden, Holland (1884).
14. Alb. S. **Gatschet** in Washington (1884).
15. Georg **Gerland** in Strassburg (1895).
16. Gherardo **Ghirardini** in Pisa (1895).
17. Enrico **Giglioli** in Florenz (1895).
18. J. **Girard de Rialle** in Paris, 1. Place Perèire (1879).
19. Wilhelm **Grempler** in Breslau (1889).
20. Victor **Gross** in Neuveville (1883).
21. Wilhelm **Gurlitt** in Graz (1883).
22. Josef **Hampel,** Professor und Custos am National-Museum in Budapest (1892).
23. Ernest **Hamy,** Dr., membre de l'Institut Prof. a Mus. d'histoire naturell in Paris, Rue Geoffroy St. Hilaire No. 36 (1884).
24. Arthur **Hazelius,** Director des Nordischen Museums in Stockholm (1898).
25. Jakob **Heierli** in Zürich (1891).
26. Wolfgang **Helbig** in Rom (1883).
27. Theodor v. **Heldreich** in Athen (1876).
28. C. **Herbst,** Justizrath in Kopenhagen, Schloss Rosenberg (1876).
29. Anton **Herrmann** in Budapest, Szt. györgy utcza (1890).
30. Rudolf **Hoernes** in Graz (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied]
31. W. J. **Hoffman,** Cons. d. U. S. A. in Mannheim (1884).
32. Urban **Jarnik** in Prag (1884).
33. G. W. **Leitner** in Woking bei London (1872).
34. A. **Lissauer** in Berlin, W. Lützowufer 20 (1892).
35. Paolo **Mantegazza** in Florenz (1878).
36. Christian **Mehlis** in Neustadt a. d. H., Rheinpfalz (1879).
37. August **Meitzen** in Berlin (1895).
38. Johanna **Mestorf** in Kiel (1877).
39. A. B. **Meyer,** Geh. Hofrath in Dresden (1884).
40. Enrico **Morselli** in Genua (1875).
41. Robert **Munro** in Edinburgh, Soc. of Antiquariers (1895).
42. Julius **Naue** in München (1887).
43. Alfred **Nehring** in Berlin, N. Invalidenstrasse 42 (1893).
44. Hermann **Obst** in Leipzig. [Zugleich wirkliches Mitglied.]
45. Otto **Olshausen** in Berlin (1895).
46. Paul **Orsi** in Siracus (1887).
47. Luigi **Pigorini,** Direttore del Museo preistorico etnografico Kircheriano in Rom (1872).
48. Gustav **Radde** in Tiflis (1884).
49. W. **Radloff,** wirklicher Staatsrath, kais. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg (1892).
50. Friedrich **Ratzel** in Leipzig (1886).
51. Salomon **Reinach** in St. Germain en Laye, Frankreich (1895).
52. Gustav **Retzius** in Stockholm (1880).
53. J. G. F. **Riedel** in Haag, Holland (1873).
54. J. D. E. **Schmeltz,** Dr., Director des ethnographischen Reichsmuseums in Leiden (1884).
55. Emil **Schmidt** in Leipzig (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
56. Wilibald v. **Schulenburg** in Charlottenburg bei Berlin (1887).
57. W. **Schwartz,** Geh. Regierungsrath in Berlin (1880).
58. Georg **Schweinfurth,** Professor in Berlin, W. Potsdamerstrasse 75a (1884).
59. C. **Schwicker** in Budapest (1880).
60. Theodor Ritter v. **Stefanović-Vilovsky,** General-Post- und Telegraphen-Director in Belgrad (1887).
61. Karl von den **Steinen** in Neubabelsberg bei Berlin (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
62. Ludwig **Stieda,** Geheimrath in Königsberg, Preussen (1880).
63. Aurel v. **Török,** Professor an der Universität in Budapest (1891).
64. Paul **Topinard** in Paris (1879).
65. W. **Troutowski** in Moskau (1890).
66. Max **Uhle,** Dr., Penns. University Museum in Philadelphia (1898).
67. E. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd,** Professor in Florenz, Via S. Spirito (1879).
68. Julien **Vinson** in Paris (1879).
69. Albert **Voss** in Berlin (1887).

III. Stifter.

1. **Liechtenstein,** Johann, reg. Fürst von und zu. Wien, IX. Alserbachstrasse 16 (1895).
2. **Sokolowski,** Julian. Wreschen in Posen (1890).

IV. Unterstützende Mitglieder[1]).

1. **Abensperg-Traun,** Hugo Graf v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Oberst-Kämmerer. Wien, I. Wallfischg. 13 (1887).
2. **Angerer & Göschl,** C., k. u. k. Hofphotographen, Kunstanstalt. Wien, XVII. Ottakringerstrasse 49 (1898).
3. **Apponyi,** Alexander Graf, k. u. k. Kämmerer. Lengyel, Ungarn (1889).
4. **Auer v. Welsbach,** Dr. Karl. Wien, IV. Hauptstrasse 69 (1898).
5. **Auspitz,** Theodor, Procurist der pr. Firma S. Auspitz. Wien, I. Schwarzenbergstrasse 3 (1891).
6. **Bonaparte,** Prinz Roland. Paris, Avenue d'Jéna 10 (1895).
7. **Delhaes,** Stefan, Historienmaler. Wien, VIII. Schlösselgasse 2 (1882).
8. **Dreher,** Anton. Klein-Schwechat bei Wien (1898).
9. **Dumba,** Nikolaus, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Parkring 4 (1884).
10. **Dungel,** Dr. Adalbert, kaiserlicher Rath, General-Abt, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich (1881).
11. **Dzieduszycki,** Wladimir Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Lemberg, Kurkova 15 (1890).
12. **Erwein,** Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten, Mitglied des Herrenhauses. Klagenfurt, Priesterhausg. 2 (1887).
13. **Figdor,** Karl, Verwaltungsrath der Wiener Rückversicherungs-Gesellschaft. Wien, I. Löwelstrasse 8 (1891).
14. **Grillmayer,** Johann, Schloss Würting bei Lambach, Oberösterreich (1898).
15. **Grünbaum,** Dr. Hermann. Wien, I. Hessgasse 7 (1892).

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, vorkommende Adressenänderungen sofort dem Secretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I. Burgring 7, anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmässige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen etc. garantirt werden kann. Den Mitgliedbeitrag wolle man an den Cassier der Gesellschaft, Herrn Karl Freiherr v. Schlosser, Wien, IV. Taubstummengasse 8, zu Beginn eines jeden Vereinsjahres einsenden.

16. **Gussenbauer,** Dr. Karl, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Ferstelgasse 5 (1870).
17. **Gutmann,** Max Ritter v., Berg- und Hütten-Ingenieur. Wien, I. Kantgasse 6 (1892).
18. **Hamburger,** Fritz, Chef der Buchdruckerei Köhler & Hamburger. Wien, VI. Mollardgasse 41.
19. **Hanau,** Wilhelm, Fürst von. Horovitz in Böhmen (1898)
20. **Harrach zu Rohrau, Prugg und Tannhausen,** Johann Franz Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Freiung 3 (1887).
21. **Hauer,** Dr. Franz Ritter v., k. u. k. Hofrath, Mitglied des Herrenhauses. Wien, VII. Kirchberggasse 7 (1870). [Zugleich Ehrenmitglied.]
22. **Kinsky,** Ferdinand Fürst, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Freiung 4 (1887).
23. **Lanckoroński-Brzezie,** Karl Graf, k. u. k. wirkl. Geh. Rath und Kämmerer. Wien, III. Jacquingasse 18 (1884).
24. **Lieben,** Leopold v., Generalrath und Director der österr.-ungar. Bank. Wien, I. Oppolzergasse 6 (1891).
25. **Lobmeyr,** Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Schwangasse 1 (1887).
26. **Miller zu Aichholz,** Dr. Victor Ritter v. Wien, III. Am Heumarkt 13 (1887).
27. **Mirbach,** Ernst, Graf. Harff, Rheinprovinz (1898).
28 **Nicolics** jr., Baron Fédor. Budapest (1897).
29. **Niederösterreichisches Landes-Real- und Obergymnasium** in Horn (1893).
30. **Osborne,** Wilhelm, Rittergutsbesitzer. Dresden, Wintergartenstrasse 5 (1880).
31. **Presl,** Johann, Badhausunternehmer. Wien, VI. Gumpendorferstrasse 59 (1892).
32. **Reich,** S. & Co., k. k. landesbefugte Glaswaarenfabrikanten. Wien, II./2. Czerningasse 3 (1892).
33. **Ringhoffer,** Baron, Fabriksbesitzer in Smichov bei Prag (1898).
34. **Rothschild,** Nathaniel Anselm Freiherr v. Wien, IV. Theresianumgasse 14 (1890).
35. **Scherzer,** Karl Ritter v., k. u. k. a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister i. R. Görz, Corso 18 (1895).
36. **Schlesinger,** Dr. Emil, General-Secretär der anglo-österr. Bank. Wien, I. Strauchgasse 1 (1896).
37. **Schoeller,** Max, Dr. Berlin, Zelten 21a (1898).
38. **Schoeller,** Philipp Wilhelm Ritter v., Generalrath der österr.-ungar. Bank, Mitglied des Herrenhauses. Wien, II. Obere Donaustrasse 105 (1887).
39. **Schwarzenberg,** Adolf Josef Fürst zu, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, III. Rennweg 2 (1884).
40. **Scudier,** Anton Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Feldzeugmeister i. R. Wien, I. Friedrichstrasse 2 (1887).
41. **Steindachner,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien, I. Burgring 7 (1896).
42. **Waldstein,** Ernst Karl Graf, k. u. k. Kämmerer, Rittmeister i. R. Prag, Waldsteinhaus (1895). [Lebenslängliches Mitglied.]
43. **Waldstein,** Ernst Graf, k. u. k. wirklicher Geheimer Rath und Kämmerer, Major a. D. Prag, Kleinseite (1898).
44. **Wilczek,** Hans Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Herrengasse 5 (1870).
45. **Windisch-Graetz,** Ernst Fürst zu, k. u. k. Kämmerer, Oberst a. D. Wien, III. Strohgasse 21 A (1879).
46. **Wurmbrand-Stuppach,** Gundaker Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath und Kämmerer. Graz, Elisabethstrasse 29 (1870). [Zugleich Ehrenmitglied.]
47. **Zichy,** Theodor, Graf von Vasonykeö, k. u. k. wirklicher Geheimer Rath, k. u. k. a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister am königlich baierischen Hofe in München (1898).

V. Wirkliche Mitglieder.

1. **Alterthumsverein** in Worms (1886)
2. **Andrian-Werburg,** Dr. Ferdinand Freih. v. Wien (1870). [Lebenslängliches Mitglied.]
3. **Andrian-Werburg,** Leopold Freih. v., stud. jur. Wien, I. Habsburgergasse 15 (1896).
4. **Arneth,** Dr. Franz Hektor Ritter v. Wien, I. Kolowratring 14 (1870).
5. **Arthaber,** Dr. Gustav Edler v., Privatdocent und Adjunct an der Universität in Wien, IV. Heugasse 10.
6. **Auchenthaler,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrath, Leibarzt. Wien, I. Habsburgergasse 9 (1887).
7. **Bachofen v. Echt,** Adolf. Wien, IX. Porzellangasse 45 (1885). [Lebenslängliches Mitglied.]
8. **Baernreither,** Dr. Josef Maria, k. u. k. wirklicher Geheimer Rath. Wien, VIII. Landesgerichtsstrasse 11.
9. **Balfour,** Henry, Vorstand des Anthropological-Departement am Museum in Oxford, 11, Norham Gardens (1895).
10. **Bancalari,** Gustav, k. u. k. Oberst i. R. Lussin grande, Istrien (1892).
11. **Bartsch,** Franz, k. k. Ober-Finanzrath. Wien, III. Salmgasse 14 (1887).
12. **Bassanowicz,** Dr. J., Kreisphysicus. Varna, Bulgarien (1889)
13. **Baumann,** Dr. Oskar, k. u. k. österr.-ungar. Consul in Sansibar, Ostafrika (1887).
14. **Baumgartner,** Dr. Heinrich, Akademiker. Gösting bei Graz (1892).
15. **Beer,** Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Mitglied des Herrenhauses, Professor an der technischen Hochschule. Wien, III. Am Heumarkt 17 (1870).
16 **Belcredi,** Richard Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Präsident a. D. Gmunden (1898).
17. **Bellak,** Isidor, Antiquar. Wien, I. Kohlmessergasse 8 (1887).
18. **Benndorf,** Dr. Otto, k. k. Hofrath, Vorstand des k. k. Archäologischen Institutes. Wien, IX. Pelikangasse 18 (1883).
19. **Berchtold,** Sigmund Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Löwelstrasse 12 (1884).
20. **Bibliothek der Stadt Wien** (1896).
21. **Bielka Ritter v. Karltreu,** Dr. August, k. u. k. Leibarzt. Wien, I. Reitschulgasse 2 (1887).
22. **Blasius,** Dr. Wilhelm, Geheimrath, Director des herzogl. naturhistorischen Museums und Professor. Braunschweig, Gaussstrasse 17 (1892).
23. **Böhmerle,** Karl, Adjunct der k. k. forstlichen Versuchsleitung. Mariabrunn 1 (1887).
24. **Bogišić,** Dr. Valtazar, Staatsrath, Membre correspondent de l'Institut. Paris, Rue des Saints-Pères 71 (1883). [Lebenslängliches Mitglied.]

25. **Bormann,** Dr. Eugen, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XIX. Döblinger Hauptstrasse 15 (1895).
26. **Bouchal,** Leonhard. Wien, XIX. Cottagegasse 64 (1895)
27. **Breitenstein,** Dr. Heinrich, Badearzt in Karlsbad, Haus Rubin, Böhmen (1898).
28. **Brenner-Felsach,** Joachim Freiherr v., k. u. k. Kämmerer. Gainfarn, Niederösterreich (1889).
29. **Breycha,** Dr. Arthur, k. k. Sectionsrath. Wien, I. Kärntnerring 9 (1895).
30. **Brigham,** William J., Director of the Bernice Pauahi Bishop Museum. Honolulu, Hawaii-Inseln (1895).
31. **Bruck,** Dr. Moriz, k. u. k. Oberstabsarzt i. R. Wien, II. Czerninplatz 1 (1888).
32. **Brun,** Ferdinand, Ingenieur. Mödling, Wienerstrasse 33, Niederösterreich (1884).
33. **Brunner v. Wattenwyl,** Dr. Karl Ritter, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, VIII. Trautsohngasse 6 (1870).
34. **Brunšmid,** Dr. Josip, Professor an der Universität, Museal-Director in Agram (1891).
35. **Bugiel,** Wlodzimierz Mieczyslaw, stud. med. Paris, Boulevard St. Marcel 51 (1891).
36. **Bulić,** Franz, Monsignore, k. k. Conservator, Gymnasial-Director. Spalato, Dalmatien (1896)
37. **Buschman,** Dr. Ferdinand Freiherr v. Wien, I. Seilerstätte 16 (1889).
38. **Calliano,** Gustav, Präsident des Museumsvereines in Baden bei Wien, Pfarrgasse 3 (1896).
39. **Campi,** Luigi Nobile de, Reichsraths-Abgeordneter. Cles, Tirol (1886).
40. **Červinka,** Ladislaus, Civilgeometer. Ungarisch-Hradisch, 34, Mähren (1897).
41. **Chrobak,** Dr. Rudolf, Obersanitätsrath, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Frankgasse 6 (1874).
42. **Czerny,** Alois, Bürgerschullehrer. Mährisch-Trübau (1887).
43. **Dachler,** Anton, Ingenieur. Wien, XIII./2. Penzing, Ameisgasse 15 (1895).
44. **Dalla-Rosa,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Porzellangasse 2 (1887).
45. **Dasch,** Albert, Juwelier. Teplitz, Langegasse 66 (1897).
46. **Demetrykiewicz,** Dr. Wladimir, Secretär der kaiserl Akademie der Wissenschaften in Krakau, Stephansplatz 2 (1896).
47. **Deutsch,** Joel, kaiserl. Rath, em. Director des israel. Taubstummen-Institutes. Wien, III. Jacquingasse 1 (1872).
48. **De Vaux,** Karl Freiherr, k. u. k. Geh. Rath und Kämmerer, Feldmarschalllieutenant. Wien, III. Lagergasse 6 (1887).
49. **Dillinger,** Andreas, Schriftsteller. Wien, I. Opernring 23 (1883).
50. **Dołkowski,** Leo, Techniker. Wien, IV. Danhauserg. 6 (1894).
51. **Duška,** Josef. Josefstadt, Böhmen (1881).
52. **Dworschak,** Dr. Joh., Advocat in Deutsch-Landsberg, Steiermark (1884).
53. **Dzieduszycki,** Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Niesłuchów, Post Zelechów wielki, Galizien (1883).
54. **Eberhard,** Konrad, Pfarrer in Siegharting, Oberösterreich (seit 1899).
55. **Ehrenfreund,** Sigmund. Wien, IX./1. Rögergasse 1B (1895).
56. **Eigl,** Josef, k. k. Baurath. Salzburg, Neuthorstrasse 9 (1893).
57. **Faber,** Dr. Karl Maria. Graz, Lichtenfelsgasse 15 (1870).
58. **Familien-Fideicommiss-Bibliothek,** k. u. k. Wien, Hofburg (1877).
59. **Figdor,** Gustav, Grosshändler. Wien, II. Kaiser Josefstrasse 38 (1880).
60. **Finck,** Johann, königl. Rath, Bürgermeister i. P. Oedenburg, Heiliggeistgasse 3 (1890).
61. **Fischer,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Schlossarzt in Laxenburg (1888).
62. **Fischer,** Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, VII. Breitegasse 8 (1886).
63. **Franc,** Franz Xaver, Secretär des histor. Museums der Stadt Pilsen (1894).
64. **Freh,** Wilhelm, Lehrer. Wien, II. Pillersdorfgasse 10 (1897).
65. **Frischauf,** Dr. Eugen, Notariats-Substitut. Eggenburg, Niederösterreich (1888).
66. **Fulcommer,** Daniel, Professor an der State Normal School. Milwaukee, Wisconsin U. S. A. (1895).
67. **Geographisches Institut** der k. k. Universität. Wien, I. Franzensring 3 (1894).
68. **Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.** Görlitz (1889).
69. **Gesellschaft für Physiokratie,** Anthropologische Section der, in Böhmen zu Prag 779-II (1887).
70. **Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.** Salzburg (1887).
71. **Gessmann,** Dr. Albert, Reichsraths- und Landtags-Abgeordneter, Mitglied des Landesausschusses und Landesschulrathes. Wien, VII. Lerchenfelderstrasse 33.
72. **Glassner,** Edmund, in Heiligeneich, Post Atzenbrugg, Niederösterreich (1898).
73. **Glück,** Dr. Leopold, Primararzt. Sarajevo, Kossovo 11 (1893).
74. **Gomperz,** Dr. Theod., k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, III. Reisnerstrasse 13 (1870).
75. **Grössl,** Franz Xaver, k. u. k. Präparator am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Wien, II. Wallensteinstr. 40 (1888).
76. **Grohmann,** Frl. Anna, Präsidentin des Damen-Comités der I. Prager und Kleinseitener Volksküche etc., Hausbesitzerin. Prag, Graben 3 (1884).
77. **Gross,** Dr. Konrad, Operateur an der III. geburtshilflichen Klinik. Wien, XI. Simmeringer Hauptstrasse 42 (1893).
78. **Gruber,** Dr. Josef, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Freiung 7 (1870).
79. **Gschirhakl,** Dr. Johann, k. u. k. Stabsarzt. Wien, XVIII. Anastasius Grüngasse 22 (1888).
80. **Gutherz** Gérard. Wien, III. Gerlgasse 4 (1897).
81. **Hagen,** Dr. Karl, Vorstand des Museums für Völkerkunde in Hamburg (1895).
82. **Hahna,** Dr. Heinrich, k. k. Notar. Wien, XVII. Hernalser Hauptstrasse 39 (1897).
83. **Hartung v. Hartungen,** Dr. Christoph. Riva am Gardasee, Villa Christoforo (1887).
84. **Hatschek,** Dr. Rudolf. Bad Gräfenberg, Oesterreichisch-Schlesien (1892).
85. **Hebra,** Dr. Hans Ritter v., k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Lothringerstrasse 5 (1887).
86. **Hedinger,** Dr. August, Medicinalrath. Stuttgart, Friedrichstrasse 4 (1895).

87. **Heger,** Franz, k. u. k. Custos und Leiter der anthropol.-ethnographischen Abtheilung am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III. Rasumoffskygasse 1 (1878).
88. **Hein,** Alois Raimund, k. k. Professor und akademischer Maler. Wien, V. Bacherplatz 13 (1890).
89. **Hein,** Dr. Wilhelm, k. u. k. Assistent im k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Floridsdorf, III. Donaufeld, Hauptstrasse 2, Niederösterreich (1899).
90. **Herrmann,** Dr. Emanuel, k. k. Ministerialrath, Professor an der k. k. techn. Hochschule. Wien, VI. Gumpendorferstrasse 58b (1889).
91. **Herrnfeld,** Heinrich, Schriftsteller. Wien, II. Fischergasse 2 (1870).
92. **Herzog,** Jakob, Schriftsteller. Wien, III. Veithg. 9 (1883).
93. **Himmel v. Agisburg,** Heinrich, k. u. k. Oberst i. R. Brixen, Tirol (1887).
94. **Historisch-archäologisches Museum** der Stadt Pilsen (1888).
95. **Hochstetter,** Dr. Arthur Ritter v., Primararzt. Wiener-Neustadt (1884).
96. **Hoelder,** Dr. H. v., k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Marienstrasse 31.
97. **Hörmann,** Constantin, Hofrath, Director des bosnisch-hercegovinischen Landesmuseums. Sarajevo (1894).
98. **Hoernes,** Dr. Moriz, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum, Professor an der Universität. Wien, III. Strohgasse 5 (1883).
99. **Hoernes,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Sparbersbachstrasse 29 (1879). [Zugleich correspondirendes Mitglied.]
100. **Hofmann,** Rafael, Bergwerks-Director. Wien, IV. Heugasse 52 (1893).
101. **Hofmeier,** Ernst, Domänenbesitzer. Pischely bei Prag (1892).
102. **Hohenbruck,** Arthur, Freiherr v., k. k. Sectionschef i. P. Wien, I. Nibelungengasse 8 (1890).
103. **Holl,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Harrachgasse 21 (1892).
104. **Holländer,** Dr. Alexander, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, IX. Ferstelgasse 6 (1888).
105. **Hopfgartner,** Franz Ritter v., k. k. Hafencapitän i. R. Wien, III. Hauptstrasse 83–85 (1897).
106. **Houška,** Dr. Alois, städt. Polizei-Commissär. Pilsen, Mannsfeldgasse 7 (1887).
107. **Hovorka** Edler **v. Zderas,** Dr. Oskar. Agram. Kačičgasse 19, I. St. (1893).
108. **Hueber,** Dr. Richard, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, XVII. Hernals, Bergsteiggasse 32 (1887).
109. **Inama-Sternegg,** Dr. Karl Theodor v., k. k. Sectionschef, Präsident der k. k. statistischen Central-Commission, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Freiung 6 (1884).
110. **Jagić,** Dr. Vatroslav, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor, Mitglied des Herrenhauses. Wien, VIII. Kochgasse 15 (1892).
111. **Jelínek,** Břetislav, k. k. Conservator, Director des städt. Museums in Prag. Smichov, Hieronymusgasse 13 (1883).
112. **Jenny,** Dr. Samuel, kaiserl. Rath. Hard bei Bregenz (1889).
113. **„Joanneum" Landesmuseum** [Antiken- und Münzen-Cabinet] in Graz (1891).
114. **Jurié** Edler **v. Lavandal,** Dr. Gustav, Privatdocent an der Universität. Wien, I. Wallnerstrasse 11 (1870)
115. **Kahle,** Dr. Bernhard, Professor an der Universität. Heidelberg i. B, Brückerstrasse 16 (1895).
116. **Kaindl,** Dr. Raimund Friedrich, Professor. Czernowitz, Neueweltgasse 58 (1891).
117. **Kaiser,** Franz, k. k. Regierungsrath i. P. Wien, IV. Igelgasse 21 (1870).
118. **Kaltenegger,** Ferdinand, k. k. Hofrath. Brixen (1884).
119. **Kalandra,** Dr. Břetislav. Wien, VIII. Daungasse 2a. (1897).
120. **Kammel** Edler **v. Hardegger,** Dr. Dominik, Guts- und Fabriksbesitzer. Stronsdorf, Niederösterreich (1884).
121. **Kanitz,** Felix, k. ungar. Rath, Curator am k. k. österr. Handelsmuseum. Wien, I. Eschenbachgasse 9 (1870).
122. **Karabacek,** Dr. Josef, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, III. Salmgasse 15 (1870).
123. **Karner,** P. Lambert, Pfarrer in Brunnkirchen, Postamt Furth, Niederösterreich (1880).
124. **Karrer,** Felix, k. ungar. Rath, General-Secretär des Wissenschaftlichen Club. Wien, XIX. Döblinger Hauptstrasse 80 (1870).
125. **Katholický,** Dr. Karl, k. k. Sanitätsrath, Primararzt der Krankenanstalt. Brünn (1888).
126. **Kemény,** Dr. Ig., k. u. k. Regimentsarzt. Temesvár (1890).
127. **Knabenseminar,** erzbischöfliches und Obergymnasium in Trawnik, Bosnien (1888).
128. **Knett,** Josef, Ingenieur und Stadtgeologe in Karlsbad Nr. 720 (1899).
129. **Koblitz v. Willmburg,** Hans Freiherr, k. u. k. Artillerie-Hauptmann. Wien, II./2. Kaiser Josefstrasse 36 (1888).
130. **Koch,** Franz, Altbürgermeister in Ischl (1897).
131. **Könyöki,** Dr. Alois, k. ungar. Staats-Chemiker. Budapest, Délibabutcza 24 (1890).
132. **Koffer,** Dr. Hans, Assistent an der III. geburtshilflichen Klinik. Wien, I. Wallfischgasse 1 (1893)
133. **Kolbenheyer,** Erich, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz (1894).
134. **Koller,** August Freiherr v., k. u. k. Rittmeister im 14. Dragoner-Regiment. Dobřan bei Pilsen (1891).
135. **Komers,** August, k. k. Gymnasial-Professor i. P. Niemtschitz bei Nezamyslitz, Mähren (1883).
136. **Komínek,** Alois, Güter-Inspector. Wien, I. Rathhausstrasse 4 (1890).
137. **Kosanović,** Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Dulcigno, Montenegro (1884). [Lebenslängliches Mitglied.]
138. **Kostersitz,** Ubald, inf. Propst des Stiftes Klosterneuburg (1887).
139. **Koudelka,** Florian, k. k. Bezirks-Thierarzt. Wischau, Mähren (1886).
140. **Krayatsch,** Dr. Josef, Director der niederösterr. Irrenanstalt in Kierling-Gugging, Niederösterreich (1887).
141. **Kříž,** Dr. Martin, k. k. Notar. Steinitz, Mähren (1880).
142. **Kubinyi,** Nikolaus v., Oberfiscal der Herrschaft Arva. Arva Váralya, Ungarn (1883).
143. **Kübeck zu Kübau,** Max Freiherr v., k. u. k. Legationsrath a. D. Wien, IV. Wienstrasse 27 (1870).
144. **Kuhn,** Dr. Konrad. Wien, I. Maysedergasse 6 (1893).

145. **Kulka,** Dr. Richard, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, VII. Neubaugasse 23 (1889).
146. **Kutschera,** Hugo Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geh. Rath, Civil-Adlatus für Bosnien und die Hercegovina. Sarajevo (1884).
147. **Landau,** Dr. Wilhelm Freih v. Berlin, W., Lützowufer 5 (1895).
148. **Landes-Oberrealschule,** Niederösterreichische und Fachschule für Maschinenwesen in Wr.-Neustadt (1887).
149. **Landwirthschaftliche Landes-Lehranstalt** in Tabor (1898).
150. **Landwirthschaftliche Lehranstalt,** höhere, in Liebwerd bei Tetschen in Böhmen (1899).
151. **Lasch,** Dr. Richard, Bezirksarzt in Horn, Niederösterreich (1899).
152. **Leder,** Hans. Jauernigg, Oesterr.-Schlesien (1894).
153. **Leger,** F., Privatier. Kolin, Kuttenberger Vorstadt 182, Böhmen (1888).
154. **Lehmann-Nitsche,** Dr. Robert, Sectionschef für Anthropologie am Museo de la Plata (1896).
155. **Lenz,** Dr. Oskar, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Sladkovskystrasse 8 (1893).
156. **Levec,** Vladimir, Stud jur. Wien, III. Reisnerstrasse 23, II. St., 13 (1897).
157. **Linardić,** Dr. Dominik, k. u. k. Stabsarzt. Banjaluka (1888).
158. **Linden,** Dr. Marie Gräfin. Bonn, Königstrasse 38 (1888).
159. **Lippmann,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV. Karlsgasse 9 (1893).
160. **Ludwig,** Dr. Eduard, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, I. Wollzeile 1 (1895).
161. **Ludwigstorff,** Anton Freiherr v., k. u. k. wirklicher Geheimer Rath. Deutsch-Altenburg an der Donau, Niederösterreich (1887).
162. **Luschan,** Dr. Felix Ritter v., Professor, Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde. Friedenau bei Berlin, Menzelstrasse 1 (1872).
163. **Majewski,** Erasmus, Director des chemisch-technischen Laboratoriums. Warschau, Złota 61 (1893).
164. **Makowsky,** Alexander, Professor an der k. k. technischen Hochschule. Brünn, Thalgasse 25 (1889).
165. **Marchesetti,** Dr. Carlo de, Director des Museo civico di Storia naturale. Triest (1889).
166. **Marinitsch,** Josef, Privatier. Triest, Via del Lazzeretto vecchio 4 (1891).
167. **Maška,** Karl Jaroslav, Oberrealschul-Director. Teltsch, Mähren (1881).
168. **Masner,** Dr. Karl, Custos am k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie. Wien, III. Wassergasse 13 (1892).
169. **Matiegka,** Dr. Heinrich, Docent an der Universität. Prag, Nr. 559–II (1890).
170. **Mattoni,** Heinrich Edler v., kaiserl. Rath. Giesshübl-Sauerbrunn, Böhmen (1887).
171. **Mattula,** Josef, Baumeister. Znaim (1892).
172. **Mattula,** Ludwig, Lehrer. Unter-Retzbach, Niederösterreich (1892).
173. **Mayer,** Dr. Sigmund, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stephansgasse 28 (1892).
174. **Mayr,** Josef, Pfarrer in Hagenberg, Niederösterreich (1897).
175. **Meringer,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Eisengasse 15 (1889).
176. **Miske,** Kálmán, Freiherr v., Gutsbesitzer. Güns, Ungarn (1896).
177. **Mittler,** Dr. Paul. Wien, I. Elisabethstrasse 16 (1870).
178. **Montecuccoli-Polinago,** Rudolf Graf, k. u. k. Contre-Admiral. Pola (1884).
179. **Much,** Dr. Ferdinand, k. k. Hofburgtheaterarzt. Wien, IV. Favoritenstrasse 11 (1880).
180. **Much,** Dr. Matthäus, k. k. Regierungsrath. Wien, Hietzing, Penzingerstrasse 84 (1870).
181. **Much,** Dr. Rudolf, Privatdocent an der Universität. Wien, VIII. Fuhrmannsgasse 4 (1880).
182. **Müller,** Dr. David Heinrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII. Feldgasse 10 (1884).
183. **Müller,** Hugo, Gutsbesitzer. Wien, I. Grünangergasse 1 (1880).
184. **Müller,** Dr. Otto, Eisenbahn-General-Secretär a. D. Wien, IX. Berggasse 5 (1889).
185. **Murko,** Dr. Mathias, Privatdocent an der Universität. Wien, VII. Breitegasse 4 (1896).
186. **Musealverein** der Stadt Cilli (1895).
187. **Musealverein** in Hallstatt, Oberösterreich (1891).
188. **Musejní spolek.** Brünn (1889).
189. **Museum** der Stadt Klattau in Böhmen (1890).
190. **Museum** der Stadt Versecz in Ungarn (1898).
191. **Museum** der königl. Freistadt Essek, Ungarn (1898).
192. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig (1888).
193. **Museumsverein** in Budweis (1895).
194. **Nadenius,** Dr. Joh. Jakob, k. k. Regierungsrath i. P. Wien, IV. Weyringergasse 15 (1887).
195. **Neugebauer,** Dr. Josef, Secundararzt im Allgemeinen Krankenhaus. Wien, IX. Kolingasse 11 (1893).
196. **Neumann,** Dr. Isidor, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor in Wien. Wien, I. Rothenthurmstrasse 29 (1897).
197. **Neustadtl,** Dr. Josef, Privatier. Wien, I. Wallnerstrasse 3 (1895).
198. **Niedźwiedzki,** Julian, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Lemberg, Polytechnicum (1887).
199. **Obersteiner,** Dr. Heinrich, k. k. Universitäts-Professor, Director der Privat-Irrenanstalt in Wien, XIX. Billrothstrasse 69 (1870).
200. **Obst,** Dr. Hermann, Director des Museums für Völkerkunde in Leipzig (1896). [Zugleich correspondirendes Mitglied.]
201. **Oesterreichischer Touristen-Club.** Wien, I. Weihburggasse 18 (1887).
202. **Oser,** Dr. Leopold, k. k. Sanitätsrath, Universitäts-Professor. Wien, I. Neuthorgasse 20 (1870).
203. **Pachinger,** L. Max. Wien, VII. Burggasse 51 (1894).
204. **Palliardi,** Jaroslaw, Notar. Frain bei Znaim (1889).
205. **Pauli,** Hugo, Buchhändler. Wien, I. Rothenthurmstrasse 15 (1892).
206. **Paulitschke,** Dr. Philipp, kaiserl. Rath, Privatdocent an der Universität und Gymnasial-Professor. Wien, VIII. Skodagasse 16 (1885).

207. **Peez,** Dr. Alexander, Fabriks- und Realitäten-Besitzer. Wien, I. Opernring 5, 4. Stiege (1880).
208. **Peisker,** Dr. Johann, Scriptor an der Universitäts-Bibliothek. Graz, Leechgasse 22a (1896).
209. **Penka,** Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, XVIII. Schindlergasse 48 (1882).
210. **Pfeiffer,** Rudolf, k. k. Berghauptmann. Wien, I. Ebendorferstrasse 7 (1870).
211. **Pichler,** Julius, Director der Sprengmittelfabrik in Brunn am Steinfeld, Niederösterreich (1893).
212 **Pick,** Dr. Alois, k. u. k. Regimentsarzt, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Rudolfsplatz 12 (1895).
213 **Pick,** Dr. Arnold, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stadtpark 11 (1892).
214. **Pič,** Dr. J. L., Vorstand der archäologischen Abtheilung am Nationalmuseum in Prag, Sokolgasse 66 (1896).
215. **Pièrer,** Dr. F. S. J., Schiffsarzt i. R. St. Marein a. d. Kremsthalbahn, Oberösterreich (1887).
216. **Poetsch,** Vincenz, Fabrikant. Randegg, Niederösterreich (1891).
217. **Pražák,** Dr. Alois Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Minister a. D. Wien, III. Strohgasse 21 (1893).
218. **Preen,** Hugo v., akademischer Maler und Gutsbesitzer. Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich (1885).
219. **Preindlsberger-Mrazović,** Milena, Sarajevo, Landesspital (1889).
220. **Prochaska,** Karl sen., k. u. k. Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei-Besitzer in Teschen (1899).
221. **Pudil,** Jan, em. fürstl. Lobkowitz'scher Baudirector. Prag. Königliche Weinberge, Brandlgasse 16 (1883).
222. **Püchler,** Wenzel, k. k. Oberbergrath i. P. Graz, Maiffredygasse 5, II. (1884).
223. **Puschmann,** Dr. Theodor, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII. Währing, Martinstrasse 6 (1894).
224. **Rabl,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor. Prag (1882)
225. **Radić,** Fran., Redacteur der „Starohrvatska Prosvjeta" Curzola, Dalmatien (1884).
226. **Rauch,** Georg, Architekt. Wien, VIII. Lammgasse 9 (1895).
227. **Reisch,** Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Universitätsstrasse 6 (1894).
228. **Reischek,** Andreas, Custos des Landesmuseums in Linz, Klammstrasse 22 (1891). [Lebenslängliches Mitglied.]
229. **Richlý,** Heinr. Neuhaus bei Weseli a. L., Böhmen (1886)
230. **Riegl,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Schottengasse 3 (1892).
231. **Rigler,** Dr. Franz Edler v. Wien, III. Seidlgasse 22 (1874).
232. **Römisch-Germanisches Centralmuseum** in Mainz (1899).
233. **Rohrmann,** Moriz, Gutsbesitzer. Bludowitz, Oesterr.-Schlesien (1887).
234. **Rokitansky,** Hans Freiherr v., k. u. k. Kammersänger. Wien, IV. Wiedner Hauptstrasse 51 (1874).
235. **Rollet,** Dr. Emil, k. k. Regierungsrath, Director und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Baden bei Wien, Berggasse 37 (1870).
236. **Romstorfer,** Karl Adam, Architekt, k. k. Conservator, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Czernowitz, Petroviczgasse 6 (1893).
237. **Rosenberg,** Leopold. Wien, I. Giselastrasse 11 (1884).
238. **Rosthorn,** Dr. Arthur v., Legationssecretär bei der k. u. k Gesandtschaft in Peking (1894).
239. **Rowland,** William R., jun. Berhentian Tingi Estate, Post Dickson, Malakka via Singapore (1895).
240. **Rücker,** Anton, k. k. Oberbergrath. Wien, I. Canovagasse 7 (1882).
241. **Salter,** Sigmund, Realitätenbesitzer. Wien, IX. Lackirergasse 6 (1896). [Lebenslängliches Mitglied.]
242. **Salzer,** Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III. Marxergasse 1. (1888).
243. **Schacherl,** P. Gust., Pfarrer. Gobelsburg im Kampthale, Niederösterreich (1889).
244. **Schaffer,** Dr. Ludwig, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, I. Stephansplatz 5 (1887).
245. **Schandlbauer,** Dr. Hans. Wien, I. Petersplatz 7 (1893).
246. **Scheff,** Dr. Julius, jun., k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Hoher Markt 4 (1887).
247. **Schiess,** Dr. Heinrich, Professor an der Universität, Director der Ophthalmologischen Klinik in Basel (1895).
248. **Schiff,** Dr. Eduard, Professor an der Universität. Wien, I. Wallfischgasse 6 (1888).
249. **Schlesinger,** Sigm. Egon. Wien, I. Gonzagagasse 15 (1894).
250. **Schlosser,** Karl Freiherr v. Wien, IV. Taubstummengasse 8 (1888).
251. **Schmarda,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Hofrath. Wien, II. Kaiser Josefstrasse 33 (1870).
252. **Schmidl,** Karl. Wien, XIII. Hietzing, Auhofstrasse 7.
253. **Schmidt,** Dr. Emil, Universitäts-Professor. Leipzig, Sidonienstrasse 19 (1893). [Zugleich correspondirendes Mitglied.]
254. **Schmidt,** Wilhelm, P., in Mödling, Niederösterreich. Missionshaus St. Gabriel (1899).
255. **Schnapper,** August, Privatier. Wien, VI. Getreidemarkt 17 (1888).
256. **Schneider,** Dr. Robert Ritter v., Professor an der Universität und Custos der Antikensammlung des Allerh. Kaiserhauses. Wien, IX. Berggasse 10 (1887).
257. **Schoetensack,** Dr. Otto. Heidelberg (1894).
258. **Schöffel,** Josef, Mitglied des n.-ö. Landesausschusses. Mödling bei Wien (1899).
259. **Schollmayer,** E. Heinrich. Mašun, Post Grafenbrunn bei St. Peter am Karst, Innerkrain (1899).
260. **Schott,** Eugen. Wien, VII. Burggasse 20 (1887).
261. **Schroeder,** Dr Leopold v., k. k. Universitäts-Professor. Wien (1894)
262. **Schrötter v. Kristelli,** Dr. Leopold Ritter, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, IX. Mariannengasse 3 (1887).
263. **Schuchardt,** Dr. Hugo, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Graz, Elisabethstrasse 6 (1885).
264. **Schwab,** Dr. Erasmus, Gymnasial-Director i. P., Bezirksschulrath. Wien, VI. Kasernengasse 24 (1884).
265. **Sederl,** Josef, k. u. k. Hof-Steinmetzmeister. Wien, III./3. Reisnerstrasse 61 (1870).
266. **Siedek,** Oskar, Beamter der k. k. priv. Creditanstalt in Wien, VII/2. Siebensterngasse 16a (1899).

267. **Sieger,** Dr. Robert, Professor, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Wollzeile 12 (1891).
268. **Siemiradzki,** Dr. Josef, Professor an der Universität in Lemberg, Sakramentek 18 (1896).
269. **Sitte,** Camillo, k. k. Regierungsrath, Architekt, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Wien, I. Schellinggasse 13 (1893).
270. **Sonnleithner,** Ferd., Sectionschef. Sarajevo (1888).
271. **Speyer,** Albert, Commissionswaarenhändler. Wien, I. Neuthorgasse 15 (1888).
272. **Spitzer,** Gust., k. u. k. Hof-Mode- und Weisswaarenhändler. Wien, I. Kärntnerring 12 (1884).
273. **Staatsgewerbeschule,** k. k. Wien, I. Schellinggasse 13 (1893).
274. **Staatsgymnasium,** k. k., Oberhollabrunn, Niederösterreich (1893).
275. **Staatsrealschule, k. k.** in Wien, XVIII. Schopenhauerstrasse 49.
276. **Stache,** Dr. Guido, k. k. Hofrath, Director der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Rasumoffskygasse 23, III (1870).
277. **Steinen,** Dr. Karl von den, Professor. Neubabelsberg bei Berlin, Karaibenhof (1892). [Zugleich correspondirendes Mitglied.]
278. **Steiner,** Franz. Schaab bei Podersam, Böhmen (1891).
279. **Steiner v. Pfungen,** Dr. Robert Freiherr, Primararzt im Kaiser Franz Josefs-Spital, Privatdocent an der Universität. Wien, I. Schottengasse 3 (1880).
280. **Storno,** Franz, jun., akademischer Maler. Oedenburg (1893).
281. **Strohmayer,** Dr. Phil. p. r. August, Schriftsteller. Rom, Italia (1881).
282. **Stubenvoll,** Hugo, Ingenieur. Vukovar, Slavonien (1892).
283. **Svetlin,** Dr. Wilhelm, Director der Privat-Heilanstalt für Gemüthskranke. Wien, III. Leonhardgasse 3/5 (1880).
284. **Szombathy,** Josef, k. u. k. Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. Sigmundsgasse 8 (1879).
285. **Tagleicht,** Karl, k. u. k. Hof-Bauschlosser. Wien, II. Mathildenplatz 7 (1887).
286. **Tappeiner,** Dr. Franz v. Meran, Tirol (1881).
287. **Thirring,** Julius, Bürgerschullehrer. Wien, II. Darwingasse 9 (1893).
288. **Tietze,** Dr. Emil, k. k. Oberbergrath an der geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Ungargasse 27 (1887).
289. **Toldt,** Dr. Karl, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, IX. Ferstelgasse 6 (1885).
290. **Tolmatschew,** Dr. Nikolaus, Universitäts-Professor. Kasan, Russland (1889).
291. **Tomaschek,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII. Währinger Gürtel 118 (1884).
292. **Tonner,** Dr. Wilhelm, k. u. k. Oberstabsarzt i. R. Pisek, Böhmen (1893).
293. **Trapp,** Josef, Fabriksbesitzer. Pilsen, Salzgasse 14 (1889).
294. **Treulich,** Dr. Jakob, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Wien, III. Rennweg 1a (1887).
295. **Treutler,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Ober-Stabsarzt, Sanitätschef. Krakau, Ulice karmelická 42 (1892).
296. **Trojanović,** Dr. Sima, Professor. Wien, VIII. Skodagasse 9 (1894).
297. **Tschudi,** Dr. Arthur, k. u. k. Stabs- und Divisions-Chefarzt. Graz, Burgring 18 (1888).
298. **Vuletić-Vukasović,** Vid, Professor. Ragusa, Dalmatien (1883)
299. **Vyvlečka,** Dr. Josef, k. k. Conservator, Domvicar in Olmütz (1896).
300. **Wahrmann,** Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I. Wollzeile 29 (1870).
301. **Wallaschek,** Dr. Richard, Privatdocent an der Universität. Wien, IV. Waaggasse 11 (1897).
302. **Waněk,** Johann, fürstl. Liechtenstein'scher Gutsdirector. Radim, Post Peček, Böhmen (1896).
303. **Weinberger,** Isidor, k. k. Commercialrath, Centraldirector der böhmischen Montangesellschaft. Wien, IV. Schwindgasse 20 (1883)
304. **Weinzierl,** Robert Ritter v., k. k. Conservator. Prag, II. Krakauergasse 22 (neu) (1894).
305. **Weinzierl,** Dr. Theodor Ritter v., k. k. Director der Samen-Controlstation. Wien, I. Liebiggasse 5 (1892).
306. **Weisbach,** Dr. Augustin, k. u. k. Ober-Stabsarzt, Sanitätschef des 15. Corps. Sarajevo (1887).
307. **Weiss,** Dr. Johann Baptist v., k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Graz, Bürgergasse 13 (1875).
308. **Weiss v. Tessbach,** Dr. Adolf Ritter. Wien, I. Nibelungengasse 1 (1887).
309. **Weyr,** Rudolf, Professor an der k. k. technischen Hochschule, Bildhauer. Wien, III. Ungargasse 58 (1887).
310. **Wickenburg,** Eduard, Graf. Wolfsegg, Oberösterreich (1898).
311. **Wieser v. Wiesenhort,** Dr. Franz Ritter, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhardstrasse 4 (1883).
312. **Wielemans,** Alexander, **Edler von Monteforte,** k. k. Baurath und Architekt. Wien, XVII. Zwerngasse 16 (1897).
313. **Wilser,** Dr. med. Ludwig. Heidelberg, Leopoldstrasse 41 (1897).
314. **Winternitz,** Dr. Moriz. Oxford, 100 Kingston Road (1886).
315. **Winternitz,** Dr. Wilhelm, k. k. Regierungsrath und Universitäts-Professor. Wien, I. Wipplingerstrasse 28.
316. **Wisnar,** Julius, k. k. Professor in Znaim (1898)
317. **Wittmann,** Dr. Emil Hugo, Schriftsteller. Wien, I. Weihburggasse 32 (1884).
318. **Witzany,** Dr. A., Districtsarzt. Eisgrub, Mähren (1887).
319. **Woldřich,** Dr. Joh. Nep., k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königl. Weinberge, Hálekgasse 76 (1870).
320. **Wolfram,** Alfred. Wien, XVIII. Canongasse 19 (1889).
321. **Zawiliński,** Roman, k. k. Gymnasial-Professor, Secretär der ethnologischen Abtheilung der Akademie der Wissenschaften. Krakau, Karmelicka 22 (1893).
322. **Zora,** Serbisch-akademischer Studentenverein in Wien, I. Universität (1884).
323. **Zsigmondy,** Dr. Otto, Zahnarzt. Wien, I. Schmerlingplatz 2 (1892).
324. **Zuckerkandl,** Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Alserbachgasse 20 (1878).
325. **Zumbusch,** Kaspar Ritter v., k. k. Professor an der Akademie der bildenden Künste. Wien, III. Jacquingasse 11 (1889).

C. Correspondenten.

1. **Bella,** Ludwig, Professor. Oedenburg.
2. **Bünker,** L. Oedenburg, St. Georgenstrasse 11.
3. **Krahuletz,** J. Eggenburg.
4. **Moser,** Dr. L. Karl, k. k. Professor am Staatsgymnasium in Triest, Via del Lavatojo 1.

Ausschuss-Sitzung am 7. April 1899.

Vorsitzender: Herr Vicepräsident Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl.

1. Der Vorsitzende widmet dem verstorbenen Ehren- und unterstützenden Mitgliede Dr. Franz Ritter v. Hauer einen ehrenden, tiefempfundenen Nachruf.

2. Das Programm des Lindauer Congresses (Gemeinsame Tagung der „Deutschen anthropologischen Gesellschaft" und der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien") wird vorgelegt und vom Ausschusse gebilligt.

Es lautet folgendermassen:

Programmentwurf für den Congress in Lindau.

3. September. Empfangsabend im Theatersaale.
4. September. 8—10 Uhr: Rundgang durch die Stadt; 10—2 Uhr: Sitzung; 2—4½ Uhr Ausflug auf den Hoyerberg; Rückfahrt von Bad Schachen aus mit dem Dampfschiff; 5 Uhr: Festessen im „Bayerischen Hof"; Abends: Zwangsloses Zusammensein im Schützengarten.
5. September. 8—10 Uhr: Besichtigung des Museums, der Stadtbibliothek und des Archivs; 10 bis 2 Uhr: Sitzung; 2—3 Uhr: Mittagessen; hierauf Ausflug; von 8 Uhr an grosses Hafenfest, gegeben von der Stadt Lindau und dem Gemeinnützigen Verein; Zusammenkunft auf der oberen Terrasse des „Bayerischen Hofes".
6. September. Ausflug nach Bregenz; Begrüssung durch die österreichischen Behörden und den Museumsverein für Vorarlberg; Besuch des Museums u. s. w. (näheres Programm noch mit den Herren in Bregenz und Wien zu vereinbaren).
7. September. 8—10 Uhr: Besichtigung des „Linderhofes", den Herr Professor Gruber von Freiburg vollständig zur Verfügung gestellt hat; 10 bis 2 Uhr: Schlusssitzung; 2—3 Uhr: Gemeinsames Mittagessen; nach 3 Uhr: Ausflug auf den Gebhardberg, eventuell mit der Bahn nach Dornbirn und von da mittelst Wagen zum romantisch gelegenen Wasserfall in der Rappenlochschlucht beim „Gutle", eventuell auf den Pfänder.
8. September. Ausflug nach Constanz mit Extraschiff; Abfahrt 7½ Uhr, Ankunft 9½ Uhr in Constanz; Frühstück im Inselhôtel; Besichtigung des Rosgartenmuseums; nach 1 Uhr Abfahrt an der Insel Mainau vorbei nach dem alten, interessanten Ueberlingen; Mittagessen im Badehôtel; Rundgang durch die Stadt; Abfahrt um ½7 Uhr, Ankunft in Lindau gegen 9 Uhr.
9. bis 15. September. Privater Besuch von wichtigen Schweizer Museen (Zürich, Bern), eventuell Pfahlbauten-Ausgrabung durch Herrn Dr. V. Gross bei Neuveville.
16. September. Fahrt nach München.

Der Ausschuss beschliesst, aus Anlass des Besuches in Bregenz und Dornbirn in Bregenz ein Localcomité zur Begrüssung der Gäste in's Leben zu rufen, bestehend aus Mitgliedern der Anthropologischen Gesellschaft, Vertretern der politischen und städtischen Behörden u. s. w. Vicepräsident v. Inama wird gelegentlich seines Aufenthaltes in Tirol das Erforderliche anregen.

Das hohe k. k. Unterrichtsministerium hat mit Erlass vom 27. Februar 1899, Z. 30.679, zur Bestreitung der Auslagen für die Publicationen des Congresses in Lindau der Anthropologischen Gesellschaft eine Subvention von fl. 600 gewidmet, wofür der gebührende Dank abgestattet wird.

3. Mitgliederbewegung: Gestorben ist das unterstützende und Ehrenmitglied Hofrath Dr. Franz Ritter v. Hauer.

Neu aufgenommen werden als unterstützende Mitglieder:

Herr Paul Ritter v. Schoeller, k. grossbrit. General-Consul u. s. w. in Wien;

Herr Dr. Sigmund Wahrmann in Wien.

Als wirkliche Mitglieder:

Herr Med. Univ. Dr. Alfred Zdekauer, Operateur in Trautenau;

Herr Karl Fuchs, Realschulprofessor in Kronstadt (Ungarn);

Herr Moriz Wasserburger, k. k. Postsecretär in Wien.

Herr Dr. Friedrich Sal. Krauss in Wien;

Herr Johann Hoffmann, Director der fürstl. Auersperg'schen Zuckerfabriken in Žleb, Böhmen.

4. Seine Durchlaucht der regierende Fürst Johann II. von und zu Liechtenstein hat der Gesellschaft pro 1899 eine Subvention von fl. 200 verliehen, wofür ihm der Dank votirt wird.

5. Seiner k. u. k. apostolischen Majestät Oberstkämmereramt hat mit Erlass vom 24. Februar 1899, Z. 416, für die Uebergabe sämmtlicher Fundstücke der von der Anthropologischen Gesellschaft an verschiedenen Orten in den Jahren 1897 und 1898 veranlassten Ausgrabungen in das Eigenthum des Hofärars der Gesellschaft den verbindlichsten Dank ausgesprochen.

6. Das k. k. Ackerbauministerium hat der Anthropologischen Gesellschaft mit hohem Erlasse vom 4. April 1899, Z. $\frac{6168}{555}$, zur Förderung der Arbeiten auf dem Gebiete der österreichischen Bauernhaus- und Flurforschung pro 1899 eine Subvention von fl. 200 verliehen, wofür der wärmste Dank ausgesprochen wird.

7. Die für den 11. April 1899 in Aussicht genommene Monats-Versammlung wird auf den 18. April verschoben und im Festsaale des Ingenieur- und Architekten-Vereines abgehalten werden.

Monats-Versammlung am 18. April 1899.

Vorsitzender: Herr Vicepräsident Hofrath Professor Dr. Karl Toldt.

1. Der Vorsitzende gedenkt des betrübenden Hinscheidens des Ehren- und unterstützenden Mitgliedes Herrn Hofrathes Dr. Franz Ritter v. Hauer, der zu den Gründern der Gesellschaft gezählt und sich um dieselbe die grössten Verdienste erworben hatte. Zum Zeichen der Trauer um den Dahingeschiedenen erheben sich die Versammelten von den Sitzen.

2. Herr Med. Univ. Dr. **Alfred Zdekauer** hält einen Vortrag über

Die Eingeborenen Neu-Guineas und des Bismarck-Archipels

und hat zum Zwecke der Erläuterung eine reichhaltige ethnographische Sammlung aus den von ihm bereisten Gebieten im Saale ausgestellt. Den Beschluss des Vortrages bildet die Vorführung von 35 sehr schönen photographischen Bildern durch das elektrisch beleuchtete Scioptikon.

Dr. Zdekauer hatte sich die Erforschung der Menschenwelt eines Theiles von Neu-Guinea, des Bismarck-Archipels und der Molukken zur Aufgabe gestellt und besonders in Berlinhafen (Neu-Guinea) und in Neu-Pommern und Neu-Irland seine Studien zu betreiben Gelegenheit gehabt. Er constatirte die Verschiedenheit der Physis unter den einzelnen Melanesier-Gruppen und demonstrirte dieselbe an dem exponirten Kranien-Materiale und unternahm zunächst eine Schilderung des Volkes der Kanaker, das er nach allen ethnographischen Seiten hin beleuchtete.

Hieran schlossen sich Mittheilungen über die Siedelweise der Melanesier, das Leben und Treiben der Eingeborenen, deren Speisegebräuche, Beschäftigung mit dem Fischfang (Dr. Zdekauer fing selbst mit ihnen Fische ein bei einer Wassertemperatur von 30° R.), die Anthropophagie vieler Stämme — die Papua scheinen das Fleisch der Chinesen zu bevorzugen — und verweilte längere Zeit bei der Erklärung der Schädeltrepanation, wie sie vornehmlich in Neu-Pommern in der Nähe von Weber-Hafen geübt wird. Das vorgewiesene schöne Materiale kam der Erklärung vortheilhaft zu statten, zumal auch die Vorweisung der von dem Forscher gesammelten Trepanationswerkzeuge. Die Metalle dringen nach und nach unter diese in der Epoche des Steinzeitalters noch verharrenden Stämme und an der Nordküste von Neu-Pommern, an der Blanche-Bucht und auf Duke of York tragen die Eingeborenen bereits eiserne Messer, in Bougainville allerdings noch Messer aus Obsidian. Der Redner gedachte der nicht unwichtigen Rolle, welche das Spielen der nationalen Instrumente (Trommel und Pan-Flöte) im socialen Leben der Eingeborenen spielt, der maskirt ausgeführten Tänze, indessen auch der ethischen Seiten des Lebens, der Ehe, des Tabu, des Kai-Kai-Essens, der Kindererziehung, der Moralität der Stämme im Allgemeinen und deren Religiosität. Lange verweilte Dr. Zdekauer bei der Besprechung der nationalen Krankheiten der Melanesier, der Leukodermie, der Infectionskrankheiten, der idiopathischen Entzündungen der Streckmuskeln der Oberschenkel u. s. w. Auch der Missionsbestrebungen unter den Melanesiern gedachte der Redner und erörterte die denselben entgegenstehenden Schwierigkeiten.

Redactions-Comité: Hofrath Prof. Dr. **Toldt** (Vorsitzender), Custos **F. Heger**, Prof. Dr. **Meringer**, Custos **J. Szombathy**, Prof. Dr. **Zuckerkandl**. Prof. Dr. **Paulitschke** (Redacteur.)

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XXIX. Der neuen Folge XIX. Band.)

Nr. 3. Juni-November-December. Sitzungsberichte. 1899.

INHALT: **Sitzung des Comités für praktische Arbeiten am 8. Juni 1899**; S. [55].
Ausschuss-Sitzung am 17. November 1899. 1. Audienz bei Sr. k. u. k. Hoheit Erzherzog Franz Ferdinand; S. [55]. — 2. Verlesung des Protokolles; S. [55]. — 3. Mittheilungen des Secretariates; S. [55]. — 4. Mitgliederbewegung; S. [55]. — 5. Feststellung der Versammlungstage für das Jahr 1900; S. [55].
Monats-Versammlung am 17. November 1899. 1. Eröffnungsrede des Vorsitzenden; S. [55]. — 2. v. Reviczky, Riesenkeller zu Csejthe; S. [56]. — 3. v. Schroeder, Ueber Todtenbretter bei den Esten; S. [57]. — 4. Hoernes, Urgeschichte des Menschen in Bildern; S. [58]. — 5. Želizko, Ueber einige prähistorische Armbänder aus Südböhmen; S. [59]. — 6. Woldřich, „Hradiště" an der Wolynka bei Strakonic und „Vénec" bei Čkyň; S. [61]. — 7. Knett, Drasenhofen als prähistorischer Fundort; S. [61].
Ausschuss-Sitzung am 12. December 1899. 1. Dr. Paulitschke †; S. [62]. — 2. Einladung des Dr. Hein zur Theilnahme an den Sitzungen; S. [62]. — 3. Verlesung eines Briefes des Prof. Meringer; S. [62]. — 4. Voranzeige eines ausserordentlichen Vortrages am 19. December; S. [62].
Monats-Versammlung am 12. December 1899. 1. Nachruf für den verstorbenen Dr. Paulitschke; S. [63]. — 2. Teutsch, Ueber prähistorische Funde aus der Umgebung von Kronstadt (Siebenbürgen); S. [63]. — 3. Schmidt, Die sprachlichen Verhältnisse Oceaniens in ihrer Bedeutung für die Ethnologie; S. [63]. — 4. Mazegger, Römerfunde in Mais; S. [63]. — 5. Wisnar, Prähistorische Gräberfunde in Znaim; S. [64].
Ausschuss-Sitzung am 19. December 1899. 1. Verlesung des Protokolles; S. [65]. — 2. Anträge für Schriftenaustausch; S. [65]. — 3. Wahl des Dr. Hein zum Redactionsmitglied; S. [65]. — 4. Vorlage wichtiger Einläufe; S. [65]. — 5. Antrag, Prof. Wisnar nach Berlin zu senden; S. [65].
Ausserordentliche Versammlung am 19. December 1899. 1. Gorjanović-Kramberger, Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Croatien; S. [65]. — 2. Makowsky, Vorlage neuerer La Tène-Funde; S. [68]. — 3. Nuesch's Brief an Prof. Makowsky; S. [68]. — 4. Schmidt, Ergänzungen und Berichtigungen; S. [69]. — 5. Hein, Dr. Philipp Paulitschke †; S. [70]. — 6. Geschenke für die Bibliothek; S. [72].

Sitzung des Comités für praktische Arbeiten am 8. Juni 1899.

Vorsitzender: Herr Präsident Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Berichterstattung der an der Sitzung theilnehmenden Forscher Herren Professor Wisnar aus Znaim, Peisker, Levec und Professor Meringer.

2. Vertheilung der Subventionen.

Der Bericht über die III. gemeinschaftliche Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft, welche in Lindau am Bodensee vom 4. bis 7. September tagte, wird in den „Mittheilungen" als Sitzungsbericht Nr. 1 des Bandes XXX erscheinen.

Ausschuss-Sitzung am 17. November 1899.

Vorsitzender: Herr Präsident Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Audienz des Präsidiums der Gesellschaft bei Sr. k. u. k. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este.

Am 22. Mai l. J. hatte das Präsidium der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, vertreten durch den Vicepräsidenten Herrn Sectionschef v. Inama-Sternegg und den ersten Secretär Herrn Dr. Philipp Paulitschke, die Ehre, von Sr. k. u. k. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog-Protector empfangen zu werden, um ihm mündlich den Dank für die Uebernahme des Protectorates der Gesellschaft auszusprechen.

Se. k. u. k. Hoheit empfing die Herren auf das Liebenswürdigste und erkundigte sich eingehend um die wissenschaftlichen Ergebnisse der Gesellschaft und versprach, bei jeder Gelegenheit die Interessen der Gesellschaft zu schirmen und ihre Zwecke zu fördern. Auch gestattete Sr. k. u. k. Hoheit, dass Höchstdemselben die 28 Quartbände des Gesellschaftsorganes überreicht werden dürfen, was auch durch den ersten Secretär ausgeführt worden ist.

2. Verlesung des Protokolles der letzten Ausschuss-Sitzung.

3. Mittheilungen des Secretariates. Der zweite Secretär legt die Einläufe von geschäftlicher Wichtigkeit vor.

4. Mitgliederbewegung:

Als unterstützende Mitglieder werden aufgenommen:

Se. Durchlaucht Fürst Albert I. von Monaco und Graf Eugen Zichy.

Als wirkliche Mitglieder:

Oesterreichischer Eisenbahn-Beamtenverein und die Herren Dr. Kretschmer, Dr. Prochnik, Schenker, Sztranyák.

5. Feststellung der Versammlungstage für das Jahr 1900.

Monats-Versammlung am 17. November 1899.

Vorsitzender: Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung mit folgenden Worten:

Indem ich die erste Sitzung unserer Wintersaison eröffne und Sie, hochverehrte Anwesende, herzlichst begrüsse, kann ich nicht umhin, mit tiefem Bedauern der Abwesenheit unseres ersten Secretärs zu gedenken, welcher schon seit längerer Zeit erkrankt ist, jedoch bis in die letzte Zeit bemüht war, unsere Interessen wahrzunehmen. Mögen unsere Wünsche für die Wiederherstellung dieses um die Wissenschaft, wie um unsere Gesellschaft so verdienten Mannes in Erfüllung gehen!

Vor Allem darf ich Ihnen die erfreuliche Mittheilung machen, dass eine lange gehegte Hoffnung in diesem Jahre in Erfüllung gegangen ist. Se. k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Ferdinand hat mittelst Entschliessung vom 26. April d. J. Höchstdessen Annahme des Protectorates über

unsere Gesellschaft zu erklären und eine Dankesdeputation, bestehend aus den Herren Sectionschef v. Inama-Sternegg und Prof. Paulitschke huldvollst zu empfangen geruht. Die gnädige Theilnahme Sr. kaiserlichen Hoheit an unseren Bestrebungen verpflichtet uns zu tiefstem Danke und zur muthigen Verfolgung unserer Aufgaben!

Ueber die von unserer Gesellschaft im Verlaufe des verflossenen Sommers ausgeführten Arbeiten wird Ihnen in den nächsten Sitzungen Mittheilung erstattet werden. Lassen Sie mich für heute nur noch unserer gemeinschaftlich mit der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lindau (4. bis 7. September) abgehaltenen Congresses gedenken, welcher dank der vorzüglichen Massnahmen des Herrn Prof. Dr. Ranke in gelungenster Weise verlaufen ist. Die Stammgruppe unserer gemeinschaftlichen Versammlungen wurde durch Dr. Montelius, Dr. Martin, Dr. Nuesch, Dr. Kollmann, Dr. Schmelz, Sr. Excellenz den Grafen Alexander Zichy u. A. auf das Glücklichste verstärkt. Aus der kaum zu bewältigenden Fülle des Gebotenen traten weittragende Gesichtspunkte hervor. Geh. Rath Waldeyer kündigte in seiner Eröffnungsrede eine Action an zu einer kräftigeren Förderung unserer Disciplinen in Deutschland. Geh. Rath Virchow's tiefsinnige Erörterungen über naturwissenschaftliche Methodik, mit besonderer Rücksicht auf Anthropologie, haben die geistige Stimmung der Versammlung sichtlich beherrscht. Der Vortrag von Montelius über die Chronologie der Pfahlbauten in Mitteleuropa, die Discussionen über den diluvialen Menschen, die Controversen über Persistenz und Variabilität der Menschenrassen lieferten wichtige Beiträge für die Behandlung jener Fundamentalfragen. Mit Befriedigung gedenke ich des Antheiles, welchen unsere vaterländischen Fachgenossen Toldt, Hoernes, Szombathy, Hein, Makowsky, Much sen. und jun. an den Vorträgen und Discussionen genommen haben.

Höchst erfreulich und ehrenvoll war uns die verständnissvolle Aufmerksamkeit, mit welcher Ihre königliche Hoheit Prinzessin Therese von Baiern unsere Verhandlungen verfolgte. Das Interesse des Lindauer Publicums an unseren Sitzungen ist uns bis zum Schlusse in seltenem Maasse treu geblieben.

An den Congress schloss sich eine Excursion nach der Schweiz an, welche sich durch die freundliche Aufnahme der Schweizer Gelehrten ebenso angenehm wie lehrreich gestaltete. Alle Welt war darüber einig, dass das Museum in Zürich in seiner Reichhaltigkeit und geradezu musterhaften Anordnung eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges sei. Der Nestor der Schweizer Pfahlbauforschung, Herr Jacob Messikomer, hatte einen Ausflug nach Robenhausen veranstaltet, welcher allen Theilnehmern in bester Erinnerung bleiben wird.

Ich glaube in Ihrem Sinne zu handeln, indem ich der königlich baierischen Staatsregierung, der Stadt Lindau und ihrem Oberbürgermeister Herrn Schützinger, dem Vorstande des Localcomités, Herrn Rector Dr. Kellermann, den kaiserlichen und den städtischen Behörden in Bregenz, dem Bürgermeister von Dornbirn, Herrn kaiserlichen Rath Dr. Jenny, ferner den Schweizer Fachgenossen, Herren Jacob Messikomer, Dr. Heierli, Dr. Ulrich und Dr. Nuesch den wärmsten Dank der Gesellschaft ausspreche.

2. Der Vorsitzende theilt ferner einen Bericht Seiner Hochwürden des Dechant-Pfarrers Herrn Bartholomae v. Reviczky mit über die unterirdischen Lössbauten, insbesondere über den „Riesenkeller" in Csejthe (Neutraer Comitat).

Wann und auf welche Art der „Riesenkeller" entdeckt wurde, ist dermalen noch unklar; dass er schon im XVI. Jahrhundert als herrschaftlicher Weinkeller benützt wurde, erhellt aus einem Briefe des gewesenen Herrschaftsverwalters Thomas Fejerváry, der am 23. April 1588 seiner Herrschaft berichtet, dass aus diesem Keller etliche Eimer Wein entwendet wurden.

In alten Urbarien wird erwähnt, dass dieser Keller vier Thore hatte; heutigen Tages sind deren sieben, von denen zwei verschüttet sind.

Man findet in demselben ein kunstvoll in den Lehm eingeschnittenes, eine Gans vorstellendes Wappen der Nádasdy, neben welchem die Jahreszahl 1412 steht. Diese Jahreszahl stimmt jedoch nicht mit den thatsächlichen Besitzverhältnissen Die Grafen Nádasdy erwarben erst 1569 die Herrschaft Csejthe; im oben beschriebenen Jahre war Csejthe im Besitze des Wojwoden Stibor, dessen Wappen aus zwei Halbmonden, dazwischen ein Schwert, bestand.

Aber auch die Schreibart der Ziffer „4" entspricht nicht jener der damaligen Zeit. Im XV. Jahrhundert wurden nicht arabische, sondern gothische Ziffern gebraucht. Im Gothischen wird „4" nicht durch zwei unvollkommene Vierecke —, sondern durch ein in der Mitte gebrochenes 8 dargestellt, wie man am Thore sehen kann, welches vom Platze in die Kirche führt. Es trägt die Jahreszahl 1496, in gothischer Schrift 1896.

Dieser Keller gehört zu einem umfassenden Systeme von Höhlenbauten im Löss, welche mit jenen von Niederösterreich und Mähren vollständig übereinstimmen.

Sowohl die Gänge wie die Kammern sind sehr niedrig, so dass ein grossgewachsener Mann darin selten vollständig aufgerichtet stehen kann. Der Querdurchmesser der Kammern schwankt zwischen 1 und 4 m, der Durchmesser der Gänge ist meist so gering, dass ein Mann eben hindurchschlüpfen kann. Man findet kleine Anlagen, aber auch wieder erstaunlich umfangreiche Bauten, die sich kilometerweit unter der Erde hinziehen; so ist die ganze Gasse „Kuria" bis zum Czenkey'schen Castell, ja sogar das Pfarrgebäude bis zur Quelle „Teplina" unterminirt. Dies beweist das Austrocknen der Bäume, deren Wurzeln, in die Keller gedrungen, keine Nahrung finden können; die Mauern des Pfarrgebäudes mussten vor etlichen Jahren mit Eisenstangen zusammengezogen werden, weil sie Risse bekamen, obgleich das Gebäude an einer Anhöhe liegt und dicke Mauern hat.

Die Gänge unter der Gasse „Kuria" werden nicht mehr zugänglich sein, denn die Grundmauern und Keller der Häuser hatten dieselben in einzelne Theile zerschnitten; der Grundriss der Anlage lässt jedoch er-

kennen, dass die einzelnen Theile alle zusammenhingen und ein Ganzes bildeten. Wie sich diese Gänge hinziehen, sieht man am besten in „Zadvorie“, wo neue Gänge in die alten neuerlich eingegraben wurden.

Die unterirdischen Gänge und Kammern sind vollständig dunkel. Der Eingeweihte fand sich mit Hilfe von handgrossen Vertiefungen zurecht, welche an verschiedenen Stellen in die Wände eingehauen sind („Tastnischen“). Fremde konnten das Labyrinth nur mit Licht ohne Lebensgefahr besuchen.

Die Erforschung der Höhlen ist mühsam und wegen der stets drohenden Einstürze durchaus nicht gefahrlos. Die Gänge laufen oft steil nach oben, man muss sich in ihnen nach Schornsteinfegerart emporarbeiten, anderntheils fallen sie ebenso steil wieder nach unten; kriecht man mit dem Kopfe voran in dieselben hinein, so kann man leicht einen unerwünschten Kopfsturz in die Tiefe machen. Dazu wirkt die schwüle Luft betäubend auf das Gehirn.

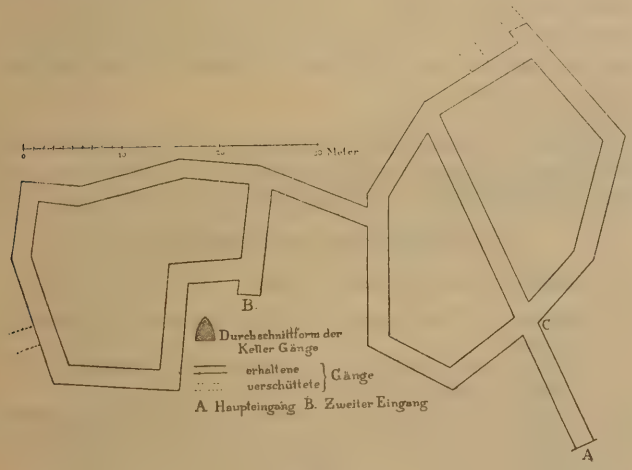


Fig. 33.

Der „Riesenkeller“ wurde vor etlichen Jahren vom Wiener Techniker Herrn Sigmund Spitzer gemessen und aufgenommen (Fig. 33); die anderen Gänge erwarten eine wissenschaftliche Durchforschung. Sie scheinen sich strahlenförmig vom Kellerlabyrinth abzuzweigen. Das letztere besteht aus zwei ovalen Kreisen. welche durch einen Gang verbunden sind; wer diesen Gang nicht beachtet und kennt, wird stundenlang im Kreise herumirren, ohne den Ausgang zu finden.

Die Kellerwände tragen zahlreiche Aufschriften, welche vom Jahre 1624 bis in die Jetztzeit reichen. Die schönste Unterschrift ist die des gewesenen Kellermeisters und Binders „Gregorius“, der auch seine Werkzeuge, als Zirkel, Keule und Hammer, im Jahre 1638 den 2. Juli künstlich eingemeiselt hat.

Diese Höhlenlabyrinthe gehören höchst wahrscheinlich der vorgeschichtlichen Zeit an; sie wurden vielleicht schon lange vor unserer Zeitrechnung gegraben. Die Werkzeugeinschnitte an den Wänden zeigen stets Einschnitte von einem spitzen und einem breiten, an der Schnittfläche abgerundeten Werkzeuge, wie es allenfalls die Bronzemeissel waren. In Mähren hat man in einer solchen Höhle steinerne Hammer, Keulen aus Hirschgeweih und einen hölzernen Spaten gefunden, die auf die „Steinzeit“ weisen.

Ueber den eigentlichen Zweck dieser Bauten kann nichts ausgesagt werden, da weder Topfscherben, noch Küchenabfälle, noch Urnen oder menschliche Ueberreste darin gefunden wurden. Herr v. Reviczky ist geneigt, den Namen „Csejthe“, der in den alten Urkunden „Chachta, Chechte“ lautet, vom altslavischen čeh, čak = graben. abzuleiten, und mit den Lössbauten in Verbindung zu setzen.

Wenn auch, wie Herr v. Reviczky selbst bemerkt, die Erforschung der unterirdischen Bauten um Csejthe dermalen eine ganz ungenügende ist, ist doch die vorliegende Darstellung für uns wichtig, da aus Ungarn, mit Ausnahme von Oedenburg, nur „verbürgte Nachrichten“ bisher vorlagen (Dr. Lambert Karner, Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, XVII [15]), jedoch keine specielle Localität genannt und beschrieben war. Mögen bald neue Mittheilungen aus Ungarn hierüber folgen.

3. Herr Universitäts-Professor **Leopold v. Schroeder** macht folgende Mittheilung:

Ueber Todtenbretter bei den Esten.

In den Verhandlungen unserer Anthropologischen Gesellschaft ist wiederholt von Todtenbrettern auf germanischem Gebiete die Rede gewesen. Ich möchte mir heute erlauben, die Aufmerksamkeit der Versammlung auf das Vorkommen einer ähnlichen Sitte in recht origineller Form unter den Esten zu lenken. Bei Gelegenheit einer ethnographischen Umschau, welche ich veranlasste, liess mir Herr Johann Talune, ein guter Kenner des Estenvolkes und selbst Este von Geburt, bereits vor einigen Jahren eine diesbezügliche interessante Notiz zugehen, die ich zu veröffentlichen bisher noch nicht Gelegenheit genommen habe.

Herr Talune durchforschte speciell das Gebiet der sogenannten Setukesed, eines etwas abseits von seinen nächsten Verwandten, im Pleskauschen Gouvernement am Peipussee lebenden Stammes der Esten, welcher, wie schon lange bekannt, besonders viel Alterthümliches bewahrt hat. Es ist der culturloseste Theil des Estenvolkes, der, dem Einflusse der deutsch-baltischen Civilisation entrückt, seit Jahrhunderten ganz unter russischem Einflusse lebt, auch im Gegensatze zu den anderen Esten sich zum griechisch-orthodoxen Glauben bekennt und in vieler Beziehung arg zurückgeblieben ist. Seitab und ziemlich unbeachtet lebend, haben aber diese Setukesed mehr an alten Sitten, Sagen, Aberglauben und Volksliedern erhalten, als ihre Stammverwandten in Livland und Estland, offenbar gerade darum, weil sie im Wesentlichen sich selbst überlassen geblieben sind, denn die Einwirkung der Russen war keineswegs eine tiefgreifende.

Ueber diese Pleskauschen Esten schrieb mir also Herr J. Talune unter dem 12. Februar 1895, dass bei denselben in der Gegend von Petschur[1]) die Todten-

[1]) Ort am Peipussee.

bretter gebräuchlich seien. „Es sind — sagt er — einfach aus fünf bis sieben halbrunden Latten mit Weiden oder Zweigen rahmenartig zusammengebundene Stücke, worauf die Todten bis zur Beerdigung liegen. Nach der Beerdigung werden die Bretter an einem dazu gewählten Tannenbaume am Kreuzwege aufgehängt, und da hängen sie, bis der Wind sie herunterschüttelt. Von nachheriger Verbrennung habe ich gehört, kann aber Genaueres darüber nicht mittheilen, wie es geschieht oder weswegen. Geschnitzt oder gemalt werden sie nicht; aber kein Eisen oder sonstiges Metall darf dabei verwendet sein, darum sind sie auf solche Art zusammengebunden (Fig. 34). Das Brett heisst lautsi und der Baum lautsi-petäi, d. h. Todtenbretter-Tanne."

Diese Mittheilung ist in mehr als einer Beziehung bemerkenswerth.

Der Umstand, dass bei der Verfertigung dieser Todtenbretter — die ja, genau genommen, gar keine Bretter sind — die Anwendung von Eisen und überhaupt von Metall durchaus nicht erlaubt ist, deutet offenbar auf ein sehr hohes Alter der Sitte, führt bis in eine Zeit hinauf, die Eisen und Metall überhaupt noch nicht kannte resp. benützte. Es erinnert das an die Sitte der Ostjaken und Samojeden, bei denen der aus Holz gezimmerte Sarg resp. Grabkasten keinen Nagel in sich haben darf[1]). Alterthümlich ist viel-

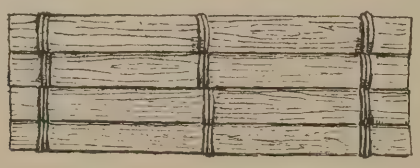


Fig. 34.

leicht auch gerade der Umstand, dass die Todtenbretter der Setukesed keine wirklichen Bretter sind, sondern durch geflochtene Zweige verbundene Latten, d. i. halbrunde Stäbe oder Stöcke. Ehe man Bretter zu schneiden verstand, half man sich wohl in ähnlichen Fällen mit solchem Holzflechtwerke.

Sehr merkwürdig erscheint es mir ferner, dass die estnischen Todtenbretter nach dem Gebrauche an Bäumen aufgehängt werden. Wenn auch darin, wie es den Anschein hat, etwas Altes steckt, dann wird man unmittelbar an das bei vielen Naturvölkern übliche, mehr oder minder beschützte Aussetzen der Leichen auf Gerüsten und Bäumen erinnert. „Die Beisetzung auf Bäumen — sagt Preuss — geschieht meistens in der Weise, dass die eingehüllte Leiche auf der Gabelung von Aesten möglichst horizontal mit Riemen befestigt wird. Bisweilen wird sie auf ein Gestell gelegt, das auf den Zweigen ruht oder von ihnen herabhängt[2]). Letzteres ist häufig angewendet, wenn sich der Todte in einem Kasten oder Canoe befindet. Die Okanagan, ein Stamm der Suswap, banden den Leichnam oft aufrecht an den Stamm eines Baumes. Manche Völker hängten die Leichen, besonders wenn sie eingesargt waren, zwischen zwei und mehr Bäume, wie die Lamuten und andere Tungusen, die Loucheux und die Eskimo von Port Discovery" etc.[1]).

Bei den Nutka-Stämmen bleiben die Särge der gewöhnlichen Leute auf der Erde stehen oder werden auch in dieselbe eingesenkt, während die der Vornehmen dem Range nach in verschiedener Höhe an den Bäumen befestigt werden[2]). Bei anderen Völkern befinden sich die ausgesetzten Leichen gar nicht in Särgen, sondern werden blos eingewickelt oder eingeschnürt in Felle, Kleider u. dgl. m.[3]). Es gibt da eine Menge von Modificationen des geschützten Aussetzens im Allgemeinen und der Beisetzung auf Bäumen im Speciellen. Danach ist es wohl erlaubt, die Frage aufzuwerfen, ob das Aufhängen der Todtenbretter an Bäumen bei den estnischen Setukesed nicht am Ende als ein Rudiment der Baumbestattung auf europäischem Boden angesehen werden darf. Mir ist das nicht unwahrscheinlich. Doch auch wenn man Solches bezweifeln möchte, bleibt die angeführte estnische Sitte originell und interessant.

4. Herr Universitäts-Professor Dr. **Moriz Hoernes** zeigt und erläutert die Skioptikonbilder zu seinem volksthümlichen Universitätscurse

„Urgeschichte des Menschen"[4]).

Es sind dies folgende Bilder:

1. Skelete eines Menschen und eines sogenannten „Menschenaffen".
2. Schädel und Schädeldurchschnitte von Menschen und sogenannten „Menschenaffen".
3. Menschliche Schädel und Schädelbruchstücke der älteren Steinzeit aus Frankreich, Deutschland und Belgien.
4. Skelet eines Höhlenbären aus der Slouper Höhle in Mähren.
5. Ansicht der Gegend von Zürich zur Eiszeit.
6. Ansicht des Dorfes Moustier in Frankreich mit Höhlenwohnungen der älteren Steinzeit.
7. Ansicht des Dorfes Les Eyzies in Frankreich mit Höhlenwohnungen der älteren Steinzeit.
8. Obdach der älteren Steinzeit unter einem überhängenden Felsen bei Bruniquel in Frankreich.
9. Die „rothen Grotten" von Mentone, Höhlenwohnungen mit Gräbern aus der Uebergangsperiode von der älteren zur jüngeren Steinzeit.

---

[1]) Vgl. Theodor Preuss, Die Begräbnissarten der Amerikaner und Nordostasiaten. Königsberg 1894, S. 139.

[2]) Die Sperrung rührt von mir her.

[1]) Vgl. Th. Preuss, a. a. O., S. 143, 144.

[2]) Vgl. Th. Preuss,, a. a. O., S. 138.

[3]) Vgl. Th. Preuss, a. a. O., S. 145.

[4]) Dieser Curs wurde seit 1896 in Wien viermal, ausserhalb Wiens dreimal abgehalten und die Zahl der in denselben eingeschriebenen Hörer betrug:

in Wien, VI. Bezirk . . .	173
„ „ XI. „ . . .	121
„ „ XII. „ . . .	121
„ „ XVI. „ . . .	166
„ Wiener-Neustadt . . .	826
„ Liesing	497
„ Neunkirchen	580

zusammen also 2484 Personen. Diese Zahlen bezeugen jedenfalls, dass in den weiteren Kreisen der Bevölkerung Wiens und der Umgebung Wiens ein hochgradiges Interesse für die prähistorischen Alterthümer vorhanden ist. An den drei erstgenannten Orten wurde der Curs noch ohne Benützung des Skioptikons abgehalten.

10. Steinwerkzeuge der älteren Steinzeit aus Italien, England und Amerika.
11. Steinwerkzeuge der älteren Steinzeit aus Frankreich.
12. Das Behauen des Feuersteines zu Werkzeugen, nach Fundstücken aus Frankreich.
13. Zeichnung eines Mammuths auf einer Elfenbeinplatte der älteren Steinzeit aus der Höhle von La Madeleine in Frankreich.
14. Zeichnung von Pferden und Hirschen auf einem Renthiergeweihe der älteren Steinzeit aus der Höhle La Madeleine in Frankreich.
15. Zeichnung eines weidenden Renthieres auf einem Renthiergeweihe der älteren Steinzeit aus der Thaynger Höhle in der Schweiz.
16. Ein Pfahlbau der jüngeren Steinzeit, restaurirte Ansicht.
17. Detail eines Pfahlbaues der jüngeren Steinzeit, restaurirte Ansicht.
18. Skeletgrab der jüngeren Steinzeit bei Worms am Rhein.
19. Grab eines sogenannten „liegenden Hockers" in Roundway-Hill, England.
20. Steinkammergrab von Sömark, Dänemark.
21. Steinkammergrab von Vilsted, Dänemark.
22. Steinkammergrab von Uby, Dänemark.
23. Gruppe von Gegenständen der jüngeren Steinzeit aus Mittel- und Nordeuropa.
24. Dolche und Pfriemen der jüngeren Steinzeit.
25. Pfeilspitzen der jüngeren Steinzeit.
26. Feuersteinbeile der jüngeren Steinzeit aus Dänemark.
27. Durchbohrte Steinhämmer der jüngeren Steinzeit aus Dänemark.
28. Gestielte Steinbeile der jüngeren Steinzeit aus England, Frankreich und der Schweiz.
29. Thongefässe der jüngeren Steinzeit aus Dänemark.
30. Kupferfunde aus dem Pfahlbau im Mondsee, Oberösterreich.
31. Andere Pfahlbaufunde aus dem Mondsee, Oberösterreich.
32. Die Fürstenburg von Mykenä in Griechenland, restaurirte Ansicht.
33. Das „Löwenthor" an der Fürstenburg von Mykenä in Griechenland.
34. Das „Gräberrund" innerhalb des Burgthores von Mykenä, restaurirte Ansicht.
35. Ein Grabdenkmal aus dem „Gräberrund" von Mykenä.
36. Eingang zu dem Kuppelgrabe, genannt „das Schatzhaus des Atreus", in der Unterstadt zu Mykenä, restaurirte Ansicht.
37. Abgerollte Zeichnungen zweier Goldbecher aus dem Kuppelgrabe von Vaphio in Griechenland.
38. Weibliche Marmoridole aus Gräbern der Insel Kreta.
39. Thonfigur aus einem Grabe zu Kličevac in Serbien.
40. „Menhirs" von Corcelles in der Westschweiz.
41. „Menhirs" von Kermario in der Bretagne, Frankreich.
42. Vorgeschichtliche Steinbauten Westeuropas: restaurirte Ansichten der Steinreihen von Carnac in Frankreich und des „Stonehenge" bei Salisbury in England.
43. „Stonehenge" bei Salisbury in England: gegenwärtiger Zustand und restaurirte Ansicht, beide von aussen.
44. Dasselbe: gegenwärtiger Zustand von innen.
45. Baumsarg der Bronzezeit mit männlicher Leiche von Borum-Eshöi, Dänemark.
46. Frauenkleidung der Bronzezeit aus einem Baumsarg von Borum-Eshöi in Dänemark.
47. Beigaben der Frauenleiche aus demselben Baumsarge.
48. Bronzegefäss aus dem Moorfund von Lavindsgaard in Dänemark.
49. Felsenbilder der Bronzezeit aus Backa, Schweden.
50. Gruppe von Gegenständen der Bronzezeit aus Oesterreich-Ungarn.
51 und 52. Bronzen aus dem Pfahlbau von Peschiera am Gardasee, Italien.
53. Brandgräber von Hallstatt in Oberösterreich.
54. Gruppe von Gegenständen der Hallstatt-Periode aus Oesterreich.
55. Bronzegefässe aus den Brandgräbern von Narce, Italien.
56. Bronzeeimer von Bologna, Italien.
57. Bronzeeimer von Watsch, Krain.
58. Gürtelblech von Watsch, Krain.
59. Bronzewagen aus einem Grabhügel zu Strettweg in Steiermark.
60. Thongefässe aus den Grabhügeln von Gemeinlebarn in Niederösterreich.
61. Thongefässe aus den Grabhügeln von Oedenburg in Ungarn.
62. Grab eines gallischen Kriegers zu Connantre, Frankreich.
63. Grab eines mit seinem Wagen bestatteten gallischen Kriegers zu Somme-Bionne, Frankreich.
64. Gruppe von Gegenständen der La Tène-Periode aus Oesterreich-Ungarn.
65. Waffen, Geräthe und Schmuck der La Tène-Periode, meist aus der Schweiz.
66. Silkerkessel von Gundestrup in Jütland.
67. Ruderboot aus einem Torfmoor bei Nydam in Schleswig.
68. Nordische Krieger zu Fuss und zu Pferd. Nach Fundstücken restaurirt.
69. Nordischer Krieger zu Fuss. Nach Fundstücken restaurirt.
70. Runenstein von Jällinge, Dänemark.
71. Geschnitzte Thürpfosten von der Kirche zu Hyllestad, Norwegen, mit Darstellungen aus der Siegfriedsage.

5. Herr J. V. Želízko berichtet

Ueber einige prähistorische Armbänder aus Südböhmen.

Im verflossenen Sommer besuchte ich unter Anderem auch das städtische Museum in Strakonitz, das im

Fig. 35.

dortigen Vereinsgebäude untergebracht ist, um einige Armbänder zu besichtigen, die in der nächsten Umgebung vorgefunden wurden und eine nicht geringe Wichtigkeit für die Prähistorie Südböhmens haben.

Auf diese Armbänder wurde ich durch die geehrte Museumsverwaltung in Strakonitz aufmerksam gemacht. Einige von diesen Armbändern, die meistentheils von neuen Fundorten stammen, liess ich photographiren, welche Arbeit Herr Karl Lamina, k. k. Steueramtsofficial in Volyň, besorgte. Ich fühle mich verpflichtet, ihm für die gelungenen Aufnahmen meinen herzlichen Dank auszusprechen, nicht minder auch Herrn F. Bláboliл, Lehrer in Strakonitz, für seine mir bereitwilligst geleisteten Führerdienste durch das Museum und für einige mir gegebene werthvolle Winke.

Armband aus einer Grabstätte bei Neudorf (Fig. 35). Dieses bronzene Armband wurde im

Juni 1882 in einer Grabstätte bei Neudorf unweit von Miloňowitz, südöstlich von Strakonitz, vorgefunden. Ob ausserdem dort mehrere Objecte vorgefunden wurden, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, auch nicht die näheren diese Grabstätte betreffenden Umstände. Gewiss ist es jedoch, dass dieses Armband aus einer Grabstätte der Hallstatt-Periode stammt, die zur Gruppe der bekannten Grabstätten Südböhmens gehört, welche vor einiger Zeit in der Umgebung von Strakonitz und Pisek entdeckt und durchforscht wurden. Zum Beispiele bei Albrechtitz, im Walde Bor bei Protiwin, die Professor Woldřich durchforschte, ferner die Gräber bei Strahl-Hostitz unweit von Horaždiowitz, bei Rowna im Strakonitzer Kreise und andere.

Insbesondere wurden bei Rowna bronzene hohle Armbänder von ungewöhnlicher Dicke vorgefunden, deren Ausschmückung in schräg verlaufenden Linien [1]) besteht, ähnlich beiläufig, wie wir es auf unserem Armbande von Neudorf sehen, welches auch an eines der Armbänder aus der Býčí Skála in Mähren erinnert.

Fig. 36.

Das Armband aus der Grabstätte von Neudorf ist hohl, aus Bronzeblech verfertigt, Durchmesser = 12 cm, Dicke = 2 cm.

Theil eines Armbandes von Hinter-Zborowitz (Fig. 36). Die Theile dieses Armbandes wurden vor Zeiten in Hinter-Zborowitz, nördlich von Strakonitz, vorgefunden. Ob selbe auch in einer Grabstätte vorgefunden wurden, kann ich nicht angeben, da nähere Berichte über sie fehlen. Sicher ist es, dass wir wieder charakteristische Ueberreste eines Armbandes aus der Hallstatt-Periode vor uns haben, die auffallend mit einem Armbande von Rowna übereinstimmen, auf welchem die ausschmückenden Streifen auch in Rhomben verlaufen, deren Mitte ausgefüllt ist durch Kreischen mit einem Punkte in der Mitte. Auf dem Armbande von Rowna sind die Kreise einfach, auf dem Armbande von Hinter-Zborowitz doppelt. Ein Armband mit ähnlicher Ausschmückung und doppelten Kreischen kennen wir ebenfalls aus der Býčí Skála. Ueberhaupt sind Armbänder diesen Charakters häufig in Hallstatt und anderen Orten. Unsere Armbandüberreste von Hinter-Zborowitz sind aus dünnem Bronzeblech verfertigt, deren Dicke einigermassen mächtiger ist, als die des oben angeführten Armbandes von Neudorf.

Armbänder aus der Katovická Hora (Fig. 37—40). Westlich von Strakonitz, in der Nähe von Katowitz, erhebt sich ein mächtiger, in der böhmischen Prähistorik genügend bekannter Berg, genannt die Katovická oder Kněží Hora.

Der Burgwall auf der Katovická Hora wurde vor Zeiten schon von Prof. Dr. Woldřich [1]) eingehender durchforscht. Seinerzeit kam man beim Ackern der auf oberwähntem Berge sich vorfindenden Felder auf einige sehr interessante Armbänder, die dem Strakonitzer

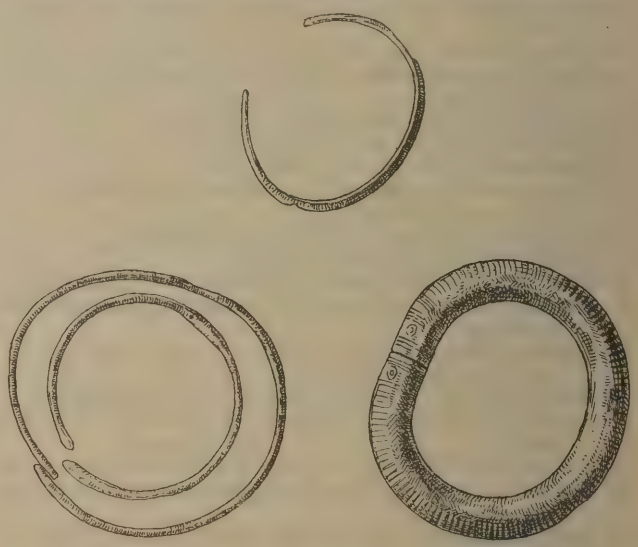


Fig. 37. Fig. 38.

Fig. 39. Fig. 40.

Museum übergeben wurden. Sehr bemerkenswerth bei diesen Armbändern ist der Umstand, dass selbe sämmtlich aus Kupfer verfertigt sind, wovon ich mich selbst, sowie auch Herr Lehrer Bláboril überzeugte [2]).

Drei Armbänder (Fig. 37) von verschiedener Grösse sind sehr einfach und aus dünnem Drahte angefertigt.

Weitere drei (Fig. 38—40) sind aus hohlem Bleche im Durchmesser von 7—8 cm und von 1 cm Dicke. Geschmückt sind selbe mit kurzen und schrägen Streifen,

[1]) Urgeschichtliche Objecte auf der Regionalausstellung in Schüttenhofen (Böhmen). (Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, 1875, S. 149—150, Fig. 1—3.)

[1]) Verschlackte Steinwälle und andere urgeschichtliche Bauten in der Gegend von Strakonitz. (Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, 1874. S. 191.)

[2]) Anm. d. Red.: Zur Bestätigung dieser Angabe wäre eine chemische Analyse erforderlich.

und am Ende eines jeden befinden sich einige Kreischen mit einem Punkte in der Mitte.

Ein ähnliches Armband führt Woldřich an von Albrechtitz, westlich von Protiwin[1]).

Neben diesen Armbändern befindet sich noch im Museum von Strakonitz ein Theil eines Armbandes (dessen Abbildung ich nicht bringe), 5 cm lang, ebenfalls aus Kupfer und geschmückt mit Kreischen mit Punkten, beiläufig ähnlich wie die Theile des Armbandes von Hinter-Zborowitz.

6. Herr Dr. **J. N. Woldřich** richtet an die Redaction der „Mittheilungen" der Anthropologischen Gesellschaft in Wien folgendes Schreiben:

„Hradiště" an der Wolynka bei Strakonic und „Věnec" bei Čkyň.

Um weiteren Missverständnissen vorzubeugen, erlaube ich mir das Referat des Herrn J. V. Želízko „über seine prähistorischen Forschungen in der Umgebung von Wolyn in Südböhmen", enthalten im Jahresberichte des Präsidenten der Anthropologischen Gesellschaft, Dr. Ferd. Freih. v. Andrian-Werburg (Nr. 2, 1899), nachstehend zu ergänzen:

Das „Hradiště" bei Strakonic ist von mir bereits gründlich durchforscht und seine Wälle systematisch durchgegraben worden. Der ausführliche Bericht hierüber ist in meinen „Beiträgen zur Urgeschichte Böhmens", V. Theil, Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch., Bd. XIII, 1893, enthalten und die äusserst mühevolle und kostspielige Durchgrabung des Hauptwalles im Werke „Oesterreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" (Böhmen) photographisch dargestellt worden. Meiner Erfahrung gemäss dürfte dieses „Hradiště" und seine Wälle nichts wesentlich Neues mehr bieten; höchstens sind noch auf undurchgrabenen Stellen Scherben und ähnliche Fragmente zu finden, deren Typen ich insgesammt übersichtlich in obiger Arbeit zusammengestellt und abgebildet habe. Dies beweisen auch einige nachträgliche Scherbenfunde, von denen Herr J. V. Želízko in seiner diesbezüglichen Mittheilung berichtet. Dasselbe gilt auch bezüglich der von mir aufgefundenen und im Allgemeinen beschriebenen Burgwalles „Věnec" bei Čkyň (Mittheilungen d. Anthrop Gesellsch., Bd. V, 1885), welchen gründlich zu durchforschen mir noch nicht möglich war, weil der Eigenthümer eine Grabung bisher nicht bewilligte. Die diesbezügliche Mittheilung des Herrn Želízko enthält nun in der That nur das von mir bereits Berichtete und bestätigt durch einige weitere Scherbenfunde den von mir constatirten Typus derselben. Dasselbe gilt schliesslich auch bezüglich der „diluvialen Anschwemmungen" und ihren Knochenresten bei Wolyn, über welche ich wiederholt berichtete und deren petrographisch-stratigraphischen Verhältnisse mich soeben beschäftigen.

[1]) Beiträge zur Urgeschichte Böhmens (III. Theil). (Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, 1886, S. 83, Fig. 23.)

7. Herr **J. Knett** sendet an die Redaction folgende Mittheilung über

Drasenhofen als prähistorischer Fundort.

Herr Assistent Dr. W. Hein berichtete vor Kurzem[1]) über eine durch das „Floridsdorfer Wochenblatt" vom 17. März 1899 mit wenigen Worten angekündigte Aufdeckung eines angeblichen Keltengrabes in Drasenhofen bei Nikolsburg und knüpft bezüglich des vermeintlich neuen Fundortes daran Betrachtungen, bei deren Lectüre man die Meinung erhalten könnte, als würden die Drasenhofener Veitskirche und der Steinabrunner Veitsberg auf ehemals slavische Besiedelungen hinweisen.

Ich glaube, dass einer nächstbesten, gar nicht authentischen, sondern blos möglich klingenden Zeitungsnachricht denn doch zu viel Vertrauen entgegengebracht ist, wenn ihr ohne Weiteres gleich „wissenschaftlicher Werth" beigelegt wird, einzig und allein aus dem Grunde, weil sie gerade in irgend eine Combination passt, die übrigens nicht allerorts ihre Berechtigung besitzt.

Ich gestatte mir die Frage: wer ist der fachwissenschaftliche Gewährsmann dieses Blattes? Er ist nicht genannt[2]), die Nachricht also noch vollends unbeglaubigt, daher auch jede daran geknüpfte Betrachtung, ja, der Bericht darüber in den „Anthropologischen Mittheilungen" selbst, zumindestens verfrüht gewesen.

Wie würde sich denn eine nachträgliche Berichtigung in der letztgenannten Fachschrift ausnehmen, wenn sich die Sache nicht so verhielte, wie das Wochenblatt — übrigens selbst mit einer gewissen Reserve — meldete?

Wünschen wir dies nun nicht, sondern hoffen wir, dass die vielleicht schon durchgeführte Untersuchung wirklich einen urgeschichtlichen Fund ergeben hat; zu dem berechtigen Herrn Dr. Hein allerdings unbekannt gebliebene Gründe, die sich aus nachstehenden Zeilen ergeben:

Im Frühjahre oder Sommer 1894 soll nämlich in Drasenhofen, und zwar westlich vom Orte, ebenfalls ein „Keltengrab" aufgefunden worden sein; einige Wochen danach kam ich dorthin, wo mir Gemeindearzt Dr. M. Bauer davon erzählte[3]). Ich habe die Sache damals nicht weiter verfolgt, da mir versichert wurde, dass ohnehin das k. k. Hofmuseum in Wien von dem Funde verständigt wurde und Abgesandte desselben dabei intervenirt hätten. Es wurde mir speciell Herr Custos Szombathy mit Namen genannt, weshalb ich bezüglich der Wahrheit keinen Zweifel in die mir gewordene Mittheilung setzte. Es könnte nun sein,

[1]) Dr. Wilhelm Hein: Ein Fund in Drasenhofen. Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, XXIX. (XIX.) Bd., II. Heft, Sitzungsber. [S. 38].

[2]) Meines Wissens existirt zur Zeit im Mistelbacher Bezirke, ja vielleicht im ganzen V. U. M. B. kein Sachverständiger für Anthropologie und Prähistorie.

[3]) Der Genannte übergab mir zum Beweise einen „Keltenzahn", den ich heute noch besitze.

dass dieses Skeletgrab überhaupt kein prähistorisches war; dass die ganze Geschichte eine Erfindung gewesen, glaube ich weniger, eher vielleicht nur insoferne, als es sich um eine Kenntniss des Hofmuseums handelte. Auch wäre nicht ausgeschlossen, dass das genannte Wochenblatt auf irgend eine Weise erst jetzt von der damaligen Aufdeckung Kenntniss erhielt und dieselbe als Neuigkeit auffasste.

Nach dieser Richtung also müsste zuförderst Nachfrage gehalten und Klarheit geschaffen werden, was mit keinerlei Schwierigkeiten verbunden sein wird. Ich bezweifle nicht, dass die Funde vom Jahre 1894 und eventuell 1899 thatsächlich urgeschichtliche gewesen sein konnten; dies aber möglichst bald, an Ort und Stelle, bezüglich des letzteren zu constatiren, wäre wohl Pflicht gewesen, die allen anderen Erwägungen hätte vorausgehen sollen. Ich möchte mich begnügen, vor einer Generalisirung der Sepp'schen Vermuthung, nach welcher die verschiedenen Orte, Kirchenhügel und sonstige mit „Veit" bezeichnete Anhöhen, auf den slavischen Sonnengott Svantevit deuten sollen, zu warnen; hiezu fehlt jede Basis und auch die von Dr. Hein citirte, von L. H. Fischer entdeckte jungsteinzeitliche Ansiedelung am Gemeindeberge von Ober-St. Veit beweist in dieser Beziehung wohl nichts. Dass das Wiener St. Veit direct nach dem heiligen Veit, dessen angebliche Behausung dortselbst heute noch gezeigt wird, benannt ist, ist allbekannt, umsoweniger dagegen, dass der Boden in oder um Wien einst slavisch bevölkert gewesen sein soll.

Was nun den Veitsberg bei Drasenhofen anbelangt, so wird damit der Culminationspunkt des mittleren Theiles jenes, östlich vom Dorfe Steinabrunn, meridional verlaufenden Hügelzuges bezeichnet, der in der geologischen Literatur seit vielen Decennien bereits als Fundort „Steinabrunn" bekannt ist und seiner zahlreichen schönen Petrefacten des mediterranen Miocäns wegen grosse Berühmtheit erlangt hat. Das nördliche und mittlere Gebiet dieses Zuges enthält die Fundstellen beim Kandler'schen Kalkofen (Leithakalk) und am Veitsberg (Amphisteginenmergel); dieselben wurden wiederholt und eingehend abgesucht, ohne dass irgend welche prähistorische Ueberbleibsel gefunden worden wären. Das Gebiet dort ist meist unproductiv, die Ackerkrume spärlich, an vielen Stellen tritt das Gestein direct zu Tage.

Der (von Steinabrunn aus) südliche Theil des Leithakalkzuges ist bewaldet (Steinbergen— Tennauwald); dort steht überall weicher Bryozoënkalk an, der geringe paläontologische Ausbeute liefert, weshalb diese Gegend auch verhältnissmässig weniger abgegangen ist; manche Einwohner meinen, dass hier der Ort Schirnersdorf einst gestanden sei. Dort wird vielleicht nach urgeschichtlichen Spuren zu fahnden sein; vom Veitsberg aber darf man sich nicht viel versprechen! — In beiden Ortschaften circuliren natürlich auch die absonderlichsten Ueberlieferungen über vorgeschichtliche Dinge. So soll in Drasenhofen einmal „ein ganzer Ritter sammt Waffen und Pferd" ausgegraben worden sein, während nördlich von Steinabrunn in einem grossen Loche im Gehängeschutt am westlichen Fusse des erwähnten Hügelzuges, hart an dem Wege neben dem rechten Mühlbachufer, einst „Höhlenmenschen" gehaust haben sollen. Von dieser Stelle ungefähr bis südlich von Steinabrunn ist die Veitsberglehne mit Löss bedeckt; er ist durch mehrere Regenrisse aufgeschlossen, auch befinden sich in ihm die Weinkeller der Bewohner. Durch diese Anlagen haben wiederholt Eingriffe in Humus und Löss stattgefunden, ohne dass man auch nur einmal auf urgeschichtliche Reste gestossen wäre. Diese Thatsachen bezüglich des Veitsberges sind also nichts weniger als hoffnungerregend.

Dass Drasenhofen aber eine neue prähistorische Fundstätte darstellt, bezw. dass es „bis heute als urgeschichtlicher Fundort nicht bekannt wurde", ist unrichtig!

Der ehemalige Bezirksarzt Dr. J. Muhr in Mistelbach hat vor langer Zeit bereits zwei breite Armbänder aus Bronze in Drasenhofen aufgesammelt; sie sind im Wiener Hofmuseum sogar zur Schau gestellt, welche Kenntniss aber Herrn Dr. Hein, als Angestellten dieses Institutes, nicht hätte entgehen sollen.

Ausschuss-Sitzung am 12. December 1899.

Vorsitzender: Herr Präsident Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Der Vorsitzende theilt dem Ausschusse die betrübende Nachricht von dem Hinscheiden des ersten Secretärs, Herrn Dr. Philipp Paulitschke, mit und widmet demselben einen ehrenden Nachruf. Kranzspende und officielles Beileidschreiben an die Witwe wurde beschlossen.

2. Beschluss, dass Dr. Hein ersucht werde, an den Verhandlungen bei den Ausschuss-Sitzungen theilzunehmen.

3. Verlesung eines Briefes des Herrn Professors Meringer, in welchem er Anträge bezüglich seines Berichtes über seine heurige Forschungsreise stellt, und welcher zu dem Beschlusse des Ausschusses führt, dass dem Herrn Professor die Benützung der auf Kosten der Gesellschaft hergestellten Zeichnungen gewährt, derselbe jedoch eingeladen werden soll, einen, wenn auch kurzen Bericht sammt Zeichnungen der Gesellschaft vorzulegen.

4. Voranzeige des ausserordentlichen Vortrages des Herrn Professors Dr. Karl Gorjanowić-Kramberger aus Agram. Da wegen vorgeschrittener Zeit die Tagesordnung nicht erschöpfend behandelt werden konnte, kündigt der Vorsitzende die Abhaltung einer Sitzung zu diesem Zwecke für den 19. December an.

Monats-Versammlung am 12. December 1899.

1. Vorsitzender: Herr Präsident Freiherr v. Andrian-Werburg eröffnet die Versammlung mit folgender Ansprache:

Zu meinem tiefen Bedauern fällt mir die schmerzliche Pflicht zu, Ihnen, hochgeehrte Anwesende, Kunde zu geben von dem Ableben unseres hochgeehrten ersten Secretärs, Herrn Dr. Philipp Paulitschke, welcher gestern Abends $^1/_2$7 Uhr im 45. Lebensjahre einem langen, schmerzlichen Leiden erlegen ist. Die Ethnographie verliert in ihm einen fachkundigen und eifrigen Vertreter, welcher als Afrikareisender in den Jahren 1890 und 1884 schöne Erfolge erzielte und in der Beherrschung der Afrika-Literatur kaum einen Rivalen hatte.

Herr Paulitschke war mehrere Jahre zweiter, ein Jahr erster Secretär unserer Gesellschaft. Er war in aufopfernder Thätigkeit um unsere Interessen bemüht. Bis in die letzten Stunden seines verhältnissmässig kurzen Lebens haben ihn die Redactionsarbeiten beschäftigt. Wir haben allen Grund, Herrn Paulitschke für alle Zeiten ein dankbares Andenken zu bewahren. Ich lade Sie, hochgeehrte Anwesende, ein, zum Zeichen Ihrer Sympathie für den Verblichenen sich von den Sitzen erheben zu wollen.

Hierauf gelangt

2. Herr Jul. Teutsch aus Kronstadt in Siebenbürgen zum Vortrage über prähistorische Funde aus der Umgebung von Kronstadt.

Dieser Vortrag gelangt im nächsten Bande zum Abdrucke.

3. P. Wilhelm Schmidt hält einen Vortrag über „Die sprachlichen Verhältnisse Oceaniens (Melanesiens, Polynesiens, Mikronesiens und Indonesiens) in ihrer Bedeutung für die Ethnologie".

Dieser Vortrag ist auf S. 245 dieses Bandes abgedruckt.

4. Herr Präsident **Frhr. v. Andrian-Werburg** legt einen aus der Feder Dr. Mazegger's stammenden Artikel vor über:

Römerfunde in Mais.

Seit der vollständigen Veröffentlichung derselben in meinem Buche: „Die Römerfunde und die römische Station in Mais, Innsbruck 1896" sind bei Gelegenheit von Grundaushebungen zu Neubauten in Obermais und Untermais mehrere neue römische Funde ausgegraben worden, und zwar im Jahre 1896:

a) In dem ehemaligen Acker von Schloss Greifen (Planta) oberhalb Lazagheim, Obermais, wo jetzt die Otto Kaufmann-Stiftung steht: Eine sehr gut erhaltene Lampe (Lucerna) aus röthlichem Thon, und eine sehr zarte Kette aus feinem Golde und saphirblauen Glasperlen, beide in einer Tiefe von 1·60 m — eine kleine Urne von brauner Thonmasse wurde leider beim Ausgraben gänzlich zertrümmert.

b) In dem Greifen- oder Fieglmühlacker beim Grundgraben zur Jausenburg in der Lazag, Obermais, in einer Tiefe von 1·50 m ein Fingerring aus Erz mit Email, das in Weiss einen Hund (stehend) darstellt auf blauem Grunde; zwei Bruchstücke von Fibeln und eine Münze von Serv. Sulpicius Galba 68—69 n. Chr. (Mittelbronze).

c) Mehrere Scherben schön irisirender Gläser in der Torggel von Schloss Greifen 2 m unter der Oberfläche.

In Untermais, wo ebenfalls mehrere Bauten aufgeführt wurden, förderte man ausser Stücken von römischen Leistenziegeln folgende Münzen zu Tage:

Traianus 98—117, Grossbronze; Faustina, Gemahlin des Antoninus Pius, † 141, Mittelbronze; Gallienus 253—268, Kleinbronze; Claudius Gothicus 268—270, Kleinbronze.

Im Jahre 1897 wurden folgende Funde gemacht:

a) Die grössere Hälfte eines Bodensteines (meta) einer römischen Handmühle, im Durchmesser von 0·28 m, ausgegraben am 3. Juli 1897 im ehemaligen Zeilbaum, dann Leisenacker, beim Baue der Villa Pepino in der Lazag in Obermais, nördlich von Mösl in einer 2 m starken Mörtelmauer, die 0·80 m unter der Ackererde sich in einer Länge von 7 m und 1 m Tiefe von Norden nach Süden zog, wo sie sich dann rechtwinkelig mit einer zweiten in Mörtel gelegten Grundmauer vereinigte, welche wie die erstere in der Stärke von 2 m noch 6 m in der Richtung von Ost nach West reichte. In dieser lagen in Mörtel gebettet viele Stücke römischer Leisten- und Hohlziegel von gelblicher (Siebeneicher Lehm) und röthlicher Thonerde. Der Mörtel dieser Grundmauern bestand aus einem Gemenge von Kalk mit feinem Sand, Steinchen sind selten darin zu treffen, Ziegelmehl oder Stückchen von Ziegeln, wie man sie in römischen Estrichen, Baderäumen und Wasserleitungen fast immer angewendet sieht, gar nicht. Die Steine der zwei Mauern sind mittelgrosse Findlinge. Neben diesen Mauern lagen

b) in der Tiefe von 1·50 m drei Bruchstücke von römischen Handmühlen, und zwar des oberen beweglichen runden Steines (Catillus), und eben daselbst:

c) eine Lanzenspitze aus Eisen, 38 cm lang (diese und die Handmühle verdanke ich der Güte des Herrn E. v. Kriegshaber in Villa Verdorfer). Eine Lanzenspitze von ganz der gleichen Grösse und Form ist im Atlas des römisch-germanischen Centralmuseums (Taf. XXVIII, Fig. 17) unter den Alterthümern aus der Zeit der Römerherrschaft abgebildet;

d) ein Pferdehufeisen und Wagenbeschlag aus Eisen;

e) in Untermais eine Münze, Augustus, 30 v. Chr. bis 14 n. Chr., Mittelbronze;

f) im Sommer 1897 im früheren Winklacker beim Grundaushub zur Villa von Riedl in der Tiefe von 1·20 m eine Gefässscherbe und zwei Münzen aus der römischen Kaiserzeit, Grossbronze, die eine unbestimmbar, die zweite Marc Aurel, 161—180 (im Besitze des Herrn v. Riedl-Riedenstein). Eine La Tène-Fibel aus Eisen wurde in meinem Garten ausgegraben.

Unter den Funden des Jahres 1898 sind zu nennen:

a) Eine Münze des Maxentius, 306—312, Kleinbronze, gefunden von Herrn Wassler in der Maria Valerie-Anlage neben der Maiser Mädchenschule (Untermais);

b) im Garten der Jausenburg, früher Fieglmühlacker, in der Lazag, Obermais, eine verzierte Gefässscherbe von terra sigillata und eine Bronzefibel (im Besitze des Herrn Franz Steiner);

c) im Grundstücke des A. Pichler, Innerhofer, in der Lazag in Obermais, nördlich vom Binderacker, ein Stück einer römischen Handmühle in der Tiefe von 0·80 m, eine Münze von Galerius Maximianus, 305 bis 311, Grossbronze, in der Tiefe von 0·5 m, und ein grösseres Stück eines römischen Leistenziegels.

Von Interesse sind bei diesem Fundberichte namentlich die beiden Grundmauern im alten Zeilbaum- oder Leisenacker (Funde vom Jahre 1897).

Die Herkunft derselben aus der Römerzeit kann bei dem Umstande, dass in dem Mörtel eine grosse Menge von Stücken römischer Dachziegel beigemengt war und in nächster Nähe der Mauern römische Funde (Mühlsteine, eine Lanzenspitze und Anderes) lagen, wohl keinem Zweifel unterliegen.

Besonders auffallend war die ungewöhnliche Stärke der Grundmauern von 2 m, wie ich sie bisher bei den anderen in Mais aufgedeckten nicht getroffen habe; denn zumeist zeigten sie nur eine Stärke von 0·55 bis 0·80 m. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass das über dieselben aufgeführte Gebäude Befestigungs- oder Vertheidigungszwecken diente. In gewissem Zusammenhange damit wäre dann die Stelle aus Jordan's „Geschichte der Entstehung von Sublavione, Maja, Mais", Innsbruck 1859, worin es heisst, dass in dem Zeilbaumacker (zwischen Mösl und Rosskopfer, wo auch die oben angeführten Grundmauern aufgedeckt wurden) im Jahre 1802 beim Umrauten Dachziegel und Pfeilscharten, Hausgeräthe und Anderes zum Vorschein kamen.

Wie oft mag seitdem dieser Fundplatz durchwühlt, wie viele wichtige Funde mögen da verschleppt, zertrümmert worden sein? Dies eine Beispiel zeigt wieder deutlich, dass es sehr schwierig ist, dem Boden der schönen Maiser Lehne, wo der Weinbau seit Jahrhunderten betrieben wird, noch etwas Ganzes, Unversehrtes zu entnehmen.

Wie ganz anders im Deutschen Reiche, wo durch das grossartigste Unternehmen der Neuzeit auf archäologischem Gebiete — der durch Reichsmittel in's Leben gerufenen Limes-Forschung am römisch-germanischen Grenzwall — in den letzten Jahren so glänzende Erfolge erzielt, in den herrlichen Wäldern des Taunus ganze Castelle, wie Feldberg, Holzhausen und Anderes, in ihren Grundrissen blossgelegt werden konnten.

(Diese Mittheilung ist aus der „Meraner Zeitung" Nr. 21 vom 17. Februar 1899 entnommen.)

5. Herr Professor **Julius Wisnar** (Znaim) übersendet einen Bericht über

„Prähistorische Gräberfunde in Znaim".

Bei den Grundaushebungen zu einigen Neubauten in der verlängerten Neustiftgasse zu Znaim stiess man in der Zeit vom 31. Juli bis 8. August 1899 auf einige vorgeschichtliche Gräber, welche hierorts allgemeines Interesse erregten. Im Ganzen wurden in dieser Zeit fünf Gräber blossgelegt.

Der Gefertigte war um diese Zeit in Znaim nicht anwesend und berichtet daher über diese Funde nur auf Grund der Berichte der hiesigen Localblätter und auf Grund von mündlichen Mittheilungen des Oberlehrers Raimund Sprinz, der die Ausgrabungen im Auftrage der Gemeinde vornahm. Der Gemeinderath hatte sich nämlich das Proprietätsrecht erworben.

Die Aushebungsarbeiten wurden aber nicht von Haus aus gleichförmig vorgenommen, daher kam es denn auch, dass erst das dritte Grab ordentlich gehoben und besser als die ersteren zwei, die zerfallen sind, ausgebeutet wurde.

Im ersten Grabe fanden sich einige Topfscherben, ein Schädel und Knochenfragmente; das zweite, am 1. August geöffnete Grab enthielt ein ziemlich gut erhaltenes menschliches Knochengerüste und eine Anzahl von Thonscherben und Thongefässen; das dritte, den 2. August entdeckte Grab bot ein menschliches Knochengerüste dar, dessen Füsse und Becken fehlten. Die Arme sind mit 6—10fachen Bronzearmringen, die Halsknochen mit einem Schmuck von fast gleicher Structur versehen; in der Nähe der Achselknochen fand man eine Fibula, ausserdem befand sich hier eine Thonschale. Diese Gräber waren 1·5—2 m lang, 1 m breit und 1 m hoch; sie hatten unten kein Pflaster und waren mit stehenden Steinen an den Seiten, also mit einer Steinkiste umgeben. Die Körperachse lief von Südwest gegen Nordost, der Kopf der Skelette ruhte immer auf einem Steine, der Leib lag stets auf der Seite, das Gesicht war gegen den Osten gerichtet, die Füsse waren emporgezogen.

Am 7. August wurde in östlicher Richtung von den genannten drei Gräbern ein viertes Grab blossgelegt. Dieses war 2·5 m lang, 1 m breit, 50 cm hoch und von einer doppelten Steinumfassung umgeben. Es war dies das grösste der entdeckten Gräber. Die Eindeckung des Grabes war eingesunken. Das Grab selbst enthielt gut erhaltenen Schenkelknochen, die Wirbelsäule, den Oberarmknochen und Fragmente eines schwächlichen Kopfes, der wiederum auf einem Steine ruhte, ferner eine sehr gut erhaltene Thonschale, einen Halsschmuck aus Bronze, eine 8 cm lange Bronzenadel und Thonscherben. Die Aushebungs- und Bergungsarbeiten wurden in Folge eines wolkenbruchartigen Regens sehr erschwert. In dem am 8. August entdeckten Grabe fand man einige Thongefässe. Die Lage des Knochengerüstes war auch hier ähnlich wie in den früher erwähnten drei Gräbern.

Mit Rücksicht auf das Gesagte haben wir es hier mit Flachgräbern von Hockern, und zwar mit Reihengräbern mit Steinkistenumfassung und Leichenbestattung zu thun. Die Funde befinden sich nun im Znaimer Stadtmuseum und harren daselbst einer Prüfung und Untersuchung durch eine kundige, fachmännische Hand. Die Gräber wurden sammt dem Erdreiche gehoben und in diesem Zustande in das Museum transportirt; ob das Erdreich noch weitere Funde birgt, wird die Folgezeit erst lehren.

Da vor einigen Jahren bei der Errichtung des Zwangsarbeitshauses und beim Bahnbau einerseits, ferner durch den unermüdlichen Forscher Notar J. Palliardi in dem südlich von Znaim liegenden Orte Oblas andererseits ähnliche Funde gemacht worden sind, so scheint durch

die heuer zu Tage geförderten Gräber sozusagen eine Art von Verbindung zwischen beiden hergestellt zu sein und es lässt sich die Vermuthung aussprechen, dass in dieser Richtung jedenfalls noch andere Funde mit der Zeit gemacht werden dürften.

Die beiliegende photographische Aufnahme machte Heinrich Homma jun., der mir dieselbe bereitwilligst zur Verfügung stellte, wofür ich ihm an diesem Orte danke. Sie zeigt uns das blossgelegte dritte Grab (Fig. 41).

Fig. 41.

Ausschuss-Sitzung am 19. December 1899.

Vorsitzender: Herr Präsident Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Verlesung des Protokolles.

2. Anträge für Schriftenaustausch. Es wird beschlossen, das Secretariat habe derartige Anträge dem Museum zur Begutachtung zu übergeben, um je nach der Ansicht des Museums concrete Anträge dem Ausschusse vorlegen zu können.

3. Wahl eines Mitgliedes in das Redactionscomité.

Herr Dr. Wilhelm Hein wird einstimmig gewählt.

4. Der zweite Secretär legt wichtige Einläufe vor, welche zur Berathung und Schlussfassung gelangen.

5. Der Antrag des Herrn Sectionschefs v. Inama-Sternegg, dass Herr Professor Wisnar nach Berlin reise, um dort vom Geheimrath Meitzen Instructionen für den Vorgang bei der Flurforschung in Mähren zu erhalten, wird angenommen und für diese Reise eine Subvention bewilligt.

Ausserordentliche Versammlung am 19. December 1899.

Vorsitzender: Herr Präsident Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Vortrag des Herrn Dr. **Karl Gorjanović-Kramberger**, Universitäts-Professors in Agram:

Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Croatien.

Croatien ist ein an prähistorischen Funden reiches Land; dies lehrt uns das archäologische Museum in Agram und dessen Organ „Glasnik“. Man findet hier unter Anderem sehr nette Artefacta aus dem neolithischen Zeitalter, als: Werkzeuge (aus Stein und Knochen), dann Thongefässe und Schmuckgegenstände, auch Skeletreste des Menschen selbst. Paläolithische Ueberreste des Menschen oder seiner Thätigkeit sind bisher aus Croatien nicht bekannt gewesen.

Der unbedeutende Raum, auf welchem erst unlängst derartige Reste gefunden wurden, nebst der Art und Weise, wie dieselben unter die Erdhülle gelangt sind, insbesondere aber die Zeitgenossen des Menschen, nämlich theilweise schon ausgestorbene Thiere, als auch die Ueberreste des Menschen selbst, sind Umstände, welche den Ort Krapina nicht nur zur ersten Fundstelle des paläolithischen Menschen in Croatien, sondern auch zur interessantesten diesbezüglichen Localität überhaupt machen. Die ausgestorbenen Thierarten, als Rhinoceros tichorrhinus, Ursus spelaeus und Bos primigenius, bezeugen uns das diluviale Alter dieser Lagerstätte; die Artefacta aber: primitiv zugehauene Steingeräthe, ohne anderen aus irgend welchem anderen Materiale verfertigter Geräthschaften sind Thatsachen, auf Grund welcher wir dem diluvialen Menschen von Krapina in der paläolithischen Aera einen der tieferen, resp. älteren Abschnitte zuweisen müssen[1]). Ausgenommen die Lagerstätte selbst, sind die Ueberreste der menschlichen Skelette, insbesondere was die Organisation der bezahnten Kieferstücke und der benachbarten Theile des Os temporale anlangt, derartige, dass bis heute, so viel mir bekannt ist, keine Gegenstücke vorliegen. In der That sind auch nur sehr wenige unzweifelhaft diluviale Ueberreste des menschlichen Skelettes bekannt und auch diese sind entweder

[1]) Nach der Mortillet'schen Eintheilung des Diluviums würden die Krapinaer Ueberreste der zweiten Abtheilung, dem sogenannten „Moustérien“ zufallen, weil diese Abtheilung nämlich durch das gleichzeitige Auftreten des Menschen mit Rhinoceros tichorrhinus, Ursus spelaeus ausgezeichnet ist. Diese Abtheilung aber fällt nach Mortillet in die Eiszeit. (Mortillet gibt nicht eine zweimalige Vereisung zu.)

ungenügend conservirt, oder gehören anormalen Individuen an. So ist beispielsweise das zahnlose Fragment des Unterkiefers von „La Naulette“, welches im Jahre 1865 von Dupont in der Höhle am linken Ufer der Lesse zusammen mit Knochen von Mammuth, Rhinoceros und Rennthier gefunden wurde, durch sein, wie bei den Negern zurückbleibendes Kien recht bezeichnend. (Also ist auch unser Kiefer beschaffen, nur dass an demselben noch fünf Zähne vorhanden sind.) Ferner erwähne ich das Fragment des Unterkiefers mit sechs Zähnen aus der Šipkahöhle bei Stramberg in Mähren, welches Maška in einer Tiefe von 1·4 m in unberührter Aschenschichte fand. Man hielt dieses Kieferstück als einer ausgestorbenen Riesengeneration angehörend, weil, obzwar der Kiefer gross wie bei einem ausgewachsenen Menschen ist, doch ausser den drei Incisiven die übrigen Zähne (Canin und zwei Prämolaren) unvollständig entwickelt waren, und zwar so, wie bei einem normalen Menschen zwischen acht und zehn Jahren während des Zahnwechsels. Die eingehenden diesbezüglichen Untersuchungen Virchow's zeigten indessen, dass der Šipkaer Kiefer von einem erwachsenen, jedoch an Zahnretention leidenden Menschen herrührt [1]). Und so überzeugten wir uns, dass von den sicher diluvialen Kiefern unsere aus dem Krapinaer Diluvium stammenden nicht nur die vollständigsten, sondern auch von ganz normalen Individuen herstammen und an sich einige Merkmale tragen, welche wir an dem Knochengerüste des recenten Menschen kaum mehr antreffen.

* * *

Die diluviale Fundstelle in Krapina ist nicht lange bekannt. Vor etwa vier bis fünf Jahren erhielt ich von dort die ersten Reste von Rhinoceros tichorrhinus und Bos primigenius. Nachdem ausser diesen Resten sonst nichts gefunden worden ist, wurde Krapina einfach als eine neue Fundstelle diluvialer Säuger verzeichnet. Erst im Laufe dieses Jahres, im Monate August, als ich diese Localität abermals in Augenschein nahm, bemerkte ich, dass man aus ihr schon eine bedeutendere Quantität Sandes (zu Bauzwecken) entnahm und dabei die ganze Lagerstätte in ihrer Gesammtdicke aufdeckte. Bei dieser Gelegenheit fielen mir sogleich einige, durch diese Schichtmasse ziemlich parallel laufende, dunkle Streifen auf. Eine genaue Durchsicht derselben belehrte mich, dass ich es mit alten Wohnungsstätten des Menschen zu thun habe, weil diese dunklen Streifen die sogenannten Culturschichten waren, in denen ich Holzkohle, Asche, angebrannten Sand, Steinabfälle von Gesteinen, welche man sonst in jenem mediterranen Sandstein nicht mehr, wenigstens nicht in jener Grösse und Form findet. Ausserdem beobachtete ich auch Schichten mit Knochen und, was am wichtigsten ist, in der vierten Zone einen sehr schönen Molaren des Menschen. Den 2. September begab ich mich in Begleitung meines Assistenten, Herrn S. Osterman, nach Krapina, um den Plan, nach welchem die Ausgrabungen der diluvialen Reste stattfinden sollen, festzustellen. Zu diesem Zwecke wurde die ganze Schichtmasse von unten nach oben in neun Zonen mit mehreren Schichten eingetheilt. Die Ausgrabung begann mit der obersten, der neunten Zone; nach ihr wurde die Terrasse, d. i. die erste Zone, damit dieselbe nicht verschüttet wird, ausgebeutet. Nach dieser kam die Reihe auf die achte, siebente u. s. w. bis zur ersten Zone herab. Alle Gegenstände wurden also nach Zonen ausgegraben und mit den entsprechenden Nummern versehen, und zwar deshalb, damit eventuelle faunistische Aenderungen oder etwa irgend welcher Fortschritt in der Intelligenz oder Cultur jenes Menschen festgestellt werden könnte.

Alle Knochen, mit Ausnahme der Zähne und einiger kleineren Carpalknochen, waren äusserst mürbe, und zwar so, dass ich sie in frischem Zustande nicht einmal mit einer weichen Bürste reinigen durfte, ohne gleichzeitig mit dem Sande auch die Knochensubstanz zu entfernen. Deshalb sind auch ganze Exemplare grösserer Knochen sehr selten, ja geradezu Unmöglichkeiten. Die ausgegrabenen feuchten Knochen mussten an einem sonnigen, trockenen Orte zwei bis drei Tage liegen bleiben und dann erst konnte ich mich auf das Präpariren derselben, nämlich auf die Entfernung von Sand und das Imprägniren derselben mit Schellack und Gelatine verlegen. Das Ergebniss der Ausgrabung war ein sehr ausgiebiges. Es wurden gegen zwei Tausend verschieden erhaltener Knochen und bis über 600 Steinabfälle mit einigen Geräthen gefunden. Die Ausgrabung leitete unter meiner Aufsicht und Anleitung mein Assistent, Herr S. Osterman, der sich dieser Aufgabe durch 33 Tage mit Aufopferung und Fleiss hingab.

Es möge noch erwähnt werden, dass sowohl die Behörden des Marktfleckens Krapina, als auch seine biederen Einwohner alles Mögliche zur Förderung dieses wissenschaftlichen Unternehmens gethan haben, wofür auch an dieser Stelle Allen herzlichst gedankt sei.

* * *

Ueber die geologischen Verhältnisse der Umgebung von Krapina will ich in Kürze nur Folgendes erwähnen: Auf die Trias der Strahinščica, welcher Bergrücken uns einen zertrümmerten Ausläufer der Ostalpen darstellt, lehnen sich südlich kohlenreiche, jedoch geknickte aquitanische, zumeist leicht erodirbare, sandige und thonige Ablagerungen, auf welche sich bis auf über 400 m hohe mediterrane Strandbildungen, nämlich: Conglomerate, Sandsteine und Kalksteine des Šuseljbreg aufsetzen. Insbesondere sind diese Strandbildungen und darunter die Sandsteine und Conglomerate, welche das schmale Thal, in welchem zum grösseren Theile Krapina liegt, einrahmen, für unseren Fall von speciellem Interesse. Auf diesen Meeresbildungen liegen brackische, sogenannte sarmatische, und dann die sehr mächtig entwickelten pontischen Bildungen.

[1]) Die Schädel von Olmo und Egisheim ziehe ich nicht in Betracht, da ihr Alter nicht über alle Zweifel erhaben ist. Die Arbeiten über die neuesten mährischen Diluvialfunde werden in der definitiven Schlussarbeit über dieses Thema selbstverständlich vergleichend in Betracht gezogen werden.

Die vorhin erwähnten Meeresbildungen streichen von Westen nach Osten und fallen nach Süden unter einem Winkel von 22° ein. Bemerkenswerth ist der Umstand, dass sich in diesen vornehmlich conglomeratischen Bildungen Höhlen (bei der Ruine) und andere durch Erosion gebildete Vertiefungen vorfinden. Dies letztere erwähnte ich nothwendigerweise deshalb, weil auch unsere diluviale Fundstelle eine derartige, durch Erosion höhlenartig unterwaschene grobsandige Wand einnimmt, an deren Basis seinerzeit der Bach Krapinica, als er noch 25 m höher floss, zuerst sein gröberes, in Form von grossen, mehr weniger abgerundeten Geröllen hergebrachtes Materiale ablagerte, nachher aber, als der Bach von jener Felswand abgelenkt wurde, nunmehr noch Sand und Schlamm absetzte. Nachdem sich der Bach auch noch sein Bett vertiefte, so dass er selbst bei Hochwasser jene überdeckte Felsnische nicht mehr erreichen konnte, lagerten sich auf die hauptsächlich aus Bachsedimenten gebildeten Ablagerungen noch jene durch Verwitterung der überhängenden Sandsteinfelsen gebildeten Schichten, welche im Laufe der Zeit uns nun jene, mehrere Meter hohe Wand darstellen.

Dieses durch Verwitterung des mediterranen Sandsteines entstandene Eluvium nun deckt in sich neun Zonen, bestehend aus dunklen Streifen, welche wieder Holzkohle, Asche, gebrochene und angebrannte Knochen und Steinwerkzeuge enthalten. Es unterliegt also keinem Zweifel, dass hier eine Wohnstätte des Menschen war. Neben diesen sicheren Spuren des menschlichen Daseins fanden sich aber, wie erwähnt, auch Reste seines Skelettes. Durch die ganze Schichtmasse, also von der ersten Zone an und bis zur höchsten herauf, beobachten wir die Ueberreste ausgestorbener Formen, als: Rhinoceros tichorrhinus, Ursus spelaeus und Bos primigenius, und nebst diesen, und zwar hauptsächlich in der ersten Zone, solche von Castor fiber (Bieber). Wie diese letzteren auf die erste Zone, sind wiederum jene von Ursus spelaeus vornehmlich an die oberste Zone gebunden.

Am wichtigsten sind indessen jedenfalls die Ueberreste des Menschen selbst. Dieselben wurden hauptsächlich in der vierten Zone aufgefunden. Die besten Stücke davon sind folgende:

1. Der Körpertheil des linken Unterkiefers mit fünf Zähnen in einer zusammenhängenden Reihe (1 Inc, 1 Can, 2 Prämol. und 1 Molar). Die Höhe des Kiefers beträgt bei der Symphyse bis zum oberen Rande des Incisivs 43 mm; die Dicke des Kiefers gleich hinter der Symphysis 13·5 mm.

2. Der Körpertheil des linken Oberkiefers mit sechs Zähnen ebenfalls in einer zusammenhängenden Reihe, und zwar: 1 rechter Inc., 2 linke Inc., 1 Canin und 2 Prämol. Die Höhe dieses Kieferstückes ist besonders bemerkenswerth; sie beträgt nämlich vom Rande des ersten Inc. bis zur Crista nasalis 34 mm oder, ohne der Zahnkrone, also von der Crista nasalis bis zum Alveolarrand 24·3 mm.

3. Der Körpertheil des linken Oberkiefers mit vier Zähnen (2 Prämol. und 2 Molaren) in einer zusammenhängenden Reihe. Auch an diesem Kieferstücke ist die Entfernung des Alveolarrandes vom Vomer eine sehr auffallende.

Ausserdem wurden noch fünf Astfragmente des Unterkiefers, einige Os temporale mit dem Proc. mastoideus, 80 verschiedene Zähne, ein Finger, Wirbelfragmente und mehrere Schädeldachstücke gefunden.

Ich habe bereits betont, dass unser Unterkieferkörper an jenen von La Naulette und den aus der Šipkahöhle erinnert, nur dass unser Kiefer unzweifelhaft von einem normal entwickelten Individuum herrührt. Während, wie gesagt, der Šipkaer Kiefer von einem an Zahnretention leidenden Exemplare stammt, fehlen wieder dem Nauletter Stücke die Zähne. Jedenfalls ist es wichtig, dass diese beiden Kiefer ebenfalls aus diluvialen Bildungen herrühren und dass sie, was Stärke und Prognathie anlangt, mit unserem Krapinaer Kiefer gut übereinstimmen. Neu ist es allenfalls, dass sich der diluviale Mensch durch einige osteologische Merkmale auszeichnet, und zwar: durch den äusserst kräftigen Eindruck für die Unterkieferdrüse an der Innenseite desselben, welcher nach vorne bis unter die Hälfte des zweiten Prämolares reicht, und durch die Lage des Foramen mentale an der Aussenseite des Kiefers. Dieses Foramen ist beim recenten Menschen von der „Protuberantia mentalis“ 2·5 und beim Krapinaer Kiefer 3·54 cm entfernt.

Bezüglich unseres Oberkiefers wäre ausser der erwähnten bedeutenden Kieferhöhe insbesondere die Fossa praenasalis zu erwähnen, welche sich ober den Incisiven beiderseits der Crista nasalis vorfindet.

Mit den Eigenthümlichkeiten der Kieferknochen scheint noch eine sehr interessante Adaption einiger Theile des Os temporale im Zusammenhange zu stehen, nämlich: das kräftige Os tympanicum und Proc. zygomaticus, bei gleichzeitiger geringerer Entwicklung des weiter rückwärts stehenden Proc. mastoideus. Aehnliches beobachtete ich auch an acht neolithischen Schädeln von Vučedol bei Vukovar in Slavonien, welche sich im archäologischen Museum zu Agram befinden[1]).

Alle diese osteologischen Eigenthümlichkeiten am Kiefer und dessen Nachbarknochen des diluvialen Menschen scheinen Reste jener ursprünglichen Anpassungen an natürliche Lebensverhältnisse zu sein, bei welchen die mit kräftigen Muskeln versehenen Kauwerkzeuge alle jene Arbeiten verrichten mussten, welche heutzutage der Mensch durch Kochen und Zerkleinern

[1]) Um mir diesbezüglich einige Gewissheit zu verschaffen, studirte ich die Schädel verschiedener Menschenrassen in der reichen anthropologischen Sammlung des k. k. Hofnaturaliencabinetes, welche mir durch die Güte des Herrn Custos Szombathy bereitwilligst zur Verfügung stand. Bei dieser Gelegenheit konnte ich mich überzeugen, dass der Proc. mastoideus, was seine Lage betrifft, ein sehr variabler Knochenvorsprung ist. Doch scheint die Tendenz des Zurückdrängens des Proc. mastoideus durch die stärkere Entwicklung des Os tympanicum bei den primitiv lebenden wilden Völkern und dem diluvialen Menschen ein öfteres Vorkommen als beim recenten Menschen gewesen zu sein.

der Speisen mittelst Messer u. s. w. bewerkstelligt. Das Verschwinden jener Rinnen, resp. Muskeln u. s. w., hinge deshalb offenbar mit diesen jetzt verfeinerten und künstlichen Behelfen zusammen.

Neben den Ueberresten des menschlichen Skelettes wurden auch zweifellose Spuren seiner Thätigkeit gefunden. Durch alle neun Zonen nämlich wurden Gesteinsabfälle von Feuerstein, Jaspis, Opal, Quarz und Calcedon nebst einigen grob ausgearbeiteten Steinwerkzeugen, wie Messer, Schaber, Spitzen, vorgefunden. Alle diese Werkzeuge sind sehr primitiv, denn sie sind entweder einfache, längliche, scharfkantige sogenannte Messer, oder gewöhnlich etwas grössere, stärkere, an einem oder zwei Rändern zugeschlagene Schaber, von denen zumeist einer etwas zugerundet ist. Das grösste Exemplar misst 90·5 mm. Alle Werkzeuge sind blos an einer Seite bearbeitet, wie dies gewöhnlich an paläolithischen, insbesondere an Stücken aus den älteren Abtheilungen dieses Zeitalters zu beobachten ist. Diese Werkzeuge verfertigte sich der Mensch aus entsprechenden Bachgeröllen, die ihm der Bach Krapinica aus dem nahen Strahinje, wo nämlich Eruptivgesteine nebst Opalen u. dgl. vorkommen, herbrachte. Da ja damals der Mensch ohne alle Behelfe war, so konnte er auch kein anderes Gesteinsmateriale bequemer benützen als eben das Gerölle, worunter er sich ganz nach Belieben je nach Grösse, Härte und Bruch wählen konnte; insbesondere mussten ihm nebst Härte muschelig brechende Gesteine willkommen sein, da sie höchst geeignet zur Production jener Geräthe waren.

Der diluviale Bewohner der Gegend Krapinas dürfte allenfalls ein kräftig gebauter, sonst aber ein ganz normaler Mensch ohne jedwede „pithecoide“ Merkmale gewesen sein. Demzufolge ist im Allgemeinen auch die Annahme, dass der Mensch schon im Tertiär anwesend war, vollkommen berechtigt. Während seiner Lebensdauer kämpfte er unaufhörlich um seine Existenz, sei es, dass er sich jagend die nothwendigen Nahrungsmittel verschaffte, sei es, dass er sich gegen die wilden Thiere, Bären, Wölfe, gelegentlich auch gegen seine Nachbarn wehrte. Die Höhle in Krapina besuchte er regelmässig; dort machte er sich sein Feuer, wärmte sich, bereitete sein primitives Mahl und seine Werkzeuge. Er war indessen auch längere Zeit von der Höhle abwesend, wohin dann auch häufig wilde Thiere, beispielsweise der Höhlenbär, einkehrten. Es scheint, dass der Mensch dem Bären aus dem Wege ging, denn die Ueberreste des letzteren, nämlich die Zähne, lassen ungezwungen auf einen natürlichen Tod dieser Thiere schliessen, weil eben alle sehr stark abgekaut sind, was bei allen anderen Thieren nicht der Fall ist. Mit seinen Stammesgenossen scheint der Mensch nicht in Eintracht gelebt zu haben, vielmehr deuten die ziemlich zahlreichen angebrannten Menschenknochen verschieden alter Individuen in den Feuerlagern der vierten Zone auf Cannibalismus hin.

Die primitiv und nur aus Stein gefertigten Geräthe, welche wir in gleicher Qualität durch alle neun Zonen jenes bis 8 m hohen Sandcomplexes, welcher für seine Bildung zweifelsohne eine lange Reihe von Jahren in Anspruch nahm, sprechen sehr deutlich: einmal für die lange Dauer jener älteren Abtheilung des paläolithischen Zeitabschnittes, den Mortillet als „Moustérien“ bezeichnete, und dann, wie der damalige Mensch durch jenen langen Zeitraum hindurch bezüglich seiner Cultur gar keinen Fortschritt machte.

2. Herr Professor A. Makowsky zeigt neuere La Tène-Funde aus der Gegend von Eisgrub und ein bei Weisstätten in Mähren gefundenes Bronzeschwert vor und spricht erklärende Worte hiezu.

3. Herr Dr. J. Nüesch in Schaffhausen macht in einem an Herrn Professor Dr. A. Makowsky gerichteten Schreiben, ddo. 5. December 1899, Mittheilung von seinen Grabungen im Kesslerloche bei Thayngen. Das Schreiben lautet:

Am Congresse in Lindau hatte ich das Vergnügen, Ihren Vortrag über Spuren des Menschen aus der Mammuthzeit zu hören und die von Ihnen vorgewiesenen, von Menschenhand bearbeiteten Rhinocerosknochen zu sehen.

Es wird Sie vielleicht interessiren, zu erfahren, dass ich bei meinen allerneuesten Ausgrabungen auf ganz unumstössliche Beweise von der Consistenz des Menschen mit dem Mammuth gestossen bin. Schon in Lindau theilte ich mit, dass ich im Kesslerloche bei Thayngen abermals Grabungen vorgenommen habe und legte eine grosse Collection von schönen Fundgegenständen aus der Rennthierzeit vor; ich habe diese Grabungen bis vor acht Tagen fortgesetzt vor dem südöstlichen Eingange der Höhle, der beinahe ganz von einem einzig aus Kalksteinbreccie bestehenden Trümmerwall gebildet war. In diesem seit dem Rückzuge der Gletscher aus unserer Gegend noch ganz unversehrt erhaltenen Schuttkegel fanden sich zwei grosse Backenzähne von einem erwachsenen Mammuth, eine Menge Lamellen von Backenzähnen und Knochen von jungen Individuen derselben Art, ausserdem eine Feuerstelle mit Kohlenresten und angebrannten Knochen vom Mammuth, und zwar nicht nur ein angebrannter Knochen dieses Thieres, sondern eine ganze grosse Menge solcher, welche grösstentheils zerschlagen sind; sie lagen zerstreut um die Feuerstelle herum und auch welche auf derselben; mehrere Rückenwirbel eines jungen Mammuths zeigen auch Brandspuren; es sind von denselben aber alle Fortsätze abgeschlagen worden, so dass nur noch die Wirbelkörper vorhanden sind. Es sind diese angebrannten, zerkleinerten Knochen der jungen und alten Mammuthe die Ueberreste der Mahlzeiten von Mammuthjägern unserer Gegend — ein neuer Beweis für Ihre seit Jahren vertretene Ansicht der Gleichzeitigkeit der Existenz des Menschen mit dem Mammuth. Die Mammuthknochen — sowohl die angebrannten als auch die nichtangebrannten — fanden sich in einer Tiefe von 3 m, in der alleruntersten Schicht, welche auf dem Moränenschotter unmittelbar aufruhte. Die ersten, ältesten Bewohner des Kesslerloches kannten also das Mammuth, erlegten junge Thiere und verspeisten dieselben gebraten.

Ich erinnere noch daran, dass ich beim Schweizerbild eine Kalksteinplatte fand, in derselben Culturschicht — der Rennthierschicht —, auf welcher eine Zeichnung eines Mammuths sich befindet; sie ist im Landesmuseum in Zürich; die Rennthierjäger haben das Thier also gekannt und sein Bild durch die Zeichnung festgehalten.

4. P. **Wilhelm Schmidt** legt

Ergänzungen und Berichtigungen

vor.

Von P. Vormann gehen mir die folgenden Ergänzungen und Berichtigungen zu „Ethnographisches aus Berlinhafen“ zu.

Die Lage von Berlinhafen ist nach den neuesten Vermessungen der „Möwe“ mit 142° 30′ 49″ östl. L. und 3° 8′ 54″ südl. Br. anzusetzen.

Dem Principe entsprechend, Dörfer und Insel mit dem Namen zu benennen, welchen die Bewohner derselben geben, muss S. 13 Seléo und Tamara in Salíu und Tumléo geändert werden; Seléo und Tamara sind die von den Bewohnern der Umgebung gebrauchten Namen. Ebenso verhält es sich mit dem Namen Leming, der durch Valman ersetzt werden muss.

Die Gesammtbevölkerung (S. 15) ist bedeutend zu hoch eingeschätzt. Sie beläuft sich auf 1200 Seelen. Auf Tumléo kommen 280, auf Salíu etwa 60, auf Ali vielleicht 300, auf Angel 60 Bewohner. Den angrenzenden Küstenstrich des Festlandes bewohnen etwa 500 Menschen. Die Einwohner von Ali sind zum grössten Theile zurückgekehrt. Die Eingeborenen wohnen in Dörfern beisammen, deren durchschnittliche Einwohnerzahl etwa 75 beträgt.

Die Statistik des Dorfes Vokau (sic! nicht Vokan) wurde gegen Ende 1897 aufgenommen; Vokau ist schon eines der grösseren Dörfer. Zur Vergleichung folgt hier noch die Statistik von Sapi auf Tumléo (aufgenommen am 3. Juli 1899):

Ehepaare	15
Witwer	2
Witwen	10
Jünglinge	16
Jungfrauen	4
Knaben	15
Mädchen	15
	77 Personen.

Bezüglich der Abnahme der Bevölkerung muss besonders auch die grosse Kindersterblichkeit hervorgehoben werden. Die Erstgeburt stirbt merkwürdigerweise fast regelmässig. Ueber die Ursachen sind wir uns noch nicht recht klar. Aber auch die folgenden Kinder sterben vielfach: Einige sind zu schwach zum Leben, andere verkümmern wegen Mangel an genügender Nahrung, andere gehen an den Unbilden der Witterung zu Grunde. Wieder andere endlich werden von Vater- oder Mutterhand selbst getödtet.

Wir sind darauf gekommen, dass auch bei uns diese scheussliche Sitte besteht, dort wenigstens, wo wir keine Controle üben können. In unserer unmittelbaren Nähe haben wir jetzt einige Male das Verbrechen verhüten können. Meistens sind es Mädchen, die von diesem Geschicke betroffen werden, aber auch Knaben. Wie viele haben uns nicht schon gestanden, dass ihr Brüderchen oder Schwesterchen in die See geworfen sei. Vor Kurzem wurde einer Witwe in Tumléo ein Mädchen geboren. Ihr Mann war einige Monate früher gestorben. Dieses Kind sollte nun auch in die See geworfen werden; als Grund gab man an, dass es später, wenn es herangewachsen, Niemand habe, der für dasselbe Sago hole und Fische fange. Ein gutherziger Mann erklärte aber, er werde schon dafür sorgen, man möge es nur leben lassen. Der Mann wurde der Lebensretter des Kindes. Diese Geschichte kam uns zu Ohren und damit erhielten wir die erste Kunde von dem Bestehen der schrecklichen Sitte. Ganz kurz nachher wollte auch ein Mann auf dem Festlande, der Nachbar unserer Station, sein drittgeborenes Mädchen tödten; doch gelang es P. Schleiermacher, der dort stationirt ist, ihn davon abzubringen. Natürlich geben wir jetzt scharf Acht, damit dieser Barbarei keine Kinder mehr zum Opfer fallen.

Zu S. 17, Spalte 2, Zeile 20 von unten ist zu corrigiren, dass der beim Betelkauen gebrauchte Kalk sich nicht in einer „ausgehöhlten, birnenförmigen Baumfrucht“, sondern in der birnenförmigen harten Frucht eines Rankengewächses aus der Familie der Cucurbitaceae befindet.

Als Correcturen zu den Valman-Wörtern S. 18, Spalte 2: statt ronen lies ronon, statt guanu lies gnanu, statt guan lies gnan. Correcturen zu den Tumléo-Wörtern S. 20: statt el t'akul lies el t'akál, statt Haus anó lies áno, meistens laum, statt bjang lies ajang, tauwang, statt saum lies saúm, statt (Regen) rien lies wíĕp, statt Tod eikamet lies tot eikamet (ei ist Zeichen des Perfect, ka Verbalpräfix) [1]).

Bezüglich des Zählens der Valman (S. 21, Spalte 2) ist zu bemerken, dass kolakolun allerdings unrichtig ist; richtig heisst es: klago olun = „Hand die eine“, die Bewegung der Faust ist die des Zeigens derselben.

Die geringe Tätowirung (S. 23, Spalte 1), welche hier vorkommt, besteht aus dunkelblauen, fast schwarzen Linien. Dieselben finden sich meistens auf den Wangen = ((( ))), auf dem Oberarm = ═══ und auf der Vorderseite des Körpers = ∬ ‖. Bei Frauen findet sie sich auch wohl auf dem oberen Ansatz der Brüste. Hergestellt werden diese Linien, indem man mit einer Glasscherbe die Haut bis auf's Blut durchsticht und die Wunden mit Russ einreibt.

Bezüglich der Zubereitungsart der Speisen (S. 23, Spalte 2) ist nachzutragen, dass allerdings Gewürze und so auch Salz nicht bekannt sind, dass

[1]) [Reichliches sprachliches Material sowohl des Valman als auch des Tumléo etc. ist theilweise schon eingetroffen, theilweise erwarte ich es in nächster Zeit. Wegen des bedeutenderen Umfanges desselben kann es hier nicht zur Veröffentlichung gelangen; ich werde dasselbe sprachwissenschaftlichen Zeitschriften zuführen.]

aber doch beim Kochen einiger Speisen, z. B. Gemüse, Seewasser gebraucht wird.

S. 26, Spalte 1, Zeile 21 muss es statt „Citapstaude“ heissen „Stippapalme“.

Der Name der Zauberei (S. 27, Spalte 1, Zeile 26 ff.) ist — in der Valman-Sprache — nicht Sapuel, sondern Jápuel, ein anderer Name ist neipigi. In Tumléo ist der Name Japúl.

Polygamie (S. 27, Spalte 2) ist nicht häufig. In den uns bekannten Fällen ist es immer so, dass der Mann eine verwitwete Frau dazu geheiratet, wie es scheint, mehr aus Gutherzigkeit, als aus Sinnlichkeit, um nämlich für sie zu sorgen. Ein Fall in Valman ist mir indess bekannt, wo ein junger Mann schon zwei Frauen hatte. Das Ehebündniss wird allerdings im Allgemeinen als unzertrennlich betrachtet, indess bei näherer Kenntniss zeigen sich doch auch Licenzen. Manchmal läuft die Frau dem Manne weg, manchmal wird sie vom Manne davongejagt. Kommt keine Versöhnung zu Stande, so tragen beide keine Bedenken, bei günstiger Gelegenheit sich wieder zu verehelichen. In Tumléo lebt ein Mann, der seine erste Frau aus dem Stamme der Jamir holte. Die Mutter der Frau war aber nicht einverstanden mit dieser Heirat und holte ihre Tochter nach einigen Monaten ehelichen Zusammenlebens einfach zurück. Daraufhin heiratete der Mann eine Frau aus Mălól. Diese Frau war aber von ihrem ersten Manne davongejagt worden, nachdem sie ihm schon mehrere Kinder geboren hatte; sie heiratete darauf einen anderen Mann in Mălól, der aber bald starb, und darauf wurde sie dann jetzt die Frau des Mannes in Tumléo.

Dr. Philipp Paulitschke †.

Am 11. December 1899 starb der erste Secretär unserer Gesellschaft, kaiserlicher Rath Prof. Dr. Philipp Paulitschke, der bis zu seinem Tode das ihm übertragene Ehrenamt mit voller Hingebung verwaltete und in Erkenntniss seiner auf's Aeusserste geschwächten Gesundheit noch zuletzt für seinen Stellvertreter die Vortragsreihe fast für das ganze Jahr 1900 feststellte und selbst noch für den folgenden Band unserer „Mittheilungen“ heftweise die Aufeinanderfolge der Abhandlungen verzeichnete. Für das erste Heft hatte er eine Abhandlung unter dem Titel: „Beiträge zur Kenntniss der Sprache von Darfur“, für die folgenden drei Hefte „Beiträge zur Kenntniss der Sprache von Umalé“ vorbereitet. Die Ausgestaltung dieser Pläne war ihm nicht mehr vergönnt, und uns sind als letzte Zeugen seiner unentwegten Schaffensfreudigkeit nur die Ueberschriften zu seinen gedachten künftigen Arbeiten geblieben.

Philipp Paulitschke wurde am 25. September 1854 als Sohn des gutsherrlichen Revierförsters Josef Paulitschke und der Franziska, geb. Borkowetz, im Dorfe Czermakowitz bei Mährisch-Kromau geboren. In den Taufmatriken der Pfarre Ober-Kaunitz, zu welcher Czermakowitz gehört, erscheint der Name Paulitschke mit dem Prädicate „de Brügge“, von welchem der Verstorbene jedoch niemals Gebrauch machte. Er besuchte das Real-Obergymnasium in Ungarisch-Hradisch, maturirte am 10. October 1872 in Laibach, worauf er beim 3. Infanterie-Regimente seiner Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger Genüge leistete. Die Universitätsstudien beendigte er in Graz und erhielt 1877 die Lehrbefähigung für classische Philologie am Untergymnasium, 1878 am Obergymnasium. Neben den zeitraubenden philologischen Studien betrieb er 1875 und 1876 Geschichte und Geographie und war in diesen Jahren eines der eifrigsten Mitglieder des Geographenvereines an der Universität Wien, deren Bibliothek er mit Sorgfalt und Umsicht verwaltete. Die Vereinsprotokolle aus dieser Zeit enthalten fast für jede Sitzung Anträge von ihm und geben ein anschauliches Bild von seiner unermüdlichen Thätigkeit, aber auch von seinem leicht erregbaren Ehrgefühl. Schon damals äusserte sich in ihm eine besondere Vorliebe für die Geographie Afrikas, der er Zeit seines Lebens treu geblieben ist.

Am 17. September 1876 wurde er zum Supplenten am Staatsgymnasium in Znaim, am 27. August 1877 zum wirklichen Lehrer für Latein und Griechisch am selben Gymnasium ernannt. Am 9. April 1879 wurde er zum Doctor philosophiae promovirt.

In diesem Jahre erschien seine erste ethnographische Studie: „Die afrikanischen Neger“, ethnographische Bilder (Wien, Verlag A. Hölder, 1879), welcher das mehr bibliographische Werk „Die geographische Erforschung des afrikanischen Continentes von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage“ (Wien, Verlag Brockhaus & Bräuer, 1880) folgte.

Am 27. August 1880 wurde er zum wirklichen Lehrer am Staatsgymnasium in Hernals ernannt, erhielt am 27. October desselben Jahres den Titel „Professor“ und legte endlich am 29. October 1881 in Graz für sein Lieblingsfach Geschichte und Geographie die Lehrbefähigungsprüfung ab.

Am 17. November 1882 wurde er als Privatdocent für Geographie an der Wiener Universität bestätigt und wurde endlich am 15. Juli 1890 an das k. k. Staatsgymnasium im VIII. Bezirke (Wien) versetzt, wo er bis zum 20. September 1899 thätig war.

Paulitschke war mit einem ganz aussergewöhnlichen Sprachentalente begabt, so dass er fast alle europäischen Sprachen nicht nur lesen, sondern auch geläufig sprechen konnte, und das war nicht sein geringster Stolz. Selbst einige orientalische Sprachen, soweit sie für seine afrikanischen Forschungen nöthig waren, eignete er sich an. Derart ausgerüstet, bereiste

er alljährlich verschiedene Länder Europas, ging 1880 nach Aegypten und Nubien und machte 1884 mit Dr. Dominik Kammel, Edl. v. Hardegger, seine bekannte Expedition nach den Somali- und Gallaländern, als deren Ergebniss seine Hauptwerke: „Beiträge zur Ethnographie und Anthropologie der Somâl, Galla und Hararî“ (mit 40 Lichtdrucktafeln, 4 Text-Illustrationen und einer Karte, Leipzig 1886), „Harar. Forschungsreise nach den Somâl- und Gallaländern Ostafrikas; ausgeführt von Dr. Kammel v. Hardegger und Prof. Dr. Paulitschke“ (Leipzig 1888, mit 50 Abb., einer Tafel und zwei Karten) und das zweibändige Buch „Ethnographie Nordostafrikas“ (Berlin 1894 und 1896) erschienen. In dem letzten Werke legte Paulitschke die ganze Kraft seines Könnens und sein gesammtes Wissen nieder. Es fand allseits in der Gelehrtenwelt eine günstige Aufnahme, wiewohl es sichtlich unter der Sucht leidet, eine verblüffende Literaturkenntniss des Verfassers zum Ausdrucke bringen zu wollen. Dadurch treten Paulitschke's eigene und gewiss höchst werthvolle Beobachtungen zu Gunsten fremder Autoren völlig in den Hintergrund. Auch die reichen ethnographischen Sammlungen, die er theils mitbrachte, theils veranlasste, liess er in diesem seinen Hauptwerke, das ihm den Weg zu einer zu begründenden Lehrkanzel für allgemeine Ethnographie an der Wiener Universität erschliessen sollte, fast gänzlich unbearbeitet. So trägt seine Arbeit den Stempel einer trotz eigener Anschauung auf literarischen Quellen fussenden, mehr philosophirenden, als auf materieller Grundlage beruhenden Untersuchung, die in vielen Dingen zu verfehlten Schlüssen führt. Der Hauptwerth dieses letzten Werkes Paulitschke's beruht unzweifelhaft in den sprachlichen Angaben.

Die anthropologisch-ethnographische Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums verdankt ihm eine 380 Nummern zählende, sehr gut bestimmte Sammlung von den Somâl, Galla, Danâkil und Hararî und eine Sammlung von 338 photographischen Aufnahmen. Eine ausführliche Beschreibung dieses reichen Materiales allein mit Zuhilfenahme der eigenen persönlichen Erfahrungen hätte Paulitschke einen Ehrenplatz unter den ethnographischen Forschern gesichert.

Um sein Ziel, die ethnographische Lehrkanzel, sicher zu erreichen, trat er 1892 als Volontär in die anthropologisch-ethnographische Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums ein, wo er, seiner Neigung folgend, sich nur bibliothekarischen Arbeiten widmete; auch hier stand er den ethnographischen Objecten selbst fremd gegenüber; sie bildeten für ihn eine Welt, in die er nicht einzudringen vermochte oder wenigstens es nicht wollte. Für seine Verdienste um das Hofmuseum wurde ihm am 17. August 1892 der Titel eines kaiserlichen Rathes taxfrei verliehen.

Seine Stellung am Hofmuseum brachte ihn unserer Gesellschaft, der er seit dem Jahre 1886 angehört hatte, deren Arbeiten er aber ziemlich ferne geblieben war, wieder näher. Seine frühere Thätigkeit in unserem Kreise beschränkte sich auf einen Vortrag über die ethnographischen und anthropologischen Ergebnisse seiner und Dr. v. Hardegger's Reise in die Somâl- und Gallaländer, den er in der Monatsversammlung am 19. Mai 1885 hielt (vgl. die „Mittheilungen“, Bd. XV, S. [63]) und auf eine Abhandlung: „Die Wanderungen der Oromó oder Galla Ostafrikas“ im XIX. Bande der „Mittheilungen“ (S. 165—167, mit einer Tafel). Im XVIII. Bande (S. 274—276) erschien die einzige Besprechung, welche Paulitschke's Werke in unseren „Mittheilungen“ erfuhren, aus der Feder seines wärmsten Freundes und Gönners Prof. Dr. Friedrich Müller über das Buch „Harar“, in welcher die Expedition Paulitschke's wegen der Feststellung, dass die Sprache Harars zu den semitischen Sprachen Abessiniens, den sogenannten Geez-Sprachen, gehört, zu den bedeutungsvollsten Reisen der Neuzeit gezählt wird. Am 10. November 1896 hielt er einen Vortrag über die Zwergvölker Afrikas (Bd. XXVI, S. [63]—[64]).

Am 9. März 1897 wurde Paulitschke zum Secretär-Stellvertreter gewählt und hielt in dieser Eigenschaft zwei Vorträge, den einen am 8. März 1898 über prähistorische Funde aus dem Somâllande, der als Abhandlung erschien (vgl. „Mittheilungen“, XXVIII, S. 115 bis 121, mit drei Tafeln), den anderen am 10. Januar 1899 als eine Besprechung der Afrika-Expedition des Prinzen Heinrich Karl von und zu Liechtenstein unter dem Titel „Ethnographisches aus Ostafrika“ (vgl. „Mittheilungen“, XXIX, S. [1]—[2]).

Am 14. Februar 1899 wurde Paulitschke zum ersten Secretär der Gesellschaft ernannt und hatte von da ab die „Mittheilungen“ zu redigiren. In diesem Bande erschienen von ihm als seine letzten Arbeiten drei Buchanzeigen: über Franz Thonner, „Im afrikanischen Urwald“ (S. 60), Franz Boas, „The social organization and the secret societies of the Kwakiutl Indians“ (S. 96—97) und „Portugalia, Materiaes para o estudo do povo portuguez“ (S. 232). Die an zweiter Stelle genannte Anzeige führt Paulitschke auf ein ihm bis dahin ziemlich unbekannt gebliebenes Gebiet und liefert einen sprechenden Beweis dafür, wie ernst er seine Aufgabe erfasste.

Wenn auch nicht geleugnet werden kann, dass Paulitschke nicht aus eigenem Antriebe sich unserer Gesellschaft wieder zuwandte, der er so lange fern geblieben war, und dass ihm anfänglich die Betheiligung an unseren Arbeiten sicher nur als eines der Mittel galt, die Universitätsprofessur zu erreichen, so hat er sich doch mit all' seiner Kraft der neuen Bürde gewidmet; die kurze Dauer seines Secretariates bildet einen Markstein in der Geschichte unserer Gesellschaft: sie ist gekennzeichnet durch die Uebernahme des Protectorates von Seiten des Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand von Oesterreich-Este. Es war sichtlich das Bestreben Paulitschke's, die Gesellschaft allmälig trotz und unbeschadet ihres innigen Verbandes mit dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum zu einer gewissen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zu bringen, wenigstens insoferne, dass ihr Wohl und Wehe nicht gänzlich an die anthropologisch-ethnographische Abtheilung gebunden wäre. Deshalb war er auch bestrebt, für die Gesellschaft ein eigenes Kanzleilocale zu erlangen.

Und so hat Paulitschke während des letzten Jahres in aufreibender Thätigkeit bis zum letzten Athemzuge der Gesellschaft seine Kraft gewidmet, in der er ein neues Feld für eine neue Seite seiner Thätigkeit gefunden zu haben glaubte, in der er sein Organisationstalent zu erproben hoffte. Inmitten dieser stolzen Pläne, vielleicht knapp vor seinem Ziele stehend, musste er von uns scheiden!

So kurz auch sein Wirken war, so hat es doch für uns nachhaltige Spuren zurückgelassen; so verfehlt auch manche seiner wissenschaftlichen Auffassungen gewesen sein mögen, so hat er doch Eines verstanden, Andere für seine Wissenschaft zu begeistern und ihr Jünger zuzuführen. Und das werden wir ihm dankbaren Herzens nicht vergessen![1])

Dr. Wilhelm Hein.

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

152. Olshausen: Vortrag über das Gräberfeld auf dem Galgenberge bei Wollin. Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 18. Februar 1899. Separatabdruck. Gesch. d. Verfassers.

153. Milleker, Bodog: Délmagyarország régiségleletei a Honfoglalás Elötti Idokből. Kiadta a „Délmagyaroszági Tört. Es. Reg. Muzeum Tarsulat. II. Rész: Romai, Romai Korszaki Barbár és Népvándorláskori Leletek. Temesvár 1898 (2 Hefte). Gesch. d. Verfassers.

154. Report of the Board of Managers of the Departement of Archaeology and Palaeontology of the University of Pennsylvania 1893. Philadelphia 1894.

155. Sommerville: Talismans. (Catalog 1889.)

156. Loan Exhibition. Objects used in religions ceremonies and charms and implements for divination, etited by Steward Culin. (Catalog.) Philadelphia 1892.

157. Adress delivered at the opening ceremonies of the exhibition of objects used in Worship. Philadelphia 1892.

158. Sara y Stevenson: An ancient egyptian Rite illustrating a phase of primitive thought. (Reprinted from Memoires of the international congress of Anthropology Chicago.

159. Derselbe: The Feather and the Wing in early Mythology (from the „Oriental Studies“ of the oriental Club of Philadelphia 1894.)

160. The exhibit of the Section of Egypt and the Mediterranea Atlantos Exposition 1895.

161. Stevenson, Mrs. Cornelius: On the remains of the foreigners discovered in Egypt by Mr. Flinders-Petrie, 1895, now in the Museum of the University of Pennsylvania (read before the American Philosophical Society, March 20. 1896).

162. Culin, Stewart: Chinese games with dice (read befor the Oriental Club of Philadelphia, March 14, 1889). Philadelphia 1889.

163. Derselbe: Korean Games with notes and the corresponding Games of China and Japan. Philadelphia 1895.

164. The Babylonian Expedition of the University of Pennsylvania. Series A: Cuneiform Texts, edited by H. v. Hilprecht, Vol. IX. Philadelphia 1898.

165. Hamilton, Frank, Cushing: A preliminary report on the exploration of ancient Key-Dweller Remains on the gulfcoast of Florida (from the Proceedings of the American Philosophical Society, Vol. XXXV, Nr. 153).

166. Mercer, Henry C.: The finding of the remains of the fossil Sloth at Big Bone cave, Tennessee in 1896 (reprintea from, Vol. XXXVI, Nr. 154. Proceedings American Philosophical Society). Nr. 154—166 Gesch. d. Departement of Archaeology and Palaeontology of the University of Philadelphia.

167. Edwards, Charles L., Ph. Dr.: Bahama songs and stories. A contribution to Folk-Lore published for the American Falk-Lore Society 1895. Boston and New York by Houghton-Mifflin's Comp.

168. Bergen, Fanny D.: Current Superstitions. Collected from the Oral Tradition of english speaking folk; with nots and introduction by William Wells Newell. Published for the American Folk-Lore Society. Boston and New York 1896.

169. Teit, James: Traditions of the Thompson River Indians of British Columbia, with introduction by Franz Boas. Published for the American Folk-Lore Society. Boston and New York 1896. Nr. 167—169. Gesch. d. Houghton-Mifflin's Comp. Publisher Cambridge, Mass.

170. Pittard, Eugène: Sur des Nouveaux Crânes provenant de diverses Stationes Lacustres de L'Europe neolithique e de l'âge du Bronze en Suisse. (Extrait de l'Anthropologie.)

171. Derselbe: Sur L'ethnologie des Populations Suisse. (Extrait de l'Anthropologie.)

172. Derselbe: Étude d'une Série de 47 Crânes Dolichocéphales et Mésaticéphales de la vallée du Rhône (Valais). (Extrait du „Bulletin de la Société Neuchâtelois e de Géographie“, tome XI, 1899.) Neuchâtel 1899.

173. Derselbe: Sure des restes humains provenant de diverses stations Lacustres e de l'âge de Bronze. (Extrait des „Archives des Sciences physiques et naturelles“, VII. Avril 1899.) Genève 1899.

174. Derselbe: Sur un Cas de Pilosisme Exagéré (Hypertrichosis). (Extrait des „Archives des Sciences physiques et naturelles“.) Tome VII, Février 1899. Genève 1899.

175. Derselbe: Étude de 51 crânes des criminels français provenant de la Nouvelle-Calédonie et comparaisons avec des séries de crânes français quelconques. (Extrait des „Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris.)

176. Derselbe: Contribution a l'étude ethnographique du Valais. (Extrait du „Globe“, journal géographique, organ de la société de Géographie de Genève.) Tome XXXVIII, Bulletin.

177. Derselbe: Étude de 65 crânes Valaisans de la vallée du Rhône (Valais moyen). (Extrait du „Revue de l'école d'Anthropologie de Paris.) Neuvième année, VI, 1899.

178. Derselbe: Indice céphalique et indice facial n° 2 de diverses séries de crânes valaisans. (Extrait des „Archives des Sciences physiques et naturelles“.) Tome VII, Avril 1899. Nr. 170—178 Gesch. d. Verfassers.

179. Fennia 17. Bulletin de la Société de Géographie de Finlande sammt Atlas. Helsingfors 1899. Gesch. Herrn Prof. Palmén.

[1]) Für die freundliche Mittheilung von biographischen Angaben sei hier dem Vetter des Verstorbenen Herrn Karl Paulitschke in Wien, für die gütige Gewährung der Einsicht in die Protokolle des Geographenvereines an der Wiener Universität dessen Obmanne Herrn Ludwig Schweinberger der verbindlichste Dank gesagt.

180. Hein, Dr. Wilhelm: Das „Musée du Congo“. (Separatabdruck aus den Mittheilungen der k. u. k. Geographischen Gesellschaft in Wien, 1899, Heft 5 u. 6.) Gesch. des Verfassers.

181. Vambéry, H.: Noten zu den alttürkischen Inschriften der Mongolei und Sibiriens. (Mémoires de la Société Finno-Ougrienne, XII.) Helsingfors 1899.

182. Suomalais-Ugrilais en Seuran, Aikakauskirja. (Journal de la Société Finno-Ougrienne.) XVI. Helsingissa 1899. Nr. 181 u. 182 Gesch. d. La Société Finno-Ougrienne.

183. Wilser, Dr. Ludwig: Herkunft und Urgeschichte der Arier; Vortrag, gehalten am 11. Februar 1899 im Württembergischen Anthropologischen Verein zu Stuttgart. (Heidelberg, Verlag von J. Hörning 1899.) Gesch. d. Verfassers.

184. Hamy, Dr. E. T.: Decades Americanae, Mémoires d'Archéologie et d'Ethnographie Americaines. 3e et 4e Décades avec 4 planches et 23 figures dans le lexte. Paris. Ernest Lebroux, Editeur.

185. Hunziker, Dr. J.: Das Schweizerhaus nach seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung. Erster Abschnitt: „Das Wallis“. Aarau 1900. Gesch. d. Verfassers.

186. Ranke, Johannes: Die überzähligen Hautknochen des menschlichen Schädeldachs. (Aus den Abhandlungen der k. bayer. Akademie der Wissenschaften, II. Classe, XX. Bd., II. Abth.) München 1899. Gesch. d. Verfassers.

187. Fritsch, Gustav: Die Gestalt des Menschen (mit Benutzung der Werke von E. Harless und C. Schmidt für Künstler und Anthropologen dargestellt, mit 25 Tafeln und 287 Abbildungen im Texte. Stuttgart, Paul Neff's Verlag. Gesch. d. Verlegers.

188. Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa fundada em 1875. 16. Serie, Nr. 12. Lisboa 1897. (2 Exemplare.) Gesch. d. Gesellschaft.

189. Makowsky, Alex.: Der Mensch der Diluvialzeit Mährens, mit 9 Tafeln Abbildungen, Sonderabdruck aus der Festschrift der k. k. techn. Hochschule in Brünn. Brünn 1899. Gesch. d. Verfassers.

190. Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Verslag van den Directeur over het tijdvak van 1 Januari 1897 tot 30 Sept. 1898. Met 44 Illustraties. Gravenhagen 1899. Gesch. d. Museums.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Internationaler Congress

für

Anthropologie und prähistorische Archäologie.

XII. Session. — Paris 1900.

Das Organisationscomité unter dem Präsidium des Herrn **Alexander Bertrand** hat der Anthropologischen Gesellschaft in Wien ein Circulare zugesendet, worin mitgetheilt wird, dass dieser Congress am 20. August 1900 im Saale des Palais de Congrès de l'Exposition eröffnet werden wird und die folgenden Versammlungen in den Sälen des Collège de France abgehalten und bis 25. August dauern werden.

Die Beitrittstaxe ist auf 15 Francs festgesetzt.

Der Erlag, welcher vom Schatzmeister übernommen wird, berechtigt den Anspruch auf die Mitgliedskarte und auf alle Publicationen.

Schliesslich wird gebeten, die Gelehrten des Landes aufzufordern, sich zu vereinigen, um zum Erfolge des Congresses beizutragen.

Allfällige Mittheilungen sind an M. le **Dr. Verneau,** secretaire général du Comité d'organisation, rue Broca 148 à **Paris,** zu richten.

Zu kaufen gesucht

Archiv für Anthropologie

(Braunschweig)

Eine **complete Serie,** möglichst alles bis incl. 1898 Erschienene, sowie ferner auch die Bände XVI bis XXV (1885—1898) apart. Es sind auch Angebote einzelner **neuerer** Bände erwünscht.

Offerten erbeten an

Karl W. Hiersemann

Buchhändler und Antiquar

Leipzig, Königsstrasse 3.

Ethnographie. Anthropologie. Prähistorik.

Neueste Lager-Kataloge

von

Geographie. Geschichte. Archäologie etc.

Karl W. Hiersemann, Leipzig.

Nachstehende Kataloge versende an Interessenten auf Verlangen gratis und franco:

Katalog 228: **Ethnographie, Anthropologie, Prähistorik von Afrika, Asien, Australien und Polynesien.** (931 Nummern.)

„ 229: **Ethnographie, Anthropologie, Prähistorik Amerikas.** Enthält einen Theil der grossen Bibliothek des verstorbenen Directors des National-Museums Prof. Ernst in Carracas. (800 Nummern.)

„ 232: **Die Schweiz** und die angrenzenden Alpenländer Tirol, Steiermark, Baierische Alpen und Savoyen. Geschichte, Geographie, Ethnographie, Kunst, Archäologie, Sprache, Literatur etc. (850 Nummern.)

Karl W. Hiersemann, Buchhändler und Antiquar

Leipzig, Königsstrasse 3.

Redactions-Comité: Hofrath Prof. Dr. **Toldt** (Vorsitzender), Custos **F. Heger,** Prof. Dr. **Meringer,** Custos **J. Szombathy,** Hofrath Prof. Dr. **Zuckerkandl.** Prof. Dr. **Paulitschke** (Redacteur).

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redactions-Comité:

Hofrath Prof. Dr. Karl Toldt (Vorsitzender), **Regierungsrath Franz Heger, Sectionschef Arthur Frh. v. Hohenbruck, Custos Josef Szombathy, Hofrath Prof. Dr. Emil Zuckerkandl.**

Redacteur:

Dr. Wilhelm Hein.

XXX. BAND.

(Der neuen Folge XX. Band.)

Mit 248 Text-Illustrationen und 6 Tafeln

WIEN.

In Commission bei ALFRED HÖLDER, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

1900.

INHALT.

Abhandlungen.

Seite

Bancalari, Gustav. Forschungen und Studien über das Haus. VI. Volksmässige Benennungen der Geräthe 1

Penka, Karl. Die ethnologisch-ethnographische Bedeutung der megalithischen Grabbauten 25

Reinecke, Dr. P. Brandgräber vom Beginne der Hallstattzeit aus den östlichen Alpenländern und die Chronologie des Grabfeldes von Hallstatt. (Mit 3 Text-Illustrationen) 44

— — Grabhügelfund von Joschewa in Serbien (Mit 2 Text-Illustrationen) 50

Hoernes, Dr. Moriz. Bronzen aus Wien und Umgebung im k. k. naturhistorischen Hofmuseum und die Bronzezeit Niederösterreichs im Allgemeinen. (Mit 4 Tafeln und 2 Abbildungen im Texte) . . . 65

Weisbach, Dr. A. Die Deutschen Kärntens 79

Bünker, J. R. Typen von Dorffluren an der dreifachen Grenze von Niederösterreich, Ungarn und Steiermark. (Mit 7 Kartenbildern im Texte) 109

Fuchs, Karl. Magyarische Grabpfähle. (Mit 18 Textfiguren) 149

Miske, Kálmán Freiherr von. Hochhenklige Gefässe von Velem-St. Veit. (Mit einer Tafel) 152

Teutsch, Julius. Prähistorische Funde aus dem Burzenlande. (Mit einer Farbentafel und 157 Textfiguren) 189

Chlingensperg auf Berg, Dr. Max von. Entgegnung auf Paul Reinecke's Publication: Studien über Denkmäler des frühen Mittelalters 203

Kleine Mittheilungen.

Blümml, E. K. Vier Pestmittel des XVIII. Jahrhunderts (Ein Beitrag zur Volksmedicin) 223

Bouchal, Leo. Bezoarsteine in Indonesien 179

— — Noch einige Belegstellen für Geophagie in Indonesien und Melanesien 180

Hein, Dr. W. Victor de Stuers 25jähriges Jubiläum . . 182

Mazegger, Dr. E. B. Fundbericht aus Kaltern in Südtirol 181

Richter, Dr. E. Zur Pflege urgeschichtlicher und volkskundlicher Forschungen im Alpengebiete . . . 177

Eine diluviale Fundstelle in Mauthausen 181

Ernennung von Conservatoren 182

Ernennung Sir John Lubbock zur Pairswürde . . . 182

Internationaler Congress der Prähistoriker 182

Literaturberichte.

Seite

Buchtela, K. Vorgeschichte Böhmens: I. Nordböhmen bis zur Zeit um Christi Geburt. (M. Hoernes.) . 61

Český lid. (Das tschechische Volk.) (Bugiel.) 208

Deichmüller, Dr. L. V. Sachsens vorgeschichtliche Zeit. (M. Hoernes.) 62

Foy, W. und Richter, O. Zur Timor-Ornamentik. (W. Hein.) 169

Fritsch, Gustav. Die Gestalt des Menschen. Mit Benützung der Werke von E. Harless und C. Schmidt. (Holl.) 53

Frobenius, L. Die Schilde der Oceanier. (L. Bouchal) . 170

Furness, W. H. Folk-Lore in Borneo. (Leo Bouchal.) . 59

Gawroński, F. Rawita: Szczedrówki z powiatu dobromilskiego. (Dreikönigslieder aus dem Dobromiler Bezirke. (Bugiel.) 57

Girod, Dr. Paul et Massénat, Elie. Les stations de l'âge du Renne dans les vallées de la Vézère et de la Corrèze. Laugerie-Basse, Industrie-Sculptures-Gravures. (M Hoernes.) 100

Gusinde, Dr. Konrad. Ueber Todtenbretter. (W. Hein.) 156

Hartwich, C. Ueber Papaver somniferum und speciell dessen in den Pfahlbauten vorkommende Reste. (E. K. Blümml.) 217

Heikel, H. J. Die Brandgräber von Päivāniemi, Säijoki und Kirmukarmu in Satakunta (M. Hoernes.) . 24

Höfler, Dr. M. Das Jahr im oberbayrischen Volksleben mit besonderer Berücksichtigung der Volksmedicin. (Lanz Liebenfels.) 97

Jankó, Dr. Johann. Beschreibender Katalog der ethnographischen Sammlung Ludwig Biro's aus Deutsch-Neu-Guinea (Berlinhafen). (W. Hein.) 99

— — Herkunft der magyarischen Fischerei. Mit einem vorläufigen Bericht des Grafen Eugen Zichy. (Dritte asiatische Forschungsreise des Grafen Eugen Zichy, Bd. I.) (Schuchardt.) 158

Journal of the Anthropological Society of Tōkyō. (Yamasaki.) 213

Justi, Ferdinand. Hessisches Trachtenbuch. (Hopfgartner.) 167

Juynboll, Dr. H. H. Wajang kĕlitik oder kŏrutjil. (W. Hein.) 169

— — Die Batikkunst in Indien und ihre Geschichte. (Herausgegeben von G. P. Rouffaer und Heger.) 211

Kohl, Franz Friedrich. Echte Tiroler Lieder. Erste Nachlese. (W. Hein) . . . . . 55 u. 108

Kroeber, Alfred L. Symbolism of the Arapaho Indians (W. Hein.) 174

Seite

Lasch, Dr. Richard. Die Finsternisse in der Mythologie und im religiösen Brauch der Völker. (Andrian.) 206

Lew, H. Żydowski humor ludowy. (Der jüdische Volkshumor.) (Bugiel.) 209

Makowsky, Alexander. Der Mensch der Diluvialzeit Mährens, mit besonderer Berücksichtigung der in den mineralogisch-geologischen Sammlungen der k. k technischen Hochschule in Brünn verwahrten Objecte. (Szombathy.) 61

Materyały antropologiczno-archaeologiczne i etnograficzne. Tom IV. 1900. (Klimentić.) 155

Milleker, Felix. Őskori szobrocskák az Alduna vidékéről. (Prähistorische Figürchen aus der unteren Donaugegend.) Jul. Thirring.) 215

Peez, Dr. Alexander. Erlebt — erwandert. (E. K. Blümml) 156

Pieper, P. Unkraut, Knospen und Blüthen aus dem blumigen Reiche der Mitte. (Kühnert.) 99

Reinecke, Dr. Paul. Tanulmányok a Magyarországi Bronzkor Chronologiájáról. (J. Thirring.) . . . 101

Reinisch, Leo. Die Somalisprache. I Texte. (W. Hein.) 214

Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. (Leo Bouchal.) 168

Ripley, Dr. William Z. A selected bibliography of the Anthropology and Ethnology of Europa. (M. Hoernes.) 53

— — The races of Europe. (K. Penka.) 205

Rouffaer, G. P. Over Indishe batik-kunst, vooral die op Java. (W. Hein.) 213

— — Die Batikkunst in Indien und ihre Geschichte (Heger.) 211

Schmeltz, J. D. E. Tentoonstelling van Japansche Kunst. Gids voor den Bezoeker. (W. Hein.) 168

Schmidt, P. W. Ueber das Verhältnis der melanesischen Sprachen zu den polynesischen und untereinander. (H. Kern.) 172

Schurtz, Dr. H. Die Anfänge des Landbesitzes. (Rich. Lasch.) 207

Spelter, P. Die Pflanzenwelt im Glauben und Leben unserer Vorfahren (E. K. Blümml.) 155

Starohrvatska Prosvjeta. Glasilo Hrvatskoga starinarskog družstva u Kninu Redigirt von Franz Radić. (Klimentić.) 175

Stolpe, H. Ueber die Tätowirung der Oster-Insulaner. (W. Hein.) 173

„Swiatowit" (Jahrbuch der prähistorischen Archäologie) (Bugril.) 218

Swietochowski, Alexander. Poéta jako czlowiek pierwotny. (Der Dichter als Naturmensch. (Bugiel.) . . . 56

Temesvary, Dr. R. Volksbräuche und Aberglauben in der Pflege des Neugeborenen in Ungarn. (Dr. v. Hovorka.) 97

Vonderau, Josef. Pfahlbauten im Fuldathal. (M. Hoernes.) 24

Weule, Dr. Karl. Der afrikanische Pfeil. (W. Hein.) . . 60

Wilser, Dr. Ludwig. Herkunft und Ursprung der Arier. (Penka.) 54

Woenig, Franz. Die Pusztenflora der grossen ungarischen Tiefebene. (E. K. Blümml.) 157

Nekrologe:

Seite

Für **Jahn Ulrich.** (W. Hein.) 64

„ **Mayr Gustav.** (L. Katona.) 219

„ **Petermandl Anton.** (Reischek.) 222

„ **Pitt Rivers.** (Balfour.) 176

„ **Salmon Philippe.** (M. Hoernes.) 63

„ **Torma, Dr. Sophie v.** (W. Semayer.) 175

Sitzungsberichte.

III. Gemeinsame Versammlung der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft in Lindau vom 4. bis 7. September 1899 . . . . . [1]

Tagesordnung . . . . . [1]

Theilnehmer-Verzeichniss . . . . . [2]

Erste gemeinschaftliche Sitzung . . . . . [4]

Waldeyer, Dr. Eröffnungsrede . . . . . [4]

Uebergabe des Vorsitzes an Freih. v. Andrian-Werburg. [9]

Braun, v. Begrüssungsrede . . . . . [9]

Schützinger, Bürgermeister. Begrüssungsrede . . . [9]

Zeppelin-Ebersberg, Dr. Graf. Begrüssungsrede . . [11]

Volk, Dr. Begrüssungsrede . . . . . [12]

Kellermann. Begrüssungsrede . . . . . [12]

Ranke, Dr. Johannes. Erinnerung an Herrn Senior Pfarrer Reinwald . . . . . [13]

Wissenschaftliche Vorträge . . . . . [14]

Virchow, Dr. Rudolf. Meinungen und Thatsachen in der Anthropologie . . . . . [14]

Montelius, Dr. Ueber die Chronologie der Pfahlbauten . . . . . [17]

Hoernes, Dr. Moriz. Die Anfänge der bildenden Kunst. [19]

Kollmann. Fingerspitzen aus dem Pfahlbau von Corcelettes . . . . . [20]

Zeppelin-Ebersberg, Dr. Eberhard Graf. Ueber die ethnographischen Verhältnisse der prähistorischen Bodenseebevölkerung . . . . . [25]

Virchow, zu Zeppelin's Vortrag . . . . . [28]

Zeppelin-Ebersberg, Dr. Graf. Erwiderung . . . . [28]

Hagen, Dr. B. Demonstration ostasiatischer und melanesischer Gesichtstypen . . . . . [28]

Helm, Dr. Ueber die Bedeutung der chemischen Analyse bei vorgeschichtlichen Untersuchungen . [30]

Ranke, Dr. Johannes, zu Helm's Vortrag . . . . [34]

Montelius, „ „ „ . . . . [34]

Virchow, „ „ „ . . . . [35]

Much, Dr. R., „ „ „ . . . . [35]

Olshausen, „ „ „ . . . . [35]

Helm, Dr. Erwiderung . . . . . [35]

Schmidt, Emil, zu Helm's Vortrag . . . . . [36]

Schliz, Dr. Messungen und Untersuchungen an Schulkindern . . . . . [36]

Eidam, Dr. Ausgrabungen bei Gunzhausen . . . [37]

Zweite gemeinschaftliche Sitzung . . . . . [39]

Vorlagen durch **Dr. Ranke** . . . . . [39]

Makowsky, Alexander. Ueber den diluvialen Menschen von Mähren . . . . . [41], [45]

Seite

Szombathy. Discussion über Makowsky's Vortrag. [43], [45]
Virchow. „ „ „ „ . [44], [45]
Kellermann. „ „ „ „ . . [45]
Waldeyer. „ „ „ „ . . [45]
Toldt, Dr. Karl. „ „ „ „ . . [46]
Köhl, Dr. Neue steinzeitliche Gräber und Wohnstättenfunde bei Worms . . . . . [46], [50]
Makowsky, Alex., zu Köhl's Vortrag . . . . . [50]
Voss. Ueber Schiffsfunde . . . . . [51]
Waldeyer, zu Voss' Vortrag . . . . . [51]
Bollinger, Prof. Ueber Säuglingssterblichkeit und die erbliche functionelle Atrophie der menschlichen Milchdrüse . . . . . [51]
Albu, Dr., zum Vortrag Bollinger's . . . . . [55]
Francke, Dr., zu Bollinger's Vortrag . . . . . [55]
Virchow, Dr. R. Ueber die Darstellung und die darauf begründete Messung der Gesichtsbreite . . . . [56]
Virchow, Dr. R. Ueber Centralisationsbestrebungen auf dem Gebiete vaterländischer Anthropologie und Archäologie . . . . . [57]
Martin, Dr. Rudolf. Die Ureinwohner der malayischen Halbinsel . . . . . [59]
Montelius, Dr. Die Einwanderung der Slaven in Norddeutschland . . . . . [61], [63]
Much, Dr. Rudolf, zu Montelius' Vortrag . . . . [62]
Virchow, Dr. R., „ „ „ . . . . [63]
Wilser, „ „ „ . . . . [63]
Dritte gemeinschaftliche Sitzung . . . . . [64]
Vorlagen durch Generalsecretär **Ranke** . . . . . [64]
Beltz, Dr., zu diesen Vorlagen . . . . . [64]
Köhl, Dr., „ „ „ . . . . . [64]
Kellermann, Dr., „ „ „ . . . . . [64]
Martin, Dr. Rudolf. Anthropometrisches Instrumentarium . . . . . [64]
Birkner. Die verschiedenen Methoden der Körpermessung . . . . . [66]
Fritsch, Gustav. Ueber die Körperverhältnisse der heutigen Bevölkerung Aegyptens . . . . [67], [71]
Ranke, zu Fritsch's Vortrag . . . . . [70]
Kollmann, „ „ „ . . . . . [70]
Virchow, „ „ „ . . . . . [71]
Hein, Dr. Wilh. Der Schneider im Pongauer Perchtenlaufen . . . . . [71]
Waldeyer. Ueber eine Expedition nach Polynesien und Neuseeland . . . . . [72]
Wilser, Dr. Ludwig. Zur Stammeskunde der Alemannen . . . . . [73], [76]
Much, Dr. Rudolf, zu Wilser's Vortrag . . . [75], [76]
Nüesch, Dr. J. Neue Grabungen und Funde im Kesslerloch bei Thayngen . . . . . [76]
— — Neuer Fund von Pygmäen der neolithischen Zeit aus der Grabhöhle beim Dachsenbühel bei Herblingen, Canton Schaffhausen . . . . . [79]
Virchow, bespricht eingegangene Vorlagen . . . . [79]
— — Ueber den Ursprung der Bronzecultur und über die armenische Expedition . . . . . [80]
Montelius, Dr., zu Virchow's Vortrag . . . . . [84]
Ranke, Dr. Johannes. Zur jüngsten Heidenzeit in Bayern . . . . . [85]

Seite

Beltz, Dr., zu Ranke's Vortrag . . . . . [88]
Demonstration von Funden aus den Velburger Höhlen von Apotheker **Wirsching** . . . . . [88]
Klaatsch, H. Die Stellung des Menschen in der Primatenreihe und der Modus seiner Hervorbildung aus einer niederen Form . . . . . [88]
Ranke, zu Klaatsch's Vortrag . . . . . [91]
Bumüller, Dr. Johannes. Menschen- und Affen-Femur. [91]
Andrian-Werburg. Schlussrede . . . . . [94]
Aeusserer Verlauf der Versammlung in Lindau . . [95]
Virchow. Toast auf die Freunde aus Oesterreich . [98]
Toldt, Dr. K. Toast auf die Stadt Lindau . . . . [99]
Ausflug auf den Hoyerberg und Beleuchtung der Stadt Lindau . . . . . [100]
Besuch von Bregenz und Dornbirn . . . . . [100]
Gemeinschaftliche Mittagstafel . . . . . [101]
Ausflug nach Friedrichshafen . . . . . [101]
Virchow. Ansprache an die Herren aus Schwaben [101]
Ausflug nach der Schweiz . . . . . [103]
Aufenthalt in Wetzikon-Robenhausen . . . . . [103]
„ „ Zürich . . . . . [103]
„ „ Biel . . . . . [105]
„ „ Bern . . . . . [105]
Die der XXX. allgemeinen Versammlung vorgelegten Werke und Schriften . . . . . [108]
Rednerliste . . . . . [110]

Monats-Versammlung am 9. Januar 1900 . . . . . [111]
Calliano, Gustav. Ueber prähistorische und römische Funde in und um Baden . . . . . [111]
Zdekauer, Dr. Alfred. Bericht über Schädeltrepanation im Bismarck-Archipel . . . . [116]

Ausschuss-Sitzung am 13. Februar 1909 . . . . . [117]
1. Einläufe . . . . . [117]
2. Excursionen . . . . . [117]
3. Mitgliederbewegung . . . . . [117]
4. Schriftentausch . . . . . [117]
5. Begrüssungsschreiben . . . . . [117]

Monats-Versammlung am 13. Februar 1900 . . . . [117]
Hein, Dr. Wilh. Bericht über die Reise in die Schweiz anlässlich der Lindauer Versammlung [117]
— — Bericht über bemalte rumänische Kreuze [119]
Bouchal, Leo. Vortrag: Einiges über Völker in und um Celébes . . . . . [119]

Ausserordentliche Versammlung am 24 Februar 1900 [119]
Schroeder, Dr. Leopold v. Vortrag: Ueber die neuen Entdeckungen buddhistischer Alterthümer in Ost-Turkestan . . . . . [119]

Ausschuss-Sitzung am 3. März 1900 . . . . . [126]
1. Rechnungsabschluss . . . . . [126]
2. Vorschläge für die Wahlen . . . . . [126]
3. Mitgliederbewegung . . . . . [126]
4. Verschiedenes . . . . . [126]

Jahres-Versammlung am 13. März 1900 . . . . . [126]
1. Jahresbericht des Präsidenten . . . . . [126]
2. Rechnungsabschluss . . . . . [141]
3. Wahlen . . . . . [142]

Seite

4. **J. Wisnar.** Zur Geschichte der Besiedlung des Znaimer Bezirkes . . . . . [142]
5. **Frankl, Odil.** Die Ausgrabungen in Kärnten . [143]
6. **Richly, H.** Bericht über seine Thätigkeit während des Sommers 1899 . . . . . [144]
7. **Rzehak, A.** Bericht über den Zuwachs der Sammlungen des Franzensmuseums (jetzt mährischen Museums) in Brünn im Jahre 1899 . . [147]
8. **Romstorfer, K. A.** Bericht über die Forschungsarbeiten am alten Wojewodenschlosse in Suczawa . . . . . [148]

Ausschuss-Sitzung am 10. April 1900 . . . . . [150]

1. Einläufe . . . . . [150]
2. **Karner.** Funde aus der Diluvialzeit in Krems. [150]
3. Antrag auf Honorirung der Nekrologe . . . [151]
4. Mitgliederbewegung . . . . . [151]

Monats-Versammlung am 10. April 1900 . . . . . [151]

1. Zweihundertjährige Jubelfeier der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin . . . . [151]
2. Nachruf auf Dumba, Gruber und Hoffman . . [151]
3. **Hoernes.** Bronzen aus Niederösterreich im k. k. naturhistorischen Hofmuseum . . . . . [151]
4. **Hein, Dr. W.** Votivfiguren aus Kärnten und Tirol . . . . . [151]
   Discussion: **P. W. Schmidt, R. Meringer** . . [152]
5. **Meringer, Dr. R.** Das bosnische Haus und seine croatischen Verwandten . . . . . [152]
6. **Bouchal, Dr. Leo.** Abergläubische Bräuche beim Hausbau in den Preanger Regentschaften . . [153]
7. — — Indonesische Wertiger . . . . . [154]

Hoernes, Dr. M. und **Hoernes, Dr. R.** Besuch einer neuen diluvialen Fundstelle und des städtischen Museums in Krems . . . . . [156]

Hoernes, Dr. M. Internationaler Congress der Prähistoriker in Paris 1900 . . . . . [158]

Mitgliederverzeichniss . . . . . [160]

Verzeichniss der Tauschschriften . . . . . [168]

Sitzung des Comités für praktische Arbeiten am 3. Mai 1900 . . . . . [171]

Sitzung des Redactions-Comités am 8. Mai 1900 . . [171]

Ausschuss-Sitzung am 8. Mai 1900 . . . . . [171]

1. Bericht über den Besuch der Mammutstation in Krems . . . . . [171]
2. Bewilligung eines Amtslocales im k. k. naturhistorischen Hof-Museum . . . . . [171]
3. Subventionen . . . . . [172]
4. Jubiläum der k. k. geologischen Reichsanstalt [172]
5. Mitgliederbewegung . . . . . [172]
6. Excursionen . . . . . [172]
7. Vertheilung des Fondes für praktische Arbeiten [172]
8. Aenderung des Formates der Mittheilungen . [172]
9. Schriftentausch . . . . . [172]
10. Besuch des internationalen Congresses für prähistorische Anthropologie und Archäologie in Paris . . . . . [172]

Seite

Szombathy, Josef. Bericht über den Ausflug der Anthropologischen Gesellschaft und des Wissenschaftlichen Clubs in Wien nach Baden am 13. Mai 1900 . . . . . [172]

Die 500jährige Jubelfeier der Universität Krakau am 7. und 8. Juni 1900 . . . . . [176]

Die Feier des 50jährigen Bestandes der k. k. geologischen Reichsanstalt am 9. Juni 1900 . . [176]

Hoernes, Dr. Moriz. Bericht über die Excursion nach Eggenburg . . . . . [177]

Hein, Dr. W. Bericht über die Excursion nach Schloss Kreuzenstein und auf den Michelberg am 17. Juni 1900 . . . . . [178]

— — Bericht über die Sommer-Versammlung des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich in Pulkau am 24. Juni 1900 . . . [179]

Matiegka, Dr. H. Bericht über die anthropologische Untersuchung der Gebeine Paul J. Šafařik's [179]

Gerlich, Karl. Bericht über einen Skeletfund in Prerau . . . . . [181]

Lasch, Dr. Richard. Weitere Beiträge zur Kenntniss der Geophagie . . . . . [181]

Blümml, E. K. Die Gemskugel (Aegagropili) im Glauben des XVII. Jahrhunderts . . . . . [183]

Bünker, J. R. Eiserne Opferthiere . . . . . [185]

Ausschuss-Sitzung am 9. November 1900 . . . . . [187]

1. Protokoll-Verlesung . . . . . [187]
2. Erklärung bezüglich des Amtslocales . . . [187]
3.—5. Schriftentausch-Angelegenheiten . . . . . [187]
6. Einladung der Società Italiana di Antropologia in Florenz zur Theilnahme an der am 30. April 1901 stattfindenden Feier ihres 30jährigen Bestandes . . . . . [187]
7. Schreiben von Dr. Ludwig Wilser . . . . [187]
8. Austritt Dr. Meringer's aus dem Redactionscomité . . . . . [187]
9. Mitgliederbewegung . . . . . [187]
10.-11. Localangelegenheiten . . . . . [188]
12. Excursionen . . . . . [188]
13. Subventionen . . . . . [188]
14. Vermählung Sr. k. u. k. Hoheit des Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand . . . . . [188]
15. Internationaler Congress für prähistorische Archäologie und Anthropologie . . . . . [188]

Monats-Versammlung am 13. November 1900 . . . . [188]

1. Nachruf auf Bancalari . . . . . [188]
2. **Miske, Kálmán, Freiherr v.** Ueber einige Fibeln und Nadeln aus Bronze von Velem-St. Veit . [188]
3. **Kretschmer, Dr. Paul.** Vortrag: Der Ursprung des Märchens vom Blaubart . . . . . [189]
4. **Szombathy, Jos.** Vortrag: Der XII. internationale Congress für prähistorische Anthropologie und Archäologie zu Paris 1900 . . . . . [189]
5. **Kulka, Dr. Richard.** Einige ethnographische Gegenstände . . . . . [197]

Seite

Monats-Versammlungen am 11. December 1900 . . . [197]

1. Vorschläge zur prähistorischen Kartographie von Dr. A. Voss . . . . . [197]
2. Vorlage des von Herrn Geheimrath Dr. A. Voss zusammengestellten Fragebogens zur Ermittlung und Beschreibung der gebräuchlichen Schiffsfahrzeuge einfachster Bauart . . . . [199]
3. Vorlage des von Herrn N. W. Thomas zusammengestellten Fragebogens über Thierabergläuben . . . . . [202]
4. **Gorjanović-Kramberger, Dr. Karl.** Der diluviale Mensch aus Krapina in Croatien . . . . . [203]
5. **Szombathy, Josef.** Funde aus einem neu entdeckten vorgeschichtlichen Bergbau im Ender-Sinkwerk am Salzberg bei Hallstatt . . . . [203]
6. **Želisko, J. V.** Einige weitere Nachträge zur Geophagie . . . . . [205]
7. Vorlage der Somali-Texte von Hofrath Dr. Leo Reinisch . . . . . [205]
8. **Calliano, Gustav.** Zur Ethnographie des alten niederösterreichischen Wohnhauses . . . . [205]

Seite

Ausserordentliche Versammlung am 17. December 1900 [215]

Fischer, Adolf. Vortrag: Ueber die Ureinwohner Formosas . . . . . [215]

Sitzung des Redactions-Comités am 18. December 1900 [215]

1. Formatänderung . . . . . [215]
2. Herstellung einer Farbentafel . . . . . [215]
3. Vorlage von Manuscripten . . . . . [215]
4. Neuwahl eines Redactions-Comité-Mitgliedes [215]

Ausschuss-Sitzung am 20. December 1900 . . . . . [215]

1. Protokoll-Verlesung . . . . . [215]
2. Mitgliederbewegung . . . . . [215]
3. Feststellung der Versammlungstage im nächsten Jahre . . . . . [215]

4.—6. Anträge des Redactions-Comités . . . . . [216]

7. Studienverein Helsingborg . . . . . [216]
8. Enthüllung des Göthe-Denkmales . . . . . [216]

Bouchal, Dr. Leo Bambuszithern . . . . . [216]

Eröffnung des Museums der Niederösterreichischen Landesfreunde in Baden . . . . . [216]

Geschenke für die Bibliothek . . . . . 183—188, [217]

Autoren-Register.

Seite

Andrian-Werburg, Dr. Ferd. Freiherr v. Schlussrede zur Versammlung in Lindau 1899 . . . . . [94]
— — Jahresbericht . . . . . [126]
— — Literaturbericht 206
Abu, Dr., zum Vortrage Bollinger's: Ueber pathologische Vererbung . . . . . [55]
Balfour, Henry. Nekrolog auf Lieutenant-General Pitt Rivers 176
Bancalari, Gustav. Forschungen und Studien über das Haus. VI. Volksmässige Benennung der Geräthe 1
Beltz, Dr., zu den Vorlagen des General-Secretärs Prof. Ranke auf dem Lindauer Congresse . . . . . [64]
— — zu Prof Ranke's Vortrag: Zur jüngsten Heidenzeit in Bayern . . . . . [88]
Birkner, Dr. Die verschiedenen Methoden der Körpermessung . . . . . [66]
Blümml, E. K. Die Gemskugel (Aegagropili) im Glauben des XVII. Jahrhunderts . . . . . [183]
— — Vier Pestmittel des XVIII. Jahrhunderts . . . 223
— — Literaturberichte 155, 217
Bollinger, Prof. Ueber die Säuglingssterblichkeit und die erbliche functionelle Atrophie der menschlichen Milchdrüse . . . . . [51]
Bouchal, Dr. Leo. Einiges über Völker in und um Celébes. [119]
— — Abergläubische Bräuche beim Hausbau in den Preanger Regentschaften . . . . . [153]
— — Indonesische Wertiger . . . . . [154]
— — Bezoarsteine in Indonesien 179
— — Noch eine Belegstelle für Geophagie in Indonesien und Melanesien 180
— — Bambuszithern . . . . . [216]
— — Literaturberichte 59, 168, 170
Braun, v. Begrüssungsrede . . . . . [9]
Bünker, J. R. Typen von Dorffluren an der dreifachen Grenze von Niederösterreich, Ungarn und Steiermark 111
— — Eiserne Opferthiere . . . . . [185]
Bugiel. Literaturberichte 56, 57, 208, 209, 218
Bumüller, Dr. Johannes. Menschen- und Affen-Femur . [91]
Calliano, Gustav. Prähistorische und römische Funde in und um Baden . . . . . [111]
— — Zur Ethnographie des alten niederösterreichischen Wohnhauses . . . . . [205]
Chlingensperg auf Berg, Dr. Max v. Entgegnung auf P. Reinecke's Publication: Studien über Denkmäler des frühen Mittelalters 203

Seite

Eidam. Ausgrabungen bei Gunzenhausen . . . . . [37]
Fischer, Adolf. Ueber die Ureinwohner Formosas . . [215]
Francke, Dr., zu Bollinger's Vortrag: Ueber pathologische Vererbung . . . . . [55]
Frankl, Dr. Odilo. Die Ausgrabungen in Kärnten . . [143]
Fritsch, Gustav. Ueber die Körperverhältnisse der heutigen Bevölkerung Aegyptens . . . . . [67]—[71]
Fuchs, Karl. Magyarische Grabpfähle 149
Gerlich, Karl. Bericht über einen Skeletfund in Prerau. [181]
Gorjanović-Kramberger, Dr. Karl. Der diluviale Mensch aus Krapina in Croatien . . . . . [203]
Hagen. Gesichtstypen der von ihm studirten Völker . [28]
Heger, Franz. Literaturbericht 211
Hein, Dr. Wilhelm. Der Schneider im Pongauer Perchtenlaufen . . . . . [71]
— — Bericht über die Reise in die Schweiz anlässlich der Lindauer Versammlung . . . . . [117]
— — Bemalte rumänische Kreuze . . . . . [119]
— — Votivfiguren aus Kärnten und Tirol . . . . . [151]
— — Excursion nach Schloss Kreuzenstein und auf den Michelberg am 17. Juni 1900 . . . . . [178]
— — Die Sommerversammlung des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich in Pulkau am 24. Juni 1900 . . . . . [179]
— — Victor de Stuers 182
— — Nekrolog auf Ulrich Jahn 64
— — Literaturberichte . . 55, 60, 99, 156, 168—170, 173—175, 213, 215
Helm. Ueber die Bedeutung der chemischen Analyse bei vorgeschichtlichen Untersuchungen . . . [30], [35]
Hoernes, Dr. Moriz. Anfänge der bildenden Kunst . . [19]
— — Bronzen aus Niederösterreich im k. k. naturhistorischen Hofmuseum . . . . . [151]
— — u. **Hoernes, Dr. Rudolf.** Besuch einer neuen diluvialen Fundstelle und des städtischen Museums in Krems [156]
— — Internationaler Congress der Prähistoriker in Paris 1900 . . . . . [158]
— — Bronzen aus Wien und Umgebung im k. k. naturhistorischen Hofmuseum und die Bronzezeit in Niederösterreich im Allgemeinen 65
— — Excursion nach Eggenburg . . . . . [177]
— — Nekrolog auf Philippe Salmon 63
— — Literaturberichte . . . . . 24, 53, 61—63, 100
Holl, Dr. Moriz. Literaturbericht 53
Hovorka, Edler v. Zderas, Dr. Oskar. Literaturbericht. 97

Seite

Katona, Dr. Ludwig. Nekrolog auf Gustav Mayer . . 219
Kellermann. Begrüssung beim Lindauer Congress . . [12]
— — zum Vortrag Makowsky's: Ueber den diluvialen Menschen in Mähren . . . . . [45]
— — zu den Vorlagen des Prof. Ranke beim Congress in Lindau . . . . . [64]
Kern, Dr. H. Literaturbericht 172
Klaatsch, Dr. Die Stellung des Menschen in der Primatenreihe und der Modus seiner Hervorbildung aus einer niederen Form . . . . . [88]
— — zum Vortrag Bumüller's: Menschen- und Affen-Femur . . . . . [94]
Klimentić (Clemens Čermak). Literaturberichte . 155, 175
Kohl, F. F. Berichtigung 108
Köhl, Dr. Eine neolithische Wohnstätte mit zahlreichen Wohngruben bei Worms . . . . . [46], [50]
— — zu den Vorlagen Ranke's beim Congress in Lindau [64]
Kollmann. Fingerspitzen aus dem Pfahlbau von Corcelettes (Neuenburger See) . . . . . [20]
— — zu Fritsch's Vortrag: Körperverhältnisse der heutigen Bevölkerung Aegyptens . . . . . [70]
Kretschmer, Dr. Paul. Der Ursprung des Märchens vom Blaubart . . . . . [189]
Kühnert, Dr. Franz. Literaturbericht 99
Kulka, Dr. Richard. Einige ethnographische Gegenstände [197]
Lanz-Liebenfels, Jörg. Literaturbericht 97
Lasch, Dr. Richard. Weitere Beiträge zur Kenntniss der Geophagie . . . . . [181]
— — Literaturbericht 207
Makowsky, Alexander. Ueber den diluvialen Menschen in Mähren . . . . . [41], [45]
— — zu Dr Köhl's Vortrag: Eine neolithische Wohnstätte bei Worms . . . . . [50]
Martin, Dr. Rudolf. Die Ureinwohner der malayischen Halbinsel . . . . . [59]
— — Anthropometrisches Instrumentarium . . . . [64]
Matiegka, Dr. Heinrich. Bericht über die anthropologische Untersuchung der Gebeine Paul Šafařik's . . [179]
Mazegger, Dr. Fundbericht aus Kaltern 181
Meringer, Dr. Rudolf. Das bosnische Haus und seine croatischen Verwandten . . . . . [152]
Miske, Kálmán, Freiherr v. Hochhenklige Gefässe von Velem-St. Veit 152
— — Ueber einige Fibeln und Nadeln aus Bronze von Velem-St. Veit . . . . . [188]
Montelius, Dr. Oskar. Ueber die Chronologie der Pfahlbauten . . . . . [17]
— — zu Helm's Vortrag: Ueber die Bedeutung der chemischen Analyse bei vorgeschichtlichen Untersuchungen . . . . . [34]
— — Die Einwanderung der Slaven in Norddeutschland . . . . . [61], [63]
— — zum Vortrag Virchow's: Ueber den Ursprung der Bronzezeit . . . . . [84]
Much, Dr. Rudolf, zu Helm's Vortrag: Ueber die Bedeutung der chemischen Analyse bei vorgeschichtlichen Untersuchungen . . . . . [35]
— — zu Montelius' Vortrag: Die Einwanderung der Slaven in Norddeutschland . . . . . [62]

Seite

Much, Dr. Rudolf, zu Wilser's Vortrag: Zur Stammeskunde der Alemanen . . . . . [75], [76]
Nüesch, J. Neue Grabungen und Funde im Kesslerloche bei Thayngen . . . . . [78]
— — Neue Funde von Pygmäen der neolithischen Zeit aus der Grabhöhle beim Dachsenbüel bei Herblingen . . . . . [79]
Olshausen, zu Helm's Vortrag: Ueber die Bedeutung der chemischen Analyse . . . . . [35]
Penka, Karl. Die ethnologisch-ethnographische Bedeutung der megalithischen Grabbauten 25
— — Literaturberichte 54, 206
Ranke, Dr. Johannes. Bericht über die III. gemeinsame Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Lindau vom 4 bis 7. September 1899 . . . . . [1]
— — Erinnerung an Herrn Senior Pfarrer Reinwald . [13]
— — zum Vortrag Helm's: Ueber die Bedeutung der chemischen Analyse bei vorgeschichtlichen Forschungen . . . . . [34]
— — Vorlagen . . . . . [39], [64]
— — zum Vortrag des Herrn Dr. Fritsch . . . . . [70]
— — Zur jüngsten Heidenzeit in Bayern . . . . . [85]
— — Discussion über den Vortrag des Dr. Klaatsch . [91]
Reinecke, Dr. Paul. Brandgräber vom Beginne der Hallstattzeit aus den östlichen Alpenländern und Chronologie des Grabfeldes von Hallstatt . . . 44
— — Grabhügelfund von Joschewa in Serbien . . . 50
Reischek, A. Nekrolog auf Anton Petermandl 222
A. Richly, Heinrich. Bericht über seine Thätigkeit während des Sommers 1899 . . . . . [144]
Richter, Dr. E. Zur Pflege urgeschichtlicher und volkskundlicher Forschungen im Alpengebiete . . . 177
Romstorfer, Karl. Bericht über die Forschungsarbeiten am alten Wojewodenschlosse in Suczawa . . . [148]
Rzehak, A. Bericht über den Zuwachs der Sammlungen des Franzensmuseums in Brünn im Jahre 1899 [147]
Schliz, Dr. Messungen und Untersuchungen an Schulkindern . . . . . [36]
Schmidt, Emil, zu Helm's Vortrag: Ueber die Bedeutung der chemischen Analyse bei vorgeschichtlichen Untersuchungen . . . . . [36]
Schroeder, Dr. Leopold v. Ueber die neuen Entdeckungen buddhistischer Alterthümer in Ost-Turkestan . . [119]
Schuchardt, Dr. Hugo. Literaturbericht 158
Schützinger. Begrüssungsrede . . . . . [9]
— — Trinkspruch . . . . . [100]
Semayer, Dr. Willibald. Nekrolog auf Dr. Sophie v. Torma. 175
Szombathy, Josef, zu Makowsky's Vortrag: Ueber den diluvialen Menschen in Mähren . . . . [43], [45]
— — Bericht über den Ausflug der Anthropologischen Gesellschaft nach Baden am 13. Mai 1900 . . [172]
— — Der XII. internationale Congress für prähistorische Anthropologie und Archäologie zu Paris 1900 . [188]
— — Funde aus einem neu entdeckten Bergbau im Ender-Sinkwerk am Salzberg bei Hallstatt . . [203]
Thirring, Julius. Literaturberichte 101, 215
Teutsch, Julius. Prähistorische Funde aus dem Burzenlande 189

Seite

Thomas, N. W. Fragebogen über Thieraberglauben . . [202]
Toldt, Dr. Karl. Discussion zu Makowsky's Vortrag: Ueber den diluvialen Menschen in Mähren . . . . . [46]
— — Trinkspruch . . . . . [99]
Virchow, Dr. Rudolf. Meinungen und Thatsachen in der Anthropologie . . . . . [14]
— — zu Zeppelin's Vortrag: Ueber die ethnographischen Verhältnisse der prähistorischen Bodenseebevölkerung . . . . . [28]
— — zu Helm's Vortrag: Ueber die Bedeutung der chemischen Analyse bei vorgeschichtlichen Forschungen . . . . . [35]
— — zu Makowsky's Vortrag: Ueber den diluvialen Menschen in Mähren . . . . . [44], [45]
— — Ueber die Gesichtsbreite . . . . . [56]
— — Ueber Centralisationsbestrebungen auf dem Gebiete der vaterländischen Anthropologie und Archäologie [57]
— — zu Montelius' Vortrag: Ueber Einwanderung der Slaven in Norddeutschland . . . . . [63]
— — zu Fritsch's Vortrag: Ueber die Körperverhältnisse der heutigen Bevölkerung Aegyptens . . . . [71]
— — Bespricht einige Vorlagen . . . . . [79]
— — Ueber den Ursprung der Bronzecultur und über die armenische Expedition . . . . . [80]
— — Trinksprüche . . . . . [98], [101]
Volk, Dr. Begrüssungsrede . . . . . [12]

Seite

Voss, Dr. Albert. Ueber Schiffsfunde . . . . . [50]
— — Vorschläge zur prähistorischen Kartographie . . [197]
— — Fragebogen zur Ermittlung und Beschreibung einst und jetzt gebräuchlicher Schiffsfahrzeuge . [199]
Waldeyer, Dr. Wilhelm. Eröffnungsrede in der Versammlung in Lindau . . . . . [4]
— — Bemerkungen in Sitzungsangelegenheiten . . . [41]
— — zu Makowsky's Vortrag: Ueber den diluvialen Menschen in Mähren . . . . . [45]
— — zu Voss' Vortrag: Ueber Schiffsfunde . . . . [51]
— — Ueber eine Expedition nach Polynesien und Neuseeland . . . . . [72]
Weisbach, Dr. Augustin. Die Deutschen Kärntens . . . 79
Wilser, Dr. R., zu Montelius' Vortrag: Die Einwanderung der Slaven in Norddeutschland . . . . . [63]
— — Zur Stammeskunde der Alemanen . . . [73], [76]
Wirsching, demonstrirt Funde von den Velburger Höhlen [88]
Wisnar Julius. Zur Geschichte der Besiedlung des Znaimer Bezirkes . . . . . [142]
Yamasaki, Dr. Naokata. Literaturbericht 213
Zdekauer, Dr. Alfred. Ueber Schädeltrepanationen im Bismarck-Archipel . . . . . [116]
Želizko, J. V. Einige weitere Nachträge zur Geophagie . [205]
Zeppelin, Dr. Eberhard Graf. Begrüssungsrede in der Versammlung in Lindau . . . . . [11]
— — Ueber die ethnographischen Verhältnisse der prähistorischen Bodenseebevölkerung . . . . [25], [28]

Forschungen und Studien über das Haus.

Von **Gustav Bancalari**
(Linz a. d. Donau).

VI. Volksmässige Benennungen der Geräthe.

A. Leuchtgeräthe[1]).

Die alten Leuchtgeräthe des Landvolkes sind in den letzten Jahrzehnten durch die Petroleumlampe, welche einen unaufhaltsamen Siegeszug vollführt, von vielen Orten verdrängt worden; noch nicht von allen, denn noch kennt der Bauer in einem Theile Oberösterreichs, der Steiermark u. s. w. das Spanliàcht, die Späne, bajuvarisch Spán' oder auch Spleiss'n, welche, aus harzigem Holze gespalten, während der winterlichen Pausen der Feldarbeit auf der Heinzelbank durch Knechte gemacht werden. In Tirol und Oberbaiern macht sie der Holzknecht ebenfalls aus Föhren- oder Fichtenholz. Kienspäne oder Kienholz- (Föhren-) Scheiter werden in manchen Ausgeding-Verträgen im Salzburgischen noch heutzutage erwähnt. Der Leuchtspan der Huzulen der Ostkarpathen heisst stipka.

Das flackernde, dürftige Licht dieser bandartigen Späne beleuchtet die Stube und besonders die Küche an Winterabenden. Selbst, wo in der Stube die moderne Lampe brennt, mag die Bäuerin die Leuchtspán nicht gerne entbehren. Wenn sie beim Kochen des Abendessens hin und wider hastet, in die Speis, in den Milligaden (Milchkammer), in die Rauchkuchl zündelt und leuchtet, braucht sie ebenso, wie der Bauer für seine zu entzündende Pfeife, die Späne. Der bajuvarische Goll-Leuchter, das Goll-Licht, Goll-Liàcht (Oberpfalz, Franken), das Gail-Licht (Hessen), d. i. die einst im Hause gemachte, jetzt beim Krämer gekaufte Talgkerze, huzulisch kahanec, im Kerzenleuchter (österreichische Alpenländer) steckend, hat zwar das Spanlicht theilweise verdrängt, aber besonders in holzreichen Gegenden lange nicht ausgerottet.

Der Kentspañ (nasal), plur. die Kentspán des baierischen Waldes, kommt von a-kent'n oder kent'n, das heisst anzünden. A Stub'm kent'n heisst eine Stube heizen. 1419 kommt vor àkünnt = accensus, einkend'n, einheizen; unterkent'n = unterzünden, ein grosses Feuer machen, und zwar ein kleines mit Spänen und dann darüber ein grosses mit Scheitern. 1473 findet sich ein Kintofen mit ungewisser Bedeutung. Kentà, Kender, Kentnà bedeutet bajuvarisch Schornstein; Kentàkerà den Schornsteinfeger.

Bedecktes, geschlossenes Licht ist für den Verkehr im feuergefährlichen Futterhause geboten. In einem sehr grossen Bereiche nennt man das hiefür dienende Lichthäuschen (ich verstehe nicht, warum es nirgends so heisst) Laterne, italienisch lanterna, von latere = geschlossen sein. Synonyme mit deutscher Wurzel kenne ich nicht.

Man verbrennt die Leuchtspäne in der Keànleucht (Salzburg, Obersteier), von Kienholz so genannt; Brandreite (Steiermark, Oberösterreich); Brand-Isen (Steiermark); Luchta (Siebenbürger Sachsen). In alten Häusern des vorarlbergischen Walserthales kocht man auf einem Wandherde neben dem Stubenofen, welcher Lüchta heisst; vielleicht war er einmal ein Leuchtherd. Bajuvarisch ist Kentl ein kleiner Wandherd für Spanlicht. Zwischen Oedenburg und Güns in Westungarn gebraucht man die Keànleicht'n mit dem Keànleicht-Ross. Sie besteht aus einem kleinen Nebenherd mit Rost, auf welchem die Späne möglichst sparsam verbrannt werden. Hiedurch ergibt sich ein unaufhörliches Zurechtlegen, Nachlegen und Ordnen der Späne und Eines muss sich der Keànleicht'n fast ganz widmen.

Diese scheinbar primitiven Beleuchtungsmittel stellen doch schon eine vorgeschrittene Entwicklung dar. So lange der Mensch aus dem Vollen schöpfen und zur Beleuchtung der Herdgesellschaft ohneweiters einen Baumstamm verglühen lassen konnte, dachte

[1]) Ich verweise auf die S. 35, XXVIII. Bd., Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien 1898 angegebene Methode meiner vereinfachten Schreibung des bajuvarischen Dialectes. Das unbezeichnete normale a klingt tief, halb o, halb a, also wie å; mein á ist das scharfe a der Norddeutschen oder das á des Magyaren. Der Schwanz, plur. die Schwánz. Mein à ist das halbverschluckte, stumme, tonlose a; es klingt z. B. in Huàb (Hube, Bauerngehöft) fast wie Hurb. Der Abschnitt „Geräthe" gliedert sich: A. Beleuchtung; B. Heizung; C. Küche; D. Wohnung; E. Gefässe; F. Flechtwerk; G. Landwirthschaft.

er gewiss nicht an das mühsame Späneschleissen und ersann sich keine sinnreichen Leuchtherde. Das Spanlicht ist, wie so Vieles in unserer modernen Cultur, eine Folge der Rodung Mitteleuropas.

In abgelegenen bajuvarischen Gegenden gibt es einen Leuchtherd für die Stube in Verbindung mit einem Kachelofen, welcher aus einer Blechplatte und einem hutförmigen Funkenfänger besteht. Diese herdähnliche Vorrichtung hängt an der Stubendecke; sie heisst laicht'n oder luicht'n. Der Schirm heisst Leinhuàt in Baiern und im Egerlande, Leiñhoud, Leiñschoud in der Oberpfalz. Schmeller sagt nichts über die Etymologie dieser Wörter. Eine Blechröhre führt den Rauch in den Kachelofen. Das Linzer Museum hat in seiner unvergleichlichen Bauernstube eine solche Keànlaicht'n und daneben einen Leuchtwandherd betriebsfähig aufgestellt.

Dieser Wandherd ist auch im ungarischen Berglande bei Schmölnitz, wo eine deutsche Bevölkerung lebt, gebräuchlich und heisst dort Kolofen; im Oberinnthale „das Kamin".

In den Dörfern der Heanzerei gilt die Keànleucht für sehr feuergefährlich. Der Richter mit einem Geschworenen besichtigt alle ähnlichen Leuchtherde wöchentlich einmal und hiebei auch die Schlote, ob sie richtig gekehrt sind.

Der Spanleuchter in Eisenerz und sonst in Obersteier und dann im südlichen Oberösterreich zwängt einzelne Späne senkrecht ein wie Kerzen. In Berchtesgaden nennt man sie Liàcht-Eis'n oder Spán-Habà (= Halter). An einem Abende verbraucht man 20 Späne.

Die Späne liegen in grossen Vorräthen in der luftigen Scheità-Láb'n (Scheiterlaube), aber ein Theil wird zum Trocknen in der Ofenwärme aufbewahrt. Das Gestell, auf welchem sie liegen, heisst die Spán-Ásn oder die Ásselstang (bajuvarisch). In Aussee nennt man es Spán-Os'n, nach Meringer vom ahd. Ason, den Fleischspiess. Die Wit-Os'n (vielleicht doch Wit-Ás'n?) sind ebendort Eisenstäbe an der Decke, mit Oesen, durch welche Stangen horizontal gesteckt werden. Auf diesen trocknet man Holz. Ich habe auch sonstwo in Steiermark Ásn zu gleichen Zwecken gefunden. Bei den Heanzen heisst ein Gestell zum Aufhängen von Zinngeschirr Zinn-Ás'n.

Am oberen Lech findet sich der Holzberen, d. i. Holzträger, Gestell am Ofen zum Trocknen der Späne.

Die Lierpe (Vorarlberg) ist eine Stange, im Drehpunkte an der Decke befestigt, im Kreise drehbar. Ich gebe die Beschreibung etwas unklar, wie ich sie fand. Vielleicht klärt uns ein Landeskundiger auf. Ich vermuthe einen drehbaren Lampenträger?

B. Heizgeräthe.

Die Heizgeräthe lassen sich nur im Rahmen der gesammten Heizvorrichtungen abhandeln.

Die einfachste Anlage ist die Fuià-Rast (Feuerrast), d. i. die heizbare Holzknechthütte mit einem einzigen Wohnraume. In Salzburg heisst sie auch Feuerstätte[1]). In der Mitte desselben steht ein Herd, ein niederer Holzrahmen mit Steinen und Erde ausgefüllt. Der Rahmen ist stellenweise durchlocht. Dort werden Geräthe zum Halten der Pfannstiele eingesteckt. Das sind hölzerne Schäfte mit Einschnitten, unten aber mit cylindrischen Enden zum Einstecken in die Löcher des Rahmens und heissen bajuvarisch der Gack oder auch die Gack'n, nach Rosegger in Obersteiermark der Gock. Es stellt eine Art stummer Diener, welcher die Pfanne über der Gluth hält, höher oder niederer, wie's noththut. Der historische Sinn wird dieser ganzen Anlage und Einrichtung ein grosses Interesse entgegenbringen.

Der Pfannhaber Berchtesgadens ist ein Enkel des Gack.

Der uralte offene Herd, bajuvarisch Hert, weicht allmälig in den Alpen und ist nördlich schon grösstentheils gewichen: dem Sparherd, von den italienisch sprechenden Südslaven des Quarnero Spacher (spr. Spacker) genannt. Das Schwinden des Holzreichthumes und die Kohlenheizung, welche diesen Kochofen braucht, dann aber hauptsächlich die bessere Handsamkeit desselben werden demselben bald die Alleinherrschaft sichern; Böhmen, Mähren, Schlesien, einen grossen Theil Ungarns hat er schon. In Oesterreich ober und unter der Enns herrscht er seit 50 Jahren; damals und auch später hatte der offene Herd allerdings selbst noch in Städten als „Nothherd" sein Dasein gefristet. Man hat ihn nämlich in den Raum der Rauchfänge hinein verlegt, um den Rauch vom Wohnraume abzuhalten. Hiezu waren in die der Küche zugewendete Schlotmauer Eisenthüren eingefügt. Weil er aber doch rauchte und

[1]) Das salzburgische Volksliedchen: „Haũ oàmal g'liàbt, zwaàmal g'liàbt, kann á 's drittemal wer'n; Auf der a'ghaàzt'n Feuerstatt brennt's so viàl gern." (Balka.)

als Nest für Küchenschaben berüchtigt war, ist er allmälig verschwunden.

In Tirol, Salzburg, überhaupt in den Alpenländern gibt es allerdings noch sehr viele offene Herde, von dem Gebiete der Cheminée in Frankreich, Italien u. s. w. ganz zu schweigen.

Dieser südliche Kamin ist nichts Anderes als ein offener Herd, welcher mit dem Rauchfange organisch verbunden ist. Er ist meist recht niedrig und geht durch allerlei Uebergänge der Rauchabfuhr u. s. w. in den offenen Herd der Alpenländer über. Auch in Tirol gibt es Herde mit sehr niedrig gelegener Heizfläche, ja in Auronzo, südöstlich vom Misurina-See, habe ich — freilich in Räumen, welche erst durch Uebervölkerung des Hauses nothdürftig zu Küchen gemacht wurden — Herdflächen auf dem gepflasterten Fussboden gefunden.

Eine alte Rechtsquelle nennt den Herd Herth, die Wohnstätte Herthstede. Ducange erklärt das spätlateinische Wort foculare (modern ital. focolare) als: „locus, ubi ignis asservatur, vel domus ipsa. Das westfälische Herdstäd hat dieselbe Doppelbedeutung, sowie auch das schriftdeutsche Feuerstelle oder Herdstelle.

Südlich Chur nennen die Romanen die Herdfläche platta da fiuk, ähnlichen Sinnes die Salzburger Feuerboden, die Berchtesgadener Herdblatt'n; bei den Hannaken in der Gegend von Olmütz, Kremsier und Prossnitz ohnisko.

Die von Ducange erwähnte Aufbewahrung der Gluth war vor der Erfindung des Schwefelfadens, des Feuerschwammes, des „Schnellfeuers“ und endlich der Phosphorhölzchen eine sehr wichtige Sache. Hiezu dient die Herdgrube. Da hinein wird nach dem Kochen die Gluth geschoben, in Berchtesgaden mit der Kruck, bei den Huzulen mit dem wesło oder der łopata = Ofenschaufel und der koziuba = Schürholz. Aschenschaufel ist an mehreren Orten gebräuchlich[1]). Im sächsischen Hause zu Rastede heisst diese Grube Rakkule, von racken? = zusammenrechen. Nachts setzt man zur Sicherung vor Funken und zum Schutze vor den Katzen, welche Funken verschleppen könnten, den Stülp oder Fürstülp über die glühenden, mit Asche bedeckten Kohlen. Mit diesem Geflechte ist ein Hühnerkorb in Verbindung. Am Achensee sorgt man anders für die Hühner. Dort können sie durch das Hennenloch der Hauptmauer, des Tages in's Freie und des Nachts in eine Art Hühnersteige beim Herde, nicht aber in den übrigen Raum der Küche.

Die Zäng heisst die Herdgrube in Aussee (Meringer); peklo (Hölle) jene der Hannaken.

Die Heizgrube des altarmenischen Hauses thonir oder thondir dial scheint sich mehr dem Ofenbegriffe zu nähern. Er hat ein Zugloch, einen Deckel mit Loch. Tiefere und grössere dienen zum Backen der proz (Brodfladen) oder der los oder lawas (Art von Mazzes). Diese Namen sind nicht armenisch, sondern Fremdwörter. Der Herd mit erhöhten Rändern heisst odschach; das Rauch- und Lichtloch darüber in der Decke mit dem kegelförmigen Aufsatze aus Flechtwerk heisst hert'-ik, hert-jertig.

Die Fürgrub des Bregenzerwaldes hat mit dem Gluthdepôt nichts zu thun. Es ist eine Wandnische neben dem Herde, in welche der Sennkessel (Käsekessel) am Wearbom (Wellbaum) hinübergedreht wird, wenn er nicht gerade über dem Herdfeuer, welches man etwa zu Anderem braucht, hängen kann.

Die Fuàgrui (Feuergrube) der Heanzen ist eine Grube vor der Mündung des Backofens, in welcher der Bäcker steht, wenn er die Brotlaibe einschiesst oder ausnimmt.

Das Sieden und Braten auf der Herdfläche bedarf gewisser Vorrichtungen. Man muss das Holz so legen, dass Luftzutritt günstig stattfindet; man muss die Gefässe so aufstellen, dass die Flamme auch den Boden derselben beleckt; man muss sie daher hängen oder auf Roste stellen.

Das Feuerross (Steiermark, Ober- und Niederösterreich) entspricht der ersteren Aufgabe. An seiner Querstange lehnen die brennenden Scheiter. In Berchtesgaden heisst er Feuerhund. In Westfalen gibt es einen Brandruter, eine Art Feuerhund, vorne mit Thierkopf. Im Nationalmuseum zu Florenz gibt es einen steinernen Feuerhund mit Thierkopf aus dem XIII. Jahrhundert. In der slavisch bewohnten Valle Resia, südlich Pontebba, benützt man steinerne, roh behauene Feuerhunde, deren Benennung ich nicht weiss. Ein verfeinertes Eisengeräth in ganz Oberitalien, dessen Hauptzweck im Anlehnen der brennenden Scheiter besteht, heisst davanzale (etwa „Vorsetzer“) oder cavazal — dieser Name am Tonalpass.

Der Dreifuss, Dreifuàs, Trifuàs (Aussee, Berchtesgaden etc.) trägt Siedegefässe oder die Schmorpfanne. In Italien ist die Sache und der Name trepié oder trepiede, also ebenfalls „Dreifuss“, allgemein.

[1]) Die volkskundliche Forscherin Fräulein Marie Eysn (Salzburg) fragt mich, ob mir für Herdgrube irgendwo der Name Fesselgrube untergekommen sei. Ich muss es verneinen, gebe aber die Frage hiemit weiter.

Vom Trifuàs ist der bajuvarische Krapfenhengst, trotz ihrer Aehnlichkeit, sowie der Pfannenknecht wohl zu unterscheiden. Diese sind Vorrichtungen, welche die Beschmutzung des Esstisches durch das russige Gefäss verhindern. In Berchtesgaden gibt es noch einen Rost für die Nudelrein.

Das Hängen des Kessels vermittelt im altsächsischen Hause Hinterpommerns der Raumbôm oder Raumer mit dem Kêtelhaken. Der westfälische Wendebaum oder die Wendsuse (?) mit dem Hoalhalter (Kesselhalter) — dies ganze Gerüste heisst auch Halbaum —, dann daranhängend der Fürhals, d. i. der Kesselhaken, ist das Ergebniss einer besseren Entwicklung. Der Kessel kann da ohne Anstrengung seitwärts bewegt, geschwenkt werden. Dasselbe heisst in Berchtesgaden Kesselhenk, anderwärts im bajuvarischen Gebiete Kesselreiber (man „überreibt" oder man reibt ab den Milchkessel zum und vom Feuer, nach Schmeller) oder Kesselschwing; im Zillerthale auch Hengst; im Salzburgischen Kesselhengst; in der nordöstlichen Steiermark Kesselreit.

In Vorarlberg hängt man den Kessel an den Weàrbom (Wellbaum), in Frankfurts a. M. Umgebung an die Langhahl. Bei den Leuten der Sette communi heisst Kesselhaken sammt Kette hela; in Tirol an mehreren Orten Hal, Häl, also ähnlich wie in Westfalen. Auch am Mittelrhein kommt diese Benennung vor. Ein senkrecht gestellter, oben und unten eingezapfter, cylindrischer Stamm mit einem wagrechten Holzarme, an welchem der Kessel hängt, heisst in den norditalienischen Malghen (Sennereien) togno; ebenso in Val del Sole; in Val Ampola östlich Storo, westlich vom Gardasee, heisst er segostēr; in mehreren italienischen Hochthälern madrān. Verfeinert findet sich dieser togno oder tog'n auch am erwähnten cavazāl. Der daranhängende Kessel heisst caldajolo, hängt an der catena mittelst des rampino (Haken, schriftital.). Einer der beiden Ständer trägt an der Spitze den porta piatti (Tellerträger), welchen wir Tellerwärmer nennen würden, wenn jenes zusammengesetzte zweckmässige und nette Geräth bei uns gebräuchlich wäre.

Eine Urkunde 1315 hat für Kette und Kesselhaken „die Hähel".

Der Funkenflug vom offenen Herde bei niedriger Holzdecke ist gefährlich; ein dachartiger Schutz ist nothwendig. Die Vorrichtung, bei den Technikern Kaminmantel genannt, heisst Kogel (Oberkärnten), Kogel oder Kobel (Obersteiermark), Feuerhut (Steiermark), die Kutt'n (bajuvarisch), welche auf Kuttenhölzern oder Kuttenbäumen liegt. Das Ding besteht ursprünglich aus Holzstäben, welche, mit Stroh umwunden, in die Balken eingefügt und dann mit Lehm verschmiert sind. Bei den westungarischen Deutschen heisst der Mantel Kogel, Kobel und Hurd, was auf Flechtwerk deutet.

In vielen Gegenden, z. B. typisch bei Adelsberg in Krain, ist der Hausflur getheilt. Die innere Hälfte ist Küche, die äussere, an die Wohnungsthüre anstossende, ein kleines Vorhaus. Modern ist diese Trennung durch eine Mauer mit Thüre bewirkt; älter ist die Form mit Mauergurtgewölbe, so dass der untere Theil des Raumes ungetheilt, der obere aber durch ein Stück Mauer getheilt ist. Der Rauch bleibt so auf der Küchenseite. Die älteste Form ist jene mit dem Kuttenbaum, welcher z. B. bei Oedenburg Mandelbaum — wohl aus „Mantelbaum" verderbt? — heisst. Bünker sieht hierin mit Recht ein Ueberbleibsel des durch den modernen Sparherd überflüssig gewordenen Kaminmantels oder Kogels.

Im mittleren Ennsthale, bei Admont u. s. w., oder nächst Wildalpen — ich erinnere mich nicht — fand ich für Dachfenster den Namen Kuttenfenster in einem kleinen, ärmlichen Hause. Ob dies mit der oben erwähnten Kutt'n zusammenhängt, etwa dass sie einstens den Rauch durchliessen, wäre zu erkunden.

In Krain fand ich den Namen Wólm, in Tirol Wilm und Gwilm für gemauerte Decken, an welchen der Rauch zur unteren Mündung des Rauchfanges schleicht; wohl ein verderbtes „Gewölbe".

Die Romanen bei Chur wölben die nappa über den Herd — so heisst das Rauchdach auch in vielen italienischen Gegenden —, nennen sie aber auch gut allamannisch Kemischos. In Italien kommt auch der Name cappa del camino vor.

Der Ofen ist nach Lübke aus dem alten, offenen Herd entstanden; nach Essenwein aus dem Gluthafen; nach anderer Meinung wäre er ein umgeformtes Hypocaustum. Diese Annahme hat blos den Umstand für sich, dass Gelehrte der Renaissancezeit den Ofen so benannten. Das war so ihre Gewohnheit, classische Begriffe in die moderne Welt herüber zu ziehen. Dass beide, Ofen und Hypocaustum, bestimmt sind und waren, einen Wohnraum zu wärmen, bedeutet noch lange keinen genetischen Zusammenhang. Wenn schon eine classische Quelle des Ofens anzunehmen wäre, so träte sie in der Kacheltechnik

zu Tage. Die Ofenkachel könnte eine Reminiscenz des spätrömischen Amphorengewölbes sein. Dass die Erfindung oder Entwicklung des Ofens aber von dieser Technik unabhängig war, beweist wieder der Umstand, dass man ovale Backofen mit Stroh und Lehm über gewöhnliche Fassreifen oder starke Weidenruthen machen kann und jahrhundertelang in den Feldarmeen gemacht hat.

Ich frage vor Allem, was war, was ist der Ofen? Der primitive Ofen des Rauchhauses, wie ich ihn in der Palfauer Keusche bei Wildalpen gefunden habe, ist ein vom Herdraume abhängiges und mit demselben verbundenes, eines selbstständigen Rauchabzuges entbehrendes Gluthdepôt; sei es, dass man dies, wie es scheint, ursprünglich zum Brotbacken und zugleich zur fast rauchfreien Erwärmung des Nebenraumes, oder dass man es für Zwecke des Schwitzbades bedurfte. Wahrscheinlich wirkten mehrere Zwecke zusammen. Man braucht es für allerlei rauchlose Erwärmung. Der Bauernofen zeigt es heute noch. In vielen wird gebacken; alle heizen die Stube; hie und da so stark, dass die Leute wirklich in einem gelinden Schwitzbade leben; fast überall bietet er ein sehr warmes Faulbett; an ihm trocknet man viel besser als am offenen Feuer nasse Kleider und die Leuchtspäne; man sengt in ihm die Läuse, was man am offenen Feuer gar nicht kann; man kocht in ihm an vielen Orten, aber wohl erst in neuerer Zeit [1]).

Der moderne „schwedische“ oder der Zugofen ist eine Feuerstelle. Der urwüchsige Bauernofen ist's nicht. Der Herd ist die Feuerstelle. Der altartige Ofen ist mit dieser durch ein Loch in der Ebene der Herdplatte verbunden und von dort wird lebendige Gluth in den Ofen eingeschoben. Erst die Entwicklung des lebhaft ziehenden Rauchfanges hat den Ofen zur Feuerstelle gemacht. Im Rauchhause und dort, wo der Rauch (auch jener des Ofens) im Herdraume gesammelt und ohne besonderen Zug durch den Rauchfang faul abfliesst, würden die Scheiter im Kachelofen nicht brennen, nur qualmen. Ich erinnere an das Beispiel in der Küche des Bud-Szt.-Mihály-Hauses der Pester Millenniums-Ausstellung. Dort heizt man auf zwei Mauerbänken des Küchen- und Mittelraumes rechts und links, an den Scheidemauern, und durch diese führen die Löcher in beide Stubenöfen. Der gemeinsame Schlot ist im Gewölbe der Küche. Im Winter kocht man in den Stubenöfen und schiebt hiezu die Gluth von den Mauerbänken, also von den Herdflächen aus der Küche hinüber. Aehnlich war's im Bulgarenhause des Temeser Banates, nur ist dort auch an der dritten Seite, der Thüre gegenüber ein Herd. Aehnlich auch im Szégvárer Magyarenhause, wo beide Mauerbänke zur Aufstellung der Backkörbe u. s. w. dienen. Feuerstellen sind sie nicht mehr. Auch in der Heanzenküche sind die beiden Herde mit je einem Ofen der beiden Stuben rechts und links durch Wandlöcher verbunden. Die Herdflächen sind ebenso niedrig, wie die beiden Ofenböden und „man schiebt die Gluth in die Oefen und zieht die Asche aus denselben von den Herden aus“ (Bünker).

Ob der Ofen einmal ausschliesslich Badofen war, wie aus dem Namen stufa gefolgert wurde; ob er als Backofen entstand, wird kaum auszumachen sein. Ich neige mich der Ansicht zu, dass eine ganze Gruppe von Bedürfnissen zu diesem überdeckten, verschlossenen Gluthdepôt geführt hat; dass daher eine gewisse Verwandtschaft zum Thondir der Armenier besteht und dass somit die Annahmen Lübke's und Essenwein's in ihrer Vereinigung richtig sind.

Es muss erwähnt werden, dass die Benennungen des Stubenofens häufig von jenen des Backofens verschieden sind, z. B.:

Bajuvarisch Of'n, Ofà (der Töpfer Ofner, Ofnà); Oberpfalz Uefm, Uàfm; friesisch der Oven, dann in einem weiten Bereiche Kachlof'n [1]); im Egerlande kurzweg Kachl Dagegen kenne ich für den Backofen nur das einzige Wort Bachof'n, obwohl der Bäcker auch gelegentlich vom „Ofenheiz'n“ spricht, auch wenn es sich um den Backofen handelt.

Nun ein paar Fälle, wo man im Stubenofen bäckt: In Frankreich dient häufig der poèl auch als four; am Semmering ebenso. Im Schwarzwalde heisst der

[1]) Bei den Heanzen dient der Of'n-Wag'n, d. i. eine Gabel an langem Schafte, welcher mit einem kleinen Bädergestelle verbunden ist, zum Einschieben und Herausholen des Háferls, des Hef'ns oder des Haf'ns von der Ofenmündung beim Herde aus. Bei Oedenburg heisst das Ding Fuàgapl (Feuergabel). Aehnliches sah ich in Krain, bei Krainburg.

[1]) Alt chachala bedeutet ursprünglich Topf. Das modern bajuvarische Kácherl ist ein tiegelähnliches Töpfchen. Kammerkáchàl oder Kácherl schlechtweg ist der Nachttopf. In Oberösterreich nennt man auch einen Hut, dessen Form missfällt und der zu gross ist, spottend einen Kach'l. Ein alter salzburgischer Spottvers der Kinder auf die Micheln: „Micherl, Mácherl, br.... in's Kácherl; Kácherl rinnt, der Micherl trinkt.“

Kachelofen Kunst, ist Stuben- und Backofen zugleich, wird von der Küche aus geheizt, aber die Laibe werden von der Stube aus eingeschossen. Der Name „Kunst“ stellt die Sache als eine Neuerung nach einer sehr primitiven Heizanlage dar. Gewohntes scheint dem Bauer natürlich; was er Kunst nennt, muss ihm auffallend, werthvoll und neu scheinen.

Land oder Volk	Backofen	Stubenofen	Anmerkung
Frankreich	four	poèl	
Italien	forno	stufa	
Hannaken	pec	kamna	Mündung beider = čelesno oder čelustě (Kinnbacken); Zugloch = sopouch; Schlot = komin.
Wenden i. Spreewalde	pjac	kameni	Der Nebenofen glinka (Lehm).
Goralen	bjegac u. krosny	kahlik	
Huzulen	—	picz	Enormer Stuben- und zugleich Kochofen. Piczka ist die Fläche, worauf die Schüsseln gewärmt werden.

Im Walserhause Vorarlbergs steht der Kropfofen, welcher kuppelförmig und mit grossen Steinen vermauert ist. Er dient beiden Zwecken. Man bäckt in der Stube.

Ein weiterer Fall ist jener des Wendenhauses im Eisenburger Comitate; dort steht Backofen und Kachelofen in der Stube nebeneinander; sie sind beide von der Küche aus heizbar.

Noch muss der seltsame Backofen angeführt werden, welcher aus den Fronten vieler Häuser zwischen Nassereit und Imst, im Vintschgau, im Val del Sole, bei Bormio, Clès, Proveis, Laurein, auf der Mendel, im Valtelin, im Etschthale südlich Kaltern, in Graubünden u. s. w. mit dem gerundeten, gewölbten Hintertheile abenteuerlich herausguckt, oft zwei an demselben Hause.

Der ungarische kegelförmige, 1·8—2·4 m hohe Bauernstubenofen, kemencze (Backofen) genannt, mag den Schluss machen. Sonst heisst er auch bubos (der gewölbte) oder banya (Hexe oder Vettel, wohl weil er gerne raucht und selten gut brennt?). Der Sockel heisst padka von pad (Bank). Die Wölbung ist aus Latten oder Sonnenblumenstengeln gebildet und mit Lehm verputzt. Er soll 20 Jahre dienen. Der erste Name liesse vermuthen, dass er einmal beiden Zwecken gedient habe.

In den Häusern des Dorfes der Pester Millenniums-Ausstellung waren 11 Stubenöfen zugleich Backöfen, 3 hatten den Backofen im Herdkörper der Küche, 1 hatte einen abgesonderten Backofen im Hofraume, 4 eine andere Anordnung.

Wahrscheinlich durch Polizeieinfluss ist der Backofen in grossen Theilen Oesterreichs aus dem Hause gewandert und hat sich in besondere kleine Häuschen gezogen. Aehnliches finden wir im fournil, dem Backhäuschen der französischen Gehöfte.

Dass in Oesterreich 1450 Back- und Stubenöfen bereits differenzirt waren, beweist eine von Meringer citirte Stelle des späteren Papstes Aeneas Silvius: „Aedes civium amplae; ubique fornaces aulae latae; verum his aestuaria sunt loco triclinorum, quae ab his stubae vocitantur.....“ Also: 1450 hatte man Backöfen „des breiten Hofes“, man bewohnte in Wien Stuben — wahrscheinlich, wie sie heute der Bauer bewohnt; man ass in denselben, man heizte sie, „nam hiemis asperitatem hoc dominant modo“. Ducange gibt aestuarium als poèle étuve; allerdings auch als hypocaustum. Der gelehrte Aeneas Silvius schrieb seine Reisebriefe für Italiener. Geheizte Räume mochte er erwähnen, sie waren den damaligen Italienern noch seltsamer als den heutigen.

Nach Grimm wäre die ursprüngliche Bedeutung von Ofen = Topf. Gothisch auhors bedeute ferner Koch- und Backofen. Ofen sei von germanischer Wurzel; das ovinu der Slaven sei ein deutsches Lehnwort, was jedoch Miklosich abweist, weil es im Russischen ganz etwas Anderes, nämlich die Scheuer, kleinrussisch ovyn dasselbe bedeutet.

Pirti ist nach Rhamm der finnische Ofen.

Bei den Siebenbürger Sachsen gibt es einen Luther-Ofen aus Kacheln nebst Blechofen auf gemeinsamer Grundlage.

Im sächsischen Hause besteht ein Hinterlad-Eisenofen, Namens Bileger.

Der Sechtlofen (Salzburg), der Sechtlkessel (Heanzerei) ist eine Feuerstätte mit eingefügtem Kessel (auf einem Gestelle), in welchem Wasser für die Wäsche gehitzt wird. Oft sagt man auch Sechtlherd, in Berchtesgaden Ansechtlstatt oder verschwommen ausgesprochen Ansedelstat.

Der steirische Saukesselofen ist ähnlich für gekochtes Schweinefutter.

So heisst jede Vorrichtung mit geschlossenem Feuer beim Volke Ofen. Auch der Sparherd sollte Sparkochofen heissen; der Name ist aber modern und vom Töpfer erfunden. Das mit dem Sparherde verbundene Bratrohr, oberösterreichisch die Rehr'n

(Röhre), heisst bei Nürnberg das Uflà (Oeflein). Er entspricht auch nahezu dem Ofenbegriffe. Die in der Bratröhre gebackenen Nudeln aus Hefenteig heissen im Salzburgischen Rohrnudeln.

Der Platz vor dem Ofen oder Backofen, von wo man das Feuer schürt, heisst bajuvarisch die Einschür (Schmeller) = Schürloch oder auch die Schür.

Was die Ausrüstung und Terminologie des Ofens betrifft, stossen wir vor Allem auf die Ofenbank, Ofenbenk (bajuvarisch, besonders steirisch); Ofenlatt'n (Walserthal in Vorarlberg); die Schaele im übrigen Vorarlberg; murka im wendischen Spreewalde. Diese weit verbreitete Bank verschwindet im Canton Tessin, im Etschthale bei Margreid gegen Mezzo tedesco, dann aber auch in dem mehr und mehr städtisch eingerichteten süddeutschen und Schweizer Häusern. Zuvor ändert sie sich. Sie wird im Algäu- und im Walserthale zur Gutsche, d. i. ein Ruhebett an einer Ofenseite; in Tirol hat sie ein keilförmiges Holzstück als Kopflage; in Aussee ist schon ein Fleimsack (Federpolster) daraus geworden. Ich fand in Hinterrhein, Graubünden, an ihrer Stelle ein modernes Sopha.

In München hiess einmal ein Kämmerchen oberhalb des Backofens die Dürr; in Tirol heisst die obere Ofenfläche noch heute die Dörr'.

Der Raum zwischen Ofen und Wand oder der Winkel, wenn der Ofen in einer Zimmerecke steht, heisst in bajuvarischen Gegenden und im Egerlande Hell, Höll, Höllenmäuerl, Hellwinkl; 1618 eine Glosse „auf der Hell" = ad fornacem; in Baiern hie und da „hinter'm Of'n". Eine Liegerstatt da hinten heisst Brugg. Hohes Alter, Gewohnheit und Bauernnerven gehören dazu, in diesem heissen Winkel auszuhalten. Unter der Brugg findet man oft eine Hühnersteige. Der Ofenhals, das Verbindungsstück an der Wand, heisst Katzenherd in der Oberpfalz. Eine abweichende Art der Brugg wäre nach der mir vorliegenden Beschreibung ein Gerüst. Unterhalb wäre ein Gast- oder Krankenbett, oberhalb eine Pritsche, die Lodàbank oder die Lodàn[1]) (Lotterbank). Nà'ng'n Ess'n leg à mi ájmáj à bissl (oder bissaj) à d'Lodàn auffi = Nach dem Essen lege ich mich allemal ein bischen auf die Lotter hinauf, so citirt Schmeller. Im Salzburger Flachgau heisst ein Wärmeplatz auf oder ober dem in der Stube reichenden Backofen Häberl oder Häferl, Worte, deren Sinn ich nicht verstehe. Mit dem Haf'n (Gefäss) haben sie wohl nichts zu schaffen. In Dachau bei München gab es noch zu Schmeller's Zeit ein Báhaisl (Bähhäuschen), d. i. ein Verschlag für Schwitzbad im Ofenwinkel. In Passau nannte man Badl den heissen Ofenwinkel auch ohne solche Vorrichtung. Die Forstordnung von 1616 erwähnt übrigens „tragbare Bädlein", so man mit Gluth heizet.

Der Raum unter dem Ofen oder Herde, meist Holzlage, heisst in Westfalen Ofenhäusl.

Man trocknet Kleider, indem man sie auf die Stangà, das G'stáng (Tirol), das Ofeng'schal (Tirol und Baiern), auf den Of'ngāding oder das Glander (Heanzen), auf die Schaelstang'n (Vorarlberg), das Ofengláner (Obersteier), Ofenstángl (Berchtesgaden) aufhängt. Meist besteht das System aus horizontalen Holzstangen, welche durch die Oehre der von der Decke herabreichenden Eisenstangen gezogen sind, also einem Hängegerüste. Es gibt aber auch Glándà an Ständern. In Baiern kommt auch Ofenrick vor. Rick kennt man auch am Inn und an der Salzach als „Kannen-Rick", Gestell zum Aufhängen von Kannen neben einander; rek? rak? von reken niedersächsisch, holländisch = in Ordnung stellen? rikken ist niedersächsisch, eine Einfriedung von Säulen machen.

Nicht blos der Sparherd, auch der Stubenofen ist oft mit Gefässen für Warmwasser versehen. Sie heissen in Oesterreich Schiff, schwäbisch Schiffle, in der Lausitz Kacheltopf (stets rund), baierisch Hellhaf'n, bei Berchtesgaden Grand oder Grantà oder Grandà, was überhaupt ein offenes, muldenartiges, ursprünglich aber ein in einen Stein oder Block gehöhltes Gefäss bezeichnet. Die Brunnenmulde heisst in Oesterreich ebenfalls Brunnengrandà oder Brunngrand.

Das massige Ofengebäude ist beim Einwerfen der grossen Scheite gefährdet. Daher findet man seit Jahrhunderten bestehende Schutzgitter im Inneren vieler salzburgischer Oefen, welche circa $^1/_2$ m hoch an den Innenwänden herumreichen. In ärarischen Gebäuden Salzburgs findet man solche Gitter auf Dachböden und Rumpelkammern, seit die Heizung von innen angeordnet wurde. (Balka.)

[1]) Balka erklärt den Namen der Lodàbank aus dem volksmässigen Namen Lotter für wandernde Leute zweifelhaften Herkommens und verdächtigen Aussehens. Solche dürfen im Bauernhause nicht am Tische Platz nehmen, sondern nur auf der Ofenbank. Ich hege das Bedenken, dass nach meinen Beobachtungen die Ofenbank nirgends Lodà oder Lotter heisst, sondern dass dieser Name blos dem Faulbette hinter dem Ofen zukommt.

Der Rauch zieht noch heute hie und da ohne jede künstliche Vorkehrung aus dem Hause, und zwar besonders durch die Poren des Daches: aus der Holzknechthütte, der Almhütte, der Malga, aus vielen Häusern des altsächsischen Typus, in Hinterpommern z. B. durch Dach, Thür und die Auken, das sind Oeffnungen, wo die Hauswände und der Dachraum zusammenstossen; dann aus „Rauchhäusern" Kärntens, der Steiermark, der Slovaken, Huzulen, Polen, Ruthenen und Rumänen. In den Alpen sind solche Häuser schon selten. In Salzburg nennt man Küchen ohne Schlot Ruckkuchl.

Fortschreitende Cultur musste zu besseren, dichteren Dächern gelangen und dadurch zu besonderen Rauchlöchern. Das westfälische Uleloch (Eulenloch) an beiden Firstenden ist ein solches Rauchloch nicht. In alten friesischen Weisthümern kommt das Wort rekhol für Rauchloch vor. In manchen altsächsischen Häusern ist Orhål ein Rauchloch im Dachboden; dasselbe heisst an hinterpommerischen Häusern dymnyk. Die Lyre oder Ljöre tritt in alten nordischen Schriften und noch heute an norwegischen Häusern auf. Es ist ein Rauchloch am Firstbalken. Es ist durch einen Schweinsblasenrahmen verschliessbar und wird klappenartig durch eine Stange regiert. Hiedurch entsteht ein viereckiges Oberlicht. Gladbach bringt Aehnliches aus alten Schweizer Häusern, aber ohne Terminologie. Im baierischen Gebirge heisst Aehnliches Gucker; es liegt ebenfalls in der Dachfläche und wird mit Schnüren regiert. In älterer Mundart hiess es die Hur, und zwar schreibt Schmeller anfangs des XIX. Jahrhunderts: „Ein weiter, über dem Feuerherde eine Wölbung bildender Rauchfang, dessen Mündung im Dache (wohl die Dachfläche gemeint?) sich befindet, heisst im baierischen Oberlande die Hur, das Loch Hurluck." Vielleicht ist diese seltsame Hur ein aus Hurd verderbtes Wort; dies würde auf Flechtwerk deuten. Der Kaminmantel heisst doch nicht nur Kogel, Kuttel, Kobel, sondern an manchen Orten Hurd, und Flechtwerk mit Lehmverputz kommt ja noch vor. Im Algäu nennt man noch heute kleine Dachfenster oder Thürmchen für freie Aussicht Guckhürl. Am Rhein heissen gewisse Dachöffnungen die Gaucke. Im bajuvarischen Theile Oesterreichs heissen kleine Fensterchen und kleine Theile von Fenstern, welche man für sich allein öffnen kann, Guckerl; ebenso heissen scherzhaft die Augen.

Der Rauch im Hause ist nützlich. Er härtet und erhält das Holzwerk. Er macht das („geräucherte") Fleisch — bajuvarisch „'s G'selchte" — haltbar. Hiezu stellt man im sächsischen Hause die Wiemen, eine Art Räucherkammer aus Latten, in welcher Schnoisen oder Wurstspielen (Querstöcke) angebracht sind, in die Rauchbahn; an diesen hängt das zu „selchende" (bajuvarisch) Fleisch. In Westfalen ist das Wimmel oder auch der Wiemen mit zwei Fleskbalken, woran die Schöddels (Fleischspiesse) stecken, versehen. Im Böhmerwalde, Oberösterreich, Nordtirol u. s. w. kennt man die Rauchkammer, bajuvarisch Kömichkammer; sie ist ein kleiner, in die Rauchbahn verschiedentlich eingefügter Verschlag. Im Salzburger Vorlande (Thalgau) gibt es einen Rauchboden, d. i. ein Theil des Obergeschosses ist dem Rauche geöffnet, dabei aber die Funkensicherheit durch ein enges Holzbalkengitter verbürgt. Der Rauch ist warm genug, um das oberhalb in Garben gestellte Getreide vollends zu trocknen, auszusojern (söllern? von Söller?). Das Brot aus „gesojertem" Korne „sojert", d. h. es riecht etwas nach Rauch.

Der einfachste Rauchcanal geht quer durch die Mauer. Ich habe ihn bezüglich der Sette communi, dann Auronzo u. s w. beschrieben. Man schlägt ein Loch und die Küche ist fertig; man macht ein Haus, welches zwei Wirthschaften enthält, in wenigen Minuten für vier, fünf Wirthschaften bewohnbar. Dann fügt man von aussen ein paar Dachziegel über das Loch, damit der Wind und der Regen nicht lästig fallen, und die abscheulichste Folge der Uebervölkerung steht vor Augen.

Die nächste Entwicklungsstufe ist dann jene Schutzvorrichtung, welche ich an anderem Orte Tabernakel genannt habe und welche auf kleinen, vorragenden Mauerbögen an der Wand klebt. In Rostock (Mecklenburg) gibt es seit dem XV. Jahrhunderte Aehnliches. Man hat, bald wird man sagen müssen: hatte hiefür den Namen Schwibbogen.

Die dritte Stufe ist der Kamin, Cammino, welcher in den italienischen Städten auf Basis jener Tabernakel oder Schwibbogen in die Höhe gestiegen ist. Ob dieser Kamin der Vater unserer Schornsteine gewesen, ist nicht ausgemacht. In unseren Städten ist viel Südländisches, und doch mag sich unser gegenwärtiger Rauchfang, besonders jener des Bauernhauses, aus den früher erwähnten primitiven Vorrichtungen entwickelt haben. In Obersteier, dann in der deutschen Sprachinsel Sappada bei Auronzo u. s. w. sind Holzschlote, welche der Ljöre oder Hur sehr ähnlich sind. Ich habe die Namen der

primitivsten Rauchbahnen nicht aufmerksam gesammelt. Vielleicht thut's ein Anderer und bringt Licht in das Halbdunkel dieser Fragen.

Der Name Kamin ist in grossen Bereichen volksthümlich, er bedeutet aber dem Deutschen nicht das Ganze, sondern nur die Rauchröhre; hie und da auch bei Oefen, welche von aussen, etwa vom Gange oder dem Flur aus geheizt werden, das kleine Kämmerchen, von welchem aus man einheizt und von welchem der Rauchfang aufsteigt. Der Kaminfeger tritt in ganz Norddeutschland, im Süden aber, besonders in Baiern und Oesterreich, der Rauchfangkehrer auf. In Kärnten und hie und da in Tirol heisst der Schlot Kamin oder Kem, in der nördlichen Schweiz Kemi, in Baiern Kamiñ (nasal), und Kömich; 1429 altes Glossar: chümich = caminus, fumarium. In der Pfalz ist Schlôt volksthümlich; 1396 ist in München von „verblendeten, geschlierten oder gar hölzernen Schlöten, welche abgebrochen und gemauert werden sollen", die Rede [1]). Im Spessart heisst er Schürnstá, schriftdeutsch Schornstein. Die alte niederdeutsche Vocabel Schoorsteen = contramurus foci, also die sehr gebräuchliche Ziegel- oder Steinmauer, welche an der Herdstelle die Holzwand deckt oder ersetzt oder den Herd nischenförmig umgibt, würde also diesem Namen, aber nicht dem gegenwärtigen Sinne desselben zu Grunde liegen. Schoore = fulcrum = Stütze, von schooren = stützen. Schmeller meint, Schorstein oder Schornstein könne bedeuten: die Unterlage des Feuers, also etwa die Herdplatte oder den Wandschutz und endlich — das trifft auch zu — das Rauchrohr. Isländisch sei scara = Herdplatte, scarstên = Schürstein. Nach Grimm läge scorren = emporragen oder (XI. Jahrhundert) schorren = hervorragen für Schornstein nahe, vielleicht als Synekdoche, dass man den Kragstein zur Benennung des ganzen darauf Errichteten herangezogen habe. So weit ein Laie urtheilen darf, sage ich, diese Deutung gefällt mir nicht. So gesucht ist keine volksthümliche Benennung. Mit dem „hervorragen" ginge es noch; es gibt ja andere, wohl ältere Schlote, welche im Dachraume enden, den Rauch im Dachraume entlassen; aber wenn zwischen schoren und abkratzen eine Verbindung hergestellt werden könnte, ergäbe sich eine sehr einleuchtende Erklärung. Das Abkratzen des Russes, das Abscherren, muss den Leuten sehr aufgefallen sein, während im Rauchhause jahrhundertelang Aehnliches nicht nöthig gewesen war. Scherren, verschieden von „Scheeren", ist ein Dialectwort für Kratzen mit einem breiten Instrumente. Man kratzt, man krallt mit einem Dorn oder einem spitzen Nagel; mit dem breiten Daumennagel scherrt man, so dass ein Schorf entsteht. Schornstein für Wandschutz oder Herdplatte wird man im bajuvarischen Bereiche nirgends finden; allerdings auch für Schlot nur bei Leuten mit angelernter Schulsprache. Schlot ist ebenso ungebräuchlich.

[1]) Es wird da auch von beschlierten Wänden geredet, d. i. Fachwände, mit Stacken, Stroh und Lehm ausgefüllt.

C. Küchengeräthe.

In vielen Fällen ist das heutige Geräth des Landvolkes gleich dem ehemaligen der Stadtleute. Man wird daher auch in dem ersteren viel Verwandtes finden zur heutigen Austattung des Bürgers.

Man stellt die Holzteller, Essbrett'l (baierisches Oberland) und die irdenen Teller oder Taller und die Schüsseln in hölzerne Gestelle: in den Tellerkorb (Obersteier), ein leichtes Gerüst mit Stäbchen; in die Tellerrehm (Oberösterreich), Schüsselkorb (ebenda), Blattengestell (Zürich); Schüsselrehm (Aussee, dann bei den Heanzen und ziemlich allgemein bajuvarisch); Faàrskorb (Berchtesgaden). Die Pfannen (Salzburg) werden in die Pfannà-Rehm gesteckt. Die Pfannà-Henk in Berchtesgaden ist ein schmales Brett mit Holznägeln.

Die Löffel steckt man im Salzburger Flachgau in die Löffel-Rehm.

Die Heanzen gebrauchen für ihr Zinngeschirr, wie schon erwähnt, die Zinn-As'n, dafür eine Brodrehm zum Aufhängen der Brodlaibe. Der Tiroler Brodhängel oder die Drehnlà ist dasselbe. Diese Anstalt ist gegen den Rattenfrass vermeint.

Die rehmartigen Geräthe der Slaven sind u. A.: police (böhmisch), połka (polnisch), polycia (huzulisch). Polyczka (huzulisch) heisst dagegen Wandkasten oder Wandkorb.

Die egerländische Scheárbänk (Geschirrbank) mag mit der Schüsselrehm verwandt sein.

Die Anricht ist ein weitverbreitetes Geräth. Man findet sie in Oesterreich, wie in Kurhessen etc.; daselbst heisst ein Hauptbestandtheil derselben Pottbrett (Topfbrett). Das Lepelbrett in der Utlucht, seitwärts vom Herdende des sächsischen Hauses, ist ebenfalls eine Art von „Anricht".

Die Schanz, das in Niederfranken einen Weidenkorb, eine Erdtrage, am Niederrhein ein Reisigbündel bedeutet, bezeichnet schwäbisch ein Stellbrett, eine „Stellage", etwa auch ein Bücherregal. Italienisch scancīa, scansīa. Die Schafàn bedeutet dasselbe, aber ich kann nicht angeben, wo?

Im Berchtesgadener Hause und nach Balka auch im Salzburger Hause ist eine wahre Fundgrube von volksmässigen Geräthen und Benennungen. Dort ist die Fabrikswaare offenbar noch nicht eingeströmt. An Küchenkleinzeug findet sich: der Krapfenspiàs (Spiess); der Straubenlöffel (Strauben = ein Gebäck, mit dem Löffel aus dem heissen Schmalz gefischt); die Fuikl (von furca), ein Holzquirl, auch Spredl, anderswo Sprudler genannt; der Kás-Nok'n-Seicher, d. i. ein Seicher für Käseküchelchen; das Nock'nbrett, auf welchem der Teig gemacht wird; der Muàssà (Mussmacher), in Oberösterreich Schmarrnschäuferl genannt; Schmarrn (wohl von schmoren?) ist gleich Muss; die Gappl (Gabel), welche in Westfalen Forke (von furca) heisst[1]).

Das Rahmbrettl, am Inn und an der Salzach das Firschtl, ein Holzmesser zum afiàn (abführen, abziehen) der Sahne (Obers, in Böhmen Schmetten) von der Milli (Milch); der Krapfweger, österreichisch Nudlwalkà; die Schmalzschaufl oder Schmalzscheer, ein hölzernes Ding in Form einer Harlekinstartsche zum Herausstechen von Schmalz aus dem Kübel; die Bachof'nkruk zum Räumen des Ofens; die Bachschiàss'n (Backschiesse; Schulenburg hat Backschissl?) zum Einschiessen der Laibe; Salzsieb, der Salzmetzen (auch im Egerlande), d. i. ein Speisesalzbehälter; der Salztrog für Viehsalz; der Fleischstock, zum Zertheilen des Fleisches; der Bes'n, láità in den Sette communi; scopa, welches auch „Birke" bedeutet, italienisch; winyk der Huzulen; der Schrag'n, ein Gerüst für die Holzsäge; die Sag (Säge); die Hack'n, welche mittelst des Háisàl's oder Háisl's am Stiele steckt; das Handhäckl, ein kleines Beil; dagegen bedeutet in Berchtesgaden Handbeil eine schwere Hacke zum Handhaben der Blöcher (Baumstämme).

Kásrodl heisst der Rührstab für die Käsemasse im Pinzgau; daselbst heisst ein „dachartiger" Holzblock zum Abhacken der Scheiter Dock. In der Fusch gibt es einen Berg, welchem seine Aehnlichkeit mit diesem Dinge den Namen „die hohe Dock" verschafft hat.

In Obersteier setzt man das Sterzkreuz, ein kleines, dreiarmiges Gerüst auf die Suppenschüssel. Auf diese stellt man die Sterzschüssel (Muss, Schmarrn aus Buchweizenmehl) und die Tischgenossen löffeln dann abwechselnd Suppe und Sterz.

Im Departement Hautes Alpes heisst eine Brotbrechmaschine le chaploor. Man bäckt dort, so wie im Gail- und Lessachthale und anderswo in Tirol und Kärnten, jährlich nur einmal, anderswo überhaupt sehr selten Brot. Es wird steinhart. Jene Maschine besteht aus einem schüsselartigen Holzstück, le gral, mit welchem gelenkartig ein alter Säbel o. dgl. verbunden ist. Mit diesem Hebel zersplittert man das Brot.

Die Backschüssel oder „Bachschüss'l" aus Strohgeflecht dient dazu, den Brotteig in die Laibform zu bringen. Man lässt den Teig darin ausgähren. Die Structur der Oberfläche des Laibes rührt vom Flechtwerk her. Der Bachtrog ist endlich ein länglicher Behälter zum Mischen und Kneten des Teiges.

Noch müssen die Anstalten zum Verkleinern des Holzes erwähnt werden. Auf dem Schrag'n (Berchtesgaden) oder Sagbock (Oberösterreich) werden die Scheiter — Schàidà — quer gesägt; auf dem Hackstog werden sie mit dem Beil gespalten; dort spaltet man auch Spreiss'l.

D. Wohngeräthe.

Tisch ist ein deutsches Wort von fast allgemeiner Verbreitung. Bei vordringender städtischer Cultur, z. B. in Oberammergau, legt die Bäuerin zur Mahlzeit ein Tischlách, Tischlà (Tischlacken) darauf.

Im baierischen Oberlande bedeutet „ein Tisch" nebenbei eine Zeche von 10 Personen. Bei dà Héozeit war'n 6 Tisch' = 60 Personen.

In Norwegen findet man langbord für Tisch; goth. biúnds oder mes; huzulisch stiu; böhmisch stol.

[1]) Die bekannte Angabe, die Essgabel sei erst im XVII. Jahrhundert erfunden worden und bis dahin habe man mit den Händen in die Fleischschüssel gegriffen, auch in Städten, bedarf der Prüfung. Die kleine, zierliche Gabel, welche der österreichische Bauer im Etuis mit dem Messer mit sich führt, ist zweizinkig. Die Bratengabel, mit welcher man die Fleischstücke aus der Pfanne hebt, ist es allgemein auch. Ohne ein solches Geräth ist bei unserer Kochart nicht auszukommen. Das Bedürfniss muss sehr früh dazu geführt haben; auch für den Esstisch.

Die Bank, bajuvarisch oft Benk oder Bänk, ist volksthümlich eine feste Wandbank jener zwei Stubenwände, in deren Winkel der Esstisch und der Altar sich befinden. In Obersteier haben sie Holzlehnen, sind Truhen mit Sitzbrett und heissen merkwürdigerweise Sid'l. An den anderen zwei Tischseiten stehen meistens zwei bewegliche vierfüssige Vorbenk. — Die Hausbenk steht vor der Wohnungsfront, neben der Hausthüre. Bei den Huzulen heisst sie pryspe; ebenso bei den Ruthenen Die „Cimbern" sagen dazu pank; Dänen und Norweger pall; erst im XIX. Jahrhundert ist sie von der Rasenbank zur Holzbank geworden.

Die Lodàn wurde erwähnt. Aehnliches haben die Huzulen In der ława, ławycia, eine breite Bank für Wöchnerinnen und Kranke beim Ofen. Mit der bajuvarischen Brugg hat sie gemeinsam, dass Kleinvieh darunter haust, Ferkel und Lämmer.

Ob irgendwo im bajuvarischen Gebiete noch eine Bank mit Rücklehne Schrannà oder Schrane heisst, weiss ich nicht. Nach Grimm heisst oder hiess es Bank oder Gestell einer Bank; dann Verkaufsstand. Schrannenmarkt ist noch heute ein Markt mit offenen Verkaufsstellen; 1643 Brod- und Fleischschranne, in Oesterreich Standel (Ständchen); ahd. scranna (oder scramna?); mhd. schranne; ital. scrana = Feldstuhl; franz. escran, écran = Ofenschirm; schwäb. Schrand, Schranne = Holzbank, jedoch ohne Lehne, also eine abgeänderte Bedeutung; fränkisch Schrannenbank, pleonastisch eine Bank mit Lehne, und zwar die Bänke im Klosterchore; bajuvarisch Schranne = Gerichtsstätte, z. B. in Nonn bei Reichenhall, welcher 788 im Indiculus Arnonis Nana heisst.

Der Stuàl (Stuhl), meist Loànstuàl (Lehnstuhl) ist bajuvarisch der hölzerne, ungepolsterte Einzelsitz, Sess'l der gepolsterte. Gothisch stols und sitls. Das letztere scheint in dem erwähnten steirischen Sidel wieder zu erscheinen. Die „Cimbern" haben den Stuàl, aber auch la carega, la cadrega, welche auch im ganzen Pogebiete üblich sind. Die carega ist ein rohes, hölzernes Sitzgerüst, dessen Sitz mit Stroh geflochten ist. Man fand sie vor etwa 20 Jahren noch oft vor den Kaffeehäusern italienischer Stadtplätze. Seither sind Eisensessel mit Blechsitzen u. dgl. eingewandert. In Asiago hört man auch sezel. Der Scheiblstuhl in Obersteier und Salzburg bedeutet einen Dreifuss mit rundem Sitzbrette, wie der bekannte Schusterstuhl oder Dreifuss.

Der Kast'n, die Kist'n, die Lad' sind bajuvarisch volksthümlich. Kleiderkast'n heisst wohl auch G'wandkaltà (Behälter), auch G'wandghaltà, sowie der grosse Behälter für Fische Fischkaltà heisst, er sei nun ein monumentaler Bau wie in Kremsmünster oder eine in die Donau gehängte durchlochte Kiste. Auch B'haltà kommt vor. In Herzogenbusch sagt man der Kâst. Im Egerlande heissen die Kleiderladen Lad'n und die Behälter für das Sonntagsgewand Ba-Ládl = Beilädchen.

Schrank mit der Bedeutung „Kasten" ist bajuvarisch nicht üblich; ja, im baierischen Oberlande bedeutet es Holzstoss mit gekreuzten Scheitern. Schrein, Schrei (nasal) und Schreinl habe ich nie gefunden, ist aber nach Schmeller ein Dialectwort.

In Vorarlberg heisst Schafrote Stubenkasten, aber auch Küchenkästchen; letzteres ist schweizerisch Schafreiti; eine Glosse des XII. Jahrhunderts hat dafür scapreida.

Die hübschen Truhen der Mägde für ihre Kleider heissen in Vorarlberg nach der Technik ihrer Verzierung Schnitztrog. Die bemalten, kofferähnlichen Behältnisse desselben Gebrauches in Oberösterreich heissen Truchl (Truhe).

Wandschrank heisst neulatein. armarium; in Wien Alma, Almer; im Egerlande Alwerl; bei den Siebenbürger Sachsen Almerei; bei den Deutschen der Zips, der Kasten, in dem der Bauer seine Urkunden aufbewahrt, Almrei; in Oberösterreich und Steiermark thut er dies im Wandkástl. Aehnliche Dinge heissen čechisch koutnice; italienisch scrigno (Kästchen); walachisch skrynja = Kleidertruhe; norwegisch roskab oder hoisedes, was wohl mit Hochsitz zusammenhängt.

Der Kleiderrechen ist rumänisch žerdka; huzulisch hredký oder žerdky. Er befindet sich an der Wand und auch am Unterzuge oder anderen Deckenbalken.

Es gibt Bauernhäuser mit Spucknäpfen. In Oberösterreich heissen sie Schbeib-Trücherl (von Truhe), in Berchtesgaden Schbeib-Schub, eben mit Schubdeckel.

Schamm'l (Schemel) ist bajuvarisch. In Berchtesgaden Schamái; daselbst ist Hukl von hocken oder hucken, gekrümmt sitzen, ein Fussschemelchen. die Latte unten zwischen den Tischfüssen heisst in Oberösterreich Vergeltsgott, weil sie kurzen Beinen willkommenen Auftritt bietet.

Die Uhr (von hora) ist ein volksthümliches Wort. Nach Schmeller wäre noch Seiger, niederländisch seger, wendisch zeger im Gebrauche gewesen, als er schrieb. In Appenzell nennt man die Sackuhr: „Kelör, etli“.

Das Bett, bei den „Cimbern“ de lige (Liegerstatt) und das pette oder s'peite mit mererasso, pouster oder gebräuchlicher italienisch il guanciale (von guancia, Wange); gothisch badí; huzulisch postil. Nach Lasius heissen die Schlafstätten der Herrenleute an der schleswigschen Küste Butzen.

In Obersteier sagt man Lalli (Leilach) für Leintuch, Hüll für Decke; im baierischen Oberlande Hülln für Deckbett oder Tuchent; in Oberösterreich Tuchàt, jedenfalls Federdeckbett; unter das Leintuch kommt dort die Untertuchàt. In Kärnten heisst die abgenähte Decke Golter, Goldà; italienisch coltrice oder coltra, coltrino. Meringer nennt einen Hápn mit Habàfleim (Aussee) (wohl Polster mit Haferrispen?) — Der tirolische Federpolster (oder Spreupolster?) heisst Fleimsack. Der Ueberzug des Federbettes heisst bajuvarisch der Inguss, Igàs (das i nasal), Iñlàss; das hiezu nöthige Gewebe heisst ebenso. Der bajuvarische Federit ist und war 1618 eine Art Zwilch für Bettüberzüge; 1429 steht er für Deckbett. In Oberösterreich habe ich der Federritt'n gehört.

Zum Erklimmen der hohen Betten benützt man im baierischen Oberlande die Fuàstruh Die Bettscheer, ein zirkelartiges Holzgeräth, wird seitwärts eingesteckt und verhindert das Herausfallen. „Bettscherr paist an a Tischeck,“ rufen die Salzburger in komischer Nachahmung des Klanges ungarischer Flüche, welche ja die ungarischen Schweinehändler oft im Lande hören lassen. (Balka.)

Der Fensterladen heisst an der oberen Isar das Fensterluck, plur. die Fensterlücker; ital. lo scuro, das dunkle; oder il balco; bei den „Cimbern“ palco; im Engadin balkun, dort einen Schiebeladen bedeutend; in Oberösterreich städtisch Balken, das ist ein innen angebrachter, völlig verfinsternder Fensterladen. In Augsburg nennt man ihn Blückel, in Schweden lucka, niedersächsisch Lucht.

Das Fliegengitter heisst oder hiess in München die oder der Stor, auch missverständlich der Storch, von ital. stora, stoja, lat. storea.

Die Thürklinke ist oberösterreichisch Schnall'n, altbaierisch Schnaö, Schnaöln; aschaffenburgisch die Schlink'n = abziehbare Klinke, welche also zugleich Schlüsseldienst macht. Die Klinke selbst heisst im baierischen Walde und in Franken die Felsten oder Felschen.

Das Vorhängschloss wird in jenes Loch eingehängt, welches durch die Oes (Oese) oder den Árstefft am Thürstocke und die darüber gelegte Ár, ein Bestandtheil der Thüre, gebildet wird. Die Ár heisst auch Narb oder Närw. Es lohnte die Mühe, die Schriftsprache — besonders in technologischen Sachen — aus dem noch immer reichen Born der Volkssprache zu bereichern, und zwar nicht blos bei den Gerichten, welche im lebendigen Verkehre mit dem Volke allerlei solche Ausdrücke aufnehmen müssen, da eben für manche Dinge, besonders für manche Geräthe schulmässige Ausdrücke im Wörterbuche fehlen.

E. Gefässe.

a) Geschlossene Gefässe für Flüssigkeiten.

Das Fass, das Fáss'l; ein grosses Fass baierisch Kufe, Kuàf'n. Zum Buttern gehört in Oberösterreich das Budàfass (Butterfass, mit äusserer Kurbel zum Drehen der haspelartigen Vorrichtung im Innern, wodurch der Rahm in Butter und Molken verwandelt wird. Der Rührkübel, Berchtesgaden Zugküb'l, in welchem Butter gestossen wird, ist gebräuchlicher. Das Butterfass heisst daselbst Leierküb'l; leiern = drehen. Die berbynecia der Huzulen endlich ist ebenfalls ein Fass mit einer inneren Kurbel, welche in der Rahmmasse gedreht wird.

Das Lágl (Oberösterreich etc.) ist ein schlankes, tragbares Fässchen des Fischers, welcher die Fische lebend heimbringen soll. In Berchtesgaden auch Fischpiderling; „cimbrisch“ laghel, welches die italienische Schreibung für lágel darstellt; das h erhält das g vor e ungequetscht. In Berchtesgaden gibt es auch ein anders geformtes Milchlágl. Die Fische werden lebend im Fischkaltà (Behälter) aufbewahrt, d. i. ein hölzerner Kasten, welcher im Wasser steht oder schwimmt und durchlocht ist. Er heisst in der Lausitz Helder, wendisch haldař.

Der Bieder, Piderer, Biederer ist bajuvarisch ein discusähnliches, zwei Handbreiten dickes Wasserfässchen mit Handhaben am Kreisumfang, verpfropftem Mundstück, mit Fussansätzen am Umkreise, etwa 10 l haltend. Er ist verwandt mit der Pánz'n, meist Pánzl, Wassàpánzl, ein Trinkfässchen der Feldarbeiter; hat aber nichts zu schaffen mit der

Bitsch'n, čechisch betschka, russisch botschka, welche in slavischen Ländern, aber auch in Baiern und Oesterreich gebräuchlich ist; ein grösseres, kannenartiges Bindergefäss mit Holzdekel.

Im Canton Appenzell heisst eine gewisse Kübelgattung das Piderle. „Appenzeller Mädele, wie machest du den Käs? Ich gib ihn in ein Pidele und druck ihn mit dem Fidele (Hinterleib), d'rum ist der Käs so räs" (das österreichische rass = fast ranzig). In diesem neckischen Trutzliedchen erscheint somit das Piderle als Butterkübel bezeugt.

b) Offene Gefässe für Flüssigkeiten.

Das Häfen, der Haf'n, das Häferl; bis vor Kurzem durchwegs aus Thon, neuerer Zeit sehr häufig aus Porzellan, von den Nordböhmen Tippl (Töpfchen) genannt; dann ist das Blechhef'n, aus ordinärem Weissblech oder Schwarzblech für grosse Häf'n, besonders zum Wäschekochen im Gebrauche. Neuestens breitet sich das Kochgeschirr aus emaillirtem Blech rasch aus. Nicht glacirtes, rohes Thongeschirr habe ich, ausser an der Theiss, wo die Wasserkrüge porös sein müssen, wenn sie das Wasser kühlen sollen, nirgends mehr gesehen. Die Bleiglätteglasur ist im XIX. Jahrhundert volksthümlich geworden.

Die Uebersetzung des Haf'ns in das Schriftdeutsche ist nicht möglich Der Topf, welcher bei den Bajuvaren nicht volksmässig ist, entspricht ihm nicht. Das Wort Kochtopf wird man in den Alpen vergeblich suchen. In den österreichischen Städten findet man nur den Namen Suppentopf eingewandert; das Landvolk isst die Suppe nur aus der Suppenschüss'l; es fehlt da auch die Sache. Man wird den Hafen in das Schriftdeutsche aufnehmen müssen, was ja bei dem Worte Glückshafen längst geschehen ist.

Die Schal'n, das Schálerl oder Schálläl (Schale) entspricht der „Tasse", ist aber grösser, von einfacherem Querschnitte, oft ohne Henkel; im Durchmesser grösser als in der Höhe.

Die Kanne kommt beim bajuvarischen Landvolke nicht oft vor; in der Verkleinerungsform als Kándàl, Kandl, Kandáj sehr oft. Sie ist vom Krug, Kruàg, Krüàgl (fast wie Krürgl klingend, gewiss nicht wie Krü-ágl) in der Form verschieden. Die Kanne schenkt dünneren Strahl als der Krug, welcher ein derbes Maul oder auch in der kreisrunden Oeffnung oft gar keine Schnabelausbiegung hat. Stein, a Stoàn Bier sind Bierkrüge aus Steingut in Baiern und Oberösterreich (Innkreis). Krug oder Flasche mit engem Halse heissen bajuvarisch Angster (von angustus). Der Bierkrugdeckel, sowie das Deckelchen der Tabakspfeife heissen im baierischen Unterlande das Luckl, das Lückàl = Lücklein. Im baierischen Oberlande heisst jeder Kannendeckel Luck, aber auch der Fensterladen Fensterluck, während doch anderwärts Luck'n Loch, luckàt = löcherig bedeutet.

Im Egerlande heissen alte Zinnkrüge Pleschl. (John.)

Der Sechtà ist im baierischen Oberlande, Oesterreich, Steiermark u. s. w. das kleine Eimerchen mit einer Handhabe, welches z. B. auf den Bildern St. Florian als Feuerlöscher in der Hand hat. Sechteln, bei den „Cimbern" sechten, heisst, die Wäsche durch Uebergiessen mit heisser Lauge reinigen. Das hiezu gebrauchte Geräthe ist: Sechtlbank, Sechtlkessel, Sechtlofen, Sechtltuch (Leinwand zum Durchseichen des mit Holzasche vermischten heissen Wassers). Sollte Sechten und Seihen verwandt sein? Der Sausechtà dient zum Einschütten des flüssigen Schweinefutters in den Sautrog. Der Melksechter ist etwas grösser, heisst aber im baierischen Oberlande der Zummel, in Graubünden die Zümmen.

Im baierischen Unterlande nennt man einen kleinen Kübel mit zwei Handhaben Sechtà, dagegen hat dort das Schaff oder Schäffl, Schäffàl nur eine. Im Oberlande, Oberösterreich u s w. hat das Schaff zwei und ist ein oben etwas weiteres Holzgefäss mit Binderreifen. Es gibt Schaff' von allen Grössen, Breiten und Höhen, je nach dem Zwecke. Man hält im Wassàschäffl Wasser im Vorrath, obwohl es den Holzgeschmack annimmt, man wäscht in ihm, z. B. im Berchtesgadener Weitschäffl die Milchstöts (siehe unten).

Der Scheffel mag ein Verwandter des Schaffs sein; er ist in Baiern 1000 Jahre lang Maasseinheit für Getreide gewesen. In Oesterreich habe ich ihn nicht gefunden. Dort herrscht noch heute neben dem gesetzlichen Maasse der Metzen.

Der Weidling ist in österreichischen Städten ein rundes, schüsselartiges, irdenes Gefäss, oben etwas breiter, oft mit Handhaben am oberen Umkreise. Es dienst als Waschgefäss, zum Teigrühren u. s w. In Baiern dagegen ist Weidling oder Weitling ein Gefäss mit trapezoidem Querschnitte für den Sahneabsatz der Milch. Der Stotz, Milchstotz, das Milchstötzl thut denselben Dienst, ist aber ein niederes Schäffl, ein Bindergefäss von wenig Centi-

meter Höhe. Sie stehen auf der Millisetz, einem Tische, aus Brettern roh gezimmert.

Zuber und Eimer habe ich in bajuvarischen Gegenden selten als volksthümliche Namen gefunden; sie sind auch schriftdeutsch und entsprechen nicht der Art, aber der Gattung Schaff und Sechter. Der Zuber, Zuipàr kommt von ahd. bar, beran, boran = tragen und zwei, also das zweihändige Gefäss. Eimer, Aimpar, Ampà, in Berchtesgaden z. B. Schmalz-Ampà oder -Empà ist das einhändige Traggefäss. Feueramper ist Feuereimer in Oberösterreich. Vom Amper ist die Ampel von Ampola = Gläschen wohl zu trennen.

Zwei Zuber zugleich kann man nicht tragen, wohl aber zwei Eimer. Hirten und Sennerinnen, wenn sie es thun, nehmen einen leichten Rahmen, das Gátterl, stellen sich hinein und stützen die beiden tragenden Hände so, dass die Lasten vom Leibe abstehen. Anderswo thun es Reifen.

Der schriftdeutsche Bottich heisst bajuvarisch Boding, bei den Huzulen bodní, offenbar ein Lehnwort; er ist mit dem Schaff verwandt, aber grösser, ohne Handhabe, weil er ein unbewegliches Geräth ist für Wasservorrath und Krautbewahrung. In Baiern hört man dafür auch Brent'n, Wassàbrent'n, Krautbrent'n. Im Salzburgischen meint man unter Bottich besonders jene Holzgefässe, in welchen der Gärber die Häute mit Lohe einweicht.

Die Moltàn, Muàtàn, Moltern ist wannenförmig und dient zum Wäschewaschen u. s. w

Die Schápfà, die Schuàff'n ist ein kleiner Holzeimer an langer Stange, womit man Wasser oder Jauche schöpft. A'Schápferl habe ich oft für „ein bischen" gehört. Eine ähnliche Vorrichtung für das Umschöpfen der Milch aus dem Melkeimer in den Stotz ist das Gazl (Berchtesgaden). Es ist ein kleines Blechgefäss an einem Stiele.

Der Rahmdegl (Tiegel) ist ein blecherner Weidling, in welchem der abgeschöpfte Rahm zum Buttern gesammelt wird (Berchtesgaden).

In den Sette communi habe ich die Milchmastella (mastella = Zuber, Schriftsprache), d. i. einen Milchkübel kennen gelernt, dann die Bladama, einen ausgehöhlten Holzweidling, die thönerne Schüssla und die hölzerne Coppa (Schale).

c) Offene Gefässe für feste Stoffe.

Die Rein, Raiñ (nasal), das Raindl, Reiñl, Rainàl, Rainaj (bajuvarisch) ist ein flaches Thon- oder auch Blechgefäss zum Schmoren, Braten oder Backen, öfters im Rohre als auf dem Roste des offenen Herdes. Die Berchtesgadener Nudelrein wurde erwähnt. Der Sparherd hat den Spiessbraten mehr und mehr verdrängt. Der Bratspiess wird im mitteleuropäischen Bauernhause bald eine Seltenheit sein. In Oberitalien ist er dem Davanzale als Bestandtheil eingefügt, welcher allerdings beim Bauer ebenso selten ist, als das — Braten.

Die Pfann', das Pfándl, Pfánàl ist ein langstieliges Blechgefäss, ein rechtes Volksgeräth. Der Senner, der Holzknecht, der Schiffmann („Schöffmañ") wandert mit ihm. Die Bäuerin benennt ihre Pfannen z. B. Wasserpfándl, Schmalzpfann, Kindskochpfándl je nach dem Gebrauche. Man darf sie ja nicht willkürlich vertauschen.

Der Berchtesgadener Katz'n-Scherm (Scherm, verächtlich für Topf) ist ein hölzernes Näpfchen für Katzenfutter. Der Toàgnapf, die Toàgschüss'l ist ebendort ein Gefäss für Teigbereitung. Das Salzlegl oder die Salzdösn (Dose) sind in Baiern und Oberösterreich als runde Holzgefässe mit Charnierdeckel im Gebrauche.

Der Trog spielt eine grosse Rolle im bajuvarischen Hause: Kuchltrog, Bachtrog zum Teigmischen; Sautrog, aus welchem die Säue fressen; Brunnentrog (Berchtesgaden auch Tropfkasten), in Salzburg Brunnkar[1]). Dann gibt es eine Menge kleiner Trögl. Ursprünglich verstand man unter Trog ein aus einem Baumstamme herausgearbeitetes, ausgehöhltes Gefäss. Mir will scheinen, dass das Kar als Geräthe mehr der Kreis- oder Quadratform angenähert ist, während der Trog, auch wenn er, wie der moderne Sautrog, aus Pfosten zusammengefügt ist, durch seine längliche Form auf seinen Ursprung aus dem Baumstamme hinweist. Für Trog kommt in bajuvarischen Gegenden auch Kumm vor.

Im Departement de la Meuse heisst der Trog la maie, was „Speiskasten" im Departement Loiret, Loire et Cher bedeutet. Wenn Einer daraus folgern wollte, die alten Franken hätten ihre Vorräthe in ausgehöhlten Baumstämmen aufbewahrt, so müsste man sich fügen.

Verwandt im Namen und in der stets länglichen Form mit dem Trog ist die Truhe: Truchhà, das

[1]) Dem Kar kommt, wie dem Trog, der Begriff des Ausgehöhlten zu. Gewisse amphitheatralische Terraintheile in den Alpen werden ja so genannt. Andererseits nennt man im Salzburgischen auch ein Seitenfach der Tenne Heukar und in Berchtesgaden ein 20 cm hohes Käsefässchen Káskaà, woraus der Begriff „Behältniss im Allgemeinen" hervorgeht.

Trüchàl oder Trücherl. Es ist kofferartig, ruht auf einer Längsfläche und stellt eine längliche Kiste dar. Der Sarg heisst in Oberösterreich und im Pongau Todtentruch'n[1]); die Koffer der Dienstleute heissen Truch'n. Man gebraucht Mehltruhhà, Habatruch'n (Hafer), Traàttruch'n, in Berchtesgaden Werchtruhhà für die Flachskiste; im baierischen Walde Strohtruhe für die Häckselbank; häufig Wag'ntruhhà für Wagenkasten, Adltruhhà für den Wagenaufsatz zum Führen der Dungjauche; Adl ist das alte Wort für Harn. Nach Schmeller hiess die Tischlade bajuvarisch Tischtruhhà. Das Spuckkästchen heisst in Oberösterreich Speibtrücherl, auch in den Städten. Die Getreidetruhe heisst im baierischen Oberlande auch Kôuscht, Kaàscht, Kaischt, und ihre Fächer heissen ebenso. Die Etymologie dieser Worte erklärt Schmeller nicht. Bei Oedenburg nennt man ein solches Geräth Schittkast'n, worunter man in anderen Gegenden einen Kornspeicher versteht. Der Truhendeckel, aber auch die Kastenthüre heisst im baierischen Walde das Wed.

Den von Menschen zu bewegenden Karren kommen folgende, sämmtlich bajuvarische Namen zu: Die Radltruch'n (Berchtesgaden) oder Scheibtruch'n (Altbaiern und Deutschösterreich) oder Schaibtruch'n (westungarische Deutsche) ist eine Truhe mit zwei Handhaben und vorne mit einem Rade. Dieser Handkarren dient zum Erd-, Stein-, Sand- und Mistführen und ist von den Eisenbahnbauten her wohl bekannt. — Der Rádlbock (Berchtesgaden), die Rádltrag (Oesterreich u. s. w.) oder die Radwern, Radber'n, Rawárn (Franken) oder Trágátsch (im Werdenfelsischen und seltsamerweise weit davon im Theile von Oberösterreich nördlich der Donau, fast überall) ist eine Trage; aber man trägt sie nur mit zwei Handhaben an einem Ende, das andere hat ein Rad. — Der Schubkarren ist mehr städtisch; er ruht auf zwei Rädern, deren Achsen sich unter Brusthöhe befinden; seine Handhaben sind durch ein Querholz verbunden, an welches der Schiebende die Brust anlegt.

Nahe dem Troge steht die algäuische Melter, ebenfalls bajuvarisch Muàlta, oberpfälzisch Moltàn, schriftdeutsch Mulde. Sie ist aus Stammholz ausgeschnitten, gehöhlt, aber seicht, an beiden Enden gerundet; der Fleischer trägt in ihr das Fleisch zu den Kunden. Der Bauer brüht in ihr die geschlachtete Sau.

Der Kübel ist beim Bauer schwach vertreten. Der Rührkübel wurde erwähnt. Man versteht darunter ein Schaff von unverhältnissmässiger Höhe. Ich fand den Trankkübl für Küchenabfälle zum Schweinefutter, den Gsidkübl zum Abbrühen des Viehfutters (Berchtesgaden).

Das Nürschl, Nüàschl bedeutet bajuvarisch ein kleines Gefäss, in österreichischen Städten wohl nur die Gefässchen, in welchen man den Stubenvögeln Hanfsamen und Wasser reicht (Voglnürschl). In Baiern kommt Nuàsch vor oder Nursch; im baierischen Walde und an der Donau der Uàsch, Ousch; ja 1489 steht in einer Münchener Bauordnung Dachnuàsch, anstatt Dachrinne, oder vielleicht für das an alten Häusern noch sichtbare Sammelgefäss, in welches das Regenwasser sich sammelt, ehe es in die ableitende Rinne schlüpft. Der allzeit verlässliche Schmeller würde diese kritische Vermuthung nicht übel nehmen, sie liegt nahe, Nuàsch für Rinne aber ferne. Das Luàsch an der oberen Isar entspricht dem österreichischen Nürschl. Der Saunursch (Baiern) erscheint statt Trog. Schwäbisch erscheint für Nürschl: Brenklein, Futtertröglein für Geflügel.

Ganz ausgeschlossen ist für das Wort Nüàsch u. dgl. ein Gefäss für menschlichen Gebrauch; höchstens dass man dem Kinde scherzend sagt: „Iss dein Nürschl aus!“

In Baiern nennt man ein Gefäss zum Händewaschen u. dgl. Zwonürschl; zwo von zwoà, zwaà = waschen; goth. twahan; mhd. twaele Handtuch; bajuvarisch modern die Zwehel, das Zwehàl = Zwehle, Handtuch; zwo di! wasch dich! hört man heute in Baiern und im westlichen Oberösterreich. Schmeller zieht heran: ital. tovaglia Tischtuch; franz. touaille; span. tohalla, toalla, tovalla, welchen allen der Begriff des Waschbaren, also etwa im Gegensatze zur Wollendecke etc. innewohnen dürfte.

In gewissen elenden Bauernhütten Frankreichs sind unter den Betten stinkende Gruben für Sauerkraut. Aehnliche Sünden gegen Leben und Gesundheit kennen unsere Alpen nicht. Das Kraut wird in Bottichen, Fässern, im Schupfen, im Keller oder in Gruben ausserhalb des Wohnraumes aufbewahrt. In Steiermark heisst Kraut-Aller eine Art Schacht

[1]) Im Pongau unterscheidet man Truchl für Sarg und die Sarche, d. i. die bemalte und sonst verzierte Bretter-einfassung des Grabhügels. In Oberkärnten sind oft recht sinnige Verse darauf angebracht, z. B.: „In diesem Garten thu' ich auf die Eltern warten; denk', sie kommen bald, sind ja schon alt!“

für heiss eingeweichte Krautköpfe. Derselbe ist mit Pfosten ausgekleidet. Das Kraut wird mit Pfosten bedeckt und mit Steinen beschwert. Im Pongau, vielleicht auch sonst in Salzburg, heisst Söln eine 3—4 m tiefe, für Sauerkraut bestimmte, cylindrische Grube, deren Mantelfläche mit Stammholz fassartig verkleidet ist. Boden und Reifen sind nicht vorhanden. Diese Pfosten reichen 1 m tief unter die Bodenfläche dieses Schachtes, sind also 4—5 m lang. Diese Söln befinden sich auf der Schattenseite vieler Häuser, wenig Schritte entfernt. Ein Deckel schliesst sie ab. Man steigt mit Leitern hinab.

F. Geräthe aus Flechtwerk.

Die Hurd' (Hurde) ist ein viereckiges Stück Flechtwerk, nicht korbartig, sondern flach. Die Wagenhurd besteht aus vier solchen Stücken, welche deren drei Seitenflächen und eine Bodenfläche bilden. Man kann vermöge dieser Einrichtung auch kleine Gegenstände, ohne sie zu verlieren, auf dem gewöhnlichen Leiterwagen verladen. Sie heisst am Inn und in Niederösterreich die Kreinz'n; die für Holzkohlen bestimmte Kohlkreinz'n. In Franken heisst ein flacher Mistkorb die Schrenz'n.

Der Zöger, Zögà, Zegà, Zeckà entsteht, indem man zwei etwa 1 m lange, 50 cm breite, von Bast geflochtene Rechtecke an einer langen und den beiden kurzen Seiten zusammenfügt, so dass die beiden Handhaben, welche schlingenartig in der Mitte der offenen Langseiten beiderseits angebracht sind, neben einander kommen. Man könnte das Ding Taschenkorb nennen. Die südslavischen Wanderhändler (Hausirer) bringen ihn in alle Welt. Schmeller vermuthet slavischen Ursprung des Wortes. Wenn die oberösterreichische Magd ihren Einkaufkorb „Zöger" nennt, so ist dies eine irrthümliche Uebertragung.

Der Korb, Kárb, Kár; das Kerwel, Körbl, Kerwàl ist volksmässig rund. Viereckige Reise-, Papier-, Holzkörbe und jene, welche in Algier, Görz, auf Malta zum Versenden von Früchten und Gemüsen gebraucht werden, sind modernes Industrieproduct. Es gibt Körb' mit zwei Handhaben und ohne Spange, welche man auf dem Kopfe trägt, z. B. der Wäschkorb, dann Bügelkörbe, am Arme getragen, der eigentliche „Korb", alt chorb und endlich der Bucklkorb, welchen man — besonders in slavischen oder slavisch gewesenen Ländern — an Tragbändern auf dem Rücken trägt, daselbst für Allerlei, in bajuvarischen Ländern aber besonders für Gras und Heu gebraucht. In letzteren heisst dieser Korb Kerb'm, Kerm, das Kirbàl, bei den westungarischen Deutschen der Fuidàkaà (Futterkorb) oder Puglkaà. In Berchtesgaden bedeutet Zistel oder Zistl ein aus Spänen geflochtener Korb für Schaàtl (Hobelscharten) zum Unterzünden. In Oberösterreich und wohl auch in anderen bajuvarischen Ländern ist die Zistl (von cista oder cistella) ein Handkorb mit Bügel, unten spitz, oben mit kreisrundem Querschnitt, welchen man an den Arm hängt, wenn man zur Obsternte auf Bäume steigt, und oben an Aeste. In Baiern sagt man Zesten; ital. cesta; span. cesta; Zistel-Zain' habe ich vor 50 Jahren in Oberösterreich für Korb gehört. Bajuvarisch heisst eben der Korb nach Schmeller auch noch die Zain; fränk. die Zaun oder Zenn. Ein Körbchen mit Handhabe und Deckel heisst Záiñl (Oberpfalz), das Zaile (schwäbisch); das Zaàl (bajuvarisch).

Bei nord- und südslavischen Völkern gibt es eine Art aus Baumrinde zusammengesteckter Körbchen, welches die Huzulen Kozub nennen. Auch in Bosnien ist es mir voll Erdbeeren angeboten worden. Die Händlerbarken der quarnerischen Inseln halten Baumharz, einen Heilstoff der Volksmedicin, ebenfalls in solchen korbähnlichen Päckchen feil. Die Uebereinstimmung so unbedeutender Dinge bei den seit 1000 Jahren getrennten süd- und nordslavischen Stämmen ist merkwürdig, umsomehr, als solches Rindenkörbchen meines Wissens bei den Nachbarn nicht volksthümlich ist.

Das Benl, Bennl, Bändl, Pendl, Beñl (nasal) ist ursprünglich mit Wagenkorb gleichbedeutend; abgeleitet ist die Bedeutung Wagen sammt Korb, Sitzgelegenheit auf dem Schlitten gewisser Gattung, des oberösterreichischen Beñlschlittens. Alte Vocabel benna „lingua gallica genus vehiculi"; nach Grimm geflochtenes Fuhrwerk, lat. benna, gallisches Wort, von den Römern aufgenommen. In den Trienter Alpen habe ich benna für einen Korb auf dem Wagen gehört; der erstere war für Kohlen, Dünger u. dgl. bestimmt. In Kärnten gilt das Wort für Wagen sammt Korb. Die erwähnte Kohlkrainz'n heisst in alten Schriften auch Khollbene. (Schmeller.) Die Benn ist in Lothringen geflochtener Wagenkorb. Die Baenne (bajuvarisch) ist der Wagenkasten des Mistwagens; der Name deutet auf die ehemalige Form. Die italienischen Wörterbücher haben Benna für Korbschlitten.

G. Landwirthschaftliche Geräthe.

a) Brunnen[1]).

Der Rohrbrunn', welcher ununterbrochen fliesst, heisst bajuvarisch Reerlbrunn'; 1618 hiess er in der Oberpfalz Klaffer; heute bedeutet der Name dort Brunn-Kar oder Brunnkast'n (baj.); bajuvarisch ist Gláffàl oder Gláfferl das fliessende Brunnwasser, vielleicht nach dem Schall desselben. Das italienische fontana (Quellbrunnen) entspricht dem Rohrbrunnen.

Der Ziàbrunn, mit Seil und Kübel, aber wo städtische Cultur andringt, als Pumpbrunnen, herrscht, wo man auf Ausnützung des Grundwassers angewiesen ist. Der 1370 vorkommende Galbrunn (Galgenbrunnen?) war vielleicht dem ungarischen Schöpfbrunnen ähnlich. Ich habe solche 1893 im Donaumoos östlich von Ulm gefunden; vielleicht sind sie importirt. Das ital. pozzo, westfäl. pütt, lat. puteus entsprechen dem Ziehbrunnen.

Der horizontale Balken des Ziehbrunnens, an welchem die Seilrolle hängt, heisst baj. Hengst, schwedisch hink.

b) Viehzucht, Stall- und Futtergeräthe.

Die Steig'n (bajuvarisch) bedeutet ursprünglich ein Gitter von Holzstäben, welchen das Hühnerställchen vom Futtertröglein abtrennt, so dass die Hühner das Futter aufpicken, aber nicht zertreten und beschmutzen können; dann auch den ganzen hölzernen kleinen Hühnerstall. Der Name wird endlich auch überhaupt auf kleine Ställe angewendet: Kälbersteig'n, Schweinsteig'n, anstatt Taubenkob oder -Schlag selbst Taubensteig'n (Schmeller; ich habe nur Schweinstall, Taubenschlag gefunden). Altspanisch, vielleicht germanischer Herkunft, stiga = Kleinviehstall.

An sonstigen Ställchen ist kucza (ruth.) der hölzerne Schweinstall; gainar (ruth.) oder kucznik, Geflügelställchen in Form eines Bienenkorbes.

Die Sichel; die Segnst, Segnsten, Segnse allgemein bajuvarisch; in Baiern auch die Seisen, die Sas'n; in Berchtesgaden die Sas; schwäbisch Segese; ödenburgisch d'Seinsten; Egerland die Seins; heanzisch d'Segnst.

Der Sensenstil oder -Stab heisst heanzisch Segnstmari, in Oberschützen Sëingstwaàf; im baierischen Walde Senstmáer (wohl „der Sensenmäher"?); in Eger Seinswarb; in Berchtesgaden Sas'nworb oder Seis'nworb.

Heanzisch heisst der Sensenring Hamringl, die Handhaben heissen das graosse und s'kláne Sengstmiàdl oder -Mindl? (Bünker.)

Der Wetzstoàn oder Wëitzstaàn wird in den Kumpf gesteckt; das ist ein aus Holz, Horn o. dgl. gemachtes Futteral, welches man an der rechten Hüfte trägt und dessen seltsamer Name in Oberösterreich, Steiermark, Egerland, bei Oedenburg u. s. w. üblich ist.

Man hämmert täglich nach dem „Máh'n" = mähen, die Sensenschneide scharf; man dengelt auf dem Denglstock (Baiern, Egerland etc.); Tanglstëickl (bei Oedenburg); Unterdengl (Berchtesgaden).

Im südlichen Oberösterreich braucht man den Sengstenhaber (Halter) aus Holz, um beim Dengeln nicht mit der linken Hand das ganze Gewicht der Sense regieren zu müssen.

Man wendet das trocknende Heu mit dem Rechen, Recha, ödenburgisch Hai-Rëichà und der graossi Rëicha; Oberschützen Tenn-Reicha anstatt des letzteren Namens.

Man ladet das Heu mit der eisernen Heugappl auf den Wagen und stützt mit ihr die schwankende Ladung beim Einführen. Der aufgebundene Wiesbaum hält sie im unsicheren Gleichgewichte. Der Wagen ist mit den Heulaàtern ausgerüstet. Sonst dient für kleine Entfernung und kleine Wirthschaften die Heutrag.

Man legt das Heu selten in Tristen, meist in den unter Dach befindlichen Heustock kunstmässig gelagert; diese Heuhaufen heissen Viertel, im Val di Sole u. s. w. quarto, wendisch stog, russisch stog-siena, am Chiemsee Heu-Zaà, Heu-Zain, sowie es auch einen Schaidazaà (Scheiterhaufen) gibt. Schaida aufzäen heisst, einen Holzstoss aufrichten. Der Heuschober ist eine Uebergangs-, keine Aufbewahrungsform.

Die Heugappl und die Pausgappl (bajuvarisch) sind die Werkzeuge, womit man dem Heustocke zu Leibe geht. Letztere ist von Holz und man pausst damit, d. i. man lockert, löst auf, entstaubt das Heu vor dem Füttern. Dem festgewordenen

[1]) Der Brunnen gehört eigentlich nicht unter die Geräthe, welche „bewegliche Werkzeuge zum äusseren Gebrauche im menschlichen Leben" und ganz allgemein jeden Vorrath von Sachen, die man gesammelt hat, es sei zu welchem Zwecke es wolle (Eberhard, Maass und Gruber), darstellen. Ich habe ihn unter den Hausbestandtheilen übersehen. Man möge ihm diese Stelle gönnen.

Heustocke entreisst man Heu mittelst des Heustechers (Berchtesgaden), eine Schneidevorrichtung mit Nachhilfe des auf die Handhabe tretenden Fusses und der Heuraffel, ein eiserner Haken an langem Stiele. In Oberösterreich heisst ein festwilligböses Weib eine Heuraffel.

Das G'hâck (Häcksel) schneidet man auf dem Schneidstuàl oder Gsottstuàl (baierisches Unterland); auf dem B'schnidstuàl (Vorarlberg); mit dem Halmmessà auf der Halmbänk (Egerland). Gsott bezeichnet jene Futtermischung, welche für die Kühe abgebrüht wird.

Der Ruàb'nstesser (Rübenstösser), Ruistessl bei den westungarischen Deutschen ist ein §-förmiges Eisen an einem Holzstiele. Man verkleinert damit auch Kartoffeln für Schweinemast in der Stessuisch (Oedenburg; Stossmulde).

Der Gading für die Milihef'n (Heanzen und anderwärts häufig), d. i. eine Holzsäule mit vielen eingezapften, schräg aufwärts gerichteten Sprossen, auf welche die gereinigten Gefässe gestülpt werden.

In Artillerieställen der k. u. k. Armee habe ich häufig die Einführung bemerkt, dass die Pferde gewöhnt werden, ihren Harn nicht auf den Boden, sondern in untergehaltene Gefässe zu lassen. Die Pferde „verlangen" und die Stallwache beeilt sich, sie zu bedienen. Aehnliches mag auch in Berchtesgaden gebräuchlich sein. Es wird von einem Trogsiul berichtet (vielleicht Sui-Trog; Sui = Harn), in welchem der Kuhharn aus dem Stalle getragen wird.

Der Mist wird mit der Mistschauf'l und Mistgab'l und auf der Misttrag aus dem Stalle geschafft und, wenn es Zeit ist, auf dem Mistwag'n auf die Felder geführt. Mit der Mistkrai (Kralle, Berchtesgaden), einer Mistgabel, deren Dille im rechten Winkel gebogen und einer dreikralligen Kratzhand ähnlich ist, wird der Dünger heruntergekrallt und mit der Gabel auf dem Felde ausgebreitet. Im Salzburgischen heisst ein zweiräderiger Mistkarren Greil. Er wird in Gegenden mit steilen Ackerflächen gebraucht. Woher der Name stammt, ist mir nicht klar, etwa von dem mühsamen Verhalten der Zugochsen, welche die Hänge hinan „krail'n" = beinahe wie klettern?

Der Stall ist oft voll Dünger. Obersteirische Ställe z. B. sind sehr schmutzig. Ohne dicksohlige Holzschuhe wäre das Betreten sehr peinlich. In Aussee heissen sie (nach Meringer) Hulz'n, wenn sie ganz aus Holz, Knoschpen, wenn sie mit Oberleder versehen sind.

Um Streu, wenn Stroh fehlt, aus dem Walde zu holen, wird Dürrlaub etc. in Laubtücher (Lâábtuàch oder Lâábnetze geschnürt; an einem Ende der Schnürleine ist der Sâelklob'n, eine Art Haken, angebracht, welcher das Schnüren erleichtert. Wird die Waldstreu geführt, so hält sie der Strágadàn (Streugitter) zusammen. Ich kenne ihn nicht; vielleicht ist er der Wagenhurd ähnlich.

Wenn die Schwoàgerin das ganze Vieh gesund heimbringt, so „kriàgt s' n' Kranz". Hiebei wird der Stier und die Glockenkuh mit allerlei Flittern geputzt. In Berchtesgaden wird z. B. der Kuh eine Láf'n (Flitterlarve) vor das Gesicht gebunden.

c) Geräthe des Feldbaues.

Der einfachste Pflug, die primitivste Egge stellten schon einen verhältnissmässig sehr hohen Entwicklungsgrad des Ackerbaues dar. In grauer Vorzeit kam dadurch die Maschine über denselben, wie im XIX. Jahrhundert über die anderen Zweige der menschlichen Arbeit. Eine recht eingehende Sammlung der Namen der ältesten Grundgeräthe, der Schaufel, des Krampens (der Haue) in mehreren Sprachen, natürlich der volksmässigen Namen, wäre von grösstem Interesse. Ich kann nicht damit dienen.

Die Schauf'l heisst am Rhein und Main die Schippe und Grabschippe; die technischen Truppen Oesterreichs unterscheiden Stich- und Wurfschaufel, die westungarischen Deutschen Fass-, Grab- und Fruchtschaufel; italienisch pala, padile.

Der Spaten (schriftdeutsch) mit zwei Armen, einer mit Spitze, einer mit Schneide endend, ist österr. Krampen, in Berchtesgaden Spitzhau (nasal); westfäl. Schute von (lat.) scutum; ital. vanga; baj. Hau. Im Salzburgischen haben die italienischen Arbeiter den Namen sapin für Spitzhaue in's Land gebracht. Die Broàthau'n, bei Oedenburg d'Haunen, dient zum Wegschaffen der Rasenstücke, welche der Pflug nicht beseitigt hat (Berchtesgaden). Eine kleine Form ist das Haindl, Haiñl in Form einer Piqueass, fast senkrecht darauf ein 1·5 m langer Stiel; man lockert und reinigt mit diesem Geräthe den Boden zwischen den Pflanzen in der Gartenarbeit.

Der Pfluàg (Pflug), heanzisch da Pflui; ital. aratro, aratolo. Die Pflugsterze, ital. stiva dell'aratro, manico; 1429 schon Riester, Riàstà; der Stab, welcher beim Pflügen die Erde vom Pflug-

brett streicht, baj. Ackerreute, Reut'n, Reutl, Reutern; westfäl. Reitter (von rostrum?); ital. raschiatojo. — Das Pflugmesser: Salzburg und Steiermark Arl; Westfalen Sick, Kolter; lat. sicca, culter; ital. dentale dell' aratro; Pflugschar, Berchtesgaden Platt'n.

Egerländische Namen: Pfluàg und Gschlaipf (Geschleif); die rechte Pflugsterze: Nebenroissl (Nebenpferd), die linke: Afsetzling; beide enden in der Sul'n (Sohle) mit dem Häupl und der Pflugschar — Schaar, welche am Kröichsal befestigt ist. Der Grindel (auch Berchtesgaden) regulirt das Geschlaipf, das Seicht- und Tiefackern. Das Reischeit, der Wedaling, der Gaian, das Streichbrett, die Reute.

Heanzische Namen: 's Pflui-Gstöll, das Pfluirádl; da Pfluikoupf = das hölzerne Kernstück des Pfluges, an dem alles Andere befestigt ist; der Pfluigrindl = der wagrechte Pflugbalken; das Sëi-Eisen = Pflugmesser; d'Pflui'soln; 's Mulbrëitt (Mulbrett, Pflugschar); die Pflui-Stitz'n (die Gäian des Egerländer Pfluges); die Pflui-Kriàstàn (Sterzen, Nebenroissl und Afsetzling); die Ziàdàstang (Deichsel); d'Wag oder d'Wau (Wagscheit); die Trittel (die kleinen Wagscheiter).

Die Pfluikristà'n heissen in Oberschützen Pfluikirn = Pfluggehörne.

Die Egge, westfälisch ebenso; lat occa; Berchtesgaden die Aàn?; sonst bajuvarisch d'Eg'n; Zeitwort eggnà; schriftdeutsch eggen. An der Ilm d'Att, Att'n, Aed'n; Salzburg, Steiermark Arn eine Egge mit einer besonderen Art von Messern; Egerland Eid'n; westungarische Deutsche: Árnt, mit der Árntbank, in welche die Árntzendt (Zähne) eingelassen sind; in Oberschützen speciell Árntplatt statt Bank.

Der Drusch (das Dreschen)[1]) geschieht mit dem Flegel, was in bajuvarischen Ländern per Metapher einen Grobian bedeutet. In Oedenburg und bei Eger heisst er Drischl und besteht aus Drischlstab und Drischfliàgl; in Obersteier Schmeissstock. Die Dreschmaschine beginnt alles Andere zu verdrängen.

[1]) Man soll kein Volkswort seitwärts liegen lassen, wenn man es gefunden hat. Wer beim Dreschen den letzten Schlag gethan hat, bekommt die Guns'n, ein Spottgeschenk, einen Strohkranz, faulen Apfel u. s. w. Oesterreich nördlich der Donau.

Im Departement Tarn et Garonne besteht noch le roudoulet, eine steinerne Dreschwalze. Eine andere hölzerne heisst le lĭsō; sie hat Eisenzähne. In Armenien und sonst noch in Kleinasien gebraucht man eine Dreschegge (Pfostenrahmen mit Steinsplittern besetzt). Der Drescher fährt auf ihr. So drischt man und zerstückelt gleichzeitig das Stroh. Armenisch kam, kamr; türkisch saeban thaschi; persisch wel; griechisch τυχον; grusisch khawri. Aehnliches bei den Osseten. — Ein Karren auf Blockrädern mit Messern, welche das Stroh schneiden, heisst armenisch čarčar, passt auf Virgils tribulum = Dreschwagen; ital. trabbio (ist nicht im Lexikon); span. trillo und, wie erwähnt, in Südfrankreich le liso.

Alte Leute wissen es noch von ihren Eltern, dass man das ausgedroschene Korn mit der Windschaufel geworfen hat. Die Putzmühl (Oberösterreich); Wimmühl (Windmühle, Berchtesgaden); Staubmühl (a. d. Isar); Fegemühl (Oberfranken); Kornfege (Siebenbürger Deutsche) hat seit etwa 60 Jahren die Herrschaft gewonnen. In Oesterreich hat fast jede Wirthschaft, welche gross genug ist, Getreide zu bauen, eine Putzmühle. Die drahtsiebähnlichen Einsätze der Wiñmühl heissen in Berchtesgaden Putzgatter.

Hafer siebt man, ehe man ihn füttert; man reitert ihn. Das Sieb heisst bajuvarisch Reittà, Reittàn, Reittern; in den Sette communi Reiter. Ein grobes Sieb heisst baierisch Riesel, und um 1385 bedeutete es einen Kohlenkorb als Maasseinheit. Im Egerlande ebenfalls Risl.

Die Haarsiebe oder -Reitern gehören zur Kücheneinrichtung. Maria Theresia hat den armen Karstleuten Krains das Siebmachen lehren lassen. Seither versorgen wandernde Krainer ganz Oesterreich mit Sieben. Ihre Last ist ungeheuer umfangreich, aber nicht schwer.

Noch seien von den Geräthen der Flachsarbeit erwähnt der Egerländer Rifflbám zum Ausraffen der Samenkapseln und die Breche (Flachsbreche) zum Brecheln.

Das ländliche Fuhrwerk und die Höhe des Wagnergewerbes kennzeichnet den Culturgrad der betreffenden Gegend. Vom nordbosnischen Ochsenwagen mit den dudelsackmässig singenden und knarrenden Blockrädern zum Steirerwágerl oder einem oberösterreichischen Heuwagen ist ein sehr grosser Schritt.

Für Gebirgsgegenden mit Waldwirthschaft ist der Schlid'n (Schlitten) von besonderer Wichtigkeit und auch deshalb interessant, weil ihn oft der Bauer

selber macht. Man hat Laubschlitten, Holzschlitten, Halbschlitt'n, diese zum Führen von Langholz. Wenn die Holzknechte die Blöcher (4—6 m lange Stammstücke) von Pferden oder Ochsen zu Thale schleppen lassen, so regieren sie mit Hilfe der Menhaken, in Salzburg Sperrtatzen, d. i. eiserne Haken an starkem Stiele, die Last. Den Haken schlägt man ein, mit dem Stiele regiert man sie, wie den Pflug mit den Sterzen. Dies Werkzeug heisst in Berchtesgaden die Ssŏbi (Schulenburg); dieser Name ist mir nirgends vorgekommen.

Nach Schulenburg hat der „lange Schlidd'n" in Berchtesgaden 2 Kuaf'n, 2 Spang'n, 2 Iwei oder Ewei (?), 4 Füass (Füsse), 4 Raàlà und ist von Holz bis auf eine Eisenschiene an der Unter- oder Gleitfläche der Kufen. Der Halbschlidd'n hat 2 Kufen, 2 Raàlà, 2 Füass.

Der rückwärtige Theil eines Frachtschlittens, welcher mit dem einen Ende auf den Vorderschlitten aufgelegt und mit ihm verbunden wird, heisst Schlapf'n; die Aehnlichkeit mit der Tragart der Schlapfschuhe, welche ja auch mit ihrem hinteren Theile, der Sohle, nachgeschleppt werden und mit dem Fusse nur vorne lose verbunden sind, hat den Namen bestimmt.

Die Wagentheile heissen bei den westungarischen Deutschen (nach Bünker): die Aks (Achse); darüber die Schoi (auch in Berchtesgaden) = die Schale; darauf der Kipfstock (Querbalken über die Vorderachse) mit den Kipfen; der Neippl (schriftdeutsch Reibscheit beim Ochsenwagen); der Reibnagl verbindet Achse und Reibscheit; die Langwied oder Lammàt (langes Holz mit kreisrundem Querschnitte), verbindet Vorder- und Hinterwagen. Auf dem Achsstock des hinteren Räderpaares liegt der Houbl (= Hobel); die Langwied verbindet eben Kipfstock oder Neippl mit dem Houbl mittelst des Spannrings und des Spannnagls. Am Kipfstocke befinden sich rechts und links aufrechtstehende Hölzer zum Halten der Leitern. Die zwei Hailoàt'rn (Heuleitern) haben je zwei etwas gekrümmte Loàtabám, welche durch die Schwingà = Art Sprossen verbunden sind. Die beiden Enden der oberen Loàtabám hängen an Laisch'n, d. i. dünne, gebogene Holzstützen, welche auf den Achsenenden aufrecht stehen. — Vorne und hinten schliessen die Haîschrágl (Heuschragen) den Raum ab. Soll Heu geführt werden, bindet man über den Obertheil der Ladung den Wiesbaum oder Wisbám mittelst des Saàl (Seil) auf.

In Berchtesgaden legt man vor der Verladung von „gekloben Holz", Scheitern, die Holzschanz aus Flechtwerk auf den Wagen.

Der Bauernwagen ist ein Meisterstück. Man findet ihn in einem ungeheuren Bereiche mit etwas wechselnden Benennungen, aber fast unverändert in Form und Bestandtheilen. Er ist dem Zustande der Wege, ihrer Steigung, der vorhandenen Zugkraft u. s. w. völlig angemessen. Somit wechselt er in Schwere und Grösse. Die Trainwagen der meisten Armeen sind ihm nachgebildet, höchstens mit Abweichungen zu Gunsten grösserer Lenkbarkeit. Man sieht in ihm das Ergebniss der Erfahrung im Bunde mit einem Handwerkszweige, welcher sich seit der Verdrängung des Säumers intensiv und extensiv so mächtig entwickelt hat, dass jedes Dorf, bis nach Galizien und zu den Rumänen, gute Wagner und Schmiede hat.

In Berchtesgaden hat der Wag'n ebenfalls Langwid (Langholz).

Bei Oedenburg ist der Haiwag'n (Heuwagen) der grösste; der kleinere heisst Grëinwag'n (nasal), was man auf „Grünwagen", also auf Grünfutter bezüglich, zurückführen könnte. Er wäre auch dazu tauglich. Da er aber in Niederösterreich u. d. Mannhartsberge Grewag'n, ein ähnlicher in Tirol Gredwag'n heisst, welcher ein Flechten- oder Korbwagen sei, da endlich Krätte schwäbisch Wagenkorb bedeute, so neigt Bünker zur Erklärung, dass der Grëinwag'n Hurdwagen bedeute.

Die Heanzen haben diesen Namen nicht; aber einen grossen und kleinen Heuwagen. Auf den kleineren legt man für Grünfutter Flecht'n (Wagenhurden) auf.

Zum Düngerführen erhält bei den westungarischen Deutschen der Wagen eine besondere Ausrüstung; man legt Trágl, bei Oedenburg Ueberlëig (Ueberleg), d. i. Eisenschienen, quer über die unteren Leiterbäume. Darüber fügt man Mistbretter, bei Oedenburg Lad'n. Zum Sandführen nimmt man die Leitern ab und legt die Wainpám (Weinbäume) auf den Wagen. Auf diese stellt man die Sandkiste, deren volksthümlichen Namen Bünker nicht angibt. In Oberösterreich und sonst, wo grössere Wirthschaften sind, gibt es Wagen für jeden Gebrauch, vor Allem wird man die stattlichen, reinen Heuwagen nicht als Mistwagen verwenden.

Das Rad mit der Náb'm (Oberschützen) oder dem Radhauf'n (Oedenburg), den Spaàch'n (Speichen), den Felling (Felgen), dem Radraàf, dem Stössel, welcher das Rad an der Achse fest-

hält, dem Lou'nagl (Lehn- oder Vorstecknagel). In Berchtesgaden finden wir Rádl, Hauf'n, Spoàk'n (Speichen), Fellner (Felgen), Aufzug = eiserne Radreifen; der Vorstecknagel heisst Lou'nagl.

Die Deichsel des Pferdewagens heisst (Bünker) Stangà — darum heisst bei der Artillerie der rückwärtige Reiter Stangenreiter, die anderen Vorreiter —, jene des Ochsenwagens Deixl (Deichsel). Erstere ist mit Stangàb'schlag (Stangenbeschläge) und Aufhaltkett'n, letztere mit dem Katzl, d. i. der Befestigungsstelle für das Joch versehen. Jeichl heisst ein Einzeljoch, 's Jouch ein Paarjoch. Dieses besteht aus dem Jouchprigl und dem Untàjeichl, d. i. Ober- und Untertheil. Jener heisst Jouchhals'n in Oberschützen, dieses Goudahulz. Das Zugscheitl oder Ziegscheitl ist das Holz, an deren beide Enden die Stränge angebracht werden; anderswo nennt man es Wag'ndrittl.

Das Leitseil heisst bajuvarisch Wailer, Waàlà, Walà, Wajà, nach Schmeller, welcher diese Worte nicht etymologisch erklärt. Isländisch ôl; dänisch oel das Leitseil; illyrisch ouldr die Halfter. Egerländisch Zansrl = Leitseil; Kumàt = Kummet; Stirnbladla = Stirnblätter; der Bauchguàt (Gurte); die Maulgod'rn (Maulkorb); Halftà; Zám = Zaum; das Hals'rl (Halsriemen); Brustkiàd'n (Brustkette); die Stránglà (Stränge).

Abnehmend ist die Kunstfertigkeit unserer Bauern. Mehr und mehr hören sie auf, ihre eigenen Baumeister, Maurer, Zimmerleute, Holzschnitzer, Strohdach- und Schindeldecker zu sein. Das Gewerbe hat sich differenzirt. Die Vielseitigkeit der Geräthe, welche v. Schulenburg für Berchtesgaden entdeckt hat, ist nur denkbar, weil die dortigen Bauern noch treffliche „Bastler" sind; in jedem Hause Tirols bestand und besteht noch hie und da eine Machel- oder Gmach-, auch „Machkammer"[1]), eine gut ausgestattete Universalwerkstätte. Dort machte man auf der Gaàsbank oder Heinzelbank die Dachschindel[2]); man handhabte das Raàfmesser, den Bohrer, Neiger (eigern = bohren bajuvarisch); den Awingà (Oberschützen bei den Heanzen), was ebenfalls Bohrer bedeutet; die Fail (Feile); die Sag' oder Säg'; ags. saga; isl. sög; den Merder, Meàchtà (Chiemsee) = Holzschlägel; man arbeitete an der Hoblbank, am Hackstock. Viel wurde im Hause selbst ausgebessert. Der bäuerliche Webstuhl ist zumeist in deutschen Gebieten verschwunden — die blühende Lodenindustrie in Tirol war einstens Webearbeit des Bauers für den Winter, da die Feldarbeit ruhte. Noch 1872 fand ich z. B. die Obergurgler in sehr gutes Haustuch gekleidet; das schwarze von schwarzen Schafen, das graue von gemischter Wolle, also ohne jeden Farbstoff. Der ganz anständige Rock des Curaten war ein paar Decennien alt. Diese Hausarbeit hat noch bis heute in rumänischen, huzulischen, slovakischen, ruthenischen Hütten ausgedauert. Die bajuvarische Bäuerin und ihre Dienstboten haben sich aber des Spinnens entwöhnt, wenigstens zum grossen Theile. Man kauft fertigen Schund. Auch der Krauthobel, ein Geräthe znm Krautschneiden, kommt ab; ennebergische oder sonstige Krautschneider wandern. Mit der Abnahme der Flachsarbeit geht die Brechl und Haarhächl allmälig verloren; man verkauft den Rohstoff an die Fabriken.

Alle Aenderungen zielen dahin, die Lebenserscheinungen einförmiger zu machen, den Unterschied von Land und Stadt, der Trachten, der Kost, der Stände, der Anschauungen auszugleichen. Das ist nicht gut, aber auch nicht schlecht; es ist offenbar naturnothwendig. Es wurzelt in grossen Verhältnissen, welche wieder mit der ungeheuren Verdichtung der Bevölkerung zusammenhängen. So geht der eigenartige interessante Bauer, der schon lange der einzige Vertreter des speciellen Volksthumes, der nationalen Eigenart gewesen war, dahin. Die Bauernschaften Südbaierns, Steiermarks, Tirols u. s. w., welche theilweise noch Gegenstände der Volkskunde geblieben sind, muthen an, wie Ausstellungsobjecte eines lebendigen Museums. Der Bauer der Schweiz, Belgiens, Niederösterreichs u. s. w., fast von ganz Süddeutschland und eines sonstigen grossen Stückes Europas ist ganz uninteressant geworden — vielleicht zu seinem Vortheile; aber es schmerzt den Forscher, gerade wie es den Zoologen und Botaniker schmerzt, dass z. B. in dem landwirthschaftlich ausgebeuteten Böhmen und Sachsen bereits die Mehrzahl der Thier- und Pflanzenarten, welche den Besitzern nicht die Rente vergrössern, so viel wie ausgerottet sind.

[1]) Die sogenannten Gmachmühlen im Salzburgischen, von welchen fast jedes Bauerngut eine oder wenigstens einen $^1/_3$—$^1/_6$ Antheil besitzt, haben ihren Namen vom Worte G'machel oder Machel. Es bedeutet die Arbeit der bäuerlichen Werkstätte, also wohl den Umstand, dass diese Mühlen vom Bauer selber hergestellt worden sind.

[2]) Die Heinzelbank trägt den Arbeiter im Reitsitze. Mit einem Tritte auf eine Klemmvorrichtung kann das zu bearbeitende, zu schnitzende Holzstück fest zur Hand gestellt werden.

‚Wir wollen indess diese Kostprobe volksthümlicher Geräthe mit einem solchen beschliessen, welches recht prähistorisch anmuthet und bestehen muss, so lange es noch Hochberge ohne Touristenbahnen geben wird: die Kráx'n, Kráxe (Berchtesgaden, nach Schulenburg), cimbrisch die crachesa, sprich krakesa. Sie besteht aus einem Gerüste, welches mit Tragbändern auf dem Rücken getragen wird, jedoch mit einem horizontalen Theile auf dem Kopfe aufliegt. Der Druck auf diesen wird durch ein rundes Polsterchen, den Riegel (Berchtesgaden), den Riedel (Oberösterreich), die colacina der italienisch sprechenden Quarnero-Insulaner, von Kolo, der Ring oder Reif (illyr.) gemildert. Die wenigen Weiber, welche in Oberösterreich noch ihre Milchkrüge im Weitschäffl in die Stadt auf dem Kopfe tragen, benützen natürlich, und zwar sehr gewandt und sicher, den Riedel. Sonst ist das Milliwägerl herrschend geworden, und zwar schon seit 50 Jahren in rascher Entwicklung. Später, aber schneller, bis in's Dorf, ist das Kinderteschen (Kindtragen) abgekommen. Fast unbedingt herrscht in Steiermark, Oberösterreich u. s. w. der Kinderwagen zum Vortheile der Mütter und der Kinder.

Im Salzburger Gebirgslande dient der Riedler zum Abtragen des Heues über steile Lehnen. Eine mannshohe Stange erhält unten und oben kreuzartig befestigte Querhölzer; an dieses Gerüst wird eine Heumasse festgeschnürt und das Ganze mit den Endschlingen der Stricke über die Schultern gehängt, auf dem Rücken getragen. (Balka.) Ich denke, das untere Ende dieser Stange dient beim „Abfahren“ als eine Art Hemmvorrichtung und schleppt auf dem Boden nach. Der Name erklärt sich aus dem Begriffe Riedl für steile Lehnen, Abhänge.

Hier will ich, als zweiten Nachtrag des vorangegangenen Abschnittes „Landwirthschaftliche Benennungen“, die Liste der Dienstboten anfügen, wie sie gegenwärtig im Radstädter Bezirke (Herzogthum Salzburg) benannt werden. Ich habe Herrn Landesgerichtsrath Balka dafür zu danken.

I. Dienstboten in der Bauernwirthschaft: 1. Maier; 2. Untermaier; 3. Werfer; 4. Rosser (Pferdeknecht); 5. Staller (überhaupt Viehknecht); 6. Ochsner (speciell für den Ochsenstall); 7. Rechenräumer; 8. Schopper (Gehilfe des Stallers); 9. Schinagel (Gehilfe des Rossers, Stallbube); 10. Ueberling (?); 11. Purscher oder Pürscherin (Wasserträger).

II. Dienstboten in der Almwirthschaft: 1. Sennerin; 2. Dirn; 3. Unterdirn oder, wenn ein Mann ihre Stelle vertritt, G'schosser; 4. Kleindirn; 5. Betterin, welche für alle Anderen aufzubetten hat; 6. der Gaisser (Gaisbube); 7. der Schafler (Schafhirte); 8. der Hirter (Hirte, über den Sommer) oder der Futterer (im Winter, wenn das Rindvieh zu Thale getrieben worden ist).

Je nach der geringeren Ausdehnung der Wirthschaft entfällt so manche Stelle aus dieser Hierarchie.

Es wäre der Mühe werth, auch in anderen Bezirken nach der Art der Arbeitstheilung zu forschen. Natürlich sind die Almdirnen im Winter auch dienende Glieder der Bauernwirthschaft.

Fräulein M. Eysn (Salzburg) hat mich mit folgenden Mittheilungen erfreut: Der Werfer im Rauriserthale hat die Garben in die Scheuer einzuwerfen und das Heu hinauf und hinab zu bringen. Den Rang hat er nach dem Unterknecht. Unter ihm dient in jener Gegend in grossen Wirthschaften der Stadler, der Schopper und der Bürscher, welcher die allerunangenehmsten und niedrigsten Arbeiten verrichtet. Alle Genannten stehen unter dem Bauknecht, dem Ersten unter dem Bauern.

Der Rossknecht befiehlt dem Schinnagl, dem Hirtà, dem Goissnà (Gaisbub) und dem Koarà, welcher das Galtvieh auf den höchstgelegenen Alpen zu versorgen, Salz zu streuen, bei Neuschnee die Schafe, Ziegen, Kälber und sonstiges Jungvieh in den Pfrenger (Rasenhütte mit Thüre) zu treiben hat.

In dieser Rangordnung kommen die Leute an Samstagen heran und in dieser Reihenfolge wäscht ihnen die „Garberin“ (?) Kopf und Rücken und kämmt ihnen die Haare.

Der Hintermann des Koàrers ist der Schwender, in Berchtesgaden Auswehrer.

Dieselbe Forscherin hat dem Begriffe „Gaden“ Aufmerksamkeit zugewendet. Häufig fand sie so benannt einzellige Gebäude, so z. B im Kloster zu Michelbeuren ein solches für Mehlvorrath — „Muàs- oder Mehlgad'n“, ein anderes für Selchfleisch und andere Lebensmittel, „Zehrgad'n“ u. dgl. Im Pinzgau heissen alle Speisekammern (in Salzburg, Linz u. s. w. Speis) Gaden. Am Achensee fand ich einen Milchgaden, in Kitzbüchel nennt man, wie ich früher erwähnte, die Stockwerke „Gad'n“, ein Haus mit Erd- und Obergeschoss „zwei-gänig“ = gadnig.

Das Fräulein stimmt meiner Ansicht über die Bedeutung des „Obrist“ bei, weil im Salzburgischen diese Bezeichnung nicht blos beim Obergeschoss, sondern überhaupt als Lagebezeichnung auch ausser-

halb des Hauses gebräuchlich ist. Sie constatirt die Benennung O'mauf (Aussee etc. für Obenauf) auch für Berchtesgaden und für das Obergeschoss und die Hu-Di (hohe Diele) oberhalb desselben.

Herr Otto Herman (Budapest), Chef der ornithologischen Abtheilung des Museums und hervorragender Forscher in magyarischer Volkskunde, hat mir folgende berichtigende Bemerkungen zu meinem vorausgegangenen Artikel über Benennungen im und am Hause gesendet, für welche ich höflichsten Dank sage

Ház, Haus, wird in den meisten Gegenden das Gassenzimmer des Hauses genannt. Ich sehe somit auch im magyarischen Gebiete den interessanten Umstand, dass der Gesammtname einem bestimmten Haustheile zukommt, welcher also offenbar einmal als einzelliger Wohnraum das Um und Alles des Hauses gebildet haben mag.

Szoba ist wie Stufa, im Altungarischen = Ofen, und das Wort ist wie bei der deutschen Stube auf den Raum übertragen worden, wo der Ofen steht.

Pad = Bank, padló = Fussboden, padlai = Boden, padozat = Decke; also lauter Bauglieder, welche aus Brettern, wie aus parallelgestellten Bänken zusammengefügt sind.

Erkély = Erker, Fremdwort, von Nichtmagyaren fabricirt.

Kályha, slov. kachle = Kachel, Fremdwort; altmagyarisch pest.

Kohnya, recte konyha, slovak. kuchinya, Küche, Fremdwort.

Gárgya heisst nicht Zaun. Dieser heisst sövény oder kertelés. Gárgya bedeutet schon in ältester Zeit margo, cinctura und dessen specielle Bedeutung ist Brunnenkranz (crepido).

Eczeg und Czereny müsste Cserény und Ecseg geschrieben werden, denn es wird nicht Etzeg und Tzereny, sondern Etscheg und Tschereny gesprochen.

Der Vasaló, die von mir angeführte, aus Schilf und Stangen errichtete Hirtenwohnung, steht nicht auf Puszta Ecseg, sondern auf der Hortobágy. Auf der ersteren befindet sich die konische, oben geschlossene Rohrhütte, welche mit der finnischen Kota grosse Aehnlichkeit hat. (Siehe übrigens Otto Herman, Ethnographische Elemente der Millenniums-Ausstellung Ungarns; Separatabdruck seines Vortrages in den Schriften der Anthropologischen Gesellschaft.)

Ich wäre froh, wenn meine hiemit abgeschlossene Sammlung volksmässiger Namen *a*) aus dem landwirthschaftlichen Betriebe, *b*) von Dingen am und im Hause, *c*) von Geräthen nicht abgethan wäre, sondern als Samenkorn für eine ausgedehnte, gründliche, planmässige Sammlung, welche nur die Vereine unter einander im Vereine bewältigen könnten, nützlich würde. Man erinnere sich, dass ein ähnliches Werk in England im Gange ist und dass es auf breitester Basis des Dilettantismus volkskundiger Forscher vorschreitet Gelehrte Männer sind die Werk- und Bauführer, aber sie brauchen und benützen die Kenntnisse der im Volke lebenden Beobachter.

Literaturberichte.

1.

Vonderau Josef, Lehrer in Fulda. **Pfahlbauten im Fuldathal.** Mit 2 Plänen und 7 Tafeln. 36 pp. 4°. Fulda 1899.

Ungefähr in der Mitte zwischen den Bodenseepfahlbauten und der Mündung der Weser in die Nordsee, in Fulda, dürfen wir jetzt auf unsere archäologischen Fundkarten das Zeichen für Pfahlbauten setzen. Längst hatte man die Existenz von Pfahlbauresten im Fuldathale vermuthet; der Autor selbst widmete seit vielen Jahren allen Ausschachtungen daselbst seine Aufmerksamkeit, und nun gibt er in gewissenhaftester Weise Rechenschaft von einer schönen Entdeckung, die 1897 bei einer Brunnengrabung, welche aus $2^1/_2$—3 m Tiefe viele Pfähle und Thierknochen zu Tage förderte, ihren Anfang nahm. Die Stadt Fulda gewährte die materiellen Mittel zur planmässigen Untersuchung dessen, was man ihre prähistorische Vorläuferin nennen darf, und dank dem Zusammenwirken der gelehrten Kräfte, welche den Verfasser mit Bestimmungen und ähnlichen Hilfeleistungen unterstützten, entstand, wie so oft durch das Eingreifen der prähistorischen Forschung, ein Stück ältester Localgeschichte, das unseren Horizont an einem auch historisch ehrwürdigen Punkte mächtig erweitert.

Zu einer Zeit, als das Fuldathal noch ein Moor war, lag, ungefähr 200 m vom gegenwärtigen Flussufer entfernt, eine für uns namenlose prähistorische Niederlassung. Sie bestand anfangs aus einem echten Pfahlwerk gleich den Seedörfern der Alpenländer. Aus dieser Periode stammt die untere, im Durchschnitte 0·60 m mächtige Culturschichte. In einer jüngeren Periode entwickelte sich daraus (unmittelbar oder nach einem längeren Intervall?) ein Packwerkbau, indem Kalkstein- und Basaltblöcke auf eine Sandbank geschüttet und die Zwischenräume mit Schottermassen ausgefüllt wurden. Halten wir uns an die Topfscherben als ein gutes Mittel zur ersten, groben Eintheilung, so gibt sich ein Drittel derselben als Reste von Freihandgefässen, zwei Drittel als Bruchstücke von Drehscheibenarbeit zu erkennen. Die ersteren lagen im unteren Theile der Culturschichte und im Moor, die letzteren in der mittleren Culturschichte und in einer über den Packwerkresten ruhenden Kohlenschichte, welche den Untergang der jüngeren Ansiedelung durch Brand bezeugt.

Die Scherben von Drehscheibengefässen weisen auf die römische und nachrömische Zeit hin, aus welch' letzterer besonders auch die ornamentirten Beinkämme stammen. Die meisten nicht keramischen Artefacten sind aus Stein, Hirschhorn, Knochen und Holz, nur wenige, grösstentheils den oberen Schichten angehörige, aus Metall. Eine ansehnliche Menge von Werkzeugen und Abfällen aus Stein und Knochen trägt entschieden prähistorischen Charakter und stammt aus der ersten Pfahlbauschichte, enthält auch deutliche Spuren localer Erzeugung.

Die Pfahlbauern des Fuldathales lebten von Ackerbau (Weizen, Roggen, Gerste) und Viehzucht (Rind, Schwein, Ziege, Schaf, Pferd), sowie von thierischen und pflanzlichen Gaben des Waldes (Hirschwild, Haselnüsse, Bucheckern). Gut die Hälfte der gesammten Knochenreste — über 10 Centner — rührt vom Schweine her. Unter den Pflanzenresten erscheinen zwar vitis vinifera und prunus persica, aber wohl nicht als Baufrüchte der alten Ansiedler, sondern eher, wie der Verfasser meint, als Tauschartikel, die aus römischen Ortschaften herübergekommen sind.

Die Abtei Fulda wurde schon vor der Mitte des VIII. Jahrhunderts von einem Schüler des heiligen Bonifacius gegründet. Sie lag kaum 500 m von dem einstigen Pfahlbau entfernt; allein damals muss auch der jüngere Packwerkbau schon in Schutt und Asche gelegen sein, da die vita des Gründers keiner menschlichen Wohnstätte in der Nähe des Klosters gedenkt.

Die Frage, ob zwischen den in der Umgebung Fuldas zahlreich vorhandenen bronze- und eisenzeitlichen Tumulis und der Ansiedelung im Moor Beziehungen anzunehmen seien, lässt der Verfasser offen, wie er sich überhaupt in der Deutung des ganzen Fundes einer bescheidenen und sympathischen Zurückhaltung befleissigt. Der vorhergegangenen correcten, praktischen Arbeit entspricht die in Text und Tafeln musterhafte literarische, die als „erste Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereines" diesem, wie dem Autor, zur vollen Ehre gereicht. **M. Hoernes.**

2.

Heikel, H. J.: Die Brandgräber von Päiväniemi, Säijoki und Kirmukarmu in Satakunta. (Analecta archaeologica Fennica. IV.) 76 pp. 4°. Finnisch und deutsch. Helsingfors 1899.

Die im Titel an erster Stelle genannte Localität ist eine lange und breite Landzunge, auf welcher nach der Tradition die erste Ansiedelung in ganz Finnland stattgefunden haben soll. Die hier vorhandenen Brandgräber stammen aber aus der Zeit von circa 400 bis um 700 n. Chr. Der Leichenbrand ruht auf der natürlichen Bodenfläche, überlagert von Hügeln aus Steinen und Erde, welchen ein oder mehrere erdfeste Steinblöcke Halt und Festigkeit zu geben bestimmt sind. Ebenso sind die Hügel von Säijoki angelegt. Die Brandgräber auf der Anhöhe Kirmukarmu im Kirchspiel Wesilahti bestehen dagegen aus seichten, kleinen Gruben, auf welche lose Steinblöcke gewälzt sind, oder welche am Fusse mannshoher, erdfester Steinblöcke angelegt wurden. Dies ist die jüngste Bestattungsweise und hat sich bis gegen das Ende der heidnischen Zeit in Finnland erhalten.

Die Tumuli von Säijoki gehören dem VI., die Brandgruben von Kirmukamu dem VII. und VIII. Jahrhundert an. Die Beigaben — Fibeln, Schnallen, Ringe, Perlen und andere Schmucksachen, Pincetten, dann Schwerter, Messer, Wetzsteine, Lanzenspitzen, Schildbuckel u. s. w. — sind meist absichtlich zerstört, Feuerwirkung aber nur selten wahrzunehmen. Die Niederlegung erfolgte während der ganzen Aufschüttung des Hügels. 8 Tafeln, 3 Pläne und mehrere Textabbildungen veranschaulichen die Funde, die Fundstellen und deren Lage in trefflicher Weise. **M. Hoernes.**

Die

ethnologisch-ethnographische Bedeutung der megalithischen Grabbauten.

Von **Karl Penka.**

I.

Zu den hervorragendsten Denkmälern der Urzeit, die stets Gegenstand der Bewunderung aller späteren Geschlechter gewesen sind, gehören die freistehenden Steingrabkammern, die, aus wenigen unbehauenen Tragsteinen, auf welchen ein einzelner grosser Deckstein ruht, errichtet, die Bestimmung hatten, den Todten als letzte Wohnstätte zu dienen. Diese Denkmäler (von den dänischen Archäologen „Dysser", den schwedischen „dösar", den französischen „dolmen" und den deutschen „Hünengräber" oder „Hünenbetten" genannt) sind über einen grossen Theil Europas, Afrikas und Asiens verbreitet. Sie finden sich in bedeutender Zahl im südlichen Schweden (Schonen, Halland und Bohuslän, sowie auf der Insel Öland), in Dänemark (sowohl in Jütland wie auf den Inseln mit Ausnahme Bornholms), in Norddeutschland bis zur Oder, auf den britischen Inseln, sowie auf den Orkney-Inseln, in Holland (Provinz Drenthe) und Belgien, in Frankreich (wie auch in Corsica), in Spanien und Portugal, sowie auf der Nordküste Afrikas von der Strasse von Gibraltar bis zur Grenze der alten Kyrenaïka (in Marokko, Algier, Tunis, Tripolis), ferner auf der Halbinsel Krim, auf der Nordküste des Schwarzen Meeres, im Kaukasus, in Syrien, Palästina und in Indien.

Hat die neuere Forschung die ursprüngliche Bestimmung dieser Bauten in vollkommen sicherer Weise festgestellt, so haben nun auch die namhaftesten Kenner derselben die Ueberzeugung gewonnen, dass ihnen allen ein gemeinsamer Ursprung zugeschrieben werden müsse. Aus der Zahl derjenigen, die in den letzten Jahren eingehend über den mit den megalithischen Grabbauten in Zusammenhang stehenden Fragencomplex gehandelt haben, mögen nur zwei der hervorragendsten Vertreter der Urgeschichtsforschung über diesen Punkt gehört werden. Montelius äussert sich hierüber nur ganz kurz. „Dass ein geschichtlicher Zusammenhang," sagt er[1]) nach Anführung der Länder, in denen sie vorkommen, „unter den freistehenden Steingräbern (dösar) in allen oben angeführten Ländern, von Südwestasien an bis nach Nordeuropa, besteht, ist klar und schon lange erkannt worden." Ausführlicher spricht sich hierüber Sophus Müller aus: „Wenn wir nun von Indien nach Skandinavien zurückblicken über die ausgedehnten Räume, wo man die kleinen Stuben[1]) bald über grosse zusammenhängende Strecken hin, bald innerhalb beschränkterer Gebiete nachgewiesen hat, so liegt es allerdings nahe zu bezweifeln, dass alle diese Denkmäler wirklich in irgend einer Verbindung miteinander stehen. Derartige Bedenken sind öfter ausgesprochen worden, und man hat die Frage discutirt, ob es nicht doch möglich sein sollte, dass die verschiedenen Völker unabhängig von einander Gräber dieser Art errichten konnten. Aber die dargelegten genauen Uebereinstimmungen der Gräber nach Plan und Bauart und ebenso, wie unten gezeigt werden wird, nach Inhalt, sind zu gross, als dass diese Auffassung hätte Eingang finden können. Ueber einen wirklichen inneren Zusammenhang sind heute wohl alle einig. Wären noch speciellere Uebereinstimmungen, als die bereits angeführten, erforderlich, so kann darauf hingewiesen werden, dass von Skandinavien bis Indien sehr häufig eine Einrichtung der Thüröffnung des Grabes vorkommt, die von so eigenthümlicher Art ist, dass nicht angenommen werden kann, man hätte an so vielen Stellen unabhängig von einander und zufällig auf den Gedanken verfallen können, sie auf ganz dieselbe Weise und bei Monumenten ganz gleicher Art anzubringen. Der Endstein des Grabes ist nämlich oft mit einem runden oder viereckigen Loche durchbohrt, oder der Verschluss ist durch zwei zusammenstossende Steine gebildet, die je eine halbrunde, ausgeschnitzte Oeffnung zeigen. Diese Erscheinung ist in schwedischen

[1]) O. Montelius, Orienten och Europa. Ett bidrag till kännedomen om den orientaliska kulturens inverkan på Europa intill midten af det sista årtusendet före Kristi födelse. Antiquarisk Tidskrift för Sverige. XIII. Bd., 1. Heft, 1894, S. 40.

[1]) Mit dem Ausdrucke „kleine Stube" bezeichnet Sophus Müller das dän. Dysse, schwed. dös, mit dem Ausdrucke „Riesenstube" das dän. Jättestue, schwed. gånggrift. In Folgendem wird für „kleine Stube" (dolmen) der Ausdruck „kleine freistehende Steingrabkammer" und für „Riesenstube" der Ausdruck „grosse unterirdische Steingrabkammer" gebraucht.

Steinkammern, in mehreren englischen und französischen, wo man auch den Steinpfropfen gefunden hat, der das Loch ursprünglich ausfüllte, ferner in Kammern auf der Krim, im Kaukasus, in Palästina und Indien beobachtet worden. Nur in Dänemark ist sie unbekannt; aber hier sind die Kammern ausschliesslich aus Granit errichtet, der für die Menschen der Steinzeit nur schwer oder gar nicht zu durchbohren war, und man musste daher hier die erforderliche schmale Oeffnung des Grabes auf andere Weise herstellen; dies geschah, wie erwähnt, dadurch, dass man einen niedrigeren Seitenstein vor die Thüröffnung stellte, so dass nur eine kleine Oeffnung oberhalb übrig blieb. In dieser Uebereinstimmung in einem so eigenthümlichen Punkte kann man nicht umhin, ein Zeugnis zu erblicken für gemeinsamen Brauch und gleichartige Auffassung des Lebens nach dem Tode und damit zugleich für gegenseitige Verbindungen zwischen Völkern in weit abliegenden Gegenden [1]).“

Herrscht in diesem Punkte Uebereinstimmung, so gehen die Ansichten über alle anderen Punkte weit auseinander. Insbesondere sind es zwei Fragen, die eine oft geradezu entgegengesetzte Beantwortung erfahren haben: erstens die Frage, ob die Verbreitung der megalithischen Grabbauten durch blosse Culturbeeinflussungen oder durch Auswanderungen, sei es nun eines Volkes oder der Völker einer ganzen Völkergruppe arischer oder anarischer Herkunft, erfolgt ist; zweitens die Frage, ob die Verbreitung, mag sie nun auf diese oder auf jene Weise erfolgt sein, vom Süden nach Norden oder umgekehrt vom Norden nach Süden stattgefunden habe.

So ist Montelius zu der Anschauung gekommen, dass die kleinen freistehenden Steingrabkammern nicht von einem und demselben Volke oder Völkern einer und derselben Volksgruppe, die sich allmälig über die in Frage stehenden Länder verbreitet haben, erbaut sein können, sondern dass die Aehnlichkeit unter ihnen auf dem Einflusse beruhe, der von irgend einem Lande ausgegangen sei und sich dann von Gegend zu Gegend fortgepflanzt habe und dass dieser Einfluss, der hier gewirkt habe, vom Oriente und nicht von Nordeuropa ausgegangen sei [2]). Zur Begründung dieser Ansicht führt er Folgendes an: „Die freistehenden Steingräber in Indien, Syrien, im Sudan, in Algier und Europa können nicht einem und demselben Volke oder einer und derselben Volksgruppe zugeschrieben werden. In Europa lebten zu der in Frage stehenden Zeit Arier; aber Völker arischer Abstammung haben die freistehenden Steingräber in Syrien und im Sudan nicht erbauen können. Und wenn die Erbauung der freistehenden Steingräber eine Eigenthümlichkeit der Arier gewesen ist, warum vermisst man Gräber dieser Art in so vielen arischen Ländern? Warum findet man sie weder in Griechenland noch in den Donauländern? Warum findet man sie bei den Kelten auf den britischen Inseln und in Frankreich, aber nicht bei dem mit ihnen nahe verwandten Volke, das in dem heutigen Süddeutschland lebte?“ Indem ferner Montelius die Arier aus Asien nach dem südöstlichen Europa und hierauf weiter in westlicher und nördlicher Richtung einwandern lässt, in Kleinasien aber, auf der Balkanhalbinsel, in den Ländern Oesterreich-Ungarns freistehende Steingrabkammern nicht gefunden werden, so ergibt sich ihm der Schluss, dass die Arier bei ihrer Einwanderung nach Europa diese Grabesform nicht mitgebracht haben. Was die Zeit der Erbauung der ältesten Steingräber dieser Art in Skandinavien anlangt, so glaubt sie Montelius in die Mitte oder in die erste Hälfte des dritten Jahrtausends v. Chr., wenn nicht noch früher, setzen zu müssen, eine Zeit, der die Einwanderung der Arier lange vorhergegangen sein müsse. „Da das freistehende Steingrab,“ schliesst derselbe seine Ausführungen, „eine Grabesform ist, welche sich vom Oriente aus über die Nordküste Afrikas und von dort zuerst nach dem südwestlichen und darauf nach dem nordwestlichen und nördlichen Europa verbreitet hat und da diese Grabesform schon lange vor dem Ende des dritten Jahrtausends v. Chr. hier in Skandinavien allgemein geworden ist, so musste der Einfluss vom Oriente her, der die Verbreitung des freistehenden Steingrabes in unserem Erdtheile verursacht hat, im südwestlichen Europa viel früher als vor dem Ende des genannten Jahrtausends, spätestens während seines Anfanges oder aller Wahrscheinlichkeit nach während des vorhergehenden, also während des vierten Jahrtausends v. Chr., wenn nicht noch früher sich geltend zu machen angefangen haben.“ Das Ende der Steinzeit in dem skandinavischen Norden setzt Montelius in das XVII. Jahrhundert v. Chr.

In gleicher Weise wie Montelius glaubt auch Sophus Müller [1]) den Ursprung der kleinen freistehenden Steingrabkammern im Oriente suchen zu sollen, nur darin von dem erstgenannten Forscher, der in ihnen

[1]) Sophus Müller, Nordische Alterthumskunde. Strassburg 1896, S. 72.

[2]) Montelius, a. a. O. 40.

[1]) Müller, Nordische Alterthumskunde 75.

Nachbildungen der Wohnhäuser der Lebenden erblickt, abweichend, dass er sie für freiliegende Felsengräber, für aus losen Blöcken hergestellte Felsenhöhlen, die in den alten Culturländern des Orients die denselben eigenthümliche, aus der fernsten Urzeit beibehaltene Grabesform gewesen, betrachtet und ausserdem noch die Motive glaubt anführen zu können, die zu der Errichtung dieser Denkmäler in dem ungeheuren Ländergebiete ausserhalb des Ursprungslandes geführt haben sollen. „Wo man zuerst begonnen hat," sagt derselbe, „künstliche Höhlen zur Wohnung für die Todten herzustellen, wird sich kaum jemals nachweisen lassen, und ebensowenig darf man erwarten, jemals die Gegenden bestimmen zu können, wo die ältesten Steinkammern errichtet worden sind; aber Alles spricht dafür, dass es im Orient gewesen ist, innerhalb des Umkreises der Länder, wo die grossen Culturen des Alterthums sich entwickelten und der Mensch zuerst zu höherer Civilisation emporstieg. Wenn später die neue Grabesform von vielen umwohnenden Völkern in Indien, den Kaukasusländern, in der Krim und im nördlichen Afrika aufgenommen wurde und sich wiederum weiter nach Westen von Volk zu Volk verbreitete, so ist der Grund hiezu gewiss nicht ausschliesslich der gewesen, dass man imponirende und ansprechende Denkmäler nachahmen wollte. Dieselben Ideen, die zuerst den Anlass zur Herstellung fester und sicherer Gräber gaben, sind unzweifelhaft vor und mit der Ausbreitung der Grabesformen gewandert. Was man sich aber bei der Errichtung der grossen Grabbauten gedacht hat, scheint ganz klar zu sein: sie sollten den Todten schützen, damit er dadurch gewissermassen sein Leben fortsetzen könne. In der Sorgfalt der Aegypter für die Erhaltung des Leichnams tritt dieser Gedanke deutlich hervor. Sofern die Leiche geschützt und bewahrt wurde, ging die Seele nicht zu Grunde, sie konnte sich für kürzere Zeiten zwar entfernen, aber kehrte doch beständig zurück, und das Grab war ein Haus, worin sie ihr Dasein fortsetzte. Und gleicherweise dürfen wir gewiss annehmen, dass die gewaltigen Grabdenkmäler überall, wo sie in jenen fernen Zeiten errichtet worden sind, ein Ausdruck für den Glauben sind, dass das Leben fortgesetzt werde, wenn nur der Leib gegen Vernichtung geschützt werden könne. Nur ein solcher Gedanke kann die barbarischen Völker des Nordens, die zum Schutze der Lebenden keinen Stein auf den anderen legten, dazu angetrieben haben, ihren Todten die festen Kammern zu erbauen, die unerschüttert durch Jahrtausende gestanden haben. Neue religiöse Vorstellungen und ein neuer Glaube an ein Leben nach dem Tode haben sich als erste grosse Civilisationswoge über das westliche Europa verbreitet und sogar den abgelegenen Norden Europas erreicht."

Darüber kann wohl kaum ein Zweifel sein, dass der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode zur Errichtung der gewaltigen Steingräber geführt hat; allein dieser Glaube konnte bei der arischen Bevölkerung Europas von selber aufkommen. Zum Mindesten ist es im höchsten Grade unwahrscheinlich, dass derselbe und mit ihm zugleich unsere Grabesform auf diesem Wege und auf diese Weise aus dem Orient nach dem Norden Europas gekommen sei. Ganz abgesehen davon, dass der weite Flächenraum zwischen Palästina und Tripolis solche Steingräber nicht aufweist, ist es auch ganz undenkbar, dass sich diese Ideen von einer Niederlassung zur anderen über hohe Gebirge, breite Ströme und selbst Meeresarme unter Menschen verschiedener Zunge ohne irgend welche Vermittler verbreitet haben konnten. Dazu kommt noch eine Thatsache, welche in entschiedener Weise für die Annahme der entgegengesetzten Richtung in der Verbreitung dieser Grabesformen spricht. Während sich in den Steingräbern Palästinas, Nordpersiens (Lenkorans) wie auch Nordafrikas, in den Antas der pyrenäischen Halbinsel und in den Dolmen Südfrankreichs Schmucksachen und Waffen aus Kupfer und Bronze gefunden haben, fehlen Kupfer- und Bronzesachen vollständig in den Steingräbern Norddeutschlands und Skandinaviens, ein Beweis, dass die südlicheren Steingräber jünger sind als die nordischen, die ausschliesslich in die Steinzeit fallen. Sophus Müller hat die Bedeutung dieser Thatsachen dadurch abzuschwächen gesucht, dass er alle diese Gegenstände für aus dem Oriente gekommene Importartikel erklärt, die zugleich mit den Steingräbern ihren Weg nach dem Norden gefunden hätten; „doch je weiter ein Volk wohnte, desto schwächer war die Berührung durch diesen ältesten Import aus dem Süden, und bis nach Skandinavien konnte dieser Import nicht mehr reichen". Dagegen ist zu bemerken, dass die Producte der materiellen Civilisation zu allen Zeiten ihren Weg leichter zu fremden Völkern gefunden haben, als neue Ideen, insbesondere religiöse Ideen, und es wäre diese Erscheinung in unserem Falle um so auffallender, als die nordischen Völker in dem Bernstein sowie in dem Zinn (aus dem Erz- und Fichtelgebirge sowie

aus England) besonders geeignete und vielgesuchte Tauschgegenstände besessen haben.

Gegen Montelius, der den arischen Ursprung der kleinen freistehenden Steingrabkammern deshalb leugnet, weil in Kleinasien und auf der Balkanhalbinsel, jenen Ländergebieten, über welche nach seiner Meinung die Arier aus Asien nach Mittel- und Nordeuropa gekommen wären, diese Grabesform nicht nachzuweisen sei und sie auch in einer grossen Zahl von arischen Völkern bewohnter Länder, wie im Gesammtbereiche der österreichisch-ungarischen Monarchie und dem grössten Theile des heutigen Russland fehle, dagegen in Ländern vertreten sei, die, wie Syrien und der ägyptische Sudan, nie eine arische Bevölkerung gehabt hätten, so ist dagegen zu bemerken, dass die Annahme, die Arier seien aus Asien nach dem südöstlichen Europa und hierauf weiter in westlicher und nördlicher Richtung eingewandert, nicht nur jeder thatsächlichen Grundlage entbehrt, sondern auch direct durch den Hinweis widerlegt werden kann, dass die beiden ältesten arischen Bevölkerungen Kleinasiens — die thrakischen und die hellenischen Stämme — nach der sicheren Ueberlieferung der Geschichte von der Balkanhalbinsel nach Kleinasien und nicht umgekehrt gekommen sind [1]). Was das zweite Bedenken anlangt, so hätte dasselbe nur dann eine Berechtigung, wenn die erste arische Besiedelung Europas in der Form von eigentlichen Auswanderungen von einem bestimmten Centrum aus und nicht, wie ich bereits an einer anderen Stelle nachzuweisen versucht habe [2]), in der Form einer wachsthumsähnlichen Ausbreitung erfolgt wäre. Im ersteren Falle könnten und müssten wir überall eine vollständige Uebereinstimmung der Cultur der neubesiedelten Länder mit der Cultur der Urheimat erwarten, im letzteren Falle werden wir es begreiflich finden, dass in den von der Urheimat entfernten Gegenden, die erst nach langen Zeiträumen ihre arischen Besiedler erhalten haben, Veränderungen sich zeigen, geradeso, wie ja auch in jedem Lande unmerklich, aber stetig der äussere Culturstand wie die Anschauungen der Menschen Umgestaltungen erfahren, wie ja auch in keinem Lande Europas auch ohne Bevölkerungswechsel die Bestattungsweise unverändert dieselbe geblieben, sondern wiederholt verändert worden ist. Bedenkt man ferner die Arbeit, welche es kostete, die kolossalen Decksteine, von denen mancher ein paar Hundert Centner schwer war, nebst den nicht minder mächtigen Tragsteinen oft von weit her zusammenzubringen und aus ihnen das Steingrab zu errichten, so wird man es noch weniger auffallend finden können, dass die Errichtung solcher Gräber allmälig ausser Gebrauch gekommen und durch andere geringere Mühe erheischende Grabesformen, wie z. B. die Steinkiste, ersetzt worden ist.

Was den dritten Einwand von Montelius gegen den arischen Ursprung der kleinen freistehenden Steingrabkammern anlangt, so wird derselbe später besprochen werden.

Gegenüber diesen neueren Anschauungen, welche die Verbreitung der kleinen freistehenden Steingrabkammern auf die Wirkung von Cultureinflüssen zurückführen, glaubte die ältere Forschung dieselbe nur durch die Annahme von ausgedehnten Wanderungen irgend eines bestimmten Volkes erklären zu können. Die älteste und seinerzeit am meisten verbreitete Annahme schrieb sie den Kelten zu, und diese Annahme erschien zu einer Zeit, als man diese Steingräber vorwiegend nur aus keltischen Ländern kannte, so wohl begründet, dass englische Archäologen sogar für alle jene Länder, welche dieselben nicht haben, unbekümmert um die historischen Zeugnisse, die ehemalige Besiedelung durch Kelten bestritten. Als diese Ansicht nicht weiter aufrecht erhalten werden konnte [1]), traten an Stelle der Kelten zunächst anarische Völker, Finnen oder Iberer. So hat Weinhold, von der damals allgemein getheilten, jetzt als unrichtig erwiesenen Anschauung, dass die Arier schon vor ihrer angeblichen Einwanderung aus Asien nach Europa die Bronze und das Eisen kannten, ausgehend, mit Rücksicht auf den Umstand, dass die Hünengräber keine Metallsachen enthalten, was ja bei den nordischen thatsächlich auch der Fall ist, zuerst die Finnen [2]) und dann später die Iberer für die Errichter dieser Steinbauten erklärt. „Das Volk, das sie errichtete," bemerkt derselbe [3]), „hatte

[1]) Die über die thrakischen Stämme Kleinasiens handelnden Stellen finden sich gesammelt bei Diefenbach, Origines Europaeae 45 fg.

[2]) Penka, Zur Paläoethnologie Mittel- und Südeuropas. Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, XXVII, 24.

[1]) Diese Ansicht traf jedoch, wie später gezeigt werden wird, soweit Frankreich, die britischen Inseln und das nordwestliche Deutschland — aber eben nur diese Länder — in Betracht kommen, das Richtige.

[2]) K. Weinhold, Altnordisches Leben. Berlin 1856, S. 12 fg.

[3]) Weinhold, Die heidnische Todtenbestattung in Deutschland. Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Bd. XXIX, Jahrgang 1858, S. 131.

seine Hauptmasse im Westen, während die Finnen sie im Osten hatten.“ „Bekanntlich sind die Iberer, deren letzte Reste in den Basken leben, die ältesten geschichtlich sicheren Bewohner des Pyrenäenlandes. Da sie östlich bis zu dem Rhone reichten, wo sie mit den Ligurern grenzten, und da in der Gegend von Marseille die Steindenkmale gegen Südost enden, so liegt der Schluss nahe, dass sie jenes Volk sind, das seine Todten in den Hünengräbern und Riesenstuben begrub. Aus der geographischen Verbreitung dieser Bauten erhalten wir demnach das geschichtlich wichtige Ergebnis, dass der iberische Stamm vor dem Eindringen der Kelten, ausser Spanien und Südfrankreich bis zum Rhone und Nordfrankreich, Britannien, Norddeutschland, Dänemark und Schonen bewohnte.“ Diese Anschauung scheitert schon allein an dem Umstande, dass in den drei zuletzt genannten Ländern keine Spuren von einer einstigen iberischen Bevölkerung nachzuweisen sind, ebensowenig wie in Südrussland, im Kaukasus, in Syrien, Palästina und Indien, deren gleichartige Steingräber, wie jene Nordafrikas, Weinhold vollständig unberücksichtigt lässt.

Auch Bonstetten hält die von den Gestaden der Ostsee bis zu den Grenzen Aegyptens sich erstreckende Kette von Dolmen für das Werk eines und desselben Volkes, das der finnischen Rasse angehört habe. Als ein Hirtenvolk wäre dasselbe aus Asien durch die Engpässe des Kaukasus nach Europa gekommen und hätte sich am Nordrande des Schwarzen Meeres in Cirkassien und in der Krim ausgebreitet. Von anderen asiatischen Horden von dort verdrängt, habe es sich dann getheilt, und es sei der eine Theil nach dem Süden bis nach Palästina, der andere nach dem Nordwesten Europas bis zu den britischen Inseln und den Orkaden, dann später von dort durch Frankreich und die pyrenäische Halbinsel bis nach Nordafrika gekommen. „C'est là que ce peuple voyageur paraît avoir enfin élu domicile et l'on croit reconnaître ses descendants dans la race d'hommes blancs et tatoués qui figurent sous le nom de Tamhou (homme du nord) parmi les peintures des tombes royales de Thèbes[1].“ Dass die Wanderung von Norden nach Süden ging, ergibt sich für Bonstetten aus den Beigaben der Gräber, insoferne als sich nur im Süden und nicht auch im Norden Bronzegegenstände fänden[2]. Dass auch diese Ansicht nicht richtig ist, ergibt sich schon daraus, dass diese Steingräber in dem weiten Gebiete der finnisch-ugrischen Völker vollständig fehlen und die Errichtung derselben, sowie der Charakter der gleichzeitigen Cultur auf eine sesshafte Bevölkerung als Erbauer schliessen lässt. Und wenn die Tamhus als die Erbauer der nordafrikanischen Dolmen betrachtet werden, so spricht dies durchaus nicht für die finnische Hypothese, da der physische Typus der unvermischt gebliebenen finnisch-ugrischen Völker von dem der Tamhus vollständig abweicht.

Als ein Vertreter der Anschauung, dass die kleinen freistehenden Steingrabkammern von einem und demselben Volke herrühren, ist in neuerer Zeit noch Löher aufgetreten. Indem auch er findet, dass der Charakter derselben so entschiedene und so ausgesprochene Züge habe und gleichmässig in allen Ländern sei, wo sie sich finden, dass man sie, trotz ihrer Entlegenheit von einander, nur einem und demselben Volke zuschreiben müsse, vermuthet er, von der Ansicht ausgehend, dass das Volk, welches die Dolmen erbaute, ein seefahrendes und mit der See vertrautes Volk gewesen sein müsse, in den Germanen die Erbauer derselben. „Was auf entfernten nördlichen Meeren und Küsten vor sich ging, konnte lange Zeit hindurch den Völkern am Mittelländischen Meere völlig verborgen bleiben, während wir sofort, als die Germanen aus dem historischen Dunkel etwas an's Licht traten, hören von weiten Raubfahrten der Cherusker und Sachsen zur See nach Gallien und Britannien und von gotischen Heimsuchungen am Schwarzen Meere, am Bosporus und an den Gestaden des östlichen Mittelmeeres. Aus früherer Zeit ist nur die einzige Nachricht überliefert, welche sich von den Tamehu-Nordvölkern, die weisse Haut, meist blaue Augen und blondes Haar hatten, auf der Inschrift von Karnak findet. Ihr Angriff auf das Nilland fällt etwa 1500 Jahre v. Chr.[1].“ Dass diese Ansicht, die unter dem Einflusse der Arbeiten der gleich zu erwähnenden französischen Forscher entstanden ist, aus chronologischen und archäologischen Gründen zurückgewiesen werden müsse, braucht nicht eingehend erörtert zu werden.

Es ist kein Zufall, dass gerade in Frankreich die Anfänge einer richtigeren Auffassung unserer Frage sich zeigen. Die Franzosen lernten nicht nur zunächst in Algier, dann aber auch in Marokko, Tunis und Tripolis die ihnen aus ihrer Heimat wohlbekannten

[1]) A. de Bonstetten, le baron, Essai sur les Dolmens. Genève 1865, p. 53.

[2]) Bonstetten, a. a. O. 46.

[1]) Franz v. Löher, Ueber Dolmenbauten. Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe der kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften zu München, Jahrg. 1888, I. Bd., S. 231.

Dolmen in ausserordentlich grosser Zahl, sondern auch das Vorhandensein einer blonden, langschädeligen und hochgewachsenen Bevölkerung in diesen Ländern kennen. Es lag nahe, zwischen diesen beiden Erscheinungen einen Zusammenhang in der Weise anzunehmen, dass man die Vorfahren dieses Bevölkerungselementes als die Erbauer der Dolmen in Afrika betrachtete, wie es nicht minder nahe lag, sich als den Ausgangspunkt ihrer Wanderungen die Gestadeländer der Ostsee, die Heimat der blonden Rasse, wo sich dieselben Denkmäler in grosser Zahl befinden, zu denken. Es war insbesondere General Faidherbe, der diese Anschauungen zuerst mit grosser Klarheit und Entschiedenheit ausgesprochen hat [1]). „Après avoir examiné cinq à six mille autres dolmens, au Bou Merzoug, à l'Oued Berda, à Tébessa, à Gastal, etc., où les dalles naturelles, fournies par la localité, sont beaucoup plus régulières; après avoir pris connaissance des travaux sur les dolmens d'Europe, nous sommes resté convaincu que le dolmen est un monument spécial, qui n'a pas été imaginé en des lieux divers par des populations sans relations entre elles; et, par suite, nous sommes porté à croire que, depuis la Poméranie jusqu'à la Tunisie, les dolmens ont été élevés par un même peuple. De plus, conformément aux raisons données par M. Bonsteiten, nous pensons que l'usage des dolmens à été importé du Nord au Sud et non en sens inverse. Maintenant, ce peuple ayant subjugué, sur sa route, les populations du territoire desquelles il s'emparait et s'étant indubitablement croisé avec elles, on doit trouver, dans les dolmens des différents pays, des échantillons de races diverses, et le problème consiste à distinguer, parmi elles, l'élément constant qu'il faut attribuer aux constructeurs de dolmens [2])."

Die Frage, welches Volk die Dolmen in Afrika errichtet hat, beantwortet derselbe in folgender Weise: „Le point de départ bien constaté des grands groupes est sur les bords de la Baltique, patrie de la race blonde depuis les temps historiques, et leur point de terminaison est en Afrique, c'est à dire, dans une partie du monde où les habitants ne sont rien moins que blonds. Cela serait embarassant, sans trois circonstances qui viennent, au contraire, porter la lumière dans la question:

1. Dans la Berbérie, on trouve encore aujourd'hui quelques blonds disséminés dans la population brune;

2. Les historiens grecs et latins constatent qu'il s'y trouvait déjà des blonds agglomérés avant I.-C.;

3. Les annales égyptiennes nous apprennent que, 500, 1000, 1500 ans avant I.-C., des populations blondes considérables venaient, de cette même contrée, assaillir la Basse Égypte.

D'après cela, il est évident, pour nous, que ce sont les blonds du Nord de l'Europe qui ont laissé cette traînée continue de dolmens jusqu'en Afrique, dans des temps qui, d'après les annales égyptiennes, doivent être reculés jusqu'à plus de 1500 ans avant I.-C. [1])."

Faidherbe fand auch wirklich in den Dolmen die Ueberreste einer langschädeligen und sehr grossen Rasse, und dies stimmte auch zu den Localsagen, welche melden, dass die Erbauer der Dolmen eine Art von Riesen von ausserordentlicher Stärke gewesen seien. Die mittlere Grösse der Männer berechnete derselbe Forscher auf 1·74 m, eine Grösse, die auch nur der blonden Rasse zukommt [2]). Ganz richtig bemerkt derselbe ferner, dass die Berbernsprache nicht die Muttersprache der blonden nordeuropäischen Erbauer der Dolmen gewesen sein könne, und vermuthet, dass sie nach ihrer Ankunft in Afrika ihre Sprache mit der Sprache der unterworfenen hamitischen Urbevölkerung vertauscht hätten, eine Erscheinung, für welche die Geschichte zahlreiche Beispiele liefere.

Diese Anschauungen, die, wie Cartailhac auf demselben Congresse hervorgehoben hat [3]), auch in den archäologischen Thatsachen eine Stütze insoferne finden, als die Dolmen des südlichen Frankreich wie der pyrenäischen Halbinsel und Nordafrikas zahlreiche Objecte aus Kupfer und Bronze enthalten, während solche in den Dolmen des mittleren und nördlichen Frankreich fehlen, und die auch später

[1]) Zuerst in einem im Jahre 1870 in den Bulletins de la Société d'anthropologie de Paris (p. 48—57) veröffentlichten Aufsatze: Sur l'ethnographie du nord de l'Afrique, dann in einem auf dem Brüsseler internationalen Anthropologen-Congresse (1872) gehaltenen Vortrage: Les dolmens d'Afrique. Compte rendu 406—420.

[2]) Compte rendu 408.

[1]) Compte rendu 410.

[2]) Die mit den blonden Berbern Nordafrikas verwandten Guanchen auf den canarischen Inseln scheinen die kennzeichnenden Eigenschaften der blonden Rasse noch länger rein erhalten zu haben. H. Meyer (Ueber die Urbewohner der canarischen Inseln. Festschrift für A. Bastian. Berlin 1896, S. 65 fg.) beschreibt ihren Typus in folgender Weise: Körperlänge 1·70—1·90 m, Knochenbau sehr robust, Schädel gross und ausgesprochen dolichocephal, Haar blond oder röthlich oder hell-kastanienbraun, Haut hell, Augen hell.

[3]) Compte rendu 429.

den Beifall Broca's [1]) erhalten haben, sind nur in dem einen Punkte anfechtbar, als angenommen wird, dass alle Dolmen von einem und demselben Volke errichtet worden sind. Diese Annahme ist schlechterdings unmöglich.

Aehnlich wie in Nordafrika liegen die Verhältnisse in Syrien und Palästina. Besonders im letztgenannten Lande, zumal im Ostjordanlande, finden sich zahlreiche Dolmen. Wir lernen aber auch aus den Schriften des Alten Testamentes sowie aus den altägyptischen Schriften ein hier sesshaftes Volk kennen, das nach den Abbildungen der ägyptischen Tempel- und Gräberbauten aus der Zeit Ramses II. alle bezeichnenden Merkmale der blonden Rasse aufweist: hohe Statur, helle Hautfarbe, blaue Augen, röthliches Haupt- und Barthaar und ebensolche Augenbrauen. Es sind dies die Amoriter (Amâr auf den ägyptischen Denkmälern, Amurrâ auf den Keilschrift-Täfelchen von Tell el-Amarna genannt), die, in mehrere kleinere Stämme, wie die Anakim, Rephaim, Zamzummim u. a. zerfallend, von den nach Palästina eindringenden Juden keineswegs ganz vertrieben oder vernichtet worden sind, sondern insbesondere in den gebirgigen Gegenden weiter existirten und allmälig mit ihnen verschmolzen [2]). Es kann auch in diesem Falle kein Zweifel bestehen, dass die palästinensischen Dolmen von diesem Zweige der blonden Rasse errichtet worden sind [1]).

Etwas schwieriger ist die Beantwortung der Frage, von welchem Volke die Dolmen Syriens herrühren. Für dieses Land kommen ausser den Amoritern noch die Hittiter (hebr. Khittim, ägypt. Khata, assyr. Khattâ) in Betracht. Für die erstere Annahme spricht der Umstand, dass in einigen Landschaften Amoriter als eine frühere Bevölkerung vor den Hittitern erscheinen, so in der Gegend nördlich von Palästina mit der heiligen Stadt Kadesch, die später eine Festung der Hittiter wurde, so in der Euphratebene, wo die in den assyrischen Keilschriften überlieferten Namen der westlich vom Euphrat gelegenen Ortschaften Beth-Ammaris und Ap-Ammaris nach Sayce auf die Amoriter zurückzuführen sind. Auch die Darstellungen der Amoriter auf den ägyptischen Denkmälern zeigen die Merkmale der blonden Rasse reiner und vollständiger als die Darstellungen der Hittiter auf denselben Denkmälern [2]). Diese weisen neben gewissen Eigenthümlichkeiten der blonden Rasse noch Merkmale auf, welche auf eine Vermischung mit einer anderen Rasse, wahrscheinlich der turanischen, hindeuten und so die Möglichkeit der Annahme nahe legen, dass sie sich vielleicht zu einer späteren Zeit, als bereits die Sitte, Dolmen zu errichten, erloschen war, von dem östlichen Europa aus nach Asien verbreitet haben.

Doch wie immer es sich hiemit verhalten möge, so viel steht fest, dass sowohl die Dolmen Nordafrikas wie die Dolmen Palästinas und Syriens von Völkern der blonden Rasse errichtet worden sind. Und da, wie ich an anderen Stellen gezeigt habe [3]), die blonde Rasse als die eigentliche arische Rasse anzusprechen ist, d. i. als diejenige Rasse, welche, von einem bestimmten Mittelpunkte ausgegangen, sich

---

[1]) Broca, Les peuples blonds et les monuments mégalithiques dans l'Afrique septentrionale. Revue d'anthrop., 1876, p. 393: „On sait qu'il existe en Algérie, et plus particulièrement dans la province de Constantine, d'innombrables monuments mégalithiques, tellement semblables à ceux de l'Europe occidentale, qu'on ne peut se défendre de leur assigner une origine européenne. On sait en outre qu'un grand nombre de siècles avant l'invasion des Vandales, les anciens ont connu, dans l'Afrique septentrionale, des populations blondes dont les descendants, toujours blonds, quoique mêlés et souvent plus ou moins confondus avec les populations brunes de race berbère, sont disséminés aujourd'hui dans la région de l'Atlas et dans tout le Maroc. L'origine européenne des blonds de l'Afrique septentrionale étant tout aussi certaine que celle des dolmens de la même région, il est tout naturel de penser que ce double fait a été la conséquence d'une seule et même invasion."

[2]) A. H. Sayce, The races of the Old Testament. London 1891, S. 100—129. Derselbe sah noch selbst lichthaarige und blauäugige Kinder in den Gebirgsdörfern Palästinas und fand den blonden Typus besonders vorherrschend an der Küste im Süden von Gaza. Auf diese noch in Palästina stattgefundenen Vermischungen gehen die vielen blonden und blauäugigen Juden zurück, die in allen Ländern, auch in solchen, die keine blonde Bevölkerung haben, gefunden werden. Die vorgenommenen statistischen Erhebungen über die Farbe der Augen und Haare der Schulkinder Deutschlands ergaben einen Durchschnitt von 11·2% blondhaariger und blauäugiger Judenkinder, eine Verhältniszahl, die, verglichen mit der 31·8% betragenden Durchschnittsziffer der blondhaarigen und blauäugigen Kinder der übrigen Bevölkerung Deutschlands, als verhältnismässig hoch bezeichnet werden muss.

[1]) L. Lartet war der Erste, der diesen Zusammenhang erkannt und 1868 auf dem internationalen Anthropologen-Congress zu Paris ausgesprochen hat. Er wies auch auf den Riesen Og, den König von Basan, als den letzten Vertreter jener amoritischen Völkerschaften hin, neben denen die Spione des Moses sich so unansehnlich wie „Heuschrecken" vorkamen. (Compte rendu 44.)

[2]) W. Max Müller, Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern. Leipzig 1893, S. 331.

[3]) Penka, Origines Ariacae 9 fg. und Herkunft der Arier 7 fg.

über fast ganz Europa, einen grossen Theil Asiens und über Nordafrika ausgebreitet und zugleich die derselben eigenthümliche Sprache verbreitet hat, welche Sprache dann in den verschiedenen Ländern sich allmälig zumeist unter dem Einflusse der daselbst vorgefundenen anarischen Bevölkerungen zu den in phonologischer und morphologischer Hinsicht so stark von einander abweichenden arischen Sondersprachen umgestaltet hat: so kann man auch ohne Weiteres behaupten, dass die Dolmen der oben erwähnten Länder von Völkern der arischen Rasse oder — anders gesagt — von arischen Völkern errichtet worden sind. Es ist dieser Schluss um so gewisser, als ja auch in fast allen anderen Ländern, wo Dolmen gefunden wurden (Skandinavien, Norddeutschland, auf den britischen Inseln, in Frankreich, Südrussland, Indien), das Vorhandensein arischer Völker nicht allein anthropologisch, sondern auch linguistisch sich in der bestimmtesten Weise nachweisen lässt [1]). Ja wir können jetzt umgekehrt aus der Verbreitung der Dolmen mit Sicherheit die Ausdehnung der Wohnsitze der Arier zur Zeit ihrer ersten Ausbreitung erkennen, die weit grösser gewesen ist, als man noch bis in die jüngste Zeit nach dem Ausweise der Geschichte und Linguistik angenommen hat, und von derselben Expansionskraft Zeugnis ablegt, von der die spätere Geschichte bis zur Gegenwart so viele Beweise liefert. Und so ist keineswegs das Vorhandensein von Dolmen im ägyptischen Sudan ein Beweis gegen die Annahme, dass diese Grabdenkmäler arischen Ursprunges sind, wie Montelius angenommen hat; sie beweisen nur, dass das arische Element in vorgeschichtlicher Zeit vom Nordrande Afrikas, wenngleich nur vereinzelt, doch auch in das Innere dieses Erdtheiles eingedrungen ist.

Andererseits können wir mit eben so grosser Sicherheit die Uferländer der Nord- und Ostsee, das Ausstrahlungscentrum der blonden Rasse, auch als das Gebiet bezeichnen, von dem aus sich zugleich mit den nach allen Richtungen sich ausbreitenden Ariern der Gebrauch, derartige freistehende Steingräber zu errichten, verbreitet hat. Sollen wir dieses Gebiet etwas näher umgrenzen, so ist es Südskandinavien (die jütische Halbinsel, die dänischen Inseln und Schonen), das wir hiefür in Anspruch nehmen (arische Urheimat). Denn auf diesem Gebiete hat sich jene Entwicklung vollzogen, durch die aus der paläolithischen Cultur Mittel- und Westeuropas die neolithische Cultur, die in den skandinavischen Ländern ihren Höhepunkt erreicht und in den megalithischen Grabesbauten ihre hervorragendsten Denkmäler ohne irgend welchen fremden Einfluss geschaffen hat, hervorgegangen ist (mesolithische Periode) [1]). Eine solche mesolithische Periode, die mit Recht so genannt werden kann, lässt sich nur für dieses Gebiet nachweisen; denn die Forderungen, die Boyd Dawkins an eine solche Periode mit gutem

[1]) Für die pyrenäische Halbinsel lässt sich für die vorkeltische Periode das Vorhandensein des arischen Elementes linguistisch nicht erweisen, was uns nicht zu überraschen braucht, da wir ja aus der historischen Zeit genug Beispiele dafür haben, dass auch arische Völker ihre Sprache mit der Sprache der Vorbevölkerung vertauscht haben, wie ja gerade die pyrenäische Halbinsel solche (Westgoten, Sveben, Vandalen) liefert. Doch möge auf die auffallende von G. Phillips in den Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Classe der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, LXV. Bd., Jahrgang 1870, S. 546, nachgewiesene Uebereinstimmung in der Bildung libyscher und hispanischer Namen hingewiesen werden. Hispanien hat sein Bilbilis, Singilis und Intibilis, denen Tibilis in Numidien und Igilgilis in Mauretanien gegenübersteht. Manche Namen von Orten in Nordafrika kehren geradezu in Hispanien wieder; kennen jene Gegenden drei Städte mit Namen Hippo, so hat auch Hispanien eine im Gebiete der Carpetaner gelegene Stadt dieses Namens. An Hippo reiht sich eine ganze Menge althispanischer Städtenamen an, welche sämmtlich das Suffix -ipo oder -ippo haben, z. B. Acinipo, Bæsippo, Basilippo, Collippo, Irippo, Lacippo, Olisipo, Ostippo, Serippo, Ventipo, in Betreff deren Humboldt die Bemerkung machte, dass er dafür keine irgend wahrscheinliche Erklärung aus dem Baskischen kenne. Eine in beiden Ländern ebenfalls wiederkehrende Endung, und zwar von Stammesnamen ist -uli: in Hispanien z. B. Barduli, Turduli, in Afrika: Gaetuli, Edulii und Μασσύλιοι. Ebenso -tani: Bastetani, Carpetani, Edetani, Contestani, Cosetani, Lusitani u. s. w. in Hispanien, Tingitani, Mauretani, Zeugitani in Afrika. Völlig übereinstimmend finden sich in beiden Ländern die Namen Leptis, Rubricatus, Subur und Urci. Da die Einwanderung von hamitischen Völkern nach Hispanien oder von Iberern nach Afrika durchaus unerwiesen ist, könnte man geneigt sein, diese Uebereinstimmung der Namen durch die Annahme, dass sie von den von Hispanien nach Nordafrika gekommenen arischen Dolmenerbauern herrühren, zu erklären. — Was die Sprache der Hittiter anlangt, so hat in neuester Zeit P. Jensen (Hittiter und Armenier, Strassburg 1898) den Versuch unternommen, dieselbe als eine arische, und zwar mit dem Armenischen zunächst verwandte Sprache nachzuweisen. Fr. Hommel bringt auf Grund der zuerst von Ball und Rost nachgewiesenen iranischen Namengebung der Könige der Hittiter, sowie der auf den ägyptischen Denkmälern dargestellten somatischen Eigenthümlichkeiten dieses Volkes mit Benützung einiger Stellen classischer Autoren (des Justinus, Diodors, Herodots), welche Skythen als Gegner Ramses II. bezeichnen, die Hittiter in Verbindung mit den nomadisirenden Skythen Südrusslands (Correspondenzblatt, 1898, S. 39; Sitzungsberichte der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, Classe für Philosophie, Geschichte und Philologie, Jahrgang 1898, S. 13—28).

[1]) Penka, Herkunft der Arier 52 fg.

Grunde stellt[1]), dass nicht nur die in das Bereich der Archäologie fallenden Gegenstände, sondern auch die Fauna und Flora sowie das Klima den Uebergangscharakter tragen sollen, findet sich nur hier und sonst nirgends in Europa erfüllt[2]).

Von diesem Gebiete aus haben sich die Arier und mit ihnen zugleich die arische Cultur nach dem Norden sowie nach dem Südwesten und Südosten verbreitet. Dieselbe blieb jedoch keinesfalls stationär, sondern erfuhr allmälige Umgestaltungen, die, wenn sie auch nicht durchgreifender Art waren, immerhin merklich sind und die Aufstellung einer relativen Chronologie und die Bestimmung der Ausgangspunkte der neuen Formen (in den Geräthen, in der Keramik und in der Bestattung) und mit ihnen zugleich der sich ausbreitenden Bevölkerungen ermöglichen. Während so z. B. Mecklenburg im Allgemeinen sich auf das Engste an die dänische Steinzeit anschliesst, doch auch neue Gefässformen aufweist, die dann auch im Osten (Pommern) sowie im Süden und Südosten gefunden werden[3]), weist in Pommern Alles darauf hin, dass in dieses Land die ersten neolithisch-arischen Ansiedler aus dem Westen gekommen sind. „Die ältesten pommerschen Beile," sagt Schumann, „die eigentlich keine pommersche Form darstellen, finden sich besonders im Südwesten von Deutschland als die ältesten. Auch die Gräber werden, je weiter man nach Westen geht, um so älter. Es ist wahrscheinlich, dass unsere Hünenbetten mit den westdeutschen Dolmen in Verbindung zu bringen sind. Auch der Bernsteinschmuck der Steinzeit ist im westbaltischen Gebiete älter als im ostbaltischen. Dass die Menge der schönen Feuersteingeräthe in Westpommern eine grössere ist wie in Ostpommern, ist bekannt. So scheint die ganze Cultur nach Osten hin eine jüngere zu werden, und die Annahme, dass dieselbe von Westen her gekommen sei, ist wahrscheinlich[4])." Noch interessanter liegen die Dinge in Böhmen, als sie noch klarer zeigen, dass die arische Besiedelung Europas nicht vom Osten her, und zwar weder über die im Norden der Karpathen gelegenen Gebiete noch durch das Donauthal erfolgt ist. Denn Böhmen hat, wie zuerst L. Schneider nachgewiesen hat[1]), seine arisch-neolithische Bevölkerung ausschliesslich durch den Elbespalt bei Tetschen erhalten, und es hat sich dieselbe nur im Norden und in der Mitte des Landes bis zum 49. Breitegrade längs der grösseren Flüsse während dieser Periode ausgebreitet. Diese Bevölkerung kam, wie aus der auffallenden Aehnlichkeit der Ornamentation der daselbst zugleich mit den Steingeräthen gefundenen Gefässe mit der Ornamentation der an den Ufern der mittleren Elbe gefundenen Gefässe hervorgeht, aus den sächsisch-thüringischen Landen. Südböhmen haben während der neolithischen Periode Arier nicht bewohnt.

II.

Was die ethnographische Bedeutung der kleinen freistehenden Steingrabkammern anlangt, so hat man in denselben mit Recht Nachbildungen der Wohnungen der Lebenden erblickt[2]). Die Sitte, der letzten Ruhestätte des Menschen die Form der Wohnung der Lebenden zu geben, lässt sich auch bei einigen arischen Völkern aus späterer Zeit nachweisen (norddeutsch-italische Hausurnen) und findet sich auch bei fremden Rassen[3]). Diese Sitte wurzelt in der Anschauung, dass der Mensch auch nach dem Tode noch fortlebt; dass diesen Glauben bereits das arische Urvolk hatte, ergibt sich aus der bei den meisten arischen Völkern nachweisbaren Sitte, mit dem verstorbenen Manne zugleich seine Frau, seine Knechte, Gefangenen, Pferde u. s. w. mitzubegraben oder mitzuverbrennen. Diese Sitte ist bei den Hellenen, Galliern, Thrakern, Germanen, Slaven, Preussen, Skythen und Indern bezeugt[4]) und reicht jedenfalls bis in die arische Urzeit zurück.

Ueber die Gestalt der Wohnungen lernen wir aus ihren plumpen steinernen Nachbildungen, deren

[1]) Boyd Dawkins, On the Relation of the Palaeolithic to the Neolithic Period (Journal of the Anthrop. Institute, XXIII, p. 242).

[2]) Müller, Nordische Alterthumskunde 8.

[3]) Robert Beltz, Steinzeitliche Funde in Mecklenburg. Schwerin 1897, S. 78.

[4]) Hugo Schumann, Die Cultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit. Berlin 1897, S. 22.

[1]) L. Schneider, in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1881, S. 248. — L. Niederle, in den Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien. Sitzungsberichte, 1894, S. [5]. — H. Richlý gibt in seiner „Bronzezeit in Böhmen" (Wien 1894) eine Uebersichtskarte der neolithischen Funde in Böhmen.

[2]) Dies erkannte zuerst S. Nilsson, Das Steinalter oder die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. Nach dem Manuscripte zur dritten Originalausgabe übersetzt von J. Mestorf. Hamburg 1868, S. 93. Die erste Auflage dieses Werkes erschien in den Jahren 1838—1843.

[3]) M. Haberlandt, Ueber eine Graburne von den Liukiu-Inseln. Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien. XXIII, S. 38.

[4]) Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere[6] 519—525.

Grundplan entweder rund, oval oder viereckig ist, dass die Arier in der jüngeren Steinzeit neben der Rundhütte auch vierseitige Hütten errichteten. Dies lehren aber auch die Reste der neolithischen Hütten, wie sie nicht nur aus den Schweizer Pfahlbauten, sondern auch aus zahlreichen Landansiedelungen bekannt geworden sind. Die Hütten der Schweizer Seedörfer zeigen eine vierseitige Form [1]), aber auch die über den 0·50—1·50 m tiefen Wohngruben oder Wohnmulden, wie sie in Dänemark, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich und namentlich zahlreich in Italien (Fondi di capanne) nachgewiesen worden sind, errichteten Hütten waren keineswegs alle rund oder oval, wie meist angenommen wird, sondern vielfach auch viereckig, wie die Steinsetzungen und sonstige Spuren zeigen [2]). Doch ist jedenfalls die Rundhütte als die ältere Form des arischen Hauses anzusehen und scheint auch lange Zeit hindurch die verbreitetere gewesen zu sein. Ebenso lernen wir aus den Resten der eigentlichen Hütten, dass in der Mitte derselben ein Herd aus Steinen sich befand und dass die Wände aus lehmverkleidetem Ruthengeflechte hergestellt waren [3]), während das Dach mit Rinde, Stroh, Schilf oder Moos bedeckt war.

Doch auch noch in einer anderen Hinsicht erweisen sich die kleinen freistehenden Steingrabkammern als Nachbildungen der gleichzeitigen Wohnungen der Lebenden. Bekanntlich hat Henning aus der Uebereinstimmung des altgriechischen, aus einzelnen Stellen der Odyssee und aus der ältesten griechischen Tempelform (templum in antis) erschlossenen Hauses mit der in Ostdeutschland und den angrenzenden Theilen Polens verbreiteten „ostdeutschen“ Hausform und dem nordischen Hause folgern zu können geglaubt, dass uns in dem „ostgermanischen“ Hause eine Form des urarischen Hauses, eine directe Erbschaft aus der Zeit, wo die Nationen noch ungetrennt „derselben Cultursphäre angehörten“, vorliege. „Zwischen dem urgriechischen und dem sächsischen Hause besteht,“ bemerkt derselbe [1]), „keinerlei Berührung, Dagegen stimmt das ostgermanische so vollkommen und so ohne Weiteres zu dem ersteren, dass kaum noch etwas zu combiniren übrig bleibt. Auch das ostgermanische Haus hat eine vorn am Giebel gelegene, offene und geräumige Vorhalle, deren nordischer Name fast bei allen

[1]) A. Müller, Vorgeschichtliche Culturbilder aus der Höhlen- und älteren Pfahlbauzeit. Bühl 1892, S. 71.

[2]) B. Schumacher, Prähistorische Wohnreste in Südwestdeutschland. „Globus“, LXXII, 158.

[3]) In Dänemark hat man bis jetzt nur an einer einzigen Stelle Reste der eigentlichen Hütten gefunden. In einer Kiesgrube im Gribwalde (Nordseeland) wurden in Verbindung mit Topfscherben aus der Steinzeit zahlreiche gebrannte, bis zu zwei Zoll dicke Lehmstücke aufgelesen, die auf der einen Seite glatt gestrichen waren, auf der anderen dicht neben einander stehende Abdrücke des Flechtwerkes trugen, auf das der feuchte Lehm zur Bekleidung der Wand aufgelegt worden war. Die Lehmverkleidung hat in diesem wie in den anderen Fällen sich dadurch erhalten, dass sie durch das Feuer, das die Hütte einäscherte, hart gebrannt worden ist (Müller, Nordische Alterthumskunde 200). Solche Häuser mit lehmbestrichenen Flechtwerkwänden, die durch ein Skelet von Bauholz zusammengehalten wurden, wurden in Dänemark und Schweden seit der vorgeschichtlichen Zeit auch noch in der historischen Zeit gebaut (Kr. Kålund in Paul's Grundriss der germ. Philologie, II, 2, 230). Heute findet man in diesen Ländern wie auch bei den Rusnaken in Ostgalizien nur noch Wirthschaftsgebäude, deren Wände aus Flechtwerk bestehen, das mit Lehm verklatscht ist. Doch ist letzteres nicht immer der Fall, sondern es werden auch Wände sowie Thore aus blossem Flechtwerk hergestellt; besonders Weiden werden zu demselben verwendet (R. F. Kaindl im „Globus“, LXXI, 138). Dagegen bauen noch heute die Südslaven solche Häuser. So bestehen die Häuser der Morlaken in Dalmatien aus vier grossen, in die Erde geschlagenen Pfählen mit Wänden aus geflochtenen Ruthen, die mit Kuhmist überstrichen sind. Daneben gibt es allerdings auch Häuser, die aus mächtigen, halbbehauenen Quadern aufgeführt sind („Globus“, V, 101 und XXX, 70). Solche Häuser mit geflochtenen Wänden trifft man auch in Bosnien und in der Herzegowina Die Beschreibung vollends, die C. Jireček (Das Fürstenthum Bulgarien, Wien 1891, S. 157) von dem heutigen bulgarischen Bauernhause entwirft, entspricht vollkommen dem Bilde, das wir uns von dem urarischen Hause machen müssen. Er berichtet, dass die Mauern der ungeweissten schwachen Häuschen von graubrauner Erdfarbe gewöhnlich aus einem mit Lehm ausgefüllten Gerüst aus Holz mit Korbgeflecht bestehen. „Neben dem Hause stehen viereckige oder runde Scheunen für das Getreide und den Mais, gleichfalls aus Korbgeflecht, sowie Ställe für die Hausthiere. Nie fehlt eine offene Vorhalle unter dem vorspringenden, durch hölzerne Pfeiler gestützten Dache. Im Inneren enthält das Haus gewöhnlich nur einen einzigen niedrigen Raum mit Lehmboden und eine offene Feuerstelle.“ Das Bauernhaus steht in der Regel in der Mitte eines geräumigen, von einem dornigen Zaune umfriedeten Hofes. Das griech. τεῖχος, τοῖχος Mauer, in dem derselbe Stamm dheigh „bestreichen, verkitten, schmieren, bilden“ erscheint wie in dem lat. fingo, figura, figulus Töpfer, got. deigan kneten, aus Thon bilden, deigs „Teig“ (Fick, Vergl. Wörterbuch d. Indog. Spr., I⁴, 462), bezeichnete ursprünglich jedenfalls nichts Anderes, als solche aus lehmverkleidetem Flechtwerke bestehende Wände. Andere Wörter mit der Grundbedeutung „Flechtwerk, geflochtene Wand“ wie got. waddjus und ahd. want u. a. behandelt R. Meringer in seinem Aufsatze „Etymologien zum geflochtenen Haus“ (Abhandlungen zur germanischen Philologie. Festgabe für Richard Heinzel. Halle 1898, S. 473 fg.).

[1]) R. Henning, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung. Strassburg 1882, S. 108.

arischen Stämmen seine Entsprechung findet[1]). Hinter derselben liegt ebenfalls nur noch der eine, ziemlich quadratische, bis unter das Dach offene Raum mit dem Herde in der Mitte und dem Rauchloch oben in der Decke.“ Mit diesem „ostgermanischen“ Hause[2]) stimmt vollkommen das nordische Haus überein. „Die einfachste Gestalt des Hauses, aus der sich alle anderen entwickelt haben, ist ein im Inneren ungetheilter Raum von annähernd quadratischer Form, vor dessen Giebelseite zum Schutze gegen Wind und Unwetter noch eine Vorhalle von der Breite des Hauses sich befindet. Diese Vorhalle ist in allen Landschaften üblich oder hat, wo sie geschwunden ist, doch Spuren ihres früheren Daseins zurückgelassen. Anfänglich gewiss nur ein auf Säulen ruhender Vorsprung des Daches, ist sie unter dem Einflusse des Klimas immer entschiedener in die Architektur des Hauses hineingezogen und mit mehr oder minder festen Wänden bekleidet worden[3]).“

Nun finden sich sowohl in Dänemark wie in Schweden kleine freistehende Steingrabkammern, die sich von den gewöhnlichen Formen dieser Grabbauten dadurch unterscheiden, dass die eine Seite offen ist und dass zwei Steine, auf jeder Seite einer, ausserhalb der Oeffnung, doch ohne besonderen Deckstein über ihnen stehen[1]). Es kann wohl kein Zweifel sein, dass wir in diesen beiden Steinen ausserhalb des Einganges eine Art von Vertretern für ein Paar vor der Thür der Hütte aufgestellte Pfeiler zu sehen haben, welche mit einem darauf ruhenden Dache eine kleine, selbst auf den Seiten offene Vorhalle bildeten. Montelius selbst ist es, der diese Erklärung für möglich hält, und wir werden dieselbe umsoweniger bezweifeln, als auch ausserhalb des skandinavischen Nordens solche Formen vorkommen. Borlase seinerseits hält die Ansicht, welche den Namen „Antas“, den diese Grabkammern auf der pyrenäischen Halbinsel führen, mit dem latein. antae zusammenbringt, für richtig und findet es wegen der grossen Aehnlichkeit dieser Form der megalithischen Grabbauten mit dem latein. templum in antis erklärlich, dass ihr dieser Name beigelegt wurde[2]). Zugleich liegt darin ein Beweis, dass diese Form, in der wir die verhältnismässig vollständigste Nachbildung des urarischen Hauses zu erblicken haben, nicht selten gewesen sein kann.

Die zweite Art der megalithischen Grabbauten bilden die grossen unterirdischen, mit einem gedeckten Gang versehenen Steingrabkammern (dän. „Jaettestuer“, schwed. „gånggrifter“, von Sophus Müller „Grosse Steingräber“ oder „Riesenstuben“ genannt). Der Verbreitungsbezirk dieser Denkmäler ist kleiner als jener der zuerst behandelten Art; sie beschränken sich auf Nord- und Westeuropa (Schweden, Dänemark, Norddeutschland, Niederlande, die britischen Inseln, Frankreich und die pyrenäische Halbinsel). Auch in ihnen hat man mit Recht Nachbildungen der Wohnungen der Lebenden erblickt. Was das chronologische Verhältnis dieser beiden Hauptarten der megalithischen Grabbauten zu einander anlangt, so sind die nordischen Forscher hierüber verschiedener Anschauung. Während H. Petersen die grossen unterirdischen Steingrabkammern für älter hält als die kleinen freistehenden Steingrabkammern[3]), C. D. Reventlow beide für gleichzeitig ansieht[4]), glauben Montelius[5]) und Sophus Müller[6]), die letztgenannte Form als die älteste Grabesform der jüngeren Steinzeit

[1]) Henning (a. a. O. 2) stellt folgende Namen zusammen: „Die Identität von skr. âtâ ‚Thürrahme mit der Thür‘, lat antae ‚Pfeiler vorn am Gebäude zu beiden Seiten der Thür‘, altn. ond ‚Vorzimmer an der Eingangsthür‘ hat Bugge in Kuhn's Zeitschrift, XIX, 401, aufgedeckt, und Zimmer, Altindisches Leben S. 154, fügte noch das altbaktrische āithya hinzu.“ Wenn auch die Combination mit skr. âtâ und altbaktrisch āithya auf Schwierigkeiten stösst, so kann doch die Identität des lateinischen und altnordischen Namens als ganz sicher betrachtet werden. Vgl. Fick, Vergleich. Wörterbuch der indogermanischen Sprachen, I⁴, 353.

[2]) Auch das altlitauische Haus scheint dieselbe Form gehabt zu haben. Noch jetzt kommen an demselben häufig Thürvorbauten und Säulenhallen vor (F. Tetzner, Haus und Hof der Litauer, „Globus“, LXXII, 249 fg.). Dass auch das altitalische Haus die Vorhalle kannte, scheint aus einer der in Berlin aufbewahrten Albaner Hausurnen hervorzugehen. Denn wie Lisch, Mecklenb. Jahrbücher, XXI, 253, mit Recht vermuthete, sind die zwei an jeder Seite der Thüre etwas erhöhten Rippen wohl als Pfeiler zum Tragen eines Vordaches aufzufassen. Vgl. hierüber noch K. Lange, Haus und Halle, Leipzig 1885, S. 51. In dem Schutte der zweiten Stadt Trojas fand Schliemann (Troja, Leipzig 1884, S 87) die Reste von zwei Tempeln, die den griechischen Tempeln in antis gleichen, ein Beweis, dass auch die Thraker diese Haus- und Tempelform kannten.

[3]) Montelius (Antiquarisk Tidskrift, XIII. Bd., 2. u. 3. Heft, 1896, S. 138 fg., Abb. 137—140) und Müller (Nordische Alterthumskunde 57, Abb. 30) bringen mehrere Abbildungen von solchen Steingrabkammern aus Dänemark und Schweden.

[1]) Montelius, a. a. O. 184, Anm.

[2]) William C. Borlase, The Dolmens of Ireland. London 1897, II, 637. Derselbe bildet die Grundpläne der Dolmen von Gramont (Hérault) und von Leaba Mologa, C. Cork, Irland, ab.

[3]) Henry Petersen, Aarböger, 1881, S 319.

[4]) C. D. Reventlow, Månadblad, 1889, S. 152.

[5]) Montelius, a. a. O. 185.

[6]) Müller, Nordische Alterthumskunde 67.

betrachten zu sollen. Als Beweis hiefür führt letzterer an, dass das dünnrückige, auf allen Seiten geschliffene Beil wiederholt in Rundgräbern und Hünenbetten gefunden worden sei, während kein Fall seines Vorkommens in Riesenstuben bekannt sei, und zugleich sei man wiederholt in den kleinen Stuben auf die Uebergangsformen zwischen dieser alten Beilform und den späteren dickrückigen, für die grossen Stuben charakteristischen Beile gestossen. Ferner seien die hohen Krüge mit Hals, sowie gewisse Thonflaschen in den kleinen Stuben öfters angetroffen worden, während sie in den Riesenstuben fehlten, und das Bezeichnende hiefür sei, dass diese Formen auch ausserhalb Skandinaviens (in Hannover) vorkommen, während die für die Riesenstuben eigenthümlichen Thongefässe nur im Norden vorgefunden wurden. Nichtsdestoweniger aber betrachtet es Sophus Müller als sicher, dass die kleinen Stuben nicht ausschliesslich einer bestimmt begrenzten frühen Periode angehören. „Diese einfache Construction ist, wie natürlich, durch die ganze Steinzeit festgehalten worden, was hinreichend daraus hervorgeht, dass die kleinen Stuben bisweilen Alterthümer enthalten, die dem späteren Theile der Periode zuzuweisen sind."

Ist aber der grössere Theil der kleinen Stuben gleichzeitig mit den grossen Stuben, dann müssen auch die diesen Grabesformen entsprechenden Wohnungen der Lebenden gleichzeitig vorhanden gewesen sein. Und wenn man nun bedenkt, dass eine Reihe von arischen Völkern im Winter unterirdische Wohnungen benützte [1]) und dass diese Sitte nur im Norden ihren Ursprung haben konnte, werden wir nicht in der relativen Gleichzeitigkeit dieser megalithischen Grabdenkmale des Nordens ein unmittelbares und sicheres Zeugnis dafür erkennen, dass bereits in der arischen Urheimat die Sitte abwechselnd in Winterwohnungen in der Erde und in Sommerbauten zu wohnen bestanden hat?

An die Frage nach dem arischen Hause schliesst sich naturgemäss die Frage nach dem arischen Gehöfte an. Denn wenn auch das arische Urvolk noch kein Metall, auch nicht das Kupfer und noch weniger die Schrift kannte, so war doch sein Culturzustand keineswegs ein niedriger; denn sein Lebensunterhalt beruhte vornehmlich auf dem Ackerbau und der Viehzucht. Dass dasselbe Ackerbau betrieb, lässt sich ebenso sicher auf linguistisch-geographischem [1]) Wege beweisen, wie es durch unzweifelhafte Funde dargethan ist, dass in den südskandinavischen Ländern bereits in der neolithischen Periode Ackerbau (auf Weizen, Gerste und Hirse) und Viehzucht getrieben wurde [2]). Es ergibt sich aus der Natur der Sache, dass der urarische Bauer auch Wirthschaftsgebäude errichtete. Ueber ihre Zahl, Form und Anordnung erfahren wir zwar nichts auf dem Wege der Sprachvergleichung, aber immerhin lässt sich durch Vergleichung der Form der Gehöfte bei den einzelnen arischen Völkern, insbesondere jenen Völkern, die entweder dem Urzustande zeitlich nahe stehen oder bis zur Gegenwart die alten Traditionen bewahrt haben, die Form des urarischen Gehöftes mit ziemlicher Sicherheit erschliessen; denn es herrscht in diesem Punkte eine merkwürdige Uebereinstimmung bei den Nordgermanen, Kelten, Litauern, Slaven und Griechen. So charakterisirt Henning das nordische

[1]) So die Germanen, wie Tacitus, Germ. 16, berichtet: Solent et subterraneos specus aperire eosque multo insuper fimo onerant, suffugium hiemi et receptaculum frugibus. Auch die alten Kelten kannten diese doppelte Art der Behausung, wie aus den alten Gesetzen der Waliser (Ancient laws of Wales, London 1841, S. 142) hervorgeht. Von den illyrischen Dardaniern führt Strabo (VII, 5, 7) als einen Beweis ihrer Rohheit an, dass sie sich Höhlen unter den Mist graben und darin leben. Auch die skythischen Völker hatten solche unterirdische Wohnungen, wie wir aus Virgil, Georg. III, 376 sequ. ersehen:

> Ipsi in defossis specubus secura sub alta
> Otium agunt terra, congestaque robora totasque
> Advolvere focis ulmos ignique dedere.

Ebenso die Phryger (Vitruvius, II, 1, 5) und die mit ihnen verwandten Armenier (Xenophon, Anabasis, IV, 5, 25 und Diodorus Sic. XIV, 28, 5). F. Adler (in seiner Einleitung zu Schliemann's Tiryns (Leipzig 1886, S. L) glaubt in den Tholosbauten von Mykenä die letzte monumentale Gestaltung der altnationalen Bauweise der Phryger sehen zu sollen. Reste dieser Winterwohnungen haben sich in Deutschland und Frankreich in den sogenannten Trichtergruben oder Mardellen, runden, 2—4 m tiefen Gruben bis zu 10 und mehr Meter Durchmesser, die mit einem Lehmestrich, einem Herde in der Mitte und öfters einem bankartigen Absatz an den Wänden, bisweilen auch mit Stufen versehen sind, erhalten. Vgl. Schumacher, „Globus", LXXII, 158. Derselbe glaubt, dass der Oberbau konisch gewesen sei und aus lehmverkleidetem Stroh- und Flechtwerk bestanden habe. Solche unterirdische Wohnungen findet man noch heute in Rumänien, sowie in den waldarmen Niederungen des bulgarischen Donaugeländes. „So eine Behausung," sagt Jireček (Bulgarien 157), „sieht von Aussen nur wie ein länglicher Lehmhaufen aus; man könnte an einem solchen Dorfe vorbeireiten, ohne es zu bemerken, wenn die weiten, mit Gräben und dornigen Zäunen umgebenen Höfe mit ihren Obstbäumen nicht unsere Aufmerksamkeit erregen würden."

[1]) Penka, Die Heimat der Germanen. Mittheilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien, XXIII, 64 fg.

[2]) Müller, Nordische Alterthumskunde 205.

Gehöfte in folgender Weise: „Jede regelmässige Hofanlage ist hier verschwunden, obwohl sämmtliche Gebäude durch eine gemeinsame Einfriedung umhegt werden. Innerhalb derselben sind sie aber mit der grössten Unregelmässigkeit aufgebaut, höchstens dass zwei oder mehrere Wand an Wand neben einander stehen. Die Anzahl der Baulichkeiten, die zu einem Haushalte gehören, ist sehr beträchtlich. In den waldreicheren Gegenden wird noch jetzt wie in der Sagazeit nahezu für jeden einzelnen wirthschaftlichen Zweck ein besonderes Haus errichtet. Der Situationsplan eines Hofes aus Gudbrandsdalen bei Sundt, Folkevenen 10, S. 190, weist 33 Häuser auf. Die meisten derselben zeigen trotz ihrer verschiedenartigen Bestimmung eine ähnliche Anlage, die sich im eigentlichen Wohnhause am reinsten ausspricht[1].“ In gleicher Weise besass auch das Ham der Angelsachsen neben der Halle so viele Räume, als erforderlich waren, so dass dasselbe eine ganze Reihe grösserer oder kleinerer Gebäude umfasste. Ebenso bestand das walisische Gehöfte aus mehreren getrennten Baulichkeiten: einer Kammer, einem Kuhstalle, einer Scheuer, einem Brennofen, Schafstall, Schweinestall, Sommerhaus und Herbsthaus[2]. Was die Litauer anlangt, so erwähnen Lepner und andere Schriftsteller des XVII. und XVIII. Jahrhunderts als eine Absonderlichkeit derselben, dass sie auf ihrem Gehöfte eine Unmenge kleiner Häuser stehen haben, für fast jede Beschäftigung eines. Dieser Zustand besteht heute nur noch in abgeschwächtem Masse in Preussen; in Russland aber hat er sich bei den grösseren Besitzern erhalten. Und während sich im diesseitigen Litauen die ganze Hofanlage der fränkischen angeglichen hat, stehen im jenseitigen Theile noch heute die Gebäude in bunter Ordnung[3]. Aehnlich wie das Gehöfte der Litauer war auch das der Letten. Auch bei diesen bestand dasselbe aus vielen kleinen, einen einzigen Raum enthaltenden Häusern, von denen jedes einem anderen wirthschaftlichen Zwecke diente. Das Wohnhaus selbst war einst nichts Anderes als der jetzige Hausflur, noch heute „nams“ genannt, und Anbauten von anderen Räumlichkeiten fehlten ihm vor Zeiten vollständig. Der einheitliche Raum, in Gestalt eines Rechteckes, von Balkenwänden umgeben, ohne Oberlage und mit einem Dache von groben, langen Schindeln aus gespaltenem Holze, mit einer Thür, ohne Glas und Fenster, diente zugleich der Nachtruhe und der häuslichen Arbeit während des Tages; er hatte seine Feuer- und Kochstelle in der Mitte auf dem Estrich, wo der Kessel über dem Feuer hing[1]. Auch das Wohnhaus des kleinrussischen Gehöftes ist noch jetzt allemal klein. Hinter diesen Wohnungshütten finden sich gewöhnlich noch ein paar kleinere Hütten für Vieh und Vorrath. Doch liegen alle diese Wirthschaftsgebäude innerhalb der Umfriedung völlig unregelmässig da, so dass von einer planvollen Anlage nicht die Rede sein kann[2]. Auch innerhalb des altgriechischen Gehöftes müssen wir uns die einzelnen Wohn- und Wirthschaftsgebäude völlig unregelmässig gelegen denken. Und die Wohnung selbst bestand wohl in der Regel nur aus einer einzigen ungetheilten Hütte, die vorne am Giebel eine halb offene Vorhalle (πρόδομος) hatte[3]. Aus ihren Namen μέγαρον „das Grosse“ oder μέλαθρον „das Schwarze“ = lat. atrium können wir wohl schliessen, dass sich diese Wohnhütten von den anderen Wirthschaftszwecken dienenden Hütten nur durch ihre Grösse und das Vorhandensein einer Vorhalle sowie eines Herdes („Rauchhütte“) unterschieden.

Dadurch, dass die Eigenart des urarischen Gehöftes darin bestand, dass es aus einer Menge gleichartiger, regellos neben einander gelagerter Hütten bestand, repräsentirt es den schärfsten Gegensatz zu dem späteren sächsischen, alle Wohn- und Wirthschaftsgebäude unter einem Dache vereinigenden Gehöfte.

Als ein wesentlicher Bestandtheil des urarischen Gehöftes muss ferner die Umzäunung betrachtet werden. Eine solche ist bei den Germanen, Litauern, Slaven, Griechen und Indern bezeugt. Ihr Name scheint *ghordhi-s gewesen zu sein; auf diese Form und Bedeutung weisen wenigstens das got. gard-s Umzäunung, Hof, Gehöfte, sowie das lit. žardis Garten hin. Doch nur im Gotischen hat sich neben der späteren Bedeutung (Hof, Gehöfte = umzäunter Platz) die ursprüngliche Bedeutung „Umzäunung“ erhalten.

In solchen Gehöften wohnte das arische Urvolk und die aus demselben hervorgegangenen arischen Völker, so lange ihre Existenz hauptsächlich auf dem Ackerbau beruhte. Anders wurde es, als sie

[1]) Henning, Das deutsche Haus 62.

[2]) Ancient laws of Wales 142.

[3]) Tetzner, Haus und Hof der Litauer. „Globus“, LXXII, 251.

[1]) A Bielenstein, Das lettische Wohnhaus in der Mitte des 19. Jahrhunderts. „Globus“, LXXII, 378, 383.

[2]) Löher, Beilage zur Allgem. Zeitung, 7. December 1879; Henning, Das deutsche Haus 102 (nach v. Haxthausen).

[3]) Henning, Das deutsche Haus 104.

bei ihrer allmäligen Ausbreitung nach den Steppen des östlichen Europas und westlichen Asiens gekommen waren und sie nun in Folge des dem Ackerbau so ungünstigen Klimas dieser Gebiete gezwungen wurden, das Leben von sesshaften Ackerbauern mit dem Leben von nomadisirenden Hirten („nomadisirende" Skythen Herodots, Sarmaten) zu vertauschen [1]) Ihre Frauen und Kinder lebten nun im Sommer auf grossen, filzbedachten, von vier oder sechs Rädern getragenen und von zwei bis drei Ochsen gezogenen Wagen, neben denen, wenn sie in Bewegung gesetzt wurden, die Männer ritten. Diese Häuser sind treffend von Pindar ἁμαξοφόρητοι οἶκοι (Häuser auf Rädern) genannt worden [2]).

Das arische Urvolk lebte in Einzelhöfen, keineswegs in geschlossenen Dörfern. Dies ergibt sich sowohl auf Grund linguistischer wie auf Grund archäologischer Thatsachen. In ersterer Hinsicht muss darauf hingewiesen werden, dass keine einzige sprachliche Gleichung für die Urzeit die Bedeutung „Dorf" anzunehmen gestattet. Denn die zusammengehörenden Wörter bedeuten in der einen Sprache Haus, Hof, Gehöfte, in der anderen Dorf, Flecken, Niederlassung: lat. vîcus Dorf, altpreuss. waispattin acc. f. Hausherrin, lit. wèsz-pats Herr, asl. vĭsĭ „praedium", skr. veçá Haus, viç Niederlassung, Gemeinde, griech. Fοῖκος Haus, Gehöfte [3]). Während das lit. këma-s ebenso wie das got. haim-s Dorf bedeutet, hat das as. hêm, ags. hâm, engl. home, ahd. mhd. heim, nhd. Heim, heim die Bedeutung von Haus [4]). Dem osk. trííbom „domum", acymr. treb, ncymr. tref, abret. treb „habitation", lit. trobà Gebäude, Wohnung steht got. thaúrp Dorf, Feld gegenüber [5]). Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass wir als die Grundbedeutung aller dieser Gleichungen „Hof, Gehöfte" anzunehmen haben. In archäologischer Hinsicht ist zu bemerken, dass in Dänemark die Steingräber nur selten in grösserer Zahl beisammen liegen, wie es bei den Grabhügeln der folgenden Perioden der Fall ist. Sophus Müller sagt hierüber: „Im Allgemeinen liegen die Steingräber einzeln und zerstreut, was darauf hindeutet, dass die Bevölkerung gesondert, in kleineren Gruppen, Familien oder Sippen lebte [1])."

Aber auch im weiten Umkreise ausserhalb Südskandinaviens lebten die Arier in Einzelhöfen, auch in dieser Hinsicht die Sitte der alten Heimat fortsetzend. Wenigstens lässt sich dieselbe für die altkeltischen, altgermanischen und altslavischen Länder sowie für Litauen nachweisen. So sind die weiten Gebiete von Irland und Wales, Belgien und ungefähr die südwestlichen zwei Drittheile Frankreichs von der Küste des Canals, dem Yonnelauf und dem Jura bis zu den Pyrenäen und Seealpen mit Einzelhöfen bedeckt [2]). Aus der keltischen Periode Deutschlands hat sich diese Siedelungsform bis heute in Westfalen und Friesland erhalten. Ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, dass jeden der zerstreut liegenden Höfe die zu ihm gehörigen Grundstücke geschlossen, ohne Gemenglage, ohne irgend eine regelmässige Gestalt, nach dem Boden in mehreckige, auch abgerundete, blockförmige Kämpe zerfallend umgeben. Durch schon früh angelegte Gräben, Hecken oder Mauern werden sie so von einander abgegrenzt und abgeschlossen, dass das Vieh des Hofbesitzers auf ihnen ohne Hirten weiden kann [3]). Für die altslavischen Länder bezeugt diese Siedelungsform Prokopios, B. G. III, 14: ὅτι (Σκλαβηνοί τε καὶ Ἄνται) σποράδην διεσκηνημένοι τὴν χώραν οἰκοῦσι. Aber auch die Feldeintheilung zeigt in Kleinrussland und allen älteren russischen Gebieten Einzelhöfe. Noch im vorigen Jahrhundert war Kleinrussland, das eigentliche Heimatland der Russen, von Städten und Märkten abgesehen, allgemein in Einzelhöfen bewohnt. Die Grenze dieser Einzelhofbesiedelung Kleinrusslands gegen Grossrussland liegt gegenwärtig noch bei Orel, also auf $^3/_5$ des Weges von Kiew nach Moskau [4]). Ebenso liegen die Bauernhöfe der Letten im ganzen Lande zerstreut umher; nur hin und wieder trifft man zwei bis drei Gehöfte nebeneinander [5]). Hierin wie auch in der Form der Gehöfte zeigt das Gebiet der Letten einen älteren Zustand gegenüber dem eigent-

[1]) Penka, Die Heimat der Germanen. Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, XXIII, 62.

[2]) Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere[6] 136.

[3]) Fick, Vergleich. Wörterbuch der Indogerm. Sprachen, I[4], 125; II[4], 279. Es ist möglich, dass diesen Worten der Stamm vik „umfassen, umschliessen" (Fick, a. a. O., I[4], 134) zu Grunde liegt; es würde sich dann die Bedeutung „Hof" gerade so wie bei *ghordhi-s entwickelt haben. Denn auch der Stamm dieses Wortes bedeutet „gürten, umgeben". Fick, a. a. O. I[4], 436.

[4]) Fick, a. a. O., I[4], 29.

[5]) Fick, a. a. O., II[4], 137.

[1]) Müller, Nordische Alterthumskunde 207.

[2]) Aug. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven. Berlin 1895, II, 77, 651.

[3]) Meitzen, a. a. O., II, 651.

[4]) Meitzen, a. a. O., II, 265.

[5]) Lankenau und Oelsnitz, Das heutige Russland. Leipzig 1881, I[2], 442.

lichen Litauen. Von den altgermanischen Einzelsiedelungen wird später die Rede sein

Gegen Meitzen, der in den Einzelsiedelungen eine gemeinsame keltische Sitte sieht und im Einklange hiemit, sowie auf die Flurverfassung Westfalens und Frieslands gestützt, den in diesen altkeltischen Ländern gelegenen Einzelhöfen keltischen Ursprung zuspricht, hat in letzter Zeit R. Henning eine Reihe von Einwänden erhoben. Er wendet erstens ein, dass, wenn wir darin eine alte keltische Sitte anzuerkennen hätten, wir doch in denjenigen deutschen Gegenden, wo die keltische Bevölkerung am dichtesten gesessen, im Rheinland, am Taunus, den Main- und Wesergebieten, in Hessen und Thüringen, die Einzelhöfe erwarten müssten. Zweitens weist er darauf hin, dass, wo wir directe alte Zeugnisse hätten, sie eher auf Dorfsiedelung lauten. So hätten die italischen Kelten nach Polyb, II, 17, 19 κατὰ κώμας ἀτειχίστους, die Κελτικοὶ Hispaniens κωμηδὸν (Strabo, III, 2, 15) gewohnt. In Helvetien habe zur Zeit Cäsars — wie noch heute — ein gemischtes Verhältnis geherrscht, ebenso wohl in ganz Gallien nach der Art, wie die „vici“ und „aedificia“ einander gegenüber gestellt würden. Gerade im nördlichen Frankreich, zwischen der Loire und dem Rhein, sei Dorfsiedelung vor Allem durch die grossen vorcäsarischen Grabfelder der Champagne wohl bezeugt. Diese Dorfsiedelung sei vermuthlich ebenso keltische Sitte gewesen, wie sie als altgermanische, altgriechische (Thukyd. I, 10, 12) und altindische bezeugt sei. Da es sehr bedenklich sei, die Verhältnisse von Irland und Wales zum Massstabe des reinen Keltenthums zu nehmen, ergebe sich die Nothwendigkeit, die sächsisch-westfälischen Sonderformen einstweilen auf sich beruhen zu lassen, zumal in den übrigen germanischen Gebieten entschieden die Dorfsiedelung mit ihrer charakteristischen Flurverfassung herrsche, und diese sei als die eigentlich germanische zu betrachten[1]).

Es kann nicht geleugnet werden, dass diese Einwände auf unzweifelhaften Zeugnissen beruhen. Andererseits beruht auch Meitzen's Ansicht auf ebenso unbestreitbaren Thatsachen.

Eine Ausgleichung beider Anschauungen ermöglicht allein die von mir an einer anderen Stelle begründete Annahme von der Nothwendigkeit der Eintheilung der gesammten Geschichte der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Siedelungen in zwei grosse Perioden: in die Periode der Ausbreitung und die Periode der Auswanderung[1]). Es liegt in der Natur der Sache, dass die Siedelungsform in der Periode der Auswanderung eine andere sein musste als in der Periode der Ausbreitung. Während die Ausbreitung in menschenleeren oder menschenarmen Gegenden ohne jede Organisation vor sich gehen kann, bedürfen die Auswanderer, die sich in entfernten und schon bevölkerten Ländern ansiedeln wollen, einer festen Organisation und eines engeren Anschlusses an einander. Und so werden wir es begreiflich finden, dass in der ersten Periode die Einzelsiedelung, in der zweiten die Dorfsiedelung vorherrscht.

Während nun in jenen Ländern, in denen noch heute die Nachkommen der ersten arischen Ansiedler leben, wie in Irland und Kleinrussland, sich der erste Siedelungstypus bis in die Gegenwart erhalten hat, zeigen alle anderen Länder, die eine zweite und dritte arische Einwanderung erfahren haben, entweder ausschliesslich den zweiten Typus oder beide Siedelungsformen neben einander, sei es, weil Reste der früheren Bevölkerung im Lande verblieben waren oder die neuen Einwanderer wenigstens theilweise in den erhalten gebliebenen Höfen der vertriebenen Vorbevölkerung sich niedergelassen hatten. So wohnten die Hellenen, die zweiten arischen Besiedeler Griechenlands, in Dörfern; ihre Auswanderung aus ihrer mitteleuropäischen Heimat erfolgte verhältnismässig spät, zu einer Zeit, als die erste arische Besiedelung Europas schon beendet war[2]). In noch späterer Zeit erfolgte die Besiedelung Hispaniens durch die von den Galliern aus dem nach ihnen benannten Lande vertriebenen Keltiker. Die Gallier ihrerseits waren wieder von den Belgern aus ihren früheren Sitzen vertrieben worden. Die früheren Sitze der Belger aber, in denen sich Germanen festsetzten,

[1]) Anzeiger f. deutsches Alterthum und deutsche Literatur. XXV, 3. August 1899.

[1]) Penka, Zur Paläoethnologie Mittel- und Südeuropas. Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, XXVII, 24

[2]) Penka, a. a. O. 40 fg. Es sind linguistische, thier- und pflanzengeographische sowie archäologische Gründe, auf denen die Annahme, dass Mitteleuropa als die Heimat der Hellenen, Italiker und Etrusker zu betrachten sei, beruht. Seither hat nun auch Perrot in seiner Geschichte der hellenischen Kunst (G. Perrot et Ch. Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité. Tome VII, Paris 1898, pag. 199) gestützt auf archäologische Gründe, indem er gleichfalls die Anfänge des geometrischen Stiles in Mitteleuropa findet, als Heimat der genannten Völker Mitteleuropa angenommen. „Mis en regard les uns des autres, ces faits ont suggéré une conjecture très vraisemblable: nous aurions à chercher au nord des Balkans et des Alpes les origines et la patrie première du style géométrique. Ce système

waren am rechten Rheinufer[1]). Auch die Helvetier waren, aus ihren früheren Sitzen im südwestlichen Deutschland durch die germanischen Sveben vertrieben, als Auswanderer in ihre neuen Sitze in der nordwestlichen Schweiz gekommen.

Dass es thatsächlich vorgekommen ist, dass die vordringenden Germanen in keltischen Gehöften sich niedergelassen haben, erfahren wir aus Caesar, B. G. IV, 1, wo es heisst, dass die Usipeter und Tenkterer nach Vernichtung der in ihre früheren rechtsrheinischen Sitze zurückgekehrten Menapier flumen transierunt atque omnibus eorum (Menapiorum) aedificiis occupatis reliquam partem hiemis se eorum copiis aluerunt. Und so können wir den keltischen Ursprung der westfälisch-friesischen Einzelhöfe aus den von Meitzen angeführten Gründen[2]) ohne Weiteres als erwiesen betrachten.

In demselben Zusammenhange bezweifelt ferner Henning den slavischen Charakter der in den Elbegegenden und dem östlichen Deutschland sowie in Böhmen und Mähren so weit verbreiteten Runddörfer, deren slavischer Ursprung bisher für zweifellos galt. Die Eigenart dieses Dorftypus besteht darin, dass rings um einen runden oder ovalen, ursprünglich nur durch einen einzigen Weg zugänglichen Platz die Gehöfte in geschlossener Form liegen, hinter denen sich keilförmig die mit hohen Bäumen bestandenen Gärten ausbreiten und mit einer das Ganze fast kreisförmig umziehenden Hecke abschliessen. Auch in dieser Frage ist das, was Henning gegen die bisherige Meinung vorbringt, an und für sich vollkommen richtig. Derselbe weist darauf hin, dass man solche Rundlinge noch niemals aus den altslavischen Ländern abgebildet oder auch nur zu sichern vermocht habe; die uns bekannten südslavischen und grossrussischen Dörfer hätten ein ganz anderes Aussehen. Auch in dieser Frage ist daran zu erinnern, dass diese Rundlinge der westslavischen Auswanderungsperiode, die das ganze V. Jahrhundert n. Chr. erfüllt, angehören und sich in Folge dessen nur in den neuslavischen, später grösstentheils regermanisirten Ländern nachweisen lassen, in denen sie sich bis zur Gegenwart auch dort, wo an Stelle der altslavischen Hofanlage die fränkische Hofanlage getreten ist, durch die Eigenart ihrer Gesammtanlage, sowie durch ihre slavischen Benennungen scharf von den später entstandenen deutschen Dörfern und Niederlassungen abheben. Dies ist der Grund, warum sich diese Dorfform in doppelter Beziehung unterscheidet: einerseits von der altslavischen Siedelungsform in Einzelhöfen, andererseits von dem grossrussischen und südslavischen Dorfe, das der Periode der ostslavischen Auswanderung angehört. Erwähnenswerth ist, dass die Besiedelung der Balkanhalbinsel nicht nur in geschlossenen Dörfern, sondern auch in Einzelhöfen erfolgte.

Aus diesen Darlegungen ergibt sich klar, dass die Siedelungsform in Einzelhöfen älter ist als die Siedelungsform in geschlossenen Dörfern.

Vollständig verschieden von dem slavischen Rundling ist das germanische Dorf. Meitzen charakterisirt dasselbe in folgender Weise: „Je 10—30 Familienväter verfügen über eine abgegrenzte Flur von mässiger, der bäuerlichen Lebenshaltung genügender Grösse zum dauernden Wohnsitz und Anbau. Der Rest des Landes ist in genossenschaftlicher Markennutzung verblieben. Die entstandenen Wohnplätze zeigen übereinstimmend ein haufenförmig zusammengedrängtes, unregelmässiges Dorf und eine in zahlreiche Gewanne getheilte Ackerflur. In jedem Gewanne ist jedem der Besitzer ein seiner Hufenzahl entsprechender Antheil zugemessen. Soweit die Flur nicht auf diese Weise als Hufschlag unter die Hufen vertheilt wurde, bildete sie die Almende, über deren Benützung die Flurgenossen in sehr verschiedener Weise verfügen konnten[1])." Dieses germanische Dorf, das in weiten Gebieten Deutschlands und in allen grundlegenden Eigenthümlichkeiten (der Art der Dorfanlage, der Hufenverfassung, der Feldwirthschaft mit Gewannen und Flurzwang) übereinstimmend auch in Skandinavien verbreitet ist[2]), muss einen gemeinsamen Ursprung haben.

Fragen wir, wo wir diesen gemeinsamen Ursprung zu suchen haben, so sprechen alle Gründe, durch welche die skandinavische Herkunft der Germanen er-

de décoration, les pères des Doriens, des Ombriens, des Sabelliens et des Étrusques l'auraient pratiqué dans ces vastes régions de l'Europe centrale qu'ils habitèrent côte à côte avant de franchir la barrière des hautes chaînes qui bordent le plateau et de se répandre dans le bassin de la Méditerranée; ils l'auraient, si l'on peut ainsi parler, emporté avec eux dans leurs bagages. S'il en est ainsi, rien de plus naturel que les ressemblances qui nous ont frappé. Qu'ils se fussent dirigés vers le sud-est ou vers sud-ouest, ces émigrants n'avaient pas eu le temps de perdre en voyage les habitudes et les goûts qu'ils avaient contractés au cours d'un lent et laborieux apprentissage."

[1]) Penka, a. a. O. 18 fg.

[2]) Meitzen, a. a. O., II, 77—97.

[1]) Meitzen, a. a. O., II, 650.

[2]) Meitzen, a. a. O., I, 41, 57, 79; II, 495.

wiesen wird [1]), auch für den skandinavischen Ursprung der germanischen Dorfanlage. Denn nur mit den auswandernden Germanen konnte sich dieselbe nach Deutschland verbreitet haben. Auch in ihr haben wir ebenso eine Siedelungsform der germanischen Auswanderungsperiode zu erblicken, wie wir in dem westslavischen Rundling, dem grossrussischen und südslavischen Dorfe Siedelungsformen der slavischen Auswanderungsperiode kennen gelernt haben. Sind aber die oben ausgeführten Darlegungen richtig, so müssen wir gleichfalls annehmen, dass die Vorfahren der späteren Germanen sich ebenfalls in Einzelhöfen von der südskandinavischen Heimat aus weiter nach Norden verbreitet haben, und wir müssen auf der skandinavischen Halbinsel ebenfalls ein Gebiet zu finden erwarten, das durch die urarische Sitte der Einzelsiedelung zu den mit geschlossenen Dörfern bedeckten Gebieten in einen eben solchen Gegensatz tritt, wie Kleinrussland, die Heimat der Russen, mit seinen Einzelhöfen zu Grossrussland mit seinen Dorfanlagen steht. Und ein solches Gebiet ist auch thatsächlich vorhanden.

Das volksmässige Gewannendorf beginnt nämlich erst an der Südgrenze von Trondhjem, Hedemarken, Wermland, Dalekarlien und Gestrikland. Dagegen finden sich in den genannten Ländern nur ausnahmsweise und als Hauptorte von städtischem Charakter Dörfer; die Hauptmasse der Siedelungen besteht aus Einzelhöfen und Weilern. „In den Fluren der letzteren," sagt Meitzen [1]), „liegen die Grundstücke zwar mehr oder weniger vermischt und oft bis zu sehr kleinen Flächen parzellirt, aber nicht in Gewannen. Auch ihre Hufenverfassung gründet sich nicht auf die erste Anlage, sondern ist ohne wesentliche Rücksicht auf die Ausdehnung des Landbesitzes als Ergebnis der Heeresdienst- und Steuerverfassung entstanden."

Indem ich nun diese Gebiete, in denen bis zur Gegenwart die Siedelung in Einzelhöfen die vorherrschende ist, für die engere Heimat der Germanen, aus der sich diese in Dorfsiedelungen zunächst über Südskandinavien und dann über Deutschland, die früheren Bevölkerungen zumeist aus ihren Gebieten verdrängend, ausgebreitet haben, in Anspruch nehme, ergibt sich zugleich die Möglichkeit der von mir bereits an einer anderen Stelle [2]) gegebenen Erklärung der germanischen Lautverschiebung eine festere

[1]) Penka, Die Heimat der Germanen. Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch in Wien, Bd. XXIII, 1 fg. Wenn es überhaupt noch eines Beweises für die Richtigkeit dieser Ansicht bedurft hat, so hat ihn O. Bremer in seiner „Ethnographie der germanischen Stämme" (Strassburg 1900) durch die ganz unglaublichen Annahmen geliefert, die zu machen er sich zur Vertheidigung der entgegengesetzten Ansicht genöthigt sieht. Indem er (S. 50) die Entstehung der gemeingermanischen Erscheinungen der Lautverschiebung, des Vernerschen Gesetzes und der Betonung der ersten Silbe des Wortes in das V. bis IV. Jahrhundert v. Chr. verlegt, als die ältesten Sitze der Germanen die Landschaft zwischen der unteren und mittleren Elbe und Oder betrachtet, kommt er zu dem Schlusse, dass erst frühestens im IV. Jahrhundert sich die nachmaligen Nordgermanen von den Ostgermanen getrennt und mit jenen die skandinavische Halbinsel überhaupt ihre ersten Besiedler erhalten haben konnte. Ein reines Steinzeitalter habe es überhaupt in Schweden nicht gegeben. „Nur scheinbar widerspricht dem (dass zu der Zeit, als die Germanen noch zwischen Weser und Oder sassen, das südliche Schweden noch nicht besiedelt war) die Thatsache, dass das südliche Schweden eine reiche Steinzeitcultur aufweist. Der unverwüstlichen steinernen Waffen hat man sich noch weit bis in die Eisenzeit hinein, noch über das erste nachchristliche Jahrtausend hinaus bedient. Das Ende der älteren Bronzezeit wäre demnach bedeutend früher anzusetzen als das Ende der Steinzeit, während die jüngere Bronzezeit etwa ebenso lange wie die Steinzeit gedauert hat." Kein Mensch zweifelt heute, dass die Steinzeit in Schweden viele Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung begonnen und viele Jahrtausende gedauert hat, ohne dass auch nur Kupfer von den Menschen der damaligen Zeit gekannt und gebraucht worden wäre. K. Wibling (Tiden för Blekings första bebyggande, Karlskrona, 1895, S. 5) berechnet, dass die geologischen Veränderungen an der Südostküste von Schweden (Provinz Blekingen) seit ihrer ersten Besiedelung durch die Menschen des jüngeren Steinzeitalters einen Zeitraum von mindestens 10.000 Jahren erfordert haben müssten. Ebenso sollen (S. 51) die Steingrabkammern Norddeutschlands noch bis in's II. Jahrhundert v. Chr. reichen! Die „scharfe, keinen sprachlichen Austausch ermöglichende historische Sprachgrenze gegen die Kelten und gegen die Slaven und Litauer" erklärt Bremer, S. 29, durch die ganz willkürliche und unwahrscheinliche Annahme eines „politischen Zusammenschlusses" des germanischen Urvolkes, welcher die bei seiner Annahme des Elbe-Odergebietes als Heimat desselben mangels natürlicher Verkehrshindernisse nothwendig vorauszusetzenden Uebergangsmundarten zwischen den nachmals germanischen Mundarten einerseits und den nachmals keltischen, slavischen und litauischen Mundarten andererseits aufgehoben hätte!

[1]) Meitzen, a. a. O., II, 505.

[2]) Penka, Origines Ariacae (1883), S. 165 fg. In diesem Zusammenhange habe ich überhaupt den Einfluss der arisirten rassenfremden Völker Europas und Asiens auf den phonologischen und morphologischen Charakter der arischen Grundsprache als den Hauptfactor nachgewiesen, durch den dieselbe zu den verschiedenen arischen Sprachen differenzirt wurde. Diese Theorie wurde von H. Hirt in den „Indogerm. Forschungen", IV, (1894), S. 39 fg., wiederholt. Neue Belege für die Richtigkeit der Grundanschauung hat Isaac Taylor im § 5 (language and race) des 5. Capitels seines Werkes „The origin of the Aryans", London (1890), S. 273 fg. gegeben.

Grundlage zu geben; denn diese Gebiete waren einst vor ihrer Besiedelung durch die Germanen im ausschliesslichen Besitze der Lappen, welche wahrscheinlich während der neolithischen Periode den Norden der skandinavischen Halbinsel vom Osten her besetzt hatten und sich tief bis in die Mitte derselben ausgebreitet haben [1]). Den Hauptbeweis hiefür liefern die sogenannten arktischen Alterthümer aus Stein, gewöhnlich Schiefer, die man, weil sie nicht allein in Lappland und Norrland, sondern auch in grosser Aehnlichkeit in Finnland und anderen von Finnen, Lappen oder stammverwandten Völkern bewohnten nördlichen Ländern angetroffen werden, mit Recht den Lappen zugeschrieben hat. Von solchen „arktischen" Steingegenständen ist nun eine verhältnismässig grosse Anzahl in den mittleren Landschaften Schwedens (Helsingland, Gestrikland, Westmanland, Dalekarlien, Wermland), sowie auch in dem angrenzenden Theile Norwegens gefunden worden [2]).

Diese lappische Vorbevölkerung ist jedoch keineswegs ausgerottet oder vertrieben worden, sondern bildete vielmehr den Grundstock der rechtlosen und verachteten Classe der Unfreien, die bekanntlich auch der Mythus als eine sich auch körperlich scharf von den freien Männern unterscheidende Bevölkerungsschichte des Nordens schildert. Indem nun diese Lappen die Sprache ihrer arischen Herren annahmen, substituirten sie für alle jene Laute, die ihr Lautinventar nicht kannte — und es kannte keine Aspiratä und keine Mediä — und deren Aussprache ihnen in Folge dessen Schwierigkeiten machte, andere Laute, die ihren Lautgewohnheiten besser entsprachen. Bedenkt man, dass bei den Germanen im Allgemeinen die Kinder der Unfreien und der Herren nicht nur zusammen erzogen wurden (Tac., Germ. 20: dominum ac servum nullis educationis deliciis dignoscas: inter eadem pecora in eadem humo degunt, donec separet ingenuos, virtus adgnoscat) und dass überhaupt im Hausstande die Unfreien von den Gliedern der Familie des Herrn nicht geschieden waren, sondern dass auch die Erziehung und Beaufsichtigung der Kinder zumeist in den Händen der Classe der Unfreien lag, werden wir es begreiflich finden, dass auch die Kinder der Herren die Sprache dieser Classe mit allen ihren durch ihre allophyle Abkunft hervorgerufenen lautlichen Veränderungen sich aneigneten [1]), ohne dass eine physische Vermischung beider Rassen stattzufinden brauchte und auch wirklich, wie die historischen Zeugnisse einerseits und die in den Gräbern gefundenen körperlichen Ueberreste der alten Germanen andererseits zeigen, lange Zeit stattgefunden hat [2]).

Aehnliche Vorgänge kann man übrigens auch in der Gegenwart beobachten, und es besteht ein grosser Unterschied, wie Erwachsene und wie Kinder eine fremde Sprache erlernen. Treffend bemerkt hierüber G. Hempl in seiner die bei Rassenmischung eintretende Umgestaltung der Aussprache behandelnden Abhandlung Folgendes: „When an adult German attempts to learn English, his speech-habits, including all the mental processes involved, are fixed, and it is extremely difficult for him to acquire new ones. The elements of the foreign language suggest those of his own that are most like them, and he therefore substitutes the German elements for the English when he attempts to speak the foreign tongue (Paul's Principien², page 340 f.). That is, he

[1]) Gustav Storm, Om Lapparnas forna utbredning. Ymer, 1889. Förhandlingar I—II. Dazu die zustimmenden Bemerkungen von G. Retzius, S. II.

[2]) O. Montelius, Die Cultur Schwedens in vorchristlicher Zeit. Uebersetzt von Karl Appel, Berlin 1885, S. 37. O. Rygh und O. Montelius, Compte rendu des Stockholmer internat. Anthropologen-Congresses, 1874, pag. 177—202.

[1]) Richtig bemerkt Hirt, a. a. O. 42, über diesen Punkt: „Sehr willkommen war es mir, nach Niederschrift dieser Bemerkungen das Vorwort zu Bremer's „Deutscher Phonetik" lesen zu können, in dem er den Satz zu begründen sucht, dass die lautlichen Veränderungen, die ein und dasselbe Individuum vollzieht, zurücktreten gegen diejenigen, welche die jüngere Generation vollzieht. Dieser Gedanke leuchtet mir völlig ein und er stimmt auch vortrefflich zu dem oben entwickelten. Wenn man bedenkt, dass die dienende Classe stets die unterworfene, also fremdsprachliche ist und dass die Kinder, wie ganz selbstverständlich, von diesen die Sprache lernen, so ergibt sich ein Ausblick, der die Sache noch besser erklärt. Meine These lautet also: Die grossen Dialektgruppen der indogermanischen Sprache erklären sich in der Hauptsache in dem Uebertragen der Sprache der indogermanischen Eroberer auf die fremdsprachige unterworfene Bevölkerung und dem Einflusse dieser Sprache auf die Kinder."

[2]) In späterer Zeit haben jedoch Vermischungen stattgefunden. E. M. Arndt (Reise durch Schweden im Jahre 1804, Berlin 1806, II, 166) fand in den mittleren Provinzen Schwedens die blonde Complexion stark mit der dunklen gemischt. Doch seien rabenschwarze Haare und Augen nur selten. Das bei der in den letzten Jahren vorgenommenen anthropologischen Untersuchung der Bevölkerung Schwedens gewonnene Material ist derzeit noch nicht vollständig bearbeitet. Soweit es bis jetzt bearbeitet ist, so hat darüber G. Retzius (Ymer, 1899, S. 407) berichtet. Die anthropologische Untersuchung der Bevölkerung Norwegens hat in dem südwestlichen Theile des Landes eine überwiegend brachycephale Bevölkerung nachgewiesen. (O. E. Arbo im Ymer, 1894, S. 169.)

speaks English with the substitution of German sounds, stress, and pitch. On the other hand, when a wealthy American woman adopts a German baby and brings it up with her own little ones, its speech shows no trace of the speech of its parents. Now, between these two extremes there are many degrees of difference, and it is not always easy to say where sound-substitution ceases and natural speech begins. In general, it may be said that all foreigners who have learned to speak before they come to this country, and the children of foreigners who maintain the foreign language in the home circle, learn English by sound-substitution. If, however the young come early in contact with a majority of English-speaking persons, they usually thoroughly acquire English speech-habits, and occasionally a gifted adult does the same. It thus happens that . . . . . most of the children and practically all of the grandchildren of foreigners speak English, when grown up, without foreign taint [1]).“

Auf dem Umstande, dass der germanische Consonantismus in Folge der Lautverschiebung so bedeutende Veränderungen gegenüber dem urarischen Consonantensystem aufweist, beruhte von jeher der Haupteinwand, den man gegen die Erklärung des germanisch-skandinavischen Typus als des eigentlichen arischen Typus erhob, um jene Hypothese zu stützen, die in den Menschen des kleinen, dunklen, breitschädeligen Typus die echten Arier erkennen zu müssen und so die alte Ansicht von der asiatischen Herkunft der Arier retten zu können glaubte. „Il arrive fatalement,“ sagte einst der bekannte französische Sprachforscher Chavée in einer Sitzung der Pariser anthropologischen Gesellschaft, „que les gens qui ont fait antèrieurement usage d'une autre langue ne s'assimilent que difficilement et très-mal une langue imposée et d'un autre génie que leur langue primitive. C'est ainsi que toutes les langues du rameau germanique sont des formes gâtées et altérées de la belle forme aryenne. Si les populations germaines avaient été aryennes, elles ne seraient jamais parvenues à altérer la langue aryenne comme elles l'ont fait [1]).“

Seitdem nun auch Charles de Ujfalvy, einst einer der entschiedensten Verfechter dieser Anschauungen [2]), unter dem Eindrucke der überwältigenden Menge der historischen und anthropologischen Zeugnisse sich zu der neuen Ansicht, welche in dem germanisch-skandinavischen Typus den eigentlich arischen Typus und in Südskandinavien die Urheimat der Menschen dieses Typus sieht, bekehrt hat [3]), war die germanische Lautverschiebung der letzte Einwand, mit dem man die neue Lehre bekämpfte. Zweck der vorstehenden Zeilen ist es, auch diesen Einwand als nichtig zu erweisen.

[1]) G. Hempl, Language-Rivalry and Speech-Differentiation in the Case of Race-Mixture. Transactions and Proceedings of the American Philological Association. 1898, S. 37.

[1]) Bulletins de la Société d'anthrop. de Paris, 1874, p. 621.

[2]) Penka, Herkunft der Arier. Vorrede VI fg.

[3]) Charles de Ujfalvy, Les Aryens au nord et au sud de l'Hindou-Kouch Paris 1896, pag. 36.

Brandgräber vom Beginne der Hallstattzeit aus den östlichen Alpenländern und die Chronologie des Grabfeldes von Hallstatt.

Von **Dr. P. Reinecke** (Mainz).

Aus dem Ostalpengebiete liegen vorgeschichtliche Gräber in grösserer Anzahl bekanntlich erst aus der entwickelten Hallstattzeit vor. Die reine Bronzezeit, von der Steinzeit gar nicht zu reden, fehlt in den gebirgigen Theilen (Krain, Kärnten, Steiermark, Salzkammergut) in Grabfunden noch fast gänzlich, selbst am Rande der östlichen Ausläufer der Alpen gehören ihr nur wenige Grabfundplätze an (z. B. Leobersdorf bei Baden, Gemeinlebarn und Paudorf bei Mautern in der Gegend von Krems). Auch Depotfunde unterrichten uns zur Zeit noch wenig über die älteren Stadien der Bronze in den Ostalpen; der grosse Celtfund von Nieder-Osterwitz unweit St. Veit in Kärnten (circa 80 grosse Flachcelte mit geringen Randleisten) und die massiven Halsringe mit umgerollten Enden vom Zollfelde (Virunum) nördlich von Klagenfurt in Kärnten, beide Depots aus der ersten Periode des Bronzealters [1]), vermögen uns hier kaum Aufklärung zu geben.

Für die Uebergangsstufe vom Bronze- zum Eisenalter oder, richtiger ausgedrückt, für den frühesten Abschnitt der Hallstattperiode, welchem die älteste Phase der Villanovazeit Italiens entspricht, beginnen im Ostalpengebiete die Belege aus Gräbern sich zu mehren. Die an vielen Punkten nachgewiesenen Gräber zeigen den engen Zusammenhang dieser Länder mit den am Nordrand der Alpen gelegenen in noch viel höherem Grade, als die überaus zahlreichen gleichalterigen Depotfunde (aus Steiermark: Wildon [2]), Plabutsch [3]) und Strassengel [4]) unweit Graz, Bruck a. d M. [1]), Lannach [2]) [Bezirkshauptmannschaft Deutsch-Landsberg], Trössing [3]), Herzogberg [4]) und Hummersdorf [5]) bei Radkersburg, Windisch-Feistritz [6]) bei Pragerhof; aus Kärnten: Haidach im Glanthal [7]), Treffelsdorf bei Ottmanach [8]) unweit Klagenfurt, Augsdorf bei Velden [9]); aus Krain: Sagor [10]) [Bezirkshauptmannschaft Littai], Jurkendorf [11]) [Bezirkshauptmannschaft Rudolfswerth]). Der Inhalt von Depotfunden ist nur zu häufig von allerhand Zufälligkeiten abhängig und kann vielfach nicht ein richtiges Bild von dem wirklichen Bestand an Formen einer Phase geben, auch treten locale Unterschiede in Sammelerzfunden nicht sehr scharf hervor, vielmehr illustriren sie gerade recht deutlich die internatio-

[1]) Dass die Bronzedepotfunde des Ostalpengebietes sich auf die früheste Stufe und die Schlussphase der Bronzezeit beschränken, darf uns nicht verwundern; denn die Funde dieser beiden Perioden überwiegen auch anderwärts numerisch.

[2]) Sicheln und Sichelreste, Gusskuchen, Gusszapfen; von Wildon stammen sonst noch ein später Schaftlappencelt, ein „ungarisches" Bronzeschwert mit Schilfblattklinge und stark ausgebildetem Scheibenknauf des massiven Griffes und ein Griffzungenschwert (Urform des Hallstattschwertes?).

[3]) Sicheln und Sichelreste, Hohlcelt (ohne Oehr), Absatzcelt (späte Form), Reste eines Schwertes und eines Dolches, beide mit aufgekanteter Griffzunge, Lanzenspitzen, Ringfragmente, Gusskuchen etc.

[4]) Sicheln und Sichelreste, Hohlceltfragmente, Zierscheibe mit doppeltem Oehr, Griff eines Schwertes (?) vom Typus der Urform des Hallstattschwertes, jüngere Nadel mit geschwollenem Halse und kugelförmigem Kopfe, Nadel mit dreifacher kugelförmiger Verdickung, Ringreste, Henkel einer Bronzeblechtasse, kleine Zierscheibe mit doppeltem Oehr, Gusszapfen u. s. w.

[1]) Sicheln und Sichelreste, Messerfragment mit kurzer Griffzunge, Schwerttheil mit umlappter Griffzunge, Bronzeblechstück.

[2]) Ursprünglich gegen 300 Objecte: späte grosse Hohlcelte, Sichelreste, Gusskuchen.

[3]) Sicheln, Hohlcelt, späte Schaftlappencelte mit Lappen in der Mitte und oberen Hälfte der Schaftbahn, Lappencelt von mehr italischer Form, Schwertklinge mit ausladendem oberen Ende, Schwert mit aufgekanteter Griffzunge.

[4]) Reste von Ringen mit Torsion, Hohlmeisselfragment, Schaftlappencelt mit ungewöhnlich breiter Schneide (wie in ungarischen Funden), Gusskuchen.

[5]) Sicheln, Lanzenspitze mit Lanzenfragmenten, später Schaftlappencelt, zwei schmale Hohlmeissel mit sehr breiter Schneide.

[6]) Schwert mit Griffzunge (Urform des Hallstattschwertes), Griffzungenschwert, Sicheln, Hohlcelte.

[7]) Bronzeblechtasse mit breitem Blechhenkel, Halsring mit Torsion, Sichel, späte Schaftlappencelte, Lanzenspitze, schmaler Hohlmeissel, Messer mit Nietstiften, Barren oder Schmalmeissel.

[8]) Hohlcelte, Fragmente von Schaftlappencelten, Fragment einer blutegelförmigen Fibel, hohler Nadelkopf, Lanzenspitzenrest, zwei „Steigeisen" etc.

[9]) Sehr grosses Depot: zahllose Sicheln, Reste von Schwertern mit umlappter Griffzunge, späte Schaftlappencelte, Hohlcelte, Gusszapfen, Gusskuchen etc.

[10]) Später Lappencelt, Fragmente von Celten und einem Schwert, zwei Sicheln.

[11]) Hohlcelte, Sicheln, Fragment einer doppelarmigen Bronzewaffe von ungarischem Typus, Rasirmesserfragment.

nalen Handelsbeziehungen in vorgeschichtlichen Zeiten. Und namentlich gilt das für die früheste Stufe der Hallstattzeit, in welcher zahlreiche Typen von Frankreich und dem Rhein an der Nordseite der Alpen entlang bis Galizien und Ungarn in einem solchen Durcheinander vorkommen, dass es schwer fallen dürfte, die Provenienz der einzelnen, förmlich fabrikmässig hergestellten Formen zu bestimmen.

Die Grabanlage dieser Stufe wechselt im Ostalpengebiet zwischen Hügel- und Flachgräbern; in den Rheinlanden verhält es sich ähnlich: Grabhügel und Flachgräber dieser Periode werden neben einander angetroffen, ohne dass dies gerade auf jeden Fall ethnographische Unterschiede bedingen müsste. Doch überall, mit einigen wenigen Abweichungen [1]), herrscht Leichenverbrennung vor, von Italien bis Skandinavien finden wir diese verbreitet, und auch die Ostalpen machen davon keine Ausnahme.

Die vor einigen Jahren von Marchesetti in St. Kanzian im Küstenlande geöffneten, nur Bronzen führenden Brandgräber gehören dieser Stufe an, obschon ihr Inhalt etwas auffallend ist und von dem der im Folgenden zu besprechenden Gräber etwas abweicht. Halsringe mit Torsion, geschweifte Messer des Typus, wie er auch aus den Pfahlbauten der Schweiz bekannt ist, Rasirmesser mit mondsichelförmiger Schneide, einfache Bogenfibeln, Spiralscheibenfibeln (einfache Doppelspirale, Hallstattbrillenfibel) u. s. w. erlauben eine ziemlich genaue Datirung dieser Nekropole. Ein langes Bronzeschwert mit eigenthümlichem Griff (nicht sehr dicke Griffstange mit zweifacher Verdickung, Knaufplatte und parirstangenartigem Griffabschluss) ist wohl der merkwürdigste Gegenstand aus diesem Gräberfeld; es stellt offenbar eine locale Imitation eines uns noch nicht bekannten Bronzeschwerttypus dar, von dem wohl auch einige singuläre jüngere Schwertformen aus der Hallstattzeit (etwa wie Mittheilungen aus Bosnien, I, S. 123; III, Taf. I) abzuleiten wären.

Aus dem benachbarten Krain können wir einen typischen Grabfund vom Beginn der Hallstattzeit anführen, welcher zwar schon vor einem Jahrzehnt entdeckt wurde, in seiner Stellung zu den übrigen Hallstattfunden aus Krain aber noch nicht zur Genüge fixirt war. Eine der grössten Gomilen (2·5 m hoch, 80 Schritte Umfang) von Podsemel im Gerichtsbezirk Möttling, Bezirkshauptmannschaft Tschernembl, Unterkrain [1]), enthielt drei Steinkistengräber, von welchen die beiden oberen eingestürzt waren; in der unteren Steinkiste (Länge 1 m, Breite 0·5 m) fand man zwischen zerbrochenen Töpfen, mit der Spitze im Boden steckend, ein 57 cm langes Bronze-

Fig. 1.
Bronzeschwert von Podsemel.
Circa $^1/_5$ der nat. Gr.

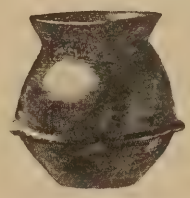


Fig. 2. Thongefäss von Podsemel.
Circa $^1/_{10}$ der nat. Gr.

Fig. 3. Bronzekreuzchen von Podsemel.
Circa $^1/_2$ der nat. Gr.

schwert vom Antennentypus; ein gut erhaltenes Thongefäss von 23 cm Höhe barg den Leichenbrand, in welchem noch ein kleines Bronzekreuzchen lag. Diese drei Gegenstände sind obenstehend abgebildet (Fig. 1 bis 3). Das Antennenschwert unterscheidet sich kaum von den anderen Fabrikaten desselben Typus; jedenfalls ist es ein eingeführtes, nicht nach dem Originaltypus local imitirtes Stück (localer Nachguss). Ueber

[1]) Z. B. Aschering (kleine Nekropole, Hügel 8) in Oberbayern; Kazmierz in Posen (einzelne Skeletgräber; jünger?); Tschammer-Ellguth und Adamowitz in Oberschlesien (Skelette neben Leichenbrand), Pansdorf bei Liegnitz in Niederschlesien. Eine kleine Gruppe zwischen Harz und Thüringerwald (z. B. Auleben bei Nordhausen) aus der jüngeren Bronzezeit und älteren Hallstattzeit umfasst nur Gräber mit Leichenbestattung.

[1]) Deschmann, Führer durch das krainische Landesmuseum in Laibach, 1888, S. 70, 71, 73 (Taf. IV, Nr. 11; Taf. IX, Nr. 1, Glasaufsatz, Nr. 8).

das Bronzekreuzchen lässt sich nicht viel sagen, es ist ziemlich belanglos, erinnert jedoch technisch an andere Metallarbeiten dieser Stufe; mehr interessirt uns wieder die Vase, und zwar aus dem Grunde, weil sie uns zur Zeitbestimmung einer Anzahl ähnlich gebildeter Thongefässe von grösserer oder gleichgrosser Form, welche ebenso wie die Vase aus Podsemel mit den bekannten krainischen Hallstatttöpfen wenig Verwandtschaft aufzuweisen haben, dienen kann. Von Fundorten solcher Gefässe nenne ich hier nur den Magdalenenberg bei St. Marein; die neuen photographischen Aufnahmen von Alterthümern des Laibacher Museums zeigen auch noch von anderen Localitäten die nämliche Keramik.

Ganz analog ist ein Grabhügelfund von Klein-Klein (irrthümlich sonst Klein-Glein genannt) im Sulmthal, Bezirkshauptmannschaft Leibnitz, Steiermark, vom Grundstück Pichler in Klein-Klein[1]), nicht zu verwechseln mit den reichen Grabfunden vom Schluss der älteren Hallstattzeit (des VIII. Jahrhunderts) von den Grundstücken Grebinz und Stieber. Der hinter dem Wirthschaftsgebäude des Pichler gelegene Lehmhügel (Umfang 70 Schuh, Höhe 3½ Klafter) enthielt einen Steinkern, welcher eine Höhlung von 2 Klafter Länge, 2½ Schuh Höhe und 2 Schuh Breite umschloss. In dieser Höhlung fand man ein zerbrochenes Bronzeschwert vom Antennentypus, einen grossen Bronzecelt mit Schaftlappen und Oehr nebst den Resten des hölzernen Schaftes, Bronzeblechfragmente und Thongefässstücke.

Etwa gleichalterig mit diesem Funde dürfte der Inhalt eines Grabhügels (Nr. 17) aus dem Forst der Gemeinde Gleinstätten im Sulmthal sein[2]). In diesem Tumulus wurden mehrere Brandgräber (Leichenbrand frei in der Erde) constatirt, von denen das eine als Beigabe u. A. einen Bronzecelt von italischem Typus hatte. Ein zweites ergab das Fragment eines verbogenen Bronzeschwertes mit Griffzunge, wie es scheint, von einer Gattung, welche der Form des Bronze-Hallstattschwertes unmittelbar vorausgeht; doch lässt sich dies nach der im Fundbericht mitgetheilten Zeichnung nicht recht beurtheilen, so dass man in diesem Falle zwischen der Periode der Ronzano- und Antennenschwerter, der späten Typen mit Griffzunge etc. und der der Bronze-Hallstattschwerter schwanken kann.

[1]) Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark, VII, 1857, S. 186 u. f. — Ueber den an dieser Stelle nicht abgebildeten Celt kann ich leider keine Mittheilung machen, da ich ihn in Graz bei den Funden von Klein-Klein nicht sah.

[2]) Radimský und Szombathy, Urgeschichtliche Forschungen in der Umgegend von Wies. Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, 1885, S. 120.

Dem Beginn der Hallstattzeit gehört aus Steiermark noch ein Theil der Gräber aus dem Urnenfeld (Flachgräber mit Leichenbrand) von Maria Rast a. d. Drau, Bezirkshauptmannschaft Marburg, an, welches sich zwar als sehr arm an grossen Bronzen, desto reicher aber an kleineren charakteristischen Schmuckgegenständen erwies. Zu den älteren Beigaben aus Maria Rast rechnen wir unter Anderem die eingliedrigen „ungarischen“ Fibeln („Harfenfibeln“ und Varianten), welche in ungarischen Depotfunden in Gemeinschaft mit ältesten „altitalischen“ Importwaren vorkommen und zeitlich sehr genau bestimmt sind, ferner eine Bronzenadel mit kugelförmigem Kopf, welcher das bekannte Muster der Bronzen aus den Schweizer Pfahlbauten etc., die Bogenstellungen, in typischer Weise zeigt. Auch von den Halsringen mit Torsion mögen einzelne so alt sein, wenigstens fanden sich ähnliche in gleichalterigen Bronzedepotfunden vor. Die Keramik von Maria Rast bekundet die grösste Verwandtschaft mit der aus den niederösterreichischen Urnenfeldern von Hadersdorf am Kamp und Stillfried a. d. March[1]) und anderen Urnenfriedhöfen im Norden der Donau[2]), welche ja wieder in dieselbe Periode fallen, doch auch fehlen nicht Vasen der Art, wie die von Podsemel und anderen krainischen Fundorten. Da Maria Rast auch noch etwas jüngere Gräber enthält, wäre es erwünscht, wenn die Keramik von dieser Stätte auf etwaige Altersunterschiede hin noch genauer geprüft würde.

Aus Kärnten dürften einzelne Gräber von Frög wohl noch in diese Stufe zu setzen sein, eventuell gehören auch die Leichenbrand führenden Hügelgräber von Tscherberg im Jaunthale, Bezirkshauptmannschaft Völkermarkt, aus welchen unter Anderem im Klagenfurter Museum ein recht altes Bronzebecken mit Doppelhenkel und kreuzförmigen Attachen aufbewahrt wird, in diesen Abschnitt.

Weiter wäre wohl auch das Hügelgrab von Villach hier anzuführen, welches ein unverziertes, bauchiges Thongefäss, eine die Vorstufe der bekannten Hallstattnadeln darstellende Bronzenadel und ein zerbrochenes, circa 52 cm langes Bronzeschwert mit eigenthümlich schmaler Spitze und massivem Griff, dessen Knauftheil leider fehlt, lieferte[3]). Die Bildung der Schwert-

[1]) Als wesentliche Metallbeigaben enthielten diese: eingliedrige ungarische Bronzefibeln, Bronzemesser wie aus den „bronzezeitlichen“ Pfahlbauten der Schweiz, Pferdegeschirr sehr alten Charakters, eine getriebene Bronzetasse.

[2]) Z. B. Trschitz und Obrzan in Mähren, Kazmierz in Posen (hier auch Gräber jüngerer Zeit) u. s. w.

[3]) Much, Atlas, XXIII, 13—15.

spitze erinnert mehr an altitalische Bronzewaffen denn an Ronzano- und Antennenschwerter, mit deren Griff das Villacher Stück eine gewisse Uebereinstimmung zeigt; wahrscheinlich trug der Griff einst nicht einen schalenförmigen oder in zwei Voluten ausgehenden, sondern einen mehr kugelförmig gebildeten Knauf, wie ihn thatsächlich einige Bronzeschwerter aufweisen.

Auf dem grossen Leichenfelde von Hallstatt selbst wurden gleichalterige Gräber mehrfach constatirt. So enthielt ein Grab, resp. Doppelgrab, mit Leichenbrand (Nr. 288) [1]) zwei zerbrochene Antennenschwerter aus Bronze und einen kleinen Bronzehohlcelt, wie sie uns z. B. vom Urnenfeld von Kazmierz in Posen bekannt sind, u. A. m. Ein nach Abschluss des Sacken'schen Werkes aufgedecktes Brandgrab [2]) ergab ausser einigen Eisenresten ein zusammengebogenes, mässig langes Bronzeschwert vom Ronzanotypus, welcher ebenso wie die Antennenform dieser Stufe eigenthümlich ist.

Weiter westlich, im nördlichen Tirol, erscheint die älteste Phase der Hallstattzeit ausschliesslich in Urnenfeldern (z. B. Hötting, Völs, Sistrans, Sonnenburg und Matrei in der Gegend von Innsbruck, Eggendorfer Wald bei Wörgl). Ihre Keramik enthält starke Anklänge an die der süddeutschen Gräber, manche Typen erinnern wieder mehr an niederösterreichische und böhmische Formen. Unter den Metallbeigaben bemerken wir sehr frühe „altitalische" Gefässchen, Messer des „Pfahlbautentypus", halbmondförmige Rasirmesser mit durchbrochenem Griff u. s. w. Diese Urnenfelder fallen jedoch nicht ausschliesslich in diesen einen Abschnitt, sie beginnen vielmehr mit der jüngeren Bronzezeit (Montelius' Phase III, jüngere Periode der bronzezeitlichen Grabhügel Süddeutschlands, Südwestböhmens u. s. w.) und nehmen auch noch den grössten Theil der Hallstattzeit ein.

Als Parallelfunde aus Süddeutschland führe ich hier die Grabhügelfunde von Aschering (Bezirksamt München II) in Oberbayern (kleine Nekropole, Nr. 8; Schwert vom Antennentypus, bei einem Skelet!), vom Walde Attilau bei Asch (Oberamt Blaubeuren) in Württemberg (Ronzanoschwert mit typischer Keramik dieser Stufe) und aus dem Markwalde bei Echzell in Oberhessen (Ronzanoschwert, typische Keramik) an, aus Norddeutschland gehören in diese Stufe z. B. einige der Grabhügel von Seddin in der Prignitz, Mark Brandenburg (Antennenschwerter, altitalische Gefässe, Bronzen der jüngeren nordischen Bronzezeit etc.). Noch charakteristischer in ihren Beigaben, unter welchen allerdings grosse Bronzen, wie Schwerter, fehlen, sind aus dem südlichen Deutschland die Funde vom Birkle bei Asch in Württemberg (Hügelgrab, typische Keramik, Rasirmesser), aus einem Grabhügel des Lorscher Waldes in Hessen-Starkenburg (dgl.), aus Flachgräbern bei Heidesheim in der Rheinpfalz (Messer vom Pfahlbautentypus, „zweigliedrige nordische", richtiger „mitteldeutsche" Fibeln etc.), aus einem Tumulus nächst Fuchsstadt bei Ochsenfurt in Unterfranken (altitalische Bronzeblechtasse, typische Keramik, Rasirmesser etc.), aus einem Flachgrabe (?) auf dem „Steinplacken" bei Eschborn unweit Wiesbaden (Rasirmesser, Reste einer altitalischen Bronzeblechtasse, Messer vom Pfahlbautentypus, Schwertfragmente), von zahlreichen anderen nicht erst zu reden. Von den vielen deutschen Depotfunden dieser Stufe seien hier nur als chronologisch von besonderem Werth aus der Reihe der süddeutschen mit einzelnen norddeutsch-skandinavischen Typen der von Pfeffingen (Oberamt Balingen) in Württemberg (nordischer Tutulus, typisches Rasirmesser etc.) und von Gambach in Oberhessen (nordisches Fibelfragment etc.), aus der Reihe der schwertführenden der von Wallerfangen (Regierungsbezirk Trier) in der Rheinprovinz (Ronzanoschwert mit vielen anderwärts recht oft wiederkehrenden Gegenständen) genannt. In den Alpen und nördlich der Alpen bis zur Nordsee und Skandinavien hin haben wir mit dem Beginne der Hallstattzeit, um das Jahr 1000 v. Chr., einen grossen Zusammenhang in den Funden, in den Gräbern wie in den Depots, welcher so innig ist, dass es nicht ganz leicht fällt, die localen Gruppen innerhalb dieses Zusammenhanges genau zu umschreiben.

Auf dem grossen Grabfelde von Hallstatt, aus welchem eine ununterbrochene Reihe von Beisetzungen aus mindestens sieben Jahrhunderten vorliegt, repräsentiren die Gräber dieser Stufe, von denen wir oben einige nach Sacken's Arbeiten namhaft gemacht haben, den ältesten Abschnitt [1]). Als absolute Zeitbestimmung

[1]) Sacken, V, 10, VII, 18 (nebst der Fibel XV, 6 oder 7?).

[2]) Mittheilungen der k. k. Central-Commission, N. F. I, 1875, Taf. I, 6.

[1]) Schon vor 15 Jahren gab O. Montelius in seiner Studie über die Zeitbestimmung des skandinavischen Bronzealters (om tidsbestämning inom bronsåldern, Stockholm 1885, S. 110 u. f.) einen kurzen Abriss der Chronologie des Hallstätter Grabfeldes, wie wir hier bemerken wollen. Er stellte drei Perioden auf: *a*) mit Ronzano-, Antennen- und Bronze-Hallstattschwertern; *b*) mit den eisernen Hallstattschwertern u. s. w.; *c*) mit dem Früh-La Tène-Kurzschwert. — Mit den neueren

wird für diese Phase das Jahr 1000 v. Chr. ungefähr das Richtige treffen, wahrscheinlich beginnt diese Stufe schon mit dem XI., wenn nicht gar mit dem XII. vorchristlichen Jahrhundert und überdauert um ein Geringes noch das Jahr 1000.

In Hallstatt wie auch anderwärts an der oberen Donau, im Rheingebiete u. s. w. folgt dann mit theilweise anderem Inventar, in Süddeutschland auch mit von der Topfware der vorausgehenden Phase merklich verschiedener Keramik, aber noch mit Leichenbrand, die Stufe der typischen Bronze-Hallstattschwerter (speciell ihre ältere, schmale, sich von der eisernen Schwertklinge sehr unterscheidende Form), welche von einer der Bronzeschwerttypen mit aufgekanteter Griffzunge der vorigen Stufe sich ableiten. Das Brandgrab 607 des Gräberfeldes (mit der interessanten Thierfibel, wenn diese wirklich diesem Grabe entstammt; das Pferdchen zeigt dieselbe Stilisirung wie z. B. auf gewissen altitalischen Pferdegeschirrtheilen [1]), gehört vielleicht schon nicht mehr recht diesem Abschnitt an. Die bisher allerdings noch spärlichen Funde aus Süd- und Norddeutschland lassen die Sonderstellung der Bronze-Hallstattschwerter besser erkennen, als dies nach Sacken's Werk möglich ist.

Mit den typischen eisernen Hallstattschwertern — einige der ganz in der Form mit ihnen übereinstimmenden Bronzeklingen sind gleichalterig mit diesen — treten in Hallstatt wie in Süddeutschland wieder andere Waffen, Geräthe, Schmucksachen, Thon- und Metallgefässe auf. Die Mehrzahl der Gräber der Nekropole, vornehmlich mit Leichenbrand, daneben aber auch schon Skelette, fällt in diese Stufe, welche in Hallstatt so reich entfaltet ist, dass neben ihr die übrigen Perioden kaum zur Geltung kommen; sehr wichtigen Inhalt führen z. B. die Brände 503—505, 507, 573, 577, 697 bei Sacken [1]). In Süddeutschland haben wir für diese Phase in den Hügeln typische Waffen und Pferdegeschirrtheile, ferner die bunte Keramik mit eingegrabenen und eingestempelten Mustern u. dgl. m. Die importirten Metallgefässe tragen noch „altitalischen" Charakter, und zwar in seiner späteren Entfaltung. Wir sind hier noch im VIII. Jahrhundert, in einer rein geometrischen Stufe, die fast frei ist von den Strömungen, welche in Griechenland dem Dipylonstil ein Ende machten, welche in Italien z. B. in der tomba Regulini-Galassi (Caere) sich offenbaren; auf italischem Boden ist für die Periode der eisernen Hallstattschwerter ein sehr bedeutsamer Parallelfund die tomba del Guerriero (Corneto-Tarquinii).

Wenn sich in Hallstatt auch schon noch für diese Stufe einzelne „orientalische" Importwaren, resp. leise Einflüsse solcher, nachweisen lassen, so ist das nicht verwunderlich; in Italien verhält es sich ja geradeso, ohne dass man dort von einem übermässigen Eindringen griechisch-orientalischer Einflüsse, etwa wie bei den etruskischen Kammergräbern etc. des VII. Jahrhunderts, reden darf. Der grosse Unterschied, welcher zwischen der tomba Regulini-Galassi und der tomba del Guerriero besteht, von welchen diese dem VIII. Jahrhundert angehört,

---

Ausführungen Schumacher's (Fundberichte aus Schwaben, VI, 1898) über die süddeutschen Verhältnisse während der Hallstattzeit kann ich mich in vielen Punkten nicht einverstanden erklären. Die Annahme einer älteren, mittleren und jüngeren Hallstattzeit (die ältere entspricht unserer Stufe der Bronze-Hallstattschwerter; die mittlere und jüngere umfassen unsere Stufe der eisernen Hallstattschwerter, zu welcher jedoch noch ohne deutliche Trennung die wirklichen Funde des VII. bis VI. Jahrhunderts hinzugefügt werden) erscheint mir durch nichts gerechtfertigt. Bei der Beschränkung auf ein kleines Gebiet ist es freilich unmöglich, zu einem verlässlichen Resultat zu kommen, bei so schwierigen Fragen können nur Studien, die das gesammte Material berücksichtigen, zu einem einigermassen befriedigenden Ergebnis führen. Den kunsthistorisch so bedeutsamen Unterschied zwischen der tomba del Guerriero und den tombe a camera u. s. w. des VII. Jahrhunderts konnte Schumacher nicht für die Verhältnisse nördlich der Alpen verwenden, ebenso sind ihm die wichtigen Parallelerscheinungen in Italien und im Norden einmal für das VIII., dann für das VII. bis VI. Jahrhundert entgangen. — Auf den Werth. resp. Unwerth der Naue'schen Beiträge zur Chronologie der Hallstattzeit brauche ich nicht erst einzugehen; wer je nach diesen seinen Ausführungen Material ordnen will, wird bald zu einer richtigen Beurtheilung derselben gelangen! — Ich hoffe, in nächster Zeit auf die hier kurz angedeuteten Fragen in einigen kleineren Arbeiten wieder zurückkommen und z. B. an der Hand der figuralen Metallgefässe u. s. w. die hier von mir vorgetragenen Ansichten erläutern zu können.

[1]) Sacken, V, 1, VII, 12, XV, 7. — Bei der Fibel erwähnt Sacken (p. 66) zwar, dass sie zu dem Bronze-Hallstattschwert gehöre, er nennt aber die Nummer (288) des Brandes mit den zwei zerbrochenen Antennenschwertern! Was ist da das Richtige?

[1]) Bei einer eingehenden Prüfung der einzelnen Gräber des Leichenfeldes darf man sich jedoch nicht irre leiten lassen durch die gar nicht so seltenen ungenauen Beobachtungen der Ausgräber, welche mitunter Dinge sehr verschiedenen Alters als einen geschlossenen Grabfund zusammenfassten; z. B. bei Skeletgrab Nr. 3 des Jahres 1877 (Mitth. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, VII, S. 303. — Hochstetter, Neue Ausgrabungen etc.) handelt es sich um einen solchen Fall, hier liegen Gegenstände der Schlussphase der älteren Hallstattzeit in friedlichem Verein mit solchen der ersten Stufe der La Tène-Zeit (Hiebmesser, Vogelkopffibel).

während jene das VII. Jahrhundert einleitet, muss auch nördlich der Alpen beibehalten werden, um die Grenze zwischen älterer, alteuropäischer, und jüngerer, unter dem Einflusse der orientalisirenden Stufe Griechenlands stehender Hallstattcultur zu ziehen. In der Donauzone dürfte dies zur Zeit noch eher möglich sein, als etwa in Bologna, wo gerade die Gräber der „Arnoaldistufe“ in diese beiden Jahrhunderte fallen, ohne dass man, bei dem Mangel genauer Fundberichte, nach Kräften eine reinliche Scheidung vornehmen könnte.

Der jüngeren Hallstattzeit, dem VII. und VI. Jahrhundert, gehört in Hallstatt z. B. das Grab mit der Bronzesitula an, deren Deckel in getriebener Arbeit orientalische Fabelwesen trägt[1]). Leichenbrand findet sich auch noch jetzt neben Leichenbestattung; in Süddeutschland ist jedoch letztere, soweit ich das Material überblicke, ohne Ausnahme allein im Brauch. Die grossen eisernen Hallstattschwerter treten ganz in den Hintergrund, nur noch Dolche, resp. Kurzschwerter, werden verwendet; die charakteristisch ornamentirten „altitalischen“ Metallgefässe sind bis auf einige späte Erscheinungen verschwunden, sie machen neuen Typen Platz. Ein schwacher Abglanz dessen, was uns in Italien zum ersten Male in der tomba Regulini-Galassi entgegentritt, ist auch schon nördlich der Alpen in derselben Zeit zu verspüren. An einzelnen Punkten in Süddeutschland wurden Hügelgräber der jüngeren Hallstattperiode (Hundersingen, „Belle Remise“ bei Pflugfelden) geöffnet, deren Reichthum an Beigaben sich, wenigstens im Gegensatz zu den Gräbern der älteren Abtheilung der Hallstattzeit, beinahe mit dem der tombe a camera messen kann, doch die Mehrzahl der Gräber ist arm ausgestattet.

Das V. Jahrhundert bezeichnet für Hallstatt das Skeletgrab mit der figuralen Schwertscheide (eines Kurzschwertes des La Tène-Typus)[2]), an einem anderen Punkte am Nordrande der Ostalpen z. B. das Skeletgrab von Kuffern [Kuffarn] (mit der figuralen Situla). Noch deutlicher als in Oberitalien haben wir hier für das V. Jahrhundert eine Mischung der keltischen Elemente mit den späten Ausläufern des jüngeren Hallstattstiles; weiter westlich jedoch, vornehmlich am Rhein, sind die etwa gleichalterigen oder um ein Geringes früheren Denkmäler (aus der Stufe der Masken- und Thierkopffibeln), welche den Ausgangspunkt des La Tène-Stiles darstellen, frei oder wenigstens nahezu frei von Einflüssen sowohl älterer Zeit, wie anderer benachbarter barbarischer Gruppen. Dieser Umstand wurde für die Ableitung des La Tène-Stiles von mancher Seite gänzlich übersehen und auch in typologischer Hinsicht, z. B. in Bezug auf die Entwicklung der Früh-La Tène-Fibel, vollkommen ausser Acht gelassen. Darum werden auch in Süddeutschland vielfach die Grenzen zwischen Späthallstattzeit und Beginn der La Tène-Periode (ebenso wie auch zwischen älterer und jüngerer Hallstattzeit) nicht so scharf gezogen, wie es bei eingehendem Studium der Funde möglich ist.

Die jüngsten Gräber des Hallstätter Leichenfeldes fallen in die Stufe der Früh-La Tène-Fibel, in das IV. vorchristliche Jahrhundert. Die aus hohlen Halbkugeln gebildeten Charnierarmringe („Nussarmringe“) und einige andere La Tène-Typen sind die Nachweise hiefür. Im Sacken'schen Werk kommt dieser Abschnitt, welcher wohl auch ganz frei von Leichenbrand ist, nicht zur Geltung; jedenfalls handelt es sich wie im V. Jahrhundert nur noch um vereinzelte Beisetzungen auf der alten Nekropole.

Weiter gegen den Südrand der Alpenkette zu sind die chronologischen Verhältnisse innerhalb des Hallstattkreises nicht mehr so leicht zu überschauen, zumal wir es hier mit einer anderen localen Gruppe zu thun haben. Gegenüber der erdrückenden Fülle von Alterthümern der Hallstattperiode in den Museen in Wien, Klagenfurt, Laibach u. s. w. macht sich dazu auch der Mangel an Veröffentlichungen der Fundberichte dieses ungeheuren Materiales empfindlich geltend. Weiteren Kreisen ist die Verwerthung dieser Funde für chronologische Studien, welche die Grundlage für alle anderen Forschungen auf prähistorischem Gebiet überhaupt bilden, einfach abgeschnitten, woran auch vorläufige allgemeine Mittheilungen oder die Publication ungenügend illustrirter Fundprotokolle nichts zu ändern vermögen. Hoffen wir, dass dem bald Abhilfe geschieht!

[1]) Brand, 696. — Sacken, VI, 6, XX, 4, XXI, 1, XXIII, 7.

[2]) Mittheilungen der k. k. Central-Commission, N. F. I, 1875, Taf. I, 1—5, Taf. II.

Grabhügelfund von Joschewa in Serbien.

Von **Dr. P. Reinecke.**

Herr Professor Dr. Sima Trojanović aus Belgrad (zur Zeit in München) hatte die Güte, mir einige prähistorische Alterthümer aus Serbien, welche er im Winter des Jahres 1892 in Gemeinschaft mit Herrn E. Kralowez bei der Untersuchung eines Tumulus unweit des Dorfes Joschewa auffand, behufs genaueren Studiums und zum Zwecke der Publication leihweise zu überlassen.

Das Dorf Joschewa, im Podrinje-Bezirk (nordwestliches Serbien, gegenüber von Syrmien), liegt zwischen den Gebirgszügen Cer und Jwerak; durch das von diesen beiden Ketten gebildete Thal und durch das Dorf Joschewa selbst führt seit alter Zeit von der Drina, von der bosnischen Grenze, ein Weg in das Innere Serbiens, welcher auch noch während der letzten Kämpfe Serbiens mit den Türken eine gewisse Rolle spielte. Der Podrinje-Bezirk ist für Ackerbau nicht recht geeignet, auch die Viehzucht wird dort nur schwach betrieben, dagegen hat er grossen Reichthum an Mineralien, wie silberhaltiges Blei, Antimon, Kupfer und Eisen[1]).

Im Dorfe Joschewa nun, neben dem Popow-Bache, standen zwei Tumuli, die einzigen in der ganzen Gegend; andere künstliche Hügel wurden hier nirgends mehr bemerkt, auch wussten die Bauern nichts über etwa abgetragene Hügel zu erzählen. Der eine Tumulus erwies sich bei der Untersuchung als vollkommen leer, man fand in ihm nicht einmal Asche oder Kohlenreste. Hingegen ergab der zweite, circa 35 m von dem ersten entfernte Tumulus einige Alterthümer. Der Hügel hatte eine Höhe von 2·20 m, bei 18 m Durchmesser. Seine Kuppe bestand bis zu 0·50 m Tiefe aus reinem Lehm, darunter folgten in einer Mächtigkeit von 1 m Lehm mit Sand vermischt, weiter eine lettenartige Schicht von geringer Stärke (0·20 m) und bis zum Grunde des Hügels dann wieder Lehm. In geringer Tiefe (0·30 m), hart unter dem Gipfel, stiess man auf eine 4 cm dicke, 0·50 m im Durchmesser haltende, von nicht einmal faustgrossen Steinen umgebene Lage von verbrannten Knochen, angeblich solchen vom Menschen, es sollen unter diesen noch zwei Handknochen zu erkennen gewesen sein; daneben lagen auch noch Holzkohlen und Asche. In grösserer Tiefe (1·10 m unter dem Gipfel) enthielt der Grabhügel eine 40 cm mächtige Steinpackung von 2·50 m Durchmesser; sie bestand aus nicht sonderlich grossen Steinen (die grössten — im Centrum der Packung — circa 1 bis 2 kg schwer) und war am Rande durch ganz flache Kalksteinbrocken eingefasst. Darunter fand man im Lehm in 1·70 m Tiefe ein kleines, zerbrochenes Thongefäss, welches mit der Oeffnung nach unten gekehrt war, und unmittelbar daneben, nur 4 cm weit nach Osten zu entfernt, einen Bronzedolch (oder Kurzschwert), dessen Spitze nach Osten schaute. Etwa 70 cm südlich von dem Gefässe lag ein faustgrosser Klumpen von Kohlen- und Aschenresten. Knochen entdeckte man in der Tiefe nicht. Weiter barg der Tumulus noch ein kleines Messer aus Feuerstein oder Hornstein, über dessen Lage jedoch nichts bekannt ist, da es erst nachträglich in der aufgewühlten Erde bemerkt wurde.

Das Kurzschwert gehört zum Typus der Schwerter mit aufgekanteter Griffzunge; die Schneiden sind stark verletzt, der obere Theil des Griffes fehlt ganz (Fig. 4). Seine Maasse sind: grösste Länge 308 mm, Breite in der Mitte des Griffes 21 mm, am unteren Ende des Griffes 47 mm, Breite der Klinge unmittelbar unterhalb des Griffes 34 mm. Der noch erhaltene Theil der Griffzunge trug sechs Nietstifte, von welchen noch zwei vorhanden sind. Der Griff aus organischer Substanz schloss deutlich sichtbar unten mit einer Ausrundung ab, welche die 16 mm breite, sich gegen die Spitze zu sehr verjüngende Mittelrippe der Klinge umfasste. Die Länge der beiden runden, circa 3 mm dicken Nietstifte beträgt 14 und 20 mm.

Die neben dem Schwerte aufgefundene Thonvase (Fig. 5) hat eine grösste Höhe von 110 mm, bei einem grössten Durchmesser von circa 130 mm; ihre Standfläche ist sehr klein (45 mm Durchmesser), der Bauch ladet sehr aus, der etwa cylindrische Hals ist hoch und schliesst mit einem kräftig vorspringenden Rand ab. Ursprünglich hatte das Gefäss zwei einander gegenüberstehende kleine, ringförmige Henkel; der eine von ihnen ging in alter Zeit schon verloren, doch beweisen das dem erhaltenen Henkel gegenüberstehende tiefe Zapfenloch und die rechts und links davon befindlichen leichten Eindrücke das einstige Vorhandensein eines zweiten Henkels; einen nachträglichen Ersatz für den in Verlust gerathenen

[1]) Ritter's geogr.-stat. Lexikon, 8. Aufl., II, 502. Die Red.

Henkel bilden zwei kleine, in einem Abstand von 11 mm angebrachte, senkrecht durchgebohrte Löcher (von je 5 mm Durchmesser) am Gefässrande gerade oberhalb des fehlenden Henkels (in der Abbildung nicht deutlich sichtbar). Hals und Fuss der Vase zeigen mehrere eingegrabene wagerechte Linien. Der Bauch trägt vier kräftig vorspringende, senk-

Fig. 4. Bronzeschwert von Joschewa. Circa $^1/_2$ der nat. Gr.

rechte, nach unten buckelartig ausgezogene, mit kleinen Eindrücken versehene Rippen, zwischen diesen sind minder kräftige, gleichfalls gekerbte, senkrechte Rippen angebracht; die von diesen acht Rippen abgegrenzten Felder enthalten in der Mitte jedesmal einen Streifen von drei von der Schulter des Gefässes zur scharfen Bauchkante verlaufenden eingegrabenen Linien. Die Farbe des nicht vollständig erhaltenen, aber doch leidlich zusammensetzbaren Thongefässes ist schwarzbraun, an einigen Stellen zeigt seine Oberfläche noch Spuren einer glänzenden Politur.

Thongefässe dieses Typus waren bisher auf der Balkanhalbinsel unbekannt[1]). Aus dem drei Stunden von Joschewa entfernten Dorfe Runjani besitzt Herr Professor Trojanović noch ein ähnlich gegliedertes, kleines Buckelgefässchen von röthlicher Farbe, bei welchem zwei grosse Henkel den hohen Hals von der Schulter der Vase bis zur Mündung umspannen; angeblich lag der Doppelhenkelkrug neben einem eisernen Messer. In Bulgarien und auch in Bosnien wurde diese Keramik noch nicht beobachtet; dass unter den reichhaltigen bosnischen Funden nichts Aehnliches bisher zum Vorschein kam, hat wohl seinen Grund nur darin, dass Gräber der Stufe,

Fig. 5. Thongefäss von Joschewa. Circa $^2/_5$ der nat. Gr.

welcher diese Vasen angehören, in Bosnien bis zur Stunde noch nicht constatirt wurden. Jedoch in Ungarn fand man Vertreter dieser Keramik an vielen Punkten in grosser Menge, namentlich in Südungarn (z. B. Umgebung von Werschetz im Banat), weiter auf pannonischem Gebiete (z. B. Gerjen, Comitat Tolnau [Tolna]), ferner am Theissmittellauf (z. B. Tószeg und Buzita) und in der Gegend nördlich von Budapest, am Rande der nordungarischen Berge (z. B. Piliny und Kis-Terenne, Comitat Neograd). Die beiden serbischen Funde von Joschewa und Runjani zeigen uns sehr deutlich, dass das Gebiet der ungarländischen Bronzegruppe nicht nur, was die Bronzen anbetrifft, sondern auch hinsichtlich der Topfware auf die Balkanhalbinsel übergreift.

[1]) Eigenartige Buckelgefässe sollen im südöstlichen Serbien (Kruschewatz, Nisch, Pirot etc.) für den Hausgebrauch heute noch verfertigt werden (vgl. Trojanović, Starinska srpska jela i pića p. 8).

Die Keramik des ungarländischen Bronzealters gehört zu den schwierigsten Problemen der Vorgeschichte Ungarns. Der Mangel an einer gewissen Anzahl von Gräberfunden aus dem Verbreitungsgebiete der ungarischen Bronzegruppe erschwert begreiflicherweise das Studium der Topfware in Bezug auf die Chronologie ungemein; wir sind deswegen in unserem Fall nur auf Combinationen angewiesen. Im Allgemeinen kann man sagen, dass diese Buckelgefässe und die verwandten Erscheinungen der ungarischen Fundplätze der späteren Bronzezeit zukommen. Das Wenige, was wir aus Ungarn über Töpfe der beiden älteren Abschnitte des Bronzealters (= Stufe I und II von Montelius' skandinavischem Bronzealter; Stufe der Auňetitzer [Mönitzer] Gräber und ältere Stufe der süddeutsch-südwestböhmischen bronzezeitlichen Hügelgräber) wissen, spricht dafür, dass diese Buckelkeramik jünger sein muss. Andererseits wird man sie schwerlich wieder mit den in der entwickelten Hallstattzeit gelegentlich auftretenden Gefässen mit Buckeln, welche ganz anders geartet sind, in Verbindung bringen können. Alle Anzeichen weisen vielmehr auf die jüngere und jüngste ungarische Bronzezeit (etwa Montelius' Stufe III, IV und V; jüngere bronzezeitliche Hügelgräber aus Süddeutschland, Beginn der Hallstattperiode am Nordrande der Alpen) hin, so z. B. in unserem Grabfunde von Joschewa die Gesellschaft eines Griffzungendolches, welcher keineswegs zu den älteren Typen der Waffen mit aufgekanteter Griffzunge zählt, bei vielen ungarischen Funden die Gemeinschaft von spätbronzezeitlicher Keramik, welche sich durch Form wie durch Ornamente (Formen des Villanova-Ossuariums, Sternmotive etc.) als solche kenntlich macht. In meiner Studie über die Chronologie des ungarländischen Bronzealters [1]), in welcher ich auch der Topfware einige Worte widmen musste, habe ich diese Erscheinungen der IV. grossen (Schluss-)Periode des Bronzealters eingereiht, indem ich mich auf die namhaft gemachten Parallelen stützte; da wir speciell aus Südungarn noch zu wenig über Gräber (und dem entsprechend Gefässe) der III., der mykenischen Zeit etwa gleichzusetzenden Periode unterrichtet sind, will ich es noch dahingestellt sein lassen, ob nicht ein Theil dieser Vasengattung schon in diesen Zeitabschnitt fällt. Wer sich eingehend mit den Erscheinungen des ungarländischen Bronzealters befasst hat, wird wissen, dass in Ungarn die zeitliche Fixirung von keramischen Gruppen, welche nicht in Gemeinschaft von charakteristischen Bronzen entdeckt wurden, die grössten Schwierigkeiten macht.

Eine Buckelkeramik haben wir anderwärts einmal noch im reinen Bronzealter, dann aber auch in der älteren Hallstattperiode. Die bekannten Buckelkannen und Buckelurnen des „Lausitzer Typus" stammen nachweislich aus der reinen Bronzezeit, nicht Hallstattzeit, in deren älteren Abschnitt erst die jüngeren Erscheinungen des „Lausitzer Typus" und der bei den böhmischen Archäologen so beliebte „schlesische Typus" zu setzen sind. In Böhmen und weiter südlich bis zur Donau enthalten die bronzezeitlichen Grabfunde gebuckelte Henkelkrüge, welche mit denen der Lausitz mancherlei Verwandtschaft haben. Andererseits treten in den Ostalpen und weiter nördlich, z. B. in Mähren und Böhmen, in der älteren Hallstattperiode, offenbar in gewisser Anlehnung an italische Vorbilder, Buckelgefässe auf, ohne dass wohl ein Zusammenhang mit der älteren Gattung bestünde. Welche Beziehungen diese Gruppen zu den ungarischen Buckelgefässen etwa aufzuweisen haben, wissen wir zur Stunde noch nicht, da wir uns ja über die genaue Zeitstellung dieser Vasen im Augenblick nicht orientiren können. Dass die Keramik der III. und IV. Stufe des Bronzealters Ungarns von gewisser Bedeutung auch für die Topfware anderer Gebiete zu sein scheint, verräth das Vorkommen von einigen Typen ungarischer Gefässe in Mähren, am Rhein und im Elbgebiete [1]); jedoch sind uns diese Verbindungen noch nicht klar. Ein noch mehr eingehendes Studium der chronologischen Verhältnisse wird auch wohl in diesen Fragen zu einem befriedigenden Resultat führen.

[1]) Archaeologiai Értesitő, 1899, p. 225—251, 316—340.

[1]) Einige kleine Gefässchen der „pannonischen Keramik" (Römer's) [ähnlich wie Hampel, Antiquités préhistoriques de la Hongrie, XX, 5, XXI, 6] aus dem Brandgräberfelde von Aschersleben in der Provinz Sachsen (Museum für Völkerkunde, Berlin); ein kleiner „pannonischer Krug" [wie Hampel, l. c., XX, 9] aus dem Urnenfriedhofe von Charwath bei Olmütz (Museum Olmütz); eine Vase mit sehr schlankem Halse [wie Hampel, l. c., XXII, 8; andere unpublicirt, z B. von Gomba (Comitat Pest), Fünfkirchen, Szegedin, Kerzing (Gernyeszeg, Comitat Torda-Aranyos)] und eine mit Doppelhenkel [ähnlich Hampel, l. c., XVIII, 6; oder Zbiór Wiadomości etc., Krakau, II, 1878, Kopernicki, Poszukiwania archeologiczne u Horodnicy nad Dniestrem, aus den Skeletgräbern auf der Flur Priskie; andere unpublicirt z. B. von Kerzing und Klein-Probstdorf, Klein-Kokeler Comitat], beide zusammen von Flonheim in Rheinhessen (Museum Mainz; abgebildet in der Westdeutschen Zeitschr. 1889, Taf. IX, 2, 3).

Literaturberichte.

3.

Die Gestalt des Menschen. Mit Benützung der Werke von E. Harless und C. Schmidt. Für Künstler und Anthropologen dargestellt von Gustav Fritsch. 4°. 173 Seiten mit 25 Tafeln und 287 Abbildungen im Texte. Stuttgart; Paul Neff, Verlag.

Das Werk ist in eine Einleitung, sieben Abschnitte und einen Anhang gegliedert. Die ersten beiden Abschnitte (S. 4—74) schildern das Skelet, die Bänder und die das Skelet deckenden Weichtheile; sie bringen die bezüglichen anatomischen Darstellungen von Harless in Wort und Bild, jedoch vielfach umgestellt und auch gekürzt, die Beschreibung mitunter ein wenig geändert. Der dritte Abschnitt (S. 74—96) handelt die äussere Körperform ab. Zuerst wird die topographische Eintheilung des Körpers erörtert; hierauf folgt: „Das Auge als bedeutendster Bestandtheil des Gesichtes." (1. Augenreflexe, 2. Augenmuskeln, 3. der Blick, 4. die mimischen Bewegungen der Gesichtsmuskeln). Geschlossen wird der Abschnitt mit der Betrachtung der äusseren Umrisse des bewegten Körpers. (1. der borghesische Fechter, 2. der Körperumriss, am lebenden Menschen studirt). Der vierte Abschnitt (S. 96—119) behandelt den bewegten Körper in seinen verschiedenen Verrichtungen; der fünfte (S. 119—131) behandelt den menschlichen Körper im Kampfe mit mechanischen Widerständen. Text und Abbildungen dieser beiden Abschnitte nach Harless; ersterer stark gekürzt, manchmal wenig abgeändert. Im sechsten Abschnitte (S 131—133) werden die Bewegungen des Körpers, dargestellt durch die Momentphotographie, besprochen. Der siebente Abschnitt (S. 134—148) behandelt die graphischen Methoden der Darstellung. Beschreibung und Anwendungsweise des vom Verfasser modificirten Proportionsschlüssels von C. Schmidt. Abweichende Proportionsverhältnisse der Hauptlebensalter. Anwendung des Proportionsschlüssels auf Werke der Kunst. Der Anhang (S. 149—167) des Werkes bespricht die Grössenverhältnisse der Gesichtstheile und des Körpers nach Messungen am Lebenden (nach der Darstellung von Harless etwas gekürzt und ein wenig geändert). Am Schlusse des Werkes: Literaturverzeichnis, Sachregister. Die Tafeln I—III bringen im Lichtdrucke Abbildungen des Waldeyer'schen Muskeltorso; Tafel IV—VI enthalten 24 Abbildungen des Kopfes des Mimikers Amann (mimische Darstellung des Gesichtsausdruckes; Tafel VII—XII der borghesische Fechter; (nach Salvage) Skelet, Muskeln; Tafel XIII—XVI vier verschiedene Stellungen eines Preisturners, der ein Felsstück balancirt, nebenbei Muskelskizzen; Tafel XVII—XVIII Photographie eines weiblichen Modells; Aufnahme von vorne und hinten; beigegeben sind Muskelskizzen; Tafel XIX—XXI (Doppeltafeln): Gehende Frau, laufender Mann, tanzendes Mädchen nach Muybridge; die einzelnen Acte dargestellt; Tafel XXII—XXV Darstellung der Anwendung des Proportionsschlüssels der Verhältnisse auf verschiedene Figuren.

Die Ausstattung des Werkes lässt nichts zu wünschen übrig.

Holl.

4.

Ripley, William Z., Ph. D.: A selected bibliography of the Anthropology and Ethnology of Europe. X + 160 pp. 8°. Boston. Published by the trustees of the public library of the city of Boston 1899.

Statt einer Bibliographie der Anthropologie unseres Erdtheiles aus Amerika hätte man eher aus Europa eine Bibliographie der Anthropologie Amerikas erwarten sollen Aber es ist nun einmal das Umgekehrte der Fall, und wir können nur sagen, dass der Amerikaner sich auch hierin vor uns als der Praktischere und Findigere bewährt hat. Vielleicht hätte man sich diesseits des Oceans das Ziel höher gesteckt und es deshalb überhaupt nicht erreicht. Der Amerikaner hat das Näherliegende angestrebt und darum eine nützliche Arbeit wirklich fertig gebracht.

Professor Dr. William Z. Ripley liest seit 1893 an der Columbia-Universität in New-York und am Lowell-Institut in Boston Anthropologie und gab 1899 sein Hauptwerk „The races of Europe" heraus. Die Vorbereitung zu dieser Thätigkeit war natürlich eine umfassende Beschäftigung mit der einschlägigen Literatur, und als unmittelbares Ergebnis jener Vorarbeit liefert Ripley nun die vorliegende Bibliographie, welche sich hauptsächlich auf die Bestände der Boston-Library und andere öffentliche Bibliotheken Amerikas gründet. Als praktischem Manne fällt ihm gar nicht ein, Werke oder Abhandlungen anzuführen, die sich der Studirende oder sonst Hilfesuchende schwer oder gar nicht verschaffen kann. Die Originalität der Quellen bestimmt seine Auswahl, darunter die Rücksicht auf Arbeiten, welche selbst weitere bibliographische Angaben bieten. Im Ganzen sind ungefähr 2000 Titel bibliographisch correct verzeichnet.

Die Arbeit umfasst: 1. prähistorische Archäologie und Anthropologie, 2. historische oder philologische Völkerkunde und 3. physische Anthropologie der lebenden Bevölkerung.

Aus dem erstgenannten Fache will der Autor nur die wichtigsten Arbeiten, die Literatur der physischen Anthropologie dagegen möglichst erschöpfend anführen. Von aussereuropäischen Gebieten sind aus Rücksichten auf die Stammverwandtschaft das asiatische Russland, Vorderasien und Nordafrika hinzugenommen.

Die Anordnung ist alphabetisch nach den Autornamen, ferner chronologisch für die einzelnen Werke jedes Autors. S. 131—160 folgt dann ein „Index", in welchem die Länder, Völker, Fächer und sonstigen gegenständlichen Hauptgruppen alphabetisch geordnet sind und unter jedem Schlagworte ein chronologisches Verzeichniss Jahreszahlen, Autoren und Thema der Publicationen angibt: ein treffliches Mittel, sich mit einem Blick über die Entwicklung der Literatur betreffs eines Gegenstandes zu orientiren.

M. Hoernes.

5.

Wilser, Dr. Ludwig: Herkunft und Ursprung der Arier. Vortrag, gehalten am 11. Februar 1899 im Württembergischen Anthropologischen Vereine zu Stuttgart. Mit erläuternden und ergänzenden Anmerkungen. Heidelberg 1899. 58 S.

In dieser Schrift versucht es neuerdings Wilser, die skandinavische Halbinsel als Heimat der Arier nachzuweisen. Die skandinavische Halbinsel ist zwar sicher als Heimat der Germanen zu betrachten, doch keineswegs als Heimat des arischen Urvolkes. Nur ein verhältnismässig sehr kleiner Theil derselben, die Provinz Schonen, wo die mesolithische Culturperiode vertreten ist, kommt für diese Frage in Betracht. Was Wilser aus dem Bereiche der physischen und historischen Anthropologie für seine Ansicht vorbringt, spricht sowohl für die skandinavische Halbinsel wie für Skandinavien (nämlich die skandinavische Halbinsel sammt den dänischen Inseln und Jütland) überhaupt und könnte an und für sich auch für die norddeutsche Tiefebene als arische Urheimat geltend gemacht werden. Uebrigens ist es sehr zu bezweifeln, ob Jemand, der sich nicht aus anderen Quellen über die Bedeutung dieser anthropologischen Thatsachen für die Entscheidung der Heimatsfrage klargeworden ist, aus Wilser's verworrener Darstellung eine klare Anschauung hievon gewinnen wird. Was sonst noch der Verfasser für seine Ansicht vorbringt, sind durchaus unerwiesene Hypothesen, so die Annahme, dass die Erfindung der Bronze in Schweden gemacht worden sei und „dass sich von dort aus mit den Auswanderern diese Kunst mit ihrem Stil über den übrigen Welttheil verbreitet" habe, sowie die ganz phantastische Ansicht, dass wir in den nordischen Runen die „urarische" Schrift zu erblicken haben, die von den auswandernden Kelten nach Spanien, den Tyrsenern nach Italien, den Hellenen nach Griechenland, den Thrakern nach Asien gebracht worden sei!

Auf alle Mängel und Unrichtigkeiten dieser Schrift einzugehen, fehlt es mir an Raum, zumal ich denselben auch zur Besprechung einer persönlichen Angelegenheit in Anspruch zu nehmen gezwungen bin. Auf S. 54 nimmt der Verfasser für die Ansicht von der Herkunft der Arier aus Skandinavien eine Art von Priorität in Anspruch; „er sei der Erste gewesen, der sie öffentlich ausgesprochen und begründet habe, zuerst im Jahre 1881 in der Sitzung des Karlsruher Alterthumsvereines vom 29. December (Bericht in Nr. 22 der „Karlsruher Zeitung", 1882), dann bei verschiedenen anderen Gelegenheiten in ebendieser Gesellschaft und endlich auf der XIII. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Frankfurt am Main 1882 (siehe den stenographischen Bericht), Alles vor dem Erscheinen meiner „Origines Ariacae" (1883)". Was Wilser in den verschiedenen Sitzungen des Karlsruher Vereines zur Begründung dieser Ansicht vorgebracht hat, kann ich nicht beurtheilen, da mir weder Nr. 22 des Jahres 1882, noch irgend eine andere Nummer der „Karlsruher Zeitung" jemals zu Gesichte gekommen ist. Was er aber auf der Frankfurter Versammlung vorgebracht hat, darin kann man vielleicht eine Begründung der Ansicht von der Herkunft der Germanen aus Skandinavien, jedoch keineswegs der Arier überhaupt erblicken. Das Um und Auf seiner „Begründung" enthält der Schluss eines Vortrages „zur Keltenfrage"; derselbe lautet wörtlich: „Nun, müssen wir fragen, wo stammen denn die Germanen eigentlich her? Ebensowenig wie bei den Kelten und Galliern, liefert die Geschichte einen Beweis dafür, dass sie aus dem Osten, aus Asien gekommen sind. Ihre ganze körperliche Erscheinung spricht für nordeuropäischen Ursprung. Wo noch heute die Hauptmasse der Blonden sitzt, muss auch das blonde Volk herstammen, von diesen Gegenden muss es ausgezogen sein. Die germanische Völkerwanderung bewegt sich wie Strahlen von einem Mittelpunkte aus von Nord nach Süd, nach Südwest, nach Südost; die Kimbern und Teutonen kamen vom Nordmeere, nach ihnen gingen von der Ostsee aus Heruler und Rugier, Wandalen und das grosse Volk der Sveben, die Ostsee heisst ja im Alterthume schwäbisches Meer, wie jetzt der Bodensee. Auch Sagen, die bei verschiedenen germanischen Völkern, Goten, Langobarden, Burgundern und Angeln in alten Liedern fortleben, weisen auf ihren Ursprung in Skandinavien hin. Ich kann das, da die Zeit schon abgelaufen ist, nicht weiter ausführen. Ich möchte nur noch sagen, dass, wenn wir den Ursprung der Germanen im Norden annehmen, wir unbedingt auch den aller sprachverwandten Völker aus Nordeuropa annehmen müssen. Wir müssen also zu dem unabweisbaren Schlusse kommen, dass das altindische Sanskritvolk vor vielen Tausend Jahren schon seinen Ausgang von Nordeuropa genommen hat."

Wie durchaus nicht zwingend diese Schlussfolgerung ist, geht schon daraus hervor, dass längst vor Wilser Forscher aufgetreten sind, welche zwar gleichfalls auf Grund der bekannten historischen Zeugnisse Skandinavien als die engere Heimat der Germanen erklärten, an der alten Ansicht von der asiatischen Herkunft der Arier überhaupt jedoch nach wie vor festhielten.

Der erwähnte Vortrag erschien im Jahre 1882 in der October-Nummer des „Correspondenzblattes", also zu einer Zeit, wo das Manuscript meiner im Mai 1883 erschienenen „Origines Ariacae" bereits abgeschlossen und in den Händen meines Verlegers war. Selbstverständlich konnten die in denselben dargelegten Anschauungen nicht im Geringsten durch die mir damals vollständig unbekannt gebliebenen Bemerkungen Wilser's beeinflusst worden sein.

In seiner im Jahre 1885 erschienenen „Herkunft der Deutschen" hat Wilser ausser den durch einige Citate vermehrten historischen Zeugnissen, welche von jeher als Beweis für die skandinavische Herkunft der Germanen angeführt werden, nur noch die von mir der historischen Anthropologie der arischen Völker entlehnten und für die skandinavische Hypothese zuerst geltend gemachten Argumente wiederholt. Es war demnach die in der Vorrede zu meiner „Herkunft der Arier" ausgesprochene Bemerkung hierüber vollkommen berechtigt. Denn dass seine damals zuerst vorgebrachten, ganz aus der Luft gegriffenen Hypothesen von der skandinavischen Herkunft der Bronze oder dem „urarischen" Charakter der nordgermanischen Runen durchaus keine Argumente für die Ansicht von der skandinavischen Herkunft der Arier sind, bedarf wohl keiner weiteren Auseinandersetzung. Und ausser diesen Hypothesen enthielt jene Schrift keine weiteren Argumente für seine Behauptung, dass wir in der skandinavischen Halbinsel die Heimat der Arier zu erblicken haben. Und trotzdem hat Wilser die Dreistigkeit, die Behauptung

aufzustellen, ich hätte in meiner „Herkunft der Arier“ eine „Reihe von Beweisen“ aus seiner „Herkunft der Deutschen“ „nachgetragen“! **K. Penka.**

6.

Kohl, Franz Friedrich: Echte Tiroler Lieder. Erste Nachlese. Wien, Anno Dmi. 1900. Im Selbstverlage des Herausgebers. 8°, XX, 72 S.

Im Vorjahre veröffentlichte F. F. Kohl, k. u. k. Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien, eine Sammlung von 220 echten Tiroler Liedern, die ich in der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde (Berlin), 1900, S. 109, angezeigt habe. Nunmehr ist in rascher Folge die „Erste Nachlese“ erschienen, welche 54 bisher noch ungedruckte Volksweisen, darunter 7 Jodler, enthält. Zum Verständnis der Texte sind mundartliche Erklärungen beigegeben, die allerdings ausführlicher gehalten sein könnten und den wissenschaftlichen Werth der Sammlung bedeutend erhöhen würden, wenn sie sich nicht blos auf die Sinndeutung beschränkten, sondern auch die Ableitung der Wörter mit Heranziehung eines wissenschaftlichen Apparates behandelten. Wie es bei allen derartigen Ausgaben bisher der Fall war, so sind auch hier manche Ausdrücke unerklärt geblieben, die nicht gerade Jedermann geläufig sind.

In der Einleitung, in welcher der Herausgeber über die sonst übliche Behandlung des Volksliedes berechtigte Einwendungen erhebt, sagt er unter Anderem in Bezug auf die für die Schulen verballhornten Lieder: „Sehr häufig erscheint bei diesen — namentlich wenn es Volkslieder sind, aus unerfindlich feinen, scheinsittlichen — natürlich ‚pädagogischen‘ Gründen die Weise von den ihr unzertrennlich verbundenen Worten, der Liederseele, gewaltsam losgelöst und mit nichtssagenden Reimen verbunden. — Gemordete Lieder! Glaubt man denn wirklich, dass Weise und Worte beliebig getrennt werden können, dass eine Liedesleiche durch eine lederne, geist- und gefühllose Versemacherei neu belebt zu werden vermag?“ Dieser Satz verdient den vollsten Beifall in jeder Hinsicht, ob es sich nun um die Schule oder um das gewöhnliche Leben oder um die wissenschaftliche Forschung handelt. Wenn schon der Herausgeber ganz richtig bei Schulliedern die Fälschung der echten Texte für völlig ungerechtfertigt hält, warum hat er der Weise Nr. 27 („Der Summer ischt ummer“) südtirolische Tanzschnaderhüpfeln unterlegt, weil die zur Weise üblichen Worte „aus Gründen“ nicht verwendet werden konnten. Zudem stammt diese Weise aus dem Brixen- und dem Unterinnthale, also aus Nordtirol. Ich muss unentwegt an dem Grundsatze festhalten, dass eine Volksliedersammlung keinen anderen Zweck haben darf, als die Volkslieder, wie sie sind, unverändert und ohne Rücksichtnahme auf irgendwelche „scheinsittlichen“ oder andere Bedenken aufzunehmen. In der Einleitung sagt ferner der Herausgeber in der Aufforderung, an der Sammlung der Lieder theilzunehmen: „Die geringsten Beiträge sind werthvoll. Ist auch manches zur Veröffentlichung für das Volk ungeeignet, so bildet es doch möglicherweise einen Beitrag für wissenschaftliche Volkskunde.“ Dazu wäre wohl die Frage zu stellen, warum manche Volkslieder, die also vom Volke gesungen werden, zur Veröffentlichung für das Volk ungeeignet sein sollen? Was vom Volke kommt, passt auch für das Volk; oder ist zwischen Volk und Volk ein Unterschied? Zu meiner Freude muss ich aber gestehen, dass der Herausgeber in seinen diesbezüglichen Bedenken nicht engherzig ist und manche Lieder aufgenommen hat, die in ihrer kräftigen und gesunden Urwüchsigkeit fröhlich alle Schranken überspringen. Dazu rechne ich die Lieder Nr. 17 („Bin i hoch auffig'stieg'n“), Nr. 20 („Bin a lebfrischa Bua“), Nr. 25 („So g'lâcht hun is nia“), Nr. 40 („Grüess di' God, mei lieba Gobal!“) und Nr. 41 („Die Kindstaufe“)[1]. Das Lied Nr. 34 („Altes Neujahrslied“), welches noch zu Anfang der Achtziger-Jahre zwei alte Weiblein aus Burgeis zur Zeit der Jahreswende in Mals von Haus zu Haus sangen, verräth sich durch den Stundenruf als alter Nachtwächtergesang. Vielleicht gibt dies dem Herausgeber Veranlassung, auch den Nachtwächterliedern, welche in Professor Josef Wichner einen beredten Anwalt gefunden haben[2]), einige Aufmerksamkeit zu widmen; denn auch diese sind in ihrer Art Volkslieder und würden am besten in die Gruppe der religiösen Volksgesänge gehören, zu welchen Kohl die Weihnachtslieder (Uñklöpfl-, Hirten-, Herbrig- und Krippenlieder), die Sternsinger- und Regenlieder (mit der Bitte um Regen) zählt. Eine besondere Beachtung verdienen die Jodler, weil ihre Verbindung mit dem eigentlichen Liede ein Hauptmerkmal des Tiroler Volksliedes bildet. Unter 47 Liedern sind 17 mit Jodlern verbunden, von welchen eines, Nr. 22 („Mei Schâtz is a Jagar“), mit einem Jodler anfängt.

Die meisten von Kohl in der vorliegenden Ausgabe gesammelten Lieder stammen von Nordtirol, und zwar aus 26 verschiedenen Quellen; fünf von den Liedern gehen auf den durch Kohl bekannt gewordenen Volksdichter Christian Blattl zurück, der in Hopfgarten lebte und 1865 starb. Eine grosse Zahl der von ihm erdichteten Gelegenheitsgesänge ist heute Gemeingut des tirolischen Volkes geworden. Es wäre sehr zu wünschen, dass der Herausgeber sein Ziel, womöglich alle der in Tirol, seinem Heimatslande, gesungenen bodenständigen Lieder in einer grossen Sammlung zu vereinigen, erreiche; eine derartige Ausgabe würde sicherlich in allen, auch den rein wissenschaftlichen Kreisen, den lebhaftesten Beifall finden, und gerade die Ethnographen, die heute auch schon die Lieder der Naturvölker aufnehmen[3]), hätten hier Gelegenheit zu vergleichenden Studien. Vorläufig beschäftigen sie sich noch mehr mit den Musikinstrumenten; es ist aber ganz unabweisbar, dass die Sammlung der gesungenen Lieder von musikalisch-ethnographisch geschulten Kräften in Angriff genommen werde. Es wäre ein besonderes Verdienst unserer Gesellschaft, wenn sie im Anschlusse an den Deutschen Volksgesangverein in Wien zunächst eine

---

[1]) In dem Liede Nr. 15 („Der Fensterlstriet“) singt die zweite Strophe „Sie“ und nicht „Er“, was hier richtiggestellt sei.

[2]) Josef Wichner, Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter. Regensburg 1897.

[3]) Vor Allen Alice C. Fletcher, welche 1893 „A study of Omaha Indian Music“ (in den Archaeological and Ethnological Papers of the Peabody Museum, Vol. I, Nr. 5) und 1898 „Indian Songs and Music“ (im Journal of American Folk-Lore, Vol. XI, p. 85—104) veröffentlichte. — J. Walter Fewkes hat „Zuñi Melodies“ gesammelt (bearbeitet von Benjamin Ives Gilman in A Journal of American Ethnology and Archaeology, Vol. I, 1891, p. 65—91). — Endlich schrieb John Comfort Fillmare eine auf vergleichenden Studien begründete Untersuchung über The harmonic Structure of Indian Music (American Anthropologist, N. S., Vol. I, 1899, p. 297—318).

Sammlung der niederösterreichischen Volkslieder und Jodler unterstützen wollte. Es gibt namentlich im Gebiete der Hohen Wand noch Gegenden, deren Bewohner sich ihre eigene Tracht und auch ihre Lieder bewahrt haben[1]). Wenn dort ein Preissingen veranstaltet würde, so würde dies sicher einen schönen Erfolg haben. **Wilhelm Hein.**

7.

Swiętochowski, Alexander: Poeta jako człowiek pierwotny. (Der Dichter als Naturmensch.) Krakau 1897.

Die glänzenden Resultate der ethnographischen Forschungen sind beinahe allen Zweigen der Wissenschaft, welche von der Geschichte des menschlichen Geistes handeln, zugute gekommen. Die Kindheit der Cultur, der socialen Einrichtungen, der Kunst, des Gedankens wurde durch sie in helleres Licht gerückt. Weniger Nutzen zogen davon nur die Literaturhistoriker.

Indes kann ohne eine genaue Kenntnis der literarischen Hervorbringungen der Naturvölker keine Geschichte der Anfänge der Literatur sowohl im Allgemeinen als im Einzelnen zu Stande kommen. Die Erforschung der mündlichen Ueberlieferungen der unteren Volksschichten der Culturvölker kann ebenfalls nur in ihr eine feste Stütze finden. Und sogar zum Verständnis der auf höheren Culturstufen entstandenen Werke wird sie wesentlich beitragen. Dabei brauche ich es kaum anzudeuten, dass das Studium der primitiven Literatur schon an und für sich sehr interessant ist.

Es gibt auf diesem Gebiete sogar sehr viele, leider aber fast durchwegs unzureichende Vorarbeiten. Zwei ziemlich unklar und oberflächlich geschriebene Bücher: „L'évolution littéraire" von Letourneau und „Comparative littérature" von Posnett können als die bedeutendsten genannt werden. Da aber glücklicherweise die bezüglichen Materialien sich immer mehr ansammeln, so darf man doch die Hoffnung hegen, dass sich bald auch hier tüchtige Bearbeiter einfinden werden.

Zu solchen kann der Verfasser der vorliegenden Abhandlung (zugleich einer der namhaftesten Schriftsteller des modernen Polens) gezählt werden. Er beleuchtet vom ethnographischen Standpunkte die Frage des Animismus in der Poesie. „Man könnte wähnen," sagt er, „dass den Dichter der Neuzeit ein unübersteiglicher Bergrücken von dem primitiven Menschen trennt. Dem ist nicht so. Sieht man die Dinge besser an, so findet man die Trennungswand nicht so breit und nicht so schroff."

Es gibt Pässe, möchte ich sagen, welche die beiden seelischen Organisationen verbinden.

Swiętochowski (ę = en) betont anfangs den Umstand, dass sogar die Sprache, sowohl der Natur- als der Culturvölker, viele Spuren des Animismus enthält, und geht dann zur animistischen Weltauffassung des Naturmenschen über. Die wichtigsten animistischen Vorstellungen werden nun der Reihe nach durchmustert und den primitiven die den culturellen Dichterwerken entlehnten zur Seite gestellt.

Der polnische Gelehrte beginnt mit den Geistern im Allgemeinen. Der Naturmensch bevölkert das ganze Weltall damit, er stellt sie sich in den verschiedensten Formen vor und schreibt ihnen alle Thätigkeiten der lebenden Menschen zu. Dasselbe thun die Dichter. Eine einzige Literatur (der Verfasser nimmt seine Beispiele beinahe ausschliesslich aus der polnischen Dichtung) genügt, um reichliche Beweise hiefür zu liefern.

Liegt nicht etwa die primitive Denkungsart der folgenden Stelle der Gedichte eines der besten Dichter Polens, nämlich Julius Słowacki's (1809—1849; c = tz), zu Grunde: „Heute," sagt einer seiner Helden, „sind viele von reinen Engeln besessen. Was soll ich thun? Ich werde alle diese Geister aus den Körpern verjagen und sie in Wasserlilien fahren und sich auf den Gestirnen ansiedeln lassen." Die Geister treten bei demselben Dichter unter der Gestalt zweier stillen Flammen auf, anderswo zerstieben sie als Tauben in den Lüften. Wie ein primitiver Mensch, erschafft Słowacki den Geist der Harfe, der Steppe, des Traumes, ja sogar des Irrsinns. Vergleiche man nun in Bezug auf den letzteren die treffliche „Medicin der Naturvölker" von Bartels; wie allgemein ist bei den Naturvölkern der Glaube, dass die Krankheit das Werk eines bösen, oft speciellen Geistes ist.

Diese Wesen, wenngleich ätherisch und durchsichtig, sind doch materiell. Eines von ihnen ist „an der Kette angeschmiedet", von anderen spricht der Dichter, dass er es „band, besiegte, an der Kehle erfasste und mit dem Dolche durchstiess".

Wenn wir nun zur menschlichen Seele übergehen, so finden wir bei Julius Słowacki ebenfalls die glänzendsten Beispiele des Animismus. Denn nicht nur sagt der Dichter an einer Stelle, „ich werde ihn mit den Händen der Seele aufheben", nicht nur erfahren wir von ihm, dass eine Seele ein Kleid trägt, „das in Stücke fällt", sondern wir begegnen noch kühneren Aeusserungen. In dem schönen, phantastischen Gedichte „Anhelli" schläft der Held desselben ein. Ein Kind lockt nun seine Seele heraus. Sie erscheint. „Sie hatte eine schöne Gestalt und schillernde, farbige Flügel auf den Armen. Als sie sich frei sah, begab sie sich ans Meer." Und wie man sie in Anhelli zurückkehren hiess, da „stöhnte sie auf wie eine zerschellte Harfe und erzitterte, gehorchte aber".

Diese Seele zieht aus dem Körper, wenn er schläft, und auch bei Tage, wenn er wacht, kann sie ihn auf einige Zeit verlassen. Einmal setzt sie sich einer der Personen des Dichters auf die Augen, ein andermal stürzt sie ihr durch dieselbe Ausgangspforte, wie ein Donner laut, hinaus. Auch kennt Słowacki einen Fall, wo die Seelen „zur Hälfte aus den Leibern stiegen, um sich mit Blut zu waschen und in Flammen zu spülen". Sogar fremde Seelen können seinen Gedichten nach in verlassene Leiber einziehen.

Einige dieser Beispiele wurden dem erwähnten Gedichte „Anhelli" entlehnt, welches sich im Schamanenlande Sibirien abspielt. Dieser Zug aber, sowie überhaupt der romantische Charakter der Zeit, in welcher Słowacki schrieb, können uns die genannten Einzelheiten nur zum geringen Theil erklären. Swiętochowski's Abhandlung dringt in das Wesen derselben viel tiefer ein; in der That liegt kein Zweifel vor, dass zur Zeit, wo der Dichter seinen Geist frei walten lässt, er alle Bande der modernen wissenschaftlichen Ergebnisse sprengt und zu rein primitiver Philosophie zurückgreift.

[1]) Vgl. meine Mittheilung „Ein Jodler-Fundort in Niederösterreich" an Prof. Dr. Josef Pommer in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied", II (1900), S. 8.

Bei Słowacki tritt die Verwandtschaft des primitiven und des dichterischen Animismus am deutlichsten hervor. Swiętochowski citirt aber noch Beispiele aus vielen anderen Dichtern. Krasiński (s = ss, ń = italienischem und französischem gn) kennt den Geist des Tages, der Bergspitze, der Missethaten, Goszczyński (szcz = schtsch) denjenigen des Frühlings, des Waldes, der Strafe. In einem seiner Gedichte beschreibt er eine der Larven, welche das Herz des Dichters saugen; diese Beschreibung könnte den schreckeinflössenden Gebilden der indischen Phantasie zur Seite gestellt werden. Ujejski († 1897) spricht: „Ich werde stark, der Geist ist in mich gefahren.“ Bei Mickiewicz ist die Seele ebenfalls materiell; sie fliegt zum Mund heraus, sie nimmt allerlei Gestalten, diejenige des Schattens, des Menschen, der Raupe, an.

Der polnische Forscher befasst sich hierauf mit dem Animismus, inwieweit er sich auf leblose Gegenstände und abstracte Begriffe bezieht. Ist dies zum Beispiel nicht ein ausgeprägt animistisches Bild: „Der Dolch erwachte und blitzte aus der Scheide in lauter Freude“ (Krasiński). Bei Mickiewicz schleicht nach dem Tode die Furcht, welche zu Lebzeiten „von der Scham und dem Stolze gefangen gehalten war“, in der Gestalt eines Insectes aus der Leiche hinaus und kriecht umher. Von dem Schatten eines seiner Helden erzählt Słowacki: „Er ging fort und liess seinen Schatten an der Wand zurück.“ Eine andere Person des Dichters nagelt das Schicksal an sich, „welches herumlungert“. In Bezug auf den letzteren Fall wolle man nur in Köhler's Buch „Aufsätze über Märchen“ nachschlagen. Da wird man in der Abhandlung von den Schicksalsgottheiten zahlreiche Beweise finden, wie volksthümlich, ja primitiv diese Denkungsweise ist.

Die Beseelung der Natur wird von Swiętochowski ebenfalls behandelt. Auch hier findet er zahlreiche Analogien zwischen den primitiven und dichterischen Anschauungen.

Vom Anfang bis zum Ende behält der Verfasser seinen ethnographischen Standpunkt. Auch wird die vergleichende Methode von ihm überall befolgt. So gehört denn seine Arbeit zu den auf dem Gebiete der Ethnographie sehr erwünschten und verdiente es ebenso wegen ihres inneren Werthes, als wegen der Anregung, welche sie den anderen Forschern geben könnte, einen deutschen Uebersetzer zu finden.

Bugiel.

8.

Gawroński, F. Rawita: Szczedrówki z powiatu dobromilskiego. (Dreikönigslieder aus dem Dobromiler Bezirke.) Lemberg 1899.

Am heiligen Dreikönigsabend versammeln sich bei Polen und Rutenen die rührigsten Burschen des Dorfes, manchmal gesellen sich ihnen Mädchen zu, und Alle ziehen von Haus zu Haus, charakteristische Lieder („szczedrówki“, lies schtschedruwki, rutenisch „szczedriuki“) singend. Die Art des Singens ist derjenigen, die am Weihnachtsfeste beobachtet wird, ähnlich. Die jungen Leute machen unter dem Fenster eines gegebenen Hauses Halt und singen ihre Lieder chorweise ab. Bezüglich des Inhaltes aber unterscheiden sich die Szczedrówki sehr von den Weihnachtsliedern. Vor Allem mangelt ihnen völlig das christliche Element.

Diese Volkslieder zeichnen sich oft durch wahre dichterische Schönheit aus, und dasselbe kann auch von den vom polnischen Folkloristen Gawroński niedergeschriebenen gesagt werden.

Im Ganzen bringt uns die neue Sammlung 25 Szczedrówki. 10 kommen aus dem Dorfe Tarnawa, 15 aus dem Dorfe Michowa. Die beiden Ortschaften liegen in Galizien, in der Nähe der Karpathen und sind von Rutenen bevölkert. Die Texte sind demnach rutenisch. Jedem Liede ist der Name der Person, welche es gesungen resp. hergesagt hat, beigefügt.

Die Hälfte der Tarnawer Texte ist verdorben, die Lieder aus Michowa aber sind ganz gut erhalten. Sie werden uns auch gestatten, den Charakter der Szczedrówki näher kennen zu lernen.

Beinahe Alle haben am Ende einen bald in Versen, bald in Prosa verfassten Glückwunsch. Die Leute, unter deren Fenstern gesungen wird, bedanken sich hiefür. Sie laden die Sänger in ihr Haus ein, geben ihnen einige Groschen und sonstige Geschenke. Dieser Umstand ist sehr wichtig, ja er bildet den Schlüssel zum Verständnis der Dreikönigslieder; denn die Szczedrówki erstreben vor Allem eine captatio benevolentiae. Man sucht das Herz des Hausherrn, seiner Gemahlin oder seiner Familie zu gewinnen. Wenn wir hinzufügen, dass dies auf eine unerwartet feine und poetische Art geschieht, so haben wir den zweiten wichtigen Charakterzug dieser originellen Volkslieder hervorgehoben.

Nehmen wir beispielsweise eine Szczedrówka aus Michowa (Nr. 6):

Man besingt hier die Hausfrau. Zu diesem Zwecke aber braucht der Sänger keineswegs zur Schmeichelei Zuflucht zu nehmen. Das Lied rühmt in feiner Weise den Wohlstand ihres Hauses, sowie die bedeutende Rolle, welche einer Hausfrau immer zukommt. Es hebt an:

„Es hatte die Hausfrau dreierlei Samen. Heiter, heiter ist die Kammer, wenn die Hausfrau gesund ist.“

Die zwei letzten Verse werden zu einem Refrain, sie kommen in allen folgenden Strophen wieder. Nur der erste Vers ändert sich. Da wird erzählt, dass von den erwähnten Samen die erste Art reiner Weizen ist, die zweite Art gelbes Wachs, die dritte duftige Weihrauchkörner sind. Wozu aber werden sie dienen:

Aus dem Weizen wird das heilige Abendbrot bereitet, aus dem Wachse werden Kerzen für die Kirche gegossen werden, die dritten kommen in's Weihrauchgefäss. Hierauf beschliesst man:

Nicht nur allein, sondern auch mit deinem Gatten bleibe gesund und mit deinen Kindern, die den Sternen gleichen, und mit dem ganzen Hause, das Gott beschütze. Heiter, heiter ist die Kammer, wenn die Hausfrau gesund ist.

Die Feinheit, sowie die sittige Art des Rühmens sind hier augenscheinlich. Nehmen wir eine andere Szczedrówka, so werden wir dasselbe finden.

Sie ist einer Haustochter gewidmet (Michowa 1). Bei der Hausfrau hob man den Wohlstand und die Frömmigkeit hervor. Das Mädchen ist etwas leichtfertiger. Putz und Kleid beschäftigt das kleine Köpfchen, und der Sänger schlägt deshalb in seinem Liede diese Saite an.

So wird das junge Kind als herrschaftliche, prächtig angezogene Jungfrau beschrieben. Ein charakteristisches Detail tritt hier auf. Da die grossen Gutsbesitzer in Ostgalizien zumeist Polen sind, so beginnt das Lobpreisen in der — Herrensprache. Die erste Hälfte der siebenzeiligen Strophe — und

eben die, welche während des weiteren Singens unverändert bleibt — ist polnisch.

Das Ganze lautet:

Nahe leise Brüderchen. Wir sind beim frohen Herrenhause. Und in diesem Hause gibt es ein niedliches Fräulein; niedlich Fräulein wunderschön gekleidet. Es hat Stiefelchen an, die hundert Goldstücke kosten. Hundert Goldstücke, hundert rothe, und ein Paar schwarze Rosse.

Wie im vorigen Liede, ändert sich hier nur ein Vers, nämlich jener, in welchem das Kleidungsstück erwähnt ist. So erfahren wir, dass die Maid ebenso kostbare Strümpfchen, Unterrock, Oberrock, Gurt, Hemd, Korallen, Kopftuch anhat. Schliesslich kommt die letzte Strophe:

Bleibe gesund, wachse hoch. Wachse hoch, heirate gut. Bleibe gesund und nicht nur du, sondern auch Vater, Mutter und das ganze Haus. Beschütze euch Gott.

Wenn es sich um die Gunst des Hausherrn handelt, so singt man ihm ein Lied, wo erzählt wird, dass sein Feld die Heiligen Petrus und Paulus ackern, dass es die Gottesmutter besäet. Dann beschreibt man die herrliche darauffolgende Ernte (Michowa 3), oder man preist den Mann als einen Kirchenstifter und schildert das von ihm erbaute Gotteshaus (Michowa 5).

Grüsst man den Sohn, so spendet man seinen musikalischen Begabungen Lob. Hier nimmt das Lied einen romantischen Anflug. In mehreren Zeilen wird eine nächtliche Landschaft geschildert. Ein hoher Berg ragt empor, hinter diesem Berge erscheint der Mond, am Bergesabhang weidet Hans seine Schafe. Er hat einen metallenen Gurt um, in dem Gurte stecken drei Flöten. Die erste ist aus Eschenholz, die zweite aus Kupfer, die dritte aus Gold. Bläst er in die erste, so wiederholen seine Musik alle Bäume, bläst er in die andere, so breitet sich das Echo über alle Gewässer, bläst er in die dritte, so schlagen die Töne bis an's Himmelsgewölbe (Michowa 13).

In einem anderen Liede (Michowa 15) wird seine Herzhaftigkeit gerühmt. Iwanio ging über die Karpathen nach Ungarn, Wein zu holen. Unterwegs begegneten ihm drei Räuber. Sie huben an, ihn zu befragen. Hast du Bursche einen Vater? Ja, mein Vater ist der lichten Sonne gleich. Hast du eine Mutter? Ja, die ist hellem Monde ähnlich. Hast du einen Bruder? Er ist lieb wie Frühlingsregen. Und seine Schwester ist der Morgenröthe gleich.

Hast du eine Geliebte? fragen sie zuletzt. Da schwingt er seinen Degen und antwortet: Das da ist meine Geliebte. Gewiss kann man hier keine Schmeichelei finden.

Auch lieben die Dreikönigssänger noch mehr abstracte Formen des Lobspruches. Daher geschieht es oft, dass man, wenn man einen Jüngling oder ein Mädchen besingt, nicht sie, sondern im Allgemeinen Jünglinge oder Mädchen zum Gegenstande des Liedes nimmt. So singt man von einem Recken, der auf den Krieg auszieht und der väterlichen Ermahnungen uneingedenk in der vordersten Reihe kämpft. Der König bemerkt es und gibt ihm einen Lohn, die Hälfte seines Reiches und seine Tochter obendrein.

Ein anderer rüstet sich, um seine Braut zu holen. Ob er ihrethalben einen Kampf zu bestehen haben wird, sagt das Lied nicht, Vorkehrungen aber, die er trifft, scheinen dies anzukünden.

Den Mädchen erzählt man was Anderes. Lieb Hännchen befindet sich im Blumengarten. Da pflückt sie zuerst Salbei. O — ruft sie aus — wenn ich so üppige Zöpfe hätte, wie dieser Salbei. Hierauf bricht sie einen Zweig Weissdorn. Ach, hätte ich so schwarze Aeuglein, wie dieses Weissdorns Früchte sind. Auch ein mit rothen Früchten behangener Wasserhollunderast wird gepflückt. Ich möchte so rothes Antlitz haben. Bei einer Birke aber wünscht sie sich den Leib wie Birkenrinde weiss.

Sowohl der weiblichen als der männlichen Jugend kann das nachfolgende Lied gefallen (Michowa 10, Tarnawa 10). Vor der Stadt Lemberg hat Herr Fedunio Halt gemacht. Auf einem herrlichen Ross sprengt er um die Stadt. Hierauf zückt er das Schwert und haut die Stadtmauern entzwei. Die erschrockenen Städter bieten ihm Geschenke an, damit er sie in Ruhe lasse. Sie bringen ihm vier Paar Rosse; die werden angenommen, scheinen jedoch den Helden nicht übermässig erfreut zu haben. Er bedankt sich sogar nicht. Vier Paar Ochsen, junges Vieh, prächtige Kleider entlocken ihm kein Dankeswort. Die Städter machen den letzten Versuch, sie schenken ihm eine schöne Jungfrau. Erst jetzt wird Herrn Fedunio's Sinn befriedigt. Er nimmt die Jungfrau mit Dank an, verbeugt sich sogar und zieht vergnügt von dannen.

Die anderen Stoffe der Dreikönigslieder will ich nur in aller Kürze angeben. Eine zahlreiche Gruppe bilden Lieder, welche die Liebe preisen. Natürlich werden sie den jungen Leuten vorgesungen. Dienstfertigkeit und Aufopferungsliebe der Geliebten bilden hier oft den Grundstoff. Ein Mädchen weidet ein Paar Ochsen; da sie mit Nähen beschäftigt war, gab sie nicht genug Acht, und die Ochsen gingen verloren. Niemand will ihr helfen, sie aufzufinden, weder Vater, noch Mutter, noch die übrigen Mitglieder der Familie. Erst der Geliebte machte sich auf die Suche und findet sie (Michowa 8). Anderswo (Tarnawa 6) wird das Mädchen von Tartaren gefangen genommen, und wieder kauft es Niemand als nur der Geliebte los. Umgekehrt erweist auch das Liebchen dem Geliebten manchen Dienst.

In anderen Liedern wird der sittliche Einfluss der Liebe gepriesen. Hans mäht auf der Wiese, man ruft ihn heim, er weigert sich zu kommen. Was aber weder Vater noch Mutter erzielen konnten, geschieht auf des Liebchens Zurede. Er kommt nach Hause (Michowa 9). Ihrerseits Hännchen verlässt den Tanzreigen im Wirthshaus gleichfalls auf den ersten Wink des Geliebten (Michowa 14),

Da hier die Liebe eine so bedeutende Rolle spielt, so wird es uns wenig wundern, wenn wir unter den Szczedrówki einem Gesange begegnen, welcher ganz einfach ein Ständchen ist (Michowa 11). Andererseits grenzt manches der angeführten Dreikönigslieder so nahe an die Ballade, dass wir es verstehen, warum unter die Michower Szczedrówki der Volkssänger auch eine reizende Ballade (Nr. 2) eingestreut hat. Ein Mädchen, welches früh Morgens Wasser schöpfte, gleitet in den Teich aus und ertrinkt. Dem Tode nahe, bittet sie, man möge Salbei, Weissdorn, Wasserhollunder und Birke nie schneiden noch brechen, weil es Bestandtheile ihres Körpers sein werden.

Es wäre noch Einiges über die Form und die Darstellungsweise der Dreikönigslieder zu sagen. Im Liede von der Hausfrau konnte man bemerken, dass ein Theil der Strophe unverändert blieb und nur ein Vers Veränderungen erfuhr. Dieser Zug ist allen Dreikönigsliedern gemein. Ist die Strophe

zwei-, drei-, vier- oder siebenzeilig, so wechselt doch immer nur ein Theil derselben. Dies macht die Szczedrówki den westeuropäischen Ständchen ähnlich. Uebrigens ist schon die Art des Vorsingens in beiden gleich. Auch habe ich auf den Uebergang eines Dreikönigsliedes in das Ständchen aufmerksam gemacht.

Die unverändert bleibenden Verse stehen bald in unmittelbarem Zusammenhange mit den abwechselnden, bald bilden sie eine Art Refrain. So war es z. B. im Hausfrauliede. Im Liede vom Mäher lautet der Refrain: „Es sauste die Sense über die Mahd, es sauste", im Liede vom Hännchen: „Blühe, blühe, Röslein, blühet drei Arten Blumen". Sie sind also niemals unverständlich, sondern passen zum übrigen Inhalte und ergeben so einen musikalischen Hintergrund, auf dem sich die wechselnden Verse wie Bächlein hinschlängeln.

Die Art des dichterischen Schaffens in den Dreikönigsliedern ist auch bemerkenswerth. Eine unbedeutende, dem täglichen Leben entlehnte Einzelheit bildet für den Sänger den Punkt, von dem er sich in die Phantasienwelt hinausstürzt. Man lobt den Hausherrn, erhebt ihn dann zum Kirchenstifter und entwirft zuletzt ein reizendes phantastisches Bild. Dasselbe wiederholt sich mit dem Haussohn und seinen Flöten. Immer höher steigt der Pegasus des Volksdichters. Will dieser Dichter die Güte des Geliebten schildern, so nimmt er zu epischen Bildern Zuflucht. Rühmt er den Jüngling, so verirrt er sich in der Vergleichung unter die Gestirne.

Dieser Zug wurde von vielen slavischen Ethnographen falsch verstanden. Die einen (Afanassjef und Lewicki) suchten in den Dreikönigsliedern Ueberreste der slavischen Mythologie, die anderen (Dragomanof) den Wiederhall sogenannter ritterlicher Zeiten. Mir scheinen die Dinge viel einfacher: der kühne, poetische Sinn der Szczedrówki genügt, um ihre Vergleichungen und Bilder zu erklären. Was die „ritterlichen Erinnerungen" anbelangt, so sind sie so allgemein gehalten, dass es beinahe unmöglich ist, sogar einen Theil derselben für historisch anzusehen. Eher wären hier einige Märchenreminiscenzen zu suchen. **Bugiel.**

9.

Furness, W. H.: Folk-lore in Borneo. A Sketch. 8°, 30 S., mit 6 Tafeln in Lichtdruck. Wallingford (Pennsylvania), 1899.

Das vorliegende Büchlein enthält trotz seines geringen Umfanges vieles Belangreiche über die Dayak von Nordwest-Borneo (Kayan und Dayak von Sĕrawak), namentlich für die Kosmogonie und Mythologie, Material zur Vergleichung mit der anderer indonesischer Völker. Grosse Verschiedenheit herrscht zwischen den Dayakstämmen selbst in Legende und Brauch, um so willkommener müssen daher Arbeiten selbst über ganz beschränkte Gebiete sein. Die Behauptung, dass die Bewohner Borneos weder Malayen, noch Mongolen, noch Negritos, sondern aus Nordindien und Annam eingewandert seien, entbehrt wohl noch sicheren Haltes. Die Seiten 4–6 enthalten eine kurze ethnographische Skizze der Dayak, S. 6 f. wird die Schöpfungssage der Kayan mitgetheilt, S. 8 die Erfindung des Feuerreibens, das noch heute die einzige Art der Erzeugung von Ceremonialfeuer ist. Etwas mehr möchte ich zu „Klobeh" (S. 7) bemerken: Nach Wilken[1]) ist „Kloweh" eine Schwester Mahatara's, die im Centrum der Erde wohnt, von Menschengestalt, doch nur mit einer Brust mitten am Leibe. Bei Schwaner, Borneo, Bd. I., S. 176 heisst es: unter der Erde ist der Aufenthalt von „Kaloë tunggal tussoh", der über die Pflanzen wacht; auf S. 233 hält Schwaner Kaloë oder Kala[1]) für den Todesgott, den Gott der Vernichtung, der zugleich, als unterirdisches Feuer, Leben weckend, daher der Pflanzenerzeuger ist. Die beiden anderen Wörter, mit Hardeland[2]) vielleicht „tunggal tuso" zu lesen, bedeuten „einzige Brust" (mamma), womit dann auch Hardeland's Kaluä oder Kluä übereinstimmen würde, das „Gespenster von menschlicher Gestalt und Grösse" bedeutet; sie „haben aber nur eine Brust mitten auf dem Leibe, wohnen unter der Erde, wo sie grosse Dörfer etc. haben. Sie lassen sich nie sehen. Sie haben die Kraft, das Gebären verhindern zu können, weshalb schwangere Frauen oft Reis ihnen zum Opfer auf die Erde streuen[3])." Auch Sal. Müller[4]) sagt: „Ook Kaloeë poogt vaak den mensch onheil te berokkenen, hem ziek te maken, zijn leven te verkorten, en zelfs na den dood zijne ziel op allerlei wijzen te folteren." Also mit dem weitverbreiteten pontianaq in eine Classe von Dämonen zu rechnen, eine Art „Vampyr"; merkwürdigerweise heisst Vespertilio vampyrus im Malaischen Kalūwang.

Auf Seite 8 wird „lutong" erwähnt, „a resinous gum[5]), which, as it dropped to the ground beneath, was immediately transformed into chickens and swines". Lutong heisst aber auch Semnopithecus maurus oder pruinosus, und dass in der Dayak-Kosmogonie auch Affen vorkommen, sieht man auf S. 11. — S. 9: panghulu kommt von hulu in der Grundbedeutung „Haupt".

S. 10 folgt die Schöpfungssage aus dem Baram-District (Sĕrawak), S. 14 eine Ueberlieferung über den Ursprung des Kopfschnellens. Die Aufzählung kopfjagender Völker auf S. 15 ist indes lange nicht erschöpfend. Auf S. 15 f. wird der aus fünf Abtheilungen bestehende Kayan-Hades beschrieben. Aber der Dayak-Styx ist kein Strom, sondern ein riesiger Graben, mit tiefem Schlamm erfüllt, in dem es von Würmern und Maden wimmelt; die Seelen der Abgeschiedenen überschreiten ihn auf einem Baumstamme, den der Dämon Maligang bewacht, und von dem er die Darüberschreitenden in den Schlamm zu schütteln trachtet. Der Name der Unterwelt ist Dali matei, Todtenstadt oder Todtenland (Burns, l. c.), ihr Herrscher Laki tenangan (bei Hose[6]): Laki tengangang). Auch einen Orpheus haben die Kayan (S. 18 f.). Fast jeder Medicinmann war indes einmal bei den Todtengeistern, und als

[1]) Het animisme 222.

[1]) Es ist hier weder an Kâla als Beiname Çiva's, noch als Personification der vernichtenden Zeit, fatum oder = Yama zu denken, auch nicht an die im Petersburger Sanskrit-Wörterbuch angeführte Bedeutung von Kâlâ (= kâlî) „n. pr. einer Unholdin" (a female evil spirit); wohl auch nicht an das mal. kala („Scorpion"), das vielleicht vom Singhalesischen übernommen ist, wo es „Krabbe, Gift" bedeutet und das sich unter Anderen auch im battakischen hala wiederfindet (das von Furness auf derselben Seite genannte halang, „little worms", steht sicher damit im Zusammenhange).

[2]) Dajacksch-deutsches Wörterbuch 620, 624.

[3]) Hardeland, a. a. O. 216. — Aehnlich Beeker im Journ. of the Ind. Archip., III., S. 112: Kloä.

[4]) Land- en Volkenkunde 405.

[5]) Auch Burns führt in seinem Kayan-Wörterverzeichnis lutong als „rozin" an (Journ. of the Ind. Archip, III, 1849).

[6]) Journ. Anthr. Inst., XXIII., S. 166.

Beweis bringt er ein mit allen möglichen Wunderkräften begabtes, curios gestaltetes Stein- oder Holzstück mit (S. 19).

Seite 20 wird eine dayakische Erzählung von der Einführung des Reises bei den Orang Iban reproducirt, S. 22 f. über omen birds, über die Rolle des Feuers und Wassers im Geistesleben der Dayak und über Tabu („permantang") berichtet. Viel Bedeutung wird den Namen[1]) beigelegt; der Kayan will nie seinen eigenen Namen aussprechen (S. 26). Beim Kampfersuchen und Tubafischen[2]) werden die mit der Beschäftigung in Beziehung stehenden Wörter ängstlich vermieden und umschrieben (S. 27); Analogien zu all' diesen Thatsachen sind an vielen Stellen Indonesiens nachzuweisen[3]).

Die schön ausgeführten sechs Bilder geben Kayantypen, darunter eine Frau mit ihren enorm ausgedehnten Ohrläppchen, einen Blick in den Corridor eines Riesenhauses und eine Urwaldpartie am Dapoi-Fluss. Die auf einer Tafel sichtbaren lebensgrossen hölzernen Menschenfiguren sind identisch mit dem von Kükenthal[4]) auf Tafel 39 abgebildeten „odoh", „Götzenbildern", die Epidemien verhüten sollen; dazu ist zu bemerken, dass Furness nie diesen „idols" ein Opfer darbringen sah und dass sie überhaupt nichts weiter zu sein scheinen als „scarecrows to frighten off evil spirits". — Das Büchlein ist Jedermann als angenehme und nützliche Lectüre zu empfehlen. **Leo Bouchal.**

November 1899.

10.

Weule, Dr. Karl: Der afrikanische Pfeil. Eine anthropogeographische Studie. Mit 35 Abbildungen auf 2 Tafeln. Leipzig. Druck von Oswald Schmidt. 1899. IV, 66 Seiten. 8°.

Seitdem Ratzel in seiner Untersuchung der afrikanischen Bögen[5]) den ersten Anlauf genommen hat, in die scheinbar höchst verworrenen ethnographischen Verhältnisse des sogenannten „dunklen" Erdtheiles einige Ordnung zu bringen, haben es namentlich die Musealbeamten als eine unabweisbare Pflicht empfunden, das regellose und zumeist schlecht bestimmte Material für eingehende Monographien vorzubereiten. In keinem anderen Gebiete liegen einer derartigen Aufgabe mehr Hindernisse im Wege, als gerade in Afrika, wo die mannigfachsten Völkerverschiebungen vor sich gingen und in die verschiedenen ethnographischen Gebiete eine Menge von fremden Elementen einschoben. Wir begrüssen in der vorliegenden Studie einen weiteren Versuch zur Klarstellung des afrikanischen Culturbesitzes; wenn auch die dermaligen Umstände eine völlige Klärung als ausgeschlossen erscheinen lassen und vielmehr auf eine völkerweise vorgehende und dabei möglichst erschöpfende Behandlung des ethnographischen Materiales hindrängen, so darf die Berechtigung von Untersuchungen einzelner ethnographischer Objecte über ein grosses Gebiet hin nicht vorweg abgelehnt werden, umsoweniger, als sich aus ihnen Schlussfolgerungen allgemeiner Natur ergeben. Die vorhandene Literatur ist für ethnographische Studien bis auf wenige Ausnahmen fast werthlos — ich habe hier ausschliesslich die afrikanischen Reisewerke im Auge —, so dass jede Untersuchung von der Art der vorliegenden sich auf das in den Museen aufgestapelte Material stützen muss. Der Verfasser hat nur die Sammlungen der beiden Museen in Berlin und Leipzig für seine Studie herangezogen, wie ich glaube, vorläufig ganz mit Recht; denn eine Bearbeitung des gesammten Stoffes wäre unter den jetzigen Verhältnissen, wenn nicht unmöglich, so doch äusserst schwierig gewesen, da die Sammlungen in manchen grossen Museen in Folge der mangelnden Räumlichkeiten im eigentlichen Sinne des Wortes magazinirt sind, wie dies bei den afrikanischen Sammlungen in Leiden und auch in Wien leider der Fall ist.

Weule kommt in seiner Untersuchung zu dem Ergebnisse, dass die Pfeile der Buschmänner und der Pygmäen die ältesten der jetzt in Afrika vorhandenen sind, deren Träger als Urbewohner betrachtet werden können. „Diesem autochthonen Pfeil," sagt er S. 63, „stehen nun alle übrigen als eine geschlossene Masse gegenüber, einerlei, ob sie Begleiter ‚asiatischer' Bogen, oder aber am Cunene oder Kassai zu Hause sind. Sie deshalb aber ohne weiteres als nichtafrikanisch oder gar selbst als asiatisch anzusprechen, wäre zum mindesten voreilig, weil durch nichts begründet. Wissen wir aber, dass auch nur einer von ihnen dereinst die Strasse von Bab el Mandeb oder den Isthmus von Suez überschritten hat, so gehört kein grosser Mut dazu, das gleiche auch von allen übrigen zu behaupten. Nun zeigt der Pfeil des Osthorns thatsächlich eine Fiederung von reinster asiatischer Form und Technik. Das bedeutet im Sinn unserer Zeilen, dass auch die Besitzer dieser Fiederung den Gefilden Asiens entstammen müssen, eine Forderung, der ja, nach allgemein herrschender Ansicht, sie thatsächlich entsprechen. Sind aber sie Asiaten, so müssen, wieder im Sinn unserer Zeilen, auch alle anderen, da ihre Fiederung dem Wesen nach von der der Somâl nicht getrennt werden kann, ebenfalls Asiaten sein." Und er schliesst mit den Sätzen: „Auch für den afrikanischen Pfeil eröffnen sich Perspektiven, die ungeheuer sind, wenn wir den Blick nicht auf den dunklen Weltteil beschränken, sondern ihn ebenfalls nach Osten richten. Es verpflichtet zu nichts, giebt aber doch zu denken, wenn wir auf den Neuen Hebriden zum Beispiel einen Pfeil antreffen, der mit seiner Fiederung irgend einer Siedlung Centralafrikas entstammen könnte, und wenn wir an der Westküste des nördlichen Nordamerika dieselbe Federbefestigung mittels des in den Schaft gestochenen Löchleins antreffen, die am Sambesi zu Hause ist. Die Betrachtung des Pfeils unter dem engen Gesichtswinkel afrikanischer Völkerkunde ist lehrreich und interessant; soll sie aber Probleme höherer Art lösen helfen, so muss sie von höherer Warte, mit weitem, die Meere und Länder umspannendem Blicke auf ihn herab-

[1]) Vgl. Hupe in d. Tijdsch. v. Ned.-Ind., 1846, III, S. 249.

[2]) Mittelst einer die Fische betäubenden Wurzel (Pongamia sp. und Dalbergia sp.) bei Hardeland und Hupe (a. a. O. 265) „tuwä" (eine Schlingpflanze); vgl. Matthes' Makass.-hollandsch Wbk. 461, Spalte 1, i. v. (5) tôewa.

[3]) Zu dem letzterwähnten Factum vergleiche man u. A. die Andungsprache der Battak (die Sprache der über eine Leiche wehklagenden Frauen), die bâsa to-Bâkkâ der Buginesen (Matthes' boegin.-holl. Wbk. 162, Spalte 1, i. v. (2) Bâkkâ) u. A. m. (vgl. Bijdr. tot de Taal-, Land- en Volkenkunde von Ned.-Indië, V. Vgr., II. deel, blz. 445).

[4]) Im Malayischen Archipel (Frankfurt a. M. 1896).

[5]) Friedrich Ratzel, Die afrikanischen Bögen, ihre Verbreitung und Verwandtschaften. Nebst einem Anhang über die Bögen Neu-Guineas, der Veddah und der Negritos. Angezeigt von Franz Heger in diesen „Mittheilungen", XXII (1892), S. 189—190.

schauen. Das zu vollbringen, wird eine hoffentlich nicht ferne Zukunft ermöglichen."

Diese Schlusssätze zeigen, welche weittragenden Fragen ein so unscheinbarer Gegenstand, wie es gerade der afrikanische Pfeil ist, aufzurollen vermag. Ich glaube zwar, dass die Zeit, den Pfeil und mit ihm die anderen Erzeugnisse afrikanischer Culturkreise von einer höheren Warte betrachten zu können, noch nicht gekommen ist, da unsere Kenntnisse noch viel zu lückenhaft sind und wir dabei nur auf ein Nebelmeer herabblicken, das nur ab und zu eine klare Form durchbricht, doch schadet es nichts, wenn man zeitweilig eine kleine Höhe besteigt, um ein wenig weiter zu sehen. Uebrigens ist die Studie Weule's eine ausserordentlich sorgfältig durchgeführte Arbeit, die auf die kleinsten Vorkommnisse achtet und deren Bedeutung genau erwägt. Es ist nicht nöthig, auf den Inhalt der höchst beachtenswerthen Schrift näher einzugehen; denn sie behandelt den Gegenstand nach jeder Richtung, erörtert unter Anderem ausführlich das „versenkt" geschmiedete Pfeilblatt, bei welchem die beiden Hälften nicht in derselben Ebene liegen (dieselbe Blattform weisen auch zahlreiche Speerarten auf), behandelt die Verbindung von Schaft und Spitze, die Flugsicherung, die Kerbe, die Verzierung und die Vergiftung und versucht auf Grundlage der Flugsicherung eine Classification der Pfeiltypen. Auf Weule's Studie wird man immer zurückgreifen müssen, wenn man afrikanische Ethnographie oder Pfeilstudien überhaupt betreibt. **Wilhelm Hein.**

11.

Makowsky, Alexander: Der Mensch der Diluvialzeit Mährens mit besonderer Berücksichtigung der in den mineralogisch-geologischen Sammlungen der k. k. technischen Hochschule in Brünn verwahrten Objecte. Separatabdruck aus der Festschrift der k. k. technischen Hochschule in Brünn zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens. Brünn 1899. 4°. 52 S. und 9 Tafeln Abbildungen.

Mit grossem Vergnügen sehen wir hier das vom Verf. im Laufe von 20 Jahren aufgesammelte ansehnliche diluviale Fundmaterial vereinigt dargestellt. Nach einigen einleitenden Capiteln über den Löss und seine Einschlüsse im Allgemeinen sowie die aus ihm stammenden Säugethierreste und Artefacte folgt die Besprechung der Lössfundstellen von Joslowitz, Pausram, Brünn und Przedmost, hierauf eine kurze Besprechung der diluvialen Thierreste aus den mährischen Höhlen nebst einer tabellarischen Uebersicht der diluvialen Säugethierfauna und endlich die Vorlage der menschlichen Skeletreste aus den diluvialen Erdschichten von Mähren, insbesondere aus dem Löss von Schlapanitz, vom Rothen Berge bei Brünn, im Weichbilde von Brünn und von Husowitz. Die auf 9 guten Lichtdrucktafeln vereinigten Abbildungen sind um so willkommener, als der dem Aufsatze als Theil einer Festschrift zugemessene beschränkte Raum eine eingehendere Beschreibung der einzelnen Fundstücke nicht zuliess. Jedenfalls ist es anzuerkennen, dass in dieser Festschrift auch den werthvollen Ergebnissen von Makowsky's eifriger und vom Glück begünstigter Sammelthätigkeit ein wenn auch relativ kleiner Raum zugebilligt wurde.

Was Ref. an dieser wie an den vorausgegangenen Publicationen Makowsky's über seine diluvialen Funde auszusetzen hat, ist der grosse Optimismus und Enthusiasmus des Verfassers, der ihn über die gerade diesen Funden gegenüber unerlässliche Skepsis und Akribie oft so weit hinweghebt, dass man kein genügend treues und detaillirtes Bild der Fundumstände erhält, dass neben den zahlreichen werthvollen Funden einige unzugehörige Sachen aufgetischt werden und dass manchen an und für sich guten Fundstücken eine unrichtige, übertriebene Rolle zugewiesen wird. Dadurch kommt das ganze Fundmaterial in die Gefahr, gelegentlich der Zurückweisung der allzu optimistischen Auslegungen einer unverdienten allgemeinen Unterschätzung zu verfallen.

Zu bemängeln sind z. B. die drei Thongefässe vom Rothen Berge (Fig. II, 15). Was Verf. über sie S. 23 zu sagen weiss, ist zur Anerkennung ihres so unwahrscheinlichen diluvialen Alters völlig unzureichend. Ganz nebenbei mag die Versicherung gestattet sein, dass Ref. die von ihm in der Mokrauer Höhle ausgegrabenen Topfscherben nicht für diluvial hält, wie Verf. S. 23 anzunehmen scheint. Diese Scherben sind ausnahmslos neolithisch. Bezüglich der Knochenstücke II 8, III 5 und III 6 *a*, 6 *b* sei neuerlich hervorgehoben, dass sie keinerlei Bearbeitung zu Schmuckgegenständen oder Werkzeugen aufweisen. Ein ganz besonderes Gewicht aber muss Ref. auf den Hinweis legen, dass die grossen Knochen von Mammuth und anderen Säugern keineswegs in der vom Verf. angenommenen Weise bearbeitet sind.

Makowsky hatte bei Abfassung der vorliegenden Arbeit die diesen Gegenstand richtig stellenden Bemerkungen des Ref. (Mitth. d. Anthrop. Gesellsch. 1899, XXIX, S. 78) noch nicht zur Hand, konnte also auf sie nicht Rücksicht nehmen. Da aber Virchow auf dem Athropologencongresse zu Lindau 1899 (diese Mitth., Sitzungsber. [44]) es als eine Hauptsache bezeichnete, ob die Aushöhlung in den Knochen natürlich war oder künstlich hervorgebracht ist, so sei auch an dieser Stelle auf des Ref. Nachweis, dass die vierseitige Höhlung im Mammuthhumerus eine natürliche Markhöhle ist und weder durch Auskratzung noch durch das Eintreiben eines Pfahles künstlich erzeugt wurde, aufmerksam gemacht.

Szombathy.

12.

Buchtela, K.: Vorgeschichte Böhmens. I. Nordböhmen bis zur Zeit um Christi Geburt. Beilage zum Věstník Slovanských Starožitnosti III Prag 1899. S. 1—42.

Der Autor stellt sich in dieser Arbeit eine doppelte Aufgabe: er will einerseits durch eine kritische Besprechung von Píč's „Starožitnosti země české, I., 1" (s. diese Mittheilungen XIX, S. 262 ff.) die Haltlosigkeit der von Píč aufgestellten Ordnung der ältesten Culturdenkmäler Böhmens nachweisen und dadurch für eine neue Ordnung dieser Alterthümer reinen Tisch machen; andererseits will er sein eigenes System vortragen und benützt dazu das Erscheinen des Píč'schen Werkes, weil in demselben alle zum Verständnis seiner Ideen nothwendigen Abbildungen zu finden sind. Von dem kritischen Theile der Arbeit sehen wir hier ab und bemerken nur, dass er sehr scharf, sehr entschieden und fast durchaus ablehnend gehalten ist, ohne die grossen Verdienste Píč's um dieses Denkmälergebiet in Abrede zu stellen. Aus dem eigenen

System Buchtela's spricht durchaus der eifrige Forscher und gründliche Kenner der vorgeschichtlichen Alterthümer Böhmens, und seine Abhandlung bedeutet zweifellos einen grossen Fortschritt in der wissenschaftlichen Durcharbeitung des Materiales. Das Werk von Píč hat mehr musealen, die Studie Buchtela's mehr akademischen Charakter, und so ergänzen sie sich gegenseitig, trotz oder vielmehr eben wegen ihrer starken Widersprüche.

Buchtela unterscheidet für Nordböhmen: 1. eine rein neolithische Stufe, 2. eine Uebergangsstufe zur Bronzezeit, 3. eine ältere Bronzezeitstufe, 4. eine Uebergangsstufe zur Eisenzeit, 5. eine vorkeltische Eisenzeit. Die an zahlreichen und ausgiebigen Fundstellen, meist Wohnplätzen, vertretene erste Stufe ist charakterisirt durch kugel- und birnförmige Töpfe mit Voluten- und Stichbandverzierung, in der Steinmanufactur durch einfache, meist schuhleistenförmige Werkzeuge. In den stilistischen Motiven zeigt sie Anschlüsse an den Südosten (über Mähren nach Ostungarn, Siebenbürgen, Bosnien) und eine gewisse Verwandtschaft mit den Funden von Hissarlik und den ägäischen Inseln. Aus dieser Weltrichtung dürfte denn auch jene Cultur stammen (vielleicht sogar die Bevölkerung), während die Aehnlichkeiten mit thüringischen, main- und rheinländischen vielmehr auf einer weiteren Westwirkung jener Cultur beruhen dürften. Rituelle Grabanlagen fehlen; nur in Culturgruben erscheinen zuweilen ganze Skelette ohne Beigaben. Erst am Ausgange der jüngeren Steinzeit begegnen wir, offenbar in Folge fremder Einflüsse, förmlichen Gräbern: Flachgräbern ohne Steinpackung mit jüngerer Voluten- und Stichbandkeramik. Diese ganze Keramik galt nach Götze bisher für jünger als die grosse schnurkeramische Gruppe, und ich selbst habe diese Auffassung aus technischen und stilistischen Gründen in meiner „Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa“ 260—271 vertreten. Nach den stratigraphischen Untersuchungen Palliardi's, Reinecke's und Buchtela's scheint es aber in der That, dass die Voluten- und Stichkeramik die ältere, die Schnurkeramik die jüngere Gruppe sei. Die Schnurkeramik ist nach Buchtela eine Imitation des eingestochenen Ornamentes; sie ist viel leichter auszuführen und regulärer, wenn auch weniger kräftig als dieses und verhält sich zu ihm wie der Buchdruck zur Handschrift [1]).

Die Uebergangsstufe zur Bronzezeit ist ein Einschub aus fremder Culturspähre; sie ist örtlich enger begrenzt als die rein neolithische Stufe und enthält zahlreiche Elemente der thüringischen, brandenburgischen und der Terramarakeramik. Auch die Steinwerkzeuge weisen neue, künstlichere Formen auf; die ersten Metallsachen bestehen in kleinen Schmuckgegenständen aus Kupfer und Bronze. In Allem merkt man die Entfaltung des Handels als eines neuen grossen Culturfactors, namentlich entlang der Elbe und ihrer namhafteren Zuflüsse. Dem Import folgt die locale Nachahmung. Die Zeugnisse dieser Entwicklung finden sich zahlreich in den ältesten Burgwällen (Scharka, Řivnáč, Schlaner Berg) und Gräbern, aus welchen Buchtela zwei Gruppen bildet: eine ältere mit vorwiegend schnurverzierter thüringischer Keramik (hauptsächlich im Norden und Westen) und eine jüngere mit charakteristischer Uebergangskeramik (vorwiegend in Mittelböhmen).

Es folgt die ältere Bronzezeit (Stufe von Aunětitz), die originellste prähistorische Cultur Böhmens, hauptsächlich im Centrum des Landes herrschend, entstanden aus der Uebergangscultur unter gesteigerten südlichen Einflüssen, charakterisirt durch streng rituelle Leichenbestattung, eine ornamentarme, dunkle, solid geglättete Keramik und den Gebrauch von Steinwerkzeugen neben den theils importirten, theils inländisch gefertigten Bronzen.

In der jüngeren Bronzezeit oder der Uebergangsstufe zur Eisenzeit erkennt Buchtela drei Culturgruppen: eine lausitzische, eine schlesische und eine nach dem Fundorte Knowiz benannte, welche sich aus der Aunětitzer unter dem Einflusse der beiden ersteren Gruppen entwickelt haben soll. Sie ist die jüngere Bronzecultur der autochthonen Bevölkerung, während die Lausitzer Cultur Böhmens vielleicht durch das gewaltige Eindringen eines neuen, leichenverbrennenden Volkes herbeigeführt wurde. Die schlesische Cultur scheint eine jüngere Phase der lausitzischen zu sein, hervorgerufen durch wiederholtes Nachrücken stammverwandter Scharen oder durch die Verbindung der älteren Einwanderer mit ihrem Mutterlande.

Die jüngste schlesische Culturstufe, welche sich im nördlichen, besonders aber im mittleren Böhmen unter hallstättischen Einflüssen zu hoher Blüthe entfaltete, nennt Buchtela nach dem Fundorte Bilany, wo 42 Gräber nebst einer zugehörigen Ansiedelungsschicht aufgeschlossen wurden [1]). Sie bedeutet den entschiedenen und vollständigen Sieg der neuen Bevölkerung über die autochthone Einwohnerschaft, welche jetzt erst vollständig absorbirt wird. Buchtela glaubt, dass die Bilanyer Cultur auch die Herrschaft der La Tène-Stufe in Böhmen überdauert habe und erst den Einwirkungen der römischen Cultur, vielleicht im II. bis III. Jahrhundert n. Chr., allmälig erlegen sei. Der La Tène-Cultur Böhmens gibt er die Dauer von circa 50 vor bis 100 n. Chr. In diesen Punkten können wir allerdings die Auffassung Buchtela's nicht theilen. Für uns reicht die La Tène-Cultur Böhmens viel weiter zurück, und noch früher müssen wir die Bilanyer Gruppe, eine ausgesprochen späthallstättische Stufe mit schwachen Früh-La Tène-Spuren, ansetzen. **M. Hoernes.**

13.

Deichmüller, Prof. Dr. J. V.: Sachsens vorgeschichtliche Zeit. (Sonderabdruck aus: Wuttke, Sächsische Volkskunde, S. 26 – 50.) Dresden, G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung, 1900. 8° [2]).

[1]) Vgl. jetzt auch: Köhl, „Ueber die neolithische Keramik Südwestdeutschlands“ (im Correspondenzbl. des Gesammtvereines der deutschen Gesch.- und Alterth.-Vereine 1900. Mit Abbild.).

[1]) Ueber die Funde von Knowiz (Gerichts-Bezirk Schlan) vgl. unsere „Mittheilungen“ XXVI, 129 und „Památky arch.“ XIII, 235; XV, 781; XVI, 243, 285, 385, 495, 583; über die Funde von Bilany (Gerichts-Bezirk Böhmisch-Brod) vgl. unsere „Mittheilungen“ XXVI, (21); XXVII, (30) und „Památky arch.“ XVII, 358, 381. (Briefliche Mittheilung von Conservator Heinrich Richlý.) Die Red.

[2]) Wuttke's Sächsische Volkskunde ist eine Sammlung von einstündigen Vorträgen, welche im Winter 1898/99 in der Gehe-Stiftung zu Dresden gehalten wurden. Demnächst wird eine zweite Auflage erscheinen, in welcher der hier besprochenen Abhandlung drei kleine Karten über die Verbreitung der Steinzeit, der grossen Urnenfelder und der slavischen Funde in Sachsen beigegeben sein werden. (Briefliche Mittheilung von Prof. J. Deichmüller.) Die Red.

Es freut den Referenten jedesmal ganz besonders, eine Arbeit anzeigen zu können, wie z. B. A. Götze's „Vorgeschichte der Neumark“ (diese Mittheilungen, XXVII, 111) oder R. Beltz „Vorgeschichte von Mecklenburg“ (ebenda XXIX, 92). Eine solche, gegenüber der vorgenannten allerdings bedeutend kürzer gehaltenen Publication liegt nun über das Königreich Sachsen vor und verdient wärmste Empfehlung an Laien und Fachgenossen, welche, jeder in seiner Art, daraus leichten und erklecklichen Gewinn ziehen können. Die archäologische Stellung dieser nordwestlichen Nachbarlandschaft Böhmens ist eigenthümlich in ihren positiven und negativen Beziehungen, denen wir, um den Gehalt der kleinen Schrift zu zeigen, etwas näher treten müssen.

Einzelfunde der jüngeren Steinzeit sind, mit Ausnahme des Erz- und des Elbsandsteingebirges, im ganzen Lande, namentlich im unteren Elbthal, vertreten. Auch die Schnurkeramik erscheint mit einer einzigen Ausnahme (Skeletgrab bei Zwenkau) in isolirten Gefässfunden, die auf den Norden (Leipzig bis Bautzen) beschränkt sind und sich formell eng dem bekannten Thüringer Culturkreise anschliessen.

Die Bandkeramik dagegen herrscht in den Ansiedelungsstellen des Elbthales zwischen Pirna und Riesa. An Götze's Ansicht von der Priorität der Schnurkeramik festhaltend, lässt daher Deichmüller die erste Besiedelung des Landes von Thüringen her erfolgen und sich über das nördliche Sachsen bis in die Lausitz ausdehnen, worauf in einem jüngeren Abschnitte der Steinzeit eine neue Einwanderung von Böhmen, das Elbthal herab geschehen sein soll. Diese Schlüsse überzeugen uns nicht.

Hünenbetten und Kupferfunde sind aus Sachsen bisher unbekannt. Die Bronze, deren erstes Auftreten Deichmüller in's VIII. Jahrhundert setzt, treffen wir in Gestalt älterer und jüngerer Depotfunde mit wesentlich verschiedenem Inventar (ein älterer Fund z. B. in Jessen bei Lommatzsch, ein jüngerer mit über 100 Stücken im Gewichte von fast $^1/_4$ Centner, eine Gussstätte kennzeichnend, in Weissig bei Grossenhain).

Weitaus der grösste Theil vorgeschichtlicher Funde Sachsens stammt aus Brandflachgräbern der älteren Metallperioden. Diese Gräber finden sich im ganzen Lande mit Ausnahme des Elbsandstein- und des Erzgebirges, während Hügelgräber (der Bronzezeit) nur spärlich vorkommen. Mit ihrem vorwiegend keramischen Inhalt sind jene echte Urnenfelder einer metallarmen Bevölkerung. Sie zerfallen deutlich in zwei Gruppen, von welchen die ältere nur Bronze (typische Nadeln u. s. w.) und vorwiegend eckig profilirte, hellfarbige Töpfe (Buckelurnen etc.), die jüngere auch Eisen (wieder andere Nadeltypen) und mehr gerundete, an die Hallstattgruppe erinnernde, dunklere Thongefässe führt. Der Gräberbau ist in beiden Gruppen gleich, die Bevölkerung offenbar dieselbe, im ganzen Lande, bis auf einige gebirgige Striche, dicht verbreitete. Die älteren Urnenfelder häufen sich im unteren Elbthal, um Grossenhain und Radeburg, die jüngeren um Bautzen und im Osten des Landes. Deichmüller nimmt wieder eine zu Beginn der Bronzezeit erfolgte ausgedehnte Einwanderung neuer (germanischer) Volksstämme an, welche von der Niederlausitz und dem westlichen Schlesien ausgegangen sein soll. Das Eisen und die hallstattähnliche, „schlesisch-posen'sche“ Keramik habe sich später, etwa um 500 v. Chr., ohne Massenbewegung von Osten her über Sachsen verbreitet. Ansiedelungsfunde aus dieser ganzen Frühmetallzeit fehlen fast vollständig.

Die jüngsten Glieder der Urnenfelder enthalten typische La Tène-Beigaben, meist frühesten Charakters. Seltener sind Mittel-La Tène-Sachen, während Spät-La Tène-Funde völlig zu fehlen scheinen. Jetzt ist Metall häufiger, zumeist in Gestalt von Fibeln, auch von eisernen Schmucksachen; eiserne Schwerter fanden sich noch nicht. Aber im Ganzen hat die La Tène-Stufe keinen tieferen Einfluss auf den Gesammtstand der Cultur geübt, und Gleiches gilt von der provinzialrömischen Civilisation. „Kaum findet man bei uns eine römische Münze oder in einem Gräberfelde eine Urne, eine eiserne Lanzenspitze oder eine Fibel, deren Formen auf römischen Ursprung zurückzuführen sind. Gräberfelder mit provinzialrömischen Beigaben, wie sie in benachbarten Ländern gefunden worden sind, kennt man bis jetzt aus Sachsen noch nicht.“

In einigen Skeletgräbern bei Dresden fanden sich Waffen und Schmuckstücke der germanischen Wanderzeit. Viel häufiger sind die rohen Ueberreste der slavischen Periode aus zahlreichen Burgwällen, welchen in geringerer Zahl solche aus offenen Wohnplätzen und aus Gräbern zur Seite treten. Sie bekunden, trotz der Anwendung der Drehscheibe und den Spuren neuer Handelsbeziehungen, einen Rückschritt der Cultur oder wenigstens einen Stillstand derselben unter geänderten Formen der Industrie und auf neuer nationaler Grundlage.

M. Hoernes.

Philippe Salmon.

Am 17. Februar d. J. starb zu Paris im Alter von 76 Jahren Philippe Salmon, Director-Stellvertreter der Pariser „Anthropologischen Schule“ (Association pour l'Enseignement des Sciences anthropologiques) und gewesener Präsident der Pariser Anthropologischen Gesellschaft. War sein Leben auch nicht so fruchtbar für die Urgeschichtsforschung, wie das Gabriel de Mortillet's, so darf sein Name doch in Ehren nach dem seines Freundes und Meisters, der ihm vor anderthalb Jahren in den Tod vorausging, genannt werden. Salmon stammte aus dem an prähistorischen Denkmälern reichen Gebiet der Forêt d'Othe und lernte schon in der frühen Jugend diese Alterthümer kennen und schätzen. Allein erst in vorgerückten Jahren, in welchen ja halbvergessene Neigungen häufig wieder neue Macht über uns gewinnen, kehrte er mit einem Alles hintansetzenden Eifer zu ihnen zurück. Er war Notar gewesen und hatte als gelehrte Nebenbeschäftigung die Numismatik gepflegt. Jetzt, im Ruhestande, widmete er sich ganz der vorgeschichtlichen Alterthumskunde. Zahlreich sind seine Bücher und Abhandlungen seit dem Beginne der Achtziger-Jahre. Seine kleineren Arbeiten erschienen in den seither abgeschlossenen Zeitschriften „L'homme“ und „Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme“,

sowie in der noch erscheinenden „Revue mensuelle“ der Pariser anthropologischen Schule. Sie handelten von megalithischen Denkmälern, neolithischer Steinmanufactur, prähistorischer Keramik und ähnlichen Gegenständen. In grösseren Werken gab er Uebersichten der Denkmäler ganzer Departements Frankreichs. Sein Hauptgebiet war die Steinzeit, namentlich die jüngere, natürlich mit vorwiegender, wo nicht ausschliesslicher Berücksichtigung Frankreichs. Das soll keinen Vorwurf bedeuten, obwohl er, wie sein Vorgänger Mortillet, in Frankreich womöglich Classificationen für ganz Europa zu finden trachtete. Das hervorstechendste Ergebnis seiner neolithischen Studien war seine Eintheilung der jüngeren Steinzeit in drei Unterabtheilungen (die Stufen von Campigny, Robenhausen, Carnac) nach gewissen Typen der Steinmanufactur. 1886 veröffentlichte er darüber die Arbeit „Age de la pierre polie. Période néolithique, division en trois époques“. 1889 und 1891 erweiterte er diese Darstellung zu einer Systematik beider Steinzeiten in „L'âge de la pierre à l'exposition universelle de Paris, 1889“ und in Division industrielle de la période paléolithique quaternaire et de la période néolithique“. Auch im X. Bande des „Bulletin de la Société d'anthropologie de Bruxelles“ findet man eine mit 19 Tafeln ausgestattete textlich kurzgefasste (tabellarische) Uebersicht seines Systems. Gewiss bildet dasselbe keine einwandfreie chronologische Gliederung der gesammten Steinzeit; aber es kann, zusammen mit Gabriel de Mortillet's vorbildlicher Eintheilung, als Ausgangspunkt kritischer Betrachtung dienen. Wir möchten hier wiederholen, was S. Reinach bei Mortillet's Tode aussprach: „Citius emergit veritas ex errore, quam e confusione“. Confusion herrscht aber dort, wo man noch gar nicht angefangen, sich in solcher Weise ordnend mit den prähistorischen Funden zu befassen, sondern in falsch verstandener „inductiver“ Thätigkeit hofft, dass sich die Verhältnisse von selber klären werden. Das werden sie nicht thun, und höchstens wird über dem Bann, den man auf die „Meinungen“ legt, das Interesse an den „Thatsachen“ erlöschen. „Der Zeit ihre Wissenschaft!“ möchten wir, ein bekanntes Künstlerwort variirend, sagen; es geht einfach nicht, dass in der einen Epoche blos gesammelt, in der anderen blos verarbeitet wird. Auch Salmon hat nicht blos classificirt, obgleich die ihm eigenen Ideen wie eine Lebenslust ohne die keine wissenschaftliche Thätigkeit erfreuen und gedeihen kann, in jeder seiner Arbeiten walteten. Und so, dünkt mich, soll es sein.

M. Hoernes.

Ulrich Jahn.

Wir haben die Pflicht, von dem Tode eines Mannes Kenntnis zu geben, der in mancher Beziehung uns Oesterreichern ziemlich nahe getreten ist. Ulrich Jahn wurde am 15. April 1861 zu Züllchow in Pommern geboren. Nachdem er die Gymnasialstudien in Stettin beendigt hatte, ging er an die Universität nach Leipzig und später nach Breslau, wo er 1884 zum Doctor der Philosophie promovirt wurde und 1885 das Oberlehrerexamen ablegte; er wurde dann Gymnasiallehrer in Berlin, verzichtete aber 1892 auf das Lehramt. In den letzten Jahren lebte er in London und starb in Berlin während eines kurzen Aufenthaltes am 20. März 1900 unerwartet an den Folgen einer inneren Verletzung[1]).

Bereits im Jahre 1884 veröffentlichte er im III. Bande der von Weinhold herausgegebenen „Germanischen Abhandlungen“ eine ausführliche Untersuchung über „Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht“, die eine warme Aufnahme fand[2]). Im Jahre 1886 leitete er im Auftrage des Stettiner Museums die Ausgrabung eines megalithischen Grabes. Einige Aufregung verursachte sein in der Berliner anthropologischen Gesellschaft gehaltener Vortrag „Ueber den Zauber mit Menschenblut und anderen Theilen des menschlichen Körpers“ (Verhandlungen, 1888, S. 130—140), gegen welchen in dem von Rabbi Dr. Bloch in Wien herausgegebenen Centralorgan für die gesammten Interessen des Judenthums „Oesterreichische Wochenschrift“ (Nr. 45 vom 16. November 1888) eine entschiedene Verwahrung eingelegt wurde. Später betheiligte sich Jahn lebhaft an den Forschungen auf dem Gebiete des Bauernhauses und stellte 1891 auf der German Exhibition zu London ein schleswig-holsteinisches Bauernhaus mit einer vollständigen Sammlung von Bauernalterthümern auf. Im selben Jahre betheiligte er sich an der Begründung des Vereines für Volkskunde in Berlin, als dessen erster Schriftführer er ein Jahr lang wirkte. Seine volkskundlichen Sammelreisen, welche er für die von ihm in's Leben gerufene „deutsch-ethnographische Ausstellung in Chicago“ unternahm, führten ihn auch in unsere Alpenländer, in welchen er eine förmliche Razzia nach Bauernalterthümern veranstaltete. Als Beweis dafür mag gelten, dass er eine an 70 Nummern zählende Sammlung von holzgeschnitzten, sogenannten „Perchtenlarven“ zusammenbrachte. Vom Jahre 1893 ab begegnen wir seinem Namen in der deutschen Fachliteratur nicht mehr.

Dr. Wilh. Hein.

[1]) Die biographischen Angaben verdanke ich einer gütigen Mittheilung des Geheimrathes Dr. Karl Weinhold in Berlin.

[2]) Vgl. die Anzeige von W. Schwartz in der Zeitschrift für Ethnologie, XVI. Bd. (1884), S. 228—229.

Bronzen aus Wien und Umgebung

im k. k. naturhistorischen Hofmuseum

und die Bronzezeit Niederösterreichs im Allgemeinen.

Von Universitäts-Professor Dr. **Moriz Hoernes.**

(Mit 4 Tafeln und 2 Abbildungen im Texte.)

I.

Bronzen aus Wien und Umgebung.

Die Bronzen, welche hier aufgezählt und zum ersten Male genauer bekanntgemacht werden, beanspruchen ein gewisses höheres Interesse, als ihnen sonst wohl zukommen würde, dadurch, dass sie prähistorisches Culturleben bezeugen für eine Stätte und deren Umgebung, deren geschichtliche und actuelle Bedeutung für uns von keiner zweiten Fundgegend übertroffen wird. Sie stammen aus dem Boden Wiens und der östlichen Hälfte Niederösterreichs zu beiden Seiten der Donau. Ihre Veröffentlichung hat den bescheidenen Zweck eines Nachtrages oder einer Ergänzung zu älteren Publicationen, namentlich zu der inhaltreichen Abhandlung E. v. Sacken's „Ueber Ansiedlungen und Funde aus heidnischer Zeit in Niederösterreich" (Sitzungsber. d. phil.-hist. Cl. d. kais. Akad. d. Wiss., Bd. LXXIV, 1873, S. 571—622, mit 4 Tafeln), indem sie theils Neues hinzufügt, theils Funde, welche v. Sacken kannte, aber nur flüchtig aufzählte, in Abbildungen (Zeichnungen von P. Zeidler) zugänglich macht. Die Bronzen aus Wien sollen vollständig verzeichnet, von den übrigen nur Inedita mitgetheilt werden. Die unmittelbare Veranlassung dieser Publication bildete die Uebernahme eines über 700 Stücke (meist Bronzen aus Oesterreich-Ungarn) umfassenden Postens, welcher im Tauschwege von den Kunstsammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses an das k. k. naturhistorische Hofmuseum abgegeben wurde. Neben den hieher gehörigen Stücken dieses Postens (Inv.-Nr. 34.765 u. f.) verzeichnen wir den gleichartigen älteren Besitz der Sammlung, soweit derselbe nicht schon für genügend bekannt erachtet werden darf. Zu den aus letzterem Grunde hier auszuschliessenden Bronzefunden gehören die Depots von Stollhof, Maiersdorf und Aspern im Süden, Stockerau, Kleedorf[1]) und Unter-Retzbach im Norden der Donau, sowie die Einzelfunde, welchen v. Sacken in der genannten Abhandlung durch Abbildung oder hinreichende Beschreibung gerecht geworden ist, endlich der Beilfund von Unter-Themenau, Gerichtsbezirk Feldsberg in Niederösterreich (nicht „in Mähren", wie es in diesen Mitth., XIII, S. 77, heisst). Nur aus den drei erstgenannten Depotfunden vom rechten Donauufer theilen wir noch einzelne Stücke mit, aus Stollhof und Maiersdorf solche, welche nach den betreffenden Publicationen v. Sacken's vom Münz- und Antikencabinet erworben wurden. Wohl aus diesem Grunde gelangten die letzteren Stücke nicht schon bei der ersten grossen Abgabe prähistorischer Gegenstände des k. k. Münz- und Antikencabinetes im Jahre 1888, welche neben der Hallstätter Sammlung u. s. w. auch die Depotfunde von Stollhof und Maiersdorf umfasste, an das naturhistorische Hofmuseum, sondern wurden erst kürzlich dem letzteren übergeben.

In der folgenden Aufzählung ordnen wir die Stücke topographisch, nach der Lage der Fundorte, wie schon v. Sacken gethan, indem wir für das Gebiet am rechten Ufer der Donau von Wien ausgehen und nach Süden bezw. Südwesten vorschreiten, für das Land im Norden der Donau aber die Fundorte um Eggenburg und am Manhartsberge, welche eine dichte Gruppe bilden, voranstellen.

[1]) Zu dem von Sacken, l. c. S. 591 f., hinlänglich genau beschriebenen Depotfunde von Kleedorf sei nur bemerkt, dass der S. 592 genannte Spiraldiscus aus einem bandförmigen Bronzestreifen nicht, wie v. Sacken meinte, die Hälfte eines brillenförmigen Zierstückes, sondern wahrscheinlich das Ende eines grossen „Schildarmbandes", gleich den seltenen Prachtstücken aus dem Depotfunde von Sehuschitz in Böhmen (Richlý, Bronzezeit, Taf. XLVI), darstellt. Ueber das schönste Fundstück von Kleedorf, das gravirte „Querbeil" (v. Sacken, l. c. Taf. II, Fig. 58) als einen schweizerisch-südwestdeutschen Typus, vgl. Schumacher, Neue Heidelberger Jahrb., IX, S. 260 f.

I. Wien und das angrenzende Bergland im Süden der Donau

(Wienerwald, Triesting- und Piestingthal, Neue Welt, Schwarza- und Pittenthal).

1. Inv.-Nr. 34.765. Hohlcelt mit abgebrochenem Oehr, kurz, dick, auf der einen Seite und im Innern der 8 cm tiefen Dülle knollig patinirt, auf der anderen Seite abgescheuert, 9·6 cm lang (Taf. I, Fig. 1). Gefunden März 1863 „bei der Aufgrabung des Grundes für das Gebäude der Versicherungsanstalt ‚Anker' nächst der Elisabethbrücke in der Tiefe von 6 Klaftern". Kenner, Fundchronik, VIII, 1862—1863, S. 17. Angekauft für das k. k. Münz- und Antikencabinet. Abgebildet Kenner, l. c. Fig. 10, und „Geschichte der Stadt Wien, herausgegeben vom Alterthums-Vereine zu Wien", Bd. I, 1897, S. 33, Fig. 18. (Nach M. Much, ebenda, gefunden „bei dem Bau des Hauses Kärntnerring Nr. 12" und „jetzt verschollen".) Beschrieben ohne Hinweis auf die citirte Notiz und Abbildung Kenner's bei v. Sacken, l. c. S. 599 f. Des Letzteren Bemerkung l. c. S. 600, das Stück sei „offenbar ursprünglich länger" gewesen, „da die Schneide unverkennbar an das abgenützte Instrument später angeschliffen wurde", ist, so weit ich das zu erkennen vermag, nicht richtig. Der gedrungenen Form nach stammt das Stück aus einer mittleren oder jüngeren Phase des Bronzezeitalters.

2. Inv.-Nr. 34.766. Armring, oval, offen, mit verjüngten Enden, hohl (aus Blech röhrenförmig geschmiedet), unverziert, etwas verbogen, fast zur Hälfte durch einen dünnen Covellinüberzug blau gefärbt, 7·5 cm Durchmesser (Taf. I, Fig. 2). Gefunden „bei den Kapuzinern in Wien 1824" (also an der Südwestecke des Neuen Marktes im I. Bezirke) laut alter Aufschrift auf dem Stücke selbst. Wahrscheinlich der älteren Hallstattperiode (Zeit der ähnlich geschmiedeten, zweischleifigen Bogenfibeln mit hohlem Bügel) angehörig.

3. Inv.-Nr. 34.767. Armringe und Armringfragmente (zusammen 7 Stück) aus je vier spiralig zusammengewundenen Drähten, die an den Enden Oesen und Haken bilden. Unterhalb der Enden waren kleine Blechhülsen aufgeschoben und durch Drahtringeln befestigt. Circa 7 cm Durchmesser (Taf. I, Fig. 3 u. 4). Laut beiliegender Etikette „gefunden 1855 auf dem Wienerberge" (jetzt X. Bezirk Wiens) offenbar in Gräbern karolingischer oder noch jüngerer Zeit. Vgl auch Sacken-Kenner, k. k. Münz- und Antikencabinet, S. 316, 1646 bis 1657 *c* („...gewundene Armringe vom Wienerberg".)

4. Inv.-Nr. 34.768. Meissel, unten vierkantig, oben achteckig und am stumpfen Ende in eine (nicht durch den Gebrauch entstandene) dicke Scheibe auslaufend, bräunlich patinirt, Schneide recent nachgeschärft. 15·1 cm lang (Taf. I, Fig. 5). Laut alten Vermerks auf dem Stücke selbst „gefunden 1850 auf dem Kahlenberge" (jetzt XIX. Bezirk Wiens). Vgl. J. G. Seidl, Beitr. z. e. Fundchronik u. s. w., III, S. 9 (Arch. f. österr. Geschichtsqu., Bd. IX): „Josefsdorf 1850. — Zu J. auf dem Kahlenberge bei Wien fand der Inhaber des Kahlenberges, Herr Finsterle, bei Planirung des Platzes vor dem Schlosse einen wohlerhaltenen bronzenen Flachmeissel mit röthlicher Patina, der wahrscheinlich aus der Römerzeit herstammt. Derselbe wurde von dem Finder dem k. k. Münz- und Antikencabinet käuflich überlassen."

5. Inv.-Nr 28.212. Palstab mit schwachen Schaftlappen und defecter Schneide, sehr schmal, 16·4 cm lang (Taf. I, Fig. 6). Angekauft 1894 für die prähistorische Sammlung. Gefunden, nach glaubwürdiger Angabe des Verkäufers, im Wienflussbette bei St. Veit (jetzt XIII. Bezirk Wiens)

6. Inv.-Nr. 13.598. Armring, knotig, mit stempelförmigen Enden, 6·8—7·5 cm Durchmesser. Abgeb. Mitth. d. Centr.-Comm. 1887. S. CLXXXV, Fig. 30. (Darnach Much, Atlas, LXXXIX, 14, und Geschichte der Stadt Wien, S. 34, Fig. 20.) Vgl. auch diese Mitth. XIX, S. 68. Geschenk des Herrn A. Bachofen v. Echt an die prähistorische Sammlung. Gefunden in einem Skeletgrabe der La Tène-Zeit im Löss der Hauser'schen Ziegelgrube am Steilrand der Donau zu Nussdorf (Wien, XIX. Bezirk). Das Skelet lag von Nord nach Süd, 180 cm tief (65 cm Humus, 115 cm Löss) und hatte nur zwei Bronzearmringe bei sich (der zweite war gebrochen und kam nicht in's Museum). Der Schädel befindet sich in der anthropologischen Sammlung des Hofmuseums.

Ehe wir zu den Funden aus der Umgebung Wiens übergehen, sei, der Vollständigkeit halber, jener Bronzen aus dem Boden Wiens gedacht, welche sich nicht im naturhistorischen Hofmuseum befinden. Es sind folgende Stücke:

a) Nadel, 12·2 cm lang, aber nicht ganz erhalten, mit dickem, an der Seite peripherisch cannelirtem Kopfe, leicht geschwelltem und durchbohrtem Halse und gravirten Umlauflinien ober- und unterhalb desselben. Beschrieben von Woldřich in diesen Mitth.,

XVII, S. [41 f.], abgebildet bei Much, „Geschichte der Stadt Wien“, I, S. 33, Fig. 19. Gefunden 1883 beim Ausheben des Grundes für das fürstl. Schwarzenberg'sche Haus in der Heugasse, Wien, IV. Bezirk. Jetzt in der fürstl. Schwarzenberg'schen Sammlung im Jagdschlosse Wohrad (Ohrad) bei Frauenberg. Nach den Feuerspuren der Oberfläche aus einem Brandgrabe oder einer Herdstelle (der mittleren oder jüngeren Bronzezeit).

b) Messer mit geschweifter Klinge und schlüsselförmigem Griff. (Vgl. etwa v. Sacken, Grabfeld von Hallstatt, XIX, 8.) Erwähnt bei Much, l. c. S. 33. Gefunden beim Bau des Hauses Nr. 76 in der Neubaugasse, Wien, VII Bezirk, „jetzt leider nicht mehr auffindbar“. Wahrscheinlich aus einem Brandgrabe (der älteren Hallstattperiode)

c) „Vierzig Spiralhaften aus Bronze“ (Hallstätter „Brillenfibeln“ oder „ungarische“ Fibeln mit Spiralgarnitur, vielleicht aber auch Fibeln von ganz anderer Form). Nach Kenner, Fundchronik, IX, 1864 bis 1866, S. 144, gefunden bei den Applanirungsarbeiten auf dem Josefstädter Glacis vor dem ehemaligen Franzensthore, „in der Richtung gegen die Alservorstädter Hauptstrasse“.

7. Inv.-Nr. 34.769. Hohlcelt mit Oehr und decorativ imitirten Schaftlappen, deren einer zum Oehr ausläuft, einfach, aber edel gebildet, 10·6 cm lang (Taf. I, Fig. 7). Gefunden „am Anninger in der Brühl“ bei Mödling. Beschrieben Sacken, l. c. S. 600. („Die dunkle Patina ist so dünn, dass sie die schöne Bronzemischung, aus der das feine Werkzeug gefertigt ist, erkennen lässt.“) Näheres über den Fund berichtet Kenner, Fundchronik, VII, 1859—1861, S. 195: „Brühl bei Mödling (V. U. W. W.) 1859 [?]. Zufolge gefälliger Mittheilung des k. k. Burghauptmannes Herrn Ludwig Montoyer wurde nach Aussage eines Försters bei der Ausgrabung eines Baumes auf dem sogenannten ‚Parapluie‘, 1 Fuss unter der Erde ein Celt gefunden, welches....“ u. s. w. (Folgen Masszahlen und Beschreibung.) — Die prähistorische Sammlung des Hofmuseums besitzt eine ganze Reihe sehr ähnlicher Hohlcelte unbekannten Fundortes, doch wahrscheinlich aus Niederösterreich oder einem der angrenzenden Länder. In Ungarn ist der Typus, wie es scheint, seltener, fehlt aber doch nicht ganz; vgl. Hampel, Bronzkor, CCXLIX, 3 (Brod im Arader Comitate) und CCXL, 11; 18 (Velem-St. Veit im Eisenburger Comitate mit Nebenfunden vom Ende der Bronzezeit und Beginn des ersten Eisenalters). Ein ferneres, ganz ähnliches Exemplar stammt von einer Ansiedlungsstelle der Bronze- und älteren Hallstattzeit auf Rauheneck bei Baden nächst Wien (sammt Sandsteingussformen solcher Celte und anderen Bronzen im Besitze des Herrn G. Calliano zu Baden, siehe dessen „Prähist. Funde in der Umgebung von Baden“, S. 90, Fig. 103 ff.). Auch wegen des engen Zusammenschlusses der imitirten Schaftlappen, welcher bei wirklichen Palstäben nur am Ende der der Bronzezeit und in der Hallstattperiode vorkommt, möchte man diesen Typus frühestens in die jüngere Bronzezeit setzen.

8. Inv.-Nr. 13.543. Dolch mit weidenblattförmiger Klinge und aufgekanteter, zum Aufnieten der Schalen zweimal durchbohrter, oben etwas beschädigter Griffzunge, 21·2 cm lang (Taf. I, Fig. 8). Angekauft 1888 für die prähistorische Sammlung. Gefunden, nach der glaubwürdigen Angabe des Verkäufers, in Berndorf, Gerichtsbezirk Pottenstein, im Triestingthale, zusammen mit (natürlich nicht zugehörigen) römischen Objecten: Quellschale aus Sandstein mit Votivinschrift und vielen kleinen römischen Kupfermünzen. Der Dolch stammt wohl aus einer jüngeren Phase der Bronzezeit, aber nicht vom Ende derselben.

9. Inv.-Nr. 16.025. Palstab mit hochsitzenden Schaftlappen, am oberen Ende defect, 17 cm lang (Taf. I, Fig. 9) und

10. Inv.-Nr. 17.661. Palstab, ebenso, doch fragmentirt, 13·7 cm lang; es fehlt unten ein circa 5 cm langes Stück, welches abgehackt wurde. Bemerkenswerth ist das wohlerhaltene obere Ende mit dem durch Schmiedearbeit hergestellten sichelförmigen Loch, ferner die Spuren zahlreicher Hammerschläge zwischen den Schaftlappen und unter denselben. Es scheint, dass diese Stelle vor dem Zusammenschmieden der Lappen absichtlich rauh gemacht wurde (Taf. I, Fig. 10).

9 und 10 wurden (nach einem auf 10 klebenden Zettel) gefunden 1816 beim Graben des Auslaufbrunnens zur Messingfabrik der Gebrüder Rosthorn „in der Oed“ bei Waldegg, im Piestingthale, Gerichtsbezirk Gutenstein. 9 ist ein Geschenk Sr. kais. Hoheit des Herrn Erzherzogs Leopold, 10 Geschenk des Herrn Gustav v. Rosthorn in Oed. Einen Palstab aus der Oed citirt Sacken l. c. S. 609. Auf beide zusammen bezieht sich wahrscheinlich folgende Notiz in Kenner's Fundchronik, X, 1864 bis 1866, S. 148: „Guttenstein. In dem Kataloge der Sammlung Rosthorn in Klagenfurt werden zwei keltische Aexte aus Bronze aufgeführt (Nr. 984 und

985), welche bei Guttenstein gefunden worden sind.“ Der Form nach gehören diese Stücke an den Ausgang der Bronzezeit oder den Beginn der ersten Eisenzeit.

11. Inv.-Nr. 34.770. Dolchklinge, schmal, mit rundlich erweitertem oberen Ende und vier ausgebrochenen Griffnieten. Der Umriss des typisch ausgeschnittenen unteren Griffendes ist noch deutlich sichtbar; 17 cm lang (Taf. I, Fig. 11). Gefunden (nach beiliegender Etikette) 1887 an der westlichen Abdachung des Greissenberges in einer Schutthalde südlich von Pernitz im Piestingthale, Gerichtsbezirk Gutenstein. Geschenk des weil. Hofrathes M. A. v. Becker an das k. k. Münz- und Antikencabinet. Die Form ist sonst für eine der älteren Phasen der Bronzezeit, nicht aber für den Beginn derselben bezeugt.

12. Inv.-Nr. 13.825. Lanzenspitze mit langer Dülle, hohem Grat und geschweiften Schneiden, zu welchen das Blatt vom Mittelgrat mit zwei leichten zu den Schneiden parallelen Abstufungen verläuft. 18·1 cm lang (Taf. I, Fig. 12). Gefunden, laut Etikette auf dem Stücke und Erwähnung Sacken's l. c. S. 609, 1868, „im Parzenthale bei Pernitz“. Geschenk des Directors J. Newald an das k. k. Münz- und Antikencabinet. (Die Specialkarte kennt dieses Thal nicht. Dagegen mündet circa 1 km vor Gutenstein das Thal des Panzenbaches in das Piestingthal, und hier ist wahrscheinlich der Fundort des Stückes zu suchen.) Dieser schöne Typus, welcher vereinzelt auch im nördlichen Theile Niederösterreichs vorkommt (ein Stück im Krahuletz-Museum zu Eggenburg stammt aus Frauendorf, Gerichtsbezirk Ravelsbach), ist in Ungarn so häufig, dass wir ihn auch für unser kleines Fundgebiet von dort herleiten dürfen. (Vgl. Hampel, Bronzkor, Taf. XXVI; CXV, 4, 5; CXXIII, 2; CXXVI, 5, 7; CXXXI, 2; CXXXII, 2, 3; CXLIV; CLI; CLV, 8; CLXXXI; CLXXXVI, 4; CCTVII; CCXXX, 4; 5.) Da er in mehreren ungarischen Fundorten mit Typen der jüngeren Bronzezeit zusammen vorkommt (z. B. in Zanig [Mosony-Szolnok], l. c. CLXXXVI, mit eingliedrigen Fibeln ad arco di violino), wird auch unser Exemplar dieser Zeitstufe zuzuweisen sein.

13. Inv.-Nr. 4732. Flachbeil mit starken Randleisten, mässig verbreiterter Schneide und einer zur Schneide parallelen, rundlichen Einziehung des stumpfen Endes; 19 cm lang (Taf. I, Fig. 13). Gefunden 1878 bei Emerberg in der „Neuen Welt“, Gerichtsbezirk Wiener-Neustadt. Bekannter Typus vom Beginne der Bronzezeit. (Das Stück ist keineswegs aus „zinnarmer Bronze“.)

14. Inv.-Nr. 34.771. Spiralarmschiene aus reinem Kupfer oder sehr zinnarmer Bronze, gebildet durch 12 Umgänge eines starken, kantigen Bandstreifens, der an beiden Enden stabrund verjüngt und zu kleinen Spiraldisken eingerollt ist; vollständig erhalten, 20 cm lang (Taf. I, Fig. 14). Gefunden bei Stollhof an der „Hohen Wand“, Gerichtsbezirk Wiener-Neustadt. Erworben 1876 für das k. k. Münz- und Antikencabinet. Das Stück gehört offenbar zu dem berühmten, jetzt unter Inv.-Nr. 13.792—13.799 in der prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums bewahrten Depotfund von Stollhof, welchen v. Sacken in „Die Funde an der langen Wand bei Wiener-Neustadt“ (Sitzungsber. d. kais. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Cl., XLIX, 1865) S. 123—128 ausführlich beschrieb und auch „Ansiedlungen und Funde“ (1873) S. 602 kurz recapitulirte. Es besteht aus demselben Materiale wie die übrigen Kupfersachen dieses Fundes (98·63% Cu.) und harmonirt, obwohl in jeder anderen Beziehung vorzüglicher als die beiden kleinen, von Sacken l. c. S. 125 publicirten Armspiralen, vollkommen mit dem Formenkreis dieses Depots, welches allgemein in den Beginn der Metallzeit unseres Gebietes gesetzt wird.

15. Inv.-Nr. 34.774. Gewandnadel, vierkantig, mit „Säbel“-Spitze, blattförmig erweitertem, en creux verziertem Halse und flachem, dreieckigem, am oberen Ende rückwärts umgerolltem Kopfe; 15·3 cm lang (Taf. I, Fig. 15). Gefunden bei Maiersdorf an der „Hohen Wand“, Gerichtsbezirk Wiener-Neustadt. Erworben 1876 für das Münz- und Antikencabinet. Gehört evident zu dem ausgezeichneten Depotfund, welchen v. Sacken in „Die Funde an der langen Wand“ S. 116—123 noch ohne nähere Kenntnis des Fundortes eingehend beschreibt und zu welchem er „Ansiedlungen und Funde“, S. 603—605, jetzt unter genauerer Bezeichnung des Fundortes, Nachträge liefert. (Vgl. auch Kenner, Fundchronik, IX, 1864—1866, S. 146—148.) Nach diesen Publicationen sind ausser dem obigen Stücke noch eingegangen: Inv.-Nr. 34.773. Armspirale aus fünf Umgängen kantigen Bandes. Enden abgebrochen, 7·7 cm Durchmesser, 9·8 cm lang, und Inv.-Nr. 34.775, Hohlcelt ohne Oehr mit (imitirten Schaftlappen ähnlicher) Fadenverzierung, Schneide abgebrochen, 11 cm lang. — Die Gewandnadel (Fig. 15) ist, obwohl in der Bildung des Kopfes abweichend, sehr nahe form- und auf's Engste stilverwandt mit der ebenfalls höchst ungewöhnlichen Nadel aus Maiersdorf, Inv.-Nr. 13.818,

Sacken, l. c. Taf. III, Fig. 66. Es scheint sogar, dass letztere ursprünglich ähnliche Kopfbildung besessen wie Fig. 15, aber durch den Gebrauch beschädigt und dann oben kreisförmig zurechtgeschnitten worden. Sonst sind sie ja nahezu congruent. Sicher ist aber unser Exemplar das bessere Stück. Das von Sacken publicirte war sichtlich beim Auffinden verkrümmt und ist durch Hammerschläge, wobei die „Säbelspitze" verloren ging, gestreckt worden. Es ist länger, aber auch dünner als unser Exemplar, und das Kopfdreieck war vielleicht grösser, sicher aber sehr merklich schwächer im Fleisch, als beim letzteren.

Die Funde von Maiersdorf zerfallen in zwei Gruppen, deren eine durch seltene, edlere Formen und eine vorzüglich schöne, dunkle, spiegelnde Patina vor der anderen ausgezeichnet ist. Das Stück Fig. 15 gehört zu den hervorragendsten Vertretern dieser Gruppe, deren Hauptstück der bekannte kurzgriffige Dolch (Sacken, „Lange Wand", S. 116, Fig. 1; 118, Fig. 2) bildet. Den Importcharakter dieser Gruppe haben Sacken und Kenner gleich anfangs richtig hervorgehoben. Doch stehen ihre Typen, obwohl grösstentheils Fremdlinge, nicht ausser aller Verwandtschaft mit einheimischen. Speciell unser Stück schliesst sich in doppelter Hinsicht, wenn auch in einigem Abstand, mitteleuropäischen Formenreihen an: einmal als „Säbelnadel", ferner als Nadel mit blechförmig breitgeschlagenem, am Ende umgerolltem Kopfe. Beides deutet auf einen älteren Abschnitt der reinen Bronzezeit, wohin auch die anderen dieser Gruppe angehörigen Formen von Maiersdorf weisen.

16. Inv.-Nr. 34.776—34.785. Gussstättenfund von Mahrersdorf, Gerichtsbezirk Neunkirchen. Gefunden 1870, Geschenk des Directors Joh. Newald an das k. k. Münz- und Antikencabinet. Beschrieben von Sacken, „Ansiedlungen und Funde", S. 607 f. Es besteht aus folgenden 13 Stücken:

Inv.-Nr. 34.776. Palstab mit langen, schmalen, aussen schön facettirten Schaftlappen längs der ganzen oberen Klingenhälfte; seltene Form, Schneide etwas beschädigt, 18·7 cm lang (Taf. II, Fig. 1). Ein ganz gleiches Stück bewahrt die prähistorische Sammlung unter Nr. 21.538 angeblich aus Ober-Ungarn.

Inv.-Nr. 34.777. Zwei Palstäbe mit kurzen, breiteren, gegen die Schmalseiten der Klinge schön abgestuften Schaftlappen am oberen Ende der Klinge, 18 und 18·5 cm lang. Bei dem kürzeren Stücke ist die Schneide recent nachgeschliffen, bei dem längeren ist sie schartig und am oberen Ende ein Gussfehler dadurch entstanden, dass die Bronze die Form nicht ganz ausfüllte. Ausserdem ist ein Schaftlappen oben eingerissen, ein anderer am Rande durch Gussfehler schartig (Taf. II, Fig. 2, 3).

Inv.-Nr. 34.778. Palstab mit ganz zusammenschliessenden, ebenso abgestuften Schaftlappen, 12·1 cm lang (Taf. II, Fig. 4). Schneide recent geschliffen.

Inv.-Nr. 34.779. Drei Hohlcelte mit Oehr und T-förmiger Fadenverzierung, 12·1—12·4 cm lang (Taf. II, Fig. 5—7). Bei einem der Stücke ist ein Gussfehler (Austritt der Bronze zwischen den beiden Formhälften) nur durch einige Hammerschläge (wie auch bei beiden anderen Stücken, wo er in geringerem Grade vorhanden war) flüchtig reparirt, so dass unter dem dünn gerathenen Oehr ein gratiger Rest ausgeflossener Bronze stehen blieb. Bei allen drei Stücken ist die untere Hälfte nur roh plattgehämmert; die Schneiden sind nicht fertiggeschmiedet, sondern so gelassen, wie sie aus der Gussform kamen.

Inv.-Nr. 34.780. Hohlcelt mit Oehr und V-förmiger Fadenverzierung, Dülle auf einer Seite durch einen Gussfehler (Ausbleiben der Bronze) defect, 11·7 cm lang (Taf. II, Fig. 8).

Inv.-Nr. 34.781. Hohlcelt, ebenso, mit Schaftlappen-Imitation, V-förmiger Fadenverzierung und Hohlmeisselschneide. Durch Gussfehler ist das Oehr offen und am Düllenrande überflüssige Bronze stehen geblieben; 11·5 cm lang (Taf. II, Fig. 9).

Inv.-Nr. 34.782. Pickel ungewöhnlicher Form mit abgerundet vierkantiger, 9 cm tiefer, vom massiven Körper durch eine kleine Stufe abgesetzter Dülle und abgebrochener Spitze, durch Verschiebung der beiden Formhälften gegen die Spitze zu stark schief geworden[1]), 33 cm lang (Taf. II, Fig. 10).

Inv.-Nr. 34.783. Meissel mit blattförmiger Klinge und achteckigem, am oberen Ende asymmetrisch verbreitertem (nicht durch Abnützung breitgeschlagenem) Griffe, 20·5 cm lang (Taf. II, Fig. 11).

[1]) Dieses Misslingen des Gusses durch Verschiebung der Formhälften findet sich in viel höherem Grade z. B. bei einem auch sonst missglückten Palstabe mit herzförmigem Ausschnitte in dem kürzlich als Geschenk der k. und k. A. h. Familienfonds-Generaldirection in die prähistorische Sammlung gelangten Depotfund vom Reviere Zbrod bei Göding in Mähren. Dieser Fund stammt nach den geformten Stücken (herzförmig ausgeschnittenen Palstäben, gestreckten Knopfsicheln, Armringfragmenten mit spitzovaler Verzierung) aus einer älteren Phase der Bronzezeit als das Depot von Mahrersdorf, bezeugt aber durch seine Zusammensetzung (27·5 kg Bronzekuchen neben 2·9 kg Bronzebruch) noch augenscheinlicher als jener die Existenz einer alten Gussstätte.

In.-Nr. 34.784. Bronzebarren, doppelbeilförmig, mit Stielloch, damastartiger Gusshaut und oberflächlich ausgeklopften Gussnähten. Auf beiden Schmalseiten sind rundliche, narbenförmige Löcher, von welchen einige durch Hämmern geschlossen wurden und die dadurch entstanden zu sein scheinen, dass Rauheiten von schlackiger Structur durch Ausbohren beseitigt wurden. 3·7 kg. schwer, 33 cm lang (bei v. Sacken, l. c. Taf. III, Fig. 69, abgebildet und hier der Vollständigkeit halber Taf. II, Fig. 12 wiederholt).

Inv.-Nr. 34.785. Kupferner Gussfladen (99·80% Cu, 0·20% Fe), flach convex, unten leidlich glatt, oben schlackig zerklüftet (vom Boden einer weiten Schale), mit Zapfen an der Zuflussstelle, 3·5 kg schwer, 18—20 cm Durchmesser (Taf. III, Fig. 1 u. 1*a*).

Ueber Charakter und Bedeutung des Fundes hat schon v. Sacken (l. c.) im Wesentlichen richtig geurtheilt. Dagegen sind nicht, wie derselbe angibt, nur 2 Stücke (ein Hohlcelt und die „Doppelaxt" Fig. 26), sondern wenigstens 7 von den 11 Werkzeugen (die „Doppelaxt" ungerechnet) unfertig oder missglückt. Es können nicht alle die minutiösen Einzelheiten angeführt werden, durch welche der Augenschein dies beweist. Auch sind Zeichnungen nie hinlänglich genau, um alles in Betracht Kommende ersehen zu lassen. Die Hauptdaten sind oben angeführt. Doch mag noch bemerkt werden, dass Taf. II, Fig. 1 oben gerade abgebrochen ist, wahrscheinlich um einen Fehler im Guss zu beseitigen. Unter der Bruchstelle läuft ein scharfer Einschnitt rings um das stehengebliebene Ende, vermuthlich als Markirung der Stelle, wo man früher den Bruch bewirken wollte.

Der Fund von Mahrersdorf enthält also hauptsächlich Ausschussware, unfertige Stücke und Rohmaterial. Zu letzterem gehört auch der doppelaxtförmige Barren, welchen v. Sacken „ein sehr selten vorkommendes, merkwürdiges Werkzeug" nennt. Sein Hinweis auf die bei Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorz., I, IV, Taf. 2, abgebildeten kupfernen und bronzenen Aexte mit Stielloch zeigt nur, dass ihm kein wirkliches Analogon bekannt war. Heute kennt man bereits mehrere solche Bronzebarren aus Italien und Frankreich. In Pigorini's ausgezeichneter Abhandlung „Antichi pani di rame e di bronzo da fondere rinvenuti in Italia", Bull. pal. Ital. XXI, 1895, S. 5—38, Taf. I, Fig. 1, 3, 5, sind einige unserer Taf. II, Fig. 2 ganz ähnliche Exemplare und Bruchstücke solcher Bronzebarren aus dem Gussstättenfunde von Madriolo bei Cividale, Provinz Udine (am rechten Ufer des Natisone), abgebildet. Dieser Fund enthielt nur Rohmaterial, und zwar neben jenen Bronzebarren auch einen schalenförmigen Fladen aus reinem Kupfer (l. c. 4), wie in Mahrersdorf. Bei einem der erstgenannten Stücke (l. c. 5) ist das „Stielloch" mit Bronze ausgefüllt, und man erkennt, wie Pigorini S. 23 zeigt, deutlich, wie dies geschah, nämlich dadurch, dass vor dem Eingiessen der Bronze unterlassen wurde, den cylindrischen Zapfen, der das „Stielloch" freihielt, in die Form einzufügen. Ueber solche beilförmige Barren schrieben auch Chantre, Age du bronze, I, S. 36 (Fig. 6, 7), der ihnen gleiche Bedeutung zuerkennt, wie Pigorini, und Montelius, Arch. f. Anthr., XXV, S. 461 (Fig. 45, 46), der daran zu zweifeln scheint und an „Symbole des Sonnengottes" denkt. Ich selbst habe den Barren von Mahrersdorf früher mit v. Sacken für ein Werkzeug angesehen, was ich nur erwähne, weil Pigorini, l. c. S. 17, Anm. 40, auf diese ihm brieflich mitgetheilte Ansicht Bezug nimmt. Jetzt halte ich sie für irrig und jene Stücke insgesammt für Barren von Rohbronze. Das Bruchstück eines solchen fand sich auch im Depot von San Francesco bei Bologna (Montelius, Civ. prim., I, Taf. 68, Fig. 5), ein anderes im Depotfunde von Manciano und Samprugnano, Provinz Grosseto, beide in Gesellschaft von Gegenständen aus dem Beginne der ersten Eisenzeit. Demnach bin ich geneigt, auch die Gussstätten von Madriolo und Mahrersdorf in die gleiche Zeit zu setzen. Wir müssen dieselbe für unser Gebiet allerdings noch als Bronzezeit, wenn auch als eine der jüngsten Phasen derselben, gelten lassen. Mit Ausnahme des langgelappten Palstabes (Taf. II, Fig. 1) enthält der Fund von Mahrersdorf keine älteren Gegenstände. Seine hervorragendsten Typen finden sich auch sonst beisammen in einer und derselben relativ jüngeren Schichte. So lieferte der spätbronzezeitliche Tumulus von Tscheraditz bei Saaz in Böhmen, dessen Inhalt aus dem Besitze Wankel's in die prähistorische Sammlung des Hofmuseums kam, zwei Palstäbe, ganz wie Taf. II, Fig. 2—4, einen Meissel, wie Fig. 11, und ausserdem ein langes Bronzeschwert vom sogenannten „Donautypus", aber mit ziemlich stark ausladender Klinge.

17. Inv.-Nr. 32.769. Palstab mit leicht verbreiterter Schneide und mittelhoch sitzenden Schaftlappen, das obere Ende recent deformirt, 18 cm lang (Taf. III, Fig. 2). Gefunden „am Hardt" bei Gloggnitz im Schwarzathale Angekauft 1897 für die prähistorische Sammlung.

18. Inv.-Nr. 34.786. Palstab, dem vorigen ähnlich, jedoch besser erhalten und schöner (Schaftlappen aussen prismatisch geschmiedet), 19 cm lang (Taf. III, Fig. 3). Gefunden 1871 in Zöbern, Gerichtsbezirk Aspang.

Westlich abseits von der bisher verfolgten Linie liegen die beiden letzten Fundorte.

19. Inv.-Nr. 34.799, 43.800. Zwei Halsringe, Rohguss und roheste Schmiedearbeit, mit umgerollten, zum Theile defecten Enden, an je einem Ende mit mehreren Stücken Draht umwickelt (in das andere Ende ist bei dem grösseren Ringe ein grober Metallkeil gesteckt), 13·5 und 17 cm Durchmesser (Taf. III, Fig. 4 u. 5). Aus dem von Sacken (l. c. S. 614) beschriebenen Depotfunde der älteren Bronzezeit von Aspern, Gerichtsbezirk Tulln. Von den übrigen 66 Halsringen dieses Fundes kamen nur 28 in die prähistorische Sammlung, 12 andere, offenbar aus demselben Depot, sind unter der Bezeichnung „Bronzeringe aus der Celtenzeit, gefunden im Tullnerfelde", im städtischen Museum zu Krems ausgestellt. Die Drahtumwicklung des einen Ringendes unterhalb der Oese, wie bei Fig. 4 und 5, kehrt wieder an einem Halsringe des kürzlich entdeckten Depotfundes von Pfaffstetten am Manhartsberge, Gerichtsbezirk Ravelsbach (unedirt im Krahuletz-Museum zu Eggenburg). Dieses Bronzedepot stammt evident aus derselben frühen Bronzezeitphase, wie die Ringe von Aspern. Es enthielt 20 Halsringe, die aber nicht roh, sondern fein ausgearbeitet sind, 1 grossen Nobben-Armring mit spitz zusammengedrehtem Ende, 3 Armspiralschienen und namentlich 3 grosse, fein gravirte, cylindrische Blecharmbänder, die sich (obwohl nicht gerippt und somit ohne das Zeichen ihrer Entstehung aus dem Typus der Spiralarmschienen) der von Montelius (Arch. f. Anthr., XXV, S. 475) behandelten Classe hoher Armbänder anschliessen.

20. Inv.-Nr. 34.787. Drahtarmring mit Schlangenkopfenden, stark abgerostet, 6 cm Durchmesser (Taf. I, Fig. 16). Gefunden in St. Pölten.

II. Das Land im Norden der Donau

(vorwiegend um den Manhartsberg).

1. Inv.-Nr. 13.834. Zwei Palstäbe mit halbhohen Schaftlappen, 17 und 18·5 cm lang (Taf. IV, Fig. 1 u. 2). Erwähnt Sacken, l. c. S. 588.

2. Inv.-Nr. 13.838. Hohlcelt mit abgebrochenem Oehr, daneben ein Loch (Gussfehler). Die Fadenverzierung besteht aus je zwei convergenten Gruppen von Bogenlinien parallel zu den imitirten Schaftlappen der Schmalseiten, 9 cm lang (Taf. IV, Fig. 3). Erwähnt ebenda.

3. Inv.-Nr. 13.848. Pfeilspitze mit Dülle und Widerhaken, 2·6 cm lang (Taf. IV, Fig. 4). Erwähnt ebenda.

4. Inv.-Nr. 13.865. Nadel mit Knopf und Scheibchen darüber, 9·5 cm lang (Taf. IV, Fig. 5). Erwähnt ebenda.

5. Inv.-Nr. 13.868. Armring, voll, stabrund, offen, Enden verjüngt, 5·2 cm Durchmesser (Taf. IV, Fig. 6) Erwähnt ebenda.

1—5 gefunden auf der „Heidenstatt" bei Limberg, Gerichtsbezirk Ravelsbach. Jüngere Bronzezeit.

6. Inv.-Nr. 13.844. Messer mit flach geschweiftem Rücken und zweimal durchbrochener, kurzer, am Ende defecter Griffzunge, gegen die (abgebrochene) Spitze rückwärts verbreitert und zweischneidig. 13·3 cm lang (Taf. III, Fig. 6). Beschrieben Sacken, l. c. S. 590. Jüngere Bronzezeit.

7. Inv.-Nr. 13.849. Pfeilspitze wie 3 (Taf. III, Fig. 7). Erwähnt ebenda.

6 und 7 gefunden in Klein-Meiseldorf, Gerichtsbezirk Eggenburg.

8. Inv.-Nr. 13.837. Flachbeil mit verbreiterter Schneide, ohne Randleisten, doch mit schwachem Quergrat, auffallend klein, 8·5 cm lang (Taf. IV, Fig. 7). Erwähnt ebenda. Aus Stoizendorf, Gerichtsbezirk Eggenburg. Aeltere Bronzezeit

9. Inv.-Nr. 13.836. Palstab mit herzförmigem Ausschnitte, 14·1 cm lang (Taf. IV, Fig. 8). Erwähnt ebenda. Aus Sachsendorf, Gerichtsbezirk Eggenburg. Ein specifisch österreichisch-ungarischer Typus, welcher namentlich in Ungarn, Mähren, Böhmen, Niederösterreich u. s. w. vorkommt. In den Alpenländern scheint er seltener zu sein und auch für Südwestdeutschland aus dem Osten herzustammen (Naue, Bronzezeit in Oberbayern, S. 64 f.). In Italien, der Schweiz, Frankreich, Norddeutschland und Skandinavien fehlt er ganz. Die prähistorische Sammlung des Hofmuseums bewahrt eine Menge solcher Beile mehr oder minder bestimmten einheimischen Fundortes. Eines der schönsten Exemplare aus Niederösterreich ist das von Zwettl (Sacken, Ansiedlungen und Funde, Taf. II, Fig. 56). Auch im Funde von Maiersdorf befand sich das Bruchstück eines solchen Beiles (Kenner, Fundchronik, IX, 1864—1866, S. 147, Fig. 10); es gehört nach Arbeit und Patina zu der ausgezeichneten Gruppe, welche die Nadel Taf. I, Fig. 15 enthielt. In Böhmen stammen solche Beile aus Tumulis

(z. B. von Stiahlau, Gross-Dobra, Kbel) der mittleren Bronzezeit, welcher sie auch in den angrenzenden Ländern angehören werden. Richly, Bronzezeit, S. 198, nennt die Form charakteristisch für die Hügelgräber der Bronzezeit in Böhmen. Ein Stück mit nur schwach ausgeprägtem spitzen Talon, wahrscheinlich etwas älter als die vorigen, stammt von der Heidenstatt bei Limberg und befindet sich im Krahuletz-Museum zu Eggenburg. Ein zweites, in derselben Sammlung, aus Roggendorf bei Eggenburg, hat die etwas abweichende Form (wie Hampel, Bronzkor, VIII, Fig. 1), welche in Niederösterreich sonst selten, in Ungarn aber häufig ist.

10. Inv.-Nr. 13.839. Hohlcelt mit Oehr und einer Schaftlappen nachbildenden Fadenverzierung, Dülle nur 4 cm tief, 8·6 cm lang (Taf. IV, Fig. 9). Erwähnt ebenda. Aus Gauderndorf, Gerichtsbezirk Eggenburg.

11. Inv.-Nr. 13.845. Messer mit krummem Rücken und kurzer, zweimal durchbohrter Griffzunge, Rückseite völlig flach, 13 cm lang (Taf. IV, Fig. 10). Erwähnt ebenda. Aus Dreieichen, Gerichtsbezirk Horn. Jüngere Bronzezeit.

12. Inv.-Nr. 13.841. Hohlcelt mit Oehr und Loch (Gussfehler), auffallend klein, 4·5 cm. lang (Taf. IV, Fig. 11). Erwähnt ebenda. Aus Kühnring (Kuenring), Gerichtsbezirk Eggenburg. Jüngere Bronzezeit.

13. Inv.-Nr. 13 840. Hohlcelt mit mittlerer, V-förmiger, und seitlicher, Schaftlappen nachbildender Fadenverzierung, 7·5 cm lang (Taf. IV, Fig. 12). Erwähnt ebenda. Aus Gföhl, Gerichtsbezirk Krems. Jüngere Bronzezeit.

14. Inv.-Nr. 13.843. Dolchklinge, dreieckig, mit vier Nietlöchern (drei Nieten erhalten) und noch schwach sichtbarem Umrisse des unteren, typischen Griffendes, 10·1 cm lang (Taf. IV, Fig. 13). Erwähnt l. c. S. 591. Aus Wartberg, Gerichtsbezirk Eggenburg. Aeltere Bronzezeit.

15. Inv.-Nr. 13.833. Palstab mit halbhoch sitzenden Schaftlappen, zwischen diesen durch Hammerschläge gerauht, wie das Stück Taf. I, Fig. 9 Am oberen Ende ist die Beilplatte einerseits durch eine senkrechte Haste, andererseits durch zwei nach oben convergirende Hasten markirt. 18·1 cm lang (Taf. IV, Fig. 14). Erwähnt ebenda Aus Thunau bei Gars, Gerichtsbezirk Horn. Bei dem Stücke befindet sich ein altes Briefblatt, das auf der Rückseite (Aussenseite) die Adresse trägt: „Gnädigen Herrn Baron von Engelshofen". Der Brief lautet: „Euer Gnaden! Gnädiger Herr! Die kleinen zwei St. Pfeille habe ich noch nicht gefunden, aber ein anderes Stück, welches mitgeschickt wird, ist bei dem alten Ruin zu Garß ober dem kleinen Dörfel liegend mit Namen Dunau am dortigen Pfarrwald durch Föhren Kienstockgraben gefunden worden; im Jahr 1800. welches Stück derzeit bei mir aufbewahrt, und für dießmahl zu einer grösseren Samlung von Derley Alterthümer Euer Gnaden nebst meinen gehorsamsten Respeckt übersendet wird.

Schönberg am 24. Oktober 841.

gehorsamster

Joh. Wunderbaldinger"

16. Inv.-Nr. 28.399. Palstab mit stark verbreiterter Schneide und herzförmigem, aber nicht ganz spitzwinkelig zusammengehendem Ausschnitt, oberhalb desselben sehr schwache Schaftleisten, sehr sorgfältig geschmiedet, 12·7 cm lang (Taf. IV, Fig. 15). Angekauft 1885 für die prähistorische Sammlung. Aus Zellerndorf, Gerichtsbezirk Retz. Ueber den Typus s. 9.

17. Inv.-Nr. 34.381. Nadel mit abgebrochener Spitze, abgescheuert, 21·2 cm lang, und oberes Ende einer zweiten Nadel, 5·3 cm lang, beide mit gerauht-sphärischem Kopfe und geschwelltem, im Querschnitt polygonalem Halse (Taf. IV, Fig. 16, 17). Angekauft 1898 für die prähistorische Sammlung. Aus Guttenbrunn, Gerichtsbezirk Zwettl Jüngere Bronzezeit.

18. Inv.-Nr. 16.139. Palstab mit schwachen Schaftlappen und lappenförmigem Talon, schlank, abgescheuert, oberes Ende recent deformirt, 15·2 cm lang (Taf. IV, Fig. 18). Angekauft für die prähistorische Sammlung 1890. Aus Lassee, Gerichtsbezirk Marchegg. Die prähistorische Sammlung des Hofmuseums besitzt mehrere Stücke dieses eigenthümlichen Beiltypus, doch leider keines mit sicherer Fundangabe. In Ungarn scheint er nicht vorzukommen; er vertritt den im Osten fehlenden, im Westen sehr häufigen Palstab mit geradem „talon", dem er vielleicht nachgebildet ist. Wie dieser, dürfte er einer älteren Phase der Bronzezeit angehören.

II.

Die Bronzezeit Niederösterreichs im Allgemeinen.

Die hier mitgetheilten Bronzen stammen, wie wir sahen, grösstentheils aus der Bronzezeit und

tragen mit verschwindenden Ausnahmen den Charakter von Depot- und Einzelfunden. Weitaus überwiegend sind die letzteren, wenn auch Manches, was uns als Einzelfund überliefert ist, aus einem kleinen Depot, einem Ansiedlungsplatz oder vielleicht auch von einer Grabstätte stammen mag. Wahrscheinlich ist die Zugehörigkeit zu Gräbern bei keinem der bronzezeitlichen Stücke, wie ja in dieser ganzen Serie Werkzeug und Waffe viel reichlicher vertreten ist, als Schmuck. Wir stellten die einzelnen Funde aus typologischen Gründen in verschiedene Phasen der Bronzezeit und in einige der jüngeren Perioden. Für die ältere Bronzezeit entschieden wir uns bei der kupfernen Armschiene von Stollhof (Taf. I, Fig. 14), den Halsringen von Aspern (Taf. III, Fig. 4, 5), dem Flachbeil von Stoizendorf (Taf. IV, Fig. 7), dem Randleistenbeil von Emerberg (Taf. 1, Fig. 13) und den Dolchklingen von Wartberg (Taf. IV, Fig. 13) und Pernitz (Taf. I, Fig. 11), deren erstere einen noch alterthümlicheren Typus zeigt, als die letztere.

In eine etwas jüngere, also etwa mittlere Phase der Bronzezeit möchten wir die Stufenbeile von Sachsendorf (Taf. IV, Fig. 8), Zellerndorf (Taf. IV, Fig. 15) und Lassee (Taf. IV, Fig. 18), sowie die Säbelnadel von Maiersdorf (Taf. I, Fig. 15) setzen.

Den grössten Antheil an unseren Bronzen hat die jüngere Bronzezeit. Hieher gehören die Lappenbeile von St. Veit in Wien (Taf. I, Fig. 6), Hardt bei Gloggnitz (Taf. III, Fig. 2), Zöbern (Taf. III, Fig. 3), Limberg (Taf. IV, Fig. 1, 2) und Thunau (Taf. IV, Fig. 14), die Hohlcelte von der Elisabethbrücke (Taf. I, Fig. 1), von Limberg (Taf. IV, Fig. 3), Gauderndorf (Taf. IV, Fig. 9), Kühnring (Taf. IV, Fig. 11) und Gföhl (Taf. IV, Fig. 12), wohl auch der Meissel vom Kahlenberg (Taf. I, Fig. 5), dann die Lanzenspitze vom Panzenthal (Taf. I, Fig. 12), der Dolch von Berndorf (Taf I, Fig. 8, vielleicht eher einer mittleren Phase zuzuschreiben) und die Nadeln von Guttenbrunn (Taf. IV, Fig. 16, 17).

An das Ende der Bronzezeit oder an den Beginn der ersten Eisenzeit scheint uns der Hohlcelt vom Anninger (Taf. I, Fig. 7), das Paar Palstäbe aus der Oed (Taf. I, Fig. 9, 10) und der Depotfund von Mahrersdorf (Taf. II und Taf. III, Fig. 1) zu gehören.

Die jüngeren Perioden sind ganz schwach vertreten: die ältere Hallstattperiode (soferne ihr nicht etwa einige der „jüngeren Bronzezeit"-Gegenstände beizurechnen sind) durch den Armring vom Neuen Markte (Taf. I, Fig. 2), die La Tène-Stufe durch den Armring von Nussdorf (Nr. 6), die römische Zeit durch den Armring von St. Pölten (Taf. I, Fig. 16) und die karolingisch-slavische Zeit durch die Armringe vom Wienerberg (Taf. I, Fig. 3, 4). Es ist kein Zufall, dass es just lauter Armringe sind, welche diese jüngeren Zeitläufte repräsentiren; diese Schmucksachen dürften im Gegensatze zu den älteren Bronzen insgesammt aus Gräbern stammen.

Der Bronzezeit eignet also die Hauptmasse der oben aufgezählten Funde; aber das Bild, welches sie von dieser Zeit, auch mit Zuhilfenahme der Typologie und Vergleichung anderer Fundgebiete, gewähren, ist ein Torso ohne die Hereinziehung der gleichzeitigen Gräberfunde desselben Gebietes. Auch an solchen ist kein Mangel in der prähistorischen Sammlung des Hofmuseums, und es befinden sich darunter werthvolle Serien unedirter Denkmäler, wie die Flachgräberfunde von Gemeinlebarn bei Herzogenburg, von Paudorf bei Mautern und von mehreren Punkten des Viertels unter dem Manhartsberge. Die Gräberfunde sind beim Studium jeder vorgeschichtlichen Metallperiode die führende Kategorie, weil sie allein stratigraphische Daten liefern. Daher ist es zur Abrundung unseres Gemäldes dringend nöthig, einen Blick auf diese Classe von Denkmälern zu werfen, so weit sie aus dem hier behandelten Gebiete stammt und durch Uebereinstimmung mit anderen Fundgruppen chronologische und sonstige Folgerungen gestattet.

Man kann das Material in räumliche und zeitliche Gruppen ordnen; es empfiehlt sich aber, die ersteren voranzustellen und wo möglich am Schlusse zu einer zeitlichen Eintheilung zu gelangen. Wir beginnen mit dem nördlichen Landestheile.

a) Gräber im Norden der Donau.

Der Typus dieser Gräber und ihre Verbreitung im nordöstlichen Theile Niederösterreichs (anschliessend an Mähren, Böhmen, Westgalizien und Preussisch-Schlesien) ist dargestellt von M. Much, Grabfunde aus Zellerndorf in Niederösterreich, Mitth. d. Central-Comm., XXIV, 1898, S. 75 ff. Es sind Skeletflachgräber, ausschliesslich oder vorzugsweise „liegende Hocker" in der Nähe oder inmitten von steinzeitlichen Ansiedlungen, und sie enthalten selbst zuweilen noch Steingeräthe (z. B. in Hippersdorf, Stillfried, wie übrigens auch die Gräber von Leobersdorf im

Süden des Stromes). Die Thongefässe sind gewöhnlich schmucklos, zuweilen mit kantigen Warzen überzogen, die Bronzen nach Stoff und Form höchst alterthümlich. Ihr Zinngehalt ist meist sehr gering (oft = 0, sonst 1—5%, in einzelnen Fällen normal, d. i. = 10%, ausnahmsweise aber auch enorm hoch — 22·21%); die Typen sind: kleine, dreieckige Dolche, eigenthümliche Schmucknadeln (darunter die „kyprische" Schleifennadel, senkrecht durchbohrte Knopfnadeln und solche mit blattförmigem, zuletzt umgerolltem Ende), „Nobbenringe", Spiralröhren und Spiralringe, Halsringe mit umgerollten Enden u. dgl.

Eine Specialität des Grabfundes von Zellerndorf bilden 11 fässchenförmige Perlen aus Weissmetall (zinnreicher Bronze) (Much, l. c. S. 76, Fig. 5), wie sie viel zahlreicher in den ebenfalls frühbronzezeitlichen Depotfunden von Stockerau (v. Sacken, Ansiedlungen und Funde, Taf. III, Fig. 62) und von Stampfen bei Pressburg (Hampel, Bronzkor, Taf CLXIII) vorkamen.

Much zählt (l. c. S. 77, Anm. 4) aus unserem Gebiete über ein Dutzend Fundstellen solcher Gräber auf. Nicht alle sind so gut bekannt und relativ so reichhaltig, wie die von Zellerndorf und vom Plexenthale bei Hippersdorf[1]). Ueberhaupt versagt für unser Kronland die Literatur über diese Stufe nahezu völlig, wie auch aus Much's Arbeit hervorgeht, der nur Karner's Bericht über das bronzearme Grabfeld zu Roggendorf bei Ober-Hollabrunn (diese Mitth., XIII, S. 221) anführen kann, während über Böhmen und Mähren eine Menge von Fundnachrichten vorliegt.

Die Stufe der Hockergräber ist in diesem Landestheile viel stärker als im Süden der Donau auch durch Ansiedlungsfunde bezeugt, welche allerdings, wie die Sammlung Krahuletz in Eggenburg sehr anschaulich zeigt, neben den Massen steinzeitlicher Ueberreste aus Wohnstätten ziemlich in den Hintergrund treten. Aber die Bronzetypen der Hockergräber und das rein neolithische Material, welches die Hauptmasse der Ansiedlungsschichten bildet, werden zum grossen Theile gleichzeitig sein, mit anderen Worten: das Leben der Erbauer jener Hockergräber wird einen stark neolithischen Anstrich gehabt haben. Immerhin finden wir in der genannten Sammlung aus Limberg (nicht von der bekannten „Heidenstatt", sondern aus dem Orte selbst) einen dreieckigen Dolch mit zwei Griffnieten, einen ebensolchen aus Bernhard, Gerichtsbezirk Horn, und drei solche mit je drei Griffnieten aus Roggendorf bei Eggenburg (einer davon ist auffallend klein, die beiden anderen sind grösser, und einer der letzteren ist linear gravirt). Die Ansiedlung von Roggendorf bei Eggenburg enthielt auch Bronzen ungarischen Charakters: ausser einem schon angeführten Palstabe, wie Hampel, Bronzkor, VIII, 1, eines der häufig vorkommenden Zierstücke wie l. c. LIV, 5. Auch andere Fundorte dieser Gegend haben ungarische Typen geliefert, so die „Heidenstatt" bei Limberg einen Dolch wie l. c. XCV, 21. Wir ersehen also wenigstens aus diesen Fundstücken einen ähnlichen Zusammenhang der frühen (aber nicht frühesten) Bronzezeit mit Ungarn, wie ihn für das südliche Niederösterreich die Tumuli derselben Periode (Winklarn, Leobersdorf) bezeugen. Aus Röschitz bei Eggenburg stammt eine gut erhaltene, sehr fein gearbeitete Fibel, wie l. c. CCXIII, 31 (aus dem grossen Bronzedepotfund von Kurd, Comitat Tolnau), welcher nach den Typen der Bronzegefässe, Fibeln, Zierscheiben dem Ende der Bronzezeit und dem Beginne des Eisenalters angehört.

Ausser den reicheren Hockergrabfunden von Zellerndorf, Schrattenthal und Hippersdorf bewahrt die prähistorische Sammlung des Hofmuseums noch eine Reihe meist unedirter Skeletgräberfunde der Bronzezeit aus demselben Gebiete. Es sind fast ausschliesslich Paare von Bronzearmringen, welche, wie es scheint, die einzigen erhaltenen Beigaben der Leichen bildeten. Wir nennen folgende Fundorte:

Traudorf, Gerichtsbezirk Spitz: 4 Armringe (2 ganz, 2 zerbrochen) mit kantiger Längsmitte, kleinen Endstollen und zwei Reihen eingravirter concentrischer, hängender Halbkreise (ähnlich Armringen aus den Tumulis von Winklarn und aus böhmischen Hockergräbern; Richlý, Bronzezeit, Taf. XLIX, Fig. 6; 10).

[1]) Nicht bei Gross-Weikersdorf, wie Much l. c. schreibt; übrigens ined. in der prähistorischen Sammlung des Hofmuseums. Von älteren Funden kann man Schrattenthal (Gerichtsbezirk Retz) an die von Much aufgezählten Orte anreihen. Eine Anzahl grösserer und kleinerer „Nobbenringe", welche mit dem eingangs genannten Tauschposten in die prähistorische Sammlung des Hofmuseums kam, stammt gewiss aus solchen Gräbern. Nach Much's Arbeit wurde der Grabfund von Jetzelsdorf bei Haugsdorf (Mitth. d. Central-Comm., XXV, S. 219) bekannt, der jedoch keine Bronzen lieferte. Ferner gehören hieher, aus derselben Gegend, die Skeletgräber von Rohrendorf bei Pulkau. Der Inhalt derselben, gut erhaltene Schädel und Skelettheile, Bronzen, kleine Thongefässe und ein längs durchbohrter Thoncylinder, befindet sich im Krahuletz-Museum zu Eggenburg. Eines der Gräber enthielt einen Halsschmuck aus Drahtspiralrollen, Nobbenringe und eine Nadel mit blattförmig verbreitertem Kopfe, dessen Ende spiralig umgerollt ist.

Eggendorf im Thale, Gerichtsbezirk Ober-Hollabrunn: Zwei bandförmige, breite Armringe mit verjüngten, in Doppeldrahtvoluten auslaufenden Enden (ähnlich den Armringen aus Hügelgräbern von Křtěnow und Gross-Dobra in Böhmen und goldenen Exemplaren aus Ungarn, Galizien und Norddeutschland).

Eibesthal, Gerichtsbezirk Mistelbach: Zwei dicke, ovale, weitoffene Armringe mit feiner augenförmiger Verzierung (abgebildet in diesen Mittheilungen XXVIII [55], Fig. 36, ähnlich Armringen aus den Tumulis von Winklarn, Gross-Dobra in Böhmen u. s. w.).

Drasenhofen, Gerichtsbezirk Feldsberg: Zwei bandförmige, breite, an den Enden etwas verjüngte, dann wieder anschwellende Armringe, weit offen und stark längsgerippt, mit leichten Kerben auf den Rippen (ähnlich den Ringen v. Sacken, l. c. Taf. II, Fig. 42 von der Heidenstatt bei Limberg; Píč, Mohyli Lužanske, Taf. I, aus Grabhügeln von Kbel in Böhmen; Hampel, Bronzkor, Taf. CLXXXV, aus Röszke bei Szegedin (Szegedröszke) in Ungarn und Much, Atlas, XXII, 20, aus dem Pfahlbau von Peschiera).

Diese Gräber bringen neue Formen von Armschmuck zu den erstgenannten hinzu; sie dürften wohl insgesammt jünger sein, als jene, aber noch immer einer älteren Phase der Bronzezeit angehören. Die jüngere Bronzezeit und das erste Eisenalter sind im Norden der Donau relativ schwach vertreten, eine Thatsache, welche Sacken (l. c. S. 587) zu dem seinerzeit sehr verzeihlichen Irrthume veranlasste, eine durch etwas Metall bereicherte jüngere Steinzeit in diesem Gebiete bis um Christi Geburt, ja „bis gegen das Mittelalter“ herrschen zu lassen. Wenn das auch nicht richtig ist und ebensowenig Verödung eintrat, so scheint sich doch vom Beginne der Metallzeit ab das Leben der Ansiedler mehr und mehr zu dem grossen Strome hinabgezogen zu haben, wo wir die Urnenfelder und Hügelgräber der ersten Eisenzeit (in Hadersdorf, Stillfried, Zögersdorf, Pillichsdorf u. s. w.) auch am linken Ufer nicht selten antreffen.

Wir wenden uns nun zu den

b) Gräbern im Süden der Donau

und werden hier grössere Unterschiede antreffen. Hier liegen, wohl nicht zufällig, die grösseren und reicheren Fundstellen, wie Gemeinlebarn, Winklarn, Leobersdorf, Paudorf. Eine kurze, nur bei dem erstgenannten Orte mit Nothwendigkeit etwas ausführlichere Betrachtung wird zeigen, dass sie verschiedenen Stufen der Bronzezeit angehören.

1. Winklarn, Gerichtsbezirk Amstetten.

Grabhügelgruppe zwischen Wieden und Hart, bekannt seit 1876, untersucht von Pfarrer Josef Schmidt und Custos Franz Heger, exact beschrieben von letzterem, Mitth. prähist. Comm., I, S. 130—159 (wo S. 129, Anm. 2 auch die ältere Literatur verzeichnet ist). Es waren bei 20 sehr flache Tumuli mit einem äusseren und einem inneren Steinkreis und einem oder mehreren Skeletten. Schon die brandlose Bestattungsweise lässt auf höheres Alter schliessen und die Typen der Bronzebeigaben bestätigen ausnahmslos diese Folgerung. Die Uebereinstimmungen mit Gemeinlebarn sind, wie bereits Heger, l. c. S. 146, bemerkte, sehr gering und beschränken sich auf kleine Schmucksachen, die hauptsächlich in den Skeletgräbern von Gemeinlebarn vorkommen. Fibeln fehlen gänzlich. Die Uebereinstimmungen mit Funden aus den Nachbarländern, namentlich Ungarn, Böhmen, Bayern, hat Heger ausführlich dargelegt. Die Mittelstellung unseres Gebietes zwischen diesen Ländern kommt darin deutlich zum Ausdrucke, besonders der Zusammenhang mit Ungarn, dessen jüngere Bronzezeittypen jedoch völlig fehlen. Zeitliche Unterschiede machen sich nicht bemerkbar, dürfen auch in einer relativ so kleinen Nekropole nicht erwartet werden. Die aus den älteren Ausgrabungen in die Kunstsammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses gelangten Funde von Winklarn sind mit dem eingangs erwähnten Tauschposten in die prähistorische Sammlung des Hofmuseums übergegangen.

2. Leobersdorf, Gerichtsbezirk Baden.

Skeletgräber unbestimmter Zahl, wahrscheinlich einst unter flachen Tumulis, entdeckt beim Bau der Wiener Wasserleitung an der von Leobersdorf nach Enzesfeld führenden Strasse neben der Triesting, beschrieben von F. Karrer in diesen Mitth., I, S. 368, E. v. Sacken, Ansiedlungen und Funde, S. 600 f., und ausführlicher von demselben in F. Karrer's Geologie der Hochquellenleitung, S. 391 f. Nach der Bestattungsweise und den Beigaben gilt von diesen Gräbern dasselbe, was wir oben von Winklarn bemerkten. Man erkennt denselben Zusammenhang mit Ungarn, der hier zum Theile durch andere Typen ausgedrückt ist: durch schraubig gedrehte Nadeln mit Kopfscheibe (v. Sacken, Geologie, Taf. XVII, 3, wie im Depotfund von Rácz-Egres, Hampel, Taf. CLXI, dessen übrige Typen so sehr mit Winklarn übereinstimmen) und namentlich durch den schönen Dolch (v. Sacken, l. c. 5), dessen Form und Verzierung an den Dolchen und Kurz-

schwertern bei Hampel, Taf. XVIII, 6, 8; XX, 4, 6; CLXXVI, 1; CLXXX, 11 und CXXXIV, 3 (Grab von Keszthely) wiederkehrt. Die Wellennadel v. Sacken, l. c. 4, hat anderen Kopf, als das Stück von Winklarn, Heger, l. c. S. 137, Fig. 12, gehört aber doch wohl derselben Stufe an. Auf hohes Alter deutet eine steinerne Pfeilspitze, eine Spiralarmschiene und dünne Halsringe mit umgerollten Enden.

3. Gemeinlebarn, Gerichtsbezirk Herzogenburg.

Flachgräberfeld, entdeckt 1885 bei der Anlage der gleichnamigen Haltestelle der Eisenbahnlinie Tulln-St. Pölten im Süden des Dorfes. Ausgebeutet 1885, 1889 und 1890 durch die Herren Schulleiter A. Zündel und Custos J. Szombathy. Vgl. diese Mittheilungen, XX, S. [35] und XXI, S. [21 f.]. Die Grabungen des Jahres 1889 ergaben 41 Skelet- und 33 Brandbestattungen in 59 Gräbern. Diese „sind bis zu 2 m tief in den Diluvialschotter der Donau eingesenkte Flachgräber, die Leichen waren in hockender Stellung oder häufig in der Seitenlage mit hoch angezogenen Beinen beigesetzt; der Leichenbrand fand sich entweder in engen Erdgruben oder in Urnen, welche direct in die Erde gesetzt sind. In zwei Fällen konnte constatirt werden, dass ein Brandgrab nach dem benachbarten Skeletgrab gemacht worden war und dieses zum Theil angeschnitten hatte, im Allgemeinen aber scheinen beide Bestattungsweisen gleich alt zu sein . . . . Eine Parallelisirung der Funde mit einzelnen Stufen der nordischen Bronzezeit, wie sie etwa Montelius für Schweden aufgestellt hat, erscheint nicht durchführbar; nur im Allgemeinen entspricht das Material, wie zu erwarten war, der sogenannten älteren Bronzeperiode". (Szombathy, anonym, im Jahresbericht über 1889, diese Mittheilungen, XX, S. [35].)

Vergleicht man aber die Bronzen aus den Skeletgräbern mit jenen aus den Brandgräbern, so stösst man auf die stärksten Verschiedenheiten, welche unbedingt sofort zur zeitlichen oder sonstigen Trennung der beiden Gruppen auffordern.

Mit Ausnahme gewisser kleiner, insignificanter Dinge (meist Drahtgewinde) enthalten die beiden Gruppen durchaus verschiedene Gegenstände und sind also nicht blos dem Bestattungsritus nach von einander streng zu sondern. Wenn eine zeitliche Trennung gemacht werden darf, sind die Brandgräber — das braucht hier wohl nicht erst bewiesen zu werden — die jüngeren. Auch sind ja, wie wir sehen, ein Paar Skeletgräber durch die Anlage von Brandgräbern theilweise zerstört worden. Mehr ist wohl kaum nöthig, um die beiden Gruppen wenigstens versuchsweise zeitlich zu sondern.

Sowie man aber näher zusieht, findet man, dass die Typen, welche die beiden Gruppen hauptsächlich charakterisiren, geradezu solche sind, welche an anderen Orten für zwei verschiedene Unterstufen der Bronzezeit als führend gelten oder gelten können.

Die archaischen Typen, wovon die beststudirten allerdings aus dem Jahre 1885 stammen, waren es offenbar, welche Szombathy bestimmten, „das Material im Allgemeinen der älteren Bronzeperiode" zuzuweisen. Denn zahlreiche andere Formen — einschneidige Messer mit geflammter Klinge, gravirte und genietete Bronzeblecharbeiten, zweitheilige „nordische" Fibeln, blatt-, rad- und schildförmige Anhängsel u. dgl. — gehören durchaus nicht mehr in jenen älteren Abschnitt der Bronzezeit. Dasselbe gilt von zahlreichen Thongefässen, welche evident getriebene Metallarbeit nachahmen. Darauf deuten sowohl viele Formen der ziemlich abwechslungsreichen Keramik, als der glänzend schwarze Graphitüberzug gerade jener Gefässe, deren Typen nicht am gebrannten Thon, sondern am getriebenen und genieteten Metallblech entstanden sind.

Diese Keramik, zusammen mit den jüngeren Bronzen gibt einem Theile der Gräber von Gemeinlebarn eine Zeitstellung in nicht allzu grosser Ferne vom Beginne des ersten Eisenalters (Brandgräber von Hadersdorf und Stillfried in Niederösterreich). Zugleich aber bezeugt die Thonware ebenso wie die Bronzen von Gemeinlebarn den engen zeitlichen Zusammenhang der beiden Stufen an diesem Fundorte selbst. Es hat hier nicht etwa eine Unterbrechung stattgefunden, sondern Skelet- und Brandgräber folgen unmittelbar aufeinander, ja sie sind zum Theile sogar gewiss gleichzeitig, wie das der allmälige Wechsel des Bestattungsbrauches unter friedlichen Verhältnissen mit sich brachte.

Die Unterscheidung zweier Zeitstufen in Gemeinlebarn gestattet mehrere interessante Folgerungen. Zunächst erscheint hier die eingliedrige, gestreckte Drahtfibel („ad arco di violino") älter als die zweigliedrige „nordische" Fibel mit blattförmigem, gravirtem Bügel. Das ist auch logisch begründet, wenigstens bei der von mir (Serta Harteliana 1896,

S. 97—103), entgegen den Ansichten von Undset, Szombathy und Voss aufgestellten Annahme, dass die Fibel aus einem zweckmässig gebogenem Stück Bronzedraht (also einer Art Doppelnadel), nicht durch Anfügung eines separaten Bügels an eine bestehende gerade Nadel, entstanden sei. Das letztere halte ich für ganz unrichtig, aber für erklärlich bei Forschern, welche die nordischen Formen als Ausgangspunkte der Entwicklung ansehen. Da nun die eingliedrige Drahtfibel ad arco di violino hier wie in Ungarn (Zanig [Mosony-Szolnok], Bodrog-Keresztur etc.) schon nicht der älteren, sondern einer jüngeren Phase der Bronzezeit angehört, reicht Gemeinlebarn auch mit seiner älteren Gruppe nicht entfernt an den Beginn jener Periode hinab. Die Formen der jüngeren Gruppe sind

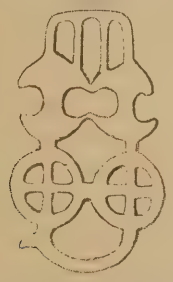


Fig. 6. Theil eines bronzenen Hängeschmuckes aus Ungarn.

Fig. 7. Wagenfigur von einer Dipylonvase aus Griechenland.

aber für Bronzezeittypen höchst vorgeschritten und gehören in anderen Fundgebieten zu den constituirenden Elementen eines „bel-âge du bronze“, wie es für Mitteleuropa, namentlich aus der Schweiz und aus Ungarn, bezeugt ist. Die zweigliedrige „nordische“ Fibel kehrt wieder im Urnenfeld von Hötting bei Innsbruck, wo sie neben ausgesprochenen Schweizer Pfahlbautypen erscheint. Die rad-, blatt- und schildförmigen Anhängsel aus Bronzeguss sind in Ungarn nicht selten (Hampel, l. c. LIV, 2, 4, 9). Das gegossene blattförmige Anhängsel erscheint auch in einem Kettenschmuck aus der Gegend von Eggenburg in Niederösterreich: Sacken, Ansiedelungen und Funde, Taf. II, Fig. 49. Merkwürdig ist in Ungarn die Combination des Rades mit dem böotischen Schilde, z. B. im Funde von Gross-Steffelsdorf (Rima-Szombat, Hampel, l. c. LIV, 1; CXII, 4). Stellt man ein Glied dieses Gehänges (hier Fig. 6) neben eine Wagenfigur, wie Fig. 7 (von einer Dipylonvase, Mon. IX, Taf. 39, 1 = Perrot-Chipiez, VII, S. 61, Fig. 7 = Brunn, Griechische Kunstgeschichte, S. 55, Fig. 54), so ahnt man wohl, woher diese bildlose Kunststufe ihre ornamentalen Motive bezog, und man ermisst dann auch besser das Alter dieser Stufe, die kürzlich Jemand in die erste Hälfte des zweiten Jahrtausends vor Christo hinaufrücken wollte. Oder sollten griechische Vasenmaler sich decorative Einzelheiten der ungarischen Bronzezeit, die noch dazu um ein Jahrtausend älter wären als jene, zu Vorbildern genommen haben?

4. Paudorf, Gerichtsbezirk Mautern.

Flachgräber mit Leichenbrand in Steinkisten, zum Theil in Urnen, gelegen am Fusse des Göttweiger Berges, untersucht von P. Adalbert Dungel, der Inhalt unedirt, im Besitze der prähistorischen Sammlung des Hofmuseums. Der Beerdigungsritus, sowie die Bronzetypen und die Thongefässe weisen auf eine andere Phase der Bronzezeit, als die Gräber von Winklarn und Leobersdorf, und zwar auf eine jüngere Stufe, die ungefähr mit der Brandgräbergruppe von Gemeinlebarn zusammenfallen dürfte. Die mannigfaltig geformten Thongefässe sind zum Theile mit Graphit geschwärzt, die Bronzen zeigen evidente Uebereinstimmungen mit denen von Gemeinlebarn und von Hötting. Wir nennen davon: geschweifte Messer mit kurzer Griffzunge und zwei Nieten, lange Schmucknadeln mit geschwelltem und gerieftem Hals und sphärischen, gerieften Köpfen, offene schwere Armringe mit dicken Rippen und namentlich gegossene, concentrische Ringe, die durch ein radiales mitgegossenes Stäbchen zusammengehalten werden, eine seltene Form von Schmuck oder Geld, die genau so in den Brandgräbern von Hötting wiederkehrt. Verwandte, aber nicht ganz gleiche Zierringe (concentrisch und radial verbunden) erscheinen im Funde von Gyarmat, Comitat Komorn, Ungarn (Hampel, Bronzkor, CLIX, 31), mit Gegenständen vom Ende der Bronzezeit und dem Beginne des Eisenalters (hallstättischen Brillenfibeln und spiralgarnirten ungarischen Fibeln). Vgl. auch Furtwängler, Olympia, IV, Fig. 472.

* * *

Aus den obigen Darlegungen scheint sich folgende Einreihung der bisher bekannten Funde zu ergeben:

Bronzezeit in Niederösterreich.

I. Aeltere Bronzezeit.

1. Gräber. *a*) Im Norden der Donau: Flachgräber mit Skeletten (Hockern). Engerer Formenkreis. Anschluss an Böhmen und Mähren, anfänglich an die Hockergräber, später an die Tumuli der Bronzezeit dieses Gebietes. — *b*) Im Süden der Donau: Flache Tumuli mit Skeletten. Weiterer Formenkreis. Anschluss an Ungarn.

2. Depotfunde. *a*) Im Norden der Donau: Unter-Themenau, Unter-Retzbach, Stockerau. — *b*) Im Süden der Donau: Stollhof, Aspern, Maiersdorf (?).

3. Einzelfunde. *a*) Stoizendorf, Wartberg. — *b*) Emerberg, Pernitz etc.

II. Uebergangszeit.

1. Gräber. *a*) ?. — *b*) Aeltere Gruppe der Gräber von Gemeinlebarn.

2. Depot- und Einzelfunde. *a*) Sachsendorf, Zellerndorf, Lassee. — *b*) Maiersdorf (?).

III. Jüngere Bronzezeit.

1. Gräber. *a*) ?. — *b*) Flachgräber mit Leichenbrand (Gemeinlebarn, jüngere Gruppe, Paudorf).

2. Depotfunde. *a*) Kleedorf. — *b*) Mahrersdorf, Wolfsthal.

3. Einzelfunde. *a*) Vom Kahlenberg bei Wien bis Aspang und Gloggnitz (siehe oben). — *b*) Gegend am Manhartsberg von Eggenburg bis Gföhl.

Die Deutschen Kärntens.

Von **Dr. A. Weisbach,** k. u. k. Oberstabsarzt (Sarajevo).

Das kleine Gebirgsland Kärnten, eingekeilt zwischen Venezien, Tirol, Salzburg, Steiermark und Krain, ist nach der Volkszählung von 1890 von 254.632 Deutschen und 101.030 Slovenen bewohnt. Die Slovenen, welchen später eine eigene Untersuchung gewidmet werden soll, haben den südlichen Streifen des Landes inne und sind im Osten und Süden mit ihren Stammesgenossen in Südsteiermark und Krain in Verbindung, während die Deutschen in unmittelbarem Zusammenhange mit den deutschen Bewohnern von Tirol, Salzburg, Nord- und Mittelsteiermark stehen; sie gehören wie diese zum österreichisch-bayrischen Stamme.

Die nachfolgenden Untersuchungen wurden gleich meinen vorausgegangenen an Soldaten im Alter von 21—25 Jahren vorgenommen; selbstverständlich wurden alle Individuen mit nichtdeutschen Namen oder pathologischen Kopfformen ausgeschlossen. Es ist meine angenehmste Pflicht, für die mühevollen Einzelaufnahmen den Herren Kameraden Oberstabsarzt Dr. Joh. Schwarschnig, den Stabsärzten Dr. Matthäus Boček, Dr. Emil Lugo und den Regimentsärzten Dr. Ferdinand Böhm, Ernst Fischel und Johann Šuk meinen besten Dank auszusprechen, zugleich mit der Hoffnung, dass sich Nachfolger finden werden, um ähnliche Untersuchungen an anderen Völkerschaften Oesterreich-Ungarns vorzunehmen, da dies mir, mit Ausnahme der Slovenen, der Kroaten und Serben in Kroatien und Slavonien, wahrscheinlich nicht mehr möglich sein wird.

I. Körperlänge.

Die durchschnittliche Körperlänge der 736 Mann berechnet sich auf 1691 mm und schwankt zwischen den Extremen von 1560 mm und 1890 mm.

Bei den einzelnen Individuen gibt die Körperlänge folgende aufsteigende Reihe:

156 cm 4	160 cm 14	170 cm 52	180 cm 9
157 „ 4	161 „ 21	171 „ 45	181 „ 7
158 „ 15	162 „ 28	172 „ 48	182 „ 3
159 „ 10	163 „ 31	173 „ 35	183 „ 1
33	164 „ 29	174 „ 36	184 „ 2
	165 „ 46	175 „ 28	185 „ 2
	166 „ 32	176 „ 27	189 „ 1
	167 „ 58	177 „ 19	25
	168 „ 47	178 „ 17	
	169 „ 52	179 „ 13	
	358	320	

Die grösste Zahl der Individuen trifft man demnach mit Körpergrössen von 167—172 cm, ganz besonders von 167, 169 und 170 cm. — Die Mittelstaturen (160—169 cm) finden sich nicht viel öfter (358 = 48·6%) als die grossen (von 170 cm aufwärts 345 = 46·8%), die kleinen (von 159 cm abwärts 33 = 4·4%) in sehr geringer Minderheit.

Kärnten hat weniger kleine und mittelgrosse, dafür mehr grossgewachsene Männer als Steiermark (in gleicher Reihenfolge 5·6%, 57·8% und 36·5%), Salzburg (7%, 54% und 39%), Oberösterreich (10%, 60% und 29%) und Niederösterreich (7%, 58% und 34·5%).

Die Deutschen Kärntens sind daher im Allgemeinen höheren Wuchses als die Deutschen in Niederösterreich (1678 mm), Oberösterreich (1667 mm), Salzburg (1676 mm) und Steiermark (1683 mm), welch' letztere ihnen am nächsten stehen.

II. Farbe der Haare.

Dieselbe ist bei der Mehrzahl der Männer braun (296 = 40·2%), dann zunächst blond (255 = 34·6%), viel seltener hellbraun (148 = 20·1%), am seltensten schwarz (27 = 3·6%) und besonders roth (10 = 1·3%), welche Reihenfolge mit jener in Steiermark und Oberösterreich vollständig übereinstimmt, wogegen in Salzburg und Niederösterreich die hellbraunen Haare stärker vertreten sind, als die blonden.

Rothe Haare sind in Kärnten gleich selten, wie in den genannten Ländern (1·1—1·7%), blonde häufiger als in allen (19·4% Nieder- bis 33·5% Oberösterreich); es gleicht hierin Kärnten am meisten Oberösterreich. Hellbraune Haare finden sich in Kärnten, gleichwie in Oberösterreich (20·90%), weniger als in Steiermark (21·3%), Niederösterreich (23·5%) und besonders in Salzburg (32·9%); braune Haare weniger als in allen diesen (42% Ober- bis 52·9% Niederösterreich), endlich schwarze weniger als in Steiermark (5·9%), mehr aber als in Salzburg (1·4%), Oberösterreich (1·5%) und Niederösterreich (2·6%).

Lichte Haare (rothe und blonde zusammen) gibt es in Kärnten (265 = 36%) weniger als dunkle (braune und schwarze zusammen 323 = 43·8%), hinter welch' beiden die Mischfarbe der hellbraunen (148 = 20·1%) ansehnlich zurückbleibt. In allen diesen Ländern sind die dunklen Haare vorherrschend, denen an Häufigkeit die lichten in Kärnten sowie

auch in Steiermark und Oberösterreich folgen, während in Niederösterreich und Salzburg zunächst die hellbraunen und erst dann mit dem geringsten Antheile die lichten kommen.

Kärnten hat rücksichtlich dieser Länder die meisten lichten Haare, worin ihm nur Oberösterreich (35·3%) ähnelt, während sie in Steiermark (28·3%), Salzburg (21·4%) und besonders in Niederösterreich (20·7%) ansehnlich zurücktreten, dagegen, genau wie in Oberösterreich, die wenigsten dunklen (Salzburg 45·4%, Steiermark 50·2% und Niederösterreich 55·6%).

Rothe Haare . . .	10♂,	Körperlänge	1702 mm
Blonde Haare . .	255♂,	„	1689 „
Hellbraune Haare	148♂,	„	1693 „
Braune Haare . .	296♂,	„	1691 „
Schwarze Haare.	27♂,	„	1703 „

Sehen wir von den zwei nur durch wenig Männer vertretenen Haarfarben (roth und schwarz) ab, so zeigt sich, dass alle übrigen die gleiche Körperlänge besitzen, ganz ähnlich wie in Steiermark, und also im Allgemeinen auch licht- (1690 mm) und dunkelhaarige Männer (1692 mm) ganz gleicher Körpergrösse sind.

So wie im allgemeinen Mittel, zeigen sich auch die Männer jeder einzelnen Haarfarbe durchaus grösser, als in Salzburg und Oberösterreich, die mit blondem Haare von derselben Körperlänge wie die Blonden in Steiermark und Niederösterreich, alle übrigen, gleichwie auch Licht- und Dunkelhaarige überhaupt grösser, als die Gleichfarbigen in allen diesen Ländern.

Aehnlich wie in Steiermark (0·3%) und Salzburg (0·1%) gehören krause Haare in Kärnten (4 = 0·5%) zu den Seltenheiten; dieselben binden sich an keine Haarfarbe, indem unter diesen vier je einer mit blondem, hellbraunem, braunem und schwarzem Haare vorkommt.

III. Farbe der Augen.

Vorherrschend sind blaue Augen (262 = 35·5%) bei mehr als einem Drittel der Männer; ihnen zunächst kommen die braunen (204 = 27·7%, eingerechnet zwei mit schwarzen Augen) und grauen (196 = 26·6%), während die graubraunen (66 = 8·9%) und ganz besonders die grünlichen (8 = 1%) weit zurücktreten.

Demnach überwiegen die lichten Augen (458 = 62·2%) sehr bedeutend die dunklen (204 = 27·7%) und sind die Mischfarben der Augen (74 = 10%) in sehr geringer Zahl vorhanden.

Im Vergleiche mit den Nachbarländern besitzt Kärnten die meisten blauen und überhaupt lichten Augen, dafür die wenigsten mischfärbigen.

Die Zahl der grauen Augen stimmt mit Steiermark (26·2%) überein, ist grösser als in Oberösterreich (19·6%) und Niederösterreich (15·9%), aber kleiner als in Salzburg (34·2%); jene der graubraunen Augen bleibt hinter allen diesen Ländern (14·8% Steiermark, 25·8% Salzburg, 23·2% Oberösterreich und 26·1% Niederösterreich) ansehnlich zurück.

Mit der Zahl der braunen, also dunklen Augen übertrifft Kärnten blos Salzburg (20·7%) und Oberösterreich (23·7%), hinter Steiermark (29·5%) und besonders Niederösterreich (31·5%) zurückbleibend.

Blaue Augen . . .	262♂,	Körperlänge	1684 mm
Graue Augen . .	196♂.	„	1697 „
Graubraune Augen	66♂,	„	1701 „
Braune Augen . .	204♂,	„	1691 „

Die Blauäugigen erscheinen also kleineren Wuchses als die Anderen, die Männer mit graubraunen Augen als die grössten. Betrachtet man jedoch dieselben gruppenweise, nämlich als Lichtäugige (1690 mm), Dunkeläugige (1691 mm) und Mischfärbige (74♂ 1702 mm), so hat nur die letzte Gruppe eine etwas grössere Körperlänge als die beiden anderen unter einander gleichen.

Hiedurch unterscheidet sich Kärnten theilweise von den angrenzenden Ländern; denn in Steiermark, Salzburg und Niederösterreich gibt es bezüglich der Körperlänge dieser drei Gruppen von Augenfarben keinen Unterschied, während in Oberösterreich die dunkeläugigen Männer etwas kleiner sind als die anderen unter einander gleichen.

Bezüglich der Combination von Augen- und Haarfarben gilt Folgendes:

Die blauen Augen finden sich am häufigsten bei Blonden (53·7%) und Rothhaarigen, bedeutend seltener bei Männern mit hellbraunem (31%) und braunem (23·9%), am seltensten mit schwarzem Haare (11·1%), im Ganzen weit überwiegend bei lichtem (53·5%), viel seltener bei dunklem Haare (22·9%). Dies stimmt genau mit Steiermark, Ober- und Niederösterreich, nicht aber mit Salzburg überein, wo die meisten blauen Augen bei rothem, die wenigsten bei braunem Haare vorkommen.

Die grauen Augen wieder sind häufiger bei hellbraunem Haare (33·1%) als bei blondem (26·6%), braunem (24·3%) und rothem (20%), am seltensten bei schwarzem Haare (18·5%), also im Ganzen

Fig. 1. Wien, Elisabethbrücke.

Fig. 2.
Wien, Neuer Markt.

Fig. 3.

Fig. 4.
Wienerberg.

Fig. 5.
Kahlenberg.

Fig. 6.
Wien, St. Veit.

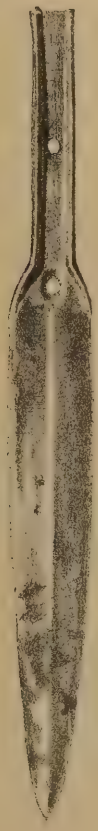


Fig. 8.
Berndorf.

Fig. 9.
Oed bei Waldegg.

Fig. 10.
Oed bei Waldegg.

Fig. 11.
Pernitz.

Fig. 12.
Parzenthal
bei Gutenstein.

Fig. 15.
Maiersdorf.

Fig. 16. St. Pölten.

Fig. 7. Anninger.

Fig. 13. Emerberg.

Fig. 14. Stollhof (Kupfer).

($^1/_2$ nat. Gr.).

M. Hoernes: Bronzen aus Wien und Umgebung.

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 11.

Fig. 10.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.

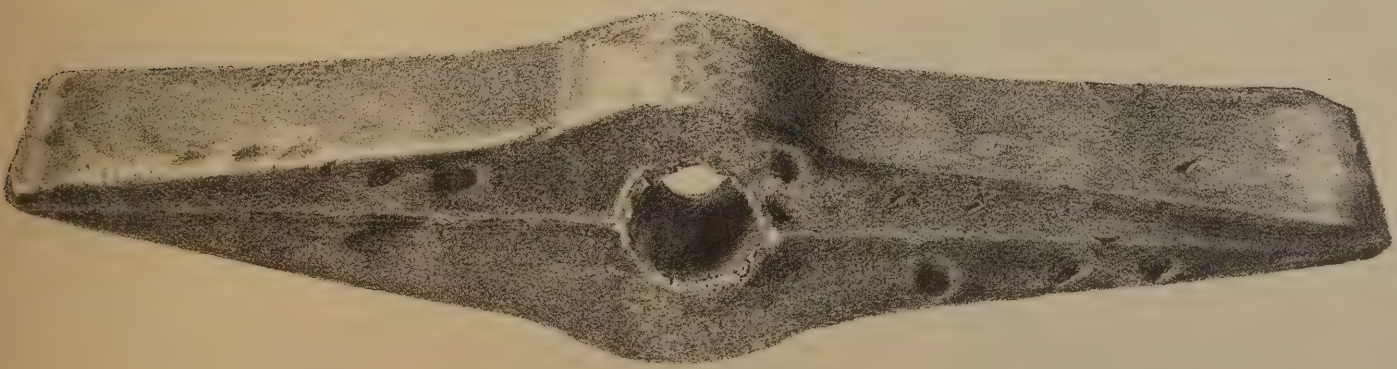


Fig. 12.

Gussstättenfund von Mahrersdorf bei Neunkirchen ($^1/_2$ nat. Gr.).

Fig. 1.

Fig. 2. Gloggnitz.

Fig. 3. Zöbern.

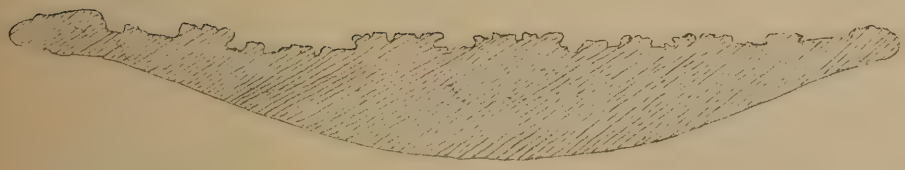


Fig. 1*a*.

Fig. 1—1*a*. Mahrersdorf (Kupfer).

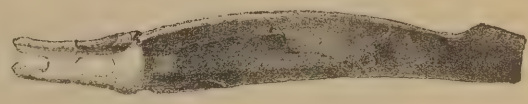


Fig. 6.

Fig. 6 u. 7. Klein-Meiseldorf.

Fig. 7.

Fig. 4.

Fig. 5.

Aspern im Tullnerfelde.
($^1/_2$ nat. Gr.).

Fig. 2.

Fig. 1.

Fig. 3.

Fig. 6.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 8.
Sachsendorf.

Fig. 9.
Gauderndorf.

Fig. 11.
Kühnring.

Fig. 12.
Gföhl.

Fig. 1—6. Heidenstatt bei Limberg.

Fig. 10. Dreieichen.

Fig. 14.
Thunau.

Fig. 15.
Zellerndorf.

Fig. 13.
Wartberg.
(1/2 nat. Gr.)

Fig. 16.

Fig. 17.

Fig. 16 u. 17.
Guttenbrunn.

Fig. 7.
Stoizendorf.

Fig. 18.
Lassee.

M. Hoernes: Bronzen aus Wien und Umgebung.

häufiger bei lichtem (26·4%) als dunklem Haare (23·8%), wenngleich der Unterschied kein ansehnlicher ist. In Steiermark fand sich genau dieselbe Reihenfolge, welche sich jedoch in Salzburg, Ober- und Niederösterreich je anders gestaltet und nur bezüglich der zwei ersten Länder auch rücksichtlich des öfteren Vorkommens bei lichten Haaren mit Kärnten und Steiermark übereinstimmt, wogegen in Niederösterreich die grauen Augen häufiger mit dunklen als lichten Haaren verbunden sind.

Die lichten Augen zusammengefasst vergesellschaften sich am öftesten mit blondem Haare (80·3%), zunächst mit rothem (70%), dann weniger oft mit hellbraunem (64·1%), noch viel seltener mit braunem (48·3%), am seltensten mit schwarzem Haare (29·6%), im Allgemeinen daher viel öfter mit lichtem (80%) als mit hellbraunem (64·1%) und dunklem Haare (46·7%), was mit den Nachbarländern vollständig übereinstimmt.

Graubraune Augen gibt es am öftesten bei Rothhaarigen (20%), welchen, ziemlich tief abstehend, die hellbraunen (9·4%), braunen (8·7%), blonden (8·6%) und schwarzen Haare (7·4%), freilich mit geringen Zahlenunterschieden, folgen. Diese Augenfarbe stellt sich als die meist unabhängige von der Farbe der Haare heraus, indem die Reihenfolge in jedem der genannten Länder eine andere und nur das gemeinschaftlich ist, dass mit Ausnahme Kärntens überall die graubraunen Augen sich häufiger mit dunklen als lichten Haaren zusammenfinden.

Die wenigen Grünaugen (8) mitgerechnet, welche in gleicher Seltenheit bei Blonden und Hellbraunen (0·7 und 0·6%), nur wenig häufiger bei Braunhaarigen (1·6%) vorkommen, ergibt für die mischfärbigen Augen ein nahezu gleiches Auftreten bei lichten (9·8%), hellbraunen (10·1%) und dunklen Haaren (10·2%), womit die anderen Länder nicht übereinstimmen; denn bald finden die Mischfarben der Augen sich mehr bei dunklem Haare (Niederösterreich 29·7% und Salzburg 30·4%), bald bei hellbraunem (Oberösterreich 27%, Steiermark 23·1%) und dunklem (Oberösterreich 26·6%, Steiermark 23·4%); im Allgemeinen jedoch combiniren sich mischfärbige Augen weniger mit lichtem, als hellbraunem und dunklem Haare.

Beständiger in ihrer Vertheilung sind die braunen (dunklen) Augen; in Kärnten weit überwiegend bei schwarzem (62·9%) und braunem Haare (41·2%), schon viel spärlicher bei hellbraunem (25·6%), am seltensten bei blondem und rothem Haare (10%), ganz gleich wie in Steiermark und mit wenig Unterschied auch in Salzburg, Ober- und Niederösterreich, wo nur die hellbraunen und rothen Haare ihre Stelle wechseln. Ueberall sind braune Augen vorherrschend bei dunklem Haare.

IV. Farbe der Haut.

Obwohl die Mehrzahl der Männer weisse Haut (380 = 51·6%) besitzt, erreichen doch auch die übrigen Farben ansehnliche Zahlen, nämlich die gelbliche 111 (15%), bräunliche 102 (13·8%) und ganz auffallenderweise die braune sogar 143(19·4%).

Sonach gibt es in Kärnten viel weniger deutsche Männer mit weisser und gelblicher Haut als in Steiermark (66·2 und 18·3%), Salzburg (64·1% und 20·7%), Oberösterreich (69% und 20·1%) und Niederösterreich (71·9% und 20·6%), fast ebensoviele mit bräunlicher wie in Steiermark (14·4%) und Salzburg (14·6%), mehr als in Oberösterreich (10·3%) und Niederösterreich (7·20%), dafür auffällig mehr mit brauner Haut als in allen diesen Ländern (0·1—0·9%).

Im Ganzen findet sich lichte Haut (weisse und gebliche zusammen 66·6%) in Kärnten viel seltener, dunkle (bräunliche und braune zusammen 33·2%) ansehnlich häufiger als in Steiermark (84·5%, 15·3%), Salzburg (84·8%, 15%), Oberösterreich (89·1%, 10·6%) und besonders Niederösterreich (92·5%, 7·3%).

Haare	Zahl	Haut											
		weiss		gelblich		licht		bräunlich		braun		dunkel	
			%		%		%		%		%		%
Roth	10	9	90·0	1	10·0	10	100·0	—	—	—	—	—	—
Blond	255	173	67·8	30	11·7	203	79·6	45	17·6	7	2·7	52	20·3
Hellbraun	148	53	35·8	41	27·7	94	63·5	50	33·7	4	2·7	54	36·4
Braun	296	135	45·6	38	12·8	173	58·4	—	—	123	41·5	123	41·5
Schwarz	27	10	37·0	1	3·7	11	40·7	7	25·9	9	33·3	16	59·2
Summe	736	380	51 6	111	15·0	491	66·6	102	13·8	143	19·4	245	33·2
Licht	265	182	68·6	31	11·6	213	80·2	45	16·9	7	2·6	52	19·6
Dunkel	323	145	44·8	39	12·0	184	56 9	7	2·1	132	40·8	139	43·0

Weisse Haut besitzen am öftesten die rothhaarigen Männer (90%), ihnen zunächst, aber bedeutend spärlicher die blonden (67·8%); dann reihen sich eigenthümlicherweise die Männer mit braunen Haaren an (45·6%), hinter welchen die mit schwarzen (37%) und zuletzt erst jene mit hellbraunen Haaren (35·8%) folgen. Diese Reihenfolge stimmt nicht mit jener der anderen Länder überein, in welchen die weisse Haut an Häufigkeit von den rothen zu den dunkelsten Haaren stetig abnimmt.

Anders die gelbliche Hautfarbe, welche am öftesten mit hellbraunem Haare (27·7%), bedeutend seltener mit braunem (12·8%), blondem (11·7%) und rothem (10%), am seltensten mit schwarzem Haare (3·7%) sich vergesellschaftet; die genannten Länder weisen fast jedes in dieser Beziehung eine andere Reihenfolge auf.

Die dunkle Hautfarbe (bräunlich und braun) hält sich wie in den übrigen Ländern genau an die Haarfarbe: von den rothen und blonden (20·3) nimmt deren Vorkommen beständig zu durch die hellbraunen (36·4%) und braunen (41·5%) bis zu den schwarzen Haaren (59·2%).

Im Allgemeinen combinirt sich weisse Haut überwiegend mit lichtem Haare (68·6%), gelbliche gleicherweise sowohl mit lichtem (11·6%) als dunklem (12%), also lichte Haut vorzüglich mit lichtem Haare (80·2%), dunkle Haut mit dunklem Haare (43%), jedoch bei Ueberwiegen der lichten Hautfarben, was auch mit den Nachbarländern übereinstimmt.

V. Typen.

Zum hellen Typus (lichte Haare, lichte Augen) gehören 212 Männer (28·8%), viel weniger (139 = 18·8%) zum dunklen (dunkle Haare, dunkle Augen, ohne Rücksicht auf die Hautfarbe, welche ich, wenigstens bei unseren Völkern für nebensächlich halte), mit welchen Zahlen Kärnten am meisten Oberösterreich (26·5% heller, 17·6% dunkler Typus) ähnelt; überhaupt weist Kärnten unter den genannten Ländern die meisten Männer des hellen Typus auf, wogegen jene des dunklen Typus wohl zahlreicher als in Salzburg (14·3%), aber spärlicher sind als in Steiermark (21·5%) und besonders in Niederösterreich (23·2%).

Beide zusammen, als reine Typen (351 = 47·6%), umfassen nicht ganz die Hälfte aller, jedoch durchaus mehr als in Steiermark (43·6%), Oberösterreich (44·2%), Niederösterreich (37·4%) und Salzburg (29·8%).

Die nachfolgenden Combinationen zwischen Haar- und Augenfarbe müssen als Mischtypen aufgefasst werden; denn durch Kreuzung des hellen und dunklen Typus können entstehen:

a) Bei ungeänderter Haar- und Augenfarbe:

1. Individuen mit lichten Haaren und dunklen Augen — der lichte Mischtypus;
2. solche mit dunklen Haaren und lichten Augen — der dunkle Mischtypus

b) Bei ungeänderter Haarfarbe, aber Mischung der Augenfarbe:

3. Individuen mit lichtem Haare und graubraunen Augen[1]);
4. solche mit dunklem Haare und graubraunen Augen;
5. Individuen mit lichtem Haare und grünlichen Augen;
6. solche mit dunklem Haare und grünlichen Augen.

c) Bei unveränderter Augenfarbe, aber Mischung der Haarfarbe:

7. Individuen mit lichten Augen und hellbraunem Haare;
8. solche mit dunklen Augen und hellbraunem Haare.

d) Bei Mischung der Haar- und Augenfarbe:

9. Individuen mit hellbraunem Haare und graubraunen Augen; endlich
10. Individuen mit hellbraunem Haare und grünlichen Augen.

Die unter *d* Angeführten haben also die stärkste Mischung aufzuweisen.

Um eine zu grosse Zersplitterung zu vermeiden und eine praktische Vereinfachung zu erzielen, wurden die unter 3, 4 und 9 angeführten Kreuzungen zum graubraunen, die unter 7 und 8 angeführten zum hellbraunen, endlich die unter 5, 6 und 10 angeführten zum grünlichen Mischtypus vereinigt.

---

[1]) Zu den graubraunen Augen sei bemerkt, dass unter dieser Bezeichnung auch solche Augen inbegriffen sind, deren graue Grundfarbe der Iris gelbliche Flecken trägt, welche Combination nicht selten bei Männern mit blonden und hellbraunen Haaren vorkommt. Die seltenen Fälle von blauer Iris mit einzelnen hellgelblichen Punkten oder Streifen wurden den blauen Augen beigezählt.

Des lichten Mischtypus sind, wie überall, nur sehr wenige Männer (27 = 3·6%); vielmehr gehören zum hellbraunen (133 = 18%), und zwar mehr als in Steiermark (16·4%), Oberösterreich (15·2%) und Niederösterreich (17·4%), weniger als in Salzburg (25·6%).

Auffallend selten ist der graubraune Mischtypus, der in Kärnten blos 8·9% (66 Männer) beträgt, eine bedeutend geringere Zahl als in Steiermark (14·8%), Oberösterreich (23·5%), Salzburg (25·8%) und Niederösterreich (26·1%).

Die grosse Seltenheit des grünlichen Mischtypus (8 = 1%) hat Kärnten mit den Nachbarländern gemeinsam, ohne bei der geringen Anzahl besondere Unterschiede darzubieten.

Unter allen Mischtypen ist der dunkle der häufigste (151 = 20·5%), zugleich etwas häufiger als in Steiermark (19·1%), Salzburg (17·3%), Niederösterreich (15·8%) und Oberösterreich (14·4%).

Fassen wir alle Mischtypen zusammen (385 = 52·3%), so betreffen dieselben in Uebereinstimmung mit den genannten Ländern mehr Individuen als die reinen Typen, nur mit dem Unterschiede, dass Kärnten unter allen die wenigsten Mischtypen besitzt (Steiermark 56·3%, Salzburg 70·10%, Oberösterreich 55·7% und Niederösterreich 62·5%), welche aber ohne Ausnahme in allen diesen Ländern mehr als die Hälfte der Männer betreffen.

Nach abnehmender Häufigkeit des Vorkommens der einzelnen Mischtypen betrachtet, steht obenan der dunkle, dann der hellbraune und graubraune, schliesslich der lichte und grünliche, ganz wie in Steiermark; in den drei anderen Ländern zeigt sich der graubraune als der häufigste, dann zunächst der hellbraune und dunkle und ebenfalls zuletzt der lichte und grünliche.

Die Körperlänge gestaltet sich bei den verschiedenen Typen, wie folgt:

Heller Typus	1687 mm
Dunkler Typus	1688 „
Lichter Mischtypus	1709 „
Hellbrauner Mischtypus . .	1693 „
Graubrauner Mischtypus . .	1700 „
Grünlicher Mischtypus . .	1720 „
Dunkler Mischtypus . . .	1691 „

Abgesehen von dem durch zu geringe Individuenzahl vertretenen lichten und grünlichen Mischtypus, ergibt sich für den hellen und dunklen Typus die gleiche Körperlänge (168 cm), für den hellbraunen und dunklen Mischtypus eine ebenfalls unter einander gleiche (169 cm), aber etwas grössere, für den graubraunen Mischtypus (170 cm) die grösste.

Der helle Typus hat also in Kärnten dieselbe Statur wie in Steiermark und Niederösterreich (168 cm), der dunkle dieselbe wie in Steiermark und Salzburg (168 cm); die gleiche Körperlänge beim hellen und dunklen Typus hat Kärnten gemeinsam mit Steiermark und Oberösterreich, wogegen in Salzburg der dunkle (168 cm), in Niederösterreich der helle Typus (168 cm) höheren Wuchses sich erfreut als der andere.

Bei den Mischtypen findet sich in Kärnten durchaus eine höhere Statur, als bei den zwei reinen Typen, was in keinem der Nachbarländer der Fall ist, wo es immer einzelne Mischtypen gibt mit kleinerer (Niederösterreich) oder grösserer Statur (Oberösterreich), als bei einem oder dem anderen reinen Typus, oder selbst die Mischtypen fast durchaus eine etwas geringere Körperlänge besitzen als die reinen (Salzburg).

VI. Kopfmasse.

Die grösste Kopflänge misst im Mittel 186 mm bei Schwankungen zwischen 162 mm und 207 mm, die durchschnittliche grösste Breite 152 mit den Extremen von 132 mm und 173 mm.

Rücksichtlich der Kopflänge gleichen unsere Kärntner genau den Ober- und Niederösterreichern, übertreffen um Weniges die Salzburger (185 mm), stehen aber den deutschen Steirern (188 mm) nach; bezüglich der Kopfbreite bleiben sie aber hinter allen diesen zurück (153 mm Salzburg, Niederösterreich, 154 mm Oberösterreich, 156 mm Steiermark).

Beide Kopfmasse geben den Index 817, womit die deutschen Kärntner an der untersten Grenze der Brachycephalie stehen und zugleich etwas weniger brachycephal sind, als ihre diesbezüglich untereinander ganz gleichen deutschen Nachbarn in den genannten Ländern (Index 82).

Ihre westlichen Nachbarn, die Deutsch-Tiroler, müssen im Allgemeinen viel mehr brachycephal sein, wie die hohen Procentzahlen der Brachycephalen (nach Holl und Tappeiner) in den meisten Thälern vermuthen lassen, welche meistens von 60—100 betragen und nur in wenigen Thälern unter 60% herabsinken.

Auch die Furlaner des angrenzenden venezianischen Gebietes zeichnen sich durch stärkere Brachycephalie (Index 84—85 im Mittel) aus. (Livi, Antropometria militare, Roma 1896.)

Index	Rothe Haare				Blonde Haare					Hellbraune Haare					Braune Haare					Schwarze Haare					Zusammen
	Augen																							
	blau	grau	graubraun	braun	blau	grau	graubraun	grün	braun	blau	grau	graubraun	grün	braun	blau	grau	graubraun	grün	braun	blau	grau	graubraun	braun	schwarz	
71	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
72	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	4
73	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	2	—	1	—	1	—	1	—	7
74	—	—	—	—	1	2	1	1	—	1	—	—	—	2	3	—	—	—	1	1	—	—	—	—	13
75	—	—	—	—	4	4	1	—	—	1	1	1	—	1	4	1	1	1	1	—	—	—	1	—	22
76	—	—	1	—	5	1	1	—	1	1	3	—	—	2	2	3	—	—	5	—	—	—	1	—	26
77	—	—	—	—	4	3	2	—	1	3	4	—	—	—	7	3	1	—	8	—	—	1	1	—	38
78	—	—	—	—	18	5	1	—	1	5	4	1	—	4	6	4	2	—	7	—	—	—	1	—	59
79	1	—	—	—	11	9	2	—	2	3	5	2	—	3	4	7	5	—	7	—	—	—	—	—	61
80	1	—	—	—	10	6	2	1	4	4	3	—	—	5	3	7	3	—	19	—	—	—	1	—	69
81	2	—	—	—	16	8	—	—	—	7	6	1	—	4	4	7	—	—	13	—	1	—	4	—	73
82	—	1	—	1	13	7	5	—	5	7	8	1	—	3	6	6	3	1	15	1	—	—	3	—	86
83	—	—	—	—	8	6	1	—	—	5	4	3	1	2	8	7	6	1	10	1	1	—	—	—	64
84	—	—	—	—	14	4	2	—	5	4	2	1	—	2	10	6	1	1	8	—	—	—	—	—	60
85	—	—	—	—	13	1	1	—	1	1	1	1	—	1	6	7	—	1	9	—	—	—	—	—	43
86	—	—	1	—	4	4	1	—	1	1	2	1	—	3	2	5	1	—	4	—	—	1	1	—	32
87	—	1	—	—	9	3	1	—	2	—	1	—	—	1	1	3	—	—	5	—	1	—	—	—	28
88	—	—	—	—	2	1	1	—	1	2	2	—	—	—	2	1	—	—	1	—	—	—	—	—	13
89	—	—	—	—	1	2	—	—	—	1	—	1	—	3	1	4	—	—	3	—	—	—	—	—	16
90	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	—	1	—	1	1	1	—	—	2	—	—	—	1	1	10
91	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	4
92	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	3
93	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
94	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
97	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1
	5	2	2	1	137	68	22	2	26	46	49	14	1	38	71	72	26	5	122	3	5	2	15	2	736

Nach vorstehender Tabelle bewegen sich die einzelnen Indices zwischen den weiten Grenzwerthen von 71 und 97, welche im Allgemeinen jenen der Nachbarländer ähneln, genau gleichen denen in Oberösterreich, etwas weiter auseinander liegen als in Salzburg (73—93) und Niederösterreich (72—96), aber näher beisammen als in Steiermark (70—98).

Wie überall, finden sich die Indices eigentlicher Dolichocephalie nur spärlich, obgleich doch verhältnismässig häufiger, als in den anderen Ländern; viel häufiger erscheinen die von 77 (38), 78 (59) und 79 (61), und es weisen im Ganzen 232 Männer Indices von 79 abwärts auf.

Der Index von 80 (69 Mann) ist schon häufiger, und es wächst die Zahl der Individuen mit brachycephalen Indices durch den von 81 (73 Mann) und 82 (86 Mann) auf ihr Maximum, von welchem sie beim Index 83 (69 Mann) und 84 (60 Mann) langsam, bei allen höheren Indices immer rascher herabsinkt und bei den höchsten nur vereinzelt auftritt.

Werden die einzelnen Kopfformen gruppirt, so haben wir 232 = 31·5% mit Indices von 79 an abwärts, 69 = 9·3% mit dem Index von 80 und 435 = 59·1% mit Indices von 81 an aufwärts, oder mit kurzen Worten 31·5% Dolichoide, also fast ein Drittel und 59·1% Brachycephale; die Köpfe mit dem Index 80 betragen nur 9·3% und werden deshalb immer gesondert angeführt, weil bei den österreichischen Deutschen vom Index des Kopfes 1% abgezogen werden muss, um den Index des Schädels zu erhalten, wie meine directen Untersuchungen dargethan haben[1]); daher ergibt der Index von 80 am Lebenden für den Schädel den von 79, womit diese Köpfe keineswegs den Brachycephalen zuzurechnen sind. Die Sonderung derselben ermöglicht anderen Forschern, sie entweder der einen oder anderen Gruppe, je nach Gutdünken, beizuzählen.

Kärnten hat demnach unter seinen deutschen Männern viel mehr Dolichoide als Niederösterreich (24·9%), Oberösterreich (20·5%), Steiermark (18·9%) und Salzburg (18·5%) und im Gegentheile weniger Brachycephale (Steiermark 73·4%, Salzburg 72·3%, Oberösterreich 70·3% und Niederösterreich 64·4%); Männer mit dem Index 80 gibt es nahezu ebensowenige, wie in diesen Ländern (Niederösterreich 10·6%, Oberösterreich und Salzburg 9·1% und Steiermark 7·6%).

[1]) Mittheilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien. XIX. Bd., Sitzungsberichte, S. [198].

Im angrenzenden östlichen Zwickel Tirols gleichen die Bewohner des Iselthales mit ihren 59% Brachycephalen genau den Kärntnern, und es ähneln ihnen auch jene des Defreggerthales (63% Brachycephale) und die Zillerthaler (53% Brachycephale), wogegen die Bewohner des Drauthales (östliches Pusterthal) mit 84%, noch mehr die des westlichen Pusterthales mit 89% Brachycephalen sich weit von ihnen entfernen. (Nach Tappeiner's Studien zur Anthropologie Tirols, Innsbruck 1883.)

Kärnten fällt daher durch seine bedeutende Anzahl von Dolichoiden gegenüber den anderen Ländern auf; trotzdem überschreiten seine Brachycephalen doch noch, wenn auch nur wenig, die Hälfte der männlichen Bevölkerung, deren die Hälfte weit überwiegende Mehrzahl in den Nachbarländern brachycephal ist.

An Körperlänge sind Dolichoide und Brachycephale eigentlich gleich, da dieselbe bei ersteren im Durchschnitte 1689 mm, bei den letzteren 1693 mm beträgt; auch die Männer mit dem Index 80 (1688 mm) unterscheiden sich diesbezüglich von den anderen nicht.

Aehnlicherweise waren auch in Steiermark dolichoide und brachycephale Männer gleich hoch gewachsen, wogegen in Salzburg, Ober- und Niederösterreich die Dolichoiden grösserer Statur sind, als die Brachycephalen.

Geordnet nach der Farbe der Haare, ohne Rücksicht auf jene der Augen, ergeben sich nachstehende Körperlängen:

	Blonde	Hellbraune	Braune	Lichte	Dunkle
	Haare				
Dolichoide	1687	1692	1687	1688	1688
Index 80	1695	1690	1682	1694	1683
Brachycephale . .	1690	1695	1695	1690	1695

Unter den Dolichoiden ist die Statur bei den Licht- und Dunkelhaarigen ganz gleich, die der Männer mit hellbraunem Haare etwas grösser; bei den Brachycephalen dagegen sind die Lichthaarigen etwas kleinerer Statur, als die unter einander gleichen Männer mit dunklem und hellbraunem Haare; endlich bei der Mittelform sind die Lichthaarigen höher gewachsen als die mit hellbraunem und dunklem Haare.

Unter den Blonden und Lichthaarigen überhaupt haben die Dolichoiden die kleinste, die Mittelform die grösste Statur; unter den Braun- und Dunkelhaarigen ebenfalls die Dolichoiden die kleinste, aber die Brachycephalen die grösste; endlich unter den Männern mit hellbraunem Haare alle die gleiche

Körperlänge. Uebrigens bewegen sich die Unterschiede blos innerhalb geringer Grenzen.

Die Dolichoiden mit blauen (1680 mm) und grauen Augen (1686 mm) besitzen die gleiche Statur, jene mit braunen Augen eine höhere (1700 mm), welchen also auch beide ersteren, als Lichtaugige zusammengefasst (1682 mm), diesbezüglich nachstehen.

Unter den Brachycephalen ist dies etwas Anderes; denn hier sind die Blauaugigen (1685 mm) kleineren Wuchses, als die mit grauen Augen (1706 mm), gleichen den ersteren die Braunaugigen (1689 mm) und sind im Allgemeinen die Lichtaugigen (1694 mm) nahezu desselben Wuchses wie die mit dunklen Augen (1689 mm).

Typus	Zahl	Dolichoide		Index 80		Brachycephale	
			%		%		%
Heller	212	71	33·4	17	8·0	124	58·4
Dunkler	139	36	25·8	20	14·3	83	59·7
Lichter Misch- . .	27	6	22·2	4	14·8	17	62·9
HellbraunerMisch-	133	44	33 0	12	9·0	77	57·8
Graubrauner „	66	26	39·3	5	7·5	35	53·0
Grünlicher „	8	2	25·0	1	12·5	5	62·5
Dunkler „	151	47	31·1	10	6·6	94	62·2
Alle Mischtypen .	385	125	32·4	32	8 3	282	59·2

Vorstehender Tabelle gemäss vertheilen sich die Kopfformen auf die verschiedenen Typen ziemlich ungleichmässig.

Beim hellen Typus gibt es fast eben so viele Brachycephale (58·4%), wie beim dunklen (59·7%), aber mehr Dolichoide (33·4%) und weniger mit dem Index 80 (8%).

Unter den Mischtypen hat der lichte, grünliche und dunkle (62·2—62·9%) mehr brachycephale, dafür weniger dolichoide Männer (22·2—31·1%) als der hellbraune (57·8% brachycephale, 33% dolichoide) und graubraune (53% brachycephale, 39·3% dolichoide); bezüglich der Männer mit dem Index 80 geht der lichte (14·8%) allen voran, dann folgt der grünliche (12·5%) und hellbraune (9%); zuletzt der graubraune (7·5%).

Wenn man alle Mischtypen zusammennimmt, zeigt sich, dass sie im Allgemeinen 32·4% Dolichoide, 8·3% 80er Index und 59·2% Brachycephale haben, also durchaus zwischen dem hellen und dunklen Typus zu stehen kommen, nämlich etwas weniger dolichoide und mehr brachycephale als der helle, mehr dolichoide und ebensoviele brachycephale Formen besitzen, wie der dunkle Typus.

Steiermark und Oberösterreich gegenüber hat Kärnten bei allen Typen, ob reinen oder gemischten, mehr dolichoide und weniger brachycephale Männer; mit Salzburg hat es beim dunklen Typus die gleiche Anzahl, bei allen anderen mehr Dolichoide; rücksichtlich Niederösterreichs gibt es in Kärnten beim dunklen Typus und lichten Mischtypus weniger, bei allen übrigen mehr Dolichoide.

Wie sich bei den einzelnen Typen und Kopfformen die Körperlänge und die beiden Kopfmasse gestalten, lehrt die folgende Tabelle.

Typus	Zahl	Körperlänge	Kopflänge	Kopfbreite	Index	Zahl	Körperlänge	Kopflänge	Kopfbreite	Index	Zahl	Körperlänge	Kopflänge	Kopfbreite	Index
	Dolichoide					Index 80					Brachycephale				
Heller	71	1684	188	146	776	17	1693	189	152	804	124	1688	183	154	841
Dunkler	36	1698	190	147	773	20	1685	187	150	802	83	1685	183	155	846
Lichter Misch-	6	1725	190	142	747	4	1692	185	149	805	17	1708	181	154	850
Hellbrauner Misch- . .	44	1693	188	146	776	12	1690	186	150	806	77	1693	183	154	841
Graubrauner „ . .	26	1700	190	147	773	5	1694	190	153	805	35	1701	184	155	842
Grünlicher „ . .	2	1712	190	142	747	1	1720	185	148	800	5	1723	189	159	841
Dunkler „ . .	47	1673	190	147	773	10	1677	187	150	802	94	1702	183	155	846
Alle Mischtypen . . .	125	1689	189	146	772	32	1688	187	150	802	228	1700	183	155	846

Abgesehen von einigen durch zu kleine Zahlen vertretenen Mischtypen, sind unter den Dolichoiden jene des dunklen Mischtypus (1673 mm) von der kleinsten, die des graubraunen Mischtypus (1700 mm) von der grössten Statur, zugleich die Männer des hellen Typus (1684 mm) kleiner als jene des dunklen Typus (1698 mm), letzteres genau wie in Steiermark, im Gegensatze zu Salzburg und Niederösterreich, wo die Dolichoiden des hellen Typus höherer Statur sind, als die des dunklen.

Ihre beiden Kopfdurchmesser differiren nur wenig; Länge und Breite sind beim hellen Typus (188 und 146 mm) etwas kleiner als beim dunklen (190 und 147 mm); mit dem letzteren besitzen die gleichen Masse der graubraune und dunkle Mischtypus. — Die Indices aber sämmtlicher Typen (77) sind einander und auch jenen in Steiermark und Salzburg ganz gleich, wenn auch etwas kleiner als in Ober- und Niederösterreich (78).

Bei den Brachycephalen haben die Männer des graubraunen (1701 mm) und dunklen Mischtypus (1702 mm) den höchsten Wuchs, jene des untereinander gleichen hellen (1688 mm) und dunklen Typus (1685 mm) den niedrigsten; in Steiermark, Salzburg und Oberösterreich besitzen alle Typen der Brachycephalen die gleiche Körperlänge, in Niederösterreich die des dunklen Typus (1680 mm) die grösste, jene des dunklen Mischtypus (1667 mm) die kleinste.

Beim hellen Typus, ferner beim hellbraunen und graubraunen Mischtypus haben Dolichoide und Brachycephale je den gleichen Wuchs; beim dunklen Typus die Dolichoiden einen höheren, beim dunklen Mischtypus wieder einen niedrigeren als die zugehörigen Brachycephalen, was ausser dem letzteren mit Steiermark übereinstimmt.

Bezüglich der beiden Kopfmasse der Brachycephalen sind die Unterschiede bei den verschiedenen Typen sehr gering (183—184 mm bei der Länge, 154 und 155 mm bei der Breite), daher auch die Indices aller Typen (84) ganz gleich

Beide Masse aller Typen der Brachycephalen sind nicht unansehnlich kleiner als bei den entsprechenden in Steiermark, die Kopflänge etwas grösser als in Salzburg, gleich der in Ober- und und Niederösterreich, während die Kopfbreite jener in Salzburg fast gleicht, aber geringer ist als in Ober- und Niederösterreich.

Die Indices der Brachycephalen aller Typen gleichen sich fast durchaus in allen diesen Ländern.

Nach diesen Untersuchungen sind die Deutschen in Kärnten im Allgemeinen mehr als mittelgross (169 cm), sehr selten klein (4·4%), aber sehr oft gross (46·8%), besitzen öfters dunkles (43·8%) als lichtes Haar (36%), weniger hellbraunes; dasselbe ist äusserst selten roth oder gekräuselt.

Ihre Augen weit vorherrschend licht (62%), häufiger blau (35·5%) als grau (26·6%), viel seltener dunkel (28%), am seltensten mischfärbig; die Haut meistens licht (66·6%), wiewohl recht häufig dunkel (33·3%).

Den zwei reinen Typen gehört fast die Hälfte der Männer (47·6%) an; nichtsdestoweniger überwiegen doch, wenn auch wenig, die Mischtypen (52·3%).

Von den reinen Typen ist der helle (28·8%) bedeutend stärker vertreten als der dunkle (18·8%), unter den Mischtypen der dunkle (20·5%) und hellbraune (18%); der graubraune (8·9%), lichte (3·6%) und besonders der grünliche Mischtypus (1%) finden sich sehr selten.

Die beiden reinen Typen haben die gleiche Körperlänge (168 cm), welche aber kleiner ist als jene des hellbraunen und dunklen Mischtypus (169 cm) und des graubraunen (170 cm).

Nach der durchschnittlichen grössten Länge (186 mm) und Breite des Kopfes (152 mm) sind sie wohl brachycephal (Index 81), stehen jedoch an der untersten Grenze der Brachycephalie, und es finden sich unter ihnen wohl mehr als die Hälfte (59%) Brachycephale, jedoch auch eine sehr ansehnliche Menge (40·8%) Nicht-Brachycephaler (Indices von 80 an abwärts).

Dolichoide (1689 mm) und Brachycephale (1693 mm) besitzen die gleiche Statur, ebenso die Brachycephalen des hellen und dunklen Typus und die Dolichoiden des hellen Typus (168 cm).

Die Dolichoiden des dunklen Typus sind grösser (1698 mm) als jene des hellen (1684 mm), jene des dunklen Mischtypus (1673 mm) die kleinsten unter allen, wogegen bei den Brachycephalen die Männer des dunklen und graubraunen Mischtypus (170 cm) die grössten, jene der zwei reinen Typen die kleinsten sind.

Die dolichoiden Männer haben theils den gleichen Wuchs wie die brachycephalen (beim hellen Typus, hellbraunen und graubraunen Mischtypus), theils sind sie kleiner (dunkler Mischtypus), theils grösser (dunkler Typus).

Sowohl die Dolichoiden (Index 77) als auch die Brachycephalen (Index 84) aller Typen haben je untereinander die gleiche Kopfform.

Nach diesen meinen länderweisen Einzeluntersuchungen, die sich auf 10.834 Mann erstrecken, sei ein zusammenfassender Ueberblick über die Deutschen dieses ganzen Gebietes gestattet [1]).

1. Die Körperlänge ist durchschnittlich in Kärnten (1691 mm) am grössten, etwas geringer in Steiermark (1683 mm), Niederösterreich (1678 mm) und Salzburg (1676 mm), am geringsten in Oberösterreich (1667 mm). Demzufolge lässt sich eine geringe Zunahme der Körpergrösse von Norden nach Süden feststellen.

Dem allgemeinen Mittel entspricht auch das Vorkommen kleiner (von 159 cm abwärts), mittelgrosser (von 160—169 cm) und grosser Staturen (von 170 cm) aufwärts); die kleinen, überhaupt nur eine recht niedrige Anzahl im ganzen Gebiete, finden sich am seltensten in Kärnten (4%, im nachfolgenden werden alle Zahlen abgerundet angeführt), dann in Steiermark (5%), ein wenig zahlreicher in Salzburg und Niederösterreich (7%), am zahlreichsten in Oberösterreich (10%).

Auch der Mittelschlag ist in Kärnten (48%) spärlicher vertreten als in Salzburg (54%), Steiermark, Niederösterreich (58%), am häufigsten in Oberösterreich (60%).

Die Männer hohen Wuchses sind in Kärnten (47%), wo sie fast die Hälfte der männlichen Bevölkerung ausmachen, am zahlreichsten, minder in Salzburg (39%), Steiermark (36%) und Niederösterreich (34%), wo sie wenig mehr als ein Drittel erreichen und in Oberösterreich (29%), mit weniger als einem Drittel, am spärlichsten

Kleine und Mittelstaturen nehmen daher von Nord gegen Süd ab, die grossen zu.

Die Hochgebirgsbewohner in Steiermark und Oberösterreich sind etwas kleiner als die Bewohner des Hügellandes, dagegen in Kärnten grösser als alle übrigen, und in Salzburg gibt es keinen Unterschied zwischen beiden.

2. Farbe der Haare. Im ganzen Gebiete zeigt sich als vorherrschende Haarfarbe die braune, und zwar am ausgeprägtesten in Niederösterreich (53%), minder in Steiermark, Salzburg (44%), Oberösterreich (42%) und Kärnten (40%).

Die zunächst am meisten verbreitete ist die blonde, welche am häufigsten in Kärnten (34%) und Oberösterreich (33%), weniger in Steiermark (27%), am seltensten in Niederösterreich (20%) und Salzburg (19%) vorkommt.

Die hellbraunen Haare sind am meisten verbreitet in Salzburg (33%), weniger in Niederösterreich (23%), Steiermark, Oberösterreich (21%) und Kärnten (20%).

Schwarze Haare sind überall selten, erreichen nur in Steiermark (6%) und Kärnten (3%) eine bemerkenswerthe Zahl, in Nieder- und Oberösterreich blos 2%, in Salzburg 1%.

Die bei weitem seltenste Haarfarbe ist die rothe, überall nur einen äusserst geringen Bruchtheil der Bevölkerung betreffend, nämlich in Salzburg und Oberösterreich 2%, in allen übrigen 1%.

Demgemäss überwiegt in allen diesen Ländern die männliche Bevölkerung mit dunklen Haaren, bezüglich welcher Niederösterreich (55%) mit mehr als der halben Bevölkerung obenan steht; dann folgt Steiermark (50%), genau mit der Hälfte, unter welche deren Zahl sinkt in Salzburg (45%), Oberösterreich und Kärnten (44%).

Der östliche Theil unseres Gebietes weist also mehr dunkle Haare auf als der westliche.

Nahezu entgegengesetzt gestaltet sich die Verbreitung der lichten Haare; dieselben finden sich am häufigsten in Kärnten (36%) und Oberösterreich (35%), bei mehr als einem Drittel der Bevölkerung, seltener in Steiermark (28%), am spärlichsten in Niederösterreich und Salzburg (21%)

3. Farbe der Augen. Nicht so beständig wie die der Haare zeigt sich die Farbe der Augen.

Die blauen Augen sind die vorherrschenden nur in Kärnten (35%) und Oberösterreich (33%), treten zurück in Steiermark (27%) und Niederösterreich (26%) und sind am seltensten in Salzburg (18%).

Die grauen Augen überwiegen in Salzburg (34%), sind seltener in Kärnten und Steiermark (26%), noch viel spärlicher in Oberösterreich (19%) und besonders in Niederösterreich (16%).

Graubraune Augen erreichen nur in Niederösterreich, Salzburg (26%) und zunächst in Oberösterreich (23%) eine ansehnliche Zahl, hinter welcher Steiermark (15%) und vorzüglich Kärnten (9%) mit der kleinsten Zahl weit zurückbleiben; sie scheinen demnach von Süden nach Norden ansehnlich zuzunehmen.

Grünliche Augen kommen nur als Seltenheit vor, wiewohl etwas häufiger in den zwei südlichen Ländern Kärnten (1%) und Steiermark (2%).

[1]) „Die Deutschen Niederösterreichs“ (Wien, Hölder 1892). — „Die Oberösterreicher“ (Mitth. der Anthrop. Gesellsch. in Wien, XXIV, 1894). — „Die Salzburger“ (ibidem XXV, 1895). — „Die Deutschen Steiermarks“ (ibid. XXVIII. 1898).

Die lichten Augen herrschen im ganzen Gebiete vor, sind am zahlreichsten in Kärnten (62%), dann in Steiermark, Salzburg (53%) und Oberösterreich (52%), wo sie bei mehr als der Hälfte der Männer vorkommen; in Niederösterreich (42%) sinken sie unter die Hälfte, scheinen also von Ost gegen West und zugleich von Nord gegen Süd an Ausbreitung zu gewinnen.

Die dunklen Augen, durchaus viel weniger zahlreich als die lichten, nach diesen jedoch mit einziger Ausnahme Salzburgs die häufigsten, finden sich am zahlreichsten in Niederösterreich (31%), dann in Steiermark (29%) und Kärnten (28%), minder in Oberösterreich (24%), am spärlichsten in Salzburg (21%), nehmen daher von Ost nach West merklich ab.

Die mischfärbigen Augen, überall in geringerer Zahl als die dunklen, mit alleiniger Ausnahme Salzburgs, wo sie dieselben ansehnlich übertreffen, sind am häufigsten in Niederösterreich und Salzburg (26%), etwas spärlicher in Oberösterreich (23%), am seltensten in Steiermark (17%) und ganz besonders in Kärnten (10%), demgemäss sich eine Zunahme derselben von Süden nach Norden herausstellt.

Lichte Augen finden sich überwiegend bei Männern mit lichtem Haare, seltener mit hellbraunem, am seltensten mit dunklem Haare, die dunklen Augen umgekehrt vorherrschend bei dunklem, dann hellbraunem, am seltensten bei lichtem Haare; die mischfärbigen mehr bei dunklem und hellbraunem, seltener bei lichtem Haare.

4. Hautfarbe. Die überwiegende Mehrzahl der Männer dieser Länder besitzt weisse Haut (Niederösterreich 72%, Oberösterreich 69%, Steiermark 66%, Salzburg 64% und Kärnten 51%), gegen welche die gelbliche (Salzburg 21%, Ober- und Niederösterreich 20%, Steiermark 18%, Kärnten 15%), noch viel mehr die bräunliche (Steiermark, Kärnten, Salzburg 14%, Oberösterreich 10% und Niederösterreich 7%) zurücktritt.

Braune Hautfarbe ist mit Ausnahme Kärntens (19%) sonst überall eine Seltenheit.

Wie nicht anders zu erwarten war, ist die lichte Haut die weit vorherrschende im ganzen Gebiete, obgleich nicht unbedeutende Unterschiede sich bemerkbar machen, indem Niederösterreich mit 92% alle überragt, Oberösterreich mit 89%, Salzburg mit 85% und Steiermark mit 84% einander gleichen und blos Kärnten mit 66% ansehnlich zurückbleibt.

Dieses geht wieder mit der auffallend grossen Menge von 33% Männern dunkler Haut allen voran, die in Steiermark und Salzburg nur 15%, in Oberösterreich 10% und in Niederösterreich blos 7% ausmachen.

Lichte Haut findet sich vorzüglich bei Männern mit lichtem, dunkle Haut bei solchen mit dunklem Haare.

Uebrigens halte ich die Hautfarbe bei unserer Bevölkerung für bedeutungslos, weshalb sie auch bei der Typeneintheilung nicht berücksichtigt wird (Fig. 1).

5. Typen. Der helle Typus zeigt eine ziemlich ungleichmässige Verbreitung, indem er in Kärnten (29%) am stärksten, in Oberösterreich (26%) und Steiermark (22%) etwas weniger, in Salzburg (15%) und Niederösterreich (14%) am schwächsten vertreten ist, was genau mit der Verbreitung der lichten Haare zusammenfällt.

Im Besonderen ist noch hervorzuheben: Kärnten, Mittel- und Südsteiermark bilden ein Gebiet, in welchem der helle Typus mindestens 20% erreicht, an welches sich der westlichste und östlichste Theil Nordsteiermarks mit einem centralen Landstriche (Leoben) mit ähnlichen Procentzahlen, gleichwie auch der südöstliche und nördliche Theil Oberösterreichs anschliesst.

Das an hellem Typus ärmere Gebiet (unter 20%) umfasst ganz Niederösterreich (ausser Wien und Horn mit Ober-Hollabrunn), den südwestlichen Theil Oberösterreichs und Salzburg, von Steiermark aber nur einen Streifen im Norden, der von Judenburg beginnt und bogenförmig über Liezen, Bruck a. M. bis Weiz sich ausdehnt und so mit dem gleichen Gebiete in Niederösterreich zusammenhängt.

Auffallend arm an hellem Typus sind in Niederösterreich die Bezirke Bruck a. L., Wiener-Neustadt (mit Neunkirchen und Lilienfeld) südlich und Krems nördlich der Donau, wo dessen Antheil unter 10% herabgeht, und im Gegensatze dazu wieder sehr reich an hellem Typus die Bezirke Schärding, Wels und Kirchdorf in Oberösterreich südlich der Donau, in welchen er mehr als 30% erreicht.

Der dunkle Typus, in Kärnten und Oberösterreich dem hellen weit nachstehend, in Steiermark und Salzburg fast gleich, blos in Niederösterreich stärker vertreten als der helle, ist am zahlreichsten in Niederösterreich (23%) und Steiermark (21%), weniger in Kärnten (19%) und Oberösterreich (17%), am seltensten in Salzburg (14%), im Ganzen also gleichmässiger vertheilt als der vorige. An der Ostgrenze des Gebietes gibt es zwei kleine Landestheile, und zwar Radkersburg in Steiermark (32%) und Bruck a. L. (30%)

Fig. 1.

Heller Typus
Dunkler Typus
Heller Typus unter 20%

mit Baden (29%) und Sechshaus (31%) in Niederösterreich mit auffallend grossen Zahlen des dunklen Typus.

Die beiden reinen Typen zusammengenommen geben deren häufigstes Vorkommen in Kärnten (47%), welchem sich Oberösterreich (44%) und Steiermark (43%) anschliessen, während sie in Niederösterreich (37%) seltener, in Salzburg (30%) am seltensten sich vorfinden. In Kärnten, Oberösterreich und Steiermark gehört also nahezu die Hälfte, in Niederösterreich mehr als ein Drittel, in Salzburg weniger als ein Drittel der männlichen Bevölkerung den reinen Typen an.

Der lichte Mischtypus [1]) zeichnet sich in allen diesen Ländern durch sein seltenes Vorkommen aus:

[1]) Nach der Kartenskizze Fig. 1 ergibt sich die Gesammtzahl der Mischtypen für jeden Bezirk in der Differenz der Summe des hellen und dunklen Typus von 100.

Kärnten, Steiermark und Niederösterreich mit 3%, Oberösterreich mit 2% und Salzburg mit 1%, also ganz geringe Unterschiede, und es ist sein Auftreten unabhängig vom Antheile des hellen Typus an der Bevölkerung, da Kärnten mit so viel hellem Typus ebensowenig lichten Mischtypus besitzt, wie das an hellem Typus so arme Niederösterreich.

Mit dem hellbraunen Mischtypus übertrifft Salzburg (25%) weit alle Anderen, welche (Kärnten 18%, Niederösterreich 17%, Steiermark 16% und Oberösterreich 15%) fast gleich betheiligt sind.

Der graubraune Mischtypus ist in Niederösterreich, Salzburg (26%) und Oberösterreich (23%) viel häufiger als in Steiermark (15%) und auffallend selten in Kärnten (9%), was mit dem Vorkommen grauer Augen genau übereinstimmt. In Nieder-, Oberösterreich und Salzburg tritt er häufiger, in Steiermark und besonders in Kärnten seltener als der hellbraune Mischtypus auf.

Zum grünlichen Mischtypus zählen nur äusserst wenige, in Steiermark 2%, Kärnten 1%, Nieder- und Oberösterreich 0·1%, in Salzburg keiner.

Der dunkle Mischtypus ist unter den Mischtypen in Kärnten und Steiermark der zahlreichste, während er in Nieder-, Oberösterreich und Salzburg dem graubraunen und hellbraunen nachsteht. Er ist häufiger in Kärnten (20%) und Steiermark (19%) als in Salzburg (17%) und Niederösterreich (16%), am seltensten in Oberösterreich (14%) und bindet sich fast genau an das Vorkommen lichter Augen.

Sämmtliche Mischtypen vereint sind überall zahlreicher als die reinen Typen, nur mit dem Unterschiede, dass in Kärnten, Steiermark und Oberösterreich wenig über die Hälfte der männlichen Bevölkerung denselben angehören, in Niederösterreich aber und vorzüglich in Salzburg viel mehr als die Hälfte.

Sie betreffen nämlich in Salzburg 70%, in Niederösterreich 62%, in Steiermark 56%, in Oberösterreich 55% und in Kärnten 52% — ein den reinen Typen vollkommen entgegengesetztes Verhalten.

Daraus muss geschlossen werden, dass die deutsche Bevölkerung in Salzburg und Niederösterreich viel mehr gemischt ist als in den anderen Ländern.

Was die Statur der einzelnen Typen anbelangt, lässt sich Folgendes erheben:

Der helle Typus hat die gleiche Körperlänge (168 cm) in Kärnten, Steiermark und Niederösterreich, eine etwas geringere in Salzburg (167 cm) und besonders in Oberösterreich (166 cm).

Der dunkle Typus geht in Kärnten, Steiermark und Salzburg mit der gleichen Körperlänge (168 cm) einher, welche wieder in Niederösterreich (167 cm) und abermals in Oberösterreich (166 cm) etwas geringer ist.

So hat in Kärnten, Steiermark und Oberösterreich der helle und dunkle Typus je den gleichen Wuchs, in Salzburg der dunkle, in Niederösterreich der helle einen höheren als der andere; in Oberösterreich besitzen beide reinen Typen die kleinste Statur.

Die Statur des hellbraunen Mischtypus ist in Kärnten (169 cm) etwas höher als in Steiermark (168 cm), Salzburg, Ober- und Niederösterreich (167 cm).

Aehnlich ist es mit dem graubraunen Mischtypus, welcher gleichfalls in Kärnten (170 cm) eine grössere Körperlänge besitzt, als in Steiermark (168 cm), Salzburg, Niederösterreich (167 cm) und Oberösterreich (166 cm), nur dass hier die Unterschiede grösser sind als beim vorigen.

Auch der dunkle Mischtypus überragt an Körpergrösse in Kärnten (169 cm) den in den übrigen hierin einander gleichen Ländern (167 cm).

Demnach ist der Wuchs der Mischtypen blos in Kärnten durchaus, in Oberösterreich nur der des hellbraunen und dunklen höher als jener der reinen Typen — sonst theils dem dunklen Typus ganz gleich (Niederösterreich), theils dem hellen (Salzburg) oder nur der dunkle Mischtypus kleiner (Steiermark).

6. Kopfmasse. Die durchschnittliche grösste Länge des Kopfes zeigt nur wenig Verschiedenheit, sie misst in Steiermark 188 mm, in Kärnten, Ober- und Niederösterreich 186 mm und in Salzburg 185 mm. Etwas mehr verschieden ist die grösste Breite, nämlich in Steiermark 156 mm, in Oberösterreich 154 mm, in Salzburg und Niederösterreich 153 mm, in Kärnten 152 mm.

Die daraus berechneten Indices sind in Nieder-, Oberösterreich, Salzburg und Steiermark untereinander vollkommen gleich (82); blos Kärnten hat einen geringeren Längenbreitenindex (81). Mithin sind die Deutschen dieses ganzen Gebietes durchschnittlich brachycephal, jene in Kärnten weniger als die übrigen, jedoch alle an der untersten Grenze der Brachycephalie stehend.

Für den Schädel würde sich, nach meinen directen Untersuchungen 1% vom Lebendindex abgezogen, für Kärnten der Index von 80, für die anderen Länder der von 81 ergeben (Fig. 2).

Der Antheil der einzelnen Kopfformen gestaltet sich recht verschieden.

Theilen wir, wie oben schon angeführt, die Schädelformen in drei Gruppen, die vom Index 79 an abwärts der Kürze halber als Dolichoide, jene

Fig. 2.

Dolichoide [Indices von 79 abwärts].
Index 80
Brachycephale [Indices von 81 aufwärts].

vom Index 81 an aufwärts als Brachycephale bezeichnend und jene mit Index 80 getrennt anführend, weil sie nach ihrem Schädelindex (79) den ersteren beigezählt werden müssten — so offenbart sich, dass Kärnten (31%) die meisten Dolichoiden besitzt, Niederösterreich (25%) und Oberösterreich (20%) schon bedeutend weniger, Steiermark (19%) und Salzburg (18%) die wenigsten.

Umgekehrt ist es mit den Brachycephalen, deren Steiermark (73%), Salzburg (72%) nebst Oberösterreich (70%) viel mehr aufweisen, als Niederösterreich (64%) und besonders Kärnten (59%).

Die Kopfform mit Index 80 bleibt sich in ihrem Vorkommen ziemlich gleich: Niederösterreich 10%, Kärnten, Salzburg, Oberösterreich 9% und Steiermark 7%.

Trotzdem also die Mehrzahl der Männer, überall mehr als die Hälfte, brachycephal ist, kommen doch auch Dolichoide, vorzüglich in Kärnten und Niederösterreich, in ansehnlicher Zahl vor.

Während in Niederösterreich nördlich der Donau viel mehr Brachycephale und weniger Dolichoide als südlich derselben sind, ist in Oberösterreich diesbezüglich blos ein geringer Unterschied, und zwar entgegengesetzterweise, nämlich nördlich der Donau etwas weniger Brachycephale und mehr Dolichoide, als südlich derselben.

In Steiermark finden sich im Norden mehr Dolichoide und weniger Brachycephale, als in Süd- und Mittelsteiermark, welch' letzteres die meisten Brachycephalen und wenigsten Dolichoiden besitzt.

Zahlreich (23—37%) finden sich die Dolichoiden in Kärnten, weiters in Steiermark längs der oberen Mur in deren ganzem westöstlichen Laufe und dem oberen Theile ihres nordsüdlichen (Graz) und längs der Mürz, ferner im östlichen Theile Niederösterreichs südlich der Donau, auf das nördliche Ufer in den Bezirken Korneuburg und Krems übergreifend, endlich im östlichen Theile Oberösterreichs nördlich der Donau und isolirt im Bezirke Gmunden.

Die Kette der hohen Tauern ist im Osten (Bezirk Murau in Steiermark), Süden (Kärnten, Isel- und Defreggerthal in Tirol) und im Westen (Zillerthal in Tirol) von einem Gebiete mit sehr zahlreichen Dolichoiden umgeben, die dagegen an ihrer Nordseite auf eine geringe Zahl herabsinken (Salzburg).

Durch auffällig geringes Vorkommen dolichoider Köpfe zeichnen sich die Bezirke Waidhofen a. Th. (6%) im nördlichsten Zwickel Niederösterreichs an der böhmisch-mährischen Grenze und Feldbach (9%) an der östlichen Grenze Steiermarks gegen Ungarn aus.

Die Brachycephalen kommen in grösster Anzahl in Mittelsteiermark (80—83%) vor, dann längs der Enns in deren ganzem Laufe, in Niederösterreich nördlich der Donau längs der Grenze gegen Ungarn, Mähren und Böhmen und im nordwestlichen Theile Oberösterreichs an der bayrischen Grenze beiderseits der Donau (Schärding und Rohrbach).

Die „Altbaiern" sind übrigens mehr brachycephal, da J. Ranke (Beiträge zur physichen Anthropologie der Baiern, München 1883) nach Messungen von 1000 Schädeln den durchschnittlichen Index 832 und unter ihnen 82·9% Brachycephale, dagegen nur 17·1% Dolichoide fand.

	Dolichoide	Brachycephale
Kärnten	1689 mm	1693 mm
Steiermark	1683 „	1682 „
Salzburg	1687 „	1674 „
Oberösterreich . . .	1673 „	1665 „
Niederösterreich . .	1687 „	1675 „

Nach Vorstehendem haben Dolichoide und Brachycephale in Kärnten und Steiermark je dieselbe Körperlänge; in Salzburg, Ober- und Niederösterreich aber sind die Dolichoiden immer höheren Wuchses als die Brachycephalen.

Bei den verschiedenen Typen — ohne Rücksicht auf die durch zu geringe Individuenzahlen vertretenen — erreichen Länge und Breite der einzelnen Kopfformen nicht durchaus dieselbe Grösse (siehe Schlusstabelle).

Die grösste Kopflänge schwankt bei den Dolichoiden von 188 mm (beim hellen Typus in Kärnten) bis 193 mm (beim hellen Typus in Steiermark) — bei den Brachycephalen von 182 mm (beim hellbraunen und graubraunen Mischtypus in Salzburg) bis 189 mm (lichter Mischtypus in Steiermark); die grösste Breite bei den Dolichoiden von 146 mm (heller Typus in Kärnten) bis 150 mm (heller Typus in Oberösterreich, Steiermark, lichter Mischtypus in Niederösterreich, graubrauner Mischtypus in Niederösterreich und Steiermark, dunkler Mischtypus in Oberösterreich), — bei den Brachycephalen von 154 mm (heller Typus in Kärnten, hellbrauner Mischtypus in Salzburg und Kärnten) bis 160 mm (lichter Mischtypus in Steiermark).

Beide Masse erscheinen bei den Dolichoiden etwas beständiger als bei den Brachycephalen.

Trotzdem gibt sich in den Indices eine beinahe vollständige Uebereinstimmung, sowohl der Dolichoiden als ganz besonders der Bruchycephalen aller Typen kund, indem die Dolichoiden sämmtlicher Typen meistens den Längenbreitenindex von 78, weniger den von 77, — die Brachycephalen den von 84, blos selten jenen von 85 besitzen.

Nach der Kopfform der einzelnen Typen scheint daher die deutsche Bevölkerung dieser Länder eine durchaus gleiche zu sein.

Die Körperlänge der Kopfformen der verschiedenen Typen lässt keine grossen Unterschiede erkennen.

Unter den Dolichoiden haben die des hellen Typus und des graubraunen Mischtypus in Niederösterreich, des dunklen Typus in Steiermark und des hellbraunen Mischtypus in Kärnten die grösste durchschnittliche Statur (169 cm), jene des graubraunen

Mischtypus in Oberösterreich (166 cm) die kleinste, zwischen welchen Extremen sich die übrigen, theils mit Staturen von 168 cm, die meisten, theils mit solchen von 167 cm einschieben.

Unter den Brachycephalen sind durch die grösste Statur ausgezeichnet jene des dunklen Mischtypus in Kärnten (170 cm), während die kleinste von 166 cm ähnlich wie bei den Dolichoiden bei sämmtlichen Typen in Oberösterreich, ausser dem dunklen Mischtypus, und beim graubraunen Mischtypus in Salzburg vorkommt. Dem Maximum nähert sich mit 169 cm nur noch der hellbraune Mischtypus in Kärnten, alle übrigen Typen besitzen entweder 168 oder 167 cm Körperlänge

Mit wenig Ausnahmen haben die Dolichoiden sämmtlicher Typen gewöhnlich eine grössere Körperlänge als die Brachycephalen des gleichen Typus; nur in Steiermark und Kärnten sind die Dolichoiden des hellen Typus und des hellbraunen Mischtypus, in Steiermark und Oberösterreich jene des graubraunen Mischtypus von derselben Statur wie ihre Brachycephalen und diese letzteren sogar höheren Wuchses als ihre Dolichoiden beim dunklen Typus in Niederösterreich und beim dunklen Mischtypus in Kärnten.

Typus	Kopfform	Niederösterreich		Oberösterreich		Salzburg		Steiermark		Kärnten	
			%		%		%		%		%
Heller	Dolichoide	106	24·3	192	20·2	14	13·4	109	17·6	71	33·4
	Index 80	48	11·0	84	8·8	8	7·6	56	9·0	17	8·0
	Brachycephale	281	64·5	673	70·9	82	78·8	453	73·3	124	58·4
Dunkler	Dolichoide	195	27·3	129	20·4	24	25·0	126	20·9	36	25·8
	Index 80	79	11·1	48	7·6	11	11·4	43	7·1	20	14·3
	Brachycephale	437	61·4	453	71·9	61	63·5	433	71·9	83	59·7
Lichter Misch-	Dolichoide	24	27·2	18	21·4	1	11·1	21	22·5	6	22·2
	Index 80	3	3·4	11	13·0	1	11·1	9	9·6	4	14·8
	Brachycephale	61	69·3	55	65·4	7	77·7	63	67·7	17	62·9
Hellbrauner Misch-	Dolichoide	127	23·9	120	22·0	32	18·6	92	20·0	44	33·0
	Index 80	40	7·5	59	10·8	17	9·8	29	6·3	12	9·0
	Brachycephale	363	68·4	366	67·1	123	71·5	338	73·6	77	57·8
Graubrauner Misch-	Dolichoide	173	22·0	171	20·3	32	18·4	70	16·9	26	39·3
	Index 80	98	12·4	71	8·4	16	9·2	26	6·2	5	7·5
	Brachycephale	514	65·4	599	71·2	125	72·2	318	76·8	35	53·0
Grünlicher Misch-	Dolichoide	1	25·0	1	25·0	—	—	18	24·3	2	25·0
	Index 80	—	—	—	—	—	—	12	16·2	1	12·5
	Brachycephale	3	75·0	3	75·0	—	—	44	59·4	5	62·5
Dunkler Misch-	Dolichoide	107	22·2	101	19·4	21	18·1	93	17·3	47	31·1
	Index 80	58	12·0	53	10·2	8	6·8	38	7·0	10	6·6
	Brachycephale	315	65·6	364	70·2	87	75·0	406	75·6	94	62·2

Nach vorstehender Tabelle ist die Betheiligung der Kopfformen bei den verschiedenen Typen in den einzelnen Ländern keineswegs gleich.

Der helle Typus hat in Kärnten viel mehr Dolichoide und weniger Brachycephale als in Nieder-, Oberösterreich, Steiermark und in Salzburg die wenigsten Dolichoiden, aber die meisten Brachycephalen.

Der dunkle Typus besitzt in Niederösterreich, Kärnten und Salzburg mehr Dolichoide und weniger Brachycephale als in Steiermark und Oberösterreich,

ohne aber so weitreichende Unterschiede darzubieten, wie der vorige.

Zugleich gibt es beim dunklen Typus in Niederösterreich, Salzburg und Steiermark mehr, in Kärnten weniger Dolichoide als beim hellen, in Oberösterreich bei beiden die gleiche Anzahl; dagegen hat der dunkle Typus in Kärnten und Oberösterreich etwas mehr, in Niederösterreich, Steiermark und Salzburg etwas weniger Brachycephale als der helle Typus.

Beim lichten Mischtypus finden sich in Niederösterreich die meisten Dolichoiden, in Kärnten die wenigsten, dagegen in Salzburg die meisten Brachycephalen.

Der hellbraune Mischtypus weist, ähnlich dem hellen Typus, die meisten Dolichoiden und wenigsten Brachycephalen in Kärnten auf, die wenigsten Dolichoiden in Salzburg, die meisten Brachycephalen in Steiermark.

Auch der graubraune Mischtypus zählt in Kärnten die meisten Dolichoiden und wenigsten Brachycephalen, in Steiermark von den ersteren die wenigsten, von den letzteren die meisten.

Ganz gleich beim dunklen Mischtypus, nur dass sich Steiermark noch Salzburg beigesellt.

Der lichte Mischtypus besitzt fast durchaus mehr Dolichoide und weniger Brachycephale als der helle Typus, der dunkle Mischtypus im Gegentheile weniger Dolichoide und mehr Brachycephale als der dunkle Typus; der hellbraune Mischtypus schliesst sich in dieser Beziehung bald dem hellen, bald dem dunklen Typus näher an, der graubraune durchgehends mehr dem hellen Typus.

Bei der Mehrzahl der Typen finden sich stets in Kärnten die meisten Dolichoiden und wenigsten Brachycephalen, in Steiermark umgekehrt die wenigsten Dolichoiden und meisten Brachycephalen, dem sich bei einigen Typen noch Salzburg und Oberösterreich anschliessen.

Die lichten Haare und Augen nehmen im Allgemeinen von Westen nach Osten und umgekehrt die dunklen Haare und Augen von Osten nach Westen an Häufigkeit ab, welchem Verhalten ähnlich auch der helle und dunkle Typus sich anschliessen, nur ist das Gebiet des letzteren in einen östlichen (Niederösterreich mit angrenzenden Landschaften Steiermarks) und westlichen Theil (Salzburg mit den angrenzenden südwestlichen Bezirken Oberösterreichs) geschieden durch die östlichen Bezirke Oberösterreichs und die zwei westlichsten Steiermarks, wodurch die Verbindung der Verbreitungsgebiete des hellen Typus im Norden und Süden hergestellt wird.

Daraus müsste geschlossen werden, dass der helle Typus von Nordwest, der dunkle Typus aber von Nordost und Ost her eingedrungen ist, wenn nicht letzterer, was sogar wahrscheinlicher, als der ursprüngliche, nunmehr verdrängte Typus des Gebietes zu betrachten ist.

Die im grössten Theile des Gebietes verhältnismässig grössere Anzahl der Dolichoiden und geringere der Brachycephalen beim dunklen im Gegensatze zum hellen Typus spricht für eine Verschiedenheit der diesen beiden Typen ursprünglich angehörenden Völker, deren stärkste Kreuzung sich dort vorfindet, wo der helle Typus mehr verschwunden ist und die Mischtypen vorherrschen (Niederösterreich, Salzburg).

Nahe liegt nun der weitere Schluss, dass dieser dunkle, an Dolichoiden reichere Typus theils den römischen Ansiedlern, theils den Norikern eigenthümlich gewesen sei; freilich muss vor der Hand der Einfluss der später zu behandelnden Slovenen ausser Betracht bleiben.

Deutsche Männer.

Typus	Gesammtzahl	Land	Dolichoide					Index 80					Brachycephale				
			Zahl	Körperlänge	Kopf-			Zahl	Körperlänge	Kopf-			Zahl	Körperlänge	Kopf-		
					Länge	Breite	Index			Länge	Breite	Index			Länge	Breite	Index
Heller	435	Niederösterreich . . .	106	1697	191	149	780	48	1690	190	153	805	281	1674	184	156	847
	949	Oberösterreich	192	1673	192	150	781	84	1673	189	152	804	673	1663	184	156	847
	104	Salzburg	14	1684	191	148	774	8	1661	186	149	801	82	1671	183	155	846
	618	Steiermark	109	1683	193	150	777	56	1676	191	153	801	453	1681	187	159	850
	212	Kärnten	71	1684	188	146	776	17	1693	189	152	804	124	1688	183	154	841
Dunkler	711	Niederösterreich . . .	195	1675	191	149	780	79	1677	188	151	803	437	1680	184	156	847
	630	Oberösterreich	129	1674	191	149	780	48	1662	188	151	803	453	1667	184	156	847
	96	Salzburg	24	1674	192	148	770	11	1703	188	152	808	61	1680	184	155	842
	602	Steiermark	126	1691	192	149	776	43	1684	191	154	806	433	1683	186	158	849
	139	Kärnten	36	1698	190	147	773	20	1685	187	150	802	83	1685	183	155	846
Lichter Misch-	88	Niederösterreich . . .	24	1700	192	150	781	3	1722	190	153	805	61	1672	185	156	843
	84	Oberösterreich	18	1672	191	149	780	11	1635	187	150	802	55	1668	184	156	847
	9	Salzburg	1	1640	190	150	789	1	1700	189	152	804	7	1692	186	157	844
	93	Steiermark	21	1672	193	151	782	9	1656	189	152	804	63	1688	189	160	846
	27	Kärnten	6	1725	190	142	747	4	1692	185	149	805	17	1708	181	154	850
Dunkler Misch-	480	Niederösterreich . . .	107	1685	191	149	780	58	1671	188	151	803	315	1670	184	156	847
	518	Oberösterreich	101	1684	191	150	785	53	1668	188	152	808	364	1672	184	156	847
	116	Salzburg	21	1692	189	148	783	8	1656	188	152	808	87	1676	184	155	842
	537	Steiermark	93	1683	192	149	776	38	1666	190	153	805	406	1671	186	159	854
	151	Kärnten	47	1673	190	147	773	10	1677	187	150	802	94	1702	183	155	846
Hellbrauner Misch-	530	Niederösterreich . . .	127	1682	191	149	780	40	1683	190	153	805	363	1678	185	156	843
	545	Oberösterreich	120	1672	190	148	778	59	1678	188	151	803	366	1668	184	156	847
	172	Salzburg	32	1694	190	147	773	17	1687	189	152	804	123	1673	182	154	846
	459	Steiermark	92	1686	192	149	776	29	1690	191	153	801	338	1688	186	157	844
	133	Kärnten	44	1693	188	146	776	12	1690	186	150	806	77	1693	183	154	841
Graubrauner Misch-	785	Niederösterreich . . .	173	1698	192	150	781	98	1670	188	152	808	514	1675	184	156	847
	841	Oberösterreich	171	1667	191	149	780	71	1669	188	151	803	599	1662	184	156	847
	173	Salzburg	32	1689	190	149	784	16	1679	189	152	804	125	1668	182	155	851
	414	Steiermark	70	1688	192	150	781	26	1687	189	152	804	318	1683	186	158	849
	66	Kärnten	26	1700	190	147	773	5	1694	190	153	805	35	1701	184	155	842
Grünlicher Misch-	4	Niederösterreich . . .	1	1742	200	159	795	—	—	—	—	—	3	1712	189	157	830
	4	Oberösterreich	1	1613	195	154	789	—	—	—	—	—	3	1644	177	153	864
	—	Salzburg	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	74	Steiermark	18	1682	193	149	772	12	1691	188	151	803	44	1675	185	157	848
	8	Kärnten	2	1712	190	142	747	1	1720	185	148	800	5	1723	189	159	841

Literaturberichte.

14.

Temesváry, Dr. R.: Volksbräuche und Aberglauben in der Geburtshilfe und der Pflege des Neugebornen in Ungarn. Ethnographische Studien. Mit 16 Abbildungen im Text. Leipzig. Th. Grieben's Verlag 1900, S. 146.

Trotzdem T. seine bemerkenswerte Schrift mit der bescheidenen Bezeichnung „Ethnographische Studien" belegt und demnach nicht den Anspruch erhebt, dieselbe etwa als ein Sammelwerk, wie z. B. jenes von Ploss, anzusehen, so müssen wir es jedenfalls als einen wertvollen Beitrag zur Ethnographie des Weibes in Ungarn mit Freuden begrüssen; dies umsomehr, als wir ähnliche Werke über das ungarländische Weib bisher so gut wie gar nicht besitzen, ferner aus dem Grunde, weil es T. gut versteht, die Forschungsrichtung der allgemein als classisch anerkannten Schilderungsweise von Ploss sich anzueignen und trotz alledem eine gewisse Selbständigkeit zu bewahren. Obwohl T. in seiner Schrift die Genauigkeit der Beschreibung, das Verständnis für das „Mundgerechtmachen" des Gegenstandes, sowie die wirkliche kritische Sichtung des allerdings nicht leicht zu beherrschenden grossen Materiales, wie es Ploss in so meisterhafter Weise verstand, bei weitem nicht erreicht, so ist jedenfalls sein Bestreben nicht hoch genug anzuschlagen, möglichst viel von dem in Ungarn zumeist brachliegenden volksmedicinischen Material vor der fortschreitenden Cultur zu retten. Gerade dieses Bestreben muss wohl zur Entschuldigung mancher in dem Werke enthaltenen Fehler herangezogen werden; denn schon die Anlage des Buches erscheint selbst vor dem Forum einer noch so wohlwollenden Kritik nicht ganz einwandfrei.

Die Bearbeitung eines so wichtigen volksmedicinischen Gegenstandes kann heutzutage wohl nicht mehr lediglich in der Weise bewerkstelligt werden, dass man einfach mittelst Fragebögen 12.000 Daten (von 120 Aerzten und 170 Hebammen) sammelt und dieselben nach einer mehr oder minder gut geglückten Sichtung zu ordnen bestrebt ist. Eine solche, wenn auch gewiss sehr mühevolle Arbeit kann nie und nimmer jenen wissenschaftlichen Wert erreichen, als eine in einer genau umgrenzten Richtung verfasste, gründliche Monographie eines Comitates, oder eines Volkes; eine solche wird einem auf compilatorischem Wege aufgebauten Werke gewiss stets den Rang ablaufen und sicher mehr willkommen sein als solche gross angelegte Gesammtwerke, bei deren Aufbau es an den nöthigen Bausteinen, eben an den vorerwähnten grundlegenden Vorarbeiten mangelt, oder — wie dies T. selbst zugeben muss — wenigstens keinen Ueberfluss gibt. Zu einer richtigen Gesammtübersicht kann man nur auf inductivem Wege, auf Grund zahlreicher Einzelnstudien gelangen. Umsomehr verfehlt erscheint uns nun der Gedanke, alle Völker Ungarns in einem Rahmen behandeln zu wollen; dies muss von vornherein als ein weit schwierigeres Problem angesehen werden, wenn schon verallgemeinernde Schilderungen einer einsprachigen Bevölkerung so viel Schwierigkeiten bieten.

Ebensowenig wird der deutsche Leser dem Verfasser den Umstand nachsehen, dass er bei der Angabe einer Reihe von neuen Ortsbezeichnungen, wie Nagy-Szeben, Esztergom, Brassó, Csallóköz, Eger, Erdély, Moson etc., nur eine stark aufgenöthigte Substituirung der seit Jahrhunderten eingebürgerten gut deutschen Ortsnamen, wie Hermannstadt, Gran, Kronstadt, Insel Schütt, Erlau, Siebenbürgen, Wieselburg etc., erblicken muss. Das am Schlusse beigegebene Verzeichnis deutscher Städtenamen ist wenig geeignet, diesen Missgriff gut zu machen, in gleicher Weise wie das unwissenschaftliche Zusammenwerfen der Bezeichnungen „magyarisch" und „ungarisch".

Obzwar wir auf eine detaillirte Besprechung einzelner Capitel wegen der Heterogenität des Stoffes leider verzichten müssen, sei hervorgehoben, dass nicht wenige von ihnen sehr fleissig zusammengetragen und eingehend bearbeitet sind; die Abschnitte über die „Geburtsgöttin" (?), über die Vorhersagung des Geschlechtes, über den bösen Blick, über die Lagerstätte des Kindes u. A. bieten uns viel Neuartiges und Interessantes. Manchen Capiteln ist allerdings eine Oberflächlichkeit nicht abzusprechen, wozu wohl der zu allgemein gedachte Standpunkt der Schrift dem Autor Veranlassung gegeben haben dürfte. So finden wir bei der Besprechung des „Heilverfahrens gegen das Behexen" (S. 82 und 83) Anklänge an den Poganicaglauben (vgl. meine „Poganica und ihre Varianten", Zeitschr. f. österr. Volkskunde, 1900, Heft 1), welcher Umstand für die vergleichende Volksmedicin von einem hohen Interesse ist. Wenn T. nebst der deutschen Uebersetzung der Formel überdies noch eine solche in der (orthographisch geschriebenen) Ursprache mitgetheilt hätte, so wäre ihm gewiss jeder Ethnograph dankbar gewesen. Seiner Mittheilung können wir jedoch nicht einmal entnehmen, welchem Volke die fragliche Formel angehört. Aus seiner Bezeichnung dieses Gegenstandes als „Albernheiten" ersehen wir schliesslich, dass bei der Verfassung seiner wertvollen „ethnographischen Studien" vielmehr der Arzt als der Ethnograph die Feder geführt hat. Und doch besitzen gerade von Aerzten verfasste volksmedicinische Studien einen bei weitem höheren Wert als solche von Laien — nur muss hiebei die ethnographische Wissenschaft mit der medicinischen als eine gleichberechtigte Schwester Hand in Hand gehen.

Dr. Oskar v. Hovorka.

15.

Höfler, Dr. M.: Das Jahr im oberbayerischen Volksleben mit besonderer Berücksichtigung der Volksmedicin. (Sonderabdr. aus „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns". Bd. XIII. Heft 1 bis 3.) Mit Register. 48 S., 4°. München 1899.

In dem vorliegenden, eigentlich nicht gar umfangreichen Werkchen steckt mehr, als man dem Titel nach vermuthen würde, und selbst nach einmaligem Durchlesen merkt man nicht sofort, welch' eine Menge von Material darin hinter-

legt ist. Der Verfasser hat mit dieser Arbeit einen heute noch wenig betretenen Pfad eingeschlagen, von dem man im ersten Augenblicke meinen würde, dass er eines allgemeinen Interesses nicht werth sei. Die Studie soll eine Art „Kult-Kalendarium" sein, das für jeden Tag des Jahres den betreffenden Heiligen mit seinen markantesten Eigenschaften, seinen volksthümlichen Namen und den verschiedenen Verehrungsarten, wie sie im Volke verbreitet sind, schildert. Nebenbei werden die an diesen Tagen herrschenden Gebräuche, die Cultspeisen und vor Allem die mit dem Heiligen zusammenhängenden Heilkräuter berücksichtigt.

Die formelle Anordnung dieses Stoffes kann man als durchaus gelungen bezeichnen; denn sie zeichnet sich durch prägnante Kürze, Uebersichtlichkeit und Klarheit aus. Trotz der Knappheit der Form hat es der Verfasser nicht unterlassen, bei den einzelnen Citaten von Namen oder Gebräuchen die historischen Daten beizufügen, was natürlich den wissenschaftlichen Werth der Arbeit um ein Bedeutendes noch erhöht.

Was hat nun Ethnologie oder Anthropologie mit Heiligen zu thun? Direct wohl nichts, ja Anthropologie und Ethnologie stehen oft in schroffem Gegensatze zur streng-dogmatischen Orthodoxie, auf deren Boden das Heiligenwesen zu einem wirren Gestrüpp ausartete. Die exacte Wissenschaft lässt nicht mit Unrecht diesen Wust von Fabeln, frömmelnder Empfindelei und Wundersucht beiseite liegen. Doch wir wollen auch nicht das dornige Gestrüpp durchsuchen, wir wollen es mit den scharfen Schneiden einer streng historischen Kritik ausroden und uns den Weg in das verwunschene Schloss jener vorchristlichen Perioden bahnen, über welchen noch tiefes Dunkel liegt. Die Heiligen, vor Allem die Volksheiligen, sie sind in diesem Gestrüpp gleichsam die Wegweiser, die Markbäume. Man hat sie verstümmelt und beschnitten, aber man hat sie nicht gefällt, denn ihre Wurzeln waren zu tief in's Volksthum eingedrungen. Mit Recht sagt Dr. Höfler in der Vorrede: „Hinter jedem solchen Volks-Heiligen steckt eine ältere Volksanschauung; das Wesen derselben aber lässt sich nur auf Grund der Kenntniss der gleichzeitigen Volksgebräuche, der Volksetymologie etc. erforschen. Auf solche Kalenderheilige, in deren Legenden das Volk gewisse etymologische Verbindungsfäden suchte oder deren Legende von vorneherein schon eine ältere Tradition ist, übertrug das Volk gewisse Gebräuche seiner früheren Religion oder Kultes. Glücklicher Weise sind solche aus dem germanisch-heidnischen Kulte stammende jahreszeitliche Volksgebräuche mit gewissen Freiheiten und Rechten verbunden gewesen, die sich kein Stand nehmen liess und so erhalten geblieben sind; so sind z. B. viele Zinstage frühere Opfertage gewesen; manche Kalbskopf-Tage in der Spitalküche entsprechen dem früheren vollen Kalbsopfer, mancher Aderlasstag einem vollen blutigen Pferde-Opfer; denn kein früher volles Opfer verschwindet ohne Rudimente; solche Ueberbleibsel sind ebenfalls nur verständlich aus dem zeitlichen Kultboden, auf dem sie gefunden werden."

Mit diesen kurzen Worten hat Dr. Höfler den Kern der Sache getroffen. Die Heiligenforschung soll gleichsam eine Hilfswissenschaft der Ethnologie werden, sie soll gleichsam den Uebergang zur vorchristlichen, eventuell auch vorgeschichtlichen Periode vermitteln, durch eine jede derartige Forschung wird gleichsam ein Pfad in jenes dunkle Gebiet eröffnet. Wer die Quelle eines Flusses finden will, muss allen seinen Windungen folgen, auch wenn sie Umwege machen.

Um einen Einblick in die prähistorische Cultur zu erlangen, muss man unbedingt den Weg durch's Mittelalter nehmen und so gleichsam dem Strome der Cultur entgegen zu dem Ursprunge vordringen.

Und nun ist bei den Heiligen als Kirchenpatrone ein Umstand von allerhöchster Bedeutung, der überhaupt der ganzen Heiligenforschung einen absolut festen Untergrund gewährt und sie dadurch befähigt, zur Haupthilfswissenschaft der Ethnologie zu werden.

Es ist nämlich ein aus den Anfängen des Christenthums stammender Brauch, der später in das canonische Recht übergegangen ist, den Patron einer Kirche nie zu ändern. Diese Stabilität geht so weit, dass derselbe Patron bleibt, selbst wenn die Kirche umgebaut oder auch ganz niedergerissen und neu aufgebaut wurde. Der Heilige, dem heute eine Kirche geweiht ist, war seit ihrer Gründung ihr Patron. Durch diesen Umstand werden die Heiligen ein absolut sicheres Kriterium bei Forschungen über Colonisationen und dadurch wird der Ethnologie ein Mittel in die Hand gegeben, um exacter als vielleicht durch Messungen oder linguistische Forschungen hypothetischer Natur, die einzelnen Stämme zu unterscheiden, dem Ursprunge der Völkerwanderungen und Culturfluthungen nachzugehen. Darin kommt uns aber noch ein äusserer Umstand sehr zugute — das ungeheure überlieferte Material über Heilige und Kirchengründungen; hatte ja doch das Mittelalter ex offo eigentlich nur diesen Zweig der Geschichtsschreibung gepflegt!

Wir können daher an der Hand dieser historischen Aufzeichnungen den Weg, den ein Heiliger durch die einzelnen Länder gemacht hat, ganz genau verfolgen und mit historischen Daten belegen!

Durch diese zwei Umstände: Stabilität der Patrone und Ueberfluss an historischem Materiale ist also für all' diese Forschungen eine exact wissenschaftliche Basis gegeben. Wir wollen es uns hier nicht versagen, auch auf die Schwierigkeit hinzuweisen, die speciell der zweite Umstand mit sich bringt; sie liegt nämlich gerade in der ungeheuren Fülle des Materiales, das bisher, man kann sagen, wissenschaftlich noch gar nicht ausgebeutet ist! Die Arbeit Höfler's ist daher, so klein und wenig umfangreich sie erscheint, nicht hoch genug anzuschlagen. Auch was die Ziele dieser Forschungen anbelangt, hat Höfler den richtigen Standpunkt eingenommen. Nicht als selbstständige Wissenschaft behandelt er die Heiligenforschung — in dem Sinne, „in jedem rothbartigen Heiligen oder schwarzen Pelzmärtel irgend einen germanischen Gott zu vermuthen" und daraus einen Götterhimmel nach Rangclassen zu reconstruiren. Die Hagiologie — man kann sie ja so nennen — soll ganz im Dienste der Ethnologie stehen. Der Heilige mit dem Cult, der sich um ihn gruppirt, ist uns gleichsam nur ein wissenschaftliches Instrument, ein Spectrum, durch das wir das Licht auffangen und in seine Urfarben zerlegen.

Diesen Standpunkt vertritt Höfler, wenn er sagt: „In dem nachfolgenden Kult-Kalendarium liegen also die civilisatorischen Entwickelungsstufen unseres Volkes, wie Glieder einer langen Kette, aneinander; jedes Glied aber ist selbst

wieder ein Stein, gebildet aus verschiedenen alten Schichten, die vom rohesten Anfang bis zu den ethisch höheren Volks-Ideen in Sitte und Brauch sich niedergeschlagen haben."

Aus der streng historischen Methode der Hagiologie, die auf der Stabilität der Kirchenpatrone und dem reichen Quellenmateriale basirt, und den Zielen, die auf das Werden und Wandern der Cultur unter den Völkern gerichtet sind, ergibt sich von selbst ihre Stellung und Bedeutung unter den anderen Wissenschaften. Der Ethnologie soll sie nur als Hilfswissenschaft dienen und ihr exacte Resultate liefern. Diese Resultate haben entschieden höheren wissenschaftlichen Werth als die Hypothesen, welche die Ethnologie aus der Anthropometrie und der jetzt alles beherrschenden Linguistik erborgen muss. Es wird im Gegentheile der Anthropologe, der Linguistiker, der Culturhistoriker, ja sogar der Kunsthistoriker, bei der Ethnologie Anleihen machen müssen.

Die Aufnahme der Hagiologie in die Ethnologie bedeutet daher für diese eine Emancipation von Wissenschaften, welche die Ethnologie bisher für das schlecht gemünzte Gold ihrer Hypothesen als Magd in ihren Sold genommen.

J. Lanz-Liebenfels.

16.

Pieper, P., Missionär in Südschantung: **Unkraut, Knospen und Blüthen aus dem blumigen Reiche der Mitte.** Gepflückt und zusammengebunden vom Verfasser. Druck und Verlag der Missionsdruckerei Steyl. 1900. Preis Mk. 10.

Eine Seltenheit allerersten Ranges wird der Leser in dem Werke finden, nämlich eine Schilderung Chinas, wie es wirklich ist. Der Verfasser bekundet nicht nur seine gänzliche Vorurtheilslosigkeit, sondern er besitzt auch das nöthige Verständnis und die erforderliche Beobachtungsgabe für den gedachten Zweck.

Nicht in einer der europäisirten Hafenstädte und im Fluge des Vorübereilens, sondern während eines 12jährigen Aufenthaltes im Inneren, im lebendigen Verkehre mit dem Volke und nach Studien in der chinesischen Literatur hat er uns mit voller Wahrhaftigkeit das Volk und das Leben in China nach der Wirklichkeit geschildert, ohne nur im mindesten von einzelnen Widerwärtigkeiten, wie sie das gewöhnliche Alltagsleben mit sich bringen kann, sich beeinflussen zu lassen.

Was der Gebildete über China wissen sollte, ist Alles in schlichter, einfacher Weise geschildert, welche durch sich schon den Leser fesselt. Und wie unter dem Unkraut auf dem Felde sich so manches gute Weizenkorn findet, so weiss auch der Verfasser die guten Eigenschaften der Chinesen in das rechte Licht zu stellen, die dann in den Knospen zu neuem Leben ansetzen. Von dem reichen Inhalte, auch nur Einiges anzuführen, hiesse dem Werke vorgreifen, das sich jeder Gebildete anschaffen sollte, trägt er doch dadurch sein Scherflein zur wahren Ausbreituug europäischer Cultur im fernen Osten bei, die eben nicht mit Kanonen übertragen werden sollte.

Einen wertvollen Schmuck bilden die zahlreichen gelungenen Illustrationen, zum Theil nach Photographien, zum Theil nach chinesischen Originalskizzen.

Mit einem Worte, es ist das Werk von 722 Seiten eines der besten, welche die Jetztzeit über China geschaffen, wie mit mir Jeder bestätigen wird, der das Leben der Chinesen nicht in den geöffneten Hafenstädten, sondern mitten unter dem Volke, ferne von europäischem Einflusse — sowie ich — beobachtete.

Ich möchte nur wünschen, dass bald eine zweite Auflage desselben nöthig wäre, indem für zahlreichen Absatz genügend Gründe vorhanden sind; vor Allem, dass man möglichst bald in Europa eine richtige Anschauung über China hätte, woran es noch sehr mangelt.

F. Kühnert.

17.

Jankó, Dr. Johann: Beschreibender Catalog der ethnographischen Sammlung Ludwig Biró's aus Deutsch-Neu-Guinea (Berlinhafen). Auf Unkosten der ung. Akademie der Wissenschaften und des ung. Nationalmuseums herausgegeben durch die ethnographische Abtheilung des ung. Nationalmuseums. (Ethnographische Sammlungen des ung. Nationalmuseums. I.) Mit 23 Tafeln und 20 Textfiguren. Budapest 1899. 4°. X, 100 S.

Der Mittelschullehrer Ludwig Biró reiste im November 1895 nach Deutsch-Neu-Guinea, wo er in jahrelanger Arbeit ausschliesslich naturwissenschaftlichen Forschungen obliegt, deren Ergebnisse er dem ungarischen Nationalmuseum einsendet. Neben ausgezeichneten zoologischen Erwerbungen bekam dieses Institut von ihm zwei ethnographische Sammlungen von Berlinhafen und von der Astrolabe-Bai, die mit allen wünschenswerten wissenschaftlichen Behelfen reich ausgestattet sind. Biró ist kein Reisender im gewöhnlichen Sinne, der rastlos weite Landstrecken durchzieht und dessen Sammlungen mehr oder weniger glücklichen Umständen ihr Zustandekommen danken, er ist ein tüchtig geschulter Fachmann, der an wenigen Orten, aber lange Zeit verweilend systematisch das Leben der Eingeborenen studirt und durch umfassende Sammlungen ihrer Erzeugnisse zum Ausdruck bringt. Der vorliegende Katalog, an dem neben Dr. Jankó auch Dr. Willibald Semayer und Sigmund v. Bátky arbeiteten, behandelt die von Berlinhafen stammende und 500 Nummern zählende Sammlung, deren jeder Gegenstand mit dem einheimischen Namen (selbst für einzelne Theile) und einer ausführlichen Beschreibung versehen ist. Besonders wertvoll sind die von Biró gegebenen Mittheilungen, welche eine unverkürzte Wiedergabe finden. Es ist nicht nöthig, hier auf die vorgeführten Objecte des Näheren einzugehen, obwohl darunter manche für uns ganz neue Erscheinungen sind, wie z. B. die auf S. 23 beschriebenen Festschürzen. Sehr anschaulich ist die Bohrung der aus Muschelschale gearbeiteten Armringe geschildert, deren Studium auch den Prähistoriker sehr befriedigen wird, ebenso wie das Capitel über die Stein- und Muschelbeile. Eine sorgfältige Behandlung erfahren die Pfeile, deren Classification nach guten Gesichtspunkten durchgeführt wird. Einen breiten Raum nimmt die Erklärung der Ornamente an Knochendolchen, Rindengürteln, Pfeilen und an der Ruftrommel ein, die sich zum grössten Theil an die Arbeiten von Preuss anlehnt, aber in mancher Hinsicht noch verfrüht erscheint. Es würde sich empfehlen, der-

artige Specialuntersuchungen in eigenen Abhandlungen durchzuführen und den Katalog nur der einfachen, möglichst genauen Beschreibung der Gegenstände zu widmen. Zu bedauern ist, dass eine ziemliche Anzahl von Objecten nicht abgebildet wurde, weil dadurch der Ueberblick beeinträchtigt wird. Wenn auch schon hie und da in anderen Werken gewisse Gegenstände zur Darstellung kamen, so lassen sich ihnen immer neue Details abgewinnen, die eine besondere Vorführung verdienen. Ich möchte sagen, dass der Hauptwert eines beschreibenden Katalogs von ethnographischen Gegenständen in den möglichst genauen Abbildungen liegt, die in verschiedenen Ansichten und Detailaufnahmen, sowie in Durchschnitten eine genaue Vorstellung zu erwecken vermögen. Der Text ist blos als eine Erläuterung zu den Bildern zu betrachten, der vor Allem die genaue Wiedergabe der Mittheilungen des Sammlers enthalten soll. Sind noch Literaturnachweise angefügt, so ist mehr als Genüge geleistet. Damit sind die Vorzüge und Mängel des vorliegenden Katalogs kurz angedeutet, für dessen Herausgabe der ungarischen Akademie der Wissenschaften und dem ungarischen Nationalmuseum besonderer Dank gebührt. Hoffentlich wird Dr. Jankó bald in der Lage sein, die Sammlung von der Astrolabe-Bai zu veröffentlichen. Ob es gut sein wird, die ausserordentlich reichhaltige Sammlung des frühverstorbenen Samuel Fenichel, „die schon heute auch in den grossen europäischen Museen ihres Gleichen sucht", im selben Bande herauszugeben, wie dies beabsichtigt ist, möchte ich bezweifeln.

Was die äussere Ausstattung des Katalogs anbelangt, so ist allen billigen Anforderungen Rechnung getragen; nur lässt die deutsche Uebersetzung des magyarischen Textes Manches zu wünschen übrig. Schliesslich würde eine Uebersichtskarte des in Rede stehenden Gebietes ein sehr erwünschter Behelf sein. **Dr. Wilhelm Hein.**

18.

Girod, Dr. Paul, et Massénat, Elie: Les stations de l'âge du renne dans les vallées de la Vézère et de la Corrèze. Documents recueillis et publiés par —. Laugerie-Basse. Industrie-Sculptures-Gravures. VIII + 101 + 44 pp. 4° avec 110 planches hors texte. Paris, J. B. Baillière et Fils, 1900.

Namhafte französische Archäologen haben es oft beklagt, dass die Welt von den unschätzbar wertvollen diluvialen Höhlenfunden Frankreichs nur wenig weiss. E. Lartet und Christy haben die Ergebnisse ihrer berühmten Grabungen veröffentlicht, Mortillet sein zum grossen Theile auf Höhlenfunde begründetes System aufgestellt, Bertrand, Reinach, Cartailhac Ausgezeichnetes über den Gegenstand geschrieben; zuletzt zeigte Piette durch eine Menge kleinerer und grösserer Arbeiten, welche Unzahl von Problemen mit demselben verknüpft ist, und stützte seine Ansichten durchgehends auf neues, von ihm selbst durch die Arbeit des Spatens ermitteltes Material. Das Museum von Saint-Germain-en-Laye bietet eine Fülle von Originalen und Nachbildungen dieser merkwürdigen Culturdenkmäler. Und noch immer heisst es im Kreise der Eingeweihten: Man kennt diese Seite der französischen Alterthumsforschung nur ganz unzulänglich. Es sind die glänzendsten Resultate erzielt worden, aber zu wenig davon ist publicirt oder sonst allgemein zugänglich, zu viel in Privatsammlungen verborgen und für Publicationen, die erst kommen sollen, reservirt.

Unter diesen Umständen gewinnt eine allerdings schon seit vielen Jahren in Lieferungen fortlaufende, jetzt aber abgeschlossene Arbeit, wie die obengenannte, erhöhten Wert. Sie beruht auf den Untersuchungen, welche einer der Nachfolger E. Lartet's und Christy's, E. Massénat in den Thälern der Vézère und ihres Nebenflusses, der Corrèze, seit 1865 angestellt hat. Das ist das Jahr, in welchem bekanntlich die „Reliquiae Aquitanicae", dieser Grundpfeiler unserer Kenntnis der französischen Höhlenfunde, zu erscheinen begannen, zugleich das Todesjahr Christy's, welchem 1871 E. Lartet nachfolgte. Allein in dem Sohne des letzteren, dem kürzlich verstorbenen Louis Lartet, war ein Vollender des grossen Werkes zurückgeblieben. So weit reichen also die Anfänge dieser Forschungen zurück.

Es ist beinahe natürlich, dass die Arbeiten Lartet's und Christy's (der Engländer war in dieser Sache hauptsächlich Mäcen) als die ersten, welche auf dem genannten Gebiete überhaupt unternommen wurden, in systematischer Beziehung kein Muster waren und nicht nur reichliche Nachlesen hinterliessen, sondern auch vielfach gründlicher Correcturen bedurften. Sie waren zum Theile mit überstürzter Hast, ordnungslos und ohne genügende Aufsicht ausgeführt. Die zuerst erreichten „Herdstellen" wurden ohne Rücksicht auf die Schichtung abgeräumt, Oberflächenfunde mit solchen aus tieferen Horizonten vermengt und viele Fundstätten verlassen, ehe sie gründlich ausgebeutet waren. Da hatten die Nachfolger reichliche Arbeit.

So waren, wie jetzt Massénat zeigt, in Laugerie-Basse die tiefer liegenden Herdstellen durchaus ununtersucht und sogar das Centrum der Station, wo die mächtigsten „foyers" am dichtesten lagen, völlig unberührt geblieben.

Massénat begann seine Höhlenforschungen im Département Corrèze und ging dann in das reichere, benachbarte Thal der Vézère über. Vor etwa 12 Jahren verbündete er sich mit Dr. Paul Girod, Professor an der philosophischen und der medicinischen Facultät der Universität von Clermont-Ferrand, welcher der gemeinsamen Collection eine allgemein zugängliche Heimstätte in seinem Laboratorium gewährte. Allein mit Recht fanden die beiden Freunde, dass nichts gebrechlicher sei, als eine Sammlung, die jeder Zufall zerstören oder zerstreuen kann, und entschlossen sich zur Herausgabe ihrer Funde. Sie wollen dieselben unter dem voranstehenden Haupttitel in einer Reihe von unabhängigen Monographien, deren erste jetzt eben vollendet vorliegt, erscheinen lassen, mit sparsamem, nur ein Grabungsjournal und einen Katalog der Fundstücke enthaltendem Texte. Eine ausführliche theoretische Behandlung der durch die Funde angeregten Probleme ist einem Schlussbande vorbehalten.

Das angezeigte Werk ist also vorwiegend ein Tafelwerk. Die lithographischen Figuren stehen an Schönheit hinter den (übrigens nicht ganz gleichmässigen) Abbildungen der „Reliquiae Aquitanicae" ziemlich zurück, sollen aber nach den Versicherungen Girod's, welcher die Zeichnung auf den Stein selbst ausführte, sehr correct sein, was ja die Hauptsache ist.

Die Autoren schildern zuerst ihr Fundgebiet topographisch und archäologisch und entscheiden sich dann für eine Trennung

des gesammten diluvialen Höhlenzeitalters in drei Stufen: von Moustier, Cro-Magnon (Solutré nach Mortillet) und Laugerie-Basse (Madeleine nach Mortillet). Aus der ersten umfasst ihre Sammlung 5, aus der zweiten 4, aus der dritten 12 Stationen. Die letzteren sind es, welche im vorliegenden Bande geschildert werden, am ausführlichsten der eponyme Fundort Laugerie-Basse. Das zweite Capitel behandelt die Cultur dieses Zeitraumes in Gestalt eines Catalogue raisonné der an dem genannten Orte gesammelten Typen. Den Schluss bildet die separat paginirte Tafelerklärung. In Aussicht gestellt wird zunächst eine gleich eingehende Darstellung der gleichzeitigen Cultur in anderen Stationen der beiden Flussthäler. Dann soll die Beschreibung der Fundstellen des mittleren und des ersten Zeitraumes folgen, so dass die Erscheinungen in der ihrer wirklichen Altersfolge entgegengesetzten Ordnung vorgeführt werden. Der umgekehrte Vorgang schiene natürlicher, aber die Autoren waren offenbar von dem Wunsche geleitet, ihre bedeutendsten Entdeckungen zuerst mitzutheilen, was man ja nur gutheissen kann.

Auch in dem vorliegenden Bande haben sie das Wichtigste vorangestellt, zunächst fünf Tafeln mit runden Schnitzbildwerken und 37 Tafeln mit Zeichnungen und ornamentalen Gravirungen. Diese paläolithischen Kunstwerke gehören grossentheils zu den merkwürdigsten Arbeiten der diluvialen Troglodyten Westeuropas; einige darunter, wie der doppelte Phallus, Taf. I, Fig. 3, die Doppelthierpertome, IV, 1, der Jäger mit dem Urochsen, XI, 1—3, geniessen mit Recht schon lange besondere Berühmtheit. Aber auch die rein industriellen Erzeugnisse bekunden den Vorrang Frankreichs vor anderen Culturgebieten der sogenannten Renthierzeit.

So mächtige Feuersteinklingen, so grosse und dabei so feingearbeitete Sägen, Bohrer, Spitzen u. s. w. aus gleichem Material sucht man anderswo unter den Quartärfunden vergeblich, und Gleiches gilt von den Werkzeugen und Waffen aus Bein und Horn, von den Schmucksachen aus Muscheln, Steinen etc. (Geschiebe mit Zeichnungen, zum Theil zum Anhängen durchbohrt, Taf. CVIII.) So ist Girod's und Massénat's Publication über Laugerie-Basse zugleich für einen grösseren Kreis ein fesselndes und belehrendes Bilderbuch der quartären Primitivcultur Europas überhaupt, geschöpft aus einer der reichsten Quellen, die uns die Kenntnis derselben vermitteln. **M. Hoernes.**

19.

Reinecke, Dr. Paul: Tanulmányok a Magyarországi Bronzkor Chronologiájáról. (Studien über die Chronologie der ungarischen Bronzezeit.) Archaeologiai Értesítő, XIX, 1899, p. 225—251; 316—340. Mit 16 Tafeln.

Ein bemerkenswerter Versuch, die reichhaltigen Bronzefunde Ungarns chronologisch zu ordnen, welcher verdient, in weiteren Kreisen bekannt zu werden, als dies die Sprache, in welcher die Arbeit erschien, naturgemäss zulässt.

Zunächst nennt der Verfasser jene allgemeinen Gesichtspunkte, welche ihn bei der Eintheilung der ungarischen Bronzezeit leiteten. Er führt hiebei in erster Linie gewisse Verzierungen an, bestehend aus wellenförmigen und spiraligen Ornamenten, concentrischen Kreisen, Halbkreisen und nebeneinanderstehenden Kreisbogen (Abb. S. 226), die sich auf zahlreichen, sehr verschiedenen Bronzegegenständen vorfinden und auch auf einem anderen Gebiete für eine bestimmte Zeitperiode (Norddeutsch-Skandinavische Bronzezeit, IV. Periode, nach Montelius) als charakteristisch gelten. Gegenstände mit diesen oder ähnlichen Verzierungen stammen nach R., selbst wenn sie an sehr weit von einander entfernten Orten gefunden wurden, zweifellos aus einer und derselben Zeit. Als zweites Leitmotiv dient ihm die Form der Schwertklingen, und zwar zieht er besonders in Betracht, ob die Schwertklinge nach der Spitze zu sich blattförmig verbreitert oder die beiden Schneiden fast bis an's Ende parallel zu einander verlaufen.

Der Umstand, dass unter den letzteren auch nicht ein einziges zu finden ist, dessen voller, im Querschnitt ovaler Griff Spirallinien oder die unter dem Namen „der laufende Hund" bekannte Verzierung aufweist, gilt ihm als entschiedener Beweis dafür, dass alle diese Schwerter aus einem viel früheren Zeitraume stammen müssen, als jene mit den genannten Verzierungen. Dagegen hält er es für eine müssige und vergebliche Arbeit, aus der Form der Schwerter allein oder aus der des Schwertgriffes Entwicklungsstufen ableiten zu wollen. Als Beweis führt er die seiner Meinung nach vollständig verfehlten Arbeiten von Undset und Naue an. (Études sur l'âge de bronze en Hongrie. — Die ältesten Schwertformen. [Zeitschrift für Ethnologie, XXII. Bd., 1890.] — Die prähistorischen Schwerter. [Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns, VI. 1885.] — Die Bronzezeit in Oberbayern.)

Als weiterer wichtiger Eintheilungsgrund gilt ihm ferner das gänzliche Fehlen von Schwertern, es hat vor dem Auftreten dieser sicher eine Zeitperiode gegeben, in welcher nur Dolche vorkamen. Endlich erscheint ihm das Vorkommen von Gegenständen aus reinem Kupfer oder sehr zinnarmer Bronze für den Beginn der Bronzezeit charakteristisch.

Nach diesen kurzen Vorbemerkungen gibt Verf. zunächst in groben Zügen das Hauptgerüste seiner Arbeit in der Aufstellung von vier Hauptperioden der ungarischen Bronzezeit und versucht diese durch absolute Jahreszahlen auch innerhalb bestimmter Grenzen zu halten. Er beginnt mit der jüngsten (IV.) Periode und verlegt das Ende derselben in das IX. Jahrhundert oder sogar bestimmter ungefähr auf das Jahr 900 v. Chr., den Anfang dagegen auf die Mitte des XII. Jahrhunderts. Nach der Verschiedenheit der in dieser Periode vorkommenden Fibeln, sowie der Celte und anderer Gegenstände theilt er diese Periode in eine jüngere Phase, welche der von Montelius aufgestellten V. Periode der Skandinavischen Bronzezeit entsprechen würde, und in eine ältere, charakterisiert durch die ältesten Villanova-Importwaren und Antennen-Schwerter, sowie solche vom Ronzano-Möriger Typus; diese Phase entspricht der IV. Periode nach Montelius und der Blüthezeit der Schweizer Pfahlbauten.

Die III. Periode stimmt ungefähr mit der Blüthezeit der jüngeren Mykenä-Periode überein. Sie fällt hauptsächlich in das XV., XIV. und XIII. Jahrhundert v. Chr.; und einige Formen daraus verrathen innige Verwandtschaft mit den Waffen der Mykenischen Periode im Osten des Mittelländischen Meeres. Diese Thatsache ist zwar schon seit Langem bekannt; Sophus Müller, Undset u. A. haben darauf aufmerksam gemacht — den wahren Zusammenhang jedoch nie richtig aufgefasst. Man hat nämlich früher die Gegenstände dieser Periode stets mit der Kupferzeit in Zusammenhang

gebracht, obgleich sie um fast 1000 Jahre jünger sind als diese. In Deutschland und Skandinavien entspricht diese Zeit der III. Periode nach Montelius. Die II. Periode fällt in die erste Hälfte des II. Jahrtausends v. Chr. und entspricht der älteren Bronzezeit der bayerischen Grabhügel (nach Naue) oder der II. Periode nach Montelius. Ein Zusammenhang gewisser Gruppen aus dem Süden mit dem Norden ist nicht zu leugnen, jedoch in Ungarn weniger auffällig, da für diese Periode nur mehr sehr wenig Fundmaterial zur Verfügung steht.

Der Beginn der Bronzezeit — somit die I. Periode — fällt über das II. Jahrtausend hinaus, auch hat die I. Periode viel länger gedauert als die übrigen; doch lässt sich für die Dauer derselben kein absolutes Mass aufstellen. Diese I. Periode tritt in ganz Mittel-, Nord- und Westeuropa ziemlich gleichförmig auf, und man kann an den reichhaltigen Funden, die überall gemacht wurden, die stufenweise Entwicklung dieser Cultur sehr genau verfolgen.

Bevor der Autor zur eingehenden Besprechung der einzelnen Perioden übergeht, giebt er noch einige allgemeine Bemerkungen. Zunächst wird die Aufgabe dadurch sehr erschwert, dass das Material dazu fast ausschliesslich Depotfunde gaben, während Gräberfunde, besonders solche mit reichen Beigaben, aus der Bronzezeit Ungarns, nur sehr wenige vorliegen. Dass solche Depotfunde oft Gegenstände aus sehr verschiedenen Perioden enthalten und dann nur geeignet sind, das Problem zu verwirren, deshalb bei der Betrachtung ausgeschieden werden müssen, ist wohl begreiflich. Der Autor wendet sich hier auch gegen Ausdrücke wie „bronzearme“ und „bronzereiche“ Länder, die seiner Ansicht nach gar keinen Sinn haben, wenn man nicht einzelne Perioden in's Auge fasst, und betont ferner noch besonders, dass er bei seiner Arbeit ohne Rücksicht auf andere Arbeiten, die bereits dasselbe Problem behandelten, vorging, ohne dabei jedoch Funde aus anderen Ländern deshalb ausser Acht zu lassen. Ja, diese ermöglichen es sogar erst, in die verwickelten Verhältnisse der ungarischen Bronzezeit Licht zu bringen. Was bisher über die Bronzezeit anderer Länder veröffentlicht wurde, ist nur zum Theile mit der vorliegenden Arbeit in Einklang zu bringen; nur die Eintheilung von Montelius stimmt im Grossen und Ganzen mit der hier aufgestellten überein.

Zwischen die jüngere Steinzeit und die älteste Periode der Bronzezeit pflegt man eine Kupferzeit einzuschalten. Gegen diese Annahme wendet sich R. mit der Bemerkung, dass das Kupfer sicher schon in der jüngsten Phase der jüngeren Steinzeit sporadisch auftrat, besonders in den Gruppen der glockenförmigen Becher und der Bandkeramik. Als Fingerzeig dafür, welche von diesen beiden Gruppen die ältere sei, führt er einen Fund bei Eisleben an (edirt in den „Mansfelder Blättern“, XII. Eisleben 1898, S. 202—203). Hier wurde nämlich in einem Steinkistengrab ein glockenförmiger Becher in Gesellschaft eines Kupferdolches gefunden, dessen Form viel roher und einfacher ist, als die von Dolchen, die man mit bandverzierten Gefässen fand. Die letzteren hatten nämlich schon einen eigenen Griff aus thierischer oder vegetabilischer Substanz, der mittels Nieten an die Klinge befestigt war, während bei jenem nur eine breite Fortsetzung der Klinge den Griff bildet. Dies deutet also darauf hin, dass die Gruppe der glockenförmigen Becher älter sein muss, als die der Bandkeramik. Der Autor giebt dies nur mit Vorbehalt, denn weitere Funde müssten diese Behauptung erst erhärten; immerhin dürfen aber daraufhin die ältesten Kupferfunde aus Ungarn in die jüngste Steinzeit verlegt werden.

Von Kupferdolchen, ähnlich dem bei Eisleben gefundenen, sind aus Ungarn nur zwei bekannt (Taf. I, 1, 2), beide Einzelfunde. Auch die Kupferbeile, wie sie Taf. I, 3 a und b abgebildet sind und an die in Mondsee gefundenen Steinbeile erinnern, dürften aus derselben Periode stammen, gehören aber auch in Ungarn zu den grössten Seltenheiten. Ebenso spärlich sind die Kupfergegenstände aus der Periode der Bandkeramik vertreten. Eine Dolchklinge aus Aba im Comitat Szabolcs (Taf. I, 4), zwei Kupferbeile aus Tordos in Siebenbürgen (Taf. I, 5 und 6) und ein Armring aus Kupfer mit nahezu dreieckigem Querschnitte, ebenfalls aus Tordos, sind so ziemlich Alles, was aus dieser Periode in Ungarn gefunden wurde. Der weitaus grössere Theil der Kupferfunde besitzt bedeutend entwickeltere Formen und seine Zeitbestimmung ist daher sehr unsicher. Andere Kupfergegenstände wieder treten in viel späteren Phasen der Bronzezeit auf und sollen dort betrachtet werden.

Die Übergänge aus der jüngsten Steinzeit zur ältesten Periode der Bronzezeit sind noch dunkel. Während in anderen Ländern sowohl Depotfunde als auch Gräberfunde aus der ältesten Periode der Bronzezeit reichlich vorhanden sind, fehlen diese in Ungarn gänzlich, und auch Einzelfunde wurden nur an der Grenze von Niederösterreich und Mähren gemacht und können daher als von dort herstammend betrachtet werden. Bei der Zeitbestimmung dieser Gegenstände muss deshalb das Fundmaterial der benachbarten Länder in Betracht gezogen werden. In diese Periode gehören die Flachbeile mit sehr kleinen Randleisten und solche mit schaufelförmiger Klinge (Taf. II, 1, 2, 3, 4), eine dreieckige Klinge mit drei Nietlöchern, von einem Dolche oder vielleicht von einem Schwertstabe herrührend (Taf. II, 5), ein Schwertstab (Taf. II, 6 a, b) und ein Flachbeil mit einem Nietloche (Taf. II, 7), ferner noch eine längliche Lanzenspitze (Taf. II, 8). Reicher sind die Funde an Schmucksachen aus dieser Zeit, wie der Fund von Stampfen (Comitat Pressburg) (Taf. III) zeigt.

In manchen ungarischen Depots aus der ältesten Bronzezeit zeigen sich Formen, wie man sie in Funden anderer Länder aus derselben Zeit nirgends trifft, und die daher, als jüngere Vertreter dieser Zeit, gleichsam einen Uebergang zur II. Periode darstellen. Solche Funde sind aus Ercsi und Alsó-Czikola (Comitat Weissenburg), Puszta Sárkány (Comitat Somogy) und Gattendorf (Comitat Wieselburg) (Taf. IV). Neben Halsringen und Armspiralen, wie in der früheren Zeit, treten hier auch schon ausgeschnittene Schmucksachen aus dünnem Blech auf. Aehnliche Funde aus der Mittelrheingegend enthalten ebenfalls fast ausschliesslich Schmuckgegenstände. In Ungarn wurde aus dieser Zeit nur eine einzige Dolchklinge mit vier Nieten gefunden und ausser dieser auch nicht eine einzige Waffe, welche zur Bestimmung der gleichzeitigen Waffen oder Werkzeuge dienen könnte. Der Meissel (Taf. IV, 13 a und b) ist ein Einzelfund.

Die II. Periode der Bronzezeit, welche in erster Linie vertreten ist durch die Depotfunde bei Felsö-Balog, Gross-Steffelsdorf (Comitat Gömör), Forró (Comitat Abauj) und Zenta (Comitat Bács-Bodrog), sowie durch die Gräberfunde bei Keszthely (Comitat Zala) und Szomolány (Comitat Pressburg)

bringt ganz neue Formen und ist besonders charakterisirt durch das erste Auftreten von Schwertern. Diese zeigen wohl wesentliche Verschiedenheit in Bezug auf die Form, ohne dass man aber deshalb auf besonders grosse zeitliche Unterschiede schliessen dürfte. Es kommen Schwerter vor mit vollem Griff (Taf. V, 1, 2), der oben mit einem scheibenförmigen Knaufe abschliesst. Der Griff ist bald glatt mit kreisförmigem Querschnitt, bald von achteckigem Querschnitt und mit Kreisen verziert. Schwerter von diesem Typus findet man auch in der oberen Donaugegend, in Norddeutschland und Skandinavien, und zwar in der entsprechenden Entwicklungsstufe der Bronzezeit. Schwerter mit kurzer Griffzunge findet man im Westen häufiger als in Ungarn. Gleichzeitig mit diesen kommen auch solche Schwerter vor, die schon eine ausgebildete Griffzunge besitzen, mit aufgebogenen Rändern (Taf. V, 3, aus dem Schatze von Gross-Steffelsdorf), daneben auch andere mit einfacherer Griffzunge ohne aufgebogene Ränder. Von den Dolchen ist ein Exemplar bemerkenswert (Taf. VI, 1 a, b, c), dessen Griff eine charakteristisch verzierte Bronzescheibe besass. Ferner gehören hieher die zweiarmigen doppelbeilähnlichen Waffen und die ein- oder zweischneidigen Zierbeile (Taf. VI, 2, 3 und 4). Palstäbe kommen aus dieser Zeit in Ungarn nur sehr wenige vor (hauptsächlich die Formen Taf. VI, 5 und 6). In Norddeutschland und Skandinavien sind aus der gleichen Periode viel mehr typische Formen gefunden worden. Die Pfeilspitzen sind wenig typisch, und Lanzenspitzen fehlen gänzlich.

Von Schmucksachen sind zu erwähnen grosse cylinderförmige Armspiralen (Taf. VI, 7), in Spiralscheiben endigend (Taf. VI, 8), und gerippte Armringe (Taf. VI, 9). Ringe mit zwei Spiralscheiben (Taf. VI, 10) findet man auch in Nord- und Süddeutschland.

Von Nadeln findet man solche mit verdicktem und verziertem Halse (Taf. V, 5), mit breitem Kopfe und dreimal verdicktem Halse (Taf. VI, 15, 16), ferner Nadeln, die entweder schlangenförmig (Taf. VI, 14) oder schraubenförmig gewunden sind (Taf. VI, 17). Diese ganze Entwicklungsstufe ist übrigens in Ungarn nicht stark verbreitet, besonders fehlen Funde aus Siebenbürgen vollständig. Ueberhaupt schliesst sie sich eng an den Westen an, wo wir auf einem (nach Hoernes) „bronzearmen Gebiete“ reiche, aus Gräbern stammende, hiehergehörige Funde kennen.

Zur II. Periode gehörend, aber etwas jünger, sind nach R. die Funde aus Rákos-Palota (Comitat Pest), Tökés (Comitat Bereg), Ráksi (Comitat Somogy) und Szigliget (Comitat Zala). Sie sind auf Taf. VII abgebildet. Zwar zeigt das Beil (Fig. 1) und die Dolchklinge (Fig. 2) keine besonderen Merkmale; indessen können die Schmucksachen und Nadeln (Fig. 3—11) als weiter entwickelte Formen der oben erwähnten angesehen werden.

Die III. Periode bildet in Bezug auf die Entwicklung der Formen und Verzierungen einen grossen Fortschritt; zugleich gelangen wir hier auch schon in eine Zeit, die wenigstens annähernd mit Jahreszahlen bestimmt werden kann.

Hieher gehören die grösseren Depotfunde von Piricse (Comitat Szabolcs), Aranyos (Comitat Borsod), Nagy-Lehota (Comitat Neutra) und einige kleinere von Vilyi (Comitat Abauj), Zanig (Comitat Wieselburg) und Nolcsó (Comitat Turócz).

Auf Taf. VIII, 1, ist ein Schwert aus dem Funde von Aranyos abgebildet, dessen voller, mit Spiralen verzierter Griff ovalen Querschnitt besitzt. Aehnliche Schwerter kommen auch in Süddeutschland und Böhmen vor und bilden dort eine spätere Entwicklungsstufe in den Gräberfunden der Bronzezeit, charakterisirt durch das Auftreten von Brandgräbern. Aus dieser Zeit stammen auch die grossen Nadeln mit verstärktem und gekerbtem Halse und gekerbtem Kopfe, sowie die starken Armringe mit ähnlichen Verzierungen. Im Aranyoser Funde befinden sich auch noch zwei Schwerter (Taf. VIII, 2, 3), deren Griffzungen aufgebogene Ränder besitzen, die sich übrigens in Bezug auf die Form des Griffes von den Schwertern der II. Periode wesentlich unterscheiden.

In grosser Zahl treten Lanzenspitzen auf (Taf. VIII, 4—7), deren Blatt verschieden geformt ist. Die Dolche haben Griffzungen mit aufgebogenen Rändern und blattförmige Klingen mit starkem Grat oder auch schaufelförmige Klingen (Taf. VIII, 8—11).

Ein Dolchfragment aus Aranyos besitzt einen am oberen Ende umgebogenen Griffdorn (Taf. VIII, 12) wie die bekannten cyprischen Dolche, deren Alter bisher vielfach überschätzt wurde. Diese gehören nämlich in die Blüthezeit der Mykenä-Cultur. Die Schwerter mit an den Rändern aufgebogenen Griffzungen aus Ungarn, Deutschland und Italien erinnern ebenfalls an die Waffen des mykenischen Culturkreises. Das Schwert (Taf. IX, 1) aus Nagy-Lehota hat so sehr den Schwerttypus von Mykenä, dass es entweder als eine Nachbildung, oder vielleicht als direct von dort herstammend angesehen werden kann. Die mit Griffzunge oder Dorn versehenen einfachen ungarischen oder italienischen Dolche können als freie Nachbildungen des Mykenätypus aufgefasst werden. Ebenso stehen auch die aus Siebenbürgen bekannten degenförmigen schmalen Schwertklingen ohne Griffzunge, wie z. B. Taf. VIII, 13, in engster Verwandtschaft mit den zahlreichen schmalen Bronzeschwertern von Griechenland, den griechischen Inseln und Sicilien aus der Mykenä-Periode.

In der III. Periode treten in Ungarn auch zuerst die Hohlcelte auf, die in Skandinavien schon in der II. Periode vorkommen (Taf. VIII, 14—16). Beile mit Schaftlappen sind selten geworden, die Schaftlappen sind in der Mitte des Beiles angebracht (Taf. VIII, 17). Einige Funde enthalten auch Sicheln (Taf. VIII, 8), doch unterscheiden sich diese nur wenig von den jüngeren Formen.

Unter den Schmucksachen dieser Periode sind in erster Linie die Nadeln zu erwähnen. Aus Aranyos stammt eine lange Nadel mit dickem Halse, scheibenförmigem Kopfe und einer Oese darunter (Taf. IX, 2). Aus Nagy-Lehota einige Nadeln, die eine Weiterentwicklung der älteren Formen darstellen (Taf. IX, 3, 4, 8), mit anschwellendem Halse und knaufförmigem Kopfe. Im Funde vom Haidhof bei Zanig kommt unter Anderem auch eine eingliedrige Fibel vor (Taf. IX, 5). Diese steht der ältesten (Terramara-)Fibel keineswegs so nahe, wie Hoernes meint, sondern im Gegentheil im innigsten Zusammenhange mit der etwas jüngeren „eingliedrigen ungarischen“ Fibel (häufig auch harfenförmige Fibel genannt), welche in die ältere Phase der IV. Periode der ungarischen Bronzezeit gehört. Die Fibel vom Haidhof ist die einzige in den Funden der III. Periode. Da nun die übrigen Gegenstände dieses Fundes keine besonders charakteristischen Formen aufweisen, ist es schwer zu bestimmen, in welche Phase der III. Periode dieser Fund einzureihen sei; wahrscheinlich gehört er jedoch an's Ende derselben. (Eine Fussnote bemerkt hiezu: „Auf skandinavischem Gebiete tritt die

Fibel schon viel früher auf als in Ungarn, wahrscheinlich auch viel früher, als in Mykenä; schon in der II. Periode der Bronzezeit kommen zweigliedrige Fibeln vor, welche Hoernes für viel jünger hält, da er den Zusammenhang der einzelnen Phasen der Bronzezeit nicht kennt.“) Der Fund aus Rácz-Egres mit seinen Schmucksachen (Taf. X) erinnert schon vielfach an die nächstfolgende Entwicklungsstufe, muss aber noch in die III. Periode, wenn auch in die jüngere Phase derselben eingereiht werden. Der Fund enthält Armspiralen, deren Enden zu Spiralscheiben zusammengedreht sind (Taf. X, 7, 8) — also offenbar eine Fortentwicklung einer schon früher bekannten Form —, ferner volle Armspangen mit Verzierungen, welche an die Muster der IV. Periode erinnern (Taf. X, 12, 13, 14), dann Nadeln (Taf. X, 10, 11), endlich als Rasselschmuck kleine Scheibchen mit concentrischen Kreisen (Taf. X, 1—6).

Im zweiten Artikel gibt Verf. zunächst nochmals eine kurze chronologische Uebersicht der vier Perioden mit Anführung von Jahreszahlen, die sich von den schon früher als wahrscheinlich aufgestellten Daten nicht wesentlich unterscheiden und geht sodann zur IV. Periode über: Sie beginnt spätestens im XII., endigt im IX. Jahrhundert v. Chr. und zeigt gegenüber den früheren Perioden eine ungemein reiche Entwicklung. Sowohl die Anzahl der Funde als auch die Menge der Gegenstände ist ungeheuer gross. Auch hier muss man ältere und jüngere Formen unterscheiden und man kann mit einiger Sicherheit drei verschiedene Phasen feststellen. Alle drei Phasen sind durch sogenannte „altitalische“ Importwaren charakterisirt, die zwei älteren ausserdem noch durch solche Formen und Verzierungen, wie wir sie aus den Schweizer Pfahlbauten und der Rheingegend kennen, sowie vielleicht durch einheimische Typen, die sich zum Theil an fremde Muster anlehnen und in ihren Verzierungen Verwandtschaft mit der IV. Periode der deutsch-skandinavischen Bronzezeit verrathen.

Die Thatsache, dass vollständig gleiche Objecte an sehr weit von einander entfernten Punkten gefunden wurden, lässt sich nur durch fabriksmässige Herstellung und Verbreitung durch den Handel erklären; da jedoch die diesbezüglichen Vorarbeiten fehlen, ist es sehr schwer den Mittelpunkt dieser Verbreitung, d. h. den Ort der Erzeugung festzustellen; ja in vielen Fällen ist es auch unmöglich zu bestimmen, ob man es mit einem importirten Gegenstande oder mit einer Nachbildung zu thun hat. Statistische Daten über die Funde eines jeden einzelnen Typus wären ausserordentlich nothwendig.

Die für die erste Phase der IV. Periode wichtigsten Funde sind die von Hajdu-Böszörmény (Comitat Hajdu), Podhering und Egreske (Comitat Bereg), Komjatna (Comitat Liptau), Zsujta (Comitat Abauj), Miskolcz (Comitat Borsod), Madacska (Comitat Neográd), Nagy-Dém (Comitat Veszprim), Kér, Rinya-Szent-Király (Comitat Somogy), Bozsok (Comitat Baranya), Kaszapuszta (Comitat Bihar) und Oroszmező (Comitat Szolnok-Doboka).

Zu den Importwaren aus der ältesten Villanova-Cultur gehören die verschiedenen Gegenstände auf Taf. I (Eimer, Kessel, Schale, Helm, Schild, Schutzblech etc.). Die Schwerter aus dieser Zeit sind in Ungarn sehr verschieden, nicht so sehr in Bezug auf die Klinge als bezüglich des Griffes. Taf. II, 1 zeigt ein Ronzano-Schwert aus dem Funde von Komjatna, wahrscheinlich aus Italien oder aus der Rhonegegend importirt. Diese Form, die anderswo ziemlich häufig auftritt, kommt in Ungarn sehr selten vor. Die Schwerter mit vollem Griffe haben entweder einen scheibenförmigen oder einen schalenförmigen Knauf, mitunter von sehr grossem Durchmesser; der Griff ist in der Regel reich verziert (Taf. II, 2, 3, 4, 5). Daneben finden wir Schwerter mit rundem, aber sehr dünnem Griffe, offenbar Nachahmungen der Schwerter mit vollem Griffe. Diese Typen gehören, wie es scheint, mehr dem Osten an, und der Mittelpunkt ihrer Verbreitung ist Ungarn; trotzdem finden wir Schwerter, deren Griff mit einer Scheibe abschliesst, in der oberen Donaugegend und Norddeutschland, und Schwerter, deren Griff mit einer Schale abschliesst, in Oberitalien und Norddeutschland ebenfalls. Die Verzierung vieler Exemplare zeigt starke Abhängigkeit von der Verzierungsart, die wir an den Bronzegegenständen der Schweizer Pfahlbauten antreffen, andere wieder erinnern mehr an verschiedene skandinavische Motive, endlich können wir an manchen Exemplaren auch solche Motive aufweisen, welche unabhängig vom Westen und Norden entstanden sind.

„In Bezug auf diese ganze Ornamentik haben Sam Wide und nach ihm Hoernes Abhängigkeit von den Motiven der mykenischen Cultur angenommen, gleichsam als Fortsetzung des mykenischen Decorationsstiles, sowie sie dies auch in Bezug auf die wesentlich jüngeren Alterthümer des Hallstätter Kreises vermutheten. Man kann den Einfluss des Südens auf den Norden nicht leugnen; warum jedoch die Einflüsse von Mykenä gerade im Norden und gerade zu der Zeit geherrscht haben sollen, als im Süden die Blüthezeit der Mykenä-Cultur schon vorüber war, als die Verbindungen mit der Mykenägruppe, wie sich diese z. B. in den Formen der Bronzewaffen äussern, schon aufhörten, das können wir kaum in genügender Weise erklären. Zudem ist die Verzierungsart dieser Zeitperiode keine auf Ungarn beschränkte Erscheinung, sondern kommt, wenngleich mit örtlichen Verschiedenheiten, auch auf anderen Gebieten Mittel- und Nordeuropas vor. Die Verhältnisse sind in diesem Falle zu verwickelt, als dass man mit oberflächlichen Bemerkungen Licht hineinbringen könnte. Nur eingehende Studien über die Alterthümer, und zwar nicht von einem kleinen Gebiete, sondern die Aufarbeitung des Materiales von ganz Europa kann da zum Ziele führen.“

Die Schwerter, deren Griffzunge aufgebogene Ränder besitzt, sind nicht weniger verbreitet als die bisher betrachteten Schwertformen der IV. Periode.

Die Schwerter Taf. II, 6 und 7, können als Weiterentwicklung der in früheren Zeiten auftretenden Schwerter mit aufgebogenen Griffzungen betrachtet werden. Bemerkenswert ist hier, sowie bei anderen Schwertern dieser Periode, die starke Verbreiterung der Klinge gegen die Spitze zu. In einer anderen Gruppe der Schwerter mit Griffblatt erinnert die Contour des Griffes ungefähr an eine Wellenlinie; mit Berücksichtigung der Funde in Deutschland nähert sich dieser Typus ganz besonders den wenig jüngeren Hallstätter Bronzeschwertern und kann als Vorstufe dieser Form betrachtet werden, welche in der Hallstattperiode jeden anderen Typus verdrängt.

Ein solches, aus dem Schatze von Hajdu-Böszörmény stammendes Schwert (Hampel, Bronzkor, XC, 2; ähnlich XC, 4) ist mit einem Muster verziert, welches auch in den Schweizer

Pfahlbauten vorkommt (Keller, III. Pfahlbautenbericht, 1860, Taf. V, 22; Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, II, VIII, 2, 10); aber weder hier noch in Ungarn steht dieses Muster mit anderen Verzierungen gleichzeitiger Bronzegegenstände in wirklicher Verwandtschaft, sondern erinnert mehr an jene Motive, welche in den norddeutsch-skandinavischen und ostbaltischen Gruppen dieser Periode heimisch sind, bezw. west- und ostbaltische Modificationen der südlichen Muster darstellen.

Dolche fehlen in dieser Periode fast vollständig; zwar kommen in einigen Depotfunden solche vor, doch ist es schwer zu entscheiden, ob sie hieher gehören oder, nur zufällig aus einer früheren Periode stammend, mit anderen zum Einschmelzen bestimmten Bronzegegenständen zusammengekommen sind.

Unter den Streithämmern ist besonders einer bemerkenswert, welcher mit den bekannten Hallstätter Vögelchen verziert ist (s. Abb. S. 320). Die Streithämmer mit Scheibe sind in der Regel zierlicher als die älteren, obwohl sie dieselben Proportionen zeigen wie jene. Die Scheibe von einigen ist noch flach oder annähernd flach; gerade bei diesen Formen tritt eine Verzierungsart auf, welche unter den ungarischen Funden dieser Periode vielleicht von allergrösstem Interesse ist. Es erhebt sich nämlich in der Mitte der Scheibe von solchen Streithämmern ein hoher Stachel, und bei anderen sind um diesen Dorn herum Buckel, Nachahmungen von Nietköpfen zu sehen (Taf. II, 9). Im Vergleiche mit den ältesten Exemplaren dieser Waffen ist die Schneide der Streithämmer der IV. Periode häufig sehr breit (z. B. aus dem Funde bei Domahida, Bronzkor, Taf. 123—124 oder Taf. 82—84).

Die Lanzenspitzen haben ein einfaches Blatt, die Dülle ist meist verziert (Taf. III, 9); sehr häufig bildet die Fortsetzung des von der Spitze nach abwärts verlaufenden, sehr starken Grates die Dülle. Sicheln kommen sehr häufig vor, doch zeigen sie gegenüber den Exemplaren der III. Periode wenig Eigenartiges; der IV. Periode eigenthümlich ist die S-förmige Zurückbiegung der Griffzunge (Bronzkor, XV, 4, 5). Unter den Celten finden wir solche, deren Schaftlappen dem oberen Ende sehr nahe stehen (Taf. III, 7, 8); ausserdem kommen auch Hohlcelte vor (Taf. III, 1—6, 10—12).

Unter den Schmucksachen finden wir ebenfalls viele, die auch in anderen Ländern vorkommen: Armringe mit eingekerbten Verzierungen (Taf. III, 13), Halsringe, ebenfalls verziert und mit aufgebogenen Enden. Rasselschmuck ist in den Funden nicht sehr reich vertreten; doch klären uns die Funde anderer Länder über die Hiehergehörigkeit einzelner Stücke auf.

Was die Fibeln aus der älteren Phase der IV. Periode betrifft, so geben die grösseren Depotfunde dieser Zeit keine genügende Aufklärung und deshalb ist man gezwungen, auf einige schon vor längerer Zeit publicierte und schon fast in Vergessenheit gerathene Funde zurückzugreifen, welche als vorzügliche Beispiele von Fibelformen dieser Periode gelten können. Bei Madacska (Comitat Neográd) fand sich in Gesellschaft einer mit getriebenen Buckeln verzierten Bronzeschüssel eine eingliedrige Fibel von „ungarischem“ Typus mit grosser Fussspirale und kurzer Kopfschlingenreihe (Taf. III, 14). Bei Miskolcz wurde mit einem Schwerte mit schalenförmigem Knaufe eine ähnliche, aber harfenförmige Fibel gefunden (Taf. III, 15); vom typologischen Gesichtspunkte aus ist dieses Stück wahrscheinlich älter als jenes von Madacska. Aus Ungarn sind noch mehrere solche Fibeln bekannt; doch kommen sie meist nicht in Gesellschaft so charakteristischer Typen vor wie in diesen beiden Funden. Es scheint, dass sie im Nordwesten Ungarns etwas häufiger auftreten, wenngleich sie im Ganzen selten genug sind und unverdientermassen die Bezeichnung „Ungarische Fibeln“ erhalten haben; denn in Steiermark, Niederösterreich, Mähren, Schlesien und Posen sind sie ebenfalls bekannt, kommen dort sogar öfter vor, als in Ungarn. Es sei hier noch bemerkt, dass diese Fibeln ausserhalb Ungarns auch aus Eisen verfertigt sind und den Beginn der Eisenzeit bezeichnen. Zeitlich entsprechen diesen Fibeln in der Rheingegend (und auch in einem niederösterreichischen Gräberfelde) mittelgrosse, zweigliedrige Fibeln mit ovalem Bügel, in einigen Theilen Mitteldeutschlands (Schlesien, Sachsen, Brandenburg u. s. w.) dagegen zweigliedrige Riesenfibeln mit grossem, ovalem Bügel und auf ostbaltischem Gebiete ebenfalls zweigliedrige Fibeln mit rhombenförmigem Bügel. Die scheibenförmigen Bügel sind stets mit charakteristischen Verzierungen versehen, ähnlich wie viele Gegenstände aus den Schweizer Pfahlbauten, ostbaltische Gegenstände u. s. w.

Einige Depotfunde aus Ungarn mit ähnlichem Inhalte stammen aus einer etwas jüngeren Zeit; im Allgemeinen haben sie wohl denselben Charakter wie die Funde aus dem Beginne der IV. Periode, einige Einzelheiten deuten indessen doch darauf hin, dass wir es hier mit der zweiten, etwas jüngeren Phase der IV. Periode zu thun haben. Solche Funde sind die bei Komjatna (Comitat Liptau), Gyermely (Comitat Komorn), Velem (Comitat Eisenburg), Kis-Apáti (Comitat Zala), Kurd und Bonyhád (Comitat Tolnau), Tisza-Szent-Imre (Comitat Heves), Kenderes (Comitat Heves), Kemecse (Comitat Szabolcz) und Bardocz (Comitat Udvarhely).

Zu den aus dem Villanovakreise stammenden Importwaren gehörend, sei hier erwähnt ein Eimer aus Bronzeblech mit zwei seitlich vertical angebrachten, aus breitem Bleche bestehenden Henkeln (Taf. IV, 3), dann ein Kessel aus Bronzeblech mit zwei beweglichen Griffen und kreuzförmigen Bändern (Taf. IV, 5 und 8), ferner Wagenbestandtheile (Achsenlager, Taf. IV, 1, 2) und Pferdegeschirrtheile (Zierscheiben, Taf. IV, 4, 7). Unter den Schwertern finden wir wenig wichtige Exemplare; neue Formen treten nicht auf. Die Lanzenspitzen sind den früheren ähnlich (Taf. V, 15, 16, 19), nur die Hauptform hat sich ein wenig geändert, insoferne als die grösste Breite etwas tiefer fällt als bei jenen. Unter den Messern finden wir solche Formen, wie wir sie aus Italien, den Schweizer Pfahlbauten, der Rheingegend und aus der norddeutsch-skandinavischen Gruppe kennen (Taf. V, 20, 21). Auch Sicheln finden sich von verschiedener Form (Taf. V, 22), jedoch ohne besondere Eigenthümlichkeiten; nur die kleinen, schmalen Sichelmesser können als neu betrachtet werden. Meissel mit Schaftlappen sind nicht weniger selten als früher, einige Exemplare besitzen eine besonders stark ausgeschweifte, sehr breite Schneide (Taf. V, 25). Neue Typen treffen wir besonders bei den Hohlcelten an (Taf. V, 1—14). Viele besitzen eine stark verbreiterte Schneide, in einem Falle wird die Schneide sogar ebenso breit wie bei dem früher erwähnten Meissel mit Schaftlappen (Taf. V, 26). Bei anderen ist wieder die Dülle gegenüber der Oese nasenförmig ausgezogen, und wieder andere, deren Ränder nur wenig auseinander treten, besitzen einen

flachen Querschnitt und an den Seiten reiche Verzierung. Diesen ähnliche kommen in Nord- und Mitteldeutschland (Sachsen, Schlesien u. s. w.) häufiger vor. Daneben finden wir in Ungarn auch noch solche Typen, welche sich von den älteren kaum unterscheiden (Taf. V, 18).

Unter den Schmucksachen dieser Phase der IV. Periode sind am wichtigsten die Fibeln. Die aus einem Drahtstücke hergestellte, eingliedrige Fibel (sogenannter „ungarischer" Typus) ist verschwunden; an ihre Stelle tritt die mit besonderen Drahtspiralen garnirte eingliedrige Fibel. Der dünne Drahtbügel ist hier auf beiden Seiten mit drei oder vier Drahtspiralen verziert, welche mit Ringen daran befestigt sind (Taf. IV, 15). Die lange Kopfspiralrolle der älteren Harfenfibel kommt nicht mehr vor. Mit dieser neueren Entwicklung des „ungarischen" Fibeltypus, welche sich übrigens wahrscheinlich auf Ungarn beschränkt, erscheint auch die Hallstätter Brillenfibel (Taf. IV, 9). Beide Formen besitzen mitunter reichen Kettenschmuck (Taf. IV, 11). Unter den Halsringen sind besonders häufig die schraubenförmig gewundenen; andere besitzen nur gravirte Verzierungen (Taf. IV, 12, 14). Aehnliche kamen in ziemlicher Anzahl in gleichzeitigen Depotfunden Süd- und Norddeutschlands vor.

Erwähnt sei noch eine Form der schraubenförmig gewundenen Halsringe mit je zwei Spiralscheiben an den Enden (Taf. V, 17); wahrscheinlich steht diese Form in Verbindung mit den Erscheinungen des ostbaltischen Gebietes, obgleich von dort bisher Aehnliches nicht bekannt ist. Unter den Armringen sind zwei Formen besonders hervorzuheben: die eine ist mehr oval, breit, mit auseinander stehenden Enden und Linienverzierungen, die zweite fast vollkommen rund, mit kreisförmigem Querschnitte, schwachen Einkerbungen und fast zusammenstossenden Enden. Die erste Form ist besonders in den Depotfunden Böhmens und Süddeutschlands häufig, die andere kennen wir dagegen nur aus Ungarn und aus den Ländern am Nordrande der Karpathen; hier sind sie aber nicht so häufig wie in Ungarn. Aus dem Funde von Bardocz sind Goldringe bekannt mit eingefeilten Linien, welche abwechselnde Schraubengänge nachahmen (Taf. IV, 13). Solche Ringe kommen in Ungarn auch anderswo vor, sowie auch in den Gegenden nördlich von den Karpathen (z. B. in der Bukowina), wenngleich nicht in Gesellschaft mit charakteristischen Bronzegegenständen. Rasselschmuck kommt in dieser Zeit kaum mehr vor, wohl aber Nadeln (erwähnenswert ist die Form Taf. V, 23).

Diese Phase der IV. Periode der Bronzezeit bildet indessen noch nicht den Abschluss der ungarischen Bronzezeit; denn einige Funde — zwei aus Siebenbürgen (Ördöngös-Füzes [Comitat Szolnok-Doboka] und Martinsberg bei Gross-Schenk [Comitat Gross-Kokel, im Museum zu Hermannstadt]) und einer aus Krasznahorka (Comitat Arva) — zeigen einen noch jüngeren Grad der Entwicklung. Erst diese bezeichnen die letzte Stufe der IV. Periode und somit der ganzen ungarischen Bronzezeit. Im Funde von Ördöngös-Füzes und Martinsberg waren Bronzeschalen (Taf. VI, 3, 4), welche etwas jünger sind als die oben erwähnten altitalischen Bronzegefässe. Im ersteren Funde kamen ausserdem noch kreuzförmige Henkelbeschläge und von Metallgefässen stammende, schraubenförmig gewundene Henkel vor (Taf. VI, 1). Die Hohlcelte dieser Funde (Taf. VI, 5, 6, 8, 9, 10, 11) weichen auffallend ab von den Exemplaren der ersten und zweiten Phase der IV. Periode. Bei Gross-Schenk hat man ganz kleine Hohlcelte gefunden, ähnlich den Exemplaren der letzten Periode der norddeutsch-skandinavischen Bronzezeit; die von Ördöngös-Füzes sind wohl mittlerer Grösse (10—12 cm lang), aber etwas breiter als die älteren, die Öse länglich, so dass sie etwas kürzer aussehen, der untere Theil meist durch eine gerade oder bogenförmige Gliederung von dem oberen getrennt. Die Lanzenspitze (Taf. VI, 7) aus Ördöngös-Füzes hat eine sehr plumpe Form, die grösste Breite des Blattes ist fast ganz unten. Von Schmucksachen kennen wir nur eine Hallstätter Brillenfibel und eine durchbrochene Zierscheibe. Der aus ungefähr gleicher Zeit stammende Fund von Krasznahorka enthält unter Anderem eine Hallstätter Brillenfibel (Taf. VI, 2), Hohlcelte aus Eisen, einen dicken, schraubenförmig gewundenen Bronzehalsring mit breiten aufgedrehten Enden und einen dicken Bronzearmring mit übereinander greifenden Enden. Dieser Fund steht nicht mehr in innigem Zusammenhange mit den zwei Funden aus Siebenbürgen, sondern zeigt Beziehungen mit der ostbaltischen Gruppe, namentlich mit den gleichzeitigen Funden aus Posen, Polen und Westgalizien, was schon der Ort des Fundes — Ungarns nördliche Grenze — verständlich macht.

Hieran schliesst R. einige allgemeine Bemerkungen über die IV. Periode. Seiner Ansicht nach hätte diese ungefähr drei Jahrhunderte gedauert, und zwar von der Mitte des XII. bis zur Mitte des IX. Jahrhunderts v. Chr., so dass auf jede Phase ungefähr 100 Jahre kämen, wobei die ersten zwei Phasen vielleicht etwas länger, die letzte Phase entsprechend kürzere Zeit gedauert haben könnte. „Den zwei älteren Phasen dieser Periode entsprechen im Gebiete der Ostalpen, Böhmen, Süddeutschland, Schweiz, Frankreich und in der Rheingegend solche Bronzefunde, wie sie in grösster Zahl in jenen Schweizer Pfahlbauten auftreten, die in das Ende der Bronzezeit fallen, ohne dass man deshalb die Heimat dieser Bronzen und den Ursprung ihrer Verzierungen in der Schweiz suchen müsste. Die gleichzeitigen Funde aus Mitteldeutschland zeigen ähnliche Entwicklung. In der skandinavischen Gruppe entspricht der IV. Periode der ungarischen Bronzezeit die IV. und V. Periode nach Montelius. Im ostbaltischen Gebiete zeigt diese Periode besonders reiche Entwicklung mit allerlei localen Eigenthümlichkeiten, die mehr nördlichen als südlichen Charakter aufweisen."

Da in dieser Periode auch schon Eisen auftritt, pflegt man sie als die älteste Phase der Eisenzeit zu bezeichnen; nun sind aber nach dem Zeugnisse der Depotfunde die Waffen und Werkzeuge nahezu ohne Ausnahme aus Bronze, weshalb diese Periode noch allgemein den Charakter der Bronzezeit besitzt. „In dieser Beziehung steht Ungarn, obgleich es den südlichen Einflüssen nicht so sehr entrückt war wie die Gegenden der Ost- und Nordsee, näher dem ostbaltischen und norddeutsch-skandinavischen Kreise, als selbst den benachbarten Ländern: Steiermark, Niederösterreich und Mähren."

. . . „So viel muss man sich aber jedenfalls vor Augen halten, dass in dieser Periode Ungarn kein so einheitliches Bild liefert wie die beiden nördlichen Gruppen. So viele verschiedenartige Einflüsse wirkten hier zusammen, dass man in vielen Fällen die einheimischen Erzeugnisse von den eingeführten nicht unterscheiden kann und dass der Begriff der ungarischen Bronzeregion, der ungarischen Bronzecultur verschwommen wird."

Im III. Abschnitte bespricht R. kurz die Gräber aus der Bronzezeit Ungarns, ist jedoch hier, bei der auffallend geringen Zahl der aufgedeckten Gräber, gezwungen, auf das Rücksicht zu nehmen, was auf den benachbarte Gebieten von den Bestattungsgebräuchen der Bronzezeit bekannt ist.

Gräber aus der jüngeren Steinzeit, in welchen schon Kupfer vorkommt, sind in Ungarn unbekannt.

Aus der ältesten Periode der Bronzezeit kommen nur zwei Grabstätten im Wieselburger Comitate in Betracht: eine etwas ältere bei Jessehof (nächst Zanig) und eine etwas jüngere bei Gattendorf. Es sind dies Flachgräber mit Skeletten und Bronze- oder Thonbeigaben. Die Bronzegegenstände zeigen nahe Verwandtschaft mit den aus den böhmischen und mährischen Grabfeldern stammenden Gegenständen (vom Aunětitzer oder Mönitzer Typus). Auch die Thongefässe weisen einen gewissen Zusammenhang mit diesem Typus auf. Wie schon erwähnt, ist dieses kleine Gebiet im Westen Ungarns nur ein Vorposten der Ostalpen und der nördlich davon gelegenen Länder.

Auch die II. Periode der ungarischen Bronzezeit ist an Gräbern sehr arm, und solche sind nur aus dem westlichen Theile des Landes bekannt. „In der Bestattungsweise tritt insoferne eine Veränderung auf, als die unverbrannten Leichen unter Grabhügeln beigesetzt werden. Hinsichtlich der Bestattungsweise und der Grabbeigaben finden wir in dieser Zeit eine auffallende Uebereinstimmung mit dem südwestlichen Theile Böhmens, Niederösterreich, der oberen Donau und der Rheingegend. Das Gräberfeld von Szomolány (Comitat Pressburg) repräsentirt sehr treffend die Gräber dieser Periode; die aufgedeckten Grabhügel von geringer Höhe enthielten Skelette, interessante Bronzewaffen, Bronzeschmuck und Thongefässe.“ Während manche unter den Grabbeigaben der vorerwähnten Länder häufig vorkommende Formen, z. B. die Nadeln mit verdicktem Halse, die gerippten Armringe u. s. w. zum Theil auch hier auftreten, fehlen wieder andere, wie die Nadeln mit radförmigem Kopfe, ganz.

Aus derselben Zeit stammt auch ein in der Nähe von Keszthely geöffneter Grabhügel, welcher in einem Steinplattengrab ein Skelet, ein reichverziertes Bronzeschwert mit Griffzunge, eine Bronzenadel mit verdicktem Halse und zu Füssen des Skelettes ein Thongefäss enthielt. Noch ein Grabfund von Bieloberdo, unweit von Esseg, gehört zu dieser Gruppe. Es wurde hier unter Anderem ein reichverzierter Armring, eine Bronzezierscheibe und eine Nadel mit scheibenförmigem Kopfe und schraubenförmig gewundenem Halse gefunden. Ob das Grab auch von einem Hügel bedeckt war, liess sich nicht mehr feststellen. Auch die Gräber dieser Periode stehen, wie die der vorhergehenden, mit dem Westen im Zusammenhange.

In der III. Periode, die in Ungarn wieder nur durch wenige Gräber im Westen des Landes vertreten ist, kommen wohl noch Grabhügel vor, doch daneben auch schon Urnengräber. Die Leichen werden verbrannt beigesetzt. Bei Nagy-Lehota (Comitat Neutra) wurden mehrere Grabhügel geöffnet, in welchen zwischen Steinplatten je eine Urne sich befand. Das eine Grab enthielt ausserdem ein grosses Thongefäss, zwei kleine Thonkrüge — der eine mit niedrigem Fuss und grossem Henkel — und eine Obsidianklinge, das zweite einen Bronzedolch, welcher an die Dolchformen aus Mykenä erinnert, ferner eine Nadel u. s. w. Im selben Comitat wurde bei Novák ein gleichaltes Urnenfeld (Flachgräber mit verbrannten Leichen) entdeckt. Die Thongefässe und Bronzenadeln stimmen mit denen von Nagy-Lehota überein; neue Formen sind nur die Brillenspiralen aus Bronzedraht, ein Bronzemesser mit flachem Griff und kleine Bronzeknöpfe.

Der Uebergang zur Leichenverbrennung ist für diese Periode auch anderwärts festgestellt, besonders in Süddeutschland, Niederösterreich und im Südwesten Böhmens, sowie auch in der skandinavischen Gruppe. Die Form des Grabes (ob mit Hügel oder nicht) ist dagegen örtlichen Schwankungen unterworfen.

Die eigentliche Blüthezeit der Urnenfelder (Flachgräber mit verbrannten Leichen) ist in Ungarn die IV. Periode der Bronzezeit. Aus dieser Zeit sind Urnengräber auch in anderen Ländern, wie Steiermark, Niederösterreich, Mähren, Norddeutschland, Oberitalien, Baden, Hessen u. s. w. sehr häufig, ebenso in Ungarn vom Westen bis Siebenbürgen. Der Inhalt der Gräber besteht zwar grösstentheils nur aus Urnen und anderen Thongefässen, Metall wird kaum gefunden — dass sie jedoch trotzdem in diese Periode gehören, wird durch zahlreiche Verzierungen an den Thongefässen ausser Zweifel gestellt.

So wie mit dem Ende der IV. Periode die ungarischen Bronzefunde ihren einheitlichen Charakter verlieren, so verändert sich auch der Typus der Gräber. Im Westen tritt allgemach die ältere Hallstattcultur in den Vordergrund, während in den östlichen Theilen des Landes Einflüsse auftreten, die auf den fernen Osten hinweisen.

Der IV. Abschnitt ist endlich den Thonwaren gewidmet. Auch hier giebt es grosse Schwierigkeiten aus den gleichen Gründen wie oben, da die Anzahl der aufgedeckten Gräber in Ungarn eine ausserordentlich kleine ist. Die Keramik der ungarischen Kupferzeit übergeht der Autor, da er die Thongefässe aus der jüngeren Steinzeit, die durch die Glockenurnen und die mit Bandornamenten verzierten Gefässe charakterisiert sind, für hinlänglich bekannt hält.

Aus der I. Periode stehen nur die schon erwähnten Gräber von Jessehof und Gattendorf zur Verfügung. Die aus diesen beiden Flachgräbern stammenden, kleinen bauchigen Gefässe sind wohl wenig bezeichnend, doch zeigen sie gewisse Uebereinstimmung mit den Thongefässen aus der gleichen Periode in Mähren, dem nördlichen Böhmen und der Saalegegend. Die Thongefässe besitzen in dieser Periode noch gar keine Verzierungen.

Die aus den Gräbern der II. Periode stammenden Gefässe (Schalen mit oder ohne Henkel, flache Schalen mit Henkel, Krüge mit Henkel) entbehren ebenfalls jeder Verzierung, während die aus gleicher Zeit stammenden Grabhügel Böhmens und Bayerns oft sehr schön verzierte Gefässe enthielten. Die geringe Menge des Materials macht es unmöglich, hieraus irgendwelche Schlüsse zu ziehen. Dass die Gräber von Szomolány keine verzierten Gefässe enthielten, ist vielleicht nur eine locale Eigenthümlichkeit; auch in der Oberpfalz wurden in manchen Grabhügeln nur unverzierte Gefässe gefunden, welche innige Verwandtschaft mit jenen ungarischen Gefässen aufweisen. Für hieher gehörig hält R. auch die Urne, in welcher der Schatz von Rákos-Palota gefunden wurde (Hampel, „Alterthümer der Bronzezeit in Ungarn“, Taf. 86), während er die ähnlichen Gefässe (l. c., Taf. 88) für viel jünger, ungefähr aus der IV. Periode stammend, ansieht.

In der III. Periode, welche durch die schon besprochenen Gräber von Nagy-Lehota und Novák vertreten ist, erscheinen neue keramische Formen, welche aus den nordwestlichen Ländern, aus Böhmen und Norddeutschland bereits bekannt sind. Es kommen Typen vor, welche sich an die Formen der älteren Bronzezeit anschliessen, daneben aber auch solche, welche auf die nächstfolgende Entwicklungsstufe hinweisen. Bei alledem haben die Gefässe meist noch keine ausgesprochene Verzierung; manche haben nur Buckel oder buckelförmige Erhöhungen, daneben Linienmuster, eingedrückte Punkte und Kreisflächen. Manche Urnen sind doppelkegelförmig und stimmen fast vollständig überein mit norddeutschen Gefässen, andere grosse, bauchige Urnen, mit trichterförmig sich erweiterndem Halse stehen nahe den Gefässen aus Böhmen.

Die überwiegend grössere Anzahl aller übrigen aus der Bronzezeit stammenden Gefässe ist jünger und gehört in die IV. Periode.

Zur IV. Periode rechnet R. die ganze Classe von Gefässen, die durch das bekannte Sternmotiv gekennzeichnet sind. Mit diesem Sternmotiv treten buckelförmige Erhabenheiten auf, welche von concentrischen Halbkreisen eingeschlossen sind.

Eine andere Classe von Gefässen ist durch spiralförmige Linien oder durch Verzierungen von der Art des „laufenden Hundes“ charakterisirt. Die Verzierungen sind entweder erhaben oder vertieft; mitunter tritt auch hier das Sternmotiv auf.

Eine dritte Classe bilden Gefässe, die gelb oder schwarz bemalt und deren stark vertiefte Verzierungen mit einer weissen Masse ausgefüllt sind (Römer's „Pannonischer Typus“). Hier vermuthet R. Beziehung zu dem Villanova-Culturkreise. Die Verbreitung dieser Form dürfte sich indessen ziemlich genau auf das ehemalige Pannonien beschränken. Im nördlichen Theile Ungarns sind die Thongefässe der IV. Periode weniger auffallend. Die Gefässe sind nicht so gut geglättet, auch fehlt die eingelegte weisse Farbe. Diese Gruppe steht in Verbindung mit Mähren und Niederösterreich. Da viele Thonfunde noch nicht publicirt sind und aus manchen Gegenden solche noch ganz fehlen, ist es sehr schwer, die einzelnen Gruppen mit ihren localen Eigenthümlichkeiten zu überblicken. Nur so viel lässt sich sagen, dass die Keramik der IV. Periode den Thonerzeugnissen aus den Ländern nördlich der Alpen stilistisch sehr nahe steht, dass aber auch der Einfluss Italiens unverkennbar ist.

Dies ist in möglichst ausführlicher Wiedergabe der Hauptinhalt der Abhandlung Reinecke's. Wie man sieht, bringt er theils Altbekanntes, das ihm Niemand bestreiten wird, theils neue eigene Ansichten, die meist durchaus auf sicherer Grundlage ruhen. Das Schematisiren der Entwicklung in die Einzelheiten hinein, das Austheilen der Formen auf absolut datirte Zeitabschnitte, nicht mit Hilfe stratigraphischer Anhaltspunkte, sondern blos auf Grund der Typologie, das Hinaufrücken aller Perioden in kaum zulässige Entfernungen, all das hat er von Montelius gelernt, dem er sowohl methodisch als gegenständlich als einzigen Leitstern folgt. Die Zukunft wird lehren, inwieweit bei diesem Versuche, der mit solcher Sicherheit auftritt, das Richtige getroffen ist.

Julius Thirring.

Berichtigung. Der Titel der von Professor K. Penka auf S. 54 der „Mittheilungen“ besprochenen Arbeit Dr. L. Wilser's lautet richtig folgendermassen: Herkunft und Urgeschichte (statt „Ursprung“) der Arier.

Berichtigung zur Anzeige von Kohl's „Echte Tiroler Lieder“ (S. 55 dieser „Mittheilungen“).

Es ist die Angabe, dass Blattl in Hopfgarten gelebt habe und gestorben sei, unrichtig; Blattl war Bauer in St. Johann in Tirol und liegt daselbst begraben.

Ferner ist die Correctur, dass „Sie“ und nicht „Er“ die zweite Strophe im Liede „Fensterlstriet“ singe, unrichtig und beruht vielleicht auf Missverstehen des Textes oder Fensterlns:

„Setz auf mein' greañ Huad, weil da Mond scheint so scheañ;
A pâar Spielhuhñfedarn d'rauf und âft is zum Geahñ.
Bin a kloañs Ruckai gânga, hun is Juchiz'n g'heascht;
Âft hun i mar hâid denkt, der is's Uñschaug'n nid weascht,
Weg'n oan' hun is nia k'reahscht“

Dies spricht der Bua, der auf's Gassl geht; geschmückt mit Spielhuhnfedern geht er einen kleinen Ruck (ein kleines Stück Wegs) und hört Juchzen; es ist hier das Juchzen eines anderen Burschen, der gleichfalls Fensterln geht, also möglicherweise eines Nebenbuhlers gemeint. Aber weg'n einem habe er nie geweint (etwa aus Furcht). **F. F. Kohl.**

Typen von Dorffluren

an der dreifachen Grenze von Niederösterreich, Ungarn und Steiermark.

Von **J. R. Bünker** in Oedenburg.

(Mit 7 Kartenbildern im Texte.)

Im Auftrage der Anthropologischen Gesellschaft in Wien und unterstützt von ihr begann ich bereits im Jahre 1897 in der Gegend der dreifachen Grenze Vorstudien zur Beschreibung von Dorffluren und setzte dann diese Studien während der Sommerferien der Jahre 1898 und 1899 fort. Es ist in der Natur der Sache begründet, dass meine Aufnahmen nur beschränkte sein konnten und zum Theile selbst lückenhaft sind; ich muss mich daher auch aller Schlussfolgerungen enthalten und betrachte meine Arbeit nur als eine bescheidene Materialsammlung, die vielleicht später einmal eine wissenschaftliche Verwertung finden kann. In diesem Sinne mögen die in Folgendem zusammengestellten Thatsachen als ein kleiner Beitrag zum Studium der Dorffluren aufgefasst werden.

Mariasdorf.

Das Dorf Mariasdorf liegt im Oberwarther Bezirk des Eisenburger Comitates, ungefähr 9 km nördlich von Oberwarth. Es besteht heute aus 70 Häusern und hat 489 Einwohner (1891). Das Dorf steigt von Süden nach Norden mässig an und wird in seinem nördlichsten und am höchsten gelegenen Punkt durch eine am Anfange des XV. Jahrhunderts (1404) erbaute gotische Kirche gekrönt. Der Hotter (Dorfmark) umfasst gegenwärtig 1407 Kat.-Joch 1132 Qklftr., und zwar:

38	Joch	199	Qklftr.	Gartenland,
595	„	630	„	Ackerland,
163	„	92	„	Wiesenland,
63	„	371	„	Hutweideland,
491	„	1311	„	Waldland und
56	„	129	„	unprod. Land.

Der westliche Theil des Hotters gehört zum Quellgebiet eines von Norden nach Süden fliessenden Bächleins, das hier nach dem Walde, in dem es entspringt, Bannholzbach genannt wird, dann über Jormannsdorf und Tatzmannsdorf weiterfliesst, hier den Namen Tschabbach führt und oberhalb St. Martin sich in den Zickenbach ergiesst. Aus dem Thale des Bannholzbaches, aus dem das Dorf aufsteigt, erhebt sich, allmälig gegen Osten aufsteigend, eine Hügelkette, die dann östlich ziemlich steil in das zum Bannholzbache sich parallel von Norden nach Süden hinziehende Tauchenthal abfällt. Diese Hügelkette bildet den östlichen Theil des Hotters.

Der Hotter der Gemeinde Mariasdorf wurde im Jahre 1857 commassirt. Die Commassirung bestand hauptsächlich in der Zusammenlegung der herrschaftlichen Felder zu einem abgerundeten Complex. Früher lagen sie, wie die Felder der Bauern, in den verschiedenen Gewannen vertheilt. Jetzt liegen sie im Nordwesten des Dorfes arrondirt beisammen, während die Felder der Bauern im östlichen Theile des Hotters in Gewannen so arg zerstreut liegen, dass durchschnittlich 20 Parcellen auf einen Bauern kommen.

Den ursprünglichen Bestand des Hotters, den dieser vor der Zusammenlegung der herrschaftlichen Gründe aufwies, ersieht man aus einer Karte, die sich im Gemeindearchiv befindet. Sie wurde im Jahre 1770 im Auftrage der Verwaltung der Herrschaft Bernstein von dem herrschaftlichen Ingenieur Antoine Duplater angefertigt und führt den Titel: „Grundbuch des Dorffes Mariasdorff zu der Herrschafft Bernstein gehörig in dem Eisenburger Comitat".

Das Grundbuch besteht aus drei colorirten Karten. Die kleinste unter ihnen giebt unter dem Titel „Plan von der Beschaffenheit des Dorfes Mariasdorf" in grösserem Massstab ein Bild des Ortsriedes. Diesen Plan bietet die Fig. 10. Der Titel der zweiten Karte lautet: „Plan von der Gantzen Beschaffenheit des Dorffes Mariasdorf wie es in ihrer natürlichen lage ist aufgenohmen worden". Fig. 11 giebt eine verkleinerte Pause davon. Dieser Karte ist eine „Explication" angehängt, die ich weiter unten folgen lasse. Die dritte Karte giebt in grösserem Massstab ein Bild der Acker- und Wiesenparcellen bei Weglassung der Wald- und Hutweideländereien. Fig. 12 giebt die Verkleinerung einer Pause auch dieser Karte.

Eingeleitet wird das Grundbuch durch eine „Anmerkung", welche folgenden Wortlaut hat:

Anmerkung.

Das Dorff Mariensdorff lieget in Eÿsenburger Comitat von Haubt der Herrschafft gegen Mittag entfernt auff kleinen Anhöhen und Hügeln und ist zur Administration der Herrschafft Bernstein gehörig.

Das Orth lieget mehrentheils auf der Ebene, und besteht aus Häussern, und einer alten Kirche, die welche Theils mit Ansässigkeiten und Söllner bewohnt sind, die Einwohner reden die Deutsche Sprache, und sind mehrentheils der Catholischen Religion Zugethan.

Die Kirche welche sehr alt, ist sehr wahrscheinlich, das sie von den Gothen erbauet sey indem die ihrige Bauarth vermög denen verziehrenden Säulen es bestätiget.

Unter diesen Häussern, und der Kirche, sind der Hohen Herrschafft 5 Zugehörig worunter das 1.te ein Schweitzer Hoff, das 2te ein Wirthshaus, das 3te ein Ziegel Offen, das 4.te eine Mühle, das 5.te wiederum ein Wirthshaus ist, welches gegen Morgen von dem Dorffe weit entfernet lieget. Den hat auch allhier in diesen Gebiete die Hohe Herrschafft, einen Orth, welcher Sandgraben genennet wird, welcher Graben eine ungewöhnliche Tieffe hat, worinnen lauter Mineralische Steine sich befinden, und von welchen Stein Kohlen gebrennet werden.

Die Felder sind in hiesigen Orth sehr fruchtbar, weil sie schon meistentheils, in einer Ebene liegen, sie haben rings das Dorff umgeben, und sind ausser die welche zur Ansässigkeit gehören, auch noch Zins Gründte, welche in folgenden Feldt und Wiessen Plan mit grossen Alphabet, Zur besseren Bequemligkeit der Beschreibung, ist angezeichnet worden; Als:

A Breit Theilungs, und hinter den Garten Felder.

B Kraitz, und Rin-Felder

C Haid, Lochgraben, und Faiffer Felder.

Die Wiessen welche zur Ansässigkeit gehören sind alle in Thälern gelegen, und mit Wasser Strömen durchzogen und mit die Buchstaben *D E* bezeichnet.

Die Zins Felder hiesiges Orths liegen sehr zerstreuet, und sind merentheils aus ausgehauenen Gebüsche gemacht worden, und mit die Buchstaben *F G H* bezeichnet.

Die Zins Wiessen liegen ebenfals in Thällern, und sind mit den Buchstaben *I. K. HL. M* bezeichnet.

N enthält den Raum des Dorffes in sich.

Das Wasser ist allhier nicht in Überfluss, aber doch hinlänglich genug, so wohl Menschen als Vieh Zu erhalten den in dem Orth sind viele Brünne, von welchen sich kleine Gewässer, so wohl in, als auf allen Seiten des Orths sich ergiessen.

Die Hohe Herrschafft hat hier ihre eigene Waldung, welche gegen Untergang lieget, und mit Nummero 12 bezeichnet ist; Als Kraicz Eckk Wald mit alten Feichten bewachsen.

Die übrigen sind der Gemeine Zugetheilet, und sind diesse, so wohl zum Brennholtz, als vor das Vieh zur Huth, Weide Nutzung und sind mit denen Numeris bezeichnet, Als:

13 Bann Holz, Michl Riegel, und Hinter Laiden Wald mit Aichen und Feichten.

14 Dirn Aichen, und Laiden Wald, mit etwas Aichen, und Feichten, Buchen und Birken bewachsen;

Den hat noch die Gemeinde kleines Gebüsche, welches sie alleine vor das Vieh nutzen, und selbiges darinnen weiden, dieses ist mit diesem Zeichen 15 bezeichnet worden.

Die alhisige Einwohner sind auch in einen Streite, mit denen von der Tauchen verwickelt, wegen einen Gebüsche, welches gegen Mitternacht lieget, mit diesen Zeichen *a* bezeichnet worden ist. Gegen Aufgang gräntzet dieses Gebiethe an den Markt Bernstein, und das Dorff Gronau, gegen Mittag an das Dorff Bergwerck und Jaurmansdorf, gegen Niedergang, an das Dorff Oberschützen, und Willersdorff, gegen Mitternacht an das Dorff Aschau, und Tauchen.

Hauptsächlich ist zu erinnern

Das Marienstorff vermög Kaiserl: Königl: Resolution eines neu eingesetzten Urbarial Regulation in die erste Classe ist gesetzet worden, vermög welcher einer Gantzen Ansässigkeit Gebühren 18 Joch oder Tagwerk Feld zum Anbau. 6 Joch oder Tagwerck Wiessen, und ein Joch zur Hauss-Stelle, in allen 25 Joch oder Tagwerck, worzu zur Berechnung eines Jochs oder Tagwercks, so wohl Felder als Wiessen 1100 Quadrat Klafftern genommen worden; In einen Joch können zwey Presburger Metzen eingesäet, und von denen Wiessen, eine starcke Fuhre Heu gemacht worden;

Auser dem ist nichts Berechnet worden, als was zum Nutzen der Einwohner tauglich ist.

Wie der Plan (Fig. 10) zeigt, besteht das Dorf in seiner Hauptsache aus zwei sich parallel hinziehenden Häuserzeilen. Es ist daher ein Gassendorf. Zur Zeit der Anfertigung des Grundbuches (1770) bestand es

Fig. 10. Plan des Dorfes Mariasdorf.

nur aus 36 Häusern. Die Zahl derselben hat sich bisher verdoppelt. Von den 36 Häusern waren 17 Bauernhäuser: Nr. 3—11 und Nr. 20—27. Sie bildeten den Kern des Dorfes. Ihnen schliessen sich das Wirtshaus, Nr. 2, und der Meierhof, Nr. 1, an, welche herrschaftlichen Besitz bildeten. Unter Nr. 15 liegt die Schule, unter Nr. 18 die Kirche und unter Nr. 19 der Pfarrhof. Nr. 16 und 28 sind „Halterhäuser", das sind die Wohnungen der Gemeindehirten. Unter Nr. 32 liegt die Gemeindeschmiede.

An den beiden Ausgängen der Dorfgasse liegen dann noch einige Häuser unregelmässig beisammen. Sie bilden den neueren Ausbau des Dorfes und sind theils von Söldnern (Nr. 13, 17, 29, 30 und 40), das sind Kleinbauern, die keine Sessionalgründe, wohl aber Zinsgründe aus Rodland von zum Theile nicht unerheblichem Ausmass besitzen, theils von Holden (Nr. 12, 14, 31—36), das sind Häusler, die entweder nur ein Haus allein oder ein Haus mit einem Garten und wenigem Ackerland von nur einigen Jochen besitzen, bewohnt werden.

An die den Kern des Dorfes bildenden Häuser der 17 Bauern schliessen sich streifenförmige Obstgärten an, die zum Dorfried gerechnet werden. Ausserhalb des Ortsriedes liegen weit vom Dorfe in östlicher Richtung entfernt die in der „Anmerkung" erwähnte herrschaftliche Mühle und der herrschaftliche Ziegelofen. In Fig. 12 sind sie durch die Zahlen 41 und 42 kenntlich gemacht. Unweit davon liegt unter Nr. 39 das in der Einschicht gelegene Gehöfte des Bauern Mathias Janisch, dessen Gründe arrondirt um den Hof beisammen liegen.

Fig. 11. Plan von der ganzen Beschaffenheit des Dorfes Mariasdorf.

Der Plan in Fig. 11 giebt eine Uebersicht über den ganzen Hotter des Dorfes Mariasdorf und wird durch folgende Explication erläutert:

Explication

Von der Gantzen Berechnung des orths Wie viel diesse Numerierten Cantons Joch oder Tagwerk in Sich enthälten

Nr.	Cantons	joch	Summa deren jöchen
1	Das Dorff	$31^{11}/_{32}$	$31^{11}/_{32}$
	Haus Gründen:		
2	Das Mitter Feld hinter den Garden und Breut Theilungs acker	$139^{15}/_{32}$	
3	Das unter Feld Kraiczacker Kers Graben acker und Rin acker	$122^{12}/_{32}$	
4	Das ober Feld Loch Graben acker Had acker und Faiffer acker	$123^{18}/_{32}$	
	Summa		$385^{18}/_{32}$
5	Amt wiessen und Theucht wiessen	$47^{19}/_{32}$	
6	Taucher wiessen Mühl wiessen	$76^{30}/_{32}$	
	Summa		$124^{7}/_{32}$
	Züns Gründen:		
7	Creutzeck acker	$143^{18}/_{32}$	
8	in Gefang acker	$31^{8}/_{32}$	
9	Etl acker	$22^{21}/_{32}$	
	Summa		$197^{15}/_{32}$
10	Creutzeck wiessen und Fuchs wiessen	$14^{19}/_{32}$	
11	Etl wiessen und Taucher wiessen	$50^{8}/_{32}$	
	Summa		$64^{27}/_{32}$
12	Herrschafftwald Creutzeck genannt	$168^{1}/_{32}$	
13	Ban wald Genant	$177^{3}/_{32}$	
14	Streut wald zwischen Mariasdorff und Tauchen	$116^{4}/_{32}$	
15	in Leiden wald Genannt	$131^{19}/_{32}$	
16	Hudtweid wald Genant	$26^{29}/_{32}$	
17	Kleeanger wald Genant	$92^{15}/_{32}$	
	Summa		$712^{6}/_{32}$
	Summa von dem Gantzen Dorff		$1515^{15}/_{32}$

Specification

Von denen Felder und wiessen, welche in der Herrschafft Schlanning liegen:

Nr.	Cantons	joch	Summa deren jochen
18	Glockn Feld und Etl acker	$32^{15}/_{32}$	$32^{15}/_{32}$
19	Kott wiessen und Schmeltz wiessen	$99^{18}/_{32}$	$99^{18}/_{32}$
	Summa		$132^{1}/_{32}$
a	Streut Feld zwischen Mariasdorff und Bergwerck	$^{18}/_{32}$	

Die Explication zählt die verschiedenen Kategorien der Liegenschaften auf und giebt ihr Ausmass in Jochen zu 1100 Qklftr. an. Die Nummern, womit die einzelnen Gründe belegt sind, correspondiren mit den Zahlen auf der Karte (Fig. 11). Nach dem Dorfried folgen in der Explication vorerst die Hausgründe (Nr. 2—6), das sind Gründe, die unveräusserlich zum Hause gehörten, dann die Zinsgründe (Nr. 7—11), welche gegen vereinbarte Zinsungen den Bauern aus herrschaftlichen Gründen überlassen wurden und, wie auch die „Anmerkung" andeutet, durch spätere Rodungen aus Waldland entstanden sind. Ferner zählt die Explication die Wälder (Nr. 12 bis 17) und schliesslich die Felder und Wiesen auf, welche zur Herrschaft Schlaining gehören (18, 19 und *a*). Sowohl bei den Haus- als auch bei den Zinsgründen werden Aecker und Wiesen unterschieden.

Die zu den Hausgründen gehörenden Aecker liegen in drei Feldern, die nach ihrer Lage zum Dorfe, das eine das mittlere, das zweite das untere und das dritte das obere Feld genannt werden. Aus dem Beisammenliegen der Hausgründe in drei Feldern kann zweifellos geschlossen werden, dass in Mariasdorf einst Dreifelderwirtschaft getrieben wurde.

Aus der Explication ist auch zu entnehmen, dass jedes der drei Felder aus 2—3 Rieden (Gewannen) bestand. Das mittlere Feld (Nr. 2) umfasste deren zwei: Die „Hinter den Gärten-Aecker" und die „Breittheilungsäcker". Das untere Feld (Nr. 3) bestand aus drei Rieden: aus den Kreuzäckern, den Grabenäckern und den Rinnäckern. Das obere Feld (Nr. 4) hatte auch drei Rieden: Die Lochgrabenäcker, die Haidäcker und die Pfeiferäcker.

Das Waldland bildete, soweit es nicht herrschaftlicher Besitz war, ungetheiltes Gemeingut der Bauern (d. i. der Sessionalisten) des Dorfes. Es ist daher als die Almende des Dorfes aufzufassen. Dass sich im Almendland nicht auch eine ausgedehnte gemeinsame Hutweide befindet, erklärt sich dadurch, dass die Wälder, wie die „Anmerkung" sagt, „sowohl zum Brennholz als vor das Vieh zur Hut-Weide-Nutzung" sind. Uebrigens dürften im Mariasdorfer Hotter in früherer Zeit thatsächlich auch grössere Hutweiden bestanden haben, die später durch Aufforstung in Waldland verwandelt wurden. Darauf deuten die Waldnamen: Hutweidewald (Nr. 16) und Kleeangerwald (Nr. 17).

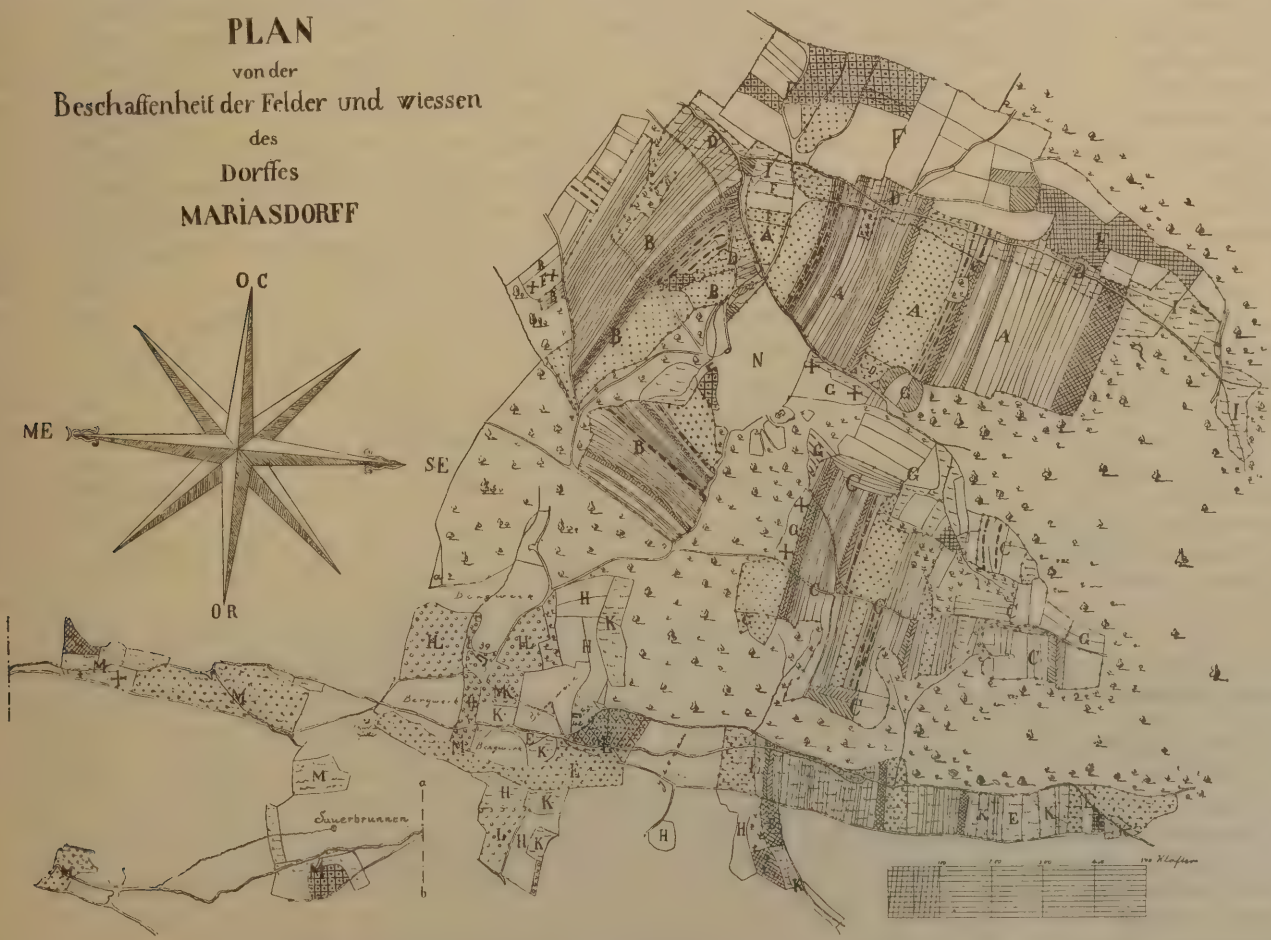


Fig. 12. Plan der Acker- und Wiesenparcellen von Mariasdorf.

Ausfürliche Beschreibung deren Haus-Stelle, Haus-Gründen, und wiessen, wie auch deren Züns-Gründen Sambt wiessen des Dorffes Mariasdorff.

Numero	Namen deren Bauren, Söllnern und übrigen Besitzern	Ansässigkeit	Haus-Stellen	unter denen Bugstaben Haus-Gründen Felder A	B	C	wiessen D	E	Summa deren Felder	wiessen	unter denen Bugstaben Züns-Gründen Felder F	G	H	wiessen I	K	Summa deren Felder	wiessen
			Joch oder Tagwerck								Joch oder Tagwerk						
1	Schweitzer Hoff, Herrschafftlich		$8^{28}/_{32}$	$30^{29}/_{32}$	$26^{23}/_{32}$	$24^{19}/_{32}$	$13^{14}/_{32}$	$29^{19}/_{32}$	$82^{7}/_{32}$	$43^{1}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—
2	Würtz-Haus, Herrschafftlich		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
3	Mathias Stubenvoll		$1^{12}/_{32}$	$4^{14}/_{32}$	$4^{25}/_{32}$	$3^{15}/_{32}$	$2^{7}/_{32}$	$2^{1}/_{32}$	$12^{22}/_{32}$	$4^{8}/_{32}$	$^{8}/_{32}$	$1^{30}/_{32}$	$2^{25}/_{32}$	—	—	$4^{31}/_{32}$	—
4	Johann Hoffman		$1^{18}/_{32}$	$5^{2}/_{32}$	$4^{6}/_{32}$	$6^{1}/_{32}$	$1^{16}/_{32}$	$1^{13}/_{32}$	$15^{9}/_{32}$	$2^{28}/_{32}$	$2^{7}/_{32}$	$4^{29}/_{32}$	—	$2^{5}/_{32}$	$2^{8}/_{32}$	$7^{4}/_{32}$	$4^{8}/_{3}$
5	Johann Schrantz		$1^{3}/_{32}$	$6^{13}/_{32}$	$6^{9}/_{32}$	$6^{14}/_{32}$	$1^{6}/_{32}$	$1^{30}/_{32}$	$19^{4}/_{32}$	$3^{4}/_{32}$	$6^{1}/_{32}$	—	—	—	—	$6^{1}/_{32}$	—
6	Johann Bock der alte		$1^{17}/_{32}$	$5^{19}/_{32}$	$5^{8}/_{32}$	$4^{30}/_{32}$	$2^{15}/_{32}$	$1^{23}/_{32}$	$15^{25}/_{32}$	$4^{6}/_{32}$	$4^{13}/_{32}$	—	—	—	$^{14}/_{32}$	$4^{13}/_{32}$	$^{14}/$
7	Johann Kern		$^{29}/_{32}$	$6^{16}/_{32}$	$4^{17}/_{32}$	$4^{14}/_{32}$	$2^{15}/_{32}$	—	$15^{15}/_{32}$	$2^{15}/_{32}$	$3^{2}/_{32}$	$^{7}/_{32}$	—	—	$2^{17}/_{32}$	$3^{9}/_{32}$	$2^{17}/$
8	Johann Hoffman d. alte		$1^{1}/_{32}$	$2^{21}/_{32}$	$6^{15}/_{32}$	$5^{16}/_{32}$	$1^{28}/_{32}$	$4^{1}/_{32}$	$14^{30}/_{32}$	$5^{24}/_{32}$	$1^{6}/_{32}$	$3^{10}/_{32}$	—	—	$4^{20}/_{32}$	$4^{16}/_{32}$	$4^{20}/$
9	Christoph Hoffman		$1^{24}/_{32}$	$7^{11}/_{32}$	$7^{4}/_{32}$	$5^{15}/_{32}$	$2^{6}/_{32}$	$2^{9}/_{32}$	$19^{30}/_{32}$	$4^{15}/_{32}$	3	5	—	$1^{11}/_{32}$	—	8	$1^{11}/$
10	Mathias Korner der alte		$^{29}/_{32}$	$6^{5}/_{32}$	$4^{28}/_{32}$	$5^{25}/_{32}$	$^{15}/_{32}$	$2^{31}/_{32}$	$16^{26}/_{32}$	$3^{14}/_{32}$	$2^{27}/_{32}$	—	—	—	$^{19}/_{32}$	$2^{27}/_{32}$	$^{19}/$
11	Mathias Offenböck		$^{29}/_{32}$	$6^{9}/_{32}$	$5^{13}/_{32}$	$5^{28}/_{32}$	$1^{18}/_{32}$	$3^{17}/_{32}$	$17^{18}/_{32}$	$4^{30}/_{32}$	—	$1^{20}/_{32}$	—	—	$^{3}/_{32}$	$1^{20}/_{32}$	$^{3}/$
12	Lisabeta Krennin, holte		$^{13}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
13	Johann Trotmer, Söllner		$^{25}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	$18^{13}/_{32}$	$^{7}/_{32}$	—	—	$1^{7}/_{32}$	$18^{19}/_{32}$	$1^{7}/$
14	Johann Hoffman, holte		$^{3}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
15	Schul-Haus		$^{4}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
16	Halter Haus		$^{2}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	$^{11}/_{32}$	—	—	—	—	$^{11}/_{32}$	—
17	Johann Bock, Söllner		$^{8}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	$2^{5}/_{32}$	$2^{1}/_{32}$	—	$1^{1}/_{32}$	$2^{30}/_{32}$	$4^{6}/_{32}$	$3^{31}/$
18	Kirche und Gottes acker		$^{14}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
19	Der Pharr Hoff		$^{20}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	$2^{20}/_{32}$	9	—	$1^{29}/_{32}$	—	$11^{30}/_{32}$	$1^{29}/$
20	Johann Brinsing		$^{25}/_{32}$	$5^{6}/_{32}$	5	$4^{25}/_{32}$	$2^{3}/_{32}$	$2^{26}/_{32}$	$14^{31}/_{32}$	$4^{29}/_{32}$	$5^{22}/_{32}$	$1^{28}/_{32}$	2	$3^{29}/_{32}$	—	$9^{18}/_{32}$	$3^{29}/$
21	Andreas Stubenvoll		$^{27}/_{32}$	$6^{30}/_{32}$	$7^{9}/_{32}$	$9^{1}/_{32}$	$2^{3}/_{32}$	$2^{6}/_{32}$	$23^{8}/_{32}$	$4^{9}/_{32}$	$15^{9}/_{32}$	$1^{13}/_{32}$	$1^{21}/_{32}$	—	4	$18^{10}/_{32}$	4
22	Johann Holtzgethan		$^{26}/_{32}$	$4^{29}/_{32}$	$6^{29}/_{32}$	$5^{22}/_{32}$	$1^{23}/_{32}$	$^{31}/_{32}$	$17^{16}/_{32}$	$2^{21}/_{32}$	$6^{1}/_{32}$	—	—	—	—	$6^{1}/_{32}$	—
23	Michael Hoffman		$^{28}/_{32}$	$10^{3}/_{32}$	$5^{29}/_{32}$	$5^{13}/_{32}$	$3^{2}/_{32}$	2	$21^{13}/_{32}$	$5^{2}/_{32}$	$2^{5}/_{32}$	$3^{20}/_{32}$	—	$^{20}/_{32}$	$1^{19}/_{32}$	$5^{25}/_{32}$	$2^{7}/_{32}$
24	Christoph Hottwan		$^{26}/_{32}$	$6^{28}/_{32}$	$6^{14}/_{32}$	$7^{9}/_{32}$	$2^{26}/_{32}$	$3^{16}/_{32}$	$20^{19}/_{32}$	$6^{10}/_{32}$	$6^{28}/_{32}$	$2^{5}/_{32}$	—	$1^{15}/_{32}$	$1^{4}/_{32}$	$8^{28}/_{32}$	$2^{19}/$
25	Mathias Korner d. junge	1	3	$2^{28}/_{32}$	$3^{6}/_{32}$	$^{25}/_{32}$	$1^{27}/_{32}$	$9^{2}/_{32}$	$2^{20}/_{32}$	$6^{3}/_{32}$	—	—	$^{19}/_{32}$	$2^{13}/_{32}$	$6^{3}/_{32}$	3
26	Georg Korner	$^{30}/_{32}$	$9^{9}/_{32}$	$7^{12}/_{32}$	$7^{18}/_{32}$	$2^{19}/_{32}$	3	$24^{7}/_{32}$	$5^{19}/_{32}$	—	—	—	$^{19}/_{32}$	$^{19}/_{32}$	—	$1^{6}/_{32}$
27	Johann Korner	$^{30}/_{32}$	$9^{9}/_{32}$	$7^{12}/_{32}$	$7^{18}/_{32}$	$2^{19}/_{32}$	3	$24^{7}/_{32}$	$5^{19}/_{32}$	—	$1^{30}/_{32}$	—	$^{19}/_{32}$	$1^{16}/_{32}$	$1^{30}/_{32}$	$2^{3}/_{32}$
28	Halter-Haus	$^{9}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	—	$^{22}/_{32}$	—	—	$^{7}/_{32}$	$^{22}/_{32}$	$^{7}/_{32}$
29	Georg Schrantz, Söllner	$^{2}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	$14^{18}/_{32}$	—	—	$3^{10}/_{32}$	$^{8}/_{32}$	$14^{18}/_{32}$	$3^{18}/$
30	Johann Stubenvoll, Söllner	$^{5}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	$18^{16}/_{32}$	—	—	—	$4^{7}/_{32}$	$18^{16}/_{32}$	$4^{7}/_{32}$
31	Mathias Nicko, holte	$^{1}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	—	—	$2^{14}/_{32}$	—	$2^{30}/_{32}$	$2^{14}/_{32}$	$2^{30}/$
32	Gemein Schmitt, holte	$^{1}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
33	Maria Brisingin, holte	$^{4}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	$1^{17}/_{32}$	$^{4}/_{32}$	—	—	—	$1^{31}/_{32}$	—
34	Johann Bartman, holte	$^{2}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	$18^{8}/_{32}$	$^{12}/_{32}$	—	—	$5^{7}/_{32}$	$18^{15}/_{32}$	$5^{7}/_{32}$
35	Georg Weigner, holte	$^{3}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
36	Johann Offenböck, holte	$^{1}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	—	$1^{20}/_{32}$	—	—	—	$1^{20}/_{32}$	—
37	Gemeinschafftlich	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	$3^{30}/_{32}$	$1^{15}/_{32}$	—	$5^{13}/$
39	Mathias Janisch	$^{2}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	$9^{6}/_{32}$	—	$9^{6}/_{32}$
40	Johann Wagner, Söllner	$^{2}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	—	—	$15^{20}/_{32}$	$3^{20}/_{32}$	—	$15^{20}/_{32}$	$3^{20}/$
41	Herrschafftliche Mühle	$^{15}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	—	$1^{16}/_{32}$	4	$1^{16}/$
42	Ziegel-Offen	$^{1}/_{32}$	—	—	—	—	—	—	—	—	—	$2^{24}/_{32}$	—	—	$2^{24}/_{32}$	—
			$30^{27}/_{32}$	$136^{29}/_{32}$	$124^{25}/_{32}$	$123^{1}/_{32}$	$46^{25}/_{32}$	$68^{25}/_{32}$	$384^{27}/_{32}$	$115^{18}/_{32}$	$141^{5}/_{32}$	$42^{1}/_{32}$	$31^{8}/_{32}$	$25^{3}/_{32}$	$50^{24}/_{32}$	$214^{24}/_{32}$	$75^{27}/$
38	Mathias Jany von Oberschützen		—	—	—	—	—	—	—	—	$3^{17}/_{32}$	—	—	—	—	$3^{17}/_{32}$	—
	Namen von Bernstein																
47	Mathias Paar		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	$4^{2}/_{32}$	—	$4^{2}/_{32}$
50	Johann Schu		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	$^{30}/_{32}$	1	$^{30}/_{32}$
51	Simon Wentzel		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	$^{30}/_{32}$	1	$^{30}/_{32}$
52	Michael Gruick der alte		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	$1^{22}/_{32}$	—	$1^{22}/_{32}$
53	Der Pharr von Bernstein		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	$2^{27}/_{32}$	—	$2^{27}/_{32}$
43	Martin Leyrer von Rettenbach		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	$^{23}/_{32}$	—	$^{23}/_{32}$
44	Chistoph Baar von Stuben		—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	$^{16}/_{32}$	—	$^{16}/_{32}$
																$5^{17}/_{32}$	$11^{23}/_{32}$

Während der Plan Fig. 11 nur eine Uebersicht über die ganze Gemarkung des Dorfes bietet und nur die darin liegenden Bodengattungen von einander abgrenzt, giebt der Plan Fig. 12 in grösserem Massstab ein genaues Bild aller Parcellen im Acker- und Wiesenland. Unter *A*, *B* und *C* liegen die Ackerfelder der Sessionalisten mit den zumeist langen und schmalen Parcellen und unter *D* und *E* die Sessionalwiesen. Unter *F*, *G* und *H* liegen die Zinsfelder und unter *J* und *K* die Zinswiesen, deren Parcellen fast überall theils regelmässige, theils unregelmässige Blockform zeigen. Mit *HL* sind Aecker und mit *M* Wiesen bezeichnet, die zur Herrschaft Schlaining gehören. Jede Parcelle weist im Originalplan eine Zahl auf, welche zugleich die Hausnummer des Besitzers der betreffenden Parcelle ist. Die Zahlen mussten in der Pause wegbleiben, da bei der Kleinheit der meisten Parcellen und der Nothwendigkeit der Verkleinerung der Pause die Zahlen unkenntlich geworden wären.

Zum Plane (Fig. 12) gehören eine „Ausfürliche Beschreibung“ (siehe S. 114) und die ihr nachfolgende „Specification“.

Specification

Von denen Züns wiessen, welche die Hohe Herrschafft, wie auch die Einwohner von Marasdorff und Bernstein in der Herrschafft von Schlaning Liegen Haben und zahlen so wohl Züns als Zeent An die Hohe Herrschafft von Bernstein.

Numeraux	Namen deren Bauren Zöllner und übrigen Besützern	unter denen Bustaben Zins-Gründen Felder HL	Wiessen M	Summa deren Felder	Wiessen
		Tagwerck			
1	Herrschafft von Bernstein	—	$47^{18}/_{32}$	—	$47^{18}/_{32}$
5	Hans Schrantz	—	$1^{22}/_{32}$	—	$1^{22}/_{32}$
8	Hans Hoffman	—	$5^{6}/_{32}$	—	$5^{6}/_{32}$
10	Mathias Kohrner der Alte	—	$1^{9}/_{32}$	—	$1^{9}/_{32}$
26	Georg Kohrner	—	$1^{9}/_{32}$	—	$1^{9}/_{32}$
27	Hans Kohrner	—	$1^{9}/_{32}$	—	$1^{9}/_{32}$
29	Hans Trottmer, Söllner	—	$2^{31}/_{32}$	—	$2^{31}/_{32}$
30	Hans Stubenvoll, Söllner	—	$2^{18}/_{32}$	—	$2^{18}/_{32}$
39	Mathias Janisch	$22^{27}/_{32}$	—	$22^{27}/_{32}$	—
19	Phar-Grund von Mariasdorff	—	$2^{19}/_{32}$	—	$2^{19}/_{32}$
	Summa	—	—	$22^{27}/_{32}$	$66^{13}/_{32}$
Bleistift-Notizen von der Hand Duplaters	die auswärtigen herüber			$5^{17}/_{„}$	$11^{22}/_{„}$
	Zünsgründe in Summa			$214^{14}/_{„}$	$66^{21}/_{„}$
	censuale Totale et Dule			$242^{26}/_{„}$	$144^{24}/_{„}$
	Horti Sessional			$30^{25}/_{„}$	
	agr			$384^{23}/_{„}$	$115^{18}/_{„}$
	Sessional Total			$658^{10}/_{„}$	$260^{10}/_{„}$
	Sylvæ			$712^{6}/_{„}$	
	pratae			$260^{10}/_{„}$	
	Summa			$1630^{26}/_{32}$	

Da die Nummern der „Ausfürlichen Beschreibung“ und der „Specification“ mit den Parcellennummern des Originalplanes correspondiren, so liess sich dort der Besitzstand jedes der Besitzer unschwer und genau feststellen, in dem vorliegenden Plan (Fig. 12) konnte jedoch der Besitz nur einzelner Bauern und anderer Besitzer durch eingezeichnete Signaturen hervorgehoben werden; es wird dies aber genügen, die Art und Weise der Vertheilung der Liegenschaften eines Besitzers in den Rieden zu veranschaulichen.

Es sind in Fig. 12 folgende Besitzungen hervorgehoben, und zwar:

1. der zum Meierhofe Nr. 1 gehörende herrschaftliche Besitz durch Punkte;

2. der zum Hause Nr. 3 gehörende Bauernbesitz durch dicke kurze Striche (— — —);

3. der zum Hause Nr. 22 gehörende Bauernbesitz durch Punkte und Striche (—.—.—.);

4. der zum Hause Nr. 26 gehörende Bauernbesitz durch Schraffirung von Nordost nach Südwest;

5. der zum Hause Nr. 27 gehörende Bauernbesitz durch Schraffirung von Südost nach Nordwest;

6. der zum Hause Nr. 13 gehörende Söllnerbesitz durch wagrecht und senkrecht gekreuzte Linien;

7. der zum Hause Nr. 30 gehörende Söllnerbesitz durch wagrecht und senkrecht gekreuzte Linien mit Punkten in den Quadraten;

8. der zum Hause Nr. 39 gehörende arrondirte Bauernbesitz durch kleine Kreise;

9. der zum Hause Nr. 41 gehörende herrschaftliche Mühlenbesitz durch schräg sich kreuzende Linien mit Punkten in den Quadraten;

10. der zum Pfarrhofe gehörende Besitz durch Kreuze (✠).

Es fällt vor allem auf, dass die Söllner, die Besitzer der Häuser Nr. 13 und 30, ihr Besitzthum, einige kleine zerstreut liegende Parcellen abgerechnet, in grossen Blöcken geschlossen beisammen liegen haben. Keiner der beiden hat einen Antheil in den Hausgründen. Ihr Besitz besteht nur aus Zinsgründen.

Ein geschlossenes Besitzthum bildet auch das Anwesen des Bauern Mathias Janisch, dessen Gründe mit Ausnahme zweier Parcellen um das Haus Nr. 39 arrondirt beisammen liegen. Auch der herrschaftliche Mühlenbesitz ist arrondirt.

Auffallend ist weiter, dass die wenigen Gründe, die zum Pfarrhofe gehören, ausnahmslos im Rodlande liegen.

In die Hausgründe theilen sich nur die 17 Bauern und die Herrschaft. Es ist jedoch kein Bauer im Dorfe, der nicht auch zugleich einige Joch Zinsgründe besässe. In den Zinsgründen sind übrigens auch Bauern aus benachbarten Gemeinden, so aus Bernstein, Oberschützen, Rettenbach und Stuben betheiligt.

Aus der Lage der Parcellen in den Hausgründen, welche die ältesten Gründe des Dorfes sind und unzweifelhaft aus der Zeit der Anlage des Dorfes stammen, werden sich Schlüsse ziehen lassen auf die Art der Vertheilung der Gründe, auf die Grösse einer bäuerlichen Hufe und auch auf die Anzahl der Hufen, zu welcher das Dorf ursprünglich angelegt wurde.

Da, wie die Einzeichnungen (Signaturen) ergeben, die Parcellen der vier Bauern der Häuser Nr. 3, 22, 26 und 27 in keinem der Gewanne in gleicher Reihenfolge wiederkehren, muss angenommen werden, dass die Vertheilung durch das Los erfolgte.

Die Benennung „Breittheilungsäcker“, welche dem einen der beiden Riede im „mittleren Felde“ gegeben wurde, erweist, dass das Zumessen der Parcellen nicht nach Flächen, sondern nach Breiten geschah.

Das Ausmass einer Session (Hufe) ist in der „Anmerkung“ des Grundbuches zu $18 + 6 + 1 =$ 25 Joch à 1100 Qklftr. ausgewiesen. Dies stimmt jedoch, wenn die Hausgründe allein genommen werden, in keinem einzigen Fall, wenn die Zinsgründe dazugerechnet werden, noch weniger mit den thatsächlichen Besitzverhältnissen überein. Für die ursprünglichen Verhältnisse sind übrigens die Hausgründe allein massgebend, da die Zinsgründe neuerer Zeit ihr Entstehen verdanken.

Soll nun der alte Besitzstand und mit ihm die Grösse der ursprünglichen Hufe nachgewiesen werden, so lässt sich dies an der Hand der Karte erreichen. Einen Anhalt bieten vorerst die herrschaftlichen Gründe. Beim ersten Blick auf die Karte lässt sich erkennen, dass die der Herrschaft gehörenden Parcellen, soferne sie in den Hausgründen liegen, stets eine bedeutend grössere Fläche einnehmen als die Parcellen der Bauern; trotzdem wird sich aber feststellen lassen, dass sie in einem bestimmten Verhältnis zu einander stehen.

Dieses Verhältnis zu bestimmen, helfen uns die Besitzungen der Bauern Georg und Johann Korner (richtig: Karner), die in der „Ausfürlichen Beschreibung“ unter den Nrn. 26 und 27 angeführt und in der Fig. 12 durch linksschiefe und rechtsschiefe Schraffirung hervorgehoben sind.

Wie aus der „Ausfürlichen Beschreibung“ ersichtlich, sind die Besitztheile beider Bauern in den Hausgründen, und zwar in den Feldern unter *A*, *B* und *C* und in den Wiesen unter *D* und *E* vollkommen gleich. Es ist dies ein Beweis dafür, dass beide Besitzungen durch Theilung aus einem Bauerngute entstanden sind. Treffend bestätigt dies jene nördlichste Parcelle im Felde *A*, welche kreuzweise rechts- und linksschief schraffirt ist. Sie bildet nämlich zur Zeit der Anfertigung der Karte noch ungetheilten Gemeinbesitz der beiden Bauern Georg und Johann Karner und bietet uns als solche das Bild der grössten bäuerlichen Parcellen in den drei Feldern der Hausgründe.

Nach meiner Berechnung beträgt diese grosse bäuerliche Parcelle 14.196 Qklftr. (8·86 Kat.-Joch), die

grosse herrschaftliche Parcelle in der Mitte des Feldes *A* weist dagegen 29.450 Qklftr., also fast genau das Doppelte, auf. Sie ist also als das Doppelte jener bäuerlichen Parcelle anzusehen.

Nimmt man nun diese bäuerliche Parcelle als einen Hufenantheil, die herrschaftliche als zwei Hufenantheile an, dann ergeben sich, da das ganze nördliche Gewanne des Feldes *A* rund 77 Kat.-Joch, der einzelne Hufenantheil in diesem Gewanne aber 8·86 Kat.-Joch beträgt, im Ganzen acht solche Hufenantheile. Fasst man die ein- und ausspringenden Theile des östlichen Randes des nördlichen Gewannes vom Felde *A* genau in's Auge, so wird man aus diesen Abstufungen unschwer die Grenzen der alten acht gleichbreiten Parcellen, von welchen jede einem Hufenantheil gleichkommt, reconstruiren können.

Es ist sonach anzunehmen, dass das Dorf seinerzeit zu acht Hufen angelegt wurde. Davon befinden sich heute noch sechs im Besitze von Bauern. Ob die zwei übrigen Hufen stets herrschaftlichen Besitz bildeten, kann nicht entschieden werden. Da jedoch die meisten der umliegenden Dörfer, ausser etwa Waldland, keine herrschaftlichen Liegenschaften aufweisen, so dürfte anzunehmen sein, dass auch die in der Karte als herrschaftlich angegebenen Parcellen in früherer Zeit auch nicht herrschaftlich waren. Es wäre nicht undenkbar, dass in dieser Doppelhufe das alte Pfarrgut zu erblicken ist, das im Laufe der Jahre, am ehesten zur Zeit der Religionsstreitigkeiten, von einem Gutsherrn an sich gerissen worden sein dürfte. Es hat diese Annahme um so eher Berechtigung, als die Pfarrgründe, welche ich unter *F*, *G* und *M* mit Kreuzen (✠) bezeichnete, ausschliesslich Zins-, d. i. Rodgründe sind, die in späterer Zeit dem Pfarrer als Ersatz für die verlorenen Sessionalgründe im Rodlande angewiesen worden sein dürften.

Aus dem bereits Festgestellten wird sich auch die Grösse der einzelnen alten Hufen bestimmen lassen. Die herrschaftliche Doppelhufe wird uns dabei nicht als Massstab dienen können. Die grosse herrschaftliche Parcelle in der Mitte des Feldes *A* wird wohl noch, da sie zwischen bäuerlichem Besitz eingeengt liegt, ihren alten Bestand aufweisen; anders aber steht es schon mit der herrschaftlichen Parcelle im südlichen Gewanne desselben Feldes *A* und mit den herrschaftlichen Parcellen in den beiden Gewannen des Feldes *B*. Wir erkennen da überall, wie diese Parcellen aus ihren ursprünglichen Grenzen hinaus und in das Wald- oder Hutweideland hineingewachsen sind. Die Grundherrschaft durfte sich die Vergrösserung ihres Besitzes stets erlauben, der bäuerliche Besitz aber ist unverrückbar in seine Grenzen gewiesen.

Besehen wir uns nun nochmals den Besitz, der zu den Häusern Nr. 26 und 27 gehört, auf der Karte genau, so bemerken wir, dass z. B. im nördlichen Gewanne des Feldes *A* der Besitz dieser beiden Häuser sich nicht nur auf die grosse gemeinschaftliche ungetheilte Parcelle allein erstreckt, sondern dass dazu noch vier weitere kleinere Parcellen gehören. Ebenso fällt uns ein mehrfacher Besitz auch in allen anderen Gewannen auf. In dem östlichen, kleineren Gewanne des Feldes *B* treten uns je zwei nebeneinander liegende Streifen der beiden Besitzer entgegen. Die beiden breiteren, östlicher gelegenen Streifen entsprechen hier dem ehemaligen Hufenantheil, daher der grossen ungetheilten Parcelle im Felde *A*. Die beiden anderen, schmäleren Streifen gehen also über das Mass des Hufenantheiles hinaus. Genau so sehen wir auch die 2×2 Streifen im westlichen Gewanne des Feldes *B*. Die beiden südöstlichen Streifen kommen wieder dem alten Hufenantheil gleich. Die beiden daneben liegenden Streifen bilden das Mehr. Vergleicht man nun die alten Hufenantheile mit den Ueberschüssen, so findet man, dass in jedem Gewanne die den Ueberschuss bildenden Parcellen stets halb so gross sind als die Hufenantheile. Es ist also im Besitze der Häuser Nr. 26 und 27 in jedem Gewanne ein Hufenantheil und die Hälfte eines solchen vertreten. Der ganze Besitz der beiden Häuser Nr. 26 und 27 kommt somit einer ganzen und einer halben Hufe gleich. Die halbe Hufe dürfte durch Kauf oder Vererbung an die beiden Güter gekommen sein.

In der „Ausfürlichen Beschreibung“ ist nun der Umfang beider Bauerngüter folgendermassen ausgewiesen:

Hausstellen	$1^{28}/_{32}$	Joch à	1100	Qklftr.
Hausgründe	$48^{14}/_{32}$	„ „	1100	„
Hauswiesen	$11^{6}/_{32}$	„ „	1100	„
zusammen	$61^{1}/_{2}$	Joch à	1100	Qklftr.

Da dieser Besitz dem Ausmasse von $1^{1}/_{2}$ Hufe entspricht, so entfallen auf die alte Hufe 41 Joch à 1100 Qklftr. = 28·12 Kat.-Joch = 16·18 ha an Hausgründen. Dieses Ausmass entspräche einem Drittel der Königshufe.

Anders steht es, wenn man den Hufenantheil einer jeden der acht ursprünglichen Hufen des Dorfes Mariasdorf an der ganzen Dorfmark in Berechnung zieht.

In der „Explication“ ist das Ausmass des Hotters bei Abrechnung jener Gründe, die zur Herrschaft Schlaining gehören, zu $1515^{15}/_{32}$ Joch à 1100 Qklftr. angegeben. Umgerechnet in Kat.-Joch ergiebt dies eine Ausdehnung von 1041·88 Kat.-Joch. Der Antheil jeder einzelnen der ursprünglichen acht Hufen am ganzen Hotter beliefe sich sonach auf 130·27 Kat.-Joch = 74·15 ha. Bei Abrechnung des Herrschaftswaldes im Umfange von $168^{1}/_{32}$ Joch à 1100 Qklftr., von dem angenommen werden kann, dass er ursprünglich nicht zur Dorfmark gehörte, beträgt der Hufenantheil 65·05 ha. Wird schliesslich auch der Wald abgerechnet, der $116^{4}/_{32}$ Joch à 1100 Qklftr. umfasst und einen Streitfall zwischen Mariasdorf und Tauchen bildete, so sinkt zwar der Antheil der Hufe am ganzen Hotter auf 59·82 ha herab, es ist dies aber immerhin noch ein Ausmass, das an Grösse selbst die grösste der bekannten Hufenmasse, die Königshufe im Ausmasse von 47·736 ha, um ein Beträchtliches überschreitet.

Willersdorf.

Das Dorf Willersdorf liegt, wie das vorstehend beschriebene Dorf Mariasdorf, im Oberwarther Bezirk des Eisenburger Comitates 9 km nördlich von Oberwarth und 3 km westlich von Mariasdorf, an dessen Hotter die Gemarkung von Willersdorf grenzt. Der Hotter von Willersdorf wird in seiner Mitte von Norden nach Süden vom Aubache, der unterhalb Willersdorf Willer genannt wird, durchflossen. An der westlichen Grenze des Hotters fliesst der Marbach hin. Zwischen diesem und der Willer zieht sich eine Hügelkette hin, welche von Süden gegen Norden mehr und mehr ansteigt, so dass sich dieselbe in ihrem nördlichen Theile, der mit Wald bedeckt ist, bis zu 150 m über das Thal der Willer erhebt, während der südliche Theil dieser Hügelreihe kaum eine Höhe von 50—60 m über dem Thale erreicht.

Durch den östlichen Theil der Gemarkung fliesst der kleine Schützenbach in der Richtung von Nordost nach Südwest und ergiesst sich unmittelbar an der südlichen Grenze des Hotters in die Willer. Zwischen dem Schützenbach und der Willer läuft ebenfalls eine Hügelkette hin, die sich jedoch nach Süden hin bis zum Zusammenflusse der beiden Bäche vollkommen verflacht. Jenseits des Schützenbaches steigt das Terrain gegen Osten wieder an.

Im Mittelpunkte des Hotters liegt das Dorf. Es breitet sich zu beiden Seiten des Aubaches in zwei unregelmässigen Häuserreihen aus, welche in der Mitte einen grossen Wiesenplan, den Dorfanger, einschliessen.

Heute zählt das Dorf 76 Häuser mit 548 Einwohnern. Die Gemarkung des Dorfes umfasst gegenwärtig

an Gärten . .	27	Kat.-Joch	1250	Qklftr.
„ Ackerland .	545	„	852	„
„ Wiesen . .	111	„	1417	„
„ Hutweide .	84	„	338	„
„ Wald . . .	411	„	1560	„
„ unprod. Land	38	„	1051	„
zusammen	1220	Kat.-Joch	68	Qklftr.

in 3013 Parcellen.

Die Karte Fig. 13 zeigt einen älteren Bestand der Gemarkung des Dorfes. Sie wurde von mir nach einem „Grundbuche“ gezeichnet, das derselbe Ingenieur Antoine Duplater im Jahre 1770 anfertigte, der auch das schon besprochene Grundbuch der Gemeinde Mariasdorf angelegt hat. Dieses Grundbuch, das in der Gemeindelade des Dorfes Willersdorf verwahrt wird, führt den Titel: „Grund-Buch des Dorffes Willersdorff zu der Herrschafft Bernstein gehörig in dem Eisenburger Comitat aufgenohmen von Antoine Duplater ingenieur im jahr MDCCLXX“.

Es ist in gleicher Weise angelegt wie jenes von Mariasdorf. Ein kleines Kärtchen (19 : 18 cm; Massstab: 5“ = 300°) giebt unter dem Titel „Plan von der Beschaffenheit des Dorffes Willersdorff“ einen Plan des Ortsriedes. Ein zweites Blatt (Massstab: 4“ = 400°) giebt eine Uebersicht über den ganzen Hotter und ein drittes Blatt giebt bei gleichem Massstabe nur den Plan der Felder und Wiesen des Hotters, so dass auf diesem Blatte die Wälder im Westen und Nordwesten des Hotters nicht aufgenommen sind.

Das dritte dieser Blätter diente der Fig. 13 zur Grundlage. Ich ergänzte jedoch diesen Plan nach dem zweiten Blatt dergestalt, dass die Fig. 13 auch die Wälder, somit die ganze Gemarkung wiedergiebt. Im dritten Blatte waren übrigens in dem Dorfried, so wie beim Mariasdorfer Plan (Fig. 12), die Häuser nicht eingezeichnet. An der Hand des kleinen Kärtchens trug ich sie jedoch in Fig. 13 ein, so dass diese Figur als eine Combination der drei Kartenblätter des Grundbuches von 1770 anzusehen ist.

Das Grundbuch wird durch folgende „Anmerkung“ erläutert:

Anmerkung.

Das Dorff Willersdorff lieget in Eysenburger Comitat ohnweit den unterösterreichen, und Steurischen Gräntzen auff kleinen Gebürgen, und un-

ebenen Örther, und ist zur Administration der Herrschafft Bernstein gehörig.

Der Orth lieget in einem Thall, und bestehet aus 42 Häussern, welche theils mit Ansässigkeiten, und Söllner bewohnt sind, die Einwohner reden die Deutsche Sprache, und sind der Evangelischen Religion zugethan.

Die Felder haben rings das Dorf umgeben, und sind ausser die, welche zur Ansässigkeit gehören, noch Zins Gründe, selbige sind in folgenden Feld, und Wiesen Plan mit grossem Alphabeth zur besseren Bequemlichkeit der Beschreibung angezeichnet worden; Als:

A· Das unter Felde
B· Schützen bach Feld
C· Das ober Feld.

Fig. 13. Plan von Willersdorf.

Die Wiessen, welche zur Ansässigkeit gehören, liegen alle in Thällern, und an denen Füssen derer Höglen, und sind mit die Wasser-Ströme durchzogen, und mit die Buchstaben *D· E·* bezeichnet.

Die Zins Felder sind weniger, als die zur Ansässigkeit gehören, und sind alle aus ausgehauenen

Gebüsche gemacht worden, und mit die Buchstaben *F*·, und *G*· bezeichnet.

Die Zins Wiessen sind ebenfalls in denen Thälern, und sind mit die Buchstaben ·*H*· und ·*I*· bezeichnet.

K· Enthält den Raum des Dorffs in sich.

Das Wasser ist alhier im Überflus, und hinlänglich genug sowohl Menschen, als Viech zu erhalten, den der Einfluss, welcher au Bach genennet wird, durchschneidet mitten das Dorff, und flüesset weiter in das Gebiette von Oberschützen, über dem sind auch noch viele Brünne, welche ihnen an ihrer Nothdurfft dienen; in diesem Gebiete hat die Hohe Herrschaft ein kleines Waldtheil mit diesem Zeichen, und ·İİ· Nummero bezeichnet ist, und mit Aichen, und Feichten bewachsen ist.

Die übrige sind der Gemeinde zugehörig, und werden dahero auch gemain Wälder genennet, Selbige dienen ihnen sowohl zum Brennholtz als vor das Viech zur Huttweide, und sind mit Numeri ·12· bezeichnet; Als:

13. Lautner und mitler Rigl wald
14. Wein Kreit Leiten wald [1])
15. Hat [2]) walld lauter gebüschen.

Die Einwohner hiesigen Orths sind schon lange in einem Streit mit denen von Oberschützen wegen ein Stück Feldt, welches nahe an dem Orth lieget, verwickelt gewesen, und mit diesem ·ʒ· Zeichen bezeichnet ist; Es ist zwar von der Hohen Herrschafft denen hiesigen Einwohnern, weil sie eine gerechtmässigere Anforderung darauff haben, gegeben worden, allein die von Oberschützen haben sich diesem widersetzt, und von neüen Streit angefangen, welcher noch nicht ausgemacht ist.

Gegen Aufgang gräntzet dieses Gebiet, an das Dorffe Mariasdorff, gegen Mittag an das Dorff Oberschützen, gegen Niedergang an das Dorff Wiesfleck, gegen Mitternacht an die Dörffer Aschau, und Tauchen.

Haubtsächlich ist zu erinnern:

Das Willersdorff vermög Kaiserl: Königl: Hoff Resolution eines Neu eingesetzen Urbarial Regulation in die erste Classe ist gesetzet worden, vermög welcher einer Gantzer Ansässigkeit 18 Joch oder Tagwerck feld zum Anbau, 6 Joch oder Tagwerk wiessen und 1 Joch zur Haus-Stelle, in allem 25 Joch oder Tagwerck worzu zum Berechnung eines Joch oder Tagewerck sowohl Felder als wiessen 1100 Quadrath Klaffter Genommen worden, in einem Joch können zwey Presburger Metzen eingesaet und von denen wiesen eine Starke Fuhr Heu Gemacht werden.

Ausser dem ist nichts Berechnung worden als was zum Nutzen der Einwohner tauglich ist.

Das zweite Blatt des Grundbuches, das eine Uebersicht über den ganzen Hotter giebt, wird durch die „Explication“ auf Seite 121 erklärt.

Die in Fig. 13 eingetragenen und die einzelnen Riede bezeichnenden grossen Zahlen von 1—15 correspondiren mit den fortlaufenden Nummern in der ersten Colonne der vorstehenden Explication.

Schon hier mag darauf aufmerksam gemacht werden, dass das Ausmass des Hotters vom Jahre 1770 nicht mit dem oben ausgewiesenen Ausmasse von heute (1220 Kat.-Joch, 68 Qklftr.) übereinstimmt. Der Hotter umfasste damals nur $1432^{80}/_{\text{??}}$ Joch à 1100 Qklftr. = 981·4 Kat.-Joch und ist seither vergrössert worden durch Waldland, welches die Gemeinde Willersdorf von der gräfl. Batthyány'schen Herrschaft Güssing am 1. Jänner 1846 gegen Erlag von 8000 fl. C.-M. als Pfand übernahm und das nach einer ausgesetzten Frist von 32 Jahren, also im Jahre 1878, in den Besitz der Gemeinde überging, da die Pfandsumme nach dieser Zeit nicht zurückerstattet wurde. (Pfandbrief vom 1. Jänner 1846 in der Gemeindelade des Dorfes Willersdorf.)

Auf gleiche Weise ging der in der Explication genannte herrschaftliche Braunboden-Wald im Jahre 1877 in den Besitz der Gemeinde Willersdorf über. (Pfandvertrag vom 1. Jänner 1845 in der Gemeindelade des Dorfes Willersdorf.)

Zur Erklärung des dritten Kartenblattes dienen zwei „Ausfürliche Beschreibungen“, wovon die eine die in Willersdorf ansässigen Besitzer, die andere das Kirchengut und die auswärtigen Besitzer und deren Liegenschaften ausweist. Die beiden „Beschreibungen“ lasse ich Seite 122 und 123 folgen.

Wie bei Mariasdorf, so unterscheiden sowohl die „Explication“, als auch die beiden „Beschreibungen“ auch bei Willersdorf Hausgründe von Zinsgründen und registriren sie gesondert.

Unter *A*, *B* und *C* sind in den „Beschreibungen“ die Hausäcker, unter *D* und *E* die Hauswiesen, unter *F* und *G* die Zinsfelder und unter *H* und *J* die Zinswiesen angeführt. Die in der Karte (Fig. 13) eingezeichneten Buchstaben stimmen mit den entsprechenden Buchstaben in den „Beschreibungen“ überein.

[1]) Soll heissen: Weingartleiten-Wald.
[2]) Soll heissen: Heidwald (Håat = Heide).

Explication

von der Gantzen Berechnung des Orths wie veil Diess Numerirte Cantons Joch oder Tagwerck in sich enthälten.

Nr.	Cantons	Joch	Somma derren Jochs
1	Haus-Stellen	$29^{9}/_{32}$	
	Summa von Haus Stellen		$29^{9}/_{32}$
	Felder welche zur Ansässigkeit gehören:		
2	Das unter Feld	$190^{18}/_{32}$	
3	Schützenbach Felder	$159^{26}/_{32}$	
4	Das Ober Felder	$185^{10}/_{32}$	
	Summa von den Feldern die zur Ansässigkeit gehören		$535^{25}/_{32}$
	Wiesen die zur Ansässigkeit gehören:		
5	Koll Statt wiessen	$43^{2}/_{32}$	
6	Raun wiessen [1])	$38^{21}/_{32}$	
	Summa derer Wiessen, die zur Ansässigkeit gehören		$81^{23}/_{32}$
	Züns Felder:		
7	Hostzen Äcker, Grosphil acker, Striting acker und Szelgrier acker	$95^{11}/_{32}$	
8	Wein phil acker Kraig acker und Seck Gefanger	$62^{15}/_{32}$	
	Summa der Züns Felder		$157^{26}/_{32}$
	Züns Wiessen		
9	Hotzenberg wiessen	$20^{2}/_{32}$	
	Marckbach wiessen	$21^{23}/_{32}$	
	Summa deren Züns wiessen		$41^{26}/_{32}$
11	Herrschaffts wald Prambotten [2]) genant	$105^{30}/_{32}$	
12	Eckweeg wald und Schlavz Leiten [3])	$295^{1}/_{32}$	
13	Lautner und Mitter Rigl wald	$82^{16}/_{32}$	
14	Wein Kreit Leiten wald [4])	$30^{16}/_{32}$	
15	Hat wald [5])	$23^{5}/_{32}$	
	Summa deren Wällder und Gebüsche		$537^{4}/_{32}$
	Summa von dem Gantzen Dorffes		$1383^{17}/_{32}$
3	Sech Gefang Felder, Streit mit den von Oberschützen		$14^{32}/_{32}$
9 3	Sech Gefang wiessen, Streit mit denen von Oberschützen		$2^{26}/_{32}$
1a	Kirchen Grund		$14^{13}/_{32}$
	Summa des ganzen Hotters		$1432^{30}/_{32}$

Die Sessionaläcker liegen auch hier in drei Feldern. Die Dreifelderwirtschaft, an die sich nur mehr die ältesten Leute des Dorfes erinnern, ist aber bereits aufgelassen worden.

Die Grösse der Parcellen liess es hier zu, dass jede einzelne derselben mit einer Nummer belegt werden konnte. Die Nummern der Parcellen sind gleichzeitig die Hausnummern der jeweiligen Besitzer.

Aus den Nummern kann ersehen werden, dass in keinem der drei Felder die Parcellen der einzelnen Besitzer in gleicher Reihenfolge liegen. Die einzelnen Hufenantheile sind also auch hier durch das Los zugewiesen worden. Da die Parcellen sehr verschiedene Form zeigen, kann hier nicht wie in Mariasdorf die Vermessung nach Breiten, sondern sie muss nach Flächeneinheiten erfolgt sein.

Fasst man die Karte (Fig. 13) in's Auge, so hat es auf den ersten Blick den Anschein, als ob die drei Felder auch hier durch Wege oder natürliche Grenzen (Bergrücken, Einschnitte und Wasserläufe) in Gewanne geschieden wären, was vermuthen liesse, dass jeder Sessionalist darin seinen Hufenantheil haben müsste. Wohl bilden zwar Wege und natürliche Grenzen mehrere Stufen (Abschnitte) in jedem

[1]) Rainwiesen — [2]) Braunboden. — [3]) Schlossleiten. — [4]) Weingartleiten-Wald. — [5]) Heidwald.

Ausfurliche Beschreibung derren Haus-Stelle, Haus-Gründen, und Wiessen, wie auch derren Züns Gründen, Sambt wiessen Des Dorff Willersdorff.

Numero	Nahmen derren Bauren, Söllnern und übrigen Besitzern	Anssseigkeit	Haus-Stelle	unter denen Buchstaben Haus-Gründen Felder A	B	C	Wiessen D	E	Summa deren Felder	Wiessen	unter denen Buchstaben Züns-Gründen Felder F	G	Wiessen H	I	Summa deren Felder	Wiessen
			Joch oder Tagwerck								Joch oder Tagwerck					
1	Die Kirche		8/32	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
2	Schristoph Schu		10/32	9	4 11/32	7 10/32	25/32	24/32	21 10/32	1 17/32	4 19/32	1 2/32	—	21/32	5 21/32	21/32
3	Adam Posch		11/32	4 22/32	5 2/32	5 17/32	27/32	1 16/32	15 9/32	2 11/32	15/32	11/32	—	—	26/32	—
4	Georg Wolffcker		6/32	4 25/32	3 8/32	2 22/32	27/32	1 21/32	10 28/32	2 16/32	2 29/32	—	—	—	2 29/32	—
5	Michael Engelmayr		15/32	2 10/32	1 26/32	2 31/32	29/32	16/32	7 3/32	1 13/32	2 29/32	—	—	—	2 29/32	—
6	Adam Fürst		13/32	7 3/32	4 19/32	4 10/32	4 6/32	17/32	15 31/32	5 13/32	2 5/32	14/32	—	1 2/32	2 19/32	1 3/32
7	Georg Fürst		7/32	—	3 28/32	2 27/32	24/32	11/32	6 33/32	1 3/32	2 5/32	14/32	—	—	2 19/32	—
8	Michael Fürst der Junge		28/32	—	5 5/32	—	—	—	5 5/32	—	2 5/32	14/32	—	—	2 19/32	—
9	Michael Schrantz		21/32	7 5/32	5 8/32	5 8/32	4 13/32	29/32	17 21/32	5 10/32	19/32	16/32	—	—	1 3/32	—
10	Frantz Stubenvoll holte		19/32	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
11	Johann Fürst		19/32	5 14/32	4 25/32	5 5/32	1 24/32	1	15 12/32	2 24/32	2 6/32	15/32	8/32	1 10/32	2 21/32	1 18/32
12	Martin Gamauff		18/32	4 20/32	4 7/32	5 5/32	2 14/32	31/32	14	3 18/32	3 11/32	2 9/32	1 12/32	1 13/32	5 20/32	2 25/32
13	Mathias Fürst		21/32	5 18/32	5 15/32	5 5/32	24/32	14/32	16 1/32	1 28/32	1 6/32	11/32	—	—	1 17/32	—
14	Lisabeta Kienbauer, Söllner		9/32	—	—	—	—	—	—	—	—	1 19/32	17/32	—	1 19/32	17/32
15	Martin Wolffcker		21/32	4 31/32	5	5 7/32	1 9/32	30/32	15 6/32	2 7/32	2 16/32	13/32	—	—	3 6/32	—
16	Georg Zumph		11/32	5 26/32	2 18/32	5 6/32	25/32	2 24/32	13 18/32	3 17/32	—	1 31/32	—	—	1 31/32	—
17	Schristoph Kirnbauer, Söllner		4/32	—	—	—	—	—	—	—	3 10/32	8 17/32	2 22/32	2 7/32	11 27/32	4 29/32
18	Johann Kirnbauer, Söllner		4/32	2 7/32	1 10/32	2 31/32	1 2/32	16/32	6 16/32	1 18/32	3 10/32	8 1/32	2 16/32	2 7/32	11 11/32	4 23/32
19	Michael Kirnbauer, Söllner		3/32	1 9/32	1 21/32	2 20/32	—	10/32	5 18/32	10/32	10 14/32	7 15/32	2 27/32	—	17 29/32	2 27/32
20	Martin Kirnbauer		6/32	5 10/32	4 16/32	5	26/32	1 3/32	14 26/32	1 29/32	4 21/32	16/32	4/32	—	5 5/32	4/32
21	Michael Fürst der alte		6/32	7 4/32	5 11/32	7 15/32	2 8/32	—	19 30/32	2 8/32	3 12/32	16/32	—	—	3 28/32	—
22	Mathias Posch		3/32	6	4 17/32	3 30/32	23/32	28/32	14 15/32	1 19/32	7 10/32	24/32	28/32	—	8 2/32	28/32
23	Johann Kirnbauer		17/32	5 29/32	3 28/32	5 2/32	19/32	24/32	14 27/32	1 11/32	1 27/32	23/32	26/32	—	2 18/32	26/32
24	Halte Haus		1/32	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
25	Andreas Kirnbauer der junge		1 26/32	6 1/32	4 30/32	5 15/32	18/32	22/32	16 14/32	1 3/32	1 3/32	—	—	3	1 3/32	3
26	Franz Stubenvoll		1 5/32	11 29/32	4 31/32	12 17/32	2 11/32	1 19/32	29 13/32	3 30/32	1 15/32	6 7/32	—	—	7 22/32	—
27	Andreas Kirnbauer der alte		1 8/32	5 22/32	3 5/32	5 10/32	26/32	1 3/32	14 5/32	1 29/32	5 2/32	22/32	4/32	—	5 24/32	4/32
28	Schristoph Kirnbauer		28/32	3 25/32	7 17/32	5 28/32	13/32	28/32	17 6/32	1 9/32	1	12/32	—	—	1 13/32	—
29	Georg Schaden		1 5/32	4	3 9/32	6 6/32	13/32	25/32	13 15/32	1 6/32	1	12/32	4/32	—	1 12/32	4/32
30	Michael Kornner		22/32	3 18/32	4 19/32	4 3/32	21/32	3 25/32	12 3/32	4 14/32	—	2 4/32	—	—	2 4/32	—
31	Martin Fürst		21/32	3 18/32	4 18/32	4 3/32	1 14/32	1 5/32	12 2/32	2 19/32	—	1 25/32	—	—	1 25/32	—
32	Johann Krutzler		26/32	4 21/32	4 4/32	5 21/32	17/32	1 3/32	14 14/32	1 30/32	2 24/32	1 1/32	18/32	—	3 25/32	13/32
33	Johann Wöhoffer		26/32	4 21/32	3 30/32	5 11/32	17/32	1 3/32	13 30/32	1 20/32	2 24/32	1 1/32	13/32	—	3 25/32	13/32
34	Johann Huder		1 1/32	5	4 11/32	5 14/32	29/32	29/32	14 25/32	1 26/32	30/32	16/32	8/32	—	1 14/32	8/32
35	Mathias Putz		1 4/32	4 28/32	3 25/32	5 14/32	21/32	27/32	14 3/32	1 16/32	30/32	—	8/32	—	30/32	8/32
36	Michael Gamauff		1 19/32	5 26/32	4 30/32	5	24/32	1 5/32	15 24/32	2 1/32	30/32	1 23/32	8/32	4 17/32	2 21/32	4 25/32
37	Georg Fleck		1 6/32	5 26/32	4 30/32	4 23/32	1 2/32	1 18/32	15 15/32	2 20/32	1 19/32	1 16/32	8/32	2 9/32	3 3/32	2 17/32
38	Georg Schrantz		1 12/32	8 31/32	5 20/32	7 8/32	2 30/32	1 3/32	21 27/32	4 1/32	21/32	12/32	1 2/32	—	1 1/32	1 2/32
39	Michael Schranz holte		2/32	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
40	Georg Putz		1 3/32	5 25/32	5 18/32	5 9/32	2 26/32	1 3/32	16 20/32	3 29/32	21/32	13/32	11/32	—	1 1/32	11/32
41	Michael Kirnbauer der junge		1 4/32	6 3/32	5 14/32	5 6/32	14/32	19/32	16 23/32	1 1/32	1 3/32	—	—	3 1/32	1 3/32	3 1/32
42	Andreas Jany		1 18/32	5 27/32	3	4 17/32	13/32	31/32	13 12/32	1 12/32	1 27/32	23/32	29/32	—	2 18/32	29/32
43	Johann Schrantz		1 3/32	5 3/32	4 16/32	4 6/32	18/32	31/32	13 14/32	1 12/32	1 27/32	23/32	29/32	—	2 18/32	29/32
44	Gemein Schafftlich		—	—	—	—	—	—	—	—	8 10/32	5 28/32	2 11/32	—	14 6/32	2 11/32
			29 9/32	190 18/32	159 26/32	185 13/32	43 2/32	38 21/32	535 25/32	81 28/32	95 11/32	62 15/32	20 8/32	21 23/32	157 26/32	41 26/32

Ausfurliche Beschreibung derren Züns Gründer und Wiesen viel in Gebitte von Willersdorff-Hott.

Numero	Nahmen derren Söllnern und ubrigen Besitzern	Ansässigkeit	Haus-Stelle	unter denen Buchstaben Haus-Gründen: Felder A	Felder B	Felder C	Wiesen D	Wiesen E	Summa derren Felder	Summa derren Wiessen	unter denen Buchstaben Zinnsgründen und Kirchen-Gründen: Felder F	Felder G	Wiessen H	Wiessen I	Summa derren Felder	Summa derren Wiessen
				Tagwerck							Tagwerck					
	Numero . 1 . Kirchen Grund zu der Kirch Gehörig " . . .			—	—	—	—	—	—	—	—	$14^{13}/_{32}$	—	—	$14^{13}/_{32}$	—
	Nahmen von Oberschützen															
45	Johann Lockner			—	—	—	—	—	—	—	—	$^{17}/_{32}$	—	—	$^{17}/_{32}$	—
46	Mathias Jany			—	—	—	—	—	—	—	—	$3^{13}/_{32}$	—	—	$3^{13}/_{32}$	—
47	Georg Polster			—	—	—	—	—	—	—	—	$1^{15}/_{32}$	—	—	$1^{15}/_{32}$	—
48	Andreas Polster			—	—	—	—	—	—	—	—	$2^{17}/_{32}$	—	—	$2^{17}/_{32}$	—
49	Johann Klein			—	—	—	—	—	—	—	$3^{18}/_{32}$	—	—	$1^{15}/_{32}$	$3^{18}/_{32}$	$1^{15}/_{32}$
50	Anna Neubaurin			—	—	—	—	—	—	—	$3^{18}/_{32}$	—	—	$1^{15}/_{32}$	$3^{18}/_{32}$	$1^{15}/_{32}$
51	Mathias Herraldt der alte . .			—	—	—	—	—	—	—	—	$4^{18}/_{32}$	$^{30}/_{32}$	—	$4^{18}/_{32}$	$^{30}/_{32}$
52	Schristoph Herraldt			—	—	—	—	—	—	—	—	$4^{18}/_{32}$	$^{30}/_{32}$	—	$4^{18}/_{32}$	$^{30}/_{32}$
53	Mathias Herraldt d. junge . .			—	—	—	—	—	—	—	—	$4^{18}/_{32}$	$^{30}/_{32}$	—	$4^{18}/_{32}$	$^{30}/_{32}$
	Summa von Oberschützen .			—	—	—	—	—	—	—	$7^{4}/_{32}$	$21^{14}/_{32}$	$2^{26}/_{32}$	$2^{30}/_{32}$	$28^{23}/_{32}$	$5^{24}/_{32}$
	Nahmen derren Bauren von Weinberg;															
54	Georg Putz			—	—	—	—	—	—	—	—	$10^{16}/_{32}$	$1^{6}/_{32}$	—	$10^{16}/_{32}$	$1^{6}/_{32}$
55	Georg Schrantz			—	—	—	—	—	—	—	—	—	$^{23}/_{32}$	—	—	$^{23}/_{32}$
56	Georg Posch			—	—	—	—	—	—	—	$1^{25}/_{32}$	—	—	—	$1^{25}/_{32}$	—
57	Adam Kirnbauer, Söllner . . .			—	—	—	—	—	—	—	—	$4^{14}/_{32}$	$1^{30}/_{32}$	—	$4^{14}/_{32}$	$1^{30}/_{32}$
58	Mathias Simon			—	—	—	—	—	—	—	—	$7^{30}/_{32}$	$4^{14}/_{32}$	—	$7^{30}/_{32}$	$4^{14}/_{32}$
59	Adam Kornner			—	—	—	—	—	—	—	—	$2^{17}/_{32}$	$2^{17}/_{32}$	—	$2^{17}/_{32}$	$2^{17}/_{32}$
60	Georg Kornner der alte . . .			—	—	—	—	—	—	—	—	$2^{17}/_{32}$	$2^{17}/_{32}$	—	$2^{17}/_{32}$	$2^{17}/_{32}$
61	Michael Posch der alte . . .			—	—	—	—	—	—	—	—	$6^{4}/_{32}$	$1^{21}/_{32}$	—	$6^{4}/_{32}$	$1^{21}/_{32}$
62	Vidib Poschin			—	—	—	—	—	—	—	—	$2^{17}/_{32}$	$1^{11}/_{32}$	—	$2^{17}/_{32}$	$1^{11}/_{32}$
62	Michael Posch			—	—	—	—	—	—	—	—	$2^{17}/_{32}$	$1^{11}/_{32}$	—	$2^{17}/_{32}$	$1^{11}/_{32}$
63	Johann Putz			—	—	—	—	—	—	—	—	—	$^{30}/_{32}$	—	—	$^{30}/_{32}$
64	Georg Korner der junge . . .			—	—	—	—	—	—	—	—	—	$4^{28}/_{32}$	—	—	$4^{28}/_{32}$
65	Michael Putz			—	—	—	—	—	—	—	—	—	$^{23}/_{32}$	—	—	$^{23}/_{32}$
	Summa von Weinberg .			—	—	—	—	—	—	—	$1^{25}/_{32}$	$38^{26}/_{32}$	$24^{3}/_{32}$	—	$40^{19}/_{32}$	$24^{2}/_{32}$

der drei Felder, doch sind diese Stufen nicht als Gewanne anzusehen; denn manche derselben umfasst nicht mehr als 4—6 Parcellen. Jedes Feld bildet hier so zu sagen selbst ein Gewanne, in dem jeder Sessionalist nur einen Antheil hat.

Die erste der „Beschreibungen" zählt für das Jahr 1770 35 Bauern, 4 Söllner und 2 Holden auf. Die beiden Holden haben ausser der Hausstelle keinerlei Besitz an Liegenschaften. Von den vier Söllnern haben zwei nur Besitz in den Zinsgründen, während die anderen beiden auch geringen Besitz in den Hausgründen aufweisen.

Von auswärtigen Besitzern zählt die zweite „Beschreibung" 9 Bauern aus dem von Willersdorf nach Süden gelegenen Oberschützen und 13 Bauern aus dem gegen Nordwesten gelegenen Nachbardorfe Weinberg auf. Die auswärtigen Besitzer haben nur in den Zinsgründen Antheile.

Wie der grösste Bauernbesitz, der zum Hause Nr. 26 gehört und den ich durch dunkle wagrechte Schraffirung in der Karte (Fig. 13) hervorgehoben habe, ergiebt, liegen die Parcellen desselben nicht in langen und verhältnismässig schmalen Streifen, die wie in Mariasdorf das Gewann von einer Seite

zur anderen der ganzen Breite nach durchziehen, sondern in zumeist unregelmässiger Blockform in den Feldern. Der Streifenform aber nähern sich schon die Besitzstücke, welche zu den Häusern Nr. 25 und 27 gehören und welche durch dunkle rechtsschiefe und linksschiefe Schraffirung hervorgehoben sind. Wie jedoch gleich festgestellt werden wird, haben diese Parcellen ihre Streifenform erst durch Theilung aus einer grösseren, blockförmigen Parcelle erhalten.

Durch helle rechtsschiefe und linksschiefe Schraffirung sind die Besitzstücke der Häuser Nr. 42 und 43 gekennzeichnet. Es ist ersichtlich, dass die Parcellen dieser beiden Häuser in allen drei Ackerfeldern stets unmittelbar beisammen liegen. Aus der ersten „Ausfürlichen Beschreibung“ kann zudem entnommen werden, dass diese Parcellen fast durchgehends gleich gross sind. Das ganze Ausmass beider Besitzungen stimmt genau überein. Jede der beiden Besitzungen umfasst $13^{12}/_{32}$ Joch Ackerland und $1^{12}/_{32}$ Joch Wiesenland an Sessionalgründen. Es lässt dieser Umstand auf eine Theilung aus einem doppelt so grossen Besitzthum schliessen. Je zwei der nebeneinander liegenden Streifen geben dem ehemals ungetheilten Acker- oder Wiesenstück, aus dem sie entstanden sind, Blockform.

In gleicher Weise müssen auch die folgenden 18 Besitzthümer, welche zu den Häusern Nr. 3 und 4, Nr. 11 und 12, Nr. 20 und 27, Nr. 25 und 41, Nr. 28 und 29, Nr. 30 und 31, Nr. 32 und 33, Nr. 34 und 35 und Nr. 36 und 37 gehören, durch Theilung aus 9 Bauerngütern entstanden sein. So wie die Parcellen der Häuser Nr. 42 und 43, genau so liegen auch je zwei Parcellen der vorstehend aufgezählten Häuser in jedem Felde stets unmittelbar beisammen und sie weisen nach der „Ausfürlichen Beschreibung“ fast durchgehend auch gleiches Ausmass auf.

Der grösste Besitz, der des Hauses Nr. 26, umfasst nach der „Beschreibung“ in den Sessionalgründen $33^{11}/_{32}$ Joch à 1100 Qklftr. Einen ähnlichen Besitzstand ergeben nach der „Beschreibung“ auch je zwei der aus Theilung entstandenen oben angeführten 20 Häuser. Es ergeben nämlich an Hausgründen:

die Häuser Nr. 3 u. 4 zus. $30^{27}/_{32}$ Joch à 1100 Qklftr.
„ „ „ 11 „ 12 „ $35^{17}/_{32}$ „ „ 1100 „
„ „ „ 20 „ 27 „ $34^{25}/_{32}$ „ „ 1100 „
„ „ „ 25 „ 41 „ $35^{9}/_{32}$ „ „ 1100 „
„ „ „ 28 „ 29 „ $33^{4}/_{32}$ „ „ 1100 „
„ „ „ 30 „ 31 „ $33^{6}/_{32}$ „ „ 1100 „
die Häuser Nr. 32 u. 33 zus. $31^{29}/_{32}$ Joch à 1100 Qklftr.
„ „ „ 34 „ 35 „ $32^{10}/_{32}$ „ „ 1100 „
„ „ „ 36 „ 37 „ $35^{28}/_{32}$ „ „ 1100 „
„ „ „ 42 „ 43 „ $29^{18}/_{32}$ „ „ 1100 „

Dies ergiebt einen Durchschnitt von $33^{7}/_{32}$ Joch, welches Ausmass fast genau dem Besitzthume gleichkommt, welches zum Hause Nr. 26 gehört und als das grösste Bauerngut angesehen wurde. Es ist anzunehmen, dass sich in diesem einzigen Besitz eine volle Hufe erhalten hat, während die anderen aufgezählten 20 annähernd gleichen Bauerngüter durch Halbirung ganzer Hufen zu halben geworden sind.

Wenn wir also in dem Ausmasse von $33^{7}/_{32}$ Joch à 1100 Qklftr. den Umfang an Grund, welcher der alten Hufe in den Hausgründen zukam, anzusehen haben, so wird sich aus dem Gesammtausmasse der Sessionalgründe, bestehend aus $617^{16}/_{32}$ Joch, die Zahl der bei der Gründung des Dorfes angelegten Hufen ermitteln lassen. Die Theilung der $617^{16}/_{32}$ Joch durch den Antheil einer Hufe von $33^{7}/_{32}$ Joch ergiebt die Zahl 18 als Quotient. Es ist demnach das Dorf Willersdorf zu 18 Hufen angelegt worden.

Während, wie oben festgestellt, der Antheil einer Hufe an Sessionalgrund sich auf $33^{7}/_{32}$ Joch à 1100 Qklftr. = 22·83 Kat.-Joch oder 13·01 ha beläuft, wird sich der Antheil einer Hufe am ganzen Hotter nicht so hoch zu stehen kommen wie in Mariasdorf, da die den Gemeinbesitz bildenden Waldungen, welche, wie in Mariasdorf, zugleich als Hutweideland dienen, keine bedeutende Grösse aufweisen und ausserdem vom Ausmasse des ganzen Hotters von $1432^{20}/_{32}$ Joch à 1100 Qklftr. der herrschaftliche Wald von $105^{30}/_{32}$ Joch und der Besitz der Auswärtigen im Umfange von $99^{4}/_{32}$ Joch, im Ganzen also $205^{2}/_{32}$ in Abrechnung zu bringen sind. Die Restsumme von $1227^{28}/_{32}$ Joch à 1100 Qklftr. = 903·68 Kat.-Joch = 515·09 ha, getheilt durch die Zahl der berechneten Hufen (18), ergiebt für eine Hufe als Antheil am ganzen Hotter $68^{5}/_{32}$ Joch à 1100 Qklftr. oder 50·2 Kat.-Joch oder 28·61 ha.

Schmiedreuth.

Das Dorf Schmiedreuth (Schmiedraith, auch Schmiraid) liegt im Eisenburger Comitat, in nördlicher Richtung 14 km von Oberwarth, nahe der ungarisch-niederösterreichisch-steirischen Grenze. Es liegt in der Mitte des Hotters auf dem Rücken eines kuppelförmigen Hügels, der nach allen Seiten ziemlich steil abfällt und nur nach Norden über den schmalen Grat eines Hügelrückens durch einen

halbwegs ebenen Weg mit dem niederösterreichischen Dorfe Ofenegg (Hohenegg) eine etwas angenehmere Verbindung hat als mit den nur auf sehr steilen Wegen zugänglichen anderen Nachbarorten. Nach Westen, Süden und Osten fällt das Terrain besonders steil ab, und zwar nach Westen hin in das schluchtartige Thal des von Norden nach Süden gegen Willersdorf fliessenden Aubaches und nach Süden und Osten in das ebenfalls schmale Thal des Krummaubaches, der sich in den Aubach ergiesst. Von der Steilheit des Terrains giebt besonders der Umstand Zeugnis, dass der nahe Zusammenfluss dieser beiden Bäche um 217 m tiefer liegt als das 658 m über dem Meere liegende Dorf.

Schmiedreuth besteht heute aus 35 Häusern mit 283 Einwohnern (1891). Zum Dorfe gehören:

an Gärten	. .	6	Kat.-Joch	1027	Qklftr.
„ Ackerland	.	233	„	817	„
„ Wiesen	. .	31	„	1479	„
„ Hutweide	.	128	„	814	„
„ Wald	. . .	240	„	21	„
„ unprod. Land		19	„	272	„
zusammen		659	Kat.-Joch	1230	Qklftr.

in 1698 Parcellen.

Von den 35 Häusern liegen zwei nicht im Dorfe, sondern im Thale des Aubaches. Es sind Mühlen, wovon die eine, die Valtel-Mühle, im südwestlichen Theile des Hotters, die andere, die Patrizel-Mühle im nordwestlichen Theile des Hotters liegt.

Das Kartenbild Fig. 14 bietet eine verkleinerte Copie der in der Gemeindelade des Dorfes liegenden Hotterkarte. Die Karte ist noch in leidlichem Zustande und trägt folgenden Vermerk: „Schmiedraith, am 28ten August 1858. Joh. Schneider m. p., k. k. Grundbuchs-Commissions-Leiter".

Ein flüchtiger Blick auf die Karte belehrt uns, dass, zum Unterschiede von den bereits besprochenen Hottern, der Hotter von Schmiedreuth im Jahre 1858 schon vollkommen parcellirt war. Schon damals gab es also in Schmiedreuth keine Gemeinländereien mehr. Dass jedoch solche ebenso wie in Mariasdorf und Willersdorf bestanden, darauf deuten die regelmässigen blockförmigen Parcellen des Wald- und Hutweidelandes im Westen des Hotters hin. Die grossen unregelmässigen Parcellen des Waldbodens im Osten des Hotters scheinen durch zeitweilige Vergabung an Bauern, die darum ansuchten, aus herrschaftlichen Waldungen entstanden zu sein. Herrschaftlichen Besitz gab es aber in Schmiedreuth zur Zeit, als das Grundbuch im Jahre 1858 angelegt wurde, nicht mehr.

Wie bei den besprochenen Karten, so ist auch in der Karte von Schmiedreuth stets eine Anzahl von Parcellen zu einem Ried zusammengefasst. Die Grenzlinien der Riede sind durch in den Linien liegende Kreuzchen bezeichnet. Die Riede selbst tragen von 1—23 fortlaufende grosse Nummern. Die Namen der Riede sind die folgenden: 1. Ortsried, 2. Bauholz, 3. Pannholz, 4. Grosse Aecker, 5. Rottenäcker, 6. Scheibenriegel, 7. Gartenäcker, 8. Gassenäcker, 9. Glasgraben, 10. Biriäcker, 11. Leiten I, 12. Mühlwiesen, 13. Mühlleiten, 14. Grossleiten, 15. Leiten II, 16. Sandriegel, 17. Steinriegel, 18. Birkenriegel I, 19. Marktweg, 20. Birkenriegel II, 21. Stellriegel, 22. Beckstall und 23. Dornleiten.

Aus der Karte ist zu ersehen, dass ab und zu Parcellen aus einem Ried in ein anderes überlaufen, wie dies z. B. zwischen den Rieden Nr. 18 und 20 vorkommt. Es ist dies entweder auf die ungenaue Angabe der Riedgrenzen seitens der Dorfbewohner gelegentlich der Kartenanfertigung oder auf ein willkürliches Vorgehen der vermessenden Organe zurückzuführen [1]).

Es fällt bei der Besichtigung der Karte ferner auf, dass die Parcellen in den verschiedenen Rieden sehr verschiedene Formen zeigen. Die unregelmässigsten und die grössten Flächen weisen, worauf schon hingedeutet wurde, die Waldparcellen und solche Parcellen auf, die erst in jüngerer Zeit aus Waldland entstanden sind. So sind die Parcellen der Riede Nr. 12, 13 und 14 heute zwar nicht mehr Waldparcellen, sondern theils Wiesen-, theils Hutweidegründe, aber die Bezeichnung „Rottgründe", die ihnen das Grundbuch beilegt, deuten auf spätere Rodung aus Waldland hin. Die Riede Nr. 3, 9, 11, 15, 16, 17 und 22 sind Waldland.

Obwohl alle anderen Gründe des Hotters, die fast ausnahmslos Ackerland sind, im Grundbuche als Haus- oder Sessionalgründe angeführt werden, so dürften trotzdem mehrere dieser Ackerriede ebenfalls

[1]) Einer amtlichen „Beschreibung der in der Steuergemeinde Aschau vorkommenden Rieden", die ich in der Gemeindelade des Nachbardorfes Aschau fand und die aus dem Jahre 1850 stammt, entnahm ich folgende einleitende Worte: „Nachdeme dem Ortsüblichen Gebrauch nach in denen vorkommenden Rieden durch die Ortsnachbarn mehrere Benennungen ihrer Aecker statt finden, so wurde mit Übergehung dieser einzel Benennung bloß darauf gesehen, das die Rieden nach ihrer Lage so benannt wurden; das in jeder Parzelle [soll Ried heissen] wenigstens ein Grund von jedem Ortsnachbar liegt".

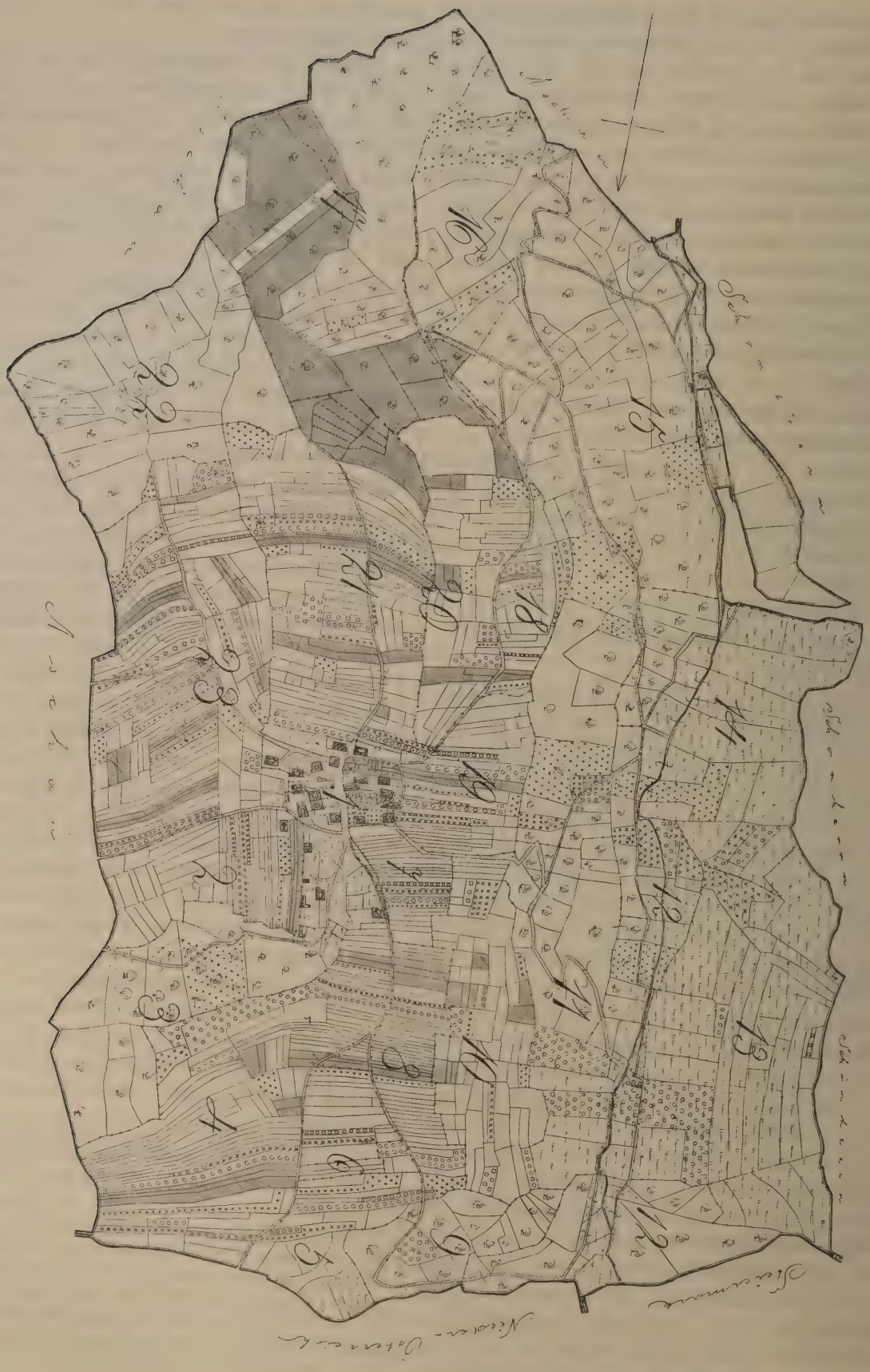


Fig. 14. Plan von Schmiedreuth.

späterer Urbarmachung ihr Entstehen verdanken. Die blockförmigen Parcellen des Riedes Nr. 10 weisen bestimmt auf spätere Parcellirung hin. Blockförmige Parcellen finden sich auch im östlichen Theil des Riedes Nr. 2, ferner in den Rieden Nr. 18, 20, 21 und 23. Dass auch diese Riede neuere Ackergründe sind, sagen ihre Namen. Die Bezeichnungen Bauholz (Nr. 3), Birkenriegel I (Nr. 18), Birkenriegel II (Nr. 20), Stellriegel (Nr. 21) und Dornleiten (Nr. 23) deuten auf ehemaliges Waldland hin. Als die ältesten Riede, deren Entstehen mit der Gründung des Dorfes zusammenfällt, können somit nur die Riede Nr. 4, 5 (die nördliche Hälfte dürfte auch Neuland sein), 6, 7, 8 und 19 angesehen werden; doch dürften die Riede Nr. 2, 18, 20, 21 und 23, obwohl ihre Namen auf ehemaliges Waldland hinweisen, sehr bald nach der Gründung des Dorfes in Cultur genommen worden sein. Sowie nämlich die Sessionalgründe der Orte Mariasdorf und Willersdorf den alten Karten nach noch in drei Feldern liegen, die auf eine ehemals betriebene, heute aber schon aufgelassene Dreifelderwirtschaft schliessen lassen, so liegen auch die Ackerriede des Dorfes Schmiedreuth in drei Feldern. Da nun die Bewirtschaftung der Ackergründe in drei Feldern jedenfalls schon der ältesten Zeit angehört, die Riede Nr. 2, 18, 20, 21 und 23 aber in den drei Feldern liegen, müssen sie schon älterer Zeit ihre Entstehung aus Waldland verdanken.

In den Grundstücken, die innerhalb der drei Felder liegen, wird also annähernd der Besitzstand der Höfe an cultivirtem Ackerland aus der Zeit der Gründung des Dorfes zu suchen sein. Das Ried Nr. 10 muss jedoch hiebei ganz und Theile solcher Riede, die wie das Ried Nr. 10 blockförmige Parcellen zeigen, theilweise in Abrechnung gebracht werden.

Der Feststellung der Anzahl der ursprünglichen Höfe kommt in Hinsicht auf Schmiedreuth ein Umstand zu Hilfe, der bei den meisten der umliegenden Ortschaften fehlt. Wie sich in Schmiedreuth die Dreifelderwirtschaft bis auf den heutigen Tag erhalten hat, so hat sich auch noch die Classification der Grösse der einzelnen Bauernbesitzthümer nach Achteln der ursprünglichen Höfe erhalten.

Das Grundbuch der Gemeinde Schmiedreuth weist nämlich zur Zeit seiner Anlage

		Achteln	
5	Bauern mit einem Besitz von je	4 = 20	
3	„ „ „ „ „ „	3 = 9	
16	„ „ „ „ „ „	2 = 32	und
3	„ „ „ „ „ „	1 = 3	
d. s. 27	Bauern mit einem Besitz von je	64	auf.

Diese 64 Achtel lassen auf eine ursprüngliche Anlage des Dorfes zu acht Höfen schliessen. Die Lage der acht Hofstellen lässt sich im Dorfried auch leicht erkennen. Die im Kerne des Dorfes am dichtesten beisammen liegenden 17 Häuser sind durch vier Wege, von denen je zwei gegenüber liegende parallel laufen, eingeschlossen. Dieser eingeschlossene Raum, der die Form eines fast quadratischen Parallelogrammes aufweist, muss das ehemalige Dorfried gewesen sein, in dem die acht Höfe beisammen lagen. Was ausserhalb dieser vier Wege liegt, ist als Ausbau des Dorfes anzusehen.

Die innerhalb des alten Dorfriedes liegende schraffirte Fläche deutet die Hausstelle eines der alten Höfe an. Es ist die einzige von den alten Hausstellen, welche auch heute noch nur ein Haus aufweist. Das Haus selbst, die Hofstelle und auch die dazu gehörenden Gründe sind jedoch schon getheilt worden. Das Haus gilt heute unter den Nummern 2*a* und 2*b* als ein Doppelhaus und wird von zwei Besitzern besessen, die Hofstelle und die dazu gehörenden Liegenschaften sind aber an drei Besitzer übergegangen. Alle drei Besitzer tragen den gleichen Familiennamen: Gamauf. Die Theilung scheint also durch Erbgang vollzogen worden zu sein, und zwar so, dass die Hufe zuerst in zwei Hälften von je 4 Achtel Ausmass zerfiel. Später wurde dann die eine der Hälften wieder in zwei Theile zu je 2 Achtel getheilt. Diese beiden Besitzer sind zugleich die Besitzer des Doppelhauses, während der Besitzer der 4 Achtel kein Haus hat. Sein Besitzthum wird im Grundbuche eine „unbehauste $^4/_8$-Ansässigkeit“ genannt.

Die 4 + 2 + 2 Achtel der Hofstelle sind durch die Schraffirung wieder als ein Ganzes, als die alte volle Hofstelle hervorgehoben. Neben dieser liegen innerhalb der alten Ortsried nach Norden hin ganz analog und in fast ganz gleicher Länge und Breite drei weitere solche alte Hofstellen. Die zunächst liegende weist ausser der Signatur des Wiesengrundes keine andere Signatur auf. Auf dieser Hofstelle liegen jetzt drei Häuser, die Häuser Nr. 4, 5 und 6. Die Hofstelle ist in drei Theile getheilt worden. Die dritte Hofstelle erscheint in zwei Theile geschieden, auf ihr liegen die Häuser Nr. 7 und 8. Jener Theil, der zum Hause Nr. 7 gehört, ist durch Punkte, jener, der zu Nr. 8 gehört, durch kleine Kreise hervorgehoben. Die vierte Hofstelle wurde wagrecht in zwei Theile geschieden. Auf jedem derselben liegt ein Haus. Der Theil, der zum Hause Nr. 9 gehört,

ist durch kleine Quadrate, und der andere Theil, der zum Hause Nr. 10 gehört, durch liegende Kreuze gekennzeichnet.

Es fällt auf, dass zwischen je zwei der alten Hofstätten vom Dorfplatze rechtwinkelig abzweigend ein Weg hinläuft. Ganz gleich finden wir dies auch in der östlichen Dorfhälfte. Auch hier scheiden Wege die vier alten Hofstätten von einander und machen sie als solche kenntlich. Wie auf der westlichen Dorfhälfte, so finden wir auch auf der östlichen alle alten Hofstätten schon zerstückelt.

Nicht nur die alte Hofstätte, auf welcher das Doppelhaus Nr. 2*a* und 2*b* liegt, erscheint auf der Karte durch schräge Schraffirung hervorgehoben, sondern auch die Liegenschaften, die dazu gehören. Fast überall finden wir die drei Theile, die ehemals eine Parcelle des ursprünglichen Hofes bildeten, in den verschiedenen Rieden noch als Eigenthum der drei Besitzer beisammen. Nur ausnahmsweise ist da und dort der Antheil eines der drei Besitzer schon in andere Hände übergegangen. Die schraffirten Flächen, die in allen Ackerrieden, in einzelnen sogar wiederholt wiederkehren, weisen also den Besitzstand eines der acht alten Höfe fast ungeschmälert nach. Die Waldparcellen, Rodgründe und auch jene blockförmigen Parcellen, welche in neuester Zeit aus Wald- oder Hutweideland entstanden, also alles, was früher Gemeinland oder vielleicht auch zum Theil herrschaftliches Land war, abgerechnet, hat sich aus der Grösse der streifenförmigen Parcellen, die durch schiefe Schraffirung hervorgehoben sind, wenigstens annähernd der Besitzstand einer alten Hufe an der Hand des Grundbuches berechnen lassen. Er beträgt rund 24 Kat.-Joch = 13·08 ha.

Dieses Ausmass vertheilt sich auf die drei Besitzer der ehemals vollen Hufe, wie folgt:

Die $^3/_8$ des Joh. Gamauf, H.-Nr. 2*a*, betragen 6 Joch 101 Qklftr., die $^3/_8$ des Georg Gamauf, H.-Nr. 2*b*, betragen 6 Joch 373 Qklftr., die $^4/_8$ des Adam Gamauf 11 Joch 1130 Qklftr., im Ganzen die ausgewiesene Summe von 24 Joch 4 Qklftr.

Wenn die Zahl der Achtel mit dem Ausmass im Vergleich gezogen wird, so ergiebt sich bei den Besitzungen, die zu den Häusern Nr. 7, 8, 9 und 10 gehören und die in der Karte ebenfalls, und zwar durch die schon oben genannten Signaturen hervorgehoben sind, ein ähnliches Verhältnis. Bei der Berechnung der Hufenländereien ist eben so vorgegangen worden, wie bei der Bestimmung des Ausmasses der alten Vollhufe.

Die $^3/_8$ der Barbara Kirnbauer, H.-Nr. 7, umfassen 9 Joch 1304 Qklftr., die $^4/_8$ des Georg Richter, H.-Nr. 8, umfassen 12 Joch 710 Qklftr., die $^2/_8$ des Michael Gamauf, H.-Nr. 9, umfassen 6 Joch 963 Qklftr., die $^3/_8$ des Mathias Kirnbauer, H.-Nr. 10, umfassen 9 Joch 1482 Qklftr.

Im Verhältnis zu gross sind die $^3/_8$-Besitzungen der Barbara Kirnbauer und des Mathias Kirnbauer. Sie werden durch Zukauf vergrössert worden sein.

Der $^4/_8$-Besitz des Georg Richter und der $^2/_8$-Besitz des Mathias Gamauf lassen wieder auf Vollhufen von 24—25 Joch Ausmass schliessen.

Die Bauern Michael Gamauf und Mathias Kirnbauer, deren Häuser Nr. 9 und 10 auf einer der alten Hofstätten beisammen liegen, haben auch ihre Parcellen, die mit Quadraten und Kreuzen gekennzeichnet sind, wie sich aus der Karte ersehen lässt, zumeist ganz beisammen liegend. Dass zwischen ihren beiden Parcellen oft eine dritte liegt, ist damit zu erklären, dass eben beide Bauern zusammen nur 5 Achtel der alten Hufe besitzen. Die Parcellen beider Bauern zeigen deshalb auch nie das Bild vom Antheil der Vollhufe. Dasselbe muss gesagt werden von den Parcellen der Barbara Kirnbauer und des Georg Richter, deren Häuser Nr. 7 und 8 ebenfalls auf einer alten Hofstätte liegen. Auf der Karte finden sich ihre Parcellen, die mit Punkten und Kreisen hervorgehoben sind, auch weniger regelmässig beisammen. Es scheint sich hier durch Vererbung und Kauf oder Tausch viel in den alten Besitzungen verändert zu haben.

Wird nun noch das Ausmass des ganzen Hotters, welches das Grundbuch zu 659 Joch 1230 Qklftr. angiebt, in Betracht gezogen, um daraus den Antheil einer der acht Hufen festzustellen, so werden vorerst die beiden Mühlenbesitze im Thale des Aubaches, als nicht zu den Hufen gehörend, in Abrechnung zu bringen sein. Sie umfassen rund 15 Joch. Es bleibt daher eine Gesammtfläche von rund 645 Joch, die unter die acht Hufen getheilt einen Hufenantheil am ganzen Hotter von 80·6 Joch = 45·94 ha ergeben. Wird aber angenommen, dass die Mühlen, was wahrscheinlich ist, erst später als das Dorf entstanden sind, so musste das volle Ausmass des Hotters unter die acht Hufen getheilt werden. Dies ergäbe dann einen Hufenantheil von 82·38 Joch = 46·95 ha. Dieses Ausmass kommt einer Königshufe von 47·736 ha so nahe, dass an eine Verleihung nach Königshufen gedacht werden kann.

Da, wie oben erwähnt, in Schmiedreuth die Dreifelderwirtschaft sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat und dieses Dorf meines Wissens der einzige Ort in der Gegend ist, der daran festhält, so mag es wohl am Platze sein, hier einige Worte über den dort üblichen Betrieb der Dreifelderwirtschaft zu sagen.

Zum ersten Felde gehören die Riede Nr. 2 und 23, zum zweiten Felde gehören die Riede Nr. 4, 5, 6, 7, 8 und 10 und zum dritten Felde gehören die Riede Nr. 18, 19, 20 und 21.

Schon aus dem Mangel an genügenden Feldwegen, der sich darin zeigt, dass viele Parcellen keinen Zugang haben, kann ersehen werden, dass in Schmiedreuth Flurzwang herrschen muss. Sowohl der Anbau, als auch die Ernte müssen in jedem der Felder durch alle darin betheiligten Besitzer zu gleicher Zeit besorgt werden. Damit die Früchte in einem Felde zu gleicher Zeit zur Reife kommen, müssen sie der gleichen Gattung angehören. Dem Mangel an Feldwegen wird nun zur Zeit des Düngerführens, des Anbaues und der Ernteabfuhr dadurch abgeholfen, dass zu dieser Zeit über festbestimmte Parcellen von Zeit zu Zeit Wege eröffnet werden, die aber dann durch die Besitzer der Parcellen wieder umgeackert werden können.

Der Anbauzwang ist folgendermassen festgestellt: Wenn im Felde I Weizen und Korn gebaut wird, so stehen im Felde II Hafer, Gerste und Flachs und im Felde III Hackfrüchte. In dieser Reihenfolge wird der Anbau in dreijährigem Turnus gewechselt. Keines der drei Felder liegt hiebei jemals brach.

Oberschützen.

Das Dorf Oberschützen dehnt sich in einer Länge von etwas mehr als $1^1/_2$ km in der Richtung von Süden nach Norden zu beiden Seiten der Willer, die in ihrem Unterlaufe Zickenbach genannt wird, aus. Es liegt $5^1/_2$ km nördlich von Oberwarth, $1^1/_2$ km südlich von Willersdorf, 2 km südwestlich von Mariasdorf und wie diese Orte in Eisenburger Comitat.

In dem Thale der Willer, welches durch zwei sich parallel hinziehende, sanft ansteigende Hügel gebildet wird, von denen sich der westliche in der unmittelbaren Nähe des Dorfes circa 50 m, der östliche etwa 80 m über die Thalsohle erhebt, liegt ungefähr die Hälfte der Gemarkung des Dorfes. Die andere Hälfte dehnt sich in einem westlich gelegenen Seitenthal der Willer, in dem Thale des Zickenbaches aus, der ein kleines Nebenbächlein, den Marbach, in sich aufnimmt, welche beide den 329·25 Joch umfassenden, zu Oberschützen gehörenden Zehrwald einschliessen.

Ein Bild des Hotters bietet die unter Fig. 15 wiedergegebene Copie einer Karte aus dem Jahre 1842. Das Original führt den Titel: „Plan des eliberirten Hotters Oberschützen“ und trägt einen Vermerk, laut dessen eine von der Comitatsverwaltung entsendete Commission die Karte auf Grund vorgenommener Probemessungen richtig befunden habe. Dieser Vermerk ist vidirt durch den Grafen Kasimir Batthyány. So wie die Dörfer Mariasdorf, Willersdorf und Schmiedreuth, gehörte auch Oberschützen zur gräflich Batthyány'schen Herrschaft Bernstein. Oberschützen war dann eine der ersten Gemeinden des Landes, die sich im Sinne des § 9 des VII. G.-A. vom Jahre 1840 schon am 12. December 1840 von ihrer Grundherrschaft um den Betrag von 40.000 fl. C.-M. loskaufte. Ein Exemplar des „Urbarial-Eliberations-Vertrages“, auf Pergament geschrieben, wird in der Gemeindelade des Dorfes Oberschützen verwahrt. Punkt 3 dieses Vertrages zählt die Lasten und Pflichten auf, von denen sich die Gemeinde freikaufte. Es heisst dort wörtlich: „3. Ueberlässt Graf Gustav v. Batthyány seine sämmtlichen Urbarialrechte so, wie er sie selbst in Oberschützen besitzt, oder vermöge seiner Rechte in Zukunft besitzen könnte, kein einziges dieser Rechte sich vorbehaltend, ohne Ausnahme, auf immerwährende Zeiten der Gemeinde Oberschützen; namentlich überlässt er ihr: sämmtliche Gespann-, Hand- und Jagdroboth, die Holzfuhren, das Holzschlagen und Hacken, den Hauszins, alle Arten von Zehend, seine Ansprüche auf die gemeinschaftliche Hutweide, so wie auch auf die Rodungs-(Greit-)Gründe, den Branntweinkesselzins und den Mahlzins von zwei unterthänigen Mühlen.“ Vorbehalten wird in Punkt 4 im Sinne des Gesetzes nur das Recht der Jurisdiction.

Die Anfertigung der Karte, deren Bild die Fig. 15 verkleinert wiedergiebt, hängt mit dem Freikauf zusammen. Die Karte ist so zu sagen das letzte auf den Freikauf bezügliche Document, durch welches der behördlich vermessene freie Hotter von der Comitatsbehörde und vom Grafen Kasimir Batthyány in Stellvertretung seines Bruders Gustav der Gemeinde übergeben wird.

Mit der Karte zugleich wurde auch ein Grundbuch angelegt. Leider ist nur mehr die Hälfte desselben vorhanden. Doch auch der Bruchtheil reichte hin, das in Nachfolgendem Enthaltene mit Sicher-

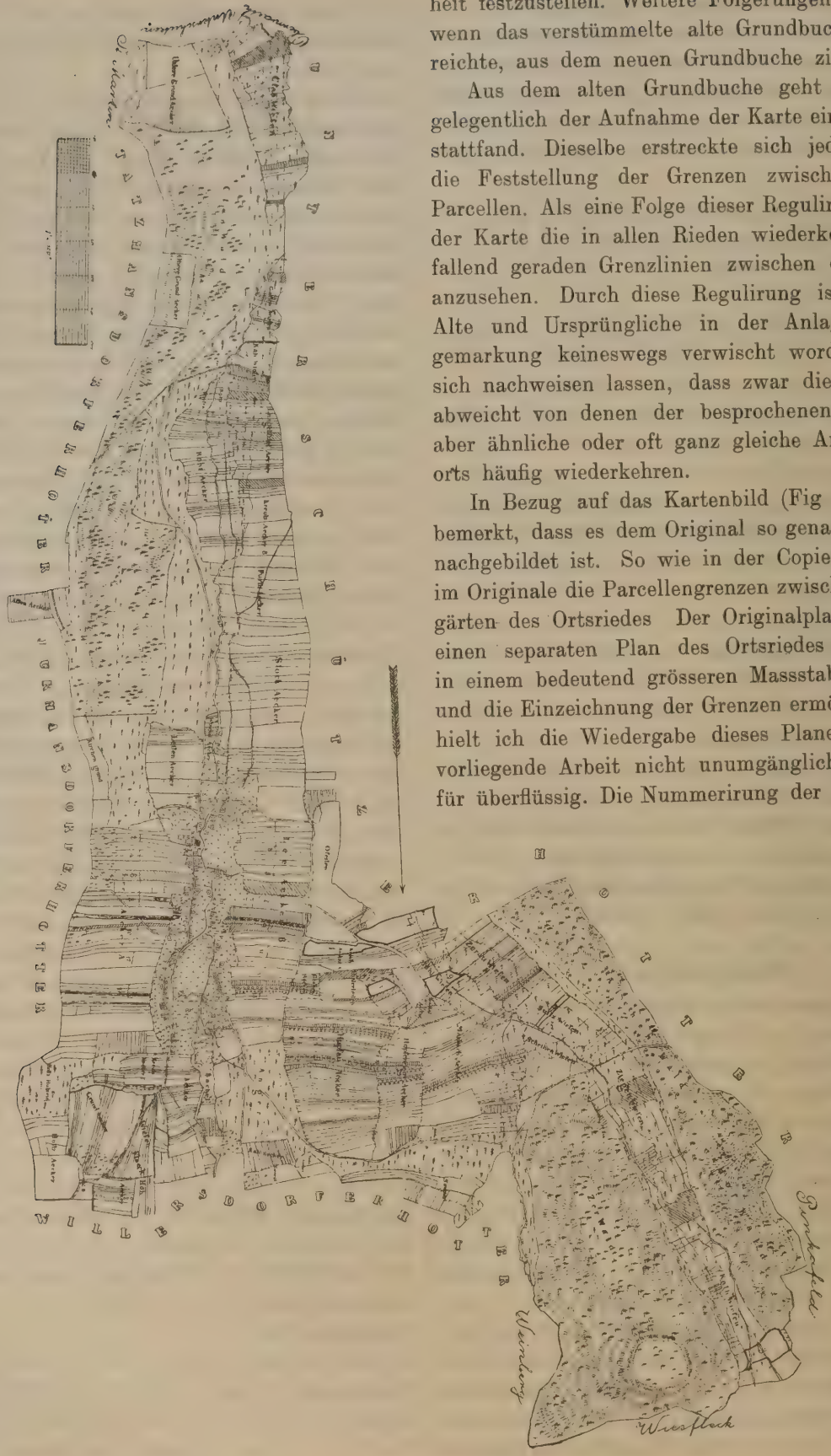


Fig. 15. Plan von Oberschützen.

heit festzustellen. Weitere Folgerungen liessen sich, wenn das verstümmelte alte Grundbuch nicht ausreichte, aus dem neuen Grundbuche ziehen.

Aus dem alten Grundbuche geht hervor, dass gelegentlich der Aufnahme der Karte eine Regulirung stattfand. Dieselbe erstreckte sich jedoch nur auf die Feststellung der Grenzen zwischen einzelnen Parcellen. Als eine Folge dieser Regulirung sind auf der Karte die in allen Rieden wiederkehrenden auffallend geraden Grenzlinien zwischen den Parcellen anzusehen. Durch diese Regulirung ist jedoch das Alte und Ursprüngliche in der Anlage der Dorfgemarkung keineswegs verwischt worden. Es wird sich nachweisen lassen, dass zwar die Anlage ganz abweicht von denen der besprochenen Dörfer, dass aber ähnliche oder oft ganz gleiche Anlagen vielerorts häufig wiederkehren.

In Bezug auf das Kartenbild (Fig 15) sei noch bemerkt, dass es dem Original so genau als möglich nachgebildet ist. So wie in der Copie, fehlen auch im Originale die Parcellengrenzen zwischen den Obstgärten des Ortsriedes Der Originalplan wird durch einen separaten Plan des Ortsriedes ergänzt, der in einem bedeutend grösseren Massstab gehalten ist und die Einzeichnung der Grenzen ermöglichte; doch hielt ich die Wiedergabe dieses Planes als für die vorliegende Arbeit nicht unumgänglich nothwendig, für überflüssig. Die Nummerirung der Parcellen, die

im Original für jedes Ried von 1 beginnt, musste mit Rücksicht auf die nothwendige Verkleinerung weggelassen werden.

Im Grossen und Ganzen hat sich die Flur Oberschützens seit den Vierziger-Jahren bis heute nicht wesentlich geändert. Wohl ist die Theilung grösserer Parcellen in kleinere auch in dieser Zeit weitergeschritten, auch sind die Hutweiden vertheilt und einzelne Wälder seither aus Gemeinbesitz in Privatbesitz übergegangen, doch das Bild hat sich im Allgemeinen auch bis jetzt nicht verändert, und das Ausmass des Hotters ist dasselbe geblieben. Nach dem neuen Grundbuche vertheilen sich heute die Liegenschaften des Dorfes, wie folgt:

Gärten . . .	113	Joch	178	Qklftr.
Ackerland . .	1070	„	945	„
Wiesen . . .	326	„	785	„
Hutweide . .	6	„	810	„
Wald . . .	534	„	446	„
Intravillau . .	103	„	1323	„
zusammen	2154	Joch	1287	Qklftr.

Das Dorf zählt (1891) 167 Häuser mit 1394 Einwohnern.

Von den Wäldern des Hotters bilden der sich nach Süden erstreckende Csaa-Wald (Cs = Tsch), so weit er bis heute nicht schon urbar gemacht und parcellirt wurde, und der sich an der westlichen Grenze hinziehende Eichwald Gemeinbesitz der Bewohner des Dorfes. Gemeinbesitz waren ehedem auch der Hof- und der Zehrwald. Sie wurden vor wenigen Jahren an die Sessionalisten des Dorfes vertheilt. Gemeinbesitz bildeten zur Zeit der Anfertigung der Karte ausserdem noch die Hutweiden: der im Norden des Dorfes gelegene Anger, die im nordwestlichen Theile des Hotters gelegene Holzhutweide und die langgestreckte Hutweide, die sich südlich des Dorfes, westlich vom Csaawalde an beiden Seiten der nach Unterschützen führenden Strasse ausdehnt. Alle diese ehemaligen Hutweiden sind heute schon in Culturland verwandelt, parcellirt und in Privatbesitz übergegangen. Gemeinbesitz waren auch alle jene Aecker, deren Namen mit dem Bestimmungsworte „Grund“ gebildet wurde. „Grund“ ist eine Verkürzung aus „Neugrund“. Diese Benennung deutet somit auf eine in neuerer Zeit vollzogene Urbarmachung aus Wald- und Hutweidegrund (zumeist Gemeingrund) hin. Zu diesen Aeckern, welche in noch junger Zeit Gemeingrund waren, gehören die auf der Karte schon parcellirten Grundäcker, welche, wie leicht erkennbar, aus der Holz-Hutweide abgetrennt worden sind, ferner die Oberen Grund-Aecker und die Unteren Grundäcker. Es sind dies noch ungetheilte Riede, die aus Waldland entstanden und in ersterer Zeit an Einzelne verpachtet worden sind. Hieher gehören auch die Kirchen-Grund-Aecker, die von Wald und Hutweideland begrenzt werden. Aus Gemeinland sind auch die Saupierl-Aecker (Saubühel-Aecker) entstanden, welche als eine Abtrennung von jenem Theile des Angers aufzufassen sind, der sich von der quadratischen Hauptfläche des Angers in schmalem Streifen nach Westen erstreckt und früher, wie der Name des Ackerriedes sagt, als Weide für die Schweine gedient hat.

Als spätere Rodungen sind ferner anzusehen die beiden Gereute *A* und *B*. Auch die Kreuz-Aecker *A*, *B* und *C* sind nicht anders zu deuten, denn als G'reuts-Aecker; sie sind also auch Rodgründe. Solche aus späterer Urbarmachung entstandene Gründe sind noch die Holz-Aecker, welche durch Ausholzen von Waldland, dann die Stock-Aecker, die durch das Ausstocken eines Waldlandes, ferner die Kah-Aecker und Kah-Wiesen, die durch Ausroden von Buschland (Kā = Gesträuch, Gestrüpp, auch lebender Zaun) gewonnen wurden. Planmässiger Entwässerung verdanken in späterer Zeit die Rohr-Wiesen, Rohr-Aecker (Rohr = Röhricht), die Sulz-Wiesen (Sulz = Sumpf) und die Kath- (eigentlich Koth; Kāt = Morast) Wiesen ihre Entstehung.

Unzweifelhaft sind schliesslich auch die aus der grossen sich nach Süden erstreckenden Hutweide abgetrennten Csaa-Wiesen, dann die sich an die Kah-Wiesen anschliessenden Gartenwiesen, ausserdem die zwischen den Kah-Wiesen und Kreuz-Aeckern *B* liegenden Langelistel[1])-Aecker und ferner die zwischen den Rodgründen der Kreuz-Aecker *B* und Stock-Aecker gelegenen Furt-Aecker neuerer Zeit entstammende Urbarmachungen. Die im vorstehenden Satze ausgesprochene Annahme findet ihre Bestätigung nicht nur in der Lage der genannten Riede neben oder zwischen anderen Rodgründen, sondern auch in der Bezeichnung, die ihnen im jetzt bestehenden Grundbuche der Gemeinde Oberschützen beigelegt wird. Nach dem Freikaufe wurden nämlich jene Gründe, die ursprünglich unzertrennlich zum Hause gehörten und die vorher mit dem Namen

[1]) „listel“ = dim. v. „luss“ = Losantheil. Die „Langelistel-Aecker“ sind also durch Verlosung an die einzelnen Besitzer gekommen.

Sessionalgründe belegt wurden, „Freibesitz“ genannt; alle anderen Gründe, die vordem Urbarial- oder Zinsgründe waren, heissen seither „Freigründe“. Als solche Freigründe oder ehemalige Urbarial- oder Zinsgründe, welche in den Grundbüchern gewohnheitsmässig mit einem ✠ bezeichnet werden, während die Sessionalgründe durch I gekennzeichnet sind, sind nämlich auch die in Rede stehenden Csaa-Wiesen, die Garten-Aecker, die Langelistel-Aecker und die Furt-Aecker angegeben.

Ausser den bereits aufgezählten und als Rodgründe gekennzeichneten Rieden sind im neuen Grundbuche noch die folgenden als solche oder ehemalige Urbarial- oder Zinsgründe angeführt, und zwar die im Süden liegenden Winkel- und Leiten-Aecker, die im Norden sich befindenden Tedel (Thörl?)-, Bachel- und Höh-Aecker und der Wiesfleck, ein noch heute stellenweise stark sumpfiges Wiesenried und die sich westlich vom Dorfe ausbreitenden O-seiten- (richtig Å'sait'n-, d. i. Abseiten-)Aecker[1]), die Graben- und Brückel-Aecker, die Hinterleite, welche zum Theile heute noch einen alten Eichenbestand aufweist, die Hopfau-, die Hopfenriegel- und die Marbach-Aecker und die Mühl-, Zehrau-, Scheiben- und Ziegen- (richtig Zicken-)Wiesen. Der Name des kleinen Marbaches und der Marbach-Aecker lassen eine zweifache Deutung zu. Entweder hat das Bestimmungswort Mar (ma. Måa) die Bedeutung einer stagnirenden Quelle (sal, sol) oder es deutet auf ein verkümmertes Mark (ma. Måa'ch = Grenze) hin. Der Markbach wäre dann als Grenzbach aufzufassen. In der That bildet der Bach auf eine Strecke die Grenze zwischen den Hottern der Gemeinden Oberschützen und Willersdorf.

Da alle bis jetzt aufgezählten Gründe sonach Urbarial- oder Zinsgründe waren, so bleiben als Sessionalgründe, d. h. als Gründe, die bei der Entstehung des Dorfes in erster Reihe urbar gemacht wurden, nur die beiden mit dem Namen Lee-Aecker *A* und Lee-Aecker *B* bezeichneten Riede, die sich unmittelbar hinter den Hausgärten nach Westen und Osten an das Dorf anschliessen, übrig. Bei näherer Durchsicht des Grundbuches ergab sich aber, dass nicht einmal alle Parcellen dieser beiden Riede als Sessionalgründe (jetzt Freibesitz) verzeichnet waren. Die südlichen und nördlichen derselben waren ebenfalls spätere, durch den Ausbau des Dorfes und durch die Errichtung neuer Häuser (Söllgerichte) entstandene, zu Zinsungen an die Grundherrschaft verpflichtete Rodgründe.

Als Sessionalgründe bleiben also nur die die Mitte einnehmenden Parcellen der Lee-Aecker *A* und *B* und die entsprechenden Theile des Ortsriedes übrig. In diesem Theile des urbar gemachten Landes, der im Verhältnis zum grossen ganzen Hotter der Gemeinde einen nur kleinen Bruchtheil ausmacht, haben wir den alten ersten Bestand des Dorfes mit den dazugehörenden wenigen Ackerparcellen zu erblicken. Es ist im Hinblick auf dieses geringe Ausmass des ursprünglich cultivirten Landes, das im Ganzen bei einer mittleren Länge von 660 Klftr. und einer mittleren Breite von 520 Klftr. nicht mehr als rund 215 Kat.-Joch umfasst, auf den ersten Augenblick nur an eine ganz beschränkte Anzahl von Besiedlern oder Gründern des Dorfes zu denken, die in gar keinem Vergleich steht mit der Zahl der Häuser (167) und Bewohner (1394) von heute.

Bis zur Anfertigung der Hotterkarte aus dem Jahre 1842, welche meiner Berechnung zu Grunde liegt, hat sich ein Bauernhof als ganzer Hof ungeschmälert erhalten, welcher nicht nur ein Bild von der Grösse jener ursprünglichen Hufen aus der Zeit der Gründung des Dorfes giebt, sondern auch einen Einblick in die Art der ursprünglichen Besiedlung gewährt; aus der Grösse dieses einen Hofes lässt sich, da für alle Höfe bei der Anlegung des Dorfes gleiches Ausmass vorausgesetzt werden kann, die Zahl der Hufen aus dem Gesammtausmasse der Sessionalgründe, welche, wie oben festgestellt, rund 215 Kat.-Joch betragen, unschwer und zuverlässig bestimmen.

Das Ausmass des erhalten gebliebenen ganzen Hofes, der bei einer mittleren Länge von 640 Klftr. und einer mittleren Breite von 35 Klftr. genau 14 Joch umfasst, dient uns zur Berechnung der vollen Anzahl der Hufen, welche in dem alten Ortsried und den beiderseits angrenzenden Lee-Aeckern, die ausgewiesenermassen 215 Joch umfassten, enthalten waren. Sehen wir zu, wie oft die 14 Joch des erhaltenen Hofes in den 215 Jochen der Sessionalgründe enthalten sind, so ergiebt sich in der Zahl 15 die Anzahl der bestandenen Hufen Es bleibt hiebei wohl ein Rest von 5 Joch, der wahrscheinlich auf die Wege entfallen dürfte, die zwischen den ein-

[1]) In einem vor mir liegenden Brief bittet der Bauer Michael Posch den Grafen Theodor de Batthyány in Güssing „um gnädigste Erlaubnis von der so genannten Abseiten zu einem Acker ohngefähr bei zwei Joch auskräuten zu dürfen“. Da die Bittschrift aus dem Jahre 1804 stammt, ist durch sie erwiesen, dass die Abseite damals noch Wald war.

zelnen Hufen hinliefen und sich zum Theil bis heute erhalten haben.

Der erhalten gebliebene ganze Hof, welcher in der Karte (Fig. 15) mit 6 bezeichnet ist, giebt zugleich ein Bild von der Lage der Hufen neben einander. Da sich eine Reconstruction der Höfe, wie sie in der Karte durch die von 1—15 fortlaufenden Zahlen bewerkstelligt wurde, an der Hand des neuen Grundbuches und der älteren Karte vom Jahre 1842 nicht durchführen liess, so musste dieselbe mit Hilfe von sach- und ortskundigen Männern und mit der Karte in der Hand an Ort und Stelle versucht werden. Vielfach kam dabei der Umstand zu Hilfe, dass die Theilung der Höfe im Laufe der Zeit weniger durch Kauf oder Verkauf, sondern durch Realerbtheilung erfolgte [1]).

So sitzen heute noch in den Höfen, die im Laufe der Zeit neben dem ersten ursprünglichen Hofe auf

[1]) Durch den Landmann Tobias Posch wurde mir folgender Heirats-Contract übergeben, der seines interessanten Inhaltes wegen hier vollinhaltlich wiedergegeben ist:

In dem Nahmen der allerheiligsten
Dreyeinigkeit, Gottes des Vaters, des Sohnes
und des Heiligen Geistes Amen.

Ist Anheut zu Endgesetzten Dato, mit Vorher Wohlgepflogenen Rath und Consentz Beiderseits Befreunden, und Beystands, ein ordentlicher Heyraths Contract abgeredtet und beschlossen worden, zwischen den Ehrbahren Jüngling Mathias Posch, Weyland des Ehren geachten Michael Posch, Selig in Todt entschlafen, und Rosina dessen Ehewirthin so noch am leben, Ehelich erzeigter Sohn. Dann auch der Ehr und Tugendsamen Jungfrau Maria, des Ehrn geachten Johann Kurtz Selig in Todt entschlafenen, und Suszanna dessen Ehewirthin, so noch am Leben, Wohnhaft in Dorf Oberschützen Ehelich erzeigten Tochter Jungfrau als Brauth.

Erstlich ist gemelten Jung Herrn Bräudigam Mathias Posch auf sein Christliches ersuchen und begehren oberedte Jungfrau Brauth Maria bis auf Briesterliche Cupilatzion zu einer zukünftigen Ehe und wirthins gespan und Brauth versprochen worden.

Zum Anderten Verheyrath, ich als Mutter Rosina Poschin meinem Lieben Sohn Mathias Posch von meinem Hauß und Wirthschaft den vierten Theil, und 110 fl. Sage Hundert und Zehen Gulten zum freyen Heyraths Gut oder Morgen verbleiben Soll. Dieses benante Heyraths Gut verheyrath der Jung Herr Bäutigam Mathias Posch Seiner Vielgeliebten Jungfrau Brauth Maria Kurtz. Und auf den Haus den Heimsitz auf das Niemand Macht sie zu vertreiben. Und wenn sie Gott möchte durch den Zeitlichen Todt von einander scheiden sie auch Fug und recht hat einen andern hin zu Heyrathen.

Zum dritten Verheyrath ich als Mutter Rosina Poschin meinen Sohn Mathias Posch als Bräutigam nach meinem absterben von meinen Hauß und Wirthschaft die Hälfti sollen sich die zwey Brüder nicht vergleichen oder betragen, so verpflichtet sich Mathias Posch als Haußbesitzer seinen Bruder mit Gelt zu befriedigen.

Viertens Was beide Eheleuth durch den Reichen Segen Gottes gewinnen, ererben oder erwerben oder durch andere gute Ehrliche Mittel an sich bringen, das Soll ein einziges Gutt seyn und verbleiben.

5tens Wann diese Conleuth möchten ohne Eheliche Leibs Erben des Todes von einander scheiden, welches Gott Lange Zeit behüten wolte, so ist hierinen gemacht und geschrieben, das der überlebente theil, denn Verstorbenen seinen Nächsten Befreunden den Tritten Theil hinaus zu zahlen Schuldig Seye.

6tens Sollte an paaren Gelt oder angelegtes Capittal von der Mutter Rosina Poschin oder von ihren Selig in Todt entschlafenen Vatter Michael Posch etwas hinterblieben sein so soll ein Kind wie das andere Erb darzu sein.

Treylich undangeführte Zeugen, Habe ich gebethen als Jung Her Bräutigam auf meiner Seiten den Wohl Ehrn geachten Mann Johann Kirnbauer wie auch den Ehr geachteten Mann Georg Brunner alle bede von Oberschützen auf der Jungfrau Brauth Seiten den Wohl Ehrn geachten Mann Michael Jany wie auch die Ehrgeachten Männer Michael et Stephan Unger alle bede von Oberschützen. Haben diesen Heyraths Contract zur Glaubwürdigkeit mit ihren eigenen Handschrift und Petschaft verfertiget.

Welches geschehen d 4ten Jully 1808.

† Rosina Poschin
als Haußmutter

Johann Kirnbauer m. p.

L. S. Georg Pruner m. p.

Michael Jany als Beystand L. S.
auf der Praudseit

L. S. Michael Unger als Zeig

Steffan Unger als Zeig L. S.

Nachdem die Wirtschaften Zertheilungen nicht mehr statt findet, und von Seiten der hohen Herrschaft gänzlich eingestellt ist, daher wird der dritte Punct im gegenwärtigen Heurathskontrakt, soweit er sich auf die Wirtschaft-Zertheilung erstrecket für ungiltig erklärt, und darf nicht mehr als ein Haußwirth seyn und verbleiben. Uibrigens wird dieser Heurathskontrakt |:Salvo Jure Donali:| hiemit bestättiget; In Hinsicht der Zinßgründe nur insoweit als sich die Freyheit vermög Urbarial Regulierung des 8ten Punctes 18er §o erstrecket, nämlich von der Zeit des eingeführten Urbary 1768er Jahrs um den bestimmten Preis das Joch a 10 f. — Die Ausrottungskösten 4 f. — Zusammen vierzehn Gulden sich verstehen.

Bernstein den 4en Juny 1817.

L. S. Pr. Amts Kanzley

J. Gutmann m. p.
Inspector.

Aus dem vorstehenden Heirats-Contract erhellt deutlich die ortsübliche Art der Vererbung von Bauerngütern an die Nachkommenschaft, wie sie vor 100 Jahren vor sich ging und fast vollkommen gleich auch heute gehandhabt wird. Die Nachschrift, welche von der Amtskanzlei der gräfl. Präfectur angefügt wurde, bestätigt, dass die Wirtschaften-Zersplitterung bis zur Zeit der Ausstellung des Contractes üblich war, ihr aber in Zukunft entgegengearbeitet werden soll.

einer Hufe errichtet wurden, sehr häufig ausschliesslich Verwandte, die nicht selten ein und denselben Familiennamen tragen, so z. B. auch auf der Hufe, welche die Nr. 5 trägt. Das Stammhaus liegt zwischen der alten Dorfstrasse und dem östlichen Ufer des Baches und führte den Namen „Kirchenposch". Durch Erbtheilung zerfiel der Hof zuerst in zwei Hälften. Der Bach wurde hiebei im langen Streifen zur Grenze der beiden halben Hufen. Auf der westlichen Hälfte wurde ein zweiter Hof errichtet, der „Winkelposch". Sein Besitzer führt heute noch den Namen Posch. Die westliche Halbhufe wurde dann schliesslich der Länge nach wieder in zwei Theile getheilt, so dass dort zwei Viertelhufen entstanden. Die eine ist die des „Winkelposch", während auf der anderen ein dritter Hof entstand, der sich auch im Besitze eines Bauern Namens Posch befindet. So lässt sich also heute noch die Hufe Nr. 5 als Posch'sche Hufe ansprechen. Auf gleiche Weise liess sich der Familienname des ursprünglichen Besitzers der Vollhufe überall noch feststellen, wenngleich sich in vielen Fällen unter 3—5 Besitzern einer alten Hufe nur bei einem Besitzer der alte Familienname erhalten hat. In solchen Fällen haben sich Hausnamen erhalten, die daran erinnern, dass Verwandte in den auf dem Territorium einer alten Hufe errichteten Häusern gewohnt haben. Man kann darum, wenn man die alten Hufen von Nr. 1—15 mit dem Namen ihrer ursprünglichen Besitzer benennen will, mit fast voller Bestimmtheit der Reihenfolge nach von 1. der Neubauer'schen, 2. der Kurz'schen, 3. der Schranz'schen, 4. der Polster'schen, 5. der Posch'schen, 6. der Unger'schen, 7. der Ratz'schen, 8. der Bruckner'schen, 9. der Jany'schen Hufe, 10. der Gemeinde-Hufe, 11. der Kurz'schen, 12. der Klennerschen, 13. der Polster'schen, 14. der Gross'schen und 15. der Zumpf'schen Hufe sprechen [1]).

Die alten Hufengrenzen und damit die Zusammengehörigkeit jener an Zahl oft gross, an Ausdehnung oft aber recht schmal gewordener Parcellen, die ehemals eine Vollhufe gebildet haben, liess sich häufig durch jene schmalen Zufahrtswege feststellen, deren oben schon gedacht wurde und die heute noch in vielen Fällen rechtwinklig von der Dorfstrasse hinaus- und parallel zu einander an den Parcellen entlang laufen. Sie bildeten ehemals die Grenzen zwischen den Hufen. An manchen Stellen sind diese Grenzwege in Ackerland umgewandelt worden; ihr ehemaliges Vorhandensein lässt sich aber an den in bestimmten Abständen wiederkehrenden, grabenähnlichen Einbuchtungen erkennen. Vielfach sind es gerade diese aufgelassenen und in Ackerland umgewandelten Wege, welche heute das Territorium eine der alten Hufen um zwei oder drei Klafter breiter erscheinen lassen, als das einer anderen.

Wie weit die Zersplitterung der Vollhufen im Laufe der Jahrhunderte vor sich gegangen ist, zeigen die wenigen Einzeichnungen, welche ich nach dem Grundbuchs-Fragmente aus den Vierziger-Jahren vorgenommen habe. Voll und ganz ist nur noch die Hufe Nr. 6, die durch schräge Schraffen in der Richtung von Südosten nach Nordwesten gekennzeichnet ist, erhalten. In der Hufe Nr. 8, die durch abwechselnd ausgezogene und punktirte Linien hervorgehoben ist, ist nur noch der Theil in den Lee-Aeckern *B* noch ungeschmälert erhalten, während der Theil in den Lee-Aeckern *A* schon auf die Hälfte reducirt ist. In die andere Hälfte theilen sich hier schon zwei neue Besitzer, von denen jedem ein Viertel dieser Hufenhälfte oder ein Achtel der Vollhufe zugefallen ist. Von der Hufe Nr. 9 besitzt ein Bauer, Johann Jany, in den Lee-Aeckern *B* noch die Hälfte, in den Lee-Aeckern *A* jedoch nur mehr ein Viertel. In den Lee-Aeckern *A* sind die drei übrigen Viertel in den Vierziger-Jahren an die damals in Oberschützen gegründeten Lehranstalten übergegangen. In die Hälfte des Antheiles der Hufe Nr. 9 in den Lee-Aeckern *B* theilen sich drei Besitzer, und zwar einer (der Besitzer der Hufe Nr. 6) zu einem Viertel und zwei andere (Joh. Georg Házivár und Josef [und Franz] Wartler) zu je einem Achtel dieses Antheiles oder zu je einem Sechzehntel der ganzen Hufe.

An der nördlichen Grenze der Hufe Nr. 10 läuft eine Strasse hin, die nach Pinkafeld führt. Sie theilt das Dorf in zwei Theile, von denen der südliche Theil das Untertrumm, der nördliche Theil das Obertrumm genannt wird. Im Obertrumm ist die Zersplitterung der Hufen noch weiter gegangen als im Untertrumm. Es findet sich hier im Umfange der alten Hufen kein einziger Bauer mehr, der Antheile in beiden Lee-Aeckern aufzuweisen hätte. Dies bezeugen auch die drei durch Einzeichnungen hervorgehobenen Besitzungen der Bauern Johann (und Michael) Kirnbauer (wagrechte Schraffirung), Mathias Krautsack (kleine Ringe) und Georg Graf (Punkte). Wie weit im Obertrumm die Zersplitterung gegangen,

[1]) Die Hufe Nr. 10, welche ich mit dem Namen „Gemeinde-Hufe" belegte, dürfte als „ödgewordene" Hufe an die Gemeinde gefallen sein.

zeigen zudem noch die in den Lee-Aeckern *A* gelegenen Parcellen eben der Hufen Nr. 14 und 15, aus denen die vorstehend genannten Bauern ihre Antheile in den Lee-Aeckern *B* besitzen.

Die Theilung der Hufen mag schon in der ersten Zeit nach der Gründung des Dorfes begonnen haben. Da die Hufen ohnedies nicht gross angelegt worden waren, wird sich gar bald das Bedürfnis nach neuem Ackerland geltend gemacht haben. So werden dann als erste Rodgründe, als Urbarmachungen aus Waldland die Hupfau-, Hopfriegel- und Marbach-Aecker entstanden sein. In diesen grossen Rieden scheinen alle alten Höfe Antheile bekommen zu haben, nicht so auch in den vielen kleinen Rieden, welche oft aus nicht mehr als 6—14 Parcellen bestehen. Es scheinen diese Gründe je nach Nothwendigkeit und auf specielles Ansuchen von der Grundherrschaft an Einzelne oder an Genossenschaften zur Urbarmachung überlassen worden zu sein (vgl. die Anm. S. 132). Auf genossenschaftliches Roden weisen auch jene Acker- und Wiesenflächen hin, welche auf dem Neulande der Rieden Kreuzäcker *A*, Hinterleiten, Mühl-, Sulz- und Kothwiesen mit den Ziffern 1, 1, 7, 9, 7 und 3 bezeichnet und durch starke schwarze Ränder eingefasst sind. Sie sind nämlich Gemeingut der vier Besitzer der ehemaligen Hufen Nr. 6 und 9.

Das Bild, welches uns die 15 parallel nebeneinander liegenden Hufen, von denen jede einzelne sich in annähernd gleicher Breite von der auf dem Kamme des östlichen Hügels hinziehenden Grenze des Hotters quer durch das Thal bis zum höchsten Punkte der westlichen Hügelkette erstreckt, ist dem Bilde aller jener Dorfanlagen gleich, die Meitzen mit der Bezeichnung Waldhufendörfer belegt und von denen er nachweist, dass sie ihr Entstehen „planmässiger Zutheilung ganzer zu rodender Wälder an Kolonen“ durch Herrschaften verdanken[1]). „Die Idee dieser Anlagen,“ sagt Meitzen an der angeführten Stelle weiter, „war, die Hufen je in nur einem Stück von einer zweckmässig belegenen Strasse aus möglichst bis an die Grenze der Gemarkung, also in langen, verhältnismässig schmalen Streifen nebeneinander zu legen.“ Wir haben also in Oberschützen eine Waldhufen-Anlage vor uns.

Aus dem ältesten Bestand der Gemarkung Oberschützens lässt sich nun auch auf das älteste Aussehen des Dorfes schliessen. Auf jeder Hufe muss ehedem nur ein Gehöfte gewesen sein, so dass das Dorf anfangs nur aus 15 Gehöften bestand. Da jene Dorfstrassen, welche sich am westlichen Ufer des Willerbaches hinzieht, erst während der Fünfziger-Jahre angelegt wurde, dürften die Gehöfte, welche an dieser Strasse liegen, jüngeren Ursprunges sein als jene am östlichen Ufer des Baches. Auf diesem Ufer haben wir also die alten Gehöfte zu suchen. Von den Häusern, die an der alten Strasse liegen, sind nun wieder jene die älteren, welche zwischen der Strasse und dem Bache liegen. Durch lange Zeit war nämlich der Bach die einzige Fahrstrasse des Dorfes und noch heute kehren manche der Häuser, welche zwischen Strasse und Bach liegen, nicht der Strasse, sondern dem Bache die Hauptfront zu. Hier werden also die ersten Gehöfte des Dorfes in einer Entfernung von 40—55 m in einer einzigen Reihe angelegt worden sein. Wie Waldhufendörfer zumeist, so wird auch Oberschützen ursprünglich ein Reihendorf gewesen sein.

Die Grösse je einer der alten Hufen wurde oben zu 14 Kat.-Joch = 8·15 ha festgesetzt. Es ist dies im Allgemeinen und auch im Vergleiche zu der Grösse der Hufen in Mariasdorf, Willersdorf und Schmiedreuth ein kleines Hufenausmass; zieht man jedoch den sich auf 82·68 ha belaufenden Antheil einer der 15 Hufen am ganzen verhältnismässig grossen Hotter, der, wie oben nachgewiesen, 2154 Kat.-Joch 1287 Qklftr. umfasst, in Betracht, so erhalten wir ein Hufenausmass, das an Grösse alle bisher festgestellten überragt.

Hattmannsdorf.

Das Dorf Hattmannsdorf liegt im niederösterreichischen Bezirke Kirchschlag, 5 km nördlich von Schmiedreuth und 4 km von der dreifachen Grenze entfernt. Das Dorf bildet mit den Rotten (Ortschaften) Ofenegg, Maltern, Züggen, Kirchschlagl, Harmannsdorf und Hochneukirchen die Ortsgemeinde Hochneukirchen, ist also ein Theil dieser Ortsgemeinde, bildet aber als Rotte oder Ortschaft für sich ein Dorf mit scharf abgegrenzter Gemarkung.

Die Karte Fig. 16 giebt ihr Bild. Sie ist entstanden aus einer Pause der im Gemeindeamte von Hochneukirchen erliegenden Katasterkarte der Ortschaft.

Der nördliche Theil der Dorfmark gehört dem Thale des Hochneukirchenbaches an, der sich in den Schäffernbach, einen Zufluss der Pinka, ergiesst; der südliche Theil liegt im Quellgebiete der Tauchen, die in südlicher Richtung über Maltern und Tauchen

[1]) August Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der West- und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Flamen und Slawen. 1895, Berlin (W. Hertz). Bd. II, S. 329.

Fig. 16. Plan von Hattmannsdorf.

und an Mariasdorf vorbei nach Schlaining und weiter fliesst.

Das Dorf liegt auf der Höhe der Wasserscheide zwischen diesen beiden Bächen 741 m über dem Meere. Sowohl nach Norden als auch nach Süden fällt das Terrain vom Dorfe aus steil ab. Der kaum 1 km vom Dorfe entfernte Hochneukirchenbach liegt schon circa 150 m tiefer als der Ort; das Dorf Maltern, das nicht mehr als 4 km südlich von Hattmannsdorf in der Thalsohle des Tauchenbaches sich ausdehnt, liegt 250 m tiefer als dieses. Der vom Dorfe nach Süden abfallende Theil der Gemarkung

ist zudem durch von Norden nach Süden sich erstreckende Gräben tief eingeschnitten. Einer dieser Gräben läuft an der östlichen Grenze, der zweite an der westlichen Grenze und der dritte ungefähr durch die Mitte dieses Theiles der Gemarkung hin. Die Böschungen der Gräben sind so steil, dass sie nicht zum Anbau verwendet werden können. Sie sind mit Wald bedeckt. Auf den nach Süden abfallenden Hügelrücken, die sich zwischen diesen Gräben erheben, breitet sich ein wesentlicher Theil der Ackerfelder der Gemarkung aus.

Die Liegenschaften des Hotters theilen sich:

in Ackerland . . .	zu	287	Kat.-Joch	223	Qklftr.
„ Hausgärten . . .	„	3	„	802	„
„ Wiesen	„	30	„	129	„
„ Weiden	„	14	„	846	„
„ Wald	„	285	„	843	„
„ Bauareal . . .	„	3	„	296	„
„ Hauswege . . .	„	—	„	862	„
„ unprod. Grund .	„	—	„	995	„
„ öffentl. Wege .	„	11	„	473	„
„ Dorfplatz . . .	„	1	„	750	„
„ Gewässer . . .	„	1	„	632	„
Gesammtausmass des Hotters		639	Kat.-Joch	451	Qklftr.[1])

Wie aus dieser Zusammenstellung zu ersehen ist, nehmen Ackerland und Wald zu fast gleichen Theilen den grössten Theil des Hotters ein. Das Ausmass der Wiesen kommt kaum dem neunten Theil der Fläche an Ackerland gleich, und das Ausmass der Weiden, die zumeist in Grasland bestehen, das seiner Steilheit wegen nicht zum Anbau verwendet werden kann, ist wieder nur halb so gross als das der Wiesen. Die Gärten nehmen nur einen verschwindend kleinen Bruchtheil der Gemarkung des Dorfes ein. Es treten hier also ganz eigenartige Verhältnisse in der Vertheilung der Bodengattungen auf, die von denen der besprochenen Dörfer stark abweichen.

Der Wald, welcher den nördlichen Theil des Hotters einnimmt, dürfte früher Gemeingut der Bauern gewesen sein, wie z. B. der Wald, der im Süden an die Gemarkung von Hattmannsdorf grenzenden Ortschaft Offenegg als genossenschaftlicher Wald auch heute noch Gemeingut der Bauern des Dorfes ist. Die Auftheilung des Waldlandes scheint in Hattmannsdorf nicht auf einmal vorgenommen worden zu sein. Die grossen unregelmässigen Waldparcellen dürften einer Auftheilung aus älterer Zeit ihr Entstehen verdanken. Der nordwestliche Theil wird dann noch Gemeinwald geblieben sein. Die zum Theile schmalen, streifenförmigen und zum Theile blockförmigen, aber regelmässigen Waldparcellen dieses nordwestlichsten Theiles weisen auf eine Auftheilung in neuerer Zeit hin.

Schon ein nur oberflächlicher Blick auf die Karte lässt dann weiter erkennen, dass auch die Anlage des Dorfes und die Art der Vertheilung des Ackerlandes nicht annähernd der Anlage eines der besprochenen Dörfer oder der Anordnung des Ackerlandes derselben gleich kommt. So wie die grossen unregelmässigen Waldparcellen vollkommen ungeordnet und ungleich nach Form und Grösse durcheinander liegen, so liegen auch die Aecker in grossen ungleichen Parcellen planlos im Gemenge durcheinander. Von Gewannen ist hier keine Rede. Auch jener kleine Complex von Ackerstreifen, der sich in südöstlicher Richtung vom Dorfe an die Hausgärten anschliesst, kann nicht als Gewann, sondern muss wahrscheinlich als eine Auftheilung von Gemeinland aus neuerer Zeit angesehen werden. Es dürfte dieser dem Dorfe nahe liegende Ackercomplex aus einer umzäumten Nachtweide für das Vieh des Dorfes entstanden sein.

Zur Ortschaft Hattmannsdorf gehören 24 Häuser. Sie tragen die Nrn. 1—24 und sind in der Karte (Fig. 16) durch die Buchstaben *a*—*x* bezeichnet. Von den 24 Häusern ist *u* eine Flachs- oder Brechelstube, die ein Eigenthum der Gemeinde bildet. Zur Flachsstube gehören keine Liegenschaften. Unter *n*, *t*, *v*, *w* und *x* liegen kleine Häuschen, sogenannte „Ausnehmer-Stübchen", die zu einzelnen Bauernhöfen gehören und in die sich die Bauern, wenn sie alt geworden sind und die Wirtschaft einem ihrer Kinder übergeben haben, in die „Ausnahme" zurückziehen. Von diesen Ausnehmer-Stübchen liegt nur eines (*n*) im Dorfe. Zu keinem derselben gehören Grundstücke. *m*, *o* und *s* sind „Kleinhäuser". Ihre Besitzer sind keine Bauern, sondern arme Leute, die sich zumeist durch Tagwerk das Leben fristen. *m* und *s* liegen im Dorfe und haben keinen Besitz an Liegenschaften, während zu *o*, das ausserhalb des Dorfes, im Hochneukirchenbachthale liegt, ein kleiner Acker von nur 88 Qklftr. und eine Wiese von 689 Qklftr. gehören. Vom Dorfe entfernt und ebenfalls im Hochneukirchenbachthale liegen auch zwei Mühlen: *p* und *q*. Die Gründe, welche zu diesen Mühlen gehören, liegen vollkommen arrondirt beisammen und sind wahrscheinlich durch Rodung aus Waldland entstanden. Zur Mühle *p* gehören 26 Joch 1022 Qklftr. Diese

[1]) Vgl. die S. 139 folgende Tabelle.

Gründe sind in der Karte durch schräge, abwechselnd ausgezogene und punktirte Linien hervorgehoben und weisen ausserdem noch das Kartenzeichen (K.-Z.) *p* auf. Zur Mühle *q* gehören 15 Joch 140 Qklftr. Dieser Mühlenbesitz ist durch senkrechte, abwechselnd ausgezogene und punktirte Linien und jede Parcelle durch das K.-Z. *q* gekennzeichnet.

Alle noch übrigen 13 Häuser sind Bauernhäuser und die dazugehörigen Besitzthümer sind Bauerngüter. Von diesen 13 Bauernhöfen liegen jedoch wieder vier als „Einschichthöfe" weit vom Dorfe entfernt, während nur neun davon: *b*, *d*, *e*, *f*, *g*, *i*, *j*, *k* und *l* im Dorfe sind; sie bilden mit den oben bereits erwähnten Kleinhäusern *m* und *s* und mit dem Ausnehmer-Stübchen *n* das eigentliche Dorf. Die Häuser des Dorfes bilden keine Gasse, sondern liegen im Kreise um einen runden Dorfplatz. Dabei wenden alle Häuser — es sind fränkische Gehöfte — die zweigiebelige Hauptfront dem Dorfplatze zu. In der Mitte derselben liegt eine Kapelle. Hattmannsdorf bildet demnach ein Runddorf.

Wenden wir uns nun wieder den Liegenschaften oder besser deren Anordnung zu. Ich habe in der Karte (Fig. 16) durch schräge, von Südwest nach Nordost laufende Schraffirung den Besitz des Bauern Franz Gamperl hervorgehoben, der sein Haus im Dorfe stehen hat. Die Grundstücke dieses Bauern tragen ausser der Schraffirung das K.-Z. *e*. Aus der Schraffirung lässt sich ersehen, dass Gamperl seine Grundstücke der Hauptsache nach in drei grossen Blöcken beisammen liegen hat; zwei davon liegen südlich, einer nördlich vom Dorfe. Der südlichste Block besteht aus drei, der mittlere aus fünf und der nördlichste ebenfalls aus fünf Parcellen. Zu den Liegenschaften des Bauern Gamperl gehören dann noch ein kleiner Obstgarten und eine kleine Ackerparcelle, die an das Haus angrenzen, ferner eine jener streifenförmigen Ackerparcellen, von denen ich oben angenommen habe, dass sie aus einer Nachtweide entstanden sein dürften, und schliesslich aus einer grossen unregelmässigen und zwei kleinen regelmässigen Waldparcellen im nordwestlichsten Theile des Hotters.

Genau in derselben Weise sind auch die Gründe aller übrigen Bauern, die ihre Häuser im Dorfe haben, in der Flur vertheilt. Wie der Bauer Franz Gamperl, besitzen auch sie stets drei oder zwei grosse Blöcke, wovon einer gewöhnlich im nördlichen Theil der Gemarkung liegt. Jeder der Blöcke besteht aus mehreren, zumeist drei bis sieben Parcellen. Zu diesen zwei bis drei grossen Blöcken kommen dann noch zwei bis drei kleine Parcellen in der unmittelbaren Nähe des Hauses, ein Streifen in der gewannähnlichen Ackerpartie südöstlich vom Dorfe und ein oder zwei grosse unregelmässige und ein oder zwei kleine regelmässige Waldparcellen. Es lässt sich dies leicht aus der Karte ersehen, da jede Parcelle mit dem Kartenzeichen des Hauses bezeichnet ist, zu welchem sie gehört.

Ganz ähnlich wie die Ländereien der neun Dorfbauern liegen nun auch noch die Gründe, welche zu einem der vier Einschichtshöfe gehören. Dieser Einschichtshof trägt das K.-Z. *a*. Sein Besitzer ist der Bauer Johann Schabauer, und der Besitz ist durch Schraffirung, die von Südost nach Nordwest gerichtet ist, gekennzeichnet. Er besteht in seiner Hauptsache aus zwei Blöcken, davon liegt der eine südlich vom Dorfe, der andere nördlich im Gebiete des Hochneukirchenbaches. Der südliche, grössere Block umfasst neun Parcellen. In der Mitte desselben liegt der Bauernhof. Der nördliche Block schliesst sechs Parcellen in sich. Ausserdem besitzt Johann Schabauer noch zwei grosse unregelmässige und zwei kleine regelmässige Waldparcellen. Im gewannähnlichen Ackerfelde hat er aber keinen Antheil. Auffallend aber ist es, dass er im Dorfe ein Gärtchen besitzt, das neben dem Kleinhause *s* liegt. Es lässt dies die Vermuthung zu, dass ein Vorfahre Schabauer's sein Haus auch noch im Dorfe hatte und es dann der leichteren Bearbeitung der Grundstücke wegen in den südlichen Theil des Hotters verlegte, wo er ja die grösste Masse seines Besitzes beisammen liegen hatte. Die Verlegung musste zu einer Zeit stattgefunden haben, während welcher das gewannartige Ackerfeld noch ungetheiltes Gemeinland war; der Bauer hat sich wahrscheinlich durch die Verlegung des Hauses aus dem Dorfe in die freie Feldflur sein Anrecht auf das Gemeinland verwirkt.

Die vollkommen planlose Art der Vertheilung der Grundstücke, die den neun Dorfbauern und dem Einschichthofe *a* zugehören, lässt nicht auf eine Anlage des Dorfes durch selbständige, gleichberechtigte Genossen schliessen. Es wäre bei einer genossenschaftlichen Theilung des Hotters nicht möglich gewesen, die Liegenschaften so willkürlich in Bezug auf die Qualität des Bodens und seiner Lage und Entfernung vom Dorfe an die einzelnen Bauern zuzumessen. Einer genossenschaftlichen Anlage des Hotters widerspricht auch die Verschiedenheit in der Grösse dieser Bauerngüter, die durch die folgende Tabelle nachgewiesen ist.

H.-Nr.	K.-Z.	Name	Ch.	Bau-areal	Garten	Aecker	Wiesen	Weide	Wald	Haus-wege	Un-productiv	Parc.-Zahl	Gesammtbesitz	Bemerkungen
1	a	Schabauer Johann	B.	0·186	0·260	26·1433	3·776	0·1087	21·204	0·300	—	21	52 J. 1046 Qklf.	im Gemenge
2	b	Ritter Franz	B.	0·357	0·216	23·722	0·710	4·1054	21·1100	—	—	19	50 „ 959 „	„ „
3	c	Kager Josef	B.	0·185	—	22·260	—	—	16·1185	—	—	4	39 „ 30 „	arrondirt
4	d	Beigelböck Leopold	B.	0·196	0·301	19·695	1·1109	0·1036	21·1255	—	—	22	43 „ 1392 „	im Gemenge
5	e	Gamperl Franz	B.	0·195	0·299	21·481	3·105	0·824	19·985	—	—	19	44 „ 1289 „	„ „
6	f	Halbauer Augustin	B.	0·288	0·453	23·1170	1·378	—	27·938	—	—	18	53 „ 27 „	„ „
7	g	Stübegger August	B.	0·227	0·470	16·1515	0·1299	0·343	18·841	—	—	18	36 „ 1495 „	„ „
8	h	Ratz Josef	B.	0·301	0·688	18·614	0·1342	0·207	14·303	—	—	20	34 „ 255 „	arrondirt
9	i	Plank Mathias	B	0·207	0·807	15·1065	1·618	0·532	18·1032	—	—	19	36 „ 1061 „	im Gemenge
10	j	Ringhofer Johann	B.	0·216	—	17·814	1·894	0·370	16·964	—	—	17	36 „ 58 „	„ „
11	k	Schuh Mathias	B.	0·190	—	15·662	0·619	1·1440	15·1049	—	—	11	33 „ 760 „	„ „
12	l	Edelhofer Franz	B.	0·193	0·240	19·1038	—	—	20·1454	—	—	12	40 „ 1325 „	„ „
13	m	Ringhofer Theresia	Kl.	0·80	—	—	—	—	—	—	—	1	0 „ 80 „	zu H.-Nr. 10 gehörig
14	n	Ritter Franz	A.-St.	0·86	—	—	—	—	—	—	—	1	0 „ 86 „	„ „ 2 „
15	o	Höfer Anton	Kl.	0·66	—	0·88	0·689	—	—	—	—	3	0 „ 843 „	—
16	p	Winkler Josef	M.-B.	0·618	—	8·1440	4·1398	1·464	11·302	—	—	9	26 „ 1022 „	arrondirt
17	q	Weber Daniel	M.-B.	0·174	—	5·1326	3·119	—	6·121	—	—	7	15 „ 140 „	„
18	r	Schabauer Johann jun.	B.	0·840	1·19	30·398	6·853	1·276	35·310	0·562	0·995	18	75 „ 1053 „	„
19	s	Edelhofer Katharina	Kl.	0·180	0·249	—	—	—	—	—	—	2	0 „ 429 „	—
20	t	Gamperl Franz	A.-St.	0·70	—	—	—	—	—	—	—	1	0 „ 70 „	zu H.-Nr. 5 gehörig
21	u	Gemeinde Hattmannsdorf . . .	F.-St.	0·95	—	1·902	0·420	2·1213	—	—	—	7	4 „ 1030 „	im Gemenge
22	v	Stübegger August	A.-St.	0·34	—	—	—	—	—	—	—	1	0 „ 34 „	zu H.-Nr. 7 gehörig
23	w	Weber Daniel	A.-St.	0·65	—	—	—	—	—	—	—	1	0 „ 65 „	„ „ 17 „
24	x	Schabauer Johann jun.	A.-St.	0·47	—	—	—	—	—	—	—	1	0 „ 47 „	„ „ 18 „
				3·296	3·802	287·223	30·129	14·846	285·843	0·862	0·995	252	625 J. 196 Qklf.	
													Wege . . . . . 11 „ 473 „	
													Dorfplatz . . . . . 1 „ 750 „	
													Gewässer . . . . . 1 „ 632 „	
													Gesammtausmass des Hotters . . 639 J. 451 Qklf.	

Abkürzungen. H.-Nr. = Hausnummer. K.-Z. = Kartenzeichen. Ch. = Charakter des Hauses oder des Besitzers, und zwar: B. = Bauernhaus oder Bauerngut, M.-B. = Mühlenbesitz, Kl. = Kleinhaus, A.-St. = Ausnehmerstübchen, F.-St. = Flachsstube. Die Ausmasse sind in Katastraljoch und Quadratklaftern angegeben.

Die Grösse der neun Bauerngüter variirt, wie die vorstehende Zusammenstellung ergiebt, zwischen 33 Joch 760 Qklftr. und 53 Joch 27 Qklftr.

Schliesslich sei noch der weiteren drei Einschichthöfe gedacht. Sie liegen alle drei an der äussersten Grenze der Dorfflur inmitten der vollkommen arrondirten Liegenschaften, die zu jedem einzelnen dieser Höfe gehören. Das Besitzthum, das zu einem dieser Einschichthöfe gehört, ist in der Karte durch senkrechte Schraffirung hervorgehoben (K.-Z. *h*). Der Besitzer hat zudem zwei Antheile jenes Waldtheiles, von dem ich annehme, dass er erst in jüngerer Zeit an die Bauern aufgetheilt worden ist. Der Gesammtbesitz dieses Einschichthofes umfasst 34 Joch 255 Qklftr. Seine Grösse kommt somit der kleinsten von den Gütern der Dorfbauern gleich.

Der Besitz, der zum zweiten Einschichthof gehört, ist durch wagrechte Schraffirung gekennzeichnet (K.-Z. *c*). Seine Grösse beträgt 39 Joch 30 Qklftr., kommt somit dem Durchschnittsbesitz der Dorfbauern nahe. Weder dieser Einschichthof noch der dritte haben Antheile aus den Gemeindewaldungen erhalten.

Der zum dritten Einschichthof gehörende Besitz ist in der Karte nicht besonders hervorgehoben, doch leicht in jener Ausbuchtung zu erkennen, die den nördlichsten Theil der Gemarkung bildet und dessen Parcellen das K.-Z. *r* aufweisen. Es ist dies das grösste Bauernbesitzthum des Hotters und umfasst 75 Joch 1053 Qklftr., übersteigt also an Grösse die anderen Bauerngüter bedeutend. Der Umstand, dass dieses Bauerngut vollkommen von einem ausgedehnten Wald umschlossen ist, der zur Herrschaft Krumbach gehört, lässt annehmen, dass dieses Bauerngut durch eine Zuweisung seitens der Herrschaft aus herrschaftlichem Waldlande entstanden ist. Ebenso wie dieser Einschichthof, dürften auch die beiden anderen durch Rodung aus Waldland entstanden sein. Wie der dritte, sind auch diese von Wald umgeben. Ihre Entstehung dürfte einer Zeit zuzuschreiben sein, während welcher die Bewohner des Dorfes nicht mehr ihr Auslangen mit dem zum Anbaue geeigneten Boden fanden. Es mussten an den Grenzen der grossen Wälder, welche das cultivirte Land, das zum Dörfe gehört, umgeben, einzelne Partien fallen und urbar gemacht werden, um der vermehrten Zahl der Familien Unterhalt zu geben.

Da, wie oben dargethan wurde, die drei zuletzt besprochenen Einschichthöfe erst in späterer Zeit aus Waldland entstanden und auch die beiden Mühlenbesitze erst später aus Rodland hervorgegangen sind, der Hof *a* aber, wie oben festgestellt wurde, erst durch Verlegung aus dem Dorfe zum Einschichthof geworden ist, so ist es wahrscheinlich, dass Hattmannsdorf zu 10 Höfen angelegt wurde, wovon einem im Durchschnitte ein Ausmass von 42·9 Kat.-Joch = 23·05 ha zukommt.

* * *

Ist die Zahl der im Vorstehenden beschriebenen Dorffluren zwar nur eine geringe, so lassen sich unter denselben doch schon mit Bestimmtheit drei verschiedene in der Gegend der dreifachen Grenze typisch wiederkehrende Formen der Flurverfassung feststellen. Die eine Form ist vertreten durch die Dörfer Mariasdorf, Willersdorf und Schmiedreuth, die zweite durch Oberschützen und die dritte durch Hattmannsdorf.

Die gemeinsamen Merkmale, welche die Fluren der zuerst genannten drei Dörfer aufweisen, sind die folgenden:

1. Das Ackerland aller drei Dörfer liegt in drei Feldern.

2. Jedes Feld entsprach einem Gewann (Willersdorf) oder es wurde in mehrere (Mariasdorf: 2—3; Schmiedreuth: 2—6) Gewanne getheilt.

3. In jedem Gewanne hatte jeder Bauer ursprünglich einen gleich grossen Antheil (Parcelle).

4. Das Zuerkennen der Parcellen, welche entweder nach Breiten (Mariasdorf und Schmiedreuth) oder nach einer Flächeneinheit vermessen werden konnte, geschah durch das Los.

5. Jedes der drei Dörfer besass in seiner Gemarkung Gemeinländereien (Almende), die in Wald und Hutweiden bestanden und an denen jeder Bauer ursprünglich gleiches Anrecht hatte.

Dass das Hufenausmass in diesen Dörfern ein sehr verschiedenes ist, darf nicht befremden; denn wie sehr verschieden an Grösse die volksthümliche Hufe auch in volksthümlichen Gewanndörfern Deutschlands ist, mag aus folgender Zusammenstellung, der zum Vergleiche auch die Hufengrössen aus den drei Dörfern Mariasdorf, Willersdorf und Schmiedreuth angefügt wurde, ersehen werden.

		Grösse der Hufe
III. 5.[1])	Eyckse, Kreis Peine, Hannover	15·71 ha
III. 11.	Gretenberg, Kreis Burgdorf, Hannover	7·85 „
III. 13.	Einem, Kreis Hildesheim	17·95 „
III. 21.	Bischleben, Herzogth. Gotha	6·81 „

[1]) Die Zahlen bezeichnen Band- und Seitenzahl bei Meitzen, Siedelung und Agrarwesen.

		Grösse der Hufe
III. 30.	Waldau, Kreis Kassel	21·47 „
III. 31.	Laazen, Kreis Hannover . . .	20·95 „
III. 37.	Geismar, Kreis Göttingen . . .	27·49 „
III. 40.	Barum, Kreis Lüneburg . . .	16·23 „
III. 70.	Witmer, Herzogth. Braunschweig	7·5 „
III. 54.	Maden, Kreis Fritzlar	9·— „
I. 423.	Höttingen, Kreis Aub	8·— „
I. 420.	Schwedelbach, Kr. Kaiserslautern	16·— „
I. 420.	„ (in späterer Zeit) .	8·— „

o. S. 117.	Mariasdorf . .	Grösse der Hufe	16·18	ha
o. S. 124.	Willersdorf . .	„ „ „	13·01	„
o. S. 128.	Schmiedreuth .	„ „ „	13·08	„

Von den letzten drei der reichsdeutschen Dörfer in der vorstehenden Zusammenstellung weist Meitzen, a. a. O., auch die Antheile an der ganzen Gemarkung, und zwar folgendermassen aus:

Maden	30 ha,	einschl.	9 ha	Anbauland,	
Höttingen . . .	33 „	„	8 „	„	„
Schwedelbach, in erster Zeit . .	40 „	„	16 „	„	„
Schwedelbach, in späterer Zeit .	20 „	„	8 „	„	„ [1])

Diesen gegenüber stehen:

Mariasdorf mit (74·15, 65·05) 59·82 ha, worunter 16·18 ha Sessionalgrund, Willersdorf mit 28·61 ha, worunter 13·01 ha Sessionalgrund, und Schmiedreuth mit (46·95) 45·94 ha, worunter 13·08 ha Sessionalgrund.

Die durch Oberschützen vertretene zweite Form von Fluranlagen wurde schon oben (S. 135) als jene Art gekennzeichnet, die unter dem Namen Waldhufenanlagen bekannt ist. Waldhufendörfer sind als grundherrliche Gründungen zu betrachten, die durch Zuweisung von zu rodendem Waldland an Colonen entstanden. Sie finden sich nach Meitzen in grosser Zahl auf dem Erzgebirge, im Lausitzer Gebirge, in den Sudeten (I, 50), dann auch im Donauthale (II, 396) und schliesslich auch im oberungarischen Karpathengebiete (Correspondenzblatt d. Ver. f. siebenbürg. Landeskunde, Bd. XIX, S. 140).

[1]) Die alten Vollhufen Schwedelbachs, 15 an der Zahl, zerfielen im Laufe der Zeit in halbe Hufen. Schliesslich wurden dann die Halbhufner als Vollhufner aufgefasst. Dadurch hat sich in neuerer Zeit die Zahl der Hufner auf 30 verdoppelt, das Ausmass der neuen Hufe ist aber dabei auf die Hälfte der alten Hufe herabgesunken.

Die Grösse einer Hufe wurde oben S. 135 für Oberschützen zu 8·15 ha festgesetzt. Meitzen weist für eine Waldhufe in Ober-Längenhardt an der oberen Nagold in der Umgebung des Klosters Hirschau 12 ha (II, 337), für eine solche in Auhagen in der hannoverischen Grafschaft Schaumburg 20·68 ha und für eine Waldhufe in Winterkasten bei Lindenfels im Odenwalde 15 ha nach. Bei der zuletzt genannten Hufe nimmt Meitzen als wahrscheinlich an, dass die Flur ursprünglich zu Hufen von 30 ha angelegt wurde und die in der Gegenwart bestehenden Hufen von 15 ha nur halbe Hufen sind.

Fasst man dem gegenüber die Kleinheit der ursprünglich nur 8·15 ha umfassenden Hufen Oberschützens in's Auge, so kann man leicht zur Vermuthung kommen, dass man auch hier nur mehr halbe Hufen vor sich haben dürfte; doch stellt Meitzen fest, dass das kleinste Hufenausmass in der vorstehenden Zusammenstellung von Hufengrössen aus deutschen Gewanndörfern, das von Witmer, welches nur 7·5 ha umfasst, schon im Jahre 1381 im Gebrauch war.

Die dritte Flurform ist durch das Runddorf Hattmannsdorf vertreten.

Die Grösse der Hufen in Hattmannsdorf wurde S. 140 im Durchschnitte zu 23·05 ha berechnet.

Es wurde oben gesagt, dass die im Vorstehenden besprochenen drei von einander ganz verschiedenen Flurformen Typen bilden für die Fluranlagen der Dörfer an der dreifachen Grenze. Diese Anschauung gewann ich aus der Durchsicht des Kartenmateriales, das im Grundbuchsamte des Oberwarther Bezirkes in Oberwarth erliegt, und aus den Katasterkarten der niederösterreichischen Ortsgemeinden Hochneukirchen und Gschaidt.

Gewanndörfer dieser Gegend nach dem Muster von Mariasdorf, Willersdorf und Schmiedreuth dürften sein: Dreihütten, dessen Gemarkung an die Grenzen von Niederösterreich stösst, dann Schönhern und Hochart, deren Hotter an Steiermark angrenzen, ferner die südlich davon gelegenen Dörfer Tauchen, Aschau, Schreibersdorf und Goberling. Sie bilden mit den Dörfern Mariasdorf, Willersdorf und Schmiedreuth ein geschlossenes Territorium zumeist stark hügeligen Landes. Die aufgezählten Dörfer sind alle kleiner als die beschriebenen, und die Zahl der Parcellen beträgt gewöhnlich 200—300.

Nach Süden hin ist dieses Gebiet abgeschlossen durch eine Anzahl von Dörfern, deren Fluren nach dem Muster von Oberschützen angelegt zu sein scheinen.

Waldhufendörfer, wie Oberschützen selbst, werden sein: Wiesfleck, Riedlingsdorf, Unterschützen, Jormannsdorf, Tatzmannsdorf, St. Martin und Eisenzicken. Diese Orte sind alle bedeutend grösser als die angeführten Gewanndörfer. Die Zahl der Parcellen steigt von rund 1000 (Tatzmannsdorf, Jormannsdorf und St. Martin) bis auf 6000 und darüber (Riedlingsdorf 6115).

Alle diese Orte werden nach Süden und Westen durch einen Gürtel zumeist grosser Orte umschlossen, von denen heute noch nicht gesagt werden kann, welcher Art von Anlagen sie zugerechnet werden müssen. Sie tragen nämlich in der Flurverfassung so eigenartige Verhältnisse zur Schau, dass sie erst durch eingehende Untersuchungen geklärt werden können. Es sind die magyarischen adeligen Orte Sziget in der Warth, Unterwarth und Oberwarth, letzteres ein Marktflecken, und die Orte Wolfau, Alhau, Buchschachen, Kitzladen, Loipersdorf, Grafenschachen und Pinkafeld, deren Gemarkungen alle an Steiermark grenzen. Der Marktflecken Pinkafeld hat aller Wahrscheinlichkeit nach eine Gewannflur, während die anderen Orte eine Eigenheit aufweisen, die darin besteht, dass eine grosse Anzahl der Häuser ausserhalb des Dorfes in den Bergen theils weilerartig zerstreut, theils in der Form von Waldhufenanlagen in Thaleinschnitten beisammen liegen.

Die dritte Flurform, wie Hattmannsdorf, zeigen nicht nur alle bereits oben aufgezählten Ortschaften, die zur Ortsgemeinde Hochneukirchen gehören, sondern auch die Ortschaften Gschaidt, Burgerschlag, Grametschlag, Ollringsdorf (Ulrichsdorf) und Loipersdorf, die zusammen die Ortsgemeinde Gschaidt bilden. Ueberall treten uns die grossen unregelmässigen blockförmigen Parcellen entgegen wie in Hattmannsdorf. Keine von allen den Ortschaften in den beiden Gemeinden Hochneukirchen und Gschaidt zeigt uns jedoch dieselbe Dorfform (Runddorf, Rundling), die bei Hattmannsdorf besonders auffällt. Es sind ganz unregelmässig angelegte Dörfer (Haufendörfer); nur Grametschlag bildet hievon eine Ausnahme, es ist nämlich ein regelmässiges Gassendorf.

Ausserhalb dieses Gebietes liegt dann die Region der Einzelhöfe, die nur spärlich durch geschlossene Orte unterbrochen wird und sich sowohl tief in's Niederösterreichische als auch in's Steirische erstreckt.

Was ich in Bezug auf das Alter der in der vorliegenden Arbeit behandelten Dörfer, die auf ungarischem Gebiete liegen, festzustellen vermochte, ist Folgendes.

Die meines Wissens ältesten Urkunden, in denen die Namen der Dörfer Willersdorf (Villanyi) und Schmiedreuth (Symdroch, Simidrouch) vorkommen, stammen aus den Jahren 1388 und 1392 [1]). Sie zählen nebst den genannten beiden Dörfern alle Orte auf, die damals zur Burg Bernstein gehörten, und zwar die Dörfer Bernstein (Porostyan, Porosthyan), Rettenbach (Rohtumpach, Reutembach), Stuben (Stubun, Scubun), Redlschlag (Rudolslak, Rudelslag), Grodnau (Karadna, Krogdnugh), Goberling (Kapurunk, Kapornok), Jormannsdorf (Gyarmannsfalva, Gyarmanosfalva), Hof? (Hoff), Menhard? (Menhart), Tauchen (Tohony), Aschau (Aso, Assoh), Riedlingsdorf (Rodinsstorff, Reudensdorf), Pinkafeld (Pynknafeu, Pinkafeu, Pinkafez, Pinkafiz), Wiesfleck (Wysflek), Schreibersdorf (Sreberstorfh); dazu die Puszten (predium): Rolnik, Rakonik, Sarundorf (Sorondorf), Chyken und Bralanchchyken, welch' letztere im Laufe der Zeit verschwunden sind [2]).

Die meisten dieser Orte dürften übrigens schon in bedeutend früherer Zeit entstanden sein. Insbesondere weisen jene Orte, deren Namen aus Eigennamen in Verbindung mit den Bestimmungswörtern: -dorf, -bach, -schlag gebildet sind, auf eine Gründung im XI., XII. und XIII. Jahrhundert hin [3]).

Dass viele der deutschen Orte Westungarns schon viel früher bestanden, beweist ferner eine Urkunde vom Jahre 1225, durch welche König Andreas II. dem Kloster St. Marienburg bei Güns seinen Besitz auf's Neue bestätigt und bereichert [4]). In dieser Urkunde, die auch die Grenzen der Besitzungen des Klosters genau bestimmt, sind bei 60 Ortsnamen aus der Gegend Oedenburgs angeführt, von denen wir nachfolgend in der Schreibung der Urkunde nur einige nennen: Menhart (Mannersdorf), Laztay (Loisdorf), Pylgrim (Pilgers- oder Piringsdorf?), Pule majore et minore (Ober- und Unterpullendorf), Luchman (Lutzmannsburg), Sydan (Siegersdorf), Nygvan (Nebersdorf)

[1]) Ung. Landesarchiv: Dl. 7385 und Dl. 7756. Die Daten, welche aus Urkunden des Landesarchives stammen und die ich in Nachfolgendem anführe, verdanke ich der gefälligen Mittheilung des Herrn Victor Bruckner, stud. phil. an der Universität in Budapest.

[2]) Vgl. Victor Bruckner, „Burgen unserer Umgebung" in der „Oberwarther Sonntags-Zeitung", Nr. 28 und 29 v. J. 1899.

[3]) Vgl. Krones, Zur Geschichte der ältesten, insbesondere deutschen Ansiedelung des steiermärkischen Oberlandes. Mitth. des hist. Ver. f. Steiermark, XXVII. Heft, 1879, S. 65.

[4]) Nagy Imre, Sopron Vármegye Története (eine auf das Oedenburger Comitat bezügliche zweibändige Urkundensammlung), Bd I, S. 9.

Gerold (Gerisdorf, jetzt kroatisch), Dag (Agendorf), Lupoltpach (Loipersbach), Suslan (Schattendorf), Maurich (Marz).

Einzelne noch ältere Urkunden weisen nicht nur auf noch früheren Bestand, sondern mit Bestimmtheit auf Gründungen deutscher Orte durch deutsche Einwanderer hin. So erzählt uns eine Urkunde vom Jahre 1212 [1]), dass Andreas II. einen Geistlichen Namens Stephan, dessen Vorfahre Kaal schon mit der Königin Gisella, der Gemahlin Stephans I., aus Deutschland eingewandert und sich in dem damals noch schwach bevölkerten Comitat Oedenburg niedergelassen habe, wieder in den Besitz des Dorfes Kaal, das durch die Burgleibeigenen der Burg Oedenburg in Beschlag genommen worden war, setzte. Weitere Gründungen solcher deutscher Dörfer aus der Zeit Stephans I. dürften urkundlich wohl kaum nachzuweisen sein.

Von grosser Wichtigkeit in Bezug auf die deutsche Colonisation in Westungarn halte ich eine Urkunde Géza II. aus der Zeit um das Jahr 1156 [2]). Durch diese beschenkt Géza zwei durch ihn in's Land berufene Ritter, Gottfried und Albrecht, mit zweien zur Burg Karako gehörenden Dörfern und dem königlichen, Sar genannten Wald im Eisenburger Comitat, ferner mit dem Dorfe Lusman (Lutzmannsburg), dem Dorfe Gerolth (Gerisdorf) und dem zu Oedenburg gehörenden Burgland Sarud, dem heutigen Frankenau (jetzt kroatisch), welche drei Orte im Oedenburger Comitat liegen.

Der Fall, dass unter der Regierungszeit Géza II. (1141—61) deutsche Ritter nach Westungarn kamen, steht nicht vereinzelt da. Wohl vermag ich dies nicht urkundlich zu belegen, doch erzählen die alten Chroniken davon. So berichtet Kezai in seiner Chronik (Gesta Ungarorum), dass zwei Ritter Heydrich und Wolfin zur Zeit Géza II. nach Ungarn kamen und die Begründer der Burg Güssing im Eisenburger Comitat wurden.

Thuróczi spricht in seiner Chronik ausführlicher von Heydrich und Wolpfger. Er sagt, sie seien mit einem Gefolge von 300 Mann aus Alamannien gekommen. Géza beschenkte sie mit dem Berge „Kiscen“ und einer Donauinsel bei Raab. Bald erhob sich auf dem Berge Kiscen (Güssing) eine hölzerne Burg (castrum ligneum), die in kurzer Zeit in eine steinerne umgewandelt wurde.

[1]) Ebenda, Bd. I, S. 7.

[2]) Ebenda, Bd. I, S. 1.

Die Nachfolger Heydrichs und Wolfgers sind die Erbauer der Burgen Bernstein und Schlaining geworden und haben als Grafen von Güssing bald den grössten Theil des westlichen Eisenburger Comitates ihr Eigen genannt [1]).

Schon diese beiden Fälle lassen die Vermuthung zu, dass Géza II. planmässig Deutsche in's Land berief, um durch sie öde Striche seines Reiches zu bevölkern und dessen Westgrenze zu sichern; war es doch gerade Géza auch, der, von den gleichen Ursachen geleitet, Deutsche aus der Rhein- und Moselgegend in's Land rief, sie mit Ländereien und Privilegien beschenkte und sie zu Hütern der Grenze im Osten machte. Die siebenbürgischen Sachsen sind ihre Nachkommen. Man wird darum kaum fehlgehen, wenn man annimmt, dass eine grosse Anzahl der deutschen Dörfer Westungarns während der Regierung Géza II. entstanden ist.

Die Geschichte der deutschen Orte in Westungarn, insbesondere jener Dörfer, die zur Herrschaft Bernstein gehörten, ist selbst seit der Zeit, während welcher die Herren von Güssing zur grossen Macht gelangten, seit dem Ausgange des XIII. Jahrhunderts nicht durchgehends klar. Die Burg Bernstein und mit ihr die Burgen Schlaining, Rechnitz und Güssing blieben bis zum Erlöschen dieser mächtigen Familie in deren Besitz. 1388 verpfändete König Siegmund die Burg Bernstein mit den dazu gehörenden Dörfern an die besonders im Oedenburger Comitat zu grossem Besitz gelangte Familie der Kanizsai, der nachmaligen Grafen von Hornstein [2]). Im Jahre 1392 erhalten die Kanizsai die Herrschaft Bernstein als königliches Geschenk [3]). Ein Jahr später, im Jahre 1393, kamen auch Oberschützen und Unterschützen (utraque Lewe) um den Kaufpreis von 2000 Gulden von Ladislaus Cseh de Saró und de Lewa an die Kanizsai und zur Herrschaft Bernstein [4]).

Die Herrschaft Bernstein blieb ungefähr ein halbes Jahrhundert im Besitze der Kanizsai. In der bewegten Zeit des Regierungsantrittes des Königs Mathias des Gerechten kam ein grosser Theil Westungarns an Kaiser Friedrich III. So waren die Burgen Güns, Landsee, Eisenstadt und Hornstein schon 1445 in seinen Händen [5]) 1451 übergab ihm Herzog Albrecht

[1]) Vgl. Victor Bruckner, Burgen unserer Umgebung, a. a. O.

[2]) Ung. Landesarchiv: Dl. 7385, 7386.

[3]) Ebenda: Dl. 7756.

[4]) Ebenda: Dl. 7850.

[5]) Vgl. Virág Elek, A fraknói grófság és a kismartoni urodalom 1622-ig, i. Nr. 103—105 v. J. 1899 u. Nr. 1—9 v. J. 1900 des „Soproni Napló“. S. Nr. 105.

auch die Burgen Forchtenstein und Kobersdorf[1]). Um diese Zeit kam auch Bernstein an Kaiser Friedrich. 1463 übergiebt er sie Thomas Czebinger. Nachdem König Mathias das Gebiet zurückerobert hatte, liess er Czebinger im Besitze der Burg unter der Bedingung jedoch, dass es ihm freistehe, die Burg einzuziehen und den Besitzer anderwärts zu entschädigen[2]). Durch einen Vertrag, den Wladislaw II. 1491 mit Kaiser Friedrich schloss, kamen die Burgen Forchtenstein, Kobersdorf, Hornstein, Rechnitz und Bernstein 1492 wieder an Friedrich III.

Von dieser Zeit an blieben diese Burgen und die dazugehörenden Herrschaften fast durch anderthalb Jahrhunderte im Besitze von Oesterreich und erst durch die Gesetzartikel 25, 40 und 41 vom Jahre 1649 wurden sie wieder Ungarn einverleibt.

Zu Ende dieser Zeit, Anfangs des XVII. Jahrhunderts, war Ehrenreich Christoph von Kinigsberg, Freiherr auf Seebenstein, Mayerhofen, Schönberg und Pottendorf Besitzer der Burg Bernstein und der dazugehörenden Ortschaften. Dies entnahm ich aus Urkunden, die ich in der Gemeindelade Oberschützens vorfand und die mit anderen, deren Inhalt kurz herangezogen werden soll, ein klares Bild der Vergangenheit Oberschützens während der letzten zweihundert Jahre bieten.

Urk. I v. 20. Juni 1628. Ehrenreich Christoph von Kinigsberg verpflichtet sich nach dem Tode seines Vaters Ludwig, die Bewohner von beiden Schützen in den überkommenen Rechten und Pflichten zu belassen und zählt diese Pflichten und die dafür zu leistenden Entschädigungen auf: „den Rechnizer wein garten missen sie mir gegen räichung von den Tägl. hauen gruben und Steckenschlagen: Sechs Kreutzer undt von der anderen geringen arbeith von Tägl. drey Kreitzer, absonderlich von gailführen auff ieden Tag Wagen deß Tages dreyßig Kreuzer. Pauen auff die Hofwiesen haben sie wie vor alters ihr gewontes Madtgelt undt Brodt alß von dem gantzen Kreith drey gulten; mihr von den wiesen herab undt undter das Pergwerkh von Hey und graimeth Mähen Sieben gulten dreyßig Kreizer Item von der Schäbwiesen von der Zweyt. Math zwen Gulden; wein undt Traidt so uiell auff der Herschafft ein khombt, mißen sie mühr wohin ichs versilbere, mit den andern der Herschafft undterthanen an der Roboth verführen; wann ich aber von geträidt nach grätz und außer landts was verkauff, soll ihnen von ieden veörtl ein Schilling von mir geraicht werdten; auf den Hofffeldern seindt sie deß abkheren gäilfuhren, Schneiden undt der anderen arbeith, auch wie vor alters gantz befreyt".

Urk. II v. 1. Februar 1637. Ehrenreich Christoph von Kinigsberg verwilligt den beiden Dörfern Oberschützen und Unterschützen, dass sie den an ihn schuldigen Zehent um jährliche 200 fl. ablösen dürfen.

Urk. III v. 6. April 1645. Graf Adam Batthyányi verspricht, dass er die Bürger von Pinkafeld und die Unterthanen aller Dörfer, die zum Schlosse Bernstein gehören, welche er am 28. Juli 1644 von Ehrenreich Christoph von Kinigsberg käuflich an sich gebracht hat, in ihren alten Rechten und Pflichten belassen wolle.

1659 den 26. September bestätigen dasselbe auf der gleichen Urkunde Christoph und Paulus Batthyányi und die Witwe Gräfin Katharina Barbara Batthyányi.

Urk. IV v. 23. Juli 1674. Zwischen beiden Dörfern Oberschützen und Unterschützen wird das Recht der Viehweide festgestellt.

Urk. V vom 12. März 1695. Graf Adam Batthyányi spricht der Gemeinde Oberschützen den neu ausgeräumten, acht Tagwerk grossen Tschaa-Acker ohne jeglichen Zehent, Zins oder Gabung um die Pachtsumme von 300 fl. bis zur geforderten Rückerstattung zu.

Urk. VI v. 28. Februar 1702. Karl VI. verweist den Grafen Siegmund Batthyányi, Grundherrn auf Bernstein, in Rücksicht auf alle zu dieser Herrschaft gehörenden Ortschaften zu Aufrechterhaltung des im Kinigsberg'schen Cameral-Urbarium vom Jahre 1397 enthaltenen Uebereinkommens. (Aus dem Document geht auch hervor, dass Unterschützen 100 fl. als Zehentablösung für die Hausgründe gezahlt habe; auf Oberschützen entfiel daher nach Urkunde II ebensoviel).

Urk. VII v. 19. September 1737. „Heundt zu Endtgesetzen Dato haben wir uns mit unserem Dorff Oberschitzen aufs Künftige als nemlichen von 1ten Jener des herbey nahenden 1738ten Jahres gewohnheit folgender maßen verstanden und gentzlich geschlossen und zwar daß

1mo Uns vorbemeltes Dorff Oberschitzen in genera vor alls ihre Roboten Gaben Dotion und Urbariallgeföhl wie bishero, und auch Zehendt von allen und jeden waß uns den Landrechten gemäß gebührte, vor ein ganz Jahr Sechshundert vier und sechzig Gulden 4 3/4 kr. wie es auch aus den alten Urbary

[1]) Ebenda.

[2]) Ung. Landesarchiv: Dl. 15855.

gezogen daß ist flos Nr. 664. 6¾ kr. richtig und ohne abgang geben und erlegen soll also zwar daß 2do“ (folgen die Zahlungsbedingungen).

„3^tio den Weinschank anbelangend, haben wir auch denselben zu nutz des Dorffes überlassen ebenfalls von 1ten Jener 1738 auf ein ganz Jahr per Hundert zehn Gulden . . . . .

4to Über die vorigen Geldgaben ist uns daß Dorff noch schuldig auf ein Jahr zwey wiennerfuhren |:wann es verlangt wird:| . . . . .

Gefertigt: Eleonora verwittibte Gräffin von Batthyan Gebohrne Gräffin von Strattmann m. p.“

Urk. VIII v. 5. Mai 1747. „An Heundt zu Endgesetztem Dato ist zwischen Ihro Hochgräffl. Exllenz, Herren Herrn Ludwig Graffen v. Battyan Hung. Hoff Canzler |: Tit. :| an einem von dem zu unßer Hschafft Pernstein angehörigen Dorff Oberschützen andern Theils folgend bestandts-Contract von ersten Jenner biß letzten Xber dießes 1747 laufenden Jahrs über ihre Urbarial-Stationes was sie unß Jährl. zu reichen schuldig aufgerichtet, und beschlossen worden alß.

	Fl.	sh.	dn.
Vor Dienst und Steür	134	—	22
34 Stck. Lapauner à 9 N=	5	—	24
Quartir und Wachtgeld	62	6	4
Hier befinden sich zwar 30 gantze Höff, weillen aber 3 gantze Höff nur vor 1¾ verdienert werden mithin kommen vor die ordinary Roboth nicht mehr als 28¾ Höff[1]) von jeden 10 f. Thuet	281	4	—
Item sind hier 11 Söllgerichter, von welchen 4 völlig ödt und nur 7 dienstbahr, von dießen vor die ordinary Roboth von jeden 3 f. 20 X= macht	23	2	20
Von einem Neuaußgeraumbten grundt in Dürnbach biß sie Hochgnäd Hschafft, das von solchen gebührende geld nicht bezahlen haben zu schicen Jährlich	10	—	—
Vor dem Boñ Wein erstschlag vor 3 Startin	15	—	—
Vor Lämpel, ganßl, und Peining Zehent	6	—	—
Vor den Weinschankh bißhero schicte 100 f. weillen solchen Hoche Hschafft an sich gezogen Nicht wenig die vor den somerfl. Zehent gegebene 115 f. 4 sh. 14 dn., welcher vor die Hschafft in natura genohmen wird auß biß unßer weidere Disposition.			
Summa . .	566	1	15
Vor des Richters seiner Bemühung .	10	—	—
Verbleibet annoch	556	1	15

Sage fünf Hundert sechs, und fünfzig gulden ein Schilling fünfzehen Pfennig, welche Suma geld all Jährlich in vier Taximmen od. gwartal weiss, zu Handten unseres Pernsteiner Verwalters gegen gwittung, ohne Versaumb, und Hindernuss, bei Scharffen Executions straff abgeführet werden solle, über die vorigen gaben oder Arenda geld, ist unß dß Dorff Oberschitzen noch schuldig Hschafftl. Wein durchs gantze Jahr zu schencken, Item von allerley gedraitt frichten den Zehent in Natura zu reichen schuldig, Item alle Jahr zwey Wiener fuhren wan solche verlangt werden zu entrichten Nichtwenig. die Hschafftl. Schwietz Wießen zum Heu, und graumath Mähen, abdören und aufschobern, Ingl. all Jährl. von Hauß zu Hauß, und nicht wie bißhero, nur von gantzen Hoff geroboth haben, zwey gutte Schnitter auf unßer Hoffeld nach Pernstein früehzeitl. zu geben, aparte die fron oder extra Roboth zum Schloß, und and. unßere gebäue, wie es die Noth erfordert zu schicen Uhrkundt dessen unser angebohren Hochgräffl Sigls förtigung Actum Schloß Pernstein den 5ten Marty 1747.

Daß diße Contractsabschrifft mit ihren rechten original gleich lautend ist testire hiemit.

Johann Szladovics Verwaal m. p.“

L. S.

Urk. IX v. 1 Jänner 1756. „An Heundt gesetzten Dato ist auf Unterthönigstes anlangen und bitten deren unterthanern und der gantzen gemaindt Oberschitzen, auff Hoche Verordnung und in Nahmen Sr. Hochgräfflichen Excellenz des Hoch und wohl gebohrnen Herrn Herrn Ludvig Graffen von Batthyan des König-Reich Hungarn Palatinus |:Titl:| alß der gnödigsten Grundt Herrschafft, durch mich Endes Gefertigten, nachfolgender Contract auff drei Jahr verabredet und Beschlossen worden wie volgt.

[1]) Oben wurde S. 135 festgestellt, dass Oberschützen wahrscheinlich zu 15 Hufen angelegt wurde. Die Urkunde VIII vom 5. Mai 1747 weist ausser 11 „Söllgerichten“ 30 Höfe auf. Es scheinen also auch hier die 15 Hufen in 30 halbe zerfallen zu sein, wovon dann später eine jede halbe Hufe als Vollhufe angesehen worden ist.

1tens Wird daß ganze Dorff Oberschitzen von denen vermög alten, und biß hero Schuldiger alwochentlicher Robots von heunt zu Endts gesetzten Dato durch ganze drey Jahr auff unten Erklerte orth und weis völlig Befreyet;

daß selbe auch

2tens der hochen Herrschafft nicht allein gleich wie bißhero kein neuntl Raichen, sondern auch von allen übrigen Gaaben sowohl in baaren Geld, alls allerley Naturalien nemlichen von Banweingeld, Steuer und Dienstgaaben, und andern Urbarial Zünßungen, wie auch Akonal Getraitt, Habern, Gefligl, Ayr etc. wehrender Zeit deren drey Jahren in so weit dergestalten frei sein sollen,

wie nicht weniger

3tens Wirdt ihnen unterthanern zur besserer Subsistenz auch von Hocher Herrschafft durch das ganze Jahr der freye Weinschankh, wie auch die Fleisch Bancknuzung verlassen, und zu gesagt wouon selbe sich solchen zu böstmöglichen Nuzen zu machen, mithin dies fahls gutte Wirtschafft unter ihnen selber vor zu kehren, und Entlichen den hieruor accordirten Arrendam von Quartal, zu Quartal, in dß Hoch Herrschafftl: Pernsteiner Rendambt bezallen Schuldig sein solten.

4tens Wirdt denen selben nicht allein in denen gemaind, sondern auch in daßigen Herrschafftl: Eigenen Bannwäldern, mit Reservirung der aichel, Puechel, und Knopern Nuzung, die graßweyde dß ganze Jahr hindurch sambt in denen Erstern die Holzung Jedoch mit gutter Ordnung und Messigkeit zu gelassen.

wohingegen

5tens diese ganze gemainde in concreto und zwar von Einem Jeden ganzen dienstbahren Hoff zwei mezen Entweder Schwere winter oder so viell Sommer Frucht nach Herrschafftl. anordnung wie und wohin es anbefohlen wirdt, nach vorheriger gewehnlichen verrichtenden Ackers und anderen nottwentigen Feld Arbeiten, mit Herrschaftl. Sommen an zu Bauen, solche Frucht zu Jeden, zu schneiten, Entlichen mit ihren Zügen an Herrschafftl. Behörde Ein zu führen, und auch in die gewehnlichen drüsten mit ihren gehenden Leüten zu Schöbern nicht minder mit all ihren Zügen, ihr ausgezeigtes Feld zur nottwentigen Zeit begaillen, und solchen Gaill auch mit ihren gehenden unterthanen, Söllnern und Klein Häußler Leüten etc. gehöriger massen zu zerstreuen sich ins gesambt verbindet.

Iengleichen

6tens dieser seits Herrschafftl. so genannte Schmölz wüßen so gleich ober halb Bergwerg lüget, auch führo-hin so wohl zu Hey; als zu graumath zu mähen, daß Fuetter wohl abdören, auff zu heben, und an Herrschafftl. Behörde Ein zuführen.

Item

7tens Verobligiret sich diese gemaindte über Haupts Jährlichen nach alten Herkommens zwei weite Wienner oder Prespurger fuhr zu Entrichten, oder sofehrne es Hoch. Herrschafft nicht in Natura bedörfftig, dauor vier und zwanzig Gulden in Baaren zu bezahlen, Item aparte Jährl. von einen ganzen Dienst Hoff zwei fuhr Herrschafftl. Frucht von Rechnitz oder Petterstorff nacher Pernstein daß Jahr hindurch wie es gnödige Herrschafft befehlet abzulüffern.

Übrigens

8tens Weillen dieser gesambter gemaindte zur besseren Subsistenz auff ihr unterthöniges bitten, der Somentliche Getraitt Zehend von aller Handt Sorten deren feld früchten, wie auch von Binen Lömer, Kizl, und gänßl etc. wie auch der Weinschank und Fleischbank accordirter massen überlassen worden, also verobligire selbe auch sich hieruor die veraccordirte Summam gleich wie bishero also auch fehrners in daß herrschafftl. Rendambt Extra in seiner Zeit richtig zu bezahlen.

wie auch

9tens Wann bey dem Herrschafftl. Residenz Schloss Pernstein, bei denen Herrschafftl. Mayr-Höffen, mühlen, und anderen gebäuwerg eine nothwentige Hauptreparation vor zu kehren vorfahlete, so verobligiret sich diese gesambte Gemainde gleich wie von alten Herkommens, also auch führohin solche allgemaine Fron Arbeith approportione all übrigen Herrschafftl. unterthanern, Söllner ec so wohl mit fahrend alß gehender Bey Hülff hierzu, zu concuriren.

außer all diesen

10tens Aber verobligire sich diese Gemainde auch vor die übrigen vermög alten Herkommens Schuldige ordinari wochentliche Robots Befreyung so wohl; als vor die ansonsten Schuldigen verschüdenen Urbarial Gaaben, und dergleichen Naturalien ec zusommen über Haupts von einen Jeden ganzen dienstbahren Hoff, deren in dem ganzen Dorff actu Ein Hundt zwanzig Populose Viertl Sessiones, welche dreißig gantze Hoff außtragen, sich befinden Jährl. Sechzehen gulden, fünffzehen xer, von einen Jeden halben Hoff aber 8 sh. 7½ xer und zwar Jedes Quartal, mit zwey Gulden, Ein und Sieben achtel xer Item

von einen ganzen Söllgericht so wohl vor Gaaben alß Robath Geld über Haupts Fünff Gulden, Sieben x^er und von einen Klein Häußler ingleichen vor all solches Ein Gulden, Ein und dreißig x^er auch wie oben gemelt von Quartal zu Quartal, Richtig und baar in dß Herrschafftl. Pernsteiner Rendambt zu bezahlen.

aparteas

11^tens den bey dieser ganzen Posession Einfahlenden Extra von alten herr Schuldigen Grundt, nemblichen Acker und Wißen, wie auch den bißherigen unterthans mühl zünß, auch führohin betragender massen Jährlichen zu Endrichten, und zu bezahlen.

Endlichen

12^tens Solle nach verflossenen drei Jahren, so wohl denen unterthanen, als einer Hochen Herrschafft frey Stehen, diesen Contract mit Beider seits Verwilligung zu verlängern, oder auffzuheben;

In welchen leztern fahl diese unterthanen dem alten Bißherigen Gebrauch nach, vermög Bißherigen Urbari |:welches zu algemainen sicherheit und wissenschafft heunte neüer düngs von dem löbl. Gespanschafts Stuhlrichter, und Geschworenen denen unterthanen vorgelessen, und durch ihme in gegenwarth deren unterthanen geförtiget worden:| der Hochen Herrschafft so wohl die Schuldige wochen Robath, alls alle Urbarial Gaaben und Prastationes fehrners ohne wieder Rede Treu und fleissig zu Endrichten Schuldig sein werden.

Wohingegen

Schließlichen eine Hoche Herrschafft ir unterthanen so wohl bey solchen, alß gegenwertigen Contract aller dings Schizen, und durch keinen Beamten, Schaffer, oder Richter darwider wird handeln, oder auch denen unterthanen Etwas deme zu wird. in weg wird Legen lassen;

Zu welchen Ende zwey gleich lautende Exemplarien Errichtet, und in Endes geförtigten Herren Coramisanten denen unterthanen aber von wort, zu wort deutlich abgelessen und mit Einheliger Verwilligung ausgeförtiget, auch gegen ein ander außgehändiget worden sind. Actum Herrschafft Pernstein d. 1ten January A° 1756.

Sigmundt Kollics Hochgedacht Sr. Hochgrafflen Excellence Verordneter Inspector m. p.

L. S.

Mathias Kurtz Richter m. p. Michael Rätz
Görg Polster geschorener Jan . . . . .
Georg Wardler geschwor. Andre Jany.“

Urk. X v. 30. December 1767. Eine „Urbarial-Conscription“, welche auf Grund einer königl. Resolution von Beamten des Comitates aufgenommen wurde, weist für Oberschützen 30 Höfe (Hufen) nach. Es bestanden 1767 in Oberschützen nach der Conscription:

2	Bauern	mit je einem	$^3/_4$	Hofe,	giebt	24 Sechzehntelhöfe
1	„	„ „ „	$^{11}/_{16}$	„	„	11 „
2	„	„ „ „	$^5/_8$	„	„	20 „
27	„	„ „ „	$^1/_2$	„	„	216 „
1	„	„ „ „	$^7/_{16}$	„	„	7 „
7	„	„ „ „	$^3/_8$	„	„	42 „
3	„	„ „ „	$^1/_3$	„	„	16 „
32	„	„ „ „	$^1/_4$	„	„	128 „
2	„	„ „ „	$^3/_{16}$	„	„	6 „
5	„	„ „ „	$^1/_8$	„	„	10 „
82	Bauern	mit				480 Sechzehntelhöfen

= 30 Vollhöfe (Hufen).

Ausser den 82 Bauern lebten damals in Oberschützen noch . . . 6 Söllner mit eigenen Häusern, ergiebt . . 88 Hausnummern.

Zu diesen 88 Haushaltungen kommen noch . . 21 Söllner ohne Häuser, ergiebt . 109 Haushaltungen.

Die Hausstellen beliefen sich auf $81^1/_6$ Pressburger Metzen Aussaat, die Aecker beliefen sich auf 679 Pressburger Metzen Aussaat, die Wiesen ergaben $189^7/_8$ Fuhren Heu.

Das Ausmass an Hutweiden und Gemeindewäldern wird nicht festgestellt, doch wird in der Conscription der Hutweiden und Wälder Erwähnung gethan.

Weder die behausten noch die unbehausten Söllner hatten irgendwelchen Besitz an Liegenschaften.

Interessant ist es, aus dieser Urkunde zu entnehmen, dass die Bauern Oberschützens unter Eid aussagen, sie seien keineswegs Leibeigene, sondern hätten immer das Recht der Freizügigkeit genossen.

Urk. XI v. 18. März 1809. Zwischen dem Grafen Theodor von Batthyányi und der Gemeinde Oberschützen wird ein „Pacht-Contract“ geschlossen, wonach die Herrschaft Bernstein dem Dorfe Oberschützen vom 1. Jänner 1809 bis auf unbestimmte Zeit mit Ausnahme einer dreitägigen Jagdrobot allen Zehent an Feldfrüchten von den Hoffeldern (Sessionalgründen), den Lämmer- und Bienenzehent und auch das Branntwein-Topfgeld gegen Erstattung von jährl. 77 fl. von jedem ganzen Hof und 7 fl. 30 kr. von jedem be-

hausten Söldner erlässt. An Zinsäcker sind für jedes Jahr 1 fl. und an Zinswiesen für jedes Joch 10 kr. von dem jeweiligen Besitzer, für die Benützung der gemeinschaftlichen Hutweide aber von der ganzen Gemeinde 150 fl. zu entrichten.

Urk. XII v. Jahre 1819. „Urbarial-Extract pro 1819." Nach demselben haben die behausten Besitzer Oberschützens, deren Zahl sich nach den Hausnummern schon auf 117 beläuft, der Herrschaft Bernstein im Jahre 1819 in natura zu liefern: 30 ℔ Rindschmalz, 80 Stck. Kapauner, 120 Stck. „Hendl" und 800 Stck. Eier.

Urk. XIII v. 18. März 1830. „Pachtvertrag." Auf Grund desselben überlässt Graf Kasimir Batthyányi auf die Dauer von 8 Jahren (1830—37) dem Dorfe Oberschützen einen auf Tatzmannsdorfer Gebiete liegenden Allodialgrund von $18^{24}/_{32}$ Joch und erlässt der Gemeinde für diese Zeit alle Leistungen und Giebigkeiten; dagegen verpflichtet sich die Gemeinde Oberschützen, „alljährlich für eine ganze Session Einhundert Gulden; für einen jeden Söldner Zehn Gulden; für einen verreuratheten Holden Sechs Gulden; für einen jeden ledigen Holden drey Gulden; an Zins für die $178^{40}/_{64}$ Joch Gereitäcker und $14^{24}/_{64}$ Joch Gereitwießen, wie bisher solcher entrichtet wurde, Siebzig Vier Gulden, Vier $^{60}/_{64}$ Kreuzer; statt dem Zehend von den $178^{40}/_{64}$ Joch Gereitäckern à 2 fl., Dreihundert fünfzig Sieben Gulden, fünfzehn Kreuzer; und für die Blumensucht (Recht der Viehweide), weil die Herrschaft die Beweidung des Oberschützner Hotters mit eigenem Vieh während der Dauer dieses Contractes unbenutzet lasset, Einhundert fünf und zwanzig Gulden; endlich für die $18^{24}/_{32}$ Joch Allodial-Aecker à 10 fl Einhundert Achzig Sieben Gulden, dreißig Kreuzer, und zwar vom 1ten Jänner des laufenden Jahres 1830 angefangen, in Vierteljährigen Fristen anticipato, nemlich immer am 1ten Jänner, 1ten April, 1ten July und 1ten October jeden Jahres, jedes Mahl das Viertel des ganzen Betrages in Wiener Währung zu zahlen und in die herrschaftliche Rentkasse baar abzuführen . . . . ."

Urk. XIV v. 19. März 1830. „Conscription vom Dorfe Oberschützen." Derselben zufolge bestehen in Oberschützen nicht mehr 30, sondern bereits 39 Sessionen, ausserdem 14 Söldner und 48 verheiratete und 6 ledige Holden (Inwohner).

Aus den vorstehenden, theils wörtlich, theils nur im Auszuge mitgetheilten 14 Urkunden geht hervor, dass die jeweiligen Grundherrschaften stets bestrebt waren, ihr Einkommen, das ihnen aus dem Dorfe Oberschützen zufloss, von Fall zu Fall zu erhöhen. Am wenigsten belastet waren die Bauern des Dorfes in älterer Zeit

1628 hatten sie zwar sowohl Hand, als auch Gespannrobot zu leisten, doch wurden sie dafür durch Geld entschädigt.

1637 lösten die Bauern Oberschützens den schuldigen Zehent um 100 fl. jährlich ab.

1737, also gerade 100 Jahre später, löste die Gemeinde ausser zwei Wiener Fuhren alle Gaben, Dotationen, Urbarialgefälle und den Zehent für 664 fl. $6^{3}/_{4}$ kr. pr. Jahr ab.

1747 liefert die Gemeinde den Zehent von allerlei Feldfrüchten in natura, leistet verschiedenen Robot und zahlt ausserdem noch eine Pachtsumme von jährlich 556 fl. 1 Schl. 15 Den.

1756. Jeder ganze Hof bebaut für die Herrschaft herrschaftliches Ackerland mit 2 Metzen Aussaat, erntet und führt das Ergebnis ein; jeder Hof leistet zwei Fuhren von Rechnitz oder Petersdorf nach Bernstein; die Gemeinde verpflichtet sich zu zwei Wienerfuhren oder entrichtet dafür 24 fl.; alle Gabungen und den Zehent löst die Gemeinde um den ungefähren Betrag von jährlich 550 fl. ab.

1809 schliesst die Gemeinde mit der Herrschaft einen Contract, wonach sie sich zu einer dreitägigen Jagdrobot verpflichtet und für die Ablösung aller anderen Robot, den Zehent und alle Urbarialgefälle und für die Benützung der Zinsgründe und der Hutweide jährlich rund 2600 fl. zusichert.

1830. Die Gemeinde löst alle Giebigkeiten von den Sessionalgründen um 3446 fl. ab und zahlt an Zins und Zehentablösung für die Zinsgründe, für die Benützung der Hutweide und eines ihr in Pacht überlassenen Allodialgrundes 743 fl. $49^{60}/_{64}$ kr., in Summa 4189 fl. $49^{60}/_{64}$ kr.

Diese wenigen auf Oberschützen bezüglichen Urkunden bieten ein Bild von der fortschreitenden Belastung aus ganz geringen Gabungen und Leistungen zu ganz beträchtlichen Summen. Aus den Gemeindeladen anderer Oberschützen benachbarter Dörfer sind alle ähnlichen Urkunden schon längst verschwunden.

Magyarische Grabpfähle.

Von Professor **Karl Fuchs** (Kronstadt in Siebenbürgen).

(*Mit 18 Textfiguren.*)

Auf dem Friedhofe der reformirten Magyaren in Kronstadt in Siebenbürgen (sächsisch Krunen, d. h. Wachholder[stadt]) finden sich bei einzelnen Gräbern an Stelle der Grabsteine Pfähle, wie sie in den vorliegenden Zeichnungen dargestellt sind; sie heissen im Székler Dialekt sir-fa = Grabbaum, Grabholz. Ueber ihre Herkunft haben mir Herr A. Péchy, Prediger der betreffenden Gemeinde, und vor Allem Herr Ludwig Kádár, der greise Todtengräber derselben Gemeinde, Aufschluss gegeben.

In Kronstadt sind mehrere Hundert Székler Dienstmädchen und zum Militärdienst eingerückte Székler Burschen. Wenn unter ihnen Jemand stirbt, kommt die Verwandtschaft vom Lande zum Begräbnisse in die Stadt. Gelegentlich eines Jahrmarktes kommen die Verwandten wieder, bringen den Grabpfahl vom Dorfe mit und setzen ihn ein.

In den Székler Dörfern gibt es einzelne Männer — Herr Kádár nennt sie schlechthin „faragó ember", d. h. Schnitzelmann —, die diese Grabpfähle zu verfertigen pflegen. Doch sind das keine Professionisten, etwa Wagner oder Zimmerleute, auch gibt es keine specielle Profession der Schnitzelleute, sondern es sind eben Dorfkünstler. Diese bereiten den Pfahl aus Zerreichenholz, und wenn er fertig ist, räuchern sie ihn über Strohfeuer, wodurch er wetterfest wird. Auf schwarzen Pfählen wird die Inschrift zuweilen weiss ausgemalt. Zuweilen wird der ganze Pfahl blau angestrichen oder auch weiss; das Feld der Inschrift wird oft grün gestrichen. Der Preis eines Pfahles mag bis 5 fl. betragen.

Die Inschriften entstehen im Volke selbst; Pfarrer und Lehrer betheiligen sich, wenigstens heute, nicht daran. Vielleicht helfen die alten, liederkundigen Männer (die Székler haben solche Männer, in deren Gedächtnis die alten Lieder, Romanzen und Märchen leben); meistens scheinen die Angehörigen selbst den Text zu verfassen. Die Sprache ist der Székler Dialekt.

Der Grabpfahl ist in der Regel aus einem Stück gearbeitet — nur selten zusammengesetzt — und etwa 80—180 cm hoch. Der geschnitzte Theil umfasst etwas mehr als die obere Hälfte des Pfahles. In der gewöhnlich unverzierten unteren Hälfte ist meistens der ganzen Breite nach eine starke Schichte ausgehoben und in der so entstandenen Nische in Currentschrift die Grabschrift eingeschnitten. Aus den zahlreichen Verballhornungen lässt sich schliessen, dass der Schnitzelmann wenig correct geschriebene Manuscripte vor sich hatte.

Man kann die Grabpfähle in drei Gruppen theilen. Die erste Gruppe hat quadratischen Querschnitt und ist nach allen vier Seiten gleich gearbeitet. Die zweite Gruppe ist aus starken Bohlen von etwa 10×20 cm Querschnitt gemacht. Meist sind nur die Schmalseiten bearbeitet, die Breitseiten bleiben eben. Dieser Typus scheint eine spätere Nachahmung des europäischen Grabsteines zu sein. Directe Imitationen des Grabsteines, unter Zuhilfenahme von Brettchen, Leistchen, Stiften und Nägeln, fertigt auch Herr Kádár selber. Den dritten Typus bilden einfache, oben mit der Schweifsäge umrissene Bretter von etwa 3×35 cm Querschnitt.

Nach meiner ganz subjectiven Meinung zeigt Fig. 17 den ältesten Typus. Das einzige Formelement ist die einfache, zweiflächige Kerbe, wie sie mit dem Beile, ohne Säge, ohne Flacheisen hergestellt werden kann. Auch die rein axiale Form, ohne Complication durch Bilateralität, lässt den Typus mit quadratischem Querschnitte als den ursprünglichen erscheinen.

Die Kronstädter Bulgaren, deren Bauten ein wahres Museum alter Formen sind (kennen sie doch noch das urarische Häuschen), krönen den First des Hauses an beiden Enden mit geschnitzten Stäben von etwa 1 m Höhe und etwa 8×8 mm Querschnitt. Diese Stäbe, welche eine unerschöpfliche Phantasie verrathen, zeigen alle den Typus der Fig. 18, d. h. die Kanten der Knäufe sind meist abgerundet und zeigen sehr ausdrucksvolle Curven. Ueber die Wechselwirkung von Bulgaren und Széklern weiss ich aber nichts Positives.

Namentlich zwei Glieder, die an den Grabpfählen vorkommen, sind meines Wissens der europäischen Holztechnik fremd: der Raumstern (vgl. Fig. 19, 20, 22, 24, 28), der eigentlich aus zwei einander durchdringenden Tetraedern gebildet wird, entsteht, wenn man jede Kante eines Würfels durch eine tiefe Kerbe

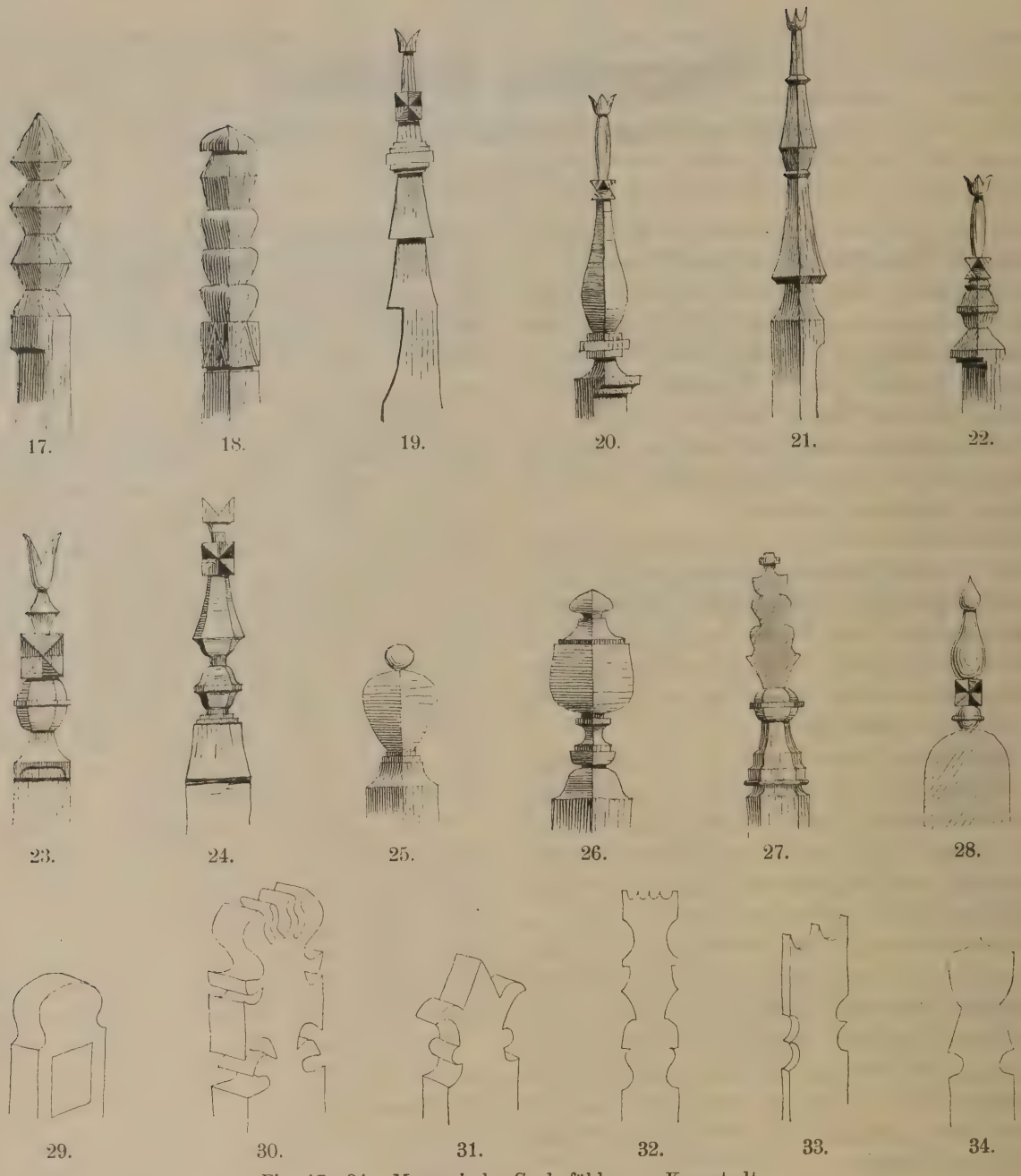


Fig. 17—34. Magyarische Grabpfähle von Kronstadt.

aushebt; zweitens der viertheilige Kelch (vgl. Fig. 19 bis 24), der den Pfahl krönt, dem aber die achsenständige Spitze fehlt. Herr Pfarrer Péchy versichert mich, dass dieser nach unserer Empfindung ganz unlogische Kelch keine kirchliche Bedeutung habe.

Herr Kádár, der mit den betheiligten Volkskreisen in innigster Berührung steht, meint, dass die Composition eines Pfahles mehr von den Angehörigen als vom Schnitzelmann ausgehe. Die Leute erzählten ihm: „Ueber den Knauf (gomb) haben wir den Stern (csillag) gesetzt und obenauf haben wir die Tulpe (tulipan) gesetzt.“ Er meint, als Vorbild diene wohl zumeist der Kirchthurm, der bei den Reformirten an Stelle des Kreuzes den Stern zeigt.

Bei einigen Pfählen (vgl. Fig. 20, 21, 24) scheinen Reminiscenzen an Candelaber der italienischen Renaissance durchzuklingen.

Fig. 26 sieht wie eine Urne aus; hier aber, wie in Fig. 25, spielt die sehr interessante Sägetechnik der Székler Thorpfosten herüber.

Die Abschrägung der Kanten, wie sie die Fig. 24 und 27 zeigen, ist — wenigstens in Westungarn —

für den Ausgang des XVII. Jahrhunderts an Wegkreuzen, Pestsäulen, Marterln, Grenzsäulen u. dgl. charakteristisch.

Zum Schlusse mögen zwei Grabschriften von Soldaten und drei Grabschriften von Dienstmädchen mitgetheilt sein.

1.

Ein Fleischhacker schreibt auf das Grab seines Sohnes:

Az isten jutalmul adott volt énnekem,
A sors megirigyle, elragada tőlem.
De hogyha nem álom ama szebb túlvilág,
Ott fellelnek atyád, testvérid és anyád.
Addig könnyeiket éretted hullassák,
Mig az örök üdvben valódat birhatják.

1.

Zum Lohne hat ihn mir Gott gegeben;
Das neidet' das Schicksal und nahm ihm das Leben.
Doch gibt es eine schönere Welt,
Werden Eltern und Brüder dir einst gesellt.
Sie müssen die Thränen fliessen lassen,
Bis sie dein Wesen in Seligkeit fassen.

Die dritte Zeile lautet wörtlich im zweifelnden Sinne: „aber wenn jenes schönere Jenseits nicht ein leerer Traum ist“ . . . . Für den abstracten Begriff Wesen hat der Dorfphilosoph ein besseres Wort (való) gefunden, als das in der philosophischen Literatur selber gebräuchliche (lényeg, lét).

2.

Születtem Bölönbe, megholtam Brassóba,
Rosz ember volt annak az oka.
Jusson ő is az én kinos halálomra.
Bucsut vettem szüleimtől
És hat élő testvéremtől.

2.

In Bölön ward ich geboren — In Kronstadt fand ich den Tod.
Von einem schlechten Manne — Ward mir diese Not.
Dass er einst leiden müsse — meinen martervollen Tod!
Eltern und Brüder sind gekommen,
Ich habe von ihnen Abschied genommen.

Hier spricht eine erbitterte Mutter. In Wirklichkeit hat den armen Husaren — wie mir meine Magd, seine Landsmännin, erzählt — ein erschrecktes Pferd getroffen, und die schlechte Behandlung der Wunde hat ihm den Tod gebracht.

3.

Grabschrift der Dienstmagd Marie Kolumbán:

Kolumbán Mariska volt nevem a mig éltem,
De félbeszakitt a halál rövid éltem.
Száldobosi vala az én születésem,
Brassó városában nyugszik porló testem.
Élt 16 évet, meghalt 1893 dec. 28.
Béke poraira.

3.

Kolumbán Mariska war ich im Leben.
Der Tod hat schnell zerrissen mein junges Leben.
In Száldobos geboren hat mich ein gutes Weib,
Zu Krunen auf dem Berge ruht nun mein armer Leib.
Sie hat 16 Jahre gelebt, ist am 28. Dec. 1893 gestorben.
Friede ihrer Asche.

4.

Mikor kinyilt éltem rózsája pirosan
És zöld ifjuságom viritott nyájosan
A durva halálnak nem kedvező keze
Könyörületlenül rám hamar érkeze.
Csak álom vala az életem.
Bojer Rebeka volt tiszta nevem;
1881 be a földbe tétettem.

4.

Meines Lebens Rose — rot ist sie erblüht,
Meine grüne Jugend — schön ist sie erglüht!
Ach, des rauhen Todes freudenlose Hand
Hat sich ohn' Erbarmen schnell zu mir gewandt!
Mein Leben war nur noch ein Traum.
Mein unbefleckter Name war Rebekka Bojer,
1881 hat man mich in die Erde gesenkt.

5.

A jó szülők sirnak értem.
Isten velek, isten vélem,
A sir már énnekem kész.
Farkas Rozalia, 17 éves, helyeztetett a brassai temetőbe 1897.

5.

Liebe Eltern weinen um mich;
Führe sie, Gott; Gott, führe mich,
Schon ist bereitet mein Grab.
Rosalia Farkas, 17 Jahre alt, ist im Kronstädter Friedhofe zur Ruhe bestattet worden 1897.

Der ganze Text ist ohne alle Absätze fortlaufend eingeschnitten. Wo zum Schlusse der Verfasser der Grabschrift sich eventuell unterschreiben würde, ist auf den Grabpfählen der Mädchen eine liegende oder überhängende Blume eingeschnitten: ein Vergissmeinnicht, ein Maiglöckchen oder eine Rose.

Hochhenklige Gefässe von Velem-St. Veit.

Von **Kálmán Freiherr v. Miske.**

(*Mit einer Tafel.*)

Im keramischen Material der prähistorischen Ansiedlung von Velem-St. Veit sind die Gefässe mit hohem, den Gefässrand überragendem Henkel ziemlich oft vertreten. Insbesondere ist deren Vorkommen für die Bronzezeit von Velem-St. Veit charakteristisch. Es kommen jedoch auch in der Hallstattzeit der Ansiedlung Gefässe mit hochragendem Henkel vor.

Die der Bronzezeit angehörigen hochhenkligen Schalen sind durch die vollendete Glättung ihrer Oberfläche ausgezeichnet. Die Glätte dieser Gefässe entstand dadurch, dass auf dem aus gröberem Material angefertigten Kern in dünner Schicht ein fein durchgearbeiteter Thon aufgetragen und dann an seiner Oberfläche sozusagen polirt wurde. Zu diesem Zwecke bediente man sich der in der Culturschichte der Ansiedlung oft vorkommenden Knigelsteine, zu deren Material entweder Kiesel oder auch Serpentin gewählt wurde (Taf. V, Fig. 1—3).

Viele Bruchstücke und darunter auch einen ganzen Henkel von diesen hochhenkligen Schalen fand ich bei meinen innerhalb der Ansiedlung durchgeführten Ausgrabungen in unzweifelhaft der Bronzeperiode angehörenden Feuerbänken. Diese hochhenkligen Schalen sind jedenfalls den Schmuckgefässen der Ansiedlung zuzurechnen, die vermuthlich als Trinkgefässe gebraucht wurden.

Der Bronzezeit der Ansiedlung gehören folgende Formen an:

Type *A*: Kleinere Schalen mit drehrundem Henkel, der an seinem Scheitelpunkte mit einem nach oben aufstehenden Zapfen verziert ist. Das in Fig. 4 abgebildete Exemplar dieser Type ist ein Bruchstück, dessen Henkel das mit geradem aufstehenden Rande versehene Gefäss um 34 mm überhöhte. Aus dem Rande entwickelt sich der Henkel ziemlich rasch, bildet mit einer Rundung nach rück- und aufwärts an seinem Scheitelpunkte den nach oben aufstehenden runden Zapfen, der eine Höhe von circa 8 mm hat und oben mit einer Platte von 19 mm Durchmesser endet. Der Henkel biegt sich sodann mit gefälliger Schweifung zum Gefäss zurück und endet unterhalb des Gefässrandes in den Entfernungen von 17 und 37 mm. Der Durchmesser des Henkels ist 15 mm. Die Farbe des Bruchstückes hellbraun.

Type *B*: Das Gefäss wird durch den Henkel stark überhöht, der, in seiner Form an die Henkel des classischen „Depas“ erinnernd, oberhalb des Gefässrandes eine hohe Masche bildet. Diese Type ist in den Funden mit zwei Henkel-Varianten vertreten und kommt in der Ansiedlung häufig vor. Das eine Exemplar (Fig. 5), das einen kleinen Nabel von 15 mm Durchmesser besitzt und die erste Henkel-Variante zeigt, baucht sich in flacher Rundung bis zur Höhe von 19 mm und zu einem Durchmesser von 105 mm aus und bildet in dieser Höhe eine rund um die Schale laufende Kante. Oberhalb dieser Kante wird die Schale mit nur unmerklich nach innen strebenden Seitentheilen fast geradwandig. In der Höhe von 49 mm befindet sich der ungleichmässig ausgebogene Rand; am Henkel ist er fast geradeaufstehend, krümmt sich allmälig stärker nach aussen und erreicht an dem dem Henkel entgegengesetzten Theile eine Ausbiegung von 5 mm. Der obere Durchmesser des Gefässes beträgt 110 mm. Der Henkel, der aus dem Rande unmittelbar aufsteigt, überhöht die Schale um 47 mm, so dass der Scheitelpunkt des Schalenhenkels vom Boden in der Höhe von 96 mm liegt. Der aus dem Rande aufsteigende Henkel biegt sich in gefälliger Form etwas über die Schale, tritt jedoch bald mit einer Rundung nach rückwärts, bildet den Scheitelpunkt und fällt ziemlich steil der Schale zu, die er fast unmittelbar unter dem Rande trifft. Der die Schale überragende Henkel ist auf seiner ganzen Oberfläche nach beiden Seiten abgedacht; die Firstkante dieser Abdachung liegt so ziemlich in der Mitte und verläuft in die innere Gefässwand, auch auf der Aussenwand endet sie etwas tiefer als der Henkel. Die Farbe der Schale ist ziegelroth. Die zweite in den Funden der Ansiedlung selten vorkommende Variante zeigt im Wesen der Schale keine Abweichung; der Unterschied liegt blos in der Form des Henkels. Das diese Henkel-Variante besitzende Gefäss (Fig. 6) hat einen Nabeldurchmesser von 15 mm und eine Höhe von 56 mm. Der obere Durchmesser der Schale beträgt 114 mm und besitzt gleichfalls einen ungleichmässig ausgebogenen Rand. Abweichend von der erstbesprochenen Form erhebt sich dieser überragende Henkel senkrecht aus dem

Rande, auch besitzt er keine in der Gefässwandung entstehende Firstkante, hingegen zeigt er sowohl an dem dem Schaleninneren zugekehrten Theile, als auch an dem zur Schale zurückkehrenden Abschnitte zwei Flächen in gleichschenkliger Dreieckform. Diese zwei Henkelabschnitte werden oben durch einen über den Scheitelpunkt in Rundung laufenden, steilaufstehenden Kamm verbunden. Der Henkel überragt die Schale um 43 mm, der Scheitelpunkt liegt somit über dem Boden in einer Höhe von 99 mm.

Eine verwandte Form ist die Type *C*. Der überragende, in sich zurückkehrende Henkel sitzt auf dem Gefässrand. Diese Type liegt nur in einem Bruchstück vor (Fig. 7). Der Henkel bildet oberhalb des Randes eine ovale Oese und überhöht das Gefäss um 44 mm, zeigt durchgehends die gleiche Breite von 14 mm und ist in seiner Mitte mit einer beiderseits nach unten verlängerten Kante verziert. Dieses Bruchstück ist von schwarzer Farbe.

Eine in der Ansiedlung höchst selten vorkommende und mir nur aus den Funden von Lengyel bekannte Form[1]) besitzt die Type *D*. Dieser überragende Henkel besteht aus zwei aufwärts strebenden Armen, von welchen einer sich aus dem Gefässrand, der andere aus der Gefässwandung entwickelt, die sich dann oben mittelst eines brückenartigen Abschnittes vereinen, welch' letzterer an seiner Oberseite verschieden geformt ist, hingegen am Henkelinneren immer ein Oval bildet. Meine Sammlung besitzt drei derartige Henkel, leider nur an Bruchstücken, so dass die ursprüngliche Gestalt dieser Gefässe nicht vorgeführt werden kann. Beim ersten Exemplar (Fig. 8) entwickelt sich der Arm aus dem Rande allmälig und überragt das Gefäss um 48 mm; er dürfte an seiner Basis 50 mm breit gewesen sein und ist oben 4 mm breit. Der aus der Gefässwandung aufsteigende zweite Arm hat die Länge von 96 mm, ist oben gleichfalls 4 mm und an der Basis 35 mm breit. Die brückenartige Verbindung, welche diese zwei Arme oben schliesst, ist 39 mm lang und besitzt einen abgeplatteten Rücken von 4 mm Breite. An den beiden Enden des Rückens befinden sich zwei Warzen mit unbedeutender Erhebung, von welchen die eine dem Gefässinneren zugekehrt ist und die andere sich senkrecht erhebt. Das Gefäss, von dunkelbrauner Farbe, hatte einen aufstehenden, abgerundeten Rand. Bei dem zweiten derartig geformten Henkel, von welchem die Fig. 9 die Vorderansicht und die Fig. 10 die Seitenansicht giebt, ist der aus dem Rand sich rasch entwickelnde Arm an seiner Basis 65 mm breit und bildet eine gewölbte Fläche, welche durch von links oben nach rechts unten laufende Cannelirungen verziert wird; er strebt nach auf- und rückwärts und wird an seinem oberen Ende, das 16 mm breit ist, durch den brückenartigen Theil überragt; der Scheitelpunkt liegt 67 mm über dem Rande. Der zweite Arm, der gleichfalls von dem brückenartigen Verbindungstheile überragt wird, besitzt die gleiche Form, jedoch mit fast senkrechten Cannelirungen, misst an der Basis 70 mm und besitzt eine Höhe von 100 mm mit der oberen Breite von 18 mm. Der brückenartige Abschnitt des Henkels zeigt eine mässige Abdachung, die an der Oberseite abgerundet und mit neun dem Gefässrand parallel laufenden Rillen verziert ist. Der 48 mm lange verbindende Abschnitt hat an seinen zwei Enden je einen kurzen breiten und runden, 5 mm hohen Zapfen, der oben in einer Platte von 11 : 12 mm Durchmesser endet. Unter dem mit Rillen geschmückten Theile befinden sich zwei parallel mit der Oberseite laufende, sehr schwache Canneluren. Die Farbe dieses Henkels ist graubraun.

Aus der Reihe der der Bronzezeit angehörenden hochhenkligen Gefässe der Ansiedlung Velem-St. Veit bringe ich als letztes den in Fig. 11 abgebildeten Topf. Er steht auf einem 4 mm hohen Sockel von 78 mm Durchmesser, baucht sich bis zur Höhe von 80 mm aus, erreicht hier den Durchmesser von 172 mm und verengert sich von da an bis unterhalb des Randes, welcher mässig nach aussen gebogen ist. Der Munddurchmesser beträgt 127 mm. Der überragende Henkel steigt fast unvermittelt aus dem Rande mit einer Breite von 40 mm auf, biegt sich etwas nach rückwärts und erreicht seinen Scheitelpunkt in der Höhe von 182 mm, indem er den Gefässrand um 42 mm überhöht. Das Gefäss ist lichtbraun und zeigt Spuren von rother Bemalung.

Das folgende Gefäss (Fig. 12) gehört zu jenen in der Ansiedlung vorkommenden Typen, welche vereint Merkmale zweier Culturperioden an sich tragen. Die Charakteristica einer älteren Culturperiode zeigen sich bei dieser Schale in der unausgesprochenen Ansa lunata-Form des Henkels und in dem Bodennabel. Hingegen verräth den Einfluss einer jüngeren Richtung der nach innen leicht gebogene Rand und nicht zumindest das im Schaleninneren noch theilweise ersichtliche Graphitornament. Interessant ist weiters, dass die Schale noch in

[1]) Wosinsky, „Tolna vármegye története", I, Taf. LXXXVI, Fig. 2.

prähistorischen Zeiten reparirt wurde, was aus den beiderseits der Bruchlinien befindlichen drei Paar Löchern ersichtlich ist, in welche vermuthlich Klammern gesetzt wurden. Somit würde ich das Gefäss in die Uebergangszeit von der Bronze- zur Hallstattzeit oder zumindest in die älteste Hallstattzeit der Ansiedlung einreihen. Die Schale hat einen Nabel von 27 mm Durchmesser und ist 47 mm hoch; der obere Durchmesser beträgt 99 mm, die Scheitelhöhe des Henkels 74 mm und überragt somit den Schalenrand um 27 mm. Der Henkel ist am Scheitel 16 mm breit und hat dort zwei seitlich laufende niedere Wülste, wodurch eine Rinne von 4 mm Tiefe gebildet wird; er ist daher einer Ansa lunata ähnlich. Im Schaleninneren findet sich das theilweise noch ersichtliche leichte Graphit-Strichornament.

Die Type *E* zeigt einen flachen und breiten Henkel, der oben zwei kleine, seitlich angebrachte Auswüchse besitzt und sonach eine kleine seichte „Ansa lunata" bildet. Das dieser Type angehörende Exemplar (Fig. 13) hat eine Höhe von 48 mm und einen oberen Durchmesser von 95 mm. Der Boden des Gefässes wird durch den stark vertieften Nabel gebildet (vgl. den Durchschnitt in Fig. 14), der bei einer Tiefe von 6 mm einen Durchmesser von 32 mm aufweist. Der Henkel, dessen unterer Absatz in der Höhe von 27 mm liegt, besitzt eine Höhe von 83 mm und eine Breite von 20—28 mm. Der Rand der Schale ist schwach nach aussen gebogen; unterhalb desselben läuft eine 15 mm breite und 5 mm tiefe Hohlkehle, auf welche in der unteren Ansatzhöhe des Henkels und in diesen übergehend ein Wulst folgt, der durch Fingernageleindrücke verziert ist. Der Henkel, der sich mit breiter Basis aus dem Gefässrand entwickelt und nach auf- und rückwärts strebt, bildet oben die ziemlich seichte Ansa lunata, die jedoch bei dem abgebildeten Exemplar schadhaft ist. Unter dem Culminationspunkte hat der Henkel nach unten einen fast senkrechten Verlauf und geht in einem Bogen mit gleichfalls breiter Basis in den Wulst über. Die schwarze Farbe der Schale ist durch Graphit hervorgebracht.

Zum Schlusse will ich noch über eine zweifellos in die Hallstattzeit gehörende hochhenklige Schale (Fig. 15) berichten. Sie hat ihre Analoga in den Funden von Wies[1]). Der überragende Henkel hat hier wie dort an seinem Scheitelpunkte Doppelköpfe. Die Type dieser Schale ist in meiner Velem-St. Veiter Sammlung durch zwei ganze Schalen und fünf von derlei Henkeln stammende Bruchstücke vertreten, die unter sich kleine Abweichungen zeigen, jedoch im Wesentlichen immer eine Art der Abbreviatur von doppelten Stierköpfen vorstellen. Dass hier zu sacralen Zwecken dienende Gefässe vorliegen, ist meines Erachtens zweifellos. Die hier zur Besprechung gelangende Schale hat einen Basisdurchmesser von 58 mm, eine Höhe von 60 mm und einen oberen Durchmesser von 138 mm. Der Scheitel des mit Doppelköpfen verzierten Henkels, der den Gefässrand um 48 mm überragt, liegt in einer Höhe von 108 mm und ist zwischen den Doppelköpfen auf 13 mm vertieft. Das Innere der Schale zeigt in der Mitte ein Graphitornament in der Form eines Flechtwerkes. Die Farbe des Gefässes ist lichtbraun.

[1]) Radimský, „Prähistorische Fundstätten", Fig. 155 und 156.

Güns, April 1900.

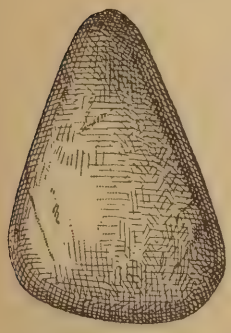


Fig. 1. 1/3 nat. Gr.

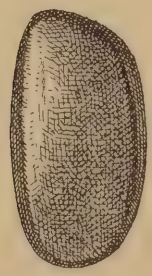


Fig. 2. 1/3 nat. Gr.

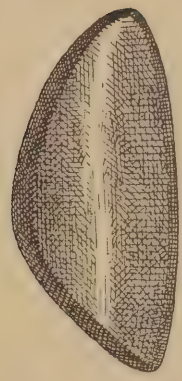


Fig. 3. 1/3 nat. Gr.

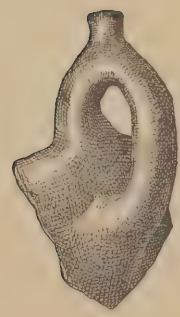


Fig. 4. 1/2 nat. Gr.

Fig. 5. 1/2 nat. Gr.

Fig. 6. 1/2 nat. Gr.

Fig. 7. 1/2 n. Gr.

Fig. 8. 1/2 nat. Gr.

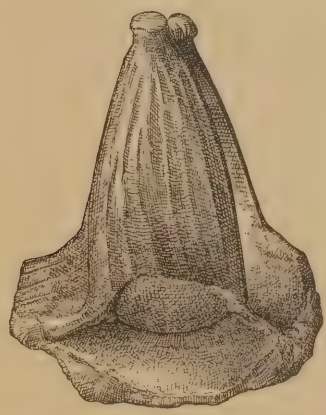


Fig. 9. 1/2 nat. Gr.

Fig. 10. 1/2 nat. Gr.

Fig. 11. 1/4 nat. Gr.

Fig. 12. 1/2 nat. Gr.

Fig. 13. 1/2 nat. Gr.

Fig. 15. 1/4 nat. Gr.

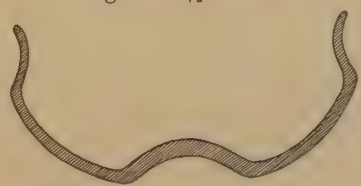


Fig. 14. 1/2 nat. Gr.

Kalmán Freiherr v. Miske:

Hochhenklige Gefässe von Velem-St. Veit.

Gez. von Robert Karl Lischka.

Literaturberichte.

20.

Materyały antropologiczno-archaeologiczne i etnograficzne. Tom IV. Krakau 1900. 125 + 285 S.

Die Akademie der Wissenschaften in Krakau veröffentlicht seit Jahren Materialien zur polnischen und rutenischen Anthropologie und Ethnographie, die, wie schon der Titel besagt, in zwei Theile, den anthropologisch-archäologischen und den ethnographischen Theil zerfallen

In dem I. Theile des vorliegenden Bandes findet man eine Arbeit des wohlbekannten Forschers Dr. J. Talko-Hryncewicz in Troizkossawsk (Ost-Sibirien) über die Erbauer der Grabhügel (Kurganen) in der Ukraine, sowie Einiges von demselben Autor über die Grabhügel bei Kjachta in Transbaikalien.

Maryan Udziela gibt eine statistische Uebersicht über die Sterblichkeit in Janów (Bezirkshauptmannschaft Grodek) in der Zeit von 1785—1894, aus welcher man ersieht, dass die mittlere Lebenslänge in Janów bei den Polen 23·6 Jahre und bei den Rutenen 23·4 Jahre beträgt. Im ersten Lebensjahre starben 27·64% Polen und 29·36% Rutenen; ein höheres Alter als 60 Jahre erreichten 12·16% männliche und 14·24% weibliche Polen und 11·46% männliche und 9·69% weibliche Rutenen.

Leon Magierowski veröffentlicht die Ergebnisse seiner Untersuchung über den Körperwuchs im Bezirke Sanok. Nach seiner Beobachtung sind die Polen (304) in der Stadt Sanok 165·7 cm, in den Märkten 164 cm und in den Dörfern 164·7 cm hoch, während die Rutenen (415) in der Stadt 163 cm, in den Marktflecken 162·9 cm und in den Dörfern 159·3 cm hoch sind. Bei den Juden wurde eine Körperlänge von 163·7 cm, 161·3 cm und 162·5 cm festgestellt.

Sehr interessant ist die Abhandlung von Wlad. Demetrykiewicz über die prähistorischen bronzenen Kronen, welche in dem ehemaligen polnischen Reiche in Zalesie (Bez. Mielnica) und in Cmachowo (Kreis Samter, Posen) gefunden worden sind. Von demselben Autor sind die reich illustrirten Fundberichte aus dem Bezirke Trembowla in Ostgalizien, in welchem besonders die la Tène-Funde und die Steinartefacte von Trembowla und die Bronzen von Zieleńcze am Sereth bemerkenswert sind.

In den Höhlen von Bilcze złote fand man weibliche Thonfiguren, die denen von Tanagra und von Budmir sehr ähnlich sind.

Der ethnographische Theil enthält die von Lucyan Malinowski gesammelten Volkserzählungen von Schlesien, Volkskundliches aus dem Dorfe Przebieczany bei Wieliczka von Stanislaus Cercha, Volksmärchen aus dem Dorfe Turow (Gouv. Siedlce) von W. Pracki, Sprichwörter aus den Gouvernements Witebsk, Mohilew, Smolensk und Orel von Marya Kucz und sehr wertvolle Volkserzählungen von Andrychow.

Klimentič.

21.

Spelter, P.: Die Pflanzenwelt im Glauben und Leben unserer Vorfahren. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow. N. F. XIV. Serie, Heft 336.) 8°. 40 S. Hamburg (Verlagsanstalt und Druckerei-Actiengesellschaft) 1900. 50 Pfg.

In jüngster Zeit macht sich auf dem Gebiete der Ethnobotanik eine grosse Schaffensfreudigkeit bemerkbar, die sich theils in einführenden, theils in grösseren wissenschaftlichen Werken, die dieses Gebiet zum Gegenstande haben, äussert. Ein solches Werk, das in jenes Gebiet einführen will, jedoch auch manches Neue und Beachtenswerte bietet, liegt in der kleinen Schrift Spelter's vor, der es in ausgezeichneter Weise verstand, seinen Stoff mundgerecht zu machen. Der Zweck der nachfolgenden Zeilen soll nun sein, einen kurzen Ueberblick über den Inhalt desselben, sowie gleichzeitig Bemerkungen, die sich dem Referenten beim Durchlesen desselben aufdrängten, zu geben.

Zuerst wird der Hain-, Feld- und Waldcultus[1]) der alten Deutschen, sowie die Entstehung der Pflanzenwelt (nach der Edda) besprochen, auch den einzelnen Feld- und Waldgeistern und dem sich daran anknüpfenden Volksglauben einige Aufmerksamkeit gewidmet und gleichzeitig auch von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Bäume gesprochen, welch' letzteres zur Beseelung des Baumes, sowie zur Verwandlung des Menschen in eine Pflanze[2]) hinüberleitet, wobei auch der Blutbäume[3]) gedacht wird Als Bäume, die bei den Deutschen eine besondere Verehrung genossen und theils noch geniessen, werden die Eiche, Esche, Eberesche, Linde[4]), Birke, Buche und Hasel genannt und besprochen, wobei bei der Linde auch der Werwölfe[5]) gedacht wird, da der Bast der Linde den

[1]) Ausführlicheres über Haincultus findet sich in A. Peez, Erlebt — erwandert. II. Bd. Haine und Heiligthümer. Wien 1899, 113 S. gr. 8°.

[2]) Sehr ausführlich ist über diesen Gegenstand gehandelt bei E. Marriage, Poetische Beziehungen des Menschen zur Pflanzen- und Thierwelt im heutigen Volkslied auf hochdeutschem Boden. Alemannia. XXVI. Jahrgang Bonn 1898, S. 97—183, und zwar im Abschnitte C. Der Mensch als Pflanze (S. 123—135).

[3]) Interessantes über diesen Gegenstand bietet die Abhandlung von G. Lutze, Zur Geschichte und Cultur der Blutbuchen. Mittheilungen des Thüringischen botanischen Vereines. Neue Folge. II. Heft. Weimar 1892, S. 28 - 33.

[4]) Bei der Angabe, dass die Linde nach dem Wunsche des Dichters auch auf Gräber gepflanzt wird, hätte erwähnt werden können, dass Deutschlands grösster mittelhochdeutscher Dichter, Walther von der Vogelweide († um 1228) zu Bamberg unter einer Linde begraben liegt.

[5]) Als neueste Literatur über diesen Gegenstand vergleiche man: Osk Hovorka Edler v. Zderas, Die Poganica und ihre Varianten, Zeitschr. f. österr. Volkskunde, 6. Jahrg., Wien 1900, S. 4—23, und Leo Bouchal, Indonesische Wertiger. Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXX, 1900, S. [154—156].

Zauberern Gewalt verlieh, Menschen in Werwölfe zu verwandeln. Bei der Hasel[1]) wird bemerkt, dass dieselbe auch als Wünschelruthe vielfach im Gebrauche stand[2]). Weiters werden der Hollunder, die Tanne, die Rose und die Lilie besprochen, bei welch' beiden letzteren zu bemerken gewesen wäre, dass sie schon Karl der Grosse in Capitulare „De villis imperatoris" zum Anbaue empfahl.

Damit wäre der Inhalt der kleinen, höchst ansprechenden Abhandlung erschöpft, die, so hofft es wenigstens Referent, dem interessanten, bis jetzt jedoch zu wenig beachteten Gebiete der Ethnobotanik neue Anhänger zuführen wird.

E. K. Blümml.

22.

Peez, Dr. Alexander: Erlebt — erwandert. I. Wien (Karl Konegen) 1899, gr. 8°. 136 S. 2 K 40 h. II. Haine und Heiligthümer. Wien (Karl Konegen) 1899, gr. 8°. 113 S. mit einer Tafel. 2 K 40 h.

Alexander Peez fasst unter dem Titel: Erlebt — erwandert. I. eine Anzahl von Arbeiten zusammen, die er in verschiedenen Zeitschriften in früheren Jahren erscheinen liess, jedoch hier mit Anmerkungen und Einschaltungen versehen hat, die den Stoff bis 1899 ergänzen.

Die erste Abhandlung: Die Rosskköpfe auf den deutschen Bauernhäusern (S. 1—12, mit 13 Fig.) stellt eine Monographie dieser merkwürdigen Giebelverzierungen des Bauernhauses dar, mit Belegen aus Westfalen, Hannover, Lüneburg, Holstein, Mecklenburg und Pommern, dem nördlichen Nassau, der Gegend von Siegen, Herborn und Dillenburg, Freiberg in Sachsen, aus dem Böhmerwalde, Kanton Bern, Graubünden, Tirol, Hessen, Kärnten, Bayern, wobei aus den letzteren Ländern auch die Schlangen-, Drachen-, Gemsen- und Steinbockköpfe erwähnt werden. Die Erläuterung der Pferdeköpfe auf den Giebeln wird im Anschlusse an Simrock, dass dieselben zur Abwehr der bösen Geister dienen, versucht, dabei jedoch auch der Meinung Ausdruck verliehen, dass sie auch auf die Sonne hinweisen könnten. Ein weiteres Capitel behandelt „Das fränkische Bauernhaus" (S. 24—41, 10 Fig.), auf welches Peez 1860 zuerst hinwies. Speciell volkskundlich ist der Abschnitt „St. Leonhard in den Ostalpen" (S. 67—88), eine Arbeit, die für alle Leonhardsstudien als grundlegend zu betrachten ist, wobei Referent auf eine Arbeit J. Blau's[3]) hinweisen möchte, die ebenfalls viel einschlägiges Material enthält. In der letzten Abhandlung: Antike Technik und altdeutsche Holzcultur (S. 89—136) verweist der Verfasser nach einer kurzen Uebersicht über die Technik der Alten, auf die Mangelhaftigkeit der Gräberfunde, die durchaus kein vollständiges Bild von der Cultur unserer Vorfahren geben; denn das wichtigste Culturmittel derselben, das Holz, ist wenig erhalten geblieben, trotzdem sie eine ausgebreitete Holzcultur hatten, für die er einen ausführlichen Nachweis erbringt und dabei zu dem Schlusse kommt, dass es nicht gerathen ist, bei den Deutschen nur von einem Eisen- und Bronzezeitalter zu sprechen, sondern es müsse auch ein Holzzeitalter eingeschoben werden, das freilich bis auf unsere Tage reicht.

Der zweite Band schildert das Vorkommen, die Bedeutung und Wichtigkeit der Haine und Heiligthümer bei verschiedenen Völkern. Den Waldcultus der Deutschen erörtert der Verfasser in den Abschnitten: Mittelpunkt der deutschen Haine (S. 48—62), wo lagen die Haupthaine Deutschlands? (S. 62—77), heidnisch-deutsche Spuren im Christenthume (S. 77—94), Heiligthümer und Ortsnamen (S. 94—105) und Perchta-Maria, Liebe zur Natur und Schluss (S. 105—113). Mit der mystischen Deutung mancher Ortsnamen kann sich Referent nicht einverstanden erklären; denn es hat hier doch das urkundliche Materiale den meisten Wert[1]). Zu S 58, wo Peez sagt, dass der Stock im Eisen in Wien ein Eschenüberrest ist, sei bemerkt, dass der Botaniker Prof. Alfred Burgerstein[2]) anatomisch nachwies, dass er ein Ueberrest einer Conifere (Picea, Fichte) ist.

E. K. Blümml.

23.

Gusinde, Dr. Konrad: Ueber Todtenbretter. [Mittheilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde (Breslau). Heft VII, 1900, S. 27—40.]

In den letzten 10 Jahren sind die Todtenbretter des Böhmerwaldes, des Bayrischen Waldes, von Oberbayern und von Salzburg der Gegenstand sehr eingehender Untersuchungen gewesen, ohne dass ihre geographische Verbreitung bis heute endgiltig festgestellt werden konnte. Die vorliegende Schrift wiederholt zum grössten Theile das bisher Ermittelte in gedrängter Uebersicht und fügt zu dem bereits Bekannten noch einige Dörfer in Preussisch-Schlesien hinzu, wo die einfach mit Kreuzchen bezeichneten und nur ausnahmsweise mit einer Jahreszahl versehenen Todtenbretter unmittelbar am Wege oder in Gärten hart an der Strasse liegen. Der Verfasser stützt sich bei der Beschreibung der schlesischen Todtenbretter nicht nur auf seine eigenen Erfahrungen, sondern auch auf einige, bisher unbeachtet gebliebene literarische Quellen, für deren Heranziehung ihm besonderer Dank gebührt. So gründlich auch die hier angezeigte Abhandlung ausgearbeitet ist, so ist doch die Frage nach der geographischen Verbreitung der Todtenbretter in Schlesien noch eine offene. Neu ist, dass die Hüterjungen in Pfaffendorf im Riesengebirge sich bei Schmähreden gegenseitig zurufen: „Du Leichabrât" und so dieses Wort als Schimpfausdruck gebrauchen. Der Verfasser führt ferner an, dass man in der Grafschaft

---

[1]) Dazu vgl. auch E. K. Blümml, Der Haselnussstrauch als Bienennährpflanze und im Volksglauben. Oesterr.-ungar. Bienenzeitung. XXI. Jahrgang. Wien 1898, Nr. 2, S. 5—6 (Feuilleton).

[2]) Ursprünglich war die Mistel (Viscum album L.) die eigentliche Wünschelruthe, vgl. H. Barfod, Die Mistel, ihre Naturgeschichte, ihre Stellung in der Mythologie der Kelten und Germanen, in der Sage, dem Aberglauben und der Literatur. Die Natur. 48. Jahrgang. Halle a. d. Saale 1899, Nr 37 und 38, S. 433—438, 445—448.

[3]) Josef Blau, Der Typus einer Bauernkirche: St. Leonhard bei Neuern im Böhmerwalde. Zeitschrift für österr. Volkskunde. V. Jahrg. Wien 1899. S. 70—79.

[1]) Es möge hier nur hingewiesen werden auf die Ausführungen Rich. Müller's, sowie dessen Arbeiten: Vorarbeiten zur altösterreichischen Ortsnamenkunde. Blätter des Vereines für niederösterr. Landeskunde. N. F. XX. Jahrg. 1886, S. 70 bis 196; XXI. 1887, S. 1—136; XXII. 1888, S. 1—80, 209—300; XXIII. 1889, S. 1—55, 369—436; XXIV. 1890, S. 193—283 ff. — Weitere Prolegomina zur altösterreichischen Ortsnamenkunde, l. c. XVIII. 1884, S. 369—427. — Altösterreichisches Leben aus Ortsnamen, l. c. XVIII. 1884, S. 101—121 u. s. f.

[2]) Der „Stock im Eisen" der Stadt Wien. XXIX. Jahresbericht des Leopoldstädter Communal-Real- und Obergymnasiums in Wien 1893.

Glatz tüchtig auf die Bretter trete, damit sie möglichst schnell zu Grunde gehen; daraus zieht er den Schluss, dass nach dem Volksglauben der Verstorbenene erst mit der Vernichtung des Todtenbrettes ganz vom Irdischen befreit und erlöst wird. Das mag wohl für Schlesien Giltigkeit haben, im Herzogthum Salzburg aber und in den angrenzenden Gebieten von Oberbayern sucht man im Gegentheile sie vor raschem Verfalle zu schützen, indem man sie an Zäune und Scheuern heftet oder auf vier Pflöcken befestigt. Wie mir Fräulein M. Evsn, deren Abhandlung über die „Todtenbretter um Salzburg“ [1]) der Verfasser leider übersehen hat, vor Kurzem mittheilte, erklärte man ihr auf Befragen stets, dass dies geschehe, damit sie sich länger erhalten. Allerdings mögen die Todtenbretter in diesem Gebiete, sowie auch im Bayrischen und Böhmerwalde heute nicht mehr die ursprüngliche Bedeutung haben, da sie dort zum grössten Theile als Erinnerungszeichen an die Verstorbenen gelten und sehr häufig geradezu als „Denkmal“ bezeichnet werden. Es wäre sehr zu wünschen, dass der Verfasser das Land Schlesien von Dorf zu Dorf bereise, um für dieses Gebiet eine abschliessende Monographie zu liefern. **W. Hein.**

24.

Woenig, Franz: Die Pusztenflora der grossen ungarischen Tiefebene. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von E. S. Zürn. Mit einer farbigen Beilage und zahlreichen Pflanzenbildern im Texte von Maler Ernst Kiessling. gr. 8°. VII, 146 S. Leipzig (Hermann Seemann Nachfolger) 1900. Broschirt Mk. 3.

Woenig, dem wir eine interessante Arbeit über „Die Pflanzen im alten Aegypten“ (2. Aufl., Leipzig 1888) verdanken, hat es in seinem letzten Werke unternommen, eine Uebersicht der Flora der grossen ungarischen Tiefebene zu geben. Da diese Arbeit auch viele ethnographische, hauptsächlich ethnobotanische Details enthält, so wird wohl damit eine Besprechung derselben an dieser Stelle gerechtfertigt sein.

Das 2. Capitel (Die Puszta) erklärt (S. 13—15) den Namen Puszta und gibt gleichzeitig auch eine genaue Beschreibung der Gebäude und ihrer Bewohner, während der 3. Abschnitt (die Frühlingsflora der Puszta) zuerst (S. 22) eine kurze Mittheilung über zwei Pflanzen (Robinia Pseudacacia L und Lycium barbarum L.) der Pusztagärten, dann eine ausführliche Besprechung (S. 23—25) des Waisenmädchenhaares (Stipa pennata L.), deren ungarische Volksnamen und deren Vorkommen in der ungarischen Volkspoesie (sammt Probe), sowie eine Zusammenstellung ihrer deutschen, französischen und englischen Volksnamen gibt; auch findet sich (S. 25) der ungarische Volksname des haarförmigen Pfriemengrases (Stipa capillata L.). Das wichtigste Capitel für den Ethnobotaniker ist das 5.: „Ein Blick in die Pusztengärten und Friedhöfe“ (S. 39—43); denn dasselbe enthält als erste diesbezügliche Publication die vom Landvolke auf die Gräber gepflanzten Blumen, für deren Aufzählung wir dem leider schon verstorbenen Verfasser den grössten Dank schulden. Nach einer etwas eingehenden Besprechung der Pusztenfriedhöfe, ihrer Grabmäler und Inschriften werden die Pflanzen namentlich aufgeführt, es sind dies (ihrer Wichtigkeit wegen kann es sich Referent nicht verhehlen, dieselben mit niederösterreichischen Parallelen hier aufzuzählen): Calendula officinalis L. (auch in Niederösterreich nach G. Beck, Flora von Niederösterreich, II. Bd., Wien 1893, S. 1223), Lunaria annua L., Levisticum officinale Koch, Nigella damascena L., Antirrhinum majus L., Hyssopus officinalis L., Sorbus torminalis L., S aucuparia L., Salix babylonica L. (auch in Niederösterreich), Tamarix germanica L. et gallica L. und Buxus sempervirens L., wozu Referent für Niederösterreich noch Saponaria officinalis L., Aster bellidiflorus Willd., A. chinensis L. angeben möchte. Zahlreich sind die mitgetheilten Pflanzen der Pusztengärten [1]), und bei vielen von ihnen wird auch ihre volksmedicinische Verwendung und der Volksglauben, der sich an sie knüpft, angegeben [2]). Der Abschnitt VII (Flora der Sandpuszten) enthält (S. 52, 53, 56) Bezeichnungen von Puszten und Hügeln sammt Besprechung und Erklärung der sogenannten Jazygischen Regen, sowie der vom Volke gebrauchten pflanzlichen Abwehrmittel gegen Landstürme (S. 54—56), dann die Mittheilung, dass die Spitzkletten (Xanthium strumarium L. et X. spinosum L.) von den Steppenhirten mit drastischen Schimpfwörtern belegt werden (S. 59—60), nur schade, dass dieselben nicht mitgetheilt wurden; vom Bürzeldorn (Tribulus terrestris L.) wird (S. 61—62) der Volksname mitgetheilt und im Weiteren die von den Eingeborenen sogenannten „Hexen der Steppe“ (Tribulus terrestris L., Salsola Kali L., S. 62—63), das Waisenmädchenhaar (s. oben), die Immortelle und Strohblume (Xeranthemum annuum L., S. 66—67), mit den daraus gewonnenen Sträussen u. s. w. behandelt, während (S. 68) Datura Stramonium L. und Hyoscyamus niger L. nach volksmedicinischer Seite, nach Volksnamen und Lycium barbarum L. als bäuerliches Einfriedigungsmaterial gewürdigt werden. Capitel VIII (Die Flora der Salz-Puszten, Salzseen, Salzlachen und der salzauswitternden Stellen des Bodens) gibt (S. 77—79) eine Schilderung der Sodapuszten mit den ungarischen Bezeichnungen, der Gewinnung der Soda durch das Volk, dann

[1]) Angezeigt von mir in diesen „Mittheilungen“, Bd. XXIX (1899), S. 94; in demselben Bande, S. 169, zeigte ich auch Halm's Arbeit über die „Todtenbretter im Bayrischen Walde“ an, welche der Verfasser ebenfalls nicht in den Bereich seiner Erörterungen zieht.

[1]) Als Literatur über diesen Gegenstand für andere Länder vergleiche man: G. Laube, Volksthümliche Ueberlieferungen aus Teplitz und Umgebung. (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, I. Bd., 2. Heft.) gr. 8°. Prag 1896, S. 15—16). (In alten Teplitzer Bürgergärten und in Bauerngärten beliebt gewesene Blumen und Zierpflanzen). — H. Wegelin, Die alten Zierpflanzen der thurgauischen Bauerngärten. Mittheilungen der Thurgauischen naturforschenden Gesellschaft. Heft XIII, 1898. — L. Glaab, Ueber Pflanzen der salzburgischen Bauerngärten und Bauerngärten im Allgemeinen. Deutsche botanische Monatsschrift. X. Jahrg. Arnstadt 1892, S. 155—158, XI. Jahrg. ibid. 1893, S. 38—41. — Jos. Murr, Zur Kenntnis der Culturgehölze Südtirols, besonders Trients. ibid. XVIII. Jahrg. Arnstadt 1900; S. 1—5, 42—44, 65—70. — Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora. Leipzig 1894. — A. Kerner, Flora der Bauerngärten in Deutschland. Verhandlungen des zoologisch-botanischen Vereines in Wien. V. Bd. 1855, S. 787 ff. — Kurt Sprengel, Geschichte der Botanik. I. Bd. Leipzig 1817, S. 194 bis 198. — Giov. de Cobelli, Contribuzione alla flora dei contorni di Rovereto. XXX et XXXI, programma dell' i. r. scuola reale sup. Elisabettina di Rovereto, 1889 e 1890.

[2]) Dazu vgl. J. Holuby, Der Holler (Sambucus) in der Volksmedizin und im Zauberglauben der Slowaken. Deutsche botanische Monatsschrift. I. Jahrgang. Sondershausen 1883, S. 68—70, 86—87.

Mittheilungen über den Kranich (S. 81), dessen Bedeutung für die Burschen und sein Vorkommen in der Volkspoesie und die Sage der Entstehung des Palicsersees bei Theresiopel (S. 82). Abschnitt IX (Die Ruderalpflanzen und ihr Gefolge) enthält (S. 94—96) die eingehende Schilderung eines Pusztendorfes, einschlägige Mittheilungen über den Hanf (Cannabis sativa L., S. 100) und die Hauswurz (Sempervivum tectorum L., S. 101). Capitel X (Die Sumpfflora der grossen ungarischen Tiefebene) enthält (S. 105) ein Volkslied über die Hortobágysteppe, Mittheilungen (S. 108—109) über das Schilfrohr (Phragmites communis Trin.) und dessen Verwendung durch das Volk und (S. 119—120) über die Purpurweide (Salix purpurea L.) und deren Verwendung in der Hausindustrie. Ein ausführliches Sachregister bildet den Beschluss dieses interessanten Werkes, das auch für die Ethnologen, wie gezeigt, viel Wertvolles enthält. **E. K. Blümml.**

25.

Jankó, Dr. Johann: Herkunft der magyarischen Fischerei. Mit einem vorläufigen Bericht des Grafen Eugen Zichy. (Dritte asiatische Forschungsreise des Grafen Eugen Zichy. Bd. I.) Mit 565 Fig. Budapest, Victor Hornyánszky. — Leipzig, Karl W. Hiersemann, 1900. — [Magyarisch und deutsch. Quart, 72, 635 Seiten.]

Die vergleichende Geschichte der Fischereigeräthe ist, ganz abgesehen davon, dass wir noch weit davon entfernt sind, den gesammten Stoff zu überschauen, insoferne mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft, als das Element, in welchem sie angewendet werden, einerseits eine geringere Mannigfaltigkeit für ihre Ursprungsbedingungen setzt, als sie bei der Jagd auf dem Lande vorliegt, andererseits ihre Verbreitung in höherem Grade und in unauffälligerer Weise begünstigt als die anderer Geräthe. So erklärt es sich, dass man auf diesem Gebiete bisher nicht über Entwürfe und gelegentliche Auslassungen hinausgekommen war. Einen ansehnlichen Theil desselben in gründlicher Weise zuerst angebaut zu haben, das Verdienst darf Jankó für sich in Anspruch nehmen. Er hat nicht ein einzelnes Geräth oder eine einzelne Gruppe solcher über den ganzen Erdball hin verfolgt, er hat innerhalb engerer Grenzen, die er sich gesteckt hat, die ganze Fischerei, Stück für Stück, untersucht. Seine wissenschaftliche Thätigkeit offenbart sich in der Darbietung des Stoffes und in dessen Verarbeitung und letzteres wiederum auf einer vorbereitenden, der typologischen Stufe, und einer abschliessenden, der ethnologischen. Diese drei Seiten des Buches gedenke ich nacheinander zu würdigen.

I. In Allem, was zur magyarischen Fischerei gehört, nimmt Jankó das classische Buch von Otto Herman: A magyar halászat könyve (Budapest, 1887) zur Grundlage, dessen Worte und Bilder er durchweg wiedergiebt. Die letzteren nicht immer ganz treu, sei es mit absichtlicher Verbesserung, so beim dreiwandigen Netz (s. S. 316, Anm.), dessen beide äusseren Wände übrigens auch auf anderen Darstellungen sich völlig decken, sei es mit unabsichtlicher Entstellung, so bei Fig. 4, die nicht den Grundriss des Vollbildes Fig. 3 selbst, sondern das Spiegelbild davon zeigt und in welcher die gerade Wand von *C C* senkrecht zu der geraden von *C* verläuft, statt mit ihr einen spitzen Winkel zu bilden. Jankó verkennt nicht, dass bei Herman Manches unvollständig und zweifelhaft bleibt; aber er hilft nirgends nach — nur einmal giebt er zu Herman's Text selbst die Abbildung, Fig. 403 —, er hat sich, wie es scheint, für später eine erneute Durchforschung der magyarischen Fischerei vorbehalten. Bei dieser Gelegenheit will ich meine Verwunderung über den ungerechtfertigt scharfen Ton nicht unterdrücken, den Jankó hie und da gegen Herman anschlägt. Wollte er illustriren, „wie leicht sich der Ethnograph irren kann, wenn er blos die Abbildungen der Bücher betrachtet und den Text ungelesen lässt“ (S. 463, vgl. S. 446, 520), so konnte er dies an sich selbst. Er führt uns S. 482 die „französische“ *foëne à bouquet* (Fig. 433) und die „gleichfalls französische“ *plomb-foëne* (Fig. 432) aus la Blanchère's Buch vor; er hat nicht gelesen, dass jene den „peuples suédois et norvégiens“ zugehört und dass diese „dans les mers de Norwége“ üblich ist. Für die westeuropäische Fischerei im Allgemeinen benützt er keine anderen Quellen als Herman; in Betreff der deutschen hat er seine Kenntnis auf eigene Hand etwas erweitert[1]). Inwiefern Jankó im Ausblick nach Westen und Süden zu wenig gethan hat, will ich unten erörtern. Nur sei hier gleich zu seiner Entschuldigung gesagt, dass er nicht frei und selbstständig an die im Titel ausgedrückte Aufgabe herangetreten, sondern von vorneherein in ein bestimmtes Verhältnis zu ihr gesetzt worden ist. Es bildet ja sein Buch den ersten Band von der „dritten asiatischen Forschungsreise des Grafen Eugen Zichy“, und dieser selbst bestimmt S. 40 des Vorberichtes jene Aufgabe des Näheren als die: „auf russischem Boden die Analogieen zur magyarischen Fischerei zu suchen“. Und zwar galt es dabei nicht sowohl, die Dinge an Ort und Stelle — das hätte so viel geheissen, wie an tausend Orten und Stellen — kennen zu lernen, sondern die darauf bezügliche russische Literatur auszubeuten, welche erstaunlich reich (Jankó spricht von 9000 Nummern) und dem westlichen Europa fast ganz unbekannt, zum Theil auch geradezu unerreichbar ist. Wir sind Jankó zu grossem Dank dafür verpflichtet, dass er uns diese Schatzkammer eröffnet hat. Zu den Reproductionen aus den gedruckten Werken und den noch ungedruckten Aufzeichnungen Anderer kommen nun die Ergebnisse, welche Jankó bei seinem Besuch der Museen Russlands und während seiner Reise bei den Ostjaken gewonnen hat. Eine sehr willkommene, wenn auch für den Zweck des Buches nicht unentbehrliche Einlage ist die Studie Cholnoky's über die chinesischen Fischzäune (S. 144—160; vgl. auch S. 456 f.); das schöne Werk von Dabry de Thiersant (1872) befriedigt ja nicht ganz den Appetit, den es zu reizen versteht. Während Jankó sich mit der russischen und ugrischen Fischerei innig vertraut gemacht hat, vermochte er über die türkische (d. h. turko-tatarische) nur wenig Stoff zu sammeln. Wie dem auch sein mag, er hat die Zeit, die ihm zur Verfügung stand, in bewundernswerter Weise ausgenützt; die Begeisterung, die ihn erfüllt, verleiht hie und da seinen Fahrten und Unternehmungen ein fast romantisches Gepräge, so wenn er irgend einem seltenen Buche nachreist oder wenn er einen finnischen Magister aus den Armen der liebenden Braut ostjakischen Fischreusen zuführt.

[1]) Von den Museen Wiens und Prags bemerkt Jankó, dass sie kein einziges Fischereigeräth weder des eigenen Landes, noch der ihn insbesondere interessirenden Völker enthalten.

II. In seinen typologischen Erwägungen und Zusammenstellungen geht Jankó zwar mit grosser Behutsamkeit und Gründlichkeit zu Werke; um ihm aber überallhin folgen zu können, müsste ich mich mit ihm über die Principien verständigt haben, vor Allem darüber, wie wir den Grad der Aehnlichkeit zwischen zwei Geräthen zu bestimmen haben und was wir aus solcher Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit folgern dürfen. Halten wir uns nur an das Aussehen der Geräthe, so finden wir uns bei ihrer Anordnung und Eintheilung durch mancherlei Bedenken gehemmt. Aber kaum besser ergeht es uns, wenn wir die Art ihrer Verwendung zu Grunde legen. Der Japaner K. Kishinouye drückt sich in der Rev. intern. de pêche et pisciculture, I (1899), S. 14, sehr bestimmt aus: „There are nine chief principles, or rather elements, in catching fish — namely: to scare, to lead, to allure, to scoop, to entwine, to entrap, to hook, to stab and to rake up" Allein schon daraus, dass diese neun Fischereiweisen meistens miteinander verbunden werden können, zum Theil sogar müssen, ergiebt sich, dass sie keinem einheitlichen Gesichtspunkt untergeordnet, sondern dass einige von ihnen secundärer Beschaffenheit sind. Das Gleiche habe ich an Herman's Eintheilung auszusetzen, die Jankó zu der seinigen gemacht hat. Auch sehen wir die Verschiedenheit dieser Methoden nicht durchgängig, wie wir doch erwarten sollten, in der Gestalt der ihnen dienenden Geräthe ausgeprägt. Wir halten uns dabei allerdings die allgemein geltende Möglichkeit vor, dass ein Geräth in verschiedenem Sinne gebraucht werde; doch führt uns eine genauere Prüfung der einzelnen Fälle dazu, die Abgrenzung eben der Methoden zu berichtigen. Bei Herman bildet die Treibfischerei eine eigene Abtheilung, obwohl das Treiben auch bei anderen Fischereien eine keineswegs unwichtige Rolle spielt, und er trennt so die Stielhamen als Geräthe der Treibfischerei von den der Gestalt wie der Handhabung nach sich durchaus an sie anschliessenden Scherenhamen und Käschern, die er in die Hebefischerei einordnet, während sie sich doch von den „eigentlichen" Hebenetzen in jeder Hinsicht scharf unterscheiden. Je tiefer wir in die Einzelheiten hinabsteigen, desto schwieriger gestaltet sich unsere Aufgabe. Ueberall tritt uns die Frage entgegen: Was ist wesentlich und was ist unwesentlich? Sie schliesst aber schon die Rücksicht auf einen anderen mit der Aufstellung typologischer Reihen verbundenen Zweck ein, als der rein praktische ist, welcher darin besteht, den Ueberblick über die Mannigfaltigkeit der Formen zu erleichtern. Wir wollen nämlich hier, wie in so vielen anderen Fällen, zur Erkenntnis des genetischen Zusammenhanges gelangen; wir wollen aus der Aehnlichkeit die Verwandtschaft herausfinden. Wir pflegen dabei vermuthend vorwegzunehmen, was eigentlich erst zu erweisen ist; wir fassen das als das Wesentliche, was uns das Ursprüngliche zu sein scheint. Jankó bemüht sich überall angelegentlichst, dasjenige, was an einem Geräthe ethnischen Wert besitzt, die ethnographischen Kennzeichen desselben zu ermitteln, und der Erfolg wird ihm oft Recht geben; aber nach bestimmten Grundsätzen, wie er sie z. B. S. 193, 228 entwickelt, lassen sie sich nicht ermitteln. Es versteht sich ja von selbst, dass diejenigen Elemente, welche durch irgend eine natürliche Nothwendigkeit hervorgerufen worden sind, an sich keinen ethnischen Charakter besitzen; doch sind sie insoferne nicht zu unterschätzen, als sich ihnen ein solcher beigesellen kann, als das anfangs Nothwendige sich oft als Ueberflüssiges erhält. Das Ueberflüssige im Allgemeinen würde nun nach Jankó das für die Erkenntnis der Verwandtschaft Nothwendige darstellen; er sagt an ersterem Orte: „Wo ist also in den Reusen der ethnische Charakter zu suchen? Ausschliesslich in der Ausführung und in denjenigen Theilen, die bei der Reuse nicht unbedingt nothwendig sind, nämlich denjenigen, nach deren Entfernung auch die Reuse noch Reuse bleibt." Sicherlich eignet dem Zwecklosen, Rudimentären für die Erkenntnis aller möglichen Entwicklungen eine sehr grosse Wichtigkeit; es leitet uns oft durch das Verwirrende aufdringlicher Erscheinungen wie den Däumling des Märchens die abgebrochenen Zweiglein durch den dichten Wald. Deshalb aber sind doch die zweckmässigen Veränderungen, die wirklichen Umgestaltungen in der gleichen Hinsicht nicht wertlos. Kurz, wenn irgend ein Geräth vor uns hingestellt wird, so können wir von keinem seiner Elemente im Voraus sagen: es hat ethnischen Wert oder es hat keinen, wir werden von ihm aus Verwandtes suchen dürfen oder wir werden es nicht. Erst vor einer grösseren Gruppe ähnlicher Geräthe werden wir unter den vielfach abgestuften Uebereinstimmungen zwischen den Einzelheiten derartige wahrnehmen, die auf eine verwandtschaftliche Beziehung hindeuten. Der wirkliche Nachweis einer solchen wird aber nur mit Hinzunahme von Mitteln erbracht, die anderen Wissenschaftsgebieten angehören. So lange wir auf der typologischen Stufe verharren, wird die Bewertung der Kennzeichen und Uebereinstimmungen einer grossen Unsicherheit unterliegen. Ich erläutere dies an einem Beispiel. Als wesentliches Kennzeichen des *bokor*-Netzes betrachtet es Jankó, S. 369, dass „die Stange nicht bis zur Garnschnur oder bis zu dem bei den deutschen Stielhamen diese vertretenden Bindeholz reicht". Mit welchem Rechte? Die halbrunde oder -ovale Oeffnung des Hamens lässt sich auf mehrfache Weise herstellen. Erstens, dies ist der Fall des *bokor*-Netzes, durch zwei gebogene Stäbe, die sich ganz oben kreuzen und etwas weiter unten durch ein „Kreuzholz" verbunden sind. Indem der Stiel auch durch dieses gehalten wird, braucht er nicht bis zur Basis hinabzugehen. Diese Vorderansicht des *bokor*-Netzes (*d*) entspricht vollkommen der des mit einem Stiele versehenen Scherenhamens, wie ihn v. d. Borne, Fig. 499, als „Setzlade von Itzehoe" (*c*) und Benecke, Fig. 159, als „Hamen" abbilden. Davon weicht die holländische *gebbe* (Hoek, De Vischtuigen, Taf. IV, 9; V, 11;

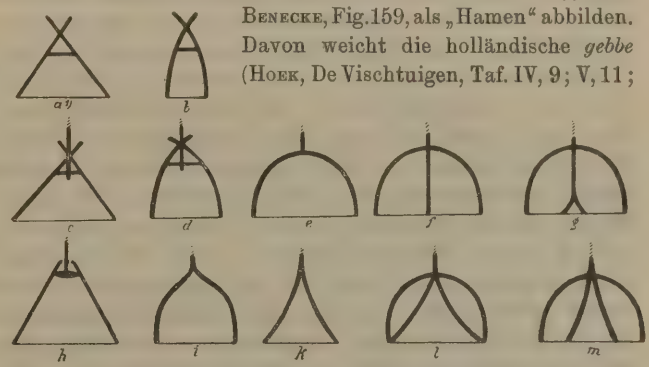
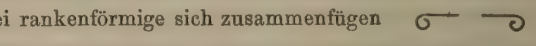
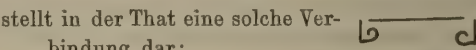


Fig. 35. Schemata von Netzformen.

[1]) Die geradlinige Basis der Netzöffnung wird theils durch eine Schnur, theils durch eine Latte gebildet; ich habe es nicht für nöthig gefunden, diesen Unterschied in den roh schematischen Figuren anzudeuten, umsoweniger, als beides auch bei denselben Formen vorkommt.

IX, 10; X, 13; XI, 11; hier *h*), die auch *slag-, strijkhaam* u. s w. heisst, nur insoferne ab, als die Seitenstangen nur bis zur Berührung des Stieles, nicht bis zur Kreuzung kommen. In Bezug auf die Krümmung verhält sich das *bokor*-Netz zum gestielten Scherenhamen ganz wie die französische *bichette* (*b*) zum *haveneau* (*a*). Es kann ferner ein gabeliger Ast für die Oeffnung des Sackes benützt werden, so bei dem böhmischen Hamen, den Woldřich in „Lotos", Aug. 1858, S. 179, Fig. 1, abbildet (hier *i*); seltener wird der Naturast künstlich nachgebildet. Einwärts gebogen ist die Gabel der *trouble* bei La Blanchère, Fig. 1012 (hier *k*). Wird ein Stiel am Gipfel eines hölzernen Reifes angebracht, so fehlt es natürlich sehr an Festigkeit; man ersetzt daher diesen durch einen eisernen mit einer Dülle (La Blanchère, S. 792); ein solcher Hamen ist in Limburg und Nordbrabant als *bos-* oder *oeverhaam* gebräuchlich (Hoek, a. a. O., Taf. VI, 7; VII, 2; hier *e*). Will man einen hölzernen Reif anbringen, der ja allerdings viel leichter zu beschaffen ist, so muss man den Stiel, einfach oder gegabelt, bis zur Schnur oder Latte verlängern — diese Formen erfreuen sich wenigstens in Deutschland und Frankreich der häufigsten Verwendung (*f, g, l, m*). Die Besorgnis, der Fang der Fische möge durch eine solche Durchkreuzung der Oeffnung beeinträchtigt werden, hat wohl allein dazu getrieben, diese zu beseitigen. Wenn Jankó Gewicht darauf legt, dass in der westlichen Fischerei dies nicht geschehen sei, so werden die gegebenen Beispiele ihn von dieser Ansicht abbringen. Uebrigens begegnet uns das „Kreuzholz" des *bokor*-Netzes auch bei verschiedenen Käschern, so dem chinesischen, Fig. 96, und dem ostjakischen, Fig. 347 (auch aus Japan ist mir ein entsprechender bekannt); das hat Jankó übersehen, indem Käscher und Stielhamen bei ihm in verschiedene Abtheilungen fallen. Und wiederum handelt es sich hier nicht um etwas, was dem Westen fremd wäre; man sehe den Käscher bei Duhamel du Monceau, I, II, Taf. XIX, 2.

Jedes Aehnlichkeitsverhältnis, welches wir als Ausdruck einer Verwandtschaft betrachten dürfen, erweist sich in diesem Sinne als mehrdeutig: A kann aus B, B kann aus A hervorgegangen sein, sich entfaltet oder vereinfacht haben, in A B C kann A durch B zu C fortgeschritten oder B aus der Vermischung von A und C entstanden sein oder sich zu A und C differenzirt haben u. s. w. Jankó entwirft auf der Tafel zwischen S. 124 und 125 von den sehr zahlreichen Fischzäunen, die er vorher geschildert hat, einen Stammbaum, zu welchem die Erläuterungen von S. 103 ff. gehören. Wie sehr ich auch seinen Scharfsinn und seine Sorgfalt bewundere und seinen Wunsch, Alles in Ordnung zu bringen, begreife, so fürchte ich doch, er hat des Guten zu viel gethan. Wir haben manchmal die Empfindung, als ob sich der feste Boden unter unseren Füssen verlöre; wir wissen am Ende nicht mehr recht, ob wir es mit Grundrissen von Fischzäunen zu thun haben oder nicht vielmehr mit irgend welchen Ornamenten, die sich, ohne dass man der treibenden Kräfte gewahr würde, ineinander verschieben und zerdehnen. Es wäre nicht übel gewesen, wenn nach der Gewohnheit unserer Altvordern und auch noch des wackeren Gmelin (S. 72) in all' den Figuren ein Fischlein angebracht worden wäre, um uns daran zu erinnern, worum es sich eigentlich handelt. Davon ist gar nicht die Rede, inwiefern die eine Form des Fischzaunes mehr geeignet ist, die Fische zu fangen und festzuhalten, als die andere; und auch die Grössenverhältnisse sind nirgends angegeben, die hier doch nicht viel geringere Bedeutung haben, als bei den Netzen. Jankó unterscheidet zwei Hauptstämme der Fischzäune: die rankenförmigen und die nierenförmigen (nach dem magyarischen Text eigentlich die kammerigen) und führt die letzteren auf die ersteren zurück (S. 105 f.). Er lässt zwei rankenförmige sich zusammenfügen  — Fig. 31 stellt in der That eine solche Verbindung dar:  und dann sich zu zusammenziehen: er ist davon überzeugt, dass „die Kammerform ohne jene alten Formen nicht entstehen konnte, ja sich direct aus jenen entwickelte". Aber das ist eine reine Hypothese; und zwar erscheinen mir der Wegfall der langen Verbindungswand und die Herstellung eines einzigen Eingangs an Stelle zweier nur auf dem Papier als sehr einfache Vorgänge. In jenem Umkreis mit Einstülpung eine ursprüngliche Form zu sehen, dazu bestimmt mich der augenfällige, aber von Jankó nicht einmal berührte Parallelismus mit der Reuse. Ich sage nicht, dass das eine Geräth von dem anderen abstamme; jedenfalls aber kommt in beiden dasselbe Princip und in derselben Weise zum Ausdruck ; der Fischzaun ist eine im Senkrechten geöffnete Reuse, die Reuse ein im Senkrechten geschlossener Fischzaun. Dem Fischzaun mit Vorkammer entspricht die Reuse mit doppelter Einkehle . Bei seinen constructiven Bemühungen geschieht es Jankó auch, dass er zum Ausgangspunkt zurückkehrt, so S. 88:

(Fig. 39, 42, 51, 52, 53.)

Am meisten gekünstelt ist wohl seine Herleitung des „magyarischen" Fischzaunes (S. 119 f.). Er legt die sehr merkwürdige ostjakische Form (Fig. 68) zu Grunde; die mittlere Bucht wird herausgehoben und die beiden Leitwände nach aussen gedreht, bis sie in eine Richtung fallen, so entsteht die Form (Fig. 60) oder die ideale (Fig. 80) , und daraus schliesslich, durch Hinzufügung der *pelöcék*, die des „magyarischen" Fischzaunes (Fig. 2). Es ist mir nicht möglich, auf alles Einzelne einzugehen, es ist aber auch nicht

nöthig; ich wiederhole nur, dass meines Erachtens Jankó das Functionelle allzusehr hinter dem rein Morphologischen zurücktreten lässt. Der Fischzaun besteht aus zwei Haupttheilen, der eine dient der Abschliessung, der andere der Umschliessung. Jener, nämlich die Leitwand, ist das constante Element; mannigfach aber seine Verbindung mit dem anderen Theil, dem Fanggeräthe. Es kommt indessen dabei nicht auf das Richtungsverhältnis an, ob die Leitwand und die Breitenachse des Fanggeräthes (über dem Thor) in eine Gerade zusammenfallen oder einen Winkel bilden, ob jene mittelständig oder Flügelleitwand ist (worauf Jankó, S. 107, grosses Gewicht legt), sondern ob sie einseitig oder zweiseitig ist, d. h. ob sie den Fisch nur auf der einen oder auf beiden Seiten leitet; im ersteren Fall setzt sie sich auf der einen Seite des Einganges an die Umschliessungswand an, im anderen endet sie frei im Eingange. Die Umschliessungsvorrichtung kommt zwar einfach vor, meistens jedoch ist sie in Kammer und Hof differenzirt. Man wünschte, dass Jankó das Verhältnis beider in eine bestimmte Formel gebracht hätte. Es scheint, als ob auch hier der sprachliche Ausdruck die Auffassung der Dinge beeinflusst habe; es handelt sich nämlich nicht um zwei verschiedene Dinge, sondern um die Wiederholung eines und desselben, um eine vordere und eine hintere Kammer. Die Zahl der Kammern ist nicht eine nothwendigerweise beschränkte; der brasilische *corral* (Fig. 9) hat deren drei, der Fischzaun vom Neusiedler See (Fig. 4) vier, von denen jede einen eigenen Namen führt, und dabei sind die verschiedenen Krümmungen und Knickungen der umfassenden Wände von keinem Belang. Obwohl es sich mit den Eingängen etwas anders verhält, so bilden doch auch sie keinen festen Unterschied zwischen Kammer und Hof; der hintere pflegt allerdings verjüngt zu sein, aber Fig. 40 z. B. zeigt uns den vorderen als den engeren, der zudem noch durch die Leitwand getheilt ist. Kurz, das Wort „Hof" bezeichnet etwas Relatives, nämlich die vordere Kammer, durch die der Fisch gehen muss, um in die hintere zu gelangen. Wo nun zu beiden Seiten der Leitwände je eine Kammer liegt, da hört natürlich jeder Unterschied auf, und ich weiss nicht, wie man es sich denken soll, dass in Fig. 60 (s. oben) von den beiden kreisförmigen Theilen „der eine die Kammer, der andere den Hof repräsentirt" (S. 90). Selbst wenn die Ovale von ungleicher Grösse sein sollten (wie Jankó S. 90 angibt, was jedoch im Widerspruch zur Abbildung steht), kann der Fisch durchaus ebensogut zuerst in das eine wie das andere gerathen. Und ebensowenig verstehe ich, warum, wie Herman zu Fig. 2 (s. oben) bemerkt — und an einer weiteren von Jankó nicht mitgetheilten Stelle thut er es noch ausdrücklicher —, der Fisch sich zuerst in den Hof verirre und dann in die Kammer gelange; wenn er von der Seite des kurzen *pelőce* herankommt (doch wird die Sache nur in der Hermanschen Abbildung selbst ganz deutlich, kaum in der Jankóschen Wiedergabe), wird er doch wohl zuerst in die Kammer gelangen. Auch der Umstand, dass der Hof mit dem Rücken gegen die Strömung liegt, erklärt mir die Sache nicht; immerhin hätte Jankó gut gethan, den Pfeil von Herman mit herüber zu nehmen, und auch anderswo wäre die Angabe der Flussrichtung sehr erwünscht gewesen, insbesondere bei asymmetrischen „Zwillingszäunen", wie bei Fig. 15. Zu diesen gehört ja auch Fig. 2, die in der Art der Asymmetrie am meisten zu Fig. 56 stimmt.

III. Mit den typologischen Daten werden die sprachlichen und die geschichtlich-geographischen behufs der Erlangung gesicherter Ergebnisse verbunden. Jankó konnte sich im Wortgeschichtlichen auf Munkácsi's umfassende Arbeit über die Terminologie der magyarischen volksthümlichen Fischerei (magy., 1893) stützen. Wo freilich, mit Berichtigung oder Ergänzung, darüber hinauszugehen war, sind Jankó's Schritte mehr oder weniger unsicher. Befremdlich ist seine Erörterung (S. 130 f.) über magy. *kürtő*, welches theils den Fischzaun, theils jenen Theil desselben bezeichnet, in welchem der Fisch gefangen wird. Munkácsi erinnert dabei an das kasantatarische *kirtä* „Pfahl- oder Flechtzaun", Herman an das näherliegende gr. κόρτος (welches er allerdings mit κυρτός „gebogen" ganz identifizirt). Dieses (κόρτη, neugr. ebenso, auch κυσῦρτος, κισῦρτον) ist soviel wie „Reuse", könnte aber doch auch „Fischzaun" bedeutet haben. Der Unterschied darf nicht allzuschwer genommen werden, beides wird in der Sprache genugsam verwechselt. Aber „so lange wir Herman's Quelle nicht kennen" — ? Sie fliesst in jedem griechischen Wörterbuch; das Wort kommt an genug Stellen vor, am bekanntesten ist die bei Theokrit: ὁρμειαί, κόρτοι καὶ ἐκ σχοίνων λαβύρινθος, wo allerdings mit dem „Binsenlabyrinth" der Fischzaun gemeint sein wird. Freilich mag man über den Weg, den das Wort durchwanderte, im Zweifel sein; aber wenn die Magyaren von griechischen Fischern über Temrjuk am Asowschen Meere Hebenetze erhalten konnten, die bei ihnen deutsche Namen führen (S. 348 f.), so mochte auch ein griechisches κόρτος in dem ugrischen Fischzaun Platz gefunden haben. Name und Sache fliessen gar nicht so selten aus verschiedenen Richtungen zusammen; immerhin müssen wir zunächst den Ursprung jenes in gleicher mit dem Ursprung dieser suchen. Da z. B. das *seb*-Netz, der Scherenhamen der Székler, sicher deutschen Ursprunges ist, so werden wir wohl an *Schöpfnetz* (in Holland wird mit *schepnet* auch der gestielte Scherenhamen = *gebbe* (s. oben S. 159) bezeichnet) zu denken haben, wenn nicht an *Schiebehamen, Schaube, Schippe,* welches ebenfalls deutsche Benennungen des Hamens sind; sodann würde sich das magy. *seb* „Schnelligkeit" eingemischt haben. Die Herleitung von magy. *zseb* „Tasche" (S. 349) ist abzulehnen.

Von mancher hier erforderlichen Wortforschung wird das Magyarische selbst gar nicht betroffen. S. 576 sagt Jankó von der Henkelreuse und zwei Variationen derselben, dass sie weder ugrischen noch russischen Ursprunges seien (im offenen Widerspruch zu S. 200: „wir haben sie von den Russen oder anderen slavischen Völkern kennen gelernt" und zu S. 202: „die Henkelreuse ist weder finnisch, noch ostjakisch, noch türkisch-tatarisch, sondern unbedingt russisch, wie auch der Name selbst, den der Magyare zu ihrer Bezeichnung verwendet"); ob sie jedoch für türkisch oder kaukasisch anzusehen seien, darüber könne einzig die Enträthselung des Wortes *wanda* aufklären. Dieses Wort *wanda* soll nach S. 199 f. nur an der unteren Wolga vorkommen; aber es ist auch für das Gouvernement Nishegorod, das viel weiter nördlich liegt, gebucht (übrigens für das Gouvernement Astrachan in der Form *wanta*). Wir haben keinen Grund, das Wort für nicht russisch anzusehen, und zwar scheint es aus dem Germanischen entlehnt zu sein; es wird nicht sowohl schwed. dän. *vante* „Handschuh" zu vergleichen sein, als deutsches *Wand,* insbesondere in *Netzwand,*

holl. *want* „Fischnetz“. Sollte hiebei vom Begriff „Wendung“ auszugehen sein, so bieten sich das romanische *vertebolum* (Lex Sal.) u. s. w. „Reuse“, und das ital. *ritroso*, wie das magy. *vissza* (Herman, S. 236) „Reusenhals“ als Analogien dar. Uebrigens bliebe zu erwägen, ob *wanta* nicht mit dem gleichbed. russ. *wenterj, wentelj, wjaterj* u. s. w. (daher magy. *véter*), das Miklosich auf lit. *ventaris* bezieht, irgendwie verwandt ist. Wenn man wahrnimmt, dass das finn. *merta* (est. *mõrd* u. s. w.) „Reuse“ im Russischen erscheint als: *mereta, mereda, merda, morda, nereto, neret, narot, narta, narata, norota, norot, nerša* (durch Vermischung mit gleichbed. *verša*), *merëža* (durch Angleichung an *merëža, mreža* „Netz“), so wird man einem Reusennamen schon einige Verwandlungsfähigkeit zutrauen dürfen.

Von ein paar nicht sehr glücklichen Versuchen Jankó's, sich an der etymologischen Forschung zu betheiligen, wird noch unten die Rede sein; meistens übt er weise Enthaltung.

Wenn Jankó bei der Beurtheilung der sprachlichen Dinge im Allgemeinen den richtigen Standpunkt einnimmt, so kann man bezüglich der geschichtlich-geographischen nicht das Gleiche sagen; hier weist sein System zwei schadhafte Stellen auf. Offenbar dreht sich bei jedem Fischereigeräth doch Alles zunächst um die Frage: Haben die Magyaren es in ihre jetzige Heimat mitgebracht oder haben sie es erst hier sich angeeignet? Es müssen zu diesem Behufe die Fischereien aller jener Völker in's Auge gefasst werden, mit denen die Magyaren entweder von Haus aus in Beziehung gestanden oder mit denen sie im Laufe der Geschichte in Berührung gekommen sind. Dieser weite Kreis ist selbst nur der Ausschnitt aus einem noch weiteren, den auch Jankó hie und da flüchtig betritt. So betrachtet er, S. 357, als echte Heimat der Hebefischerei die indomalaiische Cultur; von da gelangte sie nach China, von da an's Mittelmeer zu den Romanen. Ich weiss nicht, welche Stützen Jankó für diese Reihenfolge der Etappen hat, und insbesondere wünschte ich über die Verbindung zwischen China und dem Mittelmeer aufgeklärt zu werden, da doch eine directe Einführung, wie die der holl. *korre* im XVII. Jahrhundert, für viel frühere Zeiten nicht denkbar ist. Auch für den Scherenhamen und das Wurfnetz nimmt er, S 457 f., eine entsprechende Verbreitungszone (vom Stillen und Indischen Ocean bis zum Mittelländischen und Schwarzen Meer) an, ohne jedoch die Ausstrahlungsmitte zu bestimmen. Sicherlich sind jene so entlegenen Fischereien nicht ohne jede Bedeutung für die hier behandelten Fragen, aber von weit grösserer doch die eines ganzen Gebietes, welches an das heutige der Magyaren stösst, nämlich die rumänische, südslavische und italienische, und sie hat Jankó so gut wie ganz vernachlässigt. Er kann sich allerdings damit entschuldigen, dass die Literatur darüber eine sehr mangelhafte ist und es vor Allem an Abbildungen fehlen lässt. Nur hätte er unter diesen Umständen mit der Aeusserung, dass das oder jenes anderswo nicht vorkomme, etwas mehr zurückhalten müssen. Selbst seine Quellen konnten ihn dann und wann eines Besseren belehren. Es mag z. B. sein, dass die in die Wehre eingesetzte *bocskor*-Reuse ugrischer Herkunft ist, dass aber Reusen ohne Kehle nur bei Magyaren, Ostjaken und Wogulen bekannt seien (S. 182), ist nicht richtig; bei la Blanchère, Fig. 763, findet sich als *panier de bonde* eine solche abgebildet, die in ihrer viereckigen Gestalt der *bocskor*-Reuse weit mehr gleicht als der ostjakische *pos-pon* bei Jankó, Fig. 112. Neben so manchem Einfluss, der aus dem Nordwesten nachgewiesen wird, ist doch gewiss von vorneherein auch ein solcher aus dem Südwesten, aus dem Winkel der Adria zu vermuthen, besonders seitens jenes Volkes, von dem die Magyaren, wie Gy. Volf nachgewiesen hat, lesen und schreiben gelernt haben. Auf jeden Fall ist die Einschränkung unberechtigt, die Jankó S. 41 macht: „Offenbar .... ist ein Geräth, welches in Westeuropa und bei den Magyaren vorkommt, im Osten aber fehlt, zu uns von Westen her, und zwar *von den Deutschen*, gelangt.“ Warum könnten z. B. die magyarischen Flügelreusen nicht von den italienischen stammen? Warum die verschiedenen Arten des Wurfnetzes nicht in gleichem Sinne sich verbreitet haben? Sie sind ja alle in Westeuropa bekannt, während Jankó von den Griechen des Schwarzen Meeres, auf die er sie zurückführt (S. 460), nur den Gebrauch des Wurfnetzes überhaupt zu berichten weiss. Auch Apostolidès, La pêche en Grèce, S. 47, giebt über den πεζόβολος so wenig Genaueres an wie über die anderen Netze. Er stellt die Identität mit dem σφαιρών Oppian's fest (dem das ital. *sferone* nachgebildet ist); die neugriechischen Wörterbücher verzeichnen allerdings in gleichem Sinne ἀμφίβλησ τρον; aber dass dieses Wort, wie Herman und Jankó wollen, in den Evangelien ein Wurfnetz bedeute, dem scheint mir der Zusammenhang zu widerstreiten. Recht mag Jankó haben: „Wenn die Magyaren das Wurfnetz im Osten kennen lernten, so konnten sie es nur von den Griechen kennen lernen“ (S. 592). Aber konnten sie es nur im Osten kennen lernen? Den schwer zu begründenden Ansprüchen jener Griechen müssen übrigens auch die der Deutschen weichen; S. 577 sagt er mit jener Bestimmtheit, welche die Uebersicht über den Ursprung der einzelnen Fischereigeräthe auszeichnet, dass die Hebenetze (Stielnetze) aus der am Schwarzen Meere üblichen griechischen Fischerei stammen (Apostolidès kennt als Hebenetze nur die für die Aehrenfische, die ἀθερίναι bestimmten ἀθερινοί, S. 47 f., und das grosse σταφνοκάρι von Missolonghi, S. 51 f.); S. 375 hatte er die Möglichkeit deutscher Herkunft zugegeben, und zu Gunsten dieser spricht in der That Manches, z. B. die Uebereinstimmung zwischen der Handhabung des Hebenetzes vom Sió mit der des holländischen *kruisnet* oder *totebel*. Die Fühlleinen, denen Jankó ugrischen Ursprung beimisst (S. 386 ff.), sind auch den slavonischen Serben nicht unbekannt (s. Jurić im Zbornik von Radić II, 226 f.); der an diesem Orte geschilderte *sidńak* mit dem Sitz (*sidalo*) über dem „Thor“ scheint der südrussischen *siža* mit Fühlleinen und auch der Fig. 105 abgebildeten *pereboika* von der Wolga zu ähneln (das Glöckchen dieser begegnet uns wieder in dem chinesischen *ta-kao-tsee* bei Dabry, Taf. XII, 1). Stammt nun etwa der *sidńak* von den Magyaren? Aber das *örvös*-Netz mit seinen Fühlleinen, welches der Fischer von seinem *kullogó* aus regiert (s. Herman, Taf. VIII und IX), ist etwas ganz Anderes. Fischersitz mit Fühlleinen darunter ist übrigens weit verbreitet (s. z. B. Veth, Midden-Sumatra, III. Taf. CXXVII, 1). Dass endlich die Fischereien derjenigen Völkerschaften, welche in Ungarn selbst neben und zwischen den Magyaren wohnen, eine ganz besondere Beachtung verdienen, versteht sich von selbst. Vor Allem vermisse ich nun bei Jankó eine allgemeine Auseinandersetzung über das Verhältnis der magyarischen[1]) zu den

[1]) Die Uebersetzung hat hier bald „magyarisch“, bald „ungarisch“, was den falschen Eindruck erweckt, als ob es

nichtmagyarischen Fischereien Ungarns. Ist die Grenze scharf oder verschwommen? Springen die ethnischen Unterschiede in die Augen? Inwieweit bethätigt sich ein Einfluss von der einen und von der anderen Seite? Ueber Ungarn hinausreichenden magyarischen scheint der Uebergang vom magyarischen *háló* „Netz“ in's Rumänische, Serbische, Bulgarische (*hălău, alov* im allgemeinen oder besonderen Sinn) anzudeuten. Innerhalb der Grenzen Ungarns ist es bei der allseitigen Ausbreitung der Magyaren ebenso denkbar, dass sie ihre Geräthe einführen, als dass sie die der Anderen sich aneignen. Man achte z. B. auf die Benennungen: „magyarischer“ Fischzaun und „raizischer“ Fischzaun; ich bezweifle sehr, dass der letztere bei den Magyaren volksthümlich ist; nach Herman (bei Jankó, S. 53) ist er bei den Raizen (Serben) und Rumänen im Gebrauch, hie und da auch bei den Magyaren. Und inwieweit ist denn das „raizische“ *pendely*-Netz (S. 443) serbisch und inwieweit magyarisch? In seinem Wörterbuch (S. 777) erwähnt Herman das *cserkáló*-Netz aus der Mármaros (Visk); es fragt sich, ob das nicht ein rumänisches Netz ist, dessen Namen sich die Magyaren mundgerecht gemacht haben; wenigstens ist mir bei den Rumänen der Mármaros (Rozavlja) ein gleichartiges Netz, *cercală*, bekannt geworden (Rom. Etym. II, 213, in den Sitzungsber. d. Wien. Ak., ph.-hist. Cl., CXLI). Während der verflossenen Jahrhunderte sind es eigentlich nur die deutschen Colonisten, bei denen Jankó zufolge die Magyaren Anleihen gemacht haben würden, und zwar nicht ganz wenige. Von höchster Wichtigkeit aber ist die früheste und zugleich engste Berührung, die in Ungarn zwischen den Magyaren und einer fremden Völkerschaft stattfand. Es gilt für ausgemacht, dass nach der Besitzergreifung die Magyaren die ansässige slavische Bevölkerung allmälig aufsogen und dass aus deren Sprache zum allergrössten Theil die zahlreichen slavischen Elemente des Magyarischen stammen, also auch die slavischen Fischereiausdrücke, und dass mit ihnen auch in einem gewissen Umfang die Dinge übernommen worden sind, ist mit grosser Wahrscheinlichkeit zu vermuthen. Da jene Slaven gewiss zu den Südslaven gehörten, so war schon aus diesem Grunde eine eingehende Vergleichung der magyarischen Fischerei mit der der heutigen Südslaven geboten. Jankó hat jedoch, wie gesagt, in dieser Richtung kaum ausgeschaut; sein Blick war ganz durch den fernen Osten gefesselt: ex Oriente fit lux. Und hiemit komme ich zu der zweiten Schwäche seines Systems. Er hatte Recht, sich der Führung Munkácsi's anzuvertrauen, wo es sich um rein etymologische Fragen handelte; aber er hätte dessen Ansichten über „die Anfänge der magyarisch-slavischen Berührung“ (magy., 1897) sich nicht so gänzlich zu eigen und zur Grundlage der Geschichte der magyarischen Fischerei machen dürfen. Allerdings konnte er die Widerlegung noch nicht kennen, welche ganz vor Kurzem Ásbóth unter dem Titel „Zeit und Ort der Uebernahme der in's Magyarische gelangten slavischen Wörter“ (magy., 1900 — Nyelvtud. Közl. XXX, 74—90. 209—230) — ich vernehme, dass sie deutsch im Arch. für slav. Phil. erscheinen wird — Munkácsi hat angedeihen lassen. Ich kann mich auf diese Streitfrage hier nicht tiefer einlassen und begnüge mich damit, mit kurzen Worten darzulegen, wie Jankó zu seinem Zwecke Munkácsi's Hypothese verwertet. Diese besteht nun darin, dass die Magyaren mit den Russen im IX. Jahrhundert zuerst in Lebedien (zwischen Don und Dnjepr) und dann im Etelköz (zwischen Dnjepr und Donau) zusammengetroffen seien und dass von damals und dort die Hauptmasse der slavischen Lehnwörter im Magyarischen herrühre. Jankó meint, so wenig wie die Türken, von deren grossem (und nicht ohne Rückwirkung gebliebenem) Einfluss auf die magyarische Fischerei er doch redet, seien die Magyaren ein Fischervolk gewesen; er wendet sich damit nicht nur gegen Herman und Munkácsi, sondern auch gegen die alten arabischen Schriftsteller Ibn Rosteh und Gordêzî, welche die Ausübung der Fischerei durch die in Südrussland weilenden oder wandernden Magyaren bezeugen. Für Jankó sind nur die Slaven, die Russen ein Fischervolk; unter ihnen machten die Magyaren zahlreiche Sclaven, diese brachten ihre Geräthe mit und magyarisirten sich; „die Fachausdrücke blieben jedoch lebendig, wenigstens für all' dasjenige, was den Magyaren neu war, so neu, dass sie nicht einmal die Benennung übersetzen konnten“ (S. 598). „Ziehen wir das Verhältnis in Betracht, in welchem Magyaren und Russen damals miteinander lebten ....., so erhalten wir eine Antwort darauf, woher der Ruf der Magyaren als Fischer kam. Offenbar von denjenigen Slaven, Russen, die sie in die Sclaverei führten und die für sie und statt ihrer fischten, weil die Magyaren niemals in einem solchen Massstab und mit solchen Geräthen Fischerei trieben, dass irgend Jemand sie als ein ‚Fischervolk par excellence‘ hätte betrachten können (S. 602).“ Kurz, den Kern von Jankó's Lehre, um den sich Alles aufbaut, haben wir darin zu sehen, dass, was in der magyarischen Fischerei slavischen Charakter trägt, russisch, und zwar des IX. Jahrhunderts ist (vgl. S. 41 f., wo er seine methodischen Grundsätze darlegt). Wollten wir auch annehmen, die Aufstellung der sachlichen und sprachlichen Analogien zwischen Magyaren und Russen wäre Jankó durchweg gelungen, Eines hat er jedenfalls verabsäumt nachzuweisen, dass die Dinge und Wörter nur russisch sind und nur russisch sein können. Der Umstand, dass wir über die vormagyarischen Slaven Ungarns nicht unmittelbar unterrichtet sind, darf ihm das Spiel nicht zu leicht machen; eine entscheidende Kraft ist dem argumentum a silentio nicht beizumessen. Im eintönigen Osten mochte Manches sich erhalten, was im Westen sich verlor oder sich abänderte. Ich erinnere nur an Eines. Wenn wir die heutigen Fischzäune der Magyaren in's Auge fassen, so fällt uns jene Dürftigkeit der Formen auf, aus der Jankó bei anderen Gelegenheiten seine Schlussfolgerungen zu ziehen liebt; die mittelalterlichen Urkunden deuten hier einen grösseren Reichthum an, insbesondere der in ihnen vorkommende Ausdruck *ikervejsze* (Doppelfischzaun). Jankó widmet diesem eine lange Anmerkung (S. 114 f.), an deren Schluss er sagt, es stehe nicht fest, ob er diese oder jene näher bezeichnete Form bedeutete „oder seitengehöfte, paarkammerige Fischzäune mit mittelständiger Leitwand; jedenfalls hat der Name *ikervejsze* die Erinnerung an heute in Ungarn nicht mehr lebende, zu Grunde gegangene, ausgestorbene Fischzaunformen bewahrt“. Mit welcher Sicherheit kann er denn S. 110 behaupten, dass „die Fischkammer mit mittelständiger Leitwand nicht bis nach Ungarn gelangte“?

Ich will zum Schluss auf einzelne der von Jankó behandelten Ursprungs- und Verbreitungsfragen etwas näher

sich um Verschiedenes handle; „ungarisch“ ist ja in der That doppeldeutig, und meistens hat es den Sinn von „ungarländisch“.

mich einlassen. Vor Allem fordert mich das, was er über die Ausdehnung der beiden Hauptarten des Zugnetzes, und zwar des Segenetzes (ohne Sack) nach Osten und der Wade (mit Sack) nach Westen sagt, mehr oder weniger zum Widerspruch heraus. Die Russen sollen der Uebernahme des ersteren deshalb einen bestimmten Widerstand entgegengesetzt haben, weil ihnen in der letzteren ein viel zweckmässigeres Geräth zur Umschliessungsfischerei zu Gebote stand (S. 295). Wenn das wirklich der Fall wäre — dass anderswo beide Netzarten nebeneinander bestehen, spricht eher dagegen —, so müsste dieser Widerstand sich doch auch gegen diejenige Form des Segenetzes geltend gemacht haben, welche sich in Russland der weitesten Verbreitung erfreut, nämlich gegen den *bredenj*, der dem *piritty*-Netz der Magyaren und dem *colleret* der Franzosen entspricht. Insofern dieses als eine Abart bezeichnet wird, muss das rechteckige Segenetz als die Grundform gelten, und es wundert mich bei Jankó's peinlicher Genauigkeit, dass er auf dessen Vorkommen in Ungarn gar nicht eingeht. O. Herman spricht S. 248 ff. seines Buches zunächst ganz kurz vom *kétköz*-Netz als der „ärmlichsten" und stellt sodann das Tihanyer Binsennetz als die „magyarischste" und das Siófoker Netz als eine „fortgeschrittenere" Form des *öreg*-Netzes in Wort und Bild dar. Jankó übergeht diese beiden letzten bei Herman abgebildeten ganz (das Tihanyer Netz wird bei einer anderen Gelegenheit S. 274 f. wenigstens genannt), nicht aber das erste, dort nicht abgebildete, von dem er allerdings sagt, dass seine Gestalt nicht die eines Trapezes, sondern die eines Rechteckes, dass es also nichts Anderes als ein verkleinertes und vereinfachtes *öreg*-Netz sei (S. 287). Ich verstehe dieses „also" durchaus nicht; das *öreg*-Netz ist ja eben trapezförmig, und seine Verjüngung nach der Uferseite zu wird im Vorhergehenden aus den Bedingungen seiner Anwendung erklärt. Wenn nun ein Segenetz über die ganze Breite eines Gewässers gezogen werden soll, so wird es sich nach beiden Seiten hin verjüngen, sich demnach als Doppeltrapez oder vielmehr als an den Enden der Längsachse abgestumpfte Ellipse darstellen. Mit einem solchen Segenetz kann sich allerdings sehr mannigfache Handhabung verbinden; die Schlinge wird bald am Ufer, bald am Wasser geschlossen, bald von zu Fuss gehenden, bald von im Kahne sitzenden Fischern. Ein solches stumpf-elliptisches Netz ist das magyarische *piritty*-Netz. Das *öreg*-Netz findet Jankó in Russland, wenigstens als altüberliefertes, nicht wieder; er leitet es daher von den Deutschen ab. Aber den Nachweis des trapezförmigen Segenetzes bei den Deutschen bleibt er schuldig, und diese Gestalt wird doch von ihm S. 286 als das wesentliche Kennzeichen des *öreg*-Netzes angesehen. Ja, S. 292 gesteht er ein, dass das bei v. d. Borne abgebildete Segenetz nicht mit dem *öreg*-Netz, sondern mit dem *piritty*-Netz übereinstimme. Was nun aber den deutschen Ursprung des letzteren betrifft, so wird dieser durch den russischen *bredenj* zweifelhaft gemacht. S. 302 oben sagt Jankó, es sei unmöglich, auf sachlicher Grundlage eine Entscheidung zu treffen, nur die Sprachforschung vermöge Aufklärung zu geben, stellt dann auf eigene Faust eine Vermuthung auf, von der ich gleich reden werde, und kommt durch diese dazu, dass die Magyaren das *piritty*-Netz wahrscheinlich von den Russen vor der Landnahme überkommen haben; S. 577 heisst es dann bestimmt: „Das *piritty*-Netz ist südrussischer Herkunft". Er scheint vergessen zu haben, dass er den *bredenj* nicht für altrussisch hält, sondern für entweder den Deutschen oder den Griechen (am Schwarzen Meer) entlehnt (S. 296 f.); denn in dem einen wie dem anderen Fall ist es doch sehr unwahrscheinlich, dass schon im IX. Jahrhundert die Magyaren dieses Netz wieder von den Russen entlehnten. Mir ist der deutsche Ursprung des *bredenj* höchst wahrscheinlich. Wenn Jankó denselben für das magyarische *kétköz*-Netz annimmt, so muss er ihn auch für den kleinen Fig. 310 und 311 abgebildeten *bredenj* zugeben; denn er bemüht sich umsonst, die Bedeutung der auffälligen Aehnlichkeit zwischen beiden herabzusetzen. Die sehr geringe Verjüngung gegen die Enden hin hat weniger zu sagen als der Wegfall der Zugleinen und kann auch von Jankó nicht so sehr in Anschlag gebracht werden, der ja den Unterschied zwischen Rechteck und Trapez vernachlässigt. Diese beiden Netze sind im Wesentlichen untereinander und dem Zweistangenhamen mit einer über 4 m langen Bleileine bei v. d. Borne (S. 604), sowie der *seinette* bei Duhamel (I, II, 138 f.; vgl. I, II, Taf. XXX, 3) gleich, endlich auch dem span. *red de á pié* und dem port. *rede-pé* (die Benennung entspricht genau dem magy. *gyalogháló* = *kétközháló*). Betrachten wir nun einmal das Sprachliche. Der Gedanke Jankó's, *piritty* könne von einer mit *p* beginnenden Nebenform von russ. *bredenj* (welches zu *bresti, broditj* gehört) herkommen, bedarf keiner Widerlegung. Lag es ihm nicht viel näher, einen Zusammenhang mit *pilicke* zu suchen, dem Namen einer hiehergehörigen Netzart? Herman (S. 820) erklärt es als Hand-*kétköz*-Netz, von Szolnok-Doboka, stellt es aber S. 821 mit dem *piszlicárháló*, einem kleineren *öreg*-Netz (100—120 m lang) von Szegedin und dem *piszkés*-Netz, ebenfalls einem kleineren *öreg*-Netz (140 m lang nach S. 254) von Komorn zusammen (S. 286 nennt er dies *piszke*-Netz). Munkácsi hat hiebei richtig auf ein Wort verwiesen, welches den Schlagstock in einem gewissen Kinderspiel bezeichne. Dieses Spiel ist in mancherlei Gestaltungen weit verbreitet, und zwar in Oesterreich unter dem Namen Richter- oder Flohspiel; es gilt dabei ein irgendwie vorspringendes Holz von einer gewissen Form mit einem Stocke quer zu treffen und so in die Luft zu schleudern. Das magyarische Provinzialwörterbuch (Tájszótár) verzeichnet eine Menge von Formen des betreffenden Wortes: *pilicke, picka, pilincke, plincke, pincike, pincke, princike, pilinc, pinc,* aber mit der Bedeutung nicht des schlagenden Holzes, sondern des geschlagenen, und zwar an beiden Enden zugespitzten. Das Serbische hat dafür *piljcika;* in Südböhmen, wie mir Herr Dr. W. Hein mittheilt, sagt man *picko.* Im Slovenischen findet sich *pričkati (se)* „das Richterspiel spielen", „den Stock schlagen" (auch dies ist eine Bezeichnung des Spieles) und dazu *prička* „der Schlag beim ‚Stockschlagen'"; es bedeutet dies aber auch „Brett zum Glattschlagen" und wird vom deutschen *Pritsche* abgeleitet. Man vergleiche hiezu das Leipziger *Pritscheball* und Hallesche *Ballpritsche,* welches Spiel auf dem gleichen Grundverfahren beruht, wie das vorher erwähnte. Nun begegnet uns das deutsche *Pritsche* im Magyarischen als *pirics, piricsk, piricske* (s. Melich, Deutsche Ortsnamen und Lehnwörter des ungarischen Sprachschatzes, S. 203); sollte hiezu nicht auch *piritty* gehören? Mit *pilicke* (*piszke,* dies bedeutet sonst, mit den Nebenformen *biszke, bicke* die zugespitzte Stützstange der Fischer, auch die gekrümmte Bootstange) und *piritty* würde also der Spreizknüppel gemeint sein, der allerdings keinem magyarischen Zugnetz fehlt, aber bei dem *kétköz*-Netz doch eine hervorragende Rolle spielt — und mit diesem ist

das *piritty*-Netz, wenigstens das von Szegedin (10—12 m lang) nach Herman (S. 820) identisch; das S. 284 von ihm beschriebene ist 90 m lang und wird von zwei Kähnen aus regiert. Also auch der Name des Netzes würde westliche und nicht östliche Beziehungen andeuten, und daran würde selbst dann nichts geändert werden, wenn, wie ich vermuthe, das deutsche *Pritsche* selbst erst slavischen Ursprungs sein sollte (vgl. tschech. *přička*, slov. *prečka* „Querholz" u. s. w.).

In Bezug auf die Wade ist die Darlegung mangelhaft. Zum Theil ist allerdings Herman dafür verantwortlich zu machen; er theilt nichts über die Maschenweite der magyarischen Wade mit, auf der Abbildung bei ihm erscheinen die Maschen der Flügel bedeutend weiter als die des Sackes; vielleicht aber sollen hier die beiden einander deckenden Theile wiedergegeben werden. Dann hat jedoch Jankó ein anderes Verfahren beobachtet; seine Abbildung macht uns fast den umgekehrten Eindruck. Ob demnach auch darin die magyarischen Waden von den russischen (und zugleich von den westeuropäischen) abweichen, dass sie durchwegs gleiche Maschen haben, das bedarf noch einer ausdrücklichen Versicherung. Ein zweiter Unterschied zwischen den magyarischen Waden und den russischen (und wiederum auch den westeuropäischen) soll darin liegen, dass die Flügel der letzteren vom Sack aus sich verjüngen (S. 304); aber das Bild bei Herman und bei Jankó zeigt deutlich, dass dies auch die magyarischen thun. Und wenn dann (S. 309), im magyarischen wie im deutschen Texte, gesagt wird, dass die magyarischen sich von den Wolgawaden durch die Verschiedenheit der Maschen und die ungleiche Breite der Flügel unterscheiden, so muss ich ein Versehen annehmen; denn es verhält sich das, nach dem vorher Gesagten, gerade umgekehrt. Da Jankó hervorhebt, dass die magyarischen Waden keine grosse Uebereinstimmung mit den russischen zeigen (S. 308), so sollte man erwarten, dass er nun, wie er das in entsprechenden Fällen thut, einen Vergleich mit den westeuropäischen Waden vornähme, denen die magyarischen ja in der That weit mehr entsprechen; er unterlässt dies aber, offenbar, weil ihm zufolge die Ursprungsfrage schon durch die Sprachwissenschaft entschieden ist: *gyalom* stammt aus dem Türkischen. Man dürfte nun zwar meinen, dass die Wade ein altugrisches Geräth gewesen sein und doch später einen türkischen Namen bekommen haben, oder zunächst den Türken entlehnt und doch später von einer anderswo hergenommenen Form verdrängt worden sein könnte, und dafür auf die deutschen Namen *tápli* (S. 347) und *villing* (*villik*, *billeg* ebend.; ich sehe darin *Weidling* im Sinne von „Fischernachen" oder „tiefe Schüssel") gewisser Schöpfnetze von kaukasischer Gestalt sich berufen. Allein Jankó möge Recht haben: die Magyaren haben die Wade von den Türken bekommen und ebenso die Russen. Im Weiteren vermag ich ihm nicht mehr beizustimmen. „In der Hand der Russen verbreitete sich die Wade unter der Benennung *njewod* mit ausserordentlicher Schnelligkeit nach Westen zu aus" (S. 311). Nun über das „russische" *niewod* (vgl. poln. *niewod*, lit. *nevadà*) der Masuren und in Elbinger und Königsberger Urkunden des XIII. Jahrhunderts verliere ich weiter kein Wort. Dass die Wade auf germanischem Gebiete uralt ist, dafür möge Jankó doch auch das Zeugnis der Sprache gelten lassen. Woher dies *Wade*, *Wate* kommt, können wir noch nicht mit Sicherheit angeben; Kluge denkt an ahd. *giwëtan* „verbinden", ich denke, besonders mit Hinblick auf die Herkunft des russ. *bredenj*, an *waten*. Es ist nicht nur in das Finnische, Livische, Estische, Lettische, sondern auch in das Italienische eingedrungen, in dessen Mundarten es bald als *guada*, bald als *guatta* erscheint, und zwar mit der Bedeutung „Hamen" (doch auch im Holländischen kommt *stockwade* in dieser Bedeutung vor); so werden wohl auch die in die Wehre eingesetzten griechischen Garnreusen, βολκοί (Apostolidès, S. 64) von dem Zugnetz der Slaven *vlak*, *vlok*, *volok*, rum. *voloc* benannt sein. Jankó spricht ferner davon, dass „die Wade das westliche Ende von Europa erreicht habe", bezieht sich aber nur auf Frankreich, wo sie „sowohl nach Anzahl ihrer Formen als auch mit Hinsicht auf ihre Entwicklung in den Hintergrund gedrängt werde" (S. 313). Er scheint über die Bedeutung und Verbreitung der Wade im Mittelländischen Meer ungenügend unterrichtet; sie war hier gewiss schon im Alterthum bekannt und, wenn sich dann fremder Einfluss geltend gemacht hat, so nicht von Nordosten, sondern von Südosten her (vgl. ital. *sciabica*, span. *jabega*, südfranz. *eissaugue* = arab. *šabeke*). Zu letzterem will ich bemerken, dass, wenn auf vielen der griechischen Inseln die Wade mit italienischem Namen τράτα heisst, dies keinen Beweis für ihren italienischen Ursprung in Griechenland bildet; anderswo lebt der alte Name γρῖπος fort, der seinerseits als *gripo*, *grifo* in's Italienische eingedrungen ist.

Das dreiwandige Netz kommt bei den Magyaren in mannigfacher Gestalt und Verwendung vor; es fragt sich, ob sie es von den Russen oder von den Westeuropäern, das heisst von den Deutschen oder (wie ich hinzusetze) von den Italienern, kennen gelernt haben. Jankó entscheidet sich für das Erstere, und zwar auf Grund des Wortes *rezsina* „grossmaschige Wand" (S. 318). Ehe ich von diesem rede, erlaube ich mir eine ganz allgemeine Betrachtung. Jankó will nicht behaupten, dass das dreiwandige Netz russischen oder slavischen Ursprungs ist, hält es aber nicht für ausgeschlossen (S. 320). Ich halte es für ausgeschlossen. Eine Sache, wie diese, wird nicht an verschiedenen Orten selbständig erfunden, und das dreiwandige Netz ist nicht wie andere Fischereigeräthe mehr oder weniger über die ganze Welt hin verbreitet; selbst die so reich entwickelte Fischerei Ostasiens kennt es nicht. Es ist eine verhältnismässig junge Erfindung, und entweder haben sie die Russen aus West- und Südeuropa bekommen, oder Romanen und Germanen aus Russland. Das Letztere ist nun schon an sich höchst unwahrscheinlich (ebenso wie der von Jankó angenommene ostwestliche Eroberungszug der Wade) und wird durch geschichtliche Zeugnisse, wie die Erwähnung dieser Netzart in der Lex Salica, geradezu widerlegt. In Folge dessen wird man weit eher geneigt sein, anzunehmen, dass das dreiwandige Netz in Ungarn von Westen, und zwar wohl von der Adria her eingeführt worden ist, als dass die Magyaren es aus dem Osten in ihre jetzige Heimat mitgebracht haben. Was aber jenes Wort betrifft, auf welches Jankó so grosses Gewicht legt, so war es, was er verschweigt, „sub lite". Ich hatte dargethan, dass die Form *regyina*, in der es auch auftritt, ohne Schwierigkeit auf ein oberital. *redina* zurückgeführt werden darf. Indessen schien mir auch *rezsina* sehr gut zum gleichbedeutenden russ. *rěž*, *rěža* zu stimmen; nur liess mir die Endung noch einiges Bedenken. Wenn Jankó deswegen auf das serb *redina* verweist, das in gleicher Weise von dem gleichen Stamme *rěd-*, „dünn", abgeleitet sei, so hat er mich nun gegen seinen Willen auf die von ihm nach-

drücklich abgewiesene Vermuthung Munkácsi's zurückgeführt, *rezsina* könne von serb. *redina* herkommen. Dieses wird von den Wörterbüchern mit der Bedeutung „lebender Zaun" angeführt, berührt sich also mit jenem russischen Wort in dessen anderer Bedeutung: *rěža* „eine Art Fischzaun oder Fischwehr aus Spänen, Spleissen", *rěžka* (Kursk) „Gitterzaun'. Das hat mich veranlasst, wegen der Bedeutung von *redina* nähere Erkundigungen einzuziehen. Herr Prof. P. Budmani hat die Güte, mir zu schreiben, dass, Prof. Medić zufolge, der mindestens zwischen Vukovar und Semlin (also in Syrmien), wahrscheinlich wohl aber noch viel weiter und auch der Theiss entlang verbreitete Ausdruck *redina* für den dünneren Theil eines gewissen Netzes (während *čestina* für den dichteren) gelte; Medić habe deswegen seinerzeit gegen Herman im Letopis matice srpske, Bd. 160, 166, polemisirt. Hiemit ist der serbische Ursprung des magy. Wortes erwiesen, und das ganze Gebäude, das Jankó darauf errichtet hat, stürzt zusammen. Hoffnungslos verstrickt er sich übrigens in jenes russische Netz, wenn er S. 408 sagt, das erste beste Handbuch der russischen Fischerei hätte Munkácsi sofort belehren können, dass russ. *merěža, merežka* eine Zusammenziehung des Ausdruckes *meždu rěžami* „zwischen zwei Spiegelnetzen" sei. Dass mit diesem *merěža, merega*, wie Jankó nach Munkácsi annimmt, wiederum magy. *mereglye* zusammenhänge, muss ich ebenfalls bestreiten. Das Wort bezeichnet alle möglichen Stangen und Pfähle, und wenn es nun auch in der Fischerei einerseits die dem Schlammbeisserkorb entlang laufenden Stäbe, andererseits die Pfähle, zwischen denen das *marázsa*-Netz ausgespannt wird, bezeichnet, so lässt sich doch eine Uebertragung von einer dieser beiden letzteren Dinge auf das andere und weiter auf nicht der Fischerei angehörige kaum wahrscheinlich machen. Dieser Pfahl aber ist die einzige Stütze für die Behauptung, dass „die Flügelreusen russischer Herkunft sind" (S. 577). Jankó hatte einen Vergleich der magyarischen Flügelreusen mit den russischen und deutschen angestellt und war zu keinem Ergebnis gekommen; nur hatte er eine kleine Uebereinstimmung gefunden, die aber an sich zur Aufstellung einer Hypothese auf keinen Fall genüge. Dazu kommt dann noch eine „schwache sprachliche Spur" *(mereglye)*, die darauf hinzudeuten scheint, dass die Magyaren die Flügelreusen den Russen, nicht den Deutschen entnahmen (S. 237). Er liebt es, skeptisch zu beginnen und dogmatisch zu enden. Ich bemerke noch, dass der allgemeine magyarische Ausdruck *tükör* = *regyina* eine Uebersetzung des deutschen *Spiegel* ist; die anderen Sprachen bezeichnen die grossmaschige Wand in anderer Weise.

Ueber das *bokor*- und das *turbuk*-Netz habe ich mich Rom. Etym. II, 148 ff., 157, 213 ff. ausführlich geäussert, und zwar konnte ich mich dabei schon auf die Ansichten Jankó's beziehen, der mir den betreffenden Theil seiner magyarischen Handschrift gefälligst vorgelegt hatte. Ich habe jetzt von Thatsachen nichts Neues hinzuzufügen. Für *turb*- im Sinne von „pulsen" gewährt das Slavische gar keine Erklärung, sondern nur das Romanische, und einen anderen Sinn kann man in dem rut. *turbuk* nicht ansetzen, will man nicht den sachlichen Zusammenhang mit dem magy. *turbuk*-Netz zerreissen. Sprachverständige der Ukraine sind sicher, dass *turbuk* von *turbowati* oder *turbuwati* „beunruhigen", stamme; aber wer wird dessen lateinischen Ursprung läugnen? Die Entscheidung, ob magy. *zurboló* mit lit. *spurkti* verwandt sei, überlässt Jankó den Sprachforschern (S. 384); sie dürften sich nicht lange mit der Antwort besinnen. Bestimmter äussert er sich über *hufolni* „pulsen"; dessen onomatopoetischen Ursprung will er wegen des rut. *botf* „Trampe", nicht gelten lassen (S. 385), legt also der lautlichen Uebereinstimmung mit dem gleichbedeutenden franz. *bouffer*, rum. *bufni, buhni* gar kein Gewicht bei.

Die Kenner Homer's möchte ich auf Kurbatov's Deutung von Ilias XXIV, 81, aufmerksam machen, mit der sich Jankó rückhaltslos für einverstanden erklärt. An dieser Stelle soll von dem Quackhorn die Rede sein, so wie es heutzutage im Niemen und in der Wilija gebraucht wird. Die Möglichkeit, dass das Geräth eines fremden Volkes zu einem solchen Gleichnis gedient habe, werden wir Jankó schwerlich zugeben. Indessen wird der Wels, und kann somit das Quackhorn, auch im alten Griechenland schon ebenso bekannt gewesen sein, wie er es im heutigen ist, wo er besonders im Peneios sehr zahlreich auftritt; es scheint andererseits allerdings, dass im Laufe der Jahrhunderte der Wels sich erst mehr nach Westen verbreitet hat.

Ich möchte durch meine kritischen Bemerkungen keineswegs bezüglich des Jankó'schen Werkes einen ungünstigen Eindruck hervorrufen. Ganz im Gegentheil. Gerade weil diese Untersuchungen in Stoff und Art so neue sind, können sie von Lücken und Irrthümern nicht frei sein; so zahlreiche Probleme lassen sich nicht alle bei der ersten Handanlegung lösen. In wie vielen Punkten mir Jankó's Darlegungen ohne weiteres annehmbar scheinen, habe ich hier nicht trocken berichten, sondern vielmehr den empfangenen Anregungen nachgeben wollen. Auf die beiden Bücher, das von Herman und das von Jankó, darf die magyarische Literatur stolz sein; die meisten Literaturen stehen in diesem Wissenszweig hinter ihr zurück, am meisten die Englands, das hier, wie in so manchen anderen Dingen, der „grauen" Theorie die Praxis vorzieht.

Ich wünsche dem Buche Jankó's von Herzen einen weiten Flug; einen leichteren würde es ohne Zweifel haben, wenn es einflügelig und nicht zweiflügelig wäre, das heisst, wenn der deutsche Text den magyarischen nicht begleitet, sondern für sich das Licht erblickt hätte Es sollte überhaupt das Nebeneinanderdrucken von Texten in zwei oder gar mehr Sprachen — ausser wo die eine durch die andere gelehrt werden soll — nachdrücklichst verpönt werden. Denn erstens ist es durchaus unbillig, jedem Käufer den Preis des Buches um etwas für ihn ganz Entbehrlichen willen zu verdoppeln oder doch zu vertheuern. Dieses Entbehrliche ist aber zweitens etwas Hinderliches; es leidet darunter nicht nur die äussere Handlichkeit, sondern auch die Uebersichtlichkeit, besonders bei einem Buch, das so in die Breite geht, wie das vorliegende. Und drittens lehrt die Erfahrung, dass die Uebersetzung, sobald sie nicht selbständig erscheint, mehr oder weniger vernachlässigt ist; es schwebt dunkel vor, dass damit ein überflüssiges gutes Werk geleistet werde — das Ueberflüssige liegt ja indessen für den Leser der Uebersetzung auf der anderen Seite Freilich ist mir — aber man wird daraus keine Nutzanwendung ziehen wollen — der magyarische Text zum Verständnis des Deutschen nicht selten behilflich gewesen, und indem ich nun hier eine Reihe solcher Stellen mittheile (von Magyarismen abgesehen, die auch das Verständnis erschweren können, z. B. „mit dem wir zusammenlernten" statt „mit dem ich zusammenlernte" S. 30, „bis

nicht“ für „bis“ S. 85), hoffe ich meinerseits den deutschen Lesern einen Dienst zu erweisen.

S. 52 u.: nicht durch die Ablenkung der Fischkammer, lies: nicht durch die Leitwand, sondern durch die Wendung der Fischkammer.

Ebenda: sondern derselbe, lies: derselbe.

S. 59 o.: verändert, lies: verengt.

„ 61, Z. 3: Ufer, lies: See.

„ 61 u.: gelangen sie sodann in das Zweiglein; von hier noch weiter aufwärts strebend — zu streichen.

„ 62 o.: auf ein (auf eines der beiden Ufer und diese Wand gelegtes Brett), lies: auf ein zwischen die beiden Ufer und an diese Wand gelegtes Brett.

„ 109 u.: Unterabtheilung der vorigen Gruppe, lies: Unterabtheilung der Gruppe.

„ 116 o.: Fischwände, lies: Leitwände.

„ 119 o.: seiner beiden Flügelleitwände, lies: seiner beiden Leitwände.

„ 119 u.: mit Seitenhöfchen versehenen, lies: mit Seitenhöfen versehenen, einkammerigen.

„ 152 u.: auf den Gang, lies: auf den Fluss.

„ 161 u.: eine Wehre oder das Netz, lies: eine Reuse oder ein Netz.

„ 176 o.: ihm ..... vor Augen schwebte [das wäre Herman], lies: ihrem Verfertiger ..... vor Augen schwebte.

„ 178 u.: Es ist dies eine Variation, lies: Davon gibt es auch eine Variante.

Ebenda: der Korb, lies: der Kopf.

S. 180 o.: das Austauschen des Holzes mit Steinen, lies: das Vertauschen der Steine mit Holz.

„ 197 o.: mit Reifen (und nicht Spiralen) mit einer Querstange, lies: mit reifen- und nicht spiralförmigen Querbändern.

„ 221 u.: finno-germanische Uebereinstimmung, lies: finno-magyarische Uebereinstimmung.

„ 226 o.: nur ein Flügel mit seinem Flügelpfahl, lies: nur Flügel- und Hinterpfahl.

„ 264 o.: und entsprach selbe, lies: und seine Rolle [lies: *szerepe* für *szerepére*] entspricht.

„ 301 u.: oder von den Türken, lies: oder von den Deutschen.

„ 303 u.: Waden mit einem Sacke ..... sind so ziemlich unentwickelt geblieben, lies: die Wade [da sie immer einen Sack hat, ist auch im magy. Texte Herman's das *kátás* von Ueberfluss] ..... ist eines der entwickeltsten (Netze).

„ 320 o.: des Blattgarns, lies: des Spiegelgarns.

„ 360 o.: die beiden Zweige, lies: die beiden Zweige und das Verbindungsholz.

„ 388, Anm.: da die erste Aufgabe dieses letzteren ist, lies: da ihre erste Aufgabe ist.

Ebenda: macht sie zu wirklichen Fühlleinen, lies: macht sie zwar thatsächlich zu Fühlleinen.

„ 512 o.: der Hecht sieht also den Klumpen, lies: der Hecht sieht also den Klumpen nicht.

„ 582 u.: hieraus lässt sich folgern, dass, lies: dies lässt sich daraus folgern, dass.

Die deutsche Wiedergabe der Fachausdrücke gäbe zu manchen Bemerkungen Anlass. Allerdings ist es oft nicht möglich, den ganz entsprechenden Ausdruck zu finden, wohl aber lässt sich immer auf irgend eine Weise der Verwirrung vorbeugen. Wir sehen aber z. B. „Leitwand“ und „Lenkwand“ ziemlich unterschiedslos für *lésza, pelőce, terelő* gebraucht; — Petrus de Crescentiis hat nicht 528 geschrieben (S. 253); der Druckfehler ist von la Blanchère herübergenommen, wo er aber durch das beigesetzte „au moyen âge“ leichter bemerklich wird.

Hugo Schuchardt.

26.

Justi, Ferdinand: Hessisches Trachtenbuch. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck, I.) Erste Lieferung. Mit 8 Blättern in Farbendruck. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1900. Gr.-Fol. VIII, 14 S.

Die vorliegende erste Lieferung dieser Prachtausgabe leitet Prof. G. Freih. von der Ropp mit einem Vorworte ein, in welchem er mittheilt, dass die Inangriffnahme und Herausgabe des Trachtenbuches durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Geheimrath Prof. Ferdinand Justi ermöglicht wurde, der nicht nur seine umfassenden, auf langjähriger Thätigkeit beruhenden Sammlungen zur Verfügung stellte, sondern auch seine eigenen Aufnahmen erläuterte und an ihrer Hand die Entwicklung der Tracht schilderte.

Die Einleitung bringt zunächst allgemeine Bemerkungen über die Tracht, in welchen dargethan wird, dass die Geschichte der Kleidung durch ihren innigen Zusammenhang mit Gewerbe und Handel einen wichtigen Theil der Gesellschaftswissenschaften bildet und einen merkwürdigen Beitrag zur Kenntnis des Geschmackes, der Sitten- und der Gesellschaftstriebe bildet. Warum das Landvolk an einer bestimmten Mode festhält, wodurch die Veränderung der Tracht bedingt sein kann, wird in ausführlicher Weise dargelegt; auch die Schwierigkeit, die Begrenzung und Herkunft der einzelnen Trachten zu ermitteln, findet eine eingehende Würdigung. Den mit einem grossen wissenschaftlichen Apparat ausgerüsteten Text illustriren die in lithographischem Farbendruck wiedergegebenen Aquarelle, die meisterhaft ausgeführt sind. — Das grosse Format der Abbildungen ermöglicht es, die Einzelnheiten der Tracht in Form, Farbe und Stickerei klar und deutlich zum Ausdruck zu bringen. So zeigt die erste Abbildung ein stehendes Bauernmädchen von vorne gesehen (Kniestück) aus Eisenhausen; die zweite, einen Brustschmuck aus Mornshausen in scheinbar natürlicher Grösse und prächtiger Ausführung. Auf dem dritten Blatte ist die ganze stehende Figur der Bäuerin Dorothea Wagner aus Selbach wiedergegeben; das vierte Blatt bringt das Bild des sitzenden Bauern Johannes Müller aus Elnhausen; das fünfte zeigt die Bäuerin Luise Koch aus Bottenhorn mit einem eigenthümlichen Kopfputze; auf dem sechsten Blatte ist wieder ein reicher Brustschmuck aus Steinperf in derselben Klarheit wie der erste dargestellt; das siebente Blatt trägt das Bildnis der Bäuerin Anna Seip aus Wommelshausen (stehend) und endlich das achte Blatt die sitzende Gestalt des Bauern Johann Jost Bamberger aus Kaldern. — Das ganze Werk verspricht, nach dieser Probe zu urtheilen, ein Muster für alle späteren Trachtenstudien zu werden.

F. v. Hopfgartner.

27.

Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Verslag van den directeur over het tijdvak van 1 October 1898 tot 30 September 1899. Met 4 platen. 's Gravenhage 1899, 34 Seiten.

Würdig schliesst sich dieser vorliegende Jahresbericht seinem Vorgänger an. Nach einem kurzen Berichte über den Personalstand und den Zustand der Sammlungen werden die reichen Acquisitionen während der Berichtsperiode ziemlich detaillirt angeführt. In Folgendem will ich eine Anzahl der interessantesten Stücke davon hervorheben. Wir beginnen mit Indonesien. Von da fällt vor Allem eine gelungene Chromoreproduction eines hölzernen Singhabildes von Bali auf, vorwiegend roth gefärbt und reich vergoldet. Auf Tafel III ist in Figur 2 ein Bambusbecher für Palmwein abgebildet, dessen Stöpsel in Form eines Hahnes ausgeschnitzt ist, aus Lombok; Specimina grün, gelb und roth gefärbter essbarer Erde (ampo) von Java. Von Sangir ein Geflecht von Koffofasern (Musa mindanensis), von der Minahassa Kleider aus geklopfter Baumrinde; mehrere interessante Stücke buginesischen Ursprungs; ein Holzschloss von Tenimber.

Die Philippinen-Sammlung wurde durch einen Theil der Schadenberg'schen Collection bereichert.

Niederländisch-Neu-Guinea ist durch eine Sammlung von Dr. Horst vertreten; ein grosser hölzerner Vogel von der Südküste, mit ausgespannten Flügeln, in bekannter Weise mit Fruchtkernen (wahrscheinlich Abrus und Coix) in Harzunterlage und mit Federn verziert, beim Tanz getragen (Taf. III, Fig. 1); das ganz ähnliche im Internationalen Archiv für Ethnographie (X, S. 18) abgebildete angebliche „Prauzierat" dient wohl ebenfalls zum Tanz. Ebendaher stammt ein Harnisch, von Cocostau geflochten, ähnlich dem im Internationalen Archiv, Bd. VI, S. 59, abgebildeten von Key[1]); ein Steinmeissel (Nephrit?) von der Nordküste.

Unter den Speeren von den Admiralitätsinseln (bekanntlich mit Obsidianspitzen) ist bei einigen Exemplaren die verbindende Harzlage zu einem Menschenbild geformt[2]), bei zwei anderen zu Krokodilköpfen.

Diese sind von R. Parkinson gespendet, sowie eine Fischklapper aus Cocosnussscheiben an einem Rotangbügel von den Salomon-Inseln und ein Costüm für die neubritannische Tubuvan-Ceremonie[3]).

Von den Markesas-Inseln stammen von Prof. Baessler in Berlin gespendete Ohrzieraten der bekannten Form, Tanzschmuck aus Menschenhaar etc.; auch andere polynesische Inselgruppen sind vertreten.

Unter den Erwerbungen vom asiatischen Festland sind zu erwähnen gute Sammlungen von China und Japan, sowie von den Giljaken und Orotschonen. Von den afrikanischen Acquisitionen seien nur die auf Taf. II abgebildeten aus Thon, Haar und Holz gefertigten abessinischen Spielpuppen hervorgehoben. Viele central- und südamerikanische Sachen sind Prof. Baessler zu verdanken, so ein Ceremonialbeil mit Steinklinge in Ankerform aus Brasilien, dargestellt auf Taf. II.

Endlich von Australien: Botenstäbe, Brettchen zum Geistervertreiben, Schnüre aus Menschenhaar als Trauerzeichen getragen u. s. w.

Schliesslich ist noch der im Hochsommer 1899 aus Objecten des Museums veranstalteten Ausstellung japanischer Kunst zu gedenken, die durch die Bearbeitung des diesbezüglichen Materials durch Herrn Shinkichi Hara ermöglicht worden war. Ausser dem rühmlichst bekannten Director ist an dem Institute nur ein Assistent angestellt, der jedem mit der neueren javanischen Linguistik auch nur oberflächlich Vertrauten wohlbekannte Sprachforscher Dr. H. H. Juynboll. Der Bericht schliesst mit dem für Leiden leider nur zu berechtigten obligaten Wunsch nach besserer Unterbringung der Sammlungen, der indes nunmehr bereits einige Aussicht auf Erfüllung zu haben scheint. **L. Bouchal.**

28.

Schmeltz, Dr. J. D. E.: Tentoonstelling van Japansche Kunst. Gids voor den Bezoeker Met vier Lichtdrukplaten. Haarlem. H. Kleinmann & Co., 1899. 8°. XIV, 70 Seiten.

Von allen europäischen Staaten trat zuerst Holland mit den Japanern in Handelsbeziehungen und kann daher auch mit Stolz die ältesten nach Europa gebrachten japanischen Sammlungen sein eigen nennen. Im Jahre 1815 wurde durch die letztwillig dem Könige von Holland zugesprochene Sammlung der Frau J. T. Royer zu dem „Koninklijk Kabinet von Zeldzaamheden" in Leiden der Grund gelegt, für welches im Jahre 1826 die bedeutende japanische Sammlung J. Cock Blomhoff um fl. 30.000 und im Jahre 1832 die Sammlung J. F. van Overmeer Fisscher angekauft wurden. Die letztgenannte Sammlung muss als die beste bezeichnet werden, die in früherer Zeit von Japan nach Europa kam. Durch den im Jahre 1837 erfolgten Ankauf der reichen Sammlungen Ph. F. von Siebold wurde das Kabinet in das „Rijks Japansch Museum von Siebold" umgewandelt, aus welchem im Jahre 1864 das „Rijks Ethnographisch Museum" entstand. Diese drei ältesten in Japan zusammengebrachten Sammlungen bilden den Kern der im Vorjahre eröffneten Ausstellung für japanische Kunst, die in einem für das Reichsmuseum angekauften Gebäude eingerichtet wurde. Eine ausgezeichnete Hilfe fand Director Schmeltz in dem in Japan geborenen Assistenten Sh. Hara des „Museums für Kunst und Gewerbe" in Hamburg, der fast ein halbes Jahr an der Ordnung und Beschreibung der Gegenstände mitwirkte.

Die Ausstellung umfasst eine Anzahl prächtiger Wandschirme, eine bedeutende Zahl Rollen von Zeichnungen und Gemälden, Farbendruckplatten, illustrirten japanischen Büchern, eine keramische Abtheilung, eine Sammlung von Netsukes (Gürtelknöpfen) und von Schwertzieraten, im Ganzen 542 Nummern.

Der von Director Dr. J. D. E. Schmeltz verfasste Katalog der Ausstellung hat einen bleibenden Wert, da ihm ein umfassendes Studium und nicht zum wenigsten auch die Aufklärungen Hara's zu Grunde liegen. Zum Schlusse ist eine Liste von 94 europäischen Werken über japanische Kunst angefügt. **W. Hein.**

---

[1]) Vgl. Haddon, The decorative Art of Brit. New-Guinea, S. 257, Anm. *.

[2]) Internationales Archiv, XII, S. 27 (Exemplare im Museum zu Frankfurt a. M.).

[3]) Vgl. Parkinson, Im Bismarck-Archipel, S. 130 f.

29.

Juynboll, Dr. H. H.: Wajang kĕlitik oder kĕrutjil. [Internationales Archiv für Ethnographie, Bd. XIII, 1900, S. 4—17, 97—119.] Mit 10 Farbendrucktafeln.

Im Jahre 1896 erschien eine umfassende ethnologische Studie über das Wajang purwå von L. Serrurier, dem schon im nächsten Jahre eine nicht minder dankenswerte Schrift von G. A. J. Hazeu unter dem Titel „Bijdrage tot de kennis van het javaansche tooneel" folgte. Auf Grund dieser beiden Werke kann sich Jeder, der holländisch versteht, vom javanischen Theaterwesen und seiner Geschichte ein klares Bild verschaffen, das durch die vorliegende Abhandlung, die auf einem eingehenden Studium javanisch-malaiischer Texte beruht, wesentlich ergänzt wird.

Das javanische Schauspiel, das fast ausschliesslich Gestalten aus der heimischen Sagenzeit behandelt, ist ursprünglich ein Schattenspiel „Wajang", in welchem aus Büffelleder geschnittene Figuren auftreten. Aus diesem hat sich das Wajang „kĕlitik" oder „kĕrutjil" entwickelt, in welchem nicht mehr die Schatten der Figuren, sondern diese selbst vorgeführt werden; die Bezeichnung „Wajang" ist daher in diesem Falle nicht mehr zutreffend, wird aber in übertragenem Sinne auf alle Schauspiele angewendet, selbst auf solche, in welchen Menschen, sei es mit Masken (Wajang topeng), sei es ohne solche (Wajang wong), auftreten. Die Figuren des Wajang kĕlitik sind aus Holz flach ausgeschnitten und bemalt und haben lederne Arme, wodurch, wie Juynboll feststellt, ihre Entstehung aus den Lederfiguren nachgewiesen ist.

Die hier angezeigte Abhandlung stützt sich auf eine Sammlung, welche C. M. Pleyte aus Java mitbrachte, um sie auf Wunsch des Reichsverwesers von Surakarta, Raden Adipati Såsrå di Ningrat, auf der diesjährigen Pariser Weltausstellung zur Schau zu stellen. Zur Erläuterung ist dieser Sammlung ein vulgär-malaiischer Text beigefügt, der in Kürze den aus vier Erzählungen bestehenden Inhalt angiebt. Der Held des Stückes ist Raden Damar Wulan, der im Dienste des Reichsverwesers von Madjapahit die Reitpferde zu besorgen und für diese Gras als Futter zu schneiden hat. Die Tochter des Reichsverwesers hört von der schweren Arbeit, die Raden Damar Wulan täglich leisten muss, geht voll Mitleid zu ihm, verliebt sich in den schönen Jüngling, entführt ihn in ihr Haus und pflegt mit ihm der Minne. Zur Strafe werden sie zusammen eingekerkert. Mittlerweile macht der Fürst von Balambangan, Huru Bĕsma, der Fürstin von Madjapahit, Kĕntjånå Wungu einen Heiratsantrag, über den sie sehr in Zorn geräth. Es entsteht zwischen beiden ein langwieriger Krieg, der für die erzürnte Fürstin einen unglücklichen Ausgang zu nehmen droht und sie aller Feldherren beraubt, die dem Feinde gewachsen gewesen wären. Da offenbart ihr in einer Nacht der Gott Batara Narådå, dass ihr Feind nur von einem Manne, dem im Gefängnis schmachtenden Raden Damar Wulan, getödtet werden könne. Dieser wird befreit, verspricht seine Hilfe, geht, nur von zwei Dienern begleitet, nach Balambangan, wo die zwei Gemahlinnen des Fürsten Huru Bĕsmå zu ihm in Liebe entbrennen und ihm das Geheimnis mittheilen, wie ihr Gebieter besiegt und getödtet werden könnte. Raden Damar Wulan überwindet im Zweikampfe den Gegner und bringt dessen abgeschnittenes Haupt der Fürstin von Madjapahit, die ihn sehr erfreut zum Gemahl nimmt.

Juynboll zieht zu dieser in malaiischem Texte nebst Uebersetzung gegebenen Erzählung alle ihm zur Verfügung stehenden javanischen Texte heran und behandelt sie mit dem ihm eigenen philologischen Scharfblicke. Die sprachliche Seite ist des Verfassers Stärke, der alles Uebrige mehr oder minder sich beugen muss.

Die sachliche Beschreibung des Theaters und seiner Einrichtung wird mit Serrurier's in's Deutsche übersetzten Ausführungen gegeben. Sehr dankenswert ist die Aufzählung von 22 Stücken des Bühnenzubehörs, die der Verfasser nebst einer Anordnung, nach welcher die Figuren aufgestellt werden, dem der Sammlung beigefügten malaiischen Texte entnahm. Den Schluss bildet eine ausführliche, auf verschiedenen Texten beruhende Darstellung von 57 Personen, welche in dem Wajang kĕlitik aufzutreten haben. Zur Erläuterung dienen zehn Tafeln, welche 20 Figuren in Farbendruck vorführen, so dass man das von dem Verfasser entworfene Bild durch eigenen Augenschein vervollständigen kann. Man wird dabei sicher nicht das Bedauern unterdrücken können, dass Juynboll auf die Beschreibung der Details an den Figuren nicht weiter eingegangen ist und sich nur mit Serrurier's Eintheilung in einen edlen und in einen gewaltthätigen Typus begnügt, die übrigens beide auch in einer Figur vereinigt sein können, wie Fig. 1 auf Tafel XIII zeigt, deren Nase und Augen den gewaltthätigen Typus zeigen; dagegen aber fehlt ihr die „phallische" Haltung der Finger. Nicht belanglos wäre es, an der Hand dieser Figuren Tracht und Schmuck einer Untersuchung zu würdigen, wozu noch die stilistischen Aenderungen des glotzäugigen Kopfes mit dem aufgesperrten Rachen, der bei den meisten Figuren als Hinterhauptschmuck vorkommt und den Garudå mungkur (rückwärts gerichteten Adler) vorstellen dürfte, zu verfolgen wären. **Wilh. Hein.**

30.

Foy, W. und Richter, O.: Zur Timor-Ornamentik. [Abhandlungen und Berichte des Königlichen Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden, Festschrift 1899, Nr. 3.] Mit 38 Textabbildungen in Autotypie. Verlag von R. Friedländer & Sohn in Berlin 1899. 4°. II, 14 S.

Es ist sehr erfreulich, dass die Ornamentik von Indonesien, die bisher mit Ausnahme von jener Borneos so gut wie gar nicht beachtet wurde, jetzt in den Kreis unserer Studien tritt und uns den Ausblick auf ganz neuartige Entwicklungen eröffnet. Für die Schwierigkeiten, die sich dem Forscher bei der Analyse der Timor-Ornamentik entgegenstellen, ist es bezeichnend, dass die Verfasser nur eine einzige Verzierungsform, die sich in bandartiger Anwendung auf Sirihbüchsen aus Bambu findet, zum Gegenstande ihrer Untersuchung gemacht haben. Auf den ersten Blick würde man in diesen verschiedenen, aber einen gemeinsamen Charakter aufweisenden Ornamentbändern Motive aus der Pflanzenwelt sehen, ganz besonders deshalb, weil die aus halbirten sechsstrahligen Sternen bestehenden, wechselständigen Hauptfiguren auf zwei Stielen sitzen. Auffällig sind nur die kurzen Kämme,

die quer an den Spitzen der Sterne lagern und durch die Beständigkeit ihres Auftretens die Vermuthung reifen lassen, dass sie vielleicht Pfoten darstellen sollten und dass die halbirten Sterne irgendwelche Thierleiber sein könnten.

In der That gibt es auf Timor Sirihbüchsen, zumeist aus Hirschhorn, aber auch aus Bambu, deren in gleicher Weise ausgeführte Ornamentik sich aus mehr oder weniger stilisirten Eidechsen oder Krokodilen zusammensetzt, deren Füsse in die für diesen Theil der Timor-Ornamentik so charakteristischen Kämme oder, wie die Verfasser sagen, Gabeln auslaufen. Allerdings fehlen bislang noch die nöthigen Zwischenglieder, um mit aller Sicherheit die Brücke von den einen zu den anderen Ornamenttypen schlagen zu können; immerhin aber erscheint es, dank der sorgfältigen Entwicklungsreihe, welche die Verfasser zusammengestellt haben, als ausgemacht, dass sich diese Zwischenglieder noch werden auffinden lassen. **W. Hein.**

31.

Frobenius, L.: Die Schilde der Oceanier. (Allgemeinverständliche naturwissenschaftliche Abhandlungen, Heft 24.) Mit 19 Abb., Berlin, 1900. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 40 S. 8°.

Sammeln und Gruppiren bestimmter ethnographischer Thatsachen, wie die vorliegende Arbeit es unternimmt, können von grossem Wert für die Wissenschaft sein. Sie müssen jedoch dann möglichst vollständig und erschöpfend sein, und der Autor darf zu unvollständigen oder unverständlichen Berichten, auf die er angewiesen ist, nichts aus eigener Phantasie oder nach eigenem Dafürhalten hinzufügen oder daran verbessern, oder sie auch nur — stillschweigend — eigenmächtig interpretiren; denn nur zu leicht sucht man dann in solchen — natürlich im Sinne des vom Autor vorgefassten Systems — construirten Thatsachen eine, leider wankende Stütze, auf der man, selbstgefällig weiterbauend, dem Gebäude selbst den Halt entzieht. Und gerade zu eingehenden, detaillirten Studien, wie die in Rede stehende, ist das Material unserer Museen leider noch viel zu wenig bekannt, und die Berichte unserer Reisenden, die fast durchwegs keine Ethnographen von Fach sind, allzu mangelhaft. Museal-schätze in minutiöser Weise illustrativ und in Worten zu publiciren und Fragebögen [1]) zusammenzustellen, wäre heute noch die Hauptaufgabe des „nichtreisenden" Ethnographen. Arbeiten, wie die vorliegende, setzen aber ein apodictisch sicherstehendes Material voraus.

Wenn der Verfasser des angeführten Schriftchens sein Werk trotzdem gewagt hat, so hat er sich wenigstens wohl bemüht, an Hand der Literatur und des in den Museen aufgestapelten Materials in sein Thema möglichst einzudringen, um solche Gefahren zu meiden. Er hat manchen richtigen Gedanken herausconstruirt, jedoch kann man ihm wohl nicht in Allem und Jedem beipflichten. Wie gesagt, scheint mir bei dem lückenhaften Stande des Materials noch mancher Schluss zu verfrüht und der Verfasser seiner Sache sich etwas gar zu sicher zu fühlen [2]).

[1]) z. B. Häuser kann man nicht in Museen transportiren, und Modelle haben meist sehr problematischen Wert.

[2]) All' das Gesagte gilt auch von der im vorigen Jahre erschienenen Schrift von Herman Frobenius: Oceanische Bautypen.

Einem Postulat ist der Verfasser nicht genügend nachgekommen: der illustrative Theil ist allzu spärlich gerathen. Die 19 schematischen Figuren, die die Schildtypen repräsentiren, geben zum grössten Theil eine gute Vorstellung des dargestellten Objectes; man kann sich mit solchen Figuren zufriedenstellen, namentlich bei wohlfeilen Ausgaben wie die vorliegende. Doch andererseits erscheint die Schrift als Heft der „allgemein-verständlichen naturwissenschaftlichen Abhandlungen"; es kann daher nicht vorausgesetzt werden, dass der Leser derselben mit der illustrirten Literatur des Gebietes und den Schätzen der Museen so vertraut ist, um sich durch eine trockene Beschreibung, wie z. B. die des Wetterschen *kalau* mit seinem *eralili* (auf S. 11), eine auch nur annähernde Vorstellung dieses complicirten Geräthes zu verschaffen. Gerade systemisirende Arbeiten können nicht reich genug illustrirt sein, wenn auch nur schematisch; man verlangt keine Kunstwerke, wie etwa die Tafeln im Internationalen Archiv für Ethnographie. Es könnte sich dann der Text auf die unbedingt nöthigen Erläuterungen beschränken. Ein genauer Hinweis auf die Quelle, der die Illustration entnommen wurde, wird stets unerlässlich sein. Abbildungen in bekannten und zugänglicheren Werken und Zeitschriften kann indes Jeder leicht nachschlagen, dagegen sollten Objecte aus Museen, welche noch unpublicirt sind, wenigstens flüchtig skizzirt sein. So hätte eine Figur bei den S. 10 erwähnten neubritannischen Schilden aus der Baumüller'schen Sammlung nicht geschadet.

Ich kann mich von vornherein nicht einverstanden erklären mit der Eintheilung des zu untersuchenden Gebietes, Oceanien, worunter der Verfasser auch — und zwar, wie sich aus der Natur der Sache ergeben muss, vorwiegend — Indonesien miteinbegreift, in eine „Südachse", ein Nord- und ein Mittelgebiet. Vor Allem möchte ich Australien, das der Verfasser mit merkwürdiger Vorliebe für einen doch blos Verwirrung erzeugenden Namen constant Neuholland nennt — er könnte ja ebensogut die Salomo-Inseln mit dem alten Surville Arsaciden betiteln — vorläufig ganz separirt betrachten. Ich kann unmöglich eine der australischen Typen 1—3 in einem Igorrotenschild oder Dayakschild derart wiederfinden, um von einem einheitlichen nigritischen Typus reden zu können; Aehnlichkeiten mögen ja da sein. Dass Igorroten- und Dayakschild nicht einen Typus repräsentiren, ist richtig, ebenso ist die Zusammenstellung des Südniasschen *baluse* und des Mentaweischildes mit dem Igorrotenschild völlig gerechtfertigt. Der Talautschild, den Hickson in seinem Werke „A Naturalist in North Celebes", S. 171, abbildet, gehört wohl ebenfalls zu dieser Gruppe und nicht zu den Molukkenschilden (?), wie Frobenius meint, und der Wetter'sche *kalau* ist sicher nur ein Bindeglied (Mitüberrest) dieses Typus, der sich in einem grossen Bogen von Süd-Nias über Mentawei — dann mit einer Unterbrechung — über Alor (siehe Frobenius, S. 11), Wetter, die Talautinseln bis in die Philippinen hinzieht. Den Banggaischild kenne ich nicht, doch möchte ich des Knaufes und der verhältnismässigen Breite halber (was auch Frobenius auffällt, S. 16) fast glauben, dass er ebenfalls hieher gehört, oder zur folgenden Gruppe (speciell Tobungkutypus). Auch der Mafor-(Numfor-)Schild ist hieher zu rechnen [1]). Eine andere Frage ist es freilich, wie derselbe dahin kam, oder vielleicht

[1]) De Clercq en Schmeltz: Ethnogr. beschrijv. etc., pl. XXIX., Fig. 13.

richtiger gesagt, wie er (später) durch die sich inzwischen schiebende Molukkenform isolirt wurde, als deren Hauptcharakteristicum ich erachte, dass die Breite des oberen und unteren Schildendes grösser als die der Mittelbreite, bei gleichzeitiger Mehrkantigkeit des Schildes, ist. Dass der Numforschild bestimmt hieher gehört, geht auch aus der sonstigen Stellung dieses Gebietes hervor[1]).

Der zweite Typus, der des genugsam bekannten Dayakschildes, findet sich concentrisch in die vorige Gruppe eingelagert in Nord-Nias, Borneo — Java mit Adnexen bleibt bei der ganzen Waffenfrage Indonesiens völlig ausser Betracht — Celebes und Adunara. Letzteren Nachweis (bei Ten Kate im Int Archiv, VIII) scheint Frobenius übersehen zu haben. Der Ronschild, den Frobenius hieher stellt, verräth vielleicht eher Molukkentypus, wenn man schon überhaupt nach einer westlichen Parallele suchen will Die Gorontalo-Minahassa-Posoform des Celebesschildes[2]) rechnet Frobenius (S. 15) mit Recht hieher; sie ist nicht molukkisch; wenn wir bei Dumont d'Urville (Voyage de l'Astrolabe, V, S. 461) und van der Hart in Menado und Tobungku Molukkenschilde treffen, so sind sie eben von Ternate zur Zeit der ternatanischen Herrschaft entlehnt, wie sie ja auch heute nur bei *kabĕsaran* — Paraden — gebraucht werden, die etwas echt Ternatanisches sind. Mit dem dachartigen Dayakschild in eine Gruppe fallen die flachen Schilde mit separat gearbeitetem Griff von Borneo und den kleinen Sundainseln. Der in De Clercq's Bijdragen tot de kennis der residentie Ternate auf Taf. III abgebildete Schild *kanta* gehört wohl auch der Celebesform an, zeigt jedoch bereits molukkischen Einfluss; die Verzierung ist ebenso celebesisch wie der Name; *kanta* heisst ja auch der Schild der Toradja nach Kruijt[3]), der übrigens an der betreffenden Stelle die Behauptung aufstellt, dass die Schilde der Dayak und die der Molukken eine Type repräsentiren (!). Von dem in Webster's Illustrated Catalogue Nro. 19, 1899, in Fig. 145 abgebildeten Salawatischild ist leider die Rückseite nicht dargestellt; ich würde ihn sonst gern dem Tobungkutypus anreihen.

Der hölzerne Schild, den der Tänzer des Radja von Gorontalo auf Tafel I des citirten Rosenberg'schen Werkes hält, ist identisch mit dem in Matthes' buginesischem Atlas, Taf. IX[a], Fig. e abgebildeten Holzschild der Bissu, daher wohl als westindonesisch, nicht molukkisch, aufzufassen Die Abbildung des *kaliawo malampe* im letzteren Werke auf Taf. VII (Fig 21) ist zu mangelhaft, um etwas daraus entnehmen zu können.

Alle bisher erwähnten hölzernen Schilde sind, worin man mit Frobenius einig sein muss, Parirschilde. (Frobenius nennt diesen Typus „nigritisch".)

In das Gebiet des Dayakschildes fällt nun, sporadisch sich erhaltend, der „asiatische" runde Lederschild mit zwei Griffen hinein. Was diesen betrifft, kann man mit Frobenius ganz übereinstimmen, doch, wie gesagt, nur soweit er rund ist. Den asiatischen „Langschild" Frobenius' anerkenne ich des Griffes wegen zwar als vom Dayaktypus abweichend im *dagne* von Nord-Nias, im Batakschild und in dem von Engano, Solor[1]), Alor, Flores, kann mich jedoch nicht überzeugen, dass der *dagne* und diese Kleinsundaformen nicht eine gleichwertige Parallelform des Dayakschildes sein sollten. Doch kann man ihn auch nicht mit Modigliani direct mit dem Dayakschild identificiren. Der lederne viereckige Batakschild und der Enganoschild sind jedenfalls etwas sehr Abweichendes; wohin sie aber zu rechnen sind, ist wohl heute noch schwer zu sagen. Blos vorübergehend erwähnt finde ich den von Schadenberg gebrachten und bei Ratzel (Völkerkunde, I, S. 378) reproducirten Schild von Mindanao; er erinnert etwas an Nias, wenn auch die Mittelrippe fehlt (angedeutet ist sie); doch Buckel und Griff scheinen die Analogie zu bestärken. — Der lederne asiatische Schild dient dem Auffangen der Hiebe und Stiche (S. 39), er ist ein Speerschild (S. 31). Warum ihm aber eine Eisenwaffe, dem nigritischen eine hölzerne entsprechen soll, sehe ich nicht ein.

Unter „vormalayischem" Schild versteht Frobenius den „Bogenschild", der sich in Indonesien blos mehr in kümmerlichen Resten erhalten hat; er fragt sich mit Recht, ob nicht diese Erscheinungen vielleicht blos sporadisch und nebensächlich sind, ob es nicht also überhaupt unberechtigt sein könnte, hier eine eigene Entwicklungsreihe anzunehmen. Hieher gehören der Rotangschild der Aruinseln, die Schilde mit Traggurt und Ausschnitt im Oberrand (Papuagolf, Solor, Alor; dass die Igorrotenschilde ebenfalls ausgeschweift sind, ist wohl eine damit gar nicht zusammenhängende Erscheinung); ferner die schweren Holzschilde von Nord-Neu-Guinea und zwar die rechteckigen und runden von Angriffshafen und Astrolabebai mit Traggurt[2]), die mit den indonesischen absolut unverwandt sind; dann der neu-guineische Brustkampfschmuck[3]) und Aehnliches; weiters die verschiedenen Panzer, bei denen Frobenius mit Recht die dayakischen Jakenpanzer von neu-guineischen getrennt betrachtet haben will. Endlich sind Bogenschilde die geflochtenen Schilde der Salomon-Inseln, Borneos (mit Holzgriff) und ähnliche Vorkommen (der von Surville beschriebene Schild mit Ausbuchtung; S. 31). Der vormalayische Bogenschild von Rotangflechtwerk ist aber nur dort von Nutzen, wo der Bogen die einzige Angriffswaffe ist; tritt der Speer, das Schwert oder die Keule hinzu, dann ist nach Frobenius eine Modification des Schildes nothwendig, wie wir sie in der Astrolabebai und im Angriffshafen bemerken. Ich möchte dieser Behauptung mich nicht anschliessen[4]).

Wir haben noch eine Frage zu erörtern: der „nigritische" und „asiatische" Schild in Melanesien; hier kann man ohne

---

[1]) Im Mafor'schen heisst „Schild" *ada*, entsprechend dem malay. *dadap*. (Vergl. v. d. Gabelentz u. Meyer in Bijdragen, Congress-Band, 1883, S. 246.)

[2]) Vergl. die Abbildungen in Rosenberg: Reistogten in de Afd. Gorontalo, pl. III., van Hoëvell im Int. Archiv, X, Taf. XIII. (hiezu Med. Ned. Zend. Gen., XLII., S. 497), Med. Ned. Zend. Gen., XXVII., S. 281 u. a.

[3]) Mededeel. v. het Nederl. Zend.-Genootsch, LX., S. 140; auch Adriani neuestens in derselben Zeitschrift, Jahrg. 1900, S. 286.

[1]) Vergl Salomon Müller: Land- en Volkenkunde (1. Ausgabe), Taf. 45. — Eine Abbildung des Enganoschildes hätte Frobenius in Modigliani's L'Isola delle Donne, S. 241, finden können. Ich würde ihn überhaupt lieber zu den Bogenschilden stellen.

[2]) Vergl. den Abschnitt „Schilde zum Umhängen" von v. Luschan in Krieger: Neu-Guinea, S. 462 fg. (Flankenschutz — beide Hände frei).

[3]) Ebenda, Abbild. S. 463; vergl. S. 465.

[4]) Man vergleiche die bekannte Abbildung des Salomon-Insulaners mit Keule und geflochtenem Schild im Godeffroy-Album.

Bedenken wohl nicht Frobenius folgen. Ich glaube, die Schilde von Kaiser Wilhelms-Land vorläufig noch ganz ausser Spiel lassen zu sollen; sie sind so mannigfach und doch von allen anderen, indonesischen, Schildformen so verschieden, dass man an einen Zusammenhang nicht ohneweiters sofort glauben kann, ohne genügende Parallelen im übrigen ethnographischen Besitz nachgewiesen zu haben. Ich gebe zu, dass Manches oberflächlich an gewisse indonesische Formen erinnert, wie der Griff in Fig. 13 an den von Alor (Fig. 12); doch wenn man näher zusieht, wird man die Verschiedenheit der Construction des den Unterarmmuskel umspannenden Bügels sofort erkennen; nach der Frobenius'schen Skizze ist es wegen der Construction ganz unplausibel, wie der Bügel der Fig. 15 (Mitra-Fels) für die Hand dienen soll.

Glaubwürdiger erscheint es bereits, wenn Frobenius die „nigritische" Form auf einigen Inseln des Uebergangsgebietes von Neu-Guinea nach den Salomonen und auf Süd-Neubritannien wiederfinden will (S. 10). Doch keinesfalls ist bei „nigritisch" in irgend einer Weise an Australien zu denken. Indes leugne ich nicht, dass z. B. der in Fig. 5 abgebildete Alor'sche *tabangan*-Schild wirklich ein Ueberlebsel aus der australischen Ein-(Durch-)Wanderung ist[1]).

Die Schilde des Papuagolfes haben wir bereits oben, wie die Salomonenschilde, zu den Bogenschilden gerechnet; beide weisen noch am ehesten auf Indonesien hin, und dieser Zusammenhang wird auch durch den weiteren ethnographischen und den linguistischen Besitz bestätigt.

Beim Typus der Hatzfeldhafenschilde (einen solchen findet man abgebildet bei Ratzel, I, S. 220 in der Mitte; nach Frobenius' Beschreibung S. 27 kann man sich ihn kaum vorstellen, und die „Afrikanischen Culturen" hat nicht leicht wer zur Hand — überdies ist das Citat unrichtig, soll Fig. 23 heissen) kann ich ebensowenig an einen asiatischen denken als beim niassischen *dagne* oder beim Enganoschild, obwohl man ihn mit diesen noch am ehesten in eine Gruppe stellen könnte, wenigstens der Form nach.

Die übrigen Schildformen von Deutsch-Neu-Guinea, ferner von Teste-Island, Trobriand, Keräpunu müssen wohl vorläufig noch uneingereiht bleiben.

Der vormalayische Schild ist, wie Frobenius selbst sagt, im Innern Hinterindiens angetroffen worden; „wir ahnen also wenigstens etwas hinsichtlich des Ursprungslandes der vormalayischen Cultur". Der asiatische kommt eo ipso aus Asien, und der „nigritische"? Das South Kensington-Museum in London besitzt eine lange Serie von nigritischen, ganz wie die dayakischen Schilde[2]); sie sind aber aus — Assam[3])! Unde origo gentium oceani? Aber Frobenius meint, der Dayakschild stamme aus „Neuholland" (S. 20); doch S. 40 sagt er wieder, „der nigritische Schild ist auch in Afrika heimisch, ohne dass wir jedoch sagen können, dass er von Oceanien nach Afrika oder umgekehrt gewandert sei"; wenn es also gar so sicher ist, dass er aus „Neuholland" kommt, wie kann er dann eventuell auch aus Afrika stammen? Lemuria?![1])

August 1900. **L. Bouchal.**

[1]) Vergl. Hagen: Unter den Papuas, S. 145 fg., bes. S. 150 Mitte; aus den dort angegebenen Sätzen lässt sich so manche Thatsache in der Verbreitung der Schildformen erklären.

[2]) Freundliche Mittheilung von Herrn Dr. W Hein.

[3]) Man vergleiche die Abbildung 195 auf S. 84 in Egerton: Illustrated Handbook of Indian Arms [1880, London] mit den Dayakschwertgriffen, sowie die auf S. 91, Nro. 218/9 erwähnten Schilde.

32.

Schmidt, P. W.: Ueber das Verhältnis der melanesischen Sprachen zu den polynesischen und untereinander (Sitzungsber. d. kais. Akademie d. Wissensch. in Wien, phil.-hist. Cl., B. CXLI).

Der Verfasser dieser Abhandlung hat es sich zur Hauptaufgabe gestellt, den Nachweis zu liefern, dass die melanesischen Sprachen, wozu einzelne Forscher, wie der verstorbene Fr. Müller, auch die sogenannten Papuasprachen Neu-Guineas rechnen, keine Mischsprachen sind, wie Müller behauptete, und ebenso wenig eine vermittelnde Stellung zwischen den polynesischen und malayischen Sprachen einnehmen. Im Gegensatz zu Müller's Ansicht hat Codrington den Satz aufgestellt, nicht nur dass die melanesichen Sprachen keine Spur einer Sprachmischung zeigen, sondern auch, dass die Melanesier „have the a n c i e n t idiomatic use". Mit anderen Worten: die melanesischen Sprachen repräsentiren eine ältere Stufe der malaio-polynesischen Sprachen als die polynesischen.

Um die Theorien Müller's und Codrington's zu prüfen, untersucht Verfasser zunächst die Stellung der melanesischen zu den Papuasprachen. Nachdem er darauf aufmerksam gemacht hat, dass das von Müller als echte Papuasprache bezeichnete Mafor als eine reine malaio-polynesische erwiesen worden, ganz verschieden von den Papuasprachen der Torresstrasse, unterwirft er die Ansicht Müller's über die Beeinflussung der Sprachform des Nengone durch die Papua einer eingehenden Kritik. Gegen die Gründe, die Verfasser zur Widerlegung der Theorie Müller's anführt, haben wir nichts einzuwenden, und wir sind vollkommen mit ihm einverstanden, wenn er sich dahin äussert, „dass die Verknüpfung seines (Müller's) ethnologischen Systems mit seiner Sprachenclassification, so förderlich sie auch in manchen Punkten gewesen sein mag, doch hier bei dieser Frage den sonst so exacten und scharfblickenden Gelehrten irregeleitet hat und ihn an Ansichten festhalten liess, für welche die s p r a c h l i c h e n Thatsachen nicht die hinreichende Rechtfertigung bieten".

Zur Lösung der Frage, inwieweit Codrington Recht hat, wenn er zu dem Schluss gelangt, „dass die melanesischen Sprachen wie örtlich, so auch der inneren Beziehung nach, zwischen den beiden anderen Sprachgruppen stehen, aber in

[1]) Warum der Verfasser von Madagaskarschilden kein Wort spricht? Ich denke mir, ohne jedoch bereits irgend eine feste Ueberzeugung zu haben, die Reihenfolge so: zuerst Bogenschild; dann Parirschild, und zwar vorerst der Südnias-Philippinen-Mafortypus; hierauf etwa die Molukken- und die Dayakform, zuletzt den runden asiatischen Schild. — Schliesslich möchte ich noch des reichen Flors von Druckfehlern gedenken, die sich in den 40 Seiten finden; gleich der erste Satz wird dadurch unverständlich. Besonders die Noten sind überreich. De Clercq kommt stets um sein „c", in Note S. 15 schmilzt der Name auf Cerq zusammen; in derselben Note muss das Citat „Taf. XXX." statt „XXIX." lauten, was sehr verwirrend ist. Junghuhn's Werk erschien 1847. Bickmoore hat auf S. 12 ein „o" zu viel, dafür machte Modigliani un „viaggi" a Nias. Auf S. 27 lies statt Fig. 13 „14" und statt 14 „13"; ebenfalls sehr störend (ebenso S. 35).

der Weise, dass sie den Ausgangspunkt bilden", findet Verfasser sich veranlasst zu einer Digression über die Possessivsuffixe.

Als Possessivsuffixe für den Singular führt Verfasser auf: *ku*, *mu* und *na*. Dies ist nicht ganz richtig. Erstens existiren im Altjavanischen, Dajakschen u. s. w. nebeneinander *ku* und *ṅku*; ersteres ist der reine, verkürzte Pronominalstamm; letzteres derselbe mit vorgeschlagener Genetivpartikel *n*. Dies erhellt klar aus altjav. *nya*, malayisch *ña*, aus Genetivpartikel *n* und 3 ps. sg. *ya*, er, sie, es. Im heutigen Javanisch wird neben *ne* (aus *nya*) auch *e* (aus *ya*) als Possessiv gebraucht, ganz analog dem jetzigen Gebrauch von *ku*, statt *ṅku*. Das Malagasi hat nur (ursprüngliches) *ṅku*, denn das jetzige *ko*, z. B. in *vola-ko*, mein Geld, kann nur aus *ṅku* entstanden sein; wäre die Form des Possessivsuffixes im Malag. *ku* gewesen, so würde es jetzt nothwendig *vola-ho* lauten. Nicht nur in Indonesien und Madagaskar, auch in der stillen Südsee ist *ṅku* sehr gebräuchlich; so im Fidji Nur scheinbar hat das Maori *ku* in *taku*, *noku* u s w.; denn auch in dieser Sprache kann einfaches *k* nach einem Selbstlauter nicht standhalten. Ob *na* ursprünglich sei, wie Verfasser meint, scheint sehr fraglich; denn es enthält offenbar dieselbe Genetivpartikel *n* als altjav. *nya*, malay. *ña* und *ṅku*, und solange nicht statt Pron. 3 sg. *ya* nachgewiesen ist ein *a*, scheint uns die Form *nya* älter als *na*.

Ueber die Pluralsuffixe macht Verfasser manche Bemerkungen, die uns richtig erscheinen; einzelne sind zweifelhaft. So können wir ihm nicht beistimmen, wenn er *kayo* im Tagalog aus *kamo* entstehen lässt, durch Ausfall des *m*. Nicht nur das Tag., auch das Altjav. besitzt *kanyu* neben *kamu*. In beiden Sprachen kommt *yo*, *nyo* im Plural und *nyu* auch im Sing. vor; Tag. *iyo*, *sa iyo* und *ni nyo*; Altjav *nyu*, „von euch" und „von dir"; Bugi *nu* thatsächlich = *mu*. Es ist sehr wohl möglich, dass *mu* und *nyu* denselben Ursprung haben; dass *mu* sogar aus *nyu* hervorgegangen sei, gerade wie, nach unserer Ansicht, altjav. und fidji *mami*, von uns, Genetiv von *kami*, durch Assimilation aus *n-ami*, bisaya *n-amon*, tag. *n-amin*, aber das ist doch etwas Anderes, als *kayu* aus *kamu* entstehen zu lassen. Dass ein *m* zwischen zwei Vocalen ausfallen kann, dass aus *kamu* nächstens *kawu*, weiter *kau* würde, aus *kami* erstens *kayi*, endlich *kai*, ist übrigens keineswegs zu leugnen. Was die Function des *ka* betrifft, können wir dem Verfasser nicht beipflichten, doch ist dies ein Punkt, der nicht wesentlich mit seiner Beweisführung zusammenhängt und deshalb hier unberührt bleiben kann.

Bei der Besprechung der Stellung der melanesischen Sprachen zu den polynesischen kommt Verfasser zu dem Ergebnis, dass das Melanesische gegenüber dem Polynesischen unzweifelhaft als die ältere Sprache erscheint. Dagegen hat Referent destoweniger etwas einzuwenden, da er selbst in seiner 1886 erschienenen „Fidji taal" dieselbe Ansicht verfochten hat. Besonders alterthümlich, auch in lautlicher Beziehung, ist unter den melanesischen Sprachen das weder von Codrington noch vom Verfasser behandelte formenreiche Eromanga. Wenn Codrington sich mit dem Studium des Eromanga befasst hätte, so würde er gesehen haben, dass diese Sprache, treuer als irgend eine andere melanesische, die ursprünglichen Endconsonanten bewahrt hat, und würde er dadurch eine bessere Einsicht in die Auslautgesetze der von ihm behandelten Sprachen erlangt haben. Um nur ein einziges Beispiel anzuführen: wenn man weiss, dass, was im Fidji *ca*, schlecht, heisst, im Eromanga *sāt* lautet, identisch mit malay. *djahat*, kann man nicht mehr bezweifeln, dass das abgeleitete *cati*, hassen, im Fidji nicht aufzulösen sei in *ca* + *ti*, sondern in *cat* + *i*.

Der fünfte Abschnitt, über die Entstehung der polynesischen Sprachen, enthält eine reichhaltige und nützliche Zusammenstellung von Thatsachen, doch gibt er keine Veranlassung zn besonderen Bemerkungen.

Im letzten Abschnitt werden zunächst die von Sydney H. Ray behandelten und von diesem als sicher melanesisch bezeichneten Sprachen besprochen und zwar lexikalisch wie grammatisch. Ferner sucht Verfasser die Stellung der von Sydney Rai sogenannten melano-papuanischen Sprachen näher zu bestimmen. Eine solche nähere Bestimmung ist sogar bei den bestbekannten Sprachen mit Schwierigkeiten verbunden, wie viel mehr denn, wo das vorliegende Material spärlich ist. Mit einer gewissen Reserve glaubt Verfasser die Stellung sowohl der eigentlich melanesischen Sprachen, als der „melano-papuanischen" einigermassen schon bestimmen zu können, und zwar so, dass erstere mit den Sprachen der südlichen Salomon-Inseln zusammenhängen und sich von dort abgezweigt haben, nachdem die Neu-Hebridengruppe sich abgelöst hatte.

Bis soweit hat der Verfasser sich auf rein sprachlichem Gebiete bewegt und wie er selbst richtig betont, ist der Haupttheil seiner Abhandlung derjenige, „der sich mit dem Nachweise abgibt, dass die Sprachen der südlichen Salomon-Inseln und Fidjis die Ueberleitung von den melanesischen Sprachen zu den polynesischen bilden". In einem Anhang führt er aus massgebenden Werken Thatsachen an, woraus erhellt, dass auch auf anthropologischem und ethnologischem Gebiete sich Gleichheiten und Aehnlichkeiten zwischen Melanesiern und Polynesiern, trotz der angenommenen Verschiedenheit, finden. Die Erwägung der angeführten Thatsachen sei den Anthropologen und Ethnologen bestens anempfohlen.

Der Zweck unserer Besprechung ist nicht, die Lectüre der Abhandlung überflüssig zu machen. Im Gegentheil wünschen wir, dass die gediegene Arbeit des Verfassers jedem Fachgenossen eine willkommene Gabe sein möge. Belehrung kann ein Jeder von uns darin finden, direct oder indirect, bald dadurch, dass man Neues lernt, bald auch dadurch, dass man zur näheren Erwägung und Nachforschung angespornt wird. Wir erhoffen noch viel in der Zukunft von der Thätigkeit des Verfassers auf dem ergiebigen Felde der malaio-polynesischen Sprachforschung.

Leiden, August 1900. **H. Kern.**

33.

Stolpe, H.: Über die Tätowirung der Oster-Insulaner. [Abhandlungen und Berichte des Königlichen Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden, Festschrift, 1899, Nr. 6.] Mit 21 Textabbildungen in Autotypie und Zinkographie. Verlag von R. Friedländer & Sohn in Berlin, 1899. 4°, 14 Seiten.

Die Wichtigkeit des Studiums der Tätowirungen für ethnologische Untersuchungen wurde gerade in jüngster Zeit durch die hervorragenden Arbeiten Luschan's, Friedländer's und Marquardt's über die samoanischen Tätowirmuster und deren Bedeutung[1]) klargelegt Einen neuen Beleg dafür liefert die vorliegende Schrift Stolpe's, dessen Forschungen auf dem Gebiet der Ornamentik der Naturvölker schon zu manchen überraschenden Ergebnissen geführt haben[2]). Er fand im Jahre 1893 im Museum zu Belfast (Irland) eine kleine, mit Tapa überzogene, bemalte Figur, die angeblich von den Markesas-Inseln stammte. Die Bemalung stimmt auffällig mit der Tätowirung eines Oster-Insulaners Tepano (Stephan), deren Muster der Verfasser seinerzeit auf Tahiti aufgenommen hatte. Da zudem nach einem Berichte von de Langle in der Reisebeschreibung von La Pérouse (Paris, 1797) auf der Oster-Insel derartige ausgestopfte Tapafiguren angefertigt wurden, so ist es klar, dass die besprochene Figur von der Oster-Insel stammt und jetzt wahrscheinlich ein Unicum ist; denn nach La Pérouse scheint Niemand mehr solche Figuren gesehen, noch weniger beschrieben zu haben. Die Tätowirung Tepano's ist übrigens auch durch die Darstellung eines Ereignisses, das sich im Jahre 1868 auf der Oster-Insel abspielte, bemerkenswert. Damals wurde die grössere der jetzt im Britischen Museum befindlichen Steinstatuen gefunden, nach dem Strand geschleppt und an Bord des englischen Kriegsschiffes „Topaze" gebracht. Auf dem rechten Unterarm Tepano's ist der Transport dieser Steinfigur mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit eintätowirt. Stolpe schreibt darüber: „Auf Anfrage, was diese Bilderschrift bedeute, gab Tepano die überraschende Antwort, sie stelle das Herunterschleppen einer der grossen Steinstatuen der Oster-Insel zum Ufer vor. Die zehn Leute, die am Taue ziehen, wären ‚englische Matrosen', der grosse Mann mit dem Stabe sei ‚First Officer', der andere ‚Second Officer'. Die kleine Figur, die auf der liegenden Statue steht, sei ein tanzender Häuptling. Das Ereigniss, das Tepano in dieser Weise in seiner Haut ‚verewigt' hatte, sollte damals, im Jahre 1884, ‚vor etwa 15 Jahren', stattgefunden haben. Es kann sich also nur um die jetzt im Britischen Museum befindliche Statue ‚Hoa-haka-nana-ia, handeln, die im Jahre 1868 durch die Fürsorge des Arztes auf dem englischen Kriegsschiffe Topaze, des Herrn Dr. J. L. Palmer, nach Europa gebracht wurde. Tepano bestätigte auch diese Annahme, indem er den Namen Palmer sofort erkannte."

Einen weiteren wichtigen Beitrag erhielt Stolpe auf Nukahiva, wo zwei Eingeborene von der Oster-Insel als Polizeidiener lebten, von denen ihm einer die Tätowirmuster von Kopf, Hals und Brust mit Blaustift auf Papier zeichnete.

Aus den eigenen Aufnahmen Stolpe's, sowie aus einer aus dem Jahre 1816 stammenden Zeichnung von Choris, der die Expedition des Capitäns O. v. Kotzebue begleitete, und einer weiteren Zeichnung des Zahlmeisters Thomson vom amerikanischen Kriegsschiff „The Mohican", das 1886 die Oster-Insel besuchte, ergibt sich, dass die Tätowirungs-Ornamentik der Oster-Insel ebenso selbständig dasteht, wie die verschiedenartige Ornamentik der übrigen polynesischen Inseln. Bestimmte Linien und Figuren an bestimmten Plätzen der Körpers kehren immer wieder und prägen derart dieser Ornamentik einen ganz eigenen Charakter auf. Selbst die Nachahmung der Tätowirung auf Tapafiguren kann sich, wie oben bemerkt, diesem typischen Formenkreise nicht entziehen. „Die Ornamentik in der Tätowirung," sagt Stolpe, „trägt immer denselben Grundcharakter wie jene Ornamentik, die die materiellen Erzeugnisse desselben Volkes verziert; öfters ist sie mit derselben fast vollkommen identisch, wie z. B. auf den Marquesas-Inseln, auf Neu-Seeland u. s. w. Wäre die Tätowir-Ornamentik überhaupt eingehender studirt, würde die Uebereinstimmung ohne Zweifel noch schlagender sein. Nun bezweifelt aber wohl kein ernster Forscher, dass die Ornamente, wie sonst Alles in der Welt, sich aus Vorbildern entwickelt haben, die seinerzeit für den Menschen eine gewisse Bedeutung hatten, z. B. Totems oder anderen ähnlichen Darstellungen, oder die mit — ja, warum das verpönte Wort nicht sagen? — die mit den religiösen Vorstellungen in irgend einem Zusammenhange standen. So lange also die Kenntniss eines solchen Ursprunges noch vorhanden ist — und viele Ornamentarten tragen durch ihren relativen Realismus (z. B. auf den Hervey Inseln) selbst Sorge dafür, dass diese Kenntniss lange erhalten bleibt —, sind die Ornamente als eine Art Bilderschrift zu betrachten, sie mögen nun an Gebrauchsgegenständen eingeschnitzt oder in die eigene Haut punktirt sein."

Es kann thatsächlich nicht oft genug wiederholt werden, dass die geometrischen Ornamente, wie sie uns heute bei den Naturvölkern entgegentreten, sich aus bestimmten Vorbildern entwickelt haben, und dass die typischen Muster, die wir bei diesen Völkern treffen, als das Alphabet der Ornamentik zu betrachten sind, das erst gelernt werden will, wenn man die verschiedenen Formen lesen und verstehen soll[1]).

W. Hein.

[1]) Vgl. meine Abhandlung „Zur Tätowirung der Samoaner" in den „Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien", XLII. Bd. (1899), S. 309—323.

[2]) Vor Allem seine Untersuchung über die „Entwicklungserscheinungen in der Ornamentik der Naturvölker" in diesen Mittheilungen, XXII (1892), S. 19—62.

34.

Kroeber, Alfred L.: Symbolism of the Arapaho Indians. [Bulletin of the American Museum of Natural History, Vol. XIII (New-York 1900), pp. 69—86.]

Der Verfasser nahm an einer auf Kosten Mr. Morris K. Jesup's ausgerüsteten Expedition zu den Arapaho-Indianern im Oklahoma-Territorium Theil und giebt in der vorliegenden kurzen Mittheilung einen Ueberblick über die von diesen Indianern gebrauchten symbolischen Zeichen. Von den 130 Figuren geben nur vier Bilder aus der Pflanzenwelt; auch giebt es einige Symbole von abstracten Begriffen, von welchen in verschiedenen Formen am häufigsten das Zeichen *hiiteni* vorkommt, das Ueberfluss oder Bitte um Ueberfluss bedeutet. Zumeist weisen die Bilder geometrischen Charakter auf und zeigen nur ab und zu einen mehr realistischen Zug, der am besten noch bei den wenigen Menschendarstellungen zur Geltung kommt. Zu den Symbolen rechnet der Verfasser auch einige Formen von Ledersäcken, welche verschiedene Thiere vorstellen, wie Fische, Frösche u. dgl. Die Anwendung der Symbole wird an vier glücklich gewählten Beispielen erläutert;

[1]) Vgl. meine Abhandlung „Indonesische Schwertgriffe" in den „Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums", XIV. Bd. (1899), S. 340.

doch lässt sich kaum leugnen, dass bei einer grossen Zahl von Bildern die Deutung eine recht willkürliche ist, wenn sie auch von den Indianern selbst gegeben wurde. Auch der Verfasser, der die ganze Frage der Arapaho-Symbolik mit anerkennenswerter Vorsicht behandelt, weist darauf hin, dass die gegebenen Zeichen in verschiedener Weise ausgelegt werden. Er bemerkt ganz richtig, dass diese Bilder auch blos decorativ aufzufassen sind, indem sie öfters verdoppelt werden, um den betreffenden Gegenstand symmetrisch zu verzieren; immerhin aber meint er, dass der symbolische Charakter vorwiege. Von einer Bilderschrift im eigentlichen Sinne des Wortes kann nicht gesprochen werden. **W. Hein.**

35.

Starohrvatska Prosvjeta. Glasilo Hrvatskoga starinarskog družstva u Kninu. Redigirt von Franz Radić, Lehrer der theoretischen Kunst an der Steinmetz- und Schiffbauschule in Curzola. V Jahrgang, 1. und 2. Lieferung. Knin 1900.

In Dalmatien ist wohl der Kniner Archäologische Verein der thätigste. Sein reichhaltiges und gut geordnetes Museum enthält manche Schätze und wichtige Belege für die Urgeschichte und Geschichte von Kroatien. Der unermüdliche Vorstand, namentlich sein Präses Fra Luigj Marun, entfaltet eine rührige wissenschaftliche Thätigkeit und weckt in dem Volke den Sinn für das Verständnis der Werke unserer Vorfahren.

Die von dem Vereine herausgegebene Zeitschrift „Starohrvatska Prosvjeta“ erscheint jährlich in vier reich illustrirten Heften und behandelt zumeist prähistorische und archäologische Gegenstände. In dem ersten Hefte bringt sie einen fachmännisch geschriebenen Artikel von Fr. Radić, in welchem der Redacteur die schönen Sculpturen von St. Maria in Biskupija gegen die falsche Behauptung vertheidigt, dass sie in einem longobardischen Stile verfertigt sind. Mit Erfolg beweist er, dass alle diese Kunstwerke in kroatisch-byzantinischem Stil verfertigt sind, was auch die meisten Mitglieder des christlich-archäologischen Congresses in Rom behaupteten. Diese Ornamente und Reliefplatten sind wahre Schätze der einheimischen Kunst aus dem VII. bis X. Jahrhundert. Sehr wichtig ist, dass diese Kunstwerke mit lateinischen Aufschriften versehen sind, die sich auf die Fürsten Tudimir (892—900), Pribima (um 950) und Svetozlav (1000 bis 1009) beziehen. Ferner beschreibt Fr. Radić ornamentirte Riemen, Bänder, Sporen und Anhängsel aus alten Gräbern, die schon in dem IV. Jahrgang in Nr. 3 und 4 abgebildet waren. Sehr reichhaltig ist die von L. Marus gut beschriebene Sammlung von Ohrringen, die in guten Zinkographien reproducirt sind. Man findet hier die bekannten s-förmigen Schläfenringe, dann Kränzchen, die aus zwei Drähtchen gewunden sind, manchmal auch mit einem Oehr; einige sind mit einer oder mehreren Kugeln geschmückt, auch mit kleinen Weintrauben, wie jene von Žalow in Böhmen und Rebeschowitz in Mähren. Die meisten sind mit drei Kugeln oder Trauben verziert. Es kommen auch schöne Formen mit einer ganz mit Kügelchen und Trauben verzierten Hälfte (Taf. 3) und noch grössere mit einer reich verzierten Perle (Taf. 4) vor. Die meisten Ohrringe sind aus Silber, einige auch aus Gold und die gewöhnlichen aus Bronze. Wenn man diese Schmuckstücke mit den heutigen Ohrringen vergleicht, sieht man, wie conservativ das serbisch-kroatische Volk ist. Zugleich mahnt die Reichhaltigkeit der Volkstrachten in den südslavischen Ländern an die baldige Einrichtung eines ethnographischen Museums (in Ragusa?), da man erwarten muss, dass auch diese Volkstrachten in einigen Jahren verschwinden werden und da bis jetzt in Oesterreich keine einzige systematische Sammlung von südslavischen Trachten besteht.

Im zweiten Hefte berichtet Redacteur Radić über den christlich-archäologischen Congress in Rom, welcher vom 17. bis 25. Mai stattfand. Die Referate behandeln fast die ganze historische und archäologische Bibliographie der Südslaven. **Klimentić.**

Dr. Sophie v. Torma †.

Die am 14. November 1899 in Broos (Siebenbürgen) im Alter von 59 Jahren heimgegangene Forscherin und Sammlerin wurde im Jahre 1840 in Csicsó-Keresztúr (Comitat Szolnok-Doboka) als Tochter des ebendaselbst 1864 verstorbenen Gutsherrn und Historikers Josef v. Torma und jüngere Schwester des nachmaligen Professors der Archäologie an der Universität Budapest Karl v. Torma geboren.

Den ersten Unterricht, wie auch die erste Anleitung zum Studium der Archäologie erhielten beide Geschwister von ihrem Vater.

Ueber ihren Lebenslauf, der sich zum grössten Theile in dem kleinen Städtchen Broos (Comitat Hunyad) abspielte, ist wenig zu berichten. Sie blieb zeitlebens Fräulein und konnte sich, aller Familiensorgen bar, ganz ihren Neigungen widmen. Zuerst begann sie mit der naturhistorischen Durchforschung der Umgebung ihres geliebten Heimatstädtchens, ging jedoch bald auf die Archäologie desselben über, wofür sich in der benachbarten Uransiedlung Tordos reichliche Gelegenheit bot. Mit den Erfolgen ihrer Ausgrabungen trat sie über Aufforderung Florian Rómer's, des damaligen Custos der archäologischen Abtheilung am Ungarischen Nationalmuseum, zum ersten Male auf dem 1875 in Budapest abgehaltenen internationalen archäologischen Congress vor die Oeffentlichkeit. In der Fortsetzung ihrer Ausgrabungen deckte sie nacheinander die Uransiedlungen von Nándor-Válya (ehemals Ság), Nándor und besonders der Höhle Mándor auf.

Fräulein v. Torma stand auch mit den bedeutendsten ausländischen Forschern auf urgeschichtlichem Gebiete, u. a. mit Oskar Fraas, Lindenschmit d. V., Sayce in Oxford, Heinrich v. Schliemann in Verbindung. Anfangs überliess sie die literarische Ausbeutung ihrer ergrabenen Schätze Anderen. So erschienen: Karl Goos, Bericht über die Sammlung des Fräulein S. v. Torma (im Archiv des Vereines für die Landeskunde Siebenbürgens 1876) und Gabriel Téglás, A kőkorszaki ember nyomai Hunyadvármegyében (Spuren des steinzeitlichen Menschen im Comitat Hunyad).

Späterhin begann sie jedoch an den Versammlungen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft theilzunehmen und ihre Forschungsresultate selbst niederzulegen. Weiteren Kreisen sind ihre in der magyarischen Zeitschrift des Siebenbürgischen Museums-Vereines und in den Jahrbüchern der historischen und archäologischen Gesellschaft für das Comitat Hunyad erschienenen Abhandlungen unbekannt, wohl aber kennen sie das vor drei Jahren in Jena erschienene Werkchen: Ethnologische Analogien, in welchem sie ihr Lieblingsthema über die symbolische Bedeutung der archäologischen und primitiven Ziermotive behandelt.

Dabei war sie unablässig für die Vermehrung ihrer Sammlungen bemüht, und es wurde ihr im Sommer 1898 die grosse Freude zutheil, dem Altmeister der deutschen urgeschichtlichen Forschung, Rudolf Virchow, dieselben persönlich vorführen zu können. Auch eine andere Ehrung wurde ihr zutheil: Die Universität Klausenburg übersandte ihr am 14. Juni 1899 das mit Allerhöchster Erlaubnis Sr. Majestät des Königs ertheilte Diplom eines Dr. philosophiae hon. causa. Sie sollte ihre Würde nicht zu lange tragen; denn schon am 14. November schied sie aus der Zahl der Lebenden.

Ihre wertvollen Sammlungen gingen in den Besitz des Siebenbürgischen Museums in Klausenburg über.

War ihr Wirken auch auf einen kleinen Kreis beschränkt, so gilt doch von der Verblichenen mehr als von anderen, von besseren Glücksumständen begünstigten der Satz: In magnis voluisse sat est. (Nach Gabriel Téglás.)

Dr. Willibald Semayer.

Lieutenant-General Pitt Rivers †.

D. C. L., F. R. S., F. S. A.

In General Pitt Rivers, der am 4. Mai 1899 im 73. Lebensjahre starb, verliert die Wissenschaft einen sehr hervorragenden Ethnologen und Archäologen. Obwohl er in den letzten Jahren nur sehr wenigen Versammlungen wissenschaftlicher Gesellschaften anwohnte, setzte er doch seine Thätigkeit bis kurze Zeit vor seinem Tode eifrigst fort. Für die militärische Laufbahn herangebildet, trat er bei der Grenadier-Garde ein und leistete ausgezeichnete Dienste im Krimkriege. Im Anschluss an sein thätiges und scharfsinniges Wirken in seinem Berufe beschäftigte er sich auch schon frühzeitig mit wissenschaftlichen Forschungen, und wohl hauptsächlich diesem fast halbhundertjährigen Studium in Ethnologie und Archäologie wird es zuzuschreiben sein, wenn sein Name berühmt bleibt. Bei seinen Forschungen in diesen beiden Wissenschaften hat er sein Thätigkeitsfeld sozusagen sich selbst erst geschaffen, und die Originalität seines Geistes führte ihn abseits von den betretenen Pfaden zur Erschliessung unbekannter Gebiete, auf welchen er neue Begriffe festlegte und so der Begründer einer eigenen Schule wurde. Da er schon seit frühester Zeit ein eifriger Sammler war, so wurde er fast unbewusst bei der Bestimmung seiner Sammlung zur Aufstellung seines besonderen Systemes geführt, eines Systemes, das wir ihm verdanken und das neues und lebhaftes Interesse für derartige Sammlungen erweckte. Man kann mit Sicherheit sagen, dass grösstentheils seiner Anregung die Umwälzung in der Einrichtung ethnologischer und archäologischer Museen zuzuschreiben ist, welche so viele dieser Anstalten, die bisher blos als Aufbewahrungsorte für wenig verstandene und noch weniger geordnete Massen von Gegenständen betrachtet wurden, auf eine wissenschaftliche Grundlage stellte, indem die Sammlungen systematisch classificirt und verständnisvoll zur Schau gebracht wurden und so auf verschiedene Weise jenen wichtigsten Zweig biologischer Wissenschaft darzustellen suchen: die Naturgeschichte des Menschen und dessen Cultur. Als Officier beauftragt, Versuche zur Verbesserung militärischer Feuerwaffen durchzuführen, fasste er den Gedanken, die schrittweise Entwicklung der verschiedenen Künste und deren Anwendung im Leben der Menschen darzustellen. Er hatte bei seinen Untersuchungen zur Verbesserung des Gewehres beobachtet, wie der Fortschritt der Verbesserungen nur stufenweise vor sich ging und wie jede wichtige Entwicklung nur als das Ergebnis einer Folge von ununterbrochenen, sehr kleinen Abänderungen erreicht wurde, von denen jede für sich nur einen unbedeutenden Fortschritt der unmittelbar vorangegangenen Stufe bildete, und so sammelte er eine Reihe von Feuerwaffen, um, so weit sein Material es gestattete, diese stufenweise Entwicklung der Type zu illustriren. Diese Sammlung führte ihn zur Bildung anderer Serien, um die thatsächliche oder hypothetische Entwicklungsgeschichte anderer Gegenstände (Waffen, Werkzeuge, Zieraten, Musikinstrumente u. dgl.) zu zeigen, und auf diese Weise trug er langsam die wertvolle Sammlung von ethnologischen und archäologischen Gegenständen zusammen, welche, nachdem sie im Bethnal Green und South Kensington Museum ausgestellt worden war, gelegentlich als grossmüthige Schenkung in die Universität von Oxford übertragen wurde, wo sie nun den Stock des ethnologischen Museums bildet, das den Namen seines Gründers trägt. Zu den interessanten und anregenden Schriften des Generals Pitt Rivers gehören seine drei Vorträge, welche er in der Royal Institution 1867—1869 über „Primitive Warfare“ hielt, seine Schrift über „The Principles of Classification adopted in the Arrangement of his Anthropological Collection“ (1874), sein Aufsatz „On Early Modes of Navigation“ (1874), und der Katalog eines Theiles seiner Sammlung im South Kensington Museum (1877). In diesen waren die Hauptgrundsätze, welche er bei der Classificirung seiner Sammlung befolgte, zum Ausdruck gebracht und mit grosser Klarheit dargestellt.

Er ging auch von dem Gedanken aus, die archäologischen Sammlungen mit den ethnologischen zu verbinden, um die Kenntnisse, welche man in Bezug auf die Künste und Gebräuche noch lebender oder erst kürzlich ausgestorbener Rassen erwirbt, zur Erläuterung von Erscheinungen anzuwenden, die in archäologischer Beziehung dunkel geblieben waren. Er hielt an der jetzt so allgemeinen Anschauung fest, dass die heutigen „wilden“ und „barbarischen“ Völker Ueberlebsel aus vorzeitlichen Verhältnissen sind und dass deren Fortschritt aus verschiedenen Ursachen auf ver-

schiedenen Stufen der grossen Culturentwicklung aufgehalten und von mehr begünstigten und unternehmenderen Völkern überflügelt wurde. Deshalb stellte er in seiner Eintheilung des Stoffes in übersichtliche Reihen, um Kunst, Industrie und Gebräuche des Menschengeschlechtes zur Anschauung zu bringen, die ethnologischen und archäologischen Gegenstände von gleicher Natur und Verwendung zusammen, damit die einen die anderen erklären und gemeinschaftlich die wahrscheinliche Folge der Veränderungen erläutern, durch welche der Entwicklungsgang der verschiedenen Culturbethätigungen hervorgebracht und der Fortschritt vom Einfachen zum Vollkommenen, vom Gleichartigen zum Verschiedenartigen bedingt wurde. Sein eigenes archäologisches Werk ist zu gut bekannt, um eingehender Erwähnung zu bedürfen. Die sorgfältige und unausgesetzte Aufmerksamkeit auf die kleinsten Einzelnheiten bei seinen Ausgrabungen und Forschungen und die rasche Würdigung von bedeutungsvollen Thatsachen stellen ihn in die erste Reihe der Archäologen. Die vier grossen Bände, welche seine Hauptergebnisse beschreiben, werden immer ein kostbares Denkmal seines nimmermüden Fleisses und seiner glänzenden Eigenschaften als Erforschers der vorgeschichtlichen Ueberreste bleiben.

Es war ein merkwürdig glücklicher Schicksalsfall, dass er als Erbe des im Jahre 1880 gestorbenen sechsten Barons Rivers, wobei er seinen bisherigen Namen Lane Fox in Pitt Rivers veränderte, in den ausgedehnten Besitzungen von Cranbourne Chase ein Landgut sein Eigen nannte, das ein ideales Jagdgebiet für einen Archäologen in sich schloss. Er verlor keine Zeit und ging sofort an die erschöpfende Durchforschung der römisch-britischen Dörfer, Felder und Grabhügel, von denen er umgeben war. Ein Stab von Leuten war immer unter des Generals eigener Leitung mit den Ausgrabungsarbeiten beschäftigt. Die Erfolge dieser Arbeit können in seinem Localmuseum zu Farnham nahe seiner Besitzung in der Grafschaft Wilts studirt werden und seine Methode, zu graben und die Funde aufzustellen, kann wohl als Muster für künftige Forscher dienen.

Seine Schriften sind sehr zahlreich und sein Stil ist einfach und überzeugend. Mit grosser Gewandtheit behandelte er die verschiedensten Gegenstände, über die er in den verschiedenen Perioden seiner Laufbahn schrieb. Obwohl die Herausgabe seiner letzten Werke sehr beträchtliche Auslagen bedingte, war er doch äusserst freigebig in der Vertheilung seiner kostspieligen Bände an Jene, welche ein ernstes Interesse dem Gegenstand entgegenbrachten. Ein schön illustrirter Band, der kurz nach seinem Tode erschien, beschreibt die fast unvergleichliche Sammlung von Bronzen aus Benin, deren Erwerbung er in den letzten Jahren viele Aufmerksamkeit widmete.

Er war ein leidenschaftlicher, aber stets bedachtsamer Sammler, der immer ein bestimmtes Ziel im Auge hatte.

Das Gemeinwohl gewann durch sein freigebiges Interesse für seine Bedürfnisse sehr viel, und er plante immer neue Wege, um Theile seines schönen Besitzes für öffentlichen Gebrauch und Unterhaltung einzurichten, wobei er weder Mühen noch Kosten sparte.

Viele Jahre quälte ihn sein schwacher Gesundheitszustand trotz seines scheinbar guten Aussehens; aber seine Energie siegte über physische Schwächen, und fast bis zum Tode blieb sein lebhaftes Interesse für seine Arbeiten ungetrübt.

Henry Balfour.

Kleine Mittheilungen.

(Zur Pflege urgeschichtlicher und volkskundlicher Forschungen im Alpengebiete.) In Nr. 11 der Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines vom 15. Juni 1900 veröffentlicht der Central-Ausschuss dieses Vereines folgendes Rundschreiben, von dem wir mit besonderer Genugthuung hier Kenntnis geben:

Wir veröffentlichen nachstehend das Gutachten des Wissenschaftlichen Beirathes, betreffend die Förderung volkskundlicher Bestrebungen, und theilen mit, dass der Central-Ausschuss denselben vollinhaltlich seine Zustimmung gegeben und beschlossen hat, die Schriftleitung anzuweisen, Stoffen volkskundlicher Natur noch mehr als bisher ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und geeignete Arbeiten zu veröffentlichen, ferner den Wissenschaftlichen Beirath zu ersuchen, bei Vertheilung der zu wissenschaftlichen Zwecken bestimmten Geldmittel Arbeiten dieser Art entsprechend zu berücksichtigen.

Wilhelm Burkhard, d. z. I. Präsident.

Gutachtlicher Bericht des Wissenschaftlichen Beirathes des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines in Angelegenheit der Pflege volkskundlicher Forschungen. Der Beschluss der Generalversammlung in Passau 1899 empfiehlt dem Central-Ausschusse und dem Wissenschaftlichen Beirathe die Pflege volkskundlicher Forschungen, „soweit sie in den Rahmen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines passen“. Die Aufforderung des Central-Ausschusses an den Wissenschaftlichen Beirath, „die Sache in Erwägung zu ziehen und dem Central-Ausschusse einen gutachtlichen Bericht zu erstatten“, kann unter den gegebenen Umständen nur die Absicht verfolgen, der Wissenschaftliche Beirath möge dem Central-Ausschusse Vorschläge unterbreiten, wie die von der Generalversammlung empfohlene Pflege volkskundlicher Forschungen in's Werk zu setzen sei, und eine Meinung darüber auszusprechen, inwieweit dieselben in den Rahmen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines passen.

Es giebt in dieser Richtung zunächst die Möglichkeit, dem Central-Ausschusse zu empfehlen, er möge sich dem Antrage der Section Austria anschliessen und die von ihr vorgeschlagene Organisation einführen, sei es mit, sei es ohne Generalversammlungsbeschluss.

Auf diesen Weg die Sache zu leiten kann aber der Wissenschaftliche Beirath nicht empfehlen, und zwar aus folgendem Grunde:

Das Wesen der Vorschläge der Section Austria liegt darin, dass dem Referenten für die einzelnen Arbeitsgebiete der Hauptantheil an der Entscheidung über die zu leitende Arbeit zufallen soll. Von dem Referenten und seiner Befähigung und Richtung wird umsomehr Alles abhängen, als dem Central-Ausschusse gegen dessen Vorschläge sogar nur ein auf-

schiebendes Veto (§ 5c) zusteht. Diese letztere Bestimmung erscheint an und für sich aus formellen Gründen unannehmbar und dem Geiste unserer Institutionen widersprechend. Aber abgesehen davon, wird dadurch der Schwerpunkt der ganzen Sache auf die Localautoritäten gelegt. Dies wird aber unfehlbar nur den Dilettantismus in die Höhe bringen; kaum auf einem anderen Gebiete spielt kenntnisloser Dilettantismus eine so grosse Rolle, als auf dem der Volkskunde. Die vorgeschlagene Organisation scheint aber eine Art Preisausschreibung für derartige Localgrössen. Wenn sich der Alpenverein dieser Richtung mehr annehmen soll als bisher, so muss er vor Allem bedacht sein, eine Schutzwehr gegen das Herandrängen Unberufener zu errichten. Dies ist keine leichte Aufgabe; sie wird jedenfalls unausführbar, wenn er die Leitung der Sache so sehr aus der Hand giebt, wie es der Vorschlag der Section Austria mit sich bringt.

Ist somit nach dem Berichte des Wissenschaftlichen Beirathes die Schaffung einer Organisation nach dem Vorschlage der Section Austria nicht zu empfehlen, so wird es sich darum handeln, in welcher anderen Weise dem Beschlusse der Generalversammlung entsprochen werden kann.

In dieser Beziehung empfiehlt der Wissenschaftliche Beirath folgende Beschlüsse:

a) Der Central-Ausschuss beauftragt den Redacteur der Vereinspublicationen, bei Zusammenstellung des Programmes für die „Zeitschrift", sowie bei Beschaffung des Materiales für die „Mittheilungen" den Themen volkskundlicher Natur seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und geeignete Arbeiten zum Abdruck zu bringen. Die „Zeitschrift" hat in dieser Hinsicht schon viel gethan, es wäre ungerecht, dies zu verkennen. Hingegen könnten die „Mittheilungen" eine Auffrischung durch volkskundliche Stoffe wohl vertragen. Sie könnten gelegentlich zusammenfassende Beiträge zur alpinen Volkskunde und Geschichte bringen, die Tagungen der anthropologischen und historischen Vereine berücksichtigen, soweit sie Alpines berühren, kleine volkskundliche Beobachtungen von allgemeinem Interesse veröffentlichen.

b) Der Central-Ausschuss ersucht den Wissenschaftlichen Beirath: 1. bei seinen Vorschlägen über die Vertheilung der zu wissenschaftlichen Zwecken bestimmten Geldmittel den Wunsch der Generalversammlung im Auge zu behalten; 2. die Redaction bei Auswahl und Beurtheilung der eingelaufenen Beiträge und bei Aufsuchung geeigneter Mitarbeiter zu unterstützen.

Die Vorschläge sind ausführbar, ohne eine neue Organisation zu schaffen, die durch ihre blosse Existenz der Sache, der sie dient, ein unverhältnismässiges Uebergewicht über die anderen bisher vom Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein gepflegten Richtungen geben würde Dagegen muss sich aber der Wissenschaftliche Beirath auf das Entschiedenste aussprechen, dass durch die neue Richtung die älteren Aufgaben, die sich der Alpenverein gesetzt hat, in den Hintergrund gedrängt werden. Die Verfolgung gewisser naturwissenschaftlicher Probleme, insbesondere auf dem Gebiete der Gletscherkunde und der Meteorologie, haben dem Alpenverein unvergängliche Ehren gebracht, und es ist keineswegs der Moment gekommen, wo man sie, als erschöpft, durch andere Themen ersetzen müsste. Ja, immer neue Aufgaben in diesen Richtungen treten an uns heran, und wir können hoffen, dass wir sie mit gleichem Erfolge werden bebauen können.

Es mag übrigens in diesem Zusammenhange darauf verwiesen werden, dass die Vereinspublicationen schon bisher eine stattliche Anzahl wertvoller Beiträge auf dem Gebiete der Volkskunde und Geschichte der Alpenländer gebracht haben; es sei nur auf die Aufsätze von Pommer, Strele, Ranke, Zwiedineck u. A. verwiesen. Ebenso hat der Wissenschaftliche Beirath in den letzten Jahren nicht unbeträchtliche Mittel für ähnliche Zwecke bewilligt, so für Ortsnamen- und Dialektforschung. Etwas ganz Neues wird also von der Section Austria nicht angeregt.

Die Studien und Veröffentlichungen, die den „Menschen in den Alpen" betreffen, können vielleicht in folgende Hauptgruppen getrennt werden:

1. Prähistorische. Der Alpenverein hat 1881 durch Herausgabe des Büchleins „Ranke, Anleitung zu anthropologisch-vorgeschichtlichen Beobachtungen im Gebiete der deutschen und österreichischen Alpen" das anerkannt beste Hilfs- und Elementarbuch für solche Studien geschaffen; dann hat derselbe Verfasser in einem Aufsatze der „Zeitschrift" 1899 abermals eine kurze Darstellung des Stoffes gegeben und zugleich eine Anzahl Forschungsthemen aufgestellt. Es wäre vielleicht in Erwägung zu ziehen, ob nicht eine neue Auflage des erwähnten Büchleins von Joh. Ranke herausgegeben werden sollte. Eigentliche Untersuchungen (Grabungen) sind auf Veranlassung und Kosten des Vereines bisher nicht unternommen worden. Soll der Verein zu solchen schreiten, so muss das mit grösster Vorsicht und nur nach Anweisung der allerersten Fachleute geschehen. Nach der Meinung solcher ist allerdings anzunehmen, dass es fast in jedem Alpenthale Stellen giebt, wo Ausgrabungen Erfolg versprechen. Es finden sich besonders in Thalhintergründen oder auf Thalstufen Punkte, wo schon der Laie sich sagt, hier müssen Ansiedlungen gestanden haben, solange überhaupt Menschen im Gebirge sind. Es wäre die Sache ortskundiger Forscher, unter Mitwirkung von Fachmännern einen Anfang zu machen.

2. Eine Darstellung der Verhältnisse der Ostalpenländer zur Römerzeit ist bisher in der Alpenvereins-Zeitschrift nicht versucht worden. Besonders bei Berücksichtigung der Verkehrswege und der Verbreitung der antiken Ortsnamen liesse sich das Thema in einer für unsere Leser interessanten Weise bearbeiten; Forschungen seitens des Alpenvereines sind nicht angezeigt.

3. Ansiedlung und Verbreitung späterer Einwohner (Germanen und Slaven), Siedlungsart, Flurtheilung und Dorfanlagen u. A. sind Themen, die (nach dem Vorgange von Meitzen, Peisker u. A. bearbeitet) wohl der Förderung wert wären. Hier ist man noch nicht so weit, um bereits Darstellungen für die Publicationen geben zu können; hier wären erst die Forschungen zu unterstützen. Das Gleiche gilt von Untersuchungen über Hausbau, ältere Wirtschaftsformen u. dgl.

4. Die mittelalterliche politische Geschichte ist ein wenig reizvolles und beim Publicum wenig beliebtes Thema. Hingegen ist das mittelalterliche Rechtsleben ein anziehendes und bei geeigneter Darstellung durch seine originellen, farbenreichen Formen und seinen streng nationalen Charakter auch für weitere Kreise interessantes Gebiet. Hier hätte der Alpenverein keine selbstständigen Untersuchungen zu veranlassen,

sondern nur die richtigen Personen als Mitarbeiter zu gewinnen.

5. Gleich wichtig ist die Wirtschaftsgeschichte. In den Urbaren (Gülten- und Ertragsverzeichnissen) liegt ein Schatz anziehenden Stoffes vor, der nur der Hebung harrt. Hier könnte der Verein auch Forschungen veranlassen und unterstützen. Die letzten Phasen der wirtschaftlichen Entwicklung, die Vertheilung von Grund und Boden, die gegenwärtigen ökonomischen Existenzbedingungen der Alpenbevölkerung wären auch für weitere Kreise interessant und wichtig; auch eine Darstellung des Hirtennomadenlebens, die bis auf die zum Theile uralten Geräthe der Milchwirtschaft eingehen müsste, wäre von grossem Werte.

6. Es sind dann die volkskundlichen Studien im engeren Sinne zu nennen, wie sie in der „Zeitschrift für Volkskunde“ in Wien und zum Theile von den anthropologischen Gesellschaften betrieben werden, Sitten, Sagen, Aberglauben, volksthümliche Kunst u. dgl. Hier ist Vorsicht und sorgfältige Auswahl competenter Mitarbeiter vonnöthen.

7. Daran schliessen sich die Studien über Dialekt, Volksdichtung und Volksgesang, Ortsnamen, Sprachgrenzen. Hier wäre besonders bei den Vertretern der deutschen Philologie Anlehnung zu suchen.

Wenn der Central-Ausschuss die Vorschläge des Wissenschaftlichen Beirathes genehmigt, wird derselbe gerne bereit sein, die Redaction durch Nennung geeigneter Persönlickeiten als competenter Rathgeber für die einzelnen Abtheilungen zu unterstützen. Dr. E. Richter.

(Bezoarsteine in Indonesien.) Veranlasst durch die Mittheilung E. K. Blümml's in den letzten Sitzungsberichten (S. 183 f.), möchte ich einige Stellen aus der Literatur über Indonesien, die über Bezoarsteine handeln, hier anführen.

Von einem solchen *batu guliga*[1]) aus Indrapura berichtet F. Nix in der Tijdschrift voor Ind. T.-, L.- en V., V, S. 151; er soll im Kopfe eines Rhinoceros gefunden worden sein, war relativ leicht; oberflächlich schwarz, gegen das Licht betrachtet, durchscheinend in's Lichtrothe und sehr hart (schnitt Glas). Er war nach Angabe des Besitzers ein Universalheilmittel; bei Vergiftung oder Blutspucken brauchte man ihn blos in den Mund zu nehmen und den Speichel zu schlucken; bei Rheumatismus, Quetschungen oder Brandwunden hatte man blos mit dem Stein darüberzureiben, bei Biss giftiger Thiere legte man ihn einfach auf die Wunde; selbst Sterbenden half er noch.

Was Borneo betrifft, so schreibt H. v. Dewall in derselben Zeitschrift, IV, S. 436, dass ein Tidung'scher Fürst „einen im Munde einer grossen *sawah*-Schlange gefundenen, braunen, durchscheinenden Stein, *kamala sawa* genannt, besass, der als Talisman getragen wurde. . . . Bulungan und Tidung liefern viel *guliga*, eine steinartige Substanz, die zwischen Haut und Fleisch gewisser Thiere, besonders von Affen und Stachelschweinen, gefunden wird. Die Buginesen kaufen sie um ziemlich theures Geld. Sie sollen Heilkräfte besitzen. Die Dayak haben ein Mittel, um *guliga* bei den Thieren zu erzeugen; sie schiessen sie nämlich mit nicht vergifteten Pfeilchen, und an der Wundstelle entsteht sehr häufig nach Ablauf einer gewissen Zeit eine Erhärtung, die schliesslich *guliga* bildet. Man hat solche gefunden, in denen noch die Pfeilspitze sass“ (vgl. Ling Roth: The Natives of Sarawak, I, S. 238 sub „Charms“).

Auch von Südcelebes finden wir solche *ulâwu*, steinige Verhärtungen, in Matthes' Bijdragen tot de Ethnologie van Zuid-Celebes (S. 104) angeführt, wo auf das buginesische Wörterbuch desselben Autors verwiesen wird. Ich gebe im Folgenden, mit Heranziehung der entsprechenden Stellen des makassarischen Wörterbuches die Aufzählung Matthes' wieder, und zwar, da es vielleicht von Interesse ist, auch solche *ulâwu*[2]) oder *kulâu*[3]), die nicht eigentlich hiehergehören. Die beiden Wörter bedeuten nämlich[4]) „gewisse Steine oder steinige Verhärtungen, die in Früchten, Thieren etc. gefunden werden, und denen man eine besondere Heilkraft zuschreibt“. So z. B. dem *kulâu-intang* (Diamant)[3]) bezw. *ulâwu-intang*[2]), dem *k.-bulo-karîsă'* bezw. *u.-awo-kurîsă'* (Bambusa verticillata[5]), dem *k.-kaju-sanga* bezw. *u.-adju-belâwa* (Stagnaria verniciflua[6]), dem *k.-(u.-)rasa* (Quecksilber) und dem *k.-gandu* bezw. *u-lepâng* (eine Frucht)[7]) die Kraft, unverwundbar zu machen; — dem *k.-ûlară'* bezw. *u.-ulă'* (Schlange), *k.-(u.-)naga* (Drache) und *k.-(u.)-mutiyâra* (Perle) das Vermögen reich zu machen; — dem *k.-bêrasă'* bezw. *u.-bârrâ* (Reis), dem *k.-timbo-kalûku* bezw. *u.-tuwo-kalûku* (Kokospalmkeim) und dem *k.-loro* bezw. *u.-warôwo*, das Vermögen, billigen Lebensunterhalt zu gewähren; — dem *k.-(u.-)tâu* (Mensch), das Vermögen, hohes Alter, dem *k.-allo* bezw. *u.-âsso* (Sonne) und dem *k.-bulang* bezw. *u.-ketâng* (Mond), Glanz und Ansehen zu erreichen; — *k.-bunga-kebŏ'* bezw. *u.-bunga-pute* (Jasminum sambac)[8]), stillt wie *k.-(u.-)kawa* (Kaffeebaum) Blut und verhütet alle Anschwellungen; — durch den *k.-lîserĕ'-čamba* bezw. *u.-batu-čâmpa* (Tamarindenfrucht) vermag man die Neigung eines Jeden zu erlangen; — *k.-(u.-)tude* und *-talîbŏ'* (Muscheln) vermögen Jünglinge oder Mädchen verliebt zu machen (indes sind beide gefährlich für Jeden, der sich auf See befindet, da sie seine Prau leicht zum Sinken bringen können); — mit *k.-telang* bezw. *u.-lâssĭ'* erobert man jedes Mädchenherz, während *k.-(u.-)lâso* (Penis) für den Coitus kräftig macht u. s. w. — Auch hegt der Inländer den Glauben, dass alte Menschen ihr hohes Alter irgend einem *kulâu* verdanken, den man dann beim Tode des Betreffenden aufzufangen trachtet.

Endlich verweise ich auf eine Stelle bei Hickson[9]), wo er erwähnt, dass „it is commonly reported that small pearls or stones of carbonate of lime are occasionally found in the fleshy substance of the coco-nut. When found they are highly valued by the natives as a charm against disease and evil

[1]) Nach von de Wall's und van der Tuuk's malaisch-holl. Wörterbuch, III, S. 25, findet sich *gulîga* besonders bei Simia longumanis und dem Stachelschwein (zwischen Haut und Fleisch), durch Verwundung erzeugt; *mustîka*, in Wasser oder Milch gelegt, macht diese zu einem wirksamen Gegengift; im Magen bestimmter Thiere gefunden. (Frdl. Mittheil. von Hr. Dr. W. Hein.)

[2]) Buginesich.
[3]) Makassarisch.
[4]) Matthes: Makassaarsch Woordenboek, S. 85, und Boegineesch Woordenboek, S. 890.
[5]) Mak. Wbk., S. 284, Sp. 1.
[6]) Ib., S. 726, Sp. 1; nach Hickson (l. c. Note 8) Gluta benghas.
[7]) Vgl. ib., S. 101, Sp. 2.
[8]) Ib., S. 13, Sp. 2.
[9]) A Naturalist in North Celebes, S. 331.

spirits". Der gewöhnliche malayische Name dafür ist *mustika*[10] *kalappa*[11]. Leo Bouchal.

(Noch einige Belegstellen für Geophagie in Indonesien und Melanesien.) Als weitere Ergänzung zu meiner Notiz im vorigen Jahrgange dieser Mittheilungen (Sitzungsber., S. 11) und zu dem Nachtrage Herrn Dr Lasch's in diesem Jahrgange (Sitzungsber, S. 121) mögen die folgenden Zeilen dienen.

Dass Geophagie auf Neuguinea vorkommt, ist nicht zu bezweifeln; doch halte ich das Erdeessen hier für etwas ganz Anderes, als z B auf Java; dort ist Erdeessen so, wie man bei uns etwa Lebkuchen[1]) geniesst, also es bildet dort *ampo* ein besonderes eigens zum Zwecke des Gegessenwerdens zubereitetes Nahrungsmittel, nicht blos Gelegenheitsnaschwerk, wie vielleicht in Europa Petroleum- oder Eau de Cologne-Trinken, wovon uns Joest berichtet hat; die Berichte Finsch's u. A. sind ja gar nicht anzuzweifeln, aber es wird eben auch bei uns Kölnischwasser nicht zum Trinken fabricirt, ebensowenig als die Lehmscheiben in der Humboldt-Bai zum Essen.

Für die Frage der Geophagie in Neu-Irland und überhaupt im Neu-Guinea-Archipel wird das auf S. 226 des „Gazelle"-Reisewerkes Gesagte wohl zu beherzigen sein; ebenso wenn man z. B. bei Labillardière von Neu-Kaledonien liest: „. . . nous trouvâmes un groupe de naturels qui nous suivîrent en nous demandant quelque chose à manger; mes toutes nos provisions étant consommées je les régalai de morceaux de stéatite verdâtre et très tendre que j'avois apporté du sommet des montagnes. Quelques uns d'entres eux en mangèrent jusqu'à un kilogramme[2]) "

Nach Westen weitergehend, haben wir eine Stelle bei Valentijn in seiner Beschreibung von Nusalaut zu verzeichnen[3]); er spricht von einer fetten, weissen Erde, die, in Wasser gelöst, wie Seife ist Die einheimischen Frauen schätzen sie sehr hoch „und essen sie als *batu poan*[4]); obgleich andere auf anderen Inseln sie wieder verachten, da sie zu fett und schleimig ist". In der Beschreibung von Honimoa auf Saparua[5]) erwähnt er ebenfalls *batu poan*, einen weichen, grauen Stein, den die inländischen Frauen sehr gerne essen, nachdem sie ihn zuvor einige Zeit in den Rauch gehangen haben, da sie sich fest einbilden, dass sie dann weisse Kinder zur Welt bringen würden, „dat hen de meeste tijd geweldig ontschiet." Von den Krankheiten der Ambonesen sprechend, sagt Valentijn endlich, dass *batu poan* auch gut sei gegen Bauchweh und Durchfall.

Nun Java. Ich theile den Kreemer'schen Artikel in der Tijdschrift van het Nederl. Zendelings-Genootschap, XXV. Bd., S 293, etwas ausführlicher mit, da die genannte Zeitschrift schwer zu bekommen ist. Kreemer spricht von *glintiran*[6]), gerollter, schwärzlicher und *čěpukkan*[7]), plattrunder, gulden- oder reichsthalergrosser Erde, so dünn wie Laub, die auf den Pasars in ganzen Haufen feilgeboten werden.

Ampo besteht aus einer gelblichen oder röthlichen, auch wohl weisslichen (*paḍas putih*) oder schwärzlichen, feinen Erd- oder Thonsorte; die röthliche Art muss weniger schmackhaft sein. Die beste Erde bekommt man beim *tukang ampo*, der meist auch noch Töpfer von Beruf ist. Die Bereitung ist sehr sorgfältig; man reinigt die Erde durch wiederholtes Waschen von Sand; die kleinen feuchten Kuchen lässt man an der Sonne halbwegs trocknen, worauf sie mit einem messerförmigen Bambus zurechtgemacht werden, mit einer Salzlösung besprengt und endlich in einem flachen Körbchen eine Weile über dem Feuer geröstet werden.

Besonders von den schwangeren Frauen (blos während der Gravidität) gebraucht, „weil das ungeborene Kind es so sehr liebt". Manche Frauen und Männer essen aber ununterbrochen davon, ohne irgend einen Vorwand. Die Folgen sind die von Dr. Greiner beschriebenen, die Dr. Lasch auf S. 215 seiner ersten Arbeit kurz wiedergegeben hat. Auch bei Rindern, die *ampo* fressen, zeigen sich dieselben Consequenzen.

Ferrand schreibt in der Revue d'Ethnographie, V, S. 548, über „Terres comestibles de Java": „. . . . Les Indiens de Java et de Sumatra leur font subir une préparation particulière; ils les nettoient de leurs corps étrangers, les étalent en plaques minces qu'ils decoupent en petits morceaux et les font griller dans une casserole de fer sur un feu de charbon. Chacune de ces petites galettes, recroquevillée en un petit rouleau, figure assez bien un fragment d'écorce de canelle plus ou moins grisâtre ou rougeâtre." Die Abbildung auf S. 548 zeigt tubes d'argile cuits et roulés; une femme vêtue d'une robe à ramages tenant un enfant sur ses genoux (vgl. Note 1); une bayadère, dont la tête est ornée de panaches montés sur de tiges flexibles; imitations de fruits etc. „D'après les récits de Labillardière, confirmés par le renseignements de M. Hekmeyer, les figurines sont souvent croquées par les femmes et par les enfants, auxquels elles servent de poupées, de jouets et mème de tirelires, ainsi qu'en témoignent les fentes ménagées à la partie supérieure des gros objets généralement creux (Menschenopfer — survival)."

Endlich Sumatra; darüber lesen wir in der Tijdschrift voor Ind T.-, L.- en V., XXXVII, S. 310 f., betreffend die Residentschaft Tapanuli, dass Erdeessen hier in Kriegszeiten in Folge von Hun-

---

[10]) *Mustika* auch im Javanischen nach Poensen in Meded. v. h. Ned. Zend.-Gen., XXIII, S. 230; das Wort kommt weder im Wörterbuche von Gericke-Roorda noch im Supplement von Jansz vor, vgl. auch Wilken: Het animisme bij de volken van den Indischen Archipel, S. 134, wo von der fast göttlichen Verehrung die Rede ist, die dem *mustika* zu Theil wird; es müssen ihm an bestimmten Tagen Blumenopfer dargebracht und Weihrauch vor ihm gebrannt werden.

[11]) Vgl. darüber „Nature", London 1887, June 16 und Sept. 15, die Artikel von Hickson und Riedel; *kalappa* = Kokosnuss.

[1]) Ich wähle dieses Naschwerk, da im Intern. Archiv für Ethn., VIII, S. 25, von javanischen Spielsachen aus gebranntem Thon — wohl essbarer Erde — die Rede ist, besonders von einem „Reiter" *kapalan* (= *djaranan* = etwas Pferdeähnliches, nachgemachtes Pferd), ganz unseren lebkuchenen Reitern und Wickelkindern entsprechend, wie sie auf Kirchweihfesten etc. feilgehalten und mit einer gewissen Ueberzeugung genossen werden, wie die Lebkuchenfische, die man zu Neujahr essen muss, um „mit dem Strom zu schwimmen"; und dies berührt sich wieder eng mit den Heiligenfiguren von Esquipulas (vgl. weiter unten im Texte).

[2]) Rélation du voyage à la recherche de La Pérouse. Paris, an 8 de la rép. Fr., II, p. 214.

[3]) Cit. von de Hollander in Bijdragen t. T.-, L.- en V., III. r., VIII. d., 1873, S. 287.

[4]) *batu* = Stein, *po-an* wohl = jav. *am-po*.

[5]) Ib. S. 288.

[6]) Gericke-Roorda-Vreede, javan. Handwbk. (1886) hat für *glintirran* Pille, Bällchen, Klumpen; von *glintir;* vgl. *glinting* ineinandergedreht, = gekrümmt, zusammengerollt (wie man Cigaretten dreht).

[7]) Kommt in dieser Bedeutung im Hwbk. nicht vor; auch im Supplement von Jansz nicht erwähnt

gersnoth aufkam; die essbare Erde (*tano*) *bange* (v. d. Tuuk) wird meist durch die Consumenten selbst gesammelt, nur an einigen Plätzen wird unbedeutender Handel damit getrieben. Der Geschmack ist säuerlich, bisweilen salzig. Vor dem Gebrauche wird sie in kleine Kuchen geschnitten oder zu Bällchen geformt, etwas gesalzen und dann in der Sonne oder über dem Feuer in geflochtenen Körbchen oder auf Rosten von Bambus getrocknet. Sie wird besonders von schwangeren Frauen (täglich 1—2 Stück) als stimulans und nervenstärkend genossen und scheint die Unannehmlichkeiten während der Gravidität und auch die Geburtswehen zu erleichtern; das Kind wird davon kräftiger und gesünder. Die Frauen behalten dann auch weiterhin die Gewohnheit bei. Männer und Kinder essen ebenfalls davon, doch ist es bei ihnen mehr Leckerei.

In kleinen Quantitäten gebraucht, scheint diese Erde die Verdauung zu befördern und unschädlich zu sein. Auch als Heilmittel dient sie hie und da, unter anderem gegen Durchfall, und zwar wird sie dann in Wasser geweicht und die Flüssigkeit mit Curcuma, Salz und Fruchtsäure eingegeben.

Hagen spricht endlich in derselben Zeitschrift, XXXI., S. 337, von gelber, fetter, lettenartiger Erde, einem Verwitterungsproduct von Thonschiefer, das nach Aussage der Battak essbar ist. Genossen wird sie von den Vorbeiziehenden, in kleine, erbsengrosse Kügelchen geballt, doch stets nur in geringen Mengen. Die Wirkung ist appetitstillend.

L. Bouchal.

(Eine diluviale Fundstelle in Mauthausen.) Die in Linz erscheinende „Tages-Post“ brachte am 21. Juli d. J. folgenden Bericht: „Vor einiger Zeit brachten Arbeiter, die im Steinbruch des Herrn A. Poschacher in Mauthausen beschäftigt sind, allerlei Objecte in das hiesige Museum Francisco-Carolinum, welche der jüngeren Steinzeit angehörig sind und die in dem genannten Steinbruch gefunden worden waren. Der Vicepräsident des Museums, Herr J. Straberger, und der Verwaltungsrath desselben Institutes, Professor Hans Commenda, wurden von weiteren hochinteressanten Funden verständigt und begaben sich sofort an die Ausgrabestelle, um die Arbeiten persönlich zu leiten. Man hat es hier offenbar mit einer grossen, ziemlich ausgedehnten Ansiedlung zu thun, die aller Wahrscheinlichkeit nach ganz verschiedenen Zeitepochen angehörig ist. Ausser Topfscherben mit theilweise eingeschnittenen primitiven Ornamenten, Feuersteinmessern, Steinsägen und höchst zierlich gearbeiteten Pfeilspitzen fanden sich auch Knochen des Hasen, des Wildschweines, des Rindes, Hirsch-Rehes u. s. w. Custos Andreas Reischek, welcher die Knochenfunde bestimmte, erhielt über Ersuchen von dem Besitzer des Steinbruches, Herrn A. Pochacher, und dem Director Herrn Pasik die Erlaubnis, weitere Grabungen veranstalten zu dürfen; diese waren von ganz ausserordentlichem Erfolge gekrönt. Am 18. Juli stiessen die Arbeiter auf Theile eines Mammutskelettes. Herr Baggermeister Keindl, der sich gleichfalls lebhaft für die Funde interessirt, erkannte sofort die Wichtigkeit dieses Objectes. Custos Reischek wurde herbeigerufen, und es gelang, bedeutende Reste der gewaltigen Stoss- und Backenzähne, sowie Theile des mächtigen Unterkiefers blosszulegen. Ueber Auftrag des Herrn Anton Poschacher gelangen sämmtliche Fundstücke in das heimatländische Museum, wodurch die ohnehin schon sehr reichhaltigen prähistorischen Sammlungen eine wesentliche Bereicherung erfahren. Am 19. Juli würde es dem Custos Reischek möglich, die Spitze eines Mammutzahnes von über einem Meter Länge mit Hilfe des Herrn Keindl aus dem Löss auszuheben. Leider waren die dazu gehörigen Kopftheile schon so sehr verwittert, dass sie trotz der grössten angewendeten Vorsicht nicht mehr geborgen werden konnten. Der Kopf dieses vorsintfluthlichen Riesenthieres lag ungefähr 8 m tief im Löss eingebettet, die horizontale Ausdehnung umfasste einen Kreis von beiläufig $3^1/_2$ m Durchmesser. Interessant ist es, dass neben den Mammutknochen sich auch Topfscherben und ein schön und glänzend polirter Feuerstein vorfanden, woraus leicht ein Schluss auf das gleichzeitige Vorkommen von Mensch und Mammut gezogen werden könnte. Das Interesse für die prähistorischen Funde in Mauthausen ist ein allgemeines; Herr A. Poschacher, sowie Herr Director Pasik und die Herren Beamten nehmen den regsten Antheil an der Fortsetzung der Arbeiten, die noch manches Interessante zu Tage fördern können. Es muss erwähnt werden, dass die Steinbrucharbeiter das grösste Verdienst um diese für die Vorgeschichte unseres Landes so bedeutsamen Funde haben, da es hauptsächlich ihnen zu danken ist, dass sich die Ausgrabungen so reichhaltig gestalten, dass nichts überflüssig zertrümmert und mit der nöthigen Vorsicht und mit Liebe für die Sache vorgegangen wird. — Aus Mauthausen an der Donau wird uns unter dem 19. d. M. berichtet: Heute Vormittags sind die mit den Abräumarbeiten im sogenannten Heinrichsbruch beschäftigten Arbeiter des Anton Poschacherschen Granitwerkes in Mauthausen in einer Tiefe von etwa 10 m auf einen kolossalen Mammutzahn gestossen, wie wohl noch kein zweites Exemplar in dieser Grösse in unseren Gegenden vorgefunden wurde. Anfangs haben die Arbeiter diesem Funde weniger Beachtung geschenkt, so dass grosse Stücke mit Krampe und Schaufel abgeschlagen wurden. Erst durch Farbe und Form des geförderten Materiales wurden sie aufmerksam und brachten mehrere grosse Stücke des Zahnes zu Tage. Eines derselben, die Spitze, hat vorn einen Durchmesser von 6 cm und eine Länge von ungefähr 40 cm; das zweite, grössere Stück ist 1·08 m lang und hat am unteren Ende einen Durchmesser von 30 cm. Ausserdem sind noch zahlreiche kleinere Stücke in Längen von 10—20 cm mit mehr oder minderen Durchmessern vorhanden, so dass die Gesammtlänge dieses Riesenzahnes auf mindestens 3 m geschätzt werden kann. Die weiteren Ausgrabungen werden mit grosser Vorsicht ausgeführt Im Nachhange zu dem Berichte über den Fund eines Mammutzahnes in Mauthausen wird uns von dort unterm 19. d. M. noch mitgetheilt, dass an derselben Stelle noch Theile eines zweiten Zahnes, sowie des Unterkiefers und des Kopfes vorgefunden wurden. Auch Theile des Knochengerüstes fanden sich vor, doch sind dieselben bereits zu stark verwittert.“

(Fundbericht aus Kaltern in Südtirol.) Auf einem mit Reben bepflanzten Grundstücke im Markte Kaltern in Ueberetsch (Südtirol) sind im December 1899 bei den Grabungen für einen Hausbau, in nächster Nähe des Bahnhofes, drei Skeletgräber mit theilweisem Leichenbrand in der Tiefe von 2·50 m aufgedeckt worden. Der Neubau befindet sich an der von Kaltern nach Eppan führenden Strasse. Die Gräber waren in einer Länge von 2 m und Breite von 60—90 cm mit Lehm und kleinen Steinen gemauert und mit grossen römischen Leistenziegeln bedeckt, von denen zwei mit den

Namen CIHARESIS gestempelt waren. Unter den römischen Beigaben befanden sich einzelne vor- oder frühgeschichtliche Funde, und zwar: 1 eine grössere Gewandnadel aus Bronze, Länge 8 cm. Nach den deutlichen Feuerspuren wahrscheinlich aus einem Brandgrabe; 2. eine La Tène-Fibel aus Bronze, Länge 5 cm; 3. eine kleine, runde, flache Schüssel aus röthlichem Thone (Freihandgefäss). Durchmesser 12 cm. Die römischen Beigaben bestanden: aus einer kleinen Urne aus röthlichem Thone, auf der Scheibe gedreht; zwei Thonlampen (auf einer derselben steht am Boden der Name STROBII); zwei runden, geschlossenen Armringen aus schwarzem, undurchsichtigem Glasflusse; einem sichelartigen und zwei geraden eisernen Messern; zwei Schöpfkellen aus Eisen; einem Spiegel aus Weissmetall; einem Kesselchen aus Bronze; einem Bronze-Drahtring und einem Halbsesterz von M. Aurelius.

Ausser den angeführten Beigaben der drei Gräber konnte ich neben Skelettheilen noch einen gut erhaltenen Schädel bekommen, der nach gütiger Messung des bekannten Anthropologen Herrn Dr. Fr. v. Tappeiner eine Länge von 192, eine Breite von 145, also den Längen-Breiten-Index 75·7 hat Derselbe ist somit mesocephal, nahezu dolichocephal.

Das schöne und fruchtbare Mittelgebirge von Ueberetsch ist jedenfalls seit der ältesten Zeit besiedelt gewesen, was zahlreiche dort aufgedeckte vorgeschichtliche und römische Funde beweisen.

Unter Anderem erwähne ich nur den 1825 ausgegrabenen Sarkophag und den kleinen Schatzfund von „den todten Wegen“ bei Kaltern, der im Museum Ferdinandeum in Innsbruck sich befindet.

In der Gemeinde Eppan liegen auch die von Herrn Dr. Fr. v. Tappeiner näher untersuchten und in den Mittheilungen der Central-Commission, XXII. Bd., 1 Heft (1896) beschriebenen prähistorisch-rhätischen Steinwälle am Hohenbühel und Lobenbühel, vom Volke „das alte Nörggele G'schloss“ und „das alte G'schloss auf dem Lobenbühel“ genannt.

Sanitätsrath Dr. B. Mazegger in Obermais.

(Ernennung von Conservatoren.) Der Minister für Cultus und Unterricht hat mit Erlass vom 23. Juni 1900, Z. 14.301, den Professor und Director des Convictes Seitenstetten, Benedictiner-Ordenspriester Otto Fehringer, den Universitäts-Professor und Custos-Adjuncten am naturhistorischen Hofmuseum in Wien Dr. Moriz Hoernes, den Assistenten an der Hofbibliothek in Wien Dr. Anton Ritter v. Premerstein und den Custos am naturhistorischen Hofmuseum in Wien Josef Szombathy zu Conservatoren der Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale ernannt.

(Victor de Stuers.) Am 15. Juli d. J. feierte Victor de Stuers im Haag den 25. Jahrestag seines Wirkens als Referent für Kunst und Wissenschaft im Ministerium des Innern (Departement van Binnenlandsche Zaken). Was Holland heute in Kunst und Wissenschaft leistet, verdankt es diesem mit seltener Ausdauer schaffenden Manne, der auch das Reichsmuseum für Völkerkunde in Leiden zu jenem Ansehen gebracht hat, das es heute geniesst, wenn es ihm auch noch nicht gelang, der Anstalt ein den aufgesammelten Schätzen würdiges Gebäude zu bieten. Von der tiefen Verehrung, die Victor de Stuers im Lande geniesst, zeugte die allgemeine Theilnahme aller Kunst- und wissenschaftlichen Anstalten Hollands an seinem Ehrentage, von welchen jede einen Vertreter entsandt hatte. Als Director des Museums für Völkerkunde in Leiden hielt Dr. J. D. E. Schmeltz an den Jubilar eine Ansprache, in welcher er darlegte, dass in dieses älteste Museum Europas erst Leben kam, als der Gefeierte sein Amt antrat. Es gereichte ihm zur besonderen Freude, auch eine Ehrung des Auslandes zu überreichen: Die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin hat Victor de Stuers für seine Verdienste um die Hebung und Förderung ethnographischer Forschungen zum correspondirenden Mitglied ernannt.

Der Jubilar charakterisirte in scharftreffender Weise seine amtliche Stellung, die ihm durchaus nicht gestatte, in vollem Umfange seine Absichten durchzuführen, und that, auf seine eigenen Kenntnisse anspielend, den wahrhaft für Alle beherzigenswerten Ausspruch: Je weiter man sein Gesichtsfeld ausbreitet, je mehr man das Untersuchungsgebiet ausdehnt, desto mehr kommt man zum Schlusse, dass man sehr wenig weiss.“ Zu Ehren des Tages wurde eine Gedenkmünze mit dem Bildnisse des Jubilars geprägt, wofür die Kosten durch nicht weniger als ca. 850 Personen aufgebracht wurden. (Nach einem ausführlichen Bericht im „Dagblad van Zuid-Holland en 's Gravenhage“, Middagblad vom 16. Juli 1900.)

W. Hein.

(Sir John Lubbock) wurde zur hohen Würde eines Pairs erhoben; einem alten Gebrauch folgend, hat er seinen Namen geändert und nennt sich jetzt nach einer seiner Besitzungen Lord Avebury. (L'Anthropologie, XI, 1900, S. 110.) Seine Hauptwerke sind: „Prehistoric times, as illustrated by ancient remains and the manners and customs of modern savages“, London 1872, und „The origin of civilisation and the primitive condition of man“, London 1875. Die Anthropologische Gesellschaft hat in Anerkennung der hervorragenden Arbeiten Lubbock's auf urgeschichtlichem und ethnographischem Gebiete ihn am 8. Jänner 1895 zum Ehrenmitgliede ernannt.

(Internationaler Congress der Prähistoriker.) Die XII. Session des internationalen Congresses für prähistorische Anthropologie und Archäologie wurde am 26. August d. J. nach einem festlichen Empfang der Theilnehmer im Hotel de Ville geschlossen. Vorher wurde Zeit und Ort der nächsten Tagung festgesetzt, und man einigte sich dahin, den Congress womöglich 1903 in Wien wieder zusammentreten zu lassen. Die anwesenden Vertreter der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, Universitäts-Professor Dr. Moriz Hoernes und Custos Josef Szombathy, wurden ersucht, das Nöthige zu veranlassen und mit den Herren Baron Andrian, Regierungsrath Franz Heger und Regierungsrath M. Much ein vorbereitendes Comité zu bilden. Auch eine Excursion der Congressmitglieder nach Bosnien und der Herzegowina wurde in's Auge gefasst. Der Vorschlag, die nächste Session des Congresses in Wien abzuhalten, wurde mit lebhaftem Beifall begrüsst. Er verdient ihn auch wegen des Reichthums der Wiener Museen an vorgeschichtlichen Denkmälern und wegen der Zahl und Bedeutung der vorgeschichtlichen Fundstellen in der Umgebung Wiens, wie in Oesterreich überhaupt. Der genannte Congress hat bisher dreimal in Paris und je einmal in Moskau, Stockholm, Kopenhagen, Budapest, Lissabon, Bologna und Spezia getagt. Seine umfangreichen Berichte gehören zu den Grundsteinen der Literatur über die Urgeschichte Europas.

(„Neues Wiener Tagblatt“ vom 30. August 1900.)

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

1. Achter Jahresbericht des Vewaltungs-Ausschusses des städtischen Museums in Krems für das Jahr 1899. Gesch. d. Museums.
2. Anales del Museo nacional de Montevideo. (Publicados bajo la Dirección de J. Arechavaleta. Tom. II, fasc. XII.) Montevideo 1899.
3. Anales del Museo Nacional de Montevideo. (Publicados bajo la Dirección de J. Arechavaleta. Tom. III, fasc. XIII.) Montevideo 1900. Nr. 2 u. 3 Gesch. d. Museums.
4. Annales de la société d'Archéologie de Bruxelles sous le patronage du Roi et la présidence d'honneur de S. A. R. Mgr. le comte de Flandre. Memoires, Rapports et Documents — Publication périodique. Tom. treizième, Livraison III et IV. Juillet-Octobre 1899. Gesch. d. Gesellschaft.
5. Anutschin, Dr. N.: Die Kultur der Kurgana von Kostroma. (Separatabdruck aus den Materialien der Archäologie der östlichen Gouvernements.) Herausgegeben v. d. kaiserl. Moskauer Archiv, Bd. 3. Gesch. d. Verfassers.
6. Archivos do Museu Nacional do Rio de Janeiro. Volum X, 1897—1899. (Revista do Museu Nacional do Rio Janeiro. Vol. I, 1896.) Gesch. d. Museums.
7. Bauernhaus (Das) in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und in der Schweiz. Band II. Das Bauernhaus in Oesterreich-Ungarn. Herausgegeben vom Verbande deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine, vom österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereine und vom Schweizerischen Ingenieur- und Architekten-Vereine. Probeheft, enthaltend 6 Tafeln. Gesch. d. Oesterr. Ingenieur- und Architekten-Vereines.
8. Baye, Baron de: Au Sud de la chaine du Caucase, Souvenirs d'une Mission. (Extrait de la revue de Géographie, Livraison d'Avril et Mai.) Paris 1899.
9. Derselbe: Fouilles de Kourganes au Kouban (Caucase). (Extrait de Mémoires de la Société nationale des Antiquaires de France, tom. LIX.) Paris 1900. Nr. 9 u. 10 Gesch. d. Verfassers.
10. Bericht der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag über das Jahr 1899. Prag 1900. Gesch. d. Redehalle.
11. Bericht über das Museum des Königreiches Böhmen für das Jahr 1899. Prag 1900. Gesch. d. Museums.
12. Bericht über die Vermehrung der Sammlungen des Vereines zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer zu Mainz im Jahre 1898—99. (Separatabdruck aus der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Trier 1899. Gesch. des Vereines.
13. Bibliotheks-Katalog des Museum Francisco-Carolinum in Linz a. D. II. Nachtrag. Bücherzugang 1896—1900, 15. April. Linz 1900 Gesch. d. Museums.
14. Blümml, E. K.: Der „valentinische Balsam" des 18. Jahrhunderts. (Sonderabdruck aus Nr. 1 der Pharmac. Rundschau vom 6. Jänner 1900, XXVI. Jahrg.), S. 6—7.
15. Derselbe: „Wie im 18. Jahrhundert die Pflaster bereitet wurden." (Sonderabdruck aus Nr. 2 der Pharmac. Rundschau vom 13. Jänner 1900. XXVI. Jahrg.), S. 24—25. Nr. 14 u. 15 Gesch. d. Verfassers.
16. Boas, Franz: Daniel Garrison Brinton †. (Sonderabdruck aus Bd. LXXVI, Nr. 11 des „Globus", illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.)
17. Derselbe: The Cephalic Index. (From the American Anthropologist [N. S.], Vol. I, July 1899.)
18. Derselbe: Property Marks of Alaskan Eskimo. (From the American Anthropologist [N. S.], Vol. I, October 1899.)
19. Derselbe: Anthropometry of Shoshonean Tribes. (From the American Anthropologist [N. S.], Vol I, October 1899.) Nr. 16—19. Gesch. d. Verfassers.
20. Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa fundada en 1875, 17. Serie, 1898—99, Nr. 1 et Nr. 2. Lisboa 1899. Gesch. d. Geogr. Gesellschaft in Lissabon.
21. Brinton, Daniel G.: Professor Blumentritt's studies of the Philippines. — The Calchaqui: An Archeological Problem. Beide (From the American Anthropologist [N.S.], Vol. I, January 1899.) Gesch. d. Verfassers.
22. Bulletin de l'institute Archéologique Liégeois, Tom. XXVIII. Liége 1899. Gesch. d. Instituts.
23. Buschan, Dr. Georg: Die Notwendigkeit von Lehrstühlen für eine „Lehre vom Menschen" auf deutschen Hochschulen. (Separatabdruck aus Heft 2, 1900, des Centralblattes für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.)
24. Derselbe: Zähne anthropologisch und morphologisch. (Sonderabdruck aus dem Handwörterbuch der Zoologie. Bd. VIII, 1900,) Breslau. Nr. 23 u. 24 Gesch. d. Verfassers.
25. Campi, Luigi: Nuove scoperte archeologiche in Mechel nell' Anaunia. (Estratto dall' Archivio Trentino Anno XV, fasc. I.) Trento 1900. Gesch. d. Verfassers.
26. Capitan, L.: La science préhistorique, ses Méthodes. (Separatabdruck aus Revue de L'école d'Anthropologie de Paris. Jahrgang IX, Nr. 11. 1899.) Gesch, d. Verfassers.
27. Chantre, Ernest: L'age de la pierre dans la haute Égypte, d'apres les plus récentes découvertes Lyon. 1899.
28. Derselbe: Le Tell de Kara-Euyuk près Césarée. Lyon 1899.
29. Derselbe: Recherches Archéologiques dans l'Asie occidentale. Mission en Cappodoce. Lyon 1899.
    Alle drei Separatabdrücke aus den Sitzungsberichten der Société d'anthropologie de Lyon. Nr. 27—29 Gesch. d. Verfassers.
30. Christophers S. R. and Stephens, J. W. W.: Further Reports to the Malaria Committee. 1900. London 1900. Gesch. d. Royal Society.
31. Colenbrander, Dr. H. T.: Dagh-Register gehonden int Casteel Batavia vant passerende daer ter plaetse als over geheel Nederlandts-India. Anno 1631—1634.
    Uitgegeven door het Departement van Koloniën onder toezicht. Gravenhage 1898. Gesch. d. Batavianischen Genossenschaft für Kunst und Wissenschaft.
32. Conwentz, Prof. A.: Forstbotanisches Merkbuch, Nachweis der beachtenswerthen und zu schützenden urwüchsigen Sträucher, Bäume und Bestände im Königreiche Preussen. I. Provinz Westpreussen. Mit 22 Abbildungen. Berlin 1900. Gesch. d. Verfassers.
33. Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, XXXI. Jahrg., Nr. 5, Mai 1900.
34. Dasselbe: Nr. 6 u. 7, 1900. Nr. 33 u. 34 Gesch. d. Gesellsch.

35. Darnay, Kálmán: Sümegh és Vidékének Őskora, 34 képes tábla és 150 szöveg közé nyomott ábrával. Budapest 1899. Gesch. d. Verfassers.

36. Davenport, Dr. C. B.: Statistical Methods with special reference to biological variation, First Edition. New York 1899. John Wiley & Sons. Gesch. d. Verlegers.

37. Deichmüller, J. V.: Sachsens vorgeschichtliche Zeit. (Sonderabdruck aus: Wuttke, Sächsische Volkskunde, 2. Aufl., Dresden, G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung.)

38. Derselbe: Zwei neue Funde neolithischer schnurverzierter Gefässe aus Sachsen, Klotzsche bei Dresden. (Sonderabdruck aus: Abhandlungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft „Isis" in Dresden, 1900, Heft I.)

39. Derselbe: Sachsens vorgeschichtliche Zeit. (Sonderabdruck aus: Wuttke, Sächsische Volkskunde, Dresden.)

40. Derselbe: Neue Urnenfelder aus Sachsen. I. Weissbach bei Königsbrück. (Abhandlungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft „Isis" in Dresden, 1899, Heft 1.)

41. Derselbe: VI. Neue Urnenfelder aus Sachsen. II. Haltestelle Klotzsche. (Abhandlungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft „Isis" in Dresden, 1899, Heft 2.) Nr. 37—41 Gesch. d. Verfassers.

42. Deniker, J.: Les Races de l'Europe. I. L'indice céphalique en Europe. (Congrès de Saint-Étienne, 26. Session 1897. Paris 1899.

43. Derselbe: Les races et les peuples de la terre. Éléments d'anthropologie et d'ethnographie. Avec 176 planches et figures, et 2 cartes. Paris, Librairie C. Reinwald, 1900, VIII, 692 pp. Nr. 42 u. 43 Gesch. d. Verfassers.

44. Epetheris, etos Δ'. Athen 1900. Gesch. d. Philologikos Sillagos Parnassos in Athen.

45. Festschrift zur Begrüssung der Theilnehmer an der gemeinsamen Versammlung der Wiener und der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Lindau am 4. bis 7. September 1899, mit 8 Tafeln. Gewidmet von der Münchner Anthropologischen Gesellschaft. München 1899. Gesch. d. Gesellschaft.

46. Fischer, Gustav: Verlagskatalog (Erster Nachtrag zum Hauptkatalog, die Veröffentlichungen der Jahre 1898 und 1899, April 1900.) Gesch. d. Verlegers.

47. Fletcher, Hugh B. A.: Descriptive Note on the Sydney Coal Field Cape Breton, Nova Scotia, to accompany a revised edition of the Geological Map of the coal field, being Sheets 133, 134, 135 N. S. Summarized from the Reports of the Geological Survey of Canada, with the addition of later observations. Ottawa 1900. Gesch. d. Directory of Geological Survey of Canada.

48. Fraipont, Julien: Les Néolithiques de la Meuse. I. Types de Furfooz. Brüssel 1900. Gesch. d. Verfassers.

49. Free Museum of Science and Art. Department of Archaeology and Paleontology, University of Pennsylvania. (Bulletin Vol. II, Nr. 3 und 4, 1900.) Philadelphia 1900. Gesch. d. Museums.

50. Girode, Dr. Paul und Massenat, Elie: Les stations de L'Age du Renne dans les vallées de la Vézère et de la Corrèze. Langerie-basse Industrie-Sculptures-Gravures. (Avec cent dix Planches hors texte.) Paris 1900, p. VIII, 102 + 44, 4°. Gesch. d. Société des Amis de l'Université in Clermont-Ferrand.

51. Giuffrida-Ruggeri, Dr. V.: Contributo alla Morfeologia dello scheletro facciale, sui tipi facciali emiliani e sulle varietà morfologiche delle Orbite (Con due Tavole). (Revista sperimentale di Freniatria. Direttore A. Tamburini, Vol. XXVI, Fasc. I.) Reggio-Emilia 1900.

52. Giuffrida-Ruggeri, Dr. V.: Importanza del Prognatismo e utilità delle misure lineari dello scheletro facciale per la determinazione del sesso. (Revista sperimentale di Freniatria. Direttore A. Tamburini, Vol. XXVI, Fasc. I.) Reggio Emilia 1900.

53. Derselbe: Lo sviluppo della faccia in alcune popolazioni dell' Italia superiore, Nota. (Estratto dagli atti della Società Romana di Antropologia, Vol. VI, Fasc. III.) Lanciano 1900. Nr. 51—53 Gesch. d. Verfassers.

54. Guire, Joseph Mac: Pipes and smoking customs of the American Aborigines, based on material in the U. S. National Museum. From the Report of the U. S. National Museum for 1897, pages 351—645, with five plates. Washington 1899. Gesch. d. Smithsonian Institution U. S. National Museum.

55. Hagen, Dr. Karl: Altertümer von Benin im Museum für Völkerkunde zu Hamburg. (Mit 19 Figuren auf 5 Tafeln.) Theil I. (Aus dem „Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten, XVII.) Hamburg 1900. Comm.-Verlag von Lucas Gräfe & Sillem.

56. Derselbe: Museum für Völkerkunde (einschl. Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer). Bericht für das Jahr 1899. (Aus dem Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten, XVII.) Hamburg 1900. Nr. 55 u. 56 Gesch. d. Verfassers.

57. Hamy, Dr. E. T.: Note sur d'anciennes Peintures sur Peaux des Indiens Illinois. (Journal de la société des Américanistes de Paris.) 1899.

58. Derselbe: Un Égyptologue oublié Jean-Bapiste Adanson (1732—1804). (Lu dans la séance publique annuelle du 17 Novembre 1899.)

59. Derselbe: Julie Charpentière, Sculpteur et Preparateur de Zoologie (1770—1845). (Extrait du Bulletin du Muséum d'histoire, 1899, No. 7, p. 329.) Paris 1899.

60. Derselbe: Crâne perforé de Tarahumar de la Cueva de Picachic (Chihuahua). (Extrait du Bulletin du Muséum d'histoire naturell, 1899, Nr. 7, p. 339.)

61. Derselbe: Note sur des Instruments de Pierre taillée provenant du Bordj-Inifel, Sahara Algerien. (Extrait du Bulletin du Muséum d'histoire naturelle 1899, Nr. 7, p. 334.)

62. Derselbe: La Grotte du Kakimbon à Rotoma, pres Konakrey (Guinée français.) (Extrait du Bulletin du Muséum d'histoire naturell 1899, Nr. 7, p. 337.)

63. Derselbe: Note sur une Hache en quartzite du Type de Saint-Acheul trouvée dans l'Etat libre d'Orange. (Extrait du Bulletin du Muséum d'histoire naturelle 1899, Nr. 6, p. 270.)

64. Derselbe: Les Géophages du Tonkin, (Extrait du Bulletin du Muséum d'histoire naturelle 1899, Nr. 2, p. 64.)

65. Derselbe: Quelques Notes sur certaines Actions de Milieu. (Extrait du Bulletin de Muséum d'histoire naturelle 1899, Nr. 1, p. 43.)

66. Derselbe: Notes sur diverses Gravures de Bonneville, représentant des nègres (1794—1803) (Extrait de L'anthropologie, Paris.) Nr. 57—66. Gesch. d. Verfassers.

67. Harlan, J. Smith: Archaeology of Lytton, Britisch Columbia. (Memoirs of the American Museum of Natural History, vol. II, Anthropology I.) New-York: May 25. 1899, 4°, p. 129—161, pl. XIII. From the American Anthropologist (N. S.) Vol. I, October 1899. Gesch. d. Verfassers.

68. Hein, Dr. Wilhelm: Mährische Marterln und rumänische Erinnerungskreuze. Mit einer Tafel. (Separatabdruck aus der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde in Berlin, Heft 4, 1899.)

69. Hein, Dr. Wilhelm: Zur Erinnerung an Dr. Philipp Paulitschke. (Separatabdruck aus Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien, 1900, Heft 3 u. 4.)

70. Derselbe: Indonesische Schwertgriffe. (Mit 101 Text-Illustrationen. (Separatabdruck aus Bd. XIV, Heft 3—4 der Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, Wien 1899.)

71. Derselbe: Zur Tätowirung der Samoaner. (Separatabdruck aus Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien, 1899, Heft 11 u. 12.)

72. Derselbe: 1. Museum für Völkerkunde in Hamburg. 2. † Dr. Franz Ritter von Hauer. (Separatabdruck aus Internationales Archiv für Ethnographie, Bd. XII, 1899.) Nr. 68—72 Gesch. d. Verfassers.

73. Herman, Otto: Die Forschungsreisen des Grafen Eugen Zichy in Asien. „Dritte Reise". Band I. Mit 9 Textfiguren. Budapest 1900. Gesch. d. Verfassers.

74. Hervé, Georges: La race Basque (conclusions et theories.) Auszug aus Revue de L'École d'Antropologie de Paris X. anné VII, Paris 1900. Gesch. d. Verfassers.

75. Hohenbruck, Freiherr v. und Wieninger Georg: Beiträge zur Darstellung der Wirthschafts-Verhältnisse des Kleingrundbesitzes in Oesterreich. Herausgegeben vom Executiv-Comité für die österreichisch-landwirthschaftliche Ausstellung in Paris, 1900. Wien 1900. Gesch. d. Verfassers.

76. Hovorka, Dr. Oskar v.: O važnosti i značenjn Dalmatinskih Gomila. Agram 1898. Gesch. d. Verfassers.

77. Jahreshefte des Vereines für Mathematik und Naturwissenschaft in Ulm a./D. Neunter Jahrgang. Ulm 1890. Gesch. d. Vereines.

78. Jankó, Dr. Joh.: Herkunft der magyarischen Fischerei. Dritte asiatische Forschungsreise des Grafen Eugen Zichy. Band I. Erste und zweite Hälfte. (Mit einem vorläufigen Berichte des Grafen Eugen Zichy.) Budapest 1900. Leipzig, Hiersemann. Gesch. d. Verlagshandlung Hiersemann.

79. Journal of the American Oriental Society, edited by George F. Moore, Professor in Andover Theological Seminary Twentieth Volume second half. New Haven Conec., U. S. A. 1899. Gesch. d. Herausgebers.

80. Journal and Proceedings of the Hamilton Association for session of 1898—99, Number XV. Gesch. d. Genossenschaft.

81. Justi, Ferdinand: Hessisches Trachtenbuch. (Veröffentlichungen der historischen Commission für Hessen und Waldeck, I.) Erste Lieferung mit 8 Blättern in Farbendruck. Marburg, N. G. Elvert'sche Verlagshandlung 1990. Fol. VIII, S. 14. Gesch. d. historischen Commission.

82. Kalkowsky, Dr. Ernst: Hanns Bruno Geinitz. Die Arbeit seines Lebens. Rede in der öffentlichen Sitzung der „Iris" am 22. Februar 1900. Dresden 1900. Gesch. d. Gesellschaft „Iris".

83. Kemke, Heinrich: Ein Beitrag zur Chronologie der ostpreussischen Gräberfelder mit Berücksichtigung der Nachbargebiete. (Separatabdruck aus den Schriften der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. Jahrgang XL, 1899.) Gesch. d. Verfassers.

84. Kroeber, A. L.: Symbolism of the Arapaho Indians. (Authors edition, extracted from Bulletin of the American Museum of Natural History, Vol. XIII, Article VII, pp. 69—86. New York, April 1900.)

85. Kroeber, A. L.: The Eskimo of Smith Sound. (Extracted from Bulletin of the American Museum of Natural History, Vol. XII, Article 21, p. p. 265—327.) New York 1900. Nr. 84 u. 85 Gesch. d. Verfassers.

86. Kulka, Dr. Richard: Photographien der Theilnehmer an den von der Anthropologischen Gesellschaft veranstalteten Excursionen nach Malleiten und Eggenburg. Gesch. d. Verfassers.

87. Kuptschanko, Gregor: Proswjoschtschenie. Vol. VIII, Nr. 2—3. Gesch. d. Verfassers.

88. Lasch, Dr. Richard: Die Finsternisse in der Mythologie und im religiösen Brauch der Völker. I. Abhandlung. (Separatabdruck aus dem Archiv für Religionswissenschaft. Tübingen, Freiburg i. B. und Leipzig. Verlag von J. C. B. Mohr, 1900.)

89. Derselbe: Die Verbleibsorte der abgeschiedenen Seelen der Selbstmörder. (Sonderabdruck aus Bd. 77, Nr. 7 des „Globus".) Nr. 88 u. 89 Gesch. d. Verfassers.

90. Lehmann-Nitsche, Dr. Phil. et Med. Robert: Beiträge zur prähistorischen Chirurgie nach Funden aus deutscher Vorzeit. Buenos Aires 1898. Gesch d. Verfassers.

91. Leiner, Ludwig (Konstanz): Vom Pfahlbauwesen am Bodensee und seiner Vorzeit. Festgabe des Württemberg'schen Anthropologischen Vereines zur 30. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Lindau, September 1899, Stuttgart 1899. Gesch. d. Münchener Anthropologischen Gesellschaft.

92. Letourneau, Ch.: L'évulution de langage. (Revue de l'École d'anthropologie de Paris. Band X, 1900, p. 149—166.) Gesch. d. Verfassers.

93. Lindenschmit, L.: Merkwürdiges Gefäss aus Stein, aufbewahrt im Museum zu Mainz. (Separatabdruck aus der Zeitschrift des Vereines zur Erforschung der Rheinischen Geschichte und Alterthümer in Mainz, Bd. IV, Heft 2 und 3.) Mainz 1900, S. 262—367. Gesch. d. Verfassers.

94. Magierowski, Leo: Wzrost ludnosci w powiecie sanockim. Krakau. Gesch. d. Verfassers.

95. Manouvrier, L.: L'Indice Céphalique et La Pseudo-Sociologie. (Extrait d. Revue de L'École d'Anthropologie de Paris, IX, année XI. Paris 1899.) Gesch. d. L'École d'Anthropologie Paris.

96. Martin, Dr. Rudolf: Die Ureinwohner der malayischen Halbinsel.

97. Derselbe: Anthropometrisches Instrumentarium.

98. Derselbe: Ueber eine Reise durch die malayische Halbinsel. Nr. 96—98 Gesch. d. Verfassers.

99. Mc Connell, R. G., B A.: Preliminary Report on the Klondike Gold Fields Yukondistrict. Canada, Ottawa 1900. Gesch. d. Verfassers.

100. Mémoires de la Société d'Emulation d'Abbeville, Inhalt zum Bande I, 1897.

101. Mémoires de la Société d'Emulation d'Abbevill, Tom. III. La Cronique de Centule. Abbeville 1899.

102. detto. Tom vingtième de la collection. 4. Serie, Tom. IV. 1er Partie. Abbeville 1898. Nr. 100—102 Gesch. d. Gesellschaft.

103. Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du Nord. Nouvelle Série 1899. Copenhague. Gesch. d. Gesellschaft.

104. Mémoires of the Royal society of South Australia. Vol. I, Part. I. Fossil Remains of Lake Callabonna. Part. I. Description of the Manus and Pes of Diprotodon Australis, Owen, Adelaide. Gesch. d. Gesellschaft.

105. Mémoirs of the Royal Society of South Australia. Vol. I, Part. II. Fossil Remains of Lake Callabonna. Part. II. 1. Genyornis Newtoni. A new genus and species of fossil Struthious bird. By E. C. Stirling, Director and A. H. C Zietz, Assistant-Directors, South Australian-Museum. 2. The physical features of Lake Callabonna by E. C. Stirling. Adelaide W. C. Rigby. Gesch. d. Gesellschaft.

106. Michelitsch, Dr. A.: Haeckelismus und Darwinismus. Eine Antwort auf Haeckels „Welträthsel". Graz, Verlagsbuchhandlung Styria 1900. Gesch. d. Verlagsbuchhandlung.

107. Miess, Michael: XXIV. Jahresbericht der Gewerbelehrlingsschule zu Bistritz. Am Schlusse des Schuljahres 1898/99. Bistritz 1899. Gesch. d. Verfassers.

108. Montelius, Oskar: Der Orient und Europa, Einfluss der orientalischen Cultur auf Europa bis zur Mitte des letzten Jahrtausends vor Christi. Deutsche Uebersetzung von J. Mestorf, I. Heft. Herausgegeben von der königl. Akademie der schönen Wissenschaften, Geschichte und Alterthumskunde Stockholm 1899. Gesch. d. Verfassers.

109. Museum Francisceum Annales 1898. Brunae 1899. Gesch. d. Museums.

110. Niederlausitzer Mittheilungen. (Zeitschrift d. Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde.) Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes. VI. Bd., Heft 2—5. Guben 1900 Gesch. d. Gesellschaft

111. Niederlein, Gustav: The state of Nicaragua of the greater republic of Central America. Gesch. d. Philadelphia Commercial-Museums.

112 Oesterreichische landwirthschaftliche Collectiv-Ausstellung im Palais des Ackerbaues am champ de Mars während der Weltausstellung in Paris 1900 (mit einem Orientirungsplan).

113. Pantioukhov: Prokasa sol i parschi no Kowkas. Tiflis 1900.

114. Derselbe: Les races du Caucase. Tiflis 1900.

115. Petter, Dr. A.: Das prähistorische Salzburg. (Separatabdruck aus den im Selbstverlage der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde erschienenen Mittheilungen. XL. Bd. Mit 1 Photographie und 1 Plane.) Gesch. d. Verfassers.

116. Pieper, R.: Unkraut, Knospen und Blüten aus dem blumigen Reiche der Mitte. Gepflückt und zusammengebunden von R. Pieper, Missionär in Südschantung. Druck und Verlag der Missionsdruckerei Steyl, Post Kaldenkirchen (Rheinland) 1900. Gesch. d. Verfassers.

117. Portugalia. Materiaes parao estudo do povo portuguez. Gesch. d. Directors Ricardo Severo.

118. Praehistorické lebky v Čechách ze sbírky musea království českeho spracoral Dr. Boh. Hellich, spředmbuvou Praehistorie a Kraniologie ad Dra. J. L Píče. Praha 1899. Gesch. d. Kaiser Franz Josefs-Akademie der Wissenschaften in Prag.

119. Proceedings of the Davenport Academy of Natural Sciences. Vol. VII, 1877—1899. Gesch. d. Akademie.

120. Proceedings of the Royal Irish Academy. Third Series, Vol. V, Nr. 3, Dublin 1899 (19 Dawson street.) Gesch. d. königl. Irischen Akademie in Dublin.

121. Proceedings of the Royal Irish Academy. Third Series, Vol. V, Nr. 4. Dublin publishedat the Academyhouse 1900. Gesch. d. Akademie.

122. Prooceedings of the Royal Irish Academy. Third Series, Vol. V, Nr. 5. Dublin 1900. Gesch. d. Gesellschaft.

123. Proceedings of the Royal Society of Queensland. Vol. XV 1900. Gesch. d Gesellschaft.

124. Proceedings of the American Academy of Arts and Sciences. Vol. XXXV, Nr. 1—22. Boston 1899—1900. Gesch. d. Akademie

125. Proswjáschtschenie. Illustrirte Zeitung für das russische Volksleben. Bd. I, Heft 2.

126. Reinecke, Dr. P.: Prähistorische Varia, III. Die südöstlichen Grenzgebiete der neolithischen bandverzierten Keramik. (Separatabdruck aus dem Correspondenzblatte der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Nr. 2, 1900, S. 10—16.)

127. Derselbe: Prähistorische Varia, IV. Zur Chronologie der jüngeren Bronzezeit und der älteren Abschnitte der Hallstattzeit in Süd- und Norddeutschland. (Separatabdruck aus dem Correspondenzblatte der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Nr. 4, 1900, S. 25—29.)

128. Derselbe: Prähistorische Varia, V. Die figuralen Metallarbeiten des vorrömischen Eisenalters und ihre Zeitstellung. (Separatabdruck aus dem Correspondenzblatte der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Nr. 5, 1900, S. 34—39).

129. Derselbe: Aus der prähistorischen Sammlung des Mainzer Alterthumsvereines. (Separatabdruck aus der Zeitschrift des Vereines zur Erforschung der rheinischenGeschichte und Alterthümer in Mainz, Bd. IV, Heft 2 und 3. Mainz 1900, S. 335—361. Nr. 126—129 Gesch. d. Verfassers.

130. Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Verlag van den Directeur over het tijdvak van 1. Oct. 1898 tot 30. Sept. 1899. (Mit 4 platen.) Gravenhage 1899. Gesch. d. Museums.

131 Ripley, Ph. D. and William Z.: A selected Bibliography of the Anthropology and Ethnology of Europa. Boston 1899, in dupl. Gesch. der Public library of the city of Boston.

132. Ripley, Ph. Dr. William Z.: The Races of Europe, A sociological Study. Accompanied by a supplemantary Bibliography of the Authropology and Ethnology of Europe, published by the public library of the City of Boston. XXXII + 160 pp., 8°. London. Gesch. d. Verfassers.

133. Romstorfer, C. A.: Schloss Neamtu und einige Klosteranlagen in seiner Umgebung. Im historischen Theile ergänzt von J. Fleischer mit 3 Lichtdrucktafeln, 2 Plantafeln und 13 Textfiguren. Czernowitz 1899. (Separatabdruck aus dem Jahrbuche des Buk. Landesmuseum, VIII, 1899) Gesch. des Verfassers.

134. Rutot, A.: Note sur la position stratigraphique de La Corbicula Fluminalis dans les Couches quaternaires du Bassin Anglo-Franco-Belge (présenté et résumé à la séance du 20 fevrier 1900). (Extrait du Bulletin de la Société Belge de Geologie de Paléontologie et d'Hydrologie). Tome XIV, 1900—Mémoires pp. 1—24. Bruxelles 1900.

135. Rutot, A.: Quelques Considerations sur les conclusions stratigraphiques a tirer de la présence de Débris de l'Industrie humaine dans les graviers quaternaires. (Extrait du Bulletin de la Société Belge de Geologie de Paléontologie et Hydrologie). Tom. XIV, 1900—Procès Verbaux, séance du 30 janvier, pp. 6—13. Bruxelles 1900.

136. Derselbe: Note sur la Découverte d'importants Gisements de Silex Taillés dans les collines de la Flandre occidentale. Comparaison de ces silex avec ceux du Chalk-Plateau du Kent, Bruxelles 1900. Nr. 134—136 Gesch. d. Verfassers.

137. Rzehak, Prof. A.: Ueber einige merkwürdige vor- und frühgeschichtliche Alterthümer Mährens. (Separatabdruck aus der Zeitschrift des Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens, 3. Jahrgang, 4. Heft), 1899.

138. Derselbe: Die prähistorische Sammlung des Franzens-Museums. Brünn 1899. Nr. 137 u. 138 Gesch. d. Verfassers.

139. Salmon, Philippe: L'Anthropologie au Congrès de Boulogne-sur-Mer. 28. session de l'Association française pour l'avancement des sciences (14—21 septembre 1899) (Extrait de la Revue de l'École d'anthropologie d. Paris 1899.) Gesch. d. Verfassers.

140. Schmidt, Dr. Emil: XII. Physische Anthropologie. Gesch. d. Verfassers.

141. Sergi, G.: Specie e varietá umane. (Saggio di una sistematica antropologica con tre Appendici e con numerose illustrazioni. Fratelli Bocca, Torino 1900.) Gesch. d. Verfassers.

142. Siebenundzwanzigster Jahresbericht des Westfälischen Provinzial-Vereines für Wissenschaft und Kunst für 1898/99. München. Druck der Regensberg'schen Buchdruckerei 1899. Gesch. d. Vereines.

143. Školski, Vjesnik: Stručni List zemaljske vlade za Bosnu i Herzegovinu. urednik: Ljuboje Dlustuš, VI, 1899, 5—12 Sarajevo 1899.

144. Dasselbe: Stručni List zemaljske vlade za Bosnu i Herzegovinu. urednik: Ljuboje Dlustuš, VII, 1900, 5—8. Sarajevo 1900.

145. Dasselbe: Stručni list zemajlske vlade za Bosnu i Hercegovinu urednik: Lluboje Dlustuš, VII, 1900, 4. Protio klasičke nastave. Piše Dragutin Kudlich. Nr. 143 bis 145 Gesch. d. Herausgebers.

146. Société d'Emulation d'Abbeville, Bulletin Trimertral. Nr. 1—4 1898, Nr. 1 und 2 1899. Gesch. d. Gesellschaft.

147. Starr, Frederick: Catalogue of a collection of Objects illustrating the Folklore of Mexico (whit thirty-two figures) published for the Folk Lore Society, by David Nutt. London 1899. Gesch. d. Folk Lore Society.

148. Tappeiner, Dr. Franz v.: Beiträge zur Urgeschichte der Menschen und zur Urgeschichte der inneren Medicin, nach Prof. Häser bis zur Gegenwart. Meran 1900.

149. Derselbe: Die Capacität der Tiroler Schädel (vorgelegt in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 21. Jänner 1899. Nr. 148 u. 149 Gesch. d. Verfassers.

150. Tarenetzky, A.: Beiträge zur Skelet- und Schädelkunde der Aleuten, Konaegen, Kenai und Koljuschen (mit vergleichenden anthropologischen Bemerkungen und 4 Tafeln.) St. Petersburg 1900. Gesch. d. Verfassers.

151. Temesváry, Dr. Rudolf: Volksbräuche und Aberglauben in der Geburtshilfe und der Pflege des Neugeborenen in Ungarn. Ethnographische Studien (mit 16 Abbildungen im Texte). Leipzig 1900. Gesch. d. Verfassers.

152. Thätigkeits-Bericht der Teplitzer Museums-Gesellschaft im Verwaltungsjahr 1899. Gesch. d. Gesellschaft.

153. Tietze, Dr. Frederico: Due Crani scafoidei, idee sulla Scafocefalia. Padova 1899. Gesch. d. Verfassers.

154. Topinard, Paul: L'Anthropologie et la science sociale (Paris Masson et Cu. 1900). Gesch. d. Verfassers.

155. Toula, Franz: Ein Erinnerungsblatt. (Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien 1860—1900). Gesch. d. Verfassers.

156. Transactions and Proceedings of the American Association 1899. Vol. XXX, Boston.

157. Transactions of the Royal society of South Australia Vol. XXIII. Part I und part II, Edited Professor R. Tate, August December 1899, Adelaide.

158. Transactions of the Royal society of South Australia. Vol. XXIV, Part I. Edited by Professor R. Tate. Issued August 1900, Adelaide. Nr. 157 u. 158 Gesch. d. Gesellschaft.

159. Transactions and proceedings of the American philological Association 1898 Vol. XXIX., published for the association by Ginn & Comp., Boston, Mass. Gesch. d. Gesellschaft.

160. Trojanovic, Prof. Dr. Sima: Die Trepanation bei den Serben. Ein ethnologischer Beitrag. (Sonderabdruck aus dem Correspondenzblatt der Deutschen anthrop. Gesellschaft 1900, Nr. 2.) München 1900. Gesch. d. Verfassers

161. Vacher de Laponge, G.: L'Aryen, son role social, cours libre de science politique professé a l'université de Montpellier 1889—1890. Paris, Albert Fontemoing, Editeur 1899. Gesch. d. Verlegers.

162. Verzeichniss der Bücher in der Bibliothek der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien nach dem Stande vom 15. December 1897 mit Nachträgen bis 31. December 1898 (Wien 1899). Gesch. d. Gesellschaft.

163. Věstnik slovanskych starožitnosti. Indicateur des traveaux relatifs à l'Antiquité slave. (Herausgegeben von Dr. Lubor Niederle.) Svazek III. Prag 1899. Gesch. d. Herausgebers.

164. Wandmalereien, Die, in der Waffenhalle des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich. Documentirter Specialbericht der Museums-Direction an die Eidgen. Landesmuseums-Commission. Zürich 1900. Gesch. d. Museums.

165. Weber, F.: Aeltere Fundnachrichten aus Oberbayern. 1. Oberbayerische Rohmaterial-Giessstätten- und Depotfunde. Mit 2 Abbildungen (Altbayerische Monatschrift 1900, Jahrgang 2.) Gesch. d. Verfassers.

166. Weissenberg, Dr. S.: Beiträge zur Volkskunde der Juden (Sonderabdruck aus Band 77, Nr. 8 des Globus 1900.) Gesch. d. Verfassers.

167. Weule, Dr. Karl: Der afrikanische Pfeil. Eine ethnographische Studie mit 35 Abbildungen auf 2 Tafeln. Leipzig 1899. Gesch. d. Verfassers.

168. Wilser, Dr. Ludw.: Der Pithecantropus erectus und die Abstammung des Menschen. (Sonderabdruck aus dem 13. Band der Verhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereines. Karlsruhe 1900). Gesch. d Verfassers.

169. Wisnar, Jul.: Heimatskunde des politischen Bezirkes Znaim. (Deutscher Antheil.) Kaiser Jubiläums-Gedenkblatt 1898, herausgegeben vom Znaimer Landlehrerverein. I. Historischer Theil, Heft 10, Die Stadt Znaim (Gotteshäuser und Schulen) Znaim 1899.

170. Derselbe: Die St. Katharinen-Kapelle oder der sogenannte „Heidentempel" in Znaim (Separatabdruck aus dem 10. Hefte der Heimatskunde des politischen Bezirkes Znaim.)

171. Wisnar, Jul.: Zwei Photographien eines primitiven Pfluges.

172. Derselbe: Prähistorische Fundobjecte aus der Umgebung von Znaim. Nr. 169—172 Gesch. d. Verfassers.

173. Woldřich, Dr Joh. N.: Tabořiště diluvialniho Člověka a jeho kulturni stupen. V. jeneralice u prahy a v nekolika dalsich na lezistich českich. (Mit 15 Text-Illustrationen und 12 Tafeln.) Gesch. des Verfassers.

174. Želisko, J. V.: Heinrich Schliemann's Biographie.

175. Derselbe: Ueber die sogenannten Webergewichte in der Prähistorie.

176. Derselbe: Ueber einige prähistorische Armbänder aus Südböhmen. Nr. 174—176 Gesch. d. Verfassers.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Redactions-Comité: Hofrath Prof. Dr. Karl Toldt (Vorsitzender), Regierungsrath Franz Heger, Custos Josef Szombathy, Hofrath Prof. Dr. Emil Zuckerkandl. Dr. Wilhelm Hein (Redacteur).

Prähistorische Funde aus dem Burzenlande.

Von **Julius Teutsch.**

[Mit einer Farbentafel und 157 Textfiguren[1])].

(Vortrag in der Monatsversammlung vom 12. December 1899.)

Es gereicht mir zur grossen Ehre, Ihnen aus meiner engeren Heimat, dem südöstlichsten Theil Siebenbürgens, dem Burzenlande, die seit meiner archäologischen Thätigkeit — das ist seit März 1897 — gesammelten prähistorischen Funde vorlegen zu dürfen.

Das Burzenland, unter welchem man heute das grösstentheils zur Stadt Kronstadt gehörige Landesgebiet versteht, ist 32½ Flächenmeilen gross und bildet eine Ebene, die etwa 5 Meilen lang und 4 Meilen breit ist und von der Burzen, dem Weidenbach und dem Tömösch durchflossen wird. Im Nordosten bilden der Altfluss und der Schwarzbach die Grenze, während der übrige Theil von Gebirgszügen umschlossen wird, deren Höhen im Süden und Südosten am dichtesten und mächtigsten gestaltet sind. Vier Pässe verbinden das Burzenland mit dem Nachbarstaat Rumänien, unter welchen einer schon durch den Namen „Altschanz-Pass", auch „Alt-Römerschanz-Pass", den Archäologen interessirt. Auf den niederen Anhöhen, die als Ausläufer der Gebirge in der Ebene stehen, sind vorgeschichtliche Ansiedlungen nachweisbar; so auf der Zinne, dem Schneckenberg, dem Gesprengberg, dem Steinbruchhügel bei Kronstadt, dem Bächel vor Neustadt und dem Priesterhügel bei Brenndorf. Aber auch an den Ufern der Bäche in der Ebene findet man Spuren von Ansiedlungen, so z. B. an dem Weidenbach bei den Kronstädter Bienengärten, am Berlebrânnen und Uwelôch[1])

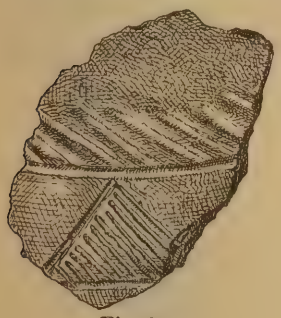


Fig. 36.

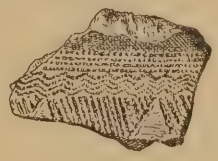


Fig. 37.

Fig. 38.

Fig. 39.

Fig. 40.

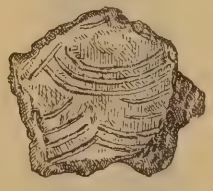


Fig. 41.

Fig. 36—41. Gefässbruchstücke vom Uwelôch. ½ nat. Gr.

Fig. 42.

Fig. 43.

Fig. 42—43. Gefässbruchstücke vom Uwelôch. ⅓ nat. Gr.

Fig. 44. Bronzegegenstand vom Uwelôch. ¾ nat. Gr.

bei Heldsdorf und in den sogenannten Kronstädter Wiesen. Vom Berlebrânnen habe ich Scherben mit Tupfenornamenten und zwei Thonperlen. Die Gefässbruchstücke vom Uwelôch zeigen eingeritzte Linien, die nahe am Rand horizontal herumlaufen, mit herunterhängenden Strichbündeln, schraffirten Dreiecken; mit Stich- bezw. Winkelstichcanalverzierung ausgeführte Ornamente, als hängende Dreiecke, Wellenbänder, concentrische Kreise ohne Zäh-

[1]) Die Abbildungen wurden von Herrn Robert Carl Lischka angefertigt.

[1]) Die Namen Berlebrânnen und Uwelôch sind nach der siebenbürgischen Mundart wiedergegeben.

nung am Bauch des Gefässes, punktirte Bänder und auf einem Stück die Spirale (Fig. 36—43) Hier ist noch ein Fragment eines Spinnwirtels und ein kleiner Bronzegegenstand (Fig. 44) gefunden worden.

Die Scherben von den Kronstädter Wiesen haben in Reihen angelegte, etwa 1 cm lange Einritzungen, die sogenannte Meißelverzierung, auf denen hie und da regellos zerstreute Thonwärzchen angebracht sind (Fig. 45 und 46); ferner Schachbrettmuster mit glatten und gestreiften Feldern (Fig. 47);

Fig. 45.

Fig. 46.

Fig. 47.

Fig. 48.

Fig. 49.

Fig. 45—49. Scherben von den Kronstädter Wiesen. $^1/_2$ nat. Gr.

die in Reihen angelegten Einritzungen sind oft mit einer weissen Masse ausgefüllt (Fig. 48 und 49).

Als vielversprechende Angriffspunkte meiner nächstjährigen Untersuchungen bezeichne ich den Petersberg, die Erdenburg und den Altschanz-Pass. Der Petersberg, mitten im Burzenlande liegend, weist auf seiner höchsten Kuppe (704 m) hohe, im Viereck angelegte Wälle auf, welche das Volk „die grosse Burg“ nennt; die nächsttiefere Abfallskuppe heisst „die kleine Burg“. Ausser diesen Namen, die im Volksmund fortleben, giebt weder eine Urkunde noch die Tradition Aufschluss über die Zeit und den Zweck der Entstehung jener künstlichen Erdwälle. Die Erdenburg (Orlenburg, Erlenburg) liegt in der Ebene zwischen Rosenau und Wolkendorf und wird für ein römisches Lager gehalten[1]). Der viereckige Erdwall hat circa 150 Schritt Länge und ebensoviel Breite und lässt die Stellen der vier Thore und Eckthürme erkennen. Der „Altschanz-“ oder „Alt-Römerschanz-Pass“ erscheint mir durch Lage und

Fig. 50. Thongefäss von Heldsdorf. n. Ph.[1]).

Fig. 51. Steinbeil von Marienburg. n. Ph.

Namen interessant; auch sollen nach der Aussage von alten Leuten dort viele Türkengräber (?) liegen.

Ich beginne nun mit den Einzelfunden, und zwar mit dem römischen oder nachrömischen Urnengrab,

Fig. 52. Steinbeil von Heldsdorf. $^1/_2$ nat. Gr.

Fig. 53. Kupferstreitaxt von den Kronstädter Wiesen. $^1/_2$ nat. Gr.

welches in einer Tiefe von etwa 50 cm im Sattel des Gesprengberges bei Kronstadt aufgedeckt wurde. In der Urne befand sich zwischen stark zerkleinerten menschlichen Knochenresten, die auch

[1]) Correspondenzblatt des Vereines für siebenbürgische Landeskunde, XVII., 142.

[1]) n. Ph. = nach einer photographischen Aufnahme.

geringe Brandspuren zeigen, ein eisernes Messer; der schwach gebrannte Deckel, der in Bruchstücken erhalten ist, hat nahe am Rand eine Oeffnung von einem Zoll Durchmesser. Eine Spanne weit von der Urne fand ich eine stark oxydirte, dreikantige Pfeilspitze mit Dülle aus Bronze.

Fig. 50 zeigt ein kleines, zweihenkliges Thongefäss, welches bei Heldsdorf ausgeackert wurde; Fig. 51 ein Steinbeil aus der Nähe von Marienburg, Fig. 52 ein gleiches mit einer zweiten Bohrung aus der Umgebung von Heldsdorf. Dieses letztere führt mich durch seine Form zu der Annahme, dass es in die Metallzeit gehört, weil es einen gewölbten Rücken besitzt, wie die im Fr. v. Pulszky'schen Werk: „Die Kupferzeit in Ungarn", S. 71, abgebildeten Kupferäxte. Fig. 53 ist eine der bekannten

Fig. 54. $^3/_4$ nat. Gr. Fig. 55. $^1/_3$ nat. Gr. Fig. 56. $^1/_3$ nat. Gr.
Fig. 54—56. Funde vom Schneckenberg.

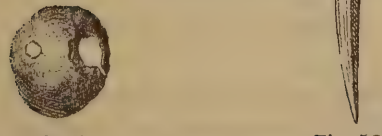


Fig. 57. Fig. 58.
Fig. 57—58. Funde vom Steinbruchhügel. $^3/_4$ nat. Gr.

osteuropäischen Kupferstreitäxte mit senkrecht und wagrecht zum Schaftloch gestellten Schneiden, welche aus den jüngst hergestellten Entwässerungscanälen der Kronstädter Wiesen in einer Tiefe von einem Meter ausgegraben wurde. Sie ist 22 cm lang; das Schaftloch misst im Durchmesser 3 cm; ihr Gewicht beträgt 970 gr. Die rauhe Patina ist grünlich und zeigt rothbräunliche Flecken. Herr Josef Schuller, Chemiker in Kronstadt, hatte die Freundlichkeit, einige Analysen durchzuführen, die mir die Würdigung der einzelnen Fundstücke erleichterten. Die Analyse der vorhin genannten Axt ergab ziemlich verunreinigtes Kupfer, aber keine Legierung etwa mit Zinn. Leider waren auch bei diesem Stück keine Nebenfunde, die eventuell die Zeitstellung dieser Aexte hätten feststellen können. Ich erwähne hier noch zwei Steinkistengräber, die im Burzenlande aufgedeckt wurden: das eine im vorigen Jahre in

Fig. 59. Fig. 60.

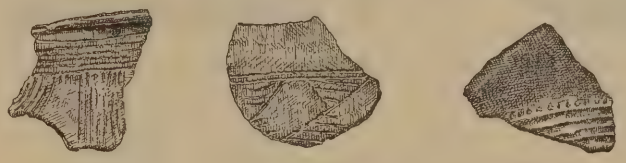


Fig. 61. Fig. 62. Fig. 63.

Fig. 64. Fig. 65.
Fig. 59—65. Bruchstücke von Thongefässen vom Schneckenberg und vom Steinbruchhügel. n. Ph.

der Nähe von Tartlau mit Skelettheilen und Bruchstücken von Thongefässen, das andere heuer im Frühjahr auf der Staffenwiese bei Kronstadt. Leider wurde das letztere von Arbeitern durchwühlt, und es gelang mir daher nur mit schwerer Mühe, einige

Fig. 66. Gefäss vom Steinbruchhügel. n. Ph.

Topfscherben, Knochen und ein Stück bearbeiteten Feuerstein aus der aufgeworfenen Erde herauszulesen.

Unter den spätneolithischen Ansiedlungen um Kronstadt herum ist die am südwestlichen Abhang des Gesprengberges die grösste und bestuntersuchte. Zu erwähnen wären nur noch die Niederlassung am Schneckenberg, wo ich eine Pfeilspitze aus Feuerstein (Fig. 54), die ausserordentlich schön und fein ausgearbeitet ist, und den Deckel

eines Gefässes fand, dessen Henkel zweimal durchlocht ist (Fig. 55) und der auf der Innenseite einen mit dem Deckelrand parallel laufenden Wulst aufweist (Fig. 56), und jene auf dem Steinbruchhügel, von welcher zwei Kupferfunde, ein Zierknopf (Fig. 57) und ein Pfriemen (Fig. 58), die früheste Metallzeit ankündigen. Die chemische Untersuchung des Pfriemens lieferte dasselbe Ergebnis, wie bei der Kupferaxt. In den beiden letztgenannten Niederlassungen findet man Ueberreste von Hüttenlehm, aufgeschlagene Thierknochen, Knochen- und Feuersteinartefacte, ferner Bohrzapfen, Spinnwirtel und Bruchstücke von Thongefässen, deren Verzierungen in den Fig. 59—65 wiedergegeben sind; die am Gefässrand durchlochte Form mit Tupfen- und Fingerspitzen-Ornamenten kommt am häufigsten vor. Das in Fig. 66 abgebildete kleine, zweihenklige, rohgeformte Gefäss stammt vom Steinbruchhügel. Die eigenthümlichen Steinmesser vom Steinbruchhügel

Fig. 67. Steinmesser vom Steinbruchhügel. 1/3 nat. Gr.

Fig. 68. Steinmesser und Durchschnitt desselben vom Steinbruchhügel. 1/3 nat. Gr.

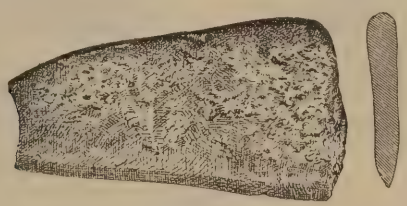


Fig. 69. Steinmesser und Durchschnitt desselben vom Gräfenberg. 1/3 nat. Gr.

(Fig. 67 und 68) und vom Gräfenberg bei Neustadt (Fig. 69), letzteres ein Einzelfund, die aus mehr oder minder hartem Sandstein verfertigt sind, dürften zum Abhäuten oder Schaben benützt worden sein.

Die, wie ich schon oben bemerkte, spätneolithische Ansiedlung am Südwestabhange des Gesprengberges umfasst einen Flächenraum von etwa 450 qm und ist die grösste der bis jetzt bekannten drei Niederlassungen um Kronstadt herum. Am Fusse des Berges entspringt eine intermittirende Quelle — das Gespreng —, welcher der Berg seinen Namen verdankt. Den Gipfel umzieht ein runder Wall, in dessen Mitte die alte Vertheidigungsburg der sächsischen Gründer Kronstadts stand. Das Ausgrabungsergebnis ist folgendes:

136 Knochenartefacte (vgl. Fig. 70—75),
2 Steinhammerfragmente (vgl. Fig. 76),
13 Steinbeilfragmente (vgl. Fig. 77),
10 Steinkeile (vgl. Fig. 78),
1 Keulenknopf aus Stein (Fig. 79),
16 Bohrzapfen,
6 Spinnwirtel,
4 Feuersteinpfeilspitzen, von welchen 3 sehr sorgfältig gearbeitet sind (Fig. 80—82),
9 Idole (Thierfiguren) aus Thon (vgl. Fig. 83—89),

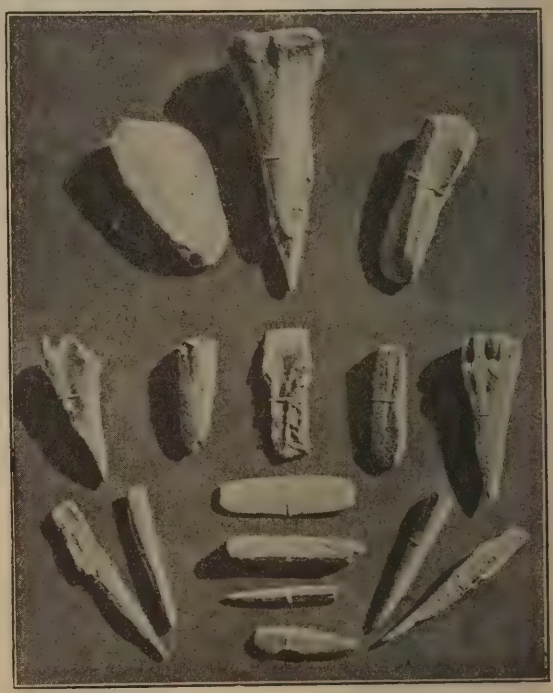


Fig. 70. Knochenartefacte vom Gesprengberg. n. Ph.

19 Idolfragmente, unter welchen die beiden in den Fig. 90—93 abgebildeten Thierköpfe und eine sitzende weibliche Menschenfigur (Fig. 94, 95) die wichtigsten sind,
3 Miniaturbeile aus Thon (Fig. 96—99),
7 Fragmente von solchen (Fig. 100—103),
6 durchbohrte Thierzähne (vgl. Fig. 104, 105),
4 abgeschliffene und durchbohrte Knochenstückchen (vgl. Fig. 106, 107),
1 abgeschliffenes Knochenstück mit einem Bohrversuch (Fig. 108),
1 kleine runde, durchbohrte Scheibe aus einer Flussmuschelschale (Fig. 109),
19 Reibsteine,
23 Nuclei,

1 Thonschälchen von 3½ cm Durchmesser und 1½ cm Höhe und

1 Pfriemen aus Kupfer von 12 cm Länge.

Im Ganzen sind es also 282 Fundgegenstände, von welchen 281 Stücke der Steinzeit angehören und 1 Stück aus Metall, und zwar aus Kupfer gearbeitet ist. Dieses ist wieder ein deutlicher Beweis dafür, dass die Kupferzeit unmittelbar auf die Steinzeit folgte und so den Uebergang zur Bronzeperiode bildete. Zunächst sind es die Thierfiguren und die Miniaturthonbeile dieser Ansiedlung, die uns besonders interessiren. Grosse Aehnlichkeit besitzen sie mit den Funden

Fig. 71. Knochenartefacte vom Gesprengberg. n. Ph.

aus den Gräbern bei Pilin im Neograder Comitat in Ungarn, die in dem Werke Professor Dr. M. Hoernes', „Die Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa", auf Tafel XV, Fig. 11—16, abgebildet sind. Es sind meist gehörnte Thiere, die zur Darstellung gelangen, und man kann annehmen, dass einzelne die Gestalt des Rindes, aber die meisten die eines Widders zum Ausdruck bringen sollen. Fig. 85 zeigt eine Thiergestalt ohne Hornansätze. Einige sind am Gesichtsvorsprung, andere hinten zwischen dem Rumpf und dem an den Rumpf angedrückten Schwänzchen durchlocht und wurden von den Menschen als Talisman am Körper getragen. Fig. 89 ist mit Fingernägeleindrücken verziert, durch welche wahrscheinlich die Behaarung wiedergegeben werden sollte. Fig. 91 weist an der Stirne ebenfalls feine Einritzungen auf. Die stark überwiegende Anzahl der Thierfiguren ist das Charakteristikon der nordwestlich gelegenen, vom Südosten beeinflussten Ansiedlungen.

Von den Thonbeilen sind die zwei in Fig. 101 bis 103 abgebildeten ornamentirten Fragmente hervorzuheben.

Ausser den aufgezählten Gegenständen fand ich dort: Hüttenlehm, Feuersteinsplitter, zugeschlagene Thierknochen, eine Menge Topfscherben, deren Verzierungen in den Fig. 110—115 ersichtlich sind, Knochen vom Rind, Schaf, Schwein, Ziege, Hirsch, Reh, Biber und Skeletreste eines mittelgrossen Nagers. Ich erwähne schliesslich noch eine Glasflussperle der ersten Eisenzeit (Fig. 116), die jedenfalls später durch Zufall hinzukam, und 5 Pfeilspitzen aus Eisen, die aber alle über der neolithischen Culturschichte, meist noch zwischen den Graswurzeln lagen. Dass diese

Fig. 72. Fig. 73. Fig. 74. Fig. 75.

Fig. 72—75. Knochenartefacte vom Gesprengberg. ⅓ nat. Gr.

nicht in die Niederlassungsfunde hineingehören, brauche ich hier nicht noch besonders zu betonen.

Westlich von Kronstadt, vor der Gemeinde Neustadt, liegt der nur wenige Meter hohe Bächel (in der Karte als Brunzhügel, sächsisch Siechbächel bezeichnet, weil vor diesem die Fuhrwerke von altersher anhielten, um den Pferden eine kleine Erholung und Erleichterung zu gewähren); dieser weist auf seiner westlichen Seite Spuren einer Besiedlung auf. Hier sind bei einem Grabungsversuch ein thönernes Thieridol, ein Bohrzapfen und ein Reibstein nebst Knochen und unverzierten Thonscherben gefunden worden.

Nördlich von Kronstadt, in einer Entfernung von 14 km, liegt die sächsische Gemeinde Brenndorf (früher Brigdendorf, Brensendorf), und östlich von hier, etwa 2 km von der Gemeinde entfernt, hart am linken Altflussufer erhebt sich der Predigerberg (gewöhnlich Priesterhügel genannt) Er hat die Form eines abgestutzten Kegels, ist etwa 15—20 m hoch und hatte auf seinem Plateau eine Vertiefung, ähnlich einer Mardelle; dieses Plateau misst 30 bis

Fig. 76. n. Ph.

Fig. 77. n. Ph.

Fig. 78. n. Ph.

Fig. 79. 1/2 nat. Gr.

Fig. 80. 3/4 nat. Gr.

Fig. 81. 3/4 nat. Gr.

Fig. 82. 3/4 nat. Gr.

Fig. 83. n. Ph.

Fig. 84. n. Ph.

Fig. 85. n. Ph.

Fig. 86. n. Ph.

Fig. 87. n. Ph.

Fig. 88 n. Ph.

Fig. 89. n. Ph.

Fig. 90, 91. 3/4 nat. Gr.

Fig. 92, 93. 3/4 nat. Gr.

Fig. 94. 3/4 nat. Gr.

Fig. 96. n. Ph.

Fig. 97, 98. 3/4 nat. Gr.

Fig. 99. 1/2 nat. Gr.

Fig. 100. 1/2 nat. Gr.

Fig. 101, 102. 3/4 nat. Gr.

Fig. 95. 3/4 nat. Gr.

Fig. 103. 3/4 n. G.

Fig. 104. 3/4 nat. Gr.

Fig. 105. 3/4 nat. Gr.

Fig. 106. n. Ph.

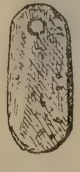


Fig. 107. 3/4 nat. Gr.

Fig. 108. 3/4 nat. Gr.

Fig. 109. n. Ph.

Fig. 110. n. Ph.

Fig. 111. n. Ph.

Fig. 112. n. Ph.

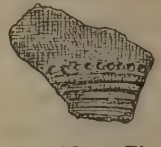


Fig. 113. n. Ph.

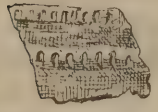


Fig. 114. n. Ph.

Fig. 116. n. Ph.

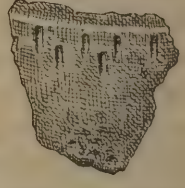


Fig. 115. n. Ph.

Fig. 76—116. Funde vom Gesprengberg.

35 Schritte im Durchmesser; unterhalb desselben laufen an den Seitenflächen des Hügels mehrere, etwa einen Meter breite Wälle hin, die heute terrassenartig geformt erscheinen. Nach der Ueberlieferung soll dort eine Kapelle der heiligen Brigitta gestanden

begonnenen Ausgrabungen konnten wegen der grossen Entfernung von Kronstadt und wegen Mangels an geeigneten Arbeitskräften leider nicht so oft fortgesetzt werden, als es mir wünschenswert erschien. Ich liess auf der Oberfläche ungefähr in der Mitte,

Fig. 117.

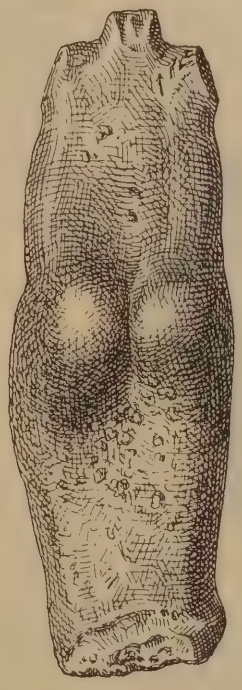


Fig. 118.

Fig. 119.

Fig. 117—119. Vorder-, Rücken- und Seitenansicht eines weiblichen Thonidols vom Priesterhügel. $^3/_4$ nat. Gr.

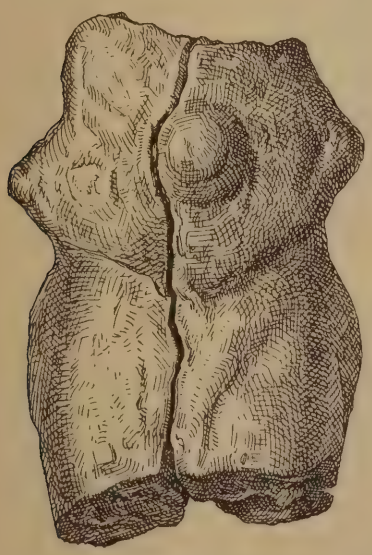


Fig. 120.

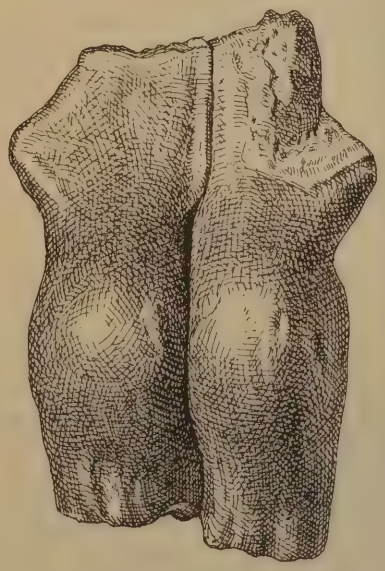


Fig. 121.

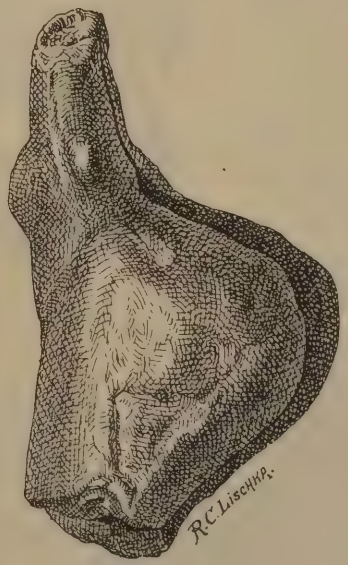


Fig. 122.

Fig. 120—122. Vorder-, Rücken- und Seitenansicht eines Idolfragmentes vom Priesterhügel $^3/_4$ nat. Gr.

sein. Thatsächlich fand ich in der oberen Schichte geringe Mauerüberreste, etwas Mörtel, halbrunde Kacheln und einige Eisennägel. Die in diesem Jahre

da wo sich die Vertiefung befand, die Erde ausheben, um zu sehen, wie weit sich die Culturschichte in den Hügel hinein erstreckt, und war durch das

Resultat überrascht. In einer Tiefe von $2^1/_2$—3 m kamen Herdplätze zum Vorschein mit grossen Mengen von Asche, Kohle, Thierknochen und Schalen der Unio pictorum, und über diesen Feuerstellen lagerten grösstentheils bemalte Gefässscherben, die sich gegen oben immer mehr verringerten. Ich gehe auf die Beschreibung der bemerkenswertesten Funde über:

Fig. 123. Fig. 124. Fig. 125.

Fig. 123—125. Idolfragmente vom Priesterhügel. $^3/_4$ nat. Gr.

Die Fig. 117—119 zeigen ein weibliches Idol aus gut gebranntem rothen Thon, dem der Kopf sowie die beiden Armstümpfe fehlen. Die Brüste sind durch kleine Ansätze deutlich erkennbar, und eingekratzte oder eingedrückte Linien lassen die beiden Beine

Fig. 126. Idolfragment mit eingesetzten Beinen vom Priesterhügel. $^3/_4$ nat. Gr.

voneinander unterscheiden, auf denen zwei kleine Erhebungen die Kniescheiben zum Ausdruck bringen. Die Figur lag etwa 2 m tief in der Erde, in der Schichte der bemalten Keramik. An dieser Figur, aber noch mehr an der nächstfolgenden, in den Fig. 120—122 abgebildeten, sowie an mehreren anderen Idolfragmenten (Fig. 123—125) erkennt man deutlich das Vorherrschen des steatopygen Elementes der Gesässbildung, und zwar noch in einem viel grösseren Mass als in Butmir. Fig. 120 ist durch das Aufliegen der Hände auf dem Leib und durch den Buckel, der den Nabel darstellen soll, charakteristisch. Letzteres Merkmal erinnert mich an trojanische Gesichtsurnen. Bemerkenswert ist, dass die meisten Figuren nicht aus einem Stück gebildet wurden, sondern aus zwei Stücken, die vor dem Erhärten aneinandergeklebt worden sind, und zwar theilt diese Arbeit den menschlichen Körper mit einem senkrechten Durchschnitt in zwei gleiche symmetrische Hälften; man ersieht dies ganz besonders an dem

Fig. 127. Idolfragment vom Priesterhügel. $^3/_4$ nat. Gr.

in den Fig. 120—122 abgebildeten Idol, das an der Verbindungsstelle gesprungen ist.

Interessant ist die Fig. 126 durch die in den breiten Leib eingesetzten Beine; leider ragt aus dem Oberkörper nur ein nach aufwärts gerichteter Armstumpf heraus. Fig. 127 ist ein Idol, dessen Kopfbildung dieselbe Thätigkeit erforderte, wie sie Collignon in seiner Geschichte der griechischen Plastik[1]) an den ältesten kyprischen Thonfiguren beschreibt. Der Thon wurde zwischen den Fingern zusammengedrückt, um den Vorsprung des Gesichtes und der beiden ungeheuren Ohren darzustellen; ferner dienten zwei Löcher in den Ohren zur Anbringung von Ringen. Augen und Mund sind nicht angedeutet. Fig. 128 ist ein Thieridol, dessen Kopf auch einen durch Fingerdruck erzeugten Vorsprung, wie bei der menschlichen Figur, sehen lässt, und Fig. 129 wieder ein weibliches Idol mit ausgebreiteten Armen, die

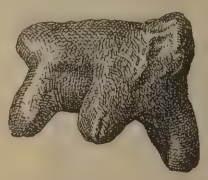


Fig. 128. Thieridol vom Priesterhügel. n. Ph.

[1]) Deutsche Ausgabe von Thrämer, I. Bd., S. 15.

zum Anhängen durchbohrt sind. Fig. 130 ist das Fragment einer stehenden Figur. Ausser den angeführten Stücken sind noch zu erwähnen ein roh geformtes menschliches Idol (Fig. 131), eine Thierfigur, wie sie uns vom Gesprengberg bekannt ist, und ein Fragment einer solchen; ferner eine Hohlfigur (Fig. 132), in die wahrscheinlich kleine, hartgebrannte Thonkügelchen hineingegeben wurden, um ein klapperndes Geräusch hervorzubringen. Im Ganzen sind bis jetzt neun menschliche und drei Thieridole

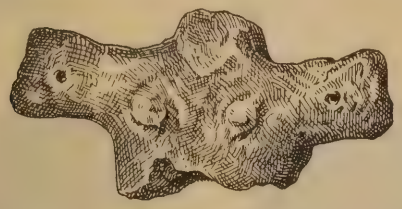


Fig. 129. Weibliches Idolfragment vom Priesterhügel. n. Ph.

auf dem Priesterhügel gefunden worden. Alle bis jetzt angeführten Idole (mit Ausnahme des zuerst beschriebenen [Fig. 117—119]) wurden in der oberen Schichte gefunden und sind von graubraunem, minder gut gebranntem Material. Die Thonscherben der unteren Schichte, die ich als die der bemalten Gefässe bezeichnen möchte, sind aus gut geschlemmtem,

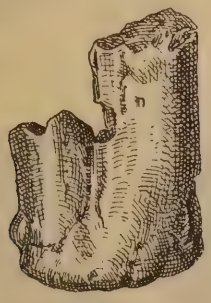


Fig. 130. Fragment einer stehenden Figur vom Priesterhügel. $^3/_4$ nat. Gr.

scharf gebranntem rothen Thon, neben welchen aber auch meist kleinere, dünnwandige, aussen und innen glänzend schwarz polirte, häufig gerippte Gefässe aus ganz schwarzem Material vorkommen.

Man unterscheidet: 1. roththonige, hartgebrannte Gefässe mit äusserer Bemalung; 2. roththonige, hartgebrannte Gefässe mit innerer Bemalung; 3. solche, die aussen und innen bemalt sind; 4. schwarzthonige, meistens dünnwandige, oft gerippte, glänzend polirte Gefässe, die mit weisser Farbe bemalt, und 5. braunthonige, gerippte, braunglänzend polirte Gefässe, die selten mit weisser Farbe bemalt sind. (Vgl. die Fig. 133—147 und Tafel VI, Fig. 1—12.)

Der oberen Schichte gehören die plumpen, dickwandigen, grossen, mit den Fingern verschmierten Vorrathsgefässe an (vgl. das Bruchstück in Fig. 148), deren mächtige Henkel die verschiedensten Formen aufweisen; ferner eigenthümliche, beinahe walzenförmige Gefässe, welche an der Wand zwei- oder mehrmal durchlocht sind, und zwar hat das Loch gewöhnlich einen Zoll im Durchmesser; bei einem leidlich erhaltenen Stück sind die Löcher unten nahe dem Gefässboden angebracht; auch das Bruchstück eines siebartig durchbrochenen Gefässes

Fig. 131. Menschliches Idol vom Priesterhügel. $^3/_4$ nat. Gr.

(Fig. 149) stammt von dort. Ferner kommen vor Gefässe mit merkwürdig breiten und flachen, durchlochten Handhaben (Fig. 150—152), Schüsseln mit mehr oder weniger hohem Rand, Becher, Schalen mit Fuss (Fig. 153, 154) und mit je zwei Löchern am Schalenrande zum Aufhängen, endlich kleine, kurzstielige, unbemalte Löffel (vgl. Fig. 155) im Gegensatz zu den grossen, langgestielten und schön bemalten Schöpflöffeln der unteren Schichte, deren Stiele meist zum Aufhängen durchlocht sind (Fig. 156

Fig. 132. Hohlfigur vom Priesterhügel. $^1/_2$ nat. Gr.

bis 160; Taf. VI, Fig. 13—16)[1]. An Thonfabricaten erwähne ich noch: kleine Tröge von viereckiger Form mit kleinen Henkelansätzen (Fig. 161, 162), spulenartige Geräthe (vgl. Fig. 163, 164), kleine Thonstempel (Fig. 165) und Schmuckgegenstände. Unter den letzteren finden wir Zierscheiben, wie sie uns aus dem Mondsee — aber aus Stein — bekannt sind (Fig. 166—168).

[1]) Ohnefalsch-Richter giebt in der Zeitschrift für Ethnologie, Bd. XXXI (1899), Verhandlungen S. 47, die Abbildung eines kyprischen Schöpflöffels mit langem, durchlochtem Stiel, der mit unseren Schöpflöffeln eine auffallende Aehnlichkeit zeigt.

Fig. 133. 1/2 nat. Gr.

Fig. 134. 1/2 nat. Gr.

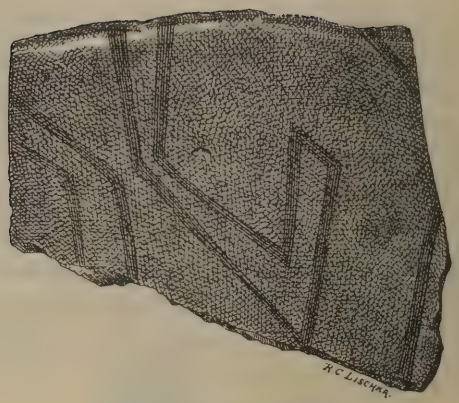


Fig. 135. 1/2 nat. Gr.

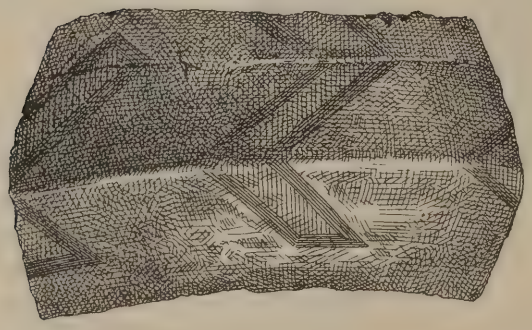


Fig. 136. 1/2 nat. Gr.

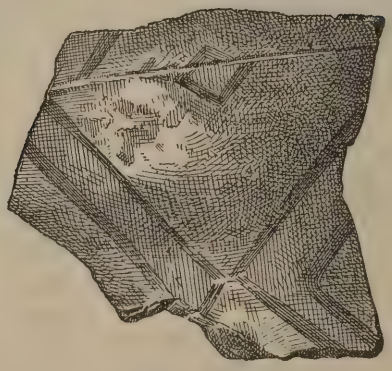


Fig. 137. 1/2 nat. Gr.

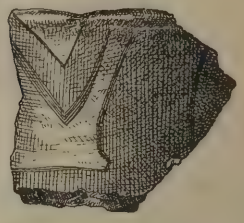


Fig. 139. 1/2 nat. Gr.

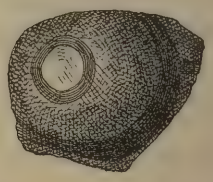


Fig. 140. 1/2 nat. Gr.

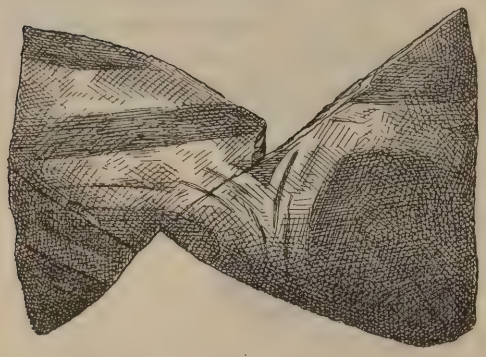


Fig. 138. 1/2 nat. Gr.

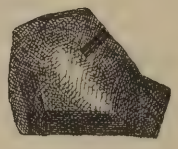


Fig. 141. 1/2 nat. Gr.

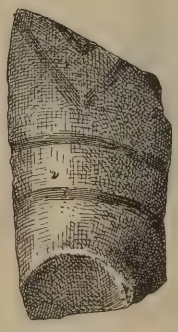


Fig. 142. 1/2 nat. Gr.

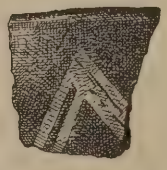


Fig. 145. 1/2 nat. Gr.

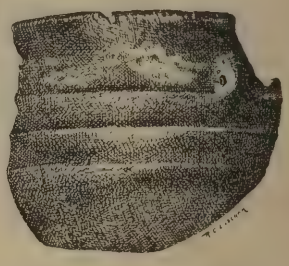


Fig. 143. 1/3 nat. Gr.

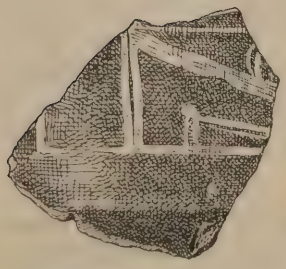


Fig. 144. 1/3 nat. Gr.

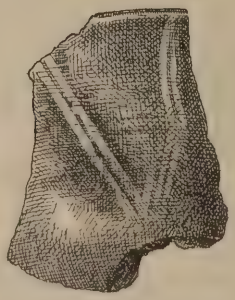


Fig. 146. 1/2 nat. Gr.

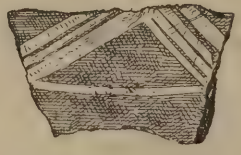


Fig. 147. 1/2 nat. Gr.

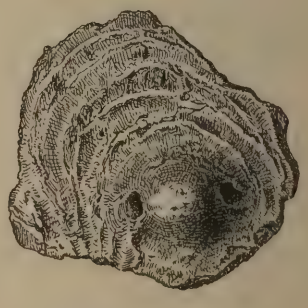


Fig. 148. 1/2 nat. Gr.

Fig. 133—148. Funde vom Priesterhügel.

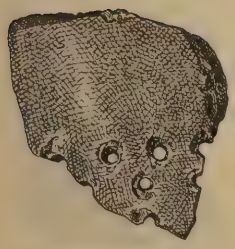


Fig. 149. 1/2 nat. Gr.

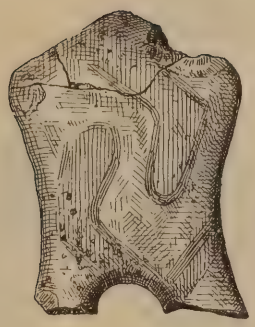


Fig. 150. 1/2 nat. Gr.

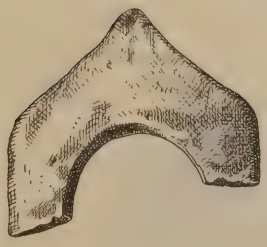


Fig. 151. 1/2 nat. Gr.

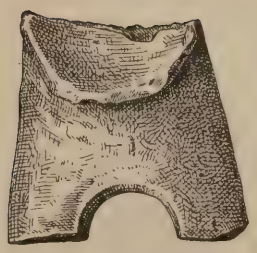


Fig. 152. 1/2 nat. Gr.

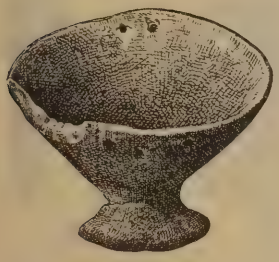


Fig. 153. 1/3 nat. Gr.

Fig. 154. 1/2 nat. Gr.

Fig. 155. 1/2 nat. Gr.

Fig. 156.
1/2 nat. Gr.

Fig. 157.
1/2 nat. Gr.

Fig. 158.
1/2 nat. Gr.

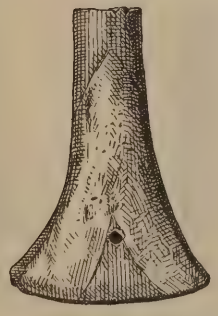


Fig. 159.
1/2 nat. Gr.

Fig. 160. 1/2 nat. Gr.

Fig. 161. 1/2 nat. Gr.

Fig. 162. 1/2 nat. Gr.

Fig. 163.
1/2 nat. Gr.

Fig. 164.
1/2 nat. Gr.

Fig. 165.
1/2 nat. Gr.

Fig. 149—165. Funde vom Priesterhügel.

Fig. 166. 1/2 nat. Gr.

Fig. 167, 168. 1/2 nat. Gr.

Fig. 172. 1/2 nat. Gr.

Fig. 169. 1/2 nat. Gr.

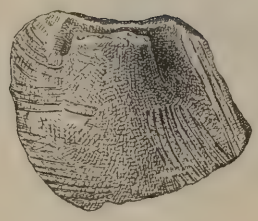


Fig. 170. 1/2 nat. Gr.

Fig. 171. 1/2 nat. Gr.

Fig. 173. 3/4 nat. Gr.

Fig. 174. 3/4 nat. Gr.

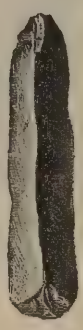


Fig. 175. 3/4 nat. Gr.

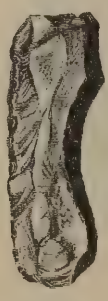


Fig. 176. 3/4 nat. Gr.

Fig. 177. 3/4 nat. Gr.

Fig. 178. 3/4 nat. Gr.

Fig. 179. 3/4 nat. Gr.

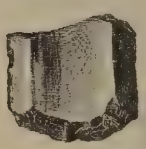


Fig. 180. 3/4 nat. Gr.

Fig. 181. 3/4 nat. Gr.

Fig. 182. 3/4 nat. Gr.

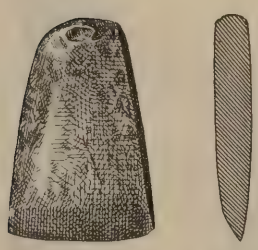


Fig. 183. 1/2 nat. Gr.

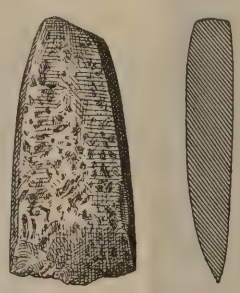


Fig. 184. 1/2 nat. Gr.

Fig. 185. 1/3 nat. Gr.

Fig. 186. 1/3 nat. Gr.

Fig. 187. 1/3 nat. Gr.

Fig. 188. 1/3 nat. Gr.

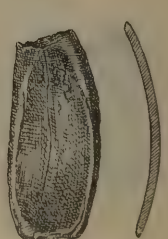


Fig. 189. 1/2 nat. Gr.

Fig. 166—189. Funde vom Priesterhügel.

Verzierungen sind in der oberen Schichte nicht gerade häufig, und es lassen sich nur folgende Ornamente aufzählen: Auf dem gewulsten Rande des Gefässes und unter dem Rand desselben kurze Einritzungen (Fig. 169), Kammornamente (Fig. 170), ferner nahe am Rand angebrachte Thonwärzchen (Fig. 171) und endlich regellos eingeritzte Linien auf

Fig. 190. Geweihstück vom Priesterhügel. $^1/_3$ nat. Gr.

der Gefässwand (Fig. 172). Auch Bodenverzierungen, wie in Tordos bei Broos und Petersdorf bei Mühlbach in Siebenbürgen, in Form von gekreuzten Linien und Doppellinien kommen vor.

Fig. 191. Kupferdraht vom Priesterhügel. $^3/_4$ nat. Gr.

Fig. 192. Fischangel

Von Werkzeugen aus Stein, Knochen und Horn kommen vor: Schöne, prismatische Messer aus gelbem, grauem und schwarzbraunem Feuerstein bis zu 6 cm Länge und schön bogenförmig bearbeitete Schaber (Fig. 173—182), Steinkeile (Fig. 183, 184), ein Steinschlägel mit Umlaufrille (Fig. 185), Reib-, Schleif- und Mahlsteine, Nuclei; ferner Pfeilspitzen, Pfriemen, dolchartig zugespitzte Knochen (Fig. 186), ein Hirschhornhammer (Fig. 187), ein Fragment eines solchen, das, nochmals durchbohrt, als Körperschmuck gedient hat (Fig. 188), ein spatelförmig bearbeiteter Stosszahn eines Ebers (Fig. 189), viele Stücke von Hirsch- und Rehgeweih, an denen man Spuren der Bearbeitung sieht (vgl. Fig. 190).

Von Metallgegenständen fanden sich vor ein dünner, gebogener Kupferdraht (Fig. 191) und eine Fischangel, wahrscheinlich auch aus Kupfer (Fig. 192).

Die übrigen Funde bilden: Hüttenlehm, Feuersteinsplitter, zahlreiche Knochenreste von Mahlzeiten, und zwar Knochen vom Rind, Schaf, Schwein, Hund oder Wolf, Bär, Hirsch, Reh, Biber u. s. w. Ein Obsidiansplitter verräth Handelsverbindungen mit Oberungarn. Wenn ich die Ornamentik der Gefässe beschreiben soll, so tritt die locale bemalte Keramik in den Vordergrund der Besprechung. Es sind leider nur meist kleinere und grössere Bruchstücke von Gefässen vorhanden, so dass man nur bei wenigen eine Zeichnung erkennen kann. Es ist das geometrische Ornament in den Farben weiss, gelb, hell- und dunkelbraun, dunkelroth und grauschwarz. Was die Art der Zeichnung anbelangt, fand ich: eingefasste Bogen und Zickzackbänder, Dreieck und rhombische Figuren, Kreise mit Centralpunkt und Tangenten, Schlingen und Hakenbänder, spiraloide und mäanderähnliche Zeichnungen, die meist in zwei Farben auf dem rothen, oft roth und weiss bemalten Thonuntergrund ausgeführt sind (vgl. die Fig. 133—147 und Taf. VI, Fig. 1—12). Mit einem Wort, es sind barbarische Nachahmungen der mykenischen Malerei, die schon in der jüngeren Steinzeit und in der frühesten Metallzeit — etwa in der letzten Hälfte des II. Jahrtausends v. Chr. — ihre Ausstrahlungen nach Norden und Nordwesten bis nach Mähren und Niederösterreich hatte. Dass die Malerei am Orte selbst geübt wurde, beweist ein Klumpen Farbe, die noch die Form des Gefässes, in welchem sie erstarrt oder eingetrocknet ist, erkennen lässt und nach den chemischen Untersuchungen genau dasselbe Material ergab, wie die auf den Thon aufgetragene Malerei selbst. Es ist gelbrother Eisenocker.

Die Betrachtung dieser Funde ergiebt, dass die Cultur auf dem Priesterhügel am Ende der jüngeren Steinzeit und in der frühesten Metallzeit stark von der ägäischen Kunst beeinflusst wurde, und wenn man deren einzelne Eigenthümlichkeiten in's Auge fasst, z. B. die Nacktheit der weiblichen Figuren, das Aufliegen der Hände auf dem Leib, die übertriebene Gesässbildung, die Scheibe oder den Buckel, die den Nabel andeuten, so muss man die östliche Strömung derselben erkennen. Brenndorf kann daher mit seinem Priesterhügel würdig an die Seite der

besten Fundplätze der thrakisch-illyrischen Zone gestellt werden. Das Fehlen der Steinbohrung und die im Verhältnis zur bisherigen Ausgrabung gemachten zahlreichen Idolfunde erinnern an Butmir; doch finden wir hier im Gegensatz zu Butmir ziemlich viel Knochenwerkzeuge und massenhafte Knochenreste von Mahlzeiten. Ferner hat Butmir nicht das Metall, welches hier freilich nur sporadisch vorkommt, und nicht die Gefässmalerei. Aber in Mähren und Niederösterreich sind Ansiedlungsreste mit bemalter Keramik gefunden und von Palliardi in den Mittheilungen der prähistorischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, I. Bd., Nr. 4, 1897, veröffentlicht worden, die theilweise Aehnlichkeit mit den Funden vom Priesterhügel haben. Palliardi spricht die Vermuthung aus, dass die bemalte Keramik von Ungarn nach Mähren und Niederösterreich ihren Eingang gefunden hat. Ein Obsidiansplitter, den ich auf dem Priesterhügel fand, bestätigt auch nach meiner Ansicht diese Vermuthung; denn der Berührungspunkt dieser weit von einander wohnhaft gewesenen Ansiedler ist gegeben. Beide, sowohl die vom Priesterhügel, als auch die von Mähren und Niederösterreich, mussten nach Oberungarn, um sich dieses wertvolle Mineral zu holen, und hiemit wäre die Handelsstrasse von zwei weit entfernten Punkten vielleicht bezeichnet.

Zum Schluss eilend, muss ich erwähnen, dass die gefundenen Gegenstände sich theils in meiner Sammlung, theils in der Sammlung des Herrn Karl Haldenwang, Kaufmann in Kronstadt, befinden. Und nun erübrigt mir nur noch eines, die Erfüllung einer angenehmen Pflicht: auch an dieser Stelle dem hochgeschätzten Herrn Universitätsprofessor Dr. Moriz Hoernes meinen innigsten Dank auszusprechen für das Wohlwollen und die Unterstützung, die er mir in meinem Streben angedeihen liess, und Ihnen, hochgeehrte Herren, danke ich für die Geduld, mit der Sie den Ausführungen eines Anfängers auf einem Ihnen so vertrauten Gebiete gefolgt sind. Es soll mir ein Sporn sein, auf der betretenen Bahn mit schwachen Mitteln zwar, aber mit um so grösserem Eifer weiter zu schreiten.

J. Teutsch: Prähistorische Funde aus dem Burzenlande.

Lith. Anst. v. Alb. Berger Wien VIII.

Entgegnung auf Paul Reinecke's Publication:

Studien über Denkmäler des frühen Mittelalters.

Von **Dr. Max von Chlingensperg auf Berg.**

In diesen Mittheilungen, Bd. XXIX, S. 40, findet sich Paul Reinecke (Mainz) bei seiner Abhandlung über die Denkmäler des frühen Mittelalters zu nachstehender Fussnote bemüssigt:

„Vielfach findet man sogar prähistorische Objecte als Beigaben aus nachrömischen Gräbern bezeichnet. Dies dürfte in der Regel wohl darauf zurückzuführen sein, dass bei Anlage der Gräber ältere Bestattungen zerstört wurden und der Ausgräber dies nicht erkannte; jedoch kann es auch in manchen Fällen möglich sein, dass bedeutend ältere Gegenstände zum zweiten Male benützt wurden, wofür wir ja mehrfach Belege haben. Wir erinnern hier z. B. an das Vorkommen von Alterthümern der Bronze- und La Tène-Zeit in den Gräbern von Keszthely, Regöly u. s. w. Die Reihengräber von Reichenhall in Oberbaiern enthielten viel La Tène-Material (Knotenringe, Theile von Gürtelketten mit Behang, La Tène-Gefässreste etc.), bei Anlage dieser Nekropole war sicherlich ein La Tène-Gräberfeld zerstört worden, was der Herausgeber dieser Funde nicht erkannt hat."

Da sich Oberamtsrichter Franz Weber in den „Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns", XIII. Band, S. 179, auf vorerwähnte Randbemerkung bezieht und auf Grund derselben den vollen Beweis erbracht findet, dass die bajuvarischen Reihengräber von Reichenhall auf einer Nekropole der La Tène-Zeit angelegt waren, so verlohnt es sich wohl der Mühe, dass ich auf meine umfassenden Gräberfundberichte hinweise, aus welchen mehr als zur Genüge erhellt, dass diese Beigaben von den Bestatteten im Leben wirklich benützt und am Körper getragen wurden und daher die Annahme, dass diese La Tène-Funde von einem durch Nachbestattung zerstörten La Tène-Friedhofe, welchen der Herausgeber aber nicht erkannt hat, in Gräber der Merowinger-Zeit gelangten, ganz unmotivirt ist.

Die hier in Betracht kommenden Gegenstände aus vorrömischen Perioden — es handelt sich bei einem Grabinventar aus 525 Gräbern überhaupt nur um 4—5 Stücke — sind auf den Fundtafeln Nr. XV, XXVIII, XXX und XXXIII abgebildet, und die dazu gehörigen Fundberichte lauten:

1. Fundtafel XV. Text S. 104. Felsengrab Nr. 158. In dem sich steil hinziehenden Gehänge des Stadtberges war in dem Felsen in östlicher Richtung 85 cm tief ein sargförmiges Lager in der Art ausgehauen, dass die beiden Längsseiten des Grabes sich gegen die Füsse zu verengten und der fein geglättete Boden, auf dem der Todte zu liegen kam, eine schiefe Ebene bildete.

An dem Skelette des alten Mannes, dessen Grösse 1·64 m ergab, stak an der rechten Hüfte das Messer in einer Scheide, welche aus Holz und mit Leder überzogen ist. Die beiden Hände, von denen die Rechte eine gut erhaltene Pfeilspitze mit Widerhaken hielt, ruhten im Becken, und in der Gürtelgegend befand sich ein eigenthümlich geformtes Bronzestück, dessen Rahmen in zwei Vogelköpfe mit Augen und breiter Schnauze ausläuft; bezüglich des Ornamentes erinnert es an Spangen aus Grabhügeln von Rheinhessen und Rheinbayern etc., welche an den beiden Enden zurückgebogen sind und mit ähnlichen Vogelköpfen abschliessen [1]).

2. Fundtafel XXVIII, Text auf S. 123 (vgl. auch dort den Situationsplan). Grab Nr. 141. Felsengrab. Wenige Schritte von dem vorigen Grabe befand sich in ähnlicher Bettung ein 1·71 m grosses, männliches Skelet mit weit auseinander gespreizten Füssen. Der linke Arm war vom Körper gestreckt und hielt in der Hand ein Messer, der rechte ruhte auf der Brust, und das Handgelenk umschloss ein offener, massiver Armring aus Eisen, welcher in ziemlich regelmässigen Zwischenräumen mit knopfartigen Vorsprüngen versehen ist und an den Enden in scheiben-

[1]) In den „römischen Brandgräbern von Reichenhall" konnte ich eine gleiche Gürtelschliesse mit Thierkopfverzierung erheben, welche an eine römische, durchbrochene Gürtelplatte mittelst Nietnägel befestigt ist, ein Beweis, dass auch die Römer La Tène-Zierstücke zu tragen liebten. (Vgl. die bei Vieweg & Sohn 1896 in Braunschweig erschienenen „Römischen Brandgräber von Reichenhall in Oberbayern", Tafel XI, Fig. 13.)

förmige Schlussknöpfe verläuft; von den letzteren war der eine am Armknochen durch Rost so angewachsen, dass ohne Beschädigung seine Loslösung gar nicht möglich war.

3. Fundtafel XXX, Text S. 126. Grab Nr. 251. Den Gräbern Nr. 246 und 247 grenzte ein drittes an, welches 1·68 m tief im Lehmbett ein jugendliches Skelet von 1·52 m Länge barg. Die linke Hand hielt einen Eisenring mit einer kleinen Pfeilspitze und die rechte ein Messer; etwas unterhalb am rechten Oberschenkel kam dann ein bronzener Ring, ähnlich wie die an den Fibeln hängenden Ringe von Hallstatt und Watsch, zum Vorschein; an seinem Aussenrande der oberen und unteren Seite sind nämlich je fünfmal drei vorstehende Knöpfe angebracht. Seitwärts an der rechten Schläfengegend wurde noch eine eiserne Schere erhoben, ein Beinkamm lag darauf, welcher nach den gut erkennbaren Abdrücken auf der Schere in Leinwand eingehüllt gewesen war.

4. Fundtafel XXXIII, Text S. 131. Grab Nr. 165. 1·53 m grosses weibliches Skelet, mittleren Alters, nach Nordosten 1·73 m tief im Lehmboden bestattet, beide Arme über die Brust gekreuzt, die Füsse etwas hinaufgezogen. Am rechten Unterarm erhob man einen Armring aus Erz, welcher durch Zusammenbiegen dem schwachen Arm angepasst worden war; am linken Arm die abgebrochene Hälfte eines ähnlichen Stückes, auf der Brust unter einem vermorschten, schmalen, längsovalen Holzbrett von ungefähr 40 cm Länge und 20 cm Breite einen Spinnwirtel aus schwarzgrauem, steinhart gebranntem Thon und im Becken noch mit den Spuren vermoderten Leders einen Bronzegürtel. Letzterer Fund ist deshalb von grösstem Interesse, weil derselbe sich als Gliedertheil von jener Art Gürtelketten kennzeichnet, welche aus kleineren oder grösseren, unmittelbar zusammenhängenden Erzringen bestehen, die durch besonders gestaltete Zwischenglieder verbunden sind und bisher nur in der La Tène-Periode der Schweiz, Frankreichs, Thüringens, des nördlichen Böhmens und in Aislingen bei Dillingen aufgetreten sind.

Aehnlich wie mit diesen prähistorischen Zierstücken verhält es sich mit den Gefässscherben, welche theils germanische, zumeist aber römische Erzeugnisse sind, wie wir letztere in Menge in den „römischen Reichenhaller Brandgräbern“ erhoben haben.

Herr Paul Reinecke hat jedenfalls bei seiner Abhandlung über Denkmäler des frühen Mittelalters — was wenigstens die Reichenhaller Reihengräber und ihre vermeintliche La Tène Nekropole betrifft — über Gebühr seiner Phantasie die Zügel schiessen lassen. Werden dann derartige falsche Voraussetzungen, wie in den „Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns“ nachgeschrieben und als Bausteine für die weitere Forschung ohne Bedacht verwendet, so wird dadurch letzterer mehr geschadet als genützt, ein Umstand, den gerade Paul Reinecke vermieden wissen will und worüber er anderen Gelehrten in seinen Denkmälern Vorwürfe macht.

München, im December 1900.

Literaturberichte.

36.

Ripley, William Z.: The races of Europe. London 1900, XXXII und 624 S.

Der Vorwurf, den Ripley im Anhange *D* seines Werkes gegen den gleichfalls vor Kurzem veröffentlichten Versuch einer Classification der Rassen Europas von Deniker erhebt, dass er nämlich die Ergebnisse der historischen Ethnologie und vorhistorischen Archäologie unberücksichtigt lässt, muss auch in gewissem Sinne gegen ihn selbst erhoben werden; denn was er aus dem Bereiche dieser Wissenschaften vorbringt, ist schon an und für sich ungenügend und erfüllt auch keineswegs den Zweck, den dieselben zur Lösung der Aufgabe, die sich Ripley gestellt, zu erfüllen berufen sind. Seine Annahme dreier europäischer Grundrassen ist ebensowenig ein Ergebnis einer mit Benützung der Ergebnisse der verwandten Disciplinen methodisch geführten Analyse der Völker Europas wie Deniker's Annahme von sechs Haupt- und vier Nebenrassen; sie ist im Grunde genommen nur eine Wiederholung der von Beddoe, Broca, Collignon, Livi, Topinard und anderen Anthropologen aufgestellten Ansicht über diese Frage.

In diesem methodischen Mangel wurzeln die zahlreichen und schweren Irrthümer, die Ripley's Buch enthält. Zur grossen blonden dolichocephalen Rasse sollen nur die blonden Norddeutschen, Skandinavier, Litauer und Finnen gehören, dieser Typus soll überhaupt der finnische Urtypus sein. „For us the Prussians, along with the Hanoverians and Scandinavians, are all at bottom Finnic“ (S. 366)! Aus diesem Grunde hält er es auch für ganz absurd, einen gemeinsamen Ursprung der brachycephalen, dunklen Lappen mit den Ostseefinnen und Magyaren, trotz der gemeinsamen Herkunft ihrer Sprachen, anzunehmen. „The Magyars, among the finest representatives of a west European type, are no more like the Lapps than the Australian bushmen“ (S. 359)! Die dunkle Complexion, die kleine Gestalt und die Brachycephalie der heutigen Magyaren sind ihm kein Hindernis für diese Annahme; sie sind ihm das Ergebnis der Vermischung ihrer angeblich blonden, helläugigen, hochgewachsenen und dolichocephalen Vorfahren mit Völkern der „alpinen“ Rasse, die schon vor Ankunft der ersteren in Ungarn gelebt hätten. Die ältesten Bewohner Europas hätten ausschliesslich der kleinen dunklen langschädligen Rasse, die heute noch die Küstenländer des Mittelmeeres bewohnt und deshalb die „mittelländische“ genannt wird, angehört; die germanisch-finnische Rasse Nordeuropas sei blos eine Abart dieser europäischen Urrasse, die die sie unterscheidenden Merkmale der blonden Complexion und hohen Gestalt erst nach der Eisperiode in der relativen Isolirung Skandinaviens durch die umgestaltenden Einflüsse der Umgebung und künstlichen Auslese erworben habe.

Die Frage, wie es gekommen ist, dass die Lappen, die gleichfalls seit den ältesten Zeiten Skandinavien bewohnen, bis heute dunkel und klein geblieben sind, wird nicht einmal in Erwägung gezogen, geschweige beantwortet. Die Lappen hindern ihn auch nicht, die Behauptung aufzustellen, dass eine stetige Zunahme der blonden Complexion gegen den Norden Europas zu stattfindet und dass den vollen Beweis hiefür alle seine Karten erbringen. Thatsächlich erbringt auch diesen Beweis die S. 66 veröffentlichte Karte, welche die relative Häufigkeit der dunklen Complexion in Europa zur Anschauung bringen soll, und der Beweis wäre ein vollständiger, wenn eben Karten, die die der Behauptung widersprechenden Gebietstheile, wie in diesem Falle das ganze nördliche Europa mit seiner dunklen lappischen Bevölkerung, überhaupt nicht enthalten, ein unanfechtbares Beweismittel wären. Diese Thatsachen sind Ripley's Anschauungen um so verhängnisvoller, als er die Ansicht vertritt, dass das Colorit kein bleibendes Rassenmerkmal sei, sondern leicht Aenderungen erfahre. Warum hat das Colorit der Lappen im hohen Norden Skandinaviens keine Aenderung erfahren? Wie Ripley nicht diese merkwürdige Ausnahme von seinem „Gesetze“ einer fortschreitenden Zunahme der blonden Complexion vom Süden nach dem Norden zu erklärt, so hat er auch nicht seine Ansicht von der leichten Veränderlichkeit der Complexion begründet; die Fälle, die er zur Begründung derselben anführt, wie den der blonden Amoriter in Palästina und den der blonden Berbern in Marokko u. a., die beweisen sollen, dass die Höhenlage eine hellere Färbung der Menschen bewirken könne, beweisen dies ebensowenig, wie der von ihm citirte, der niederen Thierwelt geltende Satz Linné's: „Nimium ne crede colori“, auf die Menschenrassen anwendbar ist; sie beweisen vielmehr nur die Unrichtigkeit seiner Behauptung, dass der blonde dolichocephale Typus ursprünglich nur auf die Skandinavier und Finnen beschränkt war.

Doch nicht allein die Complexion, sondern auch die Statur ist für Ripley kein unveränderliches Rassenmerkmal; vollends unbrauchbar für die Rassenbestimmung ist ihm die Gesichtsform als ein angebliches Product künstlicher Auslese. Nur die Kopfform gilt ihm als unveränderlich und ist ihm daher von der grössten Bedeutung für die Feststellung der Zugehörigkeit irgend eines Volkes oder Individuums zu einer bestimmten Rasse. Gleichwohl betrachtet er den brachycephalen Typus unter den Basken, den er für den eigentlich baskischen hält, für eine durch lang fortgesetzte und vollständige Isolirung entstandene Subspecies der mittelländischen (dolichocephalen) Rasse.

Die kleine dunkle brachycephale Rasse, zu der die Hauptmasse der Bevölkerung Mittel- und Osteuropas gehört, bezeichnet Ripley nach dem Vorgange von Lapouge mit dem Namen der „alpinen“ Rasse. Es ist diese Bezeichnung um so unpassender, weil die Alpen weder die Bildungsstätte noch das Ausstrahlungscentrum dieser Rasse sind und Ripley selbst sie aus Centralasien, wo die iranischen Galtscha ihre nächsten Vertreter seien, herleitet, von wo aus sie über Kleinasien nach Europa gelangt sei. Merkwürdigerweise schreibt er dieser Rasse als ursprüngliche Farbe ihrer Augen die

graue zu, lässt es aber vollkommen unaufgeklärt, woher die im mittel- und osteuropäischen Verbreitungsgebiete dieser Rasse so häufig vorkommenden dunklen Augen gekommen sind, wie er es auch übersehen hat, dass die Galtscha ein nichts weniger als reines, sondern stark gemischtes Volk sind und die auf ihre Aehnlichkeit mit den Savoyarden, Auvergnaten und anderen europäischen Völkern der „alpinen" Rasse aufgebauten Schlussfolgerungen in der Frage der Herkunft der Arier zu Gunsten der asiatischen Hypothese schon längst in ihrer Unrichtigkeit von ihrem einstigen Hauptvertreter erkannt worden sind.

Weil Ripley den blonden dolichocephalen Rassentypus blos den Germanen und Finnen zuschreibt, so werden von ihm die aus der vorgermanischen Periode stammenden Schädel dieses Typus entweder zu „mittelländischen" gestempelt oder rundweg als nicht vorhanden bezeichnet. So werden S. 500 die dolichocephalen Bewohner Hallstatts, die im Beginne des Eisenzeitalters daselbst lebten, als zur mittelländischen Rasse gehörig bezeichnet; diese Annahme sei durchaus nicht unglaubwürdig; denn es seien ja auch die Hellenen, Phönizier und Aegypter Glieder derselben Rasse gewesen. In der Schweiz habe es überhaupt bis zum Einbruche der „germanischen" Helvetier keine dolichocephale Bevölkerung gegeben; die dolichocephalen Schädel, die der Pfahlbauperiode zugeschrieben werden, sollen auf die in historischer Zeit eingedrungenen Germanen zurückgehen.

Auch sonst finden sich in denjenigen Partien des Werkes, die ethnologisch-ethnographische Dinge berühren, Irrthümer. Die Sprache der alten Rhäter soll in dem Rumontsch noch heute fortleben! Unter den Bewohnern des Kaukasus werden unter den Vertretern der semitischen Sprachenfamilie neben den Juden auch die Armenier erwähnt. Ganz ungenügend ist die Behandlung der keltischen Frage.

Trotz dieser methodischen und sachlichen Mängel ist das Werk des amerikanischen Gelehrten nicht ohne Verdienst. Dasselbe liegt in der fleissigen Zusammenstellung aller Daten, die die Vertreter der somatischen Anthropologie in den einzelnen Ländern Europas während der letzten Jahre erhoben haben, in der graphischen Darstellung derselben auf zahlreichen Karten, sowie in der Beigabe von 222 nach Photographien ausgeführten Abbildungen von typischen Vertretern der einzelnen Völker Europas und der angrenzenden Theile Asiens und Afrikas. Auch die drei Schlusscapitel, in denen die in den letzten Jahren eifrig behandelten Fragen der Social-Anthropologie, sowie die Frage der Acclimatisation der einzelnen Rassen übersichtlich, wenn auch nicht einwandsfrei behandelt werden, sowie die als Anhang beigegebene von der Stadtbibliothek in Boston herausgegebene Bibliographie zur Anthropologie und Ethnologie Europas sind geeignet, den Wert des Buches zu erhöhen. Geradezu glänzend ist die äussere Ausstattung desselben. **K. Penka.**

37.

Lasch, Dr. Richard. Die Finsternisse in der Mythologie und im religiösen Brauch der Völker. (Archiv für Religionswissenschaft. III. Bd., 1900, S. 97—152.)

Der Verf. bringt nicht blos gutes und reichhaltiges Material über einen bisher nur mangelhaft behandelten Gegenstand. Der wesentliche Vorzug seiner Arbeit liegt in der kritischen Behandlung und Verwertung desselben zu einer geographischen Umgrenzung der einzelnen Mythenkreise. Dieses besonnene Verfahren lässt allerdings die dermalen hinsichtlich der Afrikaner, Melanesier u. a. noch bestehenden Lücken unserer Kenntnis auf das Deutlichste hervortreten.

Die von Dr. Lasch vorgeführten Thatsachen beleuchten das Auftreten des Elementargedankens — der Personification der Himmelskörper — in verschiedenen, einen beschränkten Variationskreis umfassenden Formen, welche im Bewusstsein der einzelnen Völker den Kampf um's Dasein führen. Die Himmelskörper sind menschenähnliche Wesen, welche Krankheiten, dem Tode, guten und bösen Empfindungen, sowie dem menschlichen Willen und Zauber unterworfen sind. Demgemäss werden die Verfinsterungen derselben durch psychologische und biologische, der Selbstbeobachtung entsprungene Motive oder durch menschliche Willkür causal begründet. Oefters werden, auch in Europa, Sonne und Mond als Eheleute aufgefasst, deren Kinder die Sterne sind. Die Eklipsen gelten dann als Folgeerscheinung ehelicher Zwistigkeiten oder besonders zärtlicher Beziehungen. Eine Annäherung zur kosmischen Auffassung der Lichtkörper erscheint in der Annahme gegeben, dass die Verfinsterungen durch göttlichen Zorn oder durch schädliche Einwirkungen von bösen Dämonen, zu welchen auch der Sonne und Mond verzehrende Drache gehört, hervorgerufen werden.

Dass, wie Dr. Lasch hervorhebt, diese Vorstellungen sich sich bei „vielen culturell abgrundtief von einander getrennten Völkern gleichzeitig vorfinden", gilt bekanntlich von den Elementargedanken überhaupt. Sie pflanzen sich traditionell fort, leben aber auch selbst auf den höchsten Culturstufen selbstständig wieder auf. Während benachbarte Gebiete oft verschiedene Erklärungen der Finsternisse darbieten, besitzen andererseits gewisse darauf bezügliche Vorstellungen grosse Expansionskraft, wodurch die anderen zwar nicht vernichtet, aber doch in den Hintergrund gedrängt werden. So herrscht, nach Lasch, die Ansicht vom Kranksein und Sterben der Himmelskörper auf den beiden amerikanischen Continenten entschieden vor. Die Völker in Europa und Asien begünstigen dagegen die Vorstellung von der Verfolgung und Verzehrung von Sonne und Mond durch himmlische Ungeheuer. Unter dem Einflusse geschichtlicher Berührungen differenzirt sich somit das Chaos der Elementargedanken einigermassen in gewisse Gruppen, welche jedoch nicht scharf abzugrenzen sind.

Dr. Lasch würde einem dringenden Bedürfnisse abhelfen, wenn er von gleichen Gesichtspunkten aus die gesammte primitive Astronomie behandeln wollte.

Bei dieser Gelegenheit sei noch dem Wunsche Ausdruck gegeben, dass bei ethnologischen Erörterungen die Begriffe „Völkergedanken" und „Elementargedanken" im Sinne ihres Urhebers gebraucht werden mögen, was bisher nicht der Fall ist. Bastian bezeichnet nämlich die Vorstellungen, welche der primären und einheitlichen ethnisch-psychologischen Grundschichte des menschlichen Denkens entspringen, als Elementargedanken Sie umfassen besonders Alles, was mit der Personificirung des gesammten Makro- und Mikrokosmos zusammenhängt. Der Völkergedanken fasst dagegen die Eigenthümlichkeiten des Gesellschaftsbewusstseins zusammen, welche sich aus der Verschiedenheit der geschichtlichen Entwicklung jeder einzelnen Volksgruppe ergeben; nur in diesem Sinne kann man von einem deutschen, russischen, chinesischen Völkergedanken sprechen. **Andrian.**

38.

Schurtz, Dr. H.: Die Anfänge des Landbesitzes. (Zeitschrift für Socialwissenschaft, III. Bd., 1900, S. 245—255, 352—361.)

Die Frage nach der Entstehung des Landeigenthums hat bereits wiederholt den Gegenstand eingehender gelehrter Untersuchungen abgegeben. Wir nennen nur die Werke von de Laveleye[1]), Sir Henry Maine[2]), Morgan[3]), Hildebrandt[4]), Kovalevsky[5]) u. s. w. Ausserdem haben Herbert Spencer, Post, Letourneau, Kohler u. A. in ihren sociologischen Arbeiten mit der Entstehung des Landbesitzes sich in ziemlich ausgedehntem Masse beschäftigt. Sch., welcher zu den tüchtigsten und fleissigsten Forschern im Gebiete der gesammten Völkerkunde zählt und durch seine früheren Arbeiten[6]) auf dem engeren Gebiete, welches auch die jetzt zu referirende Arbeit behandelt, viel versprechende Hoffnungen erweckt hat, versucht in der vorliegenden Studie, ohne gerade eine Polemik gegen seine Vorgänger zu führen, den Stoff von einem andern Gesichtspunkte aus zu behandeln und so die Fehler seiner Vorgänger, welche er auf zu vorschnelles Schematisiren zurückführt, zu vermeiden.

Obwohl Sch. unseres Erachtens den Schaden, welcher der Entwicklung der wissenschaftlichen Völkerkunde durch die Aufstellung und Beibehaltung gewisser Schemata, namentlich für die Erkenntnis des historischen Entwicklungsganges der Civilisation, erwachsen ist, entschieden übertreibt, hat er gewiss mit seiner Behauptung Recht, dass in Folge des Festhaltens an jenen zumeist veralteten Schemata die Sitten und Einrichtungen der heutigen Naturvölker allgemein als die Vorstufen der betreffenden Institutionen der Culturvölker angesehen und daher vollkommen missdeutet worden sind. „Es sind also vielfach nicht Vorstufen, sondern grade Extreme der Entwicklung, die uns die Naturvölker zeigen," sagt Sch. Es fällt gewiss keinem Darwinianer ein, zu behaupten, dass die heutigen Affen jene entwicklungsgeschichtliche Stufe repräsentiren, auf welcher sich auch einst das Genus homo befunden hat. Auch sie repräsentiren ein Extrem der Entwicklung, der Mensch das andere. Ebenso müssen wir uns hüten, für die culturgeschichtliche Entwicklung der Menschheit eine Art Stammbaum aufzustellen und den Naturvölkern einen Platz an der Basis oder dem Stamme desselben anzuweisen. Die Verhältnisse liegen ganz anders. Durch die stetige Berücksichtigung dieses Gedankens im Verlaufe seiner Arbeit gewinnen die Resultate Sch. hervorragenden Wert.

Sch. unterscheidet zunächst zwischen Stammes- oder Familienbesitz einerseits und dem Anrecht des Einzelnen auf ein bestimmtes Stück Land andererseits. Ferner (und die Unterscheidung ist besonders wichtig) zwischen Wohn- und Erwerbsgebiet. Die primitivste Besitzform ist der Stammes- oder Familienbesitz; erst allmälig entstehen Besitzrechte Einzelner auf bestimmte Theile des ursprünglichen Gemeinbesitzes. Wo sich Besitzrechte einzelner Familien (und ebenso einzelner Individuen) herausbilden, beziehen sie sich anfangs vielmehr auf die wirtschaftliche Nutzung, als auf den Boden selbst. Beweis dafür die weite Verbreitung der Erscheinung, dass das Land und die darauf stehenden Fruchtbäume verschiedenen Besitzern gehören. Auch die primitiven Formen des Feldbaues bedingen keineswegs einen dauernden Anspruch auf Grundbesitz. Hier kommt Sch. zur Entdeckung der beachtenswerthen Thatsache, dass mit der Einführung des Ackerbaues der Bodenwert zunächst nicht steigt, sondern sinkt.

Man sieht, Sch. war, trotz seines Predigens gegen alles Schematisiren, selbst auf dem besten Wege in den von ihm gerügten Fehler zu verfallen; doch besinnt er sich noch beizeiten und gesteht ein, dass die oben in grossen Zügen gegebene Darstellung keineswegs für die vielen verschiedenen Formen des Grundbesitzes bei den primitiven Völkern genüge. So muss man die Existenz von unsteten Völkern ohne jeden Landbesitz zugeben (die zigeunerhaften Wandervölker), wenn auch, nach unserer Meinung, die Ursachen für das Fehlen des Landbesitzes bei ihnen anderswo liegen, als Sch. sie sucht. Die zigeunerhaften Wanderstämme hatten wohl alle ehemals Stammes- oder Familien-, vielleicht auch selbst Einzelbesitz, welchen sie in Folge von Niederlagen im Kriege, durch welche der Stamm als Ganzes um seine politische Selbständigkeit kam, einbüssten. Die Untersuchung nach der Bedeutung der Sclaverei im Wirtschaftsleben der Völker durch Nieboer[1]) hat hier manchen dunklen Punkt aufgehellt.

Auffällig ist der Gegensatz, welchen wir oft bei mehreren naheverwandten, auf derselben Culturhöhe stehenden Völkern hinsichtlich der Besitzrechte antreffen. Die Indianer der Plains (grossen Ebenen) Nordamerikas haben keine scharfbegrenzten Jagdgründe, bei den waldbewohnenden Indianern dagegen verfügt jede Familie über ihr bestimmtes Jagdgebiet. Aehnliche Verschiedenheiten finden wir auch unter den primitiven Ackerbauern, wie Sch. es in sehr lehrreicher Weise durch die Schilderung der Grundverhältnisse bei den Bewohnern von Britisch-Neu-Guinea illustrirt.

Die Entstehung des ersten rein persönlichen Grundbesitzes führt Verf. vielfach auf mystische Ideen zurück (Todtenkult, Totemismus) und bringt zum Beweis dessen einige Belegstellen aus Australien und von den alten Bewohnern Neu-Seelands bei. Bei letzteren findet sich die Anschauung, dass Jeder auf das Stück Land, wo er geboren ist, ein lebenslängliches Anrecht behält. Begründet wird dies Anrecht damit, dass hier das erste Blut des Neugeborenen (beim Abschneiden der Nabelschnur) vergossen worden sei. Ferner besass Jeder Eigenthumsrechte auf den Ort, wo seine Nachgeburt begraben lag. Ferner hatten (in Neu-Seeland) die Nachkommen ein Anrecht auf das Land, wo nahe Verwandte begraben lagen, aber auch auf das, wo Verwandte getödtet und verzehrt worden waren. Endlich wurden Besitzansprüche dadurch geschaffen, dass Jemand in einer gegen ihn geschleuderten Verwünschung

---

[1]) de Laveleye E, De la propriété et de ses formes primitives. Paris 1874.

[2]) Maine Sir H. S., Ancient Law. London 1861. — Ders., Early history of Institutions. 4d Ed., London 1885.

[3]) Morgan L., Ancient Society. London 1877.

[4]) Hildebandt, Recht und Sitte auf den verschiedenen wirthschaftlichen Culturstufen. Jena 1896.

[5]) Kovalevsky, L'Évolution de la famille et de la propriété. 1889.

[6]) Grundriss einer Entstehungsgeschichte des Geldes. Weimar 1898. — Werthvernichtung durch den Totenkult. — Wirthschaftliche Symbiose. (Zeitschrift für Socialwissenschaft. I. 1898.)

[1]) Slavery as an Industrial System. Haag 1900

in Zusammenhang mit einem Landstrich oder mit Gewächsen, Thieren etc. des Landes genannt wurde. Alle diese mystischen Ansprüche dürften jedoch im täglichen Leben keine Bedeutung besessen haben, sondern erst beim Verkaufe des Landes hervorgetreten sein.

Es wäre von Interesse, zu erfahren, ob sich nicht auch bei den modernen Culturvölkern Survivals von mystischen auf den Landbesitz bezughabenden Vorstellungen erhalten haben. Leider hat die Volkskunde dem Gegenstande bisher noch wenig Aufmerksamkeit zugewendet. Es wäre namentlich in der Richtung nachzuforschen, ob nicht bei der Entstehung des unbeweglichen Eigenthums der Kirche solche mystische Ideen im Spiele waren.

Es ist das grosse Verdienst von Sch., in seiner Abhandlung gezeigt zu haben, dass die Bodenbesitzverhältnisse bei den primitiven Völkern im Gegensatze zu den landläufigen Vorstellungen nichts weniger als einfache sind, und dass es noch langer gründlicher Forschung in inductiv-comparativer Richtung bedürfen wird, bis wir zu einem klaren Verständnisse der mit dem Grundbesitze verknüpften Anschauungen der Naturvölker gelangen werden. Der noch immer fühlbare Mangel an eingehenden Specialberichten für die einzelnen noch im Naturzustande verharrenden Völker macht sich gerade in diesem Gebiete, wo die oft oberflächlichen und einseitigen Nachrichten der Missionäre und geographischen Reisenden häufig gänzlich versagen, in besonderem Masse fühlbar. Die Entwicklungsgeschichte des Grundbesitzes auch nur in groben Zügen feststellen zu wollen, ist daher gegenwärtig entschieden verfrüht. Möge dies zur Warnung für die der historischen Schule angehörigen Nationalökonomen, welche sich mit dem Gegenstande beschäftigen, dienen. Die Erforschung der Entwicklung des Grundbesitzes und der Flurverfassung der Culturvölker und die Forschung nach den Verhältnissen von Grund und Boden bei den Naturvölkern können nebeneinander einhergehen, sich auch gegenseitig unterstützen und aufeinander aufklärend wirken. Doch müsste es zu einem grossen Irrthume führen, wollte der Nationalökonom auf eigene Faust ethnologische Facta, ohne die unerlässlichen Vorkenntnisse über die Psyche der Naturvölker übernehmen und in den Rahmen seines Lehrgebäudes einfügen. Auch der Geschichtsforscher muss dem Linguisten das Feld räumen, bis letzterer die Inschriften entziffert und die Codices übersetzt hat, um alsdann die Früchte dieser Thätigkeit einzuheimsen. Auch die Nationalökonomie wird dereinst reichen Gewinn aus der ethnologischen Forschung ziehen, ja es ist anzunehmen, dass alsdann die Grundlagen der erstgenannten Wissenschaft eine totale Umbildung zu gewärtigen haben werden. Aber die Ethnologie ist eine junge Wissenschaft und die Zahl ihrer Jünger gering. Man muss sich daher in ihr auf langsames Fortschreiten gefasst machen und darf nicht überall gleich exacte Resultate fordern. Wird aber der Völkerkunde die nöthige Zeit des Schaffens gegönnt, so wird sie eine ihrer wichtigsten Aufgaben, für die Sociologie und Nationalökonomie die empirische Grundlage zu liefern, nicht blos voll und ganz erfüllen, sondern sie wird mehr leisten: sie wird auch Fingerzeige geben für die allgemeinen Gesetze, welche aus der Entwicklung der Menschheit in socialer und rechtlicher Beziehung sich ableiten lassen.

Dr. Rich. Lasch (Horn).

39.

„Český lid.“ (Das tschechische Volk.) VIII. Band (1898—1899). Prag 1899, 8°, VIII, 432 S.

Seit lange schon hat sich die sechsmal jährlich erscheinende tschechische Zeitschrift „Český lid“ als eine vortreffliche Publication bewährt. Die Fülle von Materialien, die bedeutende Anzahl der Mitarbeiter, die zahlreichen gut ausgeführten Abbildungen berechtigen zu dem Schlusse, dass der Redacteur, Dr. Zíbrt, Docent der Culturgeschichte an der tschechischen Universität in Prag, bei dem tschechoslavischen Publicum ein reges Interesse an der Ethnographie und dem Folklore gefunden (und theilweise auch erweckt) hat.

Die so wertvollen und gründlichen Arbeiten des Redacteurs auf dem Gebiete der Culturgeschichte Böhmens, sowie seine zahlreichen Veröffentlichungen von ethnographischen Materialien aus früheren Jahrhunderten, die er in Archiven und in Privatsammlungen auffand, haben die Leser und Mitarbeiter des „Český lid“ sichtlich beeinflusst. So begegnen wir also hier einer Reihe von Beiträgen zur Volkskunde Böhmens in vergangenen Zeiten.

Vor Allem hat Zíbrt selbst auf diesem Gebiete eine die anderen an Umfang übertreffende Arbeit geliefert, welche er als einen „Versuch zu einer rationalistischen Erklärung des tschechoslavischen Volksglaubens am Ende des XVIII. und am Anfange des XIX. Jahrhunderts“ bezeichnet, deren Hauptinhalt sich auf Auszüge aus dem vom Pfarrer Javornický im Jahre 1827 verfassten und jetzt höchst selten gewordenen Buche: „Lucian, syn Fortunatův, aneb kniha o pověrách“ (Lucian, der Sohn des Fortunatus, oder das Buch vom Aberglauben) stützt. Auch zwei Räthselsammlungen, die eine aus dem XVII. Jahrhundert und bisher ungedruckt, die andere einem im Jahre 1808 veröffentlichten Volksbüchlein entlehnt, bringt Zíbrt zum Abdrucke.

Neben ihm lieferten verwandte Beiträge: Tomíček (Der Leitomischler Bauer im XVI. Jahrhundert), Podlaha (Intermedien aus den Jahren 1644—1646 und ein Lied „Von den Drangsalen des Bauers“ aus dem XVII. Jahrhundert), Prof. Winter (Alttschechische Studentenfeierlichkeiten), V. Schulz (sehr zahlreiche Belege aus den Archiven), Hoffer (Notiz über eine gedruckte Beschreibung Mährens und Böhmens aus dem Jahre 1730), Hykeš (unveröffentlichte „Vorschriften für Landwirthe aus dem Jahre 1760“), Vyhlídal, „Die schlesische Küche um das Jahr 1845“), Křivý (Faschingsfeier in Trebitsch in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts), Hellich (Frauentrachten in Böhmen im Jahre 1848), Tykač (Volksrebus aus dem Jahre 1835) und Šimák (Die mittelalterlichen Verkehrswege Nordböhmens).

Viel Platz wurde den Trachten und der Volkskunst gewidmet. So handelt Lego über die Ornamentik der Volksstickereien in Südböhmen, Janša über die Trachten der schlesischen Slaven und Vlcka über die alten Trachten in Friedek. Zur mährischen Costümkunde liefert Klvaňa, zur böhmischen Frau Renata Tyrš Beiträge. Ich nenne hier noch drei andere Beiträge von Koula (Von der tschechoslavischen Majolica), von Velc (Das Sessel- und Bänkeornament in Schlan) und von Síma (Initialien der tschechischen Volksdrucke).

Nejedlý schliesst seine Studie über das böhmische Haus ab. Brož bringt Abbildungen der Kreuzfiguren aus der Um-

gebung von Pilsen und Teltsch, Rozum solche aus verschiedenen Gegenden Böhmens.

Kessler, Vluka und Frau Čížek liefern Beiträge zur Volksmedicin (die beiden letzteren beschränken sich auf Schlesien); Vluka schildert auch schlesische Hochzeitsbräuche. Vyhlídal beschreibt in drei Beiträgen das Dreikönigsfest, die Küche und die Rosenkranzgebete der Tschechoslaven in Schlesien; ausserdem theilt er Einiges über die Deutung der Vogelstimmen mit. Hraše berichtet von dem im Dorfe Rattai (Böhmen) noch bestehenden Volksglauben, dass der Athem des Wiesels giftig sei. Auf den Volksglauben beziehen sich noch die Beiträge Klvaňa's (Volksglaube in Mähren), Benetka's (Donner und Blitz), Šilhavý's (Die *divy ženy*, eine Art Nixen), Soukup's (Das Blicken durch ein Baumastloch; Das Suchen eines Ertränkten mit der Kerze), Blažek's (Feuerbrand und Hagelschlag in der Umgebung von Chrudim), Košťál's (Der dienstfertige Teufel).

Geburtsbräuche und Geburtsaberglauben der Slowaken im Comitat Gömör und Kis-Hont beschreibt Frau Vansa, die ausserdem einen Aufsatz von Kinderspielen geliefert hat. Košák handelt von der Krankheit, dem Tode und der Bestattung in der Gegend von Rokitzan. Den Volksfeierlichkeiten sind die Beiträge Zítek's (Südtschechische Spiele und Feierlichkeiten), Konopas' (Der St. Annatag in Jung-Bunzlau), Soukup's (Das St. Annafest) und Liška's (Das Köpfen des Hahnes) gewidmet.

Viel weniger wurde das Volkslied und die Volkssage berücksichtigt. Doch finden wir einige Volkslieder über das Jahr 1866 von Řezníček mitgetheilt (warum schreibt er sie aber prosaartig und nicht zeilenweise nieder?). Bartoš gibt einige mährische Scherzlieder, die er nach der Veröffentlichung seiner vortrefflichen Liedersammlung aufgezeichnet hat, und Holuby einige slowakische Volkslieder. Sprichwörter sind nur durch einen kleinen Beitrag von Bartoš vertreten. Etwas besser ist es den Volkssagen und Märchen ergangen. Otruba theilt eine Sage vom General Špork mit, Kulda veröffentlicht eine Anzahl Märchen aus der Umgegend von Sloup, Čižmář und Hošek bringen ebenfalls mehrere Märchen, der erste aus der Slowakei, der andere aus Swojanow. Von einzelnen Märchen nenne ich dasjenige Soukup's (Warum kennen die Menschen den Tag ihres Todes nicht mehr?) und Moravec' (Bruchstück der Lenorensage).

Hie und da finden wir Beiträge zur Kenntnis des Volkslebens. Adámek handelt von Volkstänzen, Svoboda von den Grüssen des tschechischen Volkes und Smutný von den „alles wissenden" Landleuten.

Wie wir sehen, ist die Menge der im „Český lid" enthaltenen Materialien sehr bedeutend. Ich muss hier nur bemerken, dass die meisten Aufsätze nur je mehrere Seiten zählen und dass grössere monographische Arbeiten nur spärlich vertreten sind. Von diesen kann ich blos Klíma's „Tschechische Ansiedlungen in Unterungarn", Malec' „Kroatische Ansiedlungen in Mähren" und Eljasz-Radzikowski's Arbeit über das slowakische Dorf Gerlsdorf in der Tatra anführen.

Von den Versuchen, die gesammelten Materialien zu bearbeiten, finden wir nur einen: Hlavinka's „Die Natur als Gevatterin der Volkslieder", wo der Verfasser die Rolle, welche die Natur in der Volksdichtung spielt, ziemlich kurz behandelt. An synthetischen Abhandlungen herrscht also ein empfindlicher Mangel. Literaturbesprechungen fehlen vollständig.

Schliesslich sind noch Zíbrt's anregender Aufsatz „Die Photographie im Dienste der Volkskunde" und seine „Ethnographisch-culturgeschichtliche Bibliographie" hervorzuheben. Die letztere, 64 Seiten stark (als separater Bogen vier Heften des „Český lid" angefügt), enthält 876 Titelangaben, denen gar häufig eine mehrzeilige Inhaltsangabe angeschlossen wurde.

Paris. **W. Bugiel.**

40.

Lew, H.: Żydowski humor ludowy. (Der jüdische Volkshumor.) Warschau 1899.

Die polnischen Juden wurden bisher in volkskundlicher Beziehung wenig untersucht. In den letzten Jahren aber haben Dr. Biegeleisen, B. Segel und insbesondere H. Lew Namhaftes auf diesem Gebiete geleistet. Der letztere lieferte in der in Warschau erscheinenden polnischen Wochenschrift „Izraelita" vortreffliche Beiträge zur jüdischen Volksmedicin, beschrieb eingehend die jüdischen Todtenbräuche und veröffentlichte ein Programm zur Sammlung der jüdischen Volksmaterialien.

Das vorliegende Werk zerfällt in zwei Theile, von welchen der erste die sogenannten „Chojsek's" oder Volkswitzbolde behandelt. Die „Chojsek's" betreiben kein Handwerk — und wenn, so blos gelegentlich —, besuchen aber gerne grössere Versammlungen, mischen sich unter die Hochzeitsgäste, sind bei Familienfesten zu sehen und ergötzen überall die Leute. So kommt ihnen hie und da etwas Speise und Trank zugute, womit sie das Leben fristen. Man könnte sie demnach für Schmarotzer halten. Der Umstand aber, dass die Chojsek's trotzdem vom Volke geachtet werden und dass ihre Anzahl ziemlich bedeutend ist, lässt mich ihre gesellschaftliche Stellung anders auffassen. Es scheint mir, dass man sie einigermassen mit den orientalischen, besonders in den Kaukasusländern und in Indien heimischen Volkserzählern vergleichen könnte. Nach Jacolliot[1]) gibt es in Indien eine Art Volkserzähler, welche zu gewissen Zeiten alljährlich von Dorf zu Dorf ziehen; wenn sie in einer Hütte Halt machen, finden sie sogleich eine Anzahl Zuhörer, die während einiger Tage beständig wächst, erzählen Märchen und Schwänke, bekommen einigen Lohn und verlassen hierauf das gastliche Dorf, um ein anderes, benachbartes, zu besuchen. Es wäre also von Belang, zu wissen, ob nicht zwischen der jüdischen Gesellschaft und den Volkswitzbolden ebenfalls eine solche gegenseitige stumme sociale Verpflichtung besteht, wie im Orient. Vielleicht gibt es jetzt nur noch Spuren von dieser Denkungsart bei den polnischen Juden; immerhin aber würde es sich lohnen, ihnen nachzugehen. Auch wäre es in psychologischer Hinsicht wichtig, diese volksthümlichen Gestalten näher zu untersuchen. Wir können in ihnen unzweifelhaft die Autoren mancher Schwänke und Anekdoten sehen, welche heute zum Gemeingut des Volkes geworden sind. Aus diesem Grunde schon möchte man gerne etwas tiefer in's Dasein und Treiben der Chojsek's von ihrer Geburt an bis zum Tode blicken. Die Folkloristen haben hier demnach ein sehr interessantes Thema, und vor allem erwarten wir von H. Lew eine diesbezügliche, gründliche Arbeit.

Der Verfasser theilt uns Anekdoten mit, welche den drei bekanntesten Volkswitzbolden zugeschrieben werden. Der

[1]) Voyage au pays des jungles. Paris 1881.

erste von ihnen heisst Froim Grajdygier; ob und wann er gelebt hat, sagt Lew, kann einstweilen nicht ausgemacht werden. Hier haben wir also ein ganz modernes Beispiel, wie Volk und Volksautoren vollständig in einander verwachsen. Der Urheber der Anekdoten ist gestorben, man hat ihn theilweise vergessen, und was er geschaffen hat, ist so volksthümlich, dass man nicht bestimmen kann, was von ihm und was nicht von ihm ist. Schliesslich wird seine Person selbst legendär. Allerlei Volkswitze reihen sich um diese Gestalt. Ihre weitaus grösste Zahl aber trägt ein lebemännisches Gepräge oder wenigstens alltäglichen Charakter. Viel bissiger und tiefgehender erscheint der Humor bei dem zweiten Chojsek: Herschek aus Ostropol. Von diesem weiss man, dass er einige Zeit Schlächter war. Eine im Jargon gehaltene Sammlung seiner Spitzfindigkeiten gab im Jahre 1892 B. Szuchman in Warschau heraus. Aus dieser hat Lew einen Theil übersetzt, und das von ihm Gebrachte ruft in uns das Begehren wach, die ganze Sammlung kennen zu lernen. Als ein besonders geeignetes Beispiel der satyrischen Art Herschek's führe ich folgende Anekdote an: Herschek erzählte dem Rabbiner Reb Boruch so ein Ereignis: „Heute Früh komme ich aus dem Hause. Unterwegs begegnet mir der Engel des Bösen und fragt mich, wie ich mich befinde. ‚Schlecht,' antworte ich, ‚ich habe kein Geld und der Sabbath naht.' — ‚Geh,' sagt mir der Engel, ‚zum Rabbiner, stiehl ihm einen silbernen Leuchter oder Löffel, und was du dafür als Erlös erhältst, wird genügen, dass du die Sabbathausgaben bestreitest.' Ich gehe weiter, da begegnet mir der Engel des Guten; der fragt mich auch nach meinem Befinden. Ich erzähle ihm, wie schlimm es mir geht, und was mir der Engel des Bösen gerathen hat. ‚Bei Gott, versündige dich nicht!' ruft er aus. — ‚Ja, aber ich möchte nicht des Hungers sterben.' — ‚Nun, nun, du wirst dir doch Rath schaffen; wende dich übrigens persönlich an den Rabbiner.' — ‚Wenn du so freundlich bist, so thue es für mich . . .' — ‚Ja,' antwortet der Engel des Guten, ‚ich würde es vom Herzen gern thun; aber siehst du, ich habe bis jetzt noch niemals die Schwelle des Rabbinerhauses übertreten . . . .'"

Auch die Schwänke des dritten Volkswitzboldes Motka Chabat wurden bereits von M. J. Lewitan in Wilna veröffentlicht. Es sind eigentlich flüchtige und oberflächliche „bons mots", die, wie Lew richtig bemerkt, manchmal an die Witze der „Fliegenden Blätter" erinnern, ohne jedoch dem Volksgeiste zu widersprechen.

An den Proben, die uns der polnische Folklorist mittheilt, können wir die Mannigfaltigkeit der Charaktere und Temperamente auch bei den Volkswitzbolden feststellen: Der genussfrohe Froim, der satyrische Herschek und der mittelmässige Motka bilden jeder für sich einen besonderen Typus.

Nachdem ich oben schon einige Desiderata bezüglich der Arbeiten über die Chojsek's geäussert habe, will ich noch darauf verweisen, wie sehr die Volksautoren und Volkserzähler eine wissenschaftliche Würdigung verdienen. Bis jetzt beschäftigte man sich beinahe gar nicht mit der Persönlichkeit der die Märchen und Schwänke erzählenden oder die Volkslieder vorsingenden Leute. Indes verdienen sie Beachtung. Es sind eigens geartete Individuen (den Beweis davon liefert der Umstand, dass in jedem Dorfe zumeist nur einige Personen eine bedeutendere Anzahl Märchen oder Lieder kennen) mit mehr oder weniger dichterischer oder schwärmerischer Anlage, sowie mit viel Intelligenz, und als solche in folkloristisch-psychologischer Beziehung recht interessant. Sie bewachen den Schatz der Volksdichtung, sie schaffen manchmal Neues, sie passen die Stoffe den neuen Umständen an, kurz nnd gut, sie spielen eine viel zu bedeutende Rolle in der Volksliteratur, als dass man sich, wie bis nun, höchstens mit der Wiedergabe ihres Porträts zufriedenstellen sollte.

Der zweite Theil des Lew'schen Buches führt den Titel: „Das jüdische Abdera". An Abderiten mangelt es nirgends, und die polnischen Juden sehen als ihre Heim stätte das Städtchen Chelm an. Warum eben Chelm? Das liesse sich ebensowenig, wie die Frage: Warum eben Abdera? beantworten.

Wie die übrigen Abderiten, sind auch die Chelmer von unübertrefflichem Scharfsinne. Dafür nur einige Beispiele: Ein Spatz verunreinigt ein heiliges Buch in der Synagoge. Man beschliesst, ihn also zur Strafe vom Dache herabzuwerfen. Damit er aber sicher hinunterfalle, lässt man auf's Dach den Synagogenwärter steigen, bindet den Sperling an ihn und stösst dann beide hinab.

Eine Katze kommt alle Tage auf das Dach der Synagoge und stört durch ihr Miauen die Gebete. Dafür verdient sie gewiss den Tod. Um das Urtheil zu vollstrecken, zündet man im Augenblicke, wo sie wieder zu miauen anhebt, die Synagoge an.

Die jüdische Gemeinde von Chelm beschloss, ein neues Badhaus zu errichten. Wie sollen aber die Bretter drinnen sein? Gehobelt oder ungehobelt? Sind sie gehobelt, so wird man leicht ausgleiten und sich den Hals brechen können. Wird es aber nicht demüthigend sein, wenn eine so ehrwürdige Gemeinde, wie diejenige von Chelm, ungehobelte Bretter im Badhause hat? Man löste das schwierige Problem, indem man die Bretter auf der abgekehrten Seite hobeln liess.

Unter den Abderitenschwänken finden wir die von Goethe dichterisch bearbeitete Geschichte vom Gutmann und Gutweib. Die neulich von Johannes Bolte in seinem „Danziger Theater im XVI. und XVII. Jahrhundert" gegebene vortreffliche Zusammenstellung dieses Themas wird somit um eine neue Fassung bereichert. Hier begegnen wir auch der sonstwo verbreiteten Geschichte vom Abderiten, der nach einer Stadt (hier nach Lublin) geht, sich unterwegs schlafen legt und seine Füsse in der Richtung seines Reisezieles ausstreckt. Es geht aber Jemand vorüber, dreht den Schlafenden nach entgegengesetzter Richtung um, und wie dieser hierauf seinen Weg in der Richtung seines improvisirten Wegweisers fortsetzt, kann er seine Verwunderung nicht mässigen, als er Lublin seinem geliebten heimischen Chelm ganz ähnlich findet und unterwegs sogar einem ebenso wie seine Ehehälfte triefäugigen und ihn mit Scheltworten überhäufenden Weibe begegnet. „Nun, nun, welches Wunder! Die ist doch ganz ähnlich meinem Frauchen . . ."

So ziehen in bunter Reihe diese witzigen Geschichtchen an uns vorüber. Lew hat sie kurz und bündig wieder erzählt. Schade nur, dass er nicht angegeben hat, wo und von wem er die einzelnen Volkserzählungen hörte.

Es wäre zu wünschen, dass diesem ersten Bändchen möglichst bald ein ebenso reichhaltiges zweites und drittes folge.

Paris. **W. Bugiel.**

41.

Die Batikkunst in Indien und ihre Geschichte. Herausgegeben von G. P. Rouffaer und Dr. H. H. Juynboll. Mit mehr als 100 Volltafeln und Abbildungen im Texte. (Veröffentlichungen des Niederländischen Reichsmuseums für Völkerkunde in Leiden.) Haarlem. H. Kleinmann & Co.

Das, was der beschreibenden Völkerkunde heute mehr als alles Andere noththut, ist die Veröffentlichung der in den verschiedenen Museen im Laufe der letzten Decennien angehäuften Schätze. Das kann auf zweierlei Art geschehen. Entweder publiciren die Museen einfach das Rohmaterial, wobei gute Abbildungen die Hauptrolle spielen, sammt den Daten, welche sie darüber erhalten haben und die ja immer mehr oder weniger zufällig sind, oder die Publicationen werden zu einzelnen Monographien abgerundet, in welchen der Stoff möglichst erschöpfend behandelt wird. Der letztere Weg ist gewissermassen der ideale. Er hat den einen Nachtheil, dass er der weitaus schwierigere ist und dass in Folge dessen viel weniger Material zur Publication gelangt. Man findet eben nicht leicht tüchtige Fachmänner, welche einem Stoffe Jahre der Mühe und Arbeit opfern können.

Beispiele für Publicationen in der einen oder anderen Richtung liegen uns schon mehrere vor. Die Direction des ethnographischen Reichsmuseums in Leiden hat uns schon einmal mit einer solchen prächtigen Monographie beschenkt[1]). Gegenwärtig lässt dieselbe eine zweite solche Monographie erscheinen, deren erste Lieferung vor Kurzem ausgegeben wurde und hier zur Besprechung gelangen soll.

Den Gegenstand des Werkes bildet das sogenannte Batikverfahren, das ist die Kunst, weisse Kattuntücher durch eine eigene, auf Java seit altersher geübte Methode mit verschiedenfärbigen Mustern zu versehen, welche dann zu den beiden Hauptkleidungsstücken der Eingeborenen, dem Sarung und dem Slendang verwendet werden. Ersterer dient Männern wie Weibern zur Bedeckung des Unterkörpers und der Beine; letzterer den Weibern zur Bekleidung des Oberkörpers.

Das Verfahren besteht in Folgendem. Auf ein weisses Kattuntuch werden mittelst eines kleinen Instrumentes, des *tjanting,* welches flüssiges Wachs enthält, auf beiden Seiten die Muster aufgezeichnet. Ist nun das Tuch ganz fertig, so erscheinen die Muster von einer festen Wachsschichte bedeckt. Das Tuch wird nun in diesem Zustande in einen beliebigen Farbstoff eingetaucht. Jene Stellen, welche von der Wachsschicht frei sind, werden dadurch gefärbt, also hier die Zwischenräume zwischen den Mustern. Steckt man hierauf das Tuch in heisses Wasser, so schmilzt das Wachs weg, und das geplante Muster erscheint weiss auf färbigem Grunde. Das ist in den einfachsten Umrissen das sogenannte Batikverfahren, also ein Färben des fertigen Stoffes mit Hilfe einer ganz eigenen Methode. In der Regel bleiben die Muster nun nicht weiss, sondern werden anders gefärbt, als der Grund. Zu dem Ende muss das Batikverfahren wiederholt werden, indem man jetzt die schon gefärbten Stellen mit Wachs überzieht und die jetzt weissen Muster frei lässt. Durch Eintauchen in einen neuen Farbstoff werden letztere jetzt gefärbt, und nach Entfernung des Wachses hat man nun ein zweifärbig gemustertes Tuch. Oft wird schon dem ganzen Tuch von vorneherein im Ganzen eine einfärbige, meist lichte Grundfarbe gegeben, welche dann stellenweise durch die zweite Farbe gedeckt wird. Durch Wiederholung dieses Verfahrens, respective eine entsprechende Combination, kann man einem solchen Tuch geradezu beliebig viele Farbennuancen beibringen, wobei jedoch die Arbeit schon sehr complicirt wird. Dadurch erhöht sich auch der Werth des Stoffes, der bei feiner Musterung und mehreren Farbentönen oft einen sehr beträchtlichen Preis erreichen kann.

Soviel zum Verständnis der Methode, die hier ja nur in den allgemeinsten Umrissen skizzirt ist. In Wirklichkeit ist das Verfahren weit complicirter und erfordert grosse Erfahrung, sowohl beim Batikken[1]), wie beim Färben u. s. w. Das ganze Verfahren ist daher auf Java zu einer richtigen Kunstübung geworden, die hier ausschliesslich in den Händen der Frauen liegt.

Kehren wir nun zu unserem Werke zurück. Dasselbe behandelt den Gegenstand in seinem ganzen Umfange nach folgenden Gesichtspunkten:

1. Die Technik des Batikkens auf Java.

2. Die Geschichte des Batikkens und der Batikmuster auf Java.

3. Die Frage nach dem Ursprunge dieses eigenthümlichen Färbeverfahrens, seiner localen Verbreitung im Malayischen Archipel und die Frage, ob ein innerer Verband besteht mit einem ähnlichen Wachsfärbeverfahren im Süden von Vorderindien oder nicht.

4. Die javanischen Batikmuster, ihre Namen und deren Bedeutung; sowie die atjehsche Batikkunst.

5. Die Bedeutung, welche diesem indonesischen, speciell javanischen Kunstgewerbe, in praktischer, wie künstlerischer Hinsicht, neben den übrigen Künsten jenes Gebietes und dessen Nachbarschaft zukommt. Hieran anschliessend, soll der Einfluss, welchen das Batikken auf das Abendland und umgekehrt dieses auf jenes geübt, untersucht werden.

Das ist Wort für Wort das Programm, welches sich die gelehrten Verfasser gesteckt haben. In einer längeren Einleitung setzt uns nun Herr Rouffaer diesen Plan näher auseinander und bespricht namentlich eingehend das umfassende Material, auf dem die ganze Arbeit aufgebaut ist. Wir erfahren daraus, mit welcher Sorgfalt dasselbe ausgewählt und zusammengestellt wurde. Diese minutiöse Auswahl ist für uns die beste Gewähr dafür, dass wir es hier mit einem Werke ersten Ranges zu thun haben, nicht nur, was den Gegenstand selbst betrifft, sondern auch in Bezug auf die hiebei befolgte Methode. Wie sehr diese detaillirte Behandlung am Platze ist, zeigt uns dieser Verfasser an mehreren von ihm angeführten Beispielen. Eines derselben betrifft die Frage, ob das heute auf Java geübte Batikverfahren auch in Atjeh geübt wird. Aus der Literatur lässt sich diese Frage heute nicht entscheiden. Dr. C. Snouck-Hurgronje spricht sich in seinem Standardwerke: De Atjehers. Batavia-Leiden 1893 bis 1894, dahin aus, dass die Kunst des Batikkens in Atjeh nicht bekannt sei. Gleiche Erklärungen geben genaue Kenner der Atjeher (recte Atschinesen), wie K. F. H. van Longon und

[1]) De Wajang Poerwâ. Von Dr. L. Serrurier. Leiden 1896.

[1]) Die hollandisirte Zeitwortform des javanischen Wortes *batik.*

der frühere Gouverneur von Atjeh, General C. Deykerhoff ab. Und doch muss hier irgendwo ein zweites Centrum dieser merkwürdigen Kunst existiren, da eine Anzahl Stoffe mit ganz charakteristischen Atjehmustern bekannt ist, welche nicht auf Java erzeugt sein können. Wir sehen dem betreffenden Capitel in einer der folgenden Lieferungen, welche diese Frage eingehend behandeln soll, mit dem grössten Interesse entgegen.

Eine zweite hochinteressante Frage ist die folgende. In einem älteren javanischen Schriftchen findet sich die Beschreibung gewisser verschiedenfärbiger geblumter Tücher, welche streng von den gebatikten Tüchern unterschieden werden. In den holländischen Sammlungen waren solche geblumte Tücher absolut nicht auffindbar, und erst eine directe Anfrage in Surakarta hatte durch hochvermögende Vermittlung das Resultat, dass eine Anzahl solcher Muster eingeschickt wurde. Bei einer oberflächlicheren Behandlung des Gegenstandes wäre dieses wichtige Vorkommen eines andersartigen Färbeverfahrens neben dem Batikken vielleicht unbemerkt geblieben. Es ist das ein Beweis dafür, mit welcher Gründlichkeit die Verfasser ihre Aufgabe erfasst haben und welcher Wert solchen eingehenden Monographien innewohnt. Auch diesem Capitel sehen wir in den weiteren Lieferungen mit Interesse entgegen.

Von besonderer historischer Bedeutung dürfte auch das Capitel über die Verbreitung des Batikverfahrens und ähnlicher Methoden des Färbens werden. Wir sind besonders auf die Ausführungen über ein ähnliches, im südlichen Vorderindien geübtes Färbeverfahren, das freilich mit anderen Mitteln zu einem ähnlichen Resultate kommt, gespannt.

Auf die Einleitung folgt eine sieben Quartseiten füllende Bibliographie, welche wohl alles das aus der Literatur enthält, was mit dem behandelten Stoffe irgendwie zusammenhängt.

Die uns vorliegende erste Lieferung bringt in ihrem ersten Abschnitte eine eingehende Schilderung der Batiktechnik. Gleich das erste Capitel enthält eine wichtige Abhandlung über das Wort *batik*. Dasselbe ist Gemeingut des ausgebreiteten malayo-polynesischen Sprachstammes. Es hat jedoch nur auf Java die eine bestimmte technische Bedeutung, welche wir vorhin skizzirt haben; unter den anderen Stämmen innerhalb und ausserhalb des malayischen Archipels bedeutet es mit leichten Klangveränderungen „tätowiren, schreiben (auf das eine oder andere Material), bemalen“. Wir finden das Wort bei den Dayak auf Borneo, wo es in der Geistersprache als *bapatik* so viel als „tätowirt“ bedeutet. Bei den Alfuren der Minahassa auf Nord-Celebes drückt es den Begriff „schreiben“ aus. Bei den Tagalen der Philippinen bedeutet es „malen“, während es bei den Visaya derselben Inselgruppe die Bedeutung von „Marke, Zeichen“ hat. Selbst auf dem so entlegenen Viti Levu heisst *bati* das Tätowirgeräth. „Doch allein bei den Javanen, in der ganzen Malayisch-Polynesischen Rasse erhielt das Wort einen ganz bestimmten Begriff, einen rein technischen Karakter, und bedeutet so viel als: zum Zweck des Färbens in mehrfarbigem Muster weissen Kattun mit Bienenwachs beiderseits bezeichnen, bemalen, beschreiben“. Bekanntlich hat die javanische Sprache vier verschiedene Rangstufen ihrer Ausdrucksweise. In der höheren Form, dem Kråmå, wird das vulgäre *batik* durch *serat* (Verbalform *njĕrat*) ersetzt, welches Wort heute auch schreiben, zeichnen oder malen bedeutet. „Das Wort *batikken*, wie wir es im Holländischen nach dem Javanischen ‚*batik, ambatik*‘ gebildet haben, bedeutet also in sich selbst, wie in den dafür gebrauchten vornehmeren Ausdrücken ‚*sĕrat, njĕrat*‘, nichts anderes als ‚Figuren (Verzierungen) erzeugen, zeichnen, malen‘; aber — mit Bienenwachs und auf weissem Kattun.“

Das zweite Capitel bespricht Zweck und Mittel des Batikkens. Unser Verfahren steht in einem Gegensatz zu dem Weben mit gefärbtem Garn, indem es bei der gleichen Farbechtheit eine unvergleichlich grössere Mannigfaltigkeit der Muster zulässt.

Die beiden folgenden Capitel sind rein technischer Natur. Sie handeln über das Batikgeräth sowie über die Art seiner Verwendung. Die in alle Einzelnheiten eingehende Beschreibung klärt uns über verschiedene bisher unbeachtete Details bei der Handhabung der sonst sehr einfachen Geräthe auf.

Das nächste Capitel, welches in dieser Lieferung nur in seinem Anfange enthalten ist, spricht über die Fertigkeit des Wachsmalens. Es enthält eine kostbare Bemerkung über die Schranken, welche der Arbeiterin in der Ausführung der Muster gesteckt sind. Bei anscheinend grosser, individueller Freiheit in der Behandlung der Muster wird der ganzen Arbeit gewissermassen der Stempel der freien Künstlerschaft aufgeprägt. Aber nur scheinbar! Hören wir, wie sich die Autoren über diesen Punkt auslassen.

„Und doch sind ihr, der Arbeiterin, Schranken gezogen, sie hat Rücksichten zu beachten, und welche! Im Lande des ‚adat‘, d. h. im Lande der ‚Gewohnheit, welche Gesetz ist‘; auf Java wohl verstanden, weicht alles Persönliche der Strömung des Allgemeinen! Wer in der wunderbaren Fertigkeit der Kattunmalerin etwas sieht, wie individuelle Begabung, verkehrt in argem Irrthum.“ Die Arbeiterin darf nie über das Gebräuchliche, Herkömmliche hinausgehen. Im Detail mag sie abändern, stilisiren, nach individuellem Geschmack und Können. Im Ganzen muss sie sich an die herkömmlichen Formen halten. Liegt darin nicht der Begriff des Stiles? Und giebt uns die hier geschilderte Thatsache nicht den Schlüssel zum Verständnis der Constanz der Verzierungsformen bei den Naturvölkern, den Halbculturvölkern, ja bis hinauf zu unseren hochentwickelten Culturvölkern, die bewusst oder unbewusst alte Formen und Verzierungsweisen nachahmen oder dieselben weiterentwickelnd verjüngen? Der Stil ist immer etwas historisch Gewordenes. Man kann denselben abändern, aber nie aus sich selbst heraus erfinden. Hier hört der Begriff des Stiles auf, und es beginnt die Stillosigkeit. Unser nach ganz neuen Stilformen ringendes Zeitalter möge sich diese Worte gut einprägen. Das Merkwürdigste ist, dass die geschichtslosen Naturstämme jeder seinen engumschriebenen Stil für Form und Verzierungsweise haben. Bei ihnen wird eben die Geschichte durch die Tradition ersetzt, welche eigensinniger als irgend eine wohlorganisirte Kunstschule an den ortsüblichen Mustern und Formen festhält.

Diese wenigen Ausblicke genügen hier, um auf die Wichtigkeit des hier behandelten Gegenstandes hinzuweisen. Es wird sich vielleicht Gelegenheit ergeben, beim weiteren Erscheinen des hochinteressanten Werkes auf dasselbe noch einmal zurückzukommen. Die wenigen Beispiele genügen wohl zum

Beweise, dass es eine Fülle von Ideen und Anregungen wachruft.

Zum Schlusse noch einige Worte über die dieser ersten Lieferung beigegebenen Tafeln. Es sind deren 20, theils in einfachem Lichtdruck, theils in Farbendruck, nebst einer Karte, welche uns über die heutige Verbreitung dieser Kunst auf Java Aufschluss giebt. Die Lichtdrucke zeigen uns die javanische Frau bei der Batikarbeit, die Batikgeräthe (zum Theile nach Zeichnungen), die Ingredienzien für den Process, eine Anzahl der mit Wachs überzogenen Stoffe, sowie verschiedene Volkstypen; die Farbentafeln eine Anzahl von Stoffmustern in zwei und mehr Farben, einige von prächtiger Ausführung. Von besonderem Interesse sind die Tafeln 14 und 15, auf welcher die sechs verschiedenen Phasen des Batikverfahrens eines Stoffstückes dargestellt sind, das neben der lichten Grundfarbe noch zwei weitere Farbentöne aufweist. Die Tafeln sind vorzüglich ausgeführt und machen der Verlagsbuchhandlung alle Ehre.

Das ethnographische Reichsmuseum in Leiden hat sich durch die Herausgabe dieses Prachtwerkes ein neues und grosses Verdienst um die Wissenschaft erworben. Nicht ohne Grund hat der gegenwärtige Director dieses Museums seinem Vorworte die tiefen und gehaltreichen Worte unseres Altmeisters Bastian an die Spitze gestellt: „Die in den Ethnologischen Museen verwahrten Gegenstände sind die Texte für eine Geschichte der Menschheit.“ Mit einem besseren und würdigeren Motto könnte das in Rede stehende Werk nicht einbegleitet werden. **Heger.**

42.

Rouffaer, G. P.: Over Indische batik-kunst, vooral die op Java. (Bulletin van het Koloniaal Museum te Haarlem. Nr. 23. November 1900. S. 1—52.)

Der Inhalt dieser Abhandlung gründet sich auf einen Vortrag, welchen der Verfasser am 7. April 1900 im Colonial-Museum zu Haarlem hielt. Er geht zunächst von einem Bericht Pieter van der Burg's aus, der im Jahre 1677 erschien und das Batikverfahren auf der Koromandelküste schildert. Der wesentliche Unterschied zwischen dem dort beobachteten Vorgange und dem javanischen Batikken beruht darin, dass auf Java stets beide Seiten des Kattuns mit dem Wachsprocess behandelt werden. Das Wesentliche des Batikkens besteht darin, dass man diejenigen Stellen, welche von dem jeweiligen Farbstoffe frei gehalten werden sollen, mit Wachs überzieht, und es ist daher widersinnig, ähnliche Methoden, welche sich aber nicht des Wachses bedienen, mit dem Batikken in gleiche Linie zu stellen. So ist z. B. der auf West-Flores übliche Brauch, auf den Kattun Figuren aus Bambu aufzunähen und diesen dann erst in die blaue Farbe zu tauchen, wobei natürlich die durch den Bambu gedeckten Stellen ungefärbt bleiben, kein Batikken, ebensowenig wie der Vorgang auf den Aru-Inseln, wo die derart mit Figuren benähten, aus Pandanusblättern geflochtenen Zeuge in den Rauch gehängt werden. Ebenso haben die Bandjaresen auf Borneo nach einem aus dem Jahre 1828 stammenden Berichte ihre Stoffe im Rauch geblumt, indem sie als Schutzmittel Papier gebrauchten. Gerade im Timor-Archipel, von dem das beste Batikwachs bezogen wird, ist das Batikken selbst unbekannt oder nicht geübt. Dies beweist, dass der Wachsgebrauch beim Färben eine Erfindung auf höherer Culturstufe ist und dass zwischen dem javanischen Batikken und den verschiedenen Arten des indonesischen Färbeverfahrens eine tiefe historische Kluft besteht; man kann diese doch wohl nicht als „Prototypen“ des Batikkens bezeichnen.

Der Verfasser erörtert ausführlich die Beimengungen, welche das Wachs erhalten muss, und behandelt auf Grund der durch Mr. van Musschenbroek im Jahre 1877 veröffentlichten Angaben genau den ganzen Färbeprocess. Bemerkenswert ist, dass auf Java zwei Schulen der Batik-Färbekunst bestehen, die eine mit dem Hauptsitze in den Fürstenlanden, die andere in den Strandregentschaften.

Sehr belangreich ist die vom Verfasser gründlich bearbeitete Liste der 86 Batikmuster, welche van Musschenbroek 1872 dem Colonial-Museum in Haarlem schenkte.

Im Anschlusse an diese Untersuchung behandelt Herman A. J. Branders die Einführung des Batikverfahrens nach Holland und dessen Verbesserungen. **W. Hein.**

43.

The Journal of the Anthropological Society of Tōkyō. Vol. XVI, No. 174 und 175. Tōkyō, 1900.

In Nr. 174 berichtet R. Torii, der zur Zeit auf Formosa (Taiwan) anthropologische Erhebungen macht, an S. Tsuboi, den Professor der Anthropologie in Tokio über seine Beobachtungen in Polisha (Horisha) auf Central-Formosa. Nach ihm ist Polisha für seine Studien ein sehr vortheilhafter Standort, da man dort gleichzeitig verschiedene Zweige der Eingebornen finden kann. Es sind dies die „Taiyal“, „Vunum“, „San“, „Poli-hoang“, „Bai-hoang“, „Pei-po“, zu welchen schliesslich noch die Chinesen kommen. *a)* Die die Centralkette bewohnenden tätowirten Eingebornen nennen sich selbst „Taiyal“, mit Ausnahme der Bewohner des Dorfes Musha, die sich die Bezeichnung „Shelekka-daya“ beilegen. Der Dialekt von Musha ist von der Sprache der übrigen Tätowirten sehr verschieden. *b)* Die „Vunum“ wohnen südwärts vom Flusse Dakusui-kei, während *c)* die „San“ an den Ufern des Drachen-Sees (Suisha-ko) sesshaft sind. *d)* Die „Poli-hoang“ bilden den ältesten Stamm in der Poli-Ebene, wurden aber allmälig durch die Ansiedlung der anderen Eingebornen-Stämme derart vermindert, dass man jetzt nur mehr fünf Individuen zählt. *e)* Einen zweiten Urstamm bilden die „Bai-hoang“, die früher am Bai-kei in der Ebene wohnten und gegenwärtig ebenfalls sehr vermindert worden sind; Torii hat nur drei Individuen wissenschaftlich gemessen. *f)* Ihre Nachfolger sind die „Pei-po“, die jetzt in der Ebene von Polisha leben, aber vor etwa 100 Jahren das Gebiet zwischen Kagi und Shinchiku in der West-Ebene bewohnten. Torii hat auch an verschiedenen Stellen viele Gegenstände aus der Steinzeit gefunden, nämlich in Polisha, Katōkyaku, Biwajo in der Poli-Ebene, auf der Landstrasse zwischen Polisha und Shūshūgai einerseits und dem Thale des Hokkō-kei andererseits. (Vgl. N. Yamasaki's Original-Karte der Insel Taiwan (Formosa) in Petermann's Mittheilungen, Jahrgang 1900, Tafel 19.)

K. Hamada berichtet über die Reste der Steinzeit und die alten Gräber in Süd-Kawachi. Das von ihm besuchte Gebiet liegt in der fruchtbaren Ebene an der Osakabucht und ist seit den ältesten Zeiten dicht bevölkert. Die Reste

der Steinzeit, besonders jene von Kōfu-mura am Fluss Yamato, wurden schon früher öfters von N. Yamasaki in dieser Zeitschrift erwähnt. Hamada hat seither noch viele Arten von Steininstrumenten gefunden, wie Aexte, Pfeile u. s. w. Einige von ihnen wurden abgebildet. Die aus einem besonderen vulcanischen Gesteine verfertigten Steininstrumente sind nicht geglättet. Thonwaren mangeln.

In diesem Gebiete findet man auch zahlreiche hügelförmige Gräber der kaiserlichen Familie und von Anderen aus dem Alterthum. Unter ihnen ist eines in Nonaka-mura besonders bemerkenswert. Seine Form (Fig. 193) zeigt den Typus eines alten Edelmanngrabes und liegt mit vielen anderen kleinen sogenannten „Nebengräbern“ zusammen in der Umgebung des grossartigen Grabes des berühmten Kaisers Ojin. Das ist die alte japanische Sitte, dass das Grab eines Edel-

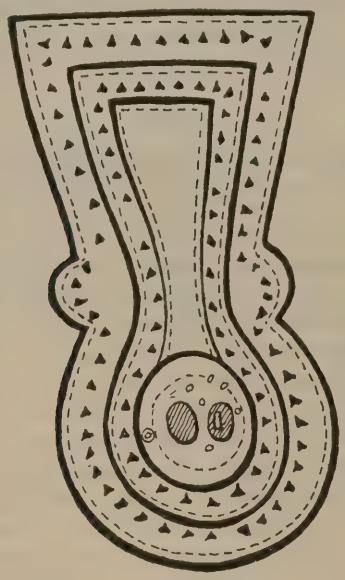


Fig. 193. Grundriss eines Edelmanngrabes in Nonaka-mura.
Zeichenerklärung: ----- } *haniwa*
○ }
□ Steinsarg
⊙ grosser Thoncylinder
▲ Schotterhaufen.

mannes viele solche Nebengräber seiner Verwandten oder Vasallen begleiten. Das Grab ist circa 250 m lang, 20 m hoch und bildet drei Stufen. Auf jeder Stufe findet man eine Reihe von kleinen Schotterhaufen, die in einem regelmässigen Abstand von einigen Metern angeordnet sind. Zahlreiche *haniwa*, Cylinder aus Thon, welche meist bei alten Gräbern verwendet wurden, bilden die äussere Zone der Steinhaufen. Auf der Spitze des Grabes findet sich eine kleine Vertiefung, wo der Steinsarg durch die Abrasion der Oberfläche des Hügels theilweise blossgelegt wurde. Hamada beschreibt ferner noch einen anderen Steinsarg in Sawada-mura.

T. Kawazumi giebt eine Uebersicht über die Verbreitung der alten Gräber in Moriyama und Obata in der Provinz Owari.

D. Yokochi handelt ausführlich über die alten Metallringe, welche man in alten Gräbern oft findet und die zumeist mit Gold oder Silber beschlagen sind. Gewöhnlich giebt es zwei Arten, kleinere und grössere. Hayashi fasst sie alle als Ohrringe auf, während Yokochi blos die kleineren als solche betrachtet; die grösseren wurden nach ihm als Haarschmuck gebraucht. Er stellt folgende Thatsachen fest: 1. Die *haniwa*-Figuren — Thonfiguren auf alten Edelmanngräbern — haben oft Ohrringe. 2. Die Sitte, Ohrringe zu tragen, verweist auf eine fremde Bevölkerung, da die jetzigen Japaner keine Ohrringe haben. 3. Kleinere Ringe wurden immer nur je zwei in einem Grabe gefunden und nicht mehr als ein Paar für eine Leiche. 4. Die kleineren Ringe sind biegsam und daher als Ohrringe passend. 5. Jeder Ring hat einen Schnitt. 6. Grössere und dickere Ringe sind nicht biegbar und daher nicht als Ohrringe verwendbar.

J. Aoki beschreibt einen Papua-Schädel; R. Arakawa giebt einige Abbildungen von *haniwa*-Thoncylindern und -Thonfiguren und Prof. S. Tsuboi beschreibt die grösste und die kleinste Steinaxt von Japan (mit Abbildung).

In Nr. 175 berichtet S. Yagi über seine archäologischen Forschungen auf der Insel Kiuschiu. Zunächst behandelt er die unter dem Namen *shinrōseki* bekannten alten Steinbauten, deren Benützung noch unklar geblieben ist; sie werden nur auf der Insel Kiuschiu an verschiedenen Orten gefunden. Eingehend beschreibt er ein solches Bauwerk in Ikadzuchi-Yama in der Provinz Tschikugo, mit einigen nach photographischen Aufnahmen angefertigten Abbildungen. Dazu erwähnt er noch andere Fundorte in derselben Provinz und in Bussen. Ferner beschreibt er Bronzeschwerter und ihre Gussformen von den Provinzen Tschikussen und Tschikugo (mit Abbildungen). Die Beschreibung der Dolmen in Itoshima-gosi, Provinz Tschikussen, wird erst durch die Abbildungen besser verständlich.

S. Katō giebt einen höchst interessanten Bericht über Cultplätze *ogami* und heilige Bücher *omoro-sōshi* auf der Inselgruppe Liu-Kiu. In den von Ficus und anderen subtropischen Pflanzen dicht bewaldeten Hainen findet man oft heilige Plätze *ogami* oder *otake*, die von einer Gottheit bewohnt werden. Es giebt einige *ogami*, selbst in den Städten Schuri und Nafa, ebenso wie in jedem Dorfe auf der Insel Okinawa. Dort wohnt eine Hexe Namens „Norokumui“, die ein Erblandstück besitzt und der Gottheit dient. Der Cultplatz ist manchmal mit Steinen umgeben, und in der Mitte liegt ein Felsstück oder ein Erdhaufen. Doch meistens ist ein Stück Wald ohne besondere Grenzzeichen als *ogami* geheiligt. In einigen steht ein kleiner Tempel, in dem sich ein Stein befindet. Doch überall fehlt eine bildliche Darstellung der Gottheit. Das heilige Buch der „Norokumui“ heisst *omoro-sōshi*. Es ist im Liu-Kiu-Dialekt geschrieben und sehr schwer, selbst für den Japaner, zu verstehen.

Y. Soyejima bringt einige Abbildungen von javanischen Spielwaren, ohne sie vorläufig zu erklären.

Dr. Naokata Yamasaki.

44.

Reinisch, Leo: Die Somalisprache. I. Texte. (Südarabische Expedition. Bd. 1.) Wien, Alfred Hölder, 1900. 4°, VIII, 288 Seiten.

Mit dem vorliegenden Bande beginnt die kaiserliche Akademie der Wissenschaften die Veröffentlichung der Resultate, welche die wissenschaftlichen Aufnahmen der nach Südarabien und Sokotra entsendeten Expedition ergeben

haben. Diese brachte, als sie zurückkehrte, einen Somali, Ibrahim Abdillah, mit, aus dessen Munde die Mehrzahl der hier publicirten Texte stammt. Einige Erzählungen lieferte auch der Somali Jusuf Ali, welchen Graf Edw. Wickenburg in Dienste genommen und dem Verfasser für sprachliche Erhebungen zur Verfügung gestellt hatte.

Wir müssen Herrn Hofrath Professor Reinisch besonderen Dank dafür zollen, dass er nicht nur alle aufgenommenen Texte vollinhaltlich mit Uebersetzung zur Publication brachte, sondern sein Augenmerk auch darauf richtete, derartige Texte zu erlangen, welche ein lebendiges Bild des Somalivolkes geben. In ungewöhnlicher Fülle treten uns lehrreiche Beispiele von Processen, die einen tieferen Einblick in die Rechtspflege gestatten, vom Eheleben, vom Tanz, von der Bekleidung und von den Wanderzügen vor's Auge; auch die Krankheiten, die verschiedenen Eigennamen von Hausthieren, ja selbst die Zurufe an Thiere finden ihre Besprechung. Man kann sagen, dass diese Texte eine von Somali selbst gelieferte Ethnographie ihres eigenen Volkes bilden.

Nicht weniger als 117 Erzählungen, denen sich einige Räthsel und Lieder anschliessen, vervollständigen in manchen Zügen die durch die beschreibenden Texte gewonnene Erkenntnis des inneren und äusseren Lebens der Somali.

Das vorliegende Werk, das zum Schlusse auch die in die Somalisprache übertragene Uebersetzung von zwei arabischen Märchen enthält, bietet nicht nur eine sprachlich, sondern auch inhaltlich sehr wertvolle Ergänzung zu den von Dr. A. W. Schleicher gesammelten und im Jahre 1900 von L. Reinisch herausgegebenen Somalitexten, deren ganzer Charakter auf den ersten Blick erkennen lässt, dass der leider nur allzu früh verstorbene Sammler seine linguistisch-ethnographische Schulung unter der Leitung des Herausgebers vollendet hat. Schleicher, der unstreitig einer der besten Kenner der Somalisprache war, hat in Aden während eines nur vierwöchentlichen Aufenthaltes 39 Texte aufgenommen, welche zum grossen Theil sehr beachtenswerte ethnographische Einzelnheiten enthalten. Allerdings liefern die in den beiden Ausgaben aufgenommenen Texte nur das Rohmaterial für eine ethnographische Schilderung des Somalivolkes und seiner verschiedenen Stämme, allein der Ethnograph, der zum grössten Theil auf die Berichte der europäischen Reisenden und auf die in den Museen aufbewahrten Objecte angewiesen ist, wird den Sprachforschern Dank wissen, dass sie ihre Erhebungen auch mit Rücksicht auf die völkerkundlichen Erscheinungen veranstalten und so die Möglichkeit geben, das Leben eines Volkes auch mit den Augen eines Stammesgenossen betrachten zu können. **W. Hein.**

45.

Milleker, Felix: Őskori szobrocskák az Alduna vidékéről. (Prähistorische Figürchen aus der unteren Donaugegend.) Archaeologiai Értesitő, XX, 1900, S. 62—71.

Anknüpfend an die Abhandlungen von Ludwig Bella, „Aldunai leletek“ (Arch. Értesitő, N. F. XVIII, S. 103—115) und Kalmán Frhr. v. Miske, „Őskori bálványképek Temes-Kubinról“ (Arch. Értesitő, N. F. XIX, S. 251—258), bringt der Verfasser einen nennenswerten Beitrag zu dem interessanten Thema der prähistorischen Plastiken, indem er eine Statistik der bisher aus Südungarn bekannten menschlichen Figürchen aufstellt und dieselben chronologisch zu ordnen sucht. Das Material zu dieser Studie ist nicht sonderlich reichhaltig; im Ganzen sind es 25 Figuren oder Bruchstücke von Figuren, die Milleker aus der unteren Donaugegend kennt. Davon sind 12 bisher schon publicirt und 13 bringt der Verf. hier in genauer Beschreibung, 9 auch in Abbildung (Fig. 194—202)[1].

Die fünf Bruchstücke Fig. 194—196, 198 und 199 sind von Werschetz. Von Alt-Moldova, Comitat Krassó-Szőrény, stammt Fig. 197, von Vattina bei Werschetz Fig. 200 und von Nagy-Szredistye Fig. 201, während das Bronzefigürchen Fig. 202, das sich im Besitze des Werschetzer Museums befindet, von Semendria in Serbien stammt. Zu diesen kommen ein Bruchstück von Homolicz im Torontaler Comitat und zwei Bruchstücke von Kubin im Comitat Temes (alle drei von M. schon publicirt: Dél Magyarország régiségletei, Bd. I, S. 47 und 72), ferner ein Bruchstück von Kécsa im Comitat Torontal (von Endre Orosz im „Erdélyi Muzeum“, Bd. XIII, publicirt) und eines von Őregfalu (ebenfalls von Orosz in Tört. és rég. Értesitő, N. F. Bd. XIII, S. 71, veröffentlicht). Von Bella sind ferner in seiner oben erwähnten Abhandlung noch zwei glockenförmige Idole vom sogenannten Klitschewatzer Typus von Gája und vier einfachere volle Figuren von Kubin-Csollák[2] und endlich von Miske noch 5 Figuren veröffentlicht worden.

Der Verf. theilt die Figuren in zwei deutlich unterschiedene Gruppen. Die eine umfasst die vollen Figuren, die andere die hohlen. Von den Vollfiguren lassen sich wieder fünf verschiedene Typen unterscheiden: 1. bis zu den Hüften reichende Brustfiguren (Büsten); eine solche ist bekannt von Alt-Moldova (Fig. 197 *a*, *b*); 2. Figuren in Petschaftform (Kubin-Csollák); 3. cylindrisch geformte Figuren, z. B. Fig. 201 von Nagy-Szredistye (vgl. Hoernes, Urgesch. d. bild. Kunst, S. 215, Fig. 47); 4. Figuren, bei welchen auch die Füsse ausgebildet sind; solche kommen vor bei Kubin (Bella) und Werschetz (Fig. 199 *a*, *b*); und endlich 5. sitzende Figuren (bei Miske).

Die Hohlfiguren gehören wohl grösstentheils dem Typus an, den Hoernes den trompetenförmigen nennt und der sonst auch als Klitschewatzer Typus bezeichnet wird. Hieher gehört Fig. 196 von Werschetz und die Fig. 13 und 14 bei Bella. (Vgl. auch M. Hoernes, Eine prähistorische Thonfigur aus Serbien. Mitth. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXI, S. 153—165.)

Nach M. sind nun die Vollfiguren jedenfalls älter; die Hohlfiguren stammen aus jüngerer Zeit. Noch aus der Stein-

[1] Der Redacteur des „Archaeologiai Értesitő“, Herr Professor Dr. Josef Hampel, hat mit Zustimmung des Herrn Custos Felix Milleker die Zinkstöcke zu den Figuren 194 bis 202 freundlichst leihweise zur Verfügung gestellt, wofür beiden Herren der verbindlichste Dank ausgesprochen wird. Die Red.

[2] Kubin-Csollák ist eigentlich keine Ortsbenennung. Der zweite Theil derselben wurde von Bella und Frhrn. v. Miske nach dem Namen des Besitzers einer Mühle gewählt, die sich in der Nähe der Fundstätte befindet; diese selbst liegt nördlich von Kubin, nicht weit von der sogenannten Römerschanze, die sich als ein flacher, sich nur 3—4 m über den Baras (einen alten Donauarm) erhebender Hügel nach Norden erstreckt und bei der Landbevölkerung den Namen „Černi breg“ (schwarzer Hügel) führt. Hier wurden die Terracotten in grosser Zahl gefunden. (Briefliche Mittheilung des Herrn Ludwig Bella an die Red.)

Fig. 194.

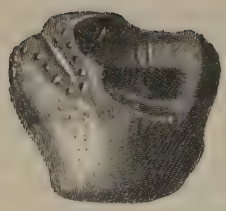


Fig. 195.

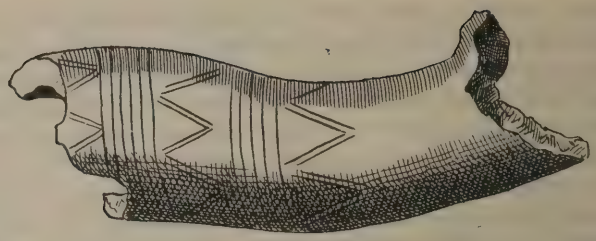


Fig. 200.

Fig. 196.

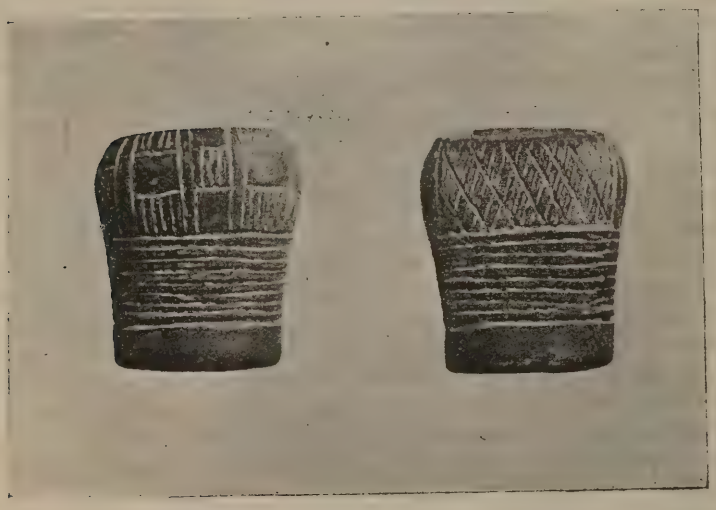


Fig. 197 *a*. Fig. 197 *b*.

Fig. 198.

Fig. 201 *a*. Fig. 201 *b*.

Fig. 199 *a*.

Fig. 199 *b*.

Fig. 202 *a*. Fig. 202 *b*. Fig. 202 *c*.

Prähistorische Figuren aus der unteren Donaugegend.

194—196. Werschetz. 197. Alt-Moldova. 198, 199. Werschetz. 200. Vattina. 201. Nagy-Szredistye. 202. Semendria.

zeit dürfte die Figur von Homolicz sein, da sie zwischen Steinwerkzeugen gefunden wurde. Aus der gleichen Zeit mag auch die Figur von Alt-Moldova (Fig. 197) stammen, welche in Gesellschaft von rohen Thonscherben gefunden wurde. Zu beiden Beispielen findet man Analogien unter den Thonfiguren von Butmir.

Die Figur von Nagy-Szredistye (Fig. 201 *a*, *b*) welche zwischen Steinwerkzeugen und Kupfersachen gefunden wurde, mag aus dem Anfang der Metallzeit herrühren. Gestützt wird diese Annahme auch durch keramische Begleitfunde mit neolithischem Bandornament. Schwieriger ist schon das Alter der Werschetzer Figur (Fig. 198) zu bestimmen, da die Niederlassung dort ihre Blüthezeit in der neolithischen Periode hatte, aber auch noch in die Bronzezeit hineinreichte und die näheren Umstände bei der Auffindung der Figur dem Verf. unbekannt sind. Die Figuren von Kécsa und Öregfalu stammen aus Niederlassungen der Bronzezeit.

Das Alter der Figuren von Kubin-Csollák, Gája-Belibreg[1]) und Vattina verlegt M. auf den Anfang der Eisenzeit und wird in dieser Meinung auch durch den Umstand nicht schwankend gemacht, dass am Belibreg Gefässe gefunden wurden, welche an die Kupferzeit von Kypern erinnern. Er motivirt seine Ansicht damit, dass die Urnenfunde von Gája-Belibreg und Kubin-Csollák grosse Aehnlichkeit mit denjenigen von Palánk zeigen, besonders mit jenen aus den Urnengräbern neben dem „Karaula" benannten Hügel, und in diesen Gräbern wurde zweimal je eine Messerklinge aus Eisen gefunden. Bei Vattina aber wurden zweimal direct Eisensachen gefunden, und somit hält M. diese Niederlassungen als bestimmt aus dem Beginne der Eisenzeit herstammend.

Kubin und Gája lieferten auch ähnliche Figuren wie Fig. 196 (vgl. Arch. Ért., N. F. XVIII, S. 107, Fig. 13 und 14), und da diese, sowie auch die dort gefundenen Urnen in Bezug auf ihre Verzierungen mit Bestimmtheit an die Figur von Klitschewatz erinnern, so kann die Ansicht von Hoernes (Urgesch. d. bild. Kunst, S. 220—224, Tafel IV), der speciell diese Figur aus der Bronzezeit stammen lässt, sowie die von Miske, der diese Figuren sogar auf den Anfang der Metallzeit, in die Kupferzeit, verlegt, wohl nicht bestehen bleiben. Was die einfacheren Figuren von Kubin-Csollák betrifft, welche thatsächlich Beziehungen zu Butmir zeigen, so meint M., dass es nicht ausgeschlossen sei, dass sie trotzdem aus derselben Zeit herstammen, wie die oben genannten. Er bezieht sich hiebei auf Schliemann, der in seinem Werke „Tiryns" berichtet, dass ähnliche Idole in der Nähe von königlichen Palästen aufgefunden wurden, und hiezu bemerkt, dass die rohe Form dieser Idole sich aus religiösem Conservatismus erhalten haben mag.

Die Bronzefigur von Semendria rührt jedenfalls von einem Plattenwagen her; diese Erzeugnisse sind die vornehmsten Vertreter der bildenden Kunst der ersten Eisenzeit, fallen somit in die Hallstatt-Periode.

Die Figur von Werschetz (Fig. 199 *a*, *b*) ist mangels näherer Daten schwer zu classificiren; sie dürfte ebenfalls schon aus der Eisenzeit stammen.

Auch zur Frage nach der Bedeutung dieser Figuren nimmt M. Stellung und meint, dass sie nicht als Kinderspielzeug, sondern zu religiösem Zweck gedient haben mögen.

Was den Cultureinfluss betrifft, unter welchem sie entstanden sind, so führt M. zum Schluss noch Folgendes an: „Die Figur von Nagy-Szredistye findet ihr Analogon in trojanischen Formen; die von Alt-Moldova in Formen von Butmir, bei welchen ebenfalls der südliche Einfluss constatirt wurde. Einige Figuren wieder erinnern an thrakische Formen, z. B. jene bei Miske unter Nr. 10. Diese sind daher unter dem Einfluss der altgriechischen Cultur entstanden. Nur der Ursprung der Bronzefigur von Semendria muss in Norditalien gesucht werden. Der Culturstrom aus Italien erreichte die untere Donaugegend zu Ende der Bronzezeit, aber hauptsächlich zu Beginn der Eisenzeit." **Julius Thirring.**

[1]) Der Belibreg (weisser Hügel) befindet sich zwischen Kubin und dem östlich davon gelegenen Dubovácz, näher dem letzteren Orte, an der Donau. Er gehört zum Hotter von Gája, welches ungefähr 10 km nördlich davon entfernt ist. Hier wechseln Gräber jüngerer Zeit (aus dem XVIII Jahrhundert) mit römischen und prähistorischen ab. Gája befand sich einst hier oder nahebei, wurde aber in Folge vieler Ueberschwemmungen an die jetzige Stelle verlegt. Auf der Specialkarte ist der Belibreg westlich von Dubovácz in der Nähe der Pojana, eines alten Donauarmes, zu finden. (Brieflich Mittheilung des Herrn Ludwig Bella an die Red.)

46.

Hartwich, C.: Ueber Papaver somniferum und speciell dessen in den Pfahlbauten vorkommende Reste. Apotheker-Zeitung, XIV. Jahrgang. Berlin 1899, Nr. 39, S. 278—280; Nr. 40, S. 289—291 und Nr. 41, S. 300—302. (Mit 18 Abbildungen.)

In diesem Vortrage, den Professor Hartwich in der Section Pharmacie der Naturforscherversammlung zu Düsseldorf 1898 hielt, wird die Existenz des Schlafmohns (Papaver somniferum L.), der nur eine Culturform des im Mittelmeergebiete vorkommenden Papaver setigerum D. C. (= Papaver somniferum L. var. setigerum D. C.) darstellt, in den Pfahlbauten der Schweiz für 2000 Jahre v. Chr. nachgewiesen. Wohl scheint der Mohn zu jener Zeit noch eine junge Culturpflanze gewesen zu sein, und „doch ist nach meinem Dafürhalten keine andere dieser Culturpflanzen so sehr geeignet, uns einen Begriff von der Höhe der Cultur der Pfahlbauern zu geben, wie gerade der Mohn; denn wir werden sehen, dass wir ihn im Gegensatze zu den anderen, die ‚Nutzpflanzen' im wahren Sinne des Wortes sind, eigentlich als ‚Luxuspflanze' bezeichnen müssen." Sein Vorkommen in der Schweiz ist überhaupt das älteste, das nachweisbar ist; denn ausser in den vier unten angegebenen Schweizer Pfahlbauten der Steinzeit, fand sich derselbe noch nach Buschan[1]) im Pfahlbau Lagozza (Provinz Mailand, Steinzeit) und im Pfahlbau von Bourget in Savoyen (Bronzezeit).

Aus der Schweiz lagen Hartwich Proben von folgenden vier Orten vor: 1. vom Pfahlbau Robenhausen, und zwar eine verkohlte Kapsel und Samen (zweite und dritte Periode der jüngeren Steinzeit); 2. vom Pfahlbau Moosseedorf bei Münchenbechsee im Kanton Bern, und zwar Samen (zweite, vielleicht auch erste Periode der jüngeren Steinzeit); 3. vom Parkwerkbau Niederweil, und zwar Samen (zweite und dritte Periode der jüngeren Steinzeit) und 4. vom Pfahlbau Steckborn am Bodensee, und zwar Samen (zweite Periode der

[1]) Vorgeschichtliche Botanik der Kultur- und Nutzpflanzen der alten Welt etc. 1895, S. 246.

jüngeren Steinzeit). Es handelte sich ihm darum, die Angaben Heer's [1]) zu erweitern und richtig zu stellen. Die Frage, ob die Mohnreste einheimischen Arten oder solchen, die als Unkraut unter dem Getreide vorkommen, angehören, wird nach Berücksichtigung aller anatomischen Merkmale verneint; der Verfasser wendet sich daher zur zweiten Frage, ob die Reste von Papaver somniferum stammen. Ist das der Fall, so ist die Annahme gerechtfertigt, dass man ihn um seiner selbst willen baute. Dass der Pfahlbautenmohn zu P. somniferum gehört, ist rundweg zu bejahen, zu welcher Varietät desselben er jedoch gehört, ist aus der Kapsel von Robenhausen nicht zu finden, jedoch aus den Samen; denn deren Grösse schwankt zwischen der wilden Form (P. somniferum L. var. setigerum D. C.) und der schwarzsamigen Culturform (P. s. var. nigrum D. C.); und zwar steht der Pfahlbautenmohn der var. setigerum noch ziemlich nahe, kann also noch nicht lange in Cultur genommen worden sein. Des weiteren discutirt Hartwich die Frage, welche Verwendung der Mohn wohl bei den Pfahlbauern hatte, und kommt zu dem Ergebnis, dass derselbe

1. zur Gewinnung von Oel,
2. als Speise oder als Zusatz zur Speise, und
3. zur Bereitung eines berauschenden Getränkes diente,

wobei ihm die erstere Verwendung gerade nicht zweifellos ist. Dass der Mohn von den Pfahlbauern angebaut und nicht importirt wurde, wie Schweinfurth (Verh. d. Berliner Ges. f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1891, S. 665) glaubt, wird indirect bewiesen. **E. K. Blümml.**

47.

Światowit. Rocznik poświęcony archeologii przeddziejowej (Światowit, Jahrbuch der prähistorischen Archäologie). T. II. Warschau 1900.

Der zweite Jahrgang der von mir schon im vorigen Jahre angezeigten Warschauer Publication „Światowit" empfiehlt sich völlig der Beachtung der Prähistoriker. Wie der erste Jahrgang, besteht er aus den zwei Theilen: „Originalforschungen" und „Archäologische Rundschau", deren ersten Wandalin Szukiewicz's (lies Schukewitsch's) Arbeit über die Brennkurgane in Pomusie (Gouv. Wilna, Bezirk Troki) eröffnet. Ganz Lithauen, insbesondere aber jener Theil, der zwischen den Flüssen Niemen und Wilija liegt, ist mit zahlreichen Kurganen besäet. Sie stehen bald vereinzelt da, bald bilden sie grössere oder kleinere Gruppen. Meistens sind sie aus Erde aufgeschüttet und manchmal mit einer oder zwei Reihen von Feldsteinen bedeckt. Was ihre Grösse anbelangt, so erheben sich manche kaum über den Boden, während andere 2 m hoch aufsteigen und 40—50 Schritte Umfang zählen. Jeder Kurgan ist mit einem noch jetzt sichtbaren Graben umgeben.

Unter diesen Aufschüttungen, zumeist auf demselben Niveau mit dem umgebenden Boden, oft sogar oberhalb desselben, ruhen halbverbrannte menschliche Knochen. Ihnen zur Seite liegen verschiedene Gegenstände aus Eisen, Bronze und Silber mit Spuren von Feuereinwirkung. In einiger Entfernung davon befindet sich immer ein thönerner Topf von sehr primitiver Handarbeit. Je nach den Gegenständen unterscheidet Szukiewicz zwei Arten Kurgane; solche, die sehr schöne eiserne und bronzene Waffen, silberne Schmucksachen, sowie immer Töpfe enthalten (diese Kurgane sind auch beinahe von derselben Grösse), und solche, in welchen Töpfe mangeln, aber verbrannte oder unverbrannte Pferdeskelette nebst gezähnten, glattschneidigen Sicheln und von Zeit zu Zeit unverbrannte Menschengerippe sich vorfinden. Die Höhe dieser Kurgane ist sehr verschieden.

Ein charakteristischer Friedhof mit Kurganen der ersten Art befindet sich in Pomusie. Szukiewicz fand hier in 13 Gräbern bronzene Halsringe, bronzene und silberne Armspangen, Stücke von bronzenen Drahtspiralen und von angebrannten Bronzen, thönerne, cylindrische, meist unverzierte Scheiben, eiserne Schwerter von sächsischem Typus, bronzene Ringe und Fibeln (darunter eine römische), eiserne, blattförmige Lanzenspitzen, Messer, lange Axtklingen und Pfeilspitzen.

Die kleine Anzahl von Menschenknochen macht es wahrscheinlich, dass alle Gräber nur je einen Verstorbenen bergen, dass es sich also um einen zur Friedenszeit entstandenen, langsam vergrösserten Friedhof handelt. Mehrere Gegenstände, wie Aexte mit den in die Länge gezogenen Klingen von schiefem Schnitt, rechteckige, bronzene Blechstücke, T-förmige Fibeln, massive bronzene Armringe und zusammengerollte bronzene Drähte sieht Szukiewicz als echt lithauisch, daheim verfertigt, an. Die Drähte glaubt er als Ueberreste eines lithauischen Frauenkopfschmuckes *wajnik* auffassen zu sollen, der bis in die letzten Zeiten in Kurland getragen wurde.

F. Tarczyński, den leider die polnische Urgeschichtsforschung kürzlich verloren hat, beschreibt die von ihm untersuchten Reihengräber im Gouv. Plozk. Er fand dort eiserne Waffen (Hämmer, Lanzen- und Pfeilspitzen, Messer) und in den Frauengräbern silberne, sowie bronzene Ohrringe, einige bronzene Ringe und thönerne Töpfe.

Zwei Aufsätze E. Majewski's behandeln die vorgeschichtlichen Funde aus der Umgebung von Stopniza. Der erste enthält Aufschlüsse über die prähistorische Keramik der Dörfer Grabowa und Góra (l. Gura), die zumeist mit dem Schnurornament, Schnur- und Strichornament und mit Fingereindrücken verziert ist und der Steinzeit angehört; aus der Bronzeperiode stammen nur vereinzelte Funde. Das Wellenornament ist sehr spärlich vertreten. Die wichtigsten Exemplare (93) dieser Thongefässe sind im Texte, sowie auf vier Tafeln abgebildet. Zugleich beschreibt Majewski die daneben gefundenen Feuersteinwerkzeuge (32 meissel-, 41 flügelförmige Pfeilspitzen, 7 Schaber und 80 andere Gegenstände), ein geglättetes Nephritbeil und einige Bronzefunde.

Sehr interessant und zahlreich waren die neolithischen Funde in Dziesławice, denen Majewski den folgenden Aufsatz widmet (Pfeilspitzen, Nuclei, Schaber, eine 80 mm lange Lanzenspitze, Aexte, alles aus Silex; Topfscherben mit Punktornament, sowie eine Anzahl mit geradem oder gewelltem Schnurornament; thönerne und gläserne Perlen, deren eine römischen Ursprunges, schliesslich mehrere Metallgegenstände, worunter ein hübscher bronzener Ohrring).

Dr. W. Olechnowicz beschreibt (S. 59—63) die Feuersteingeräthe aus der Umgebung von Chodel (Gouv. Lublin), E. Majewski geht (S. 63—79) den archäologischen Spuren

[1]) Schon Os. Heer, Die Pflanzen der Pfahlbauten (68. Neujahrsblatt der Zürcher Naturforschenden Gesellschaft auf 1866), giebt den Mohn von dort an.

der Wenden im Frankenlande nach, M. Wawrzeniecki giebt (S. 81—85) eine Uebersicht der von ihm gefundenen prähistorischen Ueberreste im Bezirke Miechow (Gouv. Kjelze) und E. Majewski bringt ein Register der Ergebnisse seiner archäologischen Streifzüge in den Gouvernements Kjelze und Radom in den Jahren 1898 und 1899. Die beiden letzten Aufsätze sind von einer Karte begleitet.

Schliesslich beschreibt Fräulein Marie Butrym ihre sehr interessanten Funde, die sie in den Kurganen von Pakalniszki (Gouv. Kowno, Bezirk Poniewież) gemacht hat. Es sind dies hübsche bronzene Armringe, Anhängsel, Fibeln und schildförmige, feingearbeitete Schmucksachen.

Die zwischen die Originalabhandlungen und die „archäologische Rundschau" eingeschobene Abtheilung „Briefwechsel" zeugt beredt, dass das Jahrbuch „Światowit" seine Leser gefunden und in verschiedenen Theilen Polens für die prähistorische Archäologie Interesse erweckt hat. Aus Wolhynien, Lithauen, Podlassien, aus dem Königreiche Polen und der Ukraine kamen Zuschriften, die meistens von zufällig gemachten archäologischen Funden Nachricht geben, oder Mittheilungen über Gegenstände, welche einen Prähistoriker interessiren könnten (hauptsächlich über sogenannte Schalensteine).

Die „archäologische Rundschau" enthält eine reichhaltige Bibliographie, die Uebersetzung der von Rudolf Virchow im Jahre 1897 bei der Eröffnung der allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lübeck gehaltenen Rede, eine archäologische Charakteristik Galiziens und die mit viel Fleiss behandelte Rubrik „Aus den Museen". Den Schluss bilden „Kleine Notizen".

Endlich fügen wir bei, dass diese wertvolle Publication mit 16 Tafeln und 58 Text-Illustrationen ausgestattet ist.

W. Bugiel.

Gustav Meyer.

(Geb. zu Gross-Strelitz in Pr.-Schlesien am 25. November 1850; gest. am 29. August 1900 zu Feldhof bei Graz.)

Schon vor Jahren haben wir ihn verloren, und schon damals, wo uns die erschütternde Nachricht von der plötzlichen Umnachtung seines bis dahin so klaren Geistes erreichte, weinten wir, die von seinem tragischen Geschicke näher Betroffenen, bittere Thränen dem Lebendigbegrabenen nach.

Sein Schicksal wirkte um so ergreifender auf uns Alle, die wir ihn näher kannten, aber gewiss auch auf die, so ihn nur aus seinen Schriften zu schätzen reichlich Veranlassung fanden, als noch kurze Zeit vor seinem Zusammenbruch Alles an ihm auf robuste körperliche und geistige Gesundheit zu deuten schien. Mir wenigstens, der ich ihn während meiner Grazer Studentenjahre (1885—1887) kennen lernte, galt er bis zu unserer letzten flüchtigen Begegnung vor etwa sieben Jahren als die Verkörperung kraftstrotzender Lebensfülle. Hiezu gesellte sich in dem immerhin etwas subjectiv gefärbten Gedächtnisbilde, das ich von ihm in meiner Seele trug, eine seltene Harmonie ebenmässig ausgebildeter Geistesgaben, die meines Erachtens so recht dazu bestimmt war, ihn vor jeglicher Ueberlastung und frühzeitiger Abnützung seiner Arbeits- und Genussfähigkeit zu bewahren.

Und so tief hat sich dies Bild von ihm in mein Gedächtnis eingeprägt, dass ich auch jetzt, wo der düstere Schatten seines Ausganges auf die sonnenhellen Blätter seiner lebensvollen Darstellungen fällt, — dass ich noch immer nicht umhin kann, ihn mir anders als Denjenigen zu vergegenwärtigen, der im II. Bande seiner „Essays und Studien" die von echt südlicher Daseinsfreude sprudelnde Schilderung der Jubiläumsfeier der Universität in Bologna entworfen hat.

Aber auch in seinen Aufsätzen gewichtigeren Inhaltes, die weniger von dem prickelnden Reize der glücklich erhaschten Actualität in sich bergen, ist es Meyer gelungen, einem vorherrschenden Zuge unserer Zeit, dem leichtlebigen Drange nach müheloser Belehrung, wohlwollend entgegenzukommen. Selbst einer der feineren Epikureer, mag er wohl in diesem Hange nichts geradezu Sündhaftes erblickt und denselben einiger Nachsicht wert erachtet haben.

Hiebei mag ihm auch seine eigene unverkennbare Neigung zu künstlerischer Ausgestaltung und spielender Behandlung des von Anderen mühevoll beigesteuerten rohen Stoffes behilflich gewesen sein. Seiner Vielseitigkeit haftete überhaupt etwas vom besseren Dilettantismus an, den aber vom Betreten solcher Pfade, die ganz abseits von seinem eigenen Wissensgebiete führten, sein strenges Urtheil und die stramme Disciplin seines vornehmen Geistes stets bewahrten.

Die Leser dieser Zeitschrift werden wohl die rein sprachwissenschaftlichen Arbeiten M.'s weniger interessiren, und in Bezug auf diese dürfte es genügen, darauf hinzuweisen, dass sein speciellstes Arbeitsfeld die Erforschung, Feststellung und etymologische Sichtung des albanesischen Sprachschatzes war, auf welchem Gebiete sein Wörterbuch (Strassburg, Verlag Trübner, 1891) grundlegend ist. Ebenso verdienstlich, wenn auch bereits auf einer viel reicheren Grundlage von Vorarbeiten beruhend, aber wegen ihrer klaren Darstellung und der kritischen Auslese des in nahezu unabsehbarer Fülle zuströmenden Stoffes sehr wertvoll ist seine griechische Grammatik.

Die beiden Sprachen, deren Erforschung M. sein Fachwissen in erster Reihe dienstbar machte, brachten ihn mit dem ethnographisch so interessanten Gebiete der Balkanhalbinsel in wiederholte nähere Berührung. Seine eminent praktische Natur allein hätte schon genügt, aber zu derselben gesellte sich in diesem Falle auch die Gewissenhaftigkeit des mit eigenem Auge und Gehör prüfen wollenden Gelehrten, um die Länder, wo die beiden erwähnten Sprachen heimisch sind, bis in ihre verborgensten Winkel zu durchstreifen. Solches war besonders für's Albanesische geradezu unerlässlich, da hier das Sprachgut, bei der spärlichen Literatur, grösstentheils aus der lebenden Quelle des Volksmundes zu sammeln war.

Dieser Umstand aber brachte es mit sich, dass M.'s Augenmerk unwillkürlich auf die sprachliche Seite und dann von dieser her auf das gesammte Gebiet der Volkskunde hingelenkt wurde. Was ihn aber zu einer vorwiegend gelegent-

lichen und zumeist popularisirenden Behandlung des Beobachteten bewog, das war seine oben bereits erwähnte reiche Begabung zur leichten, feuilletonistischen Darstellung auch des schwierigsten, sich gegen eine solche geradezu sträubenden Gegenstandes. Um nur ein einziges Beispiel aus jener Reihe seiner Aufsätze zu erwähnen, welche etwas abseits von der Volkskunde liegt, will ich auf die klare und plastische Skizze hinweisen, in der M. mit knapper und dennoch nichts Wesentliches übergehender Kürze eine treffende Charakteristik von der Entwicklung der indischen Literatur gibt. (Essays und Studien, II, 78—106.)

Es ist wirklich lebhaft zu bedauern, und auch Andere beklagen es mit mir, dass M. seine eminente Begabung zu lichtvoller Vermittlung schwierigen Stoffes an Solche, die in das Studium desselben eingeführt werden sollen, nicht zum Entwurfe eines Grundrisses der Folkloristik verwertet hat. An Ansätzen hiezu hat er es bei der reichen Fülle von Skizzen und Studien, die theilweise die Volkskunde nur berühren, zu einem Theile aber bereits in das eigentliche Gebiet derselben gehören, nicht ermangeln lassen.

M.'s sehr genaues Verzeichnis seiner in verschiedenen Zeitschriften und Tageblättern zerstreuten Aufsätze, das bis zum Beginne des Jahres 1897 geht[1]), weist etwa 120 Beiträge verschiedensten Umfanges zur Völkerkunde im weitesten Sinne dieses Wortes auf. Es sind hierin auch seine Reiseskizzen und Recensionen über Reisewerke aufgenommen, da aus solchen bei der Art, wie der Verfasser fremde Länder und Völker zu betrachten und zu schildern pflegte, beinahe immer auch für den Ethnographen einige Belehrung zu holen ist. Ebenso meinte ich auch die Beiträge zur allgemeinen und vergleichenden Literaturgeschichte nicht übergehen zu sollen, weil die meisten derselben Beziehungen zur Volkskunde enthalten; sei es, dass der ursprünglich literarische Stoff (in der engeren Bedeutung des Beiwortes) zum Gemeingut des Folklore umgeprägt wurde, oder aber, dass umgekehrt die Kunstliteratur ihren Stoff aus dem Urquell der Volksdichtung schöpfte.

Von diesen Aufsätzen ist nur ungefähr ein Drittel, allerdings aber das Wertvollste, in die beiden Bände der „Essays und Studien" aufgenommen, die durch einen Zeitraum von acht Jahren getrennt [der I. (1885) bei R. Oppenheim in Berlin, der II. (1893) bei Karl J. Trübner zu Strassburg] erschienen sind. Im I. Bande hat M. seine Arbeiten in die drei Kategorien der Sprachgeschichte, der vergleichenden Märchenkunde und der Beiträge zur Kenntnis des Volksliedes gruppirt. Im II. ist diese Eintheilung unterblieben, aber auch diese zweite Serie seiner ausgewählten Schriften populärwissenschaftlichen Inhaltes lässt sich bequem unter die drei genannten Haupttitel vertheilen; nur dass hier noch als vierte Kategorie jene der Reiseskizzen zu den anderen hinzukommt.

Wir wollen mit diesen den Anfang machen, und da bietet sich uns eine gute Gelegenheit, den in erster Reihe auf sprachwissenschaftliche Ausbeute ausziehenden Gelehrten dabei zu beobachten, wie er auf Schritt und Tritt der auch ethnologisch bedeutsamen Momente gewahr wird. Es muss dies umso erfreulicher wirken, als M. hiebei wohl kaum von einer auf irgendwelcher theoretischen Grundlage beruhenden Absicht geleitet worden ist.

Ueber die Beziehungen der Sprachwissenschaft zur Ethnographie äussert er sich nämlich im I. Bande seiner „Essays und Studien" S. 20 folgenderweise:

„Wo die historischen Zeugnisse versagen, ist man gewohnt, von der Sprachwissenschaft Aufklärung über die ethnographische Stellung eines Volkes zu erwarten. Dieselbe muss die Frage in dieser Fassung eigentlich ablehnen; ein Volk kann in Folge verschiedener Verhältnisse, meist wohl durch kriegerische Eroberung, die Sprache eines anderen annehmen; es würde sehr voreilig sein, aus dem Gebrauch der englischen Sprache in Nordamerika die ethnographische Stellung seiner Bewohner zu bestimmen." Man darf in solchem Falle nach ihm die Sprachwissenschaft nur darauf hin interpelliren, welche Stellung die betreffende Sprache zu den anderen bekannten Sprachen einnimmt.

Nach M. scheint es also beinahe, als ob die Ethnographie ihre Aufgabe erschöpft hätte, wenn sie die physischen Merkmale eines Volkes bestimmt hat. Ethnographie wäre demnach eigentlich nichts weiter, als die anthropologische Beschreibung und Classification der Völker. Was aber von der unter dem Namen der Ethnologie sich allmälig constituirenden Disciplin zu halten sei, darüber hat sich M. nirgends geäussert. Ueberhaupt scheint er von dieser Benennung, vielleicht weniger aus Princip, als aus praktischen Gesichtspunkten, abgesehen und für dieselbe keinen rechten Platz in seinem System der Wissenschaften angewiesen zu haben, wenn er sich je ein solches zurechtzulegen für nothwendig gehalten hat.

H. Schuchardt, der den Verewigten aus langjähriger Freundschaft recht gut gekannt und mir einige sehr dankenswerte Mittheilungen über seine Geistesrichtung gütigst zur Verfügung gestellt hat, meint diesbezüglich, der Folklorist hätte sich in M. „nicht sowohl vom Linguisten als vom Essayisten abgezweigt. An dem Systematischen und Methodischen lag ihm wohl weniger ..... dazu war er zu praktisch". Eine Beobachtung, die vollständig zu derjenigen stimmt, die ich aus meinem zweijährigen persönlichen Verkehre mit M. und aus seinen populärwissenschaftlichen Schriften zu schöpfen Gelegenheit fand.

Nichts lag ihm ferner, als über dasjenige, was man die Philosophie einer Wissenschaft nennt, d. h. die Principienlehre derselben, nachzugrübeln. Und wenn ihm auch wohl nur ein einziges Mal die hiemit in Widerspruch stehende Aeusserung entschlüpft („Essays und Studien", I, 150), es müsse mit einiger Beschämung eingestanden werden, dass Deutschland in der systematischen und methodischen Pflege des Folklore sich zur Zeit, wo er dieses niederschrieb, von anderen Nationen überflügeln lassen hat, — so wird ihn das kaum tiefer gerührt haben; ebensowenig, wie Schuchardt's im Privatgespräch geäusserte Klage darüber, „dass es Reinhold Köhler nie über Marginalien zu gedruckten oder ungeschriebenen Büchern hinausgebracht habe".

Aber das für den zielbewussten und planmässigen Fortgang der Untersuchungen recht hinderliche Fehlen einer Centralstelle, wie eine Folklore-Gesellschaft sie bilden könnte, scheint er doch lebhaft gefühlt zu haben. Er war auch im Einvernehmen mit H. Schuchardt bemüht, im Jahre 1882 in Graz eine solche zu gründen; ihr Bestreben kam aber nicht über die consti-

[1]) Im Sommer dieses Jahres kam er nach Feldhof. Den Auszug aus des Verfassers eigenen Aufzeichnungen verdanke ich der freundlichen Mühewaltung des Herrn Hofrathes H. Schuchardt.

tuirende Sitzung hinaus; doch ist demselben der Kern jener lichtvollen Darstellung der Ziele und Wege, sowie der Erfolge und Aufgaben der Folkloristik zu verdanken, die wir aus dem I. Bande der „Essays und Studien“ soeben citirt haben. (Die Skizze dieses im Buche bedeutend erweiterten Aufsatzes bildete ein Feuilleton der Grazer „Tagespost“ vom 22. Juni 1882, wozu H. Schuchardt das Brouillon lieferte.)

Dieser allgemeinen Uebersicht der an die Sprache gebundenen Ueberlieferungen, die wir am zweckmässigsten mit dem englischen Namen Folklore zusammenfassen, reiht sich seit dem erwähnten Jahre eine bis 1891 ziemlich gleichmässig wachsende Fülle von Aufsätzen an, von denen besonders die zwischen 1882 und 1885 geschriebenen ein merklich erstarkendes Interesse und eine stetig zunehmende Wärme für die volksthümlichen Ueberlieferungen bekunden. Diese scheinen M.'s arbeitsfreudigsten Jahre gewesen zu sein, in denen seine auf äussere Anregungen lebhaft reagirende Natur, im Bunde mit der staunenswerten Leichtigkeit, eine reiche Fülle stofflich oder der Form nach verwandter Motive um einen actuellen Kern zu ordnen, die schönsten Früchte reifte.

In diesen Jahren entstanden in rascher Folge die formschönen Beiträge zur vergleichenden Märchen- und Sagenkunde, sowie zur Geschichte und Stillehre des Volksliedes. Unter letzteren sind besonders die auch in den I. Band der „Essays und Studien“ aufgenommenen, welche über die indischen Vierzeilen und über das Schnaderhüpfel einen reichen Schatz origineller Beobachtungen enthalten, von bleibendem Werte, und es dürften dieselben auch weiteren Untersuchungen auf diesen Gebieten zum Ausgangspunkte dienen.

Zum Schnaderhüpfel kehrt M. im Jahre 1888 ein zweites Mal zurück, wo er im IV. Bande der Κρυπτάδια eine durch den Titel dieser Sammlung genügend bezeichnete Reihe derselben aus den österreichischen Alpenländern der wissenschaftlichen Benützung zugänglich macht. Hieran schliesst sich dann im Jahre 1891 noch ein Aufsatz über denselben Gegenstand, der unter dem Titel „Zur Volkskunde der Alpenländer“ aus dem „Globus“ (Bd. LIX, Heft 4 und 5) in den II. Band der „Essays und Studien“ aufgenommen ist.

Aber auch das Sprichwort und das mit demselben verwandte „geflügelte Wort“, sowie die Volkssitte zieht M. in den Kreis seiner vergleichenden Betrachtungen, denen der Umstand, dass sie gewöhnlich an Gelegentliches, zumeist an eben erschienene Werke einschlägigen Inhaltes anknüpfen, nichts von ihrem Werte nimmt.

In das weitere Gebiet der Ethnologie fallen M.'s Aufsätze über Sprache und Literatur der Albanesen („Essays und Studien“, I.), sowie über die Slavenfrage in Griechenland (ebendaselbst), die auf verwickelte und vielumstrittene Probleme der Völkerkunde ein Licht werfen, wobei der Verfasser sich auf seine eigenen Untersuchungen zu berufen wie kaum ein Zweiter befugt war.

Ich füge nun dieser flüchtigen Skizze, die nur den bescheidenen Zweck hat, im nachfolgenden Verzeichnisse Bausteine zu einer eingehenden Würdigung zu liefern, die oben bereits erwähnte, nach Stoffgebieten geordnete Liste der zerstreuten Arbeiten G. M.'s an. (Die in den beiden Bänden der „Essays und Studien“ aufgenommenen Stücke sind mit cursiven Lettern hervorgehoben.)

Zur vergleichenden Literaturgeschichte.

1875. Anzeige von Wagner's: Carmina graeca medii aevi. (Rivista di filologia).
Imberios und Margarona. Ein mittelgriechisches Gedicht. Prag 1876.
Anz. von Geldner-Kaegi's: Siebzig Lieder des Rigveda. (Presse, 13. Jänner.)

1878. Der Ackermann aus Böhmen. (Allg. Zeit., Beil., 16. Februar.)
Rangabe's Gesch. d. neugriech. Lit. (Deutsche Rundschau, November.)

1879. Der Rigveda. (Neue Fr. Presse, 18. März.)

1880. Zur mittel- und neugriechischen Lit. I., II., III. (Allg. Zeit., Beil., 25. Mai, 6. Juni, 23. Juni.)

1881. Zur neugriechischen Literaturgesch. (Ebd., 11. August.)
Albanesisches. (Ebd., 22. Mai.)
Sicilianische Dorfgeschichte. (N. Fr. Presse.)

1882. Zur mittel- und neugriechischen Liter. (Allg. Zeit., Beil., 26. und 27. September.)
Sappho und Verwandtes. (Grazer Tagespost, 19. Juli.)
Hamerling's Amor und Psyche. (Ebd., 14. November.)

1883. Zur volksthümlichen Lit. (Allg. Zeit., Beil., 7. Jänner.)
Zur mittel- und neugriechischen Lit. (Ebd., 28. August.)
Ueber literarische Höflichkeit. (Gr. Tagespost, 30. August.)

1884. Zwei indische Fabelbücher. (Allg. Zeit., Beil., 23. Juli.)

1887. Zur vergleichenden Literaturgesch. (Allg Zeit., Beil., 20. October.)
Indische Legenden. (Neue Fr. Presse, 19. Februar.)

1888. Zur Kenntnis des geistigen Lebens in Mittelitalien und Sicilien. (Allg. Zeit., Beil., 20. November.)
Aus der Gesch. der indischen Lit. I. Allg. Grundlagen. II. Der Veda. III. Kalidasa. (Schles. Zeit., 4., 15., 25. Februar.)

1890. Gruss zum 24. Juni an Reinhold Köhler. (Mit Schönbach, Seuffert und H. Schuchardt zusammen.)

1895. Anzeige von Seiler's: Entwicklung der deutschen Cultur. (Philol. Wochenschrift, 29.)

1896. Antike Schwänke auf der Wanderung. (Schles. Zeit, 7.—8. Jänner.)

Folklore. (Sitte u. Brauch inbegr.)

1881. Zur Märchenliteratur. (Allg. Zeit., Beil., 27. u 28. October.

1882. Zur vergleichenden Märchenkunde. (Ebd.. 18. Juli.)
Aegyptische Märchen. (Neue Fr. Presse, 17. Juli.)
Amor und Psyche. (Ebd., 8. September.)
Neugriechische Volkspoesie. (Ebd., 6. und 10. Jänner.)
Folklore. (Gr. Tagespost, 22. Juni.)

1883. Albanesische Märchen mit Anm. von Reinh. Köhler. (Archiv für Literaturgesch., XII.)
Eine italien. Zeitschr. f. Volkskunde. (Allg. Zeit., Beil. 26. Jänner.)
Arabische Märchen. (Ebd., 1. April.)
Indische Vierzeilen. (Neue Fr. Presse, 13., 14. Juni.)
Südslavische Märchen. (Ebd., 26. Juni.)

1884. Neuer Folklore. (Allg. Zeit., Beil., 24. Jänner.)
Märchenforschung und Alterthumswissenschaft. (N. Fr. Presse, 25. Juli.)
Die Quellen des Decamerone. (Ebd., 25. April.)
Der Rattenfänger von Hameln. (Ebd., 25. Juni.)
Baumbach's *„Pathe des Todes“*. (Ebd., 14. August.)

Schnaderhüpfeln aus Steiermark. (Ebd , 12. December.)
Das Urbild des „Rip Rip“. (Gr. Tagespost, 8. Februar.)
Anzeige von Krauss': Südsl. Märchen. (Jagić's Archiv f. slav. Philol., VII.)

1886. Volkslied von der leichtsinnigen Gattin. (Archiv für Literaturgesch., XIV, 206.)
Anzeige von Pitrè's: Novelle popolari toscane. (Lit. Centralbl., 8.)
Anz. von Fossel's: Volksmedizin in Steiermark. (Ebd., 23.)

1887. *Finnische Märchen.* (Einleitung zu Emmy Schreck's Uebers. der Rudbeck'schen Märchen. Weimar, Böhlau, 1887.)
Märchen. (Besprechung. Deutsche Dichtung, III., 15. Dec.)

1888. Eine neue Zeitschr. f. Volkskunde. (Anzeige der „Ethnologischen Mitth. aus Ungarn.“ Allg. Zeit., Beil., 18. Mai.)
Neugriechische Hochzeitsgebräuche. (Ebd., 5. Juni.)

1889. *Volkslieder aus Piemont.* (Neue Fr. Presse, 6. März.)

1890 Griechische Volkslieder in deutscher Nachbildung. (Stuttgart.)

1891. *Zur Volkskunde der Alpenländer.* (Globus, Bd. LIX, 4. u. 5. H.)
Zigeunerphilologie. (Neue Fr. Presse, 11. September.)

1894. Antike Märchen. (Schles. Zeit., 3. u. 4. Jänner.)
Zerbrechen von Gefässen u. s. w. (Globus, XV, 3.)
Zu den mittelgriechischen Sprichwörtern. (Byzant. Zeitschrift, III, 2.)

1895. Ein italienischer Büchmann. (Schles. Zeit., 29. Jänner.)
Anz. von Fumagalli's: Chi l'ha detto? (Philol. Wochenschrift, 33 u. 34.)
Il Cola Pesce in Grecia. (Arch. delle tradizioni popol., XIV.)
Bulgarische Volksdichtung. (Schles. Zeit., 4., 5. Juli.)

Zur Mythologie und Religionsgeschichte.

1882. Buddha. (Gr. Tagespost, 2. Juni.)

1884. Anz. von E. H. Meyer's: Indogermanische Mythen I. (Zeitschr. f. österr. Gymnasien.)

1889. Anz. von Wendorff's: Erklärung aller Mythologie. (Lit. Centralblatt, 24.)

1895. Anz. von Politis': Κοσμογονικοὶ μῦθοι. (Globus, Bd. LXVII, S. 18.)

Sprachwissenschaftliches (mit ethnologischen Streiflichtern).

1879. Linguistische Aphorismen über den Kuss. (Neue Fr. Presse, 27. Juli.)

1880. Die Albanesen. (Ebd., 12. Juni.)

1881. Albanesisches. (Allg. Zeit., Beil., 22. Mai.)

1883. *Ueber Sprache und Lit. der Albanesen.* (Nord und Süd, Februar.)

1885. (Dasselbe in ital. Uebersetzung: Nuova Antologia, 15. April.)
Anz. von Kleinpaul's: Menschen- und Völkernamen. (Philol. Wochenschr.)

Anzeigen und Reiseskizzen (ethnographischen Inhaltes).

1878. Das heutige Griechenland. (Neue Fr. Presse, 13. Juli.)

1882. Fremde Völker. (Anz. eines ethnogr. Werkes. Gr. Tagespost, 19. December.)

1883. Italienische Reisebriefe I—VIII. (Ebd.)

1884. Ein Ausflug nach Argolis. (Ebd.)

1885. Ein Ausflug nach Nikopolis. (Ebd., 20, 22. August.)

1886. Reiseskizzen aus Griechenland und Italien. Gräfenhainichen.
Ein neues Reisewerk über Griechenland. (Allg. Zeit., Beil., 22. October.)
Aus Athen. (Deutsche Zeit., 29. December.)
Ein englisches Buch über Siebenbürgen. (Gr. Tagespost, 28. Juli.)
Eine Besteigung des Olymp. (Ebd., 14. October.)
Ein Ausflug nach Argolis. (Nord und Süd, December.)

1887. Ein Besuch in einem türkischen Gefängnis. (Schles. Zeit., 4. November.)
Aus Athen, (Deutsche Zeit., 6. Jänner.)

1888. *Zante.* (Neue Fr. Presse, 24. April.)
Ein Rückblick auf das Fest in Bologna (Neue Fr. Presse, 22. Juni.)
Butrinto. (Schles. Zeit., 27. Mai.)
Das heutige Griechenland I—IV. (Schles. Zeit , 23. und 30. October, 15. November, 4. December.)

1889. Korfiotische Stimmungsbilder. (Schles. Zeit., 4. Mai.)
Griechische Reisetage. (Schles. Zeit., 15 Juni, 14., 20. August.)
Das heutige Griechenl. (Oesterr.-ungar. Revue, VII, VIII.)

1890. *Bei den Albanesen Apuliens.* (Neue Fr. Presse, 8. Mai.)
Apulische Reisetage. I—IV. (Schles. Zeit.)

1891. *Das Räuberwesen auf dem Balkan.* (Nord und Süd, October.)

1892. Anz. von Bürchner's: Das ionische Samos. (Globus, Bd. LXII, S. 318.)

1894. Anz. von Freeman's: Studies of travels in Greece. (Lit. Centbl., 6.)

Dr. Ludwig Katona.

Anton Petermandl †.

Anton Petermandl wurde am 2. Juli 1820 zu Linz geboren und trat, nachdem er die Gymnasialstudien absolvirt hatte, bei der k. k. Staatsbuchhaltung ein. Nachdem er über sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt worden war, übernahm er die Verwaltung des Nonnberger Benedictinerinnenstiftes zu Salzburg, wo er mehr Zeit und Musse fand, seiner Lieblingsbeschäftigung, Messer zu sammeln und zu schleifen, nachzugehen. Schon im Jahre 1842 hatte er, angeregt von den verschiedenartigen Messerformen, die ihm unter die Hand kamen, den Gedanken gefasst, eine systematische Messersammlung anzulegen, welche er durch Fleiss und Ausdauer bald zu einer ansehnlichen Grösse brachte, so dass sie bei der Versammlung der Anthropologen in Salzburg Aufsehen erregte. Nach dem Tode seiner Gemahlin und seiner drei Kinder, die schon in jungen Jahren starben, widmete sich Petermandl, oder, wie er im Freundeskreise genannt wurde,

„der Messerer-Tonerl“, mit jugendlichem Eifer seiner Messersammlung. Er scheute weder kleine noch grössere Reisen und lief unermüdlich alle Trödler ab, wobei ihm sein guter Spürsinn immer die schönsten Erfolge brachte. Im Jahre 1882 ging die Sammlung an das Aerar über und wurde der k. k. Fachschule und Versuchsanstalt für Eisenindustrie in Steyr übergeben, Petermandl selbst zum Custos ernannt. Bei der Uebergabe an das Aerar zählte sie laut Katalog 1252 Exemplare und ist, dank der unermüdlichen Thätigkeit ihres Begründers, nach dem letzten gedruckten Katalog vom Jahre 1898 auf 4047 Stück angewachsen. Nicht die Reichhaltigkeit allein macht diese Sammlung werthvoll, sondern auch ihre Vollständigkeit in Bezug auf die verschiedenartigen Formen; vom Feuersteinmesser der Steinzeit angefangen sind alle Perioden bis in die neueste Zeit vertreten; man findet in ihr nicht nur alle europäischen Formen, sondern auch solche von den übrigen Erdtheilen. Besonders reichhaltig ist naturgemäss die österreichisch-ungarische Abtheilung, welche namentlich von Steyr mit Umgebung wahre Kunstwerke der Messerindustrie aufweist.

Noch in hohem Alter scheute Petermandl keine Mühe und keine Reise, um dieses oder jenes fehlende Stück zu erwerben, und eine kindliche Freude beseelte ihn, wenn er Erfolg hatte. So oft er mich mit einem Besuche erfreute, war es das Erste, dass er seine Taschen — wahre Messermagazine — auskramte, und seine Augen leuchteten vor Freude, wenn er mir den Hergang des Kaufes erzählte. Wenn ich ihm auf sein Ersuchen fremdländische Exemplare bestimmte, schrieb er sich die Namen auf einen Zettel und las sie so oft laut vor sich her, bis er sie auswendig wusste.

In Linz war Custos Anton Petermandl eine allbekannte und beliebte Persönlichkeit. Ein hochgewachsener Mann, vom Alter schon etwas gebeugt, das lockige Haupt von einem schwarzen, weichen Hut mit sehr breiter Krempe bedeckt, im abgetragenen Havelock, der nachlässig über den Schultern hing, mit gelben Ledergamaschen an den Beinen — so steht er uns Allen lebhaft in Erinnerung. In Steyr, der alten Eisenstadt, im Kreise der Alterthumsfreunde auf seinem Stammplatze in Zeilberger's Gasthaus, wo er auch wohnte, fühlte er sich heimisch. Seine selbstlose Thätigkeit wurde von Sr. Majestät dem Kaiser durch die Verleihung des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone anerkannt. In seiner Sammlung wird das Andenken an diesen wackeren Sohn der Stadt Linz für immer erhalten bleiben.

20. October 1900. **A. Reischek.**

Kleine Mittheilungen.

Vier Pestmittel des XVIII. Jahrhunderts. (Ein Beitrag zur Volksmedicin.) Eine die meisten Opfer fordernde Krankheit ist unstreitig die Pest, deren Auftreten in der geschichtlichen Periode des Menschengeschlechtes leider nur zu oft zu verfolgen ist, von jener Pest des Jahres 430 v. Chr. in Athen, an deren Folgen der grosse griechische Staatsmann Perikles 429 v. Chr. starb, angefangen, bis zu jenem grossen Sterben, welches der schwarze Tod 1348 in Europa hervorrief und welches die Geissler- oder Flagellantenscharen zeitigte, eine ununterbrochene Reihe mehr oder minder stark auftretender Pestepidemien, die auch in unserer Zeit noch ihre Fortsetzung fanden; es braucht nur an die heute noch nicht erloschene Pestepidemie in Indien, an die Fälle in Wien (1898), Oporto (1899) u. s. w. und deren Opfer erinnert zu werden. Welche Entvölkerungen, welche Verheerungen riefen sie stets hervor, und es ist daher wohl selbstverständlich, dass die Magistrate der einzelnen Städte sogenannte Pestordnungen erliessen, in welchen die Leute aufgefordert wurden, Alles zu vermeiden, was für eine Ausbreitung der Pest günstig sein könnte, so insbesondere das Liegenlassen der Cadaver in den Strassen, wie es im Mittelalter gebräuchlich war, das Hinausschaffen des Kehrichts auf die Strasse u. s. w.; doch scheinen diese Verordnungen nicht viel genützt zu haben; denn die sanitären Zustände besserten sich nicht eher, bis nicht die Pflasterung der Strassen in Schwung kam, wodurch dem Ausüben obiger Bräuche ein mächtiger Hemmschuh angelegt wurde. Solche höchst interessante Pestordnungen finden sich zu Luzern anno 1580[1]), Frankfurt anno 1576 u. s. w.

Wie sehr sich die Leute selbst und im Besonderen auch die Aerzte vor der Pest fürchteten, zeigt wohl am besten der Lederpanzer, mit welch' letzterem bekleidet die Aerzte zu den Pestkranken gingen[2]), und es mag den Leuten wie eine Engelsbotschaft geklungen haben, als ein Mann aus dem Toggenburgischen 1629 mittheilte, dass er eine Stimme vom Himmel vernommen habe, die ihm zugerufen hatte:

„Esset die Bibernelle,
So sterbet ihr nicht so schnelle!“

Und so wurde die Pimpinellawurzel ein Volksheilmittel gegen die Pest, welches Jeder bei sich trug, das sich jedoch merkwürdigerweise in den unten mitgetheilten Heilmitteln gegen die Pest nicht findet, wohingegen die Tormentilwurzel (Radix von Potentilla tormentilla Sibth.), sowie der Lärchenschwamm (Polyporus officinalis Fr.) in den meisten derselben als Bestandtheil vorkommt, woraus deren Beliebtheit als Pestmittel im XVIII. Jahrhundert hervorgeht. Von den vier Heilmitteln selbst, die hier mitgetheilt werden sollen, ist eines ein Trank, eines ein Elexier (ebenfalls Trank), die zwei weiteren wurden als Pulver verabreicht, und die diesbezüglichen Vorschriften lauten[3]):

[1]) B. Reber. Betrachtungen über die Pest. Pharmaceutische Post. XXXII. Jahrg., Wien 1899. Nr. 42, 46, 47. S. 563—565, 627—628, 643—649. (Mit 2 Figuren.) XXXIII. Jahrg., Wien 1900. Nr. 5 und 8. S. 61—65, 109—116.

[2]) B. Reber. L'habit des médecins pendant la peste. „Janus“, archives internationales pour l'histoire de la médecine et pour la géographie médicale. Vol. I. Amsterdam 1897. — Revue médicale de la Suisse romande 1898. (Avec deux Figures.)

[3]) Diese vier Recepte finden sich in einem geschriebenen, bisher unedirten Arzneibuche aus 1761, das sich: „Hic liber spectat ad me Franciscum Aloysium Axmann“ betitelt und im Besitze des Museums Francisco-Carolinum zu Linz (Oberösterreich) ist, dessen Verwaltung der beste Dank für die gütige Ueberlassung des Buches zur Herausgabe hier ausgesprochen wird. Recept 1 und 2 finden sich auf S. 83, 3 und 4 auf S. 84 der Handschrift.

1. Vor die pest.

Rp. ▽ [4]) sig. rub. . . . . 1 loth [5]) (13·125 g).
aloes, rote miren [6]), safran, Entian [7]),
angelica [8]) . . . . . āā. 1½ qβ. (2·46 g).
lerchenschwam [9]) . . . . . ½ loth (6·56 g).
bibergail [10]) . . . . . ½ qβ. (0·82 g).
gampher . . . . . 1 qβ. (1·64 g).
zitwar [11]) . . . . . 1 qβ. (1·64 g).
tibtam [12]) . . . . . ½ loth (6·56 g).
tormentill [13]) . . . . . ½ loth (6·56 g).

Diese stuck alle untereinander in ein glas gethan. 3 schopen (1·06) spir. vin. [14]) darüber gossen, 48 stund in der wärme stehen lassen.

2. Elexir.

Rp. aloe opt. [15]) . . . . . 2 loth (26·25 g).
rebarb. [16]) . . . . . ½ loth (6·56 g).
safran . . . . . 1 qβ. (1·64 g).
lerchenschwam [9]) . . . . . 1 qβ. (1·64 g).
miren [6]) . . . . . 2 qβ. (3·28 g).
zitwar [11]), entian [12]), gamfer . . . āā. 1 qβ. (1·64 g).
Teriac. opt. [17]) . . . . . 1½ qβ. (2·46 g).
tictam [12]), angelica [8]) . . . . . āā. 1 qβ. (1·64 g).

cont.: in ein glas gethan, ein halb mas sp. vin. opt. (0·71 l) darüber geschüttet und wegen der bitterung adde sach opt. [18]) halb ℔ (210 g). Das glas mus halb voll seyn, sonst zerspringts. Vier tag an der sonn, agita: quotidie [19]).

3. Pest pillen.

Rp. aloe pat. opt. [15]) . . . . . 2 loth (26·25 g).
rebarb. [16]) . . . . . 1 loth (13·125 g).
lerchenschwam [9]) . . . . . 1 qβ. (1·64 g).
safran . . . . . 1 scrupl. (1·458 g).
golt miren [20]) . . . . . 1 qβ. (1·64 g).
foenum graecum [21]) . . . . . 1 scrupel. (1·458 g).
des besten teriaco [17]) oder medritat q. s. [22]).

♂ [23]) sentur omnia tenuis.: M. ad cos. Mass. [24]) formire pillen, einer erbes gros, davon 8 bis 10 zu nehmen tempore pestis, darauf geschwitzt.

4. Borgonische Pillen.

Rp. Aloe suuot. [15]) . . . . . 1 loth (13·125 g).
mirhen elect. [17]) . . . . . ½ qβ. (0·82 g).
rad. angel. [8]) . . . . . 2 scrupel. (2·916 g).
conf. alkern [25]) . . . . . ⅓ qβ. (0·546 g).
spec. de gem. frig. [26]) . . . . . ⅙ qβ. (0·273 g).
Teriac. ard. [17]), terra lev. [27]) . . . āā ½ qβ. (0·82 g).
c. c. sps. [28]) cum Elexir propriet. paral. fiant. pill. Num. 130.

Man nimt von diesen 1, 2, 3 mahl in der wochen eine, ½ ▽△ [29]) vor den nachtessen; sie verhüten vor den schlag. pest, hitzigen fieber, purgiren und stärcken den magen und das haupt, treiben die wind, rein[i]gen die grose ader, besonders seyn sie für hypochondria, milzsucht, wan man alteration spürt oder sonst purgiren will, nimt man 3, 4. 5 oder 6 ein par tag nach einander [30]).

Wien. E. K. Blümml.

---

[4]) ▽ = terra; das Ganze terra sigillata rubra.

[5]) Umgerechnet wurde ein österreichisches Medicinalpfund = 1 ℔ = 420 g, jedes ℔ mit 32 Loth à 13·125 g, jedes Scrupel = 1·458 g, 1 Mass = 1·41 l, 1 Schoppen = 0·3525 l, 1 qβ. = ½ Quentchen = 1·64 g.

[6]) Myrrha electa = Gummi Resina Myrrha, von Commiphora (Balsamea) Myrrha Engl. und anderen Commiphora spec. stammend.

[7]) Radix Gentianae, von Gentiana lutea L. und G. pannonica Scop. stammend.

[8]) Radix Angelicae, von Archangelica officinalis Hoffm. stammend.

[9]) Polyporus officinalis Fr.

[10]) Gepulvertes Castoreum (getrocknete Drüsen, Castorbeutel, des Castor americanus Cuv.).

[11]) Rhizoma (Radix) Zedoariae, von Curcuma Zedoaria Rosc. stammend.

[12]) Radix Dictamni albi, von Dictamnus albus L. stammend.

[13]) Radix, von Potentilla Tormentilla Sibth.

[14]) In der Handschrift steht als Abkürzung V.

[15]) Aloë optima = Aloë patula optima = Aloë bona.

[16]) Radix Rhei, von Rheum officinale Baill. und Rh. palmatum L. stammend.

[17]) Theriak, jenes berühmte, in Form einer Latwerge verabreichte Gegengift, das von Andromachus aus Kreta, dem Leibarzte Kaiser Neros, zusammengesetzt und in einem Gedichte beschrieben wurde, welch' letzteres Galen in seiner Schrift „De anticlotis" mittheilte. Theriak wurde aus etwa 70 Arzneimitteln bereitet, von denen viele unwirksam, die anderen entgegengesetzt waren. In obigem Recept auch als Teriaco ardenter (heftig wirkendes Theriak) verordnet.

[18]) Saccharum optimum = S. bonum.

[19]) Häufig geschüttelt.

[20]) Pulvis Myrrha.

[21]) Semen foenu graeci, von Trigonella foenum graecum L. stammend.

[22]) Quantum satis = soviel als hinreicht.

[23]) ♂ = pulvis.

[24]) misce ad cos massa = mische die ganze Masse mit dem Pistill.

[25]) Grana Kermes = confectium Alkermes (verfertigtes Kermes), von der Kermesschildlaus (Kermes ilicis L.) stammend.

[26]) species de gemmae frigidae (Arten erfrorener Knospen), wahrscheinlich Turioneo Pini (Strobili vel Gemmae Pini).

[27]) Bolus alba.

[28]) c. c. sps. = contusa species (zerstosse die Bestandtheile).

[29]) ▽△ = hora.

[30]) Ueber ein anderes Pestmittel vgl. E. K. Blümml: Der valentinische Balsam des XVIII. Jahrhunderts. Pharmaceutische Rundschau, XXVI. Jahrg., Wien 1900. Nr. 1, S. 6—7, und: Ein Universalpflaster des XVIII. Jahrhunderts. Pharmaceutische Post, XXXIII. Jahrg., Wien 1900. Nr. 52, S. 741—743.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXX. Der neuen Folge XX. Band.)

Nr. 1. Sitzungsberichte. Januar 1900.

III. Gemeinsame Versammlung der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft

zugleich XXX. Allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft

in **Lindau** vom 4.—7. September 1899

mit Ausflügen nach Bregenz, Wetzikon, Zürich, Biel und Bern.

Nach stenographischen Aufzeichnungen
redigirt von
Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Tagesordnung.

Sonntag den 3. September. Von Morgens 10 Uhr bis Abends 9 Uhr: Anmeldung der Theilnehmer im Bureau der Geschäftsführung. Abends 8 Uhr: Begrüssung der Gäste und Festspiel im Theatersaale.

Montag den 4. September. Von Morgens 8 Uhr ab: Anmeldung im Bureau der Geschäftsführung. Von 8—9 Uhr: Rundgang durch die Stadt. Von 9—12 Uhr: Gemeinsame Eröffnungssitzung in den Räumen des alten Rathhauses. Von 1—2 Uhr: Mittagspause. Von 2—4 Uhr: Fortsetzung der wissenschaftlichen Vorträge. Um 5 Uhr: Festessen im Bayerischen Hof. Abends: Zwangloses Zusammensein im Schützengarten.

Dienstag den 5. September. Das Museum, die Stadtbibliothek und das Archiv war für die Theilnehmer geöffnet. Von 8—9 Uhr: Erste Geschäftssitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Von 9—1 Uhr: Zweite gemeinsame Sitzung in den Räumen des alten Rathhauses. Von 1—2 Uhr: Gemeinsames Mittagessen. Um 3 Uhr: Ausflug auf den Hoyerberg; dann mit gütiger Erlaubniss der Besitzer Besichtigung des Lindenhofes. Rückfahrt vom Bad Schachen aus mit dem Dampfschiff. Von 8 Uhr an: Grosses Hafenfest, gegeben von der Stadt Lindau und dem Gemeinnützigen Verein. Zusammenkunft auf der oberen Terrasse des Bayerischen Hofes.

Mittwoch den 6. September. Ausflug nach Bregenz und Dornbirn. 7 Uhr 50 Min.: Abfahrt mit dem Dampfschiff nach Bregenz. 8 Uhr 20 Min.: Landung in Bregenz. Begrüssung durch die Stadtbehörden. Besuch der städtischen Anlagen am Gebhardsberge. Besuch des Bregenzer Museums unter Führung des kaiserl. Rathes Herrn Dr. Jenny. Mittagstisch in Bregenz. 2 Uhr 6 Min.: Abfahrt von Bregenz mittelst Eisenbahn nach Dornbirn. Begrüssung der Gäste durch den Bürgermeister. Ausflug zu Fuss und zu Wagen in's Gütle zur Rappenlochschlucht, dem Staufensee und nach den elektrischen Anlagen. Rückweg über Eschenau und Zanzenberg. 7 Uhr 54 Min. oder 10 Uhr 28 Min.: Rückfahrt nach Bregenz—Lindau.

Donnerstag den 7. September. Von 8—9 Uhr: Zweite Geschäftssitzung der Deutschen an-

thropologischen Gesellschaft. Von 9—1 Uhr: Gemeinsame Schlusssitzung in den Räumen des alten Rathhauses. Von 1—2 Uhr: Gemeinsames Mittagessen. Von 3 Uhr ab: Ausflug nach Friedrichshafen. Besuch des Bodenseegeschichtsvereins-Museums, des k. Schlosses und Schlossparkes.

Ausflug nach Wetzikon, Zürich, Biel und Bern.

Freitag den 8. September. 6 Uhr 20 Min.: Abfahrt nach Wetzikon. Mittagessen. Nachmittags: Ausgrabung eines Pfahlbaues in Robenhausen unter der Leitung des Herrn Dr. Messikommer. Ein Theil der Gesellschaft besuchte unter Leitung des Herrn Dr. Heierli das Römercastell bei Irgenhausen. 5 Uhr 18 Min.: Abfahrt nach **Zürich.** 8 Uhr: Gemüthliche Zusammenkunft beim Dolder.

Samstag den 9. September. Vormittags: Besuch des Schweizerischen Landesmuseums unter Führung der Herren Ulrich, Nuesch und Heierli. 1 Uhr: Gemeinsames Mittagessen im Hotel Bellevue. 3 Uhr: Besuch der Ausstellungen der Herren Hartwich, Keller, Martin, Schröter, Stebler. Abends: Zusammenkunft in der Thonhalle.

Sonntag den 10. September. Ausflüge und Besichtigungen nach Wahl. Ein Theil der Gesellschaft fuhr nach Brugg und besichtigte unter Leitung des Vorstandes der Antiquarischen Gesellschaft die Reste des römischen Vindonissa.

Montag den 11. September. 7 Uhr: Abfahrt nach **Biel.** Besuch des Museums Schwab unter der Leitung der Herren Dr. Lanz sen. und jun. Mittagessen in Magglingen. 4 Uhr 53 Min.: Abfahrt nach **Bern.** Begrüssung am Bahnhof und dann Abends im Museumssaale des Gesellschaftshauses.

Dienstag den 12. September. 8 Uhr: Besuch des Historischen Museums und der dort ausgestellten Sammlungen der successiv sich folgenden Faunen der Pfahlbauten und des anthropologischen Materials. Frühstück im Museum. 12 Uhr: Lunch bei Herrn Prof. Dr. Stein.

Die Vorstandschaften:

Waldeyer, Andrian, Virchow, Ranke, Weismann, Andrian, Brunner, Inama-Sternegg, Toldt, Paulitschke, Hopfgartner.

Der Geschäftsführer für Lindau:

Kellermann.

Verzeichniss der 386 Theilnehmer (246 Herren und 140 Damen).

I. K. H. Prinzessin Therese von Bayern.

Abel Max, Major a. D., Lindau.
Acherer Hans, Lindau.
Albu Dr., Privatdocent, Berlin.
Alsberg Moritz, prakt. Arzt, Cassel.
Andrée Dr. Richard, Braunschweig.
Andrian-Werburg Dr. Frhr. v., Minist.-Rath, Präsident der Wiener anthr. Ges., Wien.
Arnold Hugo, Hauptmann a. D., München.
Aubele, Stadtpfarrer, Lindau.
Auer jun., Director, Rickenbach.
Auerbach Richard, Berlin.
Baessler Dr., Professor, Berlin.
Bartels Dr. M., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
Bever Dr., prakt. Arzt mit Frau und Tochter, Lindau.
Beltz Dr., Schwerin.
Beck Dr., prakt. Arzt, Feldkirch.
Beccard Frau, Berlin.
Birkner Dr. F., Assistent, München.
Birnbaumer Dr., prakt. Arzt, Feldkirch.
Blind Dr. H. und Mutter, Genf.
Blinkhorn, Lector, München.
Blodig Dr., Bregenz.
Bollinger Dr., Obermedicinalrath mit Frau und Tochter, München.
Bomhard, Postdirector und Frau, Lindau.
Bouchal Leo, Wien.
Branca Frhr. v., Generalleutnant, München.
Branz, Subrector und Frau, Lindau.
Braun M. v., Regierungsdirector und Frau, Augsburg.
Brüller Max, Bezirksthierarzt, Lindau.
Brunner v. Wattenwyl, Hofrath, Wien.
Bucher Hermann, Kaufmann u. Frau, Lindau.
Bugiel, cand. med. und Frau, Paris.
Buh, prakt. Arzt, Feldkirch.
Bühler, Rentier, Aeschach.
Bumüller Dr. J., Präfect, Augsburg.
Busser Hermann und Frau, Berlin.
Cordel O., Berlin.
Cordel Robert, Berlin.
Dietrich Hermann, Bregenz.
Duckworth Laurence, Professor, Cambridge.
Egg Franz und Frau, Lindau.
Egg Fritz, Kaufmann, Lindau.
Egg Jakob und Frau, Lindau.
Ehrle Dr., Isny.
Ehrlich, Rentier, mit Frau und Tochter, Schachen.
Eibler, Commerzienrath, mit Frau und 4 Töchter, Lindau.
Eidam Dr., Bezirksarzt, Gunzenhausen.
Eysn Fräulein Maria, Salzburg.
Feilitsch Frhr. v., Hauptmann u. Frau, Lindau.
Förtsch Dr. P., Major a. D., Halle a. S.
Forster Dr. v., Augenarzt u. Frau, Nürnberg.
Frauer Emil, Triest.
Fraas Dr., Professor, Stuttgart.
Fraisse Dr., Professor mit Frau und 2 Töchter, Leipzig.
Francke Dr., prakt. Arzt und Frau, München.
Frey J., Lindau.
Fritsch Dr. Gustav, Professor, Obermedicinalrath und Frau, Berlin.
Fronmüller, Präceptor und Tochter, Lindau.
Fronmüller, Stadtpfarrer und Frau, Lindau.
Gaus, Professor und 2 Töchter, Heidenheim.
Gentner, München.
Gemeiner, prakt. Arzt, Bregenz.
Gombart, Justizrath, Aeschach.
Görke Dr. Franz, Berlin.
Geuppert Joseph sen., Lindau.
Geuppert Joseph jun., Lindau.
Gloggengiesser Ulrich sen., Lindau.
Götz Dr. R., Medicinalrath, Neustrelitz.
Götzger Karl, Privatier, Lindau.
Götzger Karl, Posamentier mit Frau und Tochter, Lindau.
Goleker, Conservator.
Grempler Dr., Geh. Sanitätsrath, Breslau.
Grobois v., Hauptmann a. D., Reutin.
Gruber Dr., Professor, Freiburg i. Br.
Gruber Friedrich, Director und Frau, Luserna.
Gruber Adolf und Frau, Lindenhof.
Grundherr Frhr. von, Bezirksamtsassessor, Lindau.
Gullmann Eugen und Frau, Lindau.
Hacker, Studienlehrer und Frau, Lindau.
Hagen Dr., Pfarrer und Frau, Aeschach.
Hagen Dr., Hofrath u. Frau, Frankfurt a. M.
Harturek Dr., Professor, Zürich.
Hartwich Dr. Karl, Professor, Zürich.
Hauber Georg, Privatier, Lindau.
Hauff Dr., Danzig.
Hauser O., Rüschlikon-Zürich.
Hausner, Hauptmann a. D., Lindau.
Hedinger Dr., Medicinalrath, Vorstand des württ. anthr. Vereins, Stuttgart.
Hein Dr. W., Assistent am k. k. naturhist. Hofmuseum und Frau, Wien.
Heimpel Gottfried, Rentier, Aeschach.
Heimpel Martin, Lindau.
Helm Dr. und Frau, Danzig.
Helmensdorfer Ernst, mit Frau und Tochter, Lindau.
Helmensdorfer Fritz, mit Frau und Tochter, Lindau.
Helmensdorfer Michael, mit Frau und 2 Töchter, Lindau.
Herburger Dr., mit Frau und 2 Töchter, Dornbirn.
Hoernes Dr. M., Professor, Wien.
Hertkorn Dr., Schönau.
Hitzler, Studienlehrer, mit Frau und Fräulein Raum, Lindau.
Höfle L., Bregenz.
Holzmann, Ingenieur und Frau, Lindau.
Hopf Dr., Plochingen.
Hopfgartner Fr. v., k. k. Hafenkapitän i. P., II. Secretär der anthr. Ges., Wien.
Huter Oskar, Bregenz.
Jenny Dr. Samuel, kaiserl. Rath und Frau, Bregenz.
Ilnazer Dr., Bregenz.
Joetze Dr., Studienlehrer und Frau, Lindau.
Kaiser Karl, Oberzollrath, mit Frau und 2 Töchter, Lindau.
Karecker Eugenie, Fabrikbes. und 2 Töchter, Aeschach.
Kanzler Ernst und Frau, Lindau.
Kellermann Dr., Rector mit Frau und 3 Töchter, Lindau.
Kimmerle Dr., prakt. Arzt, Lindau.
Kinkelin Albert, Lindau.
Kinkelin Gustav und Frau, Lindau.
Klaatsch Dr., Professor, Heidelberg.
Köhl Dr. und Frau, Worms.
Köhl Dr., prakt. Arzt, Naila.
Kolb Dr., Professor, Halle.
Knöringer Martin, Lindau.
Kollmann Dr. J., Professor u. 2 Töchter, Basel.

Königsthal v., Forstamtsassessor und Frau, Lindau.
Kellerhals, Reallehrer, Lindau.
Krauss, prakt. Arzt, Tübingen.
Krieg, Oberstleutnant und Frau, Neuburg.
Kuhn, Stadtkaplan, Lindau.
Kurz Dr., Ellwangen.
Lauber Dr., Bezirksarzt, Neuburg a. D.
Lehle Heinrich, Bankagent und Frau, Lindau.
Lingg Frau, Rentiere, Schachen.
Lochner Frhr. v., k. Kammerherr, mit Frau und 2 Töchter, Lindau.
Leube Dr. H. und Frau, Ulm.
Lienert A. und Frau, Bregenz.
Lödel, Oberstaatsanwalt, Heilbronn.
Mayer v., Official, Lindau.
Makowsky Dr., Professor u. Tochter, Brünn.
Markuse Dr. J., prakt. Arzt u. Frau, Mannheim.
Martin Dr. Rud., Professor, Zürich.
Mazer Dr., mit Frau und Tochter, Bregenz.
Meissner Dr., Generalarzt, Altona.
Meixner Dr., Bregenz.
Mestorf Fräulein, Director u. Professor, Kiel.
Messikommer Dr. H., Zürich.
Methner Dr., Breslau.
Michaleck, Ingenieur, Bregenz.
Michel, prakt. Arzt, Hermesteil.
Miller, Oberinspector, mit Frau und Tochter, München.
Moller, Oberinspector, München.
Montelius Dr., Professor, Stockholm.
Much Dr. M., Regierungsrath, Wien.
Much Dr. R., Privatdozent, Wien.
Müller Dr. J., Bregenz.
Naeher Hermann und Frau, Holdereggen.
Nessel und Tochter, Hagnau i. Elsass.
Nostiz Baron v., Gutsbesitzer, Schönbühl.
Nuesch Dr., Professor, Schaffhausen.
Oberdorff Graf, Bregenz.
Oberndorff Gräfin, München.
Oberhauser, Rentamtmann, mit Frau und Tochter, Lindau.
Oberreit Jakob, Lindau.
Oberreit, Restaurateur, Lindau.
Olshausen Dr. O., Berlin.
Paulitschke Dr., I. Secretär der Wiener anthropologischen Gesellschaft, Wien.
Pfister Eugen v., Lindau.
Quadt Gräfin, Schloss Moos.
Ranke Dr. J., Professor, Generalsecretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, München.
Reischek A., Linz.
Renz Conrad, Lindau.
Riesch Conrad, mit Frau u. Tochter, Lindau.
Riesch Emil, Kaufmann, München.
Riesch Fritz, Lindau.
Romberg Otto, Kaufmann, Lindau.
Rosenbauer Dr., Reallehrer, Lindau.
Rupflin Jakob, Rentier, mit Frau u. Tochter, Lindau.
Schäch Dr., Bregenz.
Scheidemantel, Hofrath, Nürnberg.
Schenkel R., Civilingenieur, Dornbirn.
Schielin Jakob und Frau, Lindau.
Schielin Robert, Schachen.
Schiess, Professor und Frau, Basel.
Schindele Dr., München.
Schindler Cosmus, Leuchtenberg.
Schindler Friedrich sen. und Frau, Seeheim.
Schindler Friedrich jun.
Schindler Dr., Zürich.
Schlachter Karl, Ingenieur, München.
Schlachter Dr., Reallehrer, Nürnberg.
Schlemm Fräulein Julie, Berlin.
Schliz Dr., Heilbronn.
Schmeltz Dr., Director des Reichsmuseums und Frau, Leyden.
Schmid Fr., Assistent a. d. techn. Hochschule, München.
Schmid Dr. Emil, Professor u. Frau, Leipzig.
Schmid Max und Frau, Lindau.
Schmidt Dr., Bregenz.
Schneider Matth., mit Frau u. Tochter, Lindau.
Schneider Dr. und Frau, Bregenz.
Schötensack Dr., Zürich.
Schöch Dr., Advokat, Bregenz.
Schützinger, Bürgermeister, mit Frau und Tochter, Lindau.
Schumacher Dr., Professor, Karlsruhe.
Schumann, prakt. Arzt, Löcknitz.
Schwenk, Chorregent mit Frau und Tochter, Bregenz.
Schwörer Dr., Rechtsanwalt, Lindau.
Seidl Dr., Reallehrer und Frau, Erlangen.
Seutter Richard v., Schachen.
Seler Dr. Eduard, Berlin.
Soeckeland mit Frau, Berlin.
Seyffertitz Baron, Bregenz.
Sinz Dr., Bregenz.
Spaeth Wilhelm, Hotelier und Frau, Lindau.
Specht Dr. Thom., Dillingen.
Spengelin Herm., mit Frau und 2 Töchter, Aeschach.
Spengelin Karl, Consul, Corfu.
Stampa, Kaufmannsgattin u. 2 Töchter, Lindau.
Steinacker, Stadtkaplan, Lindau.
Steinen K. Dr. v. d., Professor, Berlin.
Stettner Karl, Buchhändler, mit Frau und 2 Töchter, Lindau.
Stobaeus Dr., Stabsarzt, Metz.
Stöhr, Bahnverwalter und Frau, Lindau.
Straub F., Buchdruckereibesitzer, München.
Stubenrauch, Conservator, Stettin.
Szombathy, Custos am k. k. Hofmuseum, Wien.
Telge, Hofjuwelier, mit Frau und Tochter, Berlin.
Thiersch v., Professor, München.
Thoma, Forstmeister, Wettenhause.
Thomann Rudolf, mit Frau u. Tochter, Lindau.
Tiemann, Generalarzt, Coblenz.
Tiemleger Dr., Bozen.
Toldt Dr. C., Hofrath und Tochter, Wien.
Troeltsch Eugen v., Major, Stuttgart.
Trost, Uhrmacher, Lindau.
Vicarino, stud. med., mit Frau und Tochter, Lindau.
Virchow Dr., Geheimrath, stellvertret. Vorsitzender der Deutschen anthr. Gesellschaft, Berlin.
Volk Dr., Bezirksarzt und Frau, Lindau.
Voss Dr., Director, Berlin.
Vyvlecka J., k. k. Conservator, Olmütz.
Wahrmann Dr., Wien.
Waldeyer Dr., Geheimrath, Rector der Universität Berlin, Vorsitzender d. Deutschen anthr. Gesellschaft, Berlin.
Weech v., Oberst, Lindau.
Waibl Dr., Dornbirn.
Wichel, Baurath, Chemnitz.
Wiedersheim Dr., Hofrath und Prorector, Freiburg i. B.
Weismann, Oberlehrer, Schatzmeister der Deutschen anthr. Gesellschaft, mit Tochter, München.
Wider Dr., prakt. Arzt und Frau, Leonberg.
Wille, cand med., Oberdorf.
Wilser Dr. Ludwig, Heidelberg.
Wirsching, Apotheker, Velburg.
Wolf Max, Apotheker und Frau, Lindau.
Wolfart, II. Stadtpfarrer und Frau, Lindau.
Zechlin Thomas, Salzwedel.
Zeiss Ludwig, Rentier, mit Frau u. Tochter, Lindau.
Zeppelin Graf Dr. Eberhard, Ebersberg.
Zichy Graf, k. k. österr. Gesandter, München.
Zunz A., Frankfurt a. M.
Zwisler, Kaufmann, mit Frau und Tochter, Lindau.

Verhandlungen in den gemeinschaftlichen Sitzungen der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft.

Erste gemeinschaftliche Sitzung.

Inhalt: Vormittagssitzung. Eröffnung der Versammlung durch den Vorsitzenden der Deutschen anthropologischen Gesellschaft Geheimrath Waldeyer. **Eröffnungsrede:** Universitäten und anthropologischer Unterricht. — Uebergabe des Vorsitzes an den Präsidenten der Wiener anthropologischen Gesellschaft Herrn Dr. Frhr. v. Andrian-Werburg. — **Begrüssungsreden:** Begrüssung im Auftrage des Herrn k. Staatsministers des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten und des k. Regierungspräsidenten der Kreisregierung von Schwaben und Neuburg durch Herrn k. Regierungsdirector v. Braun. — Begrüssung im Namen der Stadtvertretung und des Gemeinnützigen Vereins durch Herrn rechtsk. Bürgermeister Dr. Schützinger. — Begrüssung im Namen des Bodenseegeschichtsvereins durch Herrn Grafen Zeppelin. — Begrüssung im Namen des Aerztlichen Bezirksvereins durch Herrn Bezirksarzt Dr. Volk. — Begrüssung im Namen der Localgeschäftsführung durch Herrn k. Rector Dr. Kellermann. — Generalsecretär Herr Professor Dr. J. Ranke: Erinnerung an Herrn Senior Pfarrer Reinwald. — **Wissenschaftliche Vorträge:** R. Virchow: Meinungen und Thatsachen in der Anthropologie. — Montelius: Ueber die Chronologie der Pfahlbauten. — Hoernes: Anfänge der bildenden Kunst. — J. Kollmann: Fingerspitzen aus dem Pfahlbau von Corcelettes (Neuenburger See). — Graf Dr. Zeppelin: Ueber die ethnographischen Verhältnisse der prähistorischen Bodenseebevölkerung. (Dazu Virchow, Zeppelin). — Nachmittagssitzung. Hagen: Gesichtstypen der von ihm studirten Völker. — Helm: Ueber die Bedeutung der chemischen Analyse bei vorgeschichtlichen Untersuchungen. (Dazu J. Ranke, Montelius, Helm, R. Virchow, M. Much, Olshausen, Helm, Schmidt. — Schliz: Messungen und Untersuchungen an Schulkindern. — Eidam: Ausgrabungen bei Gunzenhausen.

Die Versammlung wird durch den Vorsitzenden der Deutschen anthropologischen Gesellschaft Herrn Geheimrath Professor Dr. **Waldeyer**-Berlin in Anwesenheit Ihrer Königlichen Hoheit Prinzessin Therese von Bayern am 4. September 9 Uhr Vormittags mit folgender Rede eröffnet:

Universitäten und anthropologischer Unterricht.

Hochansehnliche Versammlung! Bei der Uebernahme des Rectorates der Berliner Universität habe ich in meiner Antrittsrede eine Frage berührt, die auch an dieser Stelle, bei der Jahresversammlung unserer Gesellschaft, besprochen zu werden verdient: ich meine die Stellung der anthropologischen Wissenschaften an unseren höheren Unterrichtsanstalten. Ich möchte die Gelegenheit, die sich mit besonderer Gunst mir in dieser Stunde bietet, nicht vorübergehen lassen, ohne diese Frage, die ich seiner Zeit nur kurz streifen konnte, eingehender zu besprechen und zu erweitern, indem ich nicht nur die Universitäten, sondern auch die übrigen Hochschulen heranziehe, und indem ich überhaupt darauf eingehe, wie für den Unterricht in den anthropologischen Disciplinen gesorgt worden ist und wie dafür gesorgt werden müsste.

Es ist kein erfreuliches Bild, welches sich aus den Vorlesungsverzeichnissen unserer deutschen Universitäten hinsichtlich der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zusammenstellen lässt. Wir zählen gegenwärtig 20 Universitäten im Deutschen Reiche; die Vorlesungsverzeichnisse des nunmehr im Ablaufe begriffenen Unterrichtsjahres October 1898 bis October 1899 ergeben, dass an sieben Universitäten überhaupt gar keine Vorlesung aus dem Bereiche der genannten Fächer angekündigt worden ist: Erlangen, Freiburg, Giessen, Greifswald, Jena, Rostock und Würzburg. Von den übrigen 13 hatten 10 nur eine einzige Vorlesung während des ganzen Studienjahres, und unter diesen 10 Vorlesungen waren 5 nur 1 stündige Publica: Göttingen, Halle, dessen Vorlesung lautete: „Anthropogeographie", so dass es mir — wenigstens der Bezeichnung nach — überhaupt noch fraglich ist, ob sie hierher gehört, Kiel, Königsberg und Strassburg. Auch die Königsberger Vorlesung, so vortrefflich passend sie für die dortige Universität ohne Zweifel ist und Nachahmung auf allen übrigen Universitäten verdiente, Urgeschichte Ostpreussens, gelesen von Professor Bezzenberger, dem wir Alle aus unserer dermaligen Tagung in Danzig und Königsberg noch das dankbarste Andenken bewahren, kann doch wohl nicht als eine genügende Vertretung der gesammten Anthropologie angesehen werden.

In Bonn las Professor Ludwig im Sommersemester 1899 4 stündig „Physische Anthropologie", in Breslau Professor Partsch 2 stündig im Sommersemester „Völkerkunde Europas", in Marburg Professor Kretschmer im Sommersemester „Indogermanische Völkerkunde und Urgeschichte Europas", in Tübingen Professor Sigwart 4 stündig „Philosophische Anthropologie" und in Leipzig hielt Professor E. Schmidt im Sommer 2 stündig „Anthropologische Uebungen".

In Heidelberg, München und Berlin wurden sowohl im Sommersemester, wie auch im Win-

tersemester Vorlesungen über anthropologische Disciplinen — ich begreife unter dieser Bezeichnung auch die ethnologischen und urgeschichtlichen Collegia und Uebungen — gehalten, also nur an 3 Orten unter 20! In Heidelberg liest Professor Klaatsch je 1 stündig „Anthropologie", in Berlin betheiligen sich 2 Professoren, von Luschan und Wilhelm Krause und ein Privatdocent, Dr. Rawitz, an den betreffenden Vorlesungen. München ist bis jetzt die einzige Universität in Deutschland, welche ein eigenes, dem Unterrichte in den anthropologischen Disciplinen gewidmetes, mit besonderer Sammlung, Instrumentarium und Hilfspersonal versehenes Institut besitzt, und welches, wie Sie wissen, unter der Leitung Johannes Rankes, der sein Fach als Ordinarius vertritt, steht. In diesem Institute werden anthropologische Uebungen abgehalten und es wird die gesammte Anthropologie zu ausgiebiger Darstellung gebracht. — Was die Zahl und die Mannigfaltigkeit der Vorlesungen angeht, so steht freilich, Dank insbesondere der regen Thätigkeit von Luschans, Berlin an erster Stelle. Aber die Reichshauptstadt besitzt kein mit der Universität verbundenes Unterrichtsinstitut, wie es München aufzuweisen hat; ein Theil der Uebungen und Vorlesungen wird im Museum für Völkerkunde abgehalten, der andere in der anatomischen Anstalt. — Ich füge noch hinzu, dass an einer einzigen technischen Hochschule, und zwar in Karlsruhe, eine Vorlesung über Anthropologie im Verein mit Hygiene stattfindet. — Sie sehen, hochgeehrte Anwesende, das Bild, welches uns Deutschland bezüglich des fachmännischen Unterrichtes in den anthropologischen Disciplinen bietet, ist leider kein sehr erfreuliches.

Das ist es, was mir die Durchsicht des Vorlesungsverzeichnisses vom Studienjahre 1898/99, beginnend mit dem Monat October 1898, ergeben hat. Ergänzend aus früheren Verzeichnissen kann ich noch Folgendes hinzufügen:

Professor E. Schmidt liest im Wintersemester auch 2 stündig physische Anthropologie, in Strassburg i. E. hält Professor Gerland gelegentlich auch ethnologische Vorlesungen. In Freiburg i. B. liest, wie mir Professor Martin in Zürich mitgetheilt hat, Professor extraordin. Grosse 2—3 stündig Ethnologie und hält Uebungen „im ethnographischen Seminar" ab. — In Berlin hält auch Bastian, obwohl nicht regelmässig, ethnologische Vorlesungen, und bis in sein letztes Semester las E. du Bois-Reymond ein öffentliches 1 stündiges stark besuchtes Colleg über „physische Anthropologie".

Was die Technischen Hochschulen anbelangt, so besteht — Mittheilung von Martin — in Dresden ein Ordinariat für Geographie und Ethnographie.

Indessen, wenn es ein Trost ist „Socios habuisse malorum", so können wir sagen, dass uns das Ausland mit wenigen Ausnahmen kein besseres Beispiel darbietet. Ich habe an der Hand des Verzeichnisses der Universitäten und sonstigen Hochschulen der Erde, welche sich in dem in Strassburg i. E. erscheinenden akademischen Jahrbuche „Minerva" findet, mir eine Zusammenstellung der anthropologischen Vorlesungen und Uebungscurse gemacht von folgenden Ländern: Belgien, Bulgarien, Dänemark, Frankreich, Griechenland, Grossbritannien, Holland, Japan, Italien, Oesterreich-Ungarn, Portugal, Rumänien, Russland, Schweden und Norwegen, Schweiz, Spanien, Südamerikanische Staaten, Vereinigte Staaten von Nordamerika, und habe dasselbe nach gütigen Mittheilungen von Professor Rudolf Martin in Zürich, dem ich hier meinen aufrichtigen Dank ausspreche, noch in einigen Stücken ergänzen können. Ich gestatte mir daraus die Hauptergebnisse mitzutheilen. Ich bemerke jedoch, dass bei den kurzen Notizen, welche die „Minerva" nur bringen kann, ich keine Gewähr für die Vollständigkeit der mitzutheilenden Angaben zu übernehmen vermag. Damit soll keineswegs dem trefflichen akademischen Jahrbuche irgend ein Vorwurf gemacht sein. Auch Professor Martin verfügte über kein vollständiges Material.

Belgien zählt, wenn wir die seit Kurzem in's Leben getretene „Université nouvelle" in Brüssel mitrechnen, zur Zeit fünf Universitäten; an diesen findet nur eine einzige anthropologische Vorlesung, und zwar über „Criminal-Anthropologie" in Brüssel statt. Es besteht in Brüssel eine angesehene anthropologische Gesellschaft, an deren Spitze Houzé wirkt; es ist mir aber ungewiss geblieben, ob Letzterer an der einen oder anderen Universität Vorlesungen hält.

Besser stellt sich Bulgarien ein, wo an der einen Universität Sofia eine anthropologische Vorlesung, wenn auch nur 1 stündig, gelesen wird, während für Dänemarks sonst so bedeutende Universität Kopenhagen keine derartige Vorlesung verzeichnet stand. Es ist dies um so auffallender, als dort sonst die anthropologischen Disciplinen durch ein reich ausgestattetes Museum und eifrige Förderer so wohl bedacht sind.

An den zwölf Universitäten Frankreichs, welche als solche in meiner Quelle bezeichnet sind: Bordeaux, Caën, Clermont-Ferrand, Dijon, Grenoble, Lille, Lyon, Montpellier, Nancy, Paris, Rouen und Toulouse, werden keine Vorlesungen über Anthropologie angekündigt. Indessen

steht unser Nachbarland, was die Sorge für den Unterricht in der betreffenden Disciplin anlangt, wohl allen — vielleicht mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Nordamerika — voran und zwar durch das grosse Centralinstitut in Paris, welches unter Brocas Auspicien seine gegenwärtige Gestalt gewann, die École et le Laboratoire d'Anthropologie; an derselben unterrichten in allen Zweigen unserer Wissenschaft — gegenwärtig unter dem Directorat von Thulié — 10 Professoren. Das jährliche Budget beläuft sich auf 20000 Fr. und die Anstalt ist mit einer erheblichen Sammlung, einem Instrumentarium und einer ansehnlichen Bibliothek ausgerüstet. Neben den Vorlesungen, welche die Prähistorie (Capitan), Anthropogenie (M. Duval), Ethnologie (Hervé), biologische Anthropologie (Laborde), Ethnographie (Lefèvre), Sociologie (Letourneau), zoologische Anthropologie (Mahoudeau), physische Anthropologie (Manouvrier) und geographische Anthropologie (Schrader) umfassen, ist die beste Gelegenheit zu ausgiebigen praktischen Uebungen gegeben. Ausserdem docirен noch am Musée d'histoire naturelle Hamy mit seinem Assistenten Dr. Verneau und an der École libre des sciences politiques liest Gaidoz Geographie und Ethnographie. In Lyon lesen ab und zu Chantre und Testut über anthropologische Gegenstände; in Toulouse Cartailhac (?).

Ich fasse das grosse Reich, welches gegenwärtig von sich sagen kann, dass in ihm die Sonne nicht untergehe, Grossbritannien, mit seinen Colonien zusammen und zähle dort 18 Universitäten, 12 im europäischen Grossbritannien, 1 in Indien, 2 in Canada, 3 in Australien. Von allen diesen fand ich nur für Oxford, wo Tylor liest, für Cambridge, wo seit Kurzem Dr. Duckworth Vorlesungen und Curse gibt und für Dublin, wo am Trinity College Cunningham mit Dr. Brown ein anthropologisches Laboratorium leitet, Universitäts-Vorlesungen im Gebiete der Anthropologie angezeigt. Indessen besteht in dem vereinigten Königreiche eine grosse anthropologische Gesellschaft (in London). Gegenwärtig sollen, wie ich höre, in England Bestrebungen sich geltend machen, um für den Unterricht in den anthropologischen Disciplinen immer weitere Kreise zu ziehen. Für die grossen grossbritannischen Colonien gab meine Quelle nichts an.

Die Universität Griechenlands, Athen, hat keinen Vertreter der Anthropologie.

Für Holland finde ich bei vier Universitäten nur eine Vorlesung über Criminal-Anthropologie in Amsterdam angemerkt und einen Lehrstuhl für Ethnologie in Leiden, den früher Wilken, jetzt de Groot versieht. An Sammlungen, die ausserhalb der Universitäten stehen, fehlt es nicht.

An der einzigen Universität Japans, in Tokio, liest der Professor ordin. Shōgorō Tsuboi in jedem Semester ein 1 stündiges Collegium über Anthropologie.

Italien weist ungefähr dieselben Verhältnisse auf wie Deutschland. Es hat dieselbe Zahl von Universitäten wie wir, zwanzig; an acht von diesen werden Vorlesungen über Anthropologie regelmässig angekündigt: in Neapel von zwei Ordinarien, Niccolucci und Zuccarelli, in Padua von einem Privatdocenten, Dr. Tedeschi, ferner in Genua, Modena, Pavia, Rom, Turin und Florenz von Ordinarien und Privatdocenten; in Rom liest dann noch an der Frauenhochschule Professor ordin. Zevi Hygiene und Anthropologie. Wenn an 13 deutschen Universitäten Vorlesungen gehalten werden, so wird diese grössere Zahl dadurch in Italien wieder wett gemacht, dass an drei Universitäten dieses Landes besondere anthropologische Institute bestehen, in Rom, Neapel und Florenz, geleitet von den Professoren Sergi, Niccolucci und Mantegazza; an allen diesen drei Hochschulen sind ausserdem noch je 2—3 Privatdocenten für unser Fach thätig.

Unter den neun Universitäten der Länder der Oesterreich-Ungarischen Krone haben drei Docenten für die anthropol. Disziplinen: Wien, wo jüngst Dr. Hörnes zum Fachprofessor der prähistorischen Archäologie ernannt wurde und wo noch ausserdem Dr. Paulitschke, seit Jahren, dann auch Dr. Haberlandt, Prof. Tomaschek und Prof. M. Benedikt über allgemeine Ethnographie und über Ethnographie und Kraniologie lesen, in Budapest, wo bei der Universität ein besonderes von Aurel Török geleitetes Institut besteht, und an der Böhmischen Universität in Prag, wo Professor Niederle und Dr. Matiegka lehren.

Portugal hat auf seiner Universität Coimbra einen Vertreter des Faches, Professor ordin. Guimarães mit eigenem Institut, während ich bei den acht spanischen Universitäten keine Vertretung angezeigt fand. Ebensowenig wird auf den beiden Universitäten Rumäniens Anthropologie docirt.

Das grosse Russische Reich hat nur in Moskau, also an einer Universität unter zehn, ein anthropologisches Institut mit Sammlung unter der Direction des Professor ordin. Anutschin; vielleicht liest dort auch noch Professor Zograf. In Petersburg las Professor ordin. E. Petri Geographie und Ethnographie, und aus der von Professor ordin. Tarenetzki geleiteten anatomischen Anstalt der militär-medicinischen Akademie, welche zugleich die medicinische Facultät an der Univer-

sität vertritt, gehen zahlreiche anthropologische Arbeiten hervor. Ferner findet sich daselbst ein grosses ethnographisches Museum unter der Leitung Radloos; ob dasselbe jedoch mit der dortigen Universität Verbindungen hat, weiss ich nicht.

Die vier skandinavischen Universitäten haben wiederum, soviel ich ersehen konnte, keine besonderen Docenten für die Anthropologie; nur ist seit 1890 Professor ordin. Nielson in Christiania für Geographie und Ethnographie angestellt, und in Stockholm lesen die Professoren des dortigen grossen anthropologisch-ethnologischen Museums, wie u. A. Montelius.

Die Schweiz hat unter ihren fünf Universitäten nur in Zürich und auch erst seit Kurzem einen geordneten und umfassenden anthropologischen Unterricht. Seit längerer Zeit las bereits der Geograph Professor ordin. Stoll im Wintersemester ein 2—3 stündiges Colleg über Ethnologie. Jetzt ist Dr. Rudolf Martin als Professor extraordinarius für Anthropologie angestellt und es ist ein Neubau für ein Institut begonnen. Martin hält eingehende Vorlesungen über allgemeine und specielle physische Anthropologie und leitet praktische Uebungen auf diesem Gebiete. Ausserdem hält Privatdocent Dr. Heierli Vorlesungen aus dem Gebiete der Prähistorie. In Lausanne ist seit diesem Sommersemester Privatdocent Dr. Schenk für Anthropologie habilitirt.

Während die südamerikanischen Universitäten nur in Lima, und zwar dort durch zwei Professoren die Anthropologie vertreten haben, ist dieses von den 36 Universitäten der nordamerikanischen Union bei mehreren der Fall: In New-York doppelt, einmal an der dortigen Columbia-University und dann an dem von Ira van Gieson geleiteten pathologischen Institute; ferner in Cambridge Mass (Harvard University), New-Haven (Yale University), Chicago, Rochester, Philadelphia, Worcester (Clark-University) und Washington, wozu als letztes Glied noch die grosse anthropologische Abtheilung der Smithsonion Institution mit zehn Angestellten, von denen mehrere Docenten sind, tritt. Da viele der 36 Universitäten nur klein sind und nicht alle Facultäten haben, so fällt ihre erhebliche Zahl bei der relativen Abschätzung nicht so stark in's Gewicht. Wenn auch vielleicht Lima die einzige südamerikanische Universität ist, an der Anthropologie gelehrt wird, so bestehen doch ausserdem einige bedeutende Museen, so in Buenos-Ayres unter Leitung von Dr. Berg und in La Plata unter Leitung der Herren Moreno und Lehmann-Nietzsche; aus diesen Museen gehen reichliche Arbeiten hervor.

Ich wiederhole am Schlusse dieser kurzen Aufzählung zunächst noch einmal, dass es mir, wie man erklärlich finden wird, unmöglich war überall auf die letzten Quellen zurückzugehen, und dass ich daher nicht für völlige Richtigkeit einzutreten im Stande bin; immerhin aber wird sich das Gesammtbild, auch wenn Aenderungen vorgenommen werden müssten, nicht sonderlich verändern. — Für Ergänzung oder Berichtigung meiner Angaben werde ich jederzeit dankbar sein. Für Deutschland will ich noch hervorheben, dass in den meisten grösseren Städten, namentlich in den Landeshauptstädten und Provinzial- bezw. Bezirkshauptstädten, zum Theil recht ansehnliche anthropologische und ethnologische Museen bestehen, sowie zahlreiche Vereine zur Pflege unserer Wissenschaft, und dass diese, wie eine grössere Anzahl regelmässig erscheinender, zum Theil recht bedeutsam gewordener Zeitschriften und Archive, und die Wanderversammlungen erweisen, eine sehr erfreuliche Thätigkeit an den Tag legen.

Dieses ist, was an Einrichtungen zur Pflege der Anthropologie besteht und vorhanden ist; es erweist für Deutschland, wie für das Ausland in gleicher Weise, dass unsere Hochschulen, insbesondere unsere Universitäten, sich noch verhältnissmässig wenig an der Förderung der anthropologischen und ethnologischen Wissenschaften betheiligen. Treten wir nun an die Frage heran, was sein sollte?

Es bedarf nicht vieler Worte, um darzuthun, dass der gegenwärtige Zustand der Pflege der Anthropologie — ich beziehe mich von jetzt an nur auf Deutschland — nicht der Stellung entspricht, den sie in unserem Unterrichts- und Bildungswesen einnehmen sollte. Wenn auch bei Manchem noch die Meinung besteht, dass die Aufgabe der Anthropologie wesentlich im Messen von Schädeln und Ausgraben alter Knochenreste bestehe, was dann ja ganz interessant sein möge, aber herzlich wenig Bedeutung habe, so ist doch, Dank der Bemühungen der anthropologischen Gesellschaften, wie es u. A. die beiden sind, die heute hier vereint tagen, allmählich eine richtigere Ansicht zu Tage gedrungen. Es geschah zunächst das, was in erster Linie geschehen musste: es wurden Museen gegründet, in denen die dem grossen Grabe der Mutter Erde, die ihre eigenen Kinder immer wieder verschlingt, mit Mühe entrissenen Fundstücke, die Kunde geben von den alten Geschlechtern, vor Allem einmal geborgen wurden. Diese Museen sind in erster Linie die Rüstkammern der anthropologischen Wissenschaften, weniger Schausammlungen für das grössere Publicum, obwohl auch diese Bestimmung nicht gering zu achten ist,

weil ja hiermit das Interesse aller Stände geweckt wird und von hier aus ein Stück gesunden, wohlthätigen Lichtes mehr in die breiteren Schichten der Bevölkerung hineindringt. Aber die Bestimmung, als wissenschaftliche Archive für das weitere ernste Studium zu dienen, sei und bleibe bei dem Baue, der Einrichtung und Organisation der Museen der Hauptzweck!

Man hat wissenschaftliche Expeditionen zu Wasser und zu Lande ausgerüstet, theils zu wesentlich ethnologischen und anthropologischen Zwecken, theils anderen Expeditionen anthropologisch ausgebildete Forscher beigegeben; so war es auch jüngst noch auf der letzten deutschen Tiefseeforschungsreise der Valdivia und wird auch der ihrer Verwirklichung nahenden deutschen Südpolexpedition nicht fehlen. Und schon aus älteren Tagen, aber immer noch in bestem Andenken, bleiben hochwichtig die Forschungsreisen der österreichischen Fregatta Novara und die der deutschen Gazelle!

Wir erkennen dankbar an, dass mit allem diesem viel gewonnen ist; aber mir scheint die Zeit gekommen, dass wir noch eine weitere und sorgsamere Pflege der Anthropologie nöthig haben, und es scheint mir sogar, dass die Zeit nicht nur gekommen ist, sondern dass sie auch dazu drängt! Ich sehe in diesem Augenblicke ganz ab von der Wichtigkeit und dem hohen wissenschaftlichen Interesse, welches die anthropologischen, ethnologischen und urgeschichtlichen Kenntnisse an sich haben, nicht nur für die Gebildeten im engeren Sinne des Wortes, sondern für alle Bevölkerungskreise; ich will nicht davon sprechen, dass es vielleicht keinen Gegenstand gibt, der mehr verdiente in den Rahmen des naturwissenschaftlichen Unterrichtes auf unseren Vorbildungsschulen einbezogen zu werden — ich will vielmehr darauf hinweisen, dass in Folge der ungemein erweiterten Handelsbeziehungen aller europäischen Völker, die Pflege der Anthropologie für unseren Erdtheil, der wenigstens in seinen westlichen Gliedern, und darunter auch in Deutschland, das nicht mehr in hinreichender Menge zu erzeugen vermag, was des Leibes Nahrung und somit die ganze Existenz ermöglicht, ungemein wichtig, ja nothwendig wird. Und was soll ich erst von denjenigen Staaten sagen, welche Colonialbesitz erworben haben und zu erwerben trachten? Niemand sollte dort, wenigstens in administrative Stellungen, hinausgehen, der nicht hinreichend ethnologisch geschult wäre. Wer eines will, darf auch das andere nicht lassen! Vor Allem müssen wir in Deutschland, wenn wir den Wettbewerb mit den grossen anderen Handels- und Colonialmächten aushalten wollen, allen Ernstes darauf bedacht sein, für einen besseren Unterricht in ethnologisch-anthropologischer Beziehung zu sorgen und darüber zu wachen, dass junge Forscher herangebildet werden, die, wenn die jetztlebenden müde geworden sind, das Zeug dazu haben, in die Lücken zu treten und, besser hoffentlich noch als wir, das fortführen, was wir begonnen haben. Das kann, meines Erachtens, aber nur erreicht werden durch die Einfügung der anthropologischen Disciplinen als integrirende Bestandtheile in den Universitätsunterricht. Einrichtungen, wie das „Orientalische Seminar“ in Berlin sind ja sehr nothwendig und dankenswerth, aber sie reichen doch nicht aus. Jede deutsche Universität sollte, so meine ich, ihr anthropologisches Institut mit dem nöthigen Lehrmaterial, mit einem als Ordinarius der philosophischen Facultät — je nach Lage der Sache würde es auch die medicinische sein können — angehörenden Director und den nöthigen Assistenten haben. Ausser den allgemein wichtigen Dingen wären von diesem Institute und ihrem Lehrpersonale in erster Linie die besonderen Verhältnisse der betreffenden Provinz oder des betreffenden Landgebietes zu pflegen, wie wir es vorhin bei Erwähnung der Bezzenberger'schen Vorlesung in Königsberg hervorgehoben haben. Neben diesen würde sich die Einrichtung einer grossen centralen Unterrichtsanstalt in Verbindung mit dem grössten Museum des Reiches empfehlen, wie wir sie in Frankreich und in Nordamerika (Smithsonian Institution) besitzen; aber auch diese centrale Unterrichtsanstalt sollte mit der Universität verbunden sein, nicht nur zu Nutz und Frommen für diese, sondern auch für die Anthropologie selber. Denn es gibt wohl kaum ein Wissensgebiet, welches so zahlreiche Beziehungen zu allen anderen wissenschaftlichen Disciplinen aller Facultäten unterhält und unterhalten muss, wie das der Anthropologie im weitesten Sinne des Wortes.

Im Rahmen der Universitäten wird die Anthropologie die beste Stätte für ihre weitere Entwickelung finden und selbst am besten wirksam werden; dahin gehört sie!

Als wir uns im vorigen Jahre entschlossen, vereint mit unserer österreichischen Schwester-Gesellschaft hier in Lindau zu tagen und mir die Ehre zufiel, die Eröffnungsrede zu halten, da gedachte ich des gesegneten Landes, unter dessen weissblauer Flagge wir die nächsten Tage zu gutem Thun vereinigt sein werden, und sagte mir, dass hier der Platz sei, diejenige Seite unserer Arbeit zu behandeln, welche ich zum Gegenstande meiner Besprechung gewählt habe. Denn das Bayerland ist es, dessen erleuchtete Unterrichtsverwal-

tung zuerst in Deutschland den Gedanken verwirklicht hat, den ich hier für alle Staaten empfohlen habe. So gebührt diesem Lande und seinem Fürstenhause, zu dessen natürlicher Erbschaft hoher Sinn für Kunst und Wissenschaft gehören, unser voller Dank! Ich kann ihn in diesem Augenblicke nicht besser aussprechen, als mit dem Wunsche, dass die junge anthropologische Anstalt der Münchener Universität immerdar gedeihen und wachsen möge, ein Vorbild hoffentlich baldiger zahlreicher Nachfolgeschaft auf den anderen Universitäten deutscher Zunge, zu welchem sie die rastlose Thätigkeit ihres hochverdienten Leiters bereits erhoben hat!

Der **Vorsitzende:**

Ich übergebe nunmehr den Vorsitz dem Herrn Dr. Freiherr **von Andrian-Werburg,** dem derzeitigen Vorsitzenden der Wiener anthropologischen Gesellschaft.

Freiherr **von Andrian-Werburg** übernimmt den Vorsitz.

Begrüssungsreden.

Herr Regierungsdirector **von Braun**-Augsburg:

Euere Königliche Hoheit! Meine hochverehrtesten Herrschaften! Von dem Herrn k. Staatsminister des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten, sowie von dem Herrn k. Regierungspräsidenten der Kreisregierung von Schwaben und Neuburg, welche beiden Herren gegenwärtig in Urlaub sich befinden, ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, die III. gemeinschaftliche Versammlung der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft, sowie deren hohen erlauchten Ehrengast ehrerbietigst und herzlichst zu begrüssen. Mit wahrer innerer Freude erfülle ich diesen mir gewordenen ehrenvollen Auftrag. Ist es doch für eine Staatsverwaltung, welche nicht nur nach der Schablone amtiren, sondern gewissermassen den Herzschlag und den Puls und die Seele des ihr anvertrauten Volkes kennen lernen will, von grossem Interesse, sich über die Geschichte und Urgeschichte ihrer Volksstämme, über ihre somatische und culturelle Entwickelung, über ihre Stammesverwandtschaften und Stammeseigenthümlichkeiten genau zu unterrichten, und gerade hiefür bietet ja Ihre Wissenschaft die erwünschtesten Anhaltspunkte. Mit ganz besonderer Freude aber erfüllt uns, dass Sie gerade die Ufer des Bodensees und speciell die bayerische Stadt Lindau zu Ihrem diesmaligen Vereinigungspunkte gewählt haben. Wie viele Tausende von Vergnügungsreisenden aller Länder werden alljährlich freudig bewegt, wenn sie nach langer ermüdender Fahrt plötzlich die blaugrünen Fluthen des schwäbischen Meeres im Sonnenglanze vor sich auftauchen sehen, mit seinem Kranze reich gesegneter Gestade und himmelragender Berge; Ihnen, meine verehrtesten Herrschaften, ist noch mehr vergönnt: Ihrem sachverständigen Blicke öffnet der See seine Geheimnisse, Sie erforschen in seiner Tiefe die Geschichte uralter Menschenansiedelungen, Sie erkennen in seinen Uferbewohnern und deren Gestalten und Zügen noch die Nachkommen der alten Alemannen und Sueven, ja vielleicht sogar theilweise der alten Kelten und Rhätier; alte Burgen und Mauerreste erzählen Ihnen von dem siegreichen Vordringen der welterobernden Römer und ehrwürdige Klosterkirchen mit ihren stillen, weinumrankten Gärten sind Ihnen beredte Zeugen erster christlicher Cultur und des Anfanges der Geschichte dieser Gegend. So bietet sich Ihnen eine Fülle von Eindrücken und Erinnerungen historischer und prähistorischer Art. Aber ich bitte, betrachten Sie dieselben nicht nur mit dem ernsten Auge des Forschers, sondern auch mit dem warmen, fröhlichen Herzen des genussfähigen Menschen, dann wird Ihnen auch die Gegenwart schön erscheinen und Sie werden dabei die Ueberzeugung gewinnen, dass auch in der Südmark des deutschen Reiches Ihnen deutsche Herzen freudig und warm entgegenschlagen. (Bravo!) Mit diesen Wünschen und Gesinnungen rufe ich Ihnen, verehrte Anwesende, ein herzliches „Willkommen in Bayern“ zu. (Lebhafter Beifall.)

Herr Bürgermeister **Schützinger**-Lindau:

Königliche Hoheit! Hochansehnliche Versammlung! Ehe Sie in die Berathung Ihrer Tagesordnung eintreten, gestatten Sie auch mir, als dem Vertreter der Stadtgemeinde Lindau, der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft den herzlichsten Willkommgruss der Stadt zu entbieten. Als am 6. August vorigen Jahres der Generalsecretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft Herr Professor Dr. Ranke uns telegraphisch Kunde gab von der ebenso einstimmigen als mit Freude begrüssten Wahl unserer Stadt als Congressort für dieses Jahr, da erweckte Ihre Freude und Begeisterung auch in unsern Herzen den lebhaftesten Widerhall; wenn wir auch nur mit Zagen es wagten, an die anthropologische Gesellschaft mit einer Einladung zu kommen, so waren wir uns doch der hohen Ehre, die uns durch die Anwesenheit einer so grossen Zahl hervorragender Gelehrten in unserer kleinen Stadt zu Theil wurde, recht wohl bewusst. Allerdings — das muss ich unumwunden gestehen — wurde unsere Freude etwas gedämpft, als wir bald darauf in dem in Ihren Jahresheften erschienenen Berichte über den Verlauf der vorjährigen Braun-

schweiger Versammlung sahen, wie viel Ihnen dort in Braunschweig und in den Orten, in welche Sie die Ausflüge machten, geboten wurde; mussten wir uns doch sagen, dass wir hier mit unserem kleinen bescheidenen Museum, das insbesondere an prähistorischen Dingen recht dürftig gestellt ist, unmöglich das bieten konnten, was Ihnen in Braunschweig und in den Vorjahren an den anderen Congressorten gezeigt wurde. Dass wir aber den guten Willen wenigstens hatten, Ihnen auch etwas Neues, Eigenartiges zu bieten und unsere Sammlungen mit neuen prähistorischen Funden zu bereichern, dafür möge Ihnen der Umstand Beweis sein, dass die beiden städtischen Collegien einstimmig auf meinen Antrag die Mittel bewilligten, um an einer in nächster Nähe unserer Stadt gelegenen Stelle des Bodensees, wo nach der begründeten Annahme unseres leider inzwischen verstorbenen, hochverdienten Museumsvereinsvorstandes Reinwald und unseres rührigen und thätigen Localgeschäftsführers Dr. Kellermann Spuren von Pfahlbauresten zu vermuthen waren, die nöthigen Baggerungsarbeiten vorzunehmen. Leider haben das ungünstige Wetter im vergangenen Herbst und der ungewöhnlich rasch eingetretene hohe Wasserstand im heurigen Frühjahr und Sommer es unmöglich gemacht, diese Absicht auszuführen, doch gebe ich mich der Hoffnung hin, dass die von Ihrer Versammlung ausgehende Fülle von Anregungen und Belehrungen auch auf uns Laien derartig wirken werden, dass der unter dem Eindruck des damaligen Telegramms gefasste löbliche Vorsatz, wenn auch später, ausgeführt wird. Trotz des grossen Fremdenverkehrs, der es uns ja fast manchmal unmöglich macht, unsere Gäste unterzubringen, sind wir uns der hohen Ehre und Auszeichnung, die durch die Anwesenheit einer so grossen Anzahl von Koryphäen der Wissenschaft uns zu Theil wird, recht wohl bewusst. Ihre Versammlung ist zwar ein seltenes und hochwichtiges, aber doch nicht einzig dastehendes Ereigniss für unsere Stadt, denn gerade hier in diesem altehrwürdigen Saale, wo insbesondere in den letzten Jahrzehnten aus ganz Deutschland Männer der Wissenschaft und Praxis zu ernsten Conferenzen zusammengekommen sind, tagte vor 400 Jahren eine andere illustre Versammlung, die trotz des hochpolitischen Zwecks, zu dem sie einberufen war, sich mehr mit Fragen culturhistorischer und rechtswissenschaftlicher Natur befasste und in Folge dessen auch für die Wissenschaft Material lieferte. Hier in diesem Saale war es, wo der unter Kaiser Maximilian I. 1496 zum Zwecke der Veranstaltung eines Römerzuges zur Unterstützung der oberitalienischen Städte gegen den französischen König Franz I. einberufene Reichstag unter dem Vorsitz des Kurfürsten Berthold von Mainz tagte. Seine Berathungen haben leider in Folge der schon damals sich zeigenden Unentschlossenheit und Uneinigkeit der Vertreter der deutschen Stämme unser deutsches Reich dem Auslande und den Vertretern der Eidgenossenschaft, die sich schon zu jener Zeit mit zum Auslande rechnete, in möglichst ungünstigem Lichte erscheinen lassen. Unsere an des neuen deutschen Reichs südlichster Mark gelegene Stadt, die also vor 400 Jahren schon Zeuge der Ohnmacht und Zerissenheit des heiligen römischen Reichs deutscher Nation war und die als selbständiges Glied des Reichskörpers Jahrhunderte lang bis zur Einverleibung in die Krone Bayerns unsäglich traurige Schicksale erleiden musste, sie weiss wie keine andere den unendlichen Werth der Zugehörigkeit zu einem mächtigen Staatswesen zu schätzen und hat der grossen Freude über den gewaltigen Umschwung der Dinge, wie er sich im letzten Viertel des zur Rüste gehenden Jahrhunderts gezeigt hat, immer mit höchster Begeisterung Ausdruck gegeben. Wenn daher der hochverehrte Herr Vorsitzende, Herr Geheimrath Waldeyer vorhin in so überzeugender Weise die Nothwendigkeit der Hebung und Pflege des anthropologischen Unterrichts auf unseren Hochschulen in Beziehung auf unsere Colonialpolitik hervorhob, und wenn Herr Geheimrath Virchow in seiner Eröffnungsrede vor zwei Jahren in Lübeck besonders betonte, dass die Anthropologen es für ihre ernste und wesentlichste Pflicht erachten, die Aufmerksamkeit der Deutschen auf die heimischen Besitzthümer zu lenken und ihre Antheilnahme an der Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Schätze zu wecken, und wenn er besonders hervorhob, dass die Deutsche anthropologische Gesellschaft innerhalb des grossen Rahmens der anthropologischen Bestrebungen gerade die nationalen Aufgaben mit Vorliebe und Erfolg gepflegt habe, so dürften Sie es begreiflich finden, dass wir Lindauer, die wir ebenso treu unserem bayerischen Königshause sind als begeistert für das deutsche Reich, unser grosses Vaterland, solchen Bestrebungen die wärmsten Sympathien entgegenbringen und alle die Männer, die von Norden, Süden, Osten und Westen herbeigekommen sind, um diese Aufgaben mit zu erfüllen, auf's Herzlichste willkommen heissen.

Wir freuen uns auch insbesondere darüber, dass nicht nur die Deutsche, sondern auch die Oesterreichische anthropologische Gesellschaft diesmal Lindau zum Sitz ihrer Berathungen gewählt hat. Seit Jahrzehnten, möchte ich sagen, feiern wir kein nationales Fest in Lindau, ohne dass nicht auch unsere Stammesbrüder und Nachbarn

jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle daran theilgenommen hätten und umgekehrt. Wir freuen uns um so mehr, dass die Herren den weiten Weg von der schönen Kaiserstadt an der Donau nicht gescheut haben, um hier in friedlicher gemeinsamer Arbeit die Forschungsgebiete der Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte zu erweitern und mit den Herren der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in erspriesslichster Weise für die Wissenschaft zu cooperiren.

Es liegt mir die weitere Aufgabe ob, hochverehrte Versammlung, Sie Namens des Gemeinnützigen Vereins der Stadt Lindau in meiner Eigenschaft als ständiges Ausschussmitglied zu begrüssen. Unser Gemeinnütziger Verein hat es sich während seines 31 jährigen Bestehens zur vornehmsten Aufgabe gemacht, den vielen Tausenden von Fremden, welche die schöne Lage unserer Stadt und die von der Natur so reich gesegnete Umgebung hieher lockten, den Aufenthalt in unserer Stadt so angenehm als möglich zu machen; ebenso hat denn auch der Gemeinnützige Verein der vom Localcomité an ihn gerichteten Aufforderung zur Mitwirkung bei den für die lieben Gäste in Aussicht genommenen Veranstaltungen bereitwilligst entsprochen und erachtet sich für seine Mühewaltung vollständig entschädigt, wenn Sie einen so guten Eindruck von der Stadt und Umgegend mitnehmen, dass Sie vielleicht auch ein andermal Ihre Schritte an die Gestade des schwäbischen Meeres lenken wollen.

Ich komme zum Schluss. An der Nordfaçade unserer altehrwürdigen Berathungsstätte leuchten auf blauem Grund mit goldenen Buchstaben die schönen Worte, die allerdings in erster Linie für die Berathung unserer gemeindlichen Angelegenheiten bestimmt waren: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. Ich zweifle nicht daran und hoffe und wünsche, dass auch Ihre Berathungen unter diesem Zeichen stattfinden werden. Ich wünsche noch einmal Namens der Stadtgemeinde im Interesse der gesammten Wissenschaft den Berathungen den gedeihlichsten und förderlichsten Verlauf. (Lebhafter Beifall.)

Herr Dr. Graf **Zeppelin**-Ebersberg:

Königliche Hoheit! Hochansehnliche Versammlung! Es gereicht mir zur grössten Ehre, diese erlauchte, gelehrte Gesellschaft, die sich heute in Lindaus Mauern zusammengefunden, die unser Bodenseeufer zum Orte ihrer diesjährigen Tagung gewählt hat, auch Namens des Vereins für die Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung auf's herzlichste willkommen zu heissen. Der Bodenseegeschichtsverein verkörpert, ich darf das wohl sagen, die gesammten wissenschaftlichen Bestrebungen rings um den See. Wie sich hier die Angehörigen der verschiedenen Uferstaaten im wissenschaftlichen Streben zu gemeinsamen Zwecken die Hand reichen, davon haben Sie ja gestern Abends ein liebliches Bild dargestellt gesehen, behalten Sie das in freundlicher Erinnerung. Der Bodenseegeschichtsverein aber, der den Namen eines Geschichtsvereins trägt, führt dieses Wort in seinem Namen im weitesten Umfange; er beschäftigt sich ja nicht allein nur mit der eigentlichen urkundlichen Geschichte, seine Bestrebungen gehen viel weiter, von der Urgeschichte aus, von der Entstehung des Sees herunter bis auf die heutige Zeit, und insofern sind ja auch diejenigen Disciplinen, die Sie verfolgen, Gegenstand seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, insofern darf er ja vielleicht wohl auch das ehrenvolle Vorrecht in Anspruch nehmen, Sie hier in seinem Arbeitsgebiet zu begrüssen und willkommen zu heissen. Die Tagungen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in unserem Arbeitsgebiete sind bezeichnet, möchte ich sagen, durch hervorragende Marksteine urgeschichtlicher Entdeckungen. Wie Sie seiner Zeit in Konstanz zusammenkamen, da stand die Versammlung unter dem Zeichen des Kessler Lochs, damals bewunderten Sie die merkwürdigen Erhebungen aus der Tiefe der Erde, die dort gemacht worden waren, jene erst angezweifelten und dann unter Ihrer allgemeinen Zustimmung als echt anerkannten, merkwürdigen Zeichnungen der ältesten Bewohner der Gegend auf Rennthierknochen, ihre Sculpturen u. dgl., und diesmal werden Sie im Verlauf Ihrer Tagung in Zürich Gelegenheit haben, die reichen Funde vom Schweizersbild bei Schaffhausen zu betrachten, die Dr. Nuesch in dreijähriger Forscherarbeit zusammengetragen hat und die für unsere Urbevölkerung hier am See ja ein neues Element beigebracht haben. Ich möchte daran anknüpfend der Hoffnung Ausdruck geben, dass Sie bald wieder ähnlichen Anlass haben, unser Arbeitsgebiet aufzusuchen. Gewiss birgt der Boden unserer Heimath hier rings um den See, dieses alte Culturland, noch eine Menge reicher, ungeahnter Schätze, und unter den Wogen unseres Sees, unter dem Schlamm, den sie zusammengetragen, da mag noch manches merkwürdige Fundstück liegen, was Ihre Aufmerksamkeit erregen wird; und gerade jetzt hat der verdiente Forscher des Schweizersbildes bereits eine neue Erforschung des Kessler Lochs unternommen, und jetzt schon hat ihm das sehr schwer zu lösende Räthsel aufgegeben, und ist somit die Hoffnung, dass also wirklich Sie in nicht zu ferner Zeit wieder Anlass haben werden, uns aufzusuchen, desshalb vielleicht

keine ganz unbegründete. Wenn ich nun Ihnen für die heutige Tagung wünsche, dass Ihre Berathungen für die Wissenschaft wieder den gewohnten reichen Erfolg haben mögen, so kann ich das nicht thun, ohne zugleich den weiteren Wunsch damit zu verbinden, Sie möchten von unserem Bodensee überhaupt ein liebes, freundliches Andenken bewahren, und es möchte in Ihnen der Wunsch rege werden, bald wieder zu uns zu kommen. Wir unserseits aber wollen auch weiter arbeiten, wir wollen uns würdig zu machen suchen, eine so illustre Gesellschaft neuerdings bei uns zu begrüssen, und damit gestatten Sie mir nochmals, Sie im Namen des Bodenseegeschichtsvereins hier recht herzlich willkommen zu heissen und zu begrüssen. (Bravo.)

Herr Dr. **Volk**-Lindau:

Königliche Hoheit! Hochansehnliche Versammlung! Es ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, die hier tagenden Mitglieder der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft im Namen des ärztlichen Bezirksvereins Lindau als dessen derzeitiger Vorstand zu begrüssen. Wohl keine andere Körperschaft steht Ihren Zielen und Bestrebungen, wissenschaftlicher Forschung so nahe, wohl keine andere knüpft, ich möchte sagen, ein so enges Band geistiger und wissenschaftlicher Verwandtschaft aneinander als den ärztlichen Stand. Darum folgen wir auch mit erhöhtem, mit besonderem sachlichen und fachlichen Interesse dem Gange Ihrer Verhandlungen, nehmen lebhaften Antheil an den Ergebnissen und Erfolgen Ihrer gelehrten Versammlungen und Forschungen. Desshalb hat uns auch mit Stolz und Freude die Nachricht erfüllt, dass die Wahl des heutigen Festortes auf unsere Inselstadt gefallen und es uns dadurch gegönnt ist, Sie hier persönlich sehen, begrüssen und feiern zu können. Auch wir wünschen, gemeinsam mit den Herren Vorrednern der diesjährigen Festversammlung, dem Gange Ihrer Verhandlungen und der damit verbundenen Feier den schönsten, den würdigsten, den denkbar gelungensten Verlauf, einerseits dass erneuter, fortschreitender Gewinn und Segen für die Wissenschaft daraus entspriesse, anderseits aber, dass Sie in fröhlichster und befriedigster Stimmung aus unserer Mitte scheiden und ein tiefes, ein bleibendes Erinnern mitfortnehmen an unser von der Natur so reich gesegnetes, von landschaftlichen Reizen so unvergleichlich bevorzugtes Fleckchen Erde. Mit diesen Gefühlen heisse ich im Namen des ärztlichen Bezirksvereins Lindau Sie auf's herzlichste und wärmste willkommen. (Bravo.)

Herr Localgeschäftsführer Rector Dr. **Kellermann**-Lindau:

Königliche Hoheit! Hochansehnliche Versammlung! Es ist mir der ehrenvolle Auftrag zu Theil geworden, an Stelle des leider zu früh verstorbenen Seniors Reinwald die Localgeschäftsführung zu übernehmen. Wenn ich mich auch nicht unterfangen darf, diesen um die Erhaltung der historischen Reste unserer Stadt so hochverdienten Mann in der Geschäftsführung zu ersetzen, so habe ich mich der mir gewordenen Aufgabe doch gerne unterzogen, weil ich mir von vornherein dessen bewusst war, dass sowohl die staatlichen als die städtischen Behörden wie die ganze Bevölkerung mich bei dieser Aufgabe, die ja keine ganz leichte war, gewiss in jeder Weise unterstützen werden. Diese Hoffnung hat sich in reichem Maasse, ja über Erwarten erfüllt. Ich darf nur eines anführen: es war mir in den letzten Tagen noch möglich, durch das freundliche Entgegenkommen vieler Bürger unserer Stadt eine kleine ethnologische Ausstellung zu improvisiren, aus der Sie ersehen werden, dass wir hier in Lindau wirklich in einer Seestadt wohnen, deren Söhne als Kaufleute hinausfahren, sich hier und dort in überseeischen Ländern aufhalten und ihr Interesse an ethnographischen und überhaupt an naturwissenschaftlichen Bestrebungen durch einen regen Sammeleifer bekunden. Mögen Sie, hochverehrte Herren, hieraus und aus der grossen Betheiligung der Bevölkerung unserer Stadt entnehmen, dass wir Ihren Bestrebungen das lebhafteste Interesse entgegenbringen, und dass wir Ihnen dankbar sind für die mannigfachen Anregungen und Aufklärungen, die wir von Ihnen empfangen werden. Stehen wir doch auch hier auf urgeschichtlichem Boden, und wenn die nächste Umgebung unserer Stadt verhältnissmässig arm an prähistorischen Resten ist, so liegt das an den natürlichen Verhältnissen: wir sitzen hier an jener Ecke des Sees, wo die Weststürme am stärksten sich geltend machen; geschützte Stellen, welche zur Anlage von Pfahlbauten geeignet waren, sind kaum vorhanden; wir haben weder tiefe Moore noch Höhlen, wo sich prähistorische Reste hätten erhalten können; auch dürfte der Moränenschutt, der die nördlich von Lindau gelegene Landschaft bedeckt, für die Erhaltung solcher Reste wenig geeignet sein. Dazu kommt, dass eine seit langer Zeit bestehende dichte Besiedelung und intensive Bebauung des Bodens die Spuren früherer Geschlechter vertilgte. Was an prähistorischen Resten noch vorhanden war, haben wir uns bemüht, zusammenzutragen, und der naturgeschichtliche Verein Augsburg hatte die Güte, uns einige Bronzegegenstände zu überlassen, die in der Gegend gefunden wurden,

und die wir im städtischen Museum für die Dauer der Versammlung deponirt haben. Im Namen der Localgeschäftsführung von Lindau heisse ich Sie herzlich willkommen und wünsche, dass der heitere Rahmen, welchen wir Ihren ernsten Berathungen zu geben uns bemühten, Ihren freundlichen Beifall finden möge. (Bravo.)

Herr Professor Dr. **Johannes Ranke**, Generalsecretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Erinnerung an Herrn Senior Pfarrer Reinwald.

(Wissenschaftlicher Jahresbericht.)

Indem ich bitte, wie alljährlich den ausführlichen Bericht über die Fortschritte der anthropologischen Forschung des letztvergangenen Jahres in dem officiellen Bericht unserer Versammlung veröffentlichen zu dürfen, möchte ich heute an dieser Stelle nur eines Mannes gedenken, den wir auf das Schmerzlichste in unserem Kreise vermissen: Herrn Senior Pfarrer Reinwald.

Bei unserer schönen Versammlung in Braunschweig des vorigen Jahres hatten wir Herrn Reinwald gebeten, die Geschäftsführung für unseren diesjährigen Congress in Lindau zu übernehmen. Er hatte sich dieser schweren Arbeitslast freudig und mit Begeisterung unterzogen; er freute sich, sein Lindau, dessen Geschichte seit den ältesten Zeiten er kannte wie kein Anderer, uns zu zeigen. Ist doch Lindau in der That schon für sich allein eines der wichtigsten Demonstrationsbeispiele der Verbindung der Neuzeit mit allen Perioden der Geschichte und der Vorgeschichte. Dieselbe Insel, welche heute die blühende moderne Stadt Lindau trägt, hat schon zu Zeiten der Römer und von da durch das früheste bis späteste Mittelalter bis in die Neuzeit hinein hohe Bedeutung zuerst als fester Platz, dann bald als Stadt, als freie Reichsstadt, besessen. Aber ein Schliemann, welcher den Boden der Insel durchgraben würde, würde in ihm auch die Zeugnisse dafür finden, dass hier Menschen schon gewohnt haben in einer der frühesten Perioden der Prähistorie, in der Steinzeit.

Herr Reinwald hatte mit hoher wissenschaftlicher Befähigung sich dem Studium der Geschichte und Vorgeschichte Lindaus gewidmet, wir durften für die Belehrung über diesen wichtigen Punkt der vaterländischen Vorzeit die grössten Hoffnungen auf ihn setzen.

Wenige Wochen nach seiner Wahl zum localen Geschäftsführer für unseren Congress in Lindau traf uns die Nachricht von seinem ganz unerwarteten Hinscheiden mitten aus der kräftigen Arbeitsfreudigkeit heraus.

Heute ist es unsere schmerzliche Pflicht und wehmüthige Freude, das Andenken dieses edlen Mannes zu ehren.

Herr Reinwald war es, welcher die directe Anregung zu unserem diesjährigen Congress in Lindau gegeben hat durch die richtige historische Deutung eines bedeutsamen anthropologischen Fundes in den Mauern Lindaus.

Bei Legung von Heizröhren in der Stadtpfarrkirche zu St. Stefan (Juli 1896) kamen unter dem Boden der Sakristei der Kirche in grosser Anzahl menschliche Gebeine zu Tage.

Im Auftrag Ihrer Königlichen Hoheit Prinzessin Therese von Bayern erhielt ich von diesem Funde Mittheilung und bald darauf in vier grossen Kisten zahlreiche Gebeine mit einem Schreiben des Herrn Pfarrer Reinwald.

Aus den sachkundigen Mittheilungen des Herrn Reinwald ergab sich, dass die St. Stefanskirche 1180 an Stelle von St. Peter auf dem zur Marienkirche gehörigen Kirchhofe der Stadtinsel erbaut worden ist. Die bei der Grundlegung für diesen Kirchenbau gehobenen Skelettreste wurden, wie das früher überall und vielfach bis in unsere Zeit hinein üblich war, in einem Seitenbau (Ossuarium) untergebracht. Die jetzige Sakristei von St. Stefan erscheint als dieses alte Ossuarium, auf dessen Gebeine man nun wieder gestossen ist. Danach ist die Annahme begründet, dass die wieder an's Licht gekommenen Knochen zum Theil über das Jahr 1180 zurück zu datiren sind. Möglicher Weise können die ältesten Skelettreste, da die Benützung des Platzes als Ruhestätte der Todten bis über das 10. Jahrhundert zurückreicht, noch aus dieser frühen Periode stammen. Wir haben es sonach wohl zweifellos mit Resten aus dem frühen Mittelalter (10. bis 12. Jahrhundert) zu thun.

Aus dieser Zeit lagen bis dahin noch so gut wie keine Knochenüberreste der Bevölkerung unseres Landes vor, da, seit der vollkommenen Christianisirung, durch die Bestattungen auf beschränkten Kirchhöfen, die einen regelmässigen Umtrieb verlangen, im Allgemeinen die Erhaltung der Gebeine ausgeschlossen ist, während namentlich aus der letzten Heidenzeit unseres Volkes zahlreiche Skelettreste gefunden sind.

Und doch sind solche Reste aus dem früheren und späteren Mittelalter für die somatische Geschichte unseres Volkes von grundlegender Wichtigkeit und für das Verständniss ganz unersetzlich.

Die germanischen Stämme der Völkerwanderungsperiode, soweit sie noch Heiden waren, begruben in unseren Gegenden ihre Todten mit Schmuck und Waffen und Geräthen auf freier Heide. Hier haben wir in vielen Hunderten von Gräbern ihre Gebeine gefunden und es hat sich die unerwartete Thatsache ergeben, dass zwischen diesen heidnischen Bewohnern unseres Landes und unserer modernen Bevölkerung in körperlicher Beziehung eine weite klaffende Kluft besteht. Während die überwiegende Anzahl der aus jenen heidnischen Gräbern der Völkerwanderungszeit erhobenen Schädel eine langgestreckte, dolichocephale Form aufweisen, sind unsere modernen Landsleute ebenso vorwiegend rundköpfig, braechycephal.

Von der zwischen den beiden bisher bekannten Perioden — Völkerwanderungszeit und Neuzeit — liegenden Periode der Ersetzung der Langköpfe durch die Kurzköpfe hatten wir bisher keine somatischen Documente.

Diese Lücke füllt der von Herrn Reinwald in seiner historischen Wichtigkeit erkannte Knochenfund von St. Stefan in der wünschenswerthesten Weise aus: die Schädel zeigen eine gleichmässige Mischung der beiden Hauptformen und aus diesen hervorgegangenen Mischformen.

Ich habe an anderer Stelle, der Wichtigkeit dieses Fundes entsprechend, über denselben berichtet.[1]) Hier handelt es sich nur darum, Herrn Reinwald — über sein Grab hinüber — den Dank zu sagen für seine

[1]) Sitzungsberichte der kgl. bayer. Akad. d. Wiss., math.-phys. Cl., XXVII., 1897, S. 1—92. Frühmittelalterliche Schädel und Gebeine aus Lindau. Ein Beitrag zur Geschichte der Schädeltypen in Bayern.

wichtige, speciell für die Geschichte unseres Landes bedeutungsvolle Entdeckung. Auch sie ist ein Denkmal zu seinem Andenken: der Name Reinwald wird auch in unseren anthropologischen Kreisen immer in Ehren gehalten werden! —

Aber ich darf nicht schliessen, ohne ein Wort des Dankes auch an Herrn Rector Dr. Kellermann, welcher, seit lange Mitarbeiter unseres Verstorbenen, nach dessen Hinscheiden die Last der Geschäftsführung auf sich genommen hat und Alles so vortrefflich für uns zu leiten wusste.

Wissenschaftliche Vorträge.

Herr **R. Virchow** (mit Applaus empfangen):

Meinungen und Thatsachen in der Anthropologie.

Ich bin in diesem Augenblick etwas an den unrechten Platz gekommen, weil mein Freund Ranke im Eifer mich mehr vorgeschoben hat, als ich erwarten durfte. Ich würde Ihnen vielleicht etwas mehr Positives zu berichten haben, wenn ich die nöthige Zeit gehabt hätte, das recht vorzubereiten. Sie müssen also von mir im Augenblick nicht viel mehr erwarten, als einen Rückblick, wie ihn ein alter Mann an und für sich genöthigt ist, häufig zu thun und wie ihn am Schlusse eines langen und bewegten Jahrhunderts vielleicht auch Andere zu thun wohl Anlass haben. Da fragt man, was ist eigentlich herausgekommen in diesem Jahrhundert? Wodurch unterscheiden wir uns von den Leuten, welche am Anfange desselben lebten und wirkten? Diese Differenz ist eine ungemein grosse. Sie zeigt sich vorzugsweise in der Literatur und in Allem, was damit zusammenhängt. Man braucht nur irgend ein Buch aufzuschlagen, was in die ersten Decennien dieses Jahrhunderts gehört, und zu versuchen, sich klar zu machen, was der betreffende Schriftsteller eigentlich zu sagen beabsichtigt hat. Das ist schon jetzt so schwierig, dass es uns öfters bedünkt, als ob einige der grössten und gelehrtesten Männer jener Zeit etwas an sich Unverständliches haben darstellen wollen; wir können manchmal nicht mehr verstehen, was der Gegenstand ihrer Erörterung gewesen ist.

Das hängt damit zusammen, dass überhaupt in der menschlichen Entwickelung zwei Grundrichtungen immer gegen einander strömen und sich gegenseitig paralysiren: die eine, welche wesentlich die Tradition der Meinungen darstellt, die andere, welche die Tradition der Thatsachen bringt. In Deutschland ist durch die eigenthümliche Entwickelung unseres nationalen Lebens die erstere Richtung lange die vorherrschende gewesen. Wenn wir auf das Gebiet der positiven Wissenschaften kommen, so erleben wir nur zu häufig, dass wir nach kurzer Zeit den Pfad verlieren, und dass wir zu einer Zeit, wo wir bei anderen Nationen schon eine grosse Klarheit und Deutlichkeit der Auffassung finden, bei manchen unserer besten Leute eine gewisse Confusion und Verwirrung antreffen, die uns hinderlich ist, ihren Wegen zu folgen. Ich will nur daran erinnern, dass sowohl italienische, als französische, englische und holländische Forscher unseren Gelehrten ein so weites Stück vorgekommen waren, dass wir, als der Anfang dieses Jahrhunderts kam, vorzugsweise aus fremden Quellen zu schöpfen genöthigt waren, und dass wir, wenn wir versuchten, uns auf einen rein nationalen Boden zu stellen und nur dasjenige zu benutzen, was gerade unsere Nation hervorgebracht hatte, auf recht magere Fluren geführt wurden. Diese Tradition der Meinungen ist ja an sich etwas Ehrwürdiges und in vielen Richtungen Unentbehrliches; es beruht auf ihr ein grosser Theil dessen, was wir im gewöhnlichen Sinne die menschliche Cultur nennen. Aber es lässt sich auf der anderen Seite auch nicht leugnen, dass darin sehr viel Verführerisches liegt und dass nicht wenige Menschen durch die Tradition der Meinungen dahin kommen, überhaupt nichts zu meinen, sondern Alles nur zu erlernen und dieses Erlernte in irgend einer Form wieder von sich zu geben. So erschien auch unsere Wissenschaft vielfach, bei ihrer schulmässigen Ueberlieferung, als ein streng systematisch aufgebautes Gebilde, und doch konnte es in Wirklichkeit vor den Thatsachen nicht Stand halten. Ich bin eigentlich etwas entsetzt, zu sehen, dass wir aus dieser Neigung der Menschen, den Cultus der Meinungen in den Vordergrund zu stellen, gar nicht herauskommen, ja dass wir sogar immer wieder von Neuem tief zurücksinken und dass immer wieder der Cultus der Meinungen so sehr überwiegend wird, dass darüber die Thatsachen sich vollständig verwischen.

Nirgends ist das vielleicht so ersichtlich, wie gerade auf dem Gebiete der Anthropologie, und zwar desshalb, weil die Anthropologie, wie Ihnen ja leicht ersichtlich sein wird, wenn Sie sich umsehen, vorzugsweise als ein Werkzeug für fremde Zwecke verwerthet wird. Der Herr Vorsitzende hat Ihnen eben auseinandergesetzt, dass die Anthropologie noch so wenig zu einer anerkannten Wissenschaft entwickelt ist, dass wir unseren Ranke immer noch als einen weissen Raben bezeichnen können (Heiterkeit), der mit stolzer Miene durch die Welt einherschreitet, und sehr wenig gleichwerthige Concurrenten hat. Wenn der Herr Vorsitzende uns mit grosser Sorgfalt alle diejenigen Universitäten und Städte aufgezählt hat, in denen Lehrer der Anthropologie existiren, so darf ich vielleicht schüchtern hinzufügen, dass ein grosser Theil dieser anthropologischen Lehrer eigentlich nichts bedeutet. Diese offene Confession will ich nicht unterdrücken; gerade weil wir am Beginne einer neuen Zeit stehen, darf ich vielleicht sagen, dass für die Anthropologie auch einmal eine Schule errichtet werden muss, welche die Vorbildung solcher Lehrer in grösserer Zahl durchführen kann. Ich will wünschen, dass Herr Ranke eine grössere Zahl gleichwerthiger Adepten heranziehen kann, und dass das neue Jahrhundert voll von solchen Schülern werden möge.

Vorläufig fehlt es fast überall daran. Das machen eben die unglücklichen „Meinungen“; diese beherrschen den allgemeinen Markt so sehr, dass man sich selbst oft darüber täuscht, wie viel oder wie wenig von den Meinungen man zu behalten berechtigt ist. Es ist nun eine ziemlich lange Zeit her, als ich auch Schüler war, und beinahe noch länger, als ich schon anfing, selbständige Meinungen zu entwickeln; es hat aber sehr lange gedauert, ehe ich für diese Meinungen Glauben fand. Jetzt, mit einem Male, sind meine Meinungen so sehr verbreitet, sie werden so allgemein angenommen, dass ich wirklich vor mir selber einen Schrecken bekomme und mich frage: ist es denn wirklich richtig, dass nun schon soviel von all den Dingen, die uns beschäftigen, sicher erkannt ist.

Sie haben heute schon gehört und werden wahrscheinlich in den nächsten Tagen noch mehr hören von den beiden grossen Gegensätzen, in denen sich unsere Erfahrung in der Anthropologie bewegte. Das eine ist die Erfahrung, dass die Typen, also die gesetzlich feststehenden Formen, mit einer unglaublichen

Zähigkeit sich erhalten, so dass die Unveränderlichkeit der Typen als ein anthropologischer Lehrsatz erscheint, ein Lehrsatz, für den wir ja heute den hauptsächlichsten und glücklichsten Vertreter unter uns haben, unsern Freund Kollmann, der bis in die letzten Ueberreste der Diluvialperiode hinein die Constanz der menschlichen Typen nachzuweisen gesucht und zum Theil auch nachgewiesen hat. Dem gegenüber steht die Veränderlichkeit der Typen, die Mutabilität derselben. Wäre der Typus immer derselbe geblieben, so müsste die ganze Welt jetzt eine langweilige Gesellschaft sein, die für uns den Eindruck machte, wie ein Haufen von Sperlingen, Affen u. dgl. Und doch sind die Einzelnen recht verschieden unter einander; je mehr wir uns mit ihnen beschäftigen, desto mehr fragen wir uns, woher kommen die vielerlei Erscheinungen. Wenn man mit dieser Erwägung ein wenig ausgreift, so kommt man direct auf die Veränderlichkeit der Typen, und wenn die beiden Schulen, die der Permanenz und die der Mutabilität, zu keinem rechten Grunde kommen, so kann man wohl sagen, es liegt ein wenig daran, dass beide mehr auf dem Boden der Meinungen, als auf dem der Thatsachen operiren. Die Entscheidung ist in der That sehr schwierig, und selbst Kollmann, der riesige Zahlen zusammengebracht hat, ist meiner Meinung nach noch nicht auf dem Punkte angelangt, wo er soviel Zahlen hat, dass sie über den Zufall hinausführen. Das ist ja eine gewöhnliche Erfahrung bei aller Statistik, dass wir keine sicheren Grenzen finden, wo mit Sicherheit das Endergebniss hervortritt und wo jeder Zweifel unterdrückt werden muss. Ich kann zugestehen, dass auch aus meinen Untersuchungen die besten Beweise für die Dauerhaftigkeit der Typen hervorgehen. Ich habe das auch immer offen bekannt und bin immer offen an die Seite Kollmann's getreten, und doch kann ich nicht sagen, dass, wenn ich die Gesammtheit der menschlichen Entwickelung vorzuführen hätte, ich mit der Permanenz auskommen würde. Man kommt vielmehr auf eine Mehrheit der Entwickelungen und man wird genöthigt, die „diversitas nativa" in den Vordergrund zu stellen, wie Blumenbach that. Das lässt sich nach meiner Empfindung nicht leugnen, dass die absolute Permanenz der Typen etwas Unwahrscheinliches ist. Ich habe, offen gestanden, immer eine gewisse heimliche Neigung gehabt, der Mutabilität einen grösseren Spielraum einzuräumen. Freilich bin ich auf diesem Wege nicht glücklich gewesen, soweit es sich um die Anthropologie im strengsten Sinne des Wortes handelt, bei welcher der ganze Mensch, also das sogenannte Individuum, in Frage steht, aber ich muss behaupten, dass die Sache anders liegt, wenn man den Menschen in seine einzelnen Bestandtheile zerlegt, ihn gewissermaassen anatomisch betrachtet, auf die letzte Instanz, die componirenden Theile, zurückgeht, also die Gewebe zu Grunde legt. Von diesen behaupte ich, dass sie Mutabilität besitzen, nicht bloss besessen haben, sondern in gewissem Maasse noch heutzutage besitzen. Das ist aber eine der gewissermaassen stillschweigenden Voraussetzungen, die den Beifall des grossen Publicums nicht gewinnen. Aber ich bin überzeugt, dass, wenn wir hier im Saale herumfragen und alle einzelnen Anwesenden hören würden, entschieden die Majorität für die Mutabilität der einzelnen Theile sein würde. Der Fehler der Dogmatiker liegt eben in der falschen Deutung des „Organismus" und seines Verhältnisses zu den einzelnen Theilen, den Geweben und schliesslich den Zellen. Die Anthropologie wird in der Regel heute so betrachtet, als ob sie nur das menschliche Skelet zum Gegenstand der Forschung hätte, nicht als ob das Skelet der wichtigste Theil des Menschen wäre, sondern als der dauerhafteste, den man am leichtesten und aus verschiedenen Zeitaltern haben kann. Es ist diluvial und antediluvial vorhanden; damit lässt sich am leichtesten operiren. Aber man muss zugestehen, dass es viel edlere Theile am Menschen gibt als die Knochen, und dass die Frage der Mutabilität und ihrer Bedingungen viel wichtiger ist für Gehirn und Muskeln, als für Knochen. Selbst bei den Knochen ist es in der That recht schwierig, die Mutabilität auf bestimmte Ursachen zurückzuführen, also gegebenen Falles nachzuweisen, wie denn eigentlich die Veränderung eingetreten ist.

Ich darf hier vielleicht als Beispiel eines der geläufigsten nehmen, das vielleicht nicht jedem Einzelnen erkennbar entgegengetreten ist, das aber eine grosse, hervorragende Wichtigkeit hat: das ist die Bildung des Schienbeines des Menschen, des stärkeren der beiden Knochen, welche dem Unterschenkel Festigkeit geben. Das Schienbein (die Tibia) ist ein sehr kräftiger und grosser Knochen, der viele Gewalteinwirkungen aushalten und glücklicherweise ihnen Widerstand leisten kann, während die daneben gelegene Fibula, das Wadenbein, ihrer zarten Beschaffenheit wegen sehr leicht bricht. Trotzdem ist gerade der starke Knochen ungewöhnlichen Abweichungen ausgesetzt, und zwar Abweichungen, die den Eindruck mechanischer machen und doch nicht ohne Weiteres auf irgend eine äussere Gewalteinwirkung bezogen werden können. Dahin gehört insbesondere eine eigenthümliche seitliche Abplattung des Knochens. Wenn man eine normale Tibia im mittleren Theile durchschneidet, so erhält man eine ungefähr dreiseitige Schnittfläche, die gewöhnlich etwas ausgewölbte Seiten zeigt. Aber zuweilen sieht man, dass auf beiden Seiten tiefe Abflachungen liegen, so dass der Knochen überhaupt die Gestalt eines krummen Säbels oder eines Säbels annimmt, namentlich schärfere Hinterkanten, Schneiden kann man fast sagen, darbietet und zugleich dünnere vordere Kanten. Dieser Zustand der Schienbeinflächen — griechisch heisst er Platyknemie — macht in der That, wenn man ihn ganz einfach ohne Kenntniss der Entwickelungsgeschichte verfolgt, den Eindruck, wie wenn der Knochen von beiden Seiten her zusammengedrückt, wie wenn er etwa in einen Schraubstock gelegt und von beiden Seiten her zusammengepresst worden wäre. Da es nun in der That pressende Einwirkungen an dem Unterschenkel gibt, und zwar recht kräftige, nämlich durch die benachbarten Muskeln, die das Fleisch der Wade bilden u. s. w., so liegt nichts näher als die Vorstellung, dass durch die Zusammenziehung dieser Muskeln und den Druck, den sie ausüben, die Knochen allmählich so verändert werden, dass sie tiefe seitliche Eindrücke erhalten. Ich will Sie nicht mit den Details dieser Untersuchung langweilen, dieser langwierigen, sehr schwierigen Untersuchung, die erst vor Kurzem auf's Aeusserste die Gemüther der Forscher aufgeregt und die widerstreitendsten Meinungen gezeitigt hat. Die einen haben immer behauptet, dass die Abflachung eine positive Muskelwirkung sei, die anderen haben erklärt, das habe mit den Muskeln gar nichts zu thun u. s. w. Ich darf sagen, mir selbst ist keine absolut zutreffende Erklärung bekannt, welche die Entstehung dieser abweichenden Bildung auf mechanischem Wege darlegte.

Unsere Anatomen sind im Augenblicke sehr geneigt, den mechanischen Erklärungen den Vorrang zu gewähren und jede Formveränderung auf bestimmte mechanische Einwirkungen zu beziehen. Die besten Anatomen bekennen sich für diese Auffassung. Ich

trete ihnen nicht entgegen, im Gegentheil, ich habe in mehrfachen Beziehungen Thatsachen beigebracht, welche diese Auffassung unterstützen, aber ich muss auch sagen, keine dieser Thatsachen ist so durchschlagend, dass man mit voller Sicherheit daraus ableiten kann, wie das eigentlich vor sich geht. Was namentlich die Muskeln anbetrifft, so ist es gar kein Zweifel, dass selbst sehr starke Muskeln, die sehr viel gebraucht werden und sehr energisch arbeiten, häufig nicht die mindesten anhaltenden Eindrücke an den Knochen hervorbringen. Auf der anderen Seite ergibt die pathologische Beobachtung, dass ein ganz anderes Element, das durchaus nichts mit rein mechanischen Gesetzen zu thun hat, einen sehr grossen und wesentlichen Einfluss auf die Knochen ausüben kann; das sind die Nerven. Wir können in einer noch vor wenigen Decennien ganz unbekannten Weise nachweisen, dass selbst auf grosse Entfernungen hin innerhalb des Nervensystems Uebertragungen stattfinden, welche schliesslich auf das Knochengewebe einwirken und welche z. B. innerhalb grösserer Abschnitte Verluste an Knochengewebe herbeiführen, welches sich allmählich auflöst und zuletzt verschwindet. Wir treffen Fälle, wo eine „gekreuzte Atrophie“ am Skelet sich entwickelt, wo in Folge mangelhafter Entwickelung der einen Hälfte des Schädels der Kopf schief wird und wo zugleich die entgegengesetzte Hälfte des Skelets eine dauernde Verkleinerung erfährt, so dass die Störung gewissermaassen übersetzt von der rechten Seite nach der linken. Derartige sehr merkwürdige Erfahrungen gibt es vielerlei, welche im Grossen und Ganzen dahin führen, dass wir anerkennen müssen, dass auf weite Entfernungen hin Nerven eine verändernde Einwirkung ausüben, also auf das Gewebe einwirken können. Das ist eine zweifellose mutatio, eine Metaplasie, die nicht die Wirkung einer directen mechanisch-chemischen Schädlichkeit ist.

Diese Studien gehören zu den schwierigsten, weil sie voraussetzen, dass der betreffende Beobachter so gut vorbereitet ist, um in jedem Augenblick sofort den gegebenen Fall zu ergreifen; ihn zu suchen hat keinen Sinn, man kann nicht umhergehen und sehen, wo die Leute zu haben sind, bei denen solche neuropathologische Störungen im Knochenapparat stattgefunden haben. Wer nicht vorbereitet ist, wird daran vorübergehen und nicht merken, dass es sich da um etwas Wesentliches handelt.

Ich wollte nur dieses Beispiel anführen, damit Sie ersehen, dass die Fragestellung nicht so einfach ist, wie sie auf den ersten Blick vielleicht erscheint. Es handelt sich um eine zweifellose und in grobem Stile verlaufende Umwandelung. Ich nenne sie Metaplasie, weil in vielen Fällen neues Gewebe an die Stelle des alten tritt. Aber der Hergang im Grossen ist ein ganzer Complex von Erscheinungen, nicht bloss von plastischen; er lässt sich nicht einfach reduciren auf eine kurze Formel. So ist das mit diesen Dingen. Ich möchte Sie demgemäss warnen, wenn Sie auch noch so plausible Erklärungen hören, und wenn man Ihnen Meinungen vorträgt, welche scheinbar auf der Hand liegen, wenn man ostensible Thatsachen vorführt, dass Sie immer wieder fragen: sind die Bedingungen wirklich so einfach, sind sie so direct zu ermitteln? Sonst würden Sie ewig in dem Streite bleiben, und in jedem neuen Falle immer wieder fragen müssen: ist das Permutation oder ist es Permanenz? Ist das eine Uebertragung oder ist es eine ganz neue Entwickelung?

Diese Differenz führt schliesslich zu einer Untersuchung über die Zeit, wann die wirkende Ursache anfängt, thätig zu sein. Ist es ein metaplastischer Vorgang, so muss er eintreten, nachdem schon die Theile gebildet waren; er ist dann ein secundärer Vorgang. Anders ist es, wenn sich von Anfang an eine Abweichung findet, die sich vielleicht später erblich fortpflanzt; in diesem Falle wird durch die Erblichkeit eine Besonderheit von vornherein in den Keim hineingetragen und bleibt wirksam darin das ganze Leben hindurch. In diesem Falle haben wir eine primäre, in dem anderen eine secundäre Störung. In dem einen Falle kommen wir auf das Gebiet der physiologischen, in dem anderen auf das der pathologischen Betrachtung. Dieses weiter zu verfolgen, versage ich mir heute, obwohl die Aelteren der hier Anwesenden wissen werden, dass ich immer mit besonderer Lebhaftigkeit über den Zusammenhang der physiologischen und pathologischen Hergänge gesprochen habe, und dass ich der Ueberzeugung bin, dass es eigentlich keine Grenze zwischen beiden gibt und dass Pathologie eigentlich nichts ist als Physiologie unter erschwerten Umständen. Der Ausdruck „Pathologie“ ist uns sehr geläufig, aber es fehlt häufig das Verständniss. Das Wort bezeichnet, was gewollt ist, in etwas unklarer Weise.

Wir werden immer darnach streben müssen, den alten Streit zu Ende zu bringen, ob es überhaupt eine secundäre Umgestaltung der Typen gibt, und ob diese secundäre Veränderung sich nachher wieder erblich fortpflanzen kann. Mit der gewöhnlichen Permanenz der Typen sind wir in einer sehr üblen Lage, weil wir über ein gewisses Zeitmoment hinaus nicht mehr in der Lage sind, die ethnologischen Eigenthümlichkeiten derjenigen Bevölkerungen sicher festzustellen, von denen wir sprechen. Hier am Bodensee z. B. liegt die Frage der Kelten sehr nahe. Was ein Kelte ist, erfahren wir zunächst auf linguistischem Wege. So, wenn wir die alten Schriftsteller lesen. Aber wenn wir ihre Angaben gelesen haben, so müssen wir erst recht fragen, wo ist die Grenze z. B. zwischen Kelten und Germanen zu suchen? Hier ergibt sich keine Klarheit; darüber steht in keinem alten Schriftsteller etwas, wie ein Kelte aussehen muss und wie man einen Kelten von einem Germanen oder von einem alten Italiker unterscheiden könnte. Noch heute sind wir nicht dahin gekommen, dass ein lebender Anthropologe zu sagen im Stande wäre, wie eigentlich ein keltischer Schädel aussieht oder wie er nicht aussehen darf. Diese Fragen gehen ganz in das Gebiet der Meinungen hinüber. Wenn man mir irgend welche Gebeine oder Schädel vorlegt und fragt, ob sie keltische sind, so muss ich immer sagen, das weiss ich nicht; wer das nicht sagt, ist meiner Meinung nach nicht ganz ehrlich gegen sich selber oder gegen andere Leute.

Daher kann die Anthropologie die Frage der Nationalität, die fortwährend aufgeworfen wird, eigentlich nicht behandeln. Es ist gewiss charakteristisch, dass gerade unsere westlichen Nachbarn, die im Punkte der Nationalität so empfindlich sind, in neuerer Zeit angefangen haben, Abhandlungen über die Nationalität ihres Volkes und anderer Völker zu schreiben, und dass sie dann immer dazu kommen, dass Nationalität ein zusammengesetztes Phänomen ist und dass diese Zusammensetzung so viele Modificationen der einzelnen componirenden Elemente aufweist, dass man nicht genau sagen kann, wie weit sich das einzelne, als national bezeichnete Element dem nicht nationalen gegenüberstellen lässt. Bei der Frage der Nationalität hört eigentlich alles regelrechte Fragen auf, sobald wir nicht

mehr die Sprache, die Linguistik als Grundlage haben. Mit dem Thurm von Babel begann die Verwirrung. Wenn wir keine Sprache mehr finden, so hört auch alle analytische Untersuchung auf. Kein Mensch wird etwas Diagnostisches aussagen können über Knochen und Gebeine, die nicht mehr zu reden im Stande sind. Daher ist die heutige Anthropologie vielfach verdammt dazu, mehr zerstörend als aufbauend zu wirken. Das war unsere grösste und wichtigste Aufgabe, und es hat die ganze Zeit des Jahrhunderts nicht ausgereicht, um Alles das zu zerstören, was aus thörichter Auffassung der Meinungen allmählich aufgebaut war. Mächtige Lager von Incrustationen neuer Meinungen haben sich um die traditionellen Meinungen herumgelegt, die alle erst wieder zerstört werden mussten, um auf den wahren Kern des Gegenstandes zu gelangen. So sind wir auf den einfacheren und nüchternen Standpunkt gekommen, den wir den naturwissenschaftlichen nennen, der aber nichts so Anziehendes bietet, wie andere Lehren, die unter dem Schmutze der Jahrhunderte die Gestalten ihrer Phantasie suchen.

Diese Betrachtung, verehrte Anwesende, die Ihnen vielleicht nicht ganz genügen wird, dürfte doch vielleicht ausreichen, um einen Anhalt zu bieten für ein Verständniss der gegen einander streitenden Forschungen, von denen bis zu diesem Augenblick unsere Wissenschaft erfüllt ist und von denen ich glaube annehmen zu dürfen, dass wir sie auch in das neue Jahrhundert hinein werden fortsetzen müssen. Denn ob es den zunächst kommenden Generationen gelingen wird, die grundlegenden Differenzen auszugleichen und die Grundsätze darzulegen, nach denen wir die Grenzen zwischen Metaplasie und Neoplasie fesstellen können, ist mir, wenigstens in der Hauptsache, zweifelhaft.

Wir haben, wie ich zum Schlusse noch hervorheben will, allerdings ein Hülfsmittel, welches gerade in Deutschland mit grossem Erfolg benutzt worden ist und welches uns über viele Lücken der eigentlichen Anthropologie hinweggeholfen hat, das sind die archäologischen Betrachtungen, die bei uns so sehr gewissermaassen in Saft und Blut der Wissenschaft übergangen sind, dass, wenn man heutzutage von Anthropologie spricht, Viele nicht mehr an Knochen und Menschen denken, sondern an Geräthe, Töpfe, Schwerter, Dolche und was sonst in Gräbern getroffen wird. Der archäologische Standpunkt an sich ist ein anderer, als der rein anthropologische, man kann sagen, ein fremder Standpunkt. Ob sich beide Richtungen dauernd werden verbinden lassen, das ist zweifelhaft. Je grösser das archäologische Gebiet wird, je mehr die Forschung dieses Gebiet vertieft, umsomehr wird sie auch selbständige Gesichtspunkte festhalten müssen; andererseits wird die Rückwirkung, welche die Archäologie auf die Anthropologie ausübt, sich mehr und mehr beschränken müssen auf ein kleineres Gebiet als das, was jetzt während längerer Zeit in Anspruch genommen war. Nichtsdestoweniger erkenne ich an, dass der grosse Umschwung, der gerade im Laufe dieses Jahrhunderts sich vollzogen hat, nicht bloss durch die Anthropologie im strengen Sinne des Wortes bewirkt, sondern ganz wesentlich mit durch die archäologischen Hülfsmittel bestimmt worden ist.

In dieser Beziehung wollen wir uns der Rückerinnerung an die Männer aus der Zeit des grossen Umschwunges in Frankreich bewusst bleiben, an Cuvier und Boucher de Perthes. Cuvier, der auf deutschem Boden, in Stuttgart, seine erste Schule durchgemacht hat, arbeitete schon mit der festen und sicheren Formel der Permanenz der Typen; für ihn war es unzweifelhaft, dass die Typen permanent seien und dass jeder Organismus seinen besonderen Typus habe, der durch alle Einzeltheile hindurch sich verfolgen liesse und den inneren Zusammenhang der Entwickelung zeige. Cuvier war noch Zeitgenosse seines Landsmannes Boucher de Perthes, der vom rein archäologischen Standpunkte aus zu entgegengesetzten Anschauungen kam. Wenn heutzutage Boucher de Perthes mit Recht als der Urheber der Auffassung gilt, dass der Mensch schon im Diluvium existirt hat, was Cuvier auf's Entschiedenste leugnete, so ist es geschehen, weil jener Feuersteingeräthe fand, welche nur ein Mensch gemacht haben konnte. Aber den Menschen selbst hat er nicht gefunden, sondern nur erschlossen durch diese Geräthe. Wir alle haben seine Funde beglaubigt und haben mit ihm gesagt: wo Geräthe sich finden, da war ein Mensch; das müssen Artefacte gewesen sein, welche mit Vorbedacht und aus dem Geiste des Menschen heraus geschaffen wurden. Damit beginnt jene etwas bunte Entwickelung der neueren Zeit. Bis zu Cuvier haben wir eine rein naturwissenschaftliche Betrachtung, eine rein anatomische; dann kommt die Zeit, wo man gar nichts Anatomisches mehr hatte, wo man bloss noch eine archäologische Betrachtung anwendete. Das ist vielfach übertrieben worden und wird heutzutage noch übertrieben. Manche glauben jeden Feuersteinsplitter, der ihnen vor die Füsse kommt, als Artefact der Diluvialzeit betrachten zu können. So leicht ist die Sache nicht, aber wir werden anerkennen müssen, dass die wichtigsten und wesentlichsten Fortschritte, die auf diesem Gebiete gemacht worden sind, weit über das hinaus, was im engeren Sinne Geschichte ist, nur mit Hülfe der Archäologie gemacht werden konnten. Trotzdem sollen wir uns nicht verführen lassen, zu glauben, dass man die Anthropologie ganz zur Archäologie machen könnte.

Herr Professor Dr. **Montelius**-Stockholm:

Ueber die Chronologie der Pfahlbauten.

Da wir uns am Ufer des Bodensees, oder vielmehr in einer im Bodensee selbst gelegenen Stadt befinden, welche wie die alten Pfahldörfer vom Ufer isolirt ist, so scheint die Frage von Interesse zu sein: wie alt sind überhaupt die Pfahlbauten, die so zahlreich in Deutschland, in der Schweiz und in Oesterreich vorkommen?

Freilich hatten wir gestern das Vergnügen, die Frau von Auvernier zu sehen, und die Frage des Alters schien nicht so schwierig; aber mit dieser Frau ist es so wie mit den schwedischen Hofdamen: im schwedischen Staatskalender ist für Jedermann das Geburtsjahr angegeben, nur für die Hofdamen nicht, so dass man für diese das Alter nicht augenblicklich feststellen kann. (Heiterkeit.)

Wenn ich beweisen sollte, dass diese Frau von Auvernier vielleicht ein paar Jahrtausende alt sein sollte, so hoffe ich, dass sie es nicht übel nehme.

Ich werde heute nicht von der relativen Chronologie der Pfahlbaudörfer sprechen, da diese schon gut bekannt ist; ich will versuchen, die absolute Chronologie festzustellen. Das ist natürlich eine überaus schwierige Frage, und ich vermuthe, dass die meisten hier Anwesenden der Meinung sind, dass es überhaupt unmöglich ist, das Alter der Pfahldörfer aus der Bronzezeit und vielmehr derjenigen aus der Steinzeit zu bestimmen. Ich bin doch überzeugt, dass es möglich ist und zwar, weil Mitteleuropa schon damals in Verbindung mit Südeuropa stand, wie die Einwohner Süd-

europas wiederum einen regen Verkehr mit den Völkern des Orients hatten. Diejenigen Pfahldörfer, welche der Eisenzeit angehören, sind gleichzeitig mit einer italienischen Periode, die viel später als der Anfang der geschichtlichen Zeit in Italien fällt; und sogar die Bronzezeit gehört einer Zeit an, welche in Aegypten und in Chaldäa schon eine sehr alte geschichtliche Periode darstellt. Folglich ist es möglich, die Zeit der centraleuropäischen Funde festzustellen, wenn wir Anknüpfungen zwischen der Schweiz, Oesterreich, Deutschland einerseits und den alten Culturländern andererseits antreffen können, und das ist möglich.

In Aegypten ist das 15. Jahrhundert v. Chr. schon eine gut bekannte geschichtliche Zeit. Man kann von dieser Periode sagen, wann und wie lange die verschiedenen Könige geherrscht haben; die Meinungen sind wohl ein wenig verschieden, aber die paar Jahrzehnte spielen hier keine Rolle. Die Funde der letzten Jahrzehnte haben uns auch gezeigt, was in Griechenland gleichzeitig mit dem 15. Jahrhundert v. Chr. ist. In Mykenä, Tiryns, auf der Insel Rhodus hat man nämlich verschiedene Funde gemacht, welche der Mykenäzeit entstammen, der zweiten Hälfte des dritten Stils, nach dem gewöhnlichen System der mykenischen Thongefässe. Alle diese Sachen sind mit dem König Amenhotep III. gleichzeitig, welcher Ende des 15. Jahrhunderts regierte. In den allerletzten Jahren hat man sogar in Aegypten selbst mehrere mykenische Thongefässe gefunden in Verbindung mit ägyptischen Sachen, welche denselben Königsnamen tragen, und das allerwichtigste ist, dass in den Ruinen eines Palastes, wo Amenhotep IV. wohnte, der Sohn des Genannten, und welcher Palast unmittelbar nach dem Tode dieses Königs zerstört wurde, zahlreiche mykenische Thongefässe aus der genannten Periode gefunden worden sind. Folglich steht fest, dass diese mykenische Periode die Zeit um 1400 v. Chr. umfassen muss.

In dieser Weise kann man nicht nur das Alter der griechischen Sachen feststellen, man kennt auch, was in Italien mit diesen Sachen gleichzeitig ist. Ich kann natürlich nicht hier alle diese Funde aufzählen, will aber kurz sagen, dass man in Italien verschiedene Funde aus dem Bronzealter gemacht hat, welche in die genannte Periode der mykenischen Zeit fallen.

Für Mitteleuropa ist es auch gar nicht unmöglich, die Zeit der Bronzealterfunde genau zu bestimmen, wenn wir nur Material genug haben, wenn wir die Funde so genau kennen, und wenn wir so viele Anknüpfungen zwischen Mittel- und Südeuropa haben, dass wir die Zeit durch diese Mittel feststellen können. Ein Fund genügt natürlich nicht, man muss mehrere haben, um sich nicht zu irren.

Was die noch ältere Zeit betrifft, so sind die Ausgrabungen Schliemanns, Dörpfelds und Virchows im Ruinenhügel von Hissarlik einschlägig. Dort sind mehrere Städte aufeinander gefunden worden: die „erste“ ist die älteste; darauf folgt die „zweite“ u. s. w. Die sechste ist mit der genannten mykenischen Periode gleichzeitig; sie stammt also aus dem 15. Jahrhundert v. Chr. So können Sie selbst verstehen, dass die zweite, die grösste Stadt, in der man drei verschiedene Bauperioden zu unterscheiden hat, viel älter als das 15. Jahrhundert v. Chr. sein muss. Die erste Stadt ist noch älter und in dieser findet man schon Metall.

Wenn wir jetzt die Pfahlbaureste betrachten, so finden wir, dass die einen aus der Eisenzeit stammen; sie sind nicht zahlreich, und ihr Alter ist schon ziemlich bekannt. Ich werde, um Ihre Aufmerksamkeit nicht zu lange in Anspruch zu nehmen, nur die Bronze- und Steinzeit der Pfahldörfer besprechen. Einige Pfahlbaustationen, wie Auvernier, Mörigen, Corcelettes u. s. w. gehören der allerletzten Bronzezeit an; in Mörigen hat man Bronzeschwerter gefunden mit Eiseneinlage, aus einer Zeit, wo das Eisen schon bekannt, aber sehr selten war, wo man folglich noch keine eisernen Schwerter hatte, sondern Bronzeschwerter mit eiserner Einlage. In Mörigen hat man auch zwei italienische Fibeln gefunden, von einem Typus, der in solchen norditalienischen Gräbern vorkommt, welche in die Zeit von etwas mehr als 1000 Jahre v. Chr. fallen. Im Pfahlbau von Wollishofen hat man ebenfalls eine italienische Fibel gefunden, welche aus dem 11. oder 12. Jahrhundert v. Chr. stammt, d. h. nach der italienischen Chronologie, die ich vor ein paar Jahren aufgestellt habe;[1]) mein System in dieser Beziehung ist ja nicht allgemein anerkannt, das will ich zugeben, aber mehrere Forscher haben sich doch mehr und mehr meiner Meinung angeschlossen. In der Bronzealtersstation von Estavayer hat man ein Bronzemesser gefunden, welches ebenfalls italienisch ist und aus dem 12. Jahrhundert stammt. Freilich ist ein Pfahlbaufund in chronologischer Beziehung nicht so beweisend wie ein Grabfund oder Depotfund; ein solcher ist auf einmal in die Erde gekommen, aber eine Pfahlbaustation umfasst eine sehr lange Zeit. Man findet ja in einigen Pfahlbauten, wo die Reste jetzt mit Torf bedeckt sind, drei verschiedene Schichten aufeinander, die offenbar Jahrhunderte repräsentiren.

Die Funde von Mörigen u. s. w. beweisen also, dass diese Pfahlbauten aus der letzten Bronzezeit, wenigstens theilweise, mit dem 11. und 12. Jahrhundert v. Chr. gleichzeitig sind.

Aus der älteren Bronzezeit sind in Süddeutschland, Oesterreich und der Schweiz mehrere Stationen bekannt. Ich habe eine lange Liste davon, die ich nicht aufzählen will; sie sind wenigstens theilweise gleichzeitig mit der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr., und einige datiren sogar aus der ersten Hälfte desselben Jahrtausends. Man hat hier italienische Arbeiten gefunden, welche der allerersten italienischen Bronzezeit angehören. Es ist mir gar kein Zweifel, dass die Bronze in der Schweiz am Anfange des 2. Jahrtausends v. Chr. bekannt war.

In der letzten Zeit hat man auch in diesen Gegenden eine grosse Zahl von Pfahlbauten aus der Kupferzeit gefunden. Die meisten dieser Stationen geben wohl hauptsächlich Steinsachen, aber man findet ein paar Kupfersachen, manchmal sogar in grosser Zahl. Ich werde in meiner Abhandlung über die „Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien“, die im „Archiv für Anthropologie“ gedruckt wird, Näheres hierüber mittheilen.

Dass das Kupfer hier in Europa mehr als 2000 Jahre v. Chr. bekannt war, kann jetzt bewiesen werden; man hat in der ersten trojanischen Stadt schon Metall, nicht reines Kupfer, sondern mit Spuren von Zinn. Aber in der ersten Stadt fand man auch Thongefässe, welche die grösste Aehnlichkeit mit denjenigen Thongefässen zeigten, welche man im Mondsee, bei Laibach u. s. w. gefunden hat. Da findet man auch Kupfer. Es ist mir daher klar, dass das Kupfer hier in Mitteleuropa, wie gesagt, mehr und sogar viel mehr als 2000 Jahre v. Chr. bekannt wurde.

---

[1]) Montelius, Pre-Classical Chronology in Greece and Italy, in The Journal of the Anthropological Institute, London 1897.

Ich habe heute Morgen einen Brief des Herrn Flinders Petrie in London erhalten, welcher grosse Ausgrabungen in Aegypten gemacht hat. Er schreibt mir über diese chronologische Frage, ist aber nicht so bescheiden wie ich, er glaubt, dass das Kupfer in Südeuropa nicht viel später wie in Aegypten bekannt wurde, wo das Kupfer schon im 5. Jahrtausend v. Chr. verwendet wurde. Das glaube ich nicht, bin aber sicher, dass es wenigstens im 3. Jahrtausend v. Chr. hier bekannt war.

Die der reinen Steinzeit angehörigen Pfahlbaustationen sind noch viel älter, und es ist kein Zweifel, dass hier am Bodensee, in der Schweiz, Deutschland und Oesterreich der Mensch mit der neolithischen Cultur, mit Viehzucht und Ackerbau schon vor mehr als 3000 Jahre v. Chr. wohnte. Alles dieses klingt sehr gewagt, aber ich bin überzeugt, allmählich wird man finden, dass es im Grossen und Ganzen nicht so ganz unrichtig ist.

Herr Professor Dr. **M. Hoernes:**

Die Anfänge der bildenden Kunst.

Das sogenannte „Dreiperiodensystem" der Prähistoriker ist bekanntlich auf die culturkräftigsten Materialien der Werkzeuge und Waffen aufgebaut. Und thatsächlich gewährt dieser Theil der Alterthumswissenschaft den unvortheilhaften Anschein, als ob es sich darin wesentlich um Formen der niedrigen, materiellen Cultur: um Beile, Hämmer, Messer u. dgl. Dinge handelte. Das hat gewiss etwas Abstossendes oder wenigstens Abkühlendes für viele Laien, die sich mit höheren Erwartungen den vorgeschichtlichen Alterthümern nähern. Vergleicht man eine Sammlung solcher Denkmäler mit einer kunsthistorischen Galerie, so erscheinen uns jene Objecte überwiegend von einer kahlen Nüchternheit und kunstlosen Zweckmässigkeit — in der letzteren finden wir dagegen Alles geadelt durch den Drang nach schöner und bedeutsamer Gestaltung. Dieser Unterschied beruht zum Theil auf der Verschiedenheit prähistorischer und historischer Cultur: jene ist einfach und arm — diese reich und complicirt. Aber zum anderen Theile ist dieser Unterschied doch nur ein scheinbarer und beruht auf der verschiedenen Anlage prähistorischer Sammlungen und historischer Kunstgalerien. Diese sind eklektisch angelegt und enthalten nur die feinsten, edelsten Erzeugnisse der Menschenhand — jene dagegen sind ohne Rücksicht auf den ästhetischen Werth allem geöffnet, was uns aus bestimmten Zeiten überliefert ist. Daher überwiegt hier das Einfach-Zweckmässige; das Aesthetisch-Wohlgefällige tritt durchaus in den Hintergrund, und darum sind die Kunsthistoriker bisher im Grossen und Ganzen mit scheuem Bedauern an den prähistorischen Sammlungen vorübergegangen.

Bei näherem Zusehen findet man jedoch, dass diese Sammlungen, trotz der erwähnten Umstände, durchaus nicht so kunstarm sind. Sie enthalten an Körperschmuck, Ornamentik auf Geräthen und an frei gearbeiteten Bildwerken ein ziemlich ansehnliches ästhetisches Gegengewicht gegen die rein technologischen Thatsachen des Dreiperiodensystems. Nachdem das letztere von unseren Vorläufern begründet, von zahlreichen Zeitgenossen weiter ausgebaut und gestützt ist, wendet sich — wenn ich nicht irre — die Aufmerksamkeit der prähistorischen Forschung gegenwärtig mit Vorliebe einem anderen Thore oder Zugang der menschlichen Urgeschichte zu: dem nämlich, welches uns die Bildwerke und Ornamente des vorgeschichtlichen Menschen gewähren. Den Anstoss dazu gaben wohl die Schliemann'schen Funde mit ihrem Reichthum an Kunstformen, welche insgesammt nicht mehr der reinen Steinzeit und noch nicht der ersten Eisenzeit angehören. Sie wurden der historische Ausgangspunkt zur Betrachtung des gesammten näher und entfernter verwandten Materiales aus ganz Europa. Bei dieser Betrachtung tritt das Dreiperiodensystem etwas in den Hintergrund. Der neue Zugang erschliesst uns einen Weg nicht nur zum besseren Verständniss der prähistorischen Culturperioden, sondern auch zur Würdigung der historischen Kunst, welche ja unmittelbar aus der prähistorischen hervorgegangen sein muss.

Analysiren wir die perfecte bildende Kunst der geschichtlichen Zeiten, so finden wir, dass sie aus drei constituirenden Elementen besteht, welche in ihr zusammenfliessen, nachdem sie ursprünglich ein getrenntes Dasein geführt. Diese Elemente sind: erstens Naturnachahmung — zweitens Verzierung gegebener Objecte — drittens religiöser oder überhaupt geistiger Gehalt. Diese Elemente entsprechen menschlichen Trieben: dem „Nachahmungstriebe", dem „Schmucktriebe", dem Triebe nach Versinnlichung des Uebersinnlichen (dem theromorphen oder anthropomorphen Zwang der primitiven Naturanschauung). Nur nach dem klaren Vorwiegen des einen oder des anderen Elementes unterscheidet man in der historischen Kunst „naturalistische", „decorative" und „religiöse" (oder poetische) Bildwerke. Das vollendete Kunstwerk lässt keines dieser Elemente in den Vordergrund treten; es verschmilzt sie in harmonischer Weise und ist zugleich naturwahr, raumschmückend und bedeutungsvoll.

Ganz Anderes zeigt uns die vorgeschichtliche Bildkunst. Hier führen die drei Elemente in ebenso vielen Hauptgruppen der Entwickelung ein unvermischtes Dasein. Den Anfang macht die realistische Bildnerei primitiver Jägerstämme der älteren Steinzeit. Sie ist naturwahr, aber weder religiös, noch decorativ. Darauf folgt die religiöse Bildnerei primitiver Ackerbauer und Viehzüchter, hauptsächlich vertreten durch die plastischen Idole der jüngeren Steinzeit und der älteren Bronzezeit. Diese Kunst ist geistig gehaltvoll, aber weder realistisch, noch decorativ. An dritter Stelle finden wir die decorative figurale Bildkunst industrieller und handeltreibender Völker. Sie stammt für Europa aus der jüngeren Bronze- und der ersten Eisenzeit und ist weder realistisch, noch religiös, aber eminent schmückend und daher stilisirt. So finden wir jedesmal positive Eigenschaften mit negativen gepaart: neben scharfer Naturbeobachtung Mangel an geistigem Gehalt, neben tieferer Bedeutung abstossende Formlosigkeit und neben einem ausgeprägten decorativen Stil Vernachlässigung der Naturwahrheit und auch grobe Sinnlosigkeit.

Es ist gewiss kein Zufall, dass die Ueberlieferung dieses Bild gewährt. Freilich kann uns das europäische Material, das einzige, welches wir in einiger Ausdehnung überblicken, nicht Alles lehren; aber es darf bis zu einem gewissen Grade als typisch gelten. Inwieweit dies der Fall sein kann, habe ich an anderer Stelle zu zeigen versucht. In den jüngeren Zeitläuften nimmt der Austausch der Culturgüter — auch der ästhetischen Fortschritte und Erfindungen — zwischen den Nationen, Ländern und Welttheilen an Intensität stetig zu. Die Grundlagen der decorativen Bildkunst sind ja Handel und Industrie, die nicht ohne Verkehr bestehen können. In einer interessanten Abhandlung hat Franz Wickhoff sogar „die historische Einheitlichkeit der gesammten Kunstentwickelung" der Menschheit nachzu-

weisen gesucht, und die Vergleichung ostasiatischer und mykenisirender Ornamente lehrt noch mehr, als dort zur Grundlage der kühnen Hypothese angeführt ist. Man darf auch Europa nicht auf den Isolirschemel stellen, wie es Sal. Reinach in einer Reihe von Arbeiten consequent gethan hat, oder, genauer gesprochen, in jenem Austauschprocess Europa als das gebende, den Orient als das empfangende Glied der Entwickelungskette betrachten. Es sei gestattet, ein Paar bisher noch nicht beachtete Beispiele anzuführen, welche den Hergang der Entlehnung in dieser Zeit schlagend illustriren und uns einen Weg zeigen, der von Mesopotamien bis an den Nordrand der Adria, ja bis nach den dänischen Inseln hinüberführt.

Aus den Ruinen von Senkereh (Larsam-Ellasar in Babylonien) stammt eine jetzt im British Museum befindliche Thontafel, welche von W. K. Loftus gefunden und in dessen Travels and researches in Chaldaea and Susiana, London 1857, S. 257 abgebildet ist. (Hier Fig. 1 nach Ménant, Recherches sur la glyptique orientale I, S. 240, Fig. 161.) Jedermann, dem die venetischen, im östlichen Theile des Hallstätter Culturkreises verbreiteten Situlen und Gürtelbleche mit getriebenen Figurenreihen bekannt sind, agnoscirt hier sofort das typische Faustkämpferpaar. In den Mitth. der prähist. Commission der kais. Akad. der Wiss. I, S. 109, Fig. 49 und in meiner Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, Taf. XXXVI, Fig. 8 veröffentlichte ich ein Thonrelieffragment aus Este (hier Fig. 2, 1/2 nat. Gr.), welches dem babylonischen Fundstück sowohl technisch, als auch in der Anordnung der Figuren näher steht, als die starr schematischen Ausführungen der Gruppe in Bronze. Aber auch die beiden anderen Figuren der Thonplatte von Senkereh lassen sich mit analogen Gestalten aus dem Kreise der Situlenkunst zusammenstellen. In Fig. 3 gebe ich einige Figuren aus der mittleren Reihe der Situla von Watsch, etwas anders geordnet als auf dem Original, um die Aehnlichkeit mit der Thonplatte mehr hervortreten zu lassen (nach Mitth. der k. k. Centr.-Comm., N. F. IX, Taf. II). Alle Einzelheiten sind hier dem Local entlehnt: die Tracht, die Schlagwaffen der Faustkämpfer, das grosse Gefäss, das Musikinstrument. In all diesen Nebendingen hat der venetische Zeichner sein originelles Colorit; nur in der Hauptsache scheint er sclavisch abhängig von einem fremden Vorbild. Und dass dieses Vorbild in letzter Linie ein orientalisches war, wenn es auch nicht gerade aus Chaldäa stammen musste, kann nun wohl nicht bezweifelt werden.

S. Reinach würde den Zusammenhang natürlich anders auffassen. Nach seiner Lehre müsste das babylonische Fundstück ebenso, wie die venetischen Arbeiten auf ein griechisches Original zurückgeführt werden, dessen Einfluss sich nordwestlich über Illyrien und südöstlich über Babylonien erstreckte. Wir können diesen Schluss nicht ziehen, da er uns ebenso unwahrscheinlich dünkt, wie die Entstehung des Typus der nackten weiblichen Gottheit im ägäischen Culturkreise und die Uebernahme dieser Gestalt durch die vorderasiatischen Völker.

Die Kunst der Situlen und Gürtelbleche gewinnt ferner an Interesse, wenn man ihre Fortwirkung betrachtet. Nur zu leicht scheint es bei ihrer räumlichen Beschränkung auf einen kleinen Theil des Hallstätter Culturkreises, dass wir mit ihr in eine Sackgasse gerathen, dass sich von ihr kein kunsthistorischer Faden weiterspinnt. In Wahrheit ist aber diese Kunst nicht erloschen; sie hat ihre unverkennbaren Nachwirkungen in der LaTène-Zeit und im römisch-germanischen Eisenalter. Auch dafür will ich ein kleines Beispiel anführen. Fig. 4 gibt eine Auswahl getriebener Bildwerke von Bronzevasen aus Este; die Gruppe rechts (Mann und Vogel mit Hinweglassung des geflügelten Pferdehinterleibes der männlichen Figur) stammt von der obersten Reihe der Situla Benvenuti, die übrigen Thierfiguren von einem anderen Gefäss (nach Montelius, Civ. prim. I B, Taf. 55, Fig. 1). Fig. 5 zeigt uns eine Reihe ähnlicher Figuren vom Halse eines silbernen Bechers aus dem Grabhügel Bavnehφi bei Himlingφie (Seeland, zweites [römisches] Eisenalter des Nordens [ca. 0—400 n. Chr.] nach Mém. Soc. Ant. Nord, 1866—1871, S. 268, Fig. 7). Es ist derselbe Stil und es sind dieselben Gegenstände hier wie dort, mit Ausnahme der bärtigen männlichen Masken, welche erst in der LaTène-Periode bei den Barbaren Aufnahme gefunden haben. Besonders charakteristisch ist das Umblicken der Thiere, welches an mykenischen, transkaukasischen und italischen Arbeiten in gleicher Weise typisch vorkommt (vgl. meinen Aufsatz über „Wanderung archaischer Zierformen" im „1. Jahresheft des k. k. österr. Archäol. Institutes").

Noch Eines können die venetischen und die verwandten keltisch-germanischen Arbeiten gut illustriren: die elementare Sinnlosigkeit der ältesten decorativen Kunst. Es verschlägt dabei nichts, dass jene Werke von fremden abgeleitet sind. Alle decorative Kunst ist ihrer Natur nach abgeleitet und anfänglich mehr oder minder sinnlos, erst später füllt sie sich unter günstigen Umständen mit geistigem Gehalt. Ihre Quelle ist die religiöse und bilderschriftliche Kunst, welcher sie die Formen entlehnt. Daher finden wir z. B. dieselben Motive in der mykenischen Pictographie und in der Ornamentik der Villanovaperiode (vgl. meine „Urgeschichte der bildenden Kunst" S. 351), auf troischen Votiv-Wirteln und italischen Thongefässen. Diese Formen sind einmal da und finden jede mögliche Verwendung, ob es sich nun um eine einfache Vogelfigur oder einen geflügelten Centauren handelt. Man verwendet sie einzeln oder reiht sie aneinander, je nachdem es der Raum erfordert oder zulässt. Man begnügt sich mit Gleichartigem oder mischt Ungleichartiges durcheinander. Ethnographische Forschungen haben denselben Process für das geometrische Ornament wahrscheinlich gemacht; er scheint mindestens ebenso sicher für die figurale Decoration.

Herr **Kollmann**-Basel:

Fingerspitzen aus dem Pfahlbau von Corcelettes (Neuenburger See).

Die Station Corcelettes liegt am linken Ufer des Neuchâteler Sees, ungefähr 2 km von dem Städtchen Grandson entfernt, unmittelbar vor dem kleinen Weiler Corcelettes. Die Station gehörte dem reinen Bronzealter an und besass einen ansehnlichen Reichthum. Was Anzahl und Schönheit der Gegenstände betrifft, so lässt Corcelettes alle anderen Bronzestationen weit hinter sich. Es fanden sich dort 60 Beile, 4 Hämmer, 30 Sicheln, 60—70 Messer, 10 Schwerter, wobei 3 ganz erhalten, 150 ganze Armbänder und ebensoviel zerbrochene, 30 Lanzenspitzen, an 400 Nadeln, 3 Gefässe aus Bronze, 300 vollständige Thongefässe, 10 Gussformen aus Sandstein, eine aus Bronze und eine Menge anderer kleiner Gegenstände. Die Station ist durch Feuer zerstört worden, wie alle Pfahlbauten. Viele Gegenstände zeigen die Spuren des Feuers.[1])

[1]) V. Gross (Neuveville), Neue Bronzezeitfunde im Neuchâteler See. Congress der Deutschen anthro-

Fig. 1. Thontafel aus Senkereh.

Fig. 2. Thonrelief aus Este.

Fig. 3. Gruppen von der Situla von Watsch.

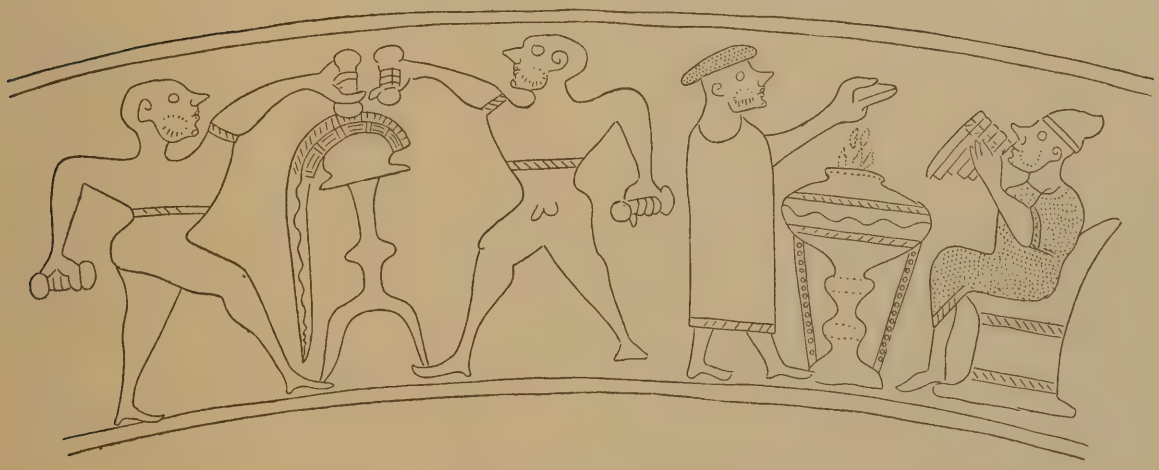


Fig. 4. Von venetischen Bronzevasen aus Este.

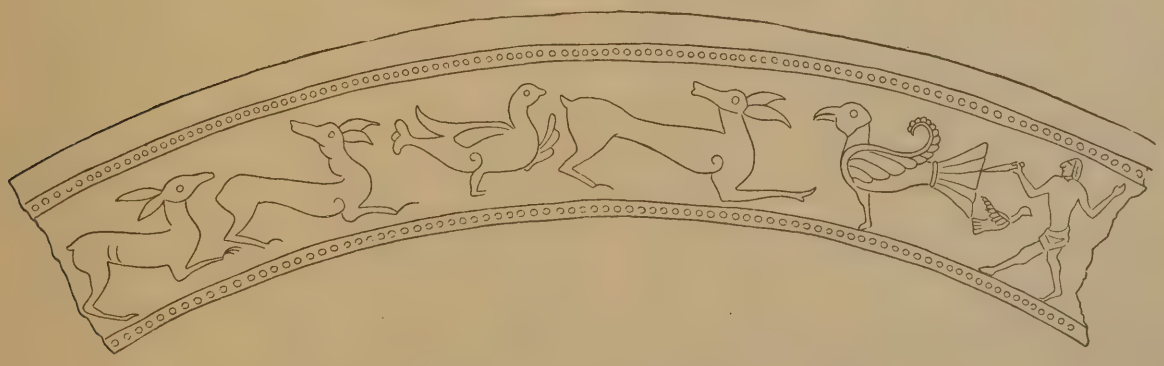
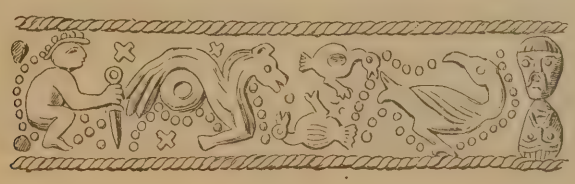


Fig. 5. Von einem römisch-germanischen Silberbecher aus Dänemark.



Auf dieser Bronzestation wurden vor mehr als 20 Jahren an dem Boden eines Thongefässes dicht neben einander stehende Löcher bemerkt, welche ansehnlich gross und tief waren und offenbar davon herrührten, dass der Künstler seine Fingerspitzen in den noch weichen Thon eingedrückt hatte.

Herr Professor F. A. Forel (Morges) kam auf den glücklichen Gedanken, einen Abguss herstellen zu lassen; es wurden nun statt der rundlichen Löcher fünf Fingerspitzen von ungleicher Grösse sichtbar, im Relief über die Ebene hervorstehend. Herr Forel hat schon bemerkt, dass die Form dieser Fingerspitzen recht hübsch sei und ich kann ihm darin nur beistimmen.[2]) Weder sie noch die Nägel sind durch harte Arbeit verunstaltet. Die Nägel sind nicht etwa kurz und platt, sondern ansehnlich gewölbt und bedecken einen grossen Theil des Endgliedes. An dem Abguss, den ich der Güte des Herrn von Jenner, Custos am historischen Museum in Bern verdanke, sehen die Nägel aus, als ob sie durch den Gebrauch etwas abgenützt wären und der freie Rand erscheint an ein paar Stellen etwas defect. Sonst zieht er aber quer über das Fingerende, lässt nicht zu viel unbedeckt, ragt aber auch nicht darüber hinaus, kurz die Nägel schliessen in guter Form ab.

Um die anatomische Beurtheilung dieses Fundes zu vervollständigen, habe ich ähnliche Fingereindrücke in Thonplatten hergestellt und abgegossen, wobei sich manche Aufklärung gewinnen liess, aber viele Einzelheiten sind dennoch dunkel geblieben. Ich will mich hier nur mit dem befassen, was sich durch Vergleichung mit den Abgüssen ergeben hat. Die Fingereindrücke stammen offenbar von einem und demselben Individuum. Die Form der Nägel und die Gestalt der Fingerspitzen spricht dafür, aber sie gehören beiden Händen an; die Löcher sind nicht dadurch entstanden, dass ein und derselbe Finger der Reihe nach eingedrückt wurde, denn die Finger sind verschieden. Die Eindrücke sind auch nicht dadurch entstanden, dass die fünf Finger einer Hand in den weichen Thon auf einmal hineingedrängt wurden, weil es sehr schwer ist, ja vielleicht überhaupt unmöglich, den Fingern gleichzeitig eine solche Position zu geben, wie sie hier vorgefunden wurde. Die anatomische Anordnung der Bänder an den Gelenken der Finger verbietet eine solche Stellung. Zwei meiner Freunde, denen ich dieses Fundstück vorlegte, sprachen die Vermuthung aus, die Fingereindrücke seien beim Abnehmen der ungebrannten Urne entstanden. Das losgelöste Gefäss werde auf den Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand und drei Finger (Zeige-, Mittel- und Ringfinger) der linken Hand gestützt und die beiden Daumen legten sich an die Seitenwand des Gefässes, um es sicherer zu tragen; so werde ohne Gefahr eine Urne oder Schüssel von grösserem Umfang bei Seite gestellt. Die beiden Herren behaupten, sie hätten dies nicht nur bei Töpfern direct so beobachtet, sondern sie erinnerten sich sogar, in Abbildungen über die Herstellung der Thonwaaren bei den Aegyptern, die Abnahme der frisch gefertigten Amphoren von der Drehscheibe so dargestellt gesehen zu haben, wie es oben geschildert, und wie es wahrscheinlich auch in der Bronzezeit in Corcelettes geübt wurde. Sicher ist, dass wenn Daumen und Zeigefinger eingedrückt worden wären, dann die Nagelflächen entgegengesetzte Richtung haben d. h. opponirt sein müssten. Allein diese Gegenstellung fehlt. Zwei Fingerspitzen, diejenigen links, sind allerdings ansehnlich stark, allein wie mir scheint nicht in dem Grade, um sie für Daumen halten zu können.

Nach alledem vermuthe ich in den beiden oberen Fingerspitzen die Abdrücke des rechten Zeige- und Mittelfingers. Nur bei einem Angreifen mit der rechten Hand wird der Nagel des rechten Mittelfingers nach links hinübersehen. In den drei unteren Fingerspitzen liegen die Abdrücke des linken Zeige-, Mittel- und Ringfingers vor, wobei der Ringfinger sich an der untersten Stelle befindet und dessen Nagel nach rechts gewendet ist. Es kann nicht der Abdruck des kleinen Fingers sein, weil der zu kurz ist, um den Boden der Urne bei der angegebenen Handstellung zu erreichen.

Was das Geschlecht betrifft, so hat sich Herr Forel dahin ausgesprochen, dass die Fingerabdrücke von einer Frauenhand herrühren; er bezieht sich dabei auf die Grösse und die Form der Nägel des Daumens, den ich für den Mittelfinger der rechten Hand halte. Der Nagel „misst 11 mm in der Breite und 12 mm in der Länge. Derjenige des Zeigefingers 9 mm in der Breite und 11 mm in der Länge und war stark convex". Das sind Maasse, wie sie bei Frauen gefunden werden; so bin auch ich auf Grund meiner Vergleichungen, was das Geschlecht betrifft, geneigt, hier die Fingerabdrücke einer Töpferin und nicht eines Töpfers zu erblicken, namentlich wegen der Grösse und der Form der Finger und der Schmalheit der Nägel.[3]) Aus all diesen Erwägungen geht soviel hervor, dass wir von einer Töpferin von Corcelettes sprechen dürfen, die hübsche, regelmässige Fingerspitzen besass.

Der kleine Topfscherben erlangt dadurch, nach meiner Meinung, einen ansehnlichen Werth für die Dauerbarkeit der Vererbung. Im Allgemeinen ist die Ansicht weit verbreitet, die Menschenrassen seien etwas Wandelbares, sie wären in einem, zwar langsamen, aber doch beständigen Umwandlungsprocess begriffen. In Wirklichkeit ist aber das Gegentheil des Fall. Die anthropologische Wissenschaft, die in den letzten Jahrzehnten so manchen bedeutungsvollen Aufschluss über die Vorgeschichte der Menschheit gebracht hat, kann beweisen, dass die Menschenrassen und ihre Varietäten noch heute dieselben Merkmale besitzen, wie zur Steinzeit. Ich habe schon auf dem Congress in Braunschweig auf den wichtigen Satz von R. Virchow hingewiesen, der für die Frage von der Erhaltung der specifischen Merkmale sowohl in den Knochen als in den Weichtheilen von durchschlagender Bedeutung ist und den ich als eine der Grundvesten aller Forschung über die Anatomie der Menschenrassen halte. „Es ist noch niemals beobachtet worden, dass die weisse Rasse

---

pologischen Gesellschaft in Trier. August 1881. Correspondenzblatt der Gesellschaft, XII. Jahrgang, Nr. 10, S. 127.

[2]) Professor Forel hat diesen Fund der Naturforschenden Gesellschaft des Waadtlandes vorgelegt, die Gazette de Lausanne vom 7. April 1879, ferner der Anzeiger für die schweizerische Alterthumskunde, Band III, 1876—1879, Zürich 1879, S. 918 haben darüber kurz berichtet. Einen Artikel in La Nature Paris, Nr. 317, Juni 1879, kenne ich durch freundlichen Hinweis des Herrn Forel, wofür ich hier besonders meinem verehrten Freund danke. Das Original des Urnenbodens, von dem der vorliegende Abguss stammt, befindet sich im Antiken-Cabinet des Cantonalen Museums zu Lausanne, und ist unter Nr. 10646 catalogisirt.

[3]) Messungen über die Grösse der Nägel werden in einer ausführlichen Mittheilung gegeben, welche in dem Archiv für Anthropologie, mit Abbildungen versehen, erscheinen wird.

sich irgendwo verändert hätte, weder die Rasse selbst, noch die Varietäten. Eines der grössten Experimente, die Besiedelung von Australien, ist im Sinne der Persistenz der weissen Rasse ausgefallen. Dasselbe ist in Südafrika der Fall gewesen. In Amerika ist dieselbe Zähigkeit der weissen Rasse und ihrer Varietäten nachgewiesen seit drei Jahrhunderten. Wenn man auch behauptet, dass der Nordamerikaner eine erkennbare Veränderung nicht bloss seines geistigen Wesens sondern auch der körperlichen Eigenschaften erfahren habe, so ist doch kein Individuum daraus hervorgegangen, welches sich direct mit einer Rothhaut vergleichen liesse. Es gibt weder in Nord- noch in Südamerika eine neue amerikanische Rasse. Vom rein biologischen Standpunkt aus sind die Wanderungen der Völker grossartigen Experimenten zu vergleichen, welche in der wissenschaftlichen Werkstätte der Natur angestellt werden, um die Dauerbarkeit der Vererbung zu prüfen. Alle diese Versuche sind im Sinne der Persistenz der Rassen und der Varietäten ausgefallen. Für die Zähigkeit der Vererbung sind namentlich auch die ägyptischen Denkmäler von Bedeutung geworden. Wie schon von anderen, nicht europäischen Forschern (Nott und Gliddon aus Amerika), so ist jetzt, gerade im Hinblick auf die neuen Discussionen über die Vererbung körperlicher Eigenschaften von R. Virchow darauf hingewiesen worden, dass aus verschiedenen Perioden der Vorzeit, selbst aus solchen, die bei uns prähistorisch sein würden, Abbildungen der Völker erhalten sind, die sich auf dem Boden Aegyptens begegneten. Sie sind so characteristisch dargestellt, dass sie auch dem Auge des Neulings die Verschiedenheit der Rassen beweisen. Da sind neben zweifellosen Negern auch Semiten und Arier dargestellt, zum Theil sogar in Farben, aber es gibt keine Uebergänge zwischen ihnen."[4]) Mit anderen Worten, sie sind heute noch dieselben wie damals, unverändert dieselben in ihrer körperlichen Erscheinung. Bei diesen Angaben Virchows ist noch besonders ein Passus in Bezug auf den hier vorliegenden Fund von Interesse. Die Abbildungen auf den ägytischen Monumenten rücken nach ihm zeitlich an die neolithische Periode Central- und Westeuropas heran und daraus ergibt sich in Verbindung mit der Uebereinstimmung der Abbildungen der Neger, der Semiten und Arier, dass die Merkmale der Rassen und der Varietäten Europas heute noch die nämlichen sind, wie vor fünf- oder sechstausend Jahren. Wenn ich damals hinzufügte, es vererbten sich nicht nur die morphologischen Formen der Knochen, wie die Farbe der Augen, der Haare, der Haut, die Formen der Muskeln, des Fettes und der Knorpel, so haben wir jetzt ein kleines und werthvolles Beweisstück mehr in Händen. An diesem Abdruck der Fingerspitzen sehen wir die Nägel und die Form der Fingerbeeren, die zu einem ansehnlichen Theil durch Fett gerundet werden, ebenso beschaffen wie bei uns. Schon vor Jahrtausenden hatten die Frauen recht elegant geformte Finger. Diese Erkenntniss ist, wie schon erwähnt, höchst bedeutungsvoll für die Dauerbarkeit der Formen. Wir ändern unseren Culturbesitz, wir vermehren ihn, aber äusserlich bleiben wir, was die Eigenschaften der Rassen und der Varietäten betrifft, unverändert.

Auf dem Boden der breiten Erfahrung, auf welchem wir durch die Anatomie des Menschen, dann durch die Anatomie und Physiologie der Menschenrassen stehen, darf man aber noch einen Schritt weiter gehen, um noch etwas mehr zu erfahren über die körperliche Beschaffenheit der Töpferin von Corcelettes im Allgemeinen. Die wohlgeformten Fingerspitzen haben längliche Nägel. Es ist nun zu beachten, dass bei der europäischen Bevölkerung zwei Nagelformen sich finden: längliche Nägel, wie sie namentlich an der Hand dieser Münchener Dame sich finden, und breite, mehr viereckige Nägel, von denen ich hier ein Beispiel vorlegen kann (entsprechende Abgüsse werden der Versammlung vorgelegt). Das sind keine Unterschiede, die durch die Lebensstellung sich heraus entwickeln in der Weise, dass unsere Damen alle ovale Nägel hätten, die Leute vom Land dagegen viereckige, sondern diese Verschiedenheiten sind auf tiefer liegende Bedingungen zurückzuführen: sie gehören zu verschiedenen Menschenvarietäten, die in Europa seit langer Zeit vorhanden sind. Die eine dieser Varietäten, jene mit den ovalen Nägeln, hat lange schmale Finger an einer schmalen Hand, die andere dieser Varietäten, jene mit den viereckigen Nägeln, hat kurze dicke Finger an einer breiten Hand. Es gibt noch andere Formen, aber die beiden eben erwähnten sind am leichtesten zu unterscheiden und wir wollen nur diese etwas genauer noch schildern. Dazu bietet die Literatur schätzenswerte Beiträge, denn die Hand ist schon seit langer Zeit und nicht allein von Wahrsagerinnen beachtet worden. Nach d'Arpentigny[5]) steht der Bau der Hand auch mit der moralischen Individualität des Menschen in näherer Beziehung und Carus hat vier Grundformen der Gestaltung der Hand angenommen, die elementare, die sensible, die motorische und die psychische Hand. Ich bin nicht geneigt, mich darüber zu verbreiten, inwiefern die Hand einen Rückschluss auf das geistige Wesen des Menschen gestattet; ich führe diese Autoren nur an, weil sie verschiedene Formen der Hand classificirend geordnet haben. Die elementare Hand von C. G. Carus[6]) ist durch Breite der Mittelhand, kurze, dicke Finger, einen abgestumpften Daumen, kurze und breite Nägel[7]) ausgezeichnet und nähert sich der Hand des kleinen Kindes, man könnte sie auch die infantile Form nennen. Sie kommt bei Frauen und Männern vor, jedesmal natürlich durch den Geschlechtscharakter modificirt. Carus gibt in Fig. 129 eine vortreffliche Abbildung von ihr. Man sieht, er hat schon vor mehr als 40 Jahren dieselbe Abart der Hand genau beschrieben, die ich oben, von den Nägeln ausgehend erwähnt habe. Aber auch die andere Form, jene mit den ovalen Nägeln, ist jener Zeit schon wohl bekannt, Carus nennt sie die psychische. Sie entfernt sich am meisten von der Kindeshand: in der Mittelhand überwiegt die Länge, die Finger sind schlank und ebenfalls lang und mit länglichen Nägeln[8]) versehen. Auch der Daumen stimmt mit der eben erwähnten Form überein, er ist fein und von mittlerer Länge; eine Abbildung findet sich von dieser Form der Hand in Fig. 132 und er fügt an einer anderen Stelle hinzu, sie sei unter Anderem häufig in England zu finden. Sie kommt aber aller Orten vor in Europa und stellt eine zweite Abart der Hand dar, die durch zahlreiche Merkmale von der vorhergehenden Form verschieden ist. Es liessen sich noch

[4]) R. Virchow, Rassenbildung und Erblichkeit. Festschrift für Bastian, 1896.

[5]) d'Arpentigny, La chirognomie, ou l'art de reconnaître les tendences de l'intelligence d'après les formes de la main. Paris 1843.

[6]) Carus C. G., Symbolik der menschlichen Gestalt. 2. Auflage. Mit 161 Holzschnitten, Leipzig 1858.

[7]) Diese Worte sind von mir unterstrichen.

[8]) Carus a. a. O. S. 305.

mehr charakteristische, d. h. typisch verschiedene Handformen auffinden, aber die zwei eben erwähnten genügen für die folgenden Betrachtungen.[9])

Die Anthropologie gibt sich seit einem halben Jahrhundert alle Mühe, um nachzuweisen, dass die Europäer durchaus nicht alle gleich, sondern im Gegentheil recht verschieden sind.

Sie hat u. A. gezeigt, dass Menschen mit zwei ganz verschiedenen Complexionen in Europa leben, die Blonden und die Brünetten und R. Virchow hat durch die Bearbeitung der Statistik über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut der Schulkinder nachweisen können, dass diese beiden verschiedenen Varietäten auf ganz verschiedenen Wegen in Europa eingewandert sind. Seit der ältere Retzius einen zahlenmässigen Ausdruck für die Verschiedenheit der Schädelformen aufgefunden hat, ist diese Kenntniss hierüber mehr und mehr vertieft worden. Wir kennen mehrere morphologisch scharf unterschiedene Formen des Hirnschädels oder der Schädelcapsel, die unter den lebenden, in den Gräbern der Vorfahren, in den Pfahlbauten u. s. f. zurück bis in die entferntesten Zeiten gefunden worden sind. Als dann das Antlitz nach genauer Methode analysirt wurde, da ergab sich, dass seine Verschiedenheiten nicht nur oberflächlich in der Haut und in den Weichtheilen liegen, sondern dass auch der Knochen die Hauptformen scharf und unverkennbar in sich enthält.

Sobald man diese Umstände berücksichtigt, so ergibt sich, dass in Europa mindestens vier[10]) verschiedene Varietäten neben einander friedlich und in naher Verwandtschaft leben, so lange nicht die Zwietracht Kriege entflammt. Und die Varietäten leben nicht etwa in einzelnen Ländern isolirt, sie stellen vielmehr überall die anthropologische Grundlage der europäischen Staaten dar, sie sind aller Orten zu finden, und es würde wohl nicht schwer sein, selbst hier in diesem Saal Vertreter dieser verschiedenen Varietäten ausfindig zu machen. Die an den Europäern beobachtete Verschiedenheit der Menschen erstreckt sich also nicht nur auf die Haare, die Augen und Hautfarbe, sondern auch auf den Schädel und die Gesichtsform und damit auch auf das ganze Skelett, also auch auf die Hände, denn es lässt sich nachweisen, dass schmale Hände bei den Vertretern jener europäischen Varietät vorkommen, die ein kurzes und breites Gesicht besitzt.[11]) Damit sind wir mit unserer Betrachtung an jenem Punkt angelangt, wo wir über die Töpferin von Corcelettes noch etwas mehr Aufschluss bezüglich ihrer körperlichen Beschaffenheit mittheilen können. Hatte sie noch reines Blut in ihren Adern, dann dürfen wir von der schmalen Hand auch auf ein langes schmales Gesicht schliessen, ähnlich demjenigen, das hier mit der Bezeichnung leptoprosop aufgehängt ist. Am Neuenburger See sind nun wirklich Menschen mit langem Gesicht zur Bronzezeit heimisch gewesen. Ich erinnere in dieser Hinsicht daran, dass ich schon 1884 einen männlichen Schädel mit Langgesicht von dort beschrieben habe,[12]) dass das schöne Werk von Studer und Bannwarth, Crania Helvetica antiqua, mit 117 Lichtdrucktafeln, Leipzig 1894, noch einen weiblichen Schädel von demselben Nordufer, an dem Corcelettes liegt, aufführt, der ebenfalls leptoprosope Eigenschaften aufweist und dass endlich R. Virchow[13]) auch einen Schädel mit langem Gesicht beschrieben hat, der seiner Configuration nach weiblich ist, „dessen Formen durchwegs die einer feinen civilisirten Rasse sind". Mit dieser Bemerkung über das Antlitz einer Neuenburgerin aus der Zeit der Bronze, über den Topfscherben aus derselben Culturperiode und

---

[9]) In der Hand herrscht eine ebenso grosse Mannigfaltigkeit der Formen als in dem Hirnschädel und den Gesichtszügen der Körperlänge. Man beobachte daraufhin nur einmal die Hände verschiedener Personen, um einen rechten Begriff von der erstaunlichen Variabilität zu erhalten. Alle Eigenschaften nehmen daran Theil: Die Haut, die Muskeln, die Knochen, das Fett und die Nägel. Hat man aus solcher Anschauung eine gute Vorstellung über den grossen Wechsel in der Gestalt erlangt, dessen nächster Grund nicht allein im Alter, im Geschlecht, im Beruf, sondern auch in den verschiedenen Abarten der Menschheit beruhen, die Europa bewohnen, dann wird man auch weiter gelangen und bemerken, dass das Dogma von der Gleichheit aller Menschen, was die körperlichen Eigenschaften betrifft, vollkommen falsch ist. Wir sind nichts weniger als gleich.

[10]) Wahrscheinlich sind es fünf, wie ich dies schon wiederholt ausgeführt habe. v. Török gibt sich neuerdings wieder vergebliche Mühe, die Existenz dieser verschiedenen Formen zu leugnen in einer Abhandlung: Ueber den Yézoer Ainosschädel aus der ostasiatischen Reise des Herrn Grafen Béla Szechenyi und über den Sachaliner Ainoschädel des Königlich-zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden. Mit einem Anhang von 46 Zahlentabellen (vierter Theil). Archiv für Anthropologie, Band XXVI, Heft I, Braunschweig 1899. Es ist bezeichnend für den unermüdlichen Kritiker meiner Angaben, dass er die in Europa vorkommenden Typen oder Varietäten an zwei Schädeln aus Japan nachprüft. Das nennt er „exacte Vergleichungen" (Seite 139). Vielleicht kommt er im fünften Theil über Japan doch endlich nach Europa und dann auch auf europäische Schädel zu sprechen, und setzt an dem einheimischen Material die „exacten Vergleichungen" fort.

[11]) Nicht immer werden die Merkmale zusammen vorkommen, oft findet sich ein Langgesicht mit breiter Hand und umgekehrt ein Breitgesicht mit schmaler Hand. Dies rührt aber von der Kreuzung zweier Individuen mit verschiedenen körperlichen Eigenschaften her, die seit Jahrtausenden auf europäischem Boden stattfindet. Die Kreuzung hat so wiederholt stattgefunden, dass reine Formen, die alle charakteristischen Merkmale an sich tragen, schon recht selten geworden sind. Einen exacten Einblick in die Häufigkeit der Kreuzungen gewährt die schon erwähnte grosse Statistik über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut der Schulkinder. Sie zeigt, dass mehr als die Hälfte aller Individuen in Mitteleuropa Mischformen zwischen den Blonden und Brünetten darstellen und zwar in Oesterreich 56 %, in der Schweiz 63 %, in Deutschland 54 %. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Angaben nur diejenigen Merkmale betreffen, nach denen die Blonden und Brünetten voneinander unterschieden werden. Bei einer Vergleichung der Kreuzung zwischen Lang- und Kurzgesichtern wird das Mischungsverhältniss noch ungünstiger ausfallen.

Für Deutschland siehe R. Virchow, Arch. f. Anthropologie, 1885. Mit 5 chromolithographischen Tafeln. Für die Schweiz siehe Kollmann, Denkschriften der Schweiz. Ges. f. ges. Naturwiss., Bd. XXVIII, 1881. Mit 2 Karten in Farbendruck. In beiden Abhandlungen finden sich noch weitere Literaturangaben.

[12]) Kollmann J., Antiqua, redigirt von K. Forrer, Zürich 1884, Nr. 8.

[13]) Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 17. Juni 1882, S. (389).

über die Form der Fingerspitzen und der Nägel möchte ich schliessen. Bei aller Reserve, die mir das lückenhafte Material auferlegt, um ein Bild von der Töpferin von Corcelettes aus der Bronzeperiode zu entwerfen, lässt sich doch jedenfalls aussagen, dass sie die Körperformen einer feinen civilisirten Rasse besass. Neben schmalen Händen hatte sie auch wohl ein langes und schmales Gesicht, wie der im Pfahlbau von Corcelettes gefundene Schädel, also ein langes Gesicht, wie es noch heute überall in Europa zu finden ist.

Herr Dr. Eberhard Graf **Zeppelin**-Ebersberg:

Ueber die ethnographischen Verhältnisse der prähistorischen Bodenseebevölkerung.

Je vollständiger und genauer wir nachgerade durch eine reiche Fülle archäologischer Funde über Leben und Weben, über Handirung und Cultur der Menschen unterrichtet sind, die vor uns bis zurück in die Urzeiten des Menschengeschlechts auf dem gleichen Boden gelebt haben, den wir jetzt bewohnen, desto weniger will es uns mehr genügen, von jenen nur als von den Menschen der Stein- oder Bronze- oder Eisenzeit u. s. w. zu reden, um so nachdrücklicher gibt sich vielmehr das Verlangen kund, nun auch zu erfahren, ob und welchen uns auch sonst schon mit Namen bekannten Völkerracen und -Stämmen jene alten Bewohner unserer Heimath angehört haben, zu erfahren — um diesen Ausdruck zu gebrauchen — was für Landsleute sie gewesen seien. Ein besonders lebhaftes Interesse gerade auch für diese ethnologischen Fragen der Urgeschichte hat sich namentlich in der Schweiz sogar schon unmittelbar nach der ersten Entdeckung der Pfahlbauten geltend gemacht und u. A. vornehmlich einen Frédéric Troyon und dann den hochverdienten Altmeister der Pfahlbauforschung Ferdinand Keller zur Aufstellung von festen Systemen darüber veranlasst. Wohl vermögen diese dem fortgeschritteneren Stand unseres heutigen Wissens gegenüber nicht überall mehr Stand zu halten und wohl müssen wir bekennen, dass selbst dieser fortgeschrittenere Stand unserer Kenntnisse noch kaum überall genügt, um die hier immer wieder auftretenden anscheinenden Widersprüche zwischen den vermeintlich schon durchaus gesicherten Ergebnissen der hier maassgebenden verschiedenen Disciplinen, wie der Menschen-, Thier- und Pflanzengeographie, der Craniologie, der vergleichenden Sprachforschung u. s. w. in durchaus befriedigender Weise zu lösen. Wenn ich trotzdem versuchen möchte, einen Beitrag zur ethnographischen Einordnung der prähistorischen Bodenseebevölkerung zu geben, so ist dies vielleicht wenigstens insofern nicht ohne jeden Werth, als damit immerhin die Richtung gezeigt sein wird, in der alle auf diese Fragen bezüglichen Untersuchungen einzusetzen haben, und eine an die Ergebnisse meiner Untersuchungen sich vielleicht anknüpfende Discussion zur weiteren Klärung der noch zweifelhaft bleibenden Annahmen und zur Richtigstellung der ihnen vielleicht noch anhaftenden Irrthümer zu führen geeignet sein könnte, die nur mit Befriedigung zu begrüssen ich stets der Erste wäre.

Wie anderswo, so fehlt es auch in der Umgebung des Bodensees an jedem Anhaltspunkt dafür, dass der Mensch auch schon in der Tertiärzeit vorhanden gewesen wäre. Wohl aber beweisen uns die geologischen Lagerungsverhältnisse und die nachweisbare Aufeinanderfolge von Flora und Fauna an den Oertlichkeiten, an welchen sich hier die ältesten Spuren vom Auftreten des Menschen finden, dass dieser in unsere Gegend schon gekommen ist zu einer Zeit, da der noch nicht bis in sein Ursprunggebiet in den Alpen wieder zurückgegangene Rheingletscher der letzten Glacialperiode noch einen bestimmenden Einfluss auf das Klima jener Oertlichkeiten ausübte, ja ohne Zweifel den heutigen Bodensee selbst noch mit einer mächtigen Eisschicht überlagerte. Aehnlich den fünf Fingern einer Hand hatte dieser Rheingletscher über den See weg fünf Ausläufer in alte Thalungen erstreckt, nämlich über den heutigen Untersee, den Ueberlinger See, das Thal der Linzer Ach, das Schussen- und das Laiblachthal. Diese fünf Finger der Gletscherhand waren langsam abgeschmolzen, die Handfläche selbst aber bestand wohl noch, als die ersten Rennthierjäger in der Randgegend sowohl des ersten als des vierten früheren Ausläufers des Gletschers erschienen, d. h. an den Felsen und in den Höhlen des Schafthauser Juras und des Hegaus einer- und an der Schussenquelle andererseits. War ihr Erscheinen somit auch ein örtlich postglaciales, so stimmt es mit dem damaligen Stand des doch immer noch weit über sein alpines Ursprungsgebiet hinaus erstreckten Gletschers doch besser überein, wenn wir es als ein epiglaciales bezeichnen. Dass diese Rennthierjäger u. A. auch die durchbohrten Schalen des aus dem Mainzer Tertiärbecken stammenden Pectunculus als Schmuck verwandten, unterstützt die auch sonst naheliegende Annahme, dass sie aus den wirthlicheren Geländen des Mittelrheins und Neckars über die im Gegensatz zum Schwarzwald nie vergletschert gewesene rauhe Alb dahingekommen seien, als ihr Hauptjagdthier zugleich mit dem Gletscher sich wenigstens zu einem Theil den Alpen zu zurückzog. Was aber die ethnographische Zugehörigkeit dieser ältesten Bewohner unserer Gegend anbelangt, so glaubten namentlich Fraas und andere namhafte Forscher sie der finnisch-altaischen Race zuzählen und in den Lappen und Eskimos ihre Nachkommen erblicken zu sollen. Diese Annahme hat ja Manches für sich. Einmal nämlich passen die meisten von den Rennthierjägern hinterlassenen zierlichen Werkzeuge, wie besonders ihre feinen aus Knochen des Alpenhasen gefertigten Nadeln, ihre Rundbohrerchen u. dgl., am besten in gracile Hände, wie sie jenen nordischen Völkerschaften eigen sind, und lassen sich in ihrem beiderseitigen Culturstand überhaupt in verschiedenen Beziehungen Verwandtschaften entdecken, zum Andern ist es zum Mindesten sehr wahrscheinlich, dass die überwiegende Mehrzahl unserer paläolithischen Rennthierjäger dem Renn nordwärts gefolgt sei, als das milder werdende Klima das letztere in unseren Breiten ausser in verhältnissmässig beschränkten hochalpinen Gebieten seiner Existenzbedingungen beraubte.

Hier ist indessen zu bemerken, dass durch die epochemachenden Entdeckungen von Nuesch am Schweizersbild in den Pygmäen, zu denen, wie ich annehme, übrigens auch die beiden in dem benachbarten Dachsenbühl sorgsam beigesetzten, von Dr. von Mandach schon im Jahr 1874 entdeckten kleinen Individuen gehörten, für die ältere Steinzeit ein Bevölkerungselement nachgewiesen worden ist, von dessen Existenz auch in unserer Gegend den erwähnten Forschern ebensowenig etwas bekannt war, als es sich hier dauernd zu erhalten vermochte. Die Pygmäengräber befinden sich zwar in der neolithischen Culturschicht am Schweizersbild; nach meiner gleich bei ihrer Entdeckung geäusserten Ansicht, die nunmehr auch der hochverdiente Entdecker selbst vertritt, können aber diese Zwerge nur ein Relict aus einer früheren Bevölkerungsschicht

sein und müssen wir sie also wirklich schon der paläolithischen Periode zuweisen.

Damit aber, d. h. mit der Erhaltung der Pygmäen von der älteren bis in die jüngere Steinzeit, in welch letzterer sie dann auch wieder verschwanden, ist zugleich der allerdings auch durch eine ganze Reihe weiterer Thatsachen unterstützte Beweis erbracht, dass wenigstens in unserer Gegend zwischen den beiden steinzeitlichen Perioden ein sogenannter Hiatus nicht stattgefunden hat, dieselbe vielmehr, seitdem Menschen in ihr sich erstmals dauernd niedergelassen haben, ununterbrochen bewohnt geblieben ist. Neben den Pygmäen waren am Schweizersbild auch höher gewachsene Menschen begraben, unter denen Kollmann drei als mesocephal, zwei als dolichocephal nachgewiesen hat; es sind hier also für die jüngere Steinzeit bereits zwei Varietäten des Homo Europäus ausser den Zwergen festgestellt. Die eine derselben kann und wird, nachdem der Hiatus für uns ausgeschlossen erscheint, ohne Zweifel ebenso wie die Zwerge auch schon von der paläolithischen Periode herstammen, aus der an anderen Fundstätten, z. B. am Hohlenfels, ja auch Skelettheile einer höher gewachsenen Race gefunden worden sind, und mögen in ihr die Nachkommen jener wahrscheinlich nicht auch mit nach Norden fortgezogenen Renthierjäger, also vielleicht Angehörige des finnisch-altaischen Stammes erblickt werden; die andere Varietät dagegen wird ein neues, erst der neolithischen Zeit eigenes Element darstellen, wie wir denn überhaupt anzunehmen Ursache haben, dass nicht später als in dieser Zeit die in der paläolithischen Periode bei uns anscheinend noch nicht vertreten gewesene arische oder indogermanische Race sich allmählich über den grössten Theil von Europa verbreitet habe und zunächst wenigstens mit einem ihrer Stämme auch in unserer Gegend erschienen sei, um später in verschiedenen aufeinander folgenden Stämmen hier das weitaus überwiegende Bevölkerungselement zu werden und zu bleiben.

Ohne in der mir für meinen Vortrag zugemessenen Zeit auf die ganze umfassende Frage von den Ursitzen und Wanderungen der Arier näher eingehen zu können, bemerke ich nur, dass auch ich der Ansicht beipflichten zu sollen glaube, welche die ältesten für uns bei dem heutigen Stand unseres Wissens, nämlich nur bis zu einer Zeit, in der sie bereits einigermaassen in ihren einzelnen hauptsächlichsten Sprachstämmen differencirt waren, deutlicher erkennbaren Sitze der Arier rings um die heutige Ostsee bezw. auch in dem jetzt von deren südlichen Theil eingenommenen Gebiet findet, das nach Rudolf Credner noch festes Land gewesen ist, „als der Mensch bereits ein Bewohner des mittleren Europa war“. Für die Wanderungen der Indogermanen folge ich der mir gleichfalls am richtigsten erscheinenden Darstellung, die Hirt neuerdings davon gegeben hat. Während hienach die Hellenen nach der Balkanhalbinsel, die oskisch-samnitisch-latinischen Italiker in die Apenninenhalbinsel und ein Theil der Kelten nach dem europäischen Nordwesten zogen, die Germanen und Skandinavier sowie die wohl am weitesten östlich siedelnden Slaven aber sich erst noch ruhig verhielten, ergoss sich der Strom der bis dahin östlich der Weichsel gesessenen thrakisch-skytisch-iranisch-indischen Stämme östlich der Karpathen nach Süden, um von der unteren Donau aus theils tief nach Asien, theils Donau-aufwärts und in den Alpen westwärts vorzudringen. Die letztere den asiatischen Ariern demnach am nächsten verwandte Abtheilung bestand aus den thrakisch-illyrisch-norisch-rasenischen Stämmen, die wir nach Herodot auch mit dem Gesammtnamen der Sigynnen bezeichnen könnten, die jener zwischen den Venetern an der Adria und den Ligurern am tyrrhenischen Meer innerhalb der Alpen wohnen und von den asiatischen Ariern abstammen lässt. Sie bildeten in der That die älteste uns bekannte Bevölkerung des Ostalpen- und Donaulandes bis herauf an unseren Bodensee. Wenn es mir schwer wird, zu glauben, es sei die westliche Spitze dieser Abtheilung, die alten Rätier oder Rasener, noch weiter westlich, also etwa bis an den Schweizer Jura, vorgedrungen, so trägt daran die spätere römische Provinzialgrenze zwischen Rätien und Gallien bezw. Obergermanien Schuld, die nach dem auch durch die Interprovinzial-Zollstation Zürich und den Namen des thurgauischen Dorfs Pfyn = Ad fines bestätigten Bericht Strabos von den Quellen des Rheins im Adula-(Rheinwald-)Gebirge, den oberen Bodensee etwa in der Mitte übersetzend, nach der oberen Donau (etwa bei Sigmaringen) verlief. Auch nicht auf die kürzesten Strecken ist diese Grenze eine natürliche, d. h. auf geographischen Verhältnissen beruhende, und ich vermag sie mir daher nicht anders zu erklären, als dass an dieser Linie schon lange bevor sie dann auch die Grenzscheide zwischen den (neuen) Rätiern und den Helvetiern und hienach von den Römern als Provinzialgrenze übernommen wurde, zufällig wandernde Völker aufeinander stiessen und sich gegenseitig Halt geboten. In diesen alten wandernden Völkern erblicke ich einerseits die von Osten gekommenen (alten) Rätier, andererseits die von Westen bezw. von ihren mediterranen Stammsitzen im Rhonethal herauf und von der Aar soweit ostwärts und nach einer bis in die neueste Zeit unbestrittenen Annahme nordwärts zum Mindesten bis an die Donau vorgedrungenen Ligurer.

Ist diese Erklärung des Verlaufs dieser auch sonst sowohl in vorgeschichtlicher Zeit als bis in's Mittelalter herab wenigstens in ihrem südlichen Theil als Cultur- und Sprachscheide sich geltend machenden merkwürdigen Grenzlinie richtig, so hätten wir auch als erste Erbauer der einst sicher auch zahlreich vorhanden gewesenen, wenn auch jetzt in Folge der am Bodensee vorherrschenden Westwinde zumeist unter einer Schlammschicht begrabenen Pfahlbauten im östlichen Obersee Rasener, und als Erbauer der ältesten Stationen im westlichen Obersee, im Ueberlinger- und Untersee Ligurer zu erblicken. Der gänzlich verschiedene Ursprung dieser beiden Völker aus der arischen Race einer- und der mediterranen Race andererseits widerstreitet dieser Annahme keineswegs, denn nach der auf Grund ihrer Entdeckungen auf Celebes auch von den Gebrüdern Sarasin als zutreffend bezeichneten Erklärung des allgemeinen Grundes und Zweckes der Pfahlbauten, die ich schon in Nr. 13 des „Globus“ von 1897 gegeben habe, mussten überall und immer alle Völker im Culturstand, wie er zu Beginn der jüngeren Steinzeit war, bei sich bietender Gelegenheit geradezu mit innerer Nothwendigkeit zur Errichtung von Pfahlbauten schreiten. Ebenso wird mit meiner Annahme auch der Umstand sich in Einklang bringen lassen, dass nach Theophil Studer die steinzeitliche Bevölkerung unserer Pfahlbauten kurzköpfig gewesen sein soll,[1]) während die — übrigens in Wirklichkeit brachycephalen — Rasener als Arier eigentlich langköpfig gewesen sein müssten und nach dem neuesten Zeugniss von Mehlis die Ligurer thatsächlich langköpfig gewesen sein sollen. Denn Mehlis selbst gibt

[1]) Vgl. Bannwarth-Studer, Crania Helvetica antiqua S. 4.

zu, dass Arier unter dem Druck von Noth und Entbehrung, langer Wanderung und Winter schon in grauer Vorzeit degenerirt sein konnten, und wenn dies also bei den Rasenern wirklich eingetroffen ist, so kann es offenbar auch bei den bis an den Bodensee vorgedrungenen Ligurern ebenso gewesen sein, auch wenn die westlich vom Rhein gebliebenen Angehörigen dieses Volkes sich in ihrer ursprünglichen Langköpfigkeit zu erhalten vermochten; ja es scheint sich bei uns ein rascher Uebergang von der Langköpfigkeit zur Kurzköpfigkeit überhaupt rasch vollziehen zu können, denn er zeigt sich, wie einst bei den Rasenern, auch bei unserer jüngsten Bevölkerungsschicht am Bodensee, die ihrer ganz überwiegenden Mehrzahl nach von den dolichocephal hieher gelangten Alemannen abstammend heute und schon längst fast durchgängig brachy- oder wenigstens mesocephal geworden ist. Sollte freilich die neueste Annahme von Mehlis, dass die Ligurer nicht ostwärts über den Jura und auf's rechte Rheinufer hinüber vorgedrungen seien, durch weitere Forschungen sich bestätigen, so müssten wir rätische Rasener auch als die Erbauer unserer westlichen Pfahlbauten erkennen, für unsere so auffallende Grenzlinie aber würde eine brauchbare Erklärung neuerdings fehlen.

Mit den Anfängen der Metall-, namentlich der Bronzecultur in unserer Gegend, wird ein neues dolichocephales Bevölkerungselement hier vorwiegend, das aber keineswegs etwa als Bringer der neuen Cultur erscheint, sondern diese gemeinsam mit der alten von ihr wahrscheinlich unterjochten Bevölkerung zum „Bel-âge du bronce“ und zum älteren Eisen- oder Hallstattstyl ganz allmählich entwickelt hat. Dieses neue Volkselement kann wohl nur ein keltisches gewesen sein und hätten hier eben die Kelten ihren arischen Typus, der sowohl im Alterthum als noch heute sogar zu ihrer Identificirung mit den Germanen Anlass gegeben hat, sich der Mehrzahl nach zu erhalten vermocht. Eine Reihe von concludenten Thatsachen weist mit fast zwingender Nothwendigkeit darauf hin, dass die Zurückdrängung der Iberer und Ligurer durch Kelten nach Süden und die Verschmelzung beiderseitiger Volksmassen zu Keltiberern und Keltoliguren nicht erst zu einer späteren Zeit stattgefunden habe. Den Anstoss dazu wird ein erneuter Auszug keltischer Stämme von Jütland her nach Gallien gegeben haben, und die so in die keltischen Massen gekommene Bewegung machte sich augenscheinlich nicht nur in der angedeuteten Richtung im südlichen Gallien geltend, sondern führte allmählich zu einer (ersten) keltischen Besetzung des gesammten Alpengebiets und Alpenvorlands ebenso sehr längs der Donau weit abwärts als auf der Südseite bis zur Adria. Ueberall hier gibt eine wesentlich gleichartige Culturentwickelung Kunde von ihnen und weist sie Berthrand jedenfalls für die ersten Jahre des letzten Jahrtausend v. Chr. nach dem aus dem 5. Jahrhundert stammenden unverdächtigen Zeugniss eines Skylax u. A. in sicherer Weise nach. Wenn daher einzelne Forscher diesen ersten keltischen Einbruch in das Alpenland noch immer leugnen, so erklärt sich das daraus, dass sie, wie es auch im Alterthum schon vielfach geschah, zwischen den Bezeichnungen „Gallier“ und „Kelten“ nicht unterscheiden. Der (zweite) gallisch-keltische Einbruch in's Alpenland erfolgte allerdings erst um's Jahr 400 v. Chr.

Die Namen der ersten keltischen Stämme, die von der Bodenseegegend Besitz genommen haben, kennen wir nicht mehr. Die Brigantier am Südostende des Sees mögen übrigens schon in dieser Zeit aus einer Vermischung von Kelten und Rätiern entstanden sein, der aber die letzteren in den Gebirgen zu beiden Seiten des Rheinthales, wie u. A. der Mangel von Grabhügeln daselbst andeutet, sich länger entzogen zu haben scheinen. Während der Hallstattzeit scheint der Bodensee ungefähr den Mittelpunkt eines ausgedehnten bojischen Herrschaftsgebiets gebildet zu haben, dessen Grenzen vielleicht bezeichnet sind durch das Vorkommen der eigenthümlich bemalten Tongefässe, welches Wagner des Näheren umschrieben hat.

Während bei dem zweiten Einbruch der nunmehr als Gallier bezeichneten Kelten in das Alpengebiet und weit darüber hinaus, der um 400 v. Chr. begann und an die Stelle der jählings vernichteten Hallstattcultur die La Tène-Cultur setzte, die Mehrzahl der Bojer von der Nordseite des Bodensees[1]) dem Ansturm der sich nunmehr von dessen Nordostufer bis an Donau und Inn festsetzenden Vindelicier einer- und der weiter westlich längs des Ostrandes des Schwarzwalds vom untern Main und Neckar rasch heraufgezogenen und den grössten Theil der heutigen Schweiz und theilweise namentlich auch das südwestliche Ufer des Bodensees besetzenden Helvetier andererseits nordwärts auswich, blieb ein kleinerer Theil der Bojer, der wahrscheinlich südlich vom See angesiedelt war, hier zurück, um sich im Jahr 58 v. Chr. dem Auszug der Helvetier nach Gallien anzuschliessen. Ebenso die Latobriger und Tulinger, die wahrscheinlich in irgend welchem staatlichem Verband mit den Bojern und deren nächste Nachbarn gewesen waren. Jedenfalls konnten diese wenigstens in der Zeit, für die uns ihre Namen überliefert sind, nicht wie zumeist angenommen wird, an der Brigach und um das heutige Stühlingen angesiedelt gewesen sein, denn diese Gegend war damals bereits von den suevischen Germanen besetzt, welche die Helvetier in täglichen Kämpfen über den Rhein herüber beunruhigten.[2]) Die Helvetier selbst können auch nicht erst zur Zeit des Cimbern- und Teutonenzugs nach der Schweiz gekommen sein, denn was uns von ihnen berichtet ist, schliesst entschieden die Annahme aus, dass sie vor ihrem Zug nach Gallien nur wenige Decennien in ihrem neuen Land gewohnt hätten.

Wie nach der Rückkehr der besiegten Helvetier und nach der Besiegung und Unterwerfung der von Vindelicien her immer mehr keltisirten (neuen) Rätier und der Vindelicier durch Tiberius und Drusus im Jahre 14 v. Chr. römisches Volksthum, römische Sprache und Sitte überall vorherrschend wurden, wie Aehnliches auch in dem von einer gemischten, vornehmlich gallischen Bevölkerung neubesiedelten Zehntland nördlich und nordwestlich vom Bodensee sich vollzog, bis dann alemannisch-schwäbische Volkskraft erst nördlich, dann auch südlich vom See der römischen Herrschaft ein blutiges Ende bereitete und unter rascher Aufsaugung der noch übrigen spärlichen keltischen und romanischen Elemente das ganze Land rings um den See dauernd germanisirte, — das Alles gehört der eigentlichen Geschichte an und hat uns hier nicht mehr zu beschäftigen.

---

[1]) Hier war nach Strabo ein „von den Bojern verlassenes Land“.

[2]) Bezüglich der Tulinger muss mit Rücksicht auf die Endung ihres Namens allerdings auch der Annahme Raum gestattet werden, dass sie nicht Kelten, sondern Germanen gewesen seien. Dann läge eben auch hier einer jener Fälle vor, dass eine germanische Völkerschaft sich einem Keltenzug anschloss, wie dies auch umgekehrt vorkam.

Herr **R. Virchow**:

Ich möchte mich ganz kurz fassen und nur meine Befriedigung darüber aussprechen, dass wir noch am Schlusse des Jahrhunderts eine solche Rede gehört haben; ich denke, sie wird den Männern des kommenden Jahrhunderts als ein Denkmal der einen der beiden Richtungen erscheinen, die gegenwärtig unter uns bestehen und von denen ich heute gesprochen habe. Ich möchte sie ansehen als die Hinterlassenschaft einer Generation, die in kurzer Zeit vom Schauplatz verschwinden wird. Insofern ist es äusserst interessant, dass die Nachwelt in ihr ein volles Zeugniss dafür besitzen wird, in welcher Weise sich noch in den Köpfen dieser Generation die Vorwelt unserer Nation dargestellt hat. Ich bin freilich der Meinung, dass das Meiste von dem, was der Herr Vorredner ausgeführt hat, namentlich soweit es sich auf die physischen Eigenthümlichkeiten der deutschen Stämme und auf ihre historischen Verhältnisse bezieht, ein vollkommen unverstandenes Chaos darstellt. So spricht er von finnisch-altaischen Stämmen und deren Beziehungen zu der deutschen Vorzeit als von etwas höchst Bekanntem. Wo sind die Zeugnisse für die Existenz solcher Stämme auf deutschem Boden? Ich war bei den Ausgrabungen des Herrn Nuesch zugegen, und ich kann bezeugen, dass seine Funde nicht die leiseste Aehnlichkeit darbieten, weder mit den grossen, noch mit den kleinen Menschen, die man heutzutage in Nordeuropa und Nordasien findet. Wenn der Herr Vorredner glaubt, dass irgend Jemand eine allgemein bindende Darstellung der Kraniologie der finnisch-altaischen Stämme geben könnte, so ist das ein Irrthum; man kann höchstens sagen, dass es eine ausgesprochen brachycephale Bevölkerung ist. Wenn aber der Herr Vorredner der Meinung ist, die Brachycephalie sei schon unter den Pfahlbauern so verbreitet gewesen, dass sie in der Steinzeit den herrschenden Typus gestellt habe, so ist er auch in einem statistischen Irrthum; an den Seestationen, von denen er gesprochen hat, sind nur vereinzelt brachycephale Schädel zu Tage gekommen. Ich war der erste, der in Folge des liebenswürdigen Entgegenkommens der Schweizer Collegen sämmtliche Schädel aus Schweizer Pfahlbauten messen und beschreiben konnte; wenn der Herr Vorredner meine Vorträge darüber in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft (Band XIV—XVII) liest, wird er erkennen, dass er im Irrthum ist. Brachycephalie ist ein ganz ausnahmsweises Verhältniss unter den Pfahlbauschädeln, von dem man noch nicht übersehen kann, welche Bedeutung ihm beizumessen ist, weil wir für die allgemeinen Körperverhältnisse der damaligen Bevölkerung gar keine statistischen Anhaltspunkte haben. Thatsächlich handelt es sich um etwa drei bis vier brachycephale Schädel; von diesen macht der Herr Vorredner eine Anwendung auf die ganze Periode der Schweizer Pfahlbauten. Dass so etwas heutzutage noch möglich ist, muss überraschen; es ist in der That ein lehrreicher Vorgang gewesen, den wir heute erlebt haben.

Herr Dr. Graf **Zeppelin**-Ebersberg:

Ich glaube, dass mich der Herr Geheimrath Virchow doch einigermaassen missverstanden hat. Was namentlich die Erwähnung der finnisch-altaischen Rasse anbelangt, so glaube ich sehr deutlich gemacht zu haben, dass ich mich hier einfach referirend verhielt und lediglich die Thatsache anführte, dass einige andere Forscher glaubten, in den ersten hier erschienenen Rennthierjägern Angehörige dieser Rasse erblicken zu müssen. Ich habe nicht mehr gesagt als das; ob ich das selbst glaube, das ist eine ganz andere Frage und möchte ich fast meinen, es müsste gefühlt worden sein, dass es nicht der Fall sei. Ich wollte aber, namentlich da ich einen Namen genannt habe, das nicht so hervorheben und habe dann nur wiederholt, wenn es wirklich Angehörige der finnisch-altaischen Rasse gewesen sein sollten, so könnte man diese erblicken in dem zweiten Relict aus der älteren Steinzeit neben den Pygmäen.

Was die zweite Bemerkung anbelangt, so glaube ich mich denn doch aus dem Werke von Bannwart und Studer sehr genau zu erinnern, dass dort gesagt ist, eine dolichocephale Bevölkerung sei in grösserer Menge oder in überwiegendem Maasse hier in der Schweiz erst zur Zeit der beginnenden Bronzecultur erschienen, es steht, glaube ich, auf Seite 4 des genannten Werkes. Ich gestehe übrigens, dass ich da durchaus in verba magistri geschworen habe, und ich gestehe nicht minder zu, dass ich da, wie Herr Geheimrath Virchow es ausgesprochen hat, Meinungen wiedergegeben habe. Denn was die Schädelkunde anbelangt, so bekenne ich mich ganz offen vollkommen als Laie; aber als Laien in dieser Beziehung können Sie es mir auch nicht verdenken, wenn ich da eben die Ergebnisse annehmen zu sollen glaube, die von namhaften Forschern und den neuesten speciellen Fachwerken mir gegeben werden.

Nachmittagssitzung am 4. September.

(2—4 Uhr.)

Vorsitzender Freiherr **von Andrian-Werburg** eröffnet die Sitzung.

Herr Hofrath Dr. **B. Hagen**-Frankfurt a/M.:

Demonstration ostasiatischer und melanesischer Gesichtstypen

nach eigenen Originalaufnahmen.

Meine Herren! Gestatten Sie mir, Ihnen eine Reihe von Gesichtstypen aus meinem Beobachtungskreise vorzuführen. Derselbe umfasst das Gebiet der orientalischen und australischen Region im Wallace'schen Sinne, also etwa das Land vom Himalaja an bis zu den Salomonsinseln. Der Zweck meiner Demonstration ist, Ihnen zu zeigen, wie bei aller Verschiedenheit der Völker und deren Gesichtsformen in diesem Theil der Erde doch ein gewisser einheitlicher Zug durch alle hindurchleuchtet. Dieser einheitliche Zug besteht in einem breiten, niederen, chamäprosopen Gesicht mit breiten, vorstehenden Backenknochen, in welchem eine kurze, platte, breite, oft eingedrückte Nase sitzt. Dabei besteht meistens ein mehr oder minder starker Grad von Prognathie. Der Schädel selbst ist vorwiegend meso- oder dolicho-, nur selten brachycephal.

Mag ein Volk innerhalb des genannten Areals heissen und gemischt sein, wie es wolle, wir werden fast stets einen gewissen wechselnden Procentsatz dieses Typus bei ihm finden. Am stärksten tritt derselbe auf bei den malayischen Urvölkern im Innern Sumatras, Borneos und Malakkas, zum grossen Theil auch bei den Javanen, so dass man ihn geradezu als den eigentlichen ur- oder prämalayischen Gesichtstypus bezeichnen kann. Neben demselben treten, je nach dem Grade und den Factoren der Vermischung, noch die verschiedensten anderen Typen auf, deren Anhäufung unter Umständen das Bild der Zusammengehörigkeit dieser Völker recht verwischen kann. So finden wir bei den Bataks z. B. nicht selten noch ein längeres,

nach unten birnförmig sich zuspitzendes Gesicht mit längerer Nase, welches aussieht, als sei es aus einem chamä- und einem leptoprosopen Typus zusammengesetzt, während die Javanen der höheren Stände manchmal ein feines, schmales Gesicht besitzen mit einer vorspringenden, langen, charakteristisch semitisch oder nordindisch gebogenen Nase, welche sowohl ein Erbtheil der früheren intensiven Hinducultur, wie eine Documentation arabischen Einflusses sein kann, da namentlich Araber als Landsleute des Propheten gerne in die vornehmeren javanischen und malayischen Familien aufgenommen wurden. Bei den Küstenstämmen der Deli- und Malakkamalayen hinwiederum finden wir das bereits in meinem anthropologischen Atlas besprochene lange Mischlingsgesicht.

Von den Malayenländern strahlt dieser chamäprosope, plattnasige, kindliche Gesichtstypus nach allen Richtungen aus, nach Südindien, Südchina und sogar nach Melanesien bis zu den Salomonsinseln hin, wie ich Ihnen an meinen Bildern hier zeigen zu können vermeine. Wir finden denselben, um gradatim von West nach Ost vorzugehen, sowohl bei der dravidischen Urbevölkerung Südindiens, wenn auch manchmal nur in einzelnen Individuen charakteristisch, als auch bei den Weddas auf Ceylon; bei dem Durchblättern des prächtigen Sarasin'schen Atlas über diese Völker bin ich Gesichtern begegnet, bei denen ich darauf geschworen hätte, dass ich sie schon einmal auf dem Rumpfe von Bataks aus Sumatra oder Melanesiern aus dem deutschen Schutzgebiete begegnete.

Auch in Südchina tritt uns dieser Typus entgegen. Hier können wir hauptsächlich zwei Kopf- und Gesichtsformen unterscheiden, die ich Ihnen beide in ausgezeichneten Vertretern vorstellen kann; nämlich eine langköpfige und langgesichtige, die mehr nach Norden zu aufzutreten scheint und mit derjenigen der Nordchinesen, wie wir sie aus Weisbachs Arbeiten kennen, übereinstimmt, und eine rundköpfige, breitgesichtige, plattnasige, die, abgesehen von der oft hochgradigen Kurz- resp. Rundköpfigkeit, unserem in Rede stehenden Typus entspricht. Der Mann, den ich Ihnen als Vertreter dieses Typus hier zeige, stammt von der Insel Heilam; von hier habe ich die besten und charakteristischsten Vertreter dieser Form bekommen, die aber auch im Festlande Südchinas sehr verbreitet ist.

Auf den Philippinen treffen wir unseren Typus unverhüllt, und zwar sowohl bei den Tagalen wie den sogenannten Negritos. Die von Montano in seinem Buche auf planche II, No. 53 und 54 abgebildeten Negritos könnte man mit gleichem Recht sowohl für Bataks wie für Papuas halten und die übrigen Abbildungen von philippinischen Typen aus Luzon und Mindanao sind rein batak-dajakische Gesichter.

Wir kommen nun nach Melanesien. Hier treffen wir eine grosse Verschiedenheit der Gesichter. Nur die Kopfform ist nahezu eine einheitliche; die Melanesier des deutschen Schutzgebietes sind fast durchweg dolicho- oder mesocephal mit durchweg sehr schmalen Schädeln.

Die Salomonier haben runde, breite Gesichter mit ziemlich kurzer, breiter, aber nicht eingedrückter Stumpfnase und eine ziemlich hohe, steile, schmale Stirn.

Das Gesicht der Bismarckinsulaner ist grob, breit und lang, ein richtiges klotziges Bauerngesicht mit langer, plumper, grosser Nase.

Neben diesem Haupttypus jedoch kommen, ebenso wie bei den Salomoniern viele niedere, breite Gesichter vor mit kurzen, breiten, platten Nasen.

Auf dem Festland von Neu-Guinea finden wir ein ganzes Sammelsurium von Gesichtsformen, unter denen zwei besonders durch Häufigkeit sich bemerklich machen: An der Küste ist es besonders eine schwache leptoprosope mit schmalen Wangen und kleiner Gesichtsfläche, worin eine vogelschnabelartig vorspringende, gebogene Nase sitzt, welche den Gesichtern etwas Kühnes, Unternehmendes verleiht, und ihre Analogie in den gebogenen Nasen der vornehmeren Javanen und der Nordindier findet, so dass man versucht wird, den Einfluss der Hinducultur bis nach Neu-Guinea sich ausdehnen zu lassen. Im Inlande ist es eine breite, chamäprosope, mit breiten Backenknochen und flacher, breiter, kurzer Nase, die vollständig unseren wohlbekannten Typus repräsentirt. Dabei ist oft der schmale lange Schädel auf diesem breiten, niederen, oft noch mit einer Art von Backenwülsten versehenen Gesicht von merkwürdig contrastirender Wirkung, wie Sie an diesem ausgezeichneten specimen ersehen können, welches ich Ihnen hier vorführe. Man sollte kaum glauben, dass dieser Schädel und dieses Gesicht zusammengehören; es spricht dies allen Gesetzen der Correlation Hohn.

So verschieden nun die Gesichter der Melanesiermänner sind, wie Sie gesehen haben, so dass wir einen typischen Bismarckinsulaner allein seinem Gesichte nach von einem Buka (Salomonsinsulaner) oder einem Papua der Astrolabebai oder des Hüongolfes unterscheiden können, so gleichförmig sind merkwürdiger Weise die der melanesischen Weiber. Eine geographische Unterscheidung nur nach dem Gesicht wird uns hier viel seltener gelingen. Denn bei den Melanesierfrauen tritt, so viel ich habe beobachten können, mit wenigen Ausnahmen ein einziger Gesichtstypus zu Tage, nämlich der chamäprosope mit der charakteristischen platyrrhinen Nase. Gleichviel, ob sie von den Küsten oder aus dem Innern Neu-Guineas, aus dem Bismarckarchipel oder von den Salomonsinseln stammen, wir finden fast überall das grobe, breite, hässliche Gesicht mit platter, breiter Nase, welches unserem Urtypus entspricht. Die gebogene indische Nase der Küstenpapuas treffen wir bei den Frauen viel seltener. Angesichts dieser Thatsachen dürfte wohl die Vermuthung Ausdruck finden, dass es den Anschein hat, als vererbe sich ein männlicher und weiblicher Typus bei diesen Völkern getrennt fort; und es ist vielleicht nicht unwichtig, zu bemerken, dass wir gerade beim Weib die charakteristischen Merkmale des Urtypus durchgängig öfter und besser erhalten finden, als bei den Männern; denn das Weib scheint in der somatischen Anthropologie der Urvölker das conservative Element zu sein; ich darf vielleicht an Virchows gelegentlich der Besprechung der Buschmänner gethane Aeusserung erinnern, dass dem kindlichen Typus der weibliche im Allgemeinen näher steht. Die Männer sind es also, welche mehr variiren. Aehnliche Erfahrungen über das zähere Festhalten des Urtypus durch das weibliche Geschlecht glaube ich auch bei den malayischen Völkern gemacht zu haben.

Bisher habe ich Ihnen hauptsächlich die Völker meines eigenen Beobachtungskreises vorgeführt, wobei ich mich auf persönliche Wahrnehmungen stützen konnte. Vielleicht gestatten Sie mir, zur Vervollständigung des Bildes noch etwas darüber hinauszugreifen. Da möchte ich Sie zuerst an die Australier erinnern. Diese scheinen charakteristische Repräsentanten unseres Urgesichtstypus zu sein, denn Virchow sowohl wie Kollmann erwähnen übereinstimmend deren sehr breites und niedriges Gesicht mit sehr kurzer, breiter und niedriger Nase; nach Virchow liegt sogar die Besonderheit der australischen Physiognomie in der Bildung der Nasengegend. Die paar Australier, welche ich selbst zu Gesicht bekommen habe, erinnerten mich

so vollkommen an die von mir gemessenen und beobachteten Bismarckinsulaner, dass ich keinen Moment zögere, dieselben als locale Varietäten eines und desselben Stammes anzusprechen. Auch die australische Frau scheint unseren Typus reiner und häufiger bewahrt zu haben.

Dass die Polynesier mit ihrem malayischen Habitus ebenfalls recht häufig an unseren Typus erinnern, brauche ich wohl nur beiläufig zu erwähnen, ebenso, dass er von da auch nach Südamerika ausstrahlt.

Wir finden ihn aber auch in Afrika, wo er in geradezu charakteristischer Weise bei den Hottentotten, den Buschmännern und den Akkas auftritt, so dass wir dadurch unwillkürlich auf den Gedanken eines engeren Zusammenhanges gebracht werden.

Aus den nüchternen Zahlenreihen und Messungslisten werden freilich diese innigen Beziehungen bei Weitem nicht so klar zu Tage treten, wie aus dem unmittelbaren, lebendigen Anblick, namentlich wenn die Individuenzahl des Typus nicht gross genug ist, um die Messungsresultate zu beeinflussen, oder wenn ein Volk körperlich degenerirt ist, wie die Kümmerformen der dravidischen Urvölker oder der Weddas, oder wenn es hypertrophisch geworden ist, wie die Polynesier. Dies war hauptsächlich der Grund, wesshalb ich mir erlaubt habe, Ihnen diese Völker, da es in natura nicht möglich ist, wenigstens in Lichtbildern vor Augen zu führen.

Wenn wir schliesslich das Verbreitungsgebiet des in Frage stehenden Gesichtstypus überblicken, so treten uns zwei bemerkenswerthe Thatsachen entgegen:

Erstlich sehen wir, dass derselbe in auffallendem Grade hauptsächlich bei solchen Völkern auftritt, welche wir als Urvölker aufzufassen und zu bezeichnen pflegen, sowohl in Afrika, wie in Indien, sowohl im malayischen, wie im papuanischen Archipel. Wir werden dadurch von selbst auf den Gedanken gebracht, dass wir hier vor den Resten einer alten, einst über das ganze Areal der altweltlichen Südhemisphäre verbreiteten Menschenrasse stehen. Es ist in dieser Hinsicht bedeutsam, dass auch von Seiten der Ethnologie augenblicklich sehr plausible Versuche gemacht werden, die genannten Völker alle in einer „malayo-nigritischen Cultur" zusammenzufassen. Zweitens sehen wir, dass die Gebiete, auf welchen diese alten Rassenreste zerstreut sich finden, so hübsch um das vielpostulirte, versunkene Sclater'sche Lemurien herumliegen, dass ein Wiederauftauchen desselben alle diese heute durch weite Meere getrennten Gebiete verbinden und so auch die geographische Unterlage für unsere Urrasse abgeben würde. Da aber leider ein tertiäres Lemurien nach den Untersuchungen Kobelts nicht existirt haben kann, so müssten wir auf der Suche nach Landverbindungen auf das alte paläozoische Gondmanaland zurückgreifen; wir kämen aber damit in Zeiträume hinein, die für den Menschen als solchen unmöglich sind.

Schliesslich erlaube ich mir, mein soeben erschienenes Werk: Unter den Papuas, in welchem ich diese Fragen etwas näher besprochen habe, auf den Tisch des Hauses niederzulegen.

Herr Dr. **Helm**-Danzig:

Ueber die Bedeutung der chemischen Analyse bei vorgeschichtlichen Untersuchungen.

Wie die chemische Analyse neuerdings auf den meisten Gebieten der wissenschaftlichen Forschung Anwendung findet, so auch bei vorgeschichtlichen Untersuchungen. Mit Erfolg hat sie auch in dieses ihr fern liegende Gebiet ihre Fühler ausgestreckt und soll es heute meine Aufgabe sein, Ihnen einige der chemischen Untersuchungen vorzuführen, welche diese Wirksamkeit darthun. Um die mir heute nur spärlich zugemessene Zeit nicht zu überschreiten, werde ich mich nur auf zwei Objecte der vorgeschichtlichen Forschung beschränken: den Bernstein und die Bronze, mir vorbehaltend, im Correspondenzblatte noch andere Gegenstände zu besprechen. Ich kann es mir nicht versagen, bei diesen Besprechungen auch meiner Thätigkeit Erwähnung zu thun. Was nun den Bernstein anbetrifft, so ist Ihnen bekannt, dass ein lebhafter Handel mit diesem Artikel schon seit den ältesten Zeiten von den baltischen Küstenländern nach dem Süden, namentlich nach den Mittelmeerländern stattgefunden hat. Die goldige Farbe, der farbenschillernde Glanz, die leichte Bearbeitungsfähigkeit dieses fossilen Harzes und die in ihm gleichsam schlummernde elektrische Kraft machten ihn überall geschätzt und beliebt zur Anfertigung von Schmuckgegenständen, Amuletten und anderen Gegenständen. Nun werden in einigen Ländern fossile Harze gefunden, welche gleich vorzügliche Eigenschaften besitzen, wie der in den Ostseeländern vorkommende Bernstein, welcher den wissenschaftlichen Namen „Succinit" trägt; in anderen Ländern kommen fossile Harze vor, welche wohl weniger gut aussehen, weicher sind, aber doch noch verarbeitungsfähig. Zu den ersteren Ländern gehören Sicilien, Ligurien, Rumänien und Oberbirma, zu den letzteren u. A. Syrien, Spanien, Oberitalien und Japan. Es war nun ganz natürlich, dass Prähistoriker die Ansicht aussprachen, dass die in alten Grab- und Fundstätten der Mittelmeer- und anderer Länder gefundenen bearbeiteten Bernsteingegenstände nicht den weiten Weg von der Ostsee bis dahin gemacht haben, sondern dass sie aus heimischen oder näher belegenen Ländern stammen. Es wurde das namentlich behauptet von den aus den mehr als 3000 Jahre alten Königsgräbern von Mykenä entnommenen Bernsteinperlen und von den in den Grabstätten der italisch-keltischen und der etrurischen Epoche Italiens vorkommenden Bernsteinschmuckgegenständen. Ich trat diesen Ansichten entgegen, welche zuerst von Capellini in Bologna 1872 ausgesprochen und dann auf dem Congresse der Anthropologen in Stockholm 1874 weiter ausgeführt wurden. Ich hatte mir zur Begründung meiner entgegenstehenden Ansicht damals aus den vorbezeichneten Ländern die dort natürlich vorkommenden bernsteinähnlichen fossilen Harze kommen lassen und sie chemisch untersucht. Ebenso hatte ich mir zahlreiche Bernsteinartefacte, namentlich aus den Mittelmeerländern und aus sehr alten Fundstätten verschafft, wobei ich von unserem sehr verehrten Vorsitzenden, Herrn Geheimrath Virchow und von den italienischen Anthropologen Gozzadini und Pigorini und von unserem Landsmann Schliemann freundlichst unterstützt wurde. Ich untersuchte diese alten aus Bernstein gefertigten Grabfunde dann ebenfalls chemisch. Hierbei stellte sich einerseits die Verschiedenheit in der chemischen Zusammensetzung und physikalischen Beschaffenheit heraus, welche zwischen dem nordischen Bernstein, dem Succinit, und den in anderen Ländern vorkommenden fossilen Harzen bestand. Namentlich enthielt der Succinit grössere Mengen Bernsteinsäure (4 bis 8%), während die anderen fossilen Harze frei davon waren oder nur eine kleine Menge davon enthielten. — Andererseits hatten die aus den alten Grabstätten Italiens, Griechenlands und anderer benachbarten Länder entnommenen Bersteinartefacte genau

dieselbe chemische Beschaffenheit als der nordische Succinit. Das Rohmaterial zur Anfertigung derselben musste also einst aus denjenigen Ländern bezogen worden sein, wo das bernsteinsäurehaltige Harz, der Succinit, gefunden wird und dieses Land ist das entfernte baltische Küstengebiet. Andere Länder, in denen Succinit in vereinzelten Stücken oder kleinen Lagern gefunden wird, kommen hier aus Gründen, welche ich hier nicht weiter erörtern will, nicht in Betracht.

Ich lege einzelne Belegstücke, welche meinen Untersuchungen zu Grunde lagen, hier vor. Dazu gehören:

1. ein Sortiment von bernsteinsäurehaltigem Succinit in allen vorkommenden Farben;

2. verschiedene andere fossile Harze, welche mit dem Succinit grosse Aehnlichkeit haben aus anderen Ländern, darunter Simetit aus Sicilien, Rumänit aus Rumänien, Birmit aus Oberbirma, Bernstein aus Oberitalien, Syrien, Spanien;

3. einige vorgeschichtliche Artefacte aus Succinit, welche aus der Provinz Westpreussen stammen;

4. ebensolche aus fern abbelegenen Ländern, so Artefacte aus Grabstätten der alten Etruskerstadt Felsina (Bologna), durch den Grafen Gozzadini in Bologna erhalten, Artefacte, welche den Grabstätten aus der ältesten Eisenzeit Italiens vom Professor Pigorini entnommen waren und zwar aus solchen bei Jesi in der Provinz Ancona, bei Palestrina in der Provinz Rom und bei Carpineto in der Provinz Ascoli Piceno; endlich das Theilstück einer Bersteinperle aus den alten Königsgräbern von Mykenä.

Alle diese Artefacte enthalten eine ebenso grosse Menge Bernsteinsäure, als der Succinit, unterscheiden sich überhaupt durch nichts von diesem, sind also einst daraus angefertigt worden. Nur eine Ausnahme fand ich von dieser Regel und zwar bei einer aus einem alten ägyptischen Grabe entnommenen Perle, welche mir Herr Dr. Olshausen zur chemischen Prüfung übersandte. Sie enthielt keine Bernsteinsäure, konnte desshalb auch nicht von den baltischen Küstenländern hergeleitet werden. Dagegen zeigte die Perle hinsichtlich ihres specifischen Gewichtes und ihrer Farbe die grösste Uebereinstimmung mit einem in Syrien vorkommenden fossilen Harze.

Sie ersehen aus dem Vorgetragenen, wie nützlich sich die chemische Analyse in der vorgeschichtlichen Forschung erwiesen hat auf dem Gebiete der Erkennung des Bernsteins und auf der Erforschung der Handelswege, welches unser nordisches Gold einst in alter und ältester Zeit genommen hat.

Ein sehr fruchtbares Feld für vorgeschichtliche Untersuchungen hat sich die chemische Analyse bei der Beurtheilung von Metallen und Metallgemischen erobert. Sehr in's Gewicht fallende Schlüsse sind aus den Resultaten solcher Untersuchungen gezogen worden; namentlich über die Art der Darstellung dieser Metalle und ihrer Gemische, ihr Alter, ihre Herkunft und die Wege, auf denen sie einst verschickt wurden.

In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts wurden Arbeiten über die Zusammensetzung vorgeschichtlicher Metallgegenstände von Chemikern aus allen Ländern ausgeführt, so in Deutschland von Klapproth, Lisch, Fellenberg, von Bibra u. A. Letzterer hat 1869 in seinem Buche „Die Bronzen und Kupferlegirungen der alten Völker“ etwa 1200 chemische Analysen veröffentlicht. Nach dieser Zeit hat sich besonders unser Altmeister der Vorgeschichte, Herr Geheimrath Virchow, für diese Frage interessirt. Er veröffentlichte in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft eine Anzahl chemischer Analysen alter Bronzen, welche für die vorgeschichtliche Forschung von grosser Wichtigkeit waren. Im Jahre 1884 theilte er dann mit, dass sich die zwei Hauptgruppen der alten Bronzen in folgende Hauptgruppen zerlegen lassen:

1. Reine Zinnbronzen mit einem Zinngehalte von etwa 20 %. Diese gehörten überwiegend der Zeit der Hügelgräber an und dürften wohl durchweg italische Importartikel sein.

2. Zusammengesetzte Bronzen mit sehr wechselndem Zinngehalte und Zusätzen anderer Metalle, namentlich von Blei, Nickel, Antimon, Arsen. Darunter fallen:

a) die Barren und zwar nicht bloss norddeutsche, sondern auch assyrische,
b) die Hallstätter Nickelbronzen,
c) die bleihaltigen Bronzegeräthe aus der Schweiz und Illyrien,
d) die Antimonbronzen aus der Schweiz uud Thüringen,
e) die Arsenbronzen aus Urnengräbern von Posen und der Mark.

Im Jahre 1891 veröffentlichte Virchow Analysen kaukasischer und assyrischer alter Bronzen. Sie vervollständigen seine Eintheilung noch und bringen ein neues Zeugniss für die Mannigfaltigkeit in der Zusammensetzung alter Bronzen. Er fand dort u. A. alle Zwischenglieder von dem einfachen Kupfer bis zur Zinnbronze und vollendeten Zinklegirung. Virchow macht aus den Befunden der chemischen Analyse dieser Bronze wichtige Schlüsse, namentlich über das Alter derselben.

Grosse Verdienste um die chemische Untersuchung vorgeschichtlicher Kupfer- und Bronzegegenstände hat sich dann auch der Wiener Anthropologe Much erworben. Er stellte namentlich aus den Befunden seiner Untersuchungen fest, was schon früher vermuthet wurde, dass der eigentlichen Bronzezeit in mehreren Gebieten, namentlich Oesterreichs-Ungarns und der Schweiz eine sogenannte Kupferzeit vorausgegangen ist. Er hatte zu diesem Zwecke eine grosse Anzahl chemischer Analysen vorgeschichtlicher Geräthe, welche aus Kupfer gefertigt waren, vornehmen lassen. Diese Geräthe waren entweder mit solchen aus der jüngeren Steinzeit zusammengefunden worden, oder gehörten doch demselben Formenkreise an. Sie mussten also entweder schon während der neolithischen Zeit, oder bald nach Beendigung derselben angefertigt sein. Die Untersuchungen Much's machten seiner Zeit grosses Aufsehen bei den Prähistorikern und veranlassten zahlreiche Analysen von vorgeschichtlichen Metallgeräthen auch in anderen Ländern, so auch in Schweden. Die Folge hiervon war, dass die Annahme einer der Bronzezeit vorangangegenen Kupferzeit, in welcher zu Gebrauchszwecken hervorragend Kupfergeräthe angefertigt wurden, immer mehr und mehr an Berechtigung gewann.

Die vorgeschichtlichen Bronzen haben, wie ich schon andeutete, hinsichtlich ihrer chemischen Bestandtheile die allerverschiedenste Zusammensetzung. Nicht allein die verschiedenen Zeiten und die Zugänglichkeit der zur Bronzefabrikation nothwendigen Metalle und Roherze übten hier ihren Einfluss aus, sondern es hatten auch die verschiedenen Völker ihre besonders beliebten Mischungen. So setzten die Griechen mit Vorliebe ihren Zinnbronzen Blei zu, die Römer in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit Zink, die nordischen Völker fertigten reine Zinnbronze.

Mich interessirt hier, und das will ich hiermit vorwegnehmen, der Gehalt vieler vorgeschichtlicher Bronzen an Antimonmetall. Das Antimon bietet einen Ersatz für das bei der Bronzefabrikation so nöthige Zinn. Eine Antimonzumischung macht das Kupfer ebenfalls härter, gussfähiger und widerstandsfähig; auch die beliebte goldige Farbe wird durch den Zusatz von Antimon erreicht, wie ich Ihnen durch Vorzeigung dreier Proben darthue. Die beiden goldfarbigen Proben enthalten etwa 6 und 8 % Antimon, die hellere messingfarbige 10 % Antimon.

Nun gibt es ein Land, in welchem das Antimon mit Vorliebe einst zur Fabrikation der Bronze verwandt wurde; es ist dies Siebenbürgen-Ungarn, das alte Dakien, wo eine Anzahl von vorgeschichtlichen Metallgegenständen gefunden werden, welche der Farbe und sonstigen Beschaffenheit nach aus Bronze bestehen, in welchen aber statt des Zinns Antimon enthalten ist. Antimon wird in diesen Ländern sowohl als Erz in Verbindung mit Schwefel oder Sauerstoff gefunden, wie auch in zahlreichen Mineralien in Verbindung mit anderen Erzen, so mit Kupfer, Blei, Arsen, Eisenerzen. Die aus diesen Erzen, beziehungsweise Mischungen dieser Erze hergestellte Bronze ist von äusserst bunter Zusammensetzung. Ich analysirte im Laufe der letzten fünf Jahre eine Anzahl dieser vorgeschichtlichen Bronzen. Es befanden sich unter ihnen mehrere, welche sich durch ihren ungewöhnlich hohen Gehalt an Antimon auszeichneten. Ich führe hier besonders zwei an, welche ganz frei von Zinn und auch von Zink waren, statt dessen Antimon enthielten. Es waren dies der obere Theil eines Celtes aus einem mehr als 8 Centner wiegenden Depotfunde bei Ispánlaka, welcher 4 % Antimon enthielt und dessen genaue Zusammensetzung ich hier mittheile[1]) und ein kupferfarbiger Beschlag, welcher auf einer altdakischen Fundstelle bei Tordosch gefunden wurde. Ausserdem befanden sich unter den analysirten Bronzen noch 14, welche ebenfalls antimonhaltig waren, aber ausserdem noch Zinn enthielten. Von ihnen hebe ich hier 6 hervor, denen mehr als 1½ % Antimon beigemischt war. Es waren dies:

1. ein Bronzeblech, gefunden bei Ispánlaka in Siebenbürgen mit 1,14 % Antimongehalt;
2. ein verzierter Reif aus Tordosch aus Eisen mit Bronzeüberzug, in welchem 9,11 % Antimon enthalten waren;
3. ein nadelförmiges Geräth aus Czáklya mit 3,30 % Antimongehalt;
4. eine Bronzespange aus Tordosch mit 1,63 % Antimongehalt;
5. eine Bronzeplatte aus Czáklya, wahrscheinlich von einem Metallspiegel herrührend mit 2,01 % Antimongehalt;
6. eine Bronzestange von Kudu mit 1,67 % Antimongehalt.

In gleicher Weise ermittelte ich in sehr vielen in der Provinz Westpreussen gefundenen vorgeschichtlichen Bronzen Antimon in erheblicherer Menge, als im Allgemeinen in alten Bronzen vorhanden ist. Unter diesen antimonhaltigen Bronzen Westpreussens befanden sich wieder vier, welche kein Zinn enthielten. Es waren dies:

1. eine Armspange, gefunden in Bruss bei Conitz, aus der frühesten Bronzezeit mit 2,18 % Antimon;[2])
2. Bronzebarren, gefunden in Schwarzau bei Putzig, mit 3,40 % Antimon;[3])
3. Metallklumpen, gefunden bei Bucherode bei Putzig, mit 13,14 % Antimon;[4])
4. Beil von Klein Cyste bei Culm mit 1,34 % Antimon.[5])

Von den vielen antimonhaltigen Bronzen, welche gleichzeitig mehr oder minder zinnhaltig waren, lege ich hier vier vor und theile deren Analyse mit:

1. ein fast völlig oxydirter wulstförmiger Hohlring von Gross Trampken bei Danzig;[6])
2. ein Armring aus Krojanke in Westpreussen;[7])
3. ein Hohlcelt aus Vogelsang bei Elbing;[8])
4. ein Trinkhorn von der Ossa in Westpreussen.[9])

Meine Folgerung, dass diese in Westpreussen gefundenen Bronzegegenstände, beziehungsweise das Metall, aus denen sie einst gefertigt wurden, aus Siebenbürgen-Ungarn durch den Tauschhandel, wahrscheinlich mit Bernstein, nach Westpreussen gekommen ist, begründete ich in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft und in den Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig.

Auch der bekannte Prähistoriker Professor Hampel in Budapest beschäftigte sich mit diesem Gegenstande. Er veröffentlichte einige chemische Analysen von ungarischen vorgeschichtlichen Bronzen, die ebenfalls als Antimonbronzen angesprochen werden müssen. Auch seine Untersuchungen bestätigen, dass die in Ungarn gefundenen vorgeschichtlichen Bronzen, weil sie aus mannigfach zusammengesetzten Roherzen und Mischungen von Roherzen mit Kupfererzen gewonnen wurden, von äusserst wechselnder und bunter Zusammensetzung sind. In anderen benachbarten Ländern ist auf das Vorkommen antimonhaltiger vorgeschichtlicher Bronzen noch nicht genügend geachtet worden.

Zusammenstellend will ich hier noch bemerken, dass von 56 meistentheils älteren vorgeschichtlichen Bronzen aus der Provinz Westpreussen und 14 aus Siebenbürgen, welche ich chemisch analysirte, sich 6 als aus reiner Antimonbronze gefertigt erwiesen, d. h. sie enthielten weder Zinn noch Zink, dagegen eine grössere Menge Antimon. 14 Bronzen enthielten zwar Zinn, aber ausserdem Antimon in Mengen von mindestens 1 %.

---

[1]) 94,22 % Kupfer, 4,01 % Antimon, 0,23 % Blei, 0,16 % Eisen, 0,25 % Nickel, 0,84 % Arsen, 0,29 % Schwefel.

[2]) 96,50 % Kupfer, 0,94 % Silber, 2,18 % Antimon, 0,26 % Arsen, 0,12 % Eisen, Spuren von Blei. Von Zinn war in dieser Legirung, nach einer neuen von mir verbesserten Methode geführten Untersuchung, keine Spur zu finden.

[3]) 76,49 % Kupfer, 14,12 % Blei, 3,40 % Antimon, 3,62 % Arsen, 1,41 % Nickel, 0,74 % Silber, 0,12 % Eisen, 0,10 % Schwefel.

[4]) 83,83 % Kupfer, 13,14 % Antimon, 0,82 % Blei, 0,61 % Silber, 0,19 % Eisen, 0,87 % Nickel, 0,42 % Schwefel, 0,12 % Phosphor, Spuren Arsen.

[5]) 96,88 % Kupfer, 1,34 % Antimon, 1,46 % Arsen, 0,06 % Eisen, 0,26 % Schwefel, Spuren von Zink.

[6]) 79,77 % Kupfer, 3,87 % Antimon, 0,96 % Arsen, 0,63 % Zinn, 2,48 % Blei, Spuren von Eisen, 12,29 % Sauerstoff, Kohlensäure und erdige Substanzen.

[7]) 78,58 % Kupfer, 13,58 % Zinn, 5,17 % Antimon, 0,40 % Blei, 0,38 % Eisen, 1,35 % Nickel, 0,54 % Schwefel.

[8]) 91,12 % Kupfer, 4,48 % Antimon, 0,78 % Zinn, 1,63 % Blei, 0,45 % Silber, 0,49 % Eisen, 0,32 % Arsen, 0,61 % Nickel, 0,12 % Schwefel.

[9]) 84,34 % Kupfer, 11,13 % Zinn, 2,40 % Antimon, 1,36 % Blei, 0,11 % Eisen, 0,31 % Nickel, 0,26 % Silber, 0,09 % Schwefel.

Auch in der Zusammensetzung der reinen Zinnbronzen, welche aus alter und ältester Zeit stammen, wurde im Gehalte an Zinn grosse Mannigfaltigkeit gefunden. Die sogenannte klassische Bronze ist die reinste und gehaltvollste, sie enthält 10 bis 20% Zinn. Dann gibt es Bronzen, welche einen mittleren Gehalt an Zinn enthalten, endlich solche, bei denen dieser Gehalt nur 1 bis 3% und noch weniger ausmacht. Die Armuth an Zinn weist auf eine Zeit hin, als dasselbe nur schwer zu erlangen oder von grosser Kostbarkeit war; es sind gewöhnlich auch die ältesten Bronzen, welche arm an Zinn sind, aus Culturperioden stammend, welche von der jüngeren Steinzeit nicht weit entfernt liegen. So finden sich nach Much in Niederösterreich und Mähren derartige zinnarme Bronzen in der Nähe oder selbst inmitten von steinzeitlichen Ansiedelungen.

Oft werden Bronzen gefunden, in welchen durch die chemische Analyse so wenig Zinn gefunden wurde, dass es fast nur als eine Verunreinigung des Kupfers anzusehen ist. Dem steht allerdings entgegen, dass fast alle Kupfererze, welche in Europa vorkommen, nicht die geringste Menge Zinn enthalten. Nur in Spanien kommen Erze vor, welche etwa 1/2% Zinn mit sich führen und in England mit einem noch geringeren Zinngehalte. Auch die zur Bronzefabrikation verwendeten anderen Metalle, als Zink, Blei und Antimon enthalten in ihren Roherzen, so viel mir bekannt, kein Zinn beigemengt. Ich glaube desshalb, dass selbst so zinnarme Bronzen, wie ich sie beispielsweise in den hier vorliegenden Hohlringen von Gross Trampken fand, einen Zusatz von metallischem Zinn erhielten.

Dr. O. Mertius veröffentlichte neuestens eine grosse Anzahl vorgeschichtlicher Bronzen aus Glogau und Scheitnig, welche nach ihm grösstentheils aus einer frühen Periode der Bronzezeit stammen, welche sich ausserordentlich arm an Zinn erwiesen, einige derselben enthielten noch unter 1/2%. Mertius findet bei ihnen den Satz bestätigt, dass sich der Zinnzusatz vermehrt, je weiter sich die Form entwickelt. Auch bei alten ägyptischen Bronzegeräthen stellte die chemische Analyse fest, dass die ältesten, welche aus dem 15. Jahrhundert v. Chr. stammten, die zinnärmsten waren; es wurden in ihnen nur etwa 2% gefunden; der Zinngehalt vermehrt sich mit jedem Jahrhundert bis zu 16 und 20%.

Ferner berichtet Ohnefalsch Richter, dass auch für Cypern als erwiesen betrachtet werden muss, dass nach vorausgegangener Kupferzeit etwa 3000 Jahre vor unserer Zeitrechnung eine Bronzezeit begann, welche zunächst Bronzegeräthe herstellte, welche nur 1 bis 1 1/2% und noch weniger Zinn enthielten, dass von da ab aber allmählich mit der Weiterentwickelung der Cultur und Vervollkommnung der Formen die Bronzen reicher an Zinngehalt wurden, so dass sich ihr Gehalt bis auf 10 und mehr Procente steigerte.

Kröhnke, und vor ihm noch Andere, sprachen die Ansicht aus, dass die zinnarmen Bronzen dadurch aus zinnreicheren entstanden sind, dass ihr Material häufig umgeschmolzen und in andere Formen gegossen wurde, wodurch stets ein Theil des Zinngehaltes oxydirt und ausgeschieden wird. Kröhnke stellte das auch durch chemische Analysen fest. In vielen Fällen dürfte diese Annahme zutreffend sein; doch ist es andererseits auch sicher, wie ich schon ausführte, dass gerade die Bronzen, welche den ältesten Zeitperioden angehören, zinnarm sind, während die jüngeren gewöhnlich reich an Zinn sind.

Ein recht anschauliches Bild, wie die chemische Analyse im Stande war, die Herkunft von vorgeschichtlichen Bronzegegenständen zu bestimmen, theilt Conwentz in dem amtlichen Berichte über die Verwaltung des Westpreussischen Provinzialmuseums für das Jahr 1896 mit. Ein Bronzedepotfund aus Prenzlawitz bei Graudenz enthielt zwei hervorragend schöne mit Vogelkopfornamenten verzierte Gefässe, ferner zwei eigenartig geformte ebenfalls schön verzierte Trinkhörner. Die chemische Analyse des Bronzegefässes, welche ich hier mittheile,[10]) ergab, dass eine ziemlich reine Zinnbronze mit 16% Zinngehalt, also sogenannte classische Bronze vorlag. Das eine Trinkhorn, dessen Analyse ich ebenfalls vorlege,[11]) dagegen bestand aus einer zinnärmeren Bronze mit verhältnissmässig hohem Antimongehalte und 2,40% Bleizusatz. Hier bestätigte die chemische Analyse die auf das Aussehen des Gefässes begründete Vermuthung, dass die Herkunft desselben auf Italien zurückzuführen ist, die Trinkhörner dagegen ihrer chemischen Beschaffenheit und Form nach auf Ungarn-Siebenbürgen hinweisen, obgleich beide Gegenstände in ein und demselben Depot gefunden wurden.

Auch solche vorgeschichtlichen Funde, welche aus Eisen oder reinem Zinn gefertigt sind, waren häufig Gegenstand der chemischen Analyse, so die trojanischen Funde, in denen man Eisen vermuthete, welche von Olshausen in der Berliner anthropologischen Gesellschaft besprochen wurden, ebenso die aus Zinn gegossenen Gegenstände.

Von besonderem Interesse sind dann noch die aus reinem Antimonmetall gefertigten vorgeschichtlichen Funde, deren Bestand auch nur durch die chemische Analyse ermittelt werden konnte, denn Antimon sieht dem Aeusseren nach wie Zinn oder Blei aus. Virchow berichtet von solchen aus Antimonmetall gefertigten Gegenständen aus Transkaukasien, wo im sogenannten Retkinlager Knöpfe und anderes Ziergeräth, aus Antimon gegossen, gefunden wurden; ebenso aus Koban im Kaukasus in einer Fundstelle, welche etwa 3000 Jahre alt ist. Antimonerze finden sich in natürlichen Lagern reichlich im Kaukasus vor.

Ein Stück Antimonmetall, von einem aus Antimon gegossenen Gefässe herrührend, fand sich ferner bei Tello in Babylonien; in Ninive ein aus 4%iger Antimonbronze gefertigtes Stäbchen.

Einen geringen Gehalt von Antimon ermittelte durch chemische Analysen Flinders Petrie und Berthelot ferner in sehr alten ägyptischen Kupfergeräthen; oft enthielten dieselben ausserdem noch eine kleine Menge Arsenmetall. Die bezeichneten Geräthe waren wahrscheinlich einst aus Rohkupfer angefertigt worden, welches im Sinaigebirge gewonnen wurde. Unter den analysirten Geräthen befand sich auch ein Grabstichelfragment von grosser Härte. Bekanntlich verleiht ein geringer Arsengehalt dem Kupfer die Eigenschaft einer grösseren Härte und folgert Berthelot daraus, dass die alten Aegypter es schon verstanden haben, die Eigenschaften der Metalle durch Zusätze nach ihrem Willen zu beeinflussen, sie u. A. härter und gussfähiger zu machen.

Wie metallisches Zinn und Blei, Antimon- und Arsenerze von den alten Völkern zur Herstellung ihrer Bronzen benutzt wurden, um das Kupfer dadurch härter, leichter schmelzbar und gussfähiger zu machen, so auch

[10]) 74,42% Kupfer, 15,91% Zinn, 0,25% Antimon, 0,22% Eisen, 0,38% Nickel, 8,82% Sauerstoff, Kohlensäure und Verlust.

[11]) 84,34% Kupfer, 11,13% Zinn, 2,40% Antimon, 0,26% Silber, 1,36% Blei, 0,11% Eisen, 0,31% Nickel, 0,09% Schwefel.

durch Zusatz von Zinkerzen. Man schmolz das Kupfer mit Kohle und Galmey oder einem anderen Zinkerz zusammen, um das schön goldig aussehende *ὀρείχαλκος*, Messing, eine Legirung von Kupfer mit Zink zu erhalten. Diese Legirung wurde zuerst etwa im 2. Jahrhundert v. Chr. hergestellt. Metallisches Zink, so wird im Allgemeinen angenommen, wurde damals zur Messingbereitung nicht verwendet, weil man es nicht kannte. Erst Parazelsus soll es im Anfange des 16. Jahrhunderts entdeckt haben. Ich widersprach dieser Annahme vor etwa drei Jahren und berief mich unter Anderem auf eine Stelle in Strabons Geographie, nach welcher von einem kleinasiatischen Volke, den Lelegern, schon 50 Jahre v. Chr. ein silberähnliches Metall hergestellt wurde, welches mit Kupfer zusammengeschmolzen Messing erzeugt. Strabon bezeichnet das silberähnliche Metall mit dem Namen *ψευδάργυρος*, Scheinsilber und beschreibt auch seine Herstellung aus einer Erdart, welche wahrscheinlich Zinkblende war. Wenn es auch zweifelhaft erscheint, ob hier wirklich metallisches Zink gemeint ist, so bestätigte doch die chemische Analyse zweier Fundobjecte die Annahme, dass die Alten schon das Zink als Metall gekannt haben. Es waren das zwei Funde aus einer alten Fundstätte in Siebenbürgen, welche etwa aus derselben Zeit stammen, als Strabon lebte und welche ich Gelegenheit hatte, chemisch zu analysiren. Ich fand in dem einen dieser Objecte, einem Idol rund 88% Zink, 11% Blei und 1% Eisen, es war mit einer dicken gelbgrauen Verwitterungsschicht bezogen und innen von silberweisser Farbe. Das andere hatte eine länglich runde Form und war ein Eisendraht daran geschmolzen; es war vielleicht einst der Klöppel einer Glocke gewesen. Es bestand aus fast reinem Zink. Die Gegenstände stammten aus einer Sammlung des Fräulein Dr. von Torma in Broos, waren schon längere Zeit in derselben gewesen und von der Finderin abgebildet und beschrieben worden. Fräulein von Torma hielt dieselben für Zinn oder Blei; ich liess sie mir schicken, weil ich Antimon in ihnen vermuthete, dessen Erze häufig in Siebenbürgen gefunden werden, fand jedoch zu meiner grossen Ueberraschung, dass sie aus Zink bestehen. Zu diesen beiden Funden kommt nun noch ein dritter aus Zink bestehender, den Fräulein Dr. von Torma mir erst vorgestern hierher sandte und den ich Ihnen in Photographie und Zeichnung vorlege. Er stellt eine rohe statuettenartige menschliche Figur dar, an welcher die Füsse nicht ausgedrückt sind und deren linke Hand abgebrochen. Der Fund wurde von Herrn Dr. Friedrich Kraus aus Schäsburg in Siebenbürgen gemacht und zwar in einem alten Schotterhaufen, welchen Bäche oberhalb der Stadt Schäsburg zusammengeschwemmt hatten. In demselben Schotterlager fand Dr. Kraus noch andere aus altdakischer Zeit stammende Gegenstände. Die Figur ist äusserlich grau, stellenweise weiss patinirt und ist sehr ähnlich dem vor drei Jahren von Fräulein von Torma abgebildeten Idol, welches ich chemisch analysirte. Von der heute beschriebenen Figur erhielt ich zwei kleine davon abgesägte Stückchen zur Untersuchung.

Wenn nun auch diese vereinzelten Funde nicht mit voller Sicherheit beweisen, dass die Alten schon das Zink als Metall kannten, so komme ich doch heute nochmals auf diese Untersuchungen zurück, um den Werth der chemischen Analyse bei vorgeschichtlichen Funden in's rechte Licht zu stellen und zu weiteren chemischen Untersuchungen zinkähnlicher vorgeschichtlicher Objecte anzuregen.

Unterstützt wird die Annahme, dass die Alten schon das Zink in einer mehr oder minder reinen Form gekannt haben, noch durch die geschichtlichen Ermittelungen von Bibras, welcher ohne Zweifel als der beste Interpret der griechischen und römischen Schriften, welche von Metallen und ihren Erzen handeln, angesehen wird. von Bibra (Die Bronzen und Kupferlegirungen der alten Völker, S. 36 u. f.) zweifelt nicht daran, dass unter *καδμεία* der Alten Zink zu verstehen ist, wobei er es jedem überlässt, sich darunter entweder ein Zinkerz, ein Zinkpräparat oder mehr oder weniger reines Zink vorzustellen. Ich mache noch auf eine Stelle in der Naturgeschichte des Plinius aufmerksam. Im 34. Buch, 17. Capitel wird berichtet, dass das Zinn verfälscht wird, indem man den dritten Theil aes albidus, weisses Kupfer oder Messing unter das Zinn setzt; auch mit Blei wird das Zinn verfälscht, Pfund auf Pfund. Ich glaube, dass dass hier unter der Bezeichnung „aes albidus“ (unter aes verstanden die Alten alle möglichen Metalle) ein mehr oder minder reines Zink zu verstehen ist, wie es wahrscheinlich beim Schmelzprocesse des Kupfers mit Galmey, bei der Fabrikation des Aurichalciums in irgend einer Weise gewonnen wurde. Die chemische Analyse römischer Kaisermünzen und anderer Gegenstände aus Bronze bestätigt, dass Zinn und Zink sehr häufig gemeinsam in der Bronzemischung vorkommen. Plinius sagt an einer anderen Stelle, 34. Buch, 10. Capitel, dass sich beim Garmachen des Kupfers, beim Schmelzen desselben mit Galmey an den Wänden des Ofens Kupferrauch (capnites) ansetzt. Es ist das ein unreines Zinkoxyd. Noch heute versteht man unter „weissem Kupferrauch“ in den Apotheken Zinkvitriol. Die alten Messingbrenner benutzten wahrscheinlich den in ihren Schmelzöfen angesetzten Kupferrauch nicht allein als Augenheilmittel, sondern auch zur Fabrikation ihres aes albidus.

Ich schliesse hier meine aphoristischen Darlegungen über die Bedeutung der chemischen Analyse bei vorgeschichtlichen Untersuchungen, hoffend, dass dies weite Gebiet auch ferner mit Erfolg bearbeitet werden möge.

Herr **Joh. Ranke**-München:

Ich möchte Herrn Dr. Helm auf eine Publication in unserer Festschrift aufmerksam machen, über einen bronzezeitlichen Depotfund, der in der Widenmayerstrasse in München vor kurzer Zeit gemacht worden ist. Nicht direct zusammenhängend mit diesem Funde, aber ganz nahe dabei, wurde ein Stück weissen Metalles gefunden, welches ich seinem Aussehen nach für Zinn hielt und das die Form eines kleinen Barrens hat. Bei der Untersuchung stellte es sich heraus, dass es reines Zink ist, wie es im Handel jetzt gar nicht vorzukommen pflegt. Ich habe bisher geglaubt, der Zinkbarren sei zeitlich später als der Bronzefund anzusetzen.

Herr Professor Dr. **Montelius**-Stockholm:

Ich bin Herrn Dr. Helm ausserordentlich dankbar für die Arbeit, die er gemacht hat, und ich bin überzeugt, dass es für uns von der allergrössten Wichtigkeit wäre, diese Arbeit fortzusetzen. In Frankreich und England hat man schon sehr wichtige Analysen gemacht, und in der letzten Zeit habe ich Verschiedenes aus Schweden analysiren lassen. Man kann durch diese Untersuchungen die älteste Bronzezeit sehr klar legen, d. h. man kann jetzt feststellen, dass die typologische Entwickelung der Bronzen aus der Kupferzeit in die reine Bronzeperiode hinein vollständig mit dem Anwachsen des Zinngehaltes übereinstimmt. Ich hoffe, dass man in Deutschland solche Untersuchungen mehr ausführt; in Holstein, Mecklenburg, Schlesien sind wohl viele Analysen gemacht, aber grosse Gegenden Deutschlands und der Schweiz sind in der Beziehung gar nicht

bekannt. In Norwegen hat der eben verstorbene Director des Museums zu Christiania Professor O. Rygh verschiedene Analysen gemacht, welche aus einer ganz anderen Zeit, der Eisenzeit, stammen. So viel ich weiss, ist seine Abhandlung nur norwegisch gedruckt und folglich in Deutschland nicht bekannt. Ich will nur bemerken, dass er durch zahlreiche Analysen gezeigt hat, dass in der ältesten Eisenzeit hauptsächlich Zinnbronze mit sehr wenig Zink sich herausstellt, während in der späteren Eisenzeit der Zinkgehalt zunimmt. In Schweden wurde ein Bronzeschwert gefunden, das ich vor mehreren Jahren analysiren liess; es enthielt 12,7 % Zink, aber nur 1,6 % Zinn.[1]) Das Schwert hatte vollständig die Form eines Bronzeschwertes mit langer, schmaler Griffangel. — Von besonderer Wichtigkeit ist es, Untersuchungen aus verschiedenen Ländern zu haben, mit Abbildungen der analysirten Gegenstände und Fundnotizen.

Herr Dr. **Helm**-Danzig:

Ich will nur bemerken, dass es ganz überraschend und neu ist, dass in Skandinavien so alte Zinkbronzen gefunden sind, nachdem doch in Italien, Griechenland und Russland diese Bronze erst 200 Jahre v. Chr. bekannt wurde.

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich wollte nur bemerken, dass diese Frage selbst lange Zeit in Deutschland nicht discutirt worden ist. Ich bin speciell daraufgekommen bei Gelegenheit der von mir genauer verfolgten Antimonbronzen, denen Herr Helm auch seiner Zeit Aufmerksamkeit geschenkt hat. Die Antimonbronzen haben an sich insofern etwas besonders Interessantes, als im Laufe der neueren Zeit eine Reihe von reinen Antimonfunden gemacht worden ist unter Umständen, wo man sie nicht erwartete; es ist in der That eine ziemlich grosse Zahl davon vorhanden. Ich muss gestehen, dass ich ein so geringes Material hatte, dass ich den Antimonbronzen nur vorübergehend meine Aufmerksamkeit gewidmet habe. Ich habe übrigens alles zusammengestellt, was das Antimon an sich anbelangt, und bei der Gelegenheit habe ich auf das Herkommen des Antimons hingewiesen. Es wurden Antimonbronzen gefunden, die auf österreichisches Gebiet hinführten, nicht nach Ungarn; es ist möglich, dass das ein Zufall war. Ich bin sehr erfreut, wenn diese Nebenfrage von dem Herkommen des Antimons gründlich studirt wird, und wenn man sich ihr mit Eifer und Dauer hingibt. Aeusserlich ist darüber wenig zu sagen; es sind keine äusserlichen Merkmale bekannt, an denen man die Beimischung von Antimon erkennen kann; es bleibt nichts übrig, als auf die chemische Analyse zurückzugehen, und ich will hoffen, dass sich die Anwesenden der Sache weiter annehmen mögen. Es wird bei der Mehrzahl der Funde darauf ankommen, zu ermitteln, woher das Antimon kommt, wo eine Bezugsquelle in einzelnen Ländern sich findet. Herr Helm hat die Aufmerksamkeit auf Siebenbürgen gelenkt und ungarische Funde vor Augen geführt, aber es ist wünschenswerth, dass die Untersuchung auch auf andere erzreiche Gegenden, insbesonders nach Steiermark und Kärnthen fortgesetzt wird.

Herr Dr. **M. Much**-Wien:

Im Verlaufe der letzten Jahre ist es auch mir möglich geworden, eine Reihe chemischer Analysen zu veranlassen. Ihr Ergebniss bestätigt im Allgemeinen, dass die Zunahme des Zinngehaltes in den ältesten Bronzefunden mit der Entwickelung der Form Hand in Hand gegangen und gleichen Schritt gehalten hat. Hiervon haben nicht nur die einfachen Werkzeuge, wie z. B. die Flachbeile, sondern auch in der Form vorgeschrittene Gegenstände, wie z. B. Dolche und insbesondere Schmucksachen theilgenommen, was sich insbesondere auch aus den Analysen der eben erwähnten schlesischen Funde ergeben hat. Jedenfalls bestätigen die im Zinngehalte und in der Formgebung gleichmässig fortschreitenden Funde der älteren Bronzezeit, dass sich die Cultur der Bronzezeit nicht im Stande ihrer höchsten Entwickelung wie ein Strom über Mittel- und Nordeuropa ergossen, sondern dass auch hier eine langsame, aber stetige Entwickelung stattgefunden hat. Diese Wahrnehmungen bestimmen mich, abgesehen von anderen Beweggründen, auch meinerseits die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit der chemischen Analyse aller Art von Funden, namentlich aber jener der frühen Bronzezeit zu betonen und sie auf's Wärmste zu empfehlen.

Herr Dr. **Olshausen**-Berlin:

Auch in modernen Bronzen kann Antimon vorkommen, wie mich die Untersuchung einer Figur aus den kgl. Gärten bei Potsdam lehrte. — Bezüglich der Veröffentlichung von Bronzeanalysen möchte ich den Wunsch aussprechen, dass nicht nur das Ergebniss der letzteren, sondern stets auch die Art der Ausführung mitgetheilt werde. Es erscheint dies namentlich nothwendig mit Rücksicht auf die Nebenbestandtheile, deren Menge oft so gering ist, dass die Fehler in der Bestimmung sehr wohl den thatsächlich vorhandenen Betrag um ein Mehrfaches übertreffen können. (Vgl. Verhandl. der Berliner anthrop. Ges. 1897, 352.)

Was den Zeitpunkt anlangt, zu welchem das Zink im metallischen Zustande bekannt wurde, so muss man alle Funde, die denselben in's classische Alterthum hinaufzurücken scheinen, einer ganz besonders scharfen Prüfung unterziehen, besonders auch hinsichtlich der Fundumstände. Denn die Metallurgie des Zinks bietet gewisse Schwierigkeiten, welche es durchaus fraglich erscheinen lassen, ob die Römer und Griechen wirklich schon zur Herstellung der freien, nicht mit Kupfer zu Messing legirten Metalle gelangten. Das geschmolzene Zink verdampft nämlich bei höherer Temperatur leicht und sein Dampf verbrennt bei Berührung mit Luft zu Zinkoxyd. Man kann daher die Reduction dieses Metalles aus seinen Erzen nicht, wie die vieler anderen Metalle, durch einfaches Niederschmelzen des Gemenges in Schachtöfen ausführen, sondern muss sie in Retorten vornehmen, aus denen das Metall möglichst unter Ausschluss der Luft abdestillirt. Es ist also nicht allein der Mangel an unzweideutigen Nachrichten über die Kenntniss des metallischen Zinks bei den Alten, welcher seine erste Herstellung zeitlich weit herab verlegen liess, sondern auch die Eigenart des Metalles selbst und die daraus für seine Gewinnung sich ergebenden Folgerungen.

Herr Dr. **Helm**-Danzig:

Ich darf bemerken, dass die alten Messingbrenner das Zink in verschlossenen Gefässen mit Kupfer und Kohle zusammen verschmolzen. Es war das ziemlich derselbe Process wie die alte Methode der Römer. Sie haben den Kupferrauch in ihren Schornsteinen gesammelt, und das war Zinkoxyd. Auf elektrolytischem Wege ist Zink noch nicht dargestellt worden, wie Kupfer und andere Metalle. Es ist immer auf diese Weise dargestellt, dass man Zinkerze mit Kohle in einem verschlossenen Gefässe der Destillation unterwerfen lässt.

[1]) Montelius, Remaint from the jron Age of Scandinavia (Stockholm 1869), 2nd section, S. 22.

Herr **Emil Schmidt**-Leipzig:

Auch die Bronzen von Benin enthalten Zink; sie bestehen aus Kupfer, Zink und Blei. Sie sind 300—400 Jahre alt, also älter wie 200 Jahre.

Herr Dr. **Schliz**-Heilbronn a/N.

Messungen und Untersuchungen an Schulkindern.

Meine Mittheilungen entstammen einer Arbeit über „Abstammung der Bevölkerung des Oberamtes Heilbronn", welche ich für die vom kgl. statistischen Landesamt neu herauszugebende Oberamtsbeschreibung übernommen habe.

Es handelte sich also um die Aufgabe der Rassebestimmung der Bevölkerung eines bestimmten Bezirkes. Dieser Bezirk ist aus geographischen, ethnographischen und historischen Gründen ein aus verschiedenen Rassebestandtheilen besonders stark gemischter.

Es konnte nun sowohl die Eintheilung nach Merkmalen des Körperbaues, wie sie Kollmann aufgestellt hat, oder nach Farbentypen, wie in der deutschen Schulkinderuntersuchung von 1876, in Betracht kommen. Für letztere lag eine Liste der württembergischen Untersuchung von 1876 vor.

Eine Nachprüfung derselben ergab jedoch erhebliche Anstände. Dieselben liegen, um sie kurz aufzuführen, in den Differenzen meiner Untersuchung mit der subjectiven Farbenempfindung der Lehrer, besonders bezüglich der Augenfarben, dann in der Unterscheidung der Liste von 1876 in „helle" und braune Augen. Zu ersteren waren die grauen gezählt. Von diesen 32 % grauen erwiesen sich aber nur 10,9 % als nicht graue, die anderen waren grüne oder gemischte. 21 % dieser gemischten waren damals zu den hellen und 9 % zu den braunen gerechnet worden, je nachdem die subjective Farbenempfindung der Lehrer die braune Beimischung für genügend erachtet hatte. Für Scheidung der Reinformen und Mischformen war die Liste von 1876 daher nicht zu verwenden. Endlich ergab die Liste von 1876 bezüglich der Vertheilung von blondem und braunem Typus, erheblich andere Ziffern wie jetzt. Die Liste von 1876 enthielt 43,89 % reinblonden Typus, jetzt waren es 33,78 %; reinbraunen 16,89 %, jetzt waren es 24,67 %; gemischten 39,22 %, jetzt waren es 41,58 %. Noch auffallender war der Unterschied in den einzelnen Orten: Orte die 1876 25 % Reinblonde hatten, haben jetzt 40 %; andere hatten früher 51 %, jetzt bloss 26 % und bei Reinbraun hat ein Ort früher 9 %, jetzt 34 %; ein anderer früher 25 %, jetzt 11 %.

Dieser vollständig den Eindruck des Zufälligen machende Ausfall der Farbencomplexionen in den einzelnen Jahrgängen ist mir auch von Herrn O. Ammon für das benachbarte badische Unterland bestätigt worden.

Die Untersuchung nach Farbentypen war daher für eigentliche Rassenbestimmung nicht zuverlässig genug, es mussten also die primären Körpermerkmale, der Körperbau herangezogen werden. Die Kollmann'sche Eintheilung war nicht ganz zu verwenden. Erstens fehlte für die Eintheilung der jetzt lebenden Bevölkerung den Langköpfen mit Breitgesicht, der Rasse von Cro-Magnon, die Farbencomplexion, sodann war der Procentsatz der östlichen Brachycephalen mit Langgesicht nicht gross genug, um bei uns, wo der westliche Zweig des Brachycephalen herrscht, als eigene Rasseform ausgeschieden zu werden und endlich war die übliche Gesichtsindexgrenze von 90 für Kinder von 12—14 Jahren nicht verwendbar, weil der noch nicht abgeschlossenen Kieferbildung wegen die Gesichtshöhe noch nicht genügend entwickelt ist. Die Indexgrenze für künftiges Lang- oder Breitgesicht musste erst gefunden werden. Ich habe trotzdem für meine Untersuchung die obersten Classen der schulpflichtigen Kinder, 12—14jährige Knaben und Mädchen — im Ganzen 1413 — gewählt, weil nur hier die ganze Bevölkerung in einer gleichalterigen Schicht männlicher und weiblicher Vertreter zu bekommen und freiwillige oder unfreiwillige Auswahl ausgeschlossen war.

Die Untersuchungen erstreckten sich auf Längenbreitenindex des Kopfes, des Gesichtes, Körpergrösse, Farbe der Augen, Haare und Haut und noch geistige Begabung.

Ehe wir hieraus die Rassen bestimmen, fragt es sich, welche Rassen wir auf dem Heilbronner Boden zu suchen haben. Derselbe war von der Urzeit an auf's Reichste besiedelt: Die Bewohner der jüngeren Steinzeit können wir im Anschluss an die Untersuchungen von Mehlis für die steinzeitlichen Bewohner des Rheinthales als dunkle Langköpfe mit der jetzigen Mittelmeerrasse verwandt bezeichnen. Die ausserordentlich reiche Besiedelung der Bronzezeit weist nach den Grabhügelfunden auf die gleiche Bevölkerung wie in Schwaben hin, welche v. Hölder als 84 % Langköpfe, wohl mit germanischer Farbencomplexion, gemischt mit etwa 16 % Brachycephalen nachgewiesen hat. In der La Tène-Zeit haben wir in den Reihengräberfeldern eine geschlossene reinrassige langköpfige Bevölkerung wahrscheinlich germanischer Leibesbeschaffenheit und in den Einzelflachgräbern Brachycephalen.

Diese, dem westlichen Zweig der Kurzköpfe mit dem Mittelpunkt in der Nordschweiz und Wallis und der Hauptverbreitung längs der Rheinufer entstammt, vermehrten sich während der Römerzeit durch linksrheinische Einwanderer und wurden während der Alamannen- und Frankenzeit und im Mittelalter als friedliche ackerbautreibende Bevölkerung geschont und gehegt, während der Römerzeit wo inmitten des Bezirkes das Castell Böckingen stand und die Limesstrasse quer durch denselben ging, kamen zu dieser braunen kurzköpfigen Rasse noch Italiker als dunkle Langköpfe. Die Alamannen sassen bei uns 250 Jahre und mussten dann den Boden an die Franken abtreten, deren Volksart die Bevölkerung heute noch trägt. Ich habe hier eine Anzahl Schädel aus Heilbronn von der La Tène Zeit bis zum Mittelalter zusammengestellt, aus denen die Skeletbildung der alten Bewohnerzeit ersichtlich ist.

Die jetzige Bevölkerung besteht zu $^1/_3$ aus Reinformen, welche den oben aufgeführten Rassen entsprechen, zu $^2/_3$ aus Mischformen, welche aus der Verbindung derselben hervorgegangen sind. Aus der Zusammenstellung des Längenbreitenindex des Kopfes und der Farben erhalten wir nun folgende Rasseneintheilung, wobei die Indexgrenze zwischen Lang- und Kurzkopf nach dem Vorgang von Hölders an Schädeln auf 79,9 festgesetzt ist.

1. Blonde Langköpfe mit blauen oder blaugrauen Augen, weisser Haut und hohem Wuchs, der germanischen Rassentypus nach von Hölder, der homo europaeus septentrionalis dolichocephalus flavus nach Wilser. Sie bilden in ihrer Reinform nur noch 8,78 % der Bevölkerung. Durch die Erhöhung der Indexgrenze bei der Messung am Lebenden nach Ammon um eine, nach Broca um zwei Einheiten können wir jedoch die blonden Mittelköpfe bis Index 81,9 der germanischen Rasse zuzählen. Die Anzahl der Letzteren beträgt 5,87 %, also haben wir zusammen 14,65 % reiner

Germanen. Ihre geringe Zahl erklärt sich dadurch, dass die Verluste der Kriege und inneren Fehden wesentlich aus ihren Reihen bestritten wurde.

2. Dunkle Langköpfe mit braunen Augen und brünetter Haut, der südeuropäischen Langkopf- oder Mittelmeerrasse entsprechend. Sie bilden 3,95 % der Bevölkerung und fallen als deutlicher Typus in den Orten der früheren Limesstrasse längs des Neckars auf, während sie in den vom Neckar entfernten Orten nahezu oder ganz fehlen. Ihre Zurückführung auf Reste der alten Decumatlandbevölkerung liegt daher nahe.

3. Braune Kurzköpfe mit braunen Augen, brünetter Haut und kleinem Wuchs, der homa alpinus brachycephalus parvus, dem westlichen Zweige der Brachycephalen entstammend, welche von Hölder als „Turanier" bezeichnet. Sie sind mit 20,72 % die stärkste unserer Reinformen.

Der Verbindung dieser 3 Reinformen entstammen 3 Mischformen.

4. Von diesen stellen sich die blonden Kurzköpfe mit 19,10 % den Reinformen an die Seite. Es ist dies eine typische Form, welche die Skeletbildung der Kurzköpfe mit den Farben der Germanen vereinigt und in der Untersuchung von 1876 den Haupttheil des blonden Reintypus zu Stande gebracht hat. Sie zeigen ferner bei ihrer Verbreitung typisches Verhalten: Wo die beiden Hauptrassen sich ungestört durch langes Zusammenwohnen vermischen, wie in den reinen Bauerndörfern, da bilden sie den Haupttheil des blonden Typus mit bis zu 31 %, während sie in der Panmixie der Stadt bis auf 6 % zurückgehen. Dieser Typus hat sich wohl von der frühesten Zeit an entwickelt und es fragt sich, ob nicht die Gallier der vorrömischen und römischen Zeit als blonde Kurzköpfe herübergekommen sind, wenigstens erinnert die Kopfbildung der Gallier vom Weihgeschenk des Attalus stark an dieselben und ein von Herrn A. Bonnet bei Heilbronn gefundenes brachycephales Skelet mit erhaltenen Resten rothblonder Haare und einer Gordiansmünze deutet auf das Alter unseres Typus hin.

5. Die Kurzköpfe mit Mischfarben ergeben 34,73 %.

6. Die Langköpfe mit Mischfarben 6,85 %. Sie haben natürlich alles typische Aeussere verloren. Ihr Zustandekommen wird durch den lebhaften Wechsel der Bevölkerung in den Industrieorten und der Stadt wesentlich gefördert, während die Bauerndörfer die meisten Reinformen aufweisen.

Diese Rassebestimmungen sind nur nach Kopfindex und Farbencomplexion vorgenommen, nicht, weil mir der Gesichtsindex unwichtig erschienen wäre, sondern weil wir in Folge der noch nicht abgeschlossenen Höhenentwickelung des Gesichtes wegen mit 12 bis 14 Jahren überhaupt noch keine eigentlichen Langgesichter (die Indexgrenze von 90 angenommen) haben. Nach den Kategorien von Professor Holl in Graz eingetheilt hätten wir bloss 0,7 % Hypoleptoprosopen, 7,71 % Orthoprosopen und 33,17 % Hypochamäprosopen. Die anderen sind Chamäprosopen und Hyperchamäprosopen.

Die Indexgrenze für künftiges Lang- oder Breitgesicht muss daher erst durch den Vergleich mit den übrigen Körpermerkmalen gewonnen werden.

Es genüge hier zu erwähnen, dass sich hiefür die Körpergrössenverhältnisse der 3 Reinformen zum Schluss auf künftiges Lang- oder Breitgesicht verwendbar erwiesen. Sie betragen für blonde Langköpfe 140, für dunkle Langköpfe 141, für braune Kurzköpfe nur 138. Wir haben es also wirklich mit der kleinen Kurzkopfrasse, welcher ein künftiges Breitgesicht entspricht, zu thun. Bei Anwendung der Rassezahlen unserer Kopfindextabelle auf die Zahlen der Holl'schen Kategorien erhalten wir die Gesichtsindexgrenze bei 83 zwischen zweitem und letztem Drittel der Hypochamäprosopen. Und wirklich stimmen die mit dieser Grenze gewonnenen Lang- und Breitgesichter mit den Zahlen der Kopfindextabelle im Wesentlichen dahin überein, dass sich die Rasseformen derselben auch mit der entsprechenden Gesichtsform ausstatten lassen.

Diese den Kollmann'schen entsprechenden Rasseformen gestalten sich in ihrem Verhältniss von Langgesichtern und Breitgesichtern derart, dass blonde Langköpfe und blonde Kurzköpfe mit Kopfindex unter 82 das ganz gleiche Verhältniss zeigen. Die letzteren sind also mit Recht mit den ersteren als germanisch zusammengenommen worden. Ebenso zeigen braune Kurzköpfe und blonde Kurzköpfe das gleiche Verhältniss, ein Beweis, dass die Brachycephalie dieser letzteren Form ihre ganze Skeletbildung verleiht. Die geringe Procentzahl reinbrauner Kurzköpfe mit Langgesicht (2,97 %) beweist, dass die Rhätosarmaten von Hölders als eigentliche Rasseform bei uns nicht vertreten sind.

Zum Schlusse dürfte das Verhältniss der Intelligenz und geistigen Begabung bei den einzelnen Rasseformen noch von Interesse sein. Die Eintheilung geschah seitens der Lehrer in Erstbegabte, Mittelbegabte und Unterbegabte. Am besten stellen sich hier die dunklen Langköpfe mit 27 % Erstbegabten und nur 29 % Drittklassigen. Nicht gerade glänzend schneiden die blonden Langköpfe ab. Sie haben bei 24 % Erstbegabten den grössten Procentsatz an Unterbegabten mit 33 %. Auch die reinbraunen Brachycephalen sind mit 22 % Erstbegabten und 32 % Drittklassigen keine hervorragenden Schüler, dagegen bilden sie und noch mehr die blonden Kurzköpfe mit 50 % das solide Mittelgut. Auch letztere haben nur 21 % Erst- und 28 % Unterbegabte. Bei den Mischformen kommen die Kurzköpfe mit Mischfarben mit nahezu 26 % Erstklassiger gleich nach dem dunklen Langköpfen.

Wenn wir nun auch annehmen dürften, dass der gute Ausfall bei der Begabung der dunklen Langköpfe ihrer früheren Reife, der schlechte bei den reinrassigen Germanen ihrer langsameren Entwickelung theilweise zu verdanken ist, so haben doch die reinrassigen Formen zum Mindesten keinen Vorsprung vor den Mischungen. Im Gegentheil bekommen wir den Eindruck, als ob die Mischung der beiden Hauptrassen, der blonden Germanen und dunklen Brachycephalen der Entwickelung der Intelligenz unserer Bevölkerung eher förderlich sei.

Herr Bezirksarzt Dr. **Eidam**-Gunzenhausen:

Ausgrabungen bei Gunzenhausen.

Nach den Auseinandersetzungen meiner Herren Vorredner über Gegenstände aus den rein exacten Wissenschaften möchte ich Ihre Aufmerksamkeit wieder auf das Gebiet der Wissenschaft vom Spaten hinlenken. Als Reichslimes-Streckencommissär habe ich auf dem Schlossbuck im Burgstallwald bei Gunzenhausen die Reste einer Ringmauer gefunden, worüber ich einestheils desshalb berichten möchte, damit dieses grosse nationale Unternehmen des Reiches hier erwähnt wird, anderntheils wegen der Seltenheit des Fundes und weil diese Ausgrabung geeignet ist, einen Lichtstrahl zu werfen in die dunkle Zeit kurz nach der Ver-

treibung der Römer durch die Alamannen. Gelegentlich der Grabungen nach den Grenzschutzbauten der Römer gegen die Germanen fand ich das Fundament und die Riesensteine einer germanischen Ringmauer. Zum Verständniss diene der hier aufgehängte Plan der ganzen Ausgrabung und die nachfolgende kurze Terrainschilderung. Der Burgstallwald, ein schöner Eichenwald, wird in seiner ganzen Länge vom Limes durchzogen der Art, dass der Limes am Rande der Nordabdachung der langgestreckten Höhe hinläuft und den Schlossbuck, eine frei vorragende Bergkuppe von ovaler Gestalt, der Länge nach überschreitet. Bekanntlich besteht die rätische Limesanlage aus drei zeitlich verschiedenen Linien. Mein leider zu früh verstorbener Limescollege und Nachbar Apotheker Kohl in Weissenburg a/S. hat die älteste Linie, die grossen Palissaden, ich fast zu gleicher Zeit eine zweite Linie entdeckt, den geflochtenen Zaun, der aus einer zwei- manchmal dreifachen Reihe spitzer, unter einander verflochtener Pfähle bestand. Die jüngste Linie war die Mauer mit den Thürmen. Bei der Fortsetzung der Grabungen gegen den Abhang des Schlossbuckes hin stiess ich nun auf sehr grosse Steine, welche am Abhange lagen und offenbar vom Buck herabgeworfen worden waren. Bald zeigte sich ihre ehemalige Bestimmung. Es fand sich nämlich am Schlossbuckrand ringsum das Fundament einer aus diesen Steinen erbauten Ringmauer. Dieses Fundament ist 3 m breit und am Bergrand gestützt durch zwei parallele, ringsum fortlaufende Reihen schräg gestellter Steine und durch eine zwischen diesen Steinlinien ruhende Steinböschung. Im Fundament selbst, auf dem Boden zeigten sich verkohlte, vom Rand gegen das Centrum des Buckes hinlaufende und auch in gewissen Zwischenräumen senkrecht nach oben gestandene Balkenreste und Lehmstaken, letztere hartgebrannt und Balkenabdrücke zeigend. Daraus kann man sich über die Entstehung der Ringmauer folgendes Bild machen. Es wurde zuerst ein Balkengerüst aufgerichtet, aus horizontal liegenden und vertical stehenden Balken bestehend, dieses mit den Steinen umstellt und ausgefüllt, die Fugen zwischen den Steinen und den Balken mit Lehm ausgestrichen und dann die Balken angebrannt, wodurch der Lehm hart wurde und einen ähnlichen Kitt wie Mörtel bildete. Wahrscheinlich war oben auf der Ringmauer ein Zaun mit Lehm gebrannt als Wehr für die Vertheidiger; denn es fanden sich im Schutt auch Lehmstaken mit daumendicken, halbcylindrischen Eindrücken, wohl von Flechtwerk herrührend. Um über die Entstehungszeit dieser Ringmauer in's Klare zu kommen, brauchte nur ihr Verhalten zu Pfahl- und Limesmauer festgestellt zu werden. Da zeigte sich nun, dass das Fundament ungestört über den Graben der grossen Palissaden wegzog. Der geflochtene Zaun kam desshalb nicht in Betracht, weil er — der Grund dafür ist völlig räthselhaft — nicht über den Schlossbuck, sondern nördlich um denselben in weitem Bogen herumzieht. Die Limesmauer aber fand sich mit ihrer untersten gemörtelten Fundamentschicht unter der Ringmauer. Die letztere erwies sich daher als sicher nachrömisch. Dass sie aber nicht lange nach der Zurücktreibung der Römer gebaut worden sein konnte, ja dass die Alamannen, die Zerstörer des Limes, selbst sie errichteten, dafür spricht folgender Thatbestand. Die Limesmauer ist nämlich in einer Länge von ca. 50 m, soweit sie über den Buck läuft, gänzlich herausgenommen, aus dem einfachen Grunde, weil ihre Steine zu der Ringmauer mitverwendet wurden. Erhalten ist nur das Fundament des auf dem südlichen Rand des Buckes stehenden Limesthurmes. Diesen konnten die Erbauer der Ringmauer gut verwerthen, liessen ihn desshalb stehen, zogen ihn in ihre Befestigung herein und sicherten ihn noch weiter durch ein im Bogen um ihn herumlaufendes Stück Ringmauer. Es waren also die Zerstörer des Limes auch die Erbauer der Ringmauer.

Was nun die Funde anlangt, so ist zunächst das Ueberwiegen von Scherben des Typus der jüngeren Hallstattzeit auffallend, welche unter dem Fundament der Ringmauer gefunden werden. Auch vereinzelte Bronzezeitscherben fanden sich, so dass anzunehmen ist, der Schlossbuck sei bereits in der Bronzezeit und in der Hallstattperiode bewohnt gewesen. Der letzteren gehören auch einige im Burgstallwald liegende Grabhügel an. Es ist aber weiter zu bemerken, dass auch im grossen Palissadengraben, sowie im Graben des geflochtenen Zaunes solche und nur äusserst selten wirkliche römische Scherben gefunden werden, ein Umstand, der meine schon immer geäusserte Vermuthung stützt, dass in dieser Gegend die sogenannte Hallstattzeit bis zu dem Erscheinen der Römer angedauert hat, und diese Scherben von der hier sesshaften Bevölkerung herrühren, welche von den Römern zur Errichtung des Limes beigezogen oder als Auxiliartruppe verwendet wurde. Für diese Annahme würde auch das fast gänzliche Fehlen von Funden des reinen LaTène-Typus in hiesiger Gegend sprechen. Scherben, welche den germanischen Reihengräbertypus zeigen, sind dagegen nur in geringerer Zahl gefunden, auch sonst sind derartige Funde nur spärlich vertreten (nur einige eiserne Messer, Spinnwirtel, eine Gürtelschnalle von Bronze etc.), so dass geschlossen werden muss, dass diese germanische Befestigung nur eine kurze Zeit benutzt und dann zerstört wurde.

Aus der mir von Herrn General Popp gütigst mitgetheilten Literatur finde ich über ähnliche germanische Befestigungen Folgendes: Dr. Much, „Germanische Wohnsitze und Baudenkmale in Nieder-Oesterreich", berichtet von einem aus Löss bestehenden Walle mit eingesetzten Holzmassen, der durch Inbrandsetzung gefestigt wurde, was die rothgebrannte Masse andeutet. Dr. Schuchhardt, „Die vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen in Nieder-Sachsen", beschreibt die Bauart der Castelle Karls des Grossen. Die Umwallung bestand aus einer verbrannten und zusammengefallenen Mauer aus Lehm, Holz und Flechtwerk auf einem 4 m breiten Fundament von dicht neben einander liegenden Stämmen, die jetzt zu Holzkohle verbrannt waren. Auch hier zeigten einige Lehmklötze Balkenabdrücke.

Der Unterschied ist also nur der, dass in unserem Falle riesige Steinblöcke verwendet wurden, um der Umfriedigung grössere Festigkeit zu verleihen, während es dort nur Erd- d. h. Lehmwälle sind; im Uebrigen ist aber die Bauart ganz die gleiche.

Zum Schlusse darf ich vielleicht noch mittheilen, dass aus diesen Riesensteinen im Jahre 1900 ein Denkmal errichtet wird zu Ehren unseres grossen Bismarck. Man kann sich keinen würdigeren Platz und kein passenderes Material denken, als hier unter den Eichen des Burgstallwaldes aus den Riesensteinblöcken, welche germanische Kraft hier aufgethürmt hat, dem grossen Staatsmann und Mitbegründer des Deutschen Reiches ein ragendes Denkmal zu errichten.

Zweite gemeinschaftliche Sitzung.

Inhalt: J. Ranke: Vorlagen. — Makowsky: Ueber den diluvialen Menschen von Mähren. (Dazu Szombathy, Virchow, Kellermann, Szombathy, Virchow, Makowsky, Waldeyer, Toldt.) — Köhl: Eine neolithische Wohnstätte mit zahlreichen Wohngruben bei Worms. (Dazu Makowsky, Köhl.) — Voss: Ueber Schiffsfunde. (Dazu Waldeyer.) — Bollinger: Ueber pathologische Vererbung. (Dazu Albu, Francke.) — Virchow: a) Ueber die Gesichtsbreite; b) Ueber Centralisationsbestrebungen auf dem Gebiete vaterländischer Anthropologie und Archäologie. — Martin: Die Ureinwohner der malayischen Halbinsel. — Montelius: Ueber die Wenden. (Dazu R. Much, Montelius, Virchow, Montelius, Virchow, Wilser, Montelius.)

Der Vorsitzende Freiherr **von Andrian-Werburg** eröffnet die Sitzung.

Herr Generalsecretär **J. Ranke:**

Vorlagen.

Es ist mir von Seiten unserer um die Deutsche anthropologische Gesellschaft hochverdienten Verlagsbuchhandlung Vieweg u. Sohn eine Sendung neuer Werke zugekommen, welche ich hier vorzulegen habe. Zuerst das erste und zweite Vierteljahrsheft des Archivs für Anthropologie, Bd. XXVI, Heft 1 u. 2, des Organs der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Es sind in diesen beiden Bänden einige sehr interessante Abhandlungen, ich mache besonders auf die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland von Oskar Montelius aufmerksam. Auch der sonstige Inhalt ist interessant und wichtig:

A. Hedinger: Alte Erzschmelzstätte auf der schwäbischen Alb.
C. von Ujfalvy: Anthropologische Betrachtungen über Porträtköpfe auf den griechisch-baktrischen und indoskythischen Münzen I. u. II.
C. Mehlis: Die Ligurerfrage I.
A. von Török: Ueber den Yézoer Ainoschädel I. u. II.
Frey: Beschreibung eines Mikrocephalenschädels.
A. Waruschkin: Ueber die Profilirung des Gesichtsschädels.
Fr. Merkel: Reconstruction der Büste eines Bewohners des Leinegaues.

Ich lege diese Bände auf den Tisch des Hauses nieder.

Weiter habe ich dann einen neuen Band des „Globus“ vorzulegen, der gerade fertig geworden ist. Der Inhalt ist wieder ein sehr reicher und von allgemeinstem Interesse. Wir haben den ausgezeichneten, hochverdienten Redacteur des „Globus“, Herrn Dr. Richard Andrée unter uns. Ich möchte hervorheben, dass der Globus immer mehr wird und thatsächlich schon geworden ist, was er sein soll, nämlich ein wirklich wissenschaftliches Werk, eine wissenschaftliche Zeitschrift, worin wir aus dem ganzen Gebiete unserer Forschung das Wichtigste zusammengetragen und referirt finden und mehr und mehr wächst der Reichthum an vortrefflichen Originalabhandlungen. Niemand von uns kann jetzt noch ohne den „Globus“ auskommen.

Weiter ein recht zeitgemässes und nach jeder Richtung empfehlenswerthes Werk über die neuen colonialen Erwerbungen des Deutschen Reiches:

Joachim Graf Pfeil: Studien und Beobachtungen aus der Südsee. 8°. XIII, 322 Seiten mit beigegebenen Tafeln nach Aquarellen und Zeichnungen des Verfassers und Photographien von Parkison.

Dann:

Rob. Ritter von Weinzierl: Das LaTène-Grabfeld von Langugest bei Bilin in Böhmen. 4°. XVIII, 71 Seiten mit 49 Abbildungen im Text, 1 Grabfeldplane, 13 Lichtdrucktafeln,

ein neuer wichtiger mustergiltiger Beitrag zur Urgeschichte Mitteleuropas, speciell Böhmens. Wir haben es in Langugest mit einem grossen Grabfeld der LaTène-Periode zu thun, es sind nicht bloss sehr gut erhaltene Waffen, Schmuckgegenstände, Thongefässe u. s. w. in grosser Anzahl gefunden worden, sondern wir haben auch Aufschlüsse durch diese Ausgrabungen bekommen über die somatischen Verhältnisse der damaligen Bevölkerung Westböhmens. Wir gratuliren dem verdienstvollen Director des für unsere Studien immer wichtiger werdenden Museums in Teplitz zur Vollendung dieses Werkes, dem sich bald weitere ebenso bedeutsame anschliessen mögen.

Der Festschrift der Münchener anthropologischen Gesellschaft habe ich das Inhaltsverzeichniss der Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns beigelegt, welche bis jetzt erschienen sind. Der Inhalt der Festschrift ist:

F. Mittermaier: Das vorgeschichtliche und das historische Inzkofen.
Bayerl: Künstliche Höhlen.
J. Ranke: Das Höhlenorakel des Trophonios.
M. Schlosser: Natürliche Höhlen.
P. Reinecke: Zur neolithischen Keramik von Eichelsbach im Spessart.
— Neolithische Station mit Bandkeramik von Heidingsfeld bei Würzburg.
— Urnenfelder der ältesten Hallstattzeit in der Nähe von Birkenfeld (Unterfranken).
M. Höfler: Das Jahr im oberbayerischen Volksleben mit besonderer Berücksichtigung der Volksmedicin.
E. Brug, F. Weber, A. Schwager: Eine bronzezeitliche Gussstätte auf Münchener Boden.
F. Weber: Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern.

Eine zweite Festschrift, die hier noch aufliegt, ist gegeben worden vom Württembergischen anthropologischen Verein, „Vom Pfahlbautenwesen am Bodensee und seiner Vorzeit“, von unserem vortrefflichen Ludwig Leiner in Constanz, der leider durch Unwohlsein verhindert ist, hier zu erscheinen. Wir haben dem Württembergischen Verein den wärmsten Dank auszusprechen für diese zeitgemässe Gabe. Es ist in populärer Form, aber nach streng-wissenschaftlicher Methode darin zusammengestellt alles, was über das Pfahlbautenwesen am Bodensee bisher, zu so grossem Theil von dem verdienten Verfasser selbst, geforscht und gefunden ist.

Ich möchte hier anschliessen, dass mir gestern die Freude zu Theil geworden ist, ein Werk des hochverehrten Herrn Majors von Tröltsch, auch über das Pfahlbautengebiet am Bodensee im Manuscript zu sehen, in welchem die einzelnen Funde ausführlich beschrieben werden. Ich freue mich auf das Erscheinen des Werkes, es wird gewiss wichtig für unsere Studien werden. Herr von Tröltsch übergab mir die folgende Inhaltsangabe des Werkes:

Die Pfahlbauten des Bodenseegebietes, von Major a. D. von Tröltsch.

„Vorliegende Abhandlung bezweckt, die theilweise schon früher in Zeitschriften, besonders in den vortrefflichen „Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich", veröffentlichten Ergebnisse der Pfahlbauforschungen des Bodenseegebietes in einem übersichtlichen Culturbilde darzustellen. Ausserdem beruht diese Arbeit auf werthvollen Mittheilungen anerkannter Forscher, wie meines hochverehrten Freundes Herrn Ludwig Leiner, des verdienten Begründers des „Rosgartens" in Constanz, des Herrn Geheimrath Dr. Wagner, des Vorstandes des vortrefflichen Grossherzoglich badischen Alterthumsmuseums in Karlsruhe, des Herrn Domänenrath Herz daselbst und der Herren prakt. Aerzte Dr. Lahmann in Ueberlingen und Dr. Nägeli in Ermatingen a. B. Auch dienten zu dieser Arbeit meine eigenen langjährigen Studien und Entdeckungen, Vergleichungen mit Funden in fremden Pfahlbauten und ethnologischen Parallelen; als weitere Erläuterungen: eine Pfahlbaukarte des Bodenseegebietes, Detailpläne einzelner Pfahlbaustationen, Bauconstructionen und zahlreiche Abbildungen gewerblicher Producte aller Art, welche meinem Werke beigegeben sind.

Der Text umfasst 3 Abschnitte:

1. **Die Pfahlbauten im Allgemeinen:** Vorzeitliche Pfahlbauten in Europa, Terramaren, geschichtlich beglaubigte europäische Pfahlbauten und die in fremden Welttheilen gelegenen.
2. Den Haupttheil bilden die Beschreibung der **Pfahlbauten des Bodenseegebietes:** ihre Anzahl und Verbreitung, sowie Construction während der Stein- und Bronzezeit; von ersteren die Pfahlrost- und Packwerkbauten, von letzteren die auf Pfahlrösten mit Querriegeln, mit Grundschwellen, mit und ohne Steinhügel. Auch enthält der Text ein Bild der Pfahlbaustationen (Pfahldörfer) mit ihren jeweiligen Grössen und Grundrissen, vermuthlichen Einwohnerzahlen, freien Plätzen, Gassen, Hütten, Ställen, Magazinen, Schutzwehren, Verbindungs- und Landungsstegen. — Landansiedelungen.
3. **Die Pfahlbaubewohner.** Deren Herkunft, Beschäftigungen. Wissenschaftlicher Werth der Fundgegenstände. Jagd, Fischfang, Ackerbau, Viehzucht, Kleidung, Schmuck und Ernährung. Besonders wichtig: die Gewerbe, deren Material und technische Herstellung: Anfertigung der Stein- und Feuersteingeräthe, Nephritmanufactur, Herstellung der Geräthe von Holz, Horn, Gerberei, Binden, Flechten, Weben, Töpferei aus Thon, Anfertigung von Geräthen aus Kupfer und Bronze. Den jeweiligen Gewerben sind deren Producte in übersichtlichen Fundlisten beigegeben.

Im Texte befindet sich ausserdem ein Ueberblick der anthropologischen Funde und der reichen Pfahlbauliteratur; ferner Ergänzungsbeilagen für die technische Herstellung der Feuersteingeräthe, über die Flora und Fauna im Bodenseegebiete, die europäischen Kupferlager u. s. w. — Der Umfang des Manuscriptes beträgt 250 Schreibseiten in Folio."

Es ist ferner vorzulegen ein Abdruck aus dem demnächst erscheinenden Heft 3, 1899 der „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde" von Herrn Director Voss, eine sehr wichtige Untersuchung über „Schiffsfunde", worüber Herr Voss selbst zu berichten gedenkt.

Dann hat gestern Herr Dr. Bernhard Hagen sein neues, schönes Werk überreicht:

Unter den Papuas. Beobachtungen und Studien über Land und Leute, Thier- und Pflanzenwelt im Kaiser-Wilhelmsland. 4°. 327 Seiten mit 46 Vollbildern in Lichtdruck, fast durchweg nach eigenen Originalaufnahmen. Wiesbaden 1899.

Ein Werk, welches auch ausserordentlich à propos erscheint, wir werden durch diese neuen Publicationen in die dem Reiche neu angegliederten Gebiete eingeführt. Durch sorgfältige Benützung der Literatur und Besprechung ethnologischer und geographischer Parallelen wurde aus den beabsichtigten „Beobachtungen" während des Verfassers fast anderthalbjährigen Aufenthaltes in Stefansort an der Astrolabebai ein stattlicher Band „Studien", wobei aber stets die Betrachtung der Verhältnisse an der Astrolabebai die Grundlage bilden. In dem werthvollen, schön ausgestatteten Werke werden nach dem Reisebericht behandelt: Klima und Gesundheitsverhältnisse, Pflanzenwelt und Thierwelt und die Eingeborenen. Als Anhang sind noch beigegeben: Märchen und Sagen, sowie eine Wörterliste der Bogadjimsprache von dem Missionär G. A. Hoffmann und systematische Listen der Fauna.

Zum Schlusse möchte ich noch auf die neue Uebersetzung des altberühmten, geistvollen Werkes:

Graf Gobineau: Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Deutsche Ausgabe von Ludwig Schemann. Bd. I u. II. 8°. XXVIII, 290 und 382 Seiten. Stuttgart, Fr. Fromanns Verlag (E. Hauff) 1898/1899

hinweisen, welches auch für die ethnologischen Fragen der Neuzeit noch das allgemeine Interesse beanspruchen kann. Das Werk, das in 4 Bänden erscheinen soll, wird kein Leser ohne vielseitige Belehrung und Anregung aus der Hand legen.

(Fortsetzung folgt.)

III. Gemeinsame Versammlung der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft

zugleich XXX. Allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft

in **Lindau** vom 4.—7. September 1899

mit Ausflügen nach Bregenz, Wetzikon, Zürich, Biel und Bern.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

(Zweite Sitzung. Fortsetzung.)

Vorsitzender **Waldeyer:**

Bevor wir in die eigentliche Tagesordnung eintreten, möchte ich mir doch erlauben, wegen der grossen Zahl der angemeldeten Vorträge noch auf die Bedingungen hinzuweisen, unter denen sie gehalten werden können; eine der wichtigsten derselben ist die Zeit; es darf ein Vortrag 20 Minuten nicht überschreiten. Ferner soll nicht abgelesen, sondern in freier Rede vorgetragen werden, auch bitte ich, das Manuscript dem Herrn Generalsecretär einzureichen, damit in der Veröffentlichung keine Verzögerung eintritt.

Herr Professor **Alex. Makowsky**-Brünn:

Ueber den diluvialen Menschen von Mähren.

Meine Damen und Herren! Ueber Aufforderung des Herrn Generalsecretär Professor Dr. J. Ranke wird mir die Ehre zu Theil, hier ein kleines Capitel aus der ältesten Culturgeschichte der Menschheit, betreffend den diluvialen Menschen in Mähren, zum Vortrage zu bringen.

Manchen von den geehrten Fachgenossen dürfte es als überflüssig erscheinen, wenn heute noch Beweise für die Anwesenheit des Menschen in der Diluvialperiode und zwar speciell Mährens erbracht werden, nachdem aus diesem Lande schon seit Jahren ebenso unzweifelhafte als wichtige Belege geliefert worden sind, die vielfach Gegenstand der Verhandlungen bei den anthropologischen Congressen der jüngsten Zeit gebildet haben.

Allein sowie ein Bau durch Anbringung neuer Stützen an Festigkeit zunimmt, so kann die Frage über den diluvialen Menschen durch weitere Belege nur an Beweiskraft gewinnen.

Der directe Nachweis der Anwesenheit des Menschen in der Zeit des Diluviums durch Auffindung menschlicher Skelettheile bleibt unsicher und in vielen Fällen zweifelhaft, denn wie uns Professor Kollmann in genialer Weise im Vorjahre in Braunschweig und nunmehr auch hier gezeigt hat, unterscheidet sich der Mensch der Steinzeit kaum vom modernen Menschen, ja man kann wohl als sicher annehmen, dass der Mensch der Diluvialzeit schon in mehreren Rassen gespalten war.

Ich habe mir daher seit vielen Jahren zur Aufgabe gemacht, auf „indirectem Wege", nämlich durch Feststellung der begleitenden diluvialen Thierwelt den Nachweis der Gleichzeitigkeit des Menschen mit diesen zu erbringen.

Unter den diluvialen Thieren nimmt das Mammut und sein Zeitgenosse, das Rhinoceros (tichorhinus im Ost, Merkii im West von Mitteleuropa) den hervorragendsten Rang ein, zumal ihr Aussterben herkömmlich das Ende der Diluvialzeit bezeichnet.

In einer in den Wiener anthropologischen Gesellschaftsschriften 1897 [1]) niedergelegten Abhandlung habe ich gezeigt, dass fast alle Skelettheile des Rhinoceros von den grossen Extremitätenknochen bis zu den Phalangen in sehr übereinstimmender Weise bearbeitet, aufgeschlagen, oft gebrannt und mit Aschen- und Kohlenresten bedeckt sind. Insbesondere sind die starken Oberarmknochen (humerus), deren Inneres wie bei allen Pachydermen keine Markhöhle, sondern nur ein spongiöses mit Mark erfülltes Zellgewebe aufweist, ihren Epiphysen (Gelenken) beraubt und im Innern einseitig trichterförmig ausgehöhlt und die Innenwandung mit Mergelkrusten (oft mit Kohlenspuren) versehen, ja selbst völlig mit Holzkohlen und Lehm ausgefüllt. In ganz übereinstimmender Weise fand ich im Petersburger Museum (anlässlich des Geologen-Congresses im Herbste 1897) dieselben Oberarmknochen des Rhinoceros (tichorhinus), aus Sibirien stammend, bearbeitet, gleichwie 1898 im Braunschweiger naturhistorischen Museum (anlässlich des Anthropologen-Congresses) einige Armknochen des Rhinoceros aus der dortigen Umgebung gefunden wurden. Gleiches berichtete jüngst (1899) Professor Dr. G. Laube in Prag, über Rhinocerosknochen aus dem Centrum von Böhmen.

Niemand, der mit Aufmerksamkeit derlei Knochen betrachtet, wird daran zweifeln, dass das Rhinoceros der Diluvialzeit ein Gegenstand der Jagd des damaligen Menschen gewesen, eine Thatsache, die zu meiner nicht geringen Befriedigung unser verehrter Altmeister Virchow, der 1897 in Brünn selbst diese Skelettheile einer eingehenden Untersuchung unterwarf, zugestanden hat (vide Bericht in der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1898). Weder Virchow noch ich haben behauptet, dass diese ausgekratzten Oberarmknochen zu Stützen eines Pfahlbaues gedient haben, wie Szombathy angibt. Auch die von diesem angenommene Aushöhlung durch Raubthiere ist entschieden abzuweisen, nachdem die Ränder von Rhinocerosarmknochen aus Höhlen Mährens (Kirsteiner Höhle), wo sie besser als im Löss erhalten geblieben, sehr deutliche Schlagmarken an den Rändern aufweisen.

Schwieriger gestaltet sich die Sache bei dem Mammut, weil bearbeitete Knochen dieses Thieres weit seltener sind; dies erklärt sich wohl leicht daraus, dass es dem Menschen der älteren Steinzeit mit seinen primitiven Hilfsmitteln nur möglich war, jüngere Exemplare dieses gewaltigen Dickhäuters zu erlegen und als Nahrung zu verwenden.

Schon im Mai 1897 wies ich den in Brünn versammelten Anthropologen einige bearbeitete Knochen von jungen Mammuten vor. Unter diesen befinden sich drei schon vor mehr als 10 Jahren bei der Wranamühle (8 km nördlich von Brünn, gelegentlich eines Bahnbaues) aufgefundene rechte Armknochen von ungleich alten Mammut vor, aus einer Location, die durch die Fülle der aufgehäuften Knochen vieler diluvialer Thiere (Mammut, Rhinoceros, Ren und Riesenhirsch, Lösshyäne und Höhlenbär, Bison etc.) als ein zweifelloser Lagerplatz des diluvialen Menschen zu bezeichnen ist.

Diese drei Armknochen des Mammut konnte ich mir weder bezüglich ihrer Form noch ihrer Verwendung erklären. Virchow, der diese Knochen in Brünn untersuchte, bezeichnete sie wahrscheinlich als künstlich ausgehöhlte Knochenstücke, die als Stütze eines Pfahles, etwa zur Aufrichtung eines Zeltes (wie bei den heutigen Wilden Afrikas) gedient haben. Hierbei war weder an einen Pfahlbau (wie in der neolithischen Zeit) noch weniger an den Bau regelrechter Hütten zu denken!

Diese Armknochen besitzen bei abgeschlagenen Epiphysen, mit sehr deutlichen Schlagmarken an den Rändern, eine Aushöhlung von dem peristalen Ende aus in prismatischer oder besser pyramidaler Form mit quadratischem Querschnitte in einer Länge bis zu 26 cm. Ihre Innenwandungen sind zum Theil glatt, die Basis bildet eine kleine Fläche von quadratischer Form. Ob diese Höhlung, wie Virchow annimmt, durch Eintreiben eines zugespitzten Holzpfahles, oder wie ich aus dem Mangel von Knochensplittern im Innern und aus den theilweise geplatteten Seitenwänden vermuthe, vorher künstlich ausgearbeitet wurde, ist völlig nebensächlich. Wichtig bleibt die Thatsache, dass eine derartige Bearbeitung nur am frischen Knochen möglich war.

Nicht nur im Petersburger Congresse 1897, wo dieser Knochen von Fachmännern einer genauen Untersuchung unterzogen wurde, sondern auch im Februar ds. Js. bei der Generalversammlung der Wiener anthropologischen Gesellschaft wies ich diese Knochen vor und fand in beiden Fällen keinen Widerspruch.

Im Februar ds. Js. zeigte ich auch einen erst im December 1898 in der bekannten Lössstation in Joslowitz im südlichen Mähren aufgefundenen Mammutknochen, nämlich die rechte Tibia eines jungen Thieres mit beiderseits abgeschlagenen Epiphysen. Dieser Knochen ist vollständig durchlocht mit quadratischem Querschnitte, in der Mitte etwas verjüngt. Erst bei der Heraushebung durch den Finder (einem Hörer der Brünner Hochschule) zerfiel der Knochen in zwei Theile, die sofort ohne weitere Beschädigung wieder durch Leim zusammengefügt wurden. Eine Veränderung der Innenhöhle war vollständig ausgeschlossen.

Bei dem Knochen lag ein etwa 12 cm langes zugespitztes flaches Knochenwerkzeug (ein Meissel oder Schaber) aus der Tibia des Wildpferdes (das in Joslowitz sehr häufig sich findet), das möglicher Weise zur Auskratzung des spongiösen Knocheninneren gedient haben mochte. (Nach Berichten des Finders ist nachträglich ein ähnliches Knochenwerkzeug von grösseren Dimensionen daselbst aufgefunden worden.)

Eine sofortige Untersuchung der von mir seit Jahren gesammelten Mammutreste der Brünner Sammlung ergab zwei sehr ähnliche Tibiaknochen des Mammuts von jüngeren Thieren, deren Inneres in ähnlicher Weise ausgekratzt, jedoch später von Mergelkrusten mit einigen Kohlenspuren ausgefüllt worden sind und calcinirt also in heisser Asche gelegen waren.

Wir können daher nicht zweifeln, dass das Mammut gleichfalls ein Jagdthier des diluvialen Menschen gewesen, zumal von Mammut verschiedene bearbeitete Skelettheile (selbst Milchzähne) in den Brünner Lagerstätten (im Löss wie in den Höhlen) sich vorgefunden haben.

Ich verweise jedoch, da hier mir nur eine kurze Zeit zur Verfügung steht, auf meine jüngste Arbeit, die als Beitrag zur Festschrift des 50jährigen Jubi-

[1]) Das Rhinoceros als Jagdthier des diluvialen Menschen. 1897. B.

läums der Brünner technischen Hochschule Mitte October ds. Js. zur Veröffentlichung gelangt. In derselben sind in zusammenfassender Weise alle Beweise über die Existenz des diluvialen Menschen in Mähren gesammelt und wie die vorläufig hier zur Vorlage gelangten neun Tafeln in Lichtdruck zeigen, durch zahlreiche bildliche Belege zur Anschauung gebracht und zwar Stein- und Knochenwerkzeuge, Artefacte aus Mammut- und Rhinocerosknochen und Zähnen, selbst zwei unzweifelhaft sehr rohe kleine Thongefässe von primitivster Form, ohne Verzierung und Henkel, ferner bearbeitete Knochen und Zähne von Mammut, Rhinoceros, Wildpferd, Bison, Ren, Riesenhirsch, Edelhirsch (Wapili), Lösshyäne und Höhlenlöwe und zuletzt Kiefer und Schädel (1885 und 1891) des diluvialen Menschen aus dem Löss von Brünn mit dem bekannten Idol von Brünn, einer aus Mammutstosszahn geschnitzten nackten menschlichen Figur.

Sämmtliche Objecte befinden sich im Mineralogisch-geologischen Institute der Brünner Hochschule in Aufbewahrung.

Zu meiner nicht geringen Ueberraschung übergab mir Herr Geheimrath Virchow am gestrigen Abend den Separatabdruck einer im Juli ds. Js. veröffentlichten Arbeit des Herrn Hofcustos J. Szombathy, die in den Wiener Gesellschaftsschriften jüngst zur Ausgabe gelangte, ohne dass ich bisher Gelegenheit fand sie zu sehen, da ich mich schon seit Wochen auf Studienreisen befinde.

In derselben Schrift sucht Szombathy den Beweis zu erbringen, dass die Aushöhlung von Rhinocerosarmknochen durch Raubthiere geschehen sei und dass die Aushöhlung der Mammutknochen von der Wranamühle in Brünn auf eine vorhandene Markröhre im Mammutknochen zurückgeführt werden muss. Was die erstere Bemerkung betrifft, so halte ich eine Widerlegung bei der von Vielen anerkannten Thatsache einer durch den Menschen erzeugten Aushöhlung für überflüssig. Bezüglich der Mammutknochen bemerke ich, dass ich zahlreiche Extremitätenknochen von jungen und alten Thieren besitze, die frei von jeder Höhlung sind, wie denn in paläontologischen Werken ausdrücklich hervorgehoben ist, dass Mammut und Rhinoceros (wie alle Dickhäuter) keine Knochen mit Markröhren besitzen.

Ob die von Herrn Szombathy angeführte kleine Höhlung des Armknochen im indischen Elephanten einen quadratischen Querschnitt besitzt, entzieht sich meiner Beurtheilung. Ich halte es übrigens für ausgeschlossen, dass Markröhren im Innern überhaupt einen genau quadratischen Querschnitt besitzen können und überlasse dies der Beurtheilung von Anatomen.

Es ist hier weder Zeit noch Ort, diese wichtige Frage zur endgiltigen Entscheidung zu bringen, doch fordere ich alle Fachgenossen zur rigorosesten und aber auch objectiven Untersuchung auf, denn nur im Widerstreit der Meinungen liegt die Wahrheit.

Herr **Joseph Szombathy**-Wien:

Ich verdanke es der Herrschaft jener Principien, welche erst gestern wieder von unserem hochverehrten Altmeister Virchow proclamirt wurden, dass ich mir erlauben darf, hier in einer Frage das Wort zu ergreifen, über welche bereits gewiegte Forscher, wie der bedeutende Geologe Makowski und die berühmten Anthropologen, auf welche er sich beruft, gesprochen haben. Wir halten uns eben daran, dass nicht die von competenter Seite einmal ausgesprochenen Meinungen als Lehrmeinungen unserer Wissenschaft unter allen Umständen geltend bleiben müssen, sondern dass es sich vor Allem um die richtige Erkenntniss der Thatsachen handelt. Darum habe ich bereits vor zwei Jahren, als wir in Brünn bei der Besprechung der diluvialen Knochenreste aus der Umgebung von Brünn verweilten — freilich nur ganz bescheiden und, wie ich nachträglich gesehen habe, ohne bemerkt worden zu sein —, darauf aufmerksam gemacht, dass die Aushöhlung in den Oberarmknochen von Elephas primigenius nicht künstlich erzeugt ist, sondern alle Spuren der vollkommen natürlichen Knochenbildung an sich trägt. Den übrigen inzwischen ausgesprochenen gegentheiligen Meinungen habe ich mir erst wieder erlaubt mein Wort entgegenzusetzen, als ich in die Lage gekommen war, die betreffenden Knochen nochmals einer sorgfältigen Untersuchung zu unterziehen. Diese Gelegenheit ergab sich, als ich es übernahm, die photographischen Originale für die Abbildungen herzustellen, welche Professor Makowskys Beschreibung der mährischen Mammutknochen begleiten[1]) und welche auch heute hier ausgestellt sind.

Bei der Beurtheilung der Knochen der grossen diluvialen Dickhäuter dürfen wir nicht vergessen, dass wir gewohnt sind, Rhinoceros und Elephas mit eben dem Worte „Dickhäuter" zusammenzufassen, dass aber diese beiden Familien bekanntlich zwei sehr verschiedenen Säugethiergeschlechtern angehören.

Das Rhinoceros gehört zur Ordnung der Perissodactyla und ist ein indeciduates Säugethier, während der Elephant zu den Rüsselthieren und mit diesen zu den Deciduaten gehört. Beim Rhinoceros liegt wirklich der Fall vor, dass die Oberarmknochen und wohl auch die übrigen langen Knochen des Skelets vollkommen mit Spongiosa erfüllt sind, was ich auch in meiner kürzlich erschienenen Besprechung[2]) bestätigt habe. Bei den Rüsselthieren ist dies nicht der Fall. Bei diesen sind die grösseren Röhrenknochen und speciell der Oberarm nicht vollkommen dicht mit Spongiosa erfüllt, sondern innerhalb derselben bleiben grössere Markhöhlen, so wie es in viel stärkerem Maasse bei den Wiederkäuern zu sehen ist. Ich erlaube mir für beide Beispiele kleine Abbildungen vorzulegen (l. c. Fig. 41 und 44). Es sind für den Vergleich Durchschnitte gemacht durch den humerus eines recenten sumatrensischen Rhinoceros und eines indischen Elephanten. Da zeigt sich, dass der Oberarmknochen des Rhinoceros vollständig mit kleinmaschiger Spongiosa erfüllt ist, dass aber jener des Elephanten eine ziemlich ansehnliche Markhöhle besitzt. Wenn man diese Markhöhle prüft und mit dem diluvialen Material vergleicht, wie es mir möglich war, so erkennt man, dass ihre Ausgestaltung ganz gleichartig ist mit den viereckigen Höhlen, welche die Oberarmknochen des Mammut zeigen.

Ich glaube durch die genaue Prüfung der alten Knochen und durch den Vergleich mit den recenten genügend dargethan zu haben, dass die Annahme einer künstlichen Aushöhlung des Mammuthumerus abzuweisen ist. Aber ich meine, dass diese Frage an und für sich gar nicht sehr wichtig ist, denn ob die Familie Elephas im Oberarm eine Markhöhle hat oder nicht, das ist für die von so vielen anderen Seiten gestützte

[1]) Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXIX, p. 53, Tafel II.

[2]) Joseph Szombathy, Bemerkungen zu den diluvialen Säugethierknochen aus der Umgebung von Brünn. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXIX, 1899, p. 78.

Frage der Existenz des diluvialen Menschen ziemlich nebensächlich. Ich habe meine Beobachtungen nur mitgetheilt, um einen in unseren Kreisen wiederholt ausgesprochenen Irrthum von untergeordneter Bedeutung zu beseitigen, damit er sich nicht fortsetze und gerade bei Naturhistorikern, welche von der anthropologischen Forschung etwas weiter abstehen, Gelegenheit gebe, uns wegen Ungründlichkeit oder dergleichen zu verunglimpfen.

Die weiteren Einzelnfragen, ob die eine oder andere Bruchstelle eines Knochens eine Schlagmarke zeige oder eine natürliche Bruchfläche, lassen sich natürlich hier im Wege der Debatte nicht sicher richtig und klar stellen. Das ist etwas, was der detaillirtesten Vergleichung der Stücke anheimgegeben bleibt, worauf aber im Grossen und Ganzen auch nicht viel ankommt. Bezüglich der vorliegenden ausgehöhlten Diaphyse der Tibia eines Mammuts ist Herr Makowsky auch der Ansicht, dass die Aushöhlung durch den diluvialen Menschen und wahrscheinlich mit einem der kleineren vorgelegten Knochenstücke bewirkt wurde. Heute ist wohl von ihm — entgegen der gestern Abends noch aufrecht erhaltenen Ansicht — anerkannt worden, dass dieses Stück in vier Längsstücke zerfallen war und dass diese, wie es auch in jedem anderen gut verwalteten Museum geschehen wäre, wieder zusammengeleimt worden sind. Dadurch hat diese Tibia jedoch das Anrecht verloren, dass wir die in ihr enthaltene Höhlung als unbeschädigt betrachten, denn selbstverständlich ist durch das Entzweispringen das mürbe spongiöse Knochengewebe erschüttert und beschädigt worden. Die Frage also, ob diese Tibia in einer geringeren Ausdehnung, als wir jetzt die Höhlung sehen, in vorhistorischer Zeit ausgehöhlt worden ist, ist an diesem Stücke meiner Meinung nach absolut nicht mehr zu entscheiden. Ich habe bei genauer Betrachtung des Knochengewebes gefunden, dass der jetzige Hohlraum in ganz junger Zeit durch das (ganz gewiss unabsichtliche) Ausbrechen der Spongiosa seine jetzige Ausdehnung erhalten hat. Diese Ansicht stützt sich auf den Vergleich der entschieden alten Bruchstellen mit jenen, welche ich für neu halte. Diese beiden sehen verschieden aus. Die alten Bruchstellen entsprechen im Grossen und Ganzen der Beschaffenheit der Brüche am frischen Knochen. Es ist je nach der Richtung ein splitteriger oder muscheliger Bruch, der nicht krümelig ist, und diese Bruchstellen sind durch die lange Zeit in ganz gleicher Weise patinirt worden, wie die unverletzte Oberfläche des Knochens. Die neuen Bruchstellen hingegen zeigen erstens die der mürben Masse des halbversteinerten Knochens entsprechende krümelige Beschaffenheit und zweitens eine frischere, lichtere Farbe. An der Hand dieser zwei Merkmale muss ich den ganzen Innenraum der vorliegenden Tibia als nach der Petrification ausgebrochen, respective in allen seinen Theilen auf das jetzige Maass erweitert bezeichnen.

Ich habe mir diese kurzen Bemerkungen erlaubt, um den von mir eingenommenen Standpunkt klar zu stellen und möchte noch einmal betonen, dass ich dieser Frage keine grosse Wichtigkeit beimesse und meine kleine Schrift nur für eine ganz nebensächliche Richtigstellung halte.

Herr **R. Virchow:**

Ich glaube, dass der Herr Vorredner im Augenblicke zu weit geht, wenn er das für eine nebensächliche Frage erklärt; wir waren umgekehrt der Meinung, dass es eine Hauptfrage sei, ob die Aushöhlung in den Knochen natürlich war oder künstlich hervorgebracht ist. Ich will in dieser Beziehung bemerken, dass meine Autorität in Bezug auf die Frage der Natürlichkeit Herr Makowsky war; er hat sich speciell mit der Beschaffenheit der alten Dickhäuterknochen beschäftigt, während ich niemals den Anspruch erhoben habe, ein Kenner derselben zu sein. Indess als ich nicht bloss die Erfahrung des Herrn Makowsky hörte, sondern auch seine Präparate von durchschnittenen Knochen sah, die noch ganz und gar mit Spongiosa gefüllt waren, habe ich mich dem Glauben hingegeben und habe die durchgehende Spongiosität der langen Pachydermen-Knochen als eine beglaubigte und zugleich merkwürdige Thatsache angesehen.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit bemerken, dass ich ausser der directen Prüfung der Markhöhle noch einen anderen Standpunkt habe, wenn ich solche Dinge betrachte, nämlich den des allgemeinen Anatomen. Es würde mir als solchem etwas Ungewöhnliches sein, bei einem so grossen Knochen eine Markhöhle zu finden, welche gerade umgekehrt, wie sonst, gegen die Mitte des Knochens eine Zuspitzung und gegen das Ende des Knochens eine Aushöhlung hätte. Die gewöhnlichen Markhöhlen in den langen Knochen der Extremitäten sind so eingerichtet, dass ihre Mitte das Weiteste ist, somit, da die Grenzen der Markhöhle in den Endtheilen der Diaphyse liegen, gegen die Enden hin sich immer mehr Spongiosa anhäuft, während die Markhöhle sich immer mehr verkleinert und endlich ganz aufhört, indem sie sich zuspitzt. In den Brünner Knochen findet das Umgekehrte statt. Die Mittheilung des Herrn Szombathy hat mich daher nicht wenig überrascht. Ich will aber nicht bezweifeln, dass er das von ihm Berichtete irgendwo gesehen hat und dass seine Zeichnung correct ist; ich werde auch meinerseits mich durch die Betrachtung solcher Knochen besser informiren. Aber man kann es uns alten Anatomen nicht übelnehmen, wenn wir eine allgemeine Regel, die wir aus der directen Beobachtung entnommen haben, nicht mit einem Male auf den Kopf stellen lassen wollen. Ob der eine Fall genügt, die allgemeine Regel umzustürzen, müssen wir abwarten. Im Allgemeinen bin ich nicht gerade der Meinung, dass der versuchte Nachweis genügt.

Ich war vielmehr zu der Vorstellung gekommen, dass eine solche Höhle, wie sie die Brünner Knochen zeigen, als eine natürliche überhaupt nicht vorkommen kann, dass sie aber nachträglich hergestellt sein muss. Die Frage ist nur, ob sich die innere Spongiosa etwa zufällig aufgelöst hat. Man scheint sehr übertriebene Vorstellungen von Verwesung und Vernichtung zu haben, und zu glauben, dass auch am Knochengewebe von selbst eine Verwesung eintritt. Aber die ausgehöhlten Knochen sind sehr fest, und diese Festigkeit geht bis in die Nähe des Markcanals hinein. Ich war in Brünn an Ort und Stelle und habe nachher von Herrn Makowsky Knochen bekommen, die noch mit Erdmasse gefüllt waren. Da gab es überhaupt keine freiliegende Knochensubstanz, sondern die Knochen waren in die eingedrungene Erde eingepackt und damit erfüllt. Eine nachträgliche Auflösung oder Erweichung muss ich daher entschieden ablehnen. Für mich liegt die Frage so: Handelt es sich um die Bildung der centralen Höhle durch Menschenhand? und wenn, wozu hat er das gethan? Nun sind wir ja gewöhnt, vielerlei Knochen zu sehen, die aufgeschlagen wurden, um daraus durch mechanische Gewalt das Mark oder die Spongiosa zu entnehmen, sie direct auszulutschen oder auszukochen. Das ist die eine Möglichkeit, die genügte mir aber für diese Betrachtung nicht, ich konnte nämlich nicht

herausbringen, wie es kommen sollte, dass Jemand, der die Markmasse herausbringen wollte, gerade ein viereckiges Loch in der Knochenaxe macht. Herr Makowsky geht jetzt etwas weiter, als ich geneigt war zu gehen, indem er annimmt, dass vielleicht durch ein Werkzeug das Loch gemacht sei. Ich möchte das vorläufig bezweifeln; man könnte es vielleicht gelegentlich an einem Exemplar versuchen, aber ich denke, es würde sich dann zeigen, dass sich ein viereckiges Loch in der Spongiosa nicht so leicht herstellen lässt, jedenfalls nicht ein so grosses Loch wie hier, wo man die Faust hineinstecken kann. Andererseits sieht man, dass das Loch eine ziemlich ebene Innenfläche hat, welche von der Mitte des Knochens aus hineinreicht. Ich meine aber nicht, dass die Glättung besonders hergestellt, ein wirkliches Artefact war. Das hat mich zu der Frage gebracht: Gibt es nicht eine andere Möglichkeit? So kam ich auf die Frage: ist es vielleicht geschehen, indem man einen grossen, festen Körper hineingetrieben hat. Ein Stein dürfte es nicht gewesen sein, weil man viereckige Steine von dieser Form nicht leicht findet. So kam ich auf einen viereckigen Holzpfahl und dachte mir, dass man den Knochen als Klotz in die Erde gesteckt und hölzerne Pfähle in die Spongiosa desselben eingetrieben habe, um ein Zelt aufzuschlagen. In dieser Beziehung will ich zunächst bemerken, dass es die gewöhnliche Praxis der Wilden ist, die noch gegenwärtig, namentlich im Norden, existiren, dass sie Thierfelle oder wollene Decken ausbreiten und darunter Holzstangen setzen, um auf diese Weise die einfachsten Hütten zu errichten. Davon haben wir sehr viele Beispiele; sowohl aus Amerika, wie aus Asien liegen genug Beschreibungen vor, wie man solche Zelte errichten kann. Es ist aber auch nichts ganz Ungewöhnliches, prähistorische Hinweise auf einen solchen Gebrauch zu finden. In der uns hier überreichten Festschrift von Leiner in Constanz heisst es auf Seite 17 von den Pfahlbauhütten:

> Beim Aufstellen der Pfähle zum Rost der Hütten müssen, so bei Bodman, Fundamentirungsklötze zunächst gedient haben, von 60—65 cm Breite und 32—35 cm Tiefe, 8—10 cm dick, inmitten mit Löchern von beiläufig 10 cm Weite, in welche die Pfähle gesteckt wurden.

Das ist genau das, was ich hier auch vermuthet hatte. Dann fährt Leiner fort:

> Sie dienten offenbar dazu, dass diese Stützpfähle bei späterer Belastung nicht weiter in den weichen, schlammigen Uferlettboden eindrangen, auf den sie, platt festliegend, mit breiterer Grundfläche sich eindrückten. Die so aufrecht eingetriebenen Stützpfähle wurden dann mit Querriegeln verbunden, welche Einschnitte haben, und auf dieses Gerüst dann der aus Rollholz mit Weiden zusammengebundene Boden gelegt. Auf dem stunden viereckige Hütten u. s. w.

Ich will nicht sagen, dass das ein Beweis für meine Hypothese von den Löchern in den Brünner Knochen sei, aber Sie sehen, dass auf einem, uns im Augenblicke sehr naheliegenden Boden Dinge passirt sind, die ungefähr dem Schema entsprechen, welches ich mir für Mähren gemacht hatte. Wir werden also fortfahren dürfen, über die Sache zu recherchiren; es werden vielleicht manche Knochen noch dazu herhalten müssen, um Material definitiver Natur zu liefern. Ich hatte nur das Interesse daran, an dieser Frage zu erklären, wie ein Mensch darauf verfallen sein könne, gerade ein solches Loch zu machen. Stellte sich heraus, dass das Loch eine natürliche Höhlung ist, so wäre die ganze Fragestellung sofort überflüssig.

Herr Rector Dr. **Kellermann**-Lindau:

Wir haben in der Realschulsammlung einen ganz unbeschädigten Unterschenkelknochen des Mammuts, der vor einigen Jahren aus dem Bodensee durch die Baggermaschine heraufgeholt wurde; wenn die Herren wissen wollen, wie das Innere eines solchen Knochen aussieht, so könnte ich ihn durchsägen lassen und der Versammlung vorlegen.

Herr **Szombathy**-Wien:

Wenn ich mir noch ein Wort gestatten darf, so will ich das Verhältniss der vorliegenden Humerusstücke zum ganzen Humerus des Mammuts bezeichnen. Die Vergleichung zeigt, dass unsere Stücke nicht mehr sind, als nur die distalen Hälften der Diaphyse mit Theilen der distalen Epiphyse. Das obere offene Ende unserer Knochen entspricht der Mitte des Oberarmknochens, und wenn an dieser Stelle die Markhöhle am weitesten ist und sich von da an gegen die distale Epiphyse hin verengert, so entspricht das sehr genau der Erfahrung, nach welcher die Markhöhle im Allgemeinen in der Mitte der Diaphyse am geräumigsten ist.

Was die Gestalt der Markhöhle anbelangt, so habe ich gefunden, dass dieselbe beim recenten Elephanten ebenso an eine steile vierseitige Pyramide erinnert, wie beim Mammut, dass ihre Flächen dieselbe Lage zu den Aussenflächen des Humerus einnehmen und dass sich wahrscheinlich kein weiterer Unterschied findet, als die Grösse der Höhle, welche wohl nach der Grösse und dem Lebensalter der Knochen schwankt.

Was nun das liebenswürdige Anerbieten des Herrn Geschäftsführers Dr. Kellermann betrifft, so möchte ich es meinerseits gar nicht annehmen. Der von ihm beigebrachte Knochen ist eine Tibia und unsere Auseinandersetzungen betreffen speciell den Oberarm. Das Zersägen dieses ziemlich jungen Schienbeines würde uns wenig nützen.

Herr **R. Virchow:**

Ich erlaube mir nur ein paar Worte zu sagen, weil ich Herrn Szombathy nicht ganz nachkommen kann. Er will nachweisen, dass der engere Theil der Markhöhle die Mitte des Knochens ist und der weitere dem Ende entspricht. Das würde ein sonderbarer Röhrenknochen sein; der entspricht meinem Ideal nicht. Wenn ich auch jeder Belehrung zugänglich bin, so gebe ich doch immer nur der Nothwendigkeit nach.

Herr Professor **Makowsky**-Brünn:

Das Opfer wäre zu gross, den Knochen zu zerstören. Ich stimme ganz dem bei, dass die Tibia des Mammuts keine Markröhre besitzt, aber ich muss bemerken, dass überall, wo Röhrenknochen vorhanden sind, auch die Tibia immer durchhöblt ist, so z. B. beim Rind, Pferd u. s. w. Wenn also diese Tibia nicht durchlocht ist, so kann man wohl einigermaassen daraus schliessen, dass auch der Oberarmknochen eine solche Höhlung nicht besitzt. Ich werde mir seiner Zeit erlauben, meine ausführlichen Begründungen auch noch schriftlich darzustellen.

Herr **Waldeyer**

spricht sich dahin aus, dass zwischen der Innenwand des gänzlich durchlochten Knochens (A) und den Innenwänden der mit verjüngten blindendenden Höhlungen versehenen Knochen (B und C) ein auffälliger Unterschied bestehe. Die Innenwände des Knochens A, der gänzlich gespalten war, sind rauh und überall unregelmässig begrenzt; sie sind jedenfalls nicht die natür-

lichen Wandflächen der Knochenhöhle. Anders liegt es bei den Knochen B und C. Hier sehen wir glatte Flächen, die völlig wie natürliche Flächen sich ausnehmen; die Umrandungen der in die Höhle hie und da einmündenden kleinen Nebenräume sind ganzrandig und glatt. Vielleicht liesse sich durch die Untersuchung mikroskopischer Schliffe eine Entscheidung gewinnen und zwar durch den Nachweis von sogenannten inneren Grundlamellen, die für natürliche Begrenzungsflächen sprechen würden.

Herr Hofrath Dr. **Toldt**-Wien:

Ich möchte mir erlauben, zu dieser Frage zu bemerken, dass die Markhöhle nicht etwas von vorneherein Gegebenes, sondern ein Product der Entwickelung und des Wachsthums ist und weiterhin ein Product der Senescenz der Knochen. Ganz jugendliche Individuen der in Frage stehenden Thierspecies mögen vielleicht keine Markhöhle haben, Thiere ähnlicher Art haben vielleicht grössere Markhöhlen; und was die Form anbelangt, so muss die Markhöhle nicht immer nur eine cylindrische sein, sondern es kann sich ihr Querschnitt nach den Dimensionsverhältnissen des Knochens richten. Die Art und Weise, wie die Markhöhle entsteht, ist die durch Resorption der bereits bestehenden Knochenmasse, der sogenannten Spongiosa, welche das Innere des jugendlichen Knochens durchzieht, und selbst der angrenzenden Theile der compacten Substanz; diese wird im Laufe der Jahre resorbirt, sie schwindet, und dadurch wird das Vorkommen glatter Flächen, wie wir sie hier sehen, bedingt. Ich möchte meiner Meinung dahin Ausdruck geben, dass die Beschaffenheit der Flächen an sich dafür spricht, dass diese Höhle natürlicher Art ist. Die Constatirung für den einzelnen Fall ist nicht möglich dadurch, dass wir die Knochen einfach durchschneiden; man muss sich vor Allem über das Alter der Thiere orientiren; es könnten möglicher Weise diese Knochen bei jungen Thieren keine Markhöhle zeigen, während sie bei älteren Thieren Markhöhlen besitzen. Die hier vorgebrachten Beweismittel halte ich daher für keine untrüglichen.

Herr Dr. **Köhl**-Worms:

Neue steinzeitliche Gräber- und Wohnstättenfunde bei Worms.

Sie haben so eben interessante Schilderungen vernommen aus der ältesten Zeit menschlicher Thätigkeit; der Zeit, in welcher der Mensch noch mit den grossen Thieren der Diluvialperiode zusammengelebt hat, gestatten Sie mir jetzt, Ihnen Mittheilung zu machen über die nun folgende Periode der menschlichen Culturentwickelung, die Zeit, in der die Dickhäuter schon längst verschwunden sind, wo die Menschen schon sesshaft waren und bereits Ackerbau und Viehzucht kannten, die Periode der jüngeren Steinzeit, die aber, wie Sie gestern von Herrn Professor Montelius gehört haben, noch über 5000 Jahre hinter uns zurückliegt.

Als vor nun bald zweiundeinhalb Jahrzehnten die Deutsche anthropologische Gesellschaft zum ersten Male in einer Stadt am Bodensee tagte, da war von der neolithischen Periode Südwestdeutschlands nur sehr wenig bekannt, deren Kenntniss gegenwärtig, Dank der intensiven Forschung der beiden letzten Decennien, schon sehr weit vorgeschritten ist, und die namentlich durch einige glückliche Funde der zuletzt verflossenen Jahre eine ungeahnte Bereicherung erfahren hat. Damals waren es hauptsächlich zwei Fundstellen, welchen wir unsere Kenntniss der neolithischen Cultur Südwestdeutschlands verdankten und welche das Auge der Forscher vor Allem auf sich lenkte. Es waren dies zunächst die Ufer des Bodensees und dann die Umgebung der Stadt Worms. Die ersteren berühmt durch ihre Pfahlbauwohnstätten, letztere durch das grosse Todtenlager vom Hinkelstein bei Monsheim. Lernten wir hier die Wohnungsverhältnisse, die Geräthe des täglichen Gebrauches, die Nahrung und Kleidung der Steinzeitbewohner der Pfahlbauten kennen, so wurden uns dort die Gebeine der Steinzeitmenschen selbst, ihre Bestattungsart, ihre Todtengebräuche und manches Andere enthüllt, von dem uns die Fluthen des Sees nichts mehr zu erzählen vermochten.

Da es mir nun vergönnt ist, Ihnen heute über weitere neolithische Funde aus der Umgebung von Worms zu berichten, so konnte ich mir nicht versagen, auf diese Verhältnisse und die gewissermaassen indirecten Beziehungen beider Landschaften zueinander in der Erforschung der Steinzeit an dieser Stelle hinzuweisen.

Wie Sie aus den Versammlungen von Speyer und Braunschweig her wissen, war es mir in der letzten Zeit geglückt, innerhalb $2^1/_2$ Jahren drei neolithische Grabfelder bei Worms aufzufinden und auszugraben, das erste grössere in Worms selbst, das nächstgrosse bei Rheindürkheim und das dritte kleinere bei Wachenheim; und dieser Reichthum an Grabfeldern der Steinzeit scheint noch lange nicht erschöpft zu sein, denn schon wieder bin ich in der glücklichen Lage, Ihnen von der Entdeckung eines neuen, in etwas weiterer Entfernung von Worms, aber ebenfalls am Rhein gelegenen Grabfeldes berichten zu können, aus welchem ich schon eine Bestattung erhoben habe, während die übrigen Gräber vorerst wegen Anlage des Feldes als Weinberg nicht aufgedeckt werden können, erst in wenigen Jahren wird sich das ermöglichen lassen. Und ferner, wenn mich nicht Alles täuschte, so bin ich der Entdeckung noch eines weiteren neolithischen Grabfeldes auf der Spur, das wiederum in nächster Nähe von Worms gelegen ist und über das ich Ihnen ebenfalls in einem der nächsten Jahre hoffe berichten zu können. Auf diese Weise werden unsere Kenntnisse über neolithische Bestattungen von Jahr zu Jahr immer mehr vervollkommt werden. Aber auch die Wohnstätten dieser Neolithiker scheinen jetzt ihren Schoss aufthun und uns mit ihrem Inhalt bereichern zu wollen, denn auch in dieser Beziehung kann ich Ihnen heute eine erfreuliche Thatsache melden, nämlich die Entdeckung einer sehr viele Wohngruben umfassenden neolithischen Station in der Nähe von Worms, und es wird dieser neue Fund gerade in hohem Maasse geeignet sein, die Ergebnisse unserer Gräberforschung nach verschiedenen Richtungen hin zu ergänzen und zu vervollständigen und damit zugleich unsere Kenntnisse der neolithischen Cultur um ein Bedeutendes fördern helfen. Es war ja schon im Vorhinein anzunehmen, dass wohl in der nächsten Nachbarschaft der Grabfelder auch die Wohnplätze der Bestatteten gelegen haben werden, allein trotz aller Mühe war davon bisher Nichts aufzufinden gewesen. Da die beiden Grabfelder von Worms und Rheindürkheim in unmittelbarer Nähe des Rheinufers liegen, so konnte man annehmen, dass die Wohnstätten sich ehemals noch näher am Strome befunden haben werden und vielleicht bei einer Veränderung des Rheinlaufes innerhalb der verschiedenen Jahrtausende seit ihrer Anlage dem Strome zum Opfer gefallen waren. Ferner ist auch in der Nähe des ersten von Lindenschmit beschriebenen Grabfeldes am Hinkelstein alles

Gelände mit Weinberg dicht bestellt und so dürften auch dort diese Wohngruben, wenn sie nicht schon bei Anlage der Weinberge zerstört worden sind, nur schwer aufzufinden sein. Aber unweit davon auf demselben Höhenzuge, der den von Westen nach Osten fliessenden Pfrimmbach auf seinem nördlichen Ufer begleitet, gelang es mir, in diesem Jahre die vorhin genannte sehr ausgedehnte neolithische Wohnstätte aufzufinden, welche, wie sie sich nachher überzeugen können, schon eine verhältnissmässig reiche Ausbeute an keramischem und anderem Material bis jetzt geliefert hat und jedenfalls auch noch ferner liefern wird. Aber Sie werden sich auch davon überzeugen können, dass diese keramischen Reste wieder eine andere Phase der jüngeren Steinzeit repräsentiren als die, welche ich Ihnen nachher aus den Gräbern vorzulegen habe.

Bevor ich mich jedoch diesem Theile meines Vortrages zuwende, erübrigt es mir, Ihnen über die weitere Ausgrabung auf dem Grabfelde von Rheindürkheim kurz zu berichten. In Braunschweig konnte ich Ihnen über die Aufdeckung von 20 Gräbern Mittheilung machen und daran die Bemerkung knüpfen, dass sich jedenfalls noch weitere Gräber auf den benachbarten Aeckern finden lassen würden. Das hat sich denn auch bestätigt, denn als ich bald nach der Rückkunft vom Congresse die Untersuchnng vornahm, konnte ich gerade noch ein Dutzend Gräber constatiren. Etwa die gleiche Anzahl Gräber, vielleicht auch noch mehr, scheint in alter Zeit schon bei der Anlage eines breiten Grabens zerstört worden zu sein, der nach den darin gefundenen Scherben zu schliessen, in der Bronzezeit angelegt worden war. Die zwölf zuletzt aufgedeckten Gräber zeigen in der Art der Bestattung genau dieselben Verhältnisse wie die übrigen im vorigen Jahre geschilderten Gräber. Die Skelete lagen in ziemlich derselben Tiefe von etwa 1 Meter und alle ausgestreckt im Grabe. Zweimal war der rechte und dreimal der linke Arm im Ellbogen gebeugt und auf die Brust oder das Becken gelegt. Einmal war das rechte Bein adducirt und dem linken genähert; zwei Skelete waren ganz auf die rechte Seite gebettet und zweimal war der Kopf nach der rechten und zweimal nach der linken Seite geneigt. Die meisten Gräber konnten wieder photographisch aufgenommen werden. Ich werde Ihnen hier einige recht gelungene Aufnahmen herumreichen, die Ihnen alle Verhältnisse deutlich veranschaulichen können und Ihnen die Skelete in ihrer natürlichen Lage mit sämmtlichen Beigaben zeigen. Gleich das erste Grab, Nr. 21, war das am reichsten ausgestattete Männergrab. Sie sehen über dem Kopfe mehrere zum Theil zerdrückte und noch mit Erde bedeckte Gefässe. Um den Hals des Todten erblicken Sie einen reichen Schmuck aus Muschelperlen, von derselben Art, wie ich Sie Ihnen im vorigen Jahre geschildert habe, ebenso an dem nach der Brust zu gelagerten rechten Arm; an der linken Seite des Kopfes liegt der lange, schuhleistenförmige Steinmeissel, der ehemals in einer Holzklammer mit langem Stil befestigt war und als sogenannte Lochaxt zur Bearbeitung des Holzes diente. Am rechten Arm liegt die durchbohrte Hammeraxt, ebenfalls ein wuchtiges Instrument, das sowohl als Werkzeug wie als Waffe gedient haben mag. Nur in reich ausgestatteten Männergräbern erscheint diese Axt, die vielleicht gerade desshalb als eine Auszeichnung zu betrachten ist, und dass der hier Bestattete ein Vornehmer seines Stammes gewesen, geht schon aus dem reichen Muschelschmuck hervor, welcher verhältnissmässig selten in Männergräbern vorkommt. Ferner fanden sich bei dem Todten noch ein kleiner aus einem Bachkiesel zugerichteter Glättestein und einige Stückchen rother Farbe, die zum Färben oder Tätowiren der Haut diente. Was aber dieses Grab uns als ganz besonders werthvoll erscheinen lässt, ist der Umstand, dass hier zum ersten Male unter den Beigaben eines Todten eine grössere Menge Schwefelkies oder Pyrit zusammen mit einem Feuersteinsplitter gefunden wurde. Es bilden diese Stücke zusammen das älteste Feuerzeug und das erste, das in einem neolithischen Grabe bis jetzt aufgefunden worden ist. Es kann nämlich der Schwefelkies mit dem Feuersteinsplitter zusammen keinen anderen Zweck gehabt haben, als mit Hilfe von Schwamm oder einer ähnlichen Substanz Feuer zu erzeugen. Auch die Fundverhältnisse geben dafür einen deutlichen Fingerzeig. Beide Stücke lagen nämlich an der Hüfte, wo in der Regel die kleineren Geräthe, wie Feuersteinmesser, Schaber, Klopf- und Glättesteine und die rothe Farbe sich finden und wo man eine Art Tasche vermuthen muss, in welcher diese zur Ausrüstung des Mannes nothwendigen Gegenstände verwahrt wurden, gerade wie in einer späteren Periode, der fränkischen, wir auch das Feuerzeug, aus Stahl und Feuerstein bestehend, meist in einer an der Hüfte getragenen Tasche antreffen. Stücke Schwefelkies wurden ja auch schon in neolithischen und sogar paläolithischen Wohnstätten gefunden, aber aus diesem Vorkommen allein liess sich noch nicht der bestimmte Schluss ziehen, dass auch das Mineral zur Feuererzeugung benutzt worden war. Man war eher geneigt anzunehmen, der Steinzeitmensch habe ähnlich wie verschiedene exotische Völker das Feuer durch schnelles Reiben zweier verschiedener Hölzer erzeugt. In Braunschweig schon sprach ich von dem möglichen Vorkommen von Pyrit in diesen Gräbern und kündigte an, dass ich die den Feuersteinen anhaftende röthliche oder gelbliche Masse chemisch untersuchen lassen wollte. Mein Freund Herr Dr. Olshausen nahm nun diese Untersuchung vor, aber wegen der geringen Menge und des wahrscheinlich schon zersetzten Zustandes der Substanz liess sich nichts damit anfangen und es blieb die Untersuchung leider resultatlos. Zu meiner grossen Freude jedoch fand ich gleich im ersten diesjährigen Grabe die gewünschte Substanz in ziemlicher Menge und ganz unzersetzt, so dass Herr Dr. Olshausen sie mit aller Bestimmtheit als Schwefelkies erkannt hat. Es ist also durch diese Ausgrabung bewiesen, dass schon zur neolithischen Zeit der Mensch das Feuer durch Schlagen mit Schwefelkies an einem Feuerstein erzeugt hat — welches Verfahren wohl meist geübt worden ist, während in Ermangelung von Schwefelkies auch zwei Feuersteine benutzt worden sein mögen — und wenn die diesjährige Ausgrabung weiter nichts ergeben hätte als diesen bestimmten Nachweis, so wäre sie schon von grossem Erfolge gewesen.

Auf den übrigen Photographien erblicken Sie neben den weiblichen Skeleten die aus zwei grossen Sandsteinen bestehende Getreidemühle, von der ich schon früher gesprochen habe. Auch zum Frauenschmuck benutzte Muscheln wurden wieder mehrmals gefunden, die durchbohrt an den Handgelenken getragen wurden. Ich habe im vorigen Jahre in Braunschweig schon zwei grosse fossile Muscheln vorgezeigt, welche an je zwei Stellen durchbohrt an den Händen liegend gefunden wurden; in diesem Jahre ergab die Ausgrabung mehrere solcher Schmuckstücke, die aus recenten Muscheln bestanden. Dieselben sind noch nicht bestimmt, es scheint aber, dass wir eine Unio, vielleicht Unio sinuatus vor uns haben, welche schon mehrfach in neolithischen Wohnstätten gefunden wurde, die aber jetzt nicht

mehr im Rheinthale vorkommt, während sie noch in einigen französischen Flüssen lebt. Wahrscheinlich war das zur neolithischen Zeit ebenso, so dass man annehmen kann, diese Muscheln seien durch den Handel an den Rhein gekommen. Ich habe schon früher durch Auffinden einer Austernschale in einem der Wormser Gräber beweisen können, dass derartige Handelsbeziehungen zwischen den Küsten des Meeres und unserer Gegend bestanden. Sie sehen ferner viele der in diesem Jahre gefundenen Gefässe abgebildet, darunter viele sehr schön ornamentirte. Manche derselben waren noch angefüllt mit Resten der Mahlzeit, bestehend aus Knochen vom Rind, Schwein, Ziege und anderer Thiere. Von Werkzeugen wurden mehrere aus Wildschweinhauern gefertigte Schaber und ein Knochenpfriemen gefunden. Die diesjährige Ausgrabung ergab ferner eine gute Ausbeute an menschlichen Knochenresten, wie verschiedene wohlerhaltene Schädel und andere Skeletknochen, dagegen gelang nicht die Herausnahme eines ganzen Skeletes in situ wegen des allzu lockeren Erdreiches.

Was nun, meine Herren, die schon erwähnte neu entdeckte neolithische Wohnstätte anbelangt, so gestatten Sie mir, dass ich Sie sogleich in medias res führe und Ihnen die in den Wohngruben gefundenen Gefässe und Scherben vorlege, und Sie zugleich bitte, dieselben mit der in den benachbarten Gräbern gefundenen Keramik zu vergleichen, von welch letzterer ich Ihnen ausser verschiedenen Photographien der Gefässe von Rheindürkheim, welche schon herumgereicht worden sind, hier noch eine Collection Scherben von dem Wormser Grabfelde vorlege. Der durchgreifende Unterschied bei den keramischen Erzeugnissen wird Ihnen sofort in die Augen springen, worauf ich hernach noch näher zu sprechen kommen werde. Vorerst gestatten Sie mir, Ihnen über die Entdeckung dieser neuen Station einige kurze Mittheilungen zu machen. Dieselbe erfolgte dadurch, dass mir eines Tages diese zwei anscheinend unscheinbaren Gegenstände überbracht wurden, welche bei Erdarbeiten an dieser Stelle gefunden worden waren und die ich hier vorlege. Ich konnte beim ersten Anblick der Gegenstände sofort erkennen, dass wir es bei diesem Fundplatze mit etwas Neolithischem zu thun haben würden, der sich wahrscheinlich als Wohnplatz oder Grabfeld darstellen würde. Scherben sind zwar auch dabei gefunden, von dem Finder jedoch unbeachtet gelassen worden. Das erste der Fundstücke ist, wie Sie sehen, ein längliches, aus Sandstein gefertigtes Geräthe, unten abgerundet, oben flach und auf dieser Seite mit einer die ganze Länge durchziehenden Rolle versehen. Zwei derartige Stücke sind zuerst auf dem Grabfelde vom Hinkelstein gefunden worden und wurden von Lindenschmit für Schleif- oder Wetzsteine gehalten. Die nächsten derartigen Stücke, welche aus Gräbern zu Tage kamen, fand ich in Männergräbern des Wormser neolithischen Friedhofes, und ich konnte dabei nachweisen, dass diese Stücke immer paarweise und nur in Männergräbern vorkamen. Diese Beobachtung konnte Lindenschmit nicht machen, weil die Gräber vom Hinkelstein nicht systematisch ausgegraben worden sind. Es ist dieses Stück ein für die Steinzeit charakteristisches Werkzeug, das in späteren Perioden nicht mehr erscheint; wozu es diente, dafür hat Herr Director Voss zum ersten Male eine plausible Erklärung gefunden, welcher ich vollständig beipflichten muss. Ihn hatten diese merkwürdigen Geräthe interessirt und er hatte zum Zwecke der Vergleichung mit deutschen Stücken, von welchen sich zwei im Berliner Museum für Völkerkunde befinden, auch ein Exemplar aus Ungarn mitgebracht. Herr Director Voss erklärt die Stücke für Pfeilstrecker, für Instrumente, welche dazu dienten, den Schaft des abgeschossenen Pfeiles, der sich verbogen hatte, wieder gerade zu strecken, indem man ihn zwischen den beiden Steingeräthen hindurchzog. Für diese Auffassung spricht der Umstand, dass, wie ich nachweisen konnte, die Geräthe immer paarweise und nur in Männergräbern vorkommen. Beide Stücke liegen auch immer aufeinander, die Rillen gegen einander gekehrt im Grabe und sehen bei der Auffindung aus wie ein einheitliches Stück, da die beiden Theile gewöhnlich durch Kalksinter oder Erde fest miteinander verklebt sind. Sie müssen desshalb ehemals so aufeinander liegend getragen worden sein, vielleicht in einem aus Leder gefertigten Futteral. Wetz- oder Schleifsteine können es nicht gewesen sein, denn es wäre doch zu auffallend, wenn immer zwei solche Geräthe mit ganz gleicher Abnutzung der Rillen in einem Grabe gefunden wurden.

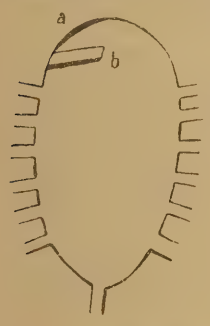
Das zweite Fundstück ist, wie Sie sehen, eine aus einer fossilen Muschel gefertigte grosse Perle. Sie ist genau von derselben Art und Grösse, wie die in den Gräbern des Schanzwerkes von Lengyel in Ungarn gefundenen Perlen. Eine gleiche oder auch nur ähnliche Perle habe ich noch in keinem Grabe der verschiedenen neolithischen Grabfelder um Worms gefunden, obwohl die dort gefundenen Muschelperlen nach Hunderten zählen. Solche grosse röhrenförmige Perlen kommen dort nicht vor. Es kam mir desshalb gleich der Gedanke, dass, wenn es sich um etwas Neolithisches handelt, und das war ja bewiesen durch das vorher erwähnte Stück, dass wir dann hier eine andere Phase, wahrscheinlich eine jüngere Phase der neolithischen Periode vor uns haben würden. Und diese Ansicht hat sich dann auch, wie Sie hernach hören werden, durch die Auffindung der keramischen Reste bestätigt.

Ich begann nun in diesem Frühjahre mit der Untersuchung der Stelle, wo mir nur wenige Tage vor der Aussaat zur Verfügung standen, indem ich zunächst durch Versuchsgräben festzustellen suchte, was ich vor mir hatte, ein Grabfeld oder eine Wohnstätte, und als ich das letztere annehmen musste, alsdann daran ging, die etwaige Ausdehnung der Niederlassung zu bestimmen. Ich konnte feststellen, dass sie eine ziemlich grosse Ausdehnung besitzen musste und verschob alsdann die nähere Untersuchung bis nach der Ernte. Als ich dann damit begann, zeigte sich schon nach achttägiger Grabung, dass es unmöglich war, dieselbe fortzuführen, denn durch den heissen Sommer dieses Jahres war das Erdreich auf der Hochfläche, auf welcher die Station liegt, so sehr ausgetrocknet, dass sowohl die Arbeit ungemein schwer von Statten ging, als auch die Uebersichtlichkeit der Ausgrabung darunter leiden musste, weil durch die starke Austrocknung der Erde die einzelnen Schichten nur sehr schwer voneinander zu unterscheiden und die Fundstücke aus dieser getrockneten Masse schwer unversehrt zu entnehmen waren. So musste ich denn zu meinem Leidwesen die weitere Ausgrabung auf den Winter, wo wieder genügende Feuchtigkeit vorhanden sein wird, verschieben.

Trotzdem glückte es mir innerhalb dieser acht Tage, zu sehr interessanten Ergebnissen zu gelangen. Nicht allein die ausgegrabenen Scherben beweisen dies, es gelang auch, eine in ihrer Anlage sehr interessante Wohngrube aufzudecken und auszumessen. Dieselbe hat eine Ausdehnung in Länge und Breite, wie solche bisher wohl noch selten angetroffen worden sein dürfte. Selbst in der bekannten neolithischen Station von

Butmir in Bosnien kommt nur eine Wohngrube von annähernd gleichen Dimensionen vor und auch in der in den Mittheilungen des Karlsruher Alterthumsvereines publicirten wichtigen Station von Michelsberg bei Untergrombach in Baden fand sich keine nur von annähernd gleicher Grösse.

Auch in der Eintheilung im Innern und in der Art und Anzahl ihrer Eingänge ist mir nichts Aehnliches bekannt. Dieselbe stellt eine in den Löss gearbeitete Grube von ellipsoider Form dar, welche durchschnittlich eine Tiefe von 1,50 m und eine Längeausdehnung von 9 m besitzt; in der grössten Breitenausdehnung misst sie 5,50 m. Was nun das Merkwürdigste an dieser Wohngrube darstellt, das sind die zahlreich in sie einmündenden Gänge. Es sind 0,50 bis 0,60 m breite Gräben, gewissermaassen Laufgräben, welche sanft geneigt von der Oberfläche aus nach dem Innern der Grube führen und 0,35 m oberhalb der Sohle in sie einmünden. Auf jeder Seite liegen deren 6 und am vorderen Ende der eiförmigen Grube 1, im Ganzen 13. Am hinteren Ende, das nach Norden und bergaufwärts gerichtet ist; befindet sich die Feuerung. Dort ist die Wand der Grube in einer Ausdehnung von 1,65 m stark verbrannt, der Löss geradezu verglast, was sich sonst nirgends in der Grube findet. Um diese Herdstelle ist aus dem Löss eine Bank herausgearbeitet, eine Art Ofenbank, von 0,40 m Höhe und 0,50 m Breite. Direct hinter dieser Bank nach dem Innern der Grube zu, wurden die meisten der gefundenen Thierknochen angetroffen; sie lagen hier dicht zusammen und waren meist angebrannt. Der Boden der Wohngrube scheint früher einen Beleg aus Holz gehabt zu haben, wodurch sich auch erklärt, dass die sogenannten Eingänge alle 0,40 m über dem jetzigen Boden einmünden. Vielleicht geschah das aus sanitären Gründen, um wärmer und trockener wohnen zu können, denn unter dem aus Baumstämmen bestehenden Fussboden konnte das eindringende Regenwasser im Löss leicht versinken. Obwohl die Grube, vielleicht mit sammt den Eingängen, überdacht gewesen war, was aus den zahlreich gefundenen Stücken von Hüttenbewurf hervorgeht, so konnte dieses primitive Dach doch keinen genügenden Schutz abgeben. Im Innern scheint der Wohnraum noch in einzelnen Abtheilungen eingetheilt gewesen zu sein, den es fanden sich Höhenunterschiede im Boden, so dass man annehmen konnte, dieselben entsprächen den einzelnen Gelassen. In dieser Wohngrube nun fanden sich ausser vielen Gefässscherben und einigen ganzen Gefässen, welche Sie hier in natura und in Abbildung vor sich sehen, wie schon erwähnt, viele Thierknochen, meist vom Schwein und Rind. Dann fanden sich Feuersteinmesser und Schaber, sowie viele Stücke von Handmühlsteinen.



Was nun die hier gefundene Keramik anbelangt, so ist dieselbe insofern eigenartig, als sie in unserer Gegend und überhaupt auf dem ganzen linken Rheinufer bisher noch nirgends zu Tage kam, mit Ausnahme eines einzigen Scherben mit Spiralverzierung, der in Westhofen bei Worms gefunden wurde und sich im Museum von Mainz befindet. Im übrigen Deutschland ist ja diese Art der Bandkeramik mit geringen localen Varietäten weit verbreitet. Sie reicht nördlich von der Provinz Sachsen an durch Thüringen und Bayern hindurch bis nach Oesterreich-Ungarn hinein und erscheint noch in der Station von Butmir in Bosnien.

In unserer nächsten Nähe kommt dieselbe auf dem rechten Rheinufer vor in den Provinzen Starkenburg und Oberhessen (bei Ilbenstadt), dann in Nassau bei Wiesbaden, Niederwalluf und Bierstedt, in Baden bei Jöhlingen, in Württemberg bei Heilbronn und Hof-Mauer; in Bayern ist sie bekannt aus den Wohngrubenfunden von Eichelsbach im Spessart und von Heidingsfeld bei Würzburg, welch letztere beiden Fundplätze ja in unserer Festschrift eine sehr eingehende Behandlung gefunden haben.

Bisher waren wir berechtigt anzunehmen, dass die in der Nähe der Grabfelder etwa zu findenden neolithischen Wohnstätten auch deren Keramik aufweisen würden und dass an Stelle der jenseits des Rheines vorkommenden Bandkeramik bei uns auf dem linken Rheinufer jene Gruppe der rheinischen Bandkeramik, welche wir „Hinkelsteinkeramik“ bezeichnen, getreten wäre, wenn auch der grosse Unterschied zwischen beiden ein gleichzeitiges Vorkommen sehr zweifelhaft erscheinen liess. Man durfte das um so eher annehmen, als ähnliche Verhältnisse auch zur Zeit der Schnurkeramik zu herrschen schienen. Während nämlich gleich jenseits des Rheines in Hügelgruben der Provinz Starkenburg verhältnissmässig häufig die schnurverzierte Amphora, der schnurverzierte Becher und der facettirte Hammer erscheinen, ist auf dem linken Rheinufer noch kein einziges derartiges Grab aufgefunden worden, überhaupt noch keine schnurverzierte Scherbe, ebensowenig ein facettirter Hammer vorgekommen. Möglich, dass auch bezüglich dieser Beobachtung einmal eine andere Anschauung Platz greift, bis jetzt aber bleibt diese Thatsache bestehen. Dieselbe mag aber darin zum Theil ihre Erklärung finden, dass wir in Rheinhessen wegen des beinahe vollständigen Fehlens von Wald gar keine Hügelgräber mehr besitzen, während die Schnurkeramik nur in solchen aufzutreten pflegt, dagegen kommt in der benachbarten Pfalz, die noch viele Hügel besitzt, auch keine Schnurkeramik vor.[1])

Durch das Vorkommen dieser beiden bandkeramischen Gruppen örtlich so dicht beieinander wird nun bewiesen, dass dieselben unmöglich gleichzeitig neben einander bestanden haben können, dafür sind die Unterschiede doch zu gross, den gleichzeitig zwei verschiedene Völkerschaften anzunehmen, welche wenige Minuten von einander entfernt ihre Wohnplätze haben und dennoch ganz verschiedene Keramik fabricirt haben sollen, ist sehr unwahrscheinlich. Es kann auch ferner nicht angenommen werden, dass die Gefässe vom Hinkelsteintypus besondere Grabgefässe gewesen wären, die man eigens zu diesem Zwecke nach einem bestimmten Schema angefertigt habe, denn es kommen in den Gräbern auch alle Sorten unverzierter Gefässe vor, wie Stehtöpfe, welche noch deutlich die Spuren des täglichen Gebrauches in vielen schwarzen durch die längere

[1]) Wie ich nachträglich von Herrn Constantin Koenen hörte, soll er bei Urmitz, welches dicht am linken Rheinufer gelegen ist, schnurverzierte Scherben gefunden haben, die sich im Provinzialmuseum von Bonn befinden. Dieselben sah ich noch nicht, dagegen fiel mir unter den Urmitzer Funden ein mit verticaler Zickzackverzierung versehener Becher auf, eine Form, dis in die Gruppe der schnurverzierten Gefässe und zwar an das Ende derselben gehört.

Einwirkung des Feuers entstandenen Stellen an sich tragen.

Der durchgreifende Unterschied zwischen beiden Gruppen ist folgender:

Hier in den Ornamenten der Hinkelsteinkeramik herrscht die gerade Linie vor, die sich hauptsächlich in Dreiecken, horizontalen Zickzackbändern und in regelmässigen geometrischen Figuren documentirt und zwar so, dass das Dreieck die Grundform bildet, auf welche sich die meisten Ornamente zurückführen lassen, während hingegen nie eine Bogenlinie vorkommt, höchstens ist zu bemerken, dass die Schenkel der Dreiecke resp. der Zickzackbänder manchmal leicht geschweift erscheinen. Im Gegensatz hierzu herrscht dort die gekrümmte Linie in Form des Bogenbandes vor, welches sehr häufig noch in Spiralen aufgerollt ist oder sich ganz zum Kreise geschlossen hat. Es kommen aber bei dieser Keramik, wie Sie erkennen können, auch noch Zickzackbänder und Dreiecke vor, das vorherrschende Motiv ist jedoch das Bogenband. Ferner sind die Linien viel unregelmässiger, flüchtiger, ich möchte sagen leichtfertiger eingeritzt und entbehren beinahe ganz der weissen Incrustation, welche für die Hinkelsteinkeramik typisch sind. Ferner scheint auch der Thon der Gefässe anders bearbeitet zu sein, denn die meisten Gefässe haben ein von den ebengenannten ganz verschiedenes grauweissliches Aussehen.

Beide Gruppen könnten meiner Meinung nach sehr gut voneinander getrennt werden durch Bezeichnungen, wie sie schon Professor Klopfleisch angewandt hat. Die Gruppe der Hinkelsteingefässe würde ich ältere Winkelbandkeramik, die andere Gruppe Bogenbandkeramik zu nennen vorschlagen.

Ein weiterer Unterschied ist der, dass auch die Warzen oder Ansätze an den Gefässen schon grösser geworden sind, zum Theil schon eine vorgeschrittenere Entwickelung zeigen und eine grössere Annäherung an den Henkel erkennen lassen, wesshalb ich diese Keramik für entschieden jünger halten muss als die vorhingenannte. Im Uebrigen haben die Gefässe noch den kesselförmigen Boden (die sogenannte Bombenform), besitzen noch keine Randbildung und der ausgebildete Henkel kommt noch nicht vor. Diese weitere Ausbildung der Gefässe erscheint erst in der nächsten Stufe der Bandkeramik, von der ich Ihnen im vorigen Jahre in Braunschweig gesprochen habe und welche ich Ihnen an den Gefässscherben von Albsheim demonstriren konnte.

Wir können demnach für unser Gebiet schon jetzt drei Gruppen der Bandkeramik streng voneinander unterscheiden, welche jedenfalls drei verschiedene Phasen der jüngeren Steinzeit repräsentiren. Ich möchte zwar auch nicht einer allzustrengen Systematisirung das Wort reden, aber anderentheils ist es, denke ich, unsere Pflicht, wenn wir chronologische Merkmale an den Funden glauben nachweisen zu können, alsdann darauf aufmerksam zu machen, denn nur so, durch eine genaue Beobachtung aller einschlägigen Merkmale, können wir allmählich zu einer sicheren Kenntniss der einzelnen Perioden gelangen und das Dunkel lichten, das noch über diese älteste Periode menschlicher Thätigkeit ausgebreitet ist.

Obwohl nun die erste Untersuchung auf diesem neu entdeckten neolithischen Wohnplatze nur nach wenigen Tagen zählt, haben wir doch schon wichtige Ergebnisse zu verzeichnen, und ich glaube hoffen zu dürfen, dass die weitere Explorirung dieses Wohnplatzes noch mehr interessante Resultate erwarten lässt und dass dadurch unsere Kenntniss der neolithischen Epoche auch ferner nicht unwesentlich gefördert werden wird.

Herr **Makowsky**-Brünn:

Der Herr Vortragende hat aus dem Funde eines Schwefelkieses geschlossen, dass es der erste Fund in neolithischen Gräbern sei. Ein derartiger Fund ist auch schon in Mähren gemacht worden, aber daraus zu schliessen, dass man in der paläolithischen Zeit das Feuer nicht kannte, ist völlig unrichtig, denn es kommen auf den Lagerplätzen des Menschen der Diluvialzeit Kohlenschichten bis 20 cm Höhe vor, die durch Lösspartien getrennt, gebrannte Knochen verschiedener Diluvialthiere enthalten und somit den vollen Beweis liefern, dass der Mensch der paläolithischen Zeit das Feuer gekannt hat.

Herr Dr. **Köhl**-Worms:

Das habe ich keineswegs daraus geschlossen, ich sagte nur, es ist mir nicht bekannt, dass schon der Nachweis geführt ist, wie in der paläolithischen Zeit das Feuer erzeugt wurde. Dass schon in paläolithischen Niederlassungen Schwefelkiesbrocken neben Feuersteinen und Eisenocker gefunden wurden, habe ich ja ausdrücklich erwähnt. Dagegen glaube ich, ist noch nirgends in Deutschland und wohl auch ausserhalb desselben in einem neolithischen Grabe, als zur Ausstattung des Todten gehörig, ein solches Feuerzeug gefunden worden ist.

Ich darf wohl nachträglich noch ein in der vorhin erwähnten neolithischen Wohnstätte gefundenes Steinartefact hier vorzeigen, das wegen seiner Bearbeitung interessant ist. Es ist eine aus einer harten Gesteinsart roh zubehauene Axt, welche bei der Durchbohrung in zwei Hälften zersprungen ist. Eine auffallende und meines Wissens bisher noch nicht beobachtete Erscheinung ist die, dass die Durchbohrung schon in diesem rohen, halbfertigen Zustande vorgenommen worden ist, während die übrigen Stücke bekanntlich erst polirt und dann durchbohrt wurden.

Herr **Voss**-Berlin:

Ueber Schiffsfunde.

Verehrte Anwesende! Ich möchte mir nur einige wenige Worte gestatten zu einem kleinen Aufsatz über Schiffsfunde, der demnächst in der Nachricht über deutsche Alterthumsfunde 1899, Heft 5, Berlin, C. Asher u. Co. erscheinen wird, und den ich hier zur Vertheilung zu bringen wünsche. Derselbe betrifft eine Sache, die mir von grosser Wichtigkeit erscheint. Sie wissen, wie unsere volksthümlichen Trachten und Geräthe schnell im Verschwinden begriffen sind, wie man sich überall bestrebt zu sammeln, was noch zu sammeln ist. Man bemüht sich ja auch, wie Ihnen seit Jahren wohl bekannt ist, die Typen der alten Bauernhäuser festzulegen, und so möchte ich Sie nun bitten, eine Gattung von volksthümlichen Geräthen besonders in's Auge zu fassen, die auch in schnellem Verschwinden begriffen sind, die alten Boote und Fischerfahrzeuge. Die Boote sind jedenfalls das älteste künstliche Verkehrsmittel, was die Menschen besessen haben, und es existiren jetzt noch Typen, die auf uralte Zeiten zurückzugehen scheinen. Wir sehen z. B. im Stettiner Haff Schiffe, welche heute noch beim Fischen gebraucht werden, die grosse Aehnlichkeit haben mit den Fahrzeugen der alten Wikinger, welche in letzter Zeit an

der pommerischen Küste gefunden sind. Ebenso gibt es auch im Binnenlande noch Typen, die einen uralten Charakter zeigen. Ich empfehle Ihrer Aufmerksamkeit beispielsweise die alten Holzschiffe, die Sie hier auf dem Bodensee sehen. Ich möchte Sie aber bitten, mich in dem Bestreben, eine allgemeine Aufnahme der alten Schiffs- und Bootstypen in's Werk zu setzen, zu unterstützen, da es die Kräfte eines Einzelnen übersteigt. Es würden zu dem Zweck alle Typen, die jetzt noch in den Küstengebieten und im Binnenlande existiren, festzulegen sein. Vielleicht würde es sich empfehlen, dass Einzelne zunächst die Nachforschungen in die Hand nehmen und vorläufig feststellen, in welchen Gegenden sich etwas erhalten hat. Hierdurch würde man gewisse Fingerzeige gewinnen, wo vielleicht zuerst mit den Untersuchungen einzusetzen wäre. Wenn letztere aber ein exactes Resultat liefern sollen, so müssen sie das ganze Gebiet umfassen und es muss das gesammte Material ohne Ausnahme von sachverständigen Personen, durch technisch erfahrene Constructeure mit der nöthigen wissenschaftlichen Vorbildung, in zuverlässigen Zeichnungen und Modellen für alle Zeiten festgelegt werden. Auf diese Weise werden wir zu einer Uebersicht kommen über alles Material, was noch erhalten ist, und noch feststellen können, wie die Entwickelung der Typen vor sich gegangen ist. Vielleicht werden wir damit noch auf gewisse Unterschiede kommen, die uns für die Verschiedenheit der Stämme und ihre Grenzen Anhaltspunkte gewähren. Ich bitte Sie also, alle Vereine und Privatpersonen, die dieser Sache näher treten und ihre Unterstützung leihen wollen, mir dies gütigst unter meiner Adresse, Berlin SW, Königgrätzerstrasse 120, mittheilen zu wollen.

Vorsitzender **Waldeyer:**

Ich darf die Bitte des Herrn Voss auf's Allerwärmste empfehlen; ich glaube, dass hiemit etwas in Angriff genommen wird, was leider bisher allzusehr vernachlässigt worden ist. Gefahr ist im Verzug.

Herr Obermedicinalrath Prof. **Bollinger**-München:

Ueber Säuglings-Sterblichkeit und die erbliche functionelle Atrophie der menschlichen Milchdrüse.

Eine auffallende Thatsache, die nicht bloss die Aufmerksamkeit des Arztes sondern auch des Staatsmannes und jeden Menschenfreundes in Anspruch nehmen muss, ist die excessive Sterblichkeit der Säuglinge in gewissen Gegenden Deutschlands.

Während in den am günstigsten in dieser Richtung situirten Ländern Europas, in Schweden und Norwegen, die Säuglingssterblichkeit zwischen 9—11% sich bewegt, beträgt dieselbe im Deutschen Reiche für die Periode 1892—1895 = 22,2%.

Maximale Ziffern der Säuglingssterblichkeit finden sich in 3 Centren: ein nördliches umfasst Berlin und seine Umgebung, ein südöstliches betrifft die sächsischen und schlesisch-böhmischen Grenzbezirke, das südliche entspricht ziemlich genau der schwäbisch-bayerischen Hochebene, den Höhengebieten beiderseits der Donau; hier finden sich Bezirke, die 43—45% Säuglingssterblichkeit erreichen.

Wenn auch im Verlauf der letzten Jahrzehnte eine nachweisbare Besserung der Verhältnisse eingetreten ist, so sind die Ziffern doch immer noch vielfach recht unerfreuliche.

In der Periode 1862—1869 betrug die Säuglingssterblichkeit in Bayern 32,7%, in der Periode 1892 bis 1897 nur mehr 26,3%. Die geringsten und geradezu ideale Ziffern haben pro 1897 aufzuweisen das Bezirksamt Mellrichstadt (Unterfranken) mit 10,5%, die Stadt Kulmbach mit 11,5%, das Bezirksamt Kusel (Pfalz) mit 12,4%![1])

Während Oberbayern vor ca. 40 Jahren (1855 bis 1862) noch eine Sterblichkeit der Säuglinge von 42% aufzuweisen hatte, ist dieselbe in der Periode 1889—1895 auf 33%, also um volle 9% gesunken. Einem Minimum von 21,6% im Bezirksamt Berchtesgaden steht ein Maximum von 45,5 im Bezirksamt Ingolstadt gegenüber.

In Niederbayern sank die Kindersterblichkeit von 36,1% (1862/68) auf 33,6% (1889/95).

In der Pfalz, die sich durch günstige Verhältnisse auszeichnet, sank in derselben Zeit die Sterblichkeit von 19,6% auf 17,7%, in der Oberpfalz von 35,6 auf 31,5; der oberpfälzische Bezirk Parsberg weist noch immer die höchste Ziffer in ganz Bayern mit 45,7% auf. — In Oberfranken beträgt der Procentsatz für 1889/95 = 17,8%, in Unterfranken = 19,2%. In Mittelfranken = 26,9% gegenüber 33,5% in der Periode 1862/68. Im Bezirksamt Eichstätt erreicht die Kindersterblichkeit immer noch 43,1%.

Im Regierungsbezirk Schwaben sank die Kindersterblichkeit von 41,2% pro 1862/68 auf 31,5% pro 1889/95. Während im Bezirksamt Lindau die Procentziffer 21% (pro 1889/95) günstig steht, beträgt dieselbe im Bezirksamt Neuburg a. d. Donau 38,5%.

Zum Vergleich mögen einige Ziffern folgen, die die Säuglingssterblichkeit in deutschen Städten veranschaulichen.

Im Jahre 1898 beliefen sich die Procentverhältnisse der im ersten Lebensjahre gestorbenen zu den in derselben Zeit lebendgeborenen Kindern über 30 in Gera (31,9), in Regensburg, Fürth, Chemnitz, Zwickau 30,7. Die geringste Kindersterblichkeit wiesen auf: Osnabrück 13,4, Rostock 13,5, Lübeck 15,0, Bielefeld 15,5, Frankfurt a. M. 15,7.

Wie sehr eine derartig hohe Säuglingssterblichkeit, wie sie in vielen Bezirken Deutschlands herrscht, am Marke des Volkes nagt, bedarf keiner Erörterung; ohne den Ausgleich durch eine hohe Geburtenziffer würde sie in absehbarer Zeit zum Aussterben ganzer Volksstämme führen.

Naturgemäss haben sich die Aerzte schon seit langer Zeit mit der Erforschung der zu Grunde liegenden Ursachen beschäftigt, die ich mit einigen Worten berühre.

Für Süddeutschland, wo, wie wir gesehen haben, die rauhe schwäbisch-bayerische Hochebene besonders ungünstige Verhältnisse darbietet, schien die geographische Lage und das davon abhängige Klima der ausschlaggebende Factor zu sein, der das zarte kindliche Leben am ehesten gefährdet. Gegen diese Auffassung spricht ohne Weiteres die Erfahrung, dass die klimatisch weit ungünstiger situirten Gebirgsgegenden am Nordrande der schwäbisch-bayerischen Alpen durchweg günstigere Sterblichkeitsverhältnisse aufweisen, als die der Donau zunächst liegenden Gebiete; ferner haben klimatisch ungünstig situirte und

[1]) Die oben angegebenen Procentverhältnisse bezeichnen die Zahl der von je 100 Lebendgeborenen im ersten Lebensjahre verstorbenen Kinder. — Die folgenden ziffermässigen Angaben entnehme ich theilweise der gründlichen Arbeit von Dr. Fr. Prinzing über Kindersterblichkeit in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik.

rauhe Gegenden: in der Rhön, im Spessart, im Westrich der Rheinpfalz, die meist auch unter Armuth zu leiden haben, vielfach günstige, einige sogar sehr günstige Verhältnisse, die denjenigen in Schweden und Norwegen nahe stehen. Endlich spricht gegen die Auffassung von der Einwirkung des rauhen Klimas die Thatsache, dass die Magen-Darm-Erkrankungen, die das Leben der Säuglinge am schlimmsten bedrohen, gerade in den heissen Monaten des Jahres am gefährlichsten und in besonderer Häufigkeit auftreten, während in der kälteren Jahreszeit die Säuglingsmortalität allenthalben — nicht bloss in Bayern — absinkt.

Weiterhin hat man die Fütterung der Milchkühe mit ungeeignetem Futter — namentlich mit künstlichen Ersatzmitteln (Biertreber) als ungünstigen Factor beschuldigt, ferner in neuester Zeit chemische Bodenverhältnisse und die davon abhängige Vegetation, welche als Nahrung der milchspendenden Kühe durch das häufigere Auftreten gewisser giftiger Futterstoffe (Herbstzeitlose) gefährlich auf die Säuglinge wirke. Gleichzeitig hat man die Aerzte beschuldigt, dass sie unter dem Einfluss des „Bacillenglaubens" die richtige Fährte verloren hätten. Die pathogenen Bacillen und deren giftige Producte, die in den künstlichen und häufig sehr unzweckmässig zubereiteten Ersatzmitteln der Muttermilch — namentlich bei Sorglosigkeit und Unreinlichkeit der Mütter und Pflegerinnen — einen sehr günstigen Nährboden finden, spielen in der Aetiologie der Säuglingssterblichkeit leider eine überaus wichtige und vielfach ausschlaggebende Rolle; diese Thatsache ist so leicht zu beweisen und so zweifellos, dass eine Polemik gegen anderweitige Behauptungen kaum am Platze sein dürfte.

Auf die Besprechung aller Ursachen, die bei der Säuglingssterblichkeit eine Rolle spielen, kann und will ich nicht näher eingehen. Im Anschluss an die übereinstimmende Ueberzeugung der Aerzte kann ich nur sagen, dass weder die Standes- und Erwerbsverhältnisse der Eltern, noch die industrielle Beschäftigung derselben ausschlaggebend sind. In vielen industriellen Bezirken und Städten Deutschlands liegen die Verhältnisse erheblich günstiger als in den fast ausschliesslich landwirthschaftlichen Bezirken der schwäbisch-bayerischen Hochebene, die ich vorhin erwähnt habe. — Schlechte ökonomische und wirthschaftliche Verhältnisse der Bevölkerung[2]) spielen eine Rolle, aber eine secundäre; ich erinnere nur an die bedeutend höhere Sterblichkeit der unehelichen Kinder,[3]) die in manchen Bezirken die Ziffern erheblich beeinflusst. Der günstige Einfluss der Besserung der allgemeinen sanitären Einflüsse äussert sich namentlich in dem Absinken der Säuglings-Sterblichkeit in den grösseren Städten.

Eine sehr grosse Rolle spielen Indolenz und Gleichgiltigkeit der Eltern gegen das kindliche Leben, die sich im Nichtstillen der Kinder, in unzweckmässiger Ernährung, mangelhafter Reinlichkeit und Pflege der Neugeborenen und in Vernachlässigung ärztlicher Hilfe bei Erkrankungsfällen äussert. — In 11 bayerischen Verwaltungsbezirken, deren Säuglingssterblichkeit im Jahre 1897 zwischen 37—46% schwankte, waren nur 11—17% der gestorbenen Säuglinge ärztlich behandelt worden (4 Bezirke), in 6 Bezirken nur 2—9%, in einem Bezirke nur 0,8%, d. h. von 379 Säuglingen nur 3! Solche Ziffern bedürfen keines weiteren Commentars.

Von grösstem Einflusse auf die Säuglingssterblichkeit ist das Nichtstillen der Mütter. Die Verhinderung der Mutterbrust-Ernährung hängt vielfach zusammen mit den Arbeits- und Erwerbsverhältnissen der Mütter; anderseits spielen eine grosse Rolle fremde Beeinflussung, mangelnde Intelligenz und Aufklärung, alteingewurzelte Sitten und falsche Vorstellungen; thatsächlich gibt und gab es ländliche und städtische Bezirke, wo das Stillen der Kinder als unanständig, als gegen die gute Sitte verstossend angesehen wurde und wird.

Die sorgfältigen Studien und Arbeiten der ärztlichen Sachverständigen im Verlaufe der letzten Jahrzehnte haben mit Sicherheit festgestellt, dass der Hauptgrund der excessiven Säuglingssterblichkeit in den in Rede stehenden Bezirken und Gegenden mit der Seltenheit des Stillens der neugeborenen Kinder durch die eigene Mutter in innigem Zusammenhange steht. An Stelle der Muttermilch tritt die künstliche Ernährung der Säuglinge, die trotz aller Fortschritte auf diesem Gebiete in zahlreichen Fällen für das junge Leben krankheit- und todbringend wirkt.

Es ist nicht meine Aufgabe, hier die ganze Stufenleiter der Ersatzmittel der Muttermilch durchzusprechen; sie alle, von der Kuhmilch bis zum Mehlbrei, bergen grosse Gefahren für die kindliche Gesundheit und das kindliche Leben in sich, obwohl wir sicher wissen, dass durch grosse Sorgfalt und Reinlichkeit die Gefahren der künstlichen Ernährung erheblich gemindert werden können.

Der innige Zusammenhang zwischen dem Modus der Ernährung und der Säuglingssterblichkeit ergibt sich für Bayern u. A. auch daraus, dass die vorwiegend nicht stillenden Bezirke (Ober—Niederbayern, Oberpfalz und Schwaben) hohe Kinder-Sterblichkeitsziffern aufweisen, während die vorwiegend stillenden Bezirke (Ober—Unterfranken und Pfalz) erheblich günstigere Ziffern darbieten; in der Mitte zwischen beiden Gruppen steht Mittelfranken.

Ueber den Einfluss des Nichtstillens auf die Lebensverhältnisse der Säuglinge führe ich einige ziffermässige Belege an: In Nürnberg starben im Jahre 1898 nahezu 1900 (genau 1876) Kinder im ersten Lebensjahre; davon waren ausschliesslich an der Brust genährt = 6%, theilweise = 12%, gar nicht = 82%. Für München, wo im Jahre 1898 auf 10800 Sterbefälle insgesammt 4600 Säuglings-Sterbefälle treffen, fehlen genaue einschlägige Angaben; ich bin fest überzeugt, dass sie ähnlich lauten würden wie in Nürnberg. — In einem ländlichen Bezirk Württembergs war nach Camerer die Sterblichkeit der künstlich genährten Säuglinge mehr als 3 mal so gross (42% : 13%) als die der Brustkinder.

Zuverlässige Untersuchungen haben ergeben, dass ein künstlich genährtes Kind am Ende des ersten Lebensjahres um 25% weniger wiegt und um 14 cm kleiner ist als ein Brustkind. Bei gemischter Ernährung ist diese Differenz eine geringere und unter günstigen Verhältnissen kann sich dieser Unterschied in der Entwickelung allerdings später bis zu einem gewissen Grade ausgleichen, oft aber nicht.

Den schädlichen Einfluss der künstlichen und oft mangelhaften Ernährung der Säuglinge auf die gesammte körperliche Entwickelung, auf die Constitution, auf die Widerstandsfähig-

---

[2]) Von diesen Factoren wird namentlich die Sterblichkeit der Kinder im Alter bis zu 6 Jahren beeinflusst.

[3]) In den 5 Jahren 1893—1897 betrug die Säuglingssterblichkeit bei den ehelichen Kindern in Bayern = 24,8%, bei den unehelichen = 34,3%.

keit gegen krankmachende Einflüsse, Dinge, die die ganze Lebensführung und das körperliche Befinden in hohem Grade beeinflussen, will ich nur andeuten: zahlreiche Schwächezustände und krankhafte Dispositionen des Kindesalters beruhen, wie jeder Arzt weiss, überaus häufig auf fehlerhafter und künstlicher Ernährung der Säuglinge; hierher gehören zahlreiche Anomalien der Blutmischung, Blutarmuth, Neigung zu Scrophulose und Tuberculose, die im ersten Kindesalter (2. bis 5. Lebensjahr) viel häufiger sind, als gewöhnlich angenommen wird. Ferner gehören hierher die schweren Störungen in der Entwickelung des Knochengerüsts, die so überaus häufige Rhachitis (englische Krankheit), die mit Vorliebe bei künstlich und unzweckmässig genährten Kindern beobachtet wird; diese Krankheit führt u. A. häufig zu Beckenverengerung, behindert das Längenwachsthum des Körpers; die durchschnittliche geringe Körpergrösse der Bevölkerung der schwäbisch-bayerischen Hochebene ist offenbar in der Hauptsache auf den beschriebenen degenerirenden Einfluss der künstlichen Ernährung der Säuglinge zurückzuführen.

Vor der 67. Jahresversammlung der British Medical Association im August 1899 zu Portsmouth behandelte Dr. Cantlie das frühzeitige Schadhaftwerden der Zähne in England in einem längeren Vortrage, in welchem er als Ursache die künstliche Ernährung der Säuglinge und die Benutzung des Schnullers anschuldigt. Die Flaschenmilch sei meist viel zu heiss, da die Wärterin sie nach ihrer eigenen Temperatur-Empfindung misst. Die heisse Milch führe zu beständiger Reizung und Congestion der Mundschleimhaut und des Zahnfleisches und diese wiederum entziehe dem Zahnsäckchen die erforderliche Blutmenge.

Die grosse Neigung der nicht gestillten Kinder zu Erkrankungen ergibt sich daraus, dass unter 40000 Kindern, die im Verlaufe von 27 Jahren (1861—1886) im Kinderspital zu München ärztlich controlirt und behandelt wurden, über $^4/_5$ (86%) überhaupt nicht gestillt worden waren; die wenigen Gestillten waren überdies meist nur kurze Zeit an der Mutterbrust genährt worden.

Den unleugbaren Einfluss des Nichtstillens sowie der mangelhaften Ernährung und Pflege in der ersten Kindheit auf die körperliche Entwickelung der Bevölkerung hat Monot ziffermässig nachgewiesen; er stelltte fest, dass in einem Bezirke Frankreichs, in welchem wegen ausgedehnter Ammen-Industrie fast alle Kinder mutterlos aufgezogen wurden, sich die Zahl der Militär-Untauglichen in den Jahren 1860—1870 auf 31% — gegenüber 16% im übrigen Frankreich belief.

Fragen wir nach den Ursachen, warum in so ausgedehnten Gebieten und bei so weiten Bevölkerungskreisen das Nichtstillen der Kinder fast zur Regel geworden ist, so lässt sich auf Grund genauer Untersuchungen, die im Verlaufe der letzten Jahrzehnte an verschiedenen Orten angestellt wurden, der Satz aufstellen und beweisen: Bei einer grossen Zahl von Frauen gebricht es an der genügend reichlichen Milchsecretion, um das Stillen der Kinder überhaupt oder durch längere Zeit fortzuführen.

Für München haben Escherich und Büller den Nachweis erbracht, dass bei der grösseren Hälfte der Frauen der unteren Volksklassen (nahezu 60%), die für ihre Kinder ärztliche Hilfe im Spital und in der Poliklinik aufsuchten, die Brustdrüse nicht im Stande war, ihre physiologische Function zu erfüllen; die wenigen gestillten Kinder wurden meist nur kurze Zeit an der Brust genährt; trotz guten Willens in vielen Fällen betrug die Lactationsdauer bei den stillenden Frauen durchschnittlich kaum 2 Monate (genau 56 Tage); eine ähnliche Verkürzung der Lactationsdauer wurde auch anderswo — in Württemberg und Sachsen — constatirt. Ausserdem wurde festgestellt, dass die Stillfrequenz im Verlaufe mehrerer Jahrzehnte abgenommen hatte.

Für Stuttgart hat Fehling nachgewiesen, dass nur $^1/_4$ aller in der dortigen Anstalt entbundenen Frauen im Stande war, ihre Kinder allein zu stillen; ähnlich wie in München stellte sich heraus, dass das Unvermögen, zu stillen, nicht nur ein trauriger Vorzug der besser situirten Gesellschaftsclassen ist.

In Freiburg i. Breisgau können nach den Untersuchungen Hegars nur 30% der Frauen ihr Kind etwa 6 Monate lang ausschliesslich an der Brust ernähren; nur 54% der Wöchnerinnen waren im Stande, etwa 10 Tage lang ihre Kinder ausschliesslich mit Muttermilch zu ernähren; ähnliche Verhältnisse herrschen in Basel.

In Halle, wo die Verhältnisse etwas günstiger als in Stuttgart und Basel gelagert sind, konnten nur $^2/_3$ der Wöchnerinnen etwa 10—12 Tage lang bei ausreichendem Milchquantum stillen.

Fragen wir, was die Hauptursache dieser Verhältnisse ist, so stimmen fast alle Beobachter darin überein, dass die mangelhafte Entwickelung der Brustdrüse, die Verkümmerung dieses Organs die Hauptrolle spielt. In Ländern wie z. B. in Norwegen und Schweden sowie in Bezirken, wo das Stillen der Kinder allgemein üblich ist, sind die Frauen fast durchweg im Stande, ihrer mütterlichen Pflicht nachzukommen — nach zuverlässigen Berichten oft 2 Jahre hindurch. Aehnliche Verhältnisse finden wir bei den Naturvölkern und bei den Säugethieren; würde bei ersteren die Milchdrüse in Folge von Verkümmerung ihre Dienste nicht leisten, so müssten die Stämme und Racen in kürzester Zeit aussterben.

Was nun die Ursachen der Verkümmerung der in Rede stehenden wichtigen Drüse betrifft, so sind dieselben offenbar verschiedenartig. — Die unzweckmässige Kleidung der Frauen, namentlich das zu enge Corset, ist nach dem übereinstimmenden Urtheil der Aerzte offenbar von Einfluss; schon vor 2 Jahrhunderten hat ein Arzt, Christian Gottfried Lehmann, die unzweckmässige Kleidung der Frauen als Ursache des Milchmangels beschuldigt. Namentlich in einigen Gegenden wie z. B. in der Dauchauer Gegend (Oberbayern), in einzelnen Bezirken Tyrols und Vorarlbergs, in Nordholland ist die weibliche Kleidung allerdings so unzweckmässig, dass die Entwickelung der Brustdrüse in hohem Grade beeinträchtigt werden muss.

Als Ursache des Nichtstillens hat Hegar auch in den besseren Classen nicht mangelhaftes Pflichtgefühl, sondern die physische Unmöglichkeit, die mangelhafte Entwickelung der Drüse festgestellt.

Vor etwa 11 Jahren (1888) hat einer meiner Schüler, Dr. Altmann, auf meine Veranlassung die Milchdrüsen von Frauen aus stillenden und nichtstillenden Gegenden anatomisch und histologisch untersucht; durch Vergleich der Drüsen bayerischer und schlesischer Frauen hat er den Nachweis geführt, dass bei ersteren das secernirende Gewebe der Drüse mangelhaft angelegt war, offenbar in Folge einer ungenügenden Function, die sich auf mehrere Generationen erstreckt; ein Defect, der, wie auch von Kerschensteiner und anderen Beobachtern angenommen wurde, nur auf dem Wege der Vererbung entstanden sein kann. Auf anatomi-

schem Wege konnte so der Satz begründet werden, dass die bei den Frauen gewisser Gegenden so häufig beobachtete mangelhafte oder fehlende Milchsecretion in der Hauptsache auf vererbte Hypoplasie der Mamma, auf eine im Verlaufe von Generationen entstandene functionelle Atrophie dieser Drüse zurückzuführen.

Welchen Einfluss die regelmässige und durch den mechanischen Einfluss des Melkens künstlich gesteigerte Function der Milchdrüse auf die erblich übertragbare Entwickelung der Drüse, auf die Dauer und Quantität der Milchabsonderung auszuüben vermag, sehen wir bei unseren Hausthieren, den Kühen und Ziegen; bei diesen wirkt das Melken offenbar nach Art einer Massage, die zu localer Hyperämie und dadurch zur Steigerung der Milchabsonderung führt. — Durch Zuchtwahl d. h. durch Generationen hindurch fortgesetzte sorgfältige Auswahl der besten Milchthiere zur Zucht und durch die fast ununterbrochene Function der Drüse haben die Thierzüchter die grossartige jetzige Entwickelung des strotzenden Kuheuters erzielt, während dasselbe vor Jahrtausenden, wie dies deutlich an den Bildwerken der alten Aegypter und Phönicier zu sehen ist, im Vergleich zur heutigen Entwickelung der Drüse eine ganz minimale war.[4])

Den Einfluss eines nur vorübergehenden functionellen Ausfalles auf die Milchdrüse sehen wir deutlich in solchen Fällen, wo die Frauen, die ihre ersten Kinder aus irgend welchem Grunde nicht gestillt haben, bei späteren Stillversuchen häufig bald eintretenden Milchmangel zeigen; in Folge des Nichtgebrauches der Drüse kommt es zur Verminderung der functionellen Leistungsfähigkeit, zur functionellen Atrophie.

Wird das Stillen durch mehrere oder viele Generationen unterlassen oder allzu kurz ausgeübt, so werden die Frauen der späteren Generationen in Folge der allmählich eingetretenen Verkümmerung der Drüse geradezu unfähig, ihre nutritiven Mutterpflichten zu erfüllen.

Es hat den Anschein, als ob die Mamma, eine Drüse mit ausgesprochen intermittirender Function, von anderen fortwährend thätigen Drüsen sich wesentlich dadurch unterscheidet, dass der functionelle Ausfall, der naturwidrige dauernde Ruhezustand, viel leichter zur erblich übertragbaren Verkümmerung und Verödung der Drüse führt, als die bei den übrigen drüsigen Organen der Fall ist.

Zur mangelhaften oder fehlenden Function der Drüse treten häufig noch Fehler der Warzen, mangelhafte allgemeine Ernährung, anämische Zustände, schwächende Einflüsse verschiedener Art, welche die Atrophie und Hypoplasie der Milchdrüse begünstigen.

Mit der fortschreitenden Verbesserung der Surrogate der Muttermilch, unter denen die von Soxhlet erfundene Sterilisation der Kuhmilch in erster Linie steht und deren segensvolle Wirkung damit in keiner Weise bestritten werden soll, ist zu befürchten, dass die rudimetäre Degeneration der menschlichen Brustdrüse immer weitere Fortschritte macht.

Dass durch Kreuzung, durch Verbesserung der Kleidung, durch bessere körperliche Erziehung des weiblichen Geschlechtes allmählich eine Besserung der Drüsenfunction herbeigeführt werden könne, ist möglich, aber nur allmählich zu erhoffen. Manches lässt sich sicher erreichen durch Belehrung der Frauen von Seiten der Aerzte und Hebammen, durch beharrliche Inanspruchnahme der Drüse, vielleicht auch durch Prämien für wenig bemittelte Frauen, die ihre Kinder möglichst lange stillen. In Schweden hat man im vorigen Jahrhundert (1755) die Frauen von Seiten des Staates mit Strafen bedroht, als sie anfingen, ihre Kinder mit der Flasche zu ernähren. — Ein hervorragender Frauenarzt, Professor Hegar in Freiburg, empfiehlt als Gegenmittel eine Art methodischer Auslese: Die heirathsfähigen jungen Männer müssten sich verschwören, nur Mädchen mit vollem Busen zu heirathen, wogegen die Mädchen sich verschwören könnten, nur solche Männer zu wählen, welche an der Mutterbrust genährt wurden, da Vererbung durch den Sohn von der Mutter auf die Enkelin stattfindet.

Schliesslich scheint mir noch ein Punkt von Wichtigkeit: Bekannt ist die Vorliebe des Carcinoms, sowie zahlreicher Neoplasmen gut- und bösartiger Natur für die weibliche Milchdrüse, so dass behauptet werden kann, dass kaum ein anderes Organ der Frauen mehr von diesen gefährlichen Feinden des Lebens und der Gesundheit heimgesucht wird, als die Mamma. Wenn auch in der Aetiologie der Mammatumoren verschiedene Momente wie z. B. Mastitis, Traumen und Aehnliches eine wichtige Rolle spielen, so unterliegt es für mich keinem Zweifel, dass die so hochgradige und ausgesprochene Disposition der Milchdrüse in der Hauptsache auf die functionelle und häufig erblich übertragene Atrophie derselben zurückzuführen ist. Diese Anschauung schliesst sich an jene Erklärung an, wonach die Disposition zur Bildung von Tumoren vielfach eine angeborene ist — mit der Modification, dass im vorliegenden Falle die anatomisch-histiologische Grundlage in der Verkümmerung der Drüse sich klar nachweisen lässt. — Ueber eine analoge Erfahrung verfügt die Pathologie: der sogenannte Leistenhoden, der meist halbseitig bei fehlendem Decensus des Organs als verkümmerte Drüse auftritt, ist ganz besonders zu malignen krebsartigen Tumoren (Sarkom) disponirt. Dass functionelle Störungen einzelner Körperorgane, auch wenn sie nicht direct zu Atrophie führen, in Folge einer gewissen Gleichgewichtsverschiebung der Gewebe und Zellen, Disposition zur Geschwulstbildung bedingen, dafür sprechen mancherlei Erfahrungen: die so überaus häufigen gut- und bösartigen Neubildungen der Ovarien und des Uterus, die ich als Merkmale der Degeneration der Rasse auffasse und die bei Thieren,[5]) die unter naturgemässen sexuellen Verhältnissen leben, fast unbekannt sind, sind in der Hauptsache und in ihren letzten Ursachen ebenfalls auf fortgesetzte und oft viele Generationen betreffende functionelle Störungen zurückzuführen.

Wenn die geschilderte Auffassung der Aetiologie der Mammatumoren die richtige ist, dann müssen in Gegenden und Bezirken, wo das Stillen der Säuglinge die Regel ist, die Mammageschwülste und namentlich das Carcinom erheblich seltener vorkommen, als in Gegenden, wo das Stillen nicht Sitte ist, ein Punkt, über den ich ziffernmässige Nachweise nicht zu erbringen vermag.

Die zweifellose Thatsache der erblich übertragbaren Verkümmerung einer für den Bestand des Menschengeschlechtes so wichtigen Drüse, wie der menschlichen Mamma, lässt sich ferner für die viel discutirte Frage der Vererbung erworbener Defecte verwerthen: es handelt sich hier um eine erblich fixirte Mutabili-

[4]) Auf diese Thatsache hat gelegentlich einer Discussion im ärztlichen Verein zu München zuerst Medicinalrath und Centralimpfarzt Dr. Ludwig Stumpf aufmerksam gemacht.

[5]) Ebenso bei Naturvölkern, die unter normalen Verhältnissen leben.

tät eines Organs, um Vererbung einer functionellen Atrophie. Eine eingehende Discussion dieser wichtigen Frage von der Vererbung erworbener Eigenschaften liegt ausser dem Bereiche meines Themas und beschränke ich mich auf einige Worte.

Wenn ein Zoologe (Götte) sich vor Kurzem noch dahin geäussert hat, dass die fertigen Individuen auf ihre Nachkommen gar nichts vererben und dass die einzige unantastbare Erfahrungsthatsache der Vererbung, nämlich die körperliche Uebereinstimmung von Eltern und Nachkommen, ausschliesslich auf ihrem gemeinsamen Ursprung beruhe, so erscheint eine Verständigung kaum möglich, wenn man versucht, diese Sätze auf das pathologische Gebiet zu übertragen. Ich erinnere nur an die Verschiedenheit der Constitution richtiger Geschwister, von denen die älteren, von jungen kräftigen Eltern erzeugt, durchaus normal sind, während spätgeborene Kinder, nachdem die Eltern durch Krankheit, Alcoholismus, Alter oder mangelhafte Ernährung heruntergekommen sind, sich in Bezug auf Körperconstitution sehr unvortheilhaft von ihren älteren Geschwistern unterscheiden. — Wenn eine Rasse oder ein Organ unter dem Einflusse äusserer Schädlichkeiten — und dazu rechne ich den Nichtgebrauch und die mangelhafte Inanspruchnahme eines Organs — im Laufe vieler Generationen degenerirt und atrophisch wird, so zeigt die körperliche Uebereinstimmung der Nachkommen mit den Vorfahren eine Lücke, die sich nur durch Vererbung erworbener Eigenschaften erklären lässt. — Eine gewisse Concession enthält allerdings ein späterer Satz Göttes, wornach ein Einfluss der Individuen auf die in ihm eingeschlossenen, langsam heranreifenden Keimzellen nicht zu leugnen sei; dieser Einfluss des Individuums auf seine Keime könne jedoch kein anderer sein, als der irgend eines anderen milieu ambiant, wie ein solcher auch später auf die selbständig gewordene Nachkommenschaft einwirkt.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung über die Bedeutung der Kindersterblichkeit im Allgemeinen.

Wenn ein Autor (Dr. Otto Zacharias) den Satz aufstellt, „dass die enorme Kindersterblichkeit der grossen Städte die Pforte sei, durch die alle diejenigen jungen Leben, für welche kein Gedeck an dem grossen Gastmahl der Natur aufgelegt ist, sich wieder entfernen müssen", so klingt das fast wie ein Naturgesetz und erinnert an jene Auffassung, wornach die Kindersterblichkeit einen zweckmässigen Regulator darstelle, der nach Analogie mit den Sitten der alten Spartaner, die bekanntlich alle schwächlichen und körperlich defecten Kinder von Staatswegen beseitigten, dafür sorge, dass alles widerstandslose und schwächliche Kindermaterial rechtzeitig verschwinde.

Gegen diese nahezu barbarisch zu nennende Auffassung ist einzuwenden, dass, wie die Verschiedenheit der Procentziffern und die verschiedene geographische Verbreitung der Kindersterblichkeit, sowie die in den letzten Jahrzehnten vielfach beobachtete Besserung der Verhältnisse deutlich lehren, von einem Naturgesetz keine Rede sein kann, dass leider auch zahlreiche kräftige Kinder der fehlerhaften künstlichen Ernährung, der Indolenz und Gleichgiltigkeit zum Opfer fallen.

Welche Summe von Elend, von Kummer und Sorge, von Schmerz und Leid, von nutzlos geopferter körperlicher Gesundheit und wirthschaftlichem Kapital verbirgt sich in den erschreckenden Ziffern der Kindersterblichkeit, die sich noch erheblich steigern, wenn man die Sterbe- und Erkrankungsziffern zwischen dem 1.—5. Lebensjahre hinzurechnet und die vielfach mit Einschluss der Säuglingssterblichkeit fast die Hälfte aller Geborenen umfasst, wenn man die gesundheitliche spätere Schädigung ganzer Generationen berücksichtigt!

Abgesehen davon, dass die natürliche Ernährung der Säuglinge in der Regel auch die billigste Art der Ernährung ist, schädigt, wie wir gesehen haben, jede Mutter, die im Stande wäre, ihr Kind zu stillen und diese Pflicht ohne zwingende Gründe nicht erfüllt, nicht bloss ihr Kind, sondern indirect auch ihre spätere Nachkommenschaft — durch Vererbung der mangelhaft entwickelten Milchdrüse.

Herr Dr. **Albu**-Berlin:

Der Herr Vortragende hat nur kurz den Einfluss der Kleidung auf das Zustandekommen der Verkümmerung der Brustdrüsen gestreift. Ich glaube aber, dass diesem Moment eine hervorragende Bedeutung zukommt. Es unterliegt gar keinem Zweifel, dass namentlich die früher üblichen, hoch hinaufreichenden Corsets eine schwere Schädigung der Brüste bedingten, indem sie durch das Hinaufdrängen und die Compression rein mechanisch eine Atrophie derselben hervorrufen, und wenn man in Betracht zieht, dass die Sitte des Corsettragens in neuerer Zeit nicht nur in den besseren Gesellschaftskreisen, sondern bis in die ärmste Bevölkerung hinein sich ganz allgemein verbreitet hat, so ist es sehr wohl möglich, dass sie einen Theil der Schuld an der immer mehr zunehmenden Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder selbst zu nähren, trägt. Die Erschlaffung der Brustdrüsen wird nach der Entbindung um so stärker, je mehr sie noch in der Schwangerschaft gedrückt und aus ihrer natürlichen Lage verschoben worden sind. Die Verkümmerung der Drüsengänge ist nicht wieder rückbildungsfähig, und deshalb lässt sich das einmalige und erste Versäumniss der Mütter nie wieder gut machen. Dass sich die so erworbene Anomalie vererben kann, namentlich wenn die nachfolgenden Generationen es besser zu machen sich nicht ernstlich bestreben, kann nach der Analogie zahlreicher Erfahrungen der Pathologie kaum bezweifelt werden.

Herr Dr. **Francke**-München:

Zunächst wollte ich mir zu bemerken erlauben, dass eine Seite in dem Vortrag nicht hervorgehoben ist (es war das wohl nicht beabsichtigt, aber es liegt so nahe), dass das Nichtstillen einen grossen Einfluss auf die Gesundheit der Frau selbst hat. Thatsächlich wird die Frau, die ihr erstes Kind gestillt hat, viel gesunder. Ich kann das aus meinen Erfahrungen als Arzt sagen; die Frauen erfahren eine normale, richtige Rückbildung ihrer Unterleibsorgane. Die Frauenleiden, die so viele Ehen unglücklich machen, werden dann, wenn der Wunsch des Herrn Dr. Bollinger in Erfüllung geht, geringer, im Allgemeinen wird die Lebensfreude der Frau eine grössere werden. Ich spreche da meine feste Ueberzeugung als Arzt aus, wir kommen in viele Familien hinein und können das durchschauen.

Der Grund, warum die Frauen nicht stillen, liegt meiner Ueberzeugung nach auch nicht im Alkohol; es mögen die Corsete eine Rolle dabei spielen, sie ist aber nicht so gross. Was ich immer gefunden habe, ist der Umstand: die Frauen sind zu bequem. Es ist viel schöner, wenn man Nachts nicht gestört wird und wenn man nach drei Wochen schon wieder in's Kaffeekränzchen und in's Theater gehen kann. Ich bin in München thätig, auf dem Lande mag manches anders sein. In München sagt man, ich muss wieder in Gesell-

schaft, ich habe keine Zeit, dem Kinde alle zwei Stunden aufzuwarten.

Ob es besser werden kann? Ich glaube. Auch dort, wo es traditionell geschehen ist, dass die Mutter nicht gestillt hat — und es gibt derartige Familien — auch dort habe ich beobachtet, dass durch eine intensive Vorbereitung während der Schwangerschaft, dann durch einen rechten Willen der Hebamme und der Wöchnerin eine Functionsfähigkeit der Brustdrüsen auf einmal eingetreten ist; kleine Drüsen fingen an, auf einmal aufzuschwellen und eine Masse Milch zu liefern, durch den natürlichen Reiz, der gegeben war. Das ist nicht eine Erfahrung, die ich in einem Falle gemacht hätte, sondern die ich mehrmals machte. Ich bin fest überzeugt, wenn man nicht gleich nachlässt in den Bestrebungen, wenn nicht gleich im ersten Moment Milch kommt, dass man dann in vielen Fällen noch zu befriedigendem Ergebniss gelangt. Aber freilich, diese Fragen gehören mehr in das medicinische Gebiet und können hier nur gestreift werden. Ich wollte nur zum Ausdruck bringen, dass wir Aerzte wünschen müssen, dass der Vortrag recht weite Verbreitung findet, damit die Sache von allen Seiten unterstützt werde.

Herr **R. Virchow**:

Ueber die Darstellung und die darauf begründete Messung der Gesichtsbreite.

Sie haben neulich schon gehört, wie grossen Werth man auf die Gesichtspunkte legt, welche für die physiognomische Darstellung des Gesichts von Wichtigkeit sind. Diese Messung ist eine der schwierigsten Aufgaben, weil es an solchen Messpunkten fehlt, wie sie an anderen Stellen des Körpers gegeben sind. Man misst überhaupt am leichtesten und am sichersten, wo man bestimmte Punkte hat, die gleichsam von Natur bezeichnet sind, kurzweg anatomische Punkte. Wenn wir bestimmt benannte Theile haben und von da aus messen können, so gewinnen wir für Alle gleich annehmbare Maasse. Am Gesicht ist es sehr viel schwieriger, solche Punkte zu finden, als anderswo am Körper. Wenn wir z. B. einen Kopf von vornher betrachten, so tritt uns sofort die Frage entgegen, was ist „Breite des Gesichtes".

Die physiognomische Breite resultirt, wie bei der Profilbetrachtung leicht zu sehen ist, daraus, dass verschiedene ungleich stark hervortretende Abschnitte des Gesichtes scheinbar in dieselbe Ebene treten und in dieser Ebene fixirt werden. Die Umgrenzung dieser Ebene wird durch den Contour des Profils im Ganzen gegeben, aber innerhalb derselben liegt eine Reihe einzelner Theile, die jeder für sich hervorragende Punkte bilden, aber nicht den äusseren Contour erreichen. Wir sehen dem Menschen zunächst in die Augen und gehen dann ein klein wenig herunter. Wo aber sollen wir die Breite des Gesichts messen?

Da ist ein stark hervortretender Punkt, ganz vorn in dem vorderen Abschnitt der Wangengegend; ein anderer liegt weiter nach rückwärts, etwa auf der Mitte des Wangenbeines; der dritte erscheint unterhalb der Schläfe ganz nach hinten hin, so dass er fast in die äusserste Grenzlinie der Profilebene fällt. Wenn wir nun an einem Schädel die Breite messen wollen, so können wir von dem Punkte aus messen, der am meisten nach unten und vorn vorspringt: er entspricht einem Knochenvorsprung am Wangenbein, der Tuberositas zygomatico-maxillaris. Wir können aber auch auf der Fläche des Wangenbeines messen, indem wir die Spitzen des Tastercirkels jederseits auf einen homologen Punkt der Fläche der Wange aufsetzen. Wir kennen die beiden Flächen ungefähr, sie sind nicht parallel, im Gegentheil, sie stehen schief gegen einander. Immerhin aber kann man sich auf ihnen einen Punkt aussuchen, um von da aus zu messen. Aber die vorher genannte Tuberosität ist ein anatomischer Punkt; der ist unveränderlich. Auch beim lebenden Menschen können wir durch das Fleisch hindurch auf den Rand des Wangenbeins kommen, wenn wir ein wenig derb drücken, aber an der Fläche hört alle Sicherheit der Vergleichung auf. Man hat die Wahl, je nach Umständen mehr nach vorn oder mehr nach hinten zu gehen; man bekommt also je nach Belieben grössere oder kleinere Maasse.

Weiter nach hinten folgt ein Vorsprung, der zu einem grossen Theile dem Schläfenbein angehört; er bedingt die Ausbiegung des Jochbogens, der über dem Ohr beginnt und bis an einen hinteren Fortsatz des Wangenbeins reicht. Dieser Fortsatz hat eine sehr variable Gestalt und Länge; seine äussere Fläche und die Stelle des am meisten vorspringenden Punktes haben eine verschiedene Lage.

Ich habe bei dem Bestreben, welches ich von Anfang an in die anthropologischen Messungen zu bringen suchte, anatomische Punkte zu finden, mit Bewusstsein den unteren vorderen Punkt genommen, d. h. die vorher genannte Tuberosität, weil man bei jedem Menschen, wenn man vorher genau zufühlt und bei der Messung ein wenig drückt, fühlen kann, wo die grösste Prominenz liegt. Indess, ich erkenne es an, dieses Maass ist nicht immer ganz correct; man kann nicht genau die Stelle fixiren, welche als Messpunkt dienen soll. Die Haut verschiebt sich leicht etwas unter dem Messen. Ich behaupte also nicht, dass das ein fehlerfreies Maass ist. Es gibt überhaupt kein Maass in dieser Gegend beim lebenden Menschen oder an einem nicht macerirten Schädel, welches frei ist von Fehlern und eine gewisse Zuverlässigkeit bietet. Aber wenn wir alle Maasse vergleichen, welche überhaupt möglich sind, so behaupte ich, dass das genannte Maass die geringsten Fehler ergibt. Sie werden sich auch klar machen, dass wir gewohnt sind, ein menschliches Gesicht nicht nach den hintersten Theilen desselben zu beurtheilen, sondern wir begnügen uns damit, wesentlich den vorderen Abschnitt des Gesichtes zu nehmen, welcher der eigentlich physiognomisch bestimmende ist. Wir Anatomen haben auch ein Interesse an der physiognomischen Betrachtung, wodurch wir in Uebereinstimmung mit Malern, Bildhauern und Photographen kommen. Diese alle haben kein Interesse, darzustellen, wie das Gesicht sich von hinten her zeigt, sondern sie wollen das Gesicht als Gesicht geben, und dazu dient der Abschnitt, der ungefähr begrenzt wird durch die Lage der Tuberositas zygomatico-maxillaris. Ich bin desshalb lebhaft angegriffen worden. Ich will das Einzelne hier nicht vorführen, ich hatte nur den Wunsch, Ihnen einmal die Sache correct in geometrischer Zeichnung zu zeigen und nachzuweisen, was man da vorzugsweise in's Auge zu fassen hat.

Ich habe daher aus einer grösseren Sammlung von Abbildungen eine kleinere Zahl ausgewählt, die Ihnen vielleicht am meisten einen Einblick gewähren wird in das Wesen dieser Verhältnisse. Ich werde sie später in grösserer Zahl publiciren. Heute will ich nur kurz bemerken, dass ich rein empirisch, nachdem ich eine Reihe geeigneter Schädel ausgesucht hatte, fand, die erste praktische Probe müsse gemacht werden in Fällen, wo bei der Betrachtung eine grössere Breite des Ge-

sichtes hervortritt. Schmale Gesichter sind an sich kleinere Ziele, nebenbei häufig mit wenig hervorragenden Eigenschaften ausgestattet, dagegen die breiten Gesichter sind vorzugsweise diejenigen, die als von der gewöhnlichen Form abweichende sich darstellen.

Wie gross die Differenzen sind, können Sie leicht aus den Abbildungen ersehen. Es ist immer derselbe Maassstab genommen und es sind ganz genaue geometrische Darstellungen, so dass Sie, wenn Sie die Breitendurchmesser vergleichen, sofort ersehen können, welche colossale Verschiedenheiten in Wirklichkeit vorkommen. Da sind exquisite Kalmücken, die vorzugsweise von der ganzen übrigen Gesellschaft durch breite Gesichter sich auszeichnen. Hier ist einer der schönsten griechischen Köpfe dargestellt, ein ächter athenischer Kopf aus der alten heiligen Strasse. Im Gegensatz dazu zeige ich ein sehr interressantes Stück, den schmalsten Kopf, der mir überhaupt jemals vorgekommen ist; er stammt aus Vorderindien, von einem Tamilen. Er besitzt eine höchst frappirende Schmalheit, aber das Gesicht ist nicht in demselben Maasse schmal, wie der Kopf; man muss sich in Acht nehmen, das eine Maass auf die anderen zu übertragen.

Ich will kurz das Resultat meiner empirischen Methode sagen. Indem ich alle Maasse von dem auffällig breiten Kopf bis zu dem äusserst schmalen zusammenstellte, bin ich dahin gekommen, vier Kategorien zu bilden. Ich habe dieselben nach zwei verschiedenen Breitenmaasen neben einander gestellt: nach solchen, bei denen die Jochbogen als Ansatzpunkte für die Bestimmung des Jugaldurchmessers gedient haben, und nach solchen nach dem Maxillardurchmesser (Tuberositas). Für den grossen Breitendurchmesser, den jugalen, habe ich vier Kategorien erhalten, deren Breitenverhältnisse in folgender Reihenfolge sich darstellen:

1. 151 mm bis 140 mm,
2. 139 „ „ 133 „
3. 129 „ „ 121 „
4. 117 „ „ 116 „

Die Differenz geht also von 151 bis 116 = 45 mm. Nun sind ja grosse Schwankungen selbstverständlich, was ich im Einzelnen nicht weiter verfolgen will, aber die Grösse der Variation ist gewiss bemerkenswerth. Ich möchte nur noch besonders hervorheben, was unser europäisches Breitgesicht anbetrifft, so ist die erste Kategorie, die am meisten charakteristische Gruppe die der Holländer, der alten Holländer, die in der äusseren Erscheinung am nächsten sich den Norditalienern und den Alpenbewohnern anreihen. Auch Davos gehört zu den Breitköpfen. San Remo hat bei mir nur 121 mm, Davos 136 mm.

Das zweite Maass ist das kleinere, das malare, das des Vordergesichtes, von der einen Tuberositas zygomatico-maxillaris bis zur anderen, mit folgenden Kategorien:

1. 110 mm bis 100 mm,
2. 78 „ „ 92 „
3. 89 „ „ 80 „
4. 68 „ „ — „

also Differenz 42 mm, weniger gross als bei dem Jugaldurchmesser.

Im Einzelnen stellen sich ziemlich auffällige Verschiedenheiten nach den geographischen Regionen heraus. Da will ich kurz hervorheben, dass die Europäer in all den verschiedenen Kategorien repräsentirt sind, aber es ist unverkennbar, dass die nördlichen Gruppen, die mehr gegen den Pol hin wohnen, und die Bewohner der subpolaren Regionen vorzugsweise die breite Gesichtsform haben. Heute will ich mich darauf beschränken, an diesen Abbildungen den erkennbaren Gegensatz gezeigt und Ihnen eine Erklärung gegeben zu haben, wesshalb ich für mich dem physiognomischen Maass (hier also dem malaren) den Vorzug gebe. Wir Anthropologen müssen uns einfügen in die allgemeinen Grenzen der Anschauung, und diese werden immer bestimmt werden durch dasjenige, was in der Kunst als maassgebend erkannt ist.

Herr **R. Virchow:**

Ueber Centralisationsbestrebungen auf dem Gebiete vaterländischer Anthropologie und Archäologie.

Ich möchte kurz besprechen einen Punkt, der die allgemeine Aufmerksamkeit der Gesellschaft wohl verdient, da er von sehr grosser, wichtiger Bedeutung ist. Es sind nämlich seit einiger Zeit Bestrebungen hervorgetreten, die scheinbar mit uns nichts zu thun haben, die sogar auf den ersten Blick geeignet erscheinen, uns zu fördern; es wird beabsichtigt, für ganz Deutschland Centraleinrichtungen zu schaffen, für welche sämmtliche Gegenstände unseres Gebietes und ausserdem noch die römischen Alterthümer als das eigentliche Arbeitsfeld bezeichnet werden. Man will eine Reichsanstalt gründen, welche weitere Organisationen in den einzelnen Gegenden und Provinzen des Reiches herstellen, alle Funde sammeln und dann in centralisirter Form die Publicationen besorgen soll. Das ist um so verführerischer, als im Augenblicke die centrale Reichsbehörde grössere Neigung hat, mit nicht unerheblichen Mitteln einzugreifen, namentlich für Zwecke der colonialen und maritimen Unternehmungen. Man möchte eine Art von prähistorischen Anstalten schaffen unter einer Reichsanstalt, die als deren eigentlicher Mittelpunkt erschiene. Mehrere von uns, Ranke, Voss und ich befanden uns während dieser Periode an der Stelle, wo die Reichsleitung schon jetzt herantritt, in dem sogenannten römisch-germanischen Museum von Mainz. Wir sind alle drei Mitglieder des Vorstandes dieses Museums, und ich darf wohl annehmen, dass Sie alle unterrichtet sind, dass diese Anstalt ursprünglich entstanden ist auf den Wunsch und den lebhaften Antrag der historischen Vereine. Die historischen Vereine Deutschlands waren es, welche zuerst betonten, es müsse ein Mittelpunkt geschaffen werden, wo insbesondere die römischen Funde concentrirt und gesammelt würden. Diese Seite ist daher auch vorzugsweise entwickelt worden, aber man hatte von Anfang an doch eine Art von innerer Trennung gemacht, indem man für die Mainzer Sammlung verlangte, dass sie in vollständiger Uebersicht alles dasjenige enthielte, was zur übersichtlichen Darstellung der römischen Periode in Deutschland diente, und da Originalstücke nicht überall zu beschaffen waren, hatte man von vorneherein den zweckmässigen Gedanken, Nachbildungen der überhaupt vorhandenen zu machen. So kam unter der geschickten Leitung Ludwig Lindenschmits jene bewunderungswürdige Sammlung zu Stande, in der die Nachbildungen allerdings einen hervorragenden Antheil haben, aber auch eine nothwendige Ergänzung des Museums darstellen. Wir und mit uns die Majorität des Vorstandes haben gefunden, dass im Grossen und Ganzen dieser Gesichtspunkt derjenige ist, der festgehalten werden sollte, und dass man nicht umgekehrt übergehen sollte zu einem Versuch, sei es

durch stärkere Betonung des römischen Elementes, sei es durch stärkere Betonung des eigentlich vaterländischen prähistorischen Elementes, eine andere Richtung in die ganze Anstalt zu bringen. Indess, es waren damals sehr energische Coalitionen, kann ich wohl sagen, vorhanden, die das nicht wünschten; am stärksten waren sie damals auf Seite der römischen Forschung; davon haben Sie wahrscheinlich schon gehört. Nachdem zum Theil auf unser eigenes Betreiben die Untersuchung des Limes in grösster Ausdehnung in die Hand genommen war und man an allen Ecken und Enden gewisse alte Dinge fand, war das erste, dass man sagte, es muss ein Limes-Museum gemacht werden. Dies schien aber nirgends besser untergebracht zu sein, als gerade in Mainz, wo das bestehende Museum verstärkt und durch Anbauten erweitert das gesammte Limesmaterial aufnehmen könne. Dem schloss sich auch die specifisch römische Richtung an mit dem Wunsche, eine Anstalt zu haben, wesentlich für römische Dinge und für classisch geschulte Beamte.

Wir haben uns entschieden dem widersetzt, da wir nicht wussten, wie aus dem Mainzer Museum ein Limes-Museum gemacht werden könne. Es ist dann auch diese Absicht zurückgetreten. Daher ist in neuester Zeit der Gedanke in den Vordergrund getreten, auf der Saalburg bei Homburg ein besonderes Museum zu gründen, wohin wesentlich die Limessachen gebracht würden. Darüber will ich nicht streiten. Aber wir waren der Meinung, dass, wenn einmal das Mainzer Museum für die Limesfunde bestimmmt würde, der grösste Theil dessen verfallen müsse, was wir gegenwärtig erzielt haben.

Dieser Plan ist, glaube ich, wohl abgewendet, und man ist auf eine abgeschwächte Form von Reichsanstalt verfallen, an der vorläufig die Reichsbehörden noch mit grosser Energie festhalten. Das ist die Frage, die im Laufe der nächsten Zeit in irgend einer Form zur Klärung gebracht werden muss. Ich will hier besonders hervorheben, dass wir — ich glaube auch im Sinne meiner Collegen zu sprechen — die Besorgniss hatten, dass bei manchen dieser Ziele es sich nicht so sehr um sachliche, als um persönliche Wünsche handelte, insbesondere um den Wunsch, dass gewisse bevorzugte Männer, welche sich in römischer Forschung ausgezeichnet haben, in bessere Gehaltsstellungen gebracht würden. Wie weit es gelingen wird, diesen Wunsch auf ein erträgliches Maass zurückzuführen, kann ich im Augenblicke nicht übersehen; ich glaubte aber, es würde zweckmässig, ja unerlässlich sein, dass man in ganz Deutschland ungefähr weiss, was bevorstehen könnte, und dass man sich die Frage vorlegt, wie weit eine solche Organisation vortheilhaft, nützlich und erstrebenswerth erscheine.

Dass eine solche Centralisation schöne Resultate ergeben kann, haben wir an verschiedenen Orten gesehen; man hat in Italien, in Oesterreich, in Russland derartiges sehr energisch in Angriff genommen, auch in Frankreich ist Aehnliches geschehen, nur in England hat man sich geweigert. Bei uns sind wir an dem Punkte angelangt, wo es sich entscheiden muss, ob eine solche centralisirte Thätigkeit angestrebt, oder ob diejenige Art der Thätigkeit, die wir bis jetzt gepflogen haben, die Localforschung nach freier Wahl, weiter gefördert werden soll. Unsere Gesellschaft, wie sie da ist, ist eben der Ausdruck der freien Thätigkeit, einer Thätigkeit, welche aus dem Volke herausgewachsen ist, welche im Volke ihre Stütze hat, im Volke ihre Kraft sucht und in dem, was sie zu Stande gebracht hat, einen trefflichen Ausdruck gerade dieser nationalen Kraft darstellt. Ob es möglich sein würde, diese Thätigkeit durch eine Reichsinstanz zu ersetzen — das habe ich den Herren vom Reich auch wiederholt auseinandergesetzt — erscheint mir sehr zweifelhaft. Denn gegenwärtig liegt die Sache so: wie in dem Eröffnungsstück, das uns neulich hier so geschickt vorgeführt wurde, die Württembergerin und die Badenserin aneinander geriethen, so gerathen heutzutage auch die communalen Elemente aneinander, und ich kann sagen, wir in Berlin haben auch schon ein solches Stück centralistischer Thätigkeit erlebt, indem dem Museum für Völkerkunde mehr Mittel gegeben sind, mehr Personal geschaffen wurde und die Forschung dadurch gefördert werden konnte; Herr Voss konnte seine Beamten hinausschicken, wenn die Botschaft von einem Funde da oder dorther gekommen war, und die Sachen nach Berlin bringen lassen u. s. w. Das haben die Herrschaften in der Provinz sehr übel genommen, und die Folge davon war, dass eine allgemeine Opposition, wenn auch nicht eine bewaffnete, aber eine recht energische in der Provinz sich erhob. Man sagte nur, wir werden es schon machen, wir brauchen Euch nicht, behaltet Eure Emissäre für Euch. Geld natürlich will jeder haben, und da ist auch die Gefahr, dass wenn die Reichsinstanz mit einem grossen Geldbeutel ausgestattet würde, dann allerdings die Concurrenz recht fühlbar, vielleicht drückend werden würde. Die Besorgniss besteht allerdings nach meiner Meinung, darauf wollte ich hinweisen, dass wenn diese centralistischen Bestrebungen eine starke Ausbildung erlangen, dadurch die provinziale Thätigkeit lahm gelegt werden wird, und nicht bloss die provinziale, sondern auch die locale Thätigkeit. Nehmen Sie z. B. Herrn Köhl mit seiner anhaltenden und immer fortgehenden Thätigkeit; wenn er nichts weiter zu thun hätte, als für eine Reichsanstalt zu arbeiten und die besten Sachen dahin abzugeben, dann würde er nach kurzer Zeit sagen, ich gehe lieber wo anders hin, wo ich freier bin. Ich bemerke dies nur, um dahin zu wirken, dass alle diejenigen, welche es wirklich für einen nationalen Gewinn halten, dass die freie Thätigkeit erhalten und wenn möglich erweitert wird, nun auch sich zur Abwehr aufmachen. Wir alle sind nicht dagegen, dass eine gemeinsame Zusammenfassung der Resultate erzielt wird; niemand wird sich dagegen wehren, das, was er in seinen kleinen Grenzen ermittelt, auch dem grossen Ganzen mitzutheilen, aber dass das nicht geschehe durch eine Centralinstanz, welche befehlend und bezahlend auftritt, scheint wir etwas Wünschenswerthes zu sein. Es werden grosse Mittel gebraucht werden; auch wir würden kein Bedenken tragen, das Reich zu ersuchen, wenn wir Mittel brauchen, wie es die Naturforscher z. B. bei der Polarforschung gethan haben, aber so weit wir es machen können, muss ich sagen, würde ich es für besser halten, wenn die locale Thätigkeit nicht bloss erhalten, sondern auch noch gestärkt würde. Wenn eine Behörde eingesetzt wird, welche alles centralisirt, so kann das leicht ein Uebel werden, denn wir dürfen nicht darauf rechnen, dass sie in der milden Form auftritt, welche die Selbstverwaltung nicht beschränkt. Ich bin überzeugt, dass Sie schon im nächsten Jahre Weiteres hören werden. Es standen 30000 Mark im neuen Reichsetat, die sind im Augenblicke nicht zur Erledigung gekommen, können aber in wenigen Monaten vielleicht verstärkt erscheinen, und dann werden sie mit einem Schwanz von Beamten behaftet sein, der bisher noch keine Verwendung gefunden hat. — Ich stelle keinen Antrag.

Herr Professor Dr. **Rudolf Martin**-Zürich:

Die Ureinwohner der malayischen Halbinsel.

Seit den grundlegenden Untersuchungen Logans hat die Inlandbevölkerung der malayischen Halbinsel stets das Interesse der Fachanthropologen in Anspruch genommen, ein Interesse, das durch neuere Reisen, besonders diejenigen Miklucho-Maclays u. Stevens immerfort wachgehalten wurde.

Da aber bei allen diesen Reisen die exactere physisch-anthropologische Beobachtung etwas kurz wegkam, entschloss ich mich, wenn irgend möglich, diese Lücke auszufüllen und hatte dann im Frühjahr und Sommer 1897 Gelegenheit, einen grossen Theil der Halbinsel zu erforschen und anthropologische Aufnahmen zu machen.

Die abgeschlossenen Resultate dieser Reise kann ich Ihnen heute allerdings noch nicht vorlegen; ich stehe noch mitten in der Verarbeitung der mitgebrachten Materialien und muss mich daher auf eine kurze Skizze der einfacheren Verhältnisse beschränken.

Das Land, in das ich Sie führen will, geniesst in Europa nicht gerade den besten Ruf, und man hat es vielfach als eine Tollkühnheit bezeichnet, in jene von ausgedehnten Sumpfwäldern bedeckten und von den heimtückischen Malayen bewohnten Regionen einzudringen. Gewiss sind weite Strecken der Westküste von Mangrovesümpfen umsäumt, in denen das Reisen nicht gerade angenehm ist, aber im Innern wird die Halbinsel, in der Art eines Rückgrates, von einem mächtigen Gebirge durchzogen, das Erhebungen von 1860 m zeigt und sich erst im äussersten Süden in einzelne Gebirgsstöcke auflöst. Um dieses, an einigen Stellen der Halbinsel ziemlich breit entwickelte und complicirt gegliederte Centralgebirge schlingt sich ein leicht welliges Hügelland, von zahlreichen, weit hinauf schiffbaren Flüssen durchzogen und erst an dieses schliesst sich dann die eigentliche Ebene an, aufgebaut aus dem Detritus der Gebirge, den Regen und Wind herabgeführt und hier abgelagert haben. Dies ganze Gebiet, mit Ausnahme einiger Flussniederungen und Ebenen ist auch heute noch grösstentheils von Jungle, dem dichten, indischen Urwald, bedeckt, nur im Westen beginnt die Axt des europäischen Pflanzers Breschen in diese grüne Decke zu schlagen.

Ich habe die orographischen Verhältnisse und den Vegetationscharakter des Landes kurz berührt, weil dadurch die Völkervertheilung regulirt wird.

Die Malayen, die seit dem 12. Jahrhundert theils direct von Sumatra, theils über die Inseln des Südens in die Halbinsel eindrangen, siedelten sich naturgemäss längs den grösseren Flussläufen und in den fruchtbaren Ebenen an, wo sie ihren Reis bauen konnten.

Später kamen dann Siamesen und Chinesen in's Land, im Bestreben, die reichen Zinnschätze zu heben und auch diese verbreiteten sich vorwiegend über die Alluvialebenen, in denen auch heute noch das meiste Zinn gewonnen wird. Nur einige Gruppen von Dajak und Battak drangen auf ihrer Suche nach Guttapercha tiefer in's Land ein, haben aber die Völkervertheilung nicht beeinflusst, da sie nur als periodische Besucher auftraten. Das Gleiche gilt von den Bugis, die wie die frühhistorischen indischen Ansiedler sich nur auf einige Küstenbezirke beschränkten.

Die Malayen sind also nicht die Autochthonen der nach ihnen benannten Halbinsel, sondern nur Colonisten; sie fanden bei ihrem Eindringen bereits eine Bevölkerung vor: zunächst an der Küste die sog. Orang laut, d. h. jene vielfach gemischten Seezigeuner, die sich an allen Küsten der indischen Inselwelt herumtrieben, dann im Innern die eigentlichen Autochthonen, wilde Stämme, die sie als orang utan, orang bukit, orang dalam, d. h. „Menschen des Waldes", „der Berge", „des Innern" u. dgl. bezeichneten.

Mit diesen Stämmen fand im Laufe der Jahrhunderte, vor Allem in den ersten Zeiten nach der Einwanderung, im Süden eine ziemlich intensive Mischung statt, während sich die mehr nördlich wohnenden Stämme vor dem vordringenden, malayischen Einflusse immer mehr in's Innere und in die Wälder zurückzogen. Dieser Process lässt sich noch verfolgen und wir werden daher die reinen Repräsentanten jener Stämme heute nur noch im Herzen des Landes suchen dürfen.

Ich habe diese Stämme oben als Autochthonen bezeichnet, verdienen sie wirklich diesen Namen?

Der Begriff der Autochthonie hat immer etwas Relatives, und es genügt hier, den Beweis zu erbringen, dass die bis jetzt gefundenen Spuren einer früheren Besiedelung der Halbinsel sich recht wohl auf die heutigen Inlandstämme beziehen lassen. Diese Spuren sind dreierlei Art: Zunächst betreffen sie Funde, die in Höhlenwohnungen, d. h. in sog. „rock shelters" oder „abris sous roche" gemacht wurden und die die Anwesenheit des Menschen in denselben absolut sicher beweisen. In diesen Höhlen — sie sind um Ipoh herum sehr zahlreich — ist der Boden bedeckt von einer 3—4 m dicken Schicht — einem Conglomerat von Land- und Süsswassermuschelschalen, durchsetzt mit zerbrochenen, zum Theil angebrannten thierischen Knochen, Stücken gebrannter Erde, Kohlenreste und Hämatit.

In einer derselben fanden sich unter Anderem zwei Mahlsteine aus Granit sammt dem dazu gehörigen Reiber und in einer anderen hat Wray im Jahre 1891 sogar menschliche Skelettheile ausgegraben, die aber so zerbrochen waren, dass sie nicht mehr bestimmt werden konnten.

Die zweite Art von Ueberresten besteht in Küchenabfall- oder Muschelhaufen, die besonders im Norden der englischen Provinz Wellesley und im südlichen Kedah relativ häufig sind und fast ausschliesslich aus Cardium, der essbaren Herzmuschel, der „Kepah" und „Karang" der Malayen bestehen. Diese Muschelhaufen befinden sich in einer mittleren Entfernung von 1½ km von der heutigen Meeresküste, sind meist rund und kuppelförmig und liegen vielfach in Gruppen beisammen. Ich schliesse daraus, dass das Meer sich früher weiter landeinwärts erstreckt haben muss, und dass die Haufen meistens dadurch entstanden sind, dass die Bewohner die Schalenreste ihrer Nahrung durch den Fussboden oder von der Veranda ihres Pfahlbaues aus zu Boden fallen liessen, eine Art, sich der Abfälle zu entledigen, die heute noch allgemein gebräuchlich ist. Kohlenreste und Knochen von Landthieren fehlen, wohl ein Beweis dafür, dass diese Abfallhaufen von einem Stamme herrühren, in dessen Ernährung Landthiere noch keine Rolle spielten. Die Malayen haben keine Ueberlieferungen hinsichtlich der Entstehung dieser Muschelhaufen: sie sind also jedenfalls vor der malayischen Invasion entstanden.

Andere interessante, prähistorische Objecte sind Steinbeile, die da und dort gelegentlich im Boden gefunden und von den Malayen, ganz im Sinne unseres Volkes, als „batu lintar", d. h. „Blitzsteine" oder „Donnerkeile" bezeichnet werden. Ich lege Ihnen zwei Typen aus meiner eigenen Sammlung vor. Das eine besteht aus Kieselschiefer, ist 144 mm lang, an der Schneide 45 mm und am hinteren Ende 25 mm breit, wodurch

im Ganzen eine trapezähnliche Form entsteht. Die Unterseite ist ziemlich flach, die Oberfläche dagegen leicht convex, woraus ich schliessen möchte, dass das Beil einfach auf- und nicht eingeschäftet wurde. Das zweite Stück habe ich nur desshalb mitgebracht, weil es aus Kalkmergel, also einem so weichen Material besteht, dass man die praktische Verwendung eines solchen Beiles ernstlich in Frage ziehen möchte. Die Malayen haben sich übrigens für diese weichen Steinbeile eine Erklärung zurecht gemacht. Sie behaupten, dass die Geister oder hantu diese Beile aus weichem Material anfertigen und dann zunächst in die Erde vergraben, um sie hart werden zu lassen. Erst nachdem dieses geschehen, sind die Beile gebrauchsfähig und werden von den hantu ausgegraben; darum schätzt der Malaye auch nur die Stücke aus hartem Stein, weil diese wirklich einmal beim Geisterkampf gedient haben. Ausser den Steinbeilen kommen aber auch noch Steinmeisel mit keilförmiger zugeschärfter Spitze und ganz flache, fast scheibenförmige Kelte vor.

Alle diese Stücke bestehen aus Gesteinsarten, die sich in Form von Kieseln in den Flüssen oder auch anstehend im Gebirge finden, so dass wohl eine Herstellung derselben im Lande selbst angenommen werden darf. Aber heute benützt keiner der Inlandstämme der Halbinsel mehr Steinwaffen, selbst die Erinnerung daran scheint vollständig geschwunden zu sein. Trotzdem darf man vielleicht die Vorfahren der heutigen Senoi für die Verfertiger jener neolithischen Werkzeuge erklären, denn die Malayen waren bereits im Besitz des Eisens, als sie die Halbinsel besiedelten. Clifford hat dafür auch einen linguistischen Grund angeführt. Die Senoi besitzen nämlich für die von den Malayen eingetauschten Eisenobjecte, sofern sie in ähnlicher Form auch als Steinobjecte vorkommen, eigene, den malayischen wurzelfremde Worte, während sie diejenigen Instrumente, die als Steintypen nicht vorkommen, mit den malayischen Worten bezeichnen.

Mit jenen vorhin geschilderten Höhlenbewohnern und den Stämmen, von denen nur noch die Muschelhaufen erhalten sind, haben diese Neolithiker nichts zu thun, denn jene standen auf einer viel tieferen Culturstufe, die am ehesten derjenigen der heutigen Mendi oder Semang entspricht. Ihre Waffen und Geräthe mögen aus Holz oder Bambus bestanden haben und werden uns daher wohl für immer unbekannt bleiben.

Irgend eine Zeit für die Einwanderung dieser Stämme anzusetzen, ist ganz unmöglich; was wir einzig als wahrscheinlich annehmen dürfen, ist nur das, dass bei dem Eindringen der Malayen die beiden nicht malayischen Varietäten, deren letzte Reste wir heute noch studieren können, bereits auf der Halbinsel vorhanden waren.

Diese Reste sind Ihnen unter den verschiedensten Namen bekannt geworden, am meisten wohl unter den ganz unbezeichnenden und weitverbreiteten malayischen Sammelbegriffen, wie: „Orang Benua“, „Orang Utan“, „Orang Ulu“, „Orang Darat“ u. s. w., die alle nichts anderes bedeuten als Menschen des „Landes“, des „Waldes“, der „Quellgegenden“, des „Trockenlandes“ u. s. w. Man hat irrthümlicher Weise diese und andere Namen vielfach als Stammesnamen aufgefasst, viele Synonyme als getrennte Clan behandelt und dadurch eine Verwirrung in die Stammesgliederung gebracht, die nur mit grosser Mühe wieder gehoben werden kann. Auch die heute im Lande selbst gangbarsten Bezeichnungen für die Inlandstämme, Semang und Sakai, sind aller Wahrscheinlichkeit nach malayischen Ursprunges und sollten, so weit irgend möglich, durch die Eigenbezeichnung der Stämme ersetzt werden.

Ohne mich an dieser Stelle auf eine kritische Erörterung einzulassen, möchte ich Ihnen die folgende natürliche Eintheilung der im Innern der malayischen Halbinsel lebenden Stämme resp. Stammesgruppen vorschlagen:

1. Ulotriche Stämme: Mendi oder Menik, von den Malayen gewöhnlich als Semang (besonders im Westen) und als Pangang (vorwiegend im Osten) bezeichnet. Wohngebiet: Nördliches Perak, Kedah, Rahman, Ranga und Kelantan.
2. Cymotrische Stämme: Senoi, von den Malayen meist Sakai genannt. Wohngebiet: Südöstliches Perak und nordwestliches Pahang.
3. Gemischte Stämme:
   Blandas, Ma-meri oder Besisi } im südlichen Selangor.
   Mantra im Malakka Teritorium und in Rembau,
   Jakun in Johore.

Mit dieser Eintheilung soll nicht gesagt sein, dass nicht auch an den Grenzen des Wohngebietes der Mendi und Senoi Mischungen vorgekommen seien, aber es können diese Stämme als solche doch nicht als gemischte bezeichnet werden. Auf der anderen Seite steckt auch in manchen Hausgenossenschaften der Blandas und Besisi reines Blut, denn die Kreuzung hat sich an den einzelnen Punkten in recht verschiedenem Grade vollzogen. Ich werde mich darüber in einer grösseren Publication ausführlich aussprechen.

Obwohl ich Gelegenheit hatte, Vertreter aller der obengenannten Gruppen, mit Ausnahme der Jakun zu studiren, möchte ich mich doch in der kurzen physischen Schilderung, die ich Ihnen noch geben kann, auf die Senoi beschränken und höchstens noch die Mendi gelegentlich zum Vergleich herbeiziehen.

Wenn Sie zum ersten Male einen Senoi im Urwalde antreffen, werden Sie erstaunt sein über seine geringe Körpergrösse: in der That beträgt das Mittel der von mir gemessenen Männer nur 150 cm, aber ich habe auch solche von nur 138 cm gesehen, die mir gerade bis an die Schulter reichten. Das sind allerdings Ausnahmsfälle; 85 % der untersuchten Männer waren zwischen 146 cm und 158 cm gross, die Mehrzahl drängt sich auf die Grössenwerthe von 151—154 cm zusammen. Wie bei allen menschlichen Rassen ist auch bei den Senoi die sexuelle Differenz in der Körpergrösse deutlich ausgesprochen. Das Mittel liegt für die Frauen bei 142 cm; 53 % sind zwischen 139 cm und 145 cm gross, 17 % sind noch kleiner als 139 cm; ja zwei ausgewachsene und verheirathete Frauen besassen nur eine Körpergrösse von 132 cm. Meine Befunde bei den Senoi bestätigen im Grossen und Ganzen die von Stevens von den Jakun mitgetheilten Zahlen und es ist nur zu bedauern, dass dieser Reisende nicht genau die Orte bezeichnete, an welchen er seine Aufnahmen machte. Es sind nämlich Stammesverschiedenheiten nachzuweisen: so sind meine Senoi aus dem Innern von allen beobachteten Individuen die kleinsten, während z. B. Blandas und Besisi einen grösseren Procentsatz relativ Grosser aufweisen. Bei ihnen sind merkwürdiger Weise auch die Frauen gross (151 cm) und die sexuelle Differenz sinkt bei Ihnen auf 2,4 cm herab. Zwischen Senoi und Mendi konnte ich dagegen keinen durchgreifenden Unterschied constatiren.

Somit gehören also die Inlandstämme der malayischen Halbinsel zu den Varietäten kleiner Statur, was allerdings für Südostasien nichts Auffallendes ist.

Ferner legt man der Kopfform, wie sie durch den Längenbreitenindex zum Ausdruck kommt, einen grossen Werth bei: das Gesammtmittel aller meiner Kopfmessungen ist ein mesocephales und liegt bei 79. Es stimmt diese Zahl ganz genau mit der von Virchow aus den Stevens'schen Zahlen ermittelten überein. Prüfen wir aber die einzelnen Stämme, so zeigen sich Differenzen; so sind die Besisi wesentlich brachycephal die Blandas und meine reinste Gruppe der Senoi vorwiegend dolichocephal. Extrem lange und gar extrem kurze Köpfe fehlen übrigens ganz und so ist die Kopfform doch einheitlicher, als es nach dem Index, der eben auch minimale Unterschiede relativ stark zum Ausdruck bringt, scheinen möchte. Auch die von mir gemessenen Mendi sind mesocephal, jedoch mit starker Hinneigung zur Dolichocephalie.

Der beim Lebenden einzig festzustellende Ohrhöhenindex ist ziemlich constant, im Mittel 67 (70% der Männer haben einen Index von 65—70) und würde ich danach die Senoi als hypsicephal bezeichnen. Auf meine Schädelmessungen kann ich an dieser Stelle nicht näher eingehen.

Das Gesicht ist mittellang und breit, spitzt sich aber nach dem Kinn zu. 93% der Männer und 73% der Frauen sind mesoprovop. Die Stirn ist im männlichen Geschlecht flach, überschattet oft weit die Augen und lässt die Nasenwurzel tief zurücktreten. Die Nase selbst ist klein, wenig erhaben, in der Flügelregion breit und zeigt die Eigenthümlichkeit, dass die Flügel tiefer ansetzen als die Scheidewand. Fast alle Indices sind meso- resp. chamärrhin. Die Integumentalpartie der Lippen, besonders der Oberlippe, ist dick, während die Schleimhautpartie nicht stark aufgeworfen ist. Die Unterlippe allerdings hängt vielfach herab und darf als wulstig bezeichnet werden. Hinsichtlich der feineren Details der Gesichtsbildung verweise ich Sie auf die aufgehängten Tafeln, möchte dagegen noch einige Bemerkungen über die Complexion und die Haarform anknüpfen.

Die Hautfarbe variirt bei den einzelnen Individuen regional; Brust und Extremitäten zeigen durchweg röthlich dunkelbraune Töne, während im Gesicht die reinen mittel- und hellbraunen Nüancen vorherrschen. Die Weiber sind in allen untersuchten Gruppen heller als die Männer. Als wichtig möchte ich hervorheben, dass die Mendi deutlich dunkler sind als die Senoi und ein gleiches liess sich auch bei den unter Senoi-Stämmen versprengt vorgefundenen negritischen Individuen nachweisen.

Das Auge ist fast durchweg glänzend dunkelbraun, oft so dunkel, dass die Pupille schwer zu unterscheiden ist, während die äusserste Zone der Iris einen graublauen Schimmer besitzt.

Die Haare sind schwarz, aber niemals tiefschwarz, im Gegentheil lässt die Mehrzahl der Haarproben bei schräg auffallendem Licht einen bräunlichen Schimmer erkennen, der mir vor Allem bei den jüngeren Individuen aufgefallen ist.

Aeusserste Sorgfalt habe ich bei jedem Individuum auf die genaue Feststellung der Haarform verwendet, da man ja gerade dieser eine principielle Bedeutung beimisst. Hier springt uns in der That auch sofort der grosse Unterschied zwischen Mendi und Senoi in die Augen. Bei den ersteren ist die Haarform bei sämmtlichen Individuen ein lockeres oder dichtes Kraus, bei den letztere dagegen, einschliesslich der gemischten Stämme, herrscht in überwiegendem Procentsatz ein Haar mit durchaus welligem Charakter vor. Die genauen Zahlen sind:

schlichthaarig	7%,
welligh haarig	87%,
lockerkraushaarig	6%.

Dass wir bei den gemischten Stämmen 7% Schlichthaarige und bei den nördlichen Gruppen 6% mit lockerem Kraushaar finden, darf uns bei den Wanderungen, welche die einzelnen Stämme ausgeführt haben, gewiss nicht Wunder nehmen, wird aber unser Gesammtresultat nicht alteriren. Durchaus charakteristisch ist auch der Bart, der vollständig an denjenigen der Wedda erinnert; er besteht aus wenigen langen und gekräuselten Kinnhaaren, zu denen gelegentlich noch einige Haare in der Gegend der Mundwinkel kommen.

Die Betrachtung der Haarform führt uns zu dem positiven Schlusse, dass heute noch im Herzen der malayischen Halbinsel neben einander die Vertreter zweier menschlicher Varitäten wohnen, von denen wir die einen als „braune Cymotriche", die anderen als „dunkelbraune Ulotriche" bezeichnen können. Von den mongoloiden und rein malayischen Typen sind beide verschieden und wenn man sie früher doch mit ihnen in Zusammenhang gebracht hat, geschah es nur, weil man eben damals bloss die gemischten Stämme an den Küsten, nicht aber die Senoi des Innern, kennen gelernt hatte.

Ich würde gerne meine kurze Skizze der Senoi noch durch eine Schilderung ihrer primitiven Cultur abgerundet haben, aber die Zeit gestattet dies nicht mehr. Ich habe mir übrigens erlaubt, Ihnen in Zürich einen Theil meiner Sammlung auszustellen und kann daher die Beschreibung der ergologischen Verhältnisse auf dort versparen.

Herr Professor Dr. **Montelius**-Stockholm:

Die Einwanderung der Slaven in Norddeutschland.

Meine Damen und Herren! Wir wissen, dass die Wenden ursprünglich nicht in Norddeutschland wohnten, aber wann sie eingewandert sind, das kennt die Geschichte nicht. Das ist sehr bezeichnend, dass über eine so ausserordentlich wichtige Einwanderung gar nichts bekannt ist. Wo die Geschichte nichts zu sagen hat, da hat man eine andere Möglichkeit, wie die Italiener sagen, „dove la storia e muta, parlano le tombe". Durch das Studium der Gräber und der verschiedenen Gegenstände, die man in der Erde gefunden hat, ist man auch jetzt im Stande, die sozusagen vorgeschichtliche Geschichte Nordeuropas zu skizziren.

Wir hörten gestern, dass die Meinung ausgesprochen worden ist, dass in der Ostseegegend ursprünglich die Arier zu suchen sein sollten. Als Schwede sollte ich eigentlich sehr froh sein, dass man den Ursitz der Arier in Skandinavien und Norddeutschland zu finden geneigt ist, aber ein Studium aller in Verbindung mit dieser Frage stehenden Thatsachen hat mich davon überzeugt, dass dies vollständig unmöglich ist. Das ist keine Bemerkung gegen den hochgeehrten Herrn Vorredner, er hat ja nur mitgetheilt, was andere behauptet haben, und was er gesagt hat, ist vollständig richtig. Aber es kann nach meiner Meinung gar keine Rede davon sein, dass in der Ostseegegend die Urheimath der Arier zu suchen sei.

Dagegen habe ich schon vor 15 Jahren die Meinung ausgesprochen, dass unsere germanischen Vorfahren in Skandinavien seit dem Anfang der jüngeren Steinzeit in Skandinavien gelebt haben. Die Fundverhältnisse in Norddeutschland zeigen, dass dasselbe Volk in Norddeutschland wie in Skandinavien lange Zeit gewohnt hat; aus der ganzen jüngeren Steinzeit,

der ganzen Bronzezeit und aus der älteren Eisenzeit findet man in den verschiedenen norddeutschen Gebieten, in Mecklenburg, Pommern, Brandenburg u. s. w., zahlreiche Funde, die eine so vollständige Uebereinstimmung mit den skandinavischen zeigen, dass es vollständig klar ist, es muss dasselbe Volk gewesen sein. Ein Wasser wie die Ostsee bildet auch keine Scheidung, sondern eine Verbindung; es ist wahrscheinlicher, dass dasselbe Volk zu beiden Seiten der See wohnte, als dass es verschiedene Völker waren. Aus der römischen Eisenzeit, den ersten Jahrhunderten nach Christus, findet man in Norddeutschland eine Menge bedeutender Grabfelder, die eine vollständige Uebereinstimmung mit den skandinavischen zeigen, man findet sie in Holstein, wie Fräulein Professor Mestorf sie beschrieben hat, in Mecklenburg, Pommern, Preussen u. s. w. Auf einmal hören sie auf. Dies ist ein Beweis, dass es wirklich germanische Gräber waren, denn in der slavischen Zeit hat man absolut keine Uebereinstimmung zwischen Norddeutschland und Skandinavien. Die Zeit der jüngsten germanischen Gräber in Norddeutschland ist jetzt sehr leicht zu bestimmen. Ich habe neuerdings eine grössere Abhandlung über die Chronologie der Eisenzeit publicirt,[1]) und ich habe dort Jahrhundert für Jahrhundert nachgewiesen, was für diese Jahrhunderte charakteristisch ist. Für Norddeutschland ist das Hauptresultat folgendes: bis 300 Jahre n. Chr. findet man die genannte Uebereinstimmung mit Skandinavien, mit 300 hört sie auf allgemein zu sein, und vor Ende des vierten Jahrhunderts ist diese Uebereinstimmung vollständig vorbei. Es gibt gar keine germanischen Funde mehr, oder wenigstens nur vereinzelte oder in einzelnen Gegenden. Das bedeutet meiner Meinung nach ganz klar: 300 v. Chr. war die Auswanderung der Germanen angefangen, und vor Ende des vierten Jahrhunderts war sie schon fertig. In Uebereinstimmung damit steht, dass man auf Fünen und auf der Ostküste Schleswigs die grossen Moorfunde gemacht hat, welche aus der genannten Zeit stammen, und welche von bedeutenden Kämpfen zwischen den Einwohnern in Dänemark und anderen Völkern sprechen, und man hat sie schon längst in Verbindung mit norddeutschen Volksbewegungen gesetzt. Zu derselben Zeit finden wir ähnliche Verhältnisse in der Rheingegend. Im Jahre 247 feierte man im römischen Reiche das tausendjährige Jubiläum der Stadt Rom, aber schon um 250 wurden die Römer zurückgedrängt in der Maingegend.

Man sieht, dass grosse Volksbewegungen stattgefunden haben, und das sind natürlich germanische Volksbewegungen. Diese stehen offenbar in Verbindung mit einer Auswanderung der Germanen aus Norddeutschland (und Skandinavien), wodurch die germanische Bevölkerung Norddeutschlands fast ganz verschwindet. Aber was findet man nach dieser Zeit in Norddeutschland? Nichts in den nächsten Jahrhunderten. Das ist das Merkwürdige. Aus dem 5., 6. Jahrhundert sind überhaupt keine (oder fast keine) germanischen Gräber oder Gegenstände in Pommern, in Brandenburg, in den meisten Gegenden von Mecklenburg und Holstein u. s. w. aufzuweisen, aber auch keine anderen Funde. Dies bedeutet entweder, dass keine Einwohner da waren, oder, wenn sie da waren, dass sie eine so niedrige Cultur hatten, dass man Reste davon nicht bestimmen kann. Die zweite Möglichkeit scheint mir viel wahrscheinlicher als die erste zu sein. Man kann sich nicht denken, dass ein so werthvolles Land Jahrhunderte lang absolut unbewohnt war. Die Germanen haben es nicht bewohnt, folglich müssen es Wenden sein. Ich bin überzeugt, dass die Wenden 300 v. Chr. dort eingewandert sind, und dass diese Einwanderung vor Ende des vierten Jahrhunderts ziemlich fertig war.

Bis jetzt habe ich nur von den oben genannten Gegenden in Norddeutschland gesprochen. Preussen und die russischen Ostseeprovinzen sind in dieser Beziehung sehr interessant. Ich habe schon vor mehreren Jahren[2]) darauf aufmerksam gemacht, wie alles dafür spricht, dass wirklich die Germanen früher in diesen Gegenden wohnten, aber alles spricht auch dafür, dass die Germanen nicht aus Ostpreussen und den russischen Ostseeprovinzen derart verschwunden sind, wie es in den westlicheren norddeutschen Ländern der Fall ist. Man findet dort aus dem 6., 7. und 8. Jahrhundert eine Menge Gegenstände, welche eine so grosse, obwohl nicht vollständige Uebereinstimmung mit den skandinavischen zeigen, dass man sagen kann, es sind germanische Völker da, aber sie haben eine locale, eigenthümliche Entwickelung gehabt.

Die Auswanderung der Germanen aus Norddeutschland und die Einwanderung der Slaven ist natürlich ausserordentlich wichtig für die Verhältnisse zwischen Skandinavien und Deutschland gewesen. Vor dieser Zeit wohnten im Norden Deutschlands, in Holstein, Mecklenburg u. s. w., Stämme, welche offenbar die allernächste Verwandtschaft mit den Stämmen in Dänemark hatten. Damals war der Unterschied zwischen Norddeutschland und Dänemark nicht grösser, als zwischen den dänischen Inseln und Südschweden heute. So sind die Germanen verschwunden, und die Slaven sind eingewandert; seitdem sind die Slaven regermanisirt worden und sprechen jetzt deutsch. Aber die Hauptmasse der jetzigen Bevölkerung Holsteins ist nicht eine rein germanische, wie sie früher war, sondern ein Volk, was grossentheils slavischer Abstammung ist, obwohl es deutsch spricht. Dadurch kann man den grossen Unterschied heutzutage zwischen den Bewohnern Norddeutschlands und den Bewohnern der südskandinavischen Länder erklären.

Ich glaube, dass man von slavischer Seite nicht derselben Meinung ist, dass die Germanen einmal in diesen Ländern gewohnt haben und die Slaven verhältnissmässig spät eingewandert sind; ich bin doch fest überzeugt, dass die Archäologie, diejenige Wissenschaft, die hier eigentlich ein Wort zu sagen hat, mehr und mehr im Stande wird zu beweisen, dass es wirklich so gewesen ist, wie ich es hier skizzirt habe. Aber ich glaube auch, dass man mehr und mehr einsehen wird, dass die Einwanderung der Slaven viel früher stattgefunden hat als man bis jetzt angenommen hat.

Herr Dr. **Rudolf Much**-Wien:

Gestatten Sie mir, meine Herren, den sehr interessanten Ausführungen des Herrn Vorredners nur wenige Bemerkungen beizufügen. Ich glaube, dass wir doch — abgesehen von der in Kürze nicht erörterbaren Frage, ob für die Entvölkerung der verschiedenen Gegenden des germanischen Ostens nicht verschiedene Daten an-

[1]) Montelius, Den nordiska jernålderns kronologi, in Svenska Fornminnes-föreningens tidskrift, Bd. 9, S. 155, und Bd. 10, S. 55.

[2]) Montelius, Sur le premier âge du fer dans les provinces baltiques de la Russie et en Pologne, im Compte-rendu du Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques, 8ème session à Budapest 1876, I, S. 481.

zusetzen sind — mit der Möglichkeit rechnen müssen, dass die Auswanderung der Germanen von der Einwanderung der Slaven durch eine Kluft getrennt ist, dass es also eine Zeit gab, in der wenigstens ein Theil von Ostdeutschland wesentlich unbevölkert war. Für diese Ansicht spricht eine Nachricht des griechischen Geschichtsschreibers Procopius. Er erzählt uns, dass sich die Eruler, nachdem sie in einem Conflict mit den Langobarden eine schwere Niederlage erlitten hatten, zum Theil — es geschah Anfangs des 6. Jahrhunderts — südlich der Donau unter byzantinischer Oberherrschaft niederliessen, zum Theil aber entschlossen, nach Norden auszuwandern. Und zwar sei diese Abtheilung zunächst durch das Gebiet slavischer Stämme, dann durch viel ödes Land gezogen, bis sie die Warnen erreicht habe, ein Name, unter dem bei Procopius die Sachsen gemeint sind. Von da kommen diese Eruler zu den Stämmen der Dänen, die wir uns schon in ihren späteren Sitzen — einschliesslich Jütlands — ausgebreitet denken müssen, und endlich über das Meer zu den Gauten, bei denen sie sich niederlassen. Ich glaube, dieser Bericht spricht bestimmt dafür, dass ein Theil Norddeutschlands eine Zeit lang — und noch zu Beginn des 6. Jahrhunderts — unbewohnt gewesen ist.

Noch eine Bemerkung zu dem, was über die Bevölkerung Schleswig-Holsteins gesagt wurde! Es ist wohl nur für einen Theil von Holstein und zwar den östlichen, das Land Wagrien, im frühen Mittelalter eine slavische Bevölkerung anzunehmen, während aus dem grösseren westlichen Theil die Germanen niemals ausgewandert, die Gaue der Ditmarschen, Stormarn und Holtsaten immer germanisch geblieben sind. Aber auch für Wagrien kommt slavische Bevölkerung möglicher Weise erst seit Karl dem Grossen und seinen Kämpfen gegen die Sachsen in Betracht. Es wird nämlich berichtet, dass er Sachsen vom rechten Elbufer in's Frankenreich verpflanzte und ihr Land seinen wendischen Verbündeten abtrat; und es ist nicht gut einzusehen, auf welche Gegend sich das beziehen könnte, wenn nicht auf den östlichen Theil von Holstein. Was Schleswig betrifft, so ist dies Land in verhältnissmässig später Zeit erst deutsch geworden. Es hatte früher eine dänisch sprechende Bevölkerung mit Ausnahme der westlichen Küstenstriche, an denen die Nordfriesen sich angesiedelt hatten.

Herr Professor Dr. **Montelius**-Stockholm:

Die Hauptfrage ist, waren Mecklenburg, Pommern und andere norddeutsche Länder bewohnt oder nicht, aber diese Frage wird wohl durch das Angeführte nicht beantwortet. Weite Gegenden können öde, aber die grössten und besten Theile Norddeutschlands doch bewohnt gewesen sein. Vielleicht blieben in einigen Bezirken Holsteins die Germanen. Die Zeit erlaubte mir nicht, darüber zu sprechen, ob man in einigen dieser norddeutschen Länder von Spuren einer sitzenden germanischen Bevölkerung reden kann, die nicht ausgewandert ist. Dass dies in Ostpreussen der Fall ist, habe ich gesagt.

Herr **R. Virchow:**

Der Herr College hat ein grosses Thema angeschnitten, das seit Jahrhunderten bei uns fortwährend discutirt worden ist, und er hat wichtige Thatsachen vorgebracht. Ich möchte zunächst bezeugen, dass ich die Ansicht des Herrn Much theile, dass unsere Nordprovinzen in der That während eines grossen Zeitabschnittes vollständig leer geblieben sind. Aber andererseits scheint mir doch auch — da eine gewisse Reihe von Gräberfunden vorhanden ist, die wir nicht so weit zurückrücken können, dass sie gewissermaassen aus der Völkerwanderungszeit verschwinden —, dass an gewissen Stellen die Bevölkerung sich länger gehalten hat. Die Longobarden sind nachweisbar in grosser Zahl nach Italien gegangen, aber ebenso sicher ist festgestellt, dass eine grosse Zahl von ihnen zurückgeblieben ist und den alten Longobardenstamm in Deutschland fortgeführt hat.

Herr Professor Dr. **Montelius**-Stockholm:

Dass das Grabfeld von Dahlhausen aus dem 4., 5. Jahrhundert stammen sollte, ist wohl behauptet worden, aber dies ist meiner Meinung nach nicht möglich. Was ich aus diesem Grabfeld gesehen habe, ist älter, und folglich habe ich kein Bedenken gehabt, das mitzurechnen. Es ist möglich, dass einige Grabfelder und einige Funde in Norddeutschland später als aus dem 5. Jahrhundert stammen sollten, dies sind aber nur Ausnahmen, und was ich speciell bemerken wollte, das war, dass die grosse Auswanderung der Germanen viel früher stattgefunden haben muss, als man bisher angenommen hat.

Herr **R. Virchow:**

Dass überhaupt das 5. Jahrhundert als die Grenze bezeichnet werden könnte, bis wohin noch germanische Bevölkerung vorhanden war, erkenne ich nicht an, weil wir in unseren nördlichen Provinzen Gräber haben, die evident der römischen Zeit angehören, und hinter denen eine weitere ziemlich zahlreiche Gruppe von Gräbern folgt, die nichts Römisches an sich haben, aber auch nicht vorrömisch gewesen sein können. Diese müssen also nachrömisch sein, und wir nennen sie gewöhnlich Gräber der Völkerwanderungszeit, schreiben sie einem noch bestehenden Reste germanischer Bevölkerung zu.

Herr **Wilser:**

Ich möchte mir erlauben, an Herrn Montelius folgende Fragen zu richten: 1. Woher sind die nach seiner Meinung in der neueren Steinzeit in Skandinavien eingewanderten Germanen gekommen? 2. Wo hat sich die von ihnen mitgebrachte Steinzeitcultur entwickelt? 3. Was für ein Volk hat vor dieser Einwanderung Südschweden bewohnt? Gehörten die Ureinwohner — die beiden ersten Fragen erklärt Herr Montelius nicht beantworten zu können — einer rundköpfigen Rasse an, so war nach der Einwanderung eine Rassenmischung unausbleiblich und die Rassereinheit der Germanen noch in der Völkerwanderungszeit ist unerklärlich.

Herr Professor Dr. **Montelius**-Stockholm:

Woher sie gekommen sind, ist nicht genügend nachgewiesen, aber dass sie nicht da ursprünglich wohnten, und dass überhaupt nicht diese Gegend als die Urheimath der Arier zu betrachten ist, scheint ziemlich sicher. Man hat in Skandinavien Spuren einer älteren Bevölkerung gefunden, in den Gräbern der jüngeren Steinzeit; Virchow und andere haben nämlich bewiesen, dass in diesen Gräbern zwei verschiedene Typen von Schädeln sich befinden, und ich glaube, es ist sehr wahrscheinlich, dass diese beiden Typen die Urrasse und die eingewanderte neuere Bevölkerung repräsentiren.

Dritte gemeinschaftliche Sitzung.

Inhalt: Generalsecretär: Vorlagen. (Dazu Beltz, Köhl, Kellermann.) — Martin: Anthropometrisches Instrumentarium. — Birkner: Die verschiedenen Methoden der Körpermessung. (Dazu der Vorsitzende.) — Fritsch: Ueber die Körperverhältnisse der heutigen Bevölkerung Aegyptens. (Dazu J. Ranke, Kollmann, Fritsch, Virchow.) — Hein: Der Schneider im Pongauer Perchtenlaufen. — Waldeyer: Ueber eine Expedition nach Neuseeland. — Wilser: Zur Stammeskunde der Alamannen. (Dazu R. Much, Wilser.) — Nuesch: a) Neue Grabungen und Funde im Kesslerloch bei Thayngen; b) Neuer Fund von Pygmäen der neolithischen Zeit aus der Grabhöhle beim Dachsenbüel bei Herblingen, Canton Schaffhausen. — Virchow: Vorlagen. — Virchow: Ueber den Ursprung der Bronzecultur und über die armenische Expedition. (Dazu Montelius.) — J. Ranke: Zur jüngsten Heidenzeit in Bayern. (Dazu Beltz, Wirsching.) — Klaatsch: Die Stellung des Menschen in der Primatenreihe und der Modus seiner Hervorbildung aus einer niederen Form. (Dazu J. Ranke.) — Bumüller: Menschen- und Affenfemur. (Dazu Klaatsch.) — **Schlussreden:** Waldeyer, von Andrian.

Der Vorsitzende Freiherr **von Andrian-Werburg** eröffnet die Sitzung.

Herr Generalsecretär **J. Ranke:**

Vorlagen.

Es ist mir soeben ein kleines Werk übergeben worden, welches ich der Gesellschaft vorlegen möchte: Die steinzeitlichen Fundstellen in Mecklenburg von unserem hochverehrten Collegen Dr. Robert Beltz. Wir haben schon vor zwei Jahren einen Theil davon erhalten und Sie werden sich erinnern, mit welcher Freude diese eingehende und so vortrefflich begründete Untersuchung aufgenommen worden ist.

Dann ist mir ein Schreiben aus Breslau zugegangen, worin Herr Hugo Möller in Breslau mir mittheilt, er glaube, sichere Spuren des Mammutmenschen und zwar noch vor Eintritt der Hauptglacialzeit aufgefunden zu haben. Es wäre ausserordentlich wichtig, wenn sich das bestätigen würde. Ich kann noch nicht überblicken, ob es sich schon um eine definitive Thatsache oder vorerst nur um eine Vermuthung handelt. Ich bitte um die Erlaubniss, das Nähere im Anschlusse an den Congressbericht im Correspondenzblatt veröffentlichen zu dürfen.

Ich habe weiter einen merkwürdigen Stein vorzulegen, welchen Herr Lector Blinkhorn von der Münchener Universität, der hier bei Lindau ein schönes Gut besitzt, auf dessen Grund gefunden hat. Ich sehe das Stück zum ersten Male. Es ist ein Stein mit einer Durchbohrung. Herr Blinkhorn möchte es uns vorlegen, namentlich den besonderen Kennern der Steinzeit, den Herren Beltz und Köhl, um zu entscheiden, ob wir es hier mit einer künstlichen Durchbohrung aus der Steinzeit zu thun haben oder mit einer natürlichen. Unmöglich wäre letzteres nicht, es kommen derartige natürliche Durchlochungen bekanntlich häufig genug vor. Wir haben in Bayern die sogenannten Drudensteine, die auf ganz natürlichem Wege entstandene Oeffnungen besitzen.

Ich habe dann noch einen anderen Stein, der auch von Herrn Blinkhorn in einer Kiesgrube gefunden ist. Auch hier frägt es sich, ob wir es mit einem Naturproduct oder Kunstproduct zu thun haben. Ich muss gestehen, ich fühle mich auch nicht vollständig competent, darüber zu entscheiden. Es sehen die Flächen zwar aus wie Schlifflächen, aber ob sie wirklich künstlich sind, ist mir sehr zweifelhaft. Herr Blinkhorn hat den Stein in seinem Winkelverhältniss gemessen, und er glaubt gefunden zu haben, dass die Winkel des Steines der geographischen Lage von Lindau entsprechen. Der Stein könnte danach zu einer alten Sonnenuhr gehören. Die eine Seite des Steines sieht ganz so aus, als handelt es sich um eine Naturbildung.

Herr Dr. **Beltz**-Schwerin:

Nach meiner Erfahrung in Bezug auf die Durchbohrung von Steinäxten scheint es mir ausgeschlossen, dass hier eine künstliche Durchbohrung vorliegt; wenn man die Oeffnung genau betrachtet, bemerkt man, dass innerhalb derselben Höhlungen sich vorfinden, wie sie weder bei einem Hohl- noch bei einem Trillbohrer sich bilden können. Die Art der Vertiefungen entspricht dagegen vollständig den Eindrücken, wie sie Incrustationen von Kalk und andere Einlagerungen zu hinterlassen pflegen. Meine Studien liegen ja auf einem anderen Gebiete, dem der nordischen Steinzeit, und ich würde, wenn der Stein dort gefunden wäre, die Frage der künstlichen Durchbohrung mit grösserer Bestimmtheit verneinen, aber auch hier scheint sie mir nicht möglich.

Herr Dr. **Köhl**-Worms:

Ich halte es für durchaus ausgeschlossen, dass das Stück künstlich so bearbeitet worden ist, sondern glaube, dass wir es mit einem Naturproduct zu thun haben. Durch welchen Process dies entstanden ist, darüber wird ein Geologe vielleicht besser ein Urtheil abgeben können.

Herr Rector Dr. **Kellermann**-Lindau:

Es kommen in unseren Kalken hier Concretionen von Schwefelkies vor, die sehr leicht auswittern, indem sie sich allmählich in Brauneisen verwandeln. Es ist sehr leicht möglich, dass wir es hier mit der Höhlung, welche eine solche ausgewitterte Schwefelkiesconcretion hinterliess, zu thun haben. Auch der zweite Stein ist zweifellos eine Naturbildung.

Herr Professor Dr. **Rudolf Martin**-Zürich:

Anthropometrisches Instrumentarium.

Ich bin wiederholt von Fachgenossen aufgefordert worden, die anthropometrischen Instrumente, die ich seit einer Reihe von Jahren in meinem Laboratorium anwende, einmal öffentlich vorzuweisen und ich benutze gerne die heutige Sitzung dazu.

In der That darf ich sagen, dass diese Apparate sich bewährt haben, hatte ich doch Gelegenheit, deren Brauchbarkeit jährlich an 10—16 Praktikanten meines Curses zu erproben. Ferner haben mich diese Instrumente auf meiner Reise in Ceylon, Burma und der

malayischen Halbinsel begleitet und auch unter den Tropen die Wärme- und Feuchtigkeitsprobe bestanden.

Vorausschicken möchte ich noch, dass mein Instrumentarium, was ja bei Reisen im In- und Auslande wesentlich erscheint, auf das Nothwendigste beschränkt ist, und wurde bei der Herstellung desselben stets auf Handlichkeit und leichte Tragbarkeit Rücksicht genommen. Ferner musste bei möglichst guter Ausführung auch ein billiger Preis erzielt werden, weil, was ich oft habe erfahren müssen, theure Instrumente von Vielen nicht gekauft werden können. Und das ist ein grosser Nachtheil, denn ohne gute Instrumente können wir auch von dem Geübtesten keine genauen anthropometrischen Aufnahmen erwarten.

Es ist daher vielleicht ein kleiner Vortheil für unsere Wissenschaft, dass ich Ihnen einen brauchbaren und zugleich billigen Satz anthropometrischer Instrumente vorlegen kann und ich würde mich freuen, wenn derselbe Ihre Zustimmung finden könnte.

Es handelt sich übrigens durchaus nicht um Neuerfindungen, sondern nur um Veränderungen — ich darf vielleicht sagen Verbesserungen — längst bekannter Modelle.

Sämmtliche Instrumente werden in 2 Segeltucheetuis verpackt, von Feinmechaniker Hermann in Zürich[1]) zum Preise von 80 Mark — ohne Etui von 74 Mark geliefert.

Es sind die folgenden:

1. Der Anthropometer oder Höhenmesser. Derselbe besteht aus einem, in vier Theile zerlegbaren Hohlstab aus Metall. Die einzelnen Theile sind mittelst Bayonettschlösser rasch und leicht aneinander zu setzen. Dieser Stab ist mit einer Millimetertheilung von 0—2 m versehen. Auf ihm läuft ein durch eine Feder festgehaltener Metallschieber, an dessen oberen Ende ein horizontal verschiebbares, spitz zulaufendes Stahllineal angebracht ist. Hält man, wie das bei allen Höhenmessungen der Fall ist, den Stab senkrecht, so wird die jeweilige Höhe der Linealspitze, die irgend einen Punkt der Körperoberfläche berührt, am Oberrande des Schieberfensters abgelesen.

Mit diesem „Anthropometer" können sämmtliche Körper-, Rumpf- und Extremitäten-Messungen als Projectionsmaasse ausgeführt, d. h. die Lage aller beliebiger Körperpunkte über der Standfläche bestimmt werden. Ich messe ferner damit auch die Spannweite, indem ich den Stab horizontal vor die Brust halten lasse.

Ich habe nun, was sehr nahe liegend war und auch schon von Garson geschehen ist, diesen Höhenmesser mit dem sog. Glissière anthropometrique Topinards combinirt. Es wurde dies dadurch erreicht, dass die obere Hälfte des Anthropometers eine zweite Millimetertheilung erhielt, die am oberen Ende des Stabes beginnt und dass an diesem oberen Nullpunkt ein zweites ebenfalls verschiebbares Stahllineal angebracht wurde.

Hat man die Höhenmessungen, die ja in der Regel zuerst vorgenommen werden, beendigt und will den Stangencirkel benutzen, so braucht man nur das Stahllineal im Schieber so zu drehen, dass seine Spitze mit derjenigen des oberen Lineals gleichgerichtet ist und ihr entgegen sieht.

Bei Kopf- und Gesichtsmessungen und zur Bestimmung der Breitenmaasse des Körpers verwendet man nur das oberste Stabstück, bei Extremitätenmessungen, wenn erforderlich, die ganze obere Hälfte des Anthropometers.

Die Führung des Schiebers und die Linealführungen sind so gearbeitet, dass beim Aufsetzen der Linealspitzen auf die Körperoberfläche ein Auseinanderweichen derselben nicht eintreten kann, ein Fehler, der den meisten derartigen Instrumenten anhaftet.

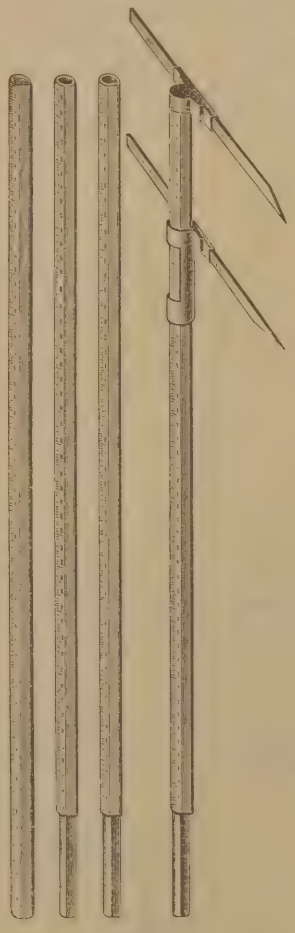


Fig. 1.

Anthropometer und Stangencirkel.

2. Verwende ich bei den feinen Kopf- und Schädelmessungen einen kleinen Gleitcirkel. Derselbe besteht aus einem 25 cm langen, beiderseits mit Millimetertheilung versehenen Lineal, an dessen Nullpunkt (rechtwinkelig mit dem Lineal) ein Doppelarm mit spitzem und stumpfem Ende befestigt ist. Ein gleichgestalteter Doppelarm ist an einem das Lineal entlang gleitenden Schieber angebracht und es wird der jeweilige Abstand der beiden gleichgerichteten Cirkelspitzen am Rande des Schiebers abgelesen.

Die spitzen Cirkelenden werden bei Schädel-, die abgerundeten bei Kopfmessungen gebraucht.

3. Der Tastercirkel zur Ausführung der directen Kopf- und Gesichtsmessungen. Dieser Stahlcirkel besitzt zwei gebogene Schenkel mit abgerundeten Spitzen, die eine Maximalspannweite von 300 mm gestatten.

[1]) P. Hermann, vormals J. F. Meyer, Feinmechanische Werkstätte, Zürich IV, Clausiusstrasse 37.

An dem einem Schenkel ist ein Lineal mit Millimetertheilung drehbar angebracht, während der andere Schenkel die ebenfalls drehbare Führung und Fixation genannten Lineals trägt. Vermittelst der Fixirschraube können die Schenkel zur Controlle der Messung in jeder Lage festgestellt werden. Die Führung ist auf der Oberseite geöffnet und trägt hier querüber den Index, an dessen abgeschrägter Kante man die jeweilige Cirkeldistanz abliest. — Um den Tastercirkel zusammenzulegen, wird derselbe ganz geöffnet, wodurch das Lineal aus der Führung austritt und sich zwischen die beiden Cirkelschenkel legt.

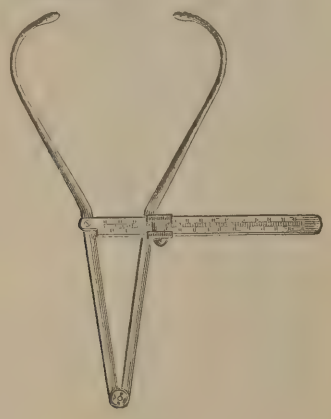


Fig. 2.
Tastercirkel.

4. Das Stahlbandmaass, 2 m lang mit Millimetertheilung auf beiden Seiten zur Messung von Curven und Umfängen. Durch Druck auf einen Knopf rollt sich das Stahlband selbstthätig wieder in die Capsel zurück.

Zum Schlusse erlaube ich mir noch, Sie auf einen Craniophor aufmerksam zu machen, der in Anbetracht seiner Einfachheit und Billigkeit es gestattet, nicht nur einzelne Schädel, sondern ganze craniologische Sammlungen in einheitlicher Weise auf die deutsche Horizontalebene orientirt aufzustellen. Eine solche Sammlung repräsentirt sich nicht nur besser, sondern die einzelnen Schädel sind in Folge der gleichen Orientirung direct vergleichbar, was für das Studium wie auch bei Vorlesungs-Demonstrationen von grossem Werth ist.

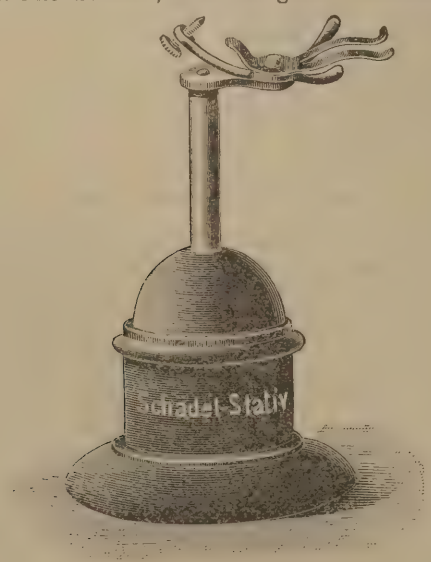


Fig. 3.
Craniophor.

Dieses neue Stativ besteht aus einem 10 cm langen Metallstab, der mit seinem unteren konischen Ende in ein Holzgestell beliebiger Form eingelassen werden kann. Das obere Ende dieses Stabes trägt eine in drei Arme auslaufende Messingplatte, auf welcher eine dreilappige Feder aufgeschraubt ist.

Zur Aufstellung des Schädels führt man zunächst den zweilappigen Theil der Feder durch das Hinterhauptsloch auf die Innenfläche der Hinterhauptsschuppe und presst dieselbe fest an den Hinterrand des foramen magnum an. Hierauf drückt man auch (z. B. mit Hilfe eines Schraubenziehers) den dritten Federlappen in die Oeffnung, so dass derselbe auf die Innenfläche des pars basilaris zu liegen kommt. Diese Federn passen für die überwiegende Mehrzahl der Schädel; für ausnahmsweise kleine, resp. grosse foramina occipitalia werden einige Ersatzfedern geliefert, die leicht an Stelle der vorhandenen aufgeschraubt werden können.

Ist der Schädel am Stativ befestigt, so wird er durch Drehung einer am vorderen Arme befindlichen Stellschraube in die Horizontalebene eingestellt und durch leichtes Andrücken der Schraubenspitze befestigt. Sollte die Einstellung durch die Drehung der Stellschraube nicht ganz erreicht werden, so genügt ein leichtes Abwärts- oder Aufwärtsbiegen der Messingarme mittelst Flachzange, um dies zu erreichen. Der Schädel ist jederzeit leicht abnehmbar.

Die Befestigung des Unterkiefers geschieht durch zwei einfache Spiralfederklammern, die — ohne Anbohrung des Knochens — angebracht werden können und ausserdem von aussen nicht sichtbar sind. Mittelst dieser Klammern ist der Unterkiefer beweglich mit dem Schädel verbunden und kann doch jederzeit leicht abgenommen werden.

Der Preis des Craniophors sammt den Unterkieferklammern stellt sich je nach Ausführung und Grösse der Bestellung auf 1,15 Mark bis 2 Mark.

Als Demonstrations-Craniophor verwende ich das gleiche Stativ mit Charniergelenk, wodurch auch die norma verticalis und norma basilaris dem Beschauer direct zugekehrt werden können.

Herr **Birkner**-München:

Die verschiedenen Methoden der Körpermessung.

Neben der genauen Messung des Kopfes und des Schädels ist die Messung der Körperproportionen für die Rassenkunde von hervorragender Bedeutung. Den ethnologischen Werth der Körperproportionen hat Herr Professor J. Ranke auf dem Congresse in Breslau auf Grund der von Gould mitgetheilten Messungen im Heere der Nordstaaten der Union dargelegt. Es zeigte sich ein Unterschied zwischen Cultur- und Naturvölkern, sowie der verschiedenen Stände ein und desselben Volkes. Die kindlichen Proportionen sind verschieden von denen der Erwachsenen, auch die verschiedenen Geschlechter sind durch verschiedene Körperproportionen charakterisirt.

Als besonders wichtige Maasse erscheinen die Rumpflänge, Beinlänge und Armlänge.

Obwohl nun in den letzten Jahrzehnten eine grosse Anzahl von Messungen vorgenommen worden sind, so-

wohl an Europäern als auch an aussereuropäischen Völkern, so haben diese Messungen bis jetzt noch keinen Bearbeiter gefunden, wohl aus dem Grunde, weil in Folge der verschiedenen Methoden der Messungen ein vergleichendes Studium der Körperproportionen sehr erschwert ist.

Schon in Breslau hat Herr Professor Ranke als ein wichtiges Erforderniss für die Körpermessung hingestellt, dass bei den Proportionsmessungen an Lebenden die geraden Entfernungen in Projection gemessen werden, und zu diesem Zwecke eine Verständigung beantragt. Auf dem Congresse in Karlsruhe wurde eine Commission für Messungen an Lebenden gewählt und Herr Geheimrath Virchow theilte sofort ein Schema für anthropologische Aufnahmen mit. Aber die Arbeiten der Commission scheinen nicht von Erfolg gewesen zu sein, denn es herrscht bis jetzt in den wichtigsten Körpermaassen noch keine Uebereinstimmung.

Ich will heute nicht alle Körpermaasse durchsprechen, sondern nur einige hervorheben.

Herr Geheimrath Virchow gibt als Rumpflänge an: „Länge des Rumpfes vom oberen Rande des Brustbeines zur Schambeinfuge (oberer Rand)"; in einer Note ist dann beigefügt: „Sehr brauchbar zur Bestimmung der Rumpflänge sind auch die Messungen im Sitzen, wobei die Höhe des Scheitels und der Schulter über dem Sitz am leichtesten bestimmt werden kann."

Aus den Maassen des Herrn Professor Dr. F. von Luschan lässt sich die Rumpflänge als Entfernung des Sternum vom Sitze berechnen. Andere Forscher, wie z. B. Herr Hofrath Dr. B. Hagen haben in ihrem Schema gar keine Maasse, die zur Berechnung irgend einer Rumpflänge verwendet werden könnten.

Der obere Rand des Brustbeines und die Schulter sind verhältnissmässig ungünstige Messpunkte, da sich deren Stellung im Laufe der Messung ändern kann, ohne dass es dem Messenden bemerkbar wird. Es hat desshalb Herr Professor J. Ranke ein anderes Maass für die Rumpflänge vorgeschlagen und verwendet, nämlich die Entfernung des 7. Halswirbels vom Sitz.

Die Messung im Sitzen wurde gewählt, weil es sehr häufig unmöglich ist, die Symphysis pubis als Messpunkt verwenden zu können.

Da die Höhe der Schulter leicht von dem, der gemessen wird, verändert wird, ohne dass der Messende es merkt, so dürfte sich auch empfehlen, die Armlänge direct, d. h. direct die Entfernung des Akromion von der Spitze des Mittelfingers zu messen, sei es nun bei hängendem oder horizontal gestrecktem Arme, und nicht die Armlänge aus der Höhe der Schulter und der Mittelfingerspitze über dem Boden zu berechnen.

Wie aus den wenigen Beispielen, die ich anführte, hervorgeht, besteht in den wichtigsten Maassen selbst bei den deutschen Forschern keine Uebereinstimmung. Ich möchte mir desshalb erlauben, den Antrag zu stellen: „Es möchte von Neuem eine Commission gewählt werden, um für die Körpermessung eine Verständigung zu Stande zu bringen, die sich mit der Zeit vielleicht auch zu einer internationalen Verständigung erweitern liesse."

Der Vorsitzende Freiherr **von Andrian-Werburg**:

Wenn Niemand das Wort wünscht, darf ich den Antrag, den Herr Dr. Birkner gestellt hat, als angenommen betrachten; er ist angenommen.

Herr **Gustav Fritsch**-Berlin:

Ueber die Körperverhältnisse der heutigen Bevölkerung Aegyptens.

Für die zur Zeit hier in Lindau tagende Versammlung scheint es zum Losungswort werden zu sollen, dass in Zukunft nicht mehr wie bisher vorgefasste Meinungen in den Verhandlungen Autorität beanspruchen dürfen, sondern dass die Beobachtungen allein berechtigt sein sollen, als Beweise für aufgestellte Behauptungen zu dienen.

Diesem Princip folgend, können wir uns doch ganz gewiss der Pflicht nicht entziehen, unser eigentlichstes Object der Untersuchung, den Menschen selbst, einer vorurtheilsfreien, eingehenden Vergleichung zu unterwerfen. Die körperliche Beschaffenheit kann nur constatirt werden, wenn man sich die Körper, über die man urtheilen will, wirklich ansieht und diese Beobachtung muss selbstverständlich an unbekleideten Personen ausgeführt werden.

Der menschliche Körper, auch unbekleidet, kann, als Naturobject betrachtet, unmöglich etwas Unsittliches sein. Die Unsittlichkeit ist vielmehr auf Seiten des Beschauers, der nicht im Stande ist ohne sinnliche Hintergedanken ein Naturobject als solches zu beurtheilen. Zuweilen beliebte, theilweise Bekleidung verschlimmert nur die Sache, denn die mangelhafte Verhüllung dient nur dazu, die Nacktheit zu zeigen.

In diesem Sinne habe ich mir seiner Zeit bei der Zusammenkunft in Cassel erlaubt, vor dieser Versammlung nackte menschliche Figuren vorzuführen und habe zu meiner Freude volles Verständniss für den wissenschaftlichen Ernst der Sache gefunden. Indem ich nunmehr wiederum eine Reihe von Actstudien, welche auf meiner letzten Reise nach Aegypten entstanden sind und sich auf die dortige Bevölkerung beziehen, vorlege, hoffe ich auf das gleiche Wohlwollen.

In der That ist gerade im Gebiete der somatischen Anthropologie die Herrschaft vorgefasster Meinungen und überkommener Fabeln bis auf den heutigen Tag trotz so mancher älteren, verdienstvollen Arbeit, eben weil man die directe Beobachtung scheute oder nicht ausführen konnte, viel grösser, als man glauben möchte. Hierher gehört die Körperlänge als Achtfaches der Kopfhöhe, die Gleichheit der Spannweite mit der Totalhöhe, die überwiegende Ausdehnung des Unterschenkels im Vergleiche zum Oberschenkel und Aehnliches. Ein neuerer Autor betrachtet einen Menschen, der nicht ganz acht Kopfhöhen misst, mit Mitleiden als ein verkommenes, entartetes Individuum, während man doch annehmen sollte, dass etwas mehr Kopf sehr vielen Menschen, z. B. auch diesem Autor, eigentlich nicht schaden könnte, da der Kopf der Regel nach als ein edler Theil des Körpers gilt. Die Unkenntniss der normalen, durchschnittlichen Körperverhältnisse tritt umsomehr zu Tage, wenn man die Vergleichung nicht auf unsere europäischen Rassen beschränkt, sondern auch fremde Rassen in Betracht zieht, wo uns die Proportionen vielfach durchaus fremdartig anmuthen und daher schwerer aufzufassen sind. Beim Bestreben sich darüber näher zu unterrichten, stösst man sofort auf einen so erstaunlichen Mangel an zuverlässigem, brauchbarem Material, dass man am Erfolge verzweifeln möchte.

Wohl wünschte ich, dass mir das Schicksal vergönnt hätte, selbst bei einer Reise um die ganze Erde nach Möglichkeit für die Ausfüllung dieser Lücke zu sorgen, aber ich habe mich stets mit einzelnen, zum Theile recht dürftigen Bruchstücken des erforderlichen

Materials begnügen müssen. Doch auch die Bruchstücke erwiesen sich als recht lehrreich, und war die aufgewandte Mühe nicht verloren.

Es stellte sich bald heraus, dass selbst ein einigermaassen geübtes Auge nicht im Stande ist ohne weitere Hilfsmittel ein correctes Urtheil über die Körperproportionen abzugeben, und dass in dieser Hinsicht unseren Künstlern, wenn sie, durch das Augenmaass verleitet, sich an der menschlichen Gestalt versündigen, mildernde Umstände zugebilligt werden müssen.

Um der Beurtheilung einen sicheren Halt zu geben, bedarf es eines übersichtlichen, festen Rahmens für die Gestalten, eines sogenannten Kanon, der es erlaubt, die Verhältnisse gegen einander abzuwägen. Ich fand dazu Nichts so geeignet, als den von mir in mehreren Punkten modificirten Proportionsschlüssel von Schmidt. Mit Hilfe dieses Schlüssels hoffe ich auch die verehrten Anwesenden in die Lage zu versetzen, ohne Weiteres die Proportionen der vorliegenden Actstudien beurtheilen zu können.

Ohne mich im Hinblicke auf die Kürze der Zeit in die Einzelheiten der Construction, über die ich an anderer Stelle bereits ausführlicher berichtet habe, einzulassen, will ich hier nur darauf hinweisen, dass die schematischen Zeichnungen von der Länge der Wirbelsäule als Grundmaass ausgehen, und dass die rechte Seite der Figuren, die in ausgezogenen Linien angelegt ist, die von dem Schema verlangten theoretischen Körperverhältnisse angibt, die linke, punktirt entworfene, dagegen die durch Messung an den Photographien festgestellten thatsächlichen Proportionen. Die Vergleichung beider Seiten ergibt also das Soll und Haben jeder einzelnen Figur, und durch das Auflegen der Schemata auf die Figuren lässt sich, vom Scheitel ausgehend, auch für jeden Unkundigen am unteren Ende sofort ersehen, ob die betreffende Person zu lange oder zu kurze Beine hat, wie die Schulterbreite und die oberen Gliedmaassen sich verhalten. Das gelegentliche Hinübergreifen bald der einen, bald der anderen Dimension über das theoretisch berechnete Maass zeigt, dass es thatsächlich als ein mittleres aufgefasst werden darf.

Es hatte für mich ein hervorragendes Interesse, wovon ich hoffen möchte etwas auf die hochgeehrte Versammlung zu übertragen, die Leistungsfähigkeit dieser Vergleichungsmethode in einem ganz besonders schwierigen Gebiet, nämlich in Aegypten, zu erproben. Das schier unentwirrbare Völkergemisch dieses Landes spottet vielfach der ordnenden Hand selbst eines sehr landeskundigen Anthropologen, wenn er die Gesichtszüge, Hautfarbe und Haar allein zur Beurtheilung hat. Ich stellte mir daher die Frage, ob die Vergleichung der ganzen Körperbildung unter Benutzung des angeführten Schemas bessere Resultate zu liefern vermöchte, und glaube in der That, dass die Antwort bejahend lauten darf.

Das Wunderland Aegypten, welches dem Forscher stets neue und überraschende Entdeckungen darbietet, verdient unser Interesse in täglich sich steigerndem Maasse; die wichtigsten allgemeinen Fragen der Ethnographie und Urgeschichte treten uns hier lebendig entgegen, unzählige Specialfragen von hoher Bedeutung tauchen vor uns auf.

Gerade hier hat aber auch die langjährige eifrige Durchforschung, vielfach auf falsch und ungenügend bekanntes Material gegründet, eine recht dichte Cruste vorgefasster Meinungen um den Kern der Wahrheit abgelagert. Hier ist zugleich ein günstiger Boden um die auf diesem Congress so eingehend ventilirte Frage über „Ewigkeit“ oder Veränderlichkeit des Typus etwas näher zu beleuchten. Unter der Annahme der Permanenz des Typus müssten für Aegypten, wie die vorgelegten Actstudien beweisen dürften, mindestens etwa zehn verschiedene Typen angenommen werden. Das auch von Herrn Kollmann neulich citirte, mir persönlich bekannte Völkerbild in den Königsgräbern von Deir-el-bâhri beweist doch nur, dass schon damals, als es entstand, verschiedene Typen der Bevölkerung in Aegypten bestanden; dass sie seitdem nicht vermehrt oder verändert wurden, kann aus den fünf Figuren, von denen eine noch dazu fremdländisch ist, unmöglich bewiesen werden.

Thatsächlich unterstützen die auf die vorliegenden Aufnahmen gegründeten Beobachtungen mehr und mehr unsere leider noch sehr unvollkommene und dunkle Vorstellung von der fortschreitenden Entwickelung des Landes. Nachdem ich Aegypten zum Zwecke wissenschaftlicher Forschungen sechsmal in einem Zeitraum von mehr als dreissig Jahren, also einem Menschenalter, bereist habe, kann ich sagen, dass sich eine gewisse Abänderung des Typus vor meinen Augen vollzogen hat, hier wie wohl stets veranlasst durch die Veränderung der Verhältnisse.

Noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts standen die landbebauenden Fellachen den die Städte bewohnenden Arabern und den herumziehenden Beduin ziemlich schroff gegenüber, indem erstere den Typus der ursprünglichen Bevölkerung zum Ausdruck brachten. Es war möglich mit einiger Sicherheit die bezeichneten Typen auseinander zu halten, während dies bei der grössten Mehrzahl der heutigen Bevölkerung, was Fellachen und Araber anlangt, in den Ortschaften und nächster Umgebung nicht mehr gelingen will.

Auch jetzt spricht man wieder im Lande von „Aegyptern“, aber diese sind weder Araber noch Fellachen, sondern ein neuer, zwischen beiden stehenden Typus, der durch die Vermischung beider beim Wechsel der Verhältnisse entstanden ist. Es ist nicht anzunehmen, dass dieser neue Typus sich unmittelbar weiter verändern wird, sondern er wird sich befestigen und bleiben, so lange die gleichen Verhältnisse der Cultur, Lebensweise und des Klima bleiben, andere grössere Beimischungen aber nicht erfolgen: dies ist die Ewigkeit des Typus im Sinne Kollmanns.

Die unvermischten, früh einwandernden Araber, die sich abgesondert haltenden nomadisirenden Beduin, arabischer Abstammung, müssen dagegen ihren abweichenden Typus noch heutigen Tages zeigen, wie er thatsächlich auf den ausgestellten Figuren sichtbar wird.

Die Merkmale der in grösserer Zahl vorhandenen Gestalten des „heutigen ägyptischen Typus“ schwanken, wie es bei Kreuzungen meistens der Fall ist, um ein gewisses mittleres Maass, sie nähern sich der Form des normal-idealen Menschen und sind gerade dadurch wenig charakteristisch. Sie erscheinen so wie man sich wohlgebaute Menschen gewöhnlich denkt; die Glieder sind von einer gewissen Fülle und gutem Ebenmaass, die Beine dabei eher zu kurz als zu lang. Totalhöhe durchschnittlich etwa $7\frac{1}{2}$ Kopfhöhen.

Von den beiden darin vereinigten Urtypen zeigen die arabischen Bedauin, wie die Photographien erkennen lassen, noch den Typus des trainirten Wüsten-

bewohners mit den dürren, häufig leicht auswärts gekrümmten Beinen, der leicht gebeugten Haltung und der zähen, aber dünn angelegten Musculatur. Bei den Frauen sieht man vielfach wahrhaft edle Gesichtszüge besonders in Seitenansicht, die Körperlinien sind elegant, wenn auch nicht frei von Fehlern des Ebenmaasses, die Brüste auch bei sonst mageren Körpern häufig sehr voll entwickelt.

Der auf der anderen Seite anschliessende, altägyptische Fellachentypus, wie er auf dem Lande noch jetzt, aber mehr und mehr vereinzelt auftaucht, zeigt auch hagere, schlanke Glieder, häufig von beträchtlicher Länge, die Muskeln durch die schwere Feldarbeit meist mehr ausgearbeitet als beim Araber, die Gesichter ziemlich lang, mit der vorspringenden, etwas dicklichen Nase, wie sie sich auf den Hieroglyphen so charakteristisch wiedergegeben findet. Die Frauen häufig wohl proportionirt, aber meist untersetzt, in der Jugend nicht ohne Anmuth.

So erweitert sich der Hauptstock der heutigen Aegypter unter Veränderung seines Habitus nach den Wüsten hinein durch das Hinzutreten der arabischen Bedauin und in die einsameren Dörfer durch das Auftreten des ursprünglichen Fellachentypus.

Weiter nach Süden, den geographischen Abgrenzungen folgend, haben wir auf dem rechten Nilufer die östlichen, nach dem rothen Meere bis gegen Abessynien sich erstreckenden Ländereien und auf dem linken Nilufer im Westen Gebiete bis gegen den Sudan hin, an Breite allmählich zunehmend. Die Beobachtungen, durch zahlreiche, hier vorliegende Photographien gestützt, beweisen, dass die Völkerstämme beider Gebiete doch trotz weitgehender mechanischer Vermischung und des durcheinander Wohnens und Wanderns in ihrem Grundstock zwei verschiedenen Typen angehören, wenn auch von vielen Autoren der Bequemlichkeit halber als „Nubier“ zusammengefasst.

Von diesen sind die östlichen Stämme, welche verschiedene Namen tragen, am besten unter dem Namen der Bedja zusammenzufassen; die bekanntesten Abtheilungen derselben sind die Ababde, Hadendoa und Bisharin, während die westlichen Völkergruppen jenseits des Nils die Bezeichnung Nubier mit grösserem Rechte tragen, da eine im Südwesten lagernde Landschaft schon von Alters her mit dem Namen Nuba belegt wurde.

Was für die vorliegende Untersuchung aber das Wichtigste ist, liegt in dem Umstande, dass die beiden Typen sich sehr wesentlich insofern unterscheiden, als die östlichen, welche ja die Gebiete der uralten Blemmyer der hieroglyphischen Inschriften innehaben, ersichtlich mehr von dem Blute der alten Aegypter und jedenfalls auch der nomadisirenden Araber aufgenommen haben, als die eigentlichen Nubier, in denen das Blut der benachbarten Stämme des Sudan schon mächtiger in die Erscheinung tritt.

Demnach erinnert der Wuchs der Bedjastämme besonders bei den als Bedauin umherziehenden durch die Breite der Schultern, schmale Taille, untersetzte Statur und die Bildung der Gliedmaassen vielfach an die braunen Stämme des Nordens. Auch hat die Hautfarbe meist trotz ihrer Dunkelheit immer noch einen röthlich braunen Ton, während die schon ziemlich stark gedrehten Haare eine nigritische Beimischung unschwer erkennen lassen.

Dem gegenüber zeigen die eigentlichen Nubier, welche nach Schweinfurth von tadellos ebenmässigem Bau sein sollen, doch den nigritischen Einfluss schon deutlicher. Die meist hohen Gestalten sind häufig mit recht langen Gliedmaassen begabt, die Seiten des Rumpfes fallen steil ab, wie beim sogenannten Neger und lassen die mässige Schulterbreite etwas eckig hervortreten. Auch die Gesichtszüge sind schon stark nigritisch, die Hautfarbe zeigt einen deutlich in's Schwarze gehenden Ton und die Haare sind häufig schon ziemlich eng gedreht: Alles Anzeichen, dass diese Gruppe der Stämme eine stärkere Beimischung nigritischen Blutes erfahren hat als die vorerwähnten Bedjavölker. Die ausliegenden Photographien werden die angeführten Beschreibungen am besten veranschaulichen.

Noch complicirter wird das Bild der Völkermosaiks in Oberägypten, wenn wir Abessynien mit hinein nehmen. Unter den Bewohnern dieses Landes unterschied Rüppell seiner Zeit bereits drei Typen, die er als den „kaukasischen“, den „äthiopischen“ und den „Gallatypus“ bezeichnete. Seine Beobachtungen waren zutreffend, die Bezeichnungen, welche auf nicht haltbaren Voraussetzungen beruhten, wird man nicht festhalten wollen. Da die gesammten Abtheilungen der wirklichen Abessynier unter die heutige Bezeichnung „Aethiopier“ fallen, möchte ich Rüppells „kaukasischen“ Typus seinem Habitus nach wohl als den aristokratischen bezeichnen. Es sind hohe, schlanke Gestalten von eleganten, regelmässigen Formen, sogenannten „kaukasischen“ Gesichtszügen, einer tief dunkelbraunen Hautfarbe und flockigem, üppigem Haarwuchs, der bei den Frauen in verschiedene Trachten geformt wird. Hier liegt offenbar ein Stock edlen Blutes der Völkermischung zu Grunde, der von weiter her eingewandert ist; aber woher dieser gekommen ist, wird vielleicht stets in Dunkel gehüllt bleiben.

Der abessynisch-äthiopische Typus weicht nicht wesentlich von demjenigen der sonstigen äthiopischen Stämme, zumal der Bedja ab und mag als der vulgäre bezeichnet werden. Wie in anderen Gegenden trägt er den charakteristischen Stempel nigritischer Beimischung und findet sich bezeichnender Weise hauptsächlich in den Küstengebieten.

Ebenso begrenzt sich der „Gallatypus“ Abessyniens in seinem hauptsächlichsten Vorkommen wesentlich geographisch, insofern er vornehmlich in der Provinz Tigre, also den Gallaländern benachbart angetroffen wird. Hier finden sich die Merkmale der eigentlichen Negervölker schon recht deutlich, wenn auch in milder Form ausgeprägt.

Dies gilt natürlich nicht von den überall durch Abessynien anzutreffenden Sclaven westlicher Stämme, unter denen nach den Autoren besonders die Schangalla zahlreich vertreten sein sollen. Hier ist der nigritische Typus besonders deutlich ausgesprochen und zeigt unschöne Körperproportionen mit häufig übermässig langen Beinen und kleinem Kopf, so dass hier das oben erwähnte Ideal mancher moderner Autoren mit den acht Kopfhöhen und darüber zum herrlichsten Ausdrucke kommt.

Auffallend rein und prägnant ausgeprägt ist dieser Typus in den sudanesischen Dinkawi, von denen mehrere Individuen von bemerkenswerth übereinstimmendem Bau sich unter den ausgestellten Photographien finden. Auch hier ist die Totalhöhe über acht Kopfhöhen bei enormer Beinlänge, zumal des Unterschenkels, der hier thatsächlich gelegentlich dem Oberschenkel an Länge gleichkommt. An den langen, dünnen Spinnenbeinen sitzen wiederum enorm grosse und breite Füsse, wodurch das Bild der Körperverhältnisse ein bizarres, fast carrikirtes wird. Die gedrehten Nigritierhaare werden von den Männern ganz kurz geschoren getragen, die Hautfarbe ist ein dunkles, etwas aschiges Schwarz-

braun, in dem das Braun häufig ganz zu schwinden scheint.

Es bleibt noch der eigentliche, gelegentlich überall auftauchende Typus der Sudanesen übrig, welche durch das Sclavenwesen im Lande Verbreitung fanden. Meist wissen die Personen nicht mehr zu sagen, als dass sie aus dem „Sudan" stammen und diese Bezeichnung leistet auch jedenfalls ebensoviel als die undefinirbare des „Negers". Die Zugehörigkeit zu bestimmten Stämmen scheint den Individuen meist verloren gegangen zu sein. Die Körperformen sind massiv, unelegant, die Beine öfters länger als nöthig, der Rumpf mit gerade abfallenden Seiten, Taille kaum vorhanden, die Bauchgegend vorgewölbt, Hände und Füsse gross, häufig auffallend schmal; Hautfarbe schwärzlich; Haare spiralig gedreht.

Das „Abklingen" der verschiedenen besprochenen Typen nach der geographischen Lage, ihre Vertheilung über einen derartig eng begrenzten Raum, wie das Nilland darstellt, ist gar nicht anders zu verstehen, als dass wenige Grundtypen durch verschieden hochgradige Vermischung mit benachbarten Stämmen und durch die Einwirkung verschiedener Lebensweise und des Klimas in die grosse Zahl heutigen Tages abzugrenzender Typen im Laufe der Jahrtausende umgewandelt wurden.

Wer im Gegentheil es für möglich hält, dass diese heut zu unterscheidenden Typen in den engen Grenzen autochthon entstanden oder trotz der ersichtlichen Verwandtschaft mit den Nachbarstämmen, so wie sie jetzt erscheinen von anders woher eingewandert sind, mit dem ist nicht zu rechten, ihn wird kein Engel vom Himmel in seiner Ueberzeugung wankend machen.

Fallen diese beiden Möglichkeiten fort, so bleibt nur die Spaltung und damit zusammenhängende Abänderung der alten Typen übrig.

So wird es auch sicherlich am Anfange der geschichtlichen Ueberlieferung gewesen sein, wo scheinbar plötzlich eine so hohe Cultur sich im Nilthale auszubreiten begann. Täglich vermehren sich die Beweise für die schon allgemein anerkannte Thatsache, dass eine ausgebreitete Urbevölkerung seit unvordenklichen Zeiten Aegypten bewohnte und eine gewisse, allerdings niedrige Culturstufe erreichte.

Schliessen wir zurück von den Vorgängen, die wir noch heute sich in diesem Lande abspielen sehen, auf die vorhistorischen Zeiten, so liegt die Annahme nahe, dass auch damals irgend welche Elemente vermuthlich von Asien her in das Nilthal als Träger einer höheren Cultur eindrangen und mit der Urbevölkerung sich vermischend den Typus des altägyptischen Volkes, der „Retu" in den Hieroglyphen entstehen liessen. Die wie es scheint so verhältnissmässig schnell vor sich gehende Erhebung auf eine sehr hohe Culturstufe, wie sie das alte Reich erkennen lässt, wird sonst schwer verständlich.

Es ist nicht meine Aufgabe, mich über diese Möglichkeiten weiter zu verbreiten, ich will nur darauf hinweisen, dass diese Altägypter, wie man unter Benutzung der hieroglyphischen Darstellungen nachweisen kann, in der That ihren besonderen Typus mit einer bemerkenswerthen Zähigkeit bis in die neuere Zeit festgehalten haben.

Wer möchte aber entscheiden, ob in abgelegenen Gebieten des Landes sich weiter stromaufwärts durch theilweise stärkere Erhaltung ursprünglichen Blutes oder durch Rückschlag in längst vergangene Formen Anklänge an die Urbevölkerung auffinden lassen? Das in Afrika so weit verbreitete Auftreten der Zwergvölker bis hinunter zu den Buschmännern Südafrikas, welche alle unzweifelhaft den Charakter einer Urrasse tragen, lässt es an sich nicht unmöglich erscheinen, dass auch in Aegypten noch einmal Spuren solcher Stämme nachgewiesen werden.

Gewisse unter dem vorliegenden Material eingereihten Gestalten von Bewohnern Oberägyptens muthen den Beschauer so fremdartig an, dass der Verdacht, es könne sich um Formen handeln, die in gewisser Beziehung zu den Urbevölkerungen standen, nicht ungerechtfertigt erscheint.

Beim Fehlen irgend welchen positiven Anhaltes wäre es überflüssig, ein weiteres Wort über diese vage Vermuthung zu verlieren; sie wurde nur gemacht, um auf die bezeichneten, sonst nicht wohl unterzubringenden Gestalten hinzuweisen. Möge auch für die soeben angedeutete Seite der Frage der ägyptische Boden, welcher schon so manche überraschende Thatsache unerwarteter Weise an's Licht gebracht hat, in der Zukunft weitere Aufschlüsse geben!

Herr **J. Ranke**-München:

Ich möchte meine Freude über die interessanten Photographien aussprechen, welche uns Herr Fritsch soeben vorgeführt hat, von dem wir so vortreffliche Abbildungen und Studien der südafrikanischen Stämme schon besitzen. Ist irgend ein Weg ersichtlich, dass diese Bilder auch in würdiger Weise veröffentlicht werden?

Herr **Fritsch**-Berlin:

Es ist das äusserste, was ich bis zum heutigen Tage habe leisten können, die Copien zur Stelle zu schaffen; ich kann zur Zeit keine Entscheidung über eine Veröffentlichung treffen. Sie begreifen, dass es keine kleine Aufgabe war, zunächst die Aufnahmen in einem abergläubischen Lande zu machen; den Stoss von Platten möchte auch nicht Jeder gerne auf der Reise mitschleppen, es sind 150 Aufnahmen. Unterstützung oder Rath über eine zukünftige Veröffentlichung werde ich jederzeit dankbar entgegennehmen.

Herr Professor Dr. **J. Kollmann**
(hat seine in der Discussion gemachten Bemerkungen zu einer selbständigen Abhandlung erweitert, welche im Correspondenzblatt 1900 veröffentlicht wird.
Die Redaction.)

Herr **Fritsch**-Berlin:

Ich habe nicht geglaubt, da ich auch Anatom bin, dass man mir eine schlechte Behandlung der Anatomen zuschreiben würde. Wenn Herr College Kollmann eine grosse Anzahl Figuren zur Verfügung hatte, so muss ich nur bedauern, dass sie mir nie unter die Hand gekommen sind, ich habe keine gefunden, ich habe sie selber machen müssen. Ich glaubte allerdings, so weit menschliche Kräfte reichen, den Beweis geliefert zu haben, dass ich meine Ueberzeugung vertreten kann, ein Typus habe sich im Bereiche unserer Zeit ausgebildet, indem ich die Kennzeichen und die Natur der Typen zeigte, aus denen ersterer hervorgeht. Gehen Sie nach Aegypten und bringen Sie einmal so viele Photographien mit! Ich lasse mir nicht sagen, dass ich keine Beweise erbringe. Sie sind den Beweis schuldig, dass ein Stadium der Ruhe eingetreten ist, und zu erklären, wie die Typen in Aegypten thatsächlich nacheinander kommen, und woraufhin Sie, dem Thatbestand entgegen behaupten, dass alle unverändert an derselben Stelle geblieben sind.

Herr **R. Virchow**:

Mit dem blossen Behaupten ist es nicht gethan; möglich, dass die Gemüther mehr von der einen oder anderen Hypothese berührt werden, aber ich möchte diesen Herren empfehlen, etwas ruhiger zu werden und sich etwas mehr auf die Beobachtung zu verlegen. Es ist nämlich eine Schwierigkeit in diesen Dingen, die, glaube ich, auch Herr Fritsch nicht richtig erkannt hat, das ist die Grenze, wo die Varietät, welche individuell ist, in die erbliche Form übergeht. Wenn sich Herr Fritsch für diese Frage interessirt, so kann ich ihm meine Sammlung von menschlichen Oberschenkeln, die alle von bestimmten Individuen herstammen, und die grösste Variation zeigen, zur Verfügung stellen. Es ist darin eine so grosse Verschiedenheit in der Bildung der Oberschenkel vorhanden, dass wir, wenn sie irgendwo massenhaft beobachtet würde, annehmen müssten, dass da wirklich eine neue Rasse entstanden wäre. Es kommt immer darauf an, herauszubringen: wesshalb wird eine Variation erblich und welches sind die Kräfte, durch welche sie das eine Mal unter Umständen erblich, ein anderes Mal aber nicht erblich wird. Ich verhehle Ihnen nicht, dass ich in dieser Beziehung ganz unwissend bin; ich habe gar keine Meinung darüber, wo die Grenzen zwischen erblicher und individueller Variation liegen. Trotzdem mache ich gar kein Hehl daraus, dass ich vermuthe, dass die eine in die andere übergeht. Ich möchte die weitere Untersuchung auf diese Frage lenken.

Wenn es mit Bildern gethan wäre, so wäre es erst recht mit einer anatomischen Sammlung gethan. Aber weder durch Bilder, noch durch Sammlungen erfahren wir etwas über die Ursachen oder die Bedingungen der Variation. Wie eine solche gekommen ist, darüber wissen wir nichts; in der grossen Mehrzahl der Fälle können wir nicht einmal eine Vermuthung darüber aufstellen. Für die Entstehung der Variation selbst fehlen uns alle Anhaltspunkte; ein solcher Nachweis könnte erst erbracht werden, wenn längere Zeit hindurch beobachtet ist. Zur directen Beobachtung der fortschreitenden Aenderung, die von Generation zu Generation geschieht, gehört eine lange Reihe hausärztlicher oder schulärztlicher oder sonstiger sachverständiger Beobachtungen, welche die Reihen unter Augen behalten, obwohl sie scheinbar gar nicht aufhören. Was will ich machen in einer Familie, die nicht immer aus dem gleichen Urquell sich zusammensetzt und wo jedes Kind etwas Besonderes mitbringt? Woher sind die Ursachen da gekommen? Ich muss sagen, ich erachte die willkürlichen Schlüsse, die man auf Grund fertiger Objecte, von Individuen und Skeleten macht, für durchaus unbrauchbar. Sie ergeben eine Uebersicht über die Grösse der Variabilität, aber sie zeigen uns absolut nichts in Bezug auf die Geschichte, wodurch diese Variabilität in die Actualität übergeführt worden ist. Wir wissen vieles andere auch nicht; man kann viele Dinge vom Standpunkte der philosophischen Hypothese als Glaubensartikel aussprechen; es gibt sogar Leute, die genau wissen, dass durch eine gewisse Zusammenfügung eine Abänderung auch lebender Gebilde entsteht. Wenn jemand diese Ueberzeugung hat, kann man sie ihm nicht rauben; es kommt glücklicherweise meist nicht viel darauf an, man kann sie ihm lassen. Es ist das ein Punkt, in dem ich mit meinem Freunde Häckel aneinander gerathen bin, ob das noch actuelle Bedeutung hat, was als philosophische Hypothese aufgestellt wird. So ist es auch mit den Rassen. Ich begrüsse Untersuchungen dieser Art mit grosser Freude. Ich glaube aber nicht, dass man, wenn man auch Tausende von Photographien sammelt, herausbringen wird, wie die Sache zu Stande gekommen ist; es fehlt immer der eigentlich bestimmende Punkt, wodurch die Vererbung in folgende Generationen eingetreten ist und wodurch der Typus seine bleibende Besonderheit erlangt hdt.

Was die Sache im Einzelnen anbetrifft, so war ich auch einmal in Aegypten und habe dort auch untersucht. Die meisten Reisenden bekümmern sich um meine Untersuchungen sehr wenig. Ich warne aber davor, aus blossen Bildern so wichtige Fragen zur Entscheidung zu stellen, die wirklich nur durch Beobachtung erfolgen kann. Wollen wir z. B. die Schaafrassen durch Photographien feststellen, um dadurch herauszubringen, warum das eine Schaaf wollhaarig und ein anderes langhaarig ist? Wenn man sieht, dass aus einem wollhaarigen Schaaf in Ceylon ein langhaariges wird, so kann man das als Thatsache mittheilen, aber man erfährt dadurch nicht, wie das geschehen ist, der eigentliche Grund kann nicht demonstrirt werden. Ich finde immer wieder, dass Sie nicht genug schätzen, was der Naturforscher als solcher leisten kann; die Phantasie mag auf guter Grundlage basiren, aber sie ist und bleibt Phantasie.

Herr **Fritsch**-Berlin:

Ich möchte mich zunächst nur dagegen verwahren, dass ich die Schwierigkeit verkannt hätte. Die Frage, was von solchen Eigenthümlichkeiten erblich und was individuelle Variation ist? lässt sich selbstverständlich nicht ohne Weiteres erledigen; das habe ich auch nie unternommen. Ausserdem möchte ich dabei auch noch betonen, dass wir wie andere Anthropologen uns die Aufgabe gestellt haben, nicht die Grenzen der äussersten Variabilität festzustellen, sondern den Durchschnittstypus zu gewinnen, und ich glaube, aus den Zeichnungen und Messungen kann man den Durchschnitt finden. Ich speciell halte den Weg, den Herr Geheimrath Virchow vorschlägt, nicht für gangbar, ich weiss nicht, auf welche Weise ich den Vorgang verfolgen soll, wie sich eine Rasse bildet. Ich habe auch nicht eine abgeschlossene Thatsache vorgeführt, sondern gesagt, ich gebe Bruchstücke; wenn wir genügend Material haben, werden wir Durchschnittswerthe gewinnen können. Denn schliesslich ist die Photographie doch nur eine Vereinfachung der Messung, und ich glaube, Herr Geheimrath Virchow hat auch in Aegypten gemessen und hält seine Messungen nicht für überflüssig.

(Virchow: Aber nicht für entscheidend!)
Ich auch nicht. (Heiterkeit!)

Herr Dr. **Wilhelm Hein**-Wien:

Der Schneider im Pongauer Perchtenlaufen.

Als ich im Herbste 1893 eine Reise in die Alpenländer unternahm, um nach etwa noch vorhandenen Perchtenmasken Umschau zu halten, erhielt ich in Altenmarkt bei Radstadt von dem Bauern Michael Winter die erste Kunde von der Figur des Schneiders im Pongauer Perchtenlaufen; er trug bei dem Laufen, welches mein Gewährsmann im Jahre 1850 anführte, eine „drei Stock hohe hölzerne Schere, mit welcher er diesem oder jenem der Zuschauer unversehens den Hut vom Kopfe abzwickte, ihn ansah und dann wieder dem Eigenthümer aufsetzte“. Später erhielt ich eine Photographie vom letzten Perchtenlaufen, das am Sonntag den 21. Februar 1892 in St. Johann im Pongau stattfand, auf welcher der erwähnte Schneider ebenfalls zu

sehen ist. Er trägt die gewöhnliche, landesübliche Tracht und hält mit beiden Händen eine sich lang ausdehnende sogenannte Streckschere, die aus neun Paaren sich kreuzender hölzerner Leisten besteht, welche an den Enden und in den Mitten durch hölzerne Nieten zusammengehalten werden und sich leicht strecken lassen. Auch in diesem Perchtenlaufen spielte der Schneider, wie mir berichtet wurde, nur die Rolle eines Spassmachers.[1])

Eine überraschende Parallele findet diese Figur in dem Darsteller des Kriegsgottes Pü'ükong, welcher in einem der Sommerfeste der Tusayanindianer in Arizona auftritt. Dr. J. Walter Fewkes,[2]) dem wir die ausführlichsten Berichte über diese Feste verdanken, gibt von ihm eine leider sehr schlechte photographische Wiedergabe, aus der man nur entnehmen kann, dass Pü'ükong mit beiden Händen eine lange ausgestreckte hölzerne Schere nach Art der Streckscheren hält. Dr. Fewkes bezeichnet sie ausdrücklich als „lightning framework", also als eine sinnbildliche Vorstellung des Blitzes, den Pü'ükong abschoss, wenn der Zug der Tänzer den Tanzplatz betrat oder verliess. Dr. Fewkes glaubt Gründe zu der Annahme zu haben, dass Pü'ükong der Sohn Dā'wā's, der Sonne, und der Kó-ky-an-mā-nā, der Spinnenjungfrau ist, wozu er bemerkt, dass der sonnen- und jungfrauengeborene Gott eine bei den Hopi- und Tusayanindianern ganz allgemeine Vorstellung sei.[3])

An einer anderen Stelle bespricht J. W. Fewkes eine aus Holz geschnitzte Puppendarstellung Pü'ükongs, die als Kinderspielzeug diente[4]) und die mit den den Blitz kennzeichnenden Blitzlinien verziert ist.

Dass der Pongauer Perchtenschneider nichts mit dem Handwerker zu thun hat, erhellt aus dem Vorkommen eines Schneiderpaares im Zuge der Gewerbsleute, in welchem alle Stände, so weit sie für den Bauern in Betracht kommen, vertreten sind. Der Schneider mit der Streckschere nimmt eine ganz absonderliche Stellung ein und ist, wie oben bemerkt, nur eine Art Spassmacher, der mit seiner Streckschere allerlei Ulk treibt.

Da das Perchtenlaufen geradeso wie die von Fewkes beobachteten Sommerfeste zu Beginn des Wachsthums auf den Feldern abgehalten wird und die Erzielung von Fruchtbarkeit zum Zwecke hatte und noch hat, so ist es wohl ganz zweifellos, dass man den Pongauer Schneider, der die Streckschere trägt, mit dem Pü'ükong der Tusayanindianer in unmittelbaren Vergleich zu setzen berechtigt ist. Sicherlich hat einst die Pongauer Streckschere ebenso den Blitz zum Vorbilde gehabt, wie Pü'ükongs Blitzrahmenwerk und zweifellos ist unser Pongauer Blitzschneider ursprünglich die Personification von Donner und Blitz gewesen.

Es wäre für eine Weiterführung der Untersuchung von grossem Belange, das Auftreten der Blitzschere auch in anderen Gebieten genau festzustellen, wozu meine kurze Mittheilung hoffentlich Anregung geben wird.

[1]) Vgl. meinen Bericht „Tänze und Volksschauspiele in Tirol und Salzburg" in den Sitzungsberichten der „Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien", Bd. XXIV (1894), S. 45—48.

[2]) J. Walter Fewkes: „A few Summer Ceremonials at the Tusayan Pueblos" in A Journal of American Ethnology and Archaeology, Bd. II (1892), S. 66.

[3]) a. a. O. S. 67.

[4]) J. Walter Fewkes: „Dolls of the Tusayan Indians" im Internationalen Archiv für Ethnographie, Bd. VII (1894), S. 64.

Herr **Waldeyer**-Berlin:

Ueber eine Expedition nach Polynesien und Neuseeland.

Ich hatte angekündigt einen rein somatisch-anthropologischen Vortrag über eine eigenartige Grubenbildung vor den Nasenöffnungen am Oberkiefer, die unter dem Namen der Pränasalgrube bekannt ist, zu halten. Ich erhielt aber nicht rechtzeitig genug das dazu nothwendige Material, welches ich mir vor allen Dingen aus Polynesien erwünscht hatte, und so habe ich vorgezogen, nicht das unvollständige Material hier zu besprechen, in dessen Besitz ich bereits war; ich gedenke vielmehr im nächsten Jahre meinen Vortrag über diese Dinge zu halten. Dagegen möchte ich mir erlauben, doch ein paar Worte über die Expedition zu sprechen, von der ich das Material erwartete.

Auf Veranlassung und mit Unterstützung der Kgl. preussischen Akademie der Wissenschaften ist vor zwei Jahren Dr. G. Thilenius, Privatdocent in Strassburg i/E., nach Neuseeland gegangen; sein Hauptziel war die Erforschung der Entwickelungsgeschichte einer nur noch dort vorkommenden Eidechsenart, Hatteria punctata. Dieses Thier stellt eine sehr alte Form dar, die ohne nähere Verwandtschaftsbeziehungen, wie eine Art „Thierinsel", in die grosse Masse der übrigen Reptilien aus der ältesten Zeit hineinragt. Es ist schon um desswillen interessant, vor allem aber, weil bei ihm sich ein sogenanntes Scheitel- oder Parietalauge in besonderer Ausbildung erhalten findet. Ich berichte heute zunächst, dass Dr. Thilenius vor etwa vier Wochen glücklich von seiner Forschungsreise zurückgekehrt ist; es ist ihm gelungen, eine grosse Reihe von Embryonen der Hatteria aus allen möglichen Stufen sich zu verschaffen, deren Untersuchung nunmehr begonnen hat. Ich hoffe also, dass die Expedition ihren Hauptzweck erreicht hat. Die Zwischenzeit zwischen den Entwickelungsperioden der Hatteria in den beiden Jahren hat Dr. Thilenius dazu benutzt, reiches anthropologisches Material zu sammeln, insbesondere auf Samoa und auf unseren anderen oceanischen Besitzungen. Das Material ist zunächst an die Berliner Museen gelangt. Es waren die Schädel dabei, welche ich erwartete, und diese trafen später ein, als dass ich dieselben noch für den angekündigten Vortrag hätte verwerthen können. Ich hoffe, dass es mir möglich sein wird, im nächsten Jahre von recht erfreulichen Resultaten der Expedition berichten zu können.

(Fortsetzung folgt.)

III. Gemeinsame Versammlung der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft

zugleich XXX. Allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft

in **Lindau** vom 4.—7. September 1899

mit Ausflügen nach Bregenz, Wetzikon, Zürich, Biel und Bern.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

(Dritte Sitzung. Fortsetzung.)

Herr Dr. **Ludwig Wilser**-Heidelberg:

Zur Stammeskunde der Alemannen.

Es ist eigentlich ein rein geschichtlicher Gegenstand, für den ich Ihre Aufmerksamkeit erbitte, aber ich habe ihn absichtlich gewählt, um an einem Beispiel zeigen zu können, dass die grosse Bedeutung und Hauptaufgabe der Anthropologie darin besteht, die „vornehmste Hilfswissenschaft", wie schon Ecker verlangt hat, der Geschichte zu werden. Dann folge ich auch gerne einer Anregung der vorjährigen Versammlung, die in einer der ältesten Sachsenstädte getagt hat, wie wir uns heuer im Lande der Alemannen, und zwar im Linzgau, dem Gebiete der Lentienser, zusammengefunden haben. So seien mir denn einige Bemerkungen zur Stammeskunde dieses edlen und tapferen Volkes gestattet, das einst die Vormacht aller Schwaben war und dessen Name unseren westlichen Nachbarn zur Bezeichnung Alldeutschlands dient.

So lange man die Urheimath unseres Volkes im fernen Osten suchte, war ein Verständniss der Stammeseintheilung, eine richtige Auffassung der Ueberlieferung über Wanderwege und Ausbreitung der Germanen unmöglich. Nachdem aber die naturwissenschaftliche Rassenforschung das Verbreitungscentrum der edelsten Menschenrasse (Homo europaeus dolichocephalus flavus), aus der alle arischen Völker, zuletzt unsere Vorfahren hervorgegangen sind, im Nordeuropa festgestellt hatte, erwuchs aus der glücklich gefundenen Wurzel der Stammbaum mit all seinen Aesten und Zweigen wie von selbst. Nach den ältesten Nachrichten, wie nach Sprache und Sitte, zerfallen die Germanen in vier Hauptstämme, die von der skandinavischen Halbinsel ausgehend und sich fächerförmig ausbreitend, von West nach Ost in folgender Ordnung aufeinander folgen: 1. der ingävonisch-kimbrisch-frisische, 2. der istävonisch-marsisch-fränkische, 3. der herminonisch-schwäbische und 4. der vandilisch-gothische Stamm. Als Schwaben gehören die Alemannen zum dritten Stamm, dessen Ausbreitungsrichtung eine fast genau nord-südliche war.

Die „neuen Stämme" sind keine staatlichen Ver-

bände oder Kampfgenossenschaften, sondern, wenn auch theilweise unter neuen Namen, die alten, durch Blutsverwandtschaft und gemeinsame Heiligthümer seit der Urzeit innig verbundenen Völkerschaften. Der Name der Alemannen, in ältester Gestalt Alamanni, wurde zum erstenmal gehört, als im Jahre 213 die Römer in den Mainlanden den Vorstoss eines heldenmüthigen, besonders wegen seiner Reiterei bewunderten Volkes abzuwehren hatten. Obgleich der Kaiser Caracalla unter dem Beinamen Alamannicus sich als Sieger feiern liess, musste er doch den Frieden mit Gold erkaufen und die Reichsgrenze durch zahlreiche Befestigungen schützen. Wer sind diese Alamanni und wie kommen sie an den Main? Es ist sicher kein Zufall, dass mit dem Auftauchen dieses Namens ein anderer, einst hochberühmter verschwindet: die Semnonen, das „Haupt der Schwaben", sind seit dem Markomannenkrieg verschollen. Wo sollten sie hingekommen sein? Ein Volk von solcher Grösse und Bedeutung kann nicht spurlos verschwinden; Alles spricht dafür, dass sie unter dem Namen Alamanni, d. h. „herrliche, ausgezeichnete Männer", ihre Rolle in der Weltgeschichte weiter gespielt haben. Wollten die Semnonen, die früher zwischen Elbe und Spree (Albis und Suebos) sassen, für ihre wachsende Volkszahl neue Wohnsitze erkämpfen, so konnten sie nur südwärts vordringen, denn im Westen stiessen sie auf die mächtigen fränkischen, im Osten auf die gothischen Völker, während von Norden her die Sachsen nachdrängten. Durch die Thäler der Sale, Unstrut und Fulda, Harz und Vogelsberg rechts, Thüringerwald und Hohe Rhön links liegen lassend, konnten sie an den Main gelangen, ungefähr auf dem gleichen Wege, den wir heute mit dem Schnellzug Berlin—Würzburg zurücklegen. Widerstand konnten ihnen hier, da die Chatten noch durch ihre furchtbare Niederlage geschwächt waren, nur die Hermunduren, die alten Freunde der Römer, leisten, und sie waren es wohl, die Caracallas Hilfe angerufen hatten. Vom Mainthal sind lange Zeit alle Ausbreitungsversuche und Heerfahrten der Alemannen ausgegangen. Nach wiederholten Einfällen in Gallien und Italien, nach schweren, blutigen Kämpfen warf sie gegen Ende des Jahrhunderts Kaiser Probus über den Neckar und die Rauhealb zurück, aber schon wenige Jahre später bildete der Rhein die Grenze und das Volk hatte das ganze rechte Ufer dieses Flusses bis zum Bodensee in Besitz genommen. Von hier aus suchten sie auf's linke Rheinufer vorzudringen und wurden durch Julians Sieg (357) nur für kurze Zeit zurückgedrängt. Kräftigen Widerstand leisteten ihnen noch am Ende des 4. Jahrhunderts die Kaiser Valentinian und Gratian. Aber gegen das unverwüstliche und unerschöpfliche Volk waren wohl einzelne Siege, bleibende Erfolge dagegen nicht zu erringen, und unter dem Reichsverweser Stilicho musste die Rheingrenze preisgegeben und den Alemannen das Land bis zum Wasgenwald (Elsass, alisaz, „Fremdsitz") und den Alpen zur dauernden Besiedelung überlassen werden. Nachdem die Burgunden, die früher ebenfalls im Mainthal, im Rücken der Alemannen, gewohnt hatten, ihr Reich am Rhein mit der sagenberühmten Hauptstadt Worms verlassen, dehnten sich die Alemannen wieder mächtig auf dem linken Rheinufer nach Westen aus, und zahlreiche Ortsnamen in den Thälern der Saar, Mosel, Ahr, bis gegen die Maas hin geben noch heute Kunde von den Siedelungen, die damals von ihnen gegründet wurden. Die Ortsnamen sind nämlich, wie zuerst Arnold gezeigt hat, „die wichtigste und zuverlässigste Quelle für die historische Geographie", und es lassen sich aus ihnen „leicht die verschiedenen Völker und Stämme ermitteln", die nacheinander im Besitze eines Landes waren. Es ist mir wohl bekannt, dass man in neuester Zeit diese Errungenschaft anzuzweifeln versucht, und auch ich bin nicht blind für die Irrthümer des genannten Forschers; im Grossen und Ganzen aber hat er das Richtige getroffen, und es wäre thöricht, dies wichtige Hilfsmittel der Siedelungsgeschichte wieder aufzugeben. So gut uns die Namen auf -leben, von Hadersleben in Schleswig bis nach Güntersleben am Main, die Südwanderung der Angeln erkennen lassen, ebenso sicher dürfen wir annehmen, dass die „Weil" oder „Weiler" genannten Ortschaften (von ah. wila, wilare, gallisch-lateinisch villa; die Aehnlichkeit beruht, wie bei vicus = wik, burum = büren, auf Urverwandtschaft, nicht Entlehnung), von Garzweiler und Eschweiler nördlich von Aachen bis nach Weiler im Allgäu, alemannische Gründungen sind; denn wir finden gerade diese Ortsbezeichnung bei keinem anderen germannischen Volke.

Während für das Hauptvolk der Alemannen das Mainthal den Verbreitungsmittelpunkt bildete, haben die Juthunge, ein „Theil der Alamannen", wie Ammian sich ausdrückt, wahrscheinlich einen anderen Weg eingeschlagen. Sie waren es, die als Vorhut des Gesammtvolkes zuerst am Main angelangt, mit Caracalla handgemein wurden, sie konnten 50 Jahre später den Kaiser Aurelian an der Donau an früher mit Rom geschlossene Bündnisse erinnern. Es scheint daher dieser Volkstheil seinen Weg unmittelbar vom Main nach der oberen Donau genommen und die Gebiete nördlich vom Bodensee in Besitz genommen zu haben. Dass die von Ammian genannten Lentienser nichts anderes sind als eben die Juthunge, lässt sich aus diesem Schriftsteller mit Leichtigkeit nachweisen, wie ich es in meiner Schrift „Stammbaum und Ausbreitung der Germanen" (Bonn 1895) gethan habe; beide zeichneten sich vor den übrigen Stammesgenossen durch ihre vortreffliche Reiterei aus.

Nach dem Sturz der weströmischen Macht fanden die Alemannen in einem anderen germanischen Volke, den Franken, nicht weniger gefährliche Gegner, ebenbürtige Nebenbuhler im Kampfe um die Vorherrschaft in Germanien. Wie bekannt, entschied sich das Schlachtenglück für die Letzteren, die, von Nordosten her in Gallien vordringend, mit den Alemannen zwischen Maas und Rhein zusammenstiessen. Ob die Entscheidungsschlacht gerade bei Zülpich und im Jahre 496 stattgefunden, ist zweifelhaft, jedenfalls aber in diesen Gegenden und um die Wende des 5. und 6. Jahrhunderts. Chlodwig, der siegreiche Frankenkönig, nahm den Unterlegenen das linke Rheinufer, mit Ausnahme des Elsass, und auf dem rechten die Wetterau und die Landstriche bis zum Neckar ab. Wer sich unterwerfen wollte, konnte wohnen bleiben und musste dem Sieger eine Abgabe, „die Osterstufe", bezahlen.

Viele der freiheitliebenden Alemannen zogen aber, dies verschmähend, Jahre lang heimathlos umher, bis sie theils den Bedingungen des Siegers sich unterwarfen, theils im italienischen Reiche des grossen Gothenkönigs Theoderich Aufnahme fanden. Dadurch wurde die alemannische Mundart weit über die Alpenländer verbreitet, und die Sprache mancher tirolischer Dörfer ist ein Gemisch alemannischer und baiovarischer Bestandtheile, vor dem Arlberg ist sie fast rein alemannisch. Auch über die freigebliebenen Theile des Volkes hielt der mächtige „König der Gothen und Italiker" seine schützende Hand, so dass sie eigene Herzöge aus angestammtem Fürstengeschlecht behalten

konnten. Nach seinem Tode aber verlor mit dem Niedergange der gothischen Macht auch das alemannische Herzogthum seinen Rückhalt, und gegen die Mitte des 6. Jahrhunderts mussten alle Alemannen die fränkische Oberhoheit anerkennen und Heeresfolge geloben. In Folge wiederholter Aufstände wurde Gebiet und Freiheit des Volkes durch verschiedene fränkische Könige und Hausmeier noch mehr eingeschränkt, 200 Jahre später durch Pippin, Karls des Grossen Vater, das Stammesherzogthum aufgehoben.

Heute hat sich alemannische Mundart nur südlich vom Hagenauer Forst auf linkem und der Murg auf rechtem Rheinufer erhalten. Kennzeichnende Eigenthümlichkeiten derselben, die sie scharf von der benachbarten fränkischen und schwäbischen Mundart scheiden, sind bekanntlich: Beibehaltung der alten Laute i und u, eigenthümliche Aussprache, wie ein rauhes ch, des k-Lautes und Bildung des part. perf. des Hilfszeitwortes „sein“ vom gleichen Stamm, gsin, gsi;[1]) Baumann hat die Unterschiede zwischen „Alamannen“ und den zwischen Schwarzwald und Lech wohnenden „Schwaben“ verwischen wollen, und seine Ansicht hat auch, wie manche Irrlehren, viele Anhänger gefunden. Seine Ausführungen sind aber, abgesehen von der Mundart, aus den Quellen mit Leichtigkeit zu widerlegen. Es seien hier nur die drei ältesten, allein schon ausschlaggebenden angeführt. Prokop sagt in seinem Gothenkrieg (I 12) mit klaren Worten: „südlich von den Thüringen wohnten die Schwaben und Alemannen, kräftige Völker“. Jordan erzählt in seiner Gothengeschichte (c. 55) von einem Feldzuge des Königs Theodemir gegen die Schwaben, die westlich von den Baiovaren, östlich von den Franken und nördlich von den Burgunden sassen: „Diesen Schwaben standen damals als Verbündete auch die Alemannen zur Seite und sowohl das Volk der Schwaben als auch das der Alemannen, beide zu einem Schutz- und Trutzbündniss vereinigt, schlug er, verwüstete ihr Gebiet und brachte sie nahezu zur Unterwerfung.“ Von Karl dem Hammer berichtet der Fortsetzer der fränkischen Chronik: „Er überschritt den Rhein, hielt Musterung über Alemannen und Schwaben und drang bis zur Donau vor.“

Diese neben den Alemannen wohnenden Schwaben sind die Nachkommen der kleineren suebischen Völker, die zu Tacitus Zeit an der Ostsee wohnten und die Erdmutter als Stammesgöttin verehrten. Als diese, soweit sie nicht anderswohin ausgewandert waren, den Südweg einschlugen, ging ihr Zug durch das verlassene Semnonenland und längs der Flüsse Elbe, Sale, Unstrut an und über die Donau, von welcher Wanderung die merkwürdige Schrift vom „Ursprung der Schwaben“ (Goldast, Suevicarum rerum scriptores, 1604) eine Erinnerung bewahrt hat. Dass diese kleinen Völkchen — sie werden im Leben des heiligen Columban noch naciones Suevorum genannt — sich unter den Schutz der mächtigen stammverwandten Alemannen gestellt haben, ist selbstverständlich, ebenso dass das Herzogthum, da ja auch die Alemannen schwäbischen Stammes waren, bald Alamannia, bald Suevia genannt wurde; später verschwand der erste Name aus dem Munde des Volkes, während der zweite von uralter Zeit bis zum heutigen Tage lebenskräftig geblieben ist.

Die in neuester Zeit erschienene „Geschichte der Alemannen“ von Cramer, Breslau 1899, bekämpft zwar die Irrthümer Baumanns und nimmt die richtige Deutung des Namens an, verfällt aber dafür in andere: die Alemannen sind kein Mischvolk, die Juthunge ein „alemannisches Volk“ (populus Alamannicus), ein „Theil der Alemannen“ (pars Alamannorum).

Merkwürdig und desshalb nicht zu übergehen ist die auf alter Nachbarschaft und Verwandtschaft beruhende Aehnlichkeit der alemannischen mit der altsächsischen Mundart. Ausser den Sachsen haben nur die Alemannen die alten Laute i und u bewahrt; die aus nasaler Aussprache entstandene Unterdrückung des n, wie z. B. im alemannischen „üsere Lüt“, entspricht ganz dem usere liuti des Hildebrandsliedes — denn dies ist sicher altsächsisch — und dem usa im Heliand; das Altsächsische hat da, wo andere Mundarten p haben, oft f und umgekehrt, das Gleiche aber findet sich auch im Alemannischen (as. liof, lof, wif, kopon, hropan = alem. sufer, schnufe, schwebel); auch die bezeichnende Aussprache des k, der wir schon im Namen Chnodomar begegnen, findet sich im Hildebrandslied angedeutet (chind in chunincriche chud ist min al irmindeot), wie auch die Ersetzung der media durch die tenuis (Hiltibrant, prut, leop).

Von den Altsachsen ist ja im vorigen Jahre gehandelt worden, ich muss aber gestehen, dass, wenn ich hätte anwesend sein können, manches in den Ausführungen des damaligen Redners von meiner Seite Widerspruch hätte erfahren müssen. Die Reudigni bei Tacitus sind Schwaben und keine Sachsen. Ein Satz, mit dem ich gerne übereinstimme, ist der: „In Wahrheit finden die Chauken nicht in den Sachsen, sondern in den Franken ihre Fortsetzung.“ Sicherlich, aber das hatte ich schon vor mehr als zehn Jahren ausgesprochen.

Als eines der südlichsten germanischen Völker haben die Alemannen selbstverständlich ihre Rasse nicht rein bewahren können. Während in den ältesten Alemannengräbern nur ausgesprochene Langköpfe sich finden, ist die heute alemannisch redende Bevölkerung fast durchgehends rundköpfig, eine Folge tausendjähriger Rassenmischung mit den „alpinen“ Rundköpfen. Nur in einzelnen Theilen der Rheinebene, im Hanauer Land, im unteren Wiesenthal, und auch hier auf dem nördlichen Ufer des Bodensees haben sich die Merkmale der nordeuropäischen Rasse etwas besser erhalten.

Herr Dr. **Rudolf Much**-Wien:

Ich habe eigentlich gegen die Ausführungen des Herrn Vorredners von meinem Standpunkte aus nicht allzuviel einzuwenden, zumal er ja der Hauptsache nach die wissenschaftliche communis opinio vertreten hat, die, was die Abstammung der Alamannen, oder doch ihres Kernes, von den Semnonen anbelangt, durch Müllenhoff und andere begründet worden ist.

Bloss in einigen Nebendingen schienen mir doch die vorgetragenen Meinungen etwas subjectiver Natur zu sein, so z. B. was die Eintheilung der Germanen im Allgemeinen betrifft. Ich weiss nicht, wo bei der vorgeschlagenen Gruppirung die Skandinavier einen Platz finden sollen.

Auch die Etymologie des Namens Alamannen, die hier vorgetragen wurde, ist durchaus keine gesicherte. Das Wort ala- kann ja unter Umständen eine auszeichnende Bedeutung gehabt haben, in der Regel aber hat es einfach die unseres „all“. Auch ist in unseren ältesten germanischen Literaturdenkmälern thatsächlich ein Wort ala-mans überliefert; aber gotisch in allaim alamannam bedeutet nur „unter allen Menschen“. Ebenso ist für ein altisländisches almenn der Sinn „alle Menschen“ zu er-

[1]) Die Alemannen hören und sehen auch nicht, sie „losen“ und „luegen“.

schliessen. Es ist ja möglich, dass das Wort in anderen Dialekten eine andere Bedeutung gehabt hat, dass alaman(n) irgendwo soviel wie „einer, der ganz Mann ist, ein vollkommener Mann" aussagte, aber ich glaube, die Vorsicht gebietet, sich an das zu halten, was wirklich überliefert ist. Ich kann mir auch ganz gut denken, dass ein Völkerbund, der mehrere kleinere Stämme in sich vereinigte, sein gesammtes Aufgebot „Alamannen", „alle Leute" nannte.

Ich sehe auch nicht ein, wie die Frage nach der Herkunft des Alamannenstammes in Zusammenhang gebracht werden kann mit der Theorie von der skandinavischen Abstammung der Indogermanen im Allgemeinen — die ich übrigens für eine ganz verfehlte halte — oder der gesammten Germanen, und wie dadurch ein Licht fallen soll in die ältere Geschichte der Alamannen.

Sehr vorsichtig muss man auch sein in Bezug auf Verwerthung der Ortsnamen für die Stammeskunde. Ich gebe zu, dass in einzelnen Fällen gewisse Namenbildungen für gewisse Stämme charakteristisch sind, wie sich z. B. die Namen auf -ingen und -ing heute auf Schwaben und Bayern vertheilen. Aber die hier erwähnten Beispiele waren nicht alle glücklich gewählt. So ist das Compositionsglied -leben, das in so vielen Ortsnamen vorliegt, durchaus nicht bloss für die Angeln charakteristisch; es findet sich in einem viel weiteren Bereiche, und ich bin überzeugt, dass Herr Professor Montelius uns schwedische Ortsnamen angeben könnte, die auf -löf endigen, ein Element, das auf dieselbe germanische Grundform zurückgeht wie das deutsche -leben.

Ich will nur noch bemerken, dass die Frage, ob wir zwischen Alamannen und Schwaben scheiden müssen, ob wir es dabei mit verschiedenen Stämmen oder, wie Baumann glaubt, nur mit zwei Namen zu thun haben, die einem und demselben Stamme zukommen, nicht so leicht zu entscheiden ist. Selbstverständlich aber kann ich bei der Kürze der uns zur Verfügung stehenden Zeit auf diese Frage hier nicht mehr näher eingehen.

Herr Dr. **Wilser**-Heidelberg:

In Bezug auf die Eintheilung der germanischen Stämme hat der Herr Vorredner gemeint, er wisse nicht, wo denn die Skandinavier geblieben seien; aus den Skandinaviern sind eben die vier Stämme hervorgegangen, und in Skandinavien sind, wie wir jetzt noch aus der Sprache nachweisen können, Theile aller Stämme zurückgeblieben, die später wieder zu einem sprachlich einheitlichen Volke verschmolzen sind. Die nordische Abstammung wirft nicht bloss auf die Geschichte der Alemannen Licht, sondern auch auf die Ausbreitung der Germanen überhaupt und damit auf die dunkeln Jahrhunderte der deutschen Geschichte. Der Name Alamanni ist schliesslich nebensächlich. Die Vorsilbe „ala" muss in zahlreichen Bildungen sicher eine Verstärkung des zweiten Begriffes bedeuten, z. B. in den Eigennamen Alarich, Alaliub, Alaman. Die Ortsnamen auf „ingen" sind nicht nur den Alemannen, sondern auch den Schwaben und Baiovaren eigen, in Bayern lautet die Endung jetzt „ing"; „leben" kommt auch in Jütland und auf den dänischen Inseln vor, z. B. Bröndersley, Gravlev, Gjerlev, Herlev, Marslev, hauptsächlich aber auf dem Striche von Schleswig bis nach der Donau; in England, wohin es ebenfalls durch die Angeln gebracht wurde, heisst es „ley" und bedeutet wahrscheinlich ursprünglich einen werftartigen Hügel. Cvikhelmesblaev z. B. heisst heute Cuckamsley, und gerade diese englischen Ortsnamen zeigen uns die Ableitung des Namens von ags. hlaev, ahd. hleo, got. hlaiv, Hügel, Erdaufwurf. Die bisher meist angenommene Ableitung von leiba, Erbe, ist, abgesehen davon, dass eine Ortschaft bei ihrer Gründung und Benennung noch kein „Erbe" ist, auch sprachlich unmöglich, denn sonst müsste die Endung ags. laf, oberdeutsch leib lauten.

Herr Dr. **Rudolf Much**-Wien:

Ich habe nichts weiter zu sagen, als dass die vorgetragene Eintheilung der Germanen eine durchaus hypothetische ist, und dass wir, wenn wir das gesammte Germanenvolk in mehrere Hauptstämme gliedern, doch anzugeben im Stande sein müssten, worauf diese Eintheilung sich gründet. Das aber halte ich bei der in Vorschlag gebrachten nicht für möglich.

Das niederdeutsche -leben in Ortsnamen (dem ahd. -leiba, schwed. -löf, dän. -lev, ags. -láf entspricht) geht auf eine Grundform germ. laiba- zurück und kann nach den Lautgesetzen mit germ. hlaiwa- „Hügel, Grabhügel" nicht das Geringste zu thun haben. Es bedeutet eigentlich „Hinterlassenschaft" und ist meist mit dem Gen. eines Personennamens zusammengesetzt, der den einstigen Besitzer der Oertlichkeit bezeichnet.

Herr Dr. **J. Nüesch**-Schaffhausen:

Neue Grabungen und Funde im Kesslerloch bei Thayngen.

Gestatten Sie mir, dass ich Ihnen kurz zwei Mittheilungen von allgemeinem Interesse zur Kenntniss bringe; die erste betrifft die von mir gemachten neuen Grabungen und Funde im Kesslerloch bei Thayngen und die andere handelt von einem neuen Funde von Pygmäen der neolithischen Zeit aus der Grabhöhle zum Dachsenbüel bei Herblingen, Canton Schaffhausen.

Es sind genau 25 Jahre her, seitdem das „Kesslerloch" bei Thayngen entdeckt worden ist, welches damals ausserordentliches Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt durch die urgeschichtlichen Funde aus der älteren Steinzeit, die dort gemacht worden sind, erregt hat. Diese Höhle, zwei Stunden von Schaffhausen entfernt, an der Bahnlinie von Schaffhausen nach Constanz gelegen, ist eine „Balm"-Grotte im oberen weissen Jurakalk des Randens, dem nordöstlichen Ausläufer des schweizerischen Jura, und befindet sich in dem ziemlich engen Thale der Fulach, einem Zuflusse des Rheins. Von der Thalsohle am westlichen Gehänge emporsteigend, erreicht man 35 m über derselben von der letzten grossen Vergletscherung der Alpen herrührende Moränen, unter welchen der Jurakalk durch die Gletscher abgeschliffen ist. Das gleiche Profil wiederholt sich am östlichen Gehänge; das Thal ist daher ein Einschnitt in die in der Gegend herrschenden jüngeren Moränen und ist erst nach Ablagerung derselben entstanden. Dem entsprechend können die paläolithischen Bewohner des Kesslerloches, wie diejenigen der prähistorischen Niederlassung am Schweizersbild, erst nach dem Rückzuge der letzten Vergletscherung dort gelebt haben.

Die Höhle hat zwei Oeffnungen, eine gegen Nordosten und eine gegen Südosten und wurde im Frühjahre 1874 von Reallehrer Merk ausgegraben, welcher eine grössere Publication über die Funde in den Mittheilungen der Züricher antiquarischen Gesellschaft im Jahre 1875 erscheinen liess. Diese Mittheilungen sind Ihnen wahrscheinlich bekannt. Ich erinnere daher nur

an jene berühmte Zeichnung des weidenden Renthiers, die einzig in ihrer Art unter den Funden aus der Renthierzeit dasteht, an die verschiedenen anderen Thierzeichnungen, sowie an den geschnitzten Moschusochsenkopf und an einen ebensolchen eines Alpenhasen. Leider schlichen sich in die genannte Publication die Abbildungen zweier Thiere ein, die sich nachher als gefälschte Zeichnungen erwiesen haben. Diese Entdeckung veranlasste damals Lindenschmit in Mainz und Ecker in Freiburg zu der Anschuldigung und der Behauptung, dass sämmtliche mit Zeichnungen versehenen, sowie geschnitzten Funde im Kesslerloch grobe Fälschungen seien.

Die Deutsche anthropologische Gesellschaft fand sich in Folge dessen veranlasst, ihre Jahresversammlung im Jahre 1877 in Constanz abzuhalten und die Frage der Aechtheit der Zeichnungen und geschnitzten Gegenstände aus dem Kesslerloch eingehend zu prüfen, sowie die Behauptungen einerseits und die Fundstücke andererseits einander gegenüber zu stellen. Unzweifelhaft waren zwei Zeichnungen, diejenige des plumpen Bären und die des listigen Fuchses, gefälscht. Der betreffende Fälscher wurde in der Person eines bei den Ausgrabungen thätig gewesenen Arbeiters auch aufgefunden und von den Schaffhausener Gerichten streng bestraft. Die übrigen Fundgegenstände sind aber ebenso unzweifelhaft vollständig ächt. Dass die Renthierjäger der Diluvialzeit, von welchen die genannten Gegenstände herrühren, solche Sculpturen, Schnitzereien und Zeichnungen herstellen konnten, geht auch aus den Funden hervor, welche aus südfranzösischen, belgischen, englischen und mährischen Höhlen schon früher und seither gehoben worden sind. Die Ethnologie hat uns überdies in den letzten Decennien mit einer ganzen Reihe von Urvölkern bekannt gemacht, welche, jetzt noch auf einer gleichen Culturstufe wie die Troglodyten des Kesslerloches stehend, ähnliche Kunstleistungen mit den primitivsten Hilfsmitteln zu Stande bringen.

Es lag nun sehr nahe, nach den weitschichtigen Ausgrabungen am Schweizersbild bei Schaffhausen zu fragen, ob die Höhle des Kesslerloches auch wirklich nach allen Richtungen hin genau untersucht und ausgebeutet worden sei. Seit einem Vierteljahrhundert besuchte ich Jahr für Jahr immer diese Höhle zur Sommerszeit und kam zu der Ueberzeugung, dass dieselbe nicht in allen Theilen ausgegraben sei. Das war denn auch der Grund, warum ich mich veranlasst sah, im Herbst 1893 einige vorläufige Schürfungen vorzunehmen; in Folge von Krankheit verzögerte sich die gründliche Untersuchung und vollständige Ausbeute durch Grabungen in der Höhle selbst und vor den beiden erwähnten Eingängen zu derselben bis in diesen Sommer und den Herbst 1899. In der Höhle selbst fanden sich noch ganz intact erhaltene Partien des Höhlenbodens, und der vor dem südöstlichen Eingange befindliche mächtige Schuttkegel war nur an der oberen Spitze angeschnitten, sonst aber seit dessen Entstehung völlig unberührt geblieben. Bei diesen neuen Ausgrabungen in und vor dem Kesslerloch wurden dieselben Vorsichtsmaassregeln und die gleiche Sorgfalt angewendet wie seiner Zeit bei den Ausgrabungen am Schweizersbild. Von den neuen Fundobjecten erlaubte ich mir, die wichtigsten zur Kenntnissnahme der gelehrten Gesellschaft hierher mitzubringen, und beehre mich hiermit, auf die bemerkenswerthesten derselben aufmerksam zu machen.

In den von mir bis jetzt untersuchten Partien des Höhlenbodens, sowie in den mehr oder weniger feinsplitterigen Kalktrümmern, aus denen der Schuttkegel vor dem südöstlichen Eingang der Höhle zusammengesetzt ist, kamen nur paläolithische Gegenstände zum Vorschein; nicht ein einziger Topfscherben, keine Knochen vom Edelhirsch, Torfschwein und Torfrind, sowie keine geschliffenen Steinwerkzeuge liessen sich finden; dagegen waren die geschlagenen Manufacte aus Feuerstein um so zahlreicher. In der Publication des Entdeckers der Höhle sind nur drei Stück bessere Feuersteinwerkzeuge abgebildet, während doch 12000 Feuersteinsplitter gefunden worden sein sollen. Bei den neuen Ausgrabungen wurde aber eine ganze, grosse Serie von den schönsten, sorgfältig bearbeiteten Feuerstein-Instrumenten, als grosse und kleine, drei- und mehrkantige, mit ganz scharfen und auch abgenützten Schneiden versehene, flache und gewölbte Messer, ebenso solche Sägen, einfache und Doppelbohrer und Schaber, Polierinstrumente, grössere und kleinere Nuclëi, bearbeitete und unbearbeitete Feuersteinknollen zu Tage gefördert; alle diese Instrumente waren durch den vielfachen Gebrauch weit mehr abgenutzt als die betreffenden Werkzeuge derselben Art beim Schweizersbild.

Die eigentlichen Artefacte, zu deren Herstellung hauptsächlich die Knochen und das Geweih des Renthiers, sowie die Röhrenknochen des Alpenhasen verwendet wurden, waren im Innern der Höhle, wo sie im Lehm eingebettet lagen und in Folge dessen vor der Verwitterung geschützt waren, gut erhalten und konnten mit Leichtigkeit ganz unversehrt gehoben werden. In dem der Verwitterung ausgesetzten Schuttkegel vor der Höhle dagegen waren sie äusserst morsch und brüchig, so dass sie meistens beim Herausnehmen in viele Stücke zerfielen; nur wenn sie unter einem grösseren Kalksteinblock begraben lagen, blieben sie ganz. Ausser den zerschlagenen, mit deutlichen Schlagmarken versehenen zahlreichen Röhrenknochen der Thiere, deren Fleisch und Mark als Nahrung den Troglodyten des Kesslerloches dienten, welche Knochen aber lange nicht so fein zersplittert waren als diejenigen in den paläolithischen Schichten der Niederlassung am Schweizersbild, fanden sich bei den neuen Grabungen im Kesslerloch sogar auch einige Schnitzereien aus fossilem Elfenbein und solche aus dem Geweih vom Renthier, sowie vielfach bearbeitete, der Länge nach angeschnittene, grosse, dicke Geweihstangen dieses Thieres, aus denen die meisten Werkzeuge verfertigt waren; ferner schöne, lange und kurze, runde und kantige Lanzenspitzen, Pfeile und Meissel, ebenfalls Knochennadeln mit und ohne Oehr, darunter solche mit länglichem Oehr, einfach und mehrfach durchbohrte Knochen, Renthierpfeiffen aus den Phalangen desselben, Ahlen, Pfriemen, Schmuckgegenstände, als durchbohrte Muscheln und Zähne vom Eisfuchs und Höhlenbär. Einige von den Artefacten sind mit Strichornamenten verziert. Thierzeichnungen sind bei den bisherigen Grabungen keine zum Vorschein gekommen; dagegen befindet sich auf einer sehr bröckeligen Geweihstange eine seltene Zeichnung, das Gesicht eines Menschen von vorne darstellend; die Scheitelhaare sind auf- und nach rückwärts gerichtet; die Augenhöhlen und Nasenlöcher vertieft angedeutet; der Schnurr- und Backenbart lang herabhängend.

Vor allen Schnitzereien sind die gespaltenen Renthiergeweihstangen zu erwähnen, auf denen sich der Länge nach, auf der gewölbten Fläche derselben, drei Reihen von erhabenen Rauten nebst regelmässig angeordneten Linienornamenten und Furchen vor-

finden. Die Art und Weise, wie diese ausserordentlich schönen erhabenen Schnitzereien zu Stande gebracht wurden, ergibt sich aus mehreren kleineren Bruchstücken solcher Stäbe, welche die Anfangsstadien der Bearbeitung aufweisen. Ein rundes Geweihstück wurde allem Anscheine nach der Länge nach entzwei geschnitten, so dass es eine ebene und eine halbkreisförmig gewölbte Fläche als Begrenzung erhielt; dann poliert und die zwischen den Rauten liegenden Partien des Geweihes so herausgeschnitten, dass dieselben frei stehen blieben. Die Spaltfläche eines dieser Stäbe ist noch mit parallel laufenden Querfurchen verziert. Eine ähnliche Bearbeitung weist ein Bruchstück einer grossen dicken Harpune auf, welche nicht erhabene, sondern vertiefte, rautenförmige Verzierungen und Strichornamente besitzt. Zwei andere, beinahe vollständig erhaltene Harpunen, eine lange dicke und eine ganz feine kurze, tragen zwei Reihen nach rückwärts gerichtete, spitze Zacken und Linienverzierungen.

Unter den Nadeln befindet sich eine aus Renthiergeweih hergestellte, welche einen Fortschritt in der Bearbeitung derselben andeutet. Das hintere Ende der Knochennadeln hat nämlich bei den bisher gefundenen Nadeln gewöhnlich wegen der konisch nach rückwärts sich erweiternden Form den grössten Umfang, so dass die durch das Oehr gezogene Sehne oder das Haar der Mähne des Wildpferdes beim Durchziehen durch die zu nähenden Felle vorstanden und das Nähen erschwerten; bei jener aber ist das hintere Ende von zwei einander gegenüber liegenden Seiten meisselförmig zugeschärft und das Oehr geht quer durch dieses verdünnte hintere Ende hindurch, wodurch dasselbe, selbst dann, wenn auch der Zwirn eingefädelt war, keinen grösseren Umfang erhielt und derselbe bequem durch die von den vorderen Partien der Nadel gemachte runde Oeffnung in den Fellen mit Leichtigkeit hindurchgezogen werden konnte.

Unter den vielen bearbeiteten Geweihstücken ist besonders eine Geweihstange zu erwähnen, welche den Anfang der Bearbeitung eines sogenannten Commandostabes anzeigt. Letztere haben gewöhnlich an einem Ende ein Loch und zwar so gross, dass man bequem einen Finger hindurch stecken kann. Man nahm bisher allgemein an, dass dieses Loch ähnlich wie die Oehre der Nadeln von beiden Seiten gebohrt worden sei. Das erwähnte Stück trägt allerdings auch zwei einander gegenüber liegende, beinahe kreisrunde Vertiefungen; dieselben sind aber nicht durch Bohren, sondern durch Herausstemmen der Geweihmasse vermittelst eines scharfen und spitzigen Feuersteinwerkzeuges, deren Gebrauch bisher fraglich war, entstanden; viele scharfkantige Stemmflächen weisen darauf hin. Beide Vertiefungen trafen auf diese Weise allmählich in der Mitte zusammen und das Loch konnte dann noch vollständig ausgerundet werden.

Ausser dem bereits erwähnten bearbeiteten fossilen Elfenbein wurde auch solches angetroffen, das nicht von Menschenhand in seiner Form verändert worden war; letzteres zerfiel meistens in kleine Stücke und war ausserordentlich blättrig. In dem Schuttkegel vor der Grotte fanden sich ausserdem zwei grosse, mehr als 2 kg schwere Backenzähne des Mammuts, an welchen Stücke des Kiefers noch hafteten, und Knochen von ausgewachsenen Individuen dieses Thieres; überdies aber auch eine Serie von Lamellen der Backenzähne und Wirbelkörper von ganz jungen Thieren dieser Art. In der Tiefe von 3 m unter der Oberfläche wurde in demselben Schuttkegel eine grosse Feuerstätte mit Asche und Kohle aufgedeckt. In der Asche dieses Herdes und um die Feuerstelle herum zerstreut, lagen eine Menge angebrannter und calcinirter Knochen von jungen und alten Individuen des Mammuts. Die Troglodyten des Kesslerloches lebten also mit dem Mammut zu gleicher Zeit nach der letzten grossen Vergletscherung der Alpen, jagten und erlegten es, brieten das Fleisch und nährten sich theilweise von demselben. Der Renthierjäger des Kesslerloches war demnach auch ein Mammutjäger.

In der prähistorischen Niederlassung am Schweizersbild haben sich keine Knochen und keine Zähne des Mammuts, nur ganz vereinzelte kleine Stücke von fossilem Elfenbein gefunden; dagegen aber war auf einer Kalksteinplatte das Bild eines Mammuts eingeritzt. Dieses Thier kam in der ganz bergigen Gegend des Schweizersbildes wohl höchst selten vor, während es in der grossen fruchtbaren Ebene des Höhgaus, die sich östlich vom Kesslerloch bis an die Ufer des Bodensees erstreckt, die Bedingungen zu seiner Existenz besser vorfand.

Was nun die Thierwelt des Kesslerloches anbetrifft, so hoffte ich bei den neuen Ausgrabungen daselbst in gewissen noch intacten Partien von oben nach unten auf eine ähnliche Aufeinanderfolge von Faunen wie beim Schweizersbild zu stossen; leider hat sich diese Erwartung bisher nicht in vollem Umfange erfüllt. Am Schweizersbild konnten fünf aufeinanderfolgende Thierwelten, eine Tundra- und Steppenfauna, die Uebergangsfauna von Steppe zu Wald, die Waldfauna der Pfahlbauer und die Hausthierfauna nachgewiesen werden, vertreten durch 110 verschiedene Species, darunter eine zahlreiche Mikrofauna. Im Kesslerloch hat Rütimeyer im Jahre 1874 Ueberreste von nur 28 Thierspecies, hauptsächlich von grossen Vertretern der Steppenfauna, feststellen können. Die Untersuchung der neu aufgefundenen Knochen und Zähne daselbst ist noch nicht abgeschlossen; immerhin wird die Artenzahl um einige vermehrt werden müssen, trotzdem sich die kleinen Nager hier nur in wenigen Kieferchen eingestellt haben.

Stellt man einen kurzen Vergleich an zwischen den Artefacten der prähistorischen Niederlassung an dem Schweizersbild und denen vom Kesslerloch, so zeigen diejenigen vom Schweizersbild einen ausserordentlich primitiven Zustand der Cultur. Es ist daselbst, ausser den Umrisszeichnungen auf der Kalksteinplatte und denjenigen auf dem Commandostab, nicht ein einziger Gegenstand gefunden worden, der sich in künstlerischer Hinsicht vergleichen liesse mit den fein geschnitzten und verzierten Harpunen, mit den eigentlichen Sculpturen des Kopfes vom Moschusochsen und vom Alpenhasen, mit den bis in die feinsten Details ausgeführten Zeichnungen des weidenden Renthieres und des vorwärts schreitenden, mit Schraffirungen versehenen Wildesels und mit den Schnitzereien auf den gespaltenen, mit Rauten verzierten Geweihstangen des Kesslerloches. Die prähistorische Niederlassung am Schweizersbild stellt den Anfang der Cultur der Rennthierepoche dar; das Kesslerloch dagegen die Blüthezeit derselben. Dort hatten die Bewohner mit Erlangung der täglichen Bedürfnisse in der hügeligen und sterilen Gegend vollauf zu thun und mussten sogar ihre Zuflucht zu den kleinen und kleinsten Thieren zeitweise nehmen; hier dagegen waren in der Nähe auf der grossen, fruchtbaren Ebene des Höhgaus, die sich ostwärts vom Kesslerloch bis an die Ufer des Bodensees und des Rheins erstreckt, die grossen und die

kleineren Jagdthiere im Ueberfluss vorhanden. Der Mensch des Kesslerloches hatte keine Sorge um das tägliche Brod und konnte sich daher den Kunstleistungen eher widmen als der arme Troglodyte des Schweizersbildes.

Herr Dr. **J. Nüesch**-Schaffhausen:

Neuer Fund von Pygmäen der neolithischen Zeit aus der Grabhöhle beim Dachsenbüel bei Herblingen, Canton Schaffhausen.

Es ist Ihnen bekannt, dass in der grauen Culturschicht der prähistorischen Niederlassung am Schweizersbild von mir ein neolithischer Begräbnissplatz mit Gräbern entdeckt worden ist, in denen sich Skeletreste von 27 den Wald bewohnenden Neolithikern, einer etwas älteren Rasse als die Pfahlbauer, befanden. Die Skeletreste gehörten 14 Erwachsenen und 13 Kindern unter 10 Jahren an; unter den Erwachsenen waren 5 Skelete von ausserordentlicher Kleinheit. Herr Professor Dr. Kollmann hat dieselben genau untersucht und in seiner Abhandlung über den Menschen vom Schweizersbild (conf. Nüesch. Das Schweizersbild, Denkschriften der schweiz. naturf. Ges., Band XXXV, p. 80 bis 152, 1896) nachgewiesen, dass diese kleinen Skeletreste nicht von Kindern — wie anfänglich irrthümlich angenommen — herrühren, sondern von erwachsenen, vollständig ausgebildeten, kleinen Menschen, von Pygmäen. Es war dies das erstmalige Auffinden von Pygmäen aus der Steinzeit und zwar aus der älteren Epoche der neolithischen Zeit.

Es ist mir nun die Freude zu Theil geworden, einen zweiten Fund ähnlicher Natur, von Pygmäen ebenfalls aus der neolithischen Zeit, zu machen, welche in einer Höhle, die zwischen den beiden vorhin erwähnten Stationen dem Kesslerloch und dem Schweizersbild ist, aufgefunden wurden. Es hat nämlich im Jahre 1874, in demselben Jahre, in welchem das Kesslerloch ausgebeutet wurde, der leider seither verstorbene Herr Dr. Franz von Mandach sen. eine Höhle ausgegraben, welche in der Nähe von Herblingen bei dem sogenannten Dachsenbüel liegt. Er hat in jener Höhle eine Anzahl Gegenstände gefunden, von Menschenhand bearbeitete Knochen, geschlagene Feuersteinwerkzeuge, ein Bruchstück eines rohen, unglasirten, ohne Drehscheibe hergestellten, urnenförmigen Thongefässes, sowie Abfälle von Mahlzeiten, Knochen und Zähne vom Edelhirsch, Wildschwein, Alpenhasen u. s. w. Der hervorragendste Fund war aber ein Grab, von einer trocken gemauerten Steinkiste umgeben, welches er in seiner Publication „Bericht über eine im April 1874 im Dachsenbüel bei Herblingen untersuchte Grabhöhle, Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Band XVIII, p. 165“ sorgfältig abbildete; in demselben befanden sich zwei menschliche Skelete in beinahe vollständig ausgestreckter Lage. Herr Dr. von Mandach, ein wissenschaftlich hochgebildeter und ausserordentlich gewissenhafter Mann, gab die genauen Maasse dieser Steinkiste an; das innere Maass derselben, die Lichtung, betrug 1,5 m Länge auf 0,4 m Breite. Die Skelete sind in der Stellung abgebildet, wie sie gefunden wurden; leider aber von ihm ungenügend untersucht und beschrieben worden.

Nachdem Kollmann die Pygmäen beim Schweizersbild festgestellt hatte, erinnerte ich mich sofort an diese in der Grabhöhle beim Dachsenbüel zum Vorschein gekommenen Skelete, und vermuthete, dass in einer so kleinen Steinkiste nicht Menschen der grossen Rasse Raum haben konnten, umsomehr als Mandach in seinem Bericht von ausgewachsenen Menschen der gegenwärtig lebenden Rasse spricht. Ich theilte damals meine Vermuthung, es möchten diese Skeletreste auch von Pygmäen herrühren, sofort dem Letzteren mit, und bat ihn, mir dieselben zu zeigen. Leider erinnerte er sich auf die mehrfach an ihn von mir gestellten Anfragen, wegen seines vorgerückten Alters, nicht mehr, wohin sie gekommen seien; er wollte sie sogar weggegeben haben. Es war derselbe lange Jahre Vorstand und bis an sein Ende Mitglied des Vereines zum Unterhalt des naturhistorischen Museums der Stadt Schaffhausen, um welches Institut er durch seine mannigfachen Schenkungen sich grosse Verdienste erworben hat. Nach seinem Tode im letzten Frühjahre untersuchte ich in Begleitung seines Sohnes im Museum von Schaffhausen die sämmtlichen Schränke und Kisten, und fand in der letzten Schublade, die ich öffnete, die gesuchten Skeletreste sorgfältig aufbewahrt und erhalten. Zwei mit 25jährigem Staub bedeckte, von der Hand des Verstorbenen geschriebene Etiquetten lautend: „Skeletreste aus der Grabhöhle zum Dachsenbüel, ausgegraben im April 1874 von Dr. Franz von Mandach“ liessen keinen Zweifel aufkommen, dass hier die von mir schon längst gewünschten und gesuchten menschlichen Reste vor uns lagen. Die vorhandenen Knochen, namentlich die Röhrenknochen, sind noch ganz gut erhalten. Die damals sofort vorgenommene Vergleichung mit den Röhrenknochen des Skeletes Nr. 14 vom Schweizersbild zeigte eine auffallende Uebereinstimmung im Bau und in der Länge derselben.

Herr Professor Dr. Kollmann hat das Skelet Nr. 14 als ein Pygmäenskelet bezeichnet, dessen Inhaber eine Höhe von circa 1500 mm besass; der femur hat eine Länge von 393 mm. Ein solcher aus der Steinkiste vom Dachsenbüel hat eine Länge von 385 mm, was einer noch ziemlich geringeren Körperhöhe entspricht. Es sind aber nicht nur von einem pygmäenhaften Individuum, sondern von mindestens zwei Pygmäen hier Knochenreste vorhanden. Dass man es in diesem Falle gleich wie bei dem Schweizersbild mit ausgewachsenen Menschen zu thun hat, geht aus der völligen Verknöcherung der Epiphysen zur Evidenz hervor. Um die Oberschenkel der neu aufgefundenen Pygmäen mit einem femur der grossen Rasse vergleichen zu können, ist mir zur Demonstration in Ihrer Versammlung ein solcher von der Anatomie in Zürich gütigst überlassen worden. Es genügt, die beiden Oberschenkel in verschiedenen Stellungen neben einander zu halten, um auf den ersten Blick ganz bedeutende Unterschiede in der Länge und im Bau derselben erkennen zu können.

Die genauere Untersuchung der Skeletreste der Grabhöhle vom Dachsenbüel haben in zuvorkommendster Weise hervorragende Fachleute übernommen. Die Resultate derselben werden demnächst mit meinem einlässlicheren Fundbericht in den Denkschriften der schweiz. nat. Ges. veröffentlicht werden.

Herr **R. Virchow** bespricht eingegangene

Vorlagen.

Es hat vielleicht ein besonderes Interesse, darauf aufmerksam zu machen, dass drei von den für die Gesellschaft eingegangenen Geschenken, die sich auf

die Steinzeit

beziehen, sich zum Theil unmittelbar anschliessen an hier früher erörterte Punkte. Einige gehen etwas weiter nach Norden hin.

Was das erste betrifft, so sind wir ausserordentlich dankbar dafür, dass Herr Leiner aus Constanz einen Führer auf diesem Gebiete uns gegeben hat, die kleine Schrift „Vom Pfahlbautenwesen am Bodensee und seiner Vorzeit". Viele von Ihnen werden diese Gelegenheit vielleicht wahrnehmen, — ich kann das nur unterstützen, wenn Jemand Neigung dazu hat — selbst nach Constanz zu gehen und die dortige ganz wundervolle Sammlung anzusehen.

Das zweite Geschenk, die Festschrift der Münchener anthropologischen Gesellschaft betrifft Gebiete, welche vorzugsweise dieser älteren Periode angehören und zwar bayerische.

Endlich die Abhandlung von Dr. Beltz in Schwerin über „die steinzeitlichen Fundstellen im Meklenburg" ist insofern von besonderem Interesse, als Meklenburg derjenige deutsche Landestheil ist, in dem durch die sorgfältigen Untersuchungen des verstorbenen Lisch zuerst die Kenntniss der deutschen Steinzeit begründet worden ist. Die neueren Untersuchungen haben allerdings dargethan, dass diese Steinzeit nicht so alt ist, wie man sie lange geschätzt hat; sie geht in der Hauptsache nicht in die frühesten Perioden hinein, und wenn man auch hie und da „Geräthe der Steinzeit" findet, so erweisen sie sich doch meist als solche, die wir nach dem heutigen Schematismus der Zeit der geschliffenen Steine, also der neolithischen zurechnen. —

Ich habe ferner ein paar Mittheilungen zu machen, welche durch einen liebenswürdigen Freund mir zugegangen sind und ein Gebiet betreffen, das, wie ich hoffe, Sie sehr interessiren wird. Es ist ein Brief von Marchesetti in Triest. Die älteren Mitglieder dieser Gesellschaft werden sich erinnern, dass er ein sehr fleissiger Mann und ein alter Freund von uns ist; früher war er öfters auf unseren Congressen anwesend und hat uns Vieles gezeigt. Er ist in den letzten Jahren über ein grosses Forschungsgebiet hingegangen, hat aber immer wieder seine ältesten Fundstellen aufgesucht. So berichtet er auch jetzt in einem Briefe vom 4. ds. Mts., dass er eben wieder zurückgekehrt ist von Santa Lucia. Ich habe schon einmal berichtet, dass ich ihn dort besucht habe bei Ausgrabungen am Isonzo. Daselbst liegt ein grosses Grabfeld, das ihm schon seit Jahren die reichsten Funde geliefert hat, die wesentlich übereinstimmen mit norditalienischen, zum Theil mit den Bolognafunden. Es ist ihm jetzt gelungen, 368 neue Gräber zu untersuchen, und zwar hat er einen ziemlich alten Abschnitt der Nekropole aufgefunden, wo namentlich zahlreiche einfache Bogen- und Spiralfibeln beigelegt waren. Ich theile das mit, weil er zugleich ein besonders werthvolles Stück ausgegraben hat, das eine hervorragende Stellung einnimmt: eine Situla mit Fuss und Deckel, eine mit Thierfiguren geschmückte Arbeit. Die Darstellung zeigt eine sehr naturalistische Auffassung. Es ist ein wirkliches Kunstwerk, wie man deren nur in den Museen von Bologna in etwas grösserer Zahl trifft; Santa Lucia wird wahrscheinlich auf lange Zeit hinaus neben einigen anderen Fundstellen in Steiermark, Kärnthen und Krain eine hervorragende Stellung in dieser älteren Prähistorie einnehmen. Es handelt sich um ein Gebiet, welches nach den alten Schriftstellern zu Noricum gehörte, und dieses ist, wie Sie wissen, diejenige Abtheilung, wie wir zuweilen sagen, des deutschen Erzgebirges, in welcher die ältesten Werkstätten für Kupferbergbau und Eisenfabrikation gefunden sind, wo aber nebenbei die Bronze in ihren schönsten Formen vertreten ist. Wir sprachen dieser Tage von Paulus Diaconus und Cividale; das war der Winkel, in dem sich die Langobarden nach ihrem Einbruch in Oberitalien festsetzten. Aber das geschah lange, nachdem die Grabfelder von Santa Lucia und der Nachbarschaft entstanden waren. Denn sie gehören einer Zeit an, die mindestens 10—12 Jahrhunderte älter ist, als der langobardische Einbruch in Friaul. Sie liegen auf dem Randgebirge, das sich südlich gegen die italienische Ebene herabsenkt, nördlich den Uebergang gegen das alte Noricum bildet. Für uns ist diese Stelle von ganz hervorragendem Interesse, weil sie offenbar der Durchgangspunkt gewesen ist, durch welchen die damals schon ziemlich entwickelte Bronzecultur von Mittel- und Norditalien mit der deutschen Cultur in nähere Beziehung getreten ist, wie sich das in der Hallstattzeit mehrmal wiederholt hat. Ich persönlich habe mich sehr für diese Frage interessirt, weil wir bei uns im Norden zuweilen Funde machen, welche mit den Funden dieser norditalienischen und norischen Gegenden übereinstimmen, so sehr, dass einzelne derselben mit Stücken, die in Bologna gemacht sind, identisch erscheinen. —

Herr **R. Virchow:**

Ueber den Ursprung der Bronzecultur und über die armenische Expedition.

Was mich im Augenblicke eigentlich veranlasste, hierher zu treten, ist eine Untersuchung, die sehr weit ausgreift und die mich schon seit Jahren beschäftigt hat; sie betrifft die Frage nach dem Ursprung der Bronzecultur überhaupt. Ich will darauf jedoch nicht weiter eingehen, sondern nur hervorheben, dass die älteren Schriftsteller, und zwar nicht bloss Sammelschriftsteller, sondern auch Poeten und Historiker immer darauf zurückkamen, den Ursprung der Bronzefabrikation zurückzuführen auf jenes östliche Gebiet, welches das schwarze Meer umsäumt. Dasselbe hat seine poetische Ausgestaltung in der berühmten Sage vom Argonautenzug gefunden; dieser war ja immer gedacht als gegen die äusserste Ecke des schwarzen Meeres gerichtet. Hier strömt der alte Phasis herab neben dem Südwestabhang des grossen Kaukasus; hier liegt die Stadt der Medea, Kutaïs, der Mittelpunkt der Argonautensage, wo sich die Handlung zur tragischen Katastrophe zusammenzog. Daran knüpften die Alten ihre Erzählungen von dem Gold- und Bronzereichthum der Bewohner. Bis in unsere Tage hat diese Tradition sich erhalten, nirgends mit so starker Betonung und solcher Energie wie in der Pariser Schule. Diese nimmt noch heute an, dass dieser Winkel für die gesammte Metalltechnik der Ausgangspunkt gewesen sei. Es stimmt damit überein, dass an dieser Stelle allerlei Völker genannt werden aus ältester Zeit, die gewissermaassen als Metallvölker bezeichnet werden können. Unter ihnen wird sehr frühzeitig ein Volk genannt, mehr cursorisch, wie die älteren Schriftsteller zu verfahren pflegten; das waren die Chaldäer. Ihre Sitze wurden an die Küsten des Schwarzen Meeres gesetzt, später vorzugsweise in den Abschnitt des Taurus, der sich gegen Kleinasien hin erstreckt. Dass hier grosse Metallreichthümer waren, wissen wir aus den Ueberlieferungen der Bibel, wo die Völker, welche an dem Querriegel von Kolchis sassen, als die handeltreibenden bezeichnet werden, von denen Metallwaaren bis nach Syrien und Palästina gebracht wurden. Der Weg ist allerdings ziemlich weitläufig, aber doch noch heute gangbar. So ist es gekommen, dass das Land des Chaldäer als die Geburtsstätte der Bronzecultur angesehen wurde, und dass man an-

knüpfend daran auch die Menschen, welche zuerst an dieser Stelle genannt wurden, als die eigentlichen Urheber der feineren Cultur der Menschheit angesehen hat. So ist es geschehen, dass späterhin die wissenschaftliche Formel von der kaukasischen Rasse, wie schon Blumenbach es gethan hat, aufgestellt und diese „Rasse" zugleich als Trägerin der Bronzecultur gepriesen wurde. Darüber liesse sich sehr viel sagen.

Nun ist es glücklicher Weise möglich gewesen, im Laufe dieser letzten, ich kann wohl sagen, Decennien die Hauptgebiete dieser Gegenden immer genauer zu erforschen; dabei hat sich herausgestellt, dass es nicht richtig ist, ganz einfach vom Kaukasus zu sprechen, denn dieser stellt ein vielfach gegliedertes Gebirge dar, dessen einzelne Abschnitte nicht bloss genetisch, sondern auch in ihrer geschichtlichen und culturgeschichtlichen Entwickelung durchaus verschieden gewesen sind und gewesen sein müssen. In dieser Beziehung will ich nur Einiges hervorheben: — ich habe übrigens früher schon ein paar Mal in dieser Gesellschaft darüber gesprochen, aber Sie werden vielleicht verzeihen, wenn ich etwas, für Einzelne von Ihnen schon Bekanntes wiederhole. Der eigentliche Kaukasus ist die grosse von Westen nach Osten ziehende Kette, die im Westen bis hart an das schwarze Meer geht, an gewissen Stellen so hart, dass kein Weg mehr übrig bleibt; von da zieht sie weiter, um sehr bald ihre höchste Höhe zu erreichen, welche die des Montblanc übersteigt. Weiterhin folgt der Hauptübergang, der schon seit alter Zeit die Verbindung zwischen Süden und Norden gebildet hat; er liegt in der Nähe des Kasbek. Dann folgt das Dagestan, ein Theil des Gebirgslandes, der in neuerer Zeit durch die Raub- und Kriegszüge des Schamyl eine grosse Berühmtheit erlangt hatte. Schliesslich geht das Gebirge hart an das Kaspische Meer heran, wie auf der anderen Seite an das Schwarze Meer, aber doch so, dass hier ein schmales Vorland übrig bleibt, welches wiederholt seit den ältesten Zeiten durch Querbefestigungen geschützt wurde. Das ist die Porta Caspia, während auf der westlichen Seite, soviel ich ersehen kann, überhaupt keine zusammenhängende Strasse am Schwarzen Meere existirt hat, eben weil das Gebirge direct in das Meere abfällt. Der Hauptübergang über den Kaukasus war eben weiter gegen Osten hin, wo unser alter Landsmann Beyern reiche Grabfunde gemacht hat.

Jenseits des Kaukasus, längs des Südfusses desselben, zieht zunächst eine ebenso lange Thalsenkung von einem Meer zum anderen, die in den einzelnen Abschnitten sehr verschieden tief ist. Der Querriegel, der vom eigentlichen Kaukasus zum Antikaukasus herübergeht und das Kolchische Thal östlich abgrenzt, führt heute noch den Namen „Mesgisches Gebirge", eine Bezeichnung, die sich schon in der Bibel vorfindet. Das ist der Punkt, von dem vorzugsweise der alte Handel ausgegangen sein soll. Hier, hat man in neuerer Zeit vielfach angenommen, müsse auch das Erz vorhanden sein, aus dem Bronze u. s. w. gemacht worden ist. Das hat sich jedoch nicht bestätigt. Im eigentlichen Kaukasus gibt es hie und da eine kleine Mine; vorzugsweise wird Kupfer an einzelnen Stellen gefunden, aber in keinem irgendwie nennenswerthen Quantum, weder leicht zugänglich, noch reichlich. Es ist auch, so weit ich ersehen kann, nichts vorhanden, woraus man schliessen könnte, dass auf der Nordseite des Gebirges eine sehr alte Bronzecultur selbständig entstanden wäre. Anders liegt es auf der südlichen Seite, wo wir das Land nach dem Vorgange der Russen jetzt kurzweg Transkaukasien nennen. Hier auf dem transkaukasischen Gebiete existiren, wie zuerst Beyern nachgewiesen hat, alte Grabfelder, grosse Grabfelder, sehr reich besetzt, und hier gibt es auch reiche Erzlager, vorzugsweise Kupfer. Einen Theil dieser Kupferwerke hatte mein verstorbener Freund Werner Siemens erworben. Sie liegen in der Gegend von Kedabeg, wo jetzt grosse Mengen von reinstem Kupfer correcter Weise auf elektrolytischem Wege gewonnen werden. Der ganze Höhenzug ist voll von Grabhügeln. Wir haben eigentlich keinen bequemen Namen für dieses Hochland. Im Grossen und Ganzen entspricht es dem Begriffe des hocharmenischen Plateaus, und ich habe daher gewöhnlich diesen Namen vorgezogen, da er auch aus anderen Gründen sich besser qualificirt, um den Gegensatz der heutigen Erfahrungen gegen die älteren Hypothesen klar zu machen. Die älteren Vorstellungen haben sich nämlich immer zusammengezogen auf irgend eine Theorie, bei der schliesslich Chaldäer in den Vordergrund kamen. Es hat sich aber, nachdem durch englische Forschungen in Assyrien die Verhältnisse des Landes genauer bekannt wurden und unsere eigenen Forscher sich der Sache annahmen, herausgestellt, dass es zwei verschiedene Arten von Chaldäern gegeben hat, welche schon die alten Schriftsteller miteinander verwechselt haben. So ist eine unendliche Confusion entstanden, die bis in die neuere Zeit nicht hat weichen wollen. Chaldäer wird der grosse Strom der Bevölkerung genannt, der aus Babylon hervorgegangen ist; diese sassen im Süden des Stromlandes bis an das Ufer des persischen Meerbusens. Dagegen die Chaldäer der classischen Schriftsteller — und diese kommen hauptsächlich für diese Vorfragen in Betracht — sassen an der Nordostecke des schwarzen Meeres, wo noch heute reiche Lagerstellen von Metallen vorhanden sind und wo stets eine grosse Gewerbthätigkeit herrschte. Die Grenze zwischen babylonischen und pontischen Chaldäern, oder, wie wir mit unseren Reisenden sagen können, zwischen Chaldäern und Chald (Chaldi), war aber, so lange man sich an die classischen Schriftsteller hielt, ganz unerfindlich; ich will auf mein eigenes Urtheil nicht zuviel geben, aber ich kenne auch keinen anderen, der angeben konnte, von welchen Chaldäern der eine oder der andere der alten Schriftsteller sprach. Erst durch die Untersuchungen, die ich selbst veranstalten liess, zuerst durch Beyern und später auf den Besitzungen von Siemens durch einen jungen Chemiker von seltener Begabung, Herrn Dr. Belck, der damals die Kupferarbeiten in Kedabeg leitete, kam für mich die Frage mehr und mehr in den Vordergrund: wie weit erstreckt sich das Gebiet der Bronze- und Kupferfunde, welches von Transkaukasien ausgeht? Dieses Gebiet ist sehr bald erweitert worden, indem einer der ausgezeichnetsten Untersucher, der französische Gräberforscher de Morgan — der neuerlich mehrere Jahre hindurch in Aegypten die Leitung der französischen Ausgrabungen hatte und jetzt in Persien der Generaltyrann sämmtlicher prähistorischer Dinge ist — den westlichen Theil des hocharmenischen Plateaus durchsucht hat. Meine Gräberfelder lagen mehr im östlichen Theile. Hier ist es neuerlich gelungen, einen neuen Helfer zu finden, einen deutschen Lehrer, Herrn Rösler, der in der Hauptstadt dieses östlichsten Gebietes, in Schuscha lebt und seit mehreren Jahren auch von der russischen Regierung als der eigentliche Schulgräber dieses Gebietes anerkannt worden ist. Dieser ausgezeichnete und äusserst correcte Untersucher nimmt jedes Jahr einen neuen Theil des fraglichen Gebietes in Angriff.

Das ganze Gebiet wird durch den grossen Nebenfluss der Kura, den Araxes bewässert. Die Forschungen von Rösler sind den Araxes herunter und ein paar Mal über den Araxes hinüber geführt worden. Meine ersten Gräberforschungen auf diesem Gebiete wurden geleitet von dem schon erwähnten, sehr verdienten Landsmanne, der seitdem gestorben ist, dem alten Beyern in Tiflis. Er arbeitete im Thale der Akstapha, eines Seitenflusses der Kura, der von dem armenischen Plateau über den Nordabhang des Gebirges herabsteigt, längs der russischen Militärstrasse, die auf beiden Seiten mit Grabfeldern besetzt ist. Da gibt es unendlich viel zu finden, und die Archäologie dieses Gebietes hat sich allmählich recht vollständig herstellen lassen. Darüber habe ich schon ein paar Mal auf unseren Generalversammlungen gesprochen. Nun stellte sich dabei eine Sonderbarkeit heraus: obwohl auch hier vorzugsweise Bronze und Eisen neben einander gefunden werden, man also die chronologische Stellung dieser Gräber ungefähr mit derjenigen parallelisiren kann, die bei uns die Hallstattzeit, sei es die frühere, sei es die spätere, repräsentirt, so zeigt doch, was sehr merkwürdig ist, die archäologische Beschaffenheit dieser Funde gar keine Aehnlichkeit mit den Funden, die man ein kleines Stück weiter südlich im eigentlichen Assyrien gemacht hat. Es lag gewiss sehr nahe, zu vermuthen, dass, wenn alte Gräber auf dieser Hochebene gefunden wurden, sie sich mit den Funden im weiteren Gebiete von Mesopotamien und Assyrien in Verbindung bringen lassen würden und dass entweder die assyrische Cultur die kaukasische oder umgekehrt die kaukasische die assyrische beeinflusst habe. Das war das Problem, was meine Forscher zu lösen hatten.

Es hat sich nun gezeigt, dass gar kein Zusammenhang zwischen beiden Culturen da ist. Das nördliche Gebiet ist ganz abgesondert von dem südlichen. So war es in erster Linie sehr auffällig, dass das am leichtesten bemerkbare Element, nämlich die assyrischen Hieroglyphen, gegen Norden hin an einer bestimmten Grenze aufhört, während Felswände, Stelen und Steinmonumente reiche Inschriften trugen, wenn man von der armenischen Hochebene nach Süden hinabsteigt. Dr. Belck, der schon früher von Kedabeg aus einen Streifzug den Araxes abwärts gemacht hatte, brachte zuerst grössere Abklatsche solcher Inschriften mit. Eine von ihm in Gemeinschaft mit Dr. C. F. Lehmann angestellte Entzifferung derselben lehrte, dass diese Hieroglyphen eine Sprache sprechen, die vom Assyrischen gänzlich verschieden ist, obwohl die Hieroglyphen assyrische sind. Es ist also eine fremde Sprache in assyrischer Schrift geschrieben. Das ist gerade so, wie wenn wir Hebräisch mit deutschen Buchstaben schrieben. Welche Sprache das aber war, ist bis heute zweifelhaft geblieben.

Ich habe die grosse Genugthuung, dass nach langjähriger Vorbereitung endlich eine Expedition zu Stande gekommen ist, um an Ort und Stelle die Verhältnisse genauer zu studiren und die früheren Versuche zur Lösung der Hieroglyphen zu controliren. Es ist gelungen, mit Unterstützung Seiner Majestät des Kaisers, aus Ersparnissen der Rudolf Virchow-Stiftung und aus freiwilligen Beiträgen die erforderlichen Mittel zusammenzubringen, um zwei Reisenden einen längeren Aufenthalt in dem recht umfangreichen und schwierigen Gebiet dieser hieroglyphischen Inschriften zu ermöglichen. Die Herren Belck und Lehmann, die seit länger als einem Jahre auf dieser Reise gewesen sind, beides ausgezeichnete und sehr feine Beobachter und vortrefflich vorbereitet, sind nicht weiter in der Erforschung der Hieroglyphen gekommen, als dass sie glauben, abgesehen von den Eigennamen, meist Königs- und Landesnamen, vielleicht hundert Worte aus dieser Schrift deuten zu können, aber sie sind nicht ganz sicher, ob diese Deutungen überall zutreffen. Sicherlich ist es eine von der assyrischen verschiedene Sprache. Wenn Sie nun erwägen, dass das ganze Gebiet, das hier in Frage kommt — das ganze assyrische, das anstossende arabische und syrische Gebiet — von Bevölkerungen mit semitischer Sprache bewohnt ist, so müssen Sie anerkennen, dass es sehr sonderbar ist, wenn man hier auf einmal ganz hart daneben ohne Uebergang auf eine Sprache stösst, die nicht semitisch ist, die aber, da sie keine selbständigen Schriftzeichen hatte, bei der assyrischen Schrift zu Gaste gehen musste.

Nun haben die alten Assyrer die Gewohnheit gehabt, die auch durch diese Bevölkerung getheilt wurde, überall, wo es möglich war, sei es an natürlichen Felswänden, sei es an aufgerichteten grossen Steinen (Stelen), Inschriften anzubringen, dasselbe, was auch die Aegypter thaten und bis nach Syrien gebracht haben. So finden sich auf einer ganzen Reihe der höchsten Rücken, häufig auf dem eigentlichen Grat und den Pässen des Gebirges, solche Inschriften, zum Theil ganz grosse. Das ist lange Zeit hindurch fortgesetzt worden und es finden sich in dem gleichen Gebiete bald assyrische, bald nicht assyrische Inschriften. Eine der grössten assyrischen dieser Gegend rührt von Tiglath-Pileser, dem grossen assyrischen König her. Aber das Interessante ist das, dass eine Mehrzahl dieser Inschriften zugleich Grenzbezeichnungen enthält und dass sich auf diese Weise die historische Geographie der alten Reiche reconstruiren lässt. Nicht wenige der mit Inschriften bedeckten hohen Gebirgskämme liegen zwischen den in diesem Gebirge häufigen grossen, meerartigen Seen, die etwa mit dem Bodensee vergleichbar sind, wie der Göktschai und der Wansee. Es ist in diesem Gebirge sehr kalt, es schneit häufig und doch stösst man oben auf der Höhe zuweilen plötzlich an eine grosse Stele, auf der ein langer Spruch eingehauen ist.

Nun ist mein sehr fähiger und erfolgreicher Freund Dr. Belck — ich werde länger dabei verweilen, weil ein solches Erlebniss Deutschen nicht oft passirt — endlich so glücklich gewesen, eine solche Stele zu entdecken, welche zweisprachig ist. Das grosse Problem, welches man viele Jahre in Aegypten gesucht hat, zweisprachige Inschriften zu finden, z. B. in ägyptischen Hieroglyphen und in griechischer Schrift, ist endlich auch hier gelöst, nur dass hier eine viel grössere Schwierigkeit zu lösen ist, weil die nicht assyrische Sprache nicht genügend bekannt ist. Es war leicht, eine griechische Inschrift zu lesen, da man griechische Worte kannte, aber hier liest man etwas in assyrischer Schrift, was unsere Reisenden chaldisch nennen. Das ist nicht zu verwechseln mit chaldäisch; chaldisch bedeutet in dieser Gebrauchsweise ein besonderes Reich und, wie ich gleich hinzufügen darf, auch einen besonderen Stamm, also eine besondere Cultur. Unter dem 10. Juli hat mir Dr. Belck aus Van geschrieben, dass er nun eine Bilingue sicher constatirt hat.

„Wir haben endlich, endlich eine chaldisch-assyrische bilingue. Ein eingehendes Studium der Stelen-Inschrift von Topsauâ — dasselbe liegt ziemlich weit südlich in der Nähe des mittleren Tigris — hat mir als unbezweifelbares Endresultat

ergeben, dass es sich hier üm eine bilingue handelt. Die Erkenntniss dieser Thatsache war um so schwieriger, als die Namen der Länder und Städte im assyrischen Text durchaus verschieden sind von denen im chaldischen Text."

Es ist das ungefähr derselbe Zustand, in dem wir uns bei unseren Freunden in Ungarn befinden, wo wir allerlei Städtenamen hören, die wir früher nie gehört haben und die wir vergeblich auf unseren Karten suchen. So war es hier auch, die Städte hatten alle keine bekannten Namen. Und doch konnte man endlich etwas weiter kommen. Dr. Belck sagt:

„Die erwähnte Discrepanz der Eigennamen erklärt sich einfach daraus, dass im assyrischen Text die bei den Assyrern, im chaldischen die bei den Chaldern gebräuchlichen Localbenennungen dieser chaldisch-assyrischen Grenzgebiete gebraucht wurden. Wesentlich hierbei ist, dass die verschiedenartigen Eigennamen für eine und dieselbe Localität sich genau an den correspondirenden Stellen der beiden Texte vorfinden, wie z. B. die Städtenamen Mutsasir und Ardinis, über deren Identität schon vorher nicht der geringste Zweifel mehr bei uns obwaltete."

Nun kommt eine Stelle, die Sie vielleicht noch mehr interessiren wird, weil sie an unsere älteste biblische Erinnerung anknüpft:

„Abgesehen von der reichen philologischen Ausbeute, die diese Entdeckung zur Folge haben wird, hat sich auch sogleich ein historisch wie geographisch sehr wichtiges und interessantes Resultat ergeben: die chaldische Grenzprovinz, welche bei den Assyrern „Urartu" heisst, nach der sie das ganze grosse Reich Biaina-Chaldia mit dem Namen Urartu belegt haben, dieser Gau hiess bei den Chaldern „Lulu".

Dieser Gau war also ein Stück von dem grösseren Reich, das ich kurz definiren will. Das Land Urartu hat einst zweifelsohne bis in die Nähe des Schwarzen Meeres gereicht. Wenn Sie sich die Gegend von Trapezunt denken, so würde das ungefähr dem Ausgangspunkte gegen das Meer hin entsprechen. Von da erstreckte sich das chaldische Land in das Gebirge bis in die Gegend der grossen Binnenmeere und erreichte gegen Süden das Quellgebiet des Tigris. Das alte chaldische Reich erstreckte sich also bis ziemlich weit abwärts in die Gegend, wo in neuerer Zeit die Ausgrabungen von Layard stattgefunden haben, die bekanntlich die Grundlage für die Specialerforschung Assyriens gebildet haben. Dieses grosse Gebiet hiess Urartu. An seinem Südende lagen Ninive (Mosul), und wo die grosse Schlacht stattfand, in der die Herrscher von Ost und West aufeinander prallten, Arbela, wo Darius von Alexander geschlagen wurde. Ganz in der Nähe ist auch das Schlachtfeld von Nisib, das seiner Zeit Moltke berühmt gemacht hat, als der Krieg zwischen den Aegyptern und den Türken ausgebrochen war.

Von Xenophon wissen Sie Alle, dass er bis in die Gegend des heutigen Bagdad gelangt war. Es war der berühmte Zug der 10000. Auf ihrer Anabasis sind die Griechen den Tigris aufwärts gegangen bis zum Schwarzen Meer, bei dessen Anblick sie *θάλασσα, θάλασσα* riefen. Die Stellen, wo das Heer den Tigris überschritt, haben unsere Reisenden mit mathematischer Genauigkeit feststellen können; die Beschreibung Xenophons ist so genau, dass sie den Weg Schritt für Schritt haben nachweisen können. Sie fanden, dass der Zug nicht auf dem gewöhnlichen, sehr weit westlich gelegenen Wege stattgefunden hat, sondern direct nördlich in der Richtung gegen Trapezunt.

In diesem ganzen Gebiete zeigten sich aber unseren Reisenden sonderbare Einrichtungen, wie sie sich vorzugsweise auf chaldischem Gebiete finden. Die Chalder waren grosse Ingenieure. Wer gestern mit uns im Vorarlberg war, kann sich ein Bild von den Einrichtungen der Chalder im Gebirge machen. Sie machten freilich keine elektrischen Anlagen, aber grosse Canalanlagen, nicht bloss oberflächliche, sondern ganz tiefe, unterirdische. Es liegen dort noch heutzutage grosse Mühlen, Turbinen, in der Tiefe der Felsen, sie erstrecken sich bis gegen Ninive hin. Die Felsen sind durchsetzt mit Wohnzimmern oder endlosen Höhlen, wenn Sie wollen, nach der Schätzung von Belck an einzelnen Stellen bis zu 5000 solcher Aushöhlungen — ein Verhältniss, wofür wir ein einziges Beispiel in der Welt haben: das von Arizona und den Nachbargegenden von Amerika in den grossen Cañons, wo die Prähistoriker in ähnlicher Weise grosse, mächtige Anlagen hergestellt haben. So war das Land Urartu.

Was nun Herr Belck ganz besonders interessirt hat, war Folgendes: Ich will dabei bemerken, dass dieser Mann von jeher ein Unicum oder ein Unicus war. Als er auf der Universität war, studirte er Chemie; Da passirte es einen schönen Tages, dass, als der Dekan der theologischen Facultät in feierlicher Sitzung einer Arbeit den Preis zugesprochen hatte und er das verschlossene Couvert mit dem Motto öffnete, er darin geschrieben fand: stud. chem. Belck. Darüber grosses Entsetzen in der theologischen Facultät; Niemand hatte daran gedacht, dass ein Chemiker eine theologische Preisaufgabe lösen könne. Herr Belck interessirt sich aber noch heute für solche Dinge. Er hat mir mitgetheilt, dass in der Niederung, wo das Hochland gegen die Tigrisebene abfällt, eine Stelle ist, auf der man, wenn man sich umsieht, immer einen Berg sieht, der den Namen Nisir hat. Dieser Name kommt aber schon in alten assyrischen Berichten als der eines Berges im Lande „Lulu" vor. Daher sagt Dr. Belck, müssen wir feststellen, wo eigentlich der Berg Nisir ist. Auf ihm sollte nach der Sündfluth die Arche Noah gestrandet sein. In späterer Zeit hat man geglaubt, der Ort der Strandung sei am Ararat gewesen, aber die nicht mehr ortskundigen Priester haben das Land Urartu mit dem Berge Ararat verwechselt. So ist die Sage entstanden, dass Noah am Ararat ausgestiegen sei, um seine Weinpflanzungen anzulegen. Dr. Belck behauptet, wie mir scheint, mit Recht, es sei nicht am Ararat gewesen. Der in der assyrischen Urkunde erwähnte Berg Nisir liegt weit davon im Süden, und den erachtet Belck als den eigentlichen Retter der Menschheit; er glaubt, eine Untersuchung würde sich in verhältnissmässig kurzer Zeit ausführen lassen. —

Ich will mich auf diese Punkte beschränken und nur hinzufügen, dass sich dabei ein historisches Verständniss für das chaldische Reich während etwa 3—4 Jahrhunderten ergeben hat. Mit dieser Rechnung gelangt man in das 7. oder 8. Jahrhundert v. Chr.

In der letzten Zeit der Reise ist dann noch eine Besonderheit hinzugekommen, die ich noch berichten muss. Die eigentlichen Ausgrabungen, welche die Reisenden vornahmen, basirten vorzugsweise darauf, dass in der Nähe des Wansees auf einem sehr hohen Felsen eine alte Citadelle liegt, die heute den Namen „Toprakkale" trägt. Sie gehört unmittelbar zu der Hauptstadt Van und ist offenbar uralt. Ein Canal trägt im Munde der Eingeborenen noch einen Namen, der auf die Königin Semiramis bezogen wird: Schemiramsu. Semiramis wird die Königin genannt, welche die hängenden Gärten anlegte. Zum Gartenbau gehört aber

in dieser öden und trockenen Gegend eine reiche Bewässerung. Diese geschah, wie Dr. Belck nachgewiesen hat, durch ein grosses System von Canälen, welche längs des ganzen Gebirges fortgeleitet wurden und bis nach Van führten, wo die höchsten Theile des Felsens noch von diesen Canälen erreicht wurden. Auf diese Weise war es möglich, nicht nur den Berg, sondern auch die Niederung zu bewässern. Heute noch ist diese Bewässerung möglich und wird noch benutzt.

Auf der Felshöhe, bei der Citadelle von Toprakkale hat Dr. Belck in den letzten Tagen noch seine Aufmerksamkeit auf einen grossen Tumulus gerichtet, mit dem man sich früher nie beschäftigt hatte und der neben vielen anderen kleineren stehen geblieben war. Es hat sich herausgestellt, dass es in der That ein Culturhügel war; Dr. Belck ist nicht auf den allerletzten Grund gekommen, aber doch in eine sehr grosse Tiefe. Hier wurde keine Spur von Metall mehr gefunden, dagegen sehr viele Obsidianmesser u. s. w. Er schreibt:

„In Schamiramalti kommen viele Skelette zum Vorschein, Hunderte und aber Hunderte von Obsidianmessern u. s. w., Tausende von Bruchstücken neben zum Theil sehr schönen, andererseits aber auch vielen sehr rohen Töpferarbeiten. Von Knochenartefacten sind gut und gern bereits an 200 Stück gefunden. Keine Spur von Metall! Wir sind jetzt bereits 3 m unter dem Niveau der Ebene, in welcher Tiefe ein Knochenartefact, der Form nach der Fuss eines Zweihufers, schön verziert, gefunden wurde. Die oberste Schicht des Hügels dürfte allermindestens ein Alter von 4000 Jahren repräsentiren. Wie viele Tausende von Jahren die Ebene — bei Abwesenheit irgend welcher Flussläufe — braucht, ihr Niveau um 3 m zu erhöhen, dafür fehlt mir vorläufig jeder Anhalt."

Die Funde sind bis jetzt noch nicht angekommen, ich werde möglicher Weise nächstes Jahr mehr darüber sagen können. Ich bitte vorläufig fürlieb zu nehmen, aber eine gewisse Anerkennung einer Untersuchung zu zollen, die, wie ich betone, in der Hauptsache aus Privatmitteln bestritten wurde. Ich habe einige Male einen Aufruf zu Beiträgen an Forschungsfreunde, Männer und Frauen, erlassen, und es ist in Folge davon so viel Geld zusammengekommen, dass wir bis zuletzt in der Lage gewesen sind, die Expedition aufrecht zu erhalten, obwohl sie ein paar Mal nahe daran war, an Geldmangel zu scheitern. Die Reisenden werden bald zurückkommen, und ich werde dann mit Freuden bereit sein, etwas mehr zu berichten. Einen vorläufigen Bericht über die erste Reihe der Untersuchungen, welche das Tigrisgebiet betreffen, habe ich kurz vor meiner Abreise in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft drucken lassen; er ist noch nicht erschienen, aber ich kann hier einen Separatabdruck vorlegen, der vielleicht Ihr Interesse in Anspruch nimmt. Der Bericht enthält die Reise von Van bis Erbil und Mosul. —

Herr Professor Dr. **Montelius**-Stockholm:

Eine der vielen Fragen, die Herr Geheimrath Virchow in seinem hochinteressanten Vortrage behandelt hat, ist diejenige, *wo* die Bronzecultur entstanden und *wie* sie speciell über Europa verbreitet worden ist. Das ist ja eine Frage, womit die Wissenschaft sich schon lange beschäftigt hat, aber heutzutage können wir sie besser beantworten als früher. Die Antworten sind nämlich sehr verschieden geworden, und das ist leicht zu erklären. Man hat die Frage beantwortet zu einer Zeit, wo man noch nicht kannte, was in jedem Lande die älteste Periode der Bronzezeit war. Jedermann kann verstehen, dass wir erst, nachdem dies bekannt geworden war, sagen können: zu dieser Zeit ist die Bronzecultur entstanden, auf diesem oder jenem Wege ist sie nach den verschiedenen Ländern gekommen. Heute können wir die älteste Periode der Bronzezeit, in den wichtigsten Ländern wenigstens, aufweisen, und weil ich seit längerer Zeit und speciell im letzten Jahre mich mit dieser Frage beschäftigte, habe ich mir erlaubt, das Wort zu erbitten für eine ganz kurze Mittheilung, weil die Zeit natürlich nicht eine längere Ausführung ermöglicht.

Man glaubte Anfangs, dass die Bronzezeit unmittelbar nach der Steinzeit gefolgt hatte. Da war es sehr schwer zu verstehen, wie die Menschen zuerst die Bronze, d. h. eine Metallmischung erfunden hatten; es wäre ja viel leichter zu verstehen, wenn die Menschen zuerst das Eisen, d. h. ein unvermischtes Metall erfunden und gebraucht hätten. Heute wissen wir, dass die Bronzezeit nicht unmittelbar nach der Steinzeit folgt. Wir haben nach der reinen Steinzeit die Kupferzeit, und darauf folgt eine Periode mit Kupfer und ein wenig Zinn, d. h. man hatte schon damals ein besseres Metall als das reine Kupfer kennen gelernt. Etwas später hat man mehr und mehr Zinn zugemischt, und allmählich ist man zur sogenannten ächten Bronze, die ungefähr 10% enthält, gekommen.

In den meisten Ländern Europas kennt man jetzt die Kupferzeit und die verschiedenen Stufen der ältesten Bronzezeit, und wir können sehen, auf welchem Wege die Kupfer- und Bronzecultur sich über Europa verbreitet hat. A priori konnte man sagen: diese Cultur, welche so viel früher im Orient als in Europa geblüht hat, ist nicht in Europa heimisch. Wir wissen auch, dass diese Cultur, wie so viele andere Culturen, durch Einflüsse aus dem Orient nach Europa gekommen ist. Damals waren ja die Verhältnisse ganz anders als heutzutage. Damals war der Orient die Quelle, aus der die Völker Europas schöpften; heutzutage ist Europa die Quelle der Cultur, und die Völker anderer Erdtheile können jetzt aus dieser Quelle schöpfen.

Die allerletzten Ausgrabungen in Aegypten, von denen Herr Geheimrath Virchow gesprochen hat, und welche von Flinders Petrie und de Morgan veröffentlicht wurden, haben uns die allerälteste Zeit Aegyptens vor der ersten Dynastie kennen gelehrt. Sie zeigen, so viel ich sehen kann, dass der Ursprung der ägyptischen Cultur nicht in Aegypten, sondern in Chaldäa zu suchen ist. Weil aber das Kupfer in Aegypten mehr als 4000 Jahre v. Chr. auftritt, können wir sagen, dass das Kupfer noch früher den Chaldäern bekannt war. Wir finden in Aegypten, wo man schon die Entwickelung in dieser Beziehung verfolgen kann, dass nach der reinen Kupferzeit eine zinnarme Bronzezeit kam; die 12. Dynastie, um der Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr., zeigt solche zinnarme Bronze auf. Später nahm in Aegypten der Zinngehalt zu, bis man allmählich zur ächten Bronze kam.

Hier kann ich nur die wichtigsten Resultate meiner Forschungen mittheilen, Ausführliches werde ich in der vierten Abtheilung meiner im „Archiv für Anthropologie" gedruckten Abhandlung über die Chronologie der ältesten Bronzezeit geben. Jetzt ist für uns die interessanteste Frage, auf welchem Wege diese Kupfer- und Bronzezeitcultur nach Deutschland und Skandinavien gekommen ist.

Zwei Wege waren möglich: der eine Weg, der westliche, war der alte längs der Nordküste von Afrika

nach Spanien, Frankreich, England, Norddeutschland und Skandinavien. Es ist ein grosser Umweg, aber es war der natürliche Weg in der allerältesten Zeit. In Australien haben ja die Europäer anfangs den Küsten entlang gesegelt und erst später durch das Innere des Landes hervordringen können. Der genannte „westliche" Weg, vom Süden bis zum Norden Europas, war schon während des Steinalters von Wichtigkeit. Auf diesem Wege ist nämlich der Typus der Dolmen nach Norddeutschland und Skandinavien gekommen. Die Kenntniss des Kupfers und der Bronze hat sich natürlich auf diesem Wege verbreitet, und ist so zuerst nach Spanien — wo die letzten Ausgrabungen des Herrn Siret in der Nähe von Almeria so schöne Resultate ergeben haben — und weiter nach Frankreich und England, wie nach Skandinavien und Norddeutschland gekommen.

Aber der wichtigste Weg für die Verbreitung der Metalle war ein östlicherer, der Weg über Griechenland, die nördliche Balkanhalbinsel, in die Donaugegend und aus dieser nach dem Norden. Hier haben die Flusswege eine grosse Rolle gespielt. Der wichtigste für diese ältesten Zeiten war der Weg aus der Donau in die Moldaugegend, woher man, der Moldau und Elbe folgend, in die alte Bernsteingegend der Cimbrischen Halbinsel kommt.

Auf diesen beiden Hauptwegen, für Deutschland und Skandinavien hauptsächlich auf dem östlicheren Wege, ist das Kupfer und später die Bronze gekommen.

Was die kaukasischen Länder betrifft, haben wir aber bis jetzt keine Spur verfolgen können, die aus diesen Ländern in der Richtung nach Europa gehen, aber sehr viele Spuren, die aus den griechischen Ländern auf dem Argonautenwege in die kaukasischen Länder führen; so viel ich die Verhältnisse dort kenne, stammen übrigens die meisten Bronzezeitfunde, welche man im Kaukasus gemacht hat, aus der letzten Zeit des Bronzezeitalters, und sind folglich nicht für die Frage des Anfanges der Cultur zu benutzen.

Ich habe gesagt, dass diese Frage, wo die Bronzecultur entstanden ist und wie sie sich verbreitet hat, ausserordentlich wichtig ist, und ich glaube, dass mir alle beistimmen werden; ich bin auch überzeugt, dass jeder neue Fund, den man aus dieser Zeit macht, uns besser und besser Auskunft geben kann; aber schon haben wir so viel Material, dass es möglich ist, eine Skizze zu machen, die im Grossen und Ganzen als richtig zu betrachten ist.

Herr Generalsecretär **J. Ranke**-München:

Zur jüngsten Heidenzeit in Bayern.

Die letzte vorgeschichtliche Periode Süddeutschlands wird durch die Reste aus der Völkerwanderungszeit repräsentirt. In den zum Theil sehr ausgedehnten „Reihengräberfeldern", wie sie von der Zeit ihrer Entdeckung an bei uns genannt werden, liegen vielfach Hunderte, ja in dem berühmten Grabfeld von Nordendorf bei Augsburg lagen an tausend Skelete, mit dem Gesicht dem Aufgang der Sonne zugewendet in regelmässigen Reihen angeordnet, unseren heutigen Friedhöfen entsprechend, neben einander. Männer, Weiber, Kinder jeden Alters finden sich in diesen Gräberfeldern beigesetzt. Es sind also nicht, wie man anfänglich annehmen konnte, Massenbegräbnisse nach Schlachten, sondern Friedhöfe einer an Ort und Stelle ansässigen Bevölkerung, welche lange Jahre hindurch zu Bestattungszwecken benützt worden sind. Diese Reihengräberfelder finden sich meist in der Nähe von Ortschaften und Ansiedelungen, Dörfern, welche nachweislich ein hohes Alter beanspruchen können. Wir dürfen nicht daran zweifeln, dass die Reihengräberfelder die Bestattungsplätze der ortsansässigen Bevölkerung vor der Gründung der Kirchen in den betreffenden Gemeinden waren. Nach der Gründung der Kirchen wurden die Leichen in den Gottesäckern in geweihten Grund in nächster Umgebung der Kirche bestattet, wie es noch heute allgemein geübter Gebrauch ist.

Wenn wir auch nicht annehmen dürfen, dass Alle die in den Reihengräbern Bestatteten Heiden gewesen sind, so ist die Bestattungsweise doch zweifellos eine heidnische. Auf freier Heide, an Stellen, welche sich durch umfassende und schöne Aussicht auszeichnen, wurden die Todten bestattet, der Mann, der Krieger, mit seinen Waffen und Ziergeräthen, das Weib mit dem Schmucke und dem Dolchmesser, die Kinderleichen wenigstens mit farbigen Perlenketten. Auch Münzen wurden in's Grab mitgegeben, welche aber nur eine annähernde Datirung der Gräberfelder gestatten.

Der weit überwiegenden Mehrzahl nach gehören diese Reihengräberfelder in Bayern der sogenannten Merowingerperiode an, also einer Periode, in welcher die germanischen Stämme schon Christen waren. Der heidnische Bestattungsgebrauch beweist nicht dagegen; in einigen unserer Gräberfelder habe ich zweifellos christliche Ornamente auf den Schmuckgeräthen nachgewiesen: Kreuze in dem Gräberfeld von Peiting und Christus- und Heiligenbilder fanden sich in dem Gräberfeld von Fischen-Altstetten.

Eine genaue Datirung der einzelnen Reihengräberfelder ist bisher, trotz der von unserem älteren Lindenschmit u. A. gerade dieser Sorte von Alterthümern gewidmeten eingehenden Untersuchung, noch nicht möglich gewesen. Es hängt das zum Theil damit zusammen, dass die localen, auf verschiedener Stammeszugehörigkeit begründeten Unterschiede in Form und Technik der Grabbeigaben hier störend einwirken. Während die Gräber der Franken am Rhein und der Alamannen, z. B. in unserem Nordendorfer Gräberfelde, von Reichthum und vielfacher Kunstübung sprechen, sind die Gräber der Bayuvaren im Allgemeinen weit weniger reich ausgestattet, die Männergräber entbehren der Schmuckgeräthe oft vollkommen, statt der goldenen oder silbernen Fibeln findet sich eine verrostete Eisenschnalle, aber um so besser ausgebildet sind die Waffen und der bayerische Langsax, das einschneidige lange Schwert, welches bei uns schon früh zum Theil an Stelle der doppelschneidigen Spatha, dem fränkisch-alamannischen Langschwert, auftritt, hat später eine allgemeine Verbreitung.

In den einzelnen Gräberfeldern selbst kann freilich ein Unterschied zwischen älteren und jüngeren Bestattungen gefunden werden. Die ersteren sind reicher an Beigaben, bei den jüngeren Theilen der Gräberfelder nehmen die Beigaben mehr und mehr ab, die Waffen verschwinden und auch bei den Frauengräbern und bei den Kinderleichen wird der Schmuck seltener und beschränkt sich bei den letzteren schliesslich auf wenige um den Hals gelegte trübfarbige Thonperlen. Schon vor der Verlegung der Begräbnissstätten in die Kirchhöfe hatte sonach die heidnische Sitte der reichen Grabbeigaben im Allgemeinen aufgehört. Nur in wohlverschlossenen Grüften und Sarkophagen finden wir solche auch im späteren Mittelalter, während in den offenen Kirchhofgräbern ein kleines Amulet oder ein hölzerner Breilöffel, welcher der im Wochenbett mit dem Kind verstorbenen Mutter in den Sarg gelegt wurde, die

wichtigsten Beigaben sind, welche ich nachweisen konnte.

Unter den südbayerischen Reihengräbern hebt sich nun aber doch eine Gruppe als entschieden jünger heraus. Ich habe dieses Verhältniss zuerst in dem von mir untersuchten Reihengräberfelde bei resp. in Burglengenfeld (bei Regensburg) erkannt.

Dort fanden sich unter den Gräbern des noch jetzt benutzten Kirchhofes zahlreiche Skeletgräber, ebenso in Reihen angelegt, wie die „germanischen" Reihengräber der Völkerwanderungsperiode. Auch hier fanden sich Bestattungen von Männern, Weibern und Kindern, von allen Lebensaltern, die Gräber der Männer mit Waffen, die der Frauen und Kinder mit Schmuck und bunten Thonperlen ausgestattet. Es ist die Begräbnissstätte einer ansässigen Bevölkerung, welche die Leichen nach heidnischem Brauche bestattete.

Schmuck und Waffen sind aber zum Theil andere als in anderen Reihengräbern.

In der Schläfengegend finden sich offene Ringe aus Weissmetall oder Silber mit einem hakenförmigen Schlussende in der Form und Technik jenen berühmten Schläfenringen nächst verwandt, welche im Norden als slavische Schläfenringe erkannt und beschrieben sind. Diese Ringe sind für die norddeutschen Länder als bewährte Leitfossilien für slavische Gräber anerkannt worden. Unsere Ringe sind etwas grösser, aber ich konnte nicht anstehen, dieselben auch als „slavisch" anzuerkennen und damit das Gräberfeld bei Burglengenfeld für die Begräbnissstätte einer wahrscheinlich heidnischen slavischen Bevölkerung zu erklären, sicher fand die Bestattung nach altheidnischer Sitte statt.

Fast gleichzeitig hatte ich aus einem „Reihengräberfeld" aus der Gegend von Bayreuth ganz ähnliche „slavische Schläfenringe" erhalten, aus dem Gebiete der Main- und Rednitzwenden, dem alten Slavenlande.

Was nun aber das Gräberfeld von Burglengenfeld besonders wichtig erscheinen lässt, ist, dass es dort gelungen ist, eine genauere Zeitbestimmung für die Bestattungen zu erlangen.

Unter den Waffenbeigaben fand sich die für die karolingische Periode charakteristische und für letztere bei uns die Rolle eines Leitfossils übernehmende „geflügelte Lanzenspitze". Damit war der feste Punkt für die Beurtheilung des Burglengenfelder Gräberfeldes gewonnen:

Das letztere birgt die Reste einer slavischen Bevölkerung, welche entweder noch heidnisch war oder wenigstens ihre Todten nach heidnischem Ritus bestattete in der karolingischen Periode.

Hier stehen wir nach Riezler für unsere Gegenden auf vollgeschichtlichem Boden. Die Chroniken berichten uns, dass die nach Westen vorgedrungenen Slaven, welche als Main- und Rednitzwenden den grösseren Theil von Oberfranken und die angrenzenden Strecken des bayerischen Nordgaues vollkommen besetzt hatten, Heiden waren. Längs der Ostgrenze Bayerns über den Böhmer- und Bayerischen Wald finden wir die Slaven vorgeschoben und das Burglengenfelder Grabfeld zeigt uns in der Umgebung Regensburgs eine slavische Niederlassung.

Weit in das bayerische Land herein beweisen nach Sepp noch heute erkennbare slavische Ortsnamen, dass hier einst Slaven unter den Germanen angesiedelt waren; grossen Theils wohl, so weit es sich um Orte in weiterer Entfernung von dem eigentlichen bayerischen Slavenlande handelt, waren diese slavischen Ansiedler Kriegsgefangene aus den seit Tassilo gegen die Slaven geführten Kämpfen. Besonders charakteristisch sind unter den slavischen Ortsnamen jene, welche den Ortsnamen Wenden enthalten: Zusammensetzungen mit Winden oder windisch.

Karl der Grosse gründete zur Bekehrung der heidnischen Slaven die viel besprochenen 14 Slavenkirchen. Die Bekehrung der Slaven auf bayerischem Gebiete war vor Allem den Bisthümern von Regensburg, Würzburg und Eichstätt zugefallen. Aber die Bekehrung ging langsam genug von Statten. Die Verbreitung des Christenthums hatte unter den Slaven unserer Gebiete noch zu Kaiser Heinrich II., des Heiligen, Zeit, so geringe Fortschritte gemacht, dass Heinrich das Bisthum Bamberg mit der Bestimmung der Bekehrung der noch immer zum Theil heidnischen Main- und Rednitzwenden und ihrer Stammgenossen in Bayern gründete.

Wir gelangen sonach mit der jüngsten (slavischen) Heidenzeit in Bayern bis in das 11. und 12. Jahrhundert, etwa ein Jahrhundert früher, wie jene Zeit, in welcher die heidnischen Preussen durch das Schwert der deutschen Ritter dem Christenthum gewonnen wurden.[1])

Von den mythologischen Vorstellungen der bayerischen Slaven berichten uns die Chronisten jener Zeit nichts Brauchbares, auch über die Religion der noch heidnischen nächst stammverwandten Böhmen und Mähren ist nur sehr wenig bekannt. Noch am sichersten sind Wald-, Fluss- und Bergdämonen, unter denen die Wilen noch heute im Aberglauben der Südslaven, auch der Tschechen, eine Rolle spielen.

In der Nähe von Bamberg wurden im Main rohe Steinfiguren gefunden, welche nach A. Hartmann in

---

[1]) „Als Kaiser Heinrich das Bisthum Bamberg gründen wollte, erklärte er 1007 zu Frankfurt, er wolle dasselbe auch in der Absicht gründen:

ut et paganismus Slavorum ibi destrueretur et Christiani nominis memoria perpetualiter inibi celebris haberetur.

(Gretser. vita Henr. ap. Ludw. p. 276. Bamb. Deduction über Fürth. Beil. Nr. 5.)

Noch im Jahre 1058 sah sich Bischof Günther von Bamberg genöthigt, eine Synode zu versammeln, um die grösstentheils slavische Bevölkerung seines Bisthumes, welche immer noch dem Heidenthum anhing, zum Christenthume zu zwingen.

Schmötzer, Alex., fragmenta quaed. comment. de reb. Bamb. p. 22 etc. Hargheim con. Germ. III. p. 126.)

Hierher gehört auch das Schreiben des Patriarchen von Aquileja an den Bischof von Würzburg, in welchem er sagt:

Omnipotenti Deo immensas gratias referimus, quod per regem nostrum Henricum fundatissimam pacem omnibus ecclesiis praestat et insuper novam format ecclesiam, per quam et de inimico humani generis in vicinas Slavorum gentes, Deo opitulante, triumphabit et innumerabilem familiam per lararium regenerationis sibi multiplicabit.

(Ludw. script. Bamb. I., p. 281.)

„Somit wird es historisch gewiss sein, dass die Slaven in Oberfranken bis ins 8. und 9., ja bis ins 11. Jahrhundert Heiden waren."

Holle, Die Slaven in Oberfranken. Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. Herausgegeben von E. C. v. Hagen, II. Band. Bayreuth. 1842. S. 25.

hohem Maasse den auf Grabhügeln in Russland u. s. w. stehenden rohen Steinfiguren, den Babas, entsprechen. Es scheint, dass diese Steinfiguren göttliche oder dämonische Wesen darstellen sollten, worauf namentlich ihr Name Baba, die Alte, deutet: die Waldhexe führt bei den Tschechen wie bei den Polen und Russen den Namen bába-jagá, sie stiehlt und frisst Kinder und fährt mit dem Besen durch die Luft (in einem Mörser). Den christlichen Bauern wurden überall die alten Gottheiten zu teuflischen Gebilden und Hexen. Nicht unmöglich wäre es übrigens auch, dass diese Babas auf Grabhügeln Darstellungen der Verstorbenen sein sollten. —

Erst vor wenigen Wochen bin ich nun auf Reste des Heidenthums in frühmittelalterlicher Zeit in den Höhlen bei Velburg (bei Parsberg) gestossen. Da in jener Zeit nur noch die Slaven Heiden waren, so glaube ich diese Reste als Ueberbleibsel slavischer Culthandlungen bezeichnen zu dürfen.

Die Höhlen bei Velburg wurden in den letzten Jahren durch den ausgezeichneten Paläontologen und Geologen Dr. Max Schlosser, der sich auch sonst als Höhlenforscher in Bayern hohe Verdienste erworben hat, im Auftrage der Akademischen Commission für Erforschung der Urgeschichte Bayerns untersucht, wobei er durch Herrn Federl in Kolomann bei Velburg unterstützt wurde. Auch Herr Apotheker Wirsching machte dort Ausgrabungen.

Von Culturresten in diesen zum Theil nur kleinen Höhlen und Grotten, aber auch in der altberühmten Höhle bei Lutzmannstein, wo der Besitzer auf das Zuvorkommenste die Untersuchungen unterstützte, konnte ich zwei jüngere, aber wenigstens durch ein Jahrtausend voneinander getrennte, Culturperioden unterscheiden.

In der älteren Hallstattperiode waren danach die Höhlen bekannt und vielbesucht. Sehr zahlreiche schwarze und braune Topfscherben, zum Theil in charakteristischer Weise graphitirt, alle aus freier Hand gemacht, lassen keinen Zweifel über diese Periode. Dass sie schon lange vergangen, das beweisen zahlreiche Stalakmiten, welche auf den Scherben gewachsen sind, andere Scherben sind mit Tropfsteinmasse dick überkrustet. Die Mehrzahl der Scherben liegt zertrümmert unter Steinen, welche von der Decke herabgefallen sind und alles zerquetscht haben. Die zu einem Gefäss gehörenden Scherben liegen aber noch beisammen, so dass es gelungen ist, die Formen der Gefässe zu bestimmen und einzelne zu reconstruiren.

Es sind theils flache Schüsseln und Schalen, auch kleine Urnen, gut geglättet aus feinerem Thon, schwarzbraun oder schwarz, ohne eingeritztes Ornament, aber zum Theil in ornamentaler Weise innen und aussen mit Graphit geschwärzt. Besonders charakteristisch ist ein Gefäss, welches ein am Bauche ausgebuckeltes Bronzegefäss in Thon nachahmt.

Die anderen Gefässe hatten dicke Wandungen, aus rohem Thon mit zahlreichen Gesteinsfragmentchen (zum Theil Chalcit) durchsetzt. Die Wand ist 1, der Boden mehrfach bis 2 cm dick. Es sind weite henkellose Urnen, einige verengern sich gegen die Mündung zu, so dass sie als zwei mit der Basis gegen einander gestellte abgestumpfte Kegel erscheinen. Als Verzierungen zeigen sie am Rande und zwischen Hals und Gefässbauch rohe plastisch vortretende Tupfenleisten oder eine Horizontalreihe von Fingertupfen, manche Formen hatten kurzen „Hals".

Diese Gefässe waren mit Getreide gefüllt in die Höhle gekommen und zwar war das Getreide schon von vorneherein d. h. in jener Zeit selbst angekohlt, so dass es sich vortrefflich erhalten hat.

Her Professor Göbel in München und Herr Professor Schröter in Zürich hatten die Gefälligkeit, das Getreide zu untersuchen.

Dass das Getreide in der That in den Gefässen enthalten gewesen ist, beweisen Scherben, an welchen unter der Tropfsteinkruste noch das verkohlte Getreide festhaftet. Ein Scherben zeigt auch den Abdruck eines Getreidekornes, welches bei dem Anfertigen des Gefässes sich in die Oberfläche desselben eingedrückt hatte und beim Brennen verascht worden ist.

Die Schichte, in welcher diese Scherben liegen, besteht aus Asche, zum Theil noch mit Kohlentrümmerchen durchsetzt, die Scherben waren mit der Aschenschichte ganz überzogen.

Wir haben es sonach bei diesen Gefässen mit verkohltem Getreide, wahrscheinlich mit Opfergaben zu thun, welche wohl beweisen, dass in der Hallstattperiode in den Velburger Höhlen Culthandlungen stattgefunden haben.

Sicher der La Tène-Periode zuzurechnende Reste fanden sich nicht.

Dagegen fanden sich wieder zahlreiche unglasirte, aber auf der Töpferscheibe vortrefflich hergestellte, feine und sehr hart gebrannte Scherben, zum Theil mit dem für Norddeutschland charakteristisch slavischen Wellen-Ornament Virchows. Die Scherben erinnern sehr nahe an die fränkischen Thongefässe, welche namentlich aus der Sammlung im Paulusmuseum in Worms bekannt sind und ihrerseits an römische Vorbilder mahmen. Mehrere Scherben in den Velburger Höhlen tragen aber doch einen entschieden jüngeren Charakter. Es ist gelungen, zwei dieser Gefässe zu reconstruiren, es sind Wasserkrüge.

Sie unterscheiden sich wesentlich von den Scherben der „germanischen" d. h. merowingischen Reihengräber unserer Gegenden, welche, wenn gleich roher, sich den fränkischen Reihengräbergefässen anreihen. Wir haben sie dem „früheren Mittelalter", also etwa der karolingischen Periode zuzuschreiben, also der gleichen Periode, in welcher, wie wir sahen, die Slaven unserer Gegenden noch am Heidenthum festgehalten haben.

Da ist es nun merkwürdig, dass sich neben diesen frühmittelalterlichen Scherben auch Anzeigen von heidnischen Culthandlungen, welche in diesen Höhlen abgehalten wurden, gefunden haben, welche wir nach dem Gesagten wohl nur den noch heidnischen Slaven zuschreiben können.

Die ersten Spuren wurden von Herrn Federl in einer von Herrn Dr. Max Schlosser zum Zwecke der Orientirung über die Schichtenfolge untersuchte Höhle gefunden, wo er im Auftrage des Herrn Apotheker Wirsching-Velburg die von Herrn Dr. Schlosser begonnenen aber nicht vollendeten Grabungen fortgesetzt hatte.

Vor einigen Wochen fand sich dann in einer kleinen Grotte mit den beschriebenen „frühmittelalterlichen" resp. karolingischen Gefässscherben ein wunderliches Specimen ländlicher Kunst, ein roh nur auf der Vorderseite modellirtes Bild einer nackten weiblichen Figur, welches in seiner Haltung und in der Haltung der Hände vor dem Leibe an jene Babas erinnert.

Bei meinem Besuche der von Herrn Apotheker Wirsching in seinem Hause aufbewahrten Fundstücke aus jener oben erwähnten Höhle fand ich einen ebenso roh modellirten, auch nur auf der Vorderseite ausgeführten Kopf. Unsere „kleine Baba" ist aus Höhlen-

lehm auf einem rohen Brett modellirt und dann nur getrocknet worden, der erwähnte Kopf aus der Höhle scheint aus besserem Thon und gebrannt zu sein.

Ausserdem fanden sich noch zwei aus Knochen geschnitzte, zum Anhängen durchbohrte Arme mit Händen, und mehrere gravirte Knochenstücke, auf welchen Menschen- und Thierfiguren dargestellt sind.

Sehr modern erscheint ein „Knopf" mit einem den Kopf rückwärts wendenden Lamm, an romanische Darstellungen mahnend; dann ein Vogel.

Eine besonders rohe Gravirung zeigt ein Pferd.

Aber am wichtigsten erscheinen mir die zwei Gravirungen, welche Menschen darstellen.

Eines der beiden Knochenstücke zeigt ein nacktes Weib, dem Thonbilde unserer Höhle auffallend ähnlich.

Das andere, die gleiche Figur, aber mit je einer Lanze in den Händen und zur rechten Seite einen Eber, zur linken eine Schlange.

Es scheint das eine Darstellung aus Mythologie oder Sage. Vielleicht wäre es nicht schwer, Anknüpfungen an die germanische Sage zu finden, wie ungefähr um die gleiche Zeit im Norden, in freilich weit weniger rohen Darstellungen, die Sigurdsage auch in Gravirungen zur Darstellung gebracht worden ist. Eine Uebertragung germanischen Geistesguts auf die Slaven wäre dabei wohl möglich.

Wenn ich nicht irre, leiten uns die zum Anhängen eingerichteten Arme aus Knochen auf den richtigen Weg zur Erklärung: sie entsprechen den bekannten Votivgaben, wie solche in heidnischer und christlicher Zeit als Dank oder Gelübde für erfolgte oder erbetene Heilungen dargebracht worden sind, wie sie sich noch heute in abgelegenen Capellen und Landkirchen finden. Unser Landvolk weiht noch jetzt Augen, Arme und Beine, auch Modelle innerer Organe, Kröte (Bärmutter), auch Lunge mit Herz und Leber, besonders häufig aber Bilder von Hausthieren, aber auch ihre eigenen Bilder, Frauen und Männer. Früher wurden diese Votivgaben von dem Heilkünstler selbst, dem Dorfschmied, aus Eisen angefertigt. Das bayerische Nationalmuseum enthält eine grosse Sammlung solcher roher bildlicher Darstellungen. In neuerer Zeit werden solche Votivgaben meist aus Wachs gemacht und man kauft sie in ziemlich alterthümlichen Formen bei den ländlichen Wachsziehern. Auch anderes Material, namentlich Thon und Holz sind dafür noch im Gebrauch. Die eine der Lunge mit Herz und Leber darstellende Votivgabe, welche die anthropologisch-prähistorische Sammlung in München besitzt, ist aus Thon und farbig glasirt, die andere aus Holz recht künstlich geschnitzt, offenbar nach einem Präparat dieser Theile von einem Schwein.

Unter den modernen Votivgaben in Landcapellen Altbayerns finden sich auch Darstellungen von Köpfen, welche nach H. Arnold bei Kopfkrankheiten geweiht werden. Die Köpfe sind theils aus Holz nur kugelig gedreht, die Augen, Nase, Mund roth in Strichen angedeutet. Andere sind aber aus Thon in Form roher Gesichts- oder besser Kopfurnen geformt und ohne Glasur gebrannt und werden mit Getreide gefüllt geopfert.

Die in den Höhlen bei Velburg gefundenen Nachbildungen des Kopfes und der ganzen Menschenfigur könnten sonach wohl Votivgaben der slavischen Heidenzeit sein, einer Gottheit geweiht, deren Darstellung wir vielleicht in der Speer tragenden Göttin mit Eber und Drache erkennen dürfen.

Das Volk um Velburg behauptet, dass die grosse Velburger Höhle der Freia geweiht gewesen sei.

Herr Dr. **Beltz**-Schwerin:

Ich kann den Wunsch des Herrn Generalsecretärs, mit Hülfe des rückwärts gewendeten Lammes eine genauere Datirung der Velburger Wendenfunde zu gewinnen, schon jetzt erfüllen; in einem wendischen Skeletgrabe bei Gamehl (in der Gegend von Wismar), welches durch Münzen Heinrich des Löwen als der Zeit nach 1146 angehörig bestimmt ist, fand sich auf der linken Schulter eines Beerdigten eine silberne Scheibe mit eingepressten Verzierungen, die genau die frühromanische Formengebung des Velburger Lammes zeigen. Sie stellen Drachen dar, welche um ein Christusbild geordnet sind. Wie hier, so dürfte auch in dem Velburger Lamme christliche Symbolik zu finden sein. Abgebildet ist die Gamehler Scheibenfibel in meiner „Vorgeschichte Mecklenburgs", S. 158.

Herr Apotheker **Wirsching**-Velburg:

Demonstrirt Funde aus den Velburger Höhlen.

(Manuscript nicht eingelaufen.)

Herr **H. Klaatsch**-Heidelberg:

Die Stellung des Menschen in der Primatenreihe und der Modus seiner Hervorbildung aus einer niederen Form.

Da es die Kürze der vorgeschriebenen Zeit keineswegs gestattet, ein übersichtliches Bild des gegenwärtigen Standes unseres Wissens von der thierischen Herkunft des Menschen zu geben, so möchte ich hier nur einige Gesichtspunkte herausgreifen, welche meines Erachtens in dem noch gegenwärtig bestehenden Kampfe der Meinungen über unser Thema eine theils klärende, theils versöhnende Rolle zu spielen bestimmt sind.

Niemand wird bezweifeln, dass im Kreise der Fachleute die Anschauungen der Descendenzlehre auch für den Menschen den unbestrittenen Sieg davongetragen haben; — dennoch stellen sich der thatsächlichen Anwendung dieser Theorie gerade für den Menschen gewisse Schwierigkeiten entgegen, welche bei dem nicht fachmännisch eingeweihten Publicum den Eindruck erwecken können, als sei die Frage der Abstammung des Menschen von einer den Affen verwandten Thierform, ein noch keineswegs zur Lösung reifes Problem, als sei die Möglichkeit einer gesonderten Stellung des Menschen dem Thierreich gegenüber so lange noch aufrecht zu erhalten, bis man das vielgesuchte Bindeglied zwischen Affe und Mensch nachgewiesen habe.

Eine solche Auffassungsweise wird wesentlich unterstützt durch die Haltung einiger hervorragender Anthropologen, welche entweder einer bestimmten Aeusserung über die Affenbeziehungen des Menschen aus dem Wege gehen oder ganz überwiegend die negativen Ergebnisse der Forschung bezüglich der Abstammung des Menschen betonen.

In einer zu nicht geringem Theile berechtigten Weise wird darauf hingewiesen, dass die Untersuchung der jetzt existirenden Menschenrassen keine niederen Zustände der Art aufgedeckt habe, dass dadurch die Lücke zwischen Affe und Mensch ausgefüllt würde. Auch in den niedersten Wilden wird noch der Mensch und ein weit über den Anthropoiden stehendes Wesen erkannt.

Aber auch die Paläontologie und die Prähistorie haben nicht die Zwischenstufen aufgedeckt, welche vor einer streng skeptisch-kritischen Prüfung bestehen

können. Abgesehen von der Unsicherheit der Altersbestimmung mancher besonders hoch geschätzter Funde, wie des Neanderthalers, abgesehen von dem berechtigten Verdacht des Pathologischen mancher prähistorischer Skeletreste, wie des Shipka-Unterkiefers, zeigen selbst die best beglaubigten paläolithischen Reste des Menschen kaum Unterschiede vom jetzigen Zustande, welche die noch jetzt bestehenden Differenzen innerhalb des Menschengeschlechtes überträfen. Selbst die Bedeutung des Dubois'schen Pithecanthropus ist nicht allgemein in dem Maasse anerkannt worden, wie es von manchen Seiten mit gewissem Rechte erwartet worden war.

Sollte Jemand aus allen diesen negativen Momenten etwa zur Meinung gelangen, dass wir uns bezüglich der Ableitung des Menschen in einer sehr viel ungünstigeren Lage befänden als hinsichtlich anderer Säugethiergruppen (für deren manche wir ja wie z. B. Equiden ein grossartiges Material paläontologischer Uebergangsstufen besitzen) so wäre dies doch ein Irrthum. Es ist nur einerseits die viel minutiösere Abschätzung des Begriffes „Uebergangsform" beim Menschen und sodann, wie ich glaube, eine falsche Auffassung von derselben, welche diesen Eindruck hervorrufen.

Hier setzt die vergleichend anatomische Forschung helfend ein und lehrt uns in überzeugender Weise, dass die Reihe von Formzuständen, welche uns das Hervorgehen des menschlichen Befundes aus dem niederen Säugethiere sowohl mit Rücksicht auf's Ganze, als auch auf die Theile demonstriren, mit einer Vollständigkeit vorliegen, wie es kaum für eine andere Säugethiergruppe behauptet werden kann; ja es gibt deren einige wie die Cetaceen, deren völlig aberrante Stellung dem Morphologen Räthsel aufgibt, wie sie schwieriger nicht gedacht werden können. Für den Menschen aber ergibt sich in allen Punkten eine überaus nahe genetische Beziehung zu den Primaten, d. h. den Affen im weitesten Sinne, welche wir wieder in die Platyrrhinen der neuen Welt und die Katarrhinen und Anthropoiden der alten Welt unterscheiden. Diesen schliessen sich wieder vielfach nahe die Prosimier oder Voraffen an, welche ihrerseits so tief in dem Stammbaum der gesammten Säugethierwelt stehen, dass die Affen als eine Art Bindeglied zwischen der Wurzel des Mammalier-Stammes und der Krone desselben, dem Menschen aufgefasst werden können.

Damit ist schon ein Hinweis auf die Stellung des Menschen gegeben, wie sie dem Morphologen erscheint und welche in mehreren Punkten einer Specialisirung umsomehr bedarf, als dadurch gerade die Affenverwandtschaft in ein neues Licht gesetzt wird und manche Frage erst in der richtigen Weise gestellt werden kann.

Die vergleichend anatomische Untersuchung lehrt, dass der Mensch zwar mit allen Primaten gemeinsame Eigenthümlichkeiten besitzt, aber diese sind nicht derart vertheilt, dass man daraus auf eine ganz bestimmte genetische Beziehung zu einer der lebenden Affenarten schliessen könnte. Dies gilt nicht einmal für die Anthropoiden, Orang, Schimpanse, Gorilla und Gibbon, obwohl hier die Zahl der übereinstimmenden Punkte in vielen Organsystemen eine grössere ist, als bei niederen Affen; aber auch die amerikanischen Greifschwanzaffen erscheinen, wie mir neuere Untersuchungen, namentlich der Musculatur der hinteren Extremität gelehrt haben, dem Menschen in mancher Hinsicht auffällig nahe gerückt.

Die Rückbildung des Schwanzes ist an sich noch kein Punkt, durch welchen die Anthropoiden eine besondere Menschenverwandtschaft documentiren; dieser Verlust ist mehr als einmal und völlig unabhängig voneinander in den Säugethierreihen zu beobachten. Es gibt aber andere Besonderheiten, in welchen die Anthropoiden zwar an den menschlichen Zustand anknüpfen, jedoch über denselben noch hinausgehen. So konnte ich es für den Situs des Darmcanals beobachten. Hier bildet also der Mensch das Bindeglied zwischen niederen Affen und Anthropoiden. Dazu kommt das ganz secundäre Herabsinken des Gorilla, in mancher Hinsicht auch des Orang auf ein viel tieferes Niveau, die offenbar im Kampf ums Dasein erfolgte Zunahme der Musculatur, Vergrösserung der Eckzähne.

Als Uebergangsformen lassen sich somit diese Wesen nur sehr cum grano salis verwerthen. Nur durch Summirung aller Uebereinstimmungen, Ausscheiden der secundären Differenzen gelangen wir zur Construction eines Stammbaumes der Primaten und dieser zeigt uns, dass die zum Menschen führende Linie als eine direct und gerade aufsteigende zu denken ist, eine Formenreihe umfassend, in welcher die Umbildungen zu den jetzt lebenden Vertretern des Affengeschlechtes nur in untergeordnetem Maasse erfolgten, in welcher z. B. die Tendenz der Rückbildung des Daumens nicht hervortrat, und der unmittelbare Anschluss an Prosimier-Zustände treu bewahrt blieb, wofür noch jetzt normale und abnorme Befunde im menschlichen Bau (ich erinnere an den proc. supra condyloideus) Zeugniss ablegen.

Der Mensch erscheint somit als eine relativ primitive Primatenform, welche der frühzeitigen mächtigen Entwickelung des Gehirns die Conservirung vieler einfacher Zustände verdankt. Dass gerade in diesem Bewahren des niederen Niveaus die höhere Entwickelungsfähigkeit des Menschen beruht, ist schon mehrfach, so neuerdings von Studer betont worden. So viel ich aber sehe, ist aus dem anatomischen Gebiete heraus noch nicht die ganz evidente Vermittelung zugestanden worden, welche sich gegenüber den so berechtigten Zweifeln an dem Werthe der sogenannten „Bindeglieder" auf diesem Wege ergibt.

Wenn ich ein missing link finden will, so müssen doch in erster Linie die Endpunkte der Reihe markirt sein, die miteinander verknüpft werden sollen. Wie aber hat man sich den niederen Endpunkt zu denken?

So lange man sich hierbei allzusehr von dem Bilde leiten lässt, welches die niederen degenerirten Vettern des Menschen darbieten, wird man in Irrthümer verfallen und auf diesem falschen Vorurtheile beruhen die unrichtigeu Vorstellungen des grossen Publicums von dem fabelhaften Mittelding des Affenmenschen; hierauf auch das berechtigte Sträuben, in dem Affengesindel der zoologischen Gärten unsere Vorfahren erblicken zu sollen.

Dass der Pithecanthropus der zum Menschen führenden Reihe näher gestanden hat, als irgend eine andere bekannte Affenart, möchte ich nicht bezweifeln, aber „den Vorfahren" des Menschen darin zu erblicken, wie es Dubois versucht, halte ich nicht für angebracht, schon aus dem einfachen Grunde, weil ich glaube, dass die Ausprägung des menschlichen Typus in eine noch weiter zurückliegende Zeit als das Pliocän datirt werden muss.

Dies eben ist die andere Consequenz, welche sich aus der Beurtheilung des Menschen als einer sehr primitiven Form ergibt und welche sich begegnet mit der auf anderem Wege gewonnenen Erkenntniss, dass

der Mensch einen „Dauertypus“ darstellt. Solche Dauertypen sind stets sehr alte Formen, wie wir aus anderen Thiergruppen wissen und desshalb glaube ich, dass man bisher das Alter des Menschengeschlechtes noch immer unterschätzt hat. Von einer Präcisirung des Zeitpunktes der Menschwerdung kann natürlich keine Rede sein, dass aber schon im frühen Tertiär der Vormenschenstamm sich herauszubilden begann, halte ich für wahrscheinlich. Die immer greifbar werdenden Beweise für weitverbreitete tertiäre Kunsterzeugnisse des Menschen sprechen in diesem Sinne. Diese Frage hängt aber mit der ganzen Geschichte des Primaten-Stammes so innig zusammen, dass ich auf diese mit einigen Worten eingehen muss.

Das wesentlichste Merkmal der Primaten gegenüber den anderen Säugethieren liegt in der Beschaffenheit der Extremitäten, deren vordere und hintere mit einem Greif- und Kletterorgan enden. Die im vollen Besitze der fünf Finger befindliche Hand mit opponirbarem Daumen, der entsprechend gebaute Fuss, die Hinterhand stellen uralte Einrichtungen dar, welche mit der Entstehung der Landgliedmaassen überhaupt verknüpft sind, wie ich anderwärts nachgewiesen habe.

Ich kann daher keineswegs die Meinung theilen, als hätten sich die Opponirbarkeit von Daumen und erster Zehe an einer aus fünf gleichartigen Fingern resp. Zehen gebildeten entwickelt. Wir sehen vielmehr überall in niederen Abtheilungen bei allen Prosimieren, den meisten Beutelthieren, sowie fossilen Vorfahren der Carnivoren und Hufthiere diesen Zustand gewahrt, von dem aus sich in Folge einseitiger Verwendung der Extremität zum Laufen, Schwimmen oder Fliegen alle jene Zustände ableiten, die wir bei der Mehrzahl der jetzt lebenden Säugethiergruppen vorfinden. Alle diese setzen also in ihrer Vorfahrenreihe den Primaten ähnliche Zustände voraus. Damit erscheinen die letzteren als in directer Linie von den niedersten Säugethierformen herstammend und wir werden zu der Annahme genöthigt, dass ihnen ein sehr hohes Alter zukommen muss. Wie stellt sich nun hierzu die Paläontologie? Sie gibt uns gewisse Thatsachen, die zu Gunsten meiner Schlussfolgerung sprechen. Schon im Beginne der Secundärperiode muss die Sonderung niederer Säugethiere begonnen haben. Aus der Trias kennen wir den Beutelthieren verwandte Reste, abgesehen von den Mammaliern so auffallend ähnlichen Theromorphen früherer Perioden, die wohl der gemeinsamen Wurzel von Sauriern und Säugethieren ganz nahe standen. Was uns aber besonders interessiren muss, sind jene sonderbaren Fährten, welche unter der Bezeichnung Cheirotherium in den Bundsandsteinschichten der Trias geradezu eine Bedeutung als Leitfossilien erlangt haben. — Diese Abdrücke sind die einzigen Erinnerungszeichen eines uns unbekannten Thieres, das, wie die Spur lehrte, fünfzehige Extremitäten mit enorm ausgeprägtem Greiffuss besass. Die weit abstehende grosse Zehe verlieh der Spur die Aehnlichkeit mit der Menschenhand, welche zur Namengebung führte. Eine genauere Prüfung der Form und Stellung der Abdrücke von Hand und Fuss zeigt, dass wir es mit einem Kletterthier zu thun haben, dessen Extremitäten eine auffallende Annäherung an die Primaten erkennen lassen.

Sehen wir aber schon in dieser fernliegenden Periode Formen in weiter Verbreitung, die durch wichtige Primaten ähnliche Charaktere den Vorläufern des Menschen nahe standen, so gehen wir wohl nicht in der Annahme fehl, dass bei der uns scheinbar plötzlich begegnenden grossartigen Gliederung der Säugethierstämme im frühen Tertiär sich auch die Proanthropenstammlinie schon abgegrenzt habe.

Der Mensch eine primitive Primatenform — die Primaten eine primitive Mammalierform — in dieser Doppelconsequenz liegt der wissenschaftliche Ausdruck für das Körnchen Wahrheit, welches in der beliebten Auffassungsweise steckt, wonach die Säugethierwelt gleichsam eine Specialisirung des Menschentypus nach verschiedenen Richtungen hin darstelle.

Das zweite Thema, auf welches ich hier in Kürze eingehen möchte, betrifft den Modus der Heranbildung des Menschen aus einem niederen Säugethiere und die Factoren, welche hierbei eine Rolle gespielt haben.

Ich knüpfe hierin an Darwins berühmtes Werk an, in welchem derselbe gezeigt hat, dass für den Menschen die geschlechtliche Zuchtwahl von ganz besonderer Bedeutung gewesen sein muss. Ich glaube, dass diese Ausführungen Darwins Jeden, der sich eingehender mit dem Gegenstande beschäftigt, vollständig überzeugen werden. Die beiden grossen Principien, welche für die Umbildung der höheren Wirbelthiere, besonders der Säugethiere in Frage kommen, die natürliche Zuchtwahl — oder der Kampf um's Dasein — und die sexuelle Zuchtwahl schliessen sich gegenseitig keineswegs aus, haben wir doch bei Hufthieren, Carnivoren u. A. ebenso viel Merkmale, welche aus dem einen, wie solche, die aus dem anderen Principe erklärt werden müssen; was nun aber beim Menschen so auffallend erscheint, ist das starke Zurücktreten aller auf den Kampf um's Dasein beziehbaren Momente.

Diese negative Seite des Problems ist für die Vorgeschichte des Menschen sehr wesentlich, denn sie hängt innig zusammen mit der oben betonten Besonderheit des menschlichen Organismus, der sich in vielen Punkten auffällig primitive Zustände erhalten hat. Es gilt dies in erster Linie von dem Gebiss, vor Allem aber von den Gliedmassen, an welchen sich die Wirkung der natürlichen Zuchtwahl am schnellsten und nachhaltigsten offenbart. Jede Aenderung dieser Theile in einer bestimmten Richtung wird maassgebend für die ganze Umgestaltung der betreffenden Nachkommenreihen — ein „Zurück“ gibt es da nicht mehr. Das einmal ausgeprägte Nagethiergebiss kann nie mehr dem Carnivorentypus folgen und der Verlust von Fingern und Zehen, wie bei den Hufthieren, ist unersetzlich. Nach solchen Specialisirungen bleibt dem Geschöpfe nichts übrig, als in der einmal gegebenen Richtung sich weiter zu differenciren, bis schliesslich eine Einseitigkeit erreicht ist, welche den Untergang der Gruppe zur Folge hat.

Von alledem ist beim Menschen nichts eingetreten. Einzig und allein die Vergrösserung der Intellectorgane, sogar auf Kosten der percipirenden Apparate, wie des Geruchsorganes, keine Umbildung der Zehen, kein Erringen natürlicher Waffenorgane, die, wie nothwendig sie auch sein mögen, enormen Aufwand an Kräften des Organismus verlangen. Das Gebiss des Menschen ist indifferent geblieben. Selbst die stärkere Ausprägung des Eckzahnes ist ein sexueller Charakter und hat nichts mit dem Kampfe ums Dasein zu thun. Wie ist es gekommen, dass dem Menschen alle diese Opfer, diese Reactionen auf die Noth, wie alle anderen Säugethiere sie zeigen, erspart geblieben sind?

Wir können dies nur erklären durch die Annahme, dass in der That die Vorgeschichte des Menschen

lange Perioden aufweist, in denen der Kampf ums Dasein sehr zurücktrat, wo also ungewöhnlich günstige Bedingungen dem Geschlechte der Proanthropen es gestatteten, Umgestaltungen einzugehen, die für den Kampf um's Dasein höchst unpraktisch, ja schädlich gewesen wären.

Nur in einem milden gleichmässigen Klima konnte der Verlust des Haarkleides vor sich gehen, nur in einer Region, die nicht von allzu furchtbaren Feinden bevölkert war, konnten die ersten Stadien überlegener Gehirnentfaltung zurückgelegt werden. Als Factoren dieser Aenderungen kommen, abgesehen von der sexuellen Zuchtwahl, die für den Verlust des Felles allein verantwortlich zu machen ist, vielleicht auch andere in Frage, so die Concurrenz innerhalb weit verbreiteter, mehr oder weniger mit einander verwandten Primatengruppen. Der Kampf ist am heftigsten innerhalb der Art — dies hat Darwin ausgeführt und in diesem mehr internen Sinne ist auch für den Menschen das Princip der natürlichen, oder besser „Concurrenzzuchtwahl" anwendbar.

Wie man sieht, führt die wissenschaftliche Consequenz zu Vorstellungen, in welchen eine gewisse Parallele mit der Annahme eines „Paradieszustandes" der Bibel nicht zu verkennen ist.

Fragen wir die Paläontologie, ob sie für diese Hypothesen greifbare Unterlage bietet, so werden wir verwiesen auf die Existenz grosser zusammenhängender Landmassen in der nördlichen Hemisphäre, welche vom Ende der Secundärzeit bis in die Mitte der Tertiärperiode sich eines gleichmässigen subtropischen Klimas bis in die jetzt vom ewigen Eis bedeckten Gegenden hinauf erfreuten, wir werden erinnert an die Periode des Ueberganges von Secundär- und Tertiärzeit, wo die Herrschaft der mächtigen Saurier gebrochen und die Entfaltung der grossen Säugethiertypen erst im Keime vorlag.

Auch auf diesem Wege also gelangen wir zu dem Ergebnisse, dass die Ausprägung des Menschentypus, die Sonderung der Proanthropen von den Anthropoiden sich bereits sehr früh, gleichzeitig mit der Gabelung des Säugethierstammes in seine Hauptzweige vollzogen haben wird.

In eine nicht fern davon entfernte Periode wird auch der Beginn der Rassensonderung zu legen sein. Da in den Haupttypen der Rassen, wie Negroiden, Mongoloiden und Europäern voneinander differente niedere pithekoide Charaktere conservirt wurden, so kann die Rassenspaltung nicht weit von der Abzweigung der Species Homo vom grossen Affengeschlechte gesucht werden. Geographische Sonderung, wozu ja die grossartige Umgestaltung der Continente seit der frühen Tertiärzeit hinreichend Anlass bot, im Verein mit sexueller Zuchtwahl, die für Körperfärbung weit wichtiger ist als das Klima, werden die Specialisirung der Rassenmerkmale besorgt haben.

Die Zeit, in welcher uns der Mensch mit deutlichen Zeugnissen für seine Existenz entgegentritt, liegt von derjenigen der „Menschwerdung" verhältnissmässig ebensoweit entfernt, wie der Zeitpunkt der ersten historischen Documente von demjenigen des Beginnes einer Culturentwickelung.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, dass uns die Prähistorie nichts lehrt über die thierische Abkunft des Menschen; ob jemals die frühen Stadien des Proanthropus gefunden werden, muss zweifelhaft sein — liegt doch diese Heimathstätte der Menschheit wahrscheinlich von Ocean und Eis begraben. — Aber wir bedürfen ja auch gar nicht dieser Documente, der morphologisch geschärfte Blick erkennt noch jetzt in den mannigfaltigen Variationen des Menschengeschlechtes die Uebergangscharaktere vom pithekoiden Zustande aus. Wichtiger als das Auffinden eines sogenannten „missing link" ist die Aufdeckung des Weges der Menschwerdung für den Körper im Ganzen und für jedes Organ im Einzelnen und hierfür liefert die combinirte Untersuchung der Primaten und der Menschentypen in ihrer Varietätenbildung und Rassenspecialisirung ein riesiges Material, welches im Lichte moderner Anthropologie die Erkenntniss der menschlichen Vorgeschichte besser zu fördern verspricht, als die glücklich überwundene, allzu einseitig anthropometrische Methode es vermocht hat.

Herr **J. Ranke:**

Ich glaube, der Gesellschaft wird von vorneherein klar geworden sein, welch tiefe Gegensätze zwischen dieser eben ausgesprochenen Anschauung und der im Allgemeinen in unserer Gesellschaft vertretenen Anschauung und Methode der Forschung bestehen. Während uns hier ein schönes Bild der Vergangenheit und vielleicht der Zukunft gezeigt, während uns hier ein phantasievolles Gemälde nach allen Seiten hin ausgeführt wird, suchen wir im Allgemeinen nicht nach Theorien, sondern nach Thatsachen. Die Thatsachen aber, auf welchen die geistvolle Theorie des Herrn Klaatsch aufgebaut werden soll, sind bis jetzt keineswegs vorhanden, und ich muss dagegen protestiren, als ob von Seiten der Zoologie und Paläontologie diese Thatsachen bis jetzt wirklich geliefert seien, ebensowenig wie von Seiten der Anatomie. Auch dagegen muss ich protestiren, dass überhaupt auf dem Wege naturwissenschaftlicher Forschung das Alter des Menschen schon sicher bestimmt worden wäre. Wir sind, wie auch die Discussionen dieses Congresses wieder ergeben haben, in unseren Forschungen über das Alter des Menschen nicht sehr weit vorgedrungen in das Alter der Welt; auch in neuerer Zeit sind wir noch nicht über die letzte Interglacialzeit und die letzte Glacialperiode hinausgekommen mit dem, was wir über den Menschen wissen. Alles andere ist für uns zunächst noch Hypothese, und wenn daraus schon ein wirklich vollkommenes Bild ableitet werden will, so ist das eine Phantasie.

Herr Dr. **Johannes Bumüller**-Augsburg:

Menschen- und Affen-Femur.

Der Widerstreit der Meinungen über „Pithecanthropus erectus", speciell die allgemeine Unsicherheit des Urtheils über das Femur desselben hat die Dürftigkeit unserer exacten Kenntnisse vom Oberschenkelknochen des Menschen und der Affen klar dargethan und uns auf die Nothwendigkeit grösserer diesbezüglicher Untersuchungen hingewiesen.

Im Auftrage des Herrn Professors Dr. Ranke habe ich mich geraume Zeit mit dem Studium des Menschen- und Affen-Femur beschäftigt. Ich gestatte mir Ihnen heute in Kurzem einige Resultate meiner Arbeit, eben im Hinblicke auf Pithecanthropus erectus, vorzulegen.

Die Hauptunterschiede zwischen Menschen- und Affen-Femur lassen sich nicht leicht allgemein zusammenfassen, wir müssen bei der ausserordentlichen Verschiedenheit der einzelnen Gruppen der Simiiden jede für sich mit dem Menschen vergleichen. Dabei will ich von den wichtigeren Merkmalen des Pithecanthropus-Femur ausgehen und unter den Affen hauptsächlich die Anthropoiden und Hylobatiden, also die

sogenannten menschenähnlichen Affen und die Gibbons berücksichtigen, die Kynopitheciden, Platyrhinen und Prosimien dagegen mit Rücksicht auf die Kürze der Zeit nur so weit, als dies zur Erzielung eines allgemeinen Ueberblickes nothwendig ist.

Auffallend am Pithecanthropus-Femur sind zunächst die Grössenverhältnisse, nicht so sehr die absoluten als die relativen, nämlich das Verhältniss des Umfanges des Knochens zu seiner Länge. In Zahlen ausgedrückt und die Diaphysenlänge gleich 100 gesetzt, ergibt sich ein Längen-Dicken-Index von annähernd 22,5. Man hat gesagt, dass der Index des Pithecanthropus-Femur ein menschlicher sei. Ich habe thatsächlich als mittleren Index bei den von mir untersuchten menschlichen Femora 22,8 gefunden. Allein jener Index von 22,5 kann ebenso gut auf einen Affen, speciell auf einen Hylobatiden hinweisen. Die Indices der von mir gemessenen Hylobatiden-Femora schwanken nämlich zwischen 16 und 22,9. Die dem menschlichen Mittel am nächsten stehenden resp. mit ihm sich deckenden Indices kommen bei der Species Hylobates concolor aus Borneo vor. Jedenfalls wird durch diesen Index die Gruppe der anthropoiden Affen auf's Bestimmteste ausgeschlossen. Die Anthropoiden zeichnen sich sowohl vor den übrigen Affen als auch vor dem Menschen durch eine ganz charakteristische Plumpheit des Femur aus. Der Index schwankt zwischen 30,3 und 33,9. Von dem ganz vereinzelt dastehenden menschlichen Maximum = 27,5 ist das anthropoide Minimum noch sehr weit entfernt und wir haben hier die einzige Affengruppe, welche den Bereich des menschlichen Index nicht einmal berührt. Doch nicht nur hierin, wie wir sehen werden, in der Mehrzahl gerade der wichtigsten Merkmale des Femur entfernen sich die Anthropoiden mehr als alle andere Affen vom menschlichen Typus. Schon bedeutend weniger plump sind die Kynopitheciden, deren mittleres Längen-Dicken-Verhältniss jenem sehr plumper menschlicher Femora entspricht. Noch schlanker sind die Hylobatiden, welche theils dem menschlichen Mittel nahe stehen, theils unter das menschliche Minimum heruntergehen.

Die absolute Grösse des Pithecanthropus-Femur hat nur insofern Bedeutung, als einem Femur von mittlerer, menschlicher Grösse ein Schädeldach entspricht, welches das menschliche Minimum nicht erreicht, was bereits deutlich auf die Affennatur des Pithecanthropus hinweist.

Auffallend ist ferner am Pithecanthropus-Femur die Pilasterbildung. Der Pilasterindex d. h. das Verhältniss des sagittalen Durchmessers zum Querdurchmesser in der Mitte der Diaphyse ist 109,1, dorsal zeigt die Diaphyse eine laterale Abplattung und die Linea aspera ist sehr menschenähnlich entwickelt. Sehen wir uns zunächst die menschliche Pilasterform an. Hier ist der Querschnitt der Diaphyse ein Dreieck, indem diese hinten von einer mehr oder weniger hohen Knochenleiste begrenzt ist, deren rauhe Kante die Linea aspera darstellt. Diese besteht ursprünglich aus zwei getrennten Theilen, einem medialen und lateralen Labium, wie dies besonders bei embryonalen Femora deutlich zu sehen ist. Beide Labien werden durch den Musculus vastus einander entgegengeschoben und zusammengerückt, bis sie schliesslich eine einzige breite Linie, eben die Linea aspera bilden. Zugleich werden durch denselben Muskel beide dorsalen Flächen abgeplattet bis ausgehöhlt und nach hinten verlängert, so dass die Linea aspera auf eine Art Kamm oder Leiste, den Pilaster, zu liegen kommt. Diese Form ist bedingt durch die relativ mächtige Entwickelung des Musculus vastus, der an dem schlanken, ursprünglich ziemlich gleichmässig runden Femur keine genügende Ansatzstelle findet, gleichsam im Kampfe ums Dasein die Diaphyse umformt und dabei seine Ansatzflächen bedeutend vergrössert. Die extremste Form besteht beim Menschen darin, dass beide dorsalen Seiten stark abgeplattet bis ausgehöhlt werden, bei der am schwächsten ausgebildeten Form sind beide Seiten noch convex, aber immerhin deutlich, wenn auch schwach abgeplattet. Durch die Abplattung entstehen die beiden Anguli, die vorderen, seitlichen Kanten des Femur. Einen extremen Gegensatz zum menschlichen Femur stellt das Anthropoiden-Femur dar. Wenn dort die kräftigste Modellirung wahrzunehmen ist, fehlt hier eine solche ganz, die Labien sind sehr schwach, oft kaum bemerkbar und bleiben weit getrennt. Eine Linea aspera fehlt demnach. Der hintere Theil des Femur ist nicht beiderseits abgeflacht, sondern der Querschnitt behält seine ursprüngliche Form, nämlich die eines ziemlich niederen Ovals. Somit ist hier — umgekehrt wie beim Menschen — der Querdurchmesser grösser als der sagittale und die dorsale Seite zerfällt nicht in eine laterale und mediale Hälfte. Die zwei stets vorhandenen Anguli sind nicht secundär durch Abplattung entstanden, sondern durch den ursprünglichen und unveränderten Querschnitt des Knochens bedingt. Die dritte Kante, also der Pilaster, fehlt. Die Hylobatiden, ebenso wie die Kynopitheciden und Platyrhinen, besitzen einen Pilasterwulst, der aber nicht so stark ausgebildet ist wie gewöhnlich beim Menschen. Die Abflachung der dorsalen Seiten ist viel schwächer, oft nur rinnenartig. Meistens ist beim Affen nur eine Seite abgeflacht. Die andere Seite ist dann drehrund und ohne Angulus, so dass die Pilasterleiste nie so deutlich zum Ausdrucke kommen kann. Es kommt aber auch beim Affen doppelseitige schwache Abplattung vor. Sonach unterscheiden sich die Anthropoiden auch in diesem Punkte am meisten vom Menschen.

Das Pithecanthropus-Femur weist dem Gesagten zu Folge die typisch äffische Form auf, wie sie bei den niedrigeren Affen, von den Hylobatiden abwärts, vorkommt; wir haben einen Pilaster, dabei ist aber nur eine Seite abgeplattet, die andere drehrund und ohne Angulus. Dies eben ist das Typische jener Affen-Femora. Der Pilasterindex des Pithecanthropus-Femur wird von dem mancher Affen-Femora noch übertroffen, so von einem Inuus cynomolgus mit 118,2, Propithecus diadema mit 112,2.

Kurz berühren möchte ich noch das obere laterale Labium der Linea aspera bei Pithecanthropus. Dasselbe geht nach der Abbildung Dubois sehr stark nach der Seite und nach vorn. Durch eine sehr stark nach vorn umbiegendes laterales Labium, das bald als Fossa, bald als Crista entwickelt ist, zeichnen sich eben die Affen aus. Beim Menschen verläuft es normal kerzengerade nach oben, es wird aber öfters in ganz ähnlicher Weise nach Aussen geschoben. Dann aber ist die Ursache davon erkennbar in einer Verbreiterung und Abplattung der oberen medialen Fläche durch den Musculus vastus medialis, wodurch die laterale Seite verkleinert und das laterale Labium nach ausen gedrängt wird. Von einer derartigen medialen Abplattung resp. einer dadurch bedingten Platymerie des Pithecanthropus-Femur ist aber nichts berichtet und es zeigt somit auch hierin die äffische Form.

Was die Krümmung der Diaphyse betrifft, so ist im Allgemeinen die Krümmung eines Menschen- und Affen-Femur sehr wohl zu unterscheiden. Beim mensch-

lichen Femur lässt sich die scheinbar gleichmässige Krümmung fast ausnahmslos deutlich auf eine oder zwei Abknickungen des Femurs zurückführen. Die eine, immer vorhandene, ist am oberen Ende des Pilasters, wo der Durchmesser mit Beginn der platymeren Region plötzlich abnimmt. Hier ist nämlich der mechanisch schwächste Punkt des Femur. Eine zweite, gewöhnlich damit verbundene Abknickung ist am unteren Ende des Pilasters. Beide Abknickungen täuschen eine gleichmässige Krümmung des Femur vor. Beim Affen dagegen ist die Krümmung in den meisten Fällen eine ganz gleichmässige und ziemlich schwache. Auch bei Pithecanthropus ist sie gleichmässig und von jener menschlichen Abknickung ist auch nicht eine Spur vorhanden.

Da beim Menschen die Rumpflast nur auf zwei Stützen ruht, so bildet hier das Femur eine ausserordentlich stark belastete Tragsäule. Als Tragsäule aber muss das Femur nach unten an Dicke zunehmen, weil hier nach den bekannten mechanischen Principien die grösste Widerstandsfähigkeit erforderlich ist. Wirklich ist auch die Volumenvermehrung am unteren Ende sehr deutlich. Nimmt man den sagittalen Durchmesser in der Mitte und unten in $^1/_{10}$ der Diaphyse ab und setzt den mittleren = 100, so erhält man einen unteren Sagittalindex, der beim Menschen 100 übersteigt, beim Affen gewöhnlich 100 oder unter 100 beträgt. Nach den von Dubois angegebenen Maassen ist er bei Pithecanthropus 106,7. Es gibt immerhin auch unter den Affen solche Indices, sogar Indices, welche den genannten übertreffen, z. B. Colobus guereza mit 107,1; Semnopithecus maurus mit 114,3; Hylobates syndactylus mit 116,7. Dieser Index würde also nicht gegen die Affennatur des Pithecanthropus sprechen. In der von Dubois gegebenen Abbildung dagegen nimmt, wie man auf den ersten Blick sieht, der Durchmesser von oben nach unten ab, der Index wäre 96,7, also typisch äffisch. Bei verschiedenen Maassen in der unteren Region lassen sich Dubois Maassangaben und seine Abbildungen durchaus nicht in Einklang bringen. Ob diese Fehler auf Conto der Abbildung oder der Abnahme der Maasse zu setzen sind, lässt sich vorerst nicht entscheiden.

Ueberhaupt ist die Form der Diaphyse in der Gegend des Planum popliteum von besonderer Wichtigkeit. Viel Werth ist — anlässlich der Pithecanthropusfrage — auf die Convexität oder Concavität des Planum popliteum gelegt worden. Allein diese Dinge sind für sich genommen ganz bedeutungslos. Die Hauptsache ist der Querschnitt der Diaphyse in dieser poplitealen Region. Beim Menschen stellt dieser Querschnitt ungefähr ein rechtwinkeliges Dreieck dar, in welchem die dorsale Seite die Hypothenuse bildet. Diese Form des Querschnittes entsteht dadurch, dass in Folge der Schiefheit des Femur jene Linie, welche von dem Mittelpunkt des Caput senkrecht zur Standfläche gezogen wird und die Richtung angibt, in welcher die Rumpflast zunächst wird, in der Gegend der lateralen Seite verläuft. Hier muss das Femur die grösste Widerstandsfähigkeit besitzen. Desshalb verdickt sich unten nicht der ganze Knochen, sondern nur die laterale Seite und zwar gewissermaassen auf Kosten der medialen. Lateral erhalten wir eine breite, zur ventralen ziemlich senkrecht stehende Fläche, medial dagegen eine mehr oder weniger scharfe und dünne Kante. Dadurch entsteht eine ganz charakteristische Schiefheit des Planum popliteum und eine ebenso charakteristische Verschiebung des grössten sagittalen Durchmessers nach der lateralen Seite hin. Hier also, und nicht in der Mitte, ist das Femur am dicksten. Das Anthropoiden-Femur bietet uns ein total verschiedenes Bild. Der Querschnitt ist breiter und niedriger, die Anguli sind beiderseits gleich und scharf, die Schiefheit des Planum und die laterale Verschiebung des Maximaldurchmessers fehlt, der Querschnitt ist ganz gleichmässig oder, im Gegensatze zum menschlichen Femur nach der medialen Seite hin etwas verschoben. Die übrigen Affen stehen in diesem Punkte wiederum in der Mitte zwischen den beiden Extremen, dem Menschen und den Anthropoiden. Bei ihnen ist der Querschnitt, dem verschiedene Formen zu Grunde liegen, gewöhnlich hoch und entweder gleichmässig oder mit einer leichten lateralen Verschiebung, welche sich jedoch in einzelnen Fällen, z. B. bei Ateles an die menschliche ausserordentlich stark annähern, wenn nicht diese erreichen kann. Bei Pithecanthropus lässt sich der Querschnitt aus der Zeichnung leider nicht herstellen, doch geht aus der Beschreibung von Dubois und Manouvrier unzweideutig hervor, dass der grösste Sagittaldurchmesser genau in der Mitte liegt, und das Ganze eine runde, offenbar gleichmässige Form aufweist. Das Femur besitzt auch hierin zweifellos eine typisch äffische, aber durchaus nicht die höchste äffische Form.

Mit der lateralen Verdickung, die eine Folge des aufrechten Ganges des Menschen ist, hängt zusammen, dass beim Menschen die natürliche Länge des lateralen Kondylus grösser ist als die des medialen, der gewissermaassen eine Art Verkümmerung aufweist. Im Gegensatz hiezu ist bei den Anthropoiden der mediale Kondylus länger und viel stärker, der laterale sehr schwach entwickelt. Beim Menschen hat eben der laterale Kondylus als Hauptstütze zu dienen, während der mediale wesentlich nur als Gelenkrolle functionirt. Bei den Affen, mit Ausschluss der Anthropoiden, ist der laterale Kondylus bald grösser, bald gleich, bald kleiner als der mediale, sie stehen also wieder in der Mitte zwischen den beiden Extremen. Bei den Prosimien dagegen ist die relative Länge des lateralen Kondylus noch grösser als beim Menschen. Bei Pithecanthropus sind die beiden Kondylen in der Projectionslänge gleich, was ich beim Menschen nie gefunden habe. Hierdurch verräth sich Pithecanthropus wieder als Affe. In der natürlichen Länge übertrifft der mediale Kondylus den lateralen um mindestens 4 mm, nach der Reconstruction des in der Zeichnung lädirt erscheinenden medialen Kondylus wahrscheinlich um 5 mm. Dies ergäbe einen Kondylen-Längen-Index von 91,8, mit dem mittleren Index der Hylobatiden = 90,5 fast identisch. Höchstens aber erhebt sich der Index auf 93,9. Beim Menschen ist er im Mittel 103, so dass auch die natürliche Länge der Kondylen unzweideutig die Affennatur des Pithecanthropus dokumentirt.

Noch eine andere Eigenthümlichkeit der Kondylen ist von grösster Bedeutung. Schon die Gebrüder Weber machten darauf aufmerksam, dass der menschliche Kondylus so gebaut ist, dass die lateralen Kniegelenkbänder bei gestrecktem Fuss angespannt werden und so dem Bein im Gelenk einen festen Halt verleihen, dass dagegen bei Beugung des Fusses im Kniegelenk der Radius für die Bänder abnimmt, so dass diese erschlaffen und das Femur sich auf der Tibia verschieben kann. Ich habe nun den geraden Abstand der etwas hinter dem Epikondylus gelegenen Ansatzstelle des lateralen Kniegelenkbandes von der Standfläche bei horizontaler und verticaler Stellung des Femur gemessen. Dabei stellte sich heraus, dass beim Menschen der verticale Abstand grösser ist als der horizontale,

beim Affen dagegen übertrifft der horizontale den verticalen, so dass beim Affen umgekehrt wie beim Menschen die Kniegelenkbänder bei gebeugtem Fusse gespannt sind und der Affe nur bei gebeugtem Kniegelenk eine feste Stütze in diesem hat. Daher kann kein Affe mit gestrecktem Fusse gehen; auch der Gibbon, der in diesem sogenannten aufrechten Gang der grösste Meister ist, geht immer mit gebeugtem Kniegelenk. Das Femur bildet mit der Wirbelsäule einen stumpfen, mit der Tibia einen spitzen Winkel, so dass das Typische des quadrupeden Ganges, die Neigung von Wirbelsäule, Femur und Tibia, beibehalten wird. Beim Menschen dagegen liegen diese drei Stücke so zu sagen in einer Linie, sie bilden unter sich je einen Winkel von 180° und alle drei stehen zur Standfläche senkrecht. Daher hat nur der Mensch einen wirklich aufrechten Gang, kein Affe kann auch nur vorübergehend menschlich aufrecht gehen.

Berechnet man aus den Bandradien einen Index — den horizontalen = 100 gesetzt — so erhebt sich dieser beim Menschen über 100, beim Affen ist er unter 100. Bei Pithecanthropus lässt er sich in der Abbildung nicht genau, aber doch in seinen Schwankungsgrenzen feststellen. Wählen wir am lateralen Kondylus den Epikondylus als Ausgangspunkt der Messung, so wäre die äusserste Grenze des Index 66,7. Dieser Index ist jedenfalls etwas zu nieder, wie auch bei keinem Affen ein so niedriger Index gefunden worden ist. Als entgegengesetzte Grenze erscheint 84,2. Der Index wird also auch im günstigsten Falle 90 nicht überschreiten und wahrscheinlich ca. 80 betragen. Damit aber kann das Femur nur einem Affen angehört haben.

Es gäbe noch einen wesentlichen Unterschied zwischen Menschen- und Affen-Femur in der Torsion. Die Torsion, d. h. die Drehung des Schaftes um seine Längsaxe ist beim Menschen viel stärker, beim Affen viel geringer als bisher angenommen wurde. Doch sind diese Verhältnisse zu complicirt, als dass sie hier in wenigen Worten vorgeführt werden könnten. Auch lässt sich die Abbildung des Pithecanthropus-Femur auf dieses Verhalten hin nicht prüfen.

Die Schiefheit, also der Kondylo-Diaphysenwinkel des Pithecanthropus-Femur ist mit 12° allerdings sehr gross, doch habe ich bei einem Hylobates concolor aus Borneo gleichfalls 11° gemessen.

Wenn wir alles zusammenfassen, so sehen wir beim Pithecanthropus-Femur gerade in den wichtigsten Merkmalen die deutlichen, unverkennbaren Umrisse eines Affen-Femur, und diese Conturenzeichnung liesse sich noch durch weitere Einzelheiten, auf die ich hier nicht mehr eingehen kann, vervollständigen und plastischer gestalten.

Das Pithecanthropus-Femur steht trotz mancher Abweichungen dem Hylobates-Femur am nächsten. Besonders dürfte für die Zugehörigkeit zur Gruppe der Hylobatiden neben der allgemeinen Form entscheidend sein, dass die Schiefheit des Femur nach aussen, also lateral gerichtet ist. Dies ist nur der Fall beim Menschen, bei den Anthropoiden und einem Theil der Hylobatiden. Bei den übrigen Affen ist das Femur umgekehrt nach innen geneigt, die Schiefheit ist eine mediale. Nun ist hier die Anthropoidengruppe ganz ausgeschlossen, also bleiben nur noch die Hylobatiden übrig.

Da das Schädeldach nicht nur seiner allgemeinen Form nach sondern eben mit Rücksicht auf seine bedeutende Grösse sehr gut zu den Hylobatiden passt, so glaube ich, dass im sogenannten Pithecanthropus erectus vielleicht eine neue Species von Hylobates, im höchsten Falle ein neues Genus der Gruppe der Hylobatiden gefunden ist.

Herr Professor Dr. **Klaatsch**-Heidelberg:

Ich möchte nur erklären, dass ich mit dem Herrn Vorredner übereinstimme; im Einzelnen beziehe ich mich auf meine Arbeit: „Der gegenwärtige Stand der Pithecanthropusfrage".

Vorsitzender **Waldeyer:**

Es sind noch zwei Vorträge angemeldet von Dr. Schmelz und Bugiel. Ich frage, ob die Herren nicht vielleicht darauf verzichten wollen, die Vorträge zu halten, eine ausgiebige Darstellung wäre nicht möglich. Wir haben die Vorträge in der Reihenfolge der Anmeldung durchgeführt; diese sind erst nachträglich angemeldet. Wir wollen natürlich, damit Jeder zu seinem Rechte kommt, etwas über die angesetzte Zeit hinaus die Sitzung verlängern. (Unruhe.)

Ich frage aber an, ob die Herren angesichts der vorgerückten Zeit darauf verzichten wollen? — Die Herren sind nicht anwesend.

Mein Vorsitz überträgt sich zum Schlusse an Herrn Freiherrn von Andrian-Werburg.

Vorsitzender Freiherr **von Andrian-Werburg:**

Die Tagesordnung ist erschöpft und das Werk des diesjährigen Congresses vollendet. Ehe wir auseinander gehen, drängt es mich, unseren tiefsten, innigsten Dank Dank auszusprechen Ihrer Königlichen Hoheit und der ganzen Versammlung für ihre ungeschwächte und ausdauernde Theilnahme an unseren diesjährigen, besonders reichhaltigen Sitzungen. Wir erblicken darin eine Bürgschaft, dass die Anregungen und Wirkungen unserer Discussionen auf die sehr rührige Localforschung am Bodensee nicht ohne Einfluss bleiben wird, und dass einer der wichtigsten Zwecke unserer Congresse damit erreicht werden wird. Unser warmer Dank gebührt auch dem Localcomité, und dessen Spitze Herrn Rector Kellermann. Wir empfinden Alle das auf das Lebhafteste, wie herrlich alle seine Dispositionen verlaufen sind, wodurch unsere Anwesenheit in Lindau sich ausserordentlich genussreich gestaltete. Die herzliche Aufnahme, welche wir in allen Kreisen der Bevölkerung Lindaus gefunden haben, wird in unsere Herzen stets tief eingegraben bleiben.

Ich erkläre den Congress für geschlossen.

Der äussere Verlauf der Versammlung.

Im Laufe des 3. September erfolgten die Anmeldungen im Bureau der Local-Geschäftsführung. Sie waren so zahlreich, dass die mit der Ausgabe der Theilnehmerkarten betrauten Herren zeitweilig kaum den Andrang zu bewältigen vermochten. Das noch am Morgen trübe Wetter klärte sich im Laufe des Tages auf und blieb während der ganzen Dauer der Versammlung unausgesetzt schön. Von den Thürmen und Häusern der Stadt flatterten die Fahnen zur Begrüssung der freudig erwarteten Gäste.

Nachdem am Nachmittage Herr Bürgermeister Schützinger in seinem reizenden, an der südwestlichen Ecke der Inselstadt in den See vorspringenden Tusculum die Vorstandschaft der beiden Gesellschaften begrüsst hatte, vereinigte der im festlich geschmückten Theatersaal abgehaltene Empfangs- und Begrüssungsabend die Vertreter und Vertreterinnen der beiden Gesellschaften mit einer grossen Zahl von Gästen aus der einheimischen Bevölkerung.

Im Hintergrunde des Saales, der Bühne gegenüber ragten aus einer Pflanzengruppe hervor die Büsten des Prinzregenten Luitpold von Bayern, sowie die des deutschen und österreichischen Kaisers. Mit dem Festmarsch aus Tannhäuser: „Einzug der Gäste auf der Wartburg“ eröffnete die Musik des 20. Infanterie-Regiments den Festabend, zu dem die Herren Dr. Bever-Lindau und Peters, Kunstmaler aus München, einen Prolog verfasst hatten. Herr Peters hatte dazu einen überaus wirkungsvollen Hintergrund, ein Bild der alten Stadt Lindau, wie sie sich mit ihren Thürmen und hochgiebeligen Häusern von einer nördlich der Stadt gelegenen Schanze aus dem Beschauer darstellt, entworfen. Lindavia (Fräulein Zelida Eibler) in allegorischer Gewandung mit der Mauerkrone auf dem Haupte und dem grünenden Lindenzweig in der Rechten tritt vor und begrüsst die Forscher. Ihr schliessen sich an die Vertreterinnen der übrigen Bodenseestädte, eine Vorarlbergerin (Fräulein Frieda Fessler) in der Tracht der Bregenzer Wäldlerinnen, eine Schweizerin (Frau Hedwig Egg) in der Tracht von St. Gallen, eine Württembergerin (Fräulein Julie Bever) in der Tracht Oberschwabens, eine Badenserin (Fräulein Anna Schmidt) in der Tracht des Schwarzwaldes. Sie alle laden die Festgäste zum Besuche ein, wobei sie miteinander wetteifernd — eine jede in ihrer Mundart — die Vorzüge ihrer Heimath in das richtige Licht zu setzen suchen. Schliesslich schreiten die fünf Vertreterinnen der Bodenseestädte unmittelbar von der Bühne in den Saal herab und vertheilen Blumensträusschen unter die Gäste.

Der Text des Festspieles hatte folgenden Wortlaut:

Aufricht'ge Freude war's, die mich durchdrang,
Als ich erfuhr, dass sich in diesem Jahr'
Deutschland's und Oesterreich's gepriesene Gelehrte
In meinen Mauern „Stell' dich ein“ gegeben.
So sehr's mich freute, ward mir dennoch bang!
— Wie soll ich den Gefühlen Ausdruck geben
Des Dankes für die mir erwies'ne Ehre?
Was kann ich bieten, so berühmter Schaar?

Verzeiht, wenn sich mein Bangen noch vermehrte
Als ich vernahm, dass Ihr der Feste viele
Bei manchen früheren Congressen schon gewohnt.
Was ich vermag, ich will es gerne bieten,
Aufrichtigkeit hat immer sich belohnt.
Darum vernehmt mein ganz bescheiden Bitten:
Steckt der Erwartung nicht zu hohe Ziele!

Ich trete vor Euch hin, Ihr edlen Herrn,
Die Ihr im Schutz' nun meiner Mauern weilet;
Zahlreich herbei geströmt von nah' und fern'
Auf wen'ge Tage leider, denn Ihr eilet
Nach allzu kurzer Rast auf meinem Eiland,
Vom Forschertrieb beschwingt zu neuen Thaten!
Ich trete vor Euch hin, Euch zu begrüssen!
Ihr habt gewiss schon längst errathen,
Wer Euch hier bietet freundschaftlich die Hand,
Liebwerthe Gäste, alle hier zu meinen Füssen!

Ich bin Lindavia, die schaumgeboren'
Aus Bodan's Insel-Dreizahl wohl die grösste;
Und Stolz erfüllet mich, wenn solche Gäste,
Wie diesmal zieh'n durch meine Pforte.
Ihr kamt zum See, dem grössten deutscher Erde,
Und habt mit Recht mich ehrend auserkoren
Als Stätte zum Congress, Beschluss und Rath;
Bin ich ja doch im echtesten Sinn' der Worte
Des schwäbischen Meeres, einz'ge Inselstadt,
Den Wogen abgerungener Besitz
Und erbgesess'ner Bürger freier Sitz!

So grüsse ich Euch denn, Ihr freien Männer,
Gelehrte, Forscher Euch, Euch, die Bekenner
Der freien Wissenschaft, die aus der Erde Schooss
Aufklärendes Erkennen heben
Ueber der Menschheit sich entwickelnd' Loos,
Ihre Geschichte, Werdegang und Leben!
Und dankerfüllten Herzens und mit Freude,
Dass Ihr in diesem Jahr' zu mir gekommen:
Ruf' ich Euch zu: ein herzliches Willkommen!
(Tusch!)

Für Euer Forschen zwar bin ich recht arm, und ohne Beute
Werdet Ihr zieh'n an nachbarliche Küsten,
Wohin zur That Euch reich're Schätze laden;
Wo Ihr gar Manches könnt mit eig'nem Auge schauen,
Was Euch bekannt aus Wort und Bildern zwar.
Und wen zum ersten Mal die Reise führt
Nach uns'res See's abwechselnden Gestaden,
Dem wird sich offenbaren hell und klar,
Der Vor- und Jetztzeit Reichthum dieser Auen.

Nicht fehlt es an Beweisen, dass auch hier
Auf meiner Insel viel umstritt'nem Boden
Manch längst verscholl'nes Leben hat gehaust.
Doch der Geschichte Sturm hat über mich gebraust;
Erkämpfet ward ich oft und oft verloren,
Und ausgebeutet und beraubt der schönsten Zier
Bin ich seit unzählbaren hundert Jahren:
Des dichten Linden-Urwalds Zaubermacht
Wollt' mancher Feind begehrlich sich erschliessen,
(Ich weiss nicht mehr die Namen all' der Schaaren,
Die mich bewohnten, wieder dann verliessen)
Und meiner heil'gen Linden Riesenstämme
Durchfurchten einst, als römische Trieren
Gezimmert, dieses See's empörte Kämme!

Was konnt' besteh'n da im Drang' von solchen Heeren,
Die wie Vernichtung über mich hinweggeeilt?
Ein heidnisch' Bollwerk noch, am Eingang meiner Gassen
Der Fabel gleich, aus altersgrauer Zeit,
Ein Hinderniss beinah' für heutiges Städtethum,
Das sich bestrebt der Neuzeit anzupassen;
Doch blieb' auch dies gelehrter Forschung stumm,
So will ich dennoch schützend mir erhalten
Was sich erbaut für ewige Zeit die Alten!

D'rum hab' ich Recht, wenn ich mich arm Euch nenne.
Doch nein! Glaubt nicht, dass ich verkenne,
Welch' Schönheit mich umgibt in heut'ger Zeit!
Wenn ich bedenke, was aus mir geworden
Und ich den Blick zufrieden lenk' nach Norden,
Da hebt sich stolzerfüllt die freie Brust:
Hier an des grossen, deutschen Reiches Grenze
Halt' ich die Wacht im Süden, und die Kränze
Der Linden schling' ich ein zu dem der Eichen!
Sie beide sind der deutschen Treue Zeichen!

Wenn auch mein Städtchen klein, vergleichbar einer Perle,
Gebettet in der Wellen glitzernd' Rund,
Kann ich hinaus nicht aus den Grenzen streben,
Die mir gesteckt und von Natur gegeben,
Und die ich schützen muss mit Thurm und Schanze,
So bleibt mir doch ein köstlich Eigenthum,
So schön, wie keiner Stadt im ganzen Reiche:
Blickt mich allein nicht an! Schaut auf das Ganze,
Von meines Walles Quadern blickt herum!
Es dehnt der See sich aus in's unermesslich' Weite
Und Oesterreichs Berge und die Schweizer Zinken,
Sie grüssen Euch mit freundschaftlichem Winken!

Ihr kamt zu mir — ich weiss und will es nie vergessen —
Doch nehme ich die Ehre nicht allein
Für mich in Anspruch, glaubt, es wär' vermessen,
Wollt' ich verkennen Eurer Reise Ziel.
Dem Bodensee, all seinen Uferlanden
Gilt Euer Kommen. Mit gleich freudigem Gefühl
Erwarten sie, wie ich, die lieben Gäste.
Und Kundschaft sandt' ich aus von diesem Feste,
Das mit mir auch den Schwestern ward zu Theil.
Ich hab' die Städte all', wo Bodan's Wellen stranden
Hierher gebeten, und sie kommen alle,
Euch Gruss und Handschlag bietend, dankerfüllt!

Wir alle sind ja Einem Stamm' entsprossen,
Und nennen uns mit Recht verwandte Blutsgenossen;
Wir blicken alle auf dieselben Ahnen:
Die früheren Herrn der Gegend, die Alamannen.
Und deren Sprache, deren alte Sitten,
Sie herrschen heut' in uns'ren Ländern noch;
Und jede von uns hält in Ehren hoch
Was wir gemeinsam, tapfer uns erstritten. — —
Wie auch die Zukunft ferner mit uns schalte,
Wir ehren als ein heilig' Unterpfand das Alte!
Dort kommt die Bregenz schon in schmucker Tracht
Als Bregenz-Wäldlerin hat sie sich schön gemacht.
(Bregenz tritt von links auf.)

(Zur Bregenz:)

Wie freu' ich mich, dass Du zuerst gekommen,
Um Deinen Landsleuten zu sagen Dein Willkommen.
(Sie begrüssen sich herzlich.)

Bregenz (in der Tracht des Bregenzer Waldes):
Grüass Gott, Grüass Gott und nehmet mir's nit übel
I kumm daher in miner Landestracht.
Nit vu der Stadt am See alloa, soll i Eu' grüasse,
Der ganz' Wald vu Breagez, bis zu Füasse
Des Arlberg's, Montavun und alle mine Gaue
Sie hättet gern die Grüass' selber bracht.
I' aber bring' als Bötin aller hüt
De Grüass an alle, die i hier erschaue —
Und b'sunders mine oagna Landeslüt,
Die us der Donaustadt daher sin kumma,
Hoass i als Oestrichäre am Bodesee willkumma!
Jo mei, i soll Eu vieles sage,
Gar manche Botschaft is mir uftrage!
Do will i mi so guat als geht beschränke
Und um der erste Pflicht glei zu gedenke,
Bitt i Euch, die Ihr hier beisamme alle,
Kummet o zu mir, hinüber über'n See;
Es is so nah! Ihr seahnet mi Ufer döt vom Walle.

Gär mancher Schatz liegt döt in mine Mura
Die oa Jahrtused spurlos überduret,
I Sammlung und Museum is es ufg'stellt,
Und wer ka säge, was der Bode no enthält!?
Kümmet hi und grabet us, Ihr könnet no viel hebe
Us mines Stadtbezirkes tiefem Grund.
— I ka mit viel antike Schätze prunke,
Denn gär a n' alte Welt liegt unter mir versunke.

Der Römer scho liess mine Mura baue
Des Drusus Strassezüg' könnt Ihr hüt no' schaue,
Wo früher Celte, Rhätier, Alamanne
Die alte Götterschaar verehrt mit Opferflamma,
Bis später döt, wo hüt min Städtle liegt
A fromma Mönch Aurelia's Kirchle baute
Und neuer Glaube altes Heidethum besiegt. —
Und was könnt' i verzöle no us spät'rer Zit!
Vom Hunnekrieg, vom Strit mit Appezell und mit de Schwede,
Bim Stamm der Montfort und manch edlem Geschlecht
Könnt i verwile jetzt mit Fug und Recht!
Vom Alterthum, vom Mittelalter könnt i rede.
— Bi jedem Schritt stosst Oes uf sine Spur! —
Oes wissts dös Alles und müasset vergebe
Wenn i, um mi z'rühme, es verzählt.

Doch mine Grüass wäret halbe Botschaft nur;
Verneahmet no mi hoffnungsvolles Bitte':
Kümmt hi no Oestrich sei's nur für wenig Stunde
Nachdem Oes hier in Freundschaft Euch z'sammg'funde.
(Unterdessen nähert sich die Schweiz in St. Gallener Tracht der Gruppe.)

Lindavia:
Nun liebe Schwester! gib das Wort der dritten
Genossin unseres Bund's, die sich zu uns gesellt
(indem sie die Schweiz begrüsst)
Am reichsten bist wohl Du an interessanten Schätzen
Aus uns'rem Kreis, und Deinem Rufe folgen
Anthropologen sicherlich mit ganz besond'rer Freude.

Bregenz (in's Wort fallend):
Mi freut's, dass Du i Dinem Hoametskleide
Wie n-i jetzt zu dem Fest' bist kumme.
Dass si die Lindau so hat usser putzt
(mit leiser Ironie)
Und si na idealem Schnitt hat zuag'stutzt,
Derf us nit wundere, liebe Schwizare!
Der Lauf der Zit hot ihr die Tracht halt gnumme.

Lindavia:
Ja Du hast Recht, so sehr es mich betrübt.
— Ein Schelm, der über seine Kräfte gibt —
Kaum hat sich hier die alte Tracht erhalten,
Fast Niemand trägt sie mehr, ganz selten uns're Alten.
Und wenn ich allegorisch bin erschienen,
Geschah's, der Feier feierlich zu dienen.

Schweiz:
Gott grüezi allimitenand!
I bringe d'Schwizer Grüess mit übere
Vo all de Cantöni, die de See begrenzid,
Ihr gsiend dört hine mine Ufer glänze,
I wenig Stunde treit a Schiff Eu hi.
Wie n-i erfahre ha, Ihr Herre, hend Ihr im Sinn
Noch g'schehener Arbet hie, zu üs in d'Schwiz

Zu de bekannte Orte alter Zit ge z'reise;
Und die schö Absicht lönd mi preise.

Do nöt allei de Herre gilt min Gruess,
Di so zalrich hie versammelt wie no je.
Ihr schöne Fraue! Euer will i denke,
Die Ihr üs d'Ehr von Eurem Bsuach tüend schenke,
Eu gilt min Gruass der „Frau von Auvernier"
Und au de Chuss aus altersgrauer Zite
Söll i de jugendliche Neuzit unterbreite.

Ihr liebe Gäst, wenn Ihr denn zue's chömet
Zu Eure Studie uf heitre Forscherfahrt,
Will i landiwärts Eure Schritt begleite.
Chönd mit is Herz vo üsere schöne Bergeshöhe,
Die Eu dort winket us de blaue Wite.
Jo, tägwis braucht i, wöt i all das verzelle
Was die Chantöni: Thurgi, Appezell, St. Galle
Und Züri, jedem von Eu biete chönet,
Sei's welle Zwig von Eure Wissenschaft er pflegt,
Doch sebe, die ihr Augemerk verlegt
Vor Allem uf die prähistorische Sache'
Die werdet g'wüess mit ganz apparter Lust
Mit mir die Reis' an Zürisee no mache.
Und's „Schwizersbild", wem is das unbekannt —
Und säg i no, um mine Schätz' z'besinge
Von dene interessante Funde i der Höhle vo Thayinge,
So düt i bloss au a die unzählbare Reihe
Der G'schichte, di i lobend nenne chönt.
Doch um Eu nöd jez scho all's z'verrathe, end' i.
Erlaubt zum Schluss no, dass i Dank Eu säg,
Dass Ihr der Schwiz wönd widme e paar frohe Täg.
(Constanz und Friedrichshafen kommen von rechts.)

Lindavia:

Seht hin! Dort kommt, um uns'ren Kreis zu schliessen
Noch Constanz und die Württembergerin.

(alle den Ankommenden entgegen)

Herbei, herbei! und schliesst den Reigen.

Constanz (in der Tracht der Schwarzwäldlerin):

Uech Herrelüt us'm Dütschland und us Oestrich
Bigrüesset Chonstanz, herzlich sit willchommen
Im bad'sche Ländli als treue alti Fründe!
Wir Schwesterstädt am schöne Bodesee
Mer alli hent e riesegrossi Freud g'ha,
Wie's g'heissa hett: d'Antbropologe choment!
Drum loost und merket auf, was i verchünde:
Zue Chonstanz dört git's menge Churzwyl z'finde
So g'lehrti Herrn wie Ihr, die schnüffelets scho usi.
Im „Rosegarte" git's gar wundersame Sächli
Us alli Winkel hent mer's zemitreit.
Jo frili! jo! Vom Seegrund usig'schöpfet!
Dort hett vor langer Zit a Donndersvolch
Sy Dörfli süberli auf Pfähl na'gsetzet
Inmittst vo Sumpf und Schmelche zom Pläsir
Ohn' älli furcht vor Rimatis und Pfnüsel!
Von selli Fischlüt chönnt Ihr sehn zue Chonstanz
D' ganzi Husrat, Chaffetass' und Bohna,
Meng g'malti Töpf und alti G'wand und Plunder. —
Und isch nit au de Chlosterchilg auf Reichenau
E grossi Raretät? Die Heidelöcher dört
Am untere See und's Fürschteschloss, die Mainau,
Wo üsere liebe Here sy Volch regiert?
Doch meng von Ich send b'sunders wönderfitzig,
Hent rüstige Bein trotz Studi sich biwahret,
Ich geb Ich guetn Rath, bisuacht den Hohentwil
Vom ganzi Untersee wird sell das Schönste sy!

Friederichshafen (in der Tracht der Schwäbin):
(der Constanz erregt in's Wort fallend):

Verzeih mer Conschtanz, des kann i nit leide,
Willscht Du mit fremde Fedre di bekleide.
Der Twiel, am Bodesee die einz'ge Veschte,
G'heirt mir, ischt württebergisch Oige
Willscht Du am See mir nehme no das Beschte?
Wenn Deine Aerm' de Twiel au ganz umfasse
Kann i Dir sell G'schloss doch nit überlasse,
Der Hohetwiel isch mei, de Scheffel magscht behalte!

(Zum Auditorium.)

Am ärmschte bin wol i an rare Gegeschtände,
Die selle Herre au intressire könnte.
Doch noi! Mer hent ja gnua so Flecke,
So prähischterische! mit altem Gruscht und Boinle
Und Scherbe umanand. Mer derfs nur finde.
Sell isch ebe d'Hauptsach'! Z'Schusseried der Förschter —
Der Ma had's kenna. Ganze Rennthierle
Mitsammt die Hörnle hat er aus der Erd' 'rauszoge:
Sell isch g'wiss wahr und koineswegs verloge.
G'schwätzt han i jetzt gnua uud will nit weiter mache.
Z' Friedrichshafe hent mer e Museum
Voll altem Zuig's und wunderliche Sache
Doo ganget na und lueget's selber an. —
S'ischt ifach Aelles, was i biete kann.

Lindavia:

Nun Schwestern, lasset Eu'ren Wettstreit ruh'n.
Ein' Jede pries und lobte, was sie hat
Nun folget freundlich meinem guten Rath:
Gebt Euch die Hände; schliesst das Freundschaftsband.

(Alle reichen sich die Hände und bilden einen Halbkreis mit Lindavia in der Mitte, Schweiz und Bregenz ihr zur Rechten, Constanz und Friedrichshafen zur Linken.)

Zum Parterre:

Seht hier ein allegorisch Bild vom Uferland
Des schönen Sees, zu dem Ihr hergekommen
Und lasset nochmals Euch zu Aller Nutz und Frommen
Zurufen: Unser herzliches Willkommen!

Alle Fünf:

Willkommen, Willkommen! (Tusch vom Orchester.)

Das wohlgelungene Spiel der lieblichen Mädchengestalten erweckte bei allen Hörern eine fröhliche Feststimmung und fand reichen Beifall.

Als Hausherr begrüsste sodann Herr Bürgermeister Schützinger die Versammlung. Ihm erwiderte dankend Herr Geheimrath Waldeyer mit einem Hoch auf Lindau und auf alle Uferbewohner. Die Regimentsmusik und der Liederkranz Lindau trugen das Ihrige zur Verschönerung des Abends bei.

Montag, den 4. September, um 8 Uhr Morgens erfolgte in einzelnen Gruppen ein Rundgang durch die Stadt, sowie die Besichtigung ihrer hervorragendsten Sehenswürdigkeiten. Geöffnet waren das städtische Museum, die Stadtbibliothek, das Archiv, die von Lochner'sche Sammlung, sowie eine improvisirte ethnographische Ausstellung, zu welcher mehrere Einwohner Lindaus das von ihren Reisen in's Ausland mitgebrachte, zum Theil sehr werthvolle Material geliefert hatten.

Um 9 Uhr begann im grossen Rathhaussaal die Eröffnungssitzung, welche Ihre K. Hoheit Prinzessin

Therese von Bayern in Begleitung ihrer Hofdame Gräfin Oberndorff und des Generaladjutanten Sr. K. Hoheit des Prinzregenten Excellenz Freiherrn v. Branca durch ihre Anwesenheit beehrte. Als Vertreter des Cultusministers Herrn v. Landmann und des Regierungspräsidenten von Schwaben Herrn v. Lermann nahm der kgl. Regierungsdirector Edler v. Braun an der Versammlung Theil. Der geräumige Saal konnte kaum die Theilnehmer fassen. Die Verhandlungen dauerten bis 12½ Uhr. Da 33 Vorträge angemeldet waren, so wurde, abweichend vom Programm, eine Nachmittagssitzung von 2 bis 4 Uhr eingeschoben.

Um 5 Uhr fand im Saale des „Bayerischen Hofes" das Festessen statt, an dem sich 140 Herren und Damen betheiligten. Das Essen war vorzüglich und die Stimmung sehr animirt. Grosse Heiterkeit erweckte die „Speisfolg", welche Herr Dr. Bever „zu Nutz und Frommen der teutschen Pfahlbawren" verfasst hatte. Der erste Toast galt dem Prinzregenten Luitpold von Bayern, welchem der Präsident der Wiener anthropologischen Gesellschaft, Herr Ministerialrath Dr. Freiherr v. Andrian-Werburg, ein begeistert aufgenommenes Hoch ausbrachte. Ihm folgte der Vorsitzende der Deutschen anthropologischen Gesellschaft mit einem ebenso grossen Anklang erregenden Hoch auf die beiden verbündeten und befreundeten Kaiser, Wilhelm II. und Franz Joseph I. Jubelnde Zustimmung fand Herr Hofrath Brunner-Wien, der Prinzessin Therese feierte. Herr Geheimrath Virchow und Herr Hofrath Dr. Toldt führten der Versammlung die Geschichte und gemeinschaftliche Arbeit der beiden anthropologischen Gesellschaften in folgenden Reden vor:

Herr **R. Virchow:**

Hochverehrte Anwesende! Die Herren des Vorstandes haben mir den ungemein ehrenvollen Auftrag ertheilt, bei dieser Gelegenheit einen Toast auszubringen. Da ich ein sehr altes Mitglied der Wiener Gesellschaft bin und, wenn ich an sie zurückdenke, vielerlei Menschengeschlechter an mir vorüberziehen, so dürfen Sie es mir nicht verübeln, wenn ich auch ein wenig weiter aushole, als die Herren Vorredner gethan haben. Ich kann nicht bei den Lebenden stehen bleiben, um das auszudrücken, was ich ausdrücken möchte; da ich vielleicht nie mehr in der Lage sein könnte, müssen Sie mich heute entschuldigen.

Was unsere Gesellschaft vielfach geleitet hat, das war das eigenthümliche Verhältniss, in das wir auf dem Wege rein wissenschaftlicher Forschung und Arbeit mit unseren österreichischen Collegen gekommen sind, ein internationales Verhältniss, welches über die Grenzen einer Gesellschaft hinausgeht, wofür wir kein statutarisches Recht haben, sondern für das wir eine Berechtigung nur aus unseren Herzen schöpfen. Wenn wir die österreichischen Collegen willkommen heissen, so zwingt uns nichts, das zu thun, wir würden auch ohne das allen Pflichten der Höflichkeit und Nachbarschaft genügen können, aber ich muss sagen, ich würde jede Zusammenkunft dieser Art für eine verfehlte, ja für eine verderbliche halten, in der wir uns nicht etwas näher kämen und in der wir nicht von Herzen zu Herzen sprechen könnten. (Bravo!) Als die deutsche Gesellschaft gegründet wurde, — es war die Zeit, als überhaupt die anthropologischen Gesellschaften entstanden, eine nach der anderen, — da war auch in Oesterreich das Bedürfniss vorhanden; mein sehr verehrter Freund Rokitansky wurde an die Spitze gestellt. Es war ein sonderbares Zusammentreffen, dass gerade wir beiden, die beide Professoren der pathologischen Anatomie auf deutschem Gebiete waren, auch die ersten Schritte auf dem Wege der neuen anthropologischen Wissenschaft zu leiten berufen wurden. Es gab eine Zeit, wo dieses Ereigniss als ein Motiv der Zwietracht aufgefasst wurde; man rief: hie Rokitansky, da Virchow, das seien zwei streitende Kräfte, die gegen einander arbeiten würden und müssten. Ich kann jetzt auf das Zeugniss der Geschichte zurückweisen, für Rokitansky und für mich, keiner von uns hat den Kriegspfad einschlagen, wir haben die Axt, welche vergraben lag, nicht ausgegraben, im Gegentheil, wir haben uns, jeder für sich bemüht, aus jeder der beiden Gesellschaften, der Wiener wie der Berliner, etwas Gutes und Selbständiges zu machen. Und das, muss ich noch jetzt sagen, ist eines der besten Dinge gewesen, die wir gethan haben, dass wir nicht von vorneherein auf den verschwommenen Gedanken kamen, gleich eine internationale Gesellschaft zu bilden. Wir liessen jedem sein Recht, jeder konnte thun, was er wollte, jedem wurde gesagt, mache das Beste, was Du kannst, und dann wurde sofort drauf los gearbeitet, ohne Eifersucht, ohne uns zu schaden, ohne uns Knüppel zwischen die Beine zu werfen, im Gegentheil, wir haben uns recht geholfen, wir sind ziemlich vorwärts gekommen, und die gesammte Wissenschaft hat, wie ich denke, noch nie so grosse Vortheile gehabt, wie durch dieses Zusammenarbeiten der beiden Gesellschaften. Ich wüsste kein Beispiel aus der Geschichte der neueren Wissenschaft, wo zwei Gesellschaften so sehr nach einem Ziele gesucht und gearbeitet haben. Dazu gehört allerdings mehr als die blosse Arbeit, es gehört immer ein Stück Herz dazu; man muss auch mit den Leuten näher zusammenkommen, man muss sich empfinden als Freund, Helfer, Genossen und nicht bloss als allgemeinen Arbeiter, der auch auf dem Wege zieht, wo die vielen Arbeiter sind und wo die endliche Belohnung erst auf dem Wege einer internationalen Verständigung zu Stande kommt; im Gegentheil, wir waren immer auf dem Wege, das Beste zu suchen und uns Freude zu machen. Ich kann wohl sagen, dass alle die Männer, die wir nach und nach in Oesterreich an die Spitze treten sahen, von demselben Geiste auch uns gegenüber beseelt waren. Als nach Rokitansky Hochstetter kam, da, darf ich wohl sagen, gab es Niemand, dem wir mit grösserer Hochachtung begegnet sind und dem wir mehr unsere Verehrung kund gethan haben wie Hochstetter; wir haben dieses Gefühl auf die ganze Familie übertragen, wir sind immer noch mit ihnen, wie zu demselben Stamme Gehörige. Dann kam Herr von Hauer, der uns unmittelbar näher trat, wie Hochstetter. Ich weiss nicht, ob er jemals auf einem unserer internationalen Feste gefehlt hat, ich glaube, er war bis zuletzt auf unseren Festen anwesend. Er hat geholfen, dass das Wiener Hofmuseum so herausgewachsen ist und eine so gewaltige Bedeutung bekommen hat. Wir haben keinen unmittelbaren Antheil daran, das muss ich zugestehen, aber dass unsere Gesellschaft so ganz ohne Einfluss gewesen ist, dass es so geworden ist, wie es geworden ist, möchte ich auch nicht zugestehen; wir waren gleichsam die consultirenden Aerzte dabei, wir haben guten Rath gegeben an den Orten, wo die Forschungen stattfanden, und ich kann sagen, dass wir die ganze Entwickelung der österreichischen Archäologie und Anthropologie mitgemacht haben, wie wenn wir wirklich ein Theil derselben gewesen wären. Als nun endlich Baron Andrian

in unseren Vorstand eintrat, war auch äusserlich ein Zeichen gegeben, dass innerhalb der Gesellschaft völlige Einheit bestehen solle. Das kommt so alles vor meinen Geist, wenn ich jetzt zurückdenke und mich frage, wie weit dies auf den gesammten Gang der wissenschaftlichen Entwickelung in Europa einen Einfluss geübt hat. Da darf ich wohl sagen, dass keine zwei Staaten existiren — ich will von den skandinavischen nicht sprechen, da sie räumlich zu weit entfernt sind — keine anderen zwei, welche in so regelmässigem Arbeitstempo neben einander hergegangen sind. Nun ich freue mich, dass jetzt, obwohl inzwischen ziemlich grosse Veränderungen gerade in der Wiener anthropologischen Gesellschaft stattgefunden haben, über deren inneren Zusammenhang wir kein Urtheil haben und auch nicht haben wollen, ich freue mich, dass wir trotz dieser Veränderungen heute wieder aus dem grossen, schönen Oesterreich und Ungarn so werthe Freunde unter uns sehen. Ich habe in der That das Bedürfniss, das noch einmal auszusprechen, vor Ihnen sowohl wie vor ganz Europa, wie absolut nothwendig es ist, daran zu erinnern, dass dieses Bündniss, das wir Aelteren geschlossen, das wir so lange fortgeführt haben und das wir als ein ausserordentlich werthvolles ansahen, nicht wieder verloren gehen darf. Sollten wir nicht mehr sein, meine Herren, dann, denke ich, müssen Sie dafür sorgen, dass ein Ersatz dafür an diese Stelle kommt, aber nicht ein Ersatz, der daran erinnert, dass er nicht ganz dazu gehört, sondern ein homogener, entsprechender, vollkommen compensirender Ersatz. (Bravo!) Wenn sie den haben, dann können Sie auch versichert sein, dass die deutsch-österreichische Anthropologie noch lange an der Spitze der Arbeiten bleiben wird. Wir haben ein so grosses Gebiet. Wir haben einen der besten Zeugen dafür unter uns, der im Augenblick überhaupt in Europa existirt, unseren Freund aus Stockholm, der uns immer wieder mit seinen Besuchen beehrt; er findet hier immer die zärtlichsten Freunde. Wenn er nach Hause kommt, findet er einen kleineren Kreis arbeitender Leute, sowohl auf dem specifisch archäologischen Gebiete, wie auf dem naturwissenschaftlichen. Was unseren Kreis besonders auszeichnet, ist doch der Umstand, dass wir über eine so grosse Zahl arbeitsfähiger Elemente disponiren können, dass wir, wohin wir kommen, nur zuzugreifen brauchen und immer gleich die besten Männer auf unsere Seite ziehen. So wird es bei uns sicherlich bleiben, und desshalb freue ich mich, meinen verehrten Freunden gegenüber sagen zu können, wie wir uns alle herzlichst freuen, wenn wir dieses gemeinsame Arbeiten mit den österreichischen Freunden unseren Nachfolgern werden übergeben können.

Wir sind nun am Ende dieses Jahrhunderts; was das neue bringen wird, weiss ich nicht, wir wünschen sehr, dass wir in unserem Kreise den Frieden erhalten möchten, wir brauchen ihn. (Bravo!) Ohne Frieden können wir nichts machen; wir können Menschen todtschlagen, ihre Krankheiten untersuchen, wir können ihre Reste in Sammlungen aufstellen, aber eigentliche Forschung ist doch unmöglich in einem Krieg führenden Volke. Da wir es nicht nöthig haben, Krieg zu führen, da wir Frieden haben können, so sage ich auch, wir wollen alles daran setzen, jedes Element des Unfriedens zu beseitigen und, so weit wir es unter uns zu Stande bringen können, die wahren Freunde von den falschen zu scheiden und in das neue Jahrhundert hinübergehen mit dem unverbrüchlichen Gelöbniss, dass wir auch unseren Nachfolgern die Pflicht auferlegen, in freundlichem Verkehr und im Dienste der Wissenschaft zu bleiben. Das ist es, was ich heute noch einmal aussprechen wollte; ich freue mich, es ausgesprochen zu haben. Unsere Freunde aus Oesterreich mögen leben hoch! (Allgemeiner Zuspruch!)

Herr Hofrath Dr. **Toldt**-Wien:

Meine Damen und Herren! Für die ebenso erhebenden wie zu Herzen gehenden Worte, welche der Altmeister unserer Wissenschaft eben gesprochen hat, sage ich ihm zunächst für seine Person unseren herzlichsten Dank und gebe ihm zugleich das Versprechen, dass wir Oesterreicher und namentlich wir österreichischen Deutschen, so weit an uns ist, es nicht fehlen lassen werden, die alten Bande der Freundschaft, welche uns mit Deutschland verknüpfen, aufrecht zu erhalten für alle Zeiten. (Bravo!)

Wenn eine deutsche und eine österreichische Gesellschaft zusammenkommen, um Wissenschaft zu treiben, so thun sie es nicht so, wie ab und zu etwa unsere Nachbarn nach Osten und nach Norden; wir treiben keine Politik, wir bespiegeln uns nicht in nationalem Selbstbewusstsein, sondern wir pflegen Wissenschaft, wir kommen zusammen, um unsere Gedanken auszutauschen, um dadurch unsere Arbeiten zu befruchten, ihnen neue Erfolge zu sichern. Das ist es, was unseren Congressen im Allgemeinen und speciell auch den anthropologischen eine grosse Werthschätzung in Deutschland erobert hat. Das anerkennt auch unser Volk, es anerkennen es die Deutschen in den weitesten Kreisen. Ein Beweis dafür ist es wohl, dass man allerorts unseren Congressen mit der grössten Aufmerksamkeit entgegenkommt, ja dass man unsere Arbeit möglichst zu erleichtern und zu fördern sucht und uns auch nach gethaner Arbeit eine Erheiterung und Erfrischung unseres Gemüthes gewährt und uns Gelegenheit gibt zu fröhlichem Austausch unserer Herzens- und Gemüthsempfindungen. Das war überall der Fall, aber so wie in Lindau, so direct hat man uns noch niemals in unseren Arbeiten gefördert. Es ist Ihnen wohl erinnerlich, wie wir gestern aus ebenso schönem wie beredtem Munde gehört haben, wo wir alte Scherben finden, wo wir Eisen- und Bronzegeräthe ausgraben können, kurz wo wir das ganze Rüstzeug herzunehmen hätten, welches die Grundlage unserer Arbeit ist; das wollen wir nicht umsonst gehört haben, wir wollen die gegebenen Anregungen möglichst für unsere Wissenschaft ausnützen. Aber wenn wir auch lange wieder von Lindau fort sein werden, noch nach vielen Jahren, werden wir uns erinnern des liebenswürdigen Empfanges, welchen wir hier gefunden und der Personen, welchen wir hier begegnet sind, wir werden uns mit grossem Vergnügen erinnern an die gemeinsam zugebrachten ernsten und heiteren Stunden; und nicht zuletzt werden es die Erfolge und Resultate unserer Berathungen sein, welche uns immer wieder an Lindau erinnern werden. Denn ich glaube, dass jeder Erfolg, welchen ein solcher Congress mit sich bringt, wie die Physiologen sagen, ein Localzeichen an sich trägt, welches gegeben ist, einerseits durch die Personen, andererseits aber durch die Umgebung, durch die örtlichen Verhältnisse; und diese Localzeichen, welche unsere Wissenschaft in ihren Annalen verzeichnen wird, werden fortdauern und werden auch unseren Nachkommen noch als Zeugschaft dienen für die schönen Tage, die wir hier verlebt haben, die uns hier bereitet worden sind durch das freundliche und liebenswürdige Entgegenkommen der ganzen Bevölkerung Lindaus, durch die Reize der herrlichen Gegend, welche auf uns wirken, wenn wir unser Auge nach irgend einer

Seite hinwenden. Ich glaube, wir haben keine bessere Wahl zum Orte unserer diesmaligen Zusammenkunft treffen können als Lindau. Unser Dank kann daher der Stadt Lindau nicht fehlen, und ich fordere die Herren auf, diesen Dank dadurch zum Ausdruck zu bringen, dass wir die Stadt Lindau hochleben lassen, Sie lebe hoch! (Allgemeiner Zuspruch!)

Herr Bürgermeister Schützinger gedachte zuerst in launiger Weise einer alten Lindauer Verordnung, welche das Zutrinken verbot, hob dann aber vor Allem das nationale Moment hervor, welches in der gemeinschaftlichen Tagung der beiden Gesellschaften zum Ausdruck komme. Er sprach seine Freude darüber aus, dass das kleine Lindau zur Congressstadt gewählt wurde und brachte ein Hoch auf die Deutsche anthropologische Gesellschaft aus. Der fremden Gäste gedachte Herr Geheimrath Fritsch-Berlin, worauf Herr Director Schmeltz-Leyden dankend erwiderte und dem Altmeister der Anthropologie, Herrn Geheimrath Virchow, ein Hoch ausbrachte. Den anwesenden Damen huldigte Herr Professor Fraas-Stuttgart, der Abwesenden gedachte Herr Pfarrer Wolfart-Lindau, indem er darauf aufmerksam machte, dass die jedem Gedeck beigegebene Postkarte mit der Ansicht von Lindau im Jahre 1620 dazu bestimmt sei, den Lieben in der Heimath Nachricht zu geben, dass man auch ihrer gedacht habe. — Nach dem Festessen begaben sich viele Festtheilnehmer zu zwangloser Unterhaltung in den Schützengarten, wo die Regimentsmusik concertirte und zeitweilig bengalische Feuer das dichte Laubwerk der Bäume abwechselnd mit grünem und rotem Lichte durchfluteten.

Dienstag, den 5. September, Früh 8—9 Uhr fand die erste Geschäftssitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft statt. Hierauf folgte von 9—12½ Uhr die zweite gemeinsame Sitzung. Während das Gros der Theilnehmer im Hotel Reutemann ein gemeinschaftliches Mittagessen hielt, war auf Villa Amsee bei Ihrer K. Hoheit Prinzessin Therese Hoftafel, zu welcher die Vorstandschaft der beiden Gesellschaften, Gräfin Oberndorff, Excellenz Freiherr von Branca, Edler von Braun, Professor Montelius-Stockholm, Fräulein Mestorf-Kiel, und die Vorstände des Localcomités Lindau geladen waren. Während der Tafel concertirte die Regimentsmusik im Garten der Villa. Ihre K. Hoheit trank auf das Gedeihen der beiden Gesellschaften.

Der Nachmittag war zu einem Ausfluge auf den Hoyerberg bestimmt. Man besichtigte zuerst einen am Fusse des Hoyerberges gelegenen Torkel, eine jener vermuthlich nach altrömischem Muster aus mächtigen Eichenstämmen gebauten Weinpressen, deren urwüchsige, alle Eisentheile ausschliessende Construction auf ein sehr hohes Alter schliessen lässt. Herr Professor Gruber-Freiburg hatte die Güte, die Wirkungsweise des in Gang gesetzten Torkels zu erläutern und aus grossen alterthümlichen Zinnkrügen Hoyerberger Schillerwein credenzen zu lassen, der trefflich mundete und manches über den Seewein bestehende Vorurtheil zu beseitigen geeignet war. Der Gipfel des Hoyerberges war bald erstiegen. Dort bewunderte man von dem Thurme des die Höhe krönenden Schlösschens der Familie Gruber die umfassende über das mit Reben und Obstbäumen bedeckte Hügelland der nächsten Umgebung, über die Stadt Lindau und über See und Gebirge in weite Ferne sich erstreckende Rundsicht. Nach kurzer Rast in der hübsch gelegenen Hoyerburg-Wirthschaft wanderte man zum Lindenhof, dessen ausgedehnte Parkanlagen mit ihren herrlich entwickelten fremden Coniferen und Laubhölzern an die üppige Pracht der Villengärten an den oberitalienischen Seen erinnern. Herr Professor Gruber machte in liebenswürdiger Weise den Führer. Im nahen Garten des Bades Schachen erwartete man, während die Regimentsmusik concertirte, den Einbruch der Nacht. Ausser den Congresstheilnehmern hatten sich viele Bewohner von Lindau und Umgebung eingefunden; auch Ihre K. Hoheit Prinzessin Therese war erschienen. Um 8 Uhr verkündeten Böllerschüsse den Beginn der für den Abend projectirten Illumination des Seeufers. Drei Dampfer standen zur Beförderung der grossen Menschenmenge zur Verfügung. Der letzte Dampfer wurde von Prinzessin Therese und den Congressmitgliedern bestiegen. Als sich die Schiffe in Bewegung setzten, bot sich den Passagieren ein bezaubernder Anblick. Ueber den ganzen, die Stadt mit dem Lande verbindenden 600 m langen Eisenbahndamm und über die Bastionen der Stadt zog sich eine zusammenhängende Feuerlinie, welche sich am Lande mit wenigen Unterbrechungen bis über Schachen hinaus fortsetzte. Die alten Mauerthürme der Stadt, „Diebsthurm“ und „Pulverthurm“ erstrahlten in rotem Lichte. Von den Villen zeichnete sich vor Allem diejenige des Herrn Gutsbesitzers Näher durch prachtvolle Beleuchtung aus. Am grossartigsten, ja geradezu feenhaft war der Anblick, als man sich unter den Klängen des grossen Zapfenstreiches der Hafeneinfahrt von Lindau näherte und nun das deutsche Venedig in reichem farbigen Lichterglanze heran zu schwimmen schien. Auf dem Hafenplatze drängte sich eine vielköpfige, schaulustige Menge, welche die Ankommenden mit Hochrufen empfing, während von der nahen Römerschanze die Böller krachten. Ein Feuerwerk, welches auf einem der grossen Schleppkähne im Hafen abgebrannt und von den Congresstheilnehmern von der oberen Terasse und den Balkonen des „Bayerischen Hofes“ besichtigt wurde, bildete den Schluss.

Der folgende Tag, Mittwoch der 6. September, war einem Besuche von Bregenz und Dornbirn gewidmet. Der reich beflaggte österreichische Salondampfer Kaiserin Maria Theresia brachte die Theilnehmer um 8 Uhr 20 Minuten Morgens in die festlich geschmückte Hauptstadt Vorarlbergs. Im Hafen wurden die Gäste von dem K. K. Statthaltereirath Herrn Grafen Huyn, Herrn Stadtrath Schneider und anderen Mitgliedern der Stadtvertretung und dem Museumsvorstand, Herrn K. Rath Jenny, empfangen und zunächst in das Landesmuseum geleitet, dessen reiche, vorwiegend aus der Zeit des alten Brigantium stammende Schätze von Herrn Jenny erläutert wurden. Nach eingehender Besichtigung des Museums zerstreute man sich; ein Theil der Festtheilnehmer wandte sich dem Gebhardsberge zu, um von seiner Höhe den Ausblick über die an seinem Fusse liegende Stadt, über den See, das weite Rheinthal und den stolzen Kranz der Berge zu geniessen; ein anderer Theil nahm in Forsters Biergarten ein kleines Frühstück und besuchte die städtischen Anlagen in halber Höhe des Gebhardsberges.

Um 12 Uhr Mittags versammelten sich Alle zum gemeinsamen Mittagtisch im Gasthause zur Krone, dessen Saal mit Pflanzen und den Büsten des Kaisers Franz Joseph I. und Wilhelm II. geschmückt war. Als Chef der politischen Behörde begrüsste Herr Graf Huyn, in Vertretung des erkrankten Bürgermeisters Herr Stadtrath Dr. Schneider die Gäste. Der Letztere gab seiner Freude darüber Ausdruck, dass die beiden anthropologischen Gesellschaften so innig verbunden seien, und sprach den Wunsch aus, dass die culturellen und

wissenschaftlichen Beziehungen Deutschlands und Oesterreichs immer fester geknüpft werden. Sein begeistert aufgenommenes Hoch galt den beiden Gesellschaften. Herr Geheimrath Waldeyer dankte im Namen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft für den herzlichen Empfang und brachte ein Hoch auf Vorarlberg und die gute alte Stadt Bregenz aus. Der österreichische Gesandte in München, Herr Graf Zichy zog einen humoristischen Vergleich zwischen den Anwohnern des Bodensees in der Pfahlbauzeit und in der Gegenwart. Sein Hoch galt Herrn Geheimrath Virchow. Dieser dankte und toastete auf die internationale Wissenschaft, welche zum allmählichen Verschwinden der politischen Gegensätze wesentlich beitrage. Herr Oberzollrath Kaiser-Lindau dankte Namens der Localgeschäftsführung für die freundliche Aufnahme und Unterstützung und brachte ein Hoch aus auf die guten Beziehungen zwischen Lindau und Bregenz. Nachdem noch Herr Professor Ranke den um die anthropologische Wissenschaft hoch verdienten K. Rath Herrn Jenny für seine liebenswürdige Führung gedankt hatte, begab man sich zum Bahnhof, um nach Dornbirn zu fahren. Dort gegen 3 Uhr angekommen, wurden die Festtheilnehmer von Herrn Bürgermeister Dr. Waibel, Herrn Fabrikbesitzer Victor Hämmerle und anderen Mitgliedern der Gemeindeverwaltung empfangen und zu den für die Fahrt in's Gütle in genügender Zahl bereit gestellten Wagen geleitet. Dort besichtigte man die Rappenlochschlucht, eine enge, wildromantische Klamm, welche die Dornbirner Ach tief in den anstehenden Kalkfelsen eingeschnitten hat, ferner den Staufensee, eine durch eine mächtige Quermauer zu industriellen Zwecken aufgestaute Wasseransammlung, deren waldumrahmte Fläche zu der schaurig wilden Klamm in lieblichem Gegensatze steht. Die Führung durch die Rappenlochschlucht und über das Elektrizitätswerk hinaus, welches, in tiefer Waldeinsamkeit gelegen, Dornbirn mit elektrischer Kraft versieht, übernahm Herr Victor Hämmerle, der durch Felssprengungen und durch Stege und Treppen die Klamm zugänglich gemacht hat. In das Gütle zurückgekehrt, nahm man in dem Garten der Herrn Hämmerle gehörigen Restauration Erfrischungen ein und trat gegen Abend die Rückfahrt nach Dornbirn an, wo sich in dem dem Bahnhof gegenüber gelegenen Biergarten von Weiss die Gäste noch einmal versammelten. Herr Professor Ranke dankte Allen, die den Verlauf des Nachmittags zu einem so schönen gemacht hatten, insbesondere Herrn Fabrikbesitzer Hämmerle und brachte ein Hoch auf ihn und Dornbirn aus. Herr Bürgermeister Waibel erwiderte dankend. Ein Theil der Festtheilnehmer unterbrach die Heimfahrt in Bregenz, um in den mit Lampions gezierten Seeanlagen, wo die Lindauer Regimentsmusik spielte, einem Gondelfest beizuwohnen. Herr Geheimrath Waldeyer richtete vom Musikpavillon Worte wärmster Anerkennung an die Bewohner von Bregenz. Die letzten Theilnehmer kehrten um 11 Uhr nach Lindau zurück.

Donnerstag Früh 8—9 Uhr hielt die Deutsche anthropologische Gesellschaft ihre zweite Geschäftssitzung ab, welcher von 9—1 Uhr die letzte gemeinschaftliche Sitzung folgte. Bei der gemeinschaftlichen Mittagstafel im „Bayerischen Hof" hielt Herr Hofrath Brunner-Wien einen Rückblick über den Verlauf der Versammlung, wobei er unter grossem Beifall die vortrefflichen Beziehungen zwischen der ganzen Lindauer Bevölkerung und den Anthropologen hervorhob und den unauslöschlichen Erinnerungen an Lindau sein Glas weihte. Namens der Stadtgemeinde dankte Herr Bürgermeister Schützinger und brachte auf den immer engeren Zusammenschluss der Deutschen und Oesterreichischen anthropologischen Gesellschaft und auf das Blühen und Gedeihen der beiden Gesellschaften ein Hoch aus.

Nachmittags 3 1/2 Uhr erfolgte auf dem festlich beflaggten Salondampfer Rupprecht als Extraschiff ein Ausflug nach Friedrichshafen, an welchem sich zahlreiche Damen und Herren betheiligten. Vor Schloss Montfort wurde der dort anwesenden Prinzessin Luise von Preussen, während das Schiff möglichst nahe mit verminderter Geschwindigkeit vorbeifuhr, dadurch eine Ovation gebracht, dass die Musik die preussische Nationalhymne spielte. In Friedrichshafen wurden die Gäste durch Herrn Stadtschultheiss Schmid, Museumsvorstand Breunlin und andere Herren der Stadtvertretung begrüsst. Man besichtigte das Museum des Bodenseegeschichtsvereines, welches eine zwar kleine, aber wohlgeordnete und zweckmässig aufgestellte Sammlung von Funden aus der Pfahlbauzeit enthält; sodann wandte man sich dem herrlich gelegenen königlichen Schlosse und Schlossgarten zu, deren Besichtigung die kgl. Schlossverwaltung gütigst gestattet hatte. Im Kurhausgarten am See fand man sich wieder zusammen. Als wollten See und Gebirge noch einmal alle ihre Reize entfalten, so zeigte sich der erstere in erhabener Ruhe bei herrlicher Abendbeleuchtung und die lange Kette der Alpen vom Säntis und der Scesaplana bis hinüber zu den Allgäuer Bergen hob sich wunderbar scharf von dem wolkenlosen Himmel ab. Zu dem ganzen Stimmungsbilde passten trefflich die Klänge der Regimentsmusik. Am beifälligsten wurde aufgenommen Thürings „Auf der Wacht", wobei ein einzelner Trompeter auf einem Nachen im See das Echo bildete. Herr Stadtschultheiss Schmid begrüsste die Gäste. Ihm erwiderte Herr Geheimrath Virchow in längerer Rede.

Herr **R. Virchow:**

Hochverehrte Herren aus Schwaben! Ich gehöre zu den alten Bewunderern des Bodensees; ich glaube, es vergeht sehr selten ein Jahr, wo ich nicht irgendwo am Bodensee einmal lebendig werde, und wenn ich mich noch so lange am Leben erhalten habe, so habe ich es dem Umstand zugeschrieben, dass ich in unseren Versammlungen immer neue Lebenskraft in mich aufgenommen habe. (Bravo!) Und da ich wieder einen neuen äusseren Grund dazu habe, so verspreche ich, dass es auch nicht das letzte Mal sein soll, wo ich die Luft von Friedrichshafen einer genaueren Prüfung unterziehe. Es ist ziemlich lange her, als ich hier zum ersten Mal in ähnlicher Fahrt, wie diesmal, in die württembergischen Gaue einzog; das war bei Gelegenheit der Tübinger Naturforscherversammlung, einem Ereigniss, von dem Sie vielleicht aus der Chronik gehört haben. Ich erinnere mich lebhaft, in ganz Württemberg war damals eine ausgezeichnete Hopfenernte und Alles war voll von Hopfenranken und Guirlanden, wir wurden sehr freundlich empfangen. Das Bier war noch nicht so gut wie hier, das kann ich bezeugen, aber wir tranken es doch mit Vergnügen. Als ich in der ersten Sitzung der Naturforscherversammlung aufpasste, was es Neues gäbe, da kam plötzlich ein mir unbekannter Mann, der damals noch jung und kräftig war, und er fing an, uns von allerlei sonderbaren Dingen zu erzählen, die in den württembergischen Bergen steckten, von Höhlen, die darin waren, und von Thierresten, die sich da vorfanden; er brachte eine grosse zusammenhängende Geschichte vor, die uns ganz bezauberte. Wir haben dieser Tage ziemlich viel von Rhinoceros und Mammuth ge-

sprochen; damals war es zum ersten Mal, dass uns diese Thiere aus württembergischen Lande entgegentraten, und zwar sogleich in einer höchst vollkommenen Gestalt. Der Vortragende war ein junger Theologe, ein Mann, der in Blaubeuren seine Erziehung erlangt und von dem man gehofft hatte, dass er einmal so ein kleiner württembergischer Papst werden würde, indess er ist in diesem Gange nicht lange fortgeschritten, er wurde immer mehr Naturforscher und ist der Schöpfer geworden einer Schule von ausgezeichneten Forschern, welche alle die vorweltliche Zeit zum Gegenstand ihrer Untersuchungen machten und auf deren Untersuchungen hin wir eigentlich erst in das praktische Leben der prähistorischen Anthropologie eingetreten sind. Das war unser unvergesslicher Fraas. (Bravo!) Ich habe seitdem manches Decennium mit ihm gearbeitet, wir haben oft genug ihn unter uns gehabt, er war wiederholt auch im Norden. Es ist mir unvergesslich, namentlich jetzt, wo wir in Preussen wieder einen neuen Cultusminister aus Westfalen beziehen werden, dass auch Fraas einmal in der Stadt Münster erschien und sagte, da bin ich in Münster, das ist die berühmte schwarze Gesellschaft, die man da zusammen findet. So arbeitete er eine ganze Zeit lang fort, dass die ganze schwarze Gesellschaft von Münster höchst aufgebracht wurde und wir nahe an einem inneren Bürgerkrieg waren. Das war eine der schönsten Leistungen von Fraas. Wir entschlossen uns auch, Mammuth zu suchen, megalithische Monumente frei zu legen. Es gibt jetzt keinen Alterthumsforscher mehr in Deutschland, von dem man sagen kann, dass er nicht den Weg ginge, den Fraas uns gehen gelernt hat, den Weg, den wir recht eigentlich den schwäbischen nennen können. Nun, ich verspreche, dass ich meinerseits mich bemühen werde, diese Ehrung des schwäbischen Namens in unserer Gesellschaft möglichst zu erhalten. Wir sind von diesem Gesichtspunkte aus, das darf ich wohl besonders hervorheben, auch von grossem Einfluss gewesen auf die Entwickelung der Dinge da drüben, auf der anderen Seite des Sees; Alles was seit der Renthierzeit in der Schweiz geschaffen worden ist, hat seinen Ausgangspunkt genommen von dieser Periode her. Fraas selbst war immer mit thätig, bei jeder Untersuchung dieser Art war er mit voran; von ihm haben wir gelernt, wie man das machen muss, und wenn wir nicht ebenso glücklich gewesen sind, wie er, so darf ich zur Entschuldigung anführen, dass er das Beste vorweggenommen hatte. Aber ich will auch nicht leugnen, dass sein Scharfsinn und seine Beobachtungsfähigkeit grösser waren, wie die unserigen. Zur Milderung dieses Urtheils wird es beitragen, dass einer der jüngsten Nachfolger uns gemeldet hat, dass er wieder in dem alten Loch, in dem auch der alte Fraas gesessen hat, gegraben hat, und dass wieder einige Stücke und neue Knochen gefunden worden sind, wieder von derselben Arbeit und Verzierung, wie sie damals festgestellt worden sind. Sie sehen, so alt wie wir auch allmählich geworden sind, wir haben immer noch etwas von der Frische der ersten schwäbischen Periode conservirt und wenn Sie uns so zahlreich zusammengekommen sehen, zahlreicher wie an anderen Orten, so will ich es dem Umstande zuschreiben, dass wir hier gewissermaassen zu unserer Geburtsstelle zurückgekehrt sind und wir von hier aus die neuen Kräfte suchen, die wir, wie einst Antäus, durch die Berührung mit der Muttererde wieder zu gewinnen hoffen. Wir werden zurückkehren und den Ruhm von hier in alle Lande tragen, und wenn wieder grosse Entdeckungen gemacht werden, so möge der schwäbische Weg und die Erinnerung an die schwäbischen Männer hochgehalten werden, und wir mögen immer wieder eine neue glückliche Jugend finden, eine Jugend, mit der glücklichen Forschungsgabe der Alten begabt. Schwaben lebe hoch!

Herr Professor Ranke gedachte noch einmal der unvergesslich schönen Tage in Lindau, dankte im Namen der beiden Gesellschaften Allen, welche zum Gelingen des Anthropologencongresses beigetragen, und schloss seine Ansprache mit einem Hoch auf den Localgeschäftsführer Herrn Rector Kellermann und seine Familie.

Unter Vorantritt der Musik trat man den Rückweg zum Hafen an. Um 7 Uhr Abends nahm man Abschied von dem gastlichen Friedrichshafen. Auf der fröhlichen Heimfahrt stimmten viele Festtheilnehmer das Lied „Deutschland, Deutschland über Alles“ an und die Lindauer und Lindauerinnen sangen das alte „Lindau hoch“! So hatte auch bei diesem gelehrten Congresse die Liebe zur Heimath das letzte Wort. Als der Dampfer auf die Höhe von Schachen kam, erstrahlte der Pulverthurm wiederum im bengalischen Lichte und ebenso der Hafen bei der Einfahrt. Mit herzlicher allgemeiner Verabschiedung schloss die Versammlung. Ihre locale Färbung hatte sie erhalten durch die insulare Lage der Stadt hart an der Grenze mehrerer Länder, in einer an Naturschönheiten reichen Gegend, durch die Betheiligung der gelehrten bayerischen Prinzessin Therese und durch die herzliche Antheilnahme der gesammten Bevölkerung von Lindau und zahlreicher Bewohner der benachbarten Städte.

Am anderen Morgen begab sich ein grosser Theil der Gelehrten mit ihren Damen zu einem privaten Besuche in die Schweiz.

So endigte die dritte gemeinsame Versammlung der Wiener und der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, welche sich nach jeder Richtung würdig an die beiden vorausgegangenen, an die in Wien und Innsbruck, anreihen darf. Sowohl die wissenschaftlichen Arbeiten als das der Versammlung gebotene Studienmaterial war von hervorragendem Werthe und der Congress erhielt durch die allgemeine, freundliche und freudige Theilnahme der Gesammtbevölkerung des schönen Lindau sein besonderes Gepräge.

Es sei gestattet, hier all den Dank, welchen wir der Gesammtbevölkerung Lindaus schulden, zusammen zu fassen, indem wir Ihren hauptsächlichsten Vertretern: Herrn Bürgermeister Schützinger und Herrn Rector Dr. Kellermann es noch einmal aussprechen, dass all das, was Sie für uns gethan und gesorgt haben, auf das Vortrefflichste gelungen ist.

Ausflug nach der Schweiz.

Nach dem officiellen Schluss der Lindauer Versammlung am 7. September unternahm eine Anzahl der Theilnehmer noch einen privaten Besuch in die Schweiz. Die Liste der Theilnehmer (s. auch S. 68 und 69) ist folgende:

v. Andrian, Wien.
Auerbach, Berlin.
Bartels M., Berlin.
Beltz, Schwerin.
Birkner, München.
Bouchal, Wien.
Eidam, Gunzenhausen.
Förtsch, Halle a/S.
Frauer, Triest.
Götz, Neustrelitz.
Grempler, Breslau.
Hagen mit Frau, Frankfurt a/M.
Hein mit Frau, Wien.
Helm mit Frau, Danzig.
Hopf, Plochingen.
Klaatsch, Heidelberg.
Köhl mit Frau, Worms.
Methner, Breslau.
Montelius, Stockholm.
Much M., Wien.
Nessel mit Tochter, Hagnau i/E.
Olshausen, Berlin.
Ranke J., München.
Scheidemantel, Nürnberg.
Schlemm Julie, Fräulein, Berlin.
Schmeltz mit Frau, Leyden.
Schmidt E. mit Frau, Leipzig.
Sökeland mit Frau u. Schwester, Berlin.
Szombathy, Wien.
Virchow R. mit Frau und Tochter, Berlin.
Voss, Berlin.
Waldeyer, Berlin.
Weismann mit Tochter, München.
Wirsching, Velburg.
Zechlin, Salzwedel.
Zunz, Frankfurt a/M.

Wetzikon-Robenhausen.

Das erste Ziel des Ausfluges war Wetzikon und der bei diesem in der Geschichte der prähistorischen Forschung berühmten Orte gelegenen Pfahlbau von Robenhausen.

Die Gesellschaft war schon Monate vor ihrem Zusammentritte in Lindau von dem auf dem Gebiete der schweizerischen Pfahlbauforschung so verdienten Herrn Messikommer sen., Ehrendoctor der Universität Zürich, eingeladen worden. Herr Dr. Messikommer hatte auf dem Moorgrund von Robenhausen eine grössere Pfahlbauhütte ausgeschachtet und demonstrirte die Stellung der Doppelpfähle und den ehemaligen aus gespaltenen Stämmen hergestellten Hüttenboden. In dem Schlamme fanden sich allerlei Culturreste, worunter besonders die von Pflanzen, Getreidekörner und anderes, die Aufmerksamkeit der Forscher in Anspruch nahm. Mehrfach wurde es ausgesprochen, dass diese Ausgrabung eine Pfahlbauniederlassung in mustergiltiger Weise den Beschauern demonstrirte und sich würdig den von Herrn Dr. Messikommer im Jahre 1877 bei Frauenfeld-Niederwyl der anthropologischen Gesellschaft vorgeführten Ausgrabungen angeschlossen hat.

Die Gesellschaft war in Wetzikon von der Antiquarischen Gesellschaft und deren Ehrenpräsidenten Herrn Dr. Messikommer auf das Freundlichste aufgenommen worden. Ein animirt verlaufenes gemeinsames Essen in schön geschmückten Räumen hatte den Anfang gemacht. Nach dem Essen fuhr die Gesellschaft mit den von den Herren in Wetzikon auf das Freundlichste zur Verfügung gestellten Equipagen an die Stelle der Ausgrabung.

Ein Theil der Gesellschaft hat dann noch unter der sachkundigen Leitung des Herrn Privatdocenten Dr. Heierli aus Zürich das nahegelegene Römercastell bei Irgenhausen besucht.

Zum Schlusse vereinigte sich noch die Gesellschaft in Wetzikon in den schönen Festräumen zu gemüthlichem Zusammensein und noch einmal wurde der Dank für die freundliche Aufnahme der Antiquarischen Gesellschaft und deren Ehrenpräsidenten Herrn Dr. Messikommer ausgesprochen. Möge letzterer noch lange trotz seiner Jahre jugendfrisch für die Wissenschaft und für Wetzikon thätig sein.

Das Wetter hatte gut ausgehalten und der Eisenbahnzug, der um 5 Uhr 18 Minuten nach Zürich abging, führt uns der schönsten Bergaussicht entgegen.

Zürich.

In Zürich war die ganze Gesellschaft durch Vermittelung des Verkehrsbureau in dem mustergiltigen schweizerischen Hotel ersten Ranges Bellevue (F. A. Pohl) untergebracht. Den Schluss des Tages bildete eine gemeinschaftliche Zusammenkunft der Theilnehmer des Ausfluges mit den Züricher Freunden und Collegen beim Dolder. Leider war das Wetter inzwischen ungünstig geworden und der Blick von der schönen die Stadt beherrschenden Höhe zeigte nichts als die grossstädtische Beleuchtung und den Lichterglanz der Ufer des Sees.

Samstag, der 9. September, war dem Besuch und dem Studium des Schweizerischen Landesmuseums gewidmet, ein allseitig bewundertes Institut, welches den vollen Ueberblick über die Culturentwickelung der Schweiz in urgeschichtlichen und geschichtlichen Beziehungen bietet. Das Directorium (Herr Director Dr. H. Angst) hatte in der dankenswerthesten Weise für sachkundige Führung der Gäste, ja sogar für deren leibliche Stärkung durch ein Frühstück gesorgt.

Auf eine nähere Beschreibung des Museums braucht hier nicht eingegangen zu werden, da ja in der klassischen „Festgabe auf die Eröffnung des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich am 25. Juni 1898“ eine eingehende Darstellung des Museums und seiner reichen Schätze vorliegt.

Herr Conservator R. Ulrich, welcher den leider auf einer Dienstreise abwesenden Director vertrat, machte den Besuchern die prähistorische Abtheilung, welche vor Allem deren Interesse erregte, in anerkennendster Weise zugänglich. Er selbst demonstrirte der Gesellschaft, an welche sich auch der berühmte Anatom und Anthropologe Sir W. Turner-Edinburgh angeschlossen hatte, die vorgeschichtlichen Metallperioden, so weit die in dem Museum ausgestellten Funde aus Landansiedelungen und Gräbern stammen. Indem durch die Art der Aufstellung der Gräberfunde alles örtlich und zeitlich Zusammengehörige auch neben einander zur Ansicht dargeboten wird, werden manche früheren Ansichten über die Möglichkeit der Datirung der Funde und Fundstücke auf das Wesentlichste verändert und berichtigt. Die wichtigen Funde von Molinazzo-Arbedo und Castione bei Bellinzona sind in der oben erwähnten Festgabe beschrieben und auch die Funde aus dem Gräberfelde von Cerinasca-Arbedo sind mittlerweile im „Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde“ 1899, Nr. 3, S. 109—125, Tafel VII, VIII und IX von H. Ulrich mitgetheilt worden.

Die Pfahlbautensammlung Dr. Ferdinand Keller's, welche den Ausgang und die Grundlage der gesammten Pfahlbauforschung bildet, kommt in dem Museum, in den lichten Räumen, in den hellen, nicht über Mannsgrösse hohen Schänken vortrefflich zur Wirkung. Herr Privatdocent Dr. Heierli verstand es, in Kürze auch für die weniger Eingeweihten ein anschauliches Bild der Pfahlbautencultur bei der Demonstration der Sammlung zu entwerfen.

Ueberraschend und besonders wichtig ist die Ergänzung, welche die Pfahlbautenfunde durch die Entdeckung der so viel älteren aufeinander folgenden Cul-

turschichten des Schweizersbildes erfahren haben. Die Funde von Herrn Dr. Nüesch, welche derselbe unter Mitwirkung verschiedener Fachautoritäten der Herren A. Bächtold, J. Früh, A. Gutzwiller, A. Hedinger, J. Kollmann, J. Meister, A. Nehring, A. Penck, O. Schötensack, Th. Studer in dem ausgezeichneten Werke „Das Schweizersbild, eine Niederlassung aus paläolithischer und neolithischer Zeit", Zürich 1896, publicirt hat, sind in einer Uebersichtlichkeit und Genauigkeit aufgestellt, wie es bisher in anderen Museen nicht erreicht worden ist. Herr Dr. Nüesch und seine liebenswürdige Frau und Mithelferin bei der Ausgrabung und Conservirung der Funde demonstrirten diese eingehend und ernteten den allgemeinen Dank und die Anerkennung für diese Bereicherung unserer Kenntnisse der frühen Urgeschichte des Menschen.

Nach einem Festessen im Hotel Bellevue begab sich die Gesellschaft in das Polytechnicum zu den von den Herren Stebler, Schröter, Hartwich, Martin und Keller speciell für die Gäste ausgestellten Sammlungen.

1. Herr Dr. Stebler, Director der eidgenössischen Samencontrolstation, demonstrirte eine interessante Sammlung schweizerischer Ethnographica besonders die merkwürdigen Tesseln mit Hauszeichen aus dem Wallis, die Scala mit einer Art einfacher und doppelter Buchführung aus Sennereien Graubündens und anderer schweizerischer Gegenden, eine Sammlung, welche für die Kenntniss und das Verständniss volksthümlicher Gebrauchsgegenstände, besonders der Eigenthümerzeichen und ihre Verbindung zu Rechnungszwecken, von hohem Werthe ist.

2. Herr Professor Dr. C. Schröter[1]) demonstrirte die prähistorische Sammlung des botanischen Museums des Polytechnicums, bestehend aus folgenden Serien:

I. Prähistorische Pflanzenreste:

1. Recente Vergleichsobjecte zur Bestimmung prähistorischer Sämereien, namentlich künstlich verkohlte Getreideproben.

2. Prähistorische Pflanzenreste aus der Schweiz, darunter die Originalsammlung von Oswald Heer, welche seiner Bearbeitung der Pflanzen der Pfahlbauten zu Grunde gelegen hat.

3. Pflanzenreste von der neolithischen Ansiedelung in Butmir in Bosnien.

4. Pflanzenreste von der neolithischen Station von Klein-Czernosek bei Lobositz in Böhmen.

5. Pflanzenreste aus einer Höhle bei Lutzmannstein in der bayerischen Oberpfalz (ältere Hallstattperiode).

II. Beweismaterialien für die natürliche (nicht durch Menschenhand bearbeitete) Gestaltung der sog. „Wetzikonstäbe".

III. Biberstöcke aus der Schweiz.

1. Von Bibern zugespitzter und an die Fläche angenagter Weisstannenast aus den Schieferkohlen von Zell in Canton Luzern (Dr. Messikommer).

2. Von Bibern zugespitzter Fichtenast aus dem Torfmoor von Unterwetzikon, Canton Zürich (Dr. Messikommer).

[1]) Prof. Schröter erbietet sich zur Bestimmung prähistorischer Pflanzenreste, sowie zum Tausche mit solchen. Er ist für jeden Beitrag zur Vervollständigung obiger Sammlungen dankbar.

3. Herr Professor Hartwich hatte aus der pharmakognostischen Sammlung des Polytechnicums Geräthe zum Gebrauche von Genussmitteln und diese selbst, nebst den sie liefernden Pflanzen etc. ausgestellt: 1. Geräthe zum Matétrinken aus Chile und Argentinien aus Kürbissen, aus Silber und Porcellan, die ersten theilweise von den Eingeborenen mit eingebrannten und eingeritzten Ornamenten versehen, die dazu gehörigen Saugröhren (Bombillas) von Rohr mit angeflochtenen Körbchen, von Silber und von Neusilber, letztere von europäischer Arbeit. 2. Geräthe zur Bereitung des Kava-Kavatrankes von Samoa mit zum Trinken benutzten Cocosbechern. 3. Geräthe zur Herstellung und Aufbewahrung des Betel aus Vorderindien, Java und Malacca aus Bronze, Bambusgeflecht mit Lacküberzug etc. etc., mit den zum Zerkleinern der Arecanüsse dienenden Zangen, Dosen zur Aufbewahrung des als Zusatz beim Betelkauen gebrauchten Kalkes, ferner in grösserer Anzahl die verwendeten Ingredienzien: Arecanüsse, Betelblätter, Gambir und verschiedene Zusätze: Früchte einer Piperacee, Fenchel etc. 4. In besonderer Reichhaltigkeit Opium, die Geräthe zu seiner Gewinnung aus der Pflanze aus Bulgarien, ferner die Geräthe zur Herstellung des Rauchopiums (Tschaudu) aus dem rohen Opium aus China und die Geräthe zum Opiumrauchen selbst aus China, Californien, Java, Persien, Bulgarien. Dazu kamen Darstellungen von Opiumrauchern, über die Production und den Verbrauch des Opiums, Karten etc.

4. Herr Professor R. Martin hatte einen Theil seiner im Innern der malayischen Halbinsel gesammelten, den Sennoi zugehörigen Objecte ausgestellt. Die Objecte betrafen hauptsächlich die Gegenstände des individuellen Besitzes und Hausstandes: Blasrohr mit Köcher und Pfeilen, Schmuck und Kleidungsstücke. Ausserdem hatte er von seiner Reise in Burma noch einige Votivtafeln mit Buddhabildnissen, die er in alten Pagoden Pagans ausgegraben, ausgestellt. Eine wissenschaftliche Bearbeitung aller dieser Objecte steht bevor.

5. Herr Professor Dr. C. Keller demonstrirte in der landwirthschaftlichen Abtheilung des Polytechnicums die Sammlung von Hausthier-Resten, welche auf seine Anregung bei den jüngsten Ausgrabungen in Vindonissa angelegt wurde. Dieselben ermöglichen einen genaueren Einblick in die Zusammensetzung der Rassen während der helvetisch-römischen Periode. Sie vermitteln die Hausthierfauna der Pfahlbauten mit der modernen Hausthierwelt.

„Bemerkenswerth erscheint, dass zur Römerzeit in der Schweiz neben dem Torfhund der Pfahlbauten und einem Windhund ein grosser, doggenartiger Hund auftritt, welcher offenbar die Stammform der Bernhardinerhunde abgibt. Diese Dogge ist in einem vollständigen Schädel erhalten, daneben auch auf Lampen bildlich sehr getreu dargestellt. Von zahmen Schweinen ist das Torfschwein der Pfahlbauten stark vertreten. Die Pferdereste weisen durchweg auf ein leicht gebautes, orientalisches Pferd.

„Schaf und Ziege sind häufig in Resten erhalten, von ersterem konnten drei Rassen nachgewiesen werden, nämlich die Torfrasse, die hornlose Rasse und eine grosshörnige Rasse, die weit häufiger ist als zur Bronzezeit. Die Rinderreste gehören drei Rassen an. Das Torfrind ist noch häufig; im Amphitheater von Vindonissa fanden sich daneben Knochen und Hornzapfen der Primigeniusrasse vor. Das Frontosusrind scheint vollkommen zu fehlen, dagegen liess sich eine

grosse Brachycephalus-Rasse nachweisen, die später zurückgedrängt wurde und heute nur noch in den südlichen Thälern des Wallis erhalten ist. Das Huhn, von dem sich mehrfach Reste auffinden liessen, ist offenbar durch die römischen Colonisten in Helvetien eingeführt worden.

Inzwischen ist über die demonstrirten Hausthierreste eine Dissertation mit guten Abbildungen: H. Krämer, Die Hausthierfunde von Vindonissa mit Ausblicken in die Rassenzucht des classischen Alterthums erschienen. —

Am Abend zerstreute sich die Gesellschaft. Das ungünstige Wetter machte die freundliche Einladung des Herrn Professor Dr. R. Martin zu einem Bierabend in seinem Garten unmöglich, so dass er nur einen Theil der Gesellschaft in sein Haus einladen konnte, die übrigen fanden sich bei den in musikalischen Kreisen geschätzten populären Concerten in den Räumen der Thonhalle zusammen.

Der Sonntag, der 10. September, war zu Ausflügen und Besichtigungen nach Wahl bestimmt. Das Wetter war nicht einladend, so dass ein Theil der Gesellschaft den Vormittag mit Fortsetzung der Studien im Landesmuseum und mit Besichtigungen in der Stadt zubrachte und nur ein kleinerer Kreis betheiligte sich an dem von Herrn Privatdocenten Dr. Heierli geleiteten interessanten Ausflug nach dem römischen Vindonissa, an dem Bahnhofe Brugg von dem Vorstande der Antiquarischen Gesellschaft des Städtchens in freundlichster Weise empfangen und geführt. Aus den Ausgrabungsresultaten hatte schon Herr Dr. Otto Hauser bei dem Besuch in Wetzikon eine prachtvoll ornamentirte römische Silberpfanne vorgezeigt. Das Interesse der physischen Anthropologen wurde durch die in der Klosterkirche von Königsfelden befindlichen Skelete der bei Sempach gefallenen österreichischen Ritter erregt.

Die in Zürich verlebten Stunden waren genussreiche Momente voll reicher wissenschaftlicher Anregung und freundlichen collegialen Verkehrs, welche den Theilnehmern in stets dankbarer Erinnerung bleiben werden.

Biel.

Montag, den 11. September, erfolgte der programmmässige Ausflug nach Biel zum Besuche und Studium des Museums Schwab. Herr Dr. Lanz jun., der Sohn des hochverdienten Directors des Museums Schwab Herr Dr. Lanz sen. hatte die Einladung der Stadt und des Museums nach Zürich überbracht und auch von unserem hochverehrten Freunde Dr. Gross-Neuveville war schon vor längerer Zeit eine Einladung erfolgt.

Bei der Ankunft wurden die Theilnehmer an dem Ausfluge von Herrn Dr. Lanz jun. und den Vertreter des Museums und Verkehrsbureaus herzlich empfangen und durch die schönen Anlagen der Stadt nach dem Museum Schwab geleitet. Dort begrüsste die Gäste Herr Dr. Lanz sen. und in der Vorhalle war zur allgemeinen Freude ein schmackhaftes Frühstück aufgestellt, dem nach den Strapazen der Fahrt eifrig zugesprochen wurde.

Dem Museum Schwab wurde ein lebhaftes Interesse entgegengebracht, enthält dasselbe doch einen grossen Theil der ersten und Hauptfunde aus dem Fundort La Tène, auf welche die Unterscheidung und Benennung einer wichtigen prähistorischen Culturperiode gegründet worden ist.

Zum Mittagessen brachte die Drahtseilbahn die Gesellschaft nach dem schönen 900 m hoch gelegenen klimatischen Kurorte Magglingen. Leider war die schöne Gegend grossentheils in Nebel gehüllt, doch war der Blick auf den See mit seinen berühmten Fundstellen frei. Herr Dr. Gross, der durch Krankheit in der Familie abgehalten war, versprach telephonisch sein Erscheinen in Bern.

Ein Gang durch die schöne und historisch interessante Stadt machte den Schluss. Voll herzlichen Dankes wurde Abschied genommen von den neu gewonnenen Freunden, unter denen namentlich der Gesellschaft der wie ein Patriarch über das Museum Schwab waltende Dr. Lanz sen. und sein für die prähistorische Forschung nicht weniger begeisterte Sohn einen unvergesslichen Eindruck hinterlassen haben.

Auf der Fahrt zwischen Biel und Bern unternahmen noch einige der Theilnehmer unter Führung des Herrn Dr. Lanz jun. einen Ausflug auf den Jensberg zur Besichtigung des Refugiums „Knebelburg", des frisch aufgedeckten „Keltenwalles" und des „Eingangsthores des römischen Petinesca", ein Ausflug, welcher eine einstündige Fusstour durch schöne Wälder erheischte.

Bern.

Um 6 Uhr traf die Reisegesellschaft in Bern ein und wurde durch das dortige Verkehrsbureau in den beiden Hotels ersten Ranges, Bernerhof und Bellevue untergebracht.

Die Gelegenheit soll nicht vorüber gehen, ohne den Schweizer Verkehrsbureau's hier den öffentlichen Dank auszusprechen für die zuvorkommende Art, mit welcher sie den Wünschen der Gesellschaft entgegen gekommen sind. Obwohl die Gesellschaft keinen Reisemarschall hatte, wurde durch diese Bureaus auf briefliche Mittheilung in bester Weise für Unterkommen gesorgt, was umsomehr anzuerkennen ist, da die Reisesaison noch nicht abgelaufen war.

Obgleich der Regen in Strömen fiel, war die Ankunft in der durch ihre schöne Lage ausgezeichneten Bundeshauptstadt der Schweiz hocherfreulich durch den Blick von der Eisenbahnbrücke auf das tief eingerissene Thal des Flusses, den Anblick des grossartigen Bahnhofes, aber vor Allem durch die liebenswürdige Begrüssung, die uns gleich beim Verlassen des Zuges durch die Delegation der Vereine Berns, die Herren Professor Dr. Studer und Dr. E. von Fellenberg zu Theil wurde.

Bald versammelte man sich wieder zu geselligem Verein in dem Foyer des Gesellschaftshauses, wo sich zum Empfang der Gäste eingefunden hatten:

Herr Regierungsrath Dr. Gobat, Director der Erziehung als Vertreter des Regierungsrathes und Präsident der Aufsichtscommission des historischen Museums; der Director des historischen Museums Herr Kasser, Adjunct des Directors Herr Dr. F. Thorman, Custos Herr E. von Jenner.

Von der Aufsichtscommission des Museums waren vertreten die Herren: Dr. Edm. von Fellenberg, Dr. G. Wyss, Architekt E. von Rodt, Monsignore Pfarrer Jakob Stammler, päpstlicher Kammerherr, Professor Dr. F. Vetter, Professor Dr. Studer.

Vom Gemeinderath der Stadt: Herr Professor Dr. J. H. Graf.

Vom Bürgerrath der Stadt: Herr Amédé von Muralt, Präsident der Bürgergemeinde.

Von der Universität die Herren: Professor Dr. H. Strasser (Anatomie), Conrector, Professor Dr. E. Pflüger (Ophthalmologie), Professor Dr. Onken (Nationalökonomie), Professor Dr. Stein (Philosophie).

Von dem Medicinisch-pharmaceut. Bezirksverein die Herren: Professor Dr. Jadasson, Präsident, Dr. Deucher, Dr. E. Dutoit, Spitalarzt.

Von der Historischen Gesellschaft die Herren: Professor Dr. E. Blösch, Präsident, Professor Dr. v. Mülinen, Secretär.

Von der Geographischen Gesellschaft die Herren: Consul Häfliger, P. Haller.

Vom Verkehrsverein die Herren: Ph. Thorman, Dr. Thiessing, Journalist.

Herr Regierungsrath Dr. Gobat hielt eine Begrüssungsansprache, welche der Vorsitzende der Deutschen anthropologischen Gesellschaft Herr Geheimrath Waldeyer erwiderte. Erst spät trennte sich die Gesellschaft, nachdem Herr Professor Dr. Stein für den nächsten Tag zum Lunch auf seiner Villa eingeladen hatte.

Schon um 8 Uhr versammelte sich am Dienstag, den 12. September, die Gesellschaft wieder in den Räumen des neuen historischen Museums von Bern, welches durch die äussere Schönheit seines Gebäudecomplexes, wie durch helle und schöne Ausstellungsräume und die darin aufgestellten reichen Schätze allgemeine Bewunderung erregte. Die Sammlung beginnt, wie die des Landesmuseums in Zürich, mit der prähistorischen Abtheilung, in welcher die Pfahlbaureste und die reichen Funde von La Tène, das besondere Interesse der Forscher erregten. Ein Unicum ist die grosse Sammlung von noch mit den wohlerhaltenen alten Griffen und Stielen montirten Steinwaffen und Geräthen. Es ist unmöglich, in Kürze über die Fülle der werthvollen Sammlung einen Ueberblick zu geben.

Aus der somatisch-anthropologischen Sammlung wurden besonders die in den Pfahlbauten gefundenen Schädel studirt, welche das Material geboten haben für die classische Publication der Herren Studer und Bannwarth „Crania Helvetica Antiqua, Leipzig 1894".

Ausserdem hatte Herr Professor Dr. Studer dort eine Sammlung der successiv sich folgenden Faunen der Pfahlbauten ausgestellt und erklärt:

Entwickelung der Hausthierzucht bei den Pfahlbauern.

Die Ausstellung von Knochenresten aus den Pfahlbauten der westschweizerischen Seen sollte die successive Entwickelung der Hausthierzucht bei den Pfahlbauern illustriren. Aus einem grossen Material, das sich im Naturhistorischen Museum in Bern befindet, waren die am besten erhaltenen und charakteristischen Stücke ausgewählt und in chronologischer Reihenfolge aufgestellt worden. Es folgen so aufeinander die Hausthiere der ältesten Epoche der Steinzeit, dann der jüngeren Epoche, in welcher bereits Metall, namentlich Kupfer, auftritt, dann der Bronzezeit und endlich der vorrömisch helvetischen Zeit von La Tène.

Die älteste Station der Steinzeit ist namentlich in Schaffis (Chavannes) am Bielersee und am Moosseedorfsee repräsentirt.

Die Hausthiere zeigen hier noch ihren primitivsten Charakter und die einzelnen Arten ein sehr gleichförmiges Gepräge. Reste von Hausthieren und von wilden Jagdthieren sind ungefähr in gleichem Verhältnisse vorhanden. Die Hausthiere sind vertreten durch:

1. Der Hund. Canis f. palustris Rütim. Eine kleine spitzhundartige Form, mit schön gewölbter Schädelcapsel und gut abgesetztem, mässig spitzen Gesichtstheil. Es ist dieselbe Form, die in der Steinzeit eine grosse Verbreitung hatte, sie fand sich am Ladogasee, und findet sich in Crannoges von Irland. Fast unverändert kommt sie noch bei den Tungusen vor und ebenso in der Südsee im Bismarckarchipel und bei den Battaks auf Sumatra.

2. Das Schwein. Sus scrofa palustris Rütim. Ein ganzer Schädel zeigt die charakteristischen Eigenschaften dieser Form gegenüber dem langohrigen Hausschwein. Im Gebiss die weniger comprimirte Form der Prämolaren, die relative Kürze des letzten Molar, im Schädel die Kürze der Unterkiefersymphyse. Der Schädel bietet hier noch Anzeichen von wenig vorgeschrittener Domestication. Die Occipitalfläche steigt schräg von unten auf und die Schläfengruben sind weit nach hinten ausgezogen, die Eckzähne sind beim Männchen stark entwickelt, dreikantig.

3. Das Schaf. Ovis aries palustris Rütim. Eine kleine Schafrasse mit seitlich comprimirten zweikantigen Hornzapfen, die ähnlich, wie bei den Ziegen, in schwachem Bogen nach hinten gerichtet sind, und mit sehr zierlichen schlanken Extremitäten.

4. Die Ziege. Eine kleine Form mit wohl entwickelten aufrechten Hörnern.

5. Das Rind. Bos taur. brachyceros Rütim. Alle Reste des Rindes aus der ältesten Zeit gehören der kleinen Torfkuh an, die hier in ihrer reinsten Form vertreten ist.

Es liegt ein ganzer wohlerhaltener Schädel vor, der die von Rütimeyer aufgestellten Rassenmerkmale in vollkommener Weise zeigt, die Extremitätenknochen fallen durch ihre Schlankheit und Zierlichkeit der Ausbildung auf. Gerade in diesen ältesten Pfahlbauten fällt der Unterschied zwischen zugleich vorkommenden Wildthieren und den Hausthieren derselben Gattung am meisten in die Augen.

Neben dem kleinen Torfschwein finden sich Reste des Wildschweins, welche auf Thiere von gewaltiger Grösse schliessen lassen und neben dem kleinen Torfrinde finden sich Reste von ungeheuren Wildstieren, Bos primigenius.

In der jüngeren Steinzeit mit spärlichem Metalle, die in den Stationen Vinelz, Sutz, Lattrigen vom Bielersee, Font vom Neuenburgersee vertreten sind, finden wir, dass die Hausthierzucht nun einen bedeutenden Aufschwung genommen hat. Die Ueberreste von Hausthieren übertreffen an Zahl die der Jagdthiere und am zahlreichsten ist unter den Hausthierresten das Rind vertreten.

Bei allen Thieren sieht man Anfänge zu Rassenbildungen und Verbesserungen der alten Schläge. Dazu kommen neue Rassen, einestheils entstanden durch Domestication von wilden Thieren, anderentheils durch Import von aussen.

Hund. Es sind 60 Stück vollkommen erhaltener Schädel vorhanden. Diese zeigen, dass die alte Torfhundform sich zum Theil unverändert erhalten hat, zum Theil aber durch Züchtung verändert wurde.

Dadurch wurden drei neue Formen erzeugt:

1. Durch Kräftiger- und Grösserwerden der Grundform ein mittelgrosser Hofhund, entsprechend den grossen Spitzern unserer Bauernhöfe.

2. Durch Ausdehnung der Gehirncapsel, Verkürzung des Gesichtstheiles, der sich nach vorn stark verschmälert, durch Verstreichen der Scheitelleisten, der eigentliche Spitz oder Pommer.
3. Durch Verlängerung des Hirntheiles, wodurch der Hinterhauptshöcker nach hinten und unten verschoben wird und durch Verstreichen der Scheitelleisten der Pinscher (Terrier).

Uebergänge zwischen den Extremen und der Stammform sind zahlreich vorhanden.

Neue Formen, die sich nur vereinzelt finden und die wohl importirt sind:

1. Ein grosser, wolfsartiger Hund, der mit den nordischen Hunden von Labrador und von Sibirien, dem sog. Laika, übereinstimmt.
2. Ein grosser schlanker Hund, der mit dem Scotch Deerhound und mit den irischen Wolfshunden identisch ist. Analoge Schädel liegen aus Crannoges von Irland vor.

Das Schwein. Das alte Torfschwein findet sich noch zahlreich erhalten, nur ist im Allgemeinen das Thier grösser und kräftiger geworden, zugleich zeigen sich Spuren längerer Domestication. Die Hinterhauptsfläche wird steiler, die Schläfengruben weniger nach hinten ausgezogen, die Eckzähne des Männchens werden kleiner. Daneben kommen einige Reste vor, welche zeigen, dass auch das Wildschwein anfing domesticirt zu werden, wenn auch noch in geringem Maasse.

Das Schaf. Das ziegenhörnige Schaf der früheren Zeit ist noch immer vertreten, nur ist es stärker und grösser geworden. Es finden sich einzelne Schädeltheile mit Hornzapfen, die auf sehr grosse Thiere schliessen lassen. Daneben tritt hier eine neue Form des Schafes auf, die sich durch sehr starke, spiral gewundene Hörner auszeichnet und dadurch eine nahe Verwandtschaft mit dem südeuropäischen Mouflon kundgibt; es scheint am nächsten den grossen spanischen Schafrassen verwandt. Auch diese Rasse, die nur spärlich vertreten ist, scheint importirt zu sein.

Die Ziege. Wie in der vorigen Epoche, doch auch grösser und kräftiger. Daneben finden sich noch zwei Hornzapfen von einer viel grösseren Form mit seitlich stark comprimirten Hornzapfen, deren Spitzen nach innen convergiren. Dieselben gleichen daher mehr denen von Capra aegagrus als irgend einer Hausziege. Diese Rasse deutet, wie das grosse Schaf, auf Import aus den Mittelmeerländern.

Rind. Der grösste Theil der Hausthierknochen gehört dem Rinde an, das sich nun in verschiedenen Schlägen vorfindet:

1. Das alte Brachycerosrind, etwas grösser und kräftiger als in der ersten Zeit.
2. Das Primigeniusrind. Ganze Hirnschädel und Hornzapfen zeigen ein Rind, das, obwohl etwas kleiner als der wilde Urstier, doch im Schädelbau und der Hornbildung nahe übereinstimmt.

   Von diesem zahmen Primigenius haben sich schon eigene Culturrassen gebildet:

   a) Eine hornlose Rasse, von welcher ein ganzer Schädel vorliegt, sowie drei vollkommene Schädelcapseln.
   b) Eine kleinere, sehr häufig vorkommende Rasse, welche im Hirnschädel noch der Primigeniusform gleich ist, in dem verkürzten Gesichtstheil aber sich der Frontosusform, dem Fleckvieh, annähert.
3. Kreuzungsproducte zwischen kleineren Primigenius- und grösseren Brachyceros-Rindern. Ein Schädel lag als Beispiel vor.

In der Bronzezeit, die namentlich durch die Station Mörigen am Bielersee vertreten ist, macht sich eine absolute Aenderung in der Hausthierfauna geltend. Nach den zahlreichen Getreideresten, die hier gefunden wurden, trat offenbar in der Nachbarschaft der Pfahlbauten die Hausthierzucht gegenüber dem Ackerbau zurück. So sehr aber dieser Umstand gegenüber der Veränderung im Hausthierstand ins Gewicht fällt, so erklärt er doch nicht die eigenthümliche Thatsache, dass fast durchgehends neue Rassen hier gefunden werden.

Bezüglich der Vertheilung der Hausthierarten ist ebenfalls eine Veränderung eingetreten. Die Reste des Schafes sind vorherrschend, erst dann folgt in ungefähr gleichem Verhältniss Rind und Schwein. Als neues Hausthier tritt das Pferd auf und zwar, wie die zugleich gefundenen Wagenbestandtheile bezeugen, als Zugthier.

Hund. Die Reste des Hundes gehören einem grossen Schäferhund (Canis matris optimae Jeitteles) derselben Rasse, wie die heutigen deutschen Schäferhunde. Der von Woldřich in Ablagerungen der Bronzezeit entdeckte Canis intermedius gehört einer Jagdhundform an. Endlich scheint, nach einzelnen Kiefern zu schliessen, auch die kleine Palustris-Form noch existirt zu haben.

Das Pferd. Ein kleines, schlankes Thier, nach Marcks Berechnungen von 135,5—141 cm Höhe, das nach seinen Skeletproportionen und Formverhältnissen zu der Gruppe der orientalischen Pferde gehört, die heute in der arabischen Rasse am reinsten repräsentirt ist. Von dem Pferde der Diluvialzeit, das noch zur neolithischen Periode in der Schweiz in wildem Zustande existirt hat, wie die Funde am Schweizersbild lehren, weicht dasselbe durch alle Merkmale ab, welche die orientalischen von den occidentalen Rassen unterscheiden lassen. Sieben ganze Schädel und zahlreiche Knochen lieferten die Stationen der Bronzezeit.

Schwein. Die vom Schwein erhaltenen Reste gehören alle einer kleinen Rasse des langöhrigen Schweines, dessen Ursprung sich vom europäischen Wildschwein herleitet.

Schaf. Die sehr zahlreichen Knochen gehören einer ziemlich grossen Schafrasse, Hornzapfen, welche in den Steinstationen sehr häufig sind, fehlen hier vollkommen, ein ganzer Schädel und einige Hirncapseln zeigen, dass der Rasse die Hornbildung abging. Es zeigt die Form die nächste Verwandtschaft zu den langschwänzigen hornlosen Rassen der mitteleuropäischen Niederungen.

Ziege. Die spärlichen Ziegenreste, Hornzapfen, Schädelstücke und Knochen weichen von denen der Steinzeit nicht ab.

Das Rind. Die nicht zahlreichen Reste deuten auf eine verkümmerte kleine Rasse, die gewisse Annäherungen an die Brachycerosform zeigt, aber abweicht durch die Plumpheit der Skelettheile und die Beschaffenheit der Knochensubstanz. Ein ganzer Schädel und Unterkiefer zeigen, dass diese Rinder der von Wilkens aufgestellten Brachycephalusform angehören, welche beginnende Mopsbildung als Zeichen der Verkümmerung zeigen.

Der auffallende Wechsel der Hausthiere, unter denen das so wichtige Pferd erst mit der Bronze er-

scheint, kann mit dem Umstande, dass die Stationen der Bronzezeit getrennt von denen der Steinzeit oder über denselben geschieden durch eine Schicht von Seeschlamm gefunden werden, die Hypothese, dass die Bronzezeit in der Westschweiz auf einer neuen Einwanderung beruht, nur stützen.

In der Station LaTène, welche die typische gallisch helvetische Eisenzeit repräsentirt, sind die Hausthierreste nicht häufig. Vorwiegend sind die des Pferdes, das vollkommen den Typus des Bronzepferdes zeigt, dasselbe gilt vom Rinde und vom Schwein, welche beide die Formen der Bronzezeit fortsetzen. Von Hunden fand sich der Schädel eines Jagdhundes, der bis in das Detail mit dem des heutigen Berner Laufhundes übereinstimmt.

Nach den in späteren römischen Niederlassungen gefundenen bildlichen Darstellungen und Schädeln kamen noch mehr Rassen vom Hunde vor. Dass der Torfhund sich erhalten hatte, beweist ein in den römischen Ruinen von Baden im Aargau gefundener Schädel. Der Hirschhund (Deerhound und Wolfsdog) ist in Bronzen und auf Mosaiken mehrfach dargestellt, wie das Mosaik von Avenches im Berner Museum zeigt, auch grosse doggenartige Hunde kamen vor, es möchte aber zu gewagt sein, dieselben auf moderne, hoch differencirte Moderassen zurückführen zu wollen.

Das vorliegende Material wurde in folgenden Schriften verarbeitet:

Studer Th., Die Thierwelt in den Pfahlbauten des Bielersees. Mit 5 Tafeln. Mittheilungen der Naturforschenden Gesellschaft, Bern 1883, Nachtrag, ebenda 1884.

Glur Gottfried, Beiträge zur Fauna der Schweizerischen Pfahlbauten. Hauptsächlich über Schaf und Ziege. Inaugural-Dissertation. Mittheilungen der Naturforschenden Gesellschaft. Bern 1894.

David Adam, Beiträge zur Kenntniss der Abstammung des Hausrindes, gegründet auf die Untersuchungen der Knochenfragmente aus den Pfahlbauten des Bielersees. Inaugural-Dissertation. Landwirthschaftliches Jahrbuch, XI, Bern 1897.

Marck Joseph, Das helvetisch gallische Pferd und seine Beziehung zu den prähistorischen und zu den recenten Pferden. Inaugural-Dissertation. Mémoires de la Soc. Paleontol. Suisse, Vol. XXIV, 1898.

Studer Th., Die Hunde der gallischen Helvetier. Schweizerische Blätter für Kynologie. Zürich 1886.

— Zwei grosse Hunderassen aus den Pfahlbauten. Mittheilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern, 1893.

— Der Hund der Battaks auf Sumatra. Schweizerisches Hundestammbuch, III, 1888.

— Beiträge zur Geschichte unserer Hunderassen. Naturwissenschaftliche Wochenschrift von Pontonié, Berlin, XII. Bd., Nr. 28, 1897. —

Auch hier war, in den Museumsräumen selbst, für die leiblichen Wünsche gesorgt und es waren stimmungsvolle Bilder, welche die Gesellschaft in den „alten Zimmern", mit den Originalmöbeln der verschiedenen Zeiten ausgestattet, in fröhlichen Gruppen darbot.

Unter den historischen Schätzen wurde besonders den Wandteppichen aus der burgundischen Beute die allgemeinste Bewunderung gezollt. Fast zu kurz wurde die Zeit als sich auch noch die Räume des reichen ethnographischen Museums öffneten.

Das Wetter war ganz spätherbstlich. Es regnete in Strömen, als die Gesellschaft der Einladung des Herrn Professor Dr. Stein folgend, sich über die neue Brücke gegen das Schänzli zu nach der wundervoll gelegenen prachtvollen Villa zum zweiten Frühstück begab. Das glänzende Fest, an welchem auch eine Anzahl hervorragender Schweizer Staatsmänner und Gelehrte theilnahmen, verlief in animirtester Weise und bildete den wohlgelungenen Abschluss dieses Ausfluges nach der Schweiz, welcher schon seit Jahren geplant, nun in so vollkommener Weise zur Ausführung gelangt war. Auch der Himmel wurde noch freundlich. Tief herab beschneit aber in jeder einzelnen Spitze sichtbar zeigte sich die Alpenwelt des Berner Oberlandes von der frei die herrliche Gegend beherrschenden Terasse der Villa. Eine dort aufgenommene Photographie, welche Wirthe und Gäste vereinigt, bildet eine bleibende Erinnerung an diese schönen, nur zu kurzen Stunden.

Die der XXX. allgemeinen Versammlung vorgelegten Werke und Schriften.

I. Festschriften.

Vorlagen in Lindau.

Der Bodensee und seine Umgebungen. Ein Führer für Fremde und Einheimische. VII. Auflage. Mit Karte, 2 Panoramen und Uebersichtskärtchen. Lindau 1899, Verlag von Joh. Thom. Stettner.

Leiner Ludwig, Vom Pfahlbautenwesen am Bodensee und seiner Vorzeit. Festgabe des Württembergischen anthropologischen Vereins zur 30. Versammlung der anthropologischen Gesellschaft zu Lindau, September 1899. Stuttgart 1899, Druck von Carl Grüninger, Hofbuchdruckerei zu Gutenberg.

Festschrift zur Begrüssung der Theilnehmer an der gemeinsamen Versammlung der Wiener und der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lindau, 4.—7. September 1899. Mit 8 Tafeln. Gewidmet von der Münchener anthropologischen Gesellschaft, München 1899, kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei Dr. C. Wolf & Sohn.

Vorlagen aus Bregenz.

Jenny, Dr. S., Vorarlberg vor und unter den Römern. Sonderabdruck aus dem 26. Hefte der Schriften des „Vereins für Geschichte und seiner Umgebung".

Kaiser-Jubiläumsausgabe. XXXVII. Jahresbericht des Vorarlberger Museumsvereins über das Jahr 1898. Bregenz, Druck von J. N. Teutsch, 1898.

Catalog der prähistorischen Sammlung im Vorarlberger Landesmuseum.

Ludwig, Dr. Karl, Das keltische und römische Brigantium. Eine geschichtliche Studie. Separatabdruck aus dem IV. Jahresbericht des Communal-Gymnasium in Bregenz. Druck von J. N. Teutsch, Bregenz.

Sommerstationen in Vorarlberg, Herausgegeben vom Landesverband für Fremdenverkehr in Vorarlberg, Bregenz 1899.

Vorlagen aus der Schweiz.

Studer, Dr. Th., Die Thierwelt in den Pfahlbauten des Biedersees. Mit 5 Tafeln.

— Ueber Goldbecher von Vaphio. Separatabdruck aus den „Mittheilungen" der Natuforschergesellschaft in Bern, 1898, 6 Seiten.

— Pleistocäne Knochenreste aus einer paläolithischen Station in den Steinbrüchen von Vegrier am Salère. Separatabdruck aus den „Mittheilungen" der Naturforschergesellschaft in Bern, 1896, 8 Seiten.

— Ueber ein Steinbockgehörn aus der Zeit der Pfahlbauten. Separatabdruck aus den „Mittheilungen" der Naturforschergesellschaft in Bern, 1896, 4 Seiten.

— Ueber die Bevölkerung der Schweiz. Vortrag, gehalten in der Sitzung vom 20. Juli 1893. Separatabdruck aus dem XIII. Jahresbericht der geographischen Gesellschaft in Bern, 11 Seiten.

— Ueber den Einfluss der Paläontologie auf den Fortschritt der zoologischen Wissenschaft. Vorgetragen aus der Eröffnung der 81. Jahresversammlung der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft in Bern, 1. August 1898, 20 Seiten.

— Beiträge zur Geschichte unserer Hunderassen. Aus der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift", Bd. XII, Nr. 28, 1897.

Heierli J., Die archäologische Karte des Cantons Aargau nebst allgemeinen Erläuterungen und Fundregister. Aarau, H. R. Sauerländer & Co., 1899, 100 Seiten.

Hauser, cand. arch. Otto, Vindonissa, Das Amphitheater, 1898. Stäfa, E. Gull. Mit 2 Plänen, 15 Seiten, II. Auflage.

Gesellschaft „Pro Vindonissa", Der Kampf um Vindonissa (aktenmässige Darstellung), 1898. Stäfa, E. Gull, 19 Seiten.

II. Der Generalsecretär legt die folgenden Schriften vor:

a) Eingesendet von der Verlagsbuchhandlung Vieweg & Sohn, Braunschweig.

Archiv für Anthropologie, Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen. Organ der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Herausgegeben und redigirt von Joh. Ranke in München, XXVI. Bd., I. Vierteljahrsheft, ausgegeben Februar 1899; II. Vierteljahrsheft, ausgegeben August 1899.

Globus, Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Begründet 1862 von Karl Andree. Herausgegeben von Richard Andree, LXXIV. Bd., Braunschweig 1898, LXXV. Bd., Braunschweig 1899.

Pfeil, Graf J., Studien und Beobachtungen aus der Südsee. Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1899.

Weinzierl Ritter von, Robert, Das La Tène-Grabfeld von Langugest bei Bilin in Böhmen, Braunschweig 1899.

b) Weitere Vorlagen des Generalsecretärs, neueste Erscheinungen:

Veröffentlichungen der grossherzoglich badischen Sammlungen für Alterthums- und Völkerkunde in Karlsruhe und des Karlsruher Alterthumsvereines. II. Heft, 1899. Karlsruhe, G. Braun'sche Buchdruckerei.

Beltz, Dr. Robert, Die steinzeitlichen Fundstellen in Mecklenburg. Mit Anhang, Geinitz und Lettow, Fundstätte von Feuersteingeräthen bei Wastrow, 1899.

Fraas, Professor Dr. E., Die Sibyllenhöhle auf der Teck bei Kirchheim. Mittheilungen aus dem kgl. Naturaliencabinet zu Stuttgart, Nr. 10, Berlin 1899.

Grempler, Dr. W., Die Bronzefunde von Lorzendorf. Sonderabdruck aus Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Zeitschrift des Vereins für das Museum schlesischer Alterthümer, Bd. VII, Heft 4, Breslau, 1899; Druck von R. Nischkowsky.

Holl, Professor Dr. M., Ueber die Lage des Ohres. Separatabdruck aus Bd. XXIX der Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Hierzu 2 Figuren und 6 Tafeln. Wien 1899, im Selbstverlage der anthropologischen Gesellschaft.

Kurtz K. M., Die Hochäcker. Aus „Blätter des schwäbischen Albvereines", XI. Jahrgang, Nr. 2, 1899.

Lehmann-Nitsche, Beiträge zur prähistorischen Chirurgie nach Funden aus deutscher Vorzeit. Buenos-Aires 1898.

Lindemann F., Ueber einige prähistorische Gewichte aus deutschen und italienischen Museen. I. Aus den Sitzungsberichten der mathematisch-physikalischen Classe der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften, 1899, Bd. XXIX, Heft I. München 1899, Verlag von F. Straub.

Luschan, Prof. Dr. E. von, Beiträge zur Ethnographie von Neu-Guinea. Sonderabdruck aus der Bibliothek der Länderkunde, Bd. V/VI. Krieger M., Neu-Guinea; Berlin, Alfred Schall, 1899.

Makowsky, Professor Alexander, Der Mensch der Diluvialzeit Mährens. Mit 9 Tafeln Abbildungen. Sonderabdruck aus der Festschrift der kgl. technischen Hochschule in Brünn zur Feier ihres 15jährigen Bestehens, October 1899. Brünn 1899. Rudolf M. Rohrer.

†Mies, Dr. med. Joseph, Török, Aurel von: Ueber Variationen und Correlationen der Neigungsverhältnisse am Unterkiefer. Sonderabdruck aus Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Ref.

†Mies, Dr. med. Joseph, Ueber die Maasse, den Rauminhalt und die Dichte des Menschen. Sonderabdruck aus dem Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin. Herausgegeben von Rudolf Virchow.

Nissen und C. Könen, Cäsars Rheinfestung. Mit 9 Tafeln und 1 Textfigur. Bonn, C. Georgi, 1899.

Schmeltz, Dr. J. D. E., Rijks ethnographisch Museum te Leiden. Verslag van den Directeur over het tijdvak van 1. Januari 1897, tot 30. Sept. 1898. S'Gravenhage 1899.

— Toespraak, gehoaoden bij gelegenheid der openstelling der tentoonstelling van japansche kunst in's rijks ethnographisch Museum, ap 9 augustus 1899. Leiden, L. van Nifterik Hz., 1899.

— Tentoonstelling van japansche kunst. Gids voor den Bezoeker. Met vier lichtdrukplatten. Haarlem, H. Kleinmann & Co., 1899.

Schliz, Dr. Alfred, Die Bevölkerung des Oberamtes Heilbronn, ihre Abstammung und Entwickelung. Heilbronn 1899.

Schultheiss, Dr. Fr. Guntram, Deutscher Volksschlag in Vergangenheit und Gegenwart. München, J. F. Lehmanns Verlag, 1899.

Selenka, Professor Dr. Emil, Menschenaffen (Anthropomorphae). Studien über Entwickelung und Schädelbau. II. Lieferung. Mit 10 Tafeln und 70 Textfiguren. Wiesbaden, C. W. Kreidel'scher Verlag, 1899.

Török, Professor Dr. Aurel von, Ueber die Stellung der Längenachsen der Gelenkköpfe beim menschlichen Unterkiefer. Separatabdruck aus der Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, Bd. I, Heft 3. Stuttgart, Verlag E. Nägele, 1899.

*

Virchow H., Ueber die Gelenke der Fusswurzel. Separatabdruck aus den „Verhandlungen der physiologischen Gesellschaft zu Berlin", Jahrgang 1898 bis 1899, Nr. 13—16.

Virchow, Rud., Ein Flachbeil aus Jadeit von der Beeker Heide am Niederrhein. Sitzungsbericht der kgl. preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, XLVIII, 1899.

Voss, A., Zu den Schiffsfunden. Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde. Heft 3, 1899.

Wilser, Dr. Ludwig, Herkunft und Urgeschichte der Arier. Vortrag, gehalten am 11. Januar 1899 im Württembergischen anthropolog. Verein zu Stuttgart. Heidelberg, Verlag von J. Hörning, 1899.

Wetzel, G., Die Hochäcker und die Weiherschanzen. Aus „Blätter des schwäbischen Albvereins", XI. Jahrgang, Nr. 4, 1899.

Weule, Dr. Karl, Der afrikanische Pfeil. Eine anthropogeographische Studie. Mit 35 Abbildungen auf 2 Tafeln. Leipzig, Druck von Oswald Schmidt, 1899, 64 Seiten.

Fremdsprachliches:

Twelfth and final report on the North-Western tribes of Canada. London, offices of the association Burlington House, W. 1898, Bristol Meeting.

Boas, Franz, The growth of Toronto Children. United states bureau of education. Chapter from the report of the commissioner of education for 1896—97. Washington 1898.

— 'A precise criterion of species. Reprinted from science, N. S., Vol. VII, No. 182, pages 860—861, June 24, 1898.

— Some recent criticisms of physical anthropology. From the American Anthropologist (N. S.), Vol. I, January 1899.

Furness, William Henry, Folk-Lore in Borneo, A Sketch. [Privately Printed.] Wallingford Delaware County, Pennsylvania 1899.

Hansen, Dr. Andr. M., Norsk Folkepsykologi med politisk kart over Skandinavien. Kristiania, Jakob Dybwads Forlag, 1899.

Harlé, M. Edouard, Gros Gailloux de la Garonne etc. Extrait du bulletin de la société géologiques de France, 3. serie, tome XXVII, page 348, année 1899.

Hrdlicka, Dr. Ales., Anthropological investigations on One Thousand White and Colored Children of Both Sexes. The Inmates of the New York Juvenile Asylum. Wynkoop Hallenbeck Cramford Co. Printers, New York and Albany.

Lehmann-Nitsche, Robert, Quelques observations nouvelles sur les indiens Quayaquis du Paraguay. Revista del Museo de La Plata. Avec une planche. La Plata, Talleres de publicaciones de Museo, 1899.

Mazzarella, Dott. Giuseppe, La condizione giuridica del Marito nella famiglia Matriarcale. Catania, typographica di Eugenio Coco, 1899.

Outes, Felix F., Estudios ethnographicos. Primera serie. Buenos Aires, M. Biedma é Hyo, 1899.

Pitard, Eugène, Etude d'une serie de 47 cranes dolichocephales et mesaticéphales de la vallée du Rhône (Valais). Neuchatel, Imprimerie P. Attinger, 1899.

— Sur un cas de pilosisme exagéré (Hypertrichosis). Extrait des Archives des Sciences physiques et naturelles, IV. periode, t. VII, Février 1899, Genève.

— Sur L'Ethnologie des populations Suisses. Extrait, Masson et Cie., Éditeurs.

— Indice céphalique et indice facial de diverses series de crânes valaisans. Extrait des Archives des sciences physiques et naturelles, IV. periode, t. VII, Avril 1899. Genèves 1899.

— Étude de 65 Crânes Valaisans de la vallée du Rhône (Valais Moyen). Extrait de „Revue de L'école d'anthropologie de Paris, IX. année, VI, 15 juin 1899, Paris, Felix Alcan.

— Étude de 51 crânes de criminels français provenant de la Nouvelle-Calédonie et comparaisons avec des series de crânes français quelconques. Extrait des bulletins de la société d'Anthropologie de Paris.

Turner, Professor Sir Wm., Contributions to the Craniology of the people of the empire of India. Part I. The Hill Tribes of the North-East frontier and the people of Burma. Transactions of the royal society of Edinburgh. Vol. XXXIX, part III (No. 28). Edinburgh MDCCCXCIX.

— Decorated and Sculptured Skulls from New Guinea. Reprinted from the proceedings of the royal society of Edinburgh. 6 Tafeln, vol. XXII, S. 553 ff.

— Early Man in Scotland. Weekly evening meeting, Friday, March 26th, 1897. Royal Institution of Great Britain.

— Some Distinctive Characters of Human Structure. Address to the Anthropological section. British Association for the Adrancement of Science. Toronto 1897.

Ripley, Williams Ph. D., A selected bibliography of the anthropology and ethnology of Europe. Boston 1899.

Valais, Contributions a l'étude ethnographique. Extrait du „Globe", journal geographique, t. XXXVIII, Bulletin Genève, R. Burkhardt, 1899, Fevrier 1899.

Redner-Liste.

	Seite
Albu	55
v. Andrian	67, 94
Beltz	64, 88
Birkner	66
Bollinger	51
Braun	9
Bumüller	91
Eidam	37
Francke	55
Fritsch	67, 70, 71
Hagen	28
Hein	71
Helm	30, 35
Hoernes	19
Kellermann	12, 45, 64
Klaatsch	88, 94
Köhl	46, 50, 64
Kollmann	20, 70
Makowsky	41, 45, 50
Martin	59, 64
Montelius	17, 34, 61, 63, 84
Much	35, 62, 75, 76
Nüesch	76, 79
Olshausen	35
Ranke J.	13, 34, 39, 64, 70, 85, 91
Schliz	36
Schmidt	36
Schützinger	9
Szombathy	43, 45
Toldt	46
Virchow	14, 28, 35, 44, 45, 56, 57, 63, 71, 79, 80
Volk	12
Voss	50
Waldeyer	4, 9, 41, 45, 51, 72, 94
Wilser	63, 73, 76
Wirsching	88
Zeppelin	11, 25, 28

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXX. Der neuen Folge XX. Band.)

Nr. 2. Januar-April. Sitzungsberichte. 1900.

INHALT: **Monats-Versammlung am 9. Januar 1900.** 1. Calliano, Prähistorische und römische Funde in und um Baden; S. [111]. — 2. Zdekauer, Ueber Schädeltrepanationen im Bismarck-Archipel; S. [116].
Ausschuss-Sitzung am 13. Februar 1900. 1. Einläufe; S. [117]. — 2. Excursionen; S. [117]. — 3. Mitglieder-Bewegung; S. [117]. — 4. Schriftentausch; S. [117]. — 5. Begrüssungsschreiben; S. [117].
Monats-Versammlung am 13. Februar 1900. 1. Hein, Bericht über die Reise in die Schweiz anlässlich der Lindauer Versammlung; S. [117]. — 2. Hein, Bemalte rumänische Kreuze; S. [119]. — 3. Bouchal, Einiges über Völker in und um Celébes; S. [119].
Ausserordentliche Versammlung am 24. Februar 1900. Schroeder, Ueber die neuen Entdeckungen buddhistischer Alterthümer in Ost-Turkestan; S. [119].
Ausschuss-Sitzung am 3. März 1900. 1. Rechnungsabschluss; S. [126]. — 2. Vorschläge für die Wahlen; S. [126]. — 3. Mitgliederbewegung; S. [126]. — 4. Verschiedenes; S. [126].
Jahres-Versammlung am 13. März 1900. 1. Jahresbericht des Präsidenten; S. [126]. — 2. Rechnungsabschluss; S. [141]. — 3. Wahlen; S. [142]. — 4. Wisnar, Zur Geschichte der Besiedelung des Znaimer Bezirkes; S. [142]. — 5. Frankl, Die Ausgrabungen in Kärnten; S. [143]. — 6. Richly, Bericht über seine Thätigkeit während des Sommers 1899; S. [144]. — 7. Rzehak, Bericht über den Zuwachs der Sammlungen des Franzensmuseums (jetzt mährischen Landesmuseums) in Brünn im Jahre 1899; S. [147]. — 8. Romstorfer, Bericht über die Forschungsarbeiten am alten Wojewodenschlosse in Suczawa; S. [148].
Ausschuss-Sitzung am 10. April 1900. 1. Einläufe; S. [150]. — 2. Karner, Funde aus der Diluvialzeit in Krems; S. [150]. — 3. Antrag auf Honorirung der Nekrologe; S. [151]. — 4. Mitgliederbewegung; S. [151].
Monats-Versammlung am 10. April 1900. 1. Zweihundertjährige Jubelfeier der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin; S. [151]. — 2. Nachruf auf Dumba, Gruber und Hoffman; S. [151]. — 3. Hoernes, Bronzen aus Niederösterreich im k. k. naturhistorischen Hofmuseum; S. [151] — 4. Hein, Votivfiguren aus Kärnten und Tirol; S. [151]. Discussion: P. W. Schmidt, R. Meringer; S. [152]. — 5. Meringer, Das bosnische Haus und seine kroatischen Verwandten; S. [152]. — 6. Bouchal, Abergläubische Bräuche beim Hausbau in den Preanger-Regentschaften; S. [153]. — 7. Bouchal, Indonesische Wertiger; S. [154]. — M. Hoernes und R. Hoernes, Besuch einer neuen diluvialen Fundstelle und des städtischen Museums in Krems; S. [156]. — Hoernes, Internationaler Congress der Prähistoriker in Paris 1900; S. [158]. — Mitglieder-Verzeichnis; S. [160]. — Tauschschriften; S. [168].

Monats-Versammlung am 9. Januar 1900.

Vorsitzender: Secretär Franz Ritter v. Hopfgartner.

1. Herr **Gustav Calliano** hält einen Vortrag über

Prähistorische und römische Funde in und um Baden [1]).

Wenn wir die über 100 zählenden Monographien der Stadt Baden durchblättern, so finden wir, dass seit Anemorinus (Windberger) 1511 erschienener berühmten Bäderschrift bis auf den XII. Theil der Rollett'schen Chronik-Beiträge (1899) über vorgeschichtliche Funde in Baden gar nichts und über die Römerzeit der Stadt Baden nur ziemlich wenig berichtet wird. Trotzdem zeigt der erste Blick auf die landschaftliche Situation der altberühmten Badestadt, der Contrast, Berg und Thal, der ausserordentliche locale Höhlenreichthum im Dolomitgestein, die Figuration des Wiener Beckentheiles, der als Bucht in die Sichelumrahmung der weiteren Bodenerhebungen von Vöslau bis Mödling bei Baden am meisten zum Anblick kommt, dass diese Oertlichkeit im vorgeschichtlichen Zeitalter eine Rolle gespielt haben musste.

Urkundlich wird schon 1602 einer Todtenhöhle bei Baden Erwähnung gethan, welche, an Stelle des jetzigen Sommerturnplatzes gelegen, tuffige Knochenbreccien und eine Süsswasserkalkeinlagerung enthielt, aus deren Räumlichkeiten Rasoumovsky 1822 die ersten Spuren von Höhlenbären und Höhlenhyänen für Niederösterreich nachweisen konnte. Diese der Stadt Baden zunächst liegende weitverzweigte Höhlenbildung wurde durch den Sohn des Kaisers Leopold II., Herrn Erzherzog Anton (Victor), 1813 behufs Raumgewinnung zu einem Schweizerhäuschen zerstört, und ein im Auftrage des Erzherzogs Anton aufgenommener Plan der ganzen Höhlenlocalität zeigt, dass daselbst ausser einem Höhlenbärenskelette noch fünf Menschenskelette und vier Graburnen vorkamen. Die 1620 schon genannten Einödhöhlen enthielten ebenfalls viele Thierknochen und zahlreiche Steinartefacte. Die 1797 bei einem Baue in Guntramsdorf gehobenen Skelette in Asche- und Kohlenschichten mit einem Schwerte gehören, wie ich durch analoge Funde daselbst bewiesen habe, der Eisenzeit an.

Aus der nachstehend kurz angedeuteten Fundchronik verdienen einige Jahreszahlen darum Erwähnung, weil mit diesen Funden der Anlass zu stetem Nachforschen gegeben wurde. 1820 wurde ein Steinbeilfragment am Aubachufer gefunden. Bei der Grundaushebung zum Baue des sogenannten Eisernen Thores am Hohen Lindkogel kam 1856 ein Bronzeschaftbeil (Palstab) zum Vorschein. Nach diesen Funden verdienten schon Berg und Thal Berücksichtigung.

1870 entdeckte ich auf der Hadererhöhe, einer Bergvorstufe des kleinen Lindkogels, den ersten Urnenrest und die räthselhaften weitverzweigten Erdställe im nahen Wolfsthale. Seit dieser Zeit war ich dem Forschungsteufel verfallen und von einem ganz besonderen Glücke begünstigt, so dass ich heute mit vollstem Rechte mit diesem Vortrage zugleich im Kreise einer so illustren Vereinigung, wie der der Anthropologischen Gesellschaft, mein dreissigjähriges Jubiläum als Prähistoriker feiern könnte. Nach einer Durchforschung der Schelmenhöhle (1870—1882) wurden 1873 das erste vollständig durchbohrte Steinbeil in Baden durch mich und 1874 die Keltengräber bei Leobersdorf durch Felix Karrer gehoben. Die 1883 bei der Fundamentaushebung zum erzherzoglich Wilhelm'schen Palais (nächst der Weilburg) aufgedeckten Keltengräber bargen fünf Skelette, wovon ein Schädel durch eine Beinneubildung (Knochenüberwucherung über eine Hiebspalte) besonderes Interesse verdient. Diese Gräber enthielten auch eine harfenförmige grosse Bronzefibula. 1889

[1]) Zu diesem Vortrage vgl. Gustav Calliano's „Prähistorische Funde in der Umgebung von Baden" (mit 158 Text-Illustrationen). Wien und Leipzig 1894. Die Red.

entdeckte ich nach den Forschungen der Herren Kryspin und Prof. Dr. G. A. Koch in der Burghöhle der Ruine Arnstein mit Höhlenbären- und Renthierresten auch einige Steinartefacte und 1889 am Mitterberg die erste Badener Lanzenspitze aus Eisen.

Mit meiner 1890 erfolgten Erschliessung des Winschloches mit sehr grossem Fundreichthume folgten meine Grabungen auf erzherzoglich Albrechtschem Besitze (Rauheneckerberg) und die Ausgrabung der historischen Königshöhle, welche ebenfalls überreiches prähistorisches Material ergab.

Diesen Arbeiten schlossen sich auch meine Untersuchungen über die von Johannes Mayerhofer entdeckte prähistorische und römische Station am Halsriegel bei Baden und die von Franz Skribany aufgefundene Höhenniederlassung am Kalenderberg bei Mödling an. 1896 wurden in rascher Reihenfolge die merkwürdigen Opfersteine bei Baden, Gumpoldskirchen und Kaltenleutgeben bestimmt, wobei ich insbesondere in letzterer Umgebung zahlreiche vorgeschichtliche Fundorte auffand.

Von ganz speciellem Werthe waren weiters meine Arbeiten in Guntramsdorf, wo der Gräberinhalt dem ausgesprochensten Typus der bekannten Nassenfusser Nekropole entspricht, und daselbst 1897 weiters mehrere hochinteressante römische Bestimmungen, die Badener Wohngruben (zumeist in der Putschanerlucke), die Römergräber am Kirchenplatz, 1898 die Auffindung der Faijagredlgräber am Anningerrand und 1899 mit diversen anderen die Fixirung einer römisch-keltischen Station in Traiskirchen.

Ich habe in meiner langen, hier nur nach Hauptmomenten skizzirten Thätigkeit für Baden nicht nur eine ältere, sondern auch eine älteste Steinzeit nachgewiesen.

Die Zeit der geschlagenen Steingeräthe (paläolithische Periode) ist durch die Arnsteinfunde (Höhlenbär und Renthier) und insbesondere durch die untersten Winschlochfunde vertreten.

Die jüngere Steinzeit mit dem polirten Steingeräth (neolithisches Zeitalter) ist insbesondere durch die Funde am Rauheneckerberge (befestigte Höhenansiedelung) und den Inhalt der nahen Königshöhle charakterisirt. Der erstere Fundplatz weist auch auf die Bronzezeit, da nach aufgefundenen Gussformen und Gussmaterialien an dieser Stelle Hohlkelte gegossen wurden. Weniger ausgeprägt ist für Baden selbst die Eisenzeit. Die keltische Hallstätter- und La Tène-Periode zeigt sich mehr in der flachen Umgebung. Ueber die römische Provinzialcultur wird der zweite Theil meines Vortrages Ausführliches bieten, da Funde aus dieser Zeit in gewissem Sinne landesgeschichtlich sogar eine grössere Bedeutung besitzen, als man bisher angenommen hat.

Für den Fachmann ist noch bemerkenswerth, dass das Winschloch durch eine Beingravirung (laufender Hase) und dreierlei, verschiedenen Zeiten angehörige und daher auch in drei verschiedenen Steinmaterialien vorkommende Schlaggeräthe besondere Beachtung verdient. Der Rauheneckerberg (Hildegardenruhe), an dessen Fusse sich auch ein alter Bronzeschmelzofen (Wolfsthal) befand, besitzt ausser den bereits erwähnten Bronzegussformen zumeist nur Urnen mit weitem Rande und sogenannte Mondidole mit eingeritzten Thierfiguren (Hirsch, Reh, Hund). Die durch ihren keramischen Typenreichthum ausgezeichnete Königshöhle mit vorzüglich schön gearbeiteten Beingeräthen, zumeist in Meisselform, repräsentirt sich durch ein grosses Inventar ganz merkwürdig hoher Bandhenkelformen. Die erste keltische Dorfanlage der jetzigen Stadt Baden, mit interessanten Bombengefässen, befand sich in der jetzigen Franzensstrasse und war räumlich gerade nicht beschränkt. Auch am Kalenderberge (Mödling) wurde von mir ein „Mondidol“, jedoch ganz platt, ohne Zierath oder Gravirung aufgefunden.

Zur Frage und Bestimmung vorgeschichtlicher Wohngruben und Wohnplätze sei bemerkt, dass verschiedene Vorkommnisse zu Irrthümern führen, die nur von dem praktisch erfahrenen Prähistoriker gelöst werden können. So z. B. [1]) wurden zu verschiedenen Malen unter der gegenwärtigen Culturschichte des Ackerlandes der ebenen Fläche bei Baden vorgeschichtliche Wohnplätze (mit reichem Fundmaterial) aufgefunden, unter denen später durch reinen Zufall in bedeutender Tiefe eine römische Schichtung zur Aufdeckung kam. Da eine römische Schichte über einer prähistorischen denkbar, aber umgekehrt ganz unmöglich ist, stand ich vor einem Räthsel, das kaum zu lösen war, und doch war die Auflösung die denkbar einfachste; der einst auf einer nahen Bodenerhöhung bestehende Wohnplatz wurde durch starke Abschwemmung bergabwärts geführt und lagerte mit seinem ganzen Inhalte an der tiefsten Stelle der Ebene wieder fest. Aehnlich verhält es sich auch mit den wandernden Wohngruben, die im Abfallterrain mit der ganzen Fundschichtung nach unten wandern und dem Neuling im Forschungswesen arge Verlegenheiten bereiten können. Es können aber auch Funde ganz naturgemäss von unten nach oben kommen, was auf dem flachen Lande, wo die unberaste Erdfläche zu allen Zeiten durch Winde und durch Schneetreiben in steter Bewegung ist, häufig vorkommt. Ein Erdaushub durch ein derartiges Wetterspiel legt eine Fundstelle bloss, die, durch modernes Zeug verunreinigt, durch ein neuerliches Zuwehen sofort für die Forschung unschuldig verdächtigt wird.

Im Verfolge meiner früheren Ausführungen muss ich noch einmal auf das Winschloch zurückgreifen. Diese Fundstelle wurde von der gelehrten Forschung viel zu wenig gewürdigt, und trotzdem bildete die Aufdeckung dieser, drei ganz verschiedenen Zeitperioden angehörenden Fundstelle meiner Ansicht nach ein Ereignis, dem kein zweites ähnliches im Lande entgegengestellt werden kann.

[1]) Der Vortragende erläuterte diese interessanten Vorkommnisse durch Zeichnungen auf der Tafel, durch welche allein der geschilderte Vorgang vollständige Verständlichkeit erlangen kann.

Im Mittelalter von Räuberbanden bewohnt, die zur Zeit des unglücklichen Bruderzwistes zwischen Kaiser Friedrich III. und Herzog Albrecht VI. die ganze derzeitige Putschanerlucke besetzt und „verschanzt" hielten und urkundlich erst 1466 durch Georg von Pottendorf vertilgt wurden, enthielt derselbe Raum zur Römerzeit einen kleinen Mithrasbau und erst in bedeutender Tiefe den prähistorischen Lagerplatz, der noch unter sich einen doppelkammerigen Erdstall birgt.

Wie reich diese drei, durch andere Erdschichten getrennten Einlagerungen an Funden waren, sei durch die Zahl der gehobenen Gegenstände betont. Das räuberische Mittelalter ergab 48, die Römerzeit 835 und die vorgeschichtliche Zeit 2751 katalogisirte Fundobjecte. Wenn man bedenkt, dass die „römischen Sachen", ausser den grossen figuralen (dem von mir erst 1893 unter einer noch mit Absicht stehen gelassenen Mauer aufgedeckten Mithrassteine, einem Opfersteine und einem weiteren Inschriftsteine, welcher in einem anderen Erdstalle gehoben wurde), zumeist aus Gefässen (römische Lampen allein gegen 50 Stück) bestehen, die sich fast alle noch mit ihren Bruchstücken zusammensetzen oder reconstruiren lassen, so dürfte kein Zweifel sein, dass ein ähnlicher Inhalt in einer Römergrotte bisher noch nicht vorgefunden wurde. (Hier sei nebenbei bemerkt, dass ein ähnlicher Mithrasbau anlässlich der Abtragung einer Berglehne bei dem Hause Nr. 226 der Fabriksstrasse in Berndorf mit vielen Fundobjecten zerstört wurde.) Die prähistorische Schichtung am Winschloche selbst ergab ein vollkommenes Bild der gesammten Steinzeiten und nebstbei ein Zugehör (entferntere Plätze mit zahlreichem Fundmaterial), wie selbes meines Wissens noch nirgends beobachtet wurde.

Der Umstand, dass die ganze Umgebung des Winschloches nur aus reinen Dolomit- und Kalkgesteinen besteht, erleichtert die Bestimmung menschlicher Artefacte wie nirgends, da jedes andere Steinmaterial als ein zugetragenes nur dem Zwecke seiner einstigen Einschlepper gedient hat. Dadurch wird nun die Bestimmung zum unumstösslichen Fixum und bringt Formen in der Steinmasse, Schlaggestalten u. dgl. zum Vorschein, die andernorts sicher nie als benützte menschliche Thätigkeitsüberreste anerkannt werden könnten. Damit erreichen nun auch die Artefacte des Winschloches eine gewisse Bedeutung, indem sie die grösste Einfachheit in der Bearbeitung aufweisen und auch zumeist in Schichten lagerten, in denen die benützten Knochen vom Höhlenbären dessen Gleichzeitigkeit mit dem Menschen bezeugen.

Die von den alten Hauern als „Lahmdocka" bezeichneten „Faijagredln" kommen an den Abhängen jener Hügelketten des Anningers von Baden bis Gumpoldskirchen vor, welche noch nicht von den Weinculturen berührt sind und zumeist auch als blosse „Steinriegeln" von jeher unberührt noch brach liegen.

Diese vorgeschichtlichen Kunstwerke primitivster Auffassung sind nach den Regeln jener langjährigen Gebrauchsform des Altniederösterreichers beschaffen, der in viel späterer Zeit, wahrscheinlich nach den prähistorischen Mustern, jede menschliche Figur derart aufbaute, dass er, von oben nach unten gedacht, eine Kugel, ein Oval und ein Dreieck auf einer Durchschnittslinie errichtete. Dass dies richtig ist, beweisen die derzeit noch vorkommende Manderlfigur der Bretterzäune oder die hängenden Klapperhölzer, die in ihrem derartigen Vorkommen eher an hölzerne Amulette in Menschenform, als an Vogelscheuchen erinnern. Das später zu besprechende niederösterreichische Todtenmanderl besagt das Gleiche. Es ist daher auch die bäuerliche Lahmdocka derart aus einem Thonstück modellirt, dass der Untertheil der figuralen Darstellung aus einem glockenartigen Rocke besteht, auf den das Mittelstück (Brust) mit gut angedeuteten Brüsten und zwei an die Hüften geschmiegten Händen zum kugelförmigen Kopfe ausläuft. Die 15 cm hohe, am Armbuge 4 cm breite und am Standpunkte 5 cm messende Figur ist durch eingeritzte Linien und besonders am Untertheile durch Kreise und Punkte verziert und erinnert in der Herstellungsart sehr an die ähnlich gerippten Hälse der Fischauer „Mondidole". Derlei Figuren sind immer in einem kreisrunden, 40 cm tief im Erdreiche befindlichen Aschenraum eingebettet und oberflächlich durch einen Steinkreis aus grossen Steinblöcken markirt. Nach der Volkssage sind diese weiblichen, bekleideten Figuren gleich einem Leichenbrande meist von Kindern gegen Wetterschäden bestattet worden und werden auch noch vereinzelt als „Kindergräber" bezeichnet. Diese meines Wissens in Niederösterreich andernorts noch nicht aufgefundenen Thonfiguren dürften der Zeit vom V. bis zum VII. Jahrhundert angehören[1]). Dass in der geschichtlichen Zeit in Niederösterreich ein Figurencult betrieben wurde, ist aus dem Vorkommen der Todtenmanderln ersichtlich, die schon im prähistorischen Zeitalter ein Analogon finden, da mir auch das Vorkommen von wirklich vorgeschichtlichen Todtenmanderln bekannt ist, indem ich einem Guntramsdorfer Grabe ein derartiges primitives Gebilde aus Bein entnahm. Auch in Baden wurde ein prähistorisches Todtenmanderl aus Bein gefunden, das indessen bedeutend schöner gearbeitet ist.

Diese nicht nur bei den Bauern, sondern auch bei den Städtern vorkommenden Todtenmanderln, welche einfach aus Holz geschnitzt sind, jedoch immer das Geschlecht zum Ausdruck bringen und deswegen auch als „Weibchen" und „Männchen" bezeichnet werden, dienten dem Zwecke der Erinnerung an eine bestimmte Person. Sofort nach dem Ableben eines Familiengliedes geschnitzt, wurde die kleine, 10—20 cm hohe Menschengestalt mit der Leiche auf das Todtenbrett oder in den offenen Sarg gelegt und verblieb dann nach der Bestattung als Andenken an den Verschiedenen im Hause als „glückbringend" zu-

[1]) Vgl. dazu Calliano's Mittheilung „Vorgeschichtliche Kindergräber?' in der Zeitschrift „Der niederösterreichische Landesfreund", VIII. Jahrgang (1899), Nr. 1—2 (angezeigt von Dr. W. Hein in diesen „Mittheilungen", XXIX (1899), S. 94. Die Red.

rück. Dieser Gebrauch wurde in Baden bis in die Dreissiger-Jahre noch bei alten Hauern geübt und kommt derzeit noch in der Hinterlandschaft des Eisernen Thor-Gebietes vereinzelt vor. Aehnlich gestaltet war das Lebermanderl, das, bei der Steinsetzung von dem Wissenden heimlich unter das Grenzzeichen gelegt, bei der üblichen Nachschau den Beweis erbrachte, ob der Stein unverrückt war. Fehlte die Leberfigur, so war die Grenze verletzt und der Thäter mit dem Fluche der Behebung verdammt.

Indem ich den Fundbericht über die vorgeschichtliche Zeit der Umgebung von Baden abschliesse, sei nun auch der Römerzeit gedacht, umsomehr, als diese in gewisser Beziehung für die Landesgeschichte sogar noch weit wichtiger erscheint.

Die Römerforschung, von unseren Landeshistorikern besonders stiefmütterlich behandelt, muss bei der herrschenden Interesselosigkeit bei uns bald fraglich werden, da man bei dem Mangel geschichtlicher Quellen derzeit nur mehr mit den Fundergebnissen zu rechnen hat und diese zumeist aus Unverstand gar nicht beachtet werden. Unsere ganze Umgebung bietet zahlreiche Spuren, die Beachtung und Verwerthung verdienen. Schon unter Kaiser Claudius war um das Jahr 50 Wien ein römischer Ort, und unser Baden besass damals zumindest sein ältestes Badehaus. Als zu Beginn des II. Jahrhunderts Kaiser Trajan die Neubesetzung von Wien und Carnuntum durchführte, war das ganze südlich gelegene Land auch wohl schon mehr als eine unterjochte Landschaft. Die Jahrhunderte dauernde Besiedlung des Landes schuf eine blühende Colonisation, die in Folge der Organisation des römischen Legionswesens immer neue Nachschübe erhielt. Schon der auffallende Umstand, dass ein ausgebildetes Strassennetz die einzelnen Stützpunkte der fremden Unterjocher und die schon bestehenden Ortschaften untereinander verband, wird dafür beweisführend, dass diese Strassenzüge nicht mehr allein für militärische Zwecke, sondern auch den landwirthschaftlichen Bedürfnissen der Landesbewohner dienten. Der älteste Strassenzug der Römer von Wien nach Baden ging in Anbetracht der ganz versumpften Ebene am Rande der Gebirge über Mauer, Mödling und Gumpoldskirchen und lief von Baden über Leobersdorf, Steinabrückl nach Fischau. Fast an jedem Thaleinschnitte querten weitere Wege in die Berge und verbanden später auch die grosse Militärstrasse, die, in der Ebene angelegt, Wien direct mit Oedenburg verband. Die älteste Strasse am Gebirgsrande, theilweise heute noch nachweisbar, hatte bestimmte Stützpunkte, meist viereckig gebaute Walllager, die, gegen die Ebene vorgeschoben, den alten und den neuen Strassenzug beherrschten.

Derartige Standlager, vom Volke auch „Tabor“ genannt, wurden von mir bei Mödling, Guntramsdorf, Baden u. s. f. nachgewiesen; das Mödlinger und Badener wurde durch den Bau der Südbahn, das Guntramsdorfer durch grosse Ueberschwemmungen zerstört, und dass diese befestigten Räume einer stationirten Mannschaft von etwa 50—100 Mann nicht nur primitive Gebäulichkeiten enthielten, ist durch mancherlei Funde längst klar erwiesen. Ueber den ältesten Fund in Guntramsdorf selbst berichtet Schreitwein [1]). Er schreibt, es sollen einst die Standbilder von Mars und Jupiter, die von den alten heidnischen Bewohnern Oesterreichs vorzüglich verehrt wurden, dortselbst gefunden und von da nach Wien gebracht worden sein. Nun war aber das Schanzlager strategisch nur ein Zugehör zu dem nahen Baden, der linke Flankenschutz der alten Curortscolonie, die schon an der alten Gebirgsstrasse bei Gumpoldskirchen mit dem kolossalen römischen Sarkophag und dem im Mittelalter auch als Pranger benützten hochinteressanten römischen Meilenstein die einstige römische Bedeutung verräth.

Ueber die in Baden gemachten Funde existiren nur wenige Nachrichten. 1764 liess der Stadtrichter Gossmann das natürliche Felsengewölbe der Ursprungsquelle abtragen, bei welcher man auf eine zerfressene Inschrift stiess, in welcher man deutlich das Wort AQUAE lesen konnte, welcher Umstand — da Mommsen in seinem „Corpus Inscriptionum Latinarum“ die antike Herkunft dieses Inschriftsteines bezweifelte — für Baden insoferne verhängnisvoll wurde, als sich Dr. Hermann Rollett dadurch beeinflussen liess und die weiteren Funde immer für absichtliche Fälschungen, für „Decorationsstücke der Humanistenzeit“ hielt, trotzdem in diesem Zeitalter Baden so unbedeutend war, dass es nicht einmal Gebrauchssteine, viel weniger Luxusfalsificate erzeugen konnte. 1792 wurden ganz beträchtliche Grundfesten eines grossen Gebäudes, deren Ziegel theilweise mit Stempeln der X. und XIV. Legion versehen waren, im derzeitigen Stadtparke aufgedeckt und vier Jahre später beim Bau des Ursprungbades der Rest eines römischen Bades (Hypocaustum) näher bestimmt. Von 1809 bis 1816 wurden bei diversen Canalbauten wiederholt römische Häuserfundamente durchquert und auch ein tiefliegendes römisches Steinpflaster aufgedeckt, das stellenweise noch ein anderes Pflaster überdeckte. Eine 1839 gefundene Bronzefibula von höchst zierlicher Form gelangte in das k. k. Münz- und Antikencabinet in Wien und diverse römische Münzen in die verschiedensten Hände. Ein bedeutender Fund, das Bruchstück eines römischen Grabdenkmales im Reliefquader (jugendlicher Krieger mit Venus Victrix), kam 1876 durch Dr. Rollett in die Oeffentlichkeit. Ein 1885 beim Curhausbau zum Vorschein gekommener Heizofen wurde von Dr. Rollett als römischer Kalkofen erklärt. Die Unhaltbarkeit dieser Ansicht geht schon aus dem Umstande hervor, dass man unmöglich an ein öffentliches Badegebäude einen Kalkofen anbauen konnte. 1894 wurde durch die „Halsriegelfunde“ der Bestand eines römischen Schanzwerkes und 1897 nebst

[1]) Schritovini Catalogus Archiepiscoporum et Episcopor. Laureac. et Patav. (unter der Regierung Kaiser Friedrich IV. verfasst und bis 1514 fortgeführt), bei Rauch, Rer. austr. Scriptor. II, 436: „Prout in ipsorum (des Mars und Jupiter) statuis, que hodie Viennae pro foribus Sancti Stephani cancello ferreo inclusae servantur, a Gundramsdorf ut futur allatis, pro memoria satis liquet.“

vielem Anderen durch mich das Gräbervorkommen am Kirchenplatze nachgewiesen[1]).

Die von Dr. Rollett bisher vertheidigte Annahme, dass Baden ohne grössere Ortsausdehnung nur eine Art Militärstation darstellte, ist nach meinen zahlreichen Funden gänzlich unhaltbar geworden. Durch drei Jahrzehnte kam durch Festhaltung aller Aufschlüsse, welche die bisherigen Erdaushebungen ergaben, ein weitverzweigtes Gebäudenetz zu Tage, das nur einem grösseren Orte angehören konnte, und da man gewiss nicht annehmen kann, dass der gewöhnliche Legionssoldat in seinem einfachen Wohnraume alle jene Sculptur- und Marmorstücke, die Statuettenreste und das berühmte Lasurroth zum Mörtelabschliff besass, so ist schon der Bestand von weiteren Civilgebäuden von selbst erbracht.

Das bisher behobene römische Inventar Badens, das, abgesehen von den unterirdischen Heizanlagen für Gebäude, der zahlreichen Betonestriche und rohen Steindarstellungen, sehr viel Kleinmaterial an Münzen, Fibeln, Armringen, Bronzenadeln und verschiedenartigem Kram in Metall und Bein, Glas und Thon ergab, birgt noch manche interessante Dinge. Insbesondere ist das ziemlich häufige Vorkommen jenes Attributes der Männlichkeit, welches die Prüderie des Bildners so gerne mit einem Feigenblatte deckt, umsomehr als merkwürdig zu betrachten, als es in Baden, als Anhängeamulett, aus Stein geschnitten wurde.

Das römische Baden (Badena) bestand nach den bisherigen Forschungsergebnissen anfänglich aus einer älteren Ansiedelung, die gleich Mödling in ganzer Sonnenlage und baumfreier Umgebung sich an den Berg anschmiegte, und dann später aus einem umwallten und ummauerten Raumrechtecke, das so ziemlich der Figuration des jetzigen Hauptplatzgebietes entspricht. Ausserhalb dieser compacten Gebäudeansammlung lehnten sich links und rechts diverse Bedürfnisbauten an die Berglehne.

Die beiden von mir aufgefundenen Stadtpläne von Dreiecker (1486) und einem Unbekannten (1690) bezeugen als papierene Belege das durch Fundthatsachen erhärtete Resultat, indem Dreiecker's Plan sogar das römische Bad der ältesten Ansiedelung andeutet und in der Rundansicht von Baden (1690) die daselbst verzeichneten römischen Grabsteine fast an der Stelle der jetzigen Römergräber erscheinen.

Als grössere Steindenkmäler der Badener Römerzeit verdienen ein einst als Wasserspeier benützter grosser Löwenkopf, der hochinteressante Mithrasstein aus dem Winschloche (eine grosse figurale Darstellung eines nackten Mannes, der auf einem gestürzten Stiere mit einem Fusse kniet und in der rechten Hand eine Fackel schwingt, während eine bekleidete Männergestalt ihm eine grosse Schale entgegenhält), und der Inschriftstein mit vier Zeilen in Sechs-Buchstabeneintheilung „CAAPPI—DECVRI—CIVIAQ—LEG XIII“ Beachtung.

Wichtiger nun als all' das Vorgebrachte sind die Ueberbleibsel einer speciell römischen Keramik, da mit der Kenntnis der genauen Form der Gefässe und des Materiales allein schon die beste Handhabe für eine Bestimmung der Römerzeit ermöglicht wird, indem sich eben blosse Topfscherben überall viel leichter als andere Dinge erhalten haben.

Die römische Töpferware Badens zeigt zwei verschiedene Typen: Import und heimatliches Fabrikat. Dass letzteres bedeutend häufiger vorkommt, ist erklärlich, umsomehr, als Baden das passende Material für eine locale Werkstätte besass.

Die charakteristische Type der römischen Töpferware, die mit dem neulateinischen Worte bezeichnete Terra sigillata, also die rothe arretinische Ware der Römer, kommt zwar als Landesfabrikat bei uns vor, bildet aber immer eine schlechte Nachbildung oder eine beabsichtigte Töpferfälschung.

Unsere römische Töpferei kennt weiters nur die Plastik, zumeist in der Henkelform, immer ohne Negativ aus der Hand gearbeitet. Einen Beleg hiefür bildet ein netter Eidechsenkopf (aus dem Winschloche), der vom Gefässe als Henkel gerade abstand. Das Zierath ist immer nur aufgesetzt, zumeist Sicheln, Ringe und Punkte bildend. Der Henkel kommt auch (wie in Wien) geschnitten vor. Die Hauptformen der Gefässe Amphora, Cylinder, Urne, Topf, Krug, Trinkbecher, Schüssel, Tasse und Schale sind theilweise ganz originell; bei der Schale fällt das Vorkommen des ausgeschnittenen Dreifusses und weiters überhaupt die Häufigkeit des Deckels auf.

Eine ganz aussergewöhnliche Erscheinung bildet eine Schwarzurne mit umgebogenem Rande und ganz mittelalterlichem Ansehen. Dieselbe, 30 cm hoch, mit einem Mundrande von 85 cm, barg als Aschenbehälter eines römischen Grabes am Kirchenplatze verschiedene römische Eisen- und Bronzesachen, die sich theilweise mit dem Topfe verkitteten, und besitzt am wulstigen Umlegrande den Legionsstempel I·X· viermal und am Henkel in schräger Stellung doppelt eingedrückt. Ich hielt anfänglich die römische Zahl IX für das Zeichen der 9. Legion; da aber jedenfalls die beiden Punkte in der Mitte der Ziffern eine Bedeutung besitzen müssen, so neige ich mich zu der Annahme, dass die Ziffer I vor X einen Untergrad bezeichnet. Wenn man die Eintheilung einer Legion (etwa 5000 Mann) in 10 Cohorten, 30 Manipeln und 60 Centurien betrachtet, wäre eine Auslegung des räthselhaften Stempels dahin, dass er einem Manne der I. Cohorte der X. Legion gehörte, nicht ganz unwahrscheinlich, und es wäre sehr erfreulich, wenn auch andernorts bei einem ähnlichen Fundvorkommnisse auch auf derartige verdächtige Töpfe geachtet würde.

Auch die seltene, durch Spiessglanz oder Hammerschlag erzeugte citronengelbe Glasur der Römer (mit saftgrünem Anflug) ist an einem Grabgefässe (grosses Thränenkrügel) vorhanden, was um so interessanter ist,

[1]) Vgl. über die Römerfunde in Baden die sorgfältige Zusammenstellung von Dr. Hermann Rollett in: „Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden bei Wien“, XII. Theil, 1899, S. 12—20. Die Red.

als römische Glasuren sehr selten und die Bleiglasur überhaupt erst im XII. Jahrhundert vorkommen.

Aus dem bisher Gesagten ist zu ersehen, dass auch die römische Provinzialcultur von der gelehrten Landesforschung eine bessere Berücksichtigung verdienen würde, bevor die alles nivellirende Zeit die letzten Reste für immer vertilgt.

2. Herr **Dr. Alfred Zdekauer** übersendet folgenden Bericht.

Ueber Schädeltrepanationen im Bismarck-Archipel[1]).

Die Eingeborenen des Bismarck-Archipels, speciell die der Insel Neu-Britannien (Neu-Pommern), bedienen sich nebst den sonst bei Naturvölkern gebräuchlichen Waffen, wie Speeren, Bogenpfeilen und Keulen, der Steinschleudern. Mittelst der letzteren, die aus den geflochtenen Blättern der Pandanuspalme und Rotanstricken gefertigt sind, vermögen sie auf ziemliche Entfernungen, 60 – 80 Schritte weit, mit Sicherheit ihr Ziel zu treffen. Sowohl zur Jagd als auch auf dem Kriegspfade bedient sich der Neu-Britannier mit Vorliebe dieser Waffe, die in seinen Händen ein gefährliches Instrument wird, da er von Jugend auf gewöhnt ist, mit ihr umzugehen. Beim Gebrauche legt er einen runden Stein von Walnussgrösse in die Schleuder, spannt diese entweder mit der Fusszehe oder mit der Hand straff an, schwingt sie horizontal

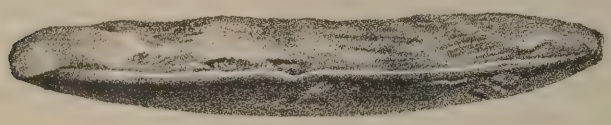


Fig. 10. Steinmeissel von Neu-Britannien.

über den Kopf und schleudert den Stein in der gewünschten Richtung fort. Die Verletzungen, die entstehen, sobald der Stein auf eine harte Unterlage kommt, sind schwere; denn des Oefteren kommen ausser Quetschungen Fracturen von Rippen und der Schädeldecke vor. Dass von letzteren viele den Tod herbeiführen, weisen die total fracturirten Schädel auf, die man findet. Doch kann man bei einer Anzahl Schädel, von denen es mir gelang, einige durch Herrn Parkinson in Malapau zu erwerben, constatiren, dass die Verletzungen einem Trepanationsverfahren unterworfen wurden. Durch einen Eingeborenen gelangte ich in den Besitz eines Steinmeissels (siehe Fig. 10), mittelst dessen die Trepanation vorgenommen wird. Ich konnte soviel erfahren, dass nach der Verletzung die Haare mit einer scharfen Muschelschale oder Glasscherbe abrasirt werden, worauf man mittelst eines Meissels (aus serpentinartigem Nephrit) die Knochensplitter elevirt und extrahirt und die imprimirten Knochen herausstemmt.

Der Verband besteht, wie ich vermuthe und bei anderer Wundbehandlung beobachtete, einfach aus frischen Blättern.

Die dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum übergebenen Schädel, von denen zwei aus den Beiningbergen am Weberhafen, die anderen von der Nordküste der Gazelle-Halbinsel auf Neu-Britannien stammen, weisen folgende durch Trepanation geheilte Verletzungen auf:

Inv.-Nr. 3294: an der Stirne, links, knapp an der Medianlinie, ein Trepanationsloch, längs oval, 3·5 cm lang, 2·5 cm breit, mit rundverheilten Rändern (Fig. 11).

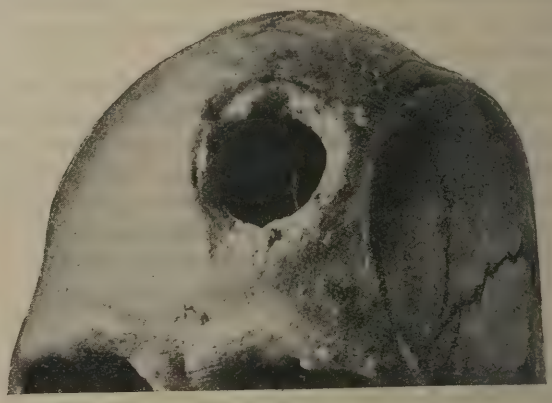


Fig. 11. Trepanirter Schädel von Neu-Britannien.

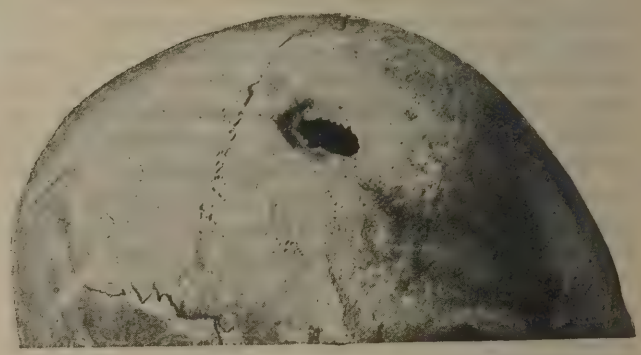


Fig. 12. Trepanirter Schädel von Neu-Britannien.

Inv.-Nr. 3295: an der Stirne, oberhalb des rechten Stirnhöckers, ein Trepanationsloch, längs oval, 2 cm lang, 1 cm breit, vernarbt mit scharfrandiger lamina interna (granul. Knochen) (Fig. 12).

Inv.-Nr. 3296: am rechten Parietale, unmittelbar hinter der Mitte der rechten Kranznaht, ein Trepanationsloch, quer eiförmig, 2·5 cm lang, 1·7 cm breit, vernäht, mit theilweise scharfrandiger lamina interna (Fig. 13).

Inv.-Nr. 3297: am Bregma eine eiförmige, 4·8 cm lange, 3 cm breite, vollkommen verheilte Abtragung der lamina externa (Trepanationsversuch)[1]).

[1]) Vgl. F. v. Luschan's Mittheilung „Trepanirte Schädel aus Neu-Britannien" (mit 2 Abbildungen) in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft, 1898, S 398—401. Vor Kurzem veröffentlichte Professor Dr. Sima Trojanović eine Abhandlung über „Die Trepanation bei den Serben" im Correspondenz-Blatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, 1900. Nr. 2 (mit 2 Abbildungen), welche auch die sonstigen Nachrichten zum Theile berücksichtigt.
Die Red.

[1]) Die Angaben, welche dem Aufnahmsinventar der anthropologischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums entnommen sind, verdanke ich der Güte des Herrn Custos Josef Szombathy.

Ausser diesen hatte ich Gelegenheit, bei dem kaiserlich deutschen Richter Herrn Dr. A. Hahl in Herbertshöhe eine Anzahl für das Berliner Museum bestimmter trepanirter Schädel zu sehen, von denen einer speciell dadurch interessant war, dass er eine nach der Verheilung einer Trepanationsöffnung entstandene frische, breite Fractur des Seitenwandbeines trug, die er wahrscheinlich durch einen Schlag mittelst einer Steinkeule erlitten hatte.

Es kann nicht Wunder nehmen, dass Naturvölker, die sonst auf einem niedrigen Culturgrade stehen, Operationen vornehmen, zu deren Ausführung in der civilisirten Welt eine gewisse Technik, peinliche Reinlichkeit und Antisepsis erfordert wird. Wird ja doch, wie bekannt, bei den wilden Negerstämmen der Kaiserschnitt auch ausgeführt.

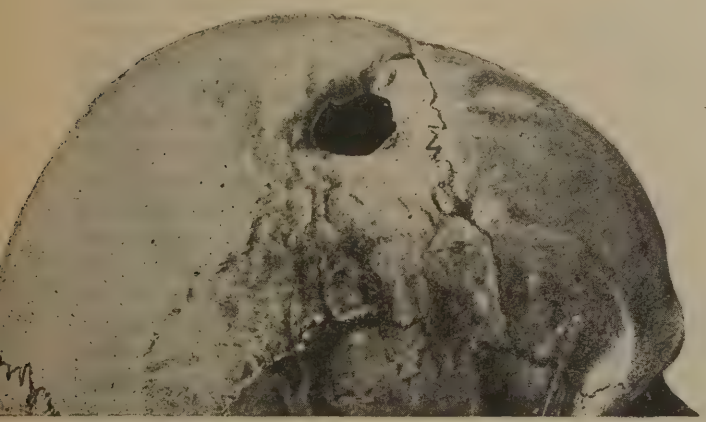


Fig. 13. Trepanirter Schädel von Neu-Britannien.

Ausschuss-Sitzung am 13. Februar 1900.

Vorsitzender: Herr Vicepräsident Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl.

Anwesend: Franz Heger, Franz v. Hopfgartner, Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg, F. Karrer, Dr. O. Müller, K. v. Schlosser und J. Szombathy.

1. Zur Vorlage gelangen:
   - *a*) ein Dankschreiben des Herrn Dr. Wilhelm Hein für seine Wahl als Redactions-Mitglied;
   - *b*) ein kurzer Bericht des Herrn Prof. J. Wisnar über seine auf Kosten der Gesellschaft gemachte Instructionsreise nach Berlin;
   - *c*) das Ansuchen des Vereines für bayrische Volkskunde in Würzburg um Ablassung von 10 Exemplaren von Reymann's „Technische Vorkenntnisse zur Hausforschung" gegen ermässigten Preis. Es werden 10 Exemplare zum Preise von Mk. 2·— bewilligt.

2. Der zweite Secretär beantragt im Mai eine Excursion nach Baden und im Juni eine zweite nach Eggenburg zu veranstalten. Wird angenommen und zur Einleitung derselben für die erste Herr Dr. W. Hein, für die zweite Herr Custos Szombathy ersucht, das Nöthige zu veranlassen.

3. Ausgetreten sind die wirklichen Mitglieder:
Dr. Ferd. Fischer in Laxenburg,
Dr. Albert Gessmann in Wien,
Dr. Arth. Hochstetter in Wr.-Neustadt,
Dr. Alois Könyöki in Budapest,
Aug. Komers in Niemtschitz,
Dr. Fried. Sal. Krauss in Wien,
Vincenz Poetsch in Randegg,
Oskar Siedek in Wien und
Dr. Franz Tappeiner Edler v. Tappein in Meran.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:
Frl. Marie Eysn in Salzburg (Hopfgartner),
Dr. Karl Gorjanović-Kramberger in Agram (Hopfgartner),
Dr. Karl Klimesch in Wien (Wasserburger),
Dr. B. Mazegger in Meran (Hopfgartner),
P. Dionys Rudnicki in Bedrykowce (Szombathy),
Hubert Sedlaczek in Thomigsdorf,
Jul. Teutsch in Kronstadt (Hopfgartner),
P. Gottfried Vielhaber im Stift Schlägl (Hopfgartner),
Karl v. Vincenti in Wien (Hopfgartner) und
J. V. Želižko in Wien (Hopfgartner).

4. Auf Grund einer zustimmenden Zuschrift des Herrn Regierungsrathes F. Heger als Leiter der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums wird der Schriftentausch mit der Zeitschrift „Swiatowit" in Warschau und den „Mededeelingen van wege het Nederlandsch Zendelinggenootschap" gegen die ganzen Mittheilungen und mit dem „Madras Government Museum Bulletin" gegen die Sitzungsberichte beschlossen, wofür das k. k. naturhistorische Hofmuseum die von der Gesellschaft im Tauschwege abzugebenden Publicationen zum Selbstkostenpreise bezahlt.

5. Herr Sectionschef Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg berichtet, dass die königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin am 18. und 19. März ihren 200jährigen Bestand und die k. k. jagellonische Universität in Krakau im Juni ihren 500jährigen Bestand feiern werden und beantragt die Absendung von Begrüssungsschreiben an diese beiden Institute. Der Antrag wird angenommen. Herr Sectionschef v. Inama-Sternegg erklärt sich bereit, anlässlich seiner Theilnahme an dem Jubiläum der Berliner Akademie die Gesellschaft dabei zu vertreten und das Begrüssungsschreiben persönlich zu überreichen.

Monats-Versammlung am 13. Februar 1900.

Vorsitzender: Herr Vicepräsident Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl.

1. Herr Dr. Wilhelm Hein erstattet einen

Bericht über die Reise in die Schweiz anlässlich der Lindauer Versammlung.

Da mittlerweise dieser „Ausflug nach der Schweiz" in unseren Sitzungsberichten S. 103—108 eine aus-

führliche Schilderung erfahren hat, so erübrigen nur noch einige kleine Nachträge.

Das schweizerische Landesmuseum in Zürich, das am 25. Juni 1898 in Verbindung mit einem Trachtenfeste eröffnet wurde, bot nicht nur auf dem Gebiete der Urgeschichte reiche Anregung, sondern gab auch in seiner volkskundlichen Abtheilung, zu welcher man auch die Einrichtungsstücke der gotischen Kapelle, die vielen Intérieurs und die grosse keramische Sammlung rechnen muss, einen guten Ueberblick über den bodenständigen Culturbesitz der Bevölkerung, wie er noch vor Kurzem war. Vor Allem ist es die Sammlung von schweizerischen Volkstrachten, die noch in den Originalskizzen des Züricher Malers Ludwig Vogel aus dem Anfange des XIX. Jahrhunderts und in einer Reihe von Stickereien eine dankenswerte Ergänzung findet, die den volkskundlichen Forscher sehr befriedigen wird, besonders wenn er in Frau Professor Heierli, die an der Einrichtung dieser Abtheilung eifrig mitwirkt, eine sachkundige Führerin findet. Im Uebrigen sei auf den „Officiellen Führer durch das Schweizerische Landesmuseum in Zürich" von Dr. Hans Lehmann verwiesen, der mit 16 Tafeln illustrirt ist.

Herr Dr. F. G. Stebler, der im Züricher Polytechnicum eine interessante Sammlung schweizerischer Ethnographica demonstrirte, hat in der in Zürich erscheinenden Zeitschrift „Die Schweiz" einige Abhandlungen veröffentlicht, die zu dem Capitel der „Hauszeichen" wichtige Beiträge liefern. Aus der ersten derselben, „Hauszeichen aus dem Oberwallis" (I. Jahrg., 1897, S. 45—49) lernen wir das schweizerische Hakenkreuz (Swastika), das auch sonst in den Alpenländern als Hauszeichen vorkommt, als eine Zusammensetzung aus zwei „lätzen" (verkehrten) Bundhaken (Eisenklammern) kennen. Zwei andere Abhandlungen „Die Tesslen in Oberwallis oder hölzerne Namensverzeichnisse" (I. Jahrg., 1897, S. 461—464) und „Hölzerne Grundtitel" (III. Jahrg., 1899, S. 559—565) beschäftigen sich mit den Alp- und Weidspänen und den verschiedenen „Tesslen" (Kerbhölzern)[1]). Für das Studium der primitiven Kunst bieten die mannigfachen Holzfiguren von Weidethieren, die zur Controle gebraucht werden, in ihrer Entwicklung von den feinstgeschnitzten Gebilden bis zu rohen Holzklötzen ein reiches Material, das derzeit noch nicht veröffentlicht ist.

Die im Jahre 1897 gegründete Antiquarische Gesellschaft von Brugg und Umgebung hat bereits ein kleines Museum angelegt, in welchem sich ausser den römischen Funden von Vindonissa, dem heutigen Windisch, auch einige altperuanische Figuren aus Kupfer befinden. Einen kurzen Ueberblick über die Geschichte von Vindonissa-Windisch brachte der Artikel „Pro Vindonissa" in der Sonntagsbeilage Nr. 26 der „Allgemeinen Schweizer Zeitung" in Basel vom 25. Juni 1899.

Was die ethnographische Sammlung des Historischen Museums in Bern anbelangt, so beanspruchen die grösste Beachtung die werthvollen Gegenstände, welche der Berner Kupferstecher Wäber, der Begleiter des Capitän Cook auf seiner dritten Weltumseglung, mitgebracht und seiner Vaterstadt geschenkt hat. Seit 1791 ist diese Sammlung im Besitze des Museums und nunmehr in den Schränken 13—18 des ersten Saales der ethnographischen Abtheilung aufgestellt. Sie enthält unter Anderem einen grossen Häuptlingsmantel aus rothen und gelben Federn, ferner einen Helm mit hohem Kamm, ebenfalls aus rothen und gelben Federn, beide von Hawaii. Nicht nur diese Sammlung, sondern auch andere Collectionen leiden an falschen Herkunftsangaben, die leicht richtig gestellt werden können. Im Uebrigen sei auf den von der Direction des historischen Museums im Jahre 1899 herausgegebenen „Führer" verwiesen.

In Biel folgte ich der freundlichen Einladung des Herrn Dr. Emil Lanz jun. zu einer Tagesexcursion zum Besuche der vorgeschichtlichen Erdbauten bei Rüti-Arch und der Knebelburg zwischen Petinesca und Biel. Das grösste dieser Bauwerke, die Teufelsburg bei Rüti, hat bereits Albert Jahn[1]) im Jahre 1850 beschrieben, ebenso den Riesenhügel und den Burghügel bei Arch. Dr. Ferdinand Keller veröffentlichte 1869 einen sehr genauen Plan von der Teufelsburg in seiner Abhandlung „Helvetische Denkmäler" (Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Band XVI, Abth. II., Heft 3) und sagt von ihr: „Ein ähnliches Erdwerk findet sich weder in der Schweiz, noch, so weit unsere Kenntnis reicht, in Frankreich, England oder Deutschland. Wenn der Hügel ein Begräbnis in sich schliesst und zu Ehren eines oder mehrerer Bestatteten errichtet worden — er wäre in diesem Falle der höchste Grabhügel auf dem Continente — so ist die Zuthat der Wälle ganz unerklärlich; als ein Festungswerk darf es nicht betrachtet werden, weil kein Platz für die Besatzung und weder die Localität passend noch die Wehren irgendwie ausreichend gewesen wären" (a. a. O. 85). Jahn sieht in der Teufelsburg eine dem Sonnendienste geweihte Stätte und stützt diese Meinung auf die gegen Sonnenaufgang angebrachten Vorhöfe. Jedenfalls ist dieses Erdwerk, gleichviel welchem Zwecke es gedient haben mag, eines des grossartigsten in Europa. Ueber die Knebelburg auf dem Jensberg und die an seinem Fusse gelegene römische Ansiedelung Petinesca, zwischen welchen beiden Localitäten die sogenannten Keltenwälle den Bergrücken queren, gibt ebenfalls Jahn (a. a. O. 36—68) eine sehr genaue Darlegung, der nur noch der von Herrn J. Major im „Journal de Genève" gegebene officielle Bericht anzuschliessen ist, der 1899 in deutscher Uebersetzung in Nr. 267 des „Schweizer Handels-Courirs" erschien. Im Vorjahre wurde in Biel die „Gesellschaft pro Petinesca" gegründet, welche einen jährlichen Mitgliederbeitrag von 5 Franken einhebt. Die systematischen Ausgrabungen in Petinesca begannen schon im September 1898 und führten zur Feststellung eines römischen Eingangsthores und der dazu gehörenden Strassenzufahrt. Es ist zweifel-

[1]) Denselben Gegenstand erörtert eine illustrirte Abhandhandlung Picaud's „Tintinnabulums préhistoriques" in den „Bulletins de la Société Dauphinoise d'ethnologie et d'anthropologie" (Grenoble), VI, 1899, S. 200—234.

[1]) Albert Jahn, Der Canton Bern, deutschen Theils, antiquarisch-topographisch beschrieben, Bern-Zürich 1850, S. 103—109. Derselbe, Die keltischen Alterthümer der Schweiz. Bern 1860, S. 6—7.

los, dass es der Gesellschaft bei der nöthigen Unterstützung gelingen wird, die Anlage dieses wichtigen römischen Postens zwischen Aventicum (Avenches) und Salodurum (Solothurn) freizulegen. Ich bin Herrn Dr. E. Lanz für den genuss- und lehrreichen Tag, der in bester Weise den Ausflug in die Schweiz abschloss, zu herzlichstem Danke verbunden. Ich besuchte im weiteren Verlaufe meiner Reise noch die Museen zu Neuenburg, Lausanne und Genf, doch fällt dieser Theil der Schweiz nicht mehr in das Gebiet des gemeinsamen Ausfluges.

2. Herr **Dr. Wilhelm Hein** gibt einen kurzen Bericht über

Bemalte rumänische Kreuze.

Kürzlich hat die ethnographische Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums vier bemalte rumänische Holzkreuze von Herrn k. u. k. österr.-ungar. Consul Karl v. Peez in Krajowa geschenkweise erhalten. Der Abtheilungsleiter Herr Regierungsrath Franz Heger hat in entgegenkommender Weise mir gestattet, diese Kreuze der Gesellschaft vorzuführen und sie in den „Mittheilungen“ zu publiciren. In dem Begleitschreiben vom 23. November 1899 berichtet Herr v. Peez, dass derartige Kreuze in der Stadt Krajowa und in ihrer Umgebung von der vorstädtischen und bäuerlichen Bevölkerung verwendet werden. Sie sind mit Heiligenbildern der orthodoxen Kirche in grellen Farben bemalt und können als überaus charakteristisch gelten. Das grösste der vier Stücke ist ein sogenanntes Brunnen- oder Wegkreuz und wird an Brunnen oder an Kreuzwegen aufgestellt; die drei kleineren sind Friedhofskreuze für Reich und Arm. Wie mir Herr Consul v. Peez in einem Briefe vom 9. Februar 1900 mittheilt, hat er diese Kreuze auf dem Markte in Krajowa gekauft. Beachtenswerth ist, dass derartige Kreuze auch für Personen aufgestellt werden, die ohne ein brennendes Licht in der Hand, also eines unnatürlichen oder plötzlichen Todes gestorben sind. Sie werden dann als Erinnerungszeichen mit dem Namen des Verstorbenen und sonstigen Angaben versehen an den Wegen eingesetzt und müssen in diesem Falle als eine rumänische Parallele zu unseren Marterln betrachtet werden [1]).

3. Herr **Leo Bouchal** hält einen Vortrag:

Einiges über Völker in und um Celébes.

Nach einem kurzen Ueberblicke über die sprachlichen Verhältnisse der Insel, denen zufolge die Bewohner eine Zwischenstellung zwischen der makassarisch-buginesischen und der philippinischen Gruppe einnehmen, besprach der Vortragende die unter der Bevölkerung, besonders der Minahassa, überlieferten Sagen über ihre Herkunft. Es folgte ein Excurs über die Verbreitung und Verwendung des Blasrohrs und Bogens im Indischen Archipel, woraus sich die Nothwendigkeit, die Bewohnen von Celébes unter die Westgruppe der indonesischer Völker einzubeziehen, auch in dieser Hinsicht ergab. Hierauf wurden die Anschauungen der Toradja über die Seele, die Auffassung und Behandlung der Krankheiten bei den Völkern der Insel beleuchtet, woran sich eine kurze Darstellung des Cultus der Toumbuluh (Minahassa) und ihrer religiösen Feste, der fosso's, sowie der (in der Minahassa nun nicht mehr bestehenden) Kopfjägerei anschloss. Die Uebereinstimmung der Priester mit denen der Dayak und Battak, sowie die Form der Ehe sprechen abermals für die nahe Verwandtschaft der Bewohner von Celébes mit den genannten Völkern. Eine kurze Darstellung der Todtenbräuche, sowie der Waffen und noch einige andere kleinere Mittheilungen schlossen den Vortrag.

[1]) Vgl. dazu meine Mittheilung „Mährische Marterln und rumänische Erinnerungskreuze“ in der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde (Berlin), IX. Jahrg., 1899, S. 399—401 (mit einer Tafel), in welcher derartige Kreuze, wie sie an der Kirchenmauer in Pojana bei Reusmarkt (Siebenbürgen) stehen, abgebildet sind. Dort gelten sie aber als Erinnerungszeichen für Ortsgenossen, die in der Fremde gestorben sind.

Ausserordentliche Versammlung am 24. Februar 1900.

Vorsitzender: Herr Präsident Dr. Ferd. Freiherr v. Andrian-Werburg.

Herr Professor **Leopold v. Schroeder** hält einen Vortrag

Ueber die neuen Entdeckungen buddhistischer Alterthümer in Ost-Turkestan [1]).

Hochgeehrte Anwesende!

Einem Wunsche unseres hochgeehrten Präsidenten, des Herrn Baron Andrian, folgend, will ich es versuchen, Ihnen hier einen Ueberblick über die ebenso überraschenden wie reichen neuerlichen Entdeckungen buddhistischer Alterthümer im chinesischen Ost-Turkestan zu geben.

Die unmittelbare Anregung zu diesen meinen Mittheilungen habe ich in Rom auf dem im October vorigen Jahres dortselbst abgehaltenen zwölften internationalen Orientalisten-Congresse empfangen, welchem ich als Delegirter des österreichischen Unterrichtsministeriums beizuwohnen das Glück hatte. Wohl der wissenschaftlich bedeutungsvollste Theil der Verhandlungen dieses Congresses concentrirte sich in der grossen Sitzung am 11. October, in welcher die indologische, die centralasiatische und die sinologische Section sich vereinigten, um gemeinsam die neuen Entdeckungen in Ost-Turkestan zu verhandeln — gemeinsam, da alle drei genannten Sectionen in gleicher Weise an diesen Entdeckungen lebhaft mit interessirt waren.

In der erwähnten Sitzung ergriff zuerst Dr. Rudolf Hoernle, der hochverdiente ehemalige Präsident der Asiatic Society of Bengal, das Wort zu einem längeren Vortrage über die von den Engländern neuerdings erworbenen ostturkestanischen Alterthümer — eine reiche Sammlung, welche der Redner zu einem bedeutenden Theile den Fachgenossen in natura vorlegen

[1]) Dieser Vortrag erschien auch in der kaiserl. „Wiener Zeitung“ vom 2. und 3. März 1900. Die Red.

konnte. Sodann sprach Akademiker Radloff aus St. Petersburg über die entsprechenden, ebenfalls sehr reichen und interessanten russischen Erwerbungen, insbesondere aus Turfan, im Norden von Ost-Turkestan. Auch er konnte reiches Material, namentlich in Abbildungen, vorlegen. Der Bericht des Conservators Klementz, des Leiters der russischen Expedition, wurde verlesen, und endlich sprach noch Dr. Hirth aus München über den chinesischen Theil dieser Entdeckungen.

Der Hauptinhalt dieser Vorträge, sowie der inzwischen von Hoernle, Radloff und Klementz publicirten Berichte verdient es durchaus, über die Kreise der Orientalisten hinaus bekannt zu werden. Daher habe ich mich bereitwillig der Aufgabe unterzogen, an dieser Stelle in zusammenfassender, allgemein orientirender Weise über jene hochinteressanten Entdeckungen zu sprechen.

Den Ausgangspunkt derselben bildete die Auffindung der sogenannten Bower-Manuscripte, welche vor nun schon etwas mehr als zehn Jahren stattfand. In einem buddhistischen Stûpa bei Kutschar, in Ost-Turkestan, der jetzigen chinesischen Provinz Kaschgarien, hatten ein paar einheimische Kaufleute, als sie denselben auf der Suche nach verborgenen Schätzen erbrachen (im Jahre 1889), eine ganze Anzahl alter Manuscripte gefunden. Ein Theil derselben wurde von einem englischen Officier und Forschungsreisenden, dem Lieutenant (jetzt Major) Bower erworben und nach Indien gebracht; ein anderer Theil der von den glücklichen Findern getheilten Beute gelangte auf verschiedenen Wegen theils nach St. Petersburg, wo Professor v. Oldenburg sich die Untersuchung derselben angelegen sein liess, theils ebenfalls in die Hände der Engländer, nach Calcutta. Die hervorragende Wichtigkeit der von dem Lieutenant Bower erworbenen und fortan nach ihm benannten, auf Birkenrinde geschriebenen Manuscripte wurde sogleich sowohl von Dr. Hoernle in Calcutta wie auch von Hofrath Bühler in Wien erkannt und das Alter derselben nach dem übereinstimmenden Urtheile dieser beiden hervorragenden Kenner als das V. Jahrhundert n. Chr. fixirt, eine Bestimmung, die sich exact begründen liess durch die wesentliche Uebereinstimmung der Schrift dieser Blätter mit derjenigen der Gupta-Inschriften, namentlich der Kupfertafeln aus der Zeit dieser Könige. Es war damit der Beweis erbracht, dass hier die bis dahin ältesten uns bekannten indischen Handschriften zu Tage gekommen waren. Wo ein Fund von solcher Bedeutung gemacht worden war, da liessen sich mit ziemlicher Sicherheit auch weitere bedeutsame Entdeckungen erwarten, und so ist denn seit jener Zeit die Aufmerksamkeit der Orientalisten beständig auf das früher von der Alterthumsforschung fast gar nicht beachtete chinesische Ost-Turkestan gerichtet. In der That ist denn auch im Laufe der letzten Jahre eine Fülle von wichtigen Funden gemacht worden, welche zum grössten Theile den Engländern und den Russen in die Hände gefallen sind. Khotan und die Wüste Takla Makan im Süden, Kutschar und Turfan im Norden der grossen ostturkestanischen Wüste lassen sich als die Hauptfundorte, respective -Gegenden bezeichnen.

Eine ganze verschüttete und vergrabene, bisher den Augen der Forscher verborgene Culturwelt kommt hier zu Tage, und zwar ist es indische, speciell buddhistische, resp. gräcobuddhistische Cultur, mit türkischem, chinesischem und anderem Volksthume sich begegnend und verschmelzend.

Das Land, jetzt die chinesische Provinz Kaschgar, der am weitesten nach Westen vorgeschobene Theil des chinesischen Kaiserreiches, ist früh buddhistisch geworden.

Der Buddhismus beginnt schon im III. Jahrhundert v. Chr., nach dem dritten grossen Concil, unter König Asoka, nach Norden hin zu missioniren. Wohl schon im II. Jahrhundert v. Chr. fasst er in Ost-Turkestan festen Fuss. Er dringt weiter auch nach China, wo er im I. Jahrhundert n. Chr. vom kaiserlichen Hofe anerkannt wird. Ebenfalls im I. Jahrhundert n. Chr. dringen die sogenannten Indo-Skythen, welche die Inder Çaka oder Turushka, die Chinesen Yueitschi nennen, im nördlichen Indien ein und gründen sich hier ein Reich, das bis 425 n. Chr. dauert. Ihr grosser König Kanishka oder Kanerki im I. Jahrhundert n. Chr. wird Buddhist, und unter ihm findet das vierte grosse buddhistische Concil in Kaschmir statt. Es bedeutet eine Erstarkung des Buddhismus, speciell im Norden. Man begreift, dass die Nachbarschaft dieses Reiches ebenso wie die von China, das schon seit dem I. Jahrhundert n. Chr. Ost-Turkestan zum Theile beherrschte, nur dazu beitragen konnte, den Bestand und die Blüthe der Religion des Çâkya-Sohnes in jenem Lande zu sichern.

So kann es uns denn nicht Wunder nehmen, wenn die historischen Schriften der Chinesen im IV., V. und VI. Jahrhundert n. Chr. Ost-Turkestan als ein ganz oder doch fast ganz buddhistisches Land schildern. Von besonderem Interesse sind die Berichte jener berühmten chinesischen Pilger, die auf der Reise nach Indien, zu den heiligen Stätten der Buddha-Religion, oder auf dem Rückwege von dort, Ost-Turkestan durchziehen.

Fahien um 400 n. Chr. weiss von grossartigen Buddha-Tempeln und -Klöstern in Khotan, im Süden des Landes, zu berichten und nimmt selbst an einer Procession theil, bei welcher eine Buddha-Statue durch die Stadt geführt wird. Nach ihm war in Khotan auch indische Schrift in Gebrauch.

Die chinesisch-buddhistischen Pilger Sung-Yün und Hui-Schöng im VI. Jahrhundert erzählen ebenfalls von buddhistischen Tempeln und Klöstern, nicht nur in Khotan, sondern auch in der Umgegend der Stadt Hanmo, wo ein riesengrosses Buddha-Bild in einem mit seidenen Flaggen und Wimpeln geschmückten Thurme aufgestellt war; und auch weiter westlich begegnen sie überall Anhängern des Buddhismus. Der berühmteste dieser Pilger, Hiuen-Thsang im VII. Jahrhundert n. Chr., nimmt seinen Weg durch den nördlich der grossen Wüste gelegenen Theil von Ost-Turkestan und schildert auch dieses Land als ganz buddhistisch.

Schon bei Hami übernachtet er in einem buddhistischen Kloster; in der Gegend von Turfan nimmt man ihn mit grossen Ehren auf, lauscht mit Ehrfurcht seinen Erläuterungen der buddhistischen Gesetzbücher und sucht den berühmten Gelehrten zu dauerndem Verweilen zu bestimmen; in Kutschar weilt er zwei Monate und besichtigt die Klöster und sonstige, den Buddhisten heilige Stätten der Umgegend; und auch den Westen und Südwesten des Landes findet er ganz der Verehrung des Buddha ergeben. Ein sprechender Beweis für die Blüthe des Buddhismus und seiner Literatur in diesen Gegenden ist der Umstand, dass Hiuen-Thsang, nachdem er auf seiner Rückreise von Indien durch einen Unfall einen grossen Theil seiner dort gesammelten buddhistischen Schriften und Bücher verloren hatte, von Khotan aus nach Kaschgar und Kutschar sandte, um seine Verluste von dort her zu ersetzen.

Im VII. Jahrhundert wurde der westliche Theil des Landes den Chinesen durch die Tibetaner unter ihrem mächtigen Könige Sron-tsan-gam-po entrissen. Im VIII. Jahrhundert brach der berühmte arabische Feldherr Kuteiba ein, aber zunächst blieb dieser Vorstoss der islamitischen Welt trotz anfänglich glänzender Siege ohne ernstliche Folgen für das buddhistische Ost-Turkestan. Um so ernster sollte sich dafür die Sache später, im XIV. und XV. Jahrhundert n. Chr., gestalten, wo das Land durch die inzwischen mohammedanisch gewordenen Mongolen, die Nachkommen des Tschingis-Chan, erobert wurde. Es begann jetzt ein gewaltiges, lange andauerndes Ringen zwischen dem Buddhismus und dem durch die fremden Eroberer dem Lande aufgedrungenen Mohammedanismus. In diesem Kampfe benahm sich der Buddhismus durchaus nicht lammfromm und passiv, sondern wehrte sich energisch gegen die Verehrer des Propheten und seine Religion. Aber das schliessliche Resultat war doch ein vollständiger Sieg des Islam und ein ebenso vollständiger Ruin des Buddhismus in diesen Gegenden. Das Land ist später, wie ich schon erwähnte, wieder unter chinesische Herrschaft gekommen durch die Mandschu-Dynastie im Jahre 1758, aber es ist mohammedanisch geblieben bis auf den heutigen Tag, so unlieb dies auch den chinesischen Herrschern sein mochte.

Die einzigen Buddhisten Ost-Turkestans sind heute die kalmykischen Targuten, welche am grossen und kleinen Juldus und bei Karaschar nomadisiren — eine verschwindende Minorität. Die durchaus vorherrschende türkische Bevölkerung ist ganz mohammedanisch und weiss nichts mehr davon, dass ihre Vorfahren einst Buddhisten waren. Sie glaubt, dass dieselben stets sich zur Religion des Propheten bekannten, ja sie würde eine gegentheilige Annahme wohl gar für beleidigend halten. Die zahlreichen „heidnischen", d. i. buddhistischen Denkmäler ihres Landes schreiben die Turfanlyk den Kalmyken zu, während sie die Erbauung der in Ruinen liegenden, einst buddhistischen Städte auf den mythischen König Dachianus zurückführen. So vollständig ist die eigene buddhistische Vergangenheit aus dem Bewusstsein des Volkes ausgerottet.

Aber die Zeugen dieser Vergangenheit sind noch vorhanden und sie sind neuerdings in den Gesichtskreis der wissenschaftlichen Forschung getreten. Etwa $1^1/_2$ Jahrtausende hat der Buddhismus in diesen Gegenden gelebt. Kann es uns da Wunder nehmen, dass seine Spur, trotz der gründlichen mohammedanischen Zerstörungsarbeit, auch heute noch erkennbar ist? Was im Laufe des letzten Decenniums in dieser Richtung entdeckt worden ist, will ich Ihnen vorzuführen suchen, indem ich zuerst die englischen Erwerbungen, dann die der Russen schildere.

Wohl den wichtigsten Theil der englischen Sammlung bildet eine Fülle von alten Manuscripten und Holzdrucken in den verschiedensten Sprachen und Schriftgattungen. Dieselben stammen theils aus Kutschar im Norden der grossen ostturkestanischen Wüste, theils aus Khotan und Umgegend im Süden derselben; und zwar unterscheiden sich die aus dem Norden stammenden schon äusserlich deutlich von den im Süden gefundenen. Die ersteren zeigen nämlich die so charakteristisch indische Form der sogenannten pôthî (gleich Sanskrit pustaka), die im Wesentlichen darin besteht, dass die oblongen Blätter der Manuscripte, zwischen Holzbrettchen eingeschlossen, nur durch eine Schnur zusammengehalten werden, welche durch ein in jedem Blatte sich findendes Loch hindurchgezogen ist. Bei den südlichen Manuscripten finden wir dagegen eine im Wesentlichen der europäischen ähnliche Buchform, wie sie auch in Kaschmir üblich ist. Die nördlichen sind weiter in den altindischen Brâhmî-Charakteren geschrieben, und zwar theils in Sanskrit, theils in einer noch unbekannten, mit Sanskrit-Worten untermischten Sprache; die südlichen zeigen uns eine ganze Anzahl von bisher ganz unbekannten Schriftarten und Sprachen.

Beginnen wir mit den nördlichen, die alle bei Kutschar gefunden sind, so verdient zuerst das schon genannte Bower-Manuscript erwähnt zu werden, das von Hoernle inzwischen in monumentaler, seinem Werthe entsprechender Weise herausgegeben worden ist. Es ist, wie erwähnt, in Sanskrit auf Blättern von Birkenrinde geschrieben und entstammt dem V. Jahrhundert n. Chr. Es enthält Schlangenzauber, Würfelorakel, die buddhistische Legende von dem Yaksha Mânibhadra, der von Buddha einen mächtigen Zauber erlangt, und in seinem Haupttheile grössere Abschnitte eines wichtigen medicinischen Werkes, das „Navanîtaka" oder frische Butter, richtiger wohl „Crême" betitelt ist und das Beste, die „Crême", einer Anzahl älterer Lehrbücher auszugartig zusammenstellt. Es ist von hervorragender Bedeutung für die Geschichte der indischen Medicin, wie uns Hoernle und Jolly gezeigt haben. Die Theorien von Haas über den späten Ursprung der indischen Medicin und ihre, speciell des Suçruta Abhängigkeit von der auf Hippokrates fussenden arabischen Medicin sind dadurch endgiltig über den Haufen geworfen.

Weitere Manuscripte aus derselben Gegend haben die Engländer noch durch eine Reihe anderer Männer erhalten: durch den mährischen Missionär Weber,

durch den englischen Bevollmächtigten Mr. George Macartney in Kaschgar, durch Captain Stuart H. Godfrey und Colonel Sir Adelbert C. Talbot, nach denen die bezüglichen Sammlungen benannt sind.

Die Weber-Manuscripte enthalten Stücke von neun verschiedenen Büchern, meist Sanskrit, in den Brâhmî-Charakteren der Gupta-Zeit geschrieben. Es findet sich aber auch ein medicinisches Werk in derselben Schrift, aber in einer bisher noch ganz unbekannten Sprache, untermischt mit Sanskrit-Worten. Diese letzteren lassen erkennen, dass es ein medicinisches Werk ist, im Uebrigen aber harrt der Inhalt noch der Enträthselung. Von diesen Manuscripten ist keines jünger als das V. Jahrhundert n. Chr. Wir haben früher so alte Sanskrit-Manuscripte nicht gekannt.

Von den Macartney-Manuscripten enthält das eine die Legende vom Mahâyaksha Mânibhadra und stammt aus dem V. Jahrhundert; das andere bietet eine medicinische Abhandlung und stammt nach Hoernle aus dem IV. Jahrhundert n. Chr., ist somit das älteste uns gegenwärtig überhaupt bekannte Sanskrit-Manuscript.

Die Godfrey-Manuscripte enthalten insbesondere buddhistische Beschwörungen; unter den Talbot-Manuscripten sind wiederum mehrere in der schon erwähnten, noch ganz unbekannten Sprache, mit Sanskrit gemischt, geschrieben.

Mit diesen Manuscripten gehören diejenigen nahe zusammen, welche durch den russischen Generalconsul in Kaschgar, Herrn Petrowski, nach St. Petersburg gekommen und durch Professor v. Oldenburg untersucht worden sind. Sie stammen ebenfalls aus Kutschar und enthalten die Legende von Mânibhadra u. A. m.

Die übrigen Manuscripte, wie überhaupt fast alle weiteren Funde der Engländer stammen aus der Gegend von Khotan im Süden der Wüste, und zwar vornehmlich aus nicht weniger als fünfzehn untergegangenen, theils im Sande begrabenen, theils im Löss eingebetteten Städten, die sich in einem Umkreise von circa 150 englischen Meilen von Khotan nach Norden hin entfernt finden. Die ganze Gegend heisst nach der Menge der dort gefundenen Thonware „Takla Makan", d. h. „mit zerbrochenem Thongeschirr bedeckt".

Von verschütteten Städten in der Gegend von Khotan wissen schon die chinesischen Pilger und Marco Polo zu erzählen. Diese Berichte haben sich neuerdings in überraschender Weise bestätigt. Im Jahre 1866 brachte der Engländer Johnson von einer Reise in jene Gegenden die Nachricht mit, es gebe dort alte verschüttete Städte, und die Bevölkerung mache sich einen Verdienst daraus, Goldsachen aus dem Sande hervorzuscharren. Der Engländer Forsyth stellte im Jahre 1873 selbst Ausgrabungen an, bei denen er Münzen und Glasscherben fand. Er sah ferner Goldschmuck und eine Statuette des Buddha, die bei Keria gefunden worden waren; eine goldene Kuh und einen 16 Pfund schweren Goldschmuck, der in der Nähe von Iltschi zu Tage gekommen; goldene Nasenringe und verschiedene alte Münzen aus Khotan. Der russische Reisende Prževalski bestätigte die alten Nachrichten von verschütteten Städten in jenen Gegenden. Der schwedische Reisende Dr. Sven Hedin stellte selbst im Jahre 1896 in einer dieser begrabenen Städte (Borâzan, circa fünf englische Meilen von Khotan entfernt) Ausgrabungen an, bei welchen er in dem 25 Fuss starken Lössstratum Thonwaren, Münzen, Siegel, verschiedene Figuren und andere Alterthümer fand. Er besichtigte, resp. entdeckte noch mehrere derartige, vom Sande verschüttete Städte. Die schwedischen Missionäre Högberg und Bäcklund besuchten im Jahre 1897 ebenfalls mehrere derselben, und Högberg sagt, er habe auf einer Fahrt nach Khotan nicht weniger als neun untergegangene Städte gesehen [1]); derselbe erwarb eine Anzahl dort gefundener Manuscripte in unbekannten Charakteren, welche später theils nach England, theils nach St. Petersburg gelangt sind.

Die Engländer sind somit nicht die einzigen Besitzer der in jenen Gegenden gefundenen Schätze, aber ihre Sammlung genügt, um einen fast überwältigenden Eindruck hervorzurufen.

Ueberblicken wir zunächst ihre von dort stammenden Manuscripte.

Da finden sich zwei Manuscripte in Pehlewi-Schrift, nach M. A. Stein und West vom Typus der Sassanidenzeit, nicht später als aus dem VII. Jahrhundert; es haben sich bisher leider nur einzelne Wörter mit Sicherheit lesen lassen.

Es finden sich ferner zwei Manuscripte mit einer Schrift, die dem Pehlewi ähnlich, aber doch nicht Pehlewi ist; eine nähere Bestimmung ist noch nicht gelungen.

Wir haben ein Manuscript in noch unbekannten Charakteren, die den nestorianischen oder uigurischen ähneln, aber doch nicht mit ihnen identisch sind.

Ferner ein Manuscript in noch unbekannter Schrift, welche der chinesischen ähnlich sieht, aber doch auch wiederum nicht chinesisch ist!

Zwei Manuscripte mit unbekannter Schrift, die der griechischen ähnlich sieht, aber doch wiederum nicht griechisch ist, das heisst, nur die Ueberschriften der Paragraphen, in welche diese Manuscripte eingetheilt sind, zeigen Aehnlichkeit mit griechischen Uncial-Buchstaben; die Schrift der Hauptmasse dieser Bücher lässt sich mit nichts Bekanntem vergleichen!

Drei Manuscripte mit unbekannter Schrift, die der altindischen Kharoshthî-Schrift ähnlich sieht, aber doch nicht wirklich Kharoshthî ist.

Neun Manuscripte mit unbekannter Schrift, die der mongolischen ähnlich sieht, aber ebenfalls noch nicht lesbar ist.

Eines dieser Manuscripte steckte in einem alten Sack und wurde mit einem darauf liegenden Schädel und zwei kleinen, aus Metall gebildeten Reitern zusammen gefunden; der Beschreibung nach wohl in einem alten Stûpa.

Alle diese Gegenstände befanden sich in Rom in der englischen Sammlung.

---

[1]) Siehe Nachrichten über die von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg im Jahre 1898 ausgerüstete Expedition nach Turfan. Heft 1, S. 48, Anm.

Sie sehen, dass die Wissenschaft mit diesen Manuscripten allein vor eine Fülle der interessantesten, noch räthselhaftesten Aufgaben gestellt ist. Wer waren alle jene verschiedenen Völkerschaften, die diese noch unbekannten Sprachen redeten, in diesen unbekannten Charakteren schrieben? Und was ist der Inhalt dieser Bücher? Hier wird der Scharfsinn noch vieler Forscher sich zu erproben und zu bewähren haben.

Sämmtliche angeführten Manuscripte stammen aus der Takla Makan genannten Wüste, nördlich von Khotan, resp. aus den mehrerwähnten verschütteten Städten, in welchen die Einwohner des Landes seit Alters nach Schätzen zu graben lieben. Man hat sie theils in alten Stûpas oder Tumuli, in Kästchen oder Säcken oder auch einfach im Sande liegend gefunden.

Eben daher stammt nun auch noch eine Reihe interessanter einzelner Blätter, die ich ebenfalls kurz charakterisiren will.

Wir haben drei Blätter mit chinesischer Schrift aus dem VIII. Jahrhundert n. Chr. datirt; es sind officielle Documente der chinesischen Behörden.

Weiter verschiedene Blätter in einer der altindischen Brâhmî ähnlichen Schrift, in einer uns noch unbekannten Sprache geschrieben. Die Aehnlichkeit des Papieres und gewisser Aeusserlichkeiten machen es wahrscheinlich, dass sie aus derselben Zeit stammen wie die chinesischen Documente, also auch aus dem VIII. Jahrhundert n. Chr.

Es finden sich ferner acht Blätter in zwei Arten bisher noch unbekannter Schrift; die eine derselben sieht der nestorianischen, die andere der mongolischen Schrift ähnlich, doch sind beide bisher noch ganz unenträthselt.

Die entfernte Aehnlichkeit dieser vielen unbekannten Charaktere mit gewissen bekannten Schriftarten ist überhaupt eigentlich nur darum mehrfach erwähnt, um über die betreffenden Charaktere doch irgend etwas zu sagen; sonst liessen sie sich nur als ganz unbekannt bezeichnen.

Dazu kommen nun noch 45 Bücher in altem Holzdruck (Xylographen) in nicht weniger als neun verschiedenen Arten von bisher ganz unbekannten Lettern, zwei davon mit skizzenhaften Zeichnungen versehen. Erwägungen ganz allgemeiner Art machen es wahrscheinlich, dass diese alten Holzdruckbücher etwa aus dem VIII. bis XIII. Jahrhundert n. Chr. stammen. Nach ihrem Typus scheinen es buddhistische Gebetbücher zu sein. Weiter lässt sich nichts sagen. Da all diese neun Schriftarten uns unbekannt sind, wissen wir auch nicht zu sagen, in welchen Sprachen die Bücher gedruckt sind. Auch hier wieder Räthsel über Räthsel — noch unabsehbare Aufgaben der künftigen Forschung.

Ausser den damit kurz charakterisirten Schriftdenkmälern enthält die englische Sammlung aber noch eine Menge sonstiger Alterthümer, die fast alle aus der Gegend von Khotan, resp. Takla Makan stammen: Münzen und Siegel, Terracotten und Thonware, Bildwerke aus Stein, Metall u. A. m.

An Münzen finden sich in der britischen Sammlung 486 Stück. Da sind: indo-chinesische, chinesische, skythisch-baktrische, indo-skythische, sassanidische, mittelalterlich-indische und mittelalterlich-mohammedanische; dazu moderne türkische, indische, europäische Münzen. Unter den indo-chinesischen finden sich Münzen mit chinesischer und indischer (Kharoshthî-)Legende, darunter eine Anzahl bisher völlig unbekannte mit der Gestalt eines Rosses oder Kameels und den Namen von drei bis fünf Königen, welche alle mit dem Worte Gugra beginnen; sie stammen aus dem I. oder II. Jahrhundert n. Chr. und lehren uns eine noch unbekannte Dynastie, eine Herrscherreihe kennen, von der wir zunächst noch nicht wissen, welchem Volke sie angehörten, welches Volk sie beherrschten. Unter den chinesischen Münzen finden sich solche aus dem I. und II. Jahrhundert n. Chr., der Zeit der ersten Eroberung von Turkestan.

Auch unter den skythisch-baktrischen Münzen finden sich Neuheiten, doch kann ich auf diesen Gegenstand hier nicht näher eingehen.

An Siegeln bietet die englische Sammlung 65 Nummern. Sie ähneln (zum Theil) denen, welche aus den Stûpas von Afghanistan stammen und den I. Jahrhunderten n. Chr. angehören. Einige zeigen deutlich griechisches, buddhistisches oder zoroastrisches Muster. Eine Camee von griechischem Muster zeigt den Kopf eines behelmten Jünglings.

Sehr reich ist die englische Sammlung von Thongefässen und Terracotten. Das kann uns nicht wundernehmen. Derartige Dinge sind dort offenbar seit Jahrhunderten in Menge gefunden worden; trägt doch die ganze Gegend danach ihren Namen: Takla Makan, das ist: „mit zerbrochenem Thongeschirr bedeckt".

Besonders zahlreich sind hier rundliche Gefässe aus Thon, in mannigfaltiger Weise verziert; nach Hoernle wären es Graburnen, weil sie denen ähnlich sind, welche in den Stûpas und Tumuli von Afghanistan gefunden wurden; doch ist es sehr möglich, ja wahrscheinlich, dass sie auch zu anderen und profaneren Zwecken in Gebrauch waren.

Als Verzierung finden sich oft Figuren und sonstige Ornamente angebracht, die der gräco-buddhistischen Kunst im nordwestlichen Indien verwandt sind; so z. B. ein Flötenspieler, ein Syrinxspieler, ein Mann in Narrentracht, ein Gefässträger, eine Menge männlicher und weiblicher Köpfe u. dgl. m.

Ausserdem bietet die Sammlung eine Menge von Terracotta-Figuren, menschliche wie auch thierische; manche darunter merkwürdig und interessant. Namentlich findet sich eine Menge Figuren von Affen in den mannigfaltigsten Situationen: einige derselben andächtig, andere musikalische Instrumente spielend, wieder andere in unanständigen Stellungen. Sie spielen die Guitarre, Sackpfeife, Trommel und namentlich die Syrinx! Das letztere ist besonders interessant. Der Affe ist in Khotan nicht vorhanden, die Syrinx in Indien nicht zu Hause; es sind hier also indische und griechische Elemente verbunden, sehr charakteristisch für die hier zu constatirende griechisch-indische resp. gräco-buddhistische, in Ost-Turkestan importirte Kunst! Zwei Affen haben Ziegenköpfe! Diese Affen stellen, wie schon

Hoernle richtig bemerkt hat, die Satyrn und Faune der Inder vor. Ich bemerke dazu, dass die musikalischen Gandharven, die mit den Satyrn, Silenen und Centauren der Griechen urverwandt sind, im Atharvaveda auch in Affengestalt erscheinen. An sonstigen Thiergestalten finden wir unter diesen Terracotten: Kameele, Pferde, Stiere, Leoparden, Bären, Elephanten, Vögel verschiedener Art.

Aber auch Bildwerke aus anderem Material weist die Sammlung in reicher Zahl auf.

Der buddhistische Charakter derselben offenbart sich deutlich in einer ganzen Anzahl von Buddha-Bildern aus Stein, Bronze und Kupfer.

Auch sehen wir den Buddha mit sieben Bodhisattvas dargestellt, den Vogel Garuda mit einer Schlange u. dgl. m. Es findet sich eine Holztafel, mit Buddha-Bildern bemalt, in einer Art Temperamalerei. Mehrfach finden sich buddhistische Reliefs auf Bildwerken aus schwarzem Stein angebracht, einige davon sehr schön. So haben wir eine korinthische Säule mit Buddha in dem Blätterwerk. Wir haben eine reingriechische, auf einem Stuhle sitzende weibliche Figur, sehr schön, in Material und Kunst an die gräco-buddhistischen Sculpturen von Nordwest-Indien erinnernd; an einer Seite derselben ist — offenbar nachträglich — das Bild des Buddha eingemeisselt! Wir haben ferner einen Phallus in Lebensgrösse mit Brâhmî-Charakteren aus dem V. Jahrhundert n. Chr. u. dgl. m.

* * *

Ich wende mich nunmehr zu den russischen Erwerbungen. Dieselben stammen fast durchweg aus der Gegend von Turfan im Norden der ostturkestanischen Wüste, also aus einem Gebiete, welches die Engländer nicht berührt haben. Die von den Russen in Turfan gemachten Entdeckungen treten somit in schönster Weise ergänzend den englischen Funden aus Kutschar und Khotan an die Seite. Zunächst seien mir ein paar Bemerkungen zur Vorgeschichte der überraschend glücklich gelungenen russischen Expedition gestattet.

Ueber alte Städteruinen im Gebiete von Turfan berichtete zuerst im Jahre 1879 der bekannte russische Botaniker Regel, der das Land im Interesse seiner Wissenschaft bereiste. Seine Angaben wurden von Prževalski bestätigt. Weit mehr wussten später im Jahre 1896 die Brüder Grum Gržimailo zu berichten, welche das Gebiet als Naturforscher gründlich studirt hatten. Sie schilderten dasselbe als reich an Alterthümern verschiedener Art, die des Studiums wohl werth wären. Den directen Anlass zu der Entsendung der russischen archäologischen Expedition nach Turfan gaben indessen zwei ehemalige Begleiter Prževalski's, die Herren Roborowski und Koslow, im Jahre 1897. Dieselben sollten eine von den Brüdern Grum Gržimailo bei Luktschun, von Pjewzow und Bogdanowitsch bei Toksun entdeckte, unter dem Meeresspiegel liegende Depression am Südfusse des Tian-schan studiren, errichteten bei Luktschun eine meteorologische Station und erfuhren bei längerem Verweilen in dem Lande Vieles von den Einwohnern über dort vorhandene Alterthümer. Sie entdeckten alte Höhlen mit Malereien und fanden in denselben Fragmente alter Handschriften. Sie erwarben weiter alte Handschriften von den Einwohnern und brachten solche nach St. Petersburg mit, wo dieselben vom Akademiker Radloff geprüft und gelesen wurden. Sie waren theils in uigurischer Sprache (einem türkischen Dialekt), theils uigurisch mit Sanskrit-Transscription geschrieben, in ihrem Inhalte zum Theil hochinteressant.

Nun nahm sich die kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg der Sache an, und schon im Mai 1898 war dieselbe in der Lage, eine archäologische Expedition unter der Leitung des Oberconservators Klementz in das Gebiet von Turfan zu entsenden. Diese Expedition ist nach verhältnismässig kurzem Aufenthalte in dem Lande mit reichen Schätzen beladen heimgekehrt. Ihre Erwerbungen sind es hauptsächlich, welche den Bestand der russischen Sammlung ostturkestanischer Alterthümer ausmachen.

Klementz besichtigte und nahm auf eine ganze Reihe von Städteruinen und Einzelbauten, in den Städten eine Menge Ruinen von buddhistischen Klöstern, Tempeln und Stûpas. Es kamen dabei insbesondere in Betracht die Orte Jar-Choto, Alt-Turfan, Chara-Chodsha, Astana und namentlich Idykut-schari, die Stadt des mythischen Königs Dachianus, die Königsstadt, die alte Hauptstadt des Landes, wie schon der Name lehrt[1]). Hier wurden früher, wie Klementz erfuhr, in Schutt und Sand alte Münzen, Hornbüchsen mit Manuscripten u. dgl. m. gefunden. Zum Graben kam Klementz selbst leider nicht; äussere Umstände machten das unmöglich; er musste sich mit der Aufnahme der Ruinen begnügen.

Wohl den interessantesten Theil der russischen Entdeckungen bildet eine Menge von Höhlenbauten verschiedener Art, welche den berühmten indischen in Ellora, Ajunta u. s. w. sehr ähnlich sind, nur an Ausdehnung und Kunstwerth geringer als diese. Dieselben finden sich namentlich an Flüssen belegen und bildeten zweifellos ursprünglich Wohnstätten buddhistischer Mönche. Etwa ein Viertel derselben ist im Inneren mit Malereien geschmückt.

Die Zahl dieser Höhlenbauten ist sehr beträchtlich. Es fanden sich allein bei Jar-Choto 40 derselben vor, in der Oase Sengim-Auz 15, sechs Werst davon entfernt an den Uferhängen des Flüsschens Murtuk 32 und die grösste Anzahl in der Oase Tojok-Mazar zu beiden Seiten des Flüsschens Tojok, nämlich 75 solcher Höhlen — zusammen 162! davon ein Viertel, also circa 40, mit Malereien geschmückt.

Die Malereien sind auf einem Stuck von Mörtel und Weizenstroh angebracht, der die Wände und die gewölbte Decke der Höhlen bedeckt. Sie sind zuerst mit Tusch gezeichnet und dann mit bunten Leimfarben gemalt. Wir finden natürlich vor Allem eine grosse Menge von Buddha-Bildern in grösseren und kleineren Dimensionen, aber auch die Darstellung von Scenen theils religiösen, theils profanen Charakters — so das

[1]) Vgl. Nachrichten über die von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg im Jahre 1898 ausgerüstete Expedition nach Turfan. Heft I, S. 56.

Nirvâna des Buddha, eine Procession, Jagdscenen, Schlachten u. dgl. m.

Wir sehen hier indische und chinesische Kunst in einander übergehend und im Wettstreite mit einander. In den Höhlen von Tojok-Mazar herrscht der indische Einfluss vor, ebenso wie in den Resten von Malerei an dem Tempel im Südwestwinkel der Stadt Idykut-schari, unweit Chara-Chodsha; in Jar-Choto und Murtuk überwiegt dagegen bei den Bildern der chinesische Einfluss. Aus dem indischen Buddha wird hier allmälig ein chinesischer Buddha. Die vorwiegend indischen Bilder stehen künstlerisch höher, sind lebenswahrer und nicht so conventionell gehalten wie die chinesischen.

An dem malerischen Schmucke des Inneren dieser Höhlen beobachtet man einen grossen Reichthum von ornamentalen Motiven, welche zum Theile höchst originell und interessant sind.

Leider sind die Bilder zum grossen Theile ganz furchtbar zerstört. Hier hat die fanatische Wuth der mohammedanischen Feinde und Sieger in wildester Weise gehaust, vernichtet und verstümmelt nach Möglichkeit. Insbesondere die Bilder an den Wänden der Höhlen haben dadurch schwer gelitten, weil sie leichter erreichbar waren, während diejenigen an der Decke besser erhalten sind.

In den Höhlen findet sich ferner eine grosse Menge von Inschriften: solche in Sanskrit, namentlich in der Oase von Sengim-Auz; solche in chinesischer und besonders zahlreich solche in uigurischer Sprache. Es finden sich auch alttürkische Runen; dagegen anscheinend keine Inschriften in tibetischer Sprache. Dabei mag daran erinnert werden, dass auch unter den zahlreichen alten Manuscripten und Drucken Ost-Turkestans bisher keine in der uns bekannten tibetischen Schrift vorliegen, was aus dem Grunde auffällig ist, weil bekanntermassen das Westgebiet des Landes im VII. Jahrhundert den Chinesen durch die Tibetaner entrissen wurde. Es bleibt aber freilich möglich, dass unter den zahlreichen uns noch unbekannten Schriftcharakteren dieser Manuscripte sich auch tibetische von einem uns bisher nicht bekannten älteren Typus befinden.

Im Sande der Höhlen fanden sich ferner massenhaft kleine Fragmente von alten Manuscripten — die traurigen Ueberreste der alten buddhistischen Klosterbibliotheken, mit denen zum grössten Theile leider nicht viel anzufangen ist.

Von den Bildern auf dem Stuck der Höhlen hat Klementz eine bedeutende Anzahl mitgebracht, ausserdem Zeichnungen, Photographien u. dgl. in grosser Menge angefertigt. Aber, wie er selbst sagt, nicht den tausendsten Theil dessen, was er gesehen, vermochte er mitzubringen! Hier würden noch viele europäische Sammlungen sich mit altbuddhistischen Malereien im Original versorgen können.

Der Stuck der Höhlen ist leider von den Einwohnern vielfach als Dünger für ihre Felder benützt worden, da er als solcher von ihnen geschätzt wird; alte Manuscripte vielfach zum Verkleben zerbrochener Fensterscheiben! Ungeheuer viel ist so und auf andere Weise zu Grunde gegangen, aber noch immer ist viel zu erbeuten und zu retten möglich. Die Bevölkerung zeigte sich bei aller Unwissenheit doch nicht unverständig. Als die Leute sahen, welchen Werth die russischen Gelehrten auf die Dinge legten, bedauerten sie vielfach ganz offen, dass sie selbst so viel zerstört, den Bewurf von den Wänden gerissen und als Dünger verwendet hätten u. dgl. Sie hätten besser gethan, meinten sie, ihn aufzubewahren und sich nun einen Verdienst aus dem Verkaufe zu machen. Vielleicht lässt sich hoffen, dass sie jetzt jene alten, ehrwürdigen Ueberreste buddhistischer Cultur ein wenig mehr schonen werden. Doch darf man in dieser Hinsicht von den ungebildeten Leuten wohl nicht zu viel erwarten, vielmehr erscheint es dringend wünschenswerth, dass die wissenschaftliche Forschung sich so bald als möglich und in so weitem Umfange, als es angeht, des werthvollen Materiales bemächtigt und seinen Fortbestand sichert.

An Schriftdenkmälern enthält die russische Sammlung:

1. Abklatsche der in die Wände der Höhlen eingeritzten alttürkischen Inschriften — Runen, welche fast identisch sind mit den alttürkischen Runen vom oberen Jenissei, durch deren Entzifferung sich W. Thomsen und Radloff ein so hervorragendes Verdienst erworben haben.

2. Stücke von dem Stuck der Höhlen mit Inschriften in uigurischer Sprache, welche mit schwarzer und brauner Farbe auf den Stuck gemalt sind;

3. Fragmente buddhistischer religiöser Manuscripte in uigurischer Sprache;

4 Fragmente buddhistischer Holzdruckbücher, ebenfalls in uigurischer Sprache;

5. geschäftliche Schriftstücke in uigurischer Sprache, etwa aus dem X. Jahrhundert n. Chr. stammend, wie Radloff überzeugend nachweist; dieselben sind besonders werthvoll durch ihren Inhalt und auch von allgemeinerem Interesse, da sie uns einen überraschenden Einblick in das Leben, die gesellschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse der buddhistischen Uiguren jener Zeit gewähren und die Culturstufe jener versunkenen, zerstörten und begrabenen Welt beurtheilen lassen, ähnlich wie das bei so vielen Stücken des berühmten Papyrus Erzherzog Rainer der Fall ist;

6. chinesische Manuscripte, von denen das werthvollste in Chara-Chodsha erworben wurde.

* * *

Nur in flüchtiger Skizze habe ich hier einen Ueberblick über die in Ost-Turkestan gefundenen Ueberreste einer alten, grösstentheils buddhistischen Cultur gegeben; und bei der Fülle des Materials war es kaum möglich, in dem Rahmen eines Vortrages mehr zu thun, als zu skizziren. Demjenigen, der in den Stoff weiter einzudringen wünscht, bieten die Veröffentlichungen von

Hoernle, Radloff, Klementz[1]) u. A. reiches Detail; Mehreres steht noch in Zukunft zu erwarten.

Ich hoffe aber doch, dass schon der flüchtige Ueberblick, den ich Ihnen gegeben, meine anfängliche Behauptung gerechtfertigt haben wird, dass hier eine ganze verschüttete Culturwelt zu Tage kommt. Und wir stehen ja erst am Anfange der Aufdeckungsarbeit! Es ist insbesondere hervorzuheben, dass, abgesehen von der russischen Expedition, fast alle die erwähnten interessanten Funde nur durch planlose, zum Theile räuberische, auf alle Fälle ganz unwissenschaftliche Nachgrabungen der örtlichen Bevölkerung an den Tag gekommen sind. Eine systematisch-wissenschaftliche, archäologische Erforschung des Landes steht noch aus und ist auf's Dringendste zu wünschen — ja man darf sie als eine wissenschaftliche Nothwendigkeit bezeichnen.

Sie werden es daher verstehen und billigen, dass der internationale Orientalisten-Congress in Rom unter dem überwältigenden Eindruck aller dieser Entdeckungen die Begründung eines besonderen internationalen Comités zur Erforschung von Central-Asien resp. Ost-Turkestan beschlossen hat, welches mit seiner Thätigkeit sich dem kurz zuvor begründeten „India Exploration Fund" an die Seite zu stellen haben wird. Die Aufdeckung altindischer Cultur ist die Aufgabe beider Gründungen. Bei dem „India Exploration Fund" gilt es die archäologische Erforschung des eigentlichen Indien; bei dem Comité für Ost-Turkestan die Aufdeckung einer unter Indiens Einfluss emporgewachsenen Culturwelt. Möge sich für die Aufgabe beider Unternehmungen in den leitenden Kreisen, wie auch im weiteren Publicum aller Culturländer, speciell auch bei uns in Oesterreich, Interesse und Sympathie finden. Die wissenschaftliche Forschung bedarf dieser Unterstützung, um kräftig emporzublühen; und ich glaube, es darf gesagt werden: sie ist es auch werth!

Ausschuss-Sitzung am 3. März 1900.

Vorsitzender: Herr Präsident Dr. Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

Anwesend: Dr. K. Brunner v. Wattenwyl, F. Heger, Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg, Dr. D. H. Müller, Dr. O. Müller, K. v. Schlosser, J. Szombathy und Dr. S. Wahrmann.

1. Der Rechnungsführer legt den Rechnungsabschluss für das Jahr 1899 vor, welcher genehmigt wird. Es wird der Wunsch ausgesprochen, in Hinkunft bei den Publicationen die möglichste Ersparnis zu erzielen.

2. Nach dem statutenmässigen Turnus erlischt das Mandat des Präsidenten und der Vice-Präsidenten Dr. K. Brunner v. Wattenwyl und Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg, des Rechnungsführers, des Cassiers und der Ausschussräthe Dr. E. Herrmann und Dr. D. H. Müller. Dr. S. Wahrmann beantragt, die Functionäre und den Ausschussrath Dr. D. H. Müller zur Wiederwahl vorzuschlagen. Ferner werden als Ausschussräthe in Vorschlag gebracht: Herr Universitätsprofessor Dr. Leopold v. Schroeder (auf Antrag des Herrn Regierungsrathes F. Heger) und Herr Hofrath Dr. Vatroslav Jagić (auf Antrag des Herrn Sectionschefs K. Th. v. Inama-Sternegg). Als erster Secretär wird Herr Dr. Wilhelm Hein aufgestellt.

Zur Ernennung als correspondirende Mitglieder werden vorgeschlagen: die Herren Dr. Jakob Nüesch in Schaffhausen (Antrag Brunner v. Wattenwyl), Universitätsprofessor Dr. Rudolf Martin in Zürich (Antrag Szombathy), Universitätsprofessor Dr. Otto Stoll in Zürich (Antrag Heger) und Dr. Edmund v. Fellenberg in Bern (Antrag O. Müller-Szombathy). Herr Custos J. Szombathy stellt endlich den Antrag, Herrn Dr. Franz Tappeiner Edlen v. Tappein in Meran in Anerkennung seiner Verdienste um die anthropologischen Forschungen in Tirol zur Ernennung als Ehrenmitglied vorzuschlagen. Sämmtliche Anträge werden angenommen.

3. Gestorben ist das correspondirende Mitglied Dr. Walter J. Hoffman. Ausgetreten das wirkliche Mitglied: k. k. Staatsrealschule des XVIII. Bezirkes in Wien.

Aufgenommen werden als unterstützendes Mitglied:
Herr Dr. Franz S. Gundrum, Stadtphysikus in Kreuz (Kroatien). (Dr. Brunšmid.)

Als wirkliche Mitglieder die Herren:
E. K. Blümml in Wien und
Emil Frauer in Triest. (Dr. Hein.)

4. *a)* Der Antrag des 2. Secretärs, die Adressen der Mitglieder drucken zu lassen, wird im Hinblick auf die gebotene Sparsamkeit abgelehnt.
b) Es wird beschlossen, die neuerdings eingelangte Einladung zum Congresse für prähistorische Anthropologie und Archäologie in Paris 1900 im Sitzungeberichte gekürzt drucken zu lassen.
c) Das Ansuchen der Frau Rath Paulitschke um eine Beitragsleistung zu den Kosten eines Ehrengrabes für den kais. Rath Professor Dr. Ph. Paulitschke wird mit Bedauern abgelehnt.

Jahres-Versammlung am 13. März 1900.

Vorsitzender: Vice-Präsident Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl.

1. Der Secretär Franz Ritter v. Hopfgartner verliest den

Jahresbericht des Präsidenten.

Hochverehrte Versammlung!

Das verflossene Jahr hat uns erfreuliche Erfolge gebracht. Es ist uns die Auszeichnung widerfahren,

[1]) Vgl. A. F. Rudolf Hoernle: „A Note on the British Collection of Central Asian Antiquities, presented to the XIIth International Congress of Orientalists in Rome, October 1899"; Oxford 1899. — „Nachrichten über die von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg im Jahre 1898 ausgerüstete Expedition nach Turfan", Heft 1, St. Petersburg 1899 (enthält: 1. D. Klementz: Turfan und seine Alterthümer; 2. W. Radloff: Altuigurische Sprachproben aus Turfan).

künftighin an die Spitze unserer Theilnehmer den Namen Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand setzen zu dürfen. Ein freudiges Ereignis war die in Gemeinschaft mit den deutschen Anthropologen zu Lindau im Bodensee veranstaltete Tagung. Ueber den Verlauf derselben werden Sie durch den in Nr. 1 der Sitzungsberichte des Jahrganges 1900 unserer Mittheilungen veröffentlichten ausführlichen Bericht vollkommen unterrichtet. Sie ersehen aus demselben, dass der Lindauer Congress nebst dem unofficiellen, jedoch nicht minder interessanten Ausflug nach der Schweiz ein fast überreiches Material seinen Mitgliedern brachte. Er reiht sich in jeder Beziehung auf das Würdigste den gemeinschaftlichen Congressen in Wien und Innsbruck an. Leider ist die Betheiligung der österreichischen Fachgenossen nicht sehr zahlreich ausgefallen. Dagegen verbürgt uns die reichliche Vertretung der Wiener Anthropologen die Wirkung unserer Cooperation auf die österreichische Forschung.

Diesen befriedigenden Ereignissen steht eine ungewöhnlich grosse Verlustliste aus unserem engsten und aus dem weiteren Kreise der Fachgenossen gegenüber. Wir wurden vor Allem schwer getroffen durch den Verlust unseres ersten Secretärs, des Professors und kaiserlichen Rathes Dr. Philipp Paulitschke.

Dem im Jahrgange 1899, S. [70], unserer Mittheilungen enthaltenen Nachrufe aus der Feder des Herrn Dr. Wilhelm Hein möchte ich nur hinzufügen, dass Paulitschke seit 1886 unserer Gesellschaft angehörte, dass er 1897 über Anregung des Herrn Franz Heger zum zweiten, 1899 nach dem Rücktritte des Herrn Heger zum ersten Secretär gewählt wurde. Trotz des schon damals an seinen Kräften zehrenden Leidens war Paulitschke mit wissenschaftlichen und administrativen Entwürfen vollauf beschäftigt, welche der Gesellschaft zugute kommen sollten. Wenn auch manche seiner Vorschläge als unseren Traditionen widersprechend abgelehnt werden mussten, hätten andere unter seiner aufopfernden Mühewaltung sehr wohl zu lebensfähiger Gestaltung gebracht werden können. An dem Lindauer Congresse, zu dem er die von unserer Seite nöthigen Vorbereitungen getroffen hatte, konnte er nicht mehr theilnehmen. Die Gesellschaft verliert an ihm einen hingebenden und thatkräftigen Mitarbeiter.

Auf das Schmerzlichste wurden wir betroffen durch das am 13. März erfolgte Ableben unseres langjährigen Freundes und Arbeitsgenossen, des Hofrathes Franz Ritter v. Hauer. Ich kann hier nur in allgemeinen Zügen den hervorragenden Antheil schildern, welchen Hauer an dem Aufschwunge der beschreibenden Naturwissenschaften in Oesterreich seit 1848 genommen hat. In seinem eigentlichen Gebiete, und zwar dem weitaus schwierigsten Theile desselben, der Alpengeologie, ist er der eigentliche Pfadfinder gewesen. Seine Auffassung ist für alle Geologen massgebend geworden, welche die Sedimentärgebilde der Alpen zum Gegenstande ihrer Arbeiten gewählt haben. Sie ist noch heute im Wesentlichen unerschüttert.

Hauer hat die Methode geschaffen, mittelst welcher Oesterreich durch eine Generation einen unbestrittenen Vorrang in der Geologie behaupten konnte.

Mit einer überaus klaren Auffassung der schwierigsten tektonischen Verhältnisse verband Hauer die grösste Objectivität gegenüber anderen von den seinen abweichenden Meinungen, sowie eine seltene Gabe der Anregung zu freier unabhängiger Forschung. Unter seiner Leitung entwickelte sich die geologische Reichsanstalt zu einer Vereinigung, deren Mitglieder in neidloser Begeisterung nach Massgabe ihrer Kräfte und ihrer speciellen Ausbildung sich in die grossen Aufgaben einer ab ovo einsetzenden Erforschung der österreichisch-ungarischen Monarchie und einer Befriedigung der starken Anforderungen unserer aufblühenden Industrien theilten. Ohne diese Begeisterung wären angesichts der unverhältnismässig geringen Mittel der Anstalt die vorgesteckten Ziele wohl kaum erreicht worden. Das nimmer erlöschende Andenken an diese schöne Arbeitszeit bleibt allen Theilnehmern mit der Persönlichkeit von Franz v. Hauer enge verbunden.

Diese Grundzüge der Individualität Hauer's erklären auch dessen Werthschätzung wissenschaftlicher Unternehmungen, welche auf das Zusammenwirken nicht blos der Gelehrten, sondern aller Gebildeten hinzielen. Diese Form wissenschaftlicher Collectivarbeit war in der vormärzlichen Gelehrtenwelt Oesterreichs ziemlich scheel angesehen. Schon 1845 finden wir Hauer als Gründer der „Versammlungen der Freunde der Naturwissenschaften", welche den Anstoss zur Errichtung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften (1846) gab. Hauer selbst hob gerne im Gespräche hervor, dass sein Aufenthalt in England (1848) ihm einen lebhaften Eindruck von der Bedeutung der „freien" wissenschaftlichen Gesellschaften für die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Disciplinen zurückgelassen habe. Er betheiligte sich in hervorragender Weise bei der Gründung der zoologisch-botanischen Gesellschaft (1851), der k. k. geographischen Gesellschaft (1856), des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse (1861), des österreichischen Alpenvereines (1862), des Vereines für Höhlenkunde (1879) u. s. w.

Als ich 1869 den Plan fasste, in Wien eine Gesellschaft für Anthropologie in's Leben zu rufen, war es Hauer, an den ich mich zuerst wandte. Er stellte sofort seine hohe wissenschaftliche Stellung und seine Verbindungen dem neuen Unternehmen zur Verfügung; seinem rückhaltlosen Eintreten für dasselbe verdanken wir nicht zum geringen Theile den Beitritt sehr massgebender Persönlichkeiten, wodurch ein günstiger Erfolg alsbald sichergestellt wurde. Seine Theilnahme für unsere Gesellschaft ist nur mit seinem Leben erloschen. Die Menge der ihm obliegenden Pflichten hat ihn nicht verhindert, vom Beginne unserer Thätigkeit bis 1898 als Vicepräsident und eines der eifrigsten Ausschussmitglieder mitzuwirken. Als Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums hat er sich auf das Engste der Auffassung seines Vorgängers angeschlossen, welcher ein freundschaftliches Verhältnis zwischen dem Hofmuseum und unserer Gesellschaft als im vollsten

Interesse beider Theile begründet ansah. Das Andenken an Franz v. Hauer wird bei den österreichischen Naturforschern aller Disciplinen stets lebendig bleiben. Möge seine versöhnliche Milde und Achtung jeder ernsten wissenschaftlichen Ueberzeugung als sein Vermächtnis bei den späteren Generationen fortwirken!

Unser correspondirendes Mitglied Herr Dr. Gottlieb Wilhelm Leitner ist am 22. März des verflossenen Jahres in Bonn verstorben. Er ist 1840 in Pest geboren, kam jedoch im Alter von sieben Jahren nach der Türkei, woselbst sein Vater die ärztliche Praxis ausübte. Schon 1861 finden wir ihn als Professor des arabischen und des muhammedanischen Rechtes am King's College in London; 1864 gründete er zu Lahore das Anjuman-i-Panjáb, eine höhere Schule, welche den Zweck verfolgte, die oberen und gebildeten Schichten der Eingeborenen mit der europäischen Gedankenwelt vertraut zu machen. Dieses Institut wurde später durch Filialen in verschiedenen Theilen des Pandschab bedeutend erweitert. An der Gründung der Universität in Lahore (1870) gebührt Leitner das Hauptverdienst. In das Jahr 1866 fallen seine Forschungen in Dardistan, welches den Landstrich zwischen Kabul, Badachschan und Kaschmir umfasst. Die daselbst erworbenen Sammlungen, welche hauptsächlich die gräco-buddhistische Kunst illustriren, wurden nach Leitner's Rückkehr nach Europa (1887) grösstentheils im Oriental Institute zu Woking aufgestellt. Schon 1866 hatte Leitner in Lahore ein Journal gegründet, „Indian Public Opinion", welches „die Wünsche jeder Einwohnerclasse, der Eingeborenen wie der Europäer, zum Ausdrucke bringen" sollte. In den letzten neun Jahren seines Lebens gab er die „Asiatic Quarterly Review" heraus, welche sowohl die orientalistische Forschung, wie die englischen Interessen in Asien und in den Colonien vertritt. Seine wichtigsten wissenschaftlichen Publicationen sind der Sprache, den Traditionen und ethnographischen Verhältnissen der Dardu gewidmet. Bezüglich einer genaueren Uebersicht über Leitner's Schriften sei auf das „Journal of the Royal Asiatic Society", 1899, S. 729, verwiesen.

Die Erinnerung an diesen tüchtigen Forscher ist mit der Gründung unserer Gesellschaft verknüpft. Er wurde durch Herrn Friedrich Müller in den kleinen Kreis von Freunden und Fachgenossen eingeführt, welcher sich mit den ersten Vorarbeiten 1869 beschäftigte, und nahm an denselben lebhaften Antheil. Auch später blieb er mit uns freundschaftlich verbunden.

Unser correspondirendes Mitglied Herr Geheimer Regierungsrath und stellvertretender Vorsitzender der Berliner Gesellschaft für Anthropologie Prof. Dr. Wilhelm Schwartz verstarb am 16. Mai des verflossenen Jahres. Seine Forschungen bilden eine der interessantesten Abzweigungen der Grimm'schen Strömung. Sie bewegten sich ursprünglich auf der gesunden Basis der Beobachtung und kritischen Aufsammlung. Schon 1837 begann er die Sagen und Sitten der märkischen Landbevölkerung an der Seite seines späteren Schwagers Adalbert Kuhn zu sammeln. Die dieser Thätigkeit zu Grunde liegenden Leitmaximen zeigen jedenfalls grössere Bestimmtheit als jene von Grimm. Nach Schwartz sind die Mythen nicht mehr in der früher vielfach beliebten Manier als Bilder oder Symbole der Naturerscheinungen aufzufassen, sondern als reale Gebilde „einer gläubigen Naturanschauung". Schon in der Abhandlung „Der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum" (1850) erklärte Schwartz das Chaos gläubiger Naturanschauungen, die Gestalten des wilden Jägers, der weissen Frau, der Riesen, Zwerge, Kobolde, der Hexen, der Irrlichter u. s. w., als eine niedere Mythologie, welche die „Prototypen" der höheren Gestalten der eigentlichen Götterlehre liefert.

Dieser auch in seinen späteren Werken (Ursprung der Mythologie 1860, Indogermanischer Volksglaube 1885 u. A.) vertretene Grundsatz bildet einen wesentlichen Fortschritt gegenüber den Lehren von Grimm und A. Kuhn. Schwartz hat wohl zuerst die Mythologie als „die Wissenschaft eines psychologischen Processes" aufgefasst, „welcher sich selbstständig aus der Natur des Menschen entwickelt". Hieraus ergab sich ihm folgerichtig das Postulat, dass alle Völker für die Auffindung dieses psychologischen Entwicklungsganges heranzuziehen seien, sowie auch die Emancipation der Mythendeutung von den starren Fesseln der Philologie. Von diesen Gesichtspunkten aus hat Schwartz einen entscheidenden Anlauf zur anthropologischen Behandlung der Mythen genommen.

Eine Verwerthung der Schwartz'schen Mythendeutungen durch die Ethnologie scheiterte bekanntlich an dessen Voraussetzung, dass die Vorgänge der Atmosphäre, besonders „die Stürme", überall den Mittelpunkt aller mythologischen Gestaltung gebildet haben. Die von Schwartz gegenüber Tylor, Mannhardt u. A. festgehaltene Ablehnung von irdischen Dämonengestalten brachte ihn in schroffsten Gegensatz zu der ethnologischen Richtung. Mit dem schärferen Eindringen in den Gedankenkreis der Naturvölker hat sich die Ueberzeugung gefestigt, dass den primitivsten Untergrund der Mythen die Seelenvorstellung in ihrer Anwendung auf die irdische Naturumgebung bildet. Erde und Himmel waren nach dem Glauben aller Naturvölker ursprünglich eins, daher sind die Vorgänge der Atmosphäre anfänglich auf die Erde verlegt worden. In primitiver Anschauung gibt es keine qualitative Scheidung zwischen Erde, Himmel, Mensch, Thier, Pflanze, Stein. Alle Naturobjecte unterliegen, wie die kosmischen Processe, ja sogar wie viele Artefacte, einer selbstständigen animistischen Gestaltung. Die systematische Ausbildung einer himmlischen Mythologie gehört entschieden höheren Geistesstadien an. Wenn auch einzelne Thiere, z. B. die Vögel, sehr häufig in nähere Beziehung zur Atmosphäre gesetzt werden, darf man nicht mit Schwartz u. s. w. alle Thiermythen als verkappte Sturmmythen deuten, noch den Baumcult aus der Vorstellung vom Wolken-(Himmels-)Baum oder (mit Anderen) den Höhencult vom Wolkenberge ableiten. Dass Schwartz die gesammte Gespensterwelt aus der Auffassung der Gewitternacht, den bösen Blick als „schräg aus den Wolken zuckenden Blitz" erklärt, dass er den Zauberglauben in Bausch und Bogen auf

dieselben Quellen zurückführt, können wir nur als classische Belege für den schädlichen Einfluss vorgefasster Meinungen selbst auf so hochstehende Forscher betrachten, wie es SCHWARTZ unzweifelhaft ist. Die Nachfolger werden diese Irrthümer verbessern, dabei aber stets der fruchtbaren Anregungen dankbarst gedenken, welche von den in ihrer Art so bedeutenden Arbeiten von SCHWARTZ ausgegangen sind.

Am 21. Juli 1899 verschied nach langem Leiden unser correspondirendes Mitglied Herr DANIEL GARRISON BRINTON. 1837 geboren, hatte er sich ursprünglich dem ärztlichen Berufe gewidmet, jedoch schon in früher Jugend sein Interesse der Ethnographie zugewendet. 1884 wurde er Professor der Ethnologie und Archäologie an der Academy of Natural Sciences in Philadelphia; ausserdem bekleidete er viele Jahre eine Professur der amerikanischen Linguistik und Archäologie an der Universität von Pennsylvanien. Ein Blick auf den von ihm veröffentlichten „Analytical Catalogue of works and scientific articles by D. G. BRINTON", der bis 1892 geht, beleuchtet die seltene Vielseitigkeit dieses begeisterten Apostels der „Lehre vom Menschen". Der Schwerpunkt seiner Arbeiten lag in der Erforschung der amerikanischen Sprachen und Traditionen auf Grundlage des vorhandenen und von ihm fortwährend vermehrten literarischen Materiales. Er hat auf diesen Gebieten vielfach grundlegend und in hohem Grade anregend gewirkt, wenngleich seine linguistischen Arbeiten von den Sprachforschern strengerer Observanz manchen Tadel erfahren haben. FRANZ BOAS hat im „Globus", LXXVI, 166, BRINTON's wissenschaftliche Individualität durch dessen Neigung zur wissenschaftlichen Zusammenfassung charakterisirt. Dieselbe tritt in seinen grösseren Werken klar zu Tage, von welchen Myths of the New World (erste Auflage 1868), Religious Sentiment (1876), Races and Peoples (1890), the American Race (1891) die grösste Wirkung ausgeübt haben. In „Races and Peoples" interessirt uns ganz besonders dessen Behandlung der ethnologischen Stellung der Mittelmeer-Völker. Nicht minder verdienstlich erscheint sein Werk über die amerikanische Rasse. Es behandelt nicht weniger als 160 von einander unabhängige Sprachfamilien in den beiden amerikanischen Continenten. BRINTON's Anschauungen in den wichtigsten Fragen der amerikanischen Ethnologie, über den Zusammenhang asiatischer und amerikanischer Culturen, die Tolteken, die Nationalität der Mound-builders im Ohiothale haben lange Zeit als Leitmaximen der einheimischen Forschung gedient. Seine Skizze über die Pflege der Anthropologie an den Universitäten in Europa und Amerika nebst einem allgemeinen Schema für den Unterricht in den einschlägigen Disciplinen (1892) ist auch bei uns lebhaft discutirt worden.

BRINTON hat 1895 in einer Abschiedsrede als Präsident der American Association for the Advancement of Science seine Anschauungen über die Ziele der Anthropologie festgelegt. Als entschiedener Vertreter der psychischen Einheit des Menschengeschlechtes und des durchgreifenden Parallelismus seiner Entwicklungsformen hat er sich darin zum extremsten „Casualismus" bekannt. Anknüpfend an den Standpunkt von STEINMETZ[1]) will er ethnische Aehnlichkeiten verschiedener Völker nur angesichts zwingender Beweise durch Uebertragung oder Abstammung erklärt wissen. Wo diese fehlen, müssen gleiche Culturniveaus oder gleiche geographische Milieus angenommen werden. Für jedes Volk ist somit gewissermassen a priori eine selbstständige Erfindung ihrer Waffen, Werkzeuge, Künste, Mythen und Traditionen in Anspruch zu nehmen. BRINTON tritt somit am schärfsten gegen die „Diffusionisten" auf, welche neuerdings nicht blos auf die Wissenschaft vom Folklore, sondern auf die gesammte Culturforschung übergreifen. Wir befinden uns in einer ähnlichen Phase, wie seinerzeit die Geologie während des Kampfes zwischen Neptunisten und Plutonisten. Der diesen beiden Auffassungsweisen zukommende Spielraum wird sich wohl nur durch geduldige Forschung allmälig feststellen lassen. Wenn BRINTON die Verehrung heiliger Zahlen unter die universellen Elementargedanken aufnahm, war er hiezu nicht berechtigt, da, wie bei einer anderen Gelegenheit gezeigt werden soll, die von ihm hiefür beigebrachten Beweise absolut unzulänglich sind.

Auch in der Fundamentalfrage nach dem Verhältnisse der menschlichen Verbände zum Individuum ist BRINTON nicht zur vollständigen Klarheit gelangt. Er will zwar nicht so weit gehen, wie „some of the most advanced ethnologists", welche nur individuelle Begabung einerseits und die Naturverhältnisse andererseits als die Hauptfactoren der Culturentwicklung betrachten und das Ethnos überhaupt aufgeben. Das Ethnos scheint ihm doch etwas mehr zu sein, als eine blosse Function der geographischen Bedingungen. Er sucht die ethnischen Differenzirungen aus einer physischen Ungleichwerthigkeit der menschlichen Rassen und Verbände zu erklären, welche trotz der psychischen Einheit die höheren Leistungen der Völker hemmt oder fördert. Der letzte Massstab ethnischer Arbeit bleibt ihm jedoch stets das Individuum. Wie in der Mythologie, ist somit BRINTON auch in seiner Auffassung vom socialen Menschen dem Rationalismus verfallen, an dessen Bekämpfung Ethnologie wie Geschichtswissenschaft doch das höchste Interesse haben. Wir registriren diese Ansichten als Symptome des unfertigen Zustandes der Ethnologie, ohne damit das Andenken des unermüdlichen Arbeiters verkleinern zu wollen, dessen hervorragender Antheil an dem Aufbau der modernen amerikanischen Ethnologie auch in unseren Kreisen unvergessen bleiben wird.

Am 12. October 1899 starb unser ordentliches Mitglied Herr Dr. OSKAR BAUMANN im 35. Lebensjahre. Von frühester Jugend an war sein Denken und Trachten auf die Thätigkeit eines Forschungsreisenden gerichtet. Er eröffnete dieselbe schon im Alter von neunzehn Jahren mit der Erforschung der Dormitorgruppe, schloss sich 1885 der österreichischen Kongoexpedition an, ging 1888 mit Dr. HANS MAYER nach Ostafrika, erforschte 1889 und 1890 im Auftrage der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft

[1]) Dr. S. R. STEINMETZ, Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe, I. Bd. (1894), S. XXXVII.

Die Red.

Usambara und das Parégebirge. 1892 die Dschagga- und Massailänder, die östlichen Uferländer des Victoriasees, den Tanganika und die Quelle des Kagera-Nils, welche die „eigentliche" Nilquelle darstellt. 1895 wurde von ihm der Unterlauf des Pangani aufgenommen. 1896 zum österreichisch-ungarischen Consul in Sansibar ernannt, benützte er den Aufenthalt daselbst zur Erforschung und Aufnahme des Sansibar-Archipels. Wenn auch die zahlreichen, allseitig geschätzten Publicationen dieses erfolgreichen Pioniers der ostafrikanischen Forschung hauptsächlich vom geographischen Standpunkte aus abgefasst sind, enthalten dieselben doch auch viele wichtige Beobachtungen über die ethnographischen Verhältnisse der von ihm besuchten Gebiete. Die einzige von Baumann veröffentlichte grössere ethnographische Arbeit ist im Bd. XVII unserer Mittheilungen niedergelegt. Sie enthält werthvolle Beobachtungen über die Kongovölker, namentlich über die Bakongo, Bateke, Bajansi, Balolo, Bakuti, Bangala, Wagenia, Marundschu, Bakumu. Die letztgenannten Stämme hat Baumann auch in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft 1886 (die Station der Stanley-Fälle) besprochen.

Unser unterstützendes Mitglied Herr Graf Wladimir Dzieduszycki ward am 22. Juni 1825 zu Jaryczów in Podolien geboren. Schon in frühester Jugend zeigte er besondere Vorliebe für Naturwissenschaft. Dieselbe führte ihn nach Uebernahme des väterlichen Besitzes zur Anlage von botanischen und ornithologischen Sammlungen, welche der Grundstock des Museums Dzieduszycki bilden. Er war auch der Gründer und langjährige Präsident des städtischen Gewerbemuseums, sowie auch Präsident der Gewerbeausstellung in Lemberg 1877. In demselben Jahre wurde er als Nachfolger des Grafen Alfred Potocki zum Marschall von Lemberg erwählt. 1884 wurde er zum Mitglied des Herrenhauses ernannt. Viele Jahre hindurch waren seine Bemühungen auf die Bereicherung seines Museums gerichtet, welches er zu einem hervorragenden Museum für galizische Urgeschichte und Volkskunde erweiterte und behufs Sicherung seines Bestandes dem von ihm gegründeten Familienfideicommisse einverleibte. Er veranlasste auch Arbeiten über die Geographie und Ethnographie einzelner galizischer Bezirke. Kurz vor seinem Tode erschien aus seiner Feder das mit vielen Kupferstichen ausgestattete Werk „Huculszczycna", Lemberg 1899. Graf Dzieduszycki war Ehrendoctor der Universität Lemberg (1894). Sein Name lebt in ehrenvoller Erinnerung seiner Landsleute wie in der österreichischen Ethnographie fort.

Ausser den Genannten haben wir durch den Tod verloren: das unterstützende Mitglied Dr. Emil Schlesinger (Wien); die wirklichen Mitglieder: Dr. Heinrich Baumgartner (Gösting bei Graz), Joel Deutsch (Wien), Rafael Hofmann (Wien), Dr. Theodor Puschmann, Universitäts-Professor in Wien, Dr. Jakob Treulich, k. u. k. Oberstabsarzt (Wien), Dr. Johann Weiss, Hofrath und Universitäts-Professor (Graz). Wir widmen ihnen Allen ein treues dankbares Andenken.

Unsere Gesellschaft zählt somit mit Ende 1899 19 Ehren-, 66 correspondirende, 47 unterstützende, 324 wirkliche Mitglieder.

Ich komme nun zur Besprechung der von uns ganz oder theilweise unterstützten Arbeiten.

Für die Ausgrabungen der Anthropologischen Gesellschaft kamen heuer wieder die auf die Erweiterung unserer Kenntnis der nordöstlichen Länder unserer Monarchie gerichteten Bestrebungen zur Geltung. Herr Custos Josef Szombathy unternahm eine Tour in den östlichsten Theil von Ostgalizien, nämlich in die Bezirke Borszczów, Zaleszczyki und Horodnica und besuchte die Fundstellen Mielnica, Michałków, Zaleszczyki, Bedrykowce, Żeżawa und Horodnica, sämmtlich am Dniester oder in der unmittelbaren Nähe dieses Flusses gelegen. Grössere Ausgrabungen machte er in Michałków und in Bedrykowce. In ersterem Orte untersuchte er auf das Genaueste die Fundstellen, an welchen die beiden vielbesprochenen und leider noch immer nicht ausreichend veröffentlichten prähistorischen Goldschätze gelegen waren, sowie die ganze Umgebung dieser Fundstellen. Er constatirte, dass die Goldfunde von Michałków nicht mit einem Gräberfelde oder einer Ansiedelung unmittelbar zusammenhängen, sondern dass es ganz isolirte Schatzfunde waren. In Bedrykowce setzte er die Untersuchung eines von Herrn Pfarrer Dionys Rudnicki entdeckten, charakteristischen Reihengräberfeldes aus dem Anfange unseres Jahrtausends fort und gewann eine Anzahl interessanter Skelette aus den theilweise mit Steinkisten ausgestatteten oder mit grossen Steinplatten bedeckten Gräbern.

Mit besonderem Danke hebt Herr Szombathy hervor, dass sich die anthropologische Gesellschaft bei dieser Gelegenheit des freundlichsten Entgegenkommens von Seite der hohen k. k. galizischen Statthalterei, der Herren galizischen Conservatoren und der an Ort und Stelle unmittelbar betheiligten Personen zu erfreuen hatte. Besonders rühmend wird unter den letzteren Herr Graf Miecislaus Dunin-Borkowski in Mielnica, Herr Pfarrer Dionys Rudnicki in Bedrykowce und Herr Kasimir Ritter v. Przybyslawski genannt.

Von Seite der Prähistorischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften wurde die systematische Untersuchung der Tumuli und des Burgwalles beim Warmbade Töplitz nächst Rudolfswerth in Unterkrain zu Ende geführt. Die Arbeiten wurden unter der Leitung der Herren Custos J. Szombathy und Professor Simon Rutar von dem Scavatore Bartholomäus Pečnik ausgeführt und ergaben ähnlich wie im vorigen Jahre eine sehr namhafte Anzahl von Gräbern der älteren und jüngeren Hallstattperiode, ferner innerhalb des $^3/_4$ km im Umfange messenden Burgwalles Reste von Wohnhütten, Eisenschmelzherden u. dgl. mit grossen Mengen von Eisenschlacke, welche bezeugt, dass die prähistorischen Bewohner dieses Ortes eine ziemlich lebhafte Eisenindustrie betrieben.

Für die Flurforschung im Znaimer Bezirke war im verflossenen Jahre der Gymnasial-Professor Julius Wisnar thätig. Die entsprechenden Resultate werden von ihm unter dem Titel „Znaimer Studien,

ein Beitrag zur älteren Flurverfassung, I. Allgemeiner (historischer) Theil, II. Specieller Theil (Kartenanalysen)" veröffentlicht werden. Der demnächst erscheinende I. Theil wird — um in Umrissen den Hauptinhalt desselben anzugeben — in dem historischen Ueberblicke der Besiedelung der schon an prähistorischen Funden reichen Gegend in einigen, den verschiedenen Jahrhunderten entsprechenden Kärtchen zunächst die Orte aus der slavischen Epoche vorführen, hierauf der deutschen Colonisation in der Znaimer Gegend gedenken, welche auch hier von Orden, u. A. von den Johannitern (vgl. Grusbach, Erdberg), gefördert wurde. Auf dieses erfreuliche Bild der Colonisation wird das traurige der Verödung vieler Orte — und zwar in den Jahren 1191 bis 1306 (1348—1420, 1420—1468), 1468—1618, 1618—1648 und in der Zeit nach dem 30jährigen Kriege — folgen, deren einstige Namen jetzt als Bezeichnungen von Fluren, Feldern, Weingärten, Mühlen, Oedungen fortleben. Die am Ende des XVIII. Jahrhunderts angelegten Orte, sowie ein Beispiel einer Transferirung eines Dorfes (1799) und das Bild der jetzigen Zustände in nationaler Hinsicht werden diesen allgemeinen Theil beschliessen, welchem dann die specielle, auf Kartenanalysen beruhende Behandlung mehrerer Orte folgen wird, um aus dieser die entsprechenden Schlüsse ziehen lassen zu können. Erwähnen wollen wir noch, dass Prof. Wisnar von der Gesellschaft während der Weihnachtsferien 1899 zum Herrn Geheimrath Prof. Dr. Meitzen nach Berlin geschickt wurde, um sich mit dem genannten Gelehrten wegen seiner Arbeit zu besprechen.

Nachdem durch die Arbeiten der Jahre 1897 und 1898 die Analysen der einzelnen Flurkarten zu einem vorläufigen Abschlusse gebracht worden waren, hat Herr Wladimir Levec es übernommen, deren Ergebnisse kritisch zusammenzufassen und zur Gewinnung eines möglichst vollständigen Bildes der wirthschaftlichen Entwicklung des Draufeldes im Mittelalter zu verwenden. Zu diesem Zwecke nahm derselbe noch einige nachträgliche archivalische Forschungen, namentlich im steiermärkischen Landesarchive in Graz, vor. Die bisherigen Untersuchungen hatten gezeigt, dass als Grundlage einer Gesammtdarstellung der Flurverfassung des Draufeldes die Angaben des sogenannten Rationarium Styriae von 1265—1267 schon aus dem Grunde dienen müssten, weil sie ein nahezu lückenloses statistisches Material bieten. Da ein kritischer Abdruck der genannten Quelle nicht vorliegt, war es nothwendig, auf das handschriftliche Material selbst einzugehen und ausser der von Herrn Levec schon früher benützten Wiener Handschrift auch die Grazer (Nr. 1306) heranzuziehen, sowie einen Vergleich mit dem Rationarium Styriae II, einem wohl aus der Zeit Herzog Albrechts I. stammenden Verzeichnisse des landesfürstlichen Besitzes in Steiermark (Grazer Hs. Nr. 1160), anzustellen.

Bei der Feststellung der im Rationarium genannten Oertlichkeiten waren Herrn Levec zwei gute Kenner des Draufeldes und seiner Geschichte behilflich, Herr Pfarrer Matth. Rekovec in St. Marxen unter Pettau und Herr k. u. k. Hauptmann und Lehrer an der k. u. k. Infanterie-Cadettenschule in Marburg M. Žunkovič. Beide haben in liebenswürdigster Weise manches werthvolle neue Materiale beigebracht und die Forschungsarbeit ganz hervorragend gefördert.

Herr Levec hatte gehofft, zu Neujahr 1900 seine Arbeiten zum Abschlusse bringen zu können. Durch Berufsarbeiten wurde er jedoch verhindert, schon jetzt das gesammelte neue Materiale in Verbindung mit den Ergebnissen der Flurkartenanalyse druckfertig zu verarbeiten. So muss er sich vorläufig bescheiden, die Ergebnisse seiner Forschung kurz zu skizziren. Sie sind etwa folgende:

a) Das Draufeld ist kein alt besiedeltes Gebiet, sondern Colonisationsboden des X. bis XII. Jahrhunderts.

b) Es war durchwegs nach Königshufen zu rund 50 ha vermessen.

c) Als ständige Hufengrösse wurde jedoch bei der wirklichen Besiedelung des Draufeldes nicht der mansus regalis, sondern eine von circa 30 ha genommen. Nur vereinzelt kommen andere Hufengrössen vor.

d) Es scheint, dass die Colonisation von der Marchburg (Marburg) ausgegangen ist; sicher ist der Süden des Draufeldes mit seiner ganz anders gearteten Gemarkungsform und Flureintheilung der am spätesten besiedelte Theil.

e) Damit stimmt es, dass im Süden des Draufeldes noch im XIII. Jahrhundert nachweisbar extensiv gewirthschaftet wurde und hier die heutigen Gemarkungsgrenzen höchstens in's XIII. bis XIV. Jahrhundert zurückgehen.

f) In Betreff der Nationalität der Colonisten lässt sich vermuthen, dass ausser Slaven von den deutschen Grundherren (Salzburg, das rheinfränkische Geschlecht der Sponheimer u. s. w.) auch Deutsche herangezogen wurden. Doch hat in dieser Beziehung Herr Levec seine Forschungen noch nicht abgeschlossen.

Im Laufe der Untersuchung hat sich ausserdem die Nothwendigkeit ergeben, auf Fragen allgemeiner Natur einzugehen, so über die sogenannte „slavische" Hauscommunion, deren angebliches Alter und von einigen Forschern behauptetes Vorkommen bei den Slovenen Innerösterreichs, über die Verbreitung der Königshufe, den mansus sclavonicus und mansus bajuvaricus u. Ä.

Herr Levec hofft im Sommer 1900 sein Operat fertigzustellen, so dass es im Herbste 1900 der Gesellschaft vorgelegt und dem Drucke übergeben werden kann.

Angeregt durch die von Geheimrath Meitzen in seinem Werke ausgesprochene Vermuthung, dass Manches der heutigen niederbayrischen Häuser, wie sie im Salzburgischen vorkommen, auf kelto-römischen Grundmauern sich entwickelt habe, wurde Herrn Ritter v. Hopfgartner die Aufgabe gestellt, in der Umgebung von Salzburg, wo nach dem Aronischen Güterverzeichnisse („Notitia Aronis" und „Breves Notitiae", neu bearbeitet von P. Willibald Hauthaler, Salzburg 1898) noch im VIII. Jahrhunderte über 300 römische Schenkungen von Gehöften erfolgten, von denen bei vielen sich der Name noch bis heute erhalten hat, Nach-

forschungen zu halten. Vor Allem war es nöthig, aus den Indicationsskizzen auf Grund der Flureintheilung und Namen jene Localitäten herauszusuchen, bei denen die meiste Wahrscheinlichkeit eines erfolgreichen Suchens zu erwarten war. Die Mappen der gewählten Gemeinden wurden auf ein übersichtliches Mass reducirt, und mit diesen Karten an der Hand suchte Herr v. Hopfgartner an Ort und Stelle in den bekannt ältesten Häusern nach Spuren römischer Herkunft. Durch einfache äusserliche Untersuchung liess sich nichts erreichen. Es sind wohl viele Häuser von ihm besichtigt worden, die auf steinernen Grundmauern erbaut, auch Keller von kurz rechteckiger Form einschliessen, aber da sie alle mit Mörtel — die meisten mit Cement, also in sehr junger Zeit — verputzt waren, so konnte er nur dort, wo der Verputz schadhaft geworden, erkennen, dass Bruchsteinmauerwerk die Unterlage bildete und die Wölbung aus gewöhnlichen Ziegeln war. Da das Abbrechen von Mauern nicht gestattet war, konnten weder Zeichen noch Material gefunden werden, welche die obige Vermuthung bestätigt hätten. Im Hinblicke auf die Langwierigkeit und Unsicherheit dieser Nachforschungen wurden dieselben nach fünftägigem vergeblichen Suchen eingestellt.

Herr Universitäts-Professor Dr. Rudolf Meringer unternahm im Anschlusse an seine südslavische Reise 1898 auch im Sommer 1899 auf Kosten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften eine Reise nach Laibach, Fiume, Agram, Kostajnica, Banjaluka, Jaice, Sarajevo, Bosnisch-Brod, Agram zur Fortsetzung seiner Studien über das „bosnische Haus".

Er hatte uns den Antrag gestellt, dem akademischen Maler Herrn Robert Lischka den Anschluss an diese Reise durch Gewährung einer Unterstützung zu ermöglichen. Herr Meringer ging dabei von der unbestrittenen Thatsache aus, dass gute Bilder von südslavischen Haustypen und dem dazu gehörigen Hausrath noch selten sind und es im Interesse unserer Publicationen gelegen ist, diesem Uebelstande abzuhelfen.

Dr. Meringer konnte constatiren, dass ein dem bosnischen Hause nahe verwandtes in Kroatien vielfach zu bemerken ist. Er kam zu der begründeten Vermuthung, dass Kroatien das Heimatland der bosnischen Hauscultur ist, wenngleich es auch weiter bestehen bleibt, dass das eigentlich bosnische Haus eine charakteristische Entwicklung des Landes ist. Lischka hat eine Reihe von Aufnahmen gemacht von Häusern, Grundrissen, Interieurs, allgemeinen Ansichten, Geräthen u. s. w. Leider waren die Reisenden durch lang dauernde Regengüsse in ihrer Bewegungsfreiheit sehr gehemmt; denn das Eindringen in kleinere Ortschaften erwies sich wegen des Zustandes der Strassen und Wege öfter als unmöglich.

Das trübe regnerische Wetter erschwerte auch photographische Aufnahmen sehr, und es ist deshalb von den vielen verbrauchten Platten nur sehr Weniges wirklich geglückt.

Trotzdem wurde, Dank Lischka's beharrlichem Fleisse, eine grosse Anzahl von Skizzen und schön ausgeführten Zeichnungen nach Hause gebracht. Sie sollen mit einem begleitenden und erklärenden Texte in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft publicirt werden. Der Hauptwerth der Publication wird in den mit grosser Treue von Lischka aufgenommenen kroatischen Häusern mit offenem Eckflur liegen, ferner in den Pfahlbauten der Savegegend und in den geflochtenen Häusern auf verschiedenen Districten, endlich auch in den Bildern des bosnischen Hausrathes. Dadurch wird die von Meringer im Sarajevoer „Glasnik", XI, 1899, S. 187—236, gelieferte Beschreibung des bosnischen Hauses und seines Inhaltes in wesentlicher Weise ergänzt. Die Erforschung des serbo-kroatischen Hauses — für die noch manche Kräfte nothwendig wären — hat durch diese Studien und Aufnahmen eine feste Basis gewonnen, von der aus das Weiterarbeiten sehr erleichtert sein wird.

Die nachfolgenden Berichte unserer verehrten Correspondenten über ihre Thätigkeit während des verflossenen Jahres geben ein annähernd richtiges Bild über die Fortschritte der österreichischen Urgeschichtsforschung. Den Herren Berichterstattern gebührt unser verbindlichster Dank.

Nach gefälliger Mittheilung des Herrn Vicepräsidenten Straberger hat das Museum Francisco-Carolinum in Linz im Sommer v. J. in dem an Ueberresten aus vorgeschichtlicher Zeit reichen Thale der Mattig und im Waldgebiete an der Westgrenze des Landes die seit einer Reihe von Jahren planmässig betriebenen Forschungen wieder aufgenommen und in grösserem Umfange durchgeführt. Es wurden mehrere Gruppen von Grabstätten mit mehr als 20 Hügelgräbern der Hallstattperiode aufgedeckt. Zahlreiche Funde von Thongefässen verschiedener Formen und Dimensionen, dann Schmucksachen aus Bronze, Waffen und sonstige Gegenstände aus Eisen, welche das Inventar der Hügelgräber bildeten, sind in den Besitz des Museums gelangt und werden, nach Vollendung der im Zuge befindlichen Conservirung in die einschlägigen Sammlungen eingereiht, eine sehr wesentliche Bereicherung derselben bilden.

Herr Director Dr. A. Petter hat uns nachfolgenden Bericht über die Erwerbungen und Forschungen des Museums Carolino-Augusteum in Salzburg übersendet:

„Bisher waren wohl prähistorische Funde aus dem ganzen Lande bekannt, doch nicht solche von der Stadt Salzburg selbst. Nun ist es mir gelungen, nachzuweisen, dass der im Weichbilde der Stadt liegende Rain- oder Ofenlochberg eine prähistorische Niederlassung, und zwar von der jüngeren Steinzeit bis zur Römerherrschaft, i. e. bis zum römischen Juvavum, hatte. Die vielen auf der Höhe des Berges vorgenommenen Grabungen brachten, nachdem früher schon Bronzenadeln und Palstäbe rings um den Berg gefunden worden waren, Feuersteinpfeilspitzen, ein Feuersteinmesser, bereits bearbeitete Feuersteine, welches Material der Berg selbst nicht liefert, kugelige Serpentin-Schlag- und Reibsteine und einen solchen flachen, an beiden Enden durch Abnützung abgerundeten Stein; ein Bronze- und ein eisernes Messer, letzteres schon römisch, Bronzenadeln und Stücke davon, Thonscherben, rohe und

feinere Arbeit, einige aus den noch beisammenliegenden Scherben in ihren Formen ziemlich ergänzbare Gefässe, auch von sehr verschiedenem Materiale aus freier Hand und auch auf der Drehscheibe verfertigt, mit und ohne Finger- oder Strichornament, bis zur römischen Urnenform.

Es wurden auch grosse Mengen von Knochen ausgegraben, wie von Hirschen, Rindern kleinerer Gattung, grossen und kleineren Hunden, Hausschwein, Wildschwein, Pferden, ebenfalls kleiner als die gegenwärtige Pinzgauerrasse, Schafen, Dachs, Bären und Elen, letzteres etwas fraglich. Die Knochen sind theilweise angeschnitten, gekerbt, gesägt, benagt, angebrannt; die Röhrenknochen alle aufgeschlagen.

Diese Funde zusammengenommen, ergaben die Wahrscheinlichkeit, dass die Ureinwohner Salzburgs zuerst auf dem von Sümpfen umgebenen, schwer zugänglichen, leicht zu vertheidigenden und einen guten Ausblick gewährenden Rainberge ihren Aufenthalt hatten, dann später erst sich mehr der Wasserstrasse, dem Salzachflusse, näherten, bis sie endlich, von den Römern bezwungen, in ihnen aufgingen und Juvavum an die Stelle trat. Eine nähere Erörterung der Funde bringen wahrscheinlich das nächste Heft der k. k. Central-Commission zur Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale und die Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.

Sonstige Funde und Erwerbungen in diesem Jahre sind noch: eine hübsche, patinirte Bronzelanzenspitze, prähistorisch, gefunden in einer Schottergrube bei Maxglan, wo ein Jahr vorher ein römischer Reliefstein ausgegraben und von mir eine ebenfalls dieser Zeit angehörige Cisterne blossgelegt wurde. In den Mittheilungen der k. k. Central-Commission bereits veröffentlicht.

Von römischen Gegenständen sind noch zu erwähnen eine norische Fibel mit breiter, durchbrochener Nadelscheide, rückwärts am Kopfe zwei gegenständige Klammern mit nur je einem Knöpfchen, von einem städtischen Depotplatze am Ende der Linzerstrasse am Kapuzinerberge, wo ich vor einer Anzahl Jahren eine römische Grab- und Verbrennungsstätte blossgelegt hatte. Auch Stücke von Urnen fanden sich noch bei Grundlegung für ein Haus nahe dieser Stelle.

Im Flachgaue wurden an einer noch näher zu untersuchenden Stelle vier Bronzegusskuchen, bis zu 9 kg schwer das Stück, gefunden. Wenn sich an diesem Platze eine Gussstätte für Bronzegegenstände nachweisen lassen würde, wäre das jedenfalls sehr erfreulich, doch können diese Kuchen auf einem Transporte dorthin gekommen sein.“

Nach freundlichen Mittheilungen des Assistenten am Krainer Landesmuseum, Herrn Ferd. Schulz, ddo. 26. November 1899, beschränkten sich im verflossenen Jahre die von ihm geleiteten prähistorischen Ausgrabungen für das krainische Landesmuseum ausschliesslich auf die Umgebung von St. Margarethen bei Weisskirchen nächst Rudolfswerth. Dieselben dauerten mit einer kleinen Unterbrechung vom 6. September bis 6. October.

Das Material aus drei aufgedeckten Gomilen bei Gesindeldorf, darunter aus einer dortigen Riesengomila, deren Durchmesser 16·5 m und 3·65 m Höhe hatte, zeichnet sich durch zahlreiche, prachtvoll patinirte bronzene Schmucksachen mit etlichen bisher in Krain nicht vorgekommenen neuen Typen aus. Dieselben werden die reiche Laibacher Sammlung aus St. Margarethen nun bedeutend vergrössern; die Zahl der gefundenen Stücke übersteigt mehrere Hundert und vertheilt sich nach folgenden Gruppen. Aus Bronze: 11 Stück grosse, recht gut erhaltene Fussringe (bei einem Fussring sind die Enden mit Widderköpfen verziert), 8 Armringe, sehr gut erhalten, von welchen zwei an den Enden mit Schlangenköpfen verziert sind, 8 kleine Ringe (Ohrgehänge), 12 Fibeln aus Bronze, eine aus blauem Glase, 1 Halsring, hohl, gut erhalten, 22·5 cm im Durchmesser, 1 Haarnadel, 3 Gürtelbleche, 11 kleine Bronzegegenstände, 1 Bronzehelm, recht gut erhalten, 2 mit Kreisen verzierte Situlen. Aus Eisen: 3 Celte, 5 Lanzen, 2 Messer. Ferner mehrere Hundert schöne Glas- und Bernsteinperlen, 12 grosse Thongefässe, vollkommen gut erhalten, eine Vase davon roth.

In der Riesengomila wurden zwölf Leichen begraben, davon fünf verbrannt.

Der im vorigen Jahresberichte erwähnte La Tène-Helm mit Wangenbändern aus Weisskirchen bildet noch den Gegenstand lebhafter Controversen. Herr Schuh schliesst sich der Ansicht des Herrn Rutar an, welcher, wie damals bereits erwähnt, das fragliche Stück als Gürtelschliesse zurückweist. Herr Schuh ist aber auch mit dessen Deutung als Helm nicht einverstanden. Es finden sich nämlich in den vermeintlichen Wangenseiten desselben keine Ansätze für die Befestigung der Wangenlappen, dagegen bemerkt man an den beiden Enden des Bronzestückes Rostspuren, an welche die Lappen gut passen. Ferner ist der obere Rand des Bronzestückes nicht abgebrochen, folglich kann auch daselbst eine helmartige Fortsetzung desselben nicht vorausgesetzt werden. Herr Schuh ist mit mehreren Besuchern des Museums der Meinung, dass der fragliche Helm ein Bronzekragen war, da die ganze Form des Stückes dem eines Kragens entspricht.

Nach gütiger Mittheilung des Herrn Hofrathes Prof. Dr. Ritter v. Wieser war das tirolische Landesmuseum „Ferdinandeum“ auch im abgelaufenen Jahre mit Erfolg bemüht, seine volkskundliche Abtheilung auszugestalten und andererseits die im Lande gemachten urgeschichtlichen Funde mit thunlichster Vollständigkeit zu sammeln.

In ersterer Hinsicht wurden mannigfaltige Haus- und Landwirthschaftsgeräthe, Trachtenbestandtheile, Erzeugnisse der alten Volksindustrie, von der einzelne Zweige bereits völlig erloschen sind, etc. erworben.

Bezüglich der urgeschichtlichen Ausbeute des Jahres sind — abgesehen von zahlreichen den verschiedensten Perioden und Culturkreisen des Alterthums angehörigen Einzelfunden — folgende Ausgrabungen, bei denen der Museumsvorstand zu interveniren Gelegenheit hatte, und grössere geschlossene Funde hervorzuheben:

a) Bei der Anlage des Elektricitätswerkes am Schlosshügel von Matrei wurden verschiedene urgeschichtliche Geräthe gefunden, die theils der Bronze-, theils

der älteren Eisenzeit angehören: ein Bronzeschwert, Flach- und Schaftlappenbeile, lange mit Knöpfen versehene Bronzenadeln, eiserne Messer etc.

b) Bei Sanzeno im Nonsberge wurde eine ausgedehnte Siedelung der La Tène-Periode ausgegraben. Ueber diesen für die Urgeschichte des Landes hochwichtigen und ungewöhnlich reichen Fund gedenkt der Museumsvorstand in der Zeitschrift des „Ferdinandeums" einen ausführlichen Bericht zu veröffentlichen.

c) In Welsberg im Pusterthale wurde bei den Grabungen für eine neue Wasserleitung eine ausgedehnte Brandschichte blossgelegt, welche reichliche Fragmente von Amphoren, Terra sigillata-Gefässen, römische Münzen, Knochen etc. enthielt. Dieselbe beweist, dass an der Stelle des heutigen Ortes in römischer Zeit eine grössere Ansiedelung bestanden hat, die durch Feuer zu Grunde ging. Durch diese neueren Beobachtungen haben die im vorigen Jahresberichte erwähnten Funde bei Welsberg eine willkommene Ergänzung erfahren.

d) Bei St. Pauls in Eppan wurden mehrere mit Kalk ausgeschüttete Skeletgräber aus der römischen Kaiserzeit aufgedeckt. Leider gelang es nicht, die — übrigens ziemlich spärlichen — Fundgegenstände (Fragmente von Falz- und Hohlziegeln, ein Armring aus Bronzedraht etc.) für das „Ferdinandeum" zu acquiriren, da dieselben an einen Sammler verkauft wurden.

e) Aus Vezzano erwarb das „Ferdinandeum" eine grössere Suite meist römischer Ausgrabungsgegenstände: Fibeln — darunter eine Scheibenfibel mit Thierdarstellung in Email —, Münzen, Anhängseln aus Bronze, Thonperlen, eine Bronzestatuette (Krieger), Fragmente von Amphoren etc.

Herr Conservator Dr. Samuel Jenny in Hard bei Bregenz theilt uns unterm 14. December die prähistorischen Vorkommnisse im Jahre 1899 in Vorarlberg mit.

Auf die Ortschaft Koblach, nämlich das Torfgebiet am Fusse des Kummerberges, entfallen zwei Bronzefunde, beides Dolchklingen mit je 4 Nietnägeln am oberen Theile, die eine 139, die andere 122 mm lang. Die grössere mit sehr breitem Grat verjüngt sich vom oberen breiten Klingentheil schwach geschweift zur Spitze, während die kleinere mit schwacher Rippe stark entwickelte Schilfblattform aufweist.

Im Hochgebirge ist der Fund eines Lappenbeils schwerster Gattung mit mittelständigen Lappen zu verzeichnen (Gewicht 592·5 gr); er misst 172 mm in der Länge, 65 mm an der stark gewölbten Schneide, circa 38 mm am Ende der geraden Schaftbahn, an der ein Ausschnitt mit schwachen Flügeln angebracht ist. Der Fundort liegt am Flexensattel in circa 1600 m Höhe, am Uebergang in's Lechthal von Stuben am Arlberg aus.

Herr Jenny verspricht sich eine wesentliche Bereicherung des Jahresberichtes durch Einbeziehung der linksrheinischen auf Schweizer Gebiet fallenden Funde. Der bald erfolgende Abbau der Hohenemser Krümmung wird nach seiner Meinung gutes archäologisches Material liefern.

Herr Professor Dr. Woldřich hat seine Unternehmungen und Studien über den äusserst interessanten und wichtigen Lagerplatz des diluvialen Menschen in der Ziegelei Generalka bei Prag beendet und hierüber eine grössere Abhandlung mit vielen Illustrationen und 12 Tafeln in der Rozpravy der böhmischen Kaiser Franz Josef-Akademie veröffentlicht. Diese Station gehört dem Ende der postglacialen Weidezeit an und entspricht den diluvialen Stationen von Willendorf und Aggsbach in Niederösterreich. Derselbe hat auch die Fundstätte von Mammutknochen und von drei Feuersteinartefacten bei Königgrätz untersucht. Er hat hierüber in den „Rozpravy" der böhmischen Akademie mit der Bemerkung berichtet, dass daselbst eine Culturschichte nicht constatirt werden konnte und dass die Herkunft der Feuersteinartefacte fraglich sei. Ferner berichtete derselbe über Beinwerkzeuge aus dem Ende der diluvialen Weidezeit (Stufe von Lamagdaleine) bei Libotz unweit Prag, über ein Renthiergeweih und einen Feuersteinschaber aus Vrbno. Herr Dr. Woldřich untersuchte noch andere prähistorische Stationen in Böhmen und studirte die neuen Erwerbungen und Funde im fürstlich Schwarzenberg'schen Museum im Schloss Wohrad bei Frauenberg.

Herr Ludwig Schneider sendet folgenden Bericht aus Smiřitz ddo. 28. December:

„Das wichtigste Ereignis im nordöstlichen Böhmen in prähistorischer Beziehung war der Fund eines Mammutskeletes in der Ziegelei des Gutsbesitzers Morávek-Tvrzský in der Gemeinde Freihöfen (Svobodné dvory) bei Königgrätz. In dieser Gemeinde befinden sich drei grosse Ziegeleien; in einer derselben wurde vor nahezu 40 Jahren ein La Tène-Gräberfeld gefunden, in den beiden anderen an der entgegengesetzten Seite des Dorfes gelegenen Ziegeleien wurden seit Jahren zahlreiche Funde diluvialer Knochen gemacht, von denen viele, namentlich mehrere Stosszähne vom Mammut von dem im Vorjahre verstorbenen Besitzer, Herrn Morávek, dem Museum in Königgrätz zum Geschenke gemacht wurden. Im Herbste 1897 erhielt das Museum von Herrn Morávek eine Beckenhälfte vom Rhinoceros, welche deutliche Spuren der Bearbeitung durch Menschenhand an sich trägt (die Aeste sind abgehackt), und im Frühjahre 1899 (am 8. April) stiessen die Arbeiter auf einen ganzen Haufen von Mammutknochen. Die zuerst gefundenen Stücke, eine Beckenhälfte, der Unterkiefer und der abgeschlagene Gelenkapfel vom Oberschenkel, wurden ausgehoben, die nachfolgenden aber in situ gelassen, mit einem Schutzdache versehen. Sie wurden im Sommer von zahlreichen Besuchern besichtigt.

Die beigelegte Skizze (Fig. 14) stellt die Situation vor, wie sie sich am 16. Mai l. J. darstellte[1]). Das Skelet, zu dessen Resten im Laufe des Herbstes noch einige Extremitätenstücke hinzukommen, ist nahezu vollständig bis auf den Schädel, von welchem bisher nur die ausgebrochenen Stosszähne vorhanden sind.

[1]) An den Stellen *a* und *b* waren der Unterkiefer und die zweite Beckenhälfte gelegen.

Es lag an der halben Höhe einer 6·5 m hohen Lösswand auf einer circa 20 cm starken, durch Anschwemmung gebildeten, vom Löss deutlich verschiedenen Schichte, welche von verkohlten Pflanzenwurzeln durchsetzt zu sein scheint und von einzelnen kleinen Kieselknollen bedeckt ist. (In der Lösswand der anstossenden Ziegelei Komárek ist diese Schichte gleichfalls deutlich erkennbar und hier von einer Schichte ganz reinen Sandes von 1—2 cm Mächtigkeit überlagert.) An Artefacten wurden unter den Knochen blos drei Stücke gefunden: zwei grosse Feuersteinmesser von 88 mm Länge, welche Prof. Woldřich in seinem in den Verhandlungen (Rozpravy) der böhmischen Akademie der Wissenschaften, Jahrgang VIII, Classe II, Nr. 33, unter dem Titel: „Ložiště mamutích kostí ve Svobodných Dvorech u Hradce Králové“ publicirten Berichte abgebildet hat, und später noch die abgebrochene Spitze einer Lanze. Der ganze Fund ist noch im Besitze der Familie Morávek.

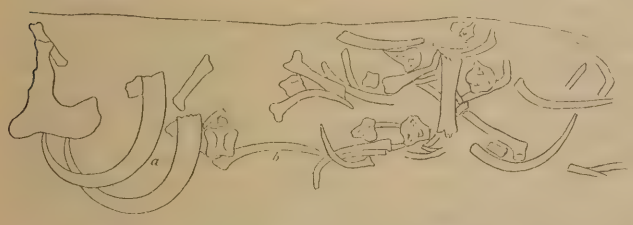


Fig. 14. Mammutskeletfund von Freihöfen

Ein anderer beachtenswerther Fund wurde auf dem La Tène-Gräberfelde bei Hořenitz gemacht. Die Ausbeutung dieses Gräberfeldes in der bisherigen Richtung ist vorläufig beendet, nachdem die Abgrabungsarbeiten an dieser Stelle bis nahe an den Grund und Boden eines anderen Besitzers gelangt sind; in Folge dessen wurde ein an die Skeletgräber anstossender, bisher stehengebliebener Block in Angriff genommen und dabei ausser einer mit Asche gefüllten Grube (Brandstelle?) ein Urnengrab gefunden. Es ist dies das erste bisher in Böhmen auf einem La Tène-Gräberfelde gefundene Brandgrab. Dasselbe enthielt eine kleine Urne von der für die Spät-La Tène-Zeit in Böhmen charakteristischen Form eines Hafens (von 110 mm Höhe, 120 mm Mündungs- und 85 mm Bodendurchmesser) mit einer ganz leichten Einbuchtung unter dem Rande. In Wocel's „Pravěk české země, pag. 459, ist eine Urne von ganz gleicher Form und gleichen Dimensionen abgebildet. Der Topf enthielt verbrannte Knochen, einen einfachen Armring aus dickem Bronzedraht von circa 50 mm Durchmesser und einen Fingerring aus Glas von circa 18 mm Durchmesser[1]). Ob die Scherben eines zweiten kleinen, groben, mehr krugförmigen Gefässes mit alten Bruchflächen zu dem Grabfunde gehören, ist sehr fraglich.

Herr J. V. Želízko hat im September 1899 seine prähistorischen Forschungen in Böhmen abermals fortgesetzt. Er sammelte Material für eine grössere Arbeit über die Urgeschichte Südböhmens. Besonders besuchte er einige Fundorte und Burgstätten im Bezirke von Wolin, Strakonitz und Wodnian. Er wurde mit Rath und That unterstützt von folgenden Herren: Dr. J. Bezděk, Districtsarzt; J. Fiala, Bürgerschullehrer; K. Lamina, k. k. Steueramtsofficial in Wolin, und W. Zahradníček, k. k. Postcontrolor in Wien.

Wir verdanken Herrn Dr. Franz Dvorský interessante Mittheilungen über die Thätigkeit des „Musejní spolek“ in Brünn. Sie beschränkte sich vorzugsweise auf die Sammlung des Materiales für die weitere Herausgabe der ausführlichen Topographie Mährens, „Vlastivěda moravská“, von welcher im Laufe des Jahres die Geschichte Mährens bis zum Aussterben der Přemysliden und die Topographie des Brünner Bezirkes erschienen. Die prähistorischen Arbeiten leitete wie früher Prof. Jos. Hladík. Er richtete dieselben ausschliesslich auf die Durchforschung des Berges „Hradisko“ bei Obrzan. Schon im Jahre 1889 und 1892 hatte derselbe zwei neolithische Ansiedelungen blossgelegt, die er ausführlich in den Annalen des Museums Francisceum 1898 beschrieb. Im Jahre 1898 grub er daselbst wieder, und zwar in Begleitung der Lehrer Joh. Fiala und Stanislaus Bém; sie entdeckten eine dritte Ansiedelung, deren Inhalt in Fauna und in Artefacten mit dem Inhalte der früheren übereinstimmte. Unter Anderem fand man daselbst einen Schädelknochen, der an zwei Stellen durchschlagen war und einem gewaltsam getödteten älteren Individuum angehörte, und den Unterkiefer eines jüngeren Individuums, ferner zwei tiefe Schüsselchen und zwei grosse, in Trümmer zerschlagene Gefässe. Die Restaurirung derselben ergab eine glockige Form, welche folgende Dimensionen aufweist:

	I. Gefäss	II. Gefäss
Höhe	36 cm	54·6 cm
Obere Breite im Lichten .	20 „	36 „
Bauchweite	46 „	62 „
Bodenweite	14 „	20 „
Wanddicke	0·8 „	11·2 „

Beide Gefässe haben oberhalb des Bauches vier gegenüberstehende, nabelförmige Erhöhungen, über dem Bauche seichte, lothrechte Furchen und gegen den Hals zu eine beim ersten Gefässe aus drei, beim zweiten aus vier Kreisen bestehende Verzierung.

Im Jahre 1899 wurden die Ausgrabungen mit Beihilfe derselben Herren fortgesetzt und vier neue Hütten blossgelegt; selbe sind kreisförmig, haben einen Durchmesser von 6—9·6 m und liegen 0·6—1 m unter der Oberfläche. Sie ergaben eine Ausbeute von einigen mit der Hand gearbeiteten kleineren, ganzen Schüsseln, eine grosse Menge von gut ausgebrannten Scherben, welche verschiedenen, theils aus grober, sandiger, theils aus geschlemmter Erde gearbeiteten Gefässen angehörten. Ausserdem erbeutete man ein reichhaltiges Inventar von Gebissen, von ganzen oder zerschlagenen Knochen diverser Haus- und Jagdthiere (Rind, Pferd, Ziege, Schwein, Hund, Hirsch, Reh, Fuchs), von Fischgräten und Muscheln, von Artefacten aus Bein und Geweih (Ahle, Spiesse, Dolche, Pfeile), aus Thon (Wirtel, Feuer-

[1]) Von beiden sind nur Bruchstücke erhalten.

ständer, Idole, Lehmstücke mit Abdrücken von Reisig und Lehmstückknollen), aus Stein (besonders Getreidequetscher, Mühlsteine) und einige wenige aus Bronze (Haarnadel, Armband, Fibel). Zu den interessantesten Funden gehört eine Sandsteinform zum Giessen von Messern, Nadeln und Celten. In einer Hütte fand man einen oberhalb der Stirne mit einem stumpfen Werkzeuge durchgeschlagenen Menschenschädel. Auch wurde ein Urnengrab entdeckt. Nebstdem wurde eine ringförmige Stelle aufgegraben, unter welcher die Erde bis zu einer Tiefe von 80 cm ausgebrannt war, was auf ein stetig unterhaltenes Feuer deutet.

Im Ganzen gelangte Prof. Hladík zu folgenden Resultaten: Der erste Ansiedler am Berge „Hradisko" bei Obrzan wohnte zur Neolithzeit in ringförmigen, zum Theile in Lehm gegrabenen Hütten. Der obere Theil der Hütten bestand aus Reisig, dessen Innenwand mit Lehm ausgepicht war. Er führte ein ähnliches Leben wie der Bewohner der neolithischen Pfahlbauten. Nachdem derselbe den Hradisko verlassen hatte, lag seine Wohnstätte daselbst lange Jahre öde und wüst. Als der Boden wieder geebnet war, kam ein zweites Volk hieher, welches neue Hütten baute, die zum Theile in der Erde, jedoch seichter eingegraben waren. Dieses Volk kannte schon Bronze und verfertigte daraus verschiedene Gegenstände. Diesem Volke gehört die Sandsteinform, die Bronzeschlacken, die verschiedenen Bronzefunde und das ausgedehnte Urnenfeld auf den Feldern unterhalb des Hradisko.

Eine ausführliche Abhandlung über die Ausgrabungen am Hradisko in den Jahren 1898 und 1899 wird Prof. Jos. Hladík baldigst veröffentlichen.

Sonst besichtigte derselbe das Feldried „Plušter" bei Malostowitz (unweit Tischnowitz), wo eine neolithische Ansiedelung constatirt wurde, und mit Prof. Dr. Fr. Dvorský das Hradisko bei Lipian (Bezirk Hrottowitz) und die Ruine „Rabenstein" am Iglawaflusse.

Herr Ján Knies in Rogendorf, Bezirk Blansko, sandte uns nachfolgenden ausführlichen Bericht über die Resultate seiner archäologisch-osteologischen Forschungen im Mährischen Karst vom Jahre 1896 bis 1899.

Ueber die Slouper Schoppen-(Kůlna-)Höhle war allseits die Meinung verbreitet, dass dieselbe keine prähistorischen Reste mehr bewahre. Dennoch fand Herr Knies in letzterer Zeit zwei Brandplätze, von denen der erste sich an der linken Wandseite vom südlichen Portal 10 m entfernt zwischen einer 0·45 m mächtigen Schichte von Alluvial- und einer 0·35 m Schichte von Diluviallehm befand. Im Querschnitte erschien die Brandschichte als dunkler, durchgebogener Streifen. Die Horizontalausdehnung dieser Kohlen- und Aschenschichte überstieg nicht einen Quadratmeter; desto reicher war deren Inhalt. Es fanden sich nämlich an dem südlichen Rande zwei Lanzenspitzen, etwas weiter ein drittes Stück, dann ein durchbohrtes Geweihstück — Alles vom Renthier stammend — viele Feuersteinwerkzeuge und zahlreiche zerschlagene Knochen von Cervus tarandus.

Die Länge der ersten Lanzenspitze ist 19·5 cm, eine Seite ist in eine scharfe Spitze geschliffen, die zweite breitere meisselförmig zugeschnitten. Die zweite Lanzenspitze ist 19 cm lang, bei dem breiteren 1·8 cm, beim engeren Ende 1 cm breit. Diese letztere ist auf beiden Seiten meisselförmig zugespitzt, auf einer Seite gut geschärft, fein bearbeitet und mit einer 6 cm langen Blutrinne versehen. Eine ähnliche Blutrinne ist auch an der ersten Lanzenspitze, aber nicht so deutlich sichtbar. Die dritte Waffe ist 21 cm lang, beim breiteren 2·3 cm, beim engeren Ende 1 cm breit, noch nicht völlig ausgearbeitet.

Die zweite Brandstätte liegt an derselben Wand; sie ist etwas ausgedehnter als die erstere; sie enthielt jedoch ein ärmeres Inventar, und zwar etliche Feuersteinmesser und Knochen von Lepus variabilis.

An anderen Stellen der Höhle fand man folgende Gegenstände: Eine Elfenbeinnadel mit angedeutetem, aber nicht ausgebohrtem Löchlein, eine zerbrochene Nähnadel, die mit einem Oehr versehen ist, mit Strichen und Vertiefungen ornamentirte Knöchlein, Feuersteinwerkzeuge, viele zerschlagene Knochen der Diluvialfauna, von welcher ein Stosszahn und eine Rippe vom Mammut mit Schlagmarken, ferner ein zerschlagener Humerus von einem Rhinoceros besonders hervorgehoben werden.

Interessant sind auch die älteren Funde paläolithischer Ansiedelungen in der Mokrauer-(Kostelík-) Höhle und in der Michaels- oder Schafsgrotte bei Holstein.

Wichtig ist auch ein Pferdemetocarpus, gefunden auf der bekannten Lössstation bei Joslowitz, schon vor Jahren durch Graf Wurmbrand consignirt.

Eine Seite des Carpus ist mit 48 Parallellinien verziert, welche 2·5 mm regelmässig von einander entfernt sind. Die Gegenfläche ist mehr eben, mit 24 ähnlichen, aber schief parallel laufenden Linien versehen.

Nach diesen und früheren Nachrichten gibt es jetzt in Mähren 17 Stationen des diluvialen Menschen, und zwar:

A. Höhlenfunde.

1. Balthasarhöhle (Balcarova skála) bei Ostrow.
2. Stierhöhle (Býčí skála) bei Josefsdorf.
3. Teufelsloch (Čertova díra) bei Stramberg.
4. Evahöhle (Jáchymka) bei Josefsdorf.
5. Mokrauerhöhle (Kostelík, Pekárna oder Diravica).
6. Schoppenhöhle (Kůlna) bei Sloup.
7. Michaels- oder Schafsgrotte (Michalova díra) bei Holstein.
8. Lautscher Höhle.
9. Höhle oberhalb des Punkwa-Ausflusses.
10. Wratikowerhöhle (Sklep).
11. Schipkahöhle (Šipka) bei Stramberg.
12. Schoschuwkahöhle (Šošůvka).
13. Kiriteiner- oder Drachenhöhle (Výpustek).
14. Žitnýhöhle bei Kiritein.

B. Lössfunde.

15. Brünn, Franz Josefsstrasse.
16. Joslowitz.
17. Przedmost.

Die Resultate dieser Ausgrabungen hat Herr Knies in der Zeitschrift „Časopis muzejního spolku v Olomouci“ Nr. 54—55, p. 61—81, veröffentlicht, welchem Berichte ein Verzeichnis der bis zum Jahre 1896 bekannten Fundplätze diluvialer Fauna beigefügt ist. Aus diesen Angaben erhellt, dass, trotzdem manche Höhlen im mährischen Karst durchgegraben wurden — worüber eine ganze Literatur existirt —, noch viele andere vorhanden sind, welche wahre wissenschaftliche Schätze enthalten.

Der Fund in der Schoppen-(Kůlna-)Höhle veranlasste Herrn Knies, die immerhin noch ungenügende Erforschung der Höhlen im mährischen Karste in Angriff zu nehmen. Dank der Unterstützung des k. k. Bezirksschulrathes in Boskowitz konnte er seine Studien in Rogendorf, Post Jedownitz, beginnen. Es wurden folgende Localitäten untersucht.

Die Katharinenhöhle im Dürren Thal. Diese Riesenhöhle ist 248 m lang; sie endet mit einem 70 m langen und 30—40 m breiten Saale. In der Vorhalle war ein Brandplatz, und nebenan waren Scherben der Hallstattzeit. In den Diluvialschichten fand man Knochen von folgenden Thieren: Ursus spelaeus, Felis spelaea, Hyaena spelaea, Canis lupus, Canis lagopus, Equus caballus, Gervus tarandus, Elephas primigenius und Rhinoceros tichorhinus.

Gegenüber befindet sich in einer Berglehne von 45° der sogenannte Rittersaal, 45 m lang, 15 m hoch und 12 m breit. Man stiess hier auf Spuren von neolithischer Ansiedelung. In dem Boden aus Diluviallehm kamen nur Tarsal- und Carpalknochen von Höhlenbären vor.

Oberhalb des Punkwa-Ausflusses befindet sich eine in der Literatur unbekannte 74 m lange Höhle, welche beim Eingange geringe Gefässfragmente aus der Hallstattperiode enthielt. Etwas weiter im Inneren fand man im Diluviallehm ein Werkzeug aus Hirschgeweih mit Knochen von Luchs und zerschlagenen Renthiergeweihen.

Der südlichste abgeschlossene Theil von den Slouper Grotten ist die Schoschuwkahöhle. In der Vorhalle war ein Brandplatz mit einem Knochenahl, mit geschnitzten Renthiergeweihen und Feuersteinmessern. Im Quaternär wurde folgende Fauna vorgefunden: Chiroptera Spec. (?), Felis lynx (sehr gut erhaltener rechter Unterkiefer), Felis fera, Felis spelaea, Hyaena spelaea (Ober- und Unterkiefer eines sehr jungen Individuums u. s. w.), Canis lupus, Canis vulpes, Canis lagopus, Ursus spelaeus (eine Masse Knochen, wovon zwei ganze Schädel), Meles taxus, Mustela foina, Lepus variabilis, Sciurus vulgaris, Bos primigenius, Cervus tarandus, Cervus alces, Cervus capreolus, Equus caballus, Rhinoceros tichorhinus, Elephas primigenius, Lagopus (?), Tetrao tetrix, Rana spec. (?)

In den Ferien 1897 wurde die Höhle bei der Ruine Blanžecke (Jeskyně pod hradem) durchforscht. Diese 58 m lange Grotte befindet sich etwa 40 m hoch in der Berglehne direct unter der Burgruine Blanžecke im Punkwathale (Territorium der Katastralgemeinde von Sugdol). Sie ist bemerkenswerth durch die vielen Schlote, von denen nur zwei zugänglich sind. Hier wurden keine Reste von menschlichen Ansiedlungen vorgefunden, dafür zeichnet sich die Fauna durch gut und schön erhaltene Knochen aus. Besonders zahlreich fand man dieselben an der Sohle unter den Schloten und in ihrer nächsten Umgebung. Daraus ist ersichtlich, dass die hier angehäuften Knochen durch diese Schlote bei grösseren Wasserverschlemmungen in die Höhle gefallen sind. So z. B. wurden an einer Stelle Conglomerate von ganzen Bärentatzen, anderwärts von Ulnen und Radien vorgefunden, wieder anderwärts eine Reihe von Wirbeln derselben Thiere, welche rosenkranzartig miteinander verbunden waren. In der Fauna dieser Höhle sind vertreten: Ursus spelaeus (viele Hunderte von Knochen, mehr als 60 gut erhaltene Extremitätenknochen, zwei ganze Schädel u. s. w.; ferner Felis lynx, Felis spelaea, Hyaena spelaea, Canis lupus, Canis lagopus, Mustela foina, Equus caballus, Bos primigenius, Capra rupicapra, Capra ibex, Cervus megaceros, Cervus tarandus (zwei grosse Geweihäste u. s. w.). Bemerkenswerth sind dabei auch Knochen mit krankhaften Veränderungen, z. B. eine geheilte Fractur eines Penisknochens vom Höhlenbär, Veränderungen an den Wirbeln, welche den Ursprung in constitutioneller Erkrankung des Thieres hatten etc.

Die Resultate dieser Studien sind theilweise in den Verhandlungen der böhmischen Akademie der Wissenschaften in Prag veröffentlicht.

Die wichtigsten Funde erzielte Herr Knies bei der Durchgrabung der Balthasarhöhle unterhalb der Gemeinde Ostrow in den Jahren 1898 und 1899.

Im reinen Diluviallehm fanden sich drei Brandplätze, ausserdem viele Feuerstein- und Beinwerkzeuge, ornamentirte Knochen und eine Anzahl zerschlagener Knochen von Thieren, deren Fleisch dem Quaternärmenschen zur Nahrung diente. Nebst diesen fand Herr Knies zwei Schneidezähne und ein Fragment des Oberkiefers vom Menschen. An etlichen Stellen fand man in dem unberührten Diluvium unzählbare Knöchlein der nordischen und der Steppenfauna.

Herr Knies ist der Ansicht, dass diese Knochen theils von Menschen dort weggeworfen, theils von Raubvögeln dorthin verschleppt worden sind.

Die Fauna, die bis jetzt nur meistens auf Grund der Kiefer beurtheilt wurde, ist folgende:

Cheiroptera 5 spec., Talpa europaea (über 100 Stück), Sorex fodiens, Sorex vulgaris, Sorex pygmaeus, Sorex alpinus, Erinaceus europaeus, Felis catus, Felis lynx, Hyaena spelaea, Canis lupus, Canis lagopus, Foetorius vulgaris (15 Unterkiefer), Foetorius erminea (15 Unterkiefer), Foetorius putorius, Foetorius lutreola, Mustela foina, Ursus spelaeus, Sciurus vulgaris, Spermophilus citillus, Myoxus glis, Myoxus quercinus, Myoxus avellanarius, Castor fiber (9 Stück, zwei schöne Unterkiefer), Cricetus frumentarius, Cricetus phaeus (24 Unterkiefer), Mus 3 spec.? (150 Unterkiefer), Myodes lemmus (3 Unterkiefer), Myodes torquatus (1567 Unterkiefer), Arvicola glareolus, Arvicola nivalis, Arvicola amphibius

(87 Unterkiefer), Arvicola gregalis, Arvicola ratticeps, Arvicola arvalis, Arvicola agrestis, Arvicola campestris (Arvicola über 3000 Unterkiefer), Lepus variabilis, Lagomys pusillus (315 sehr schön erhaltene Unterkiefer), Equus caballus, Bos primigenius, Cervus megaceros, Cervus tarandus (viele zerschlagene Knochen, über 20 Kiefer), Cervus alces, Sus scrofa, Elephas primigenius (2 Stosszahnfragmente), Rhinoceros tichorhinus (phalang.).

Hiezu kommen noch über 8000 Knochen von diluvialen Vögeln, welche wegen Mangels an Vergleichungsmaterial noch nicht bestimmt werden konnten.

Diese weittragende wissenschaftliche Arbeit hat Herr Knies gänzlich auf eigene Kosten durchgeführt. In Folge dessen musste das gesammelte Material in sehr nothdürftiger Weise auf Böden und in Kellern untergebracht werden. Dasselbe bleibt vorläufig einem weiteren Publicum unzugänglich.

Herr Dr. Josef Klvaňa, Gymnasialdirector und k. k. Conservator in Gaya (Mähren), berichtet ddo. 4. December 1899:

Im heurigen Jahre wurden die Studien hinsichtlich der Colonisirung der mährischen Slovakei fortgesetzt. Zu diesem Zwecke wurde auch in den Bezirkshauptmannschaften Gaya, Ungarisch-Hradisch und Ungarisch-Brod ein möglichst reichhaltiges Material betreffs der ältesten und am häufigsten daselbst vorkommenden Zunamen zusammengebracht. Die k. k. Bezirksschulräthe, insbesondere aber ihre Herren Vorsitzenden und die Herren Bezirksschulinspectoren, waren die freundlichsten Förderer dieser Arbeit, deren Ordnen und Sichten noch lange Zeit in Anspruch nehmen wird. Neben dieser Arbeit beschäftigte sich Jos. Klvaňa eingehend mit dem Studium der Weinbergwirthschaft in der mährischen Slovakei, besonders jener im XVII. Jahrhunderte und mit dem Studium seines neuen Wirkungskreises, das ist des Gayaer Bezirkes. Er photographirte daselbst wie früher in ganzen Suiten. Veröffentlicht wurde die Fortsetzung der Trachtenstudien aus der mährischen Slovakei in den Annalen des Franzensmuseums in Brünn und kürzere Aufsätze über dasselbe Thema in der Zeitschrift „Český lid“.

Wir verdanken Herrn Dr. C. Marchesetti den nachfolgenden interessanten Bericht über seine Arbeiten im verflossenen Jahre:

„Die von mir heuer im Küstenlande ausgeführten prähistorischen Forschungen waren ziemlich ausgedehnt und ergaben ein reiches Material, über welches ich mir hiemit erlaube, in Kürze zu berichten. Im Frühjahre setzte ich die Grabungen in der vor drei Jahren entdeckten Nekropole von St. Kanzian in der Nähe von Triest fort. In diesem Grabfelde, das für uns ein besonderes Interesse darbietet, da es einer archaischen Periode angehört, synchronisch mit Benacci I oder mit der Villanovastufe der ersten Eisenzeit, mit bronzenen Waffen: wie Schwerter, Dolche, Lanzen, Messer etc., habe ich bisher 284 Gräber geöffnet, wovon 104 auf dieses Jahr entfallen.

Es sind durchgehends Brandgräber mit spärlichen Töpfen, obwohl manchmal mit Bronzen sehr reich ausgestattet. Die Fibeln waren von archaischem Typus; es waren zum grössten Theile Brillen- oder halbkreisförmige Fibeln, während Nachen-, Blutegel-, halbmondförmige, Schlangen- und Discus-Fibeln meistens nur vereinzelt vorkommen. Desgleichen fand man nur eine einzige Certosafibel. Unter den anderen Schmuckgegenständen sind vornehmlich Halsbänder, Nadeln, Ketten, Knöpfe, Arm- und Fingerringe, Gürtel etc. vertreten.

Durch die in St. Luzia fortgesetzten Grabungen eröffnete ich weitere 368 Gräber (so dass deren Gesammtzahl auf 3783 gebracht wurde) in einem älteren Theile der Nekropole, der sich wieder durch Vorherrschen einfacher Bogen- und Brillenfibeln auszeichnet, obwohl auch hie und da Gräber mit jüngeren Fibelformen untermischt waren. Die verbrannten Leichenreste waren meistens in der blossen Erde und nur circa 6% (in 22 Fällen) in grossen Aschenurnen beigesetzt. Dafür war aber die Zahl der kleineren Töpfe als Beigaben eine ziemlich ansehnliche (145), unter denen die Kelche vorherrschten. Wenn auch die Zahl metallischer Gefässe heuer nur sehr spärlich war, so hatte ich das Glück, eine prächtig erhaltene Bronzesitula zu finden, auf deren Deckel in getriebener Arbeit vier Thiere dargestellt sind, nämlich ein weidender Bock, ein Schaf, das von einem Wolfe angegriffen wird, und ein herbeigeeilter Hund[1]).

Wie gewöhnlich, fanden sich auch heuer unter den Schmuckgegenständen die Fibeln am meisten vertreten (321 Stück). Von den halbkreisförmigen, meistens Knotenfibeln, ist der grösste Theil mit beiderseitiger Spirale versehen. Ich erbeutete ferner eine zweite Glasfibel, und zwar aus polychromer Paste und nicht vom krainischen Knotentypus.

In diesem kurzen Berichte kann ich natürlich nicht die anderen mannigfachen Funde einzeln besprechen. Ich erwähne nur, dass ausser den Fibeln eine reiche Anzahl Nadeln, Finger-, Arm-, Ohr- und Halsringe, Gürtelbeschläge, Glas- und Bernsteinperlen, Messer etc. gefunden wurden.

Durch die genaue Untersuchung der Höhenzüge in der weiteren Umgebung von Triest behufs Aufnahme und Beschreibung der daselbst vorhandenen prähistorischen Ringwälle (Castellieri), die ich nächstens zu veröffentlichen gedenke, habe ich deren Zahl bereits auf 102 gebracht, wovon nicht weniger als 35 als neu in diesem Jahre entdeckt wurden. In einigen derselben habe ich mehr oder minder ausgedehnte Stichproben ausgeführt, die manche interessante Funde lieferten.

Schliesslich erwähne ich noch die Untersuchung einiger Karstgrotten, die sich als Wohnstätten unserer alten Troglodyten mit den charakteristischen Objecten der Steinzeit ergaben.“

Herr Gymnasial-Professor Dr. L. Karl Moser in Triest sendet uns einen Bericht über seine Thätigkeit

[1]) Ueber diese Situla vgl. Virchow's Bemerkungen in den Verhandlungen der Anthropologen-Versammlung zu Lindau im Bodensee (diese Sitzungsberichte 80). Die Red.

auf prähistorisch-archäologischem Gebiete im österreichischen Litorale.

In den letzten Tagen des Vorjahres, 18. bis 30. December 1898, fielen Herrn Moser gelegentlich einer Fusstour von Herpelje über Podgorje in's Risanothal nach dem Dörfchen Besovizza eigenthümliche grosse Steinbauten südwestwärts des Ortes, inmitten der Wein- und Olivengärten, auf, die in Gruppen zu 7—9, noch an der Basis mit deutlichem Steinsatze kennbar, an der Oberfläche als blosse Steinhaufen von grösserem Umfange sichtbar sind. Aehnliche Steinbauten finden sich auch bei den Ortschaften Popecchio, Cristolje und Lonche. Sie sind aus Sand-, Kalk- und Ziegelstein gemischt aufgeführt und befremden durch ihr Beisammenstehen in Gruppen. Eine genaue Untersuchung derselben wäre angezeigt. Beim Volke geht die Sage, dass in denselben Schätze verborgen seien.

In Parrochia (Predloka) nächst dem Risanothale wurden die Römergräber besichtigt, in denen die Besitzer Skelette, römische Münzen und silberne Armbrustfibeln nebst Inschrift-Grabsteinen fanden.

Beim Abgraben der von der Ruine Cernikal herabgefallenen Bausteine wurden in einer Culturschichte färbige Gläser, Eisenschalen und Nägel, Thongefässreste und ein Chloromelanitbeil vorgefunden, welche Objecte Herr Moser erwarb. Auch die im Orte Cernikal befindlichen Römergräber wurden besichtigt; doch ist eine Erforschung derselben wegen massloser Forderungen der Grundbesitzer vorläufig ausgeschlossen.

Während der Wintermonate hatte Herr Moser sein Buch über den Karst und dessen Höhlen zu Ende geführt. Dasselbe erschien im Verlage bei F. Schimpff in Triest. Es behandelt insbesondere die von ihm in den Felsenhöhlen bei Nabresina und anderen Orten gemachten prähistorischen Funde und gilt als Versuch, vom Triestiner Karste ein Bild in naturwissenschaftlicher Hinsicht zu entwerfen. Das kleine Werk enthält ausser einer Chromotypie zwei photographische Reproductionen seiner Sammlung aus der Rothyartlhöhle bei Nabresina und eine Karte mit Angabe der einst bewohnten Felsenhöhlen.

Im Frühlinge vorigen Jahres wurde die von Seite der Central-Commission subventionirte Grabung in der Höhle Jama na dolech, auch Pečina na dolech, bei Nabresina zu Ende geführt; von dem zweiten, der Steinzeit angehörigen menschlichen Skelette wurde nur der Schädel geborgen und mit der Gesammtausbeute zur Präparirung und zu weiterem Studium der prähistorischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums übermittelt.

Der Berichterstatter machte auch bezüglich der Durchforschung der an der Strecke Podgorje-Pinquente gelegenen Felsenhöhlen an die k. k. Central-Commission einen Vorschlag, welcher dahin beantwortet wurde, dass ein eigenes in Bildung begriffenes Comité hiezu beberufen sei, von dem hierorts nichts bekannt ist. Für den Prähistoriker würde sich durch die Inangriffnahme dieser Felsenhöhlen, die einst alle bewohnt waren, ein dankbares Feld der Forschung eröffnen.

Auf der Localität na grižah bei Samatorca, da, wo die alten römischen Steinbrüche waren, wurde eine römische Zangenfibel gefunden. Die Rodung des Weingartens dürfte weitere Funde ergeben.

Die bereits im Vorjahre unter der Schlossruine von S. Servolo begonnene Untersuchung der drei Höhlen wurde fortgesetzt. Zwei dieser Höhlen stehen unter einander durch einen kurzen Gang in Verbindung. In beiden Höhlen wurden Culturreste gefunden, so eine zweite Lampe aus Kupfer mit Eisenhenkel, eiserne Nägel, Spangen, Lanzenspitzen, feine Gläser mit Buckelverzierung, Bruchstücke von Thränenfläschchen, Scherben von Thongefässen, welche theils aus schwarzem Thon auf der Drehscheibe gearbeitet, mit Wellenornament und Fingereindruckband-Verzierung versehen, theils aus sehr verschiedenem Materiale von verschiedener Feinheit aus freier Hand geformt, im Umfange mit Bandverzierung oder Parallelriefen versehen und geglättet oder roh sind; auch ein Bruchstück von einem menschlichen Unterkiefer mit den zwei Schneidezähnen und einem Eckzahne wurde gefunden.. Alle diese Höhlen zeigen im Inneren eine künstliche Ausweitung durch Menschenhand. Die Untersuchungen sind noch nicht abgeschlossen.

Dr. Oskar v. Hovorka, welcher gegenwärtig als Fabriksarzt in Teslić (Bosnien) thätig ist, hat im vergangenen Jahre seine erfolgreiche Gomilenforschung eifrig fortgesetzt. Ein Aufenthalt in Agram wurde zur kritischen Durcharbeitung des angesammelten Materiales benützt. Seine Abhandlung „Ueber die Bedeutung der dalmatinischen Gomilen“ in dem Agramer archäologischen Centralorgane sowie seine früheren Arbeiten machten auch das Ausland auf das bisher in prähistorischer Hinsicht vernachlässigte Dalmatien aufmerksam. Er wurde hiefür von der Pariser Société d'Anthropologie zum correspondirenden Mitgliede ernannt. Von der Halbinsel Sabbioncello veröffentlichte er zwei römische Inschriften.

Auch für die dalmatinische Volkskunde lieferte Dr. v. Hovorka werthvolle Beiträge, und zwar hauptsächlich in volksmedicinischer Richtung, indem er am ärztlichen Congresse in Agram im October einen Vortrag über „thierische Gifte“, sowie deren volksmedicinische Gegenmittel hielt. In der Zeitschrift für österreichische Volkskunde publicirte er eine Abhandlung über die dalmatinischen Spitznamen.

Ueber die Thätigkeit in Galizien ist, mit Ausnahme der von Herrn Szombathy ausgeführten Arbeiten, nichts Wesentliches zu berichten. Unser langjähriger Correspondent, Herr Professor Dr. R. Zawiliński, meldet uns, dass wegen Abwesenheit des Secretärs der archäologischen Abtheilung an der Akademie zu Krakau, Herrn Dr. Demetrykiewicz, es ihm unmöglich war, irgend welche Thatsachen prähistorischer Art zusammenzustellen. Er klagt aber auch über den Mangel an Verständnis und Begeisterung für die galizische Volkskunde, wodurch für die anthropologische Commission der Krakauer Akademie wie für die „Ethnographische Gesellschaft“ in Lemberg ein bedenklicher Mangel an gutem Materiale einzutreten droht. Herr Zawiliński erhofft von einem aus Anlass des 500jährigen

Jubiläums der Jagellonischen Universität im Juni 1900 geplanten Congresse eine Wendung zum Besseren.

Auch in der Bukowina ist der Zustand nicht befriedigend. Weder bei der k. k. Central-Commission noch bei uns ist im verflossenen Jahre ein prähistorischer Fund aus der Bukowina gemeldet worden. Der Gesellschaft wird somit die Aufgabe zufallen, die von ihr bereits früher ausgegangenen Anregungen zu vervielfältigen, um die prähistorische Forschung daselbst in ein rascheres Tempo zu bringen. Für die Ethnographie hat der Band „Bukowina" des Kronprinzenwerkes namhafte Beiträge gebracht. Der Band IX der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (Berlin) enthält Arbeiten von Bolte über rumänische, von Kaindl über rutenische Märchen und Mythen. Polek hat die Besiedelungsgeschichte der Bukowina, besonders jene der ungarischen und deutschen Besiedelung, in eigenen Schriften behandelt. Kaindl hat seine ethnographischen Studien über die Rusnaken und Huzulen in der Münchner Allgemeinen Zeitung (Nr. 196) und im „Globus" verwerthet.

Herr Director Karl Romstorfer berichtet uns unter dem 13. December 1899, dass er im Jahre 1899 lediglich seine Forschungsarbeiten am mittelalterlichen Wojewodenschlosse in Suczawa fortsetzte. Der Abdruck einer ausführlichen Mittheilung folgt im Sitzungsberichte.

Auf dem Gebiete der Ethnographie machte derselbe Studien über die holzverarbeitende Hausindustrie, die vom Specialcomité für Forstwirthschaft und Holzhandel auf der Weltausstellung Paris 1900 verwerthet werden sollen und für welches er überdies charakteristische Ausstellungsobjecte besorgte.

Ueber die holzverarbeitende Hausindustrie der Bukowina publicirte Herr Romstorfer eine Abhandlung in der „Wiener landwirthschaftlichen Zeitung" (20. September 1899); über die Holzarbeiten der Bukowiner Zigeuner übermittelte er der Zeitschrift des Vereines für österreichische Volkskunde eine Abhandlung sammt photographischer Aufnahme einer Arbeitsstätte und 10 Abbildungen, welche im nächsten Hefte erscheinen soll; über die deutsche Colonie und das Bauernhaus in Karlsberg veröffentlichte derselbe eine Abhandlung in der „Wiener landwirthschaftlichen Zeitung" vom 9. December 1899.

Endlich machte derselbe kürzlich zahlreiche photographische Aufnahmen von Arbeitsstätten der Bukowiner holzverarbeitenden Hausindustrie im sogenannten Huzulengebirge (zwischen Wiżnitz und Brodina), speciell von Weissbinderwaren-, Schlitten-, Tischlerwaren-, Toporec-[1]), Tombackpfeifen-, Ring-, Mulden- und Spinnwirtel-Erzeugern, wovon je ein Exemplar den Sammlungen des Bukowiner Landesmuseums einverleibt wurde.

[1]) Toporec oder Hackenstöcke sind Gehstöcke, deren Griff eine Hacke bildet, welche letztere gewöhnlich aus Messing hergestellt, oft kunstvoll gravirt und emailartig eingelegt wird. Der Stock selbst ist häufig mit Messinggeflecht u. dgl. überzogen.

Wir verdanken endlich unserem hochverehrten ehemaligen Vice-Präsidenten Herrn k. u. k. Oberstabsarzt Dr. Weisbach eine kurze Notiz über die 1899 in Bosnien-Herzegowina durchgeführten Grabungen. Es wurden untersucht: Eine Fundstelle der La Tène-Periode in Gorica, Bezirk Ljubuški (Herzegowina); die Tumuli und Wallburgen im Petrovacko polje (Bezirk Petrovac). Diese letzteren erwiesen sich als fast leer. Dagegen lieferten die Flachgräber aus der Krnjenša desselben Bezirkes einige Gegenstände aus der späteren Hallstattzeit. Ausserdem wurde eine Probegrabung im Pfahlbau von Dolina dônja, Bezirk Bosnisch-Gradiška, mit äusserst befriedigendem Ergebnisse veranstaltet. Sie wird im nächsten Jahre fortgesetzt werden.

Herr Dr. Ćiro Truhelka hat 1899 eine Beschreibung von zwei prähistorischen Fundstätten in Gorica, Bezirk Ljubuški (Herzegowina) veröffentlicht.

Ich schliesse diesen, trotz der Ungunst der Zeiten, reichhaltigen Arbeitsbericht mit dem Wunsche, dass auch die in demselben nicht vertretenen Kronländer künftig die Erforschung ihrer prähistorischen und ethnographischen Verhältnisse in verstärktem Masse in die Hand nehmen mögen!

Seine Majestät der Kaiser hat uns auch im verflossenen Jahre eine Subvention im Gesammtbetrage von fl. 1200 allergnädigst gewährt. Dem hohen k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht verdanken wir ausser der gewöhnlichen Dotation eine Specialunterstützung von fl. 600 zur Deckung der auf uns fallenden Kosten des Lindauer Congresses. Das hohe k. k. Ackerbauministerium hat die Haus- und Flurforschung mit fl. 200 unterstützt. Seine Durchlaucht Fürst Johann von und zu Liechtenstein hat unseren Arbeitsfond durch die Zuwendung von fl. 200 verstärkt. Das hohe k. u. k. Oberstkämmereramt war unablässig bemüht, unsere Existenz in dem Gebäude des Naturhistorischen Hofmuseums etwas behaglicher zu gestalten. Wir sind durch diese gütige Theilnahme an unseren Bestrebungen tief verpflichtet. Sie ist uns um so werthvoller, als das verflossene Jahr trotz aller Bemühungen, den Mitgliederstand zu heben, mit einer Einbusse von fünf ordentlichen Mitgliedern schliesst, woran allerdings eine ungewöhnlich hohe Sterblichkeitsziffer die Hauptschuld trägt. Wir werden alle Kräfte aufbieten, um der Gesellschaft frischen Zuwachs an Mitgliedern zuzuführen. Ein Hauptmittel hiefür erblicken wir in der mannigfaltigeren Ausgestaltung des Inhaltes unserer Zeitschrift und der möglichsten Vermehrung unserer Sitzungen. Möge die bisherige rege Unterstützung der Herren Heger, Szombathy, Hoernes, Hein, denen ich, sowie unserem überaus thätigen Secretär Herrn Ritter v. Hopfgartner, meinen herzlichsten Dank ausspreche, uns auch im nächsten Jahre erhalten bleiben. An Sie, hochverehrte Anwesende, richte ich die Bitte, in Ihren Bekanntenkreisen die Sache der Anthropologie kräftig zu vertreten und die Weiterentwicklung unserer Gesellschaft mit zu unterstützen.

2. Rechnungsführer Herr Dr. Otto Müller verliest den

Rechnungsabschluss der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

für das Jahr 1899.

SOLL | HABEN

A. Cassa-Conto.	fl.	kr.	fl.	kr.
Cassarest vom Jahre 1898			65	77
1. Subvention Sr. Majestät des Kaisers			200	—
2. Subvention des hohen k. k. Unterrichtsministeriums			400	—
Desgleichen für die gemeinschaftliche Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropolog. Gesellschaft in Lindau			600	—
3. Subvention Sr. Durchlaucht des Fürsten Johann von und zu Liechtenstein			200	—
4. Mitgliederbeiträge:				
a) Jahresbeiträge von 46 unterstützenden Mitgliedern à fl. 10	460	—		
b) Jahresbeiträge von 312 wirklichen Mitgliedern à fl. 5	1560	—		
c) Eingegangene Rückstände und Ueberzahlungen	40	—	2060	—
5. Für Verkauf von Druckschriften	427	82		
Ersatz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums und der k. k. Hofbibliothek für Tauschschriften	343	26	771	08
6. Beitrag aus dem Fonde für praktische Arbeiten			400	—
7. Eincassirte Zinsen vom Anlagecapitale			42	—
Zusammen			4738	85
B. Fond für praktische Arbeiten.				
Cassarest vom Jahre 1898	342	26		
Spende Sr. Majestät des Kaisers	1000	—		
Spende des hohen k. k. Ackerbauministeriums	200	—		
Zusammen			1542	26
C. Werthpapier-Conto.				
Anlagecapital: Allgemeine Staatsschuldverschreibung per fl. 1000 Nominale Silber zum Courswerthe vom 30. December 1899 per fl. 98·35	983	50		
daran haftender halbjähriger Zinsencoupon per 31. December 1899	21	—		
Zusammen			1004	50
Summe			7285	61

A. Cassa-Conto.	fl.	kr.	fl.	kr.
1. Kosten der gesellschaftlichen Publicationen:				
a) Druckkosten	2276	40		
b) Für Zeichnung, Clichés und Lichtdruck	436	72		
c) Honorar für Literaturberichte	90	37	2803	49
2. Kanzlei-Auslagen:				
a) Gehalt des II. Secretärs	400	—		
b) Lohn des Dieners	120	—		
c) Auslagen des Secretariates	372	05		
d) Versendungskosten für Publicationen, Einladungen etc.	159	45		
e) Auslagen des Cassiers	63	40		
f) An Steuern	1	08	1115	98
3. Ausserordentliche Ausgaben, Reisekostenentschädigung etc.			189	86
4. Reserve für Druckkosten des Congressberichtes			600	—
			4709	33
B. Fond für praktische Arbeiten.				
a) Herrn Levec für Flurforschungen im Draufelde	200	—		
b) Herrn Prof. Wisnar für Flurforschungen in Mähren	100	—		
c) Herrn Prof. Meringer für die Reise nach Bosnien	100	—		
und für den ihn begleitenden Zeichner	200	—		
d) Herrn Custos Szombathy für Ausgrabungen in Galizien	350	—		
e) Herrn Mattula für Ausgrabungen in Niederösterreich	30	—		
f) Herrn v. Hopfgartner für Hausforschung im Salzburgischen	43	37		
g) Herrn Prof. Wisnar für Reise nach Berlin	100	—		
h) Beitrag zu den Gesellschaftspublicationen	400	—	1523	37
C. Vermögensstand.				
A. Cassarest vom Jahre 1899	29	52		
B. Ueberschuss des Fondes für praktische Arbeiten	18	89		
C. Werth des Anlagecapitales (wie neben)	1004	50		
Zusammen Activsaldo vom Jahre 1899			1052	91
Summe			7285	61

Wien, am 3. März 1900.

Karl Freiherr v. Schlosser,
d. Z. Cassier.

Dr. Otto Müller,
d. Z. Rechnungsführer.

Die Rechnungsausweise geprüft und richtig befunden:
Wien, am 9. März 1900.

A. R. Hein,
d. Z. Rechnungscensor.

Dr. Moriz Bruck,
d. Z. Rechnungscensor.

Der Rechnungsabschluss wird genehmigt.

3. Der Vorsitzende constatirt die Beschlussfähigkeit der Versammlung und legt die Vorschläge des Ausschusses für die Wahlen vor.

Nach dem statutenmässigen Turnus erlischt das Mandat des Präsidenten und der Vice-Präsidenten Dr. Karl v. Brunner und Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg, des Rechnungsführers, des Cassiers und der Ausschussräthe Dr. Emanuel Herrmann und Dr. David Heinrich Müller.

Auf Vorschlag des Ausschusses werden die folgenden Herren mit einer dreijährigen Functionsdauer gewählt:

Präsident:

Dr. Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

Vice-Präsidenten:

Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl.
Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg.

Erster Secretär:

Dr. Wilhelm Hein (neugewählt).

Rechnungsführer:

Dr. Otto Müller.

Cassier:

Karl Freiherr v. Schlosser.

Ausschussräthe:

Dr. Vatroslav Jagić (neugewählt).
Dr. David Heinrich Müller.
Dr. Leopold v. Schroeder (neugewählt).

Rechnungscensoren:

Dr. Moriz Bruck.
Alois Raimund Hein.

Der Vorsitzende beantragt auf Vorschlag des Ausschusses die Ernennung der Herren

Dr. Edmund v. Fellenberg in Bern,
Universitätsprofessor Dr. Rudolf Martin in Zürich,
Dr. Jakob Nüesch in Schaffhausen und
Universitätsprofessor Dr. Otto Stoll in Zürich

zu correspondirenden Mitgliedern und die Ernennung des Herrn

Dr. Franz Tappeiner Edler v. Tappein

zum Ehrenmitgliede und erörtert eingehend die Verdienste der genannten Herren um die anthropologischen Forschungen und um die Gesellschaft.

Die Ernennung der genannten Herren erfolgt mit Acclamation.

4. Herr Prof. **Julius Wisnar** hält einen Vortrag

„Zur Geschichte der Besiedelung des Znaimer Bezirkes".

Ausgehend von dem unumstösslichen Satze, dass bei der Beurtheilung der Besiedelung einer Gegend die Flurforschung von grosser Wichtigkeit ist, hat er, vom Geheimrath Dr. Meitzen über Veranlassung der anthropologischen Gesellschaft mündlich belehrt und auf dessen Werke fussend, es unternommen, den Znaimer Bezirk in dieser Hinsicht zu durchforschen. Seine diesbezüglichen „Znaimer Studien" werden im allgemeinen Theile über die Besiedelung und die Bewohner des Bezirkes überhaupt handeln, der specielle Theil derselben aber die auf Kartenanalysen beruhende Behandlung einzelner Orte vorführen.

Prof. Wisnar gieng von der ältesten Vorgeschichte Mährens aus und erwähnte zunächst die in Joslowitz bei Znaim gemachten Lössfunde aus der Diluvialepoche, gedachte der vielfach in der Znaimer Gegend gemachten Funde aus der späteren Vorzeit Mährens und führte die erwähnten Punkte der leichteren Uebersicht halber auf einem Kärtchen vor. Bei der Frage nach den Wohnsitzen berührte er die in der Umgebung von Znaim häufig vorkommenden „Erdställe" und „hradiska" und gieng dann auf die schwierige Frage betreffs der ältesten Bewohner über, auf die diesbezüglichen Ansichten verschiedener Gelehrten hinweisend. Bei den mit den Römern geführten Kriegen der Markomannen erwähnte er auch das bei Znaim vorhandene sogenannte „Markomannenlager", welches aber mit kriegerischen Vorbereitungen wohl nichts zu thun hat. Der Völkerwanderung gedenkend, kam er dann auf die Zeit und Art der Einwanderung der Slaven zu sprechen, wobei er auch hier auf die entsprechende Literatur hinwies, berührte die zweimalige Besetzung des Landes durch die Magyaren und die Abschüttelung dieses lästigen Joches unter den Přemysliden Udalrich und Břetislav, unter dessen Sohne Spytihněv Mähren bekanntlich in drei Kreise getheilt wurde, von denen der Znaimer Kreis damals, sowie auch bei der späteren Theilung Mährens in zwei Kreise der südlichere mit der Hauptstadt Brünn, dem Fürsten Konrad zufiel. Nun führte der Vortragende die in dieser Zeit, also im XI. Jahrhunderte, bereits urkundlich genannten Orte an und schloss an diese eine Zusammenstellung der im XII., XIII. und XIV. Jahrhunderte ebenfalls urkundlich erwähnten Orte an, auch hier jedes Jahrhundert in einem speciellen Kärtchen den Anwesenden vor Augen führend. Die meisten der genannten Ortsnamen sind Patronymica, also Geschlechtsdörfernamen, was den Redner veranlasste, auf die patriarchalischen, altslavischen Verhältnisse, ferner auf die Župeneinrichtung, die Župenburgen und auf die Culturzustände der damaligen Zeit hinzuweisen. Nach Erwähnung der Znaimer, Vöttauer und Jamnitzer Župe kam er auf den Sitz des Fürstenthumes in Alt-Znaim und auf den ältesten noch erhaltenen Bau Mährens, den sogenannten „Heidentempel", die alte Znaimer Burgkapelle, zu sprechen. Um die Anwesenden mit diesem interessanten Bauwerke, dem Wahrzeichen der Stadt Znaim, näher bekannt zu machen, vertheilte Prof. Wisnar an alle Theilnehmer der Versammlung einen Separatabdruck der von ihm über den „Heidentempel" verfassten Broschüre und zeigte auch die von Houdek aufgenommenen und seinem Artikel im „Časopis muz. spolku olomuckého" Nr. 57/58, 59/60 beiliegenden Bilder, unter welchen er besonders auf die interessante, ein-

fache Darstellung des Pfluges hinwies. Zum Vergleiche zeigte er das Bild eines höchst primitiven Pfluges aus Caere, dem jetzigen Cerveteri, bei Rom, welchen er auf seiner als Stipendiat des k. k. Unterrichtsministeriums unternommenen Studienreise gesehen und von welchem er eine Originalaufnahme gemacht hatte. Ferner besprach der Redner das sich allmälig entwickelnde Unterthanverhältnis und die von Seite der Župenbeamten und des sich bereichernden Adels immer mehr und mehr drückender werdenden Verhältnisse, welche dadurch gleichsam selbst der Einführung des deutschen Rechtes vorarbeiteten. Die folgende Partie war der Colonisation durch Deutsche und nach deutschem Rechte gewidmet, welche die Přemysliden von Wladislav angefangen bis auf Ottokar II., ja auch noch unter Wenzel II. und III. ob der dadurch erwachsenden Vortheile begünstigten. Nachdem der Vortragende der Erhebung Znaims zur Stadt, der planmässigen Anlage von Jamnitz und Jarmeritz gedacht hatte, erwähnte er die Gründungen des dem Beispiele des Landesfürsten folgenden hohen Adels, ganz besonders aber die bekannten, die Colonisation mächtig fördernden Bestrebungen verschiedener geistlicher Orden, so der Johanniter, des deutschen Ordens, der Cistercienser von Welehrad, der Prämonstratenser von Bruck, der Templer von Jamolitz-Tempelstein und der Kreuzherren von Pöltenberg, wobei er die den genannten Orden gehörigen Orte näher besprach und auf die entsprechenden Urkunden im Codex diplom. Moraviae hinwies. Nach Erwähnung der Ruine Tempelstein übergab der Redner der Gesellschaft einen Steinhammer, welcher bei den Ruinenresten der sogenannten „Teufelsmühle“ im Iglawathale in der Nähe des Tempelsteines gefunden wurde, sowie auch einige Topfscherben, welche ebenfalls aus der dortigen Gegend, und zwar aus Czermakowitz, stammen. Auf friedlichem Wege geschah die Umänderung der Verhältnisse, durch den angestrengten Fleiss ist Alles mit dem schweren deutschen Pfluge und dem Weinmesser zur fruchtbaren Ebene geworden, wenn auch in der Zeit der Přemysliden durch Kriege einige Orte untergegangen sind. Unter der Regierung der Přemysliden geschah also eine grosse Aenderung der Verhältnisse, die Thayagegend war bis zum Ende des XIII. Jahrhunderts germanisirt. Auch die Luxemburger begünstigten die deutsche Colonisation; erst die religiösen und nationalen Kämpfe seit dem XV. Jahrhunderte zerstörten die Früchte des Fleisses, indem seit dieser Zeit die Wohlfahrt des Landes vielfach schwand. Orte wurden verwüstet, der Adel selbst zog aus der geistigen Bewegung einen Vortheil, das Slavische bekommt das Uebergewicht und behauptet sich bis 1620, obwohl in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts durch den Protestantismus, so besonders in Znaim, das Deutsche vorherrscht, Verhältnisse, welche auch nicht ohne Wirkung auf das Land blieben. Hierauf erwähnte der Vortragende die in der Zeit von 1406—1618 verwüsteten Orte, gedachte der furchtbaren Verwüstungen in der Zeit des 30jährigen Krieges und auch der nach diesem Kriege eingegangenen Orte, von denen freilich einige aufgebaut worden sind, andere aber als Flur-, als Feld-, als Mühlen-, als Oedung-Bezeichnungen fortleben, und gieng auf die damals stattgefundene Confiscation der Güter über, welche auch in der Znaimer Gegend fremden, deutschen Adeligen übergeben wurden, durch welche Verhältnisse auch der heimische Adel gezwungen wurde, deutsch zu lernen, so dass am Ende des XVII. Jahrhunderts wiederum das Meiste germanisirt erscheint. Wenn also an einigen Orten, so in Hödnitz und Poppitz, die Pfarrlinge klagen, dass die Geistlichen nicht der tschechischen Sprache mächtig seien, so sind es Erinnerungen an frühere Zeiten, da sich von anderen in der Nähe befindlichen Orten, so von Pöltenberg ein „Bergteidingsbuch“ von 1574 und „Rügungen“ von Kallendorf, Mühlfraun, Oblas, Rausenbruck, Urbau vom Jahre 1604 erhalten haben. Der letzte Ort ist wegen seines selbstständigen Gerichtshofes, welchen der Redner näher besprach, von ganz besonderer Wichtigkeit. Im weiteren Verlaufe erwähnte Prof. Wisnar einige neue Anlagen von verwüsteten Orten am Anfange des XVIII. Jahrhunderts, kam dann auf die tief eingreifenden Aenderungen unter Maria Theresia und Josef II. zu sprechen, welche beide die Germanisirung und Colonisation sehr begünstigten. In Folge der Robotabolition und Meierhofszerstückelung entstanden mehrere Ortschaften auch im Znaimer Kreise, welche namentlich angeführt wurden. Schliesslich wurden die jüngsten, in die Zeit von 1794—1798 fallenden Ansiedelungen aufgezählt, sowie auch die im Jahre 1799 erfolgte Transferirung des Dorfes Schallersdorf auf seinen jetzigen Situationsplatz berührt und diese auch bildlich vorgeführt. Den Schluss des Vortrages bildete ein Ueberblick über die sprachlichen Verhältnisse der Jetztzeit, die Anlage der Orte, die Bauart und Einrichtung der Häuser, die Sprache, Tracht und Lebensweise der Bewohner, Dinge, welche neben den Kartenanalysen, der Flurtheilung und den Flurnamen in dem speciellen Theile der Abhandlung besprochen werden sollen.

5. Herr k. k. Conservator **Dr. Odilo Frankl** berichtet ddo. St. Paul 19. December über

Die Ausgrabungen in Kärnten.

Wie im vorigen Jahre (1898), gehört auch in dieser Berichtsperiode (1899) die überwiegende Anzahl der Alterthumsfunde in Kärnten der Römerzeit an, wie aus Folgendem hervorgeht.

I. Durch den Geschichtsverein für Kärnten und auf Kosten desselben wurden unter der Leitung des Herrn Prof. Dr. Eduard Nowotny im August und September dieses Jahres auf dem Tempelacker im Zollfelde archäologische Grabungen vorgenommen, deren Object jene Grundfläche bildete, auf welcher der im Jahresberichte des Präsidenten der Anthropologischen Gesellschaft für 1898, S. 7, unter I angeführte Mosaikboden gefunden worden war. Herr Dr. Nowotny erstattete über den Erfolg dieser Grabungen in der Beilage zu Heft 6 der „Carinthia“, I, 1899 (89. Jahrgang) einen auch im Separat-Abdrucke erschienenen Bericht, welchem zufolge als überraschendes Ergebnis

dieser Forschungen sich herausstellte, dass ein offenbar öffentlichen Zwecken dienender, grosser, in meridionaler Richtung sich erstreckender Bau von streng rechteckigem Grundrisse blossgelegt worden war, in welchem wir ein Gebäude zu Versammlungszwecken, etwa ein Vereinshaus (schola oder curia) erblicken dürfen. Unter den Einzelfunden von ausgesprochenem Musealwerthe sind hervorzuheben: graffiti im Wandverputze (für Virunum ein Novum!), ein trefflich erhaltener eiserner Leuchter von guter Arbeit, wie ein ähnliches Stück in österreichischen Museen bisher nur in Linz vorhanden ist, sechs Münzen von Domitian bis Philippus Arabs, Buntglas, zwei vollständig erhaltene Lampen, einige decorativ und technisch treffliche Fragmente von Reibschüsseln und Bechern, endlich in naturwissenschaftlicher Hinsicht mehrere anscheinend seltenere Thierknochen, zahlreiche, zum Theile (in römischer Zeit) bearbeitete Hörner verschiedener Gattung, Austernschalen und Murexschnecken.

II. Ueber einen Römersteinfund in Milbersdorf (zwischen St. Donat und Nieder-Osterwitz) berichtet in der „Carinthia", 1899 (Heft 4, S. 95), Herr C. Kaiser, dessen guter Abklatsch in Heft 5 genannter Zeitschrift (S. 146) durch Prof. Kubitschek publicirt wird.

III. Im Frühjahre 1899 wurde an der Gürtelstrasse zwischen der St. Veiter Strasse und Glangasse in Klagenfurt eine stark oxydirte römische Bronzemünze mittlerer Grösse gefunden, welche nach dem Kopfbilde einem der ersten römischen Kaiser angehören dürfte. (C. Kaiser in der „Carinthia", I, 1899, Heft 5, S. 144.)

IV. Im April dieses Jahres stiess man an der Nordseite des Weichbildes von Klagenfurt gelegentlich der Grundaushebung für den Bau des neuen Kinderspitales auf vier Steinkisten — römische Gräber —, welche bei der Besichtigung durch Fachmänner von den Arbeitern bereits zerstört waren. Nur der Inhalt dieser Särge, welcher rechtzeitig geborgen worden war, konnte für das Museum des kärntischen Geschichtsvereines gerettet werden. Diesen bildeten unter Anderem vier flaschenförmige Krüge von gelblich-rothem Thone, drei dreifüssige Schalen von schwarz-grauem Thone, ein gebrochenes, grünliches Gläschen mit schönen, gepressten Zierathen, drei durch Brand theilweise beschädigte Fibeln und Thonscherben, welche Gegenstände im Auftrage des Landesausschusses an das Museum des Geschichtsvereines abgeliefert wurden. Hierüber berichtet „Carinthia", I, 1899, Heft 6, S. 155, sowie die Notiz 155 von Conservator Dr. Frankl im Jahrgange XXV, Heft 4 der Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale.

V. Bei den Erdarbeiten für den Bahnbau Wolfsberg-Zeltweg wurden Mitte Mai 1899 am Galgenbichl nächst Wiesenau bei St. Leonhard im oberen Lavantthale zwischen Bahnkilometer 16·9 und 17·0 drei römische Inschriftsteine und das Fragment eines Steines mit Lindenblattornament gefunden. Diese wurden für die Monumentenhalle des Geschichtsvereines in Klagenfurt erworben, und der gerade auf Studien daselbst weilende Archäologe Herr k. k. Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Kubitschek aus Wien stellte das Resultat seiner Untersuchung in einer Notiz zusammen, welche „Carinthia", I, 1899, Heft 5, S. 145 und 146, abgedruckt ist. Der Bericht, welchen Conservator Dr. Frankl über diesen Fund an die k. k. Central-Commission erstattete, wurde mit Rücksicht auf die mittlerweile in der „Carinthia" bereits erfolgte Publication nicht mehr veröffentlicht.

VI. Der Gaucorrespondent des Geschichtsvereines, Herr Anton Zussner, Oberlehrer in St. Salvator bei Friesach, widmete diesem Vereine eine irdene Schale, welche an einem Felsen, zwischen zwei Platten eingemauert am Bahneinschnitte bei St. Stefan nächst Dürnstein gefunden, desgleichen einen Spinnwirtel, welcher in derselben Gegend in einem Walde bei einem Fuchsbaue ausgegraben worden war („Carinthia", I, 1899, S. 156).

6. Herr k. k. Conservator **Heinrich Richlý** in Neuhaus übersendet nachfolgenden

Bericht über seine Thätigkeit während des Sommers 1899.

Die vom Regierungsrath Dr. M. Much seinerzeit gegebene Anregung bezüglich zu gewärtigender prähistorischer Funde in Torfmooren war Veranlassung, dass ich jene bei dem unweit Platz gelegenen Orte Přibras befindlichen derartigen comprimirten Pflanzenablagerungen, welche jetzt und seit Jahren zur Gewinnung von Brenn- und Streumaterial abgegraben werden, einer eingehenden Untersuchung unterzogen habe; aber weder durch eigene Wahrnehmungen noch durch die in den bezüglichen Torfstichen seit langen Jahren beschäftigten Leute war auch nur die geringste Spur von gemachten prähistorischen Funden in Erfahrung zu bringen. Dieser Misserfolg wird zum Theil auch dadurch erklärlich, dass die Gewinnung des Torfes bei Přibras nur bis zu einer gewissen Tiefe (etwa 2 m) erfolgt, da eine gänzliche Abgrabung desselben wegen des eindringenden Wassers unmöglich erscheint. Dass aber Torfmoore auch in unserer Gegend vom archäologischen Standpunkte besondere Aufmerksamkeit verdienen, beweist der Fund eines überaus seltenen Kupferbeiles bei Zalschi[1]) und eines Steinkeiles dortselbst, welcher aber nicht mehr aufgebracht werden konnte.

Auch habe ich die in unmittelbarer Nähe der Bahnstation Weseli befindliche Nekropole im Walde Klobasná[2]) wiederholt untersucht und genau aufgenommen und gefunden, dass dieselbe aus etwa 60 Hügelgräbern besteht, welche aus dem an Ort und Stelle befindlichen, meist von der Nord- aber auch von der Ostseite ausgehobenen lockeren, mit wenig Gerölle untermischten tertiären Sandboden aufgeschüttet wurden und in ihrer Anordnung etwa neun Reihen in nicht ganz paralleler, sondern oft divergirender Richtung vorstellen. Auch die Anzahl der Hügel in den etwas

[1]) Mittheilungen der k. k. Central-Commission, Bd. XXII, S. 227.

[2]) Mittheilungen der Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XVI, S. 92; Bd. XXIV, S. [15, 29]; Mittheilungen der k. k. Central-Commission, Bd. XX, S. 105.

verworrenen Reihen ist eine sehr verschiedene und variirt zwischen 4—12 Tumulen, deren Entfernung unter einander 2, aber auch bis 20 Schritte beträgt und welche bei einem Durchmesser von 5—20 Schritten eine Höhe von 0·5—2 m aufweisen; ihre Gestalt ist auch hier vorherrschend jene eines, durch verschiedene äusserliche Einflüsse nun abgeflachten Kegels, doch kommen wallartige und an der äussersten Westseite sogar viereckige Gräber vor.

Die Anordnung der Grabhügel, wie auch der Umstand, dass sie aus dem an Ort und Stelle vorhandenen Material aufgeworfen wurden, wodurch auf einer oder mehreren Seiten grabenförmige Vertiefungen entstanden, ferner die oft wallartige Form solcher Aufschüttungen — wahrscheinlich mehrerer zu einem Ganzen vereinigten Einzelgräber —, das Vorkommen von viereckigen, entsprechend abgeböschten Tumulen, endlich die — bis zur Stunde wenigstens — sehr mangelhaften, nur in vereinzelten Bruchstücken von Thongefässen und Eisensachen bestehenden Funde lassen mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit den Schluss zu, dass die Nekropole von Klobasná der allerjüngsten Periode des Heidenthumes ihre Entstehung verdankt, welche mit Rücksicht auf die Lage der Gräber im einstigen Grenzwalde — silva media-hvozd — nicht unter das XII. Jahrhundert verlegt werden sollte. Aus all' diesen Gründen dürfte diese Nekropole mit den analogen Grabstätten von Aujezd-Ostrolow[1]), Rothaujezd[2]), Homolka[3]) und Platz[4]) für gleichalterig erachtet werden. Diese und die noch viel jüngeren beiden Hügelgräber von Michalowitz[5]) und einige andere, weniger verbürgte tumulusartige Aufschüttungen bezeichnen die am weitesten exponirten, bis jetzt bekannten Nekropolen jüngster Provenienz im südlichen und südöstlichen Böhmen in der Richtung gegen die Donau hin.

Ich möchte diese Hügelgräber und solche, welche ihnen in den vorgenannten Erscheinungen analog sind und in allen bekannten Fällen auch nie Bronzesachen enthalten haben — deren jüngstes Vorkommen bekanntlich in den sogenannten ∞förmigen oder Schläfenringen oft in Gesellschaft böhmischer Herzogemünzen aus dem XI. Jahrhundert seine allerletzten Repräsentanten findet —, wie schon gesagt, nicht unter das XII. Jahrhundert verlegen und annehmen, dass sie ihre Entstehung einer Zeitperiode verdanken, wo das Christenthum im Inneren Böhmens bereits derartig allgemeine Verbreitung gefunden hatte, dass heidnische Begräbnisweise nicht mehr gebräuchlich und auch nicht gestattet wurde, und dass dann hartnäckige Anhänger desselben[1]) in das — unbewohnte — Innere des Grenzwaldes flüchteten, um hier entweder — wie in den bezüglichen Wohnstätten bei Neuhaus[2]) — neue Niederlassungen zu gründen oder doch nach altgewohnter Weise ihre Todten nach heidnischer Art zu bestatten (zu verbrennen und über der Asche einen Hügel aufzuschütten).

Der oft vorkommende Name „Hroby" (Gräber) solcher Nekropolen lässt auf eine slavische Bevölkerung schliessen, kommt aber auch bei vielen älteren Nekropolen, z. B. bei den Hügelgräbern bei Křtěnow[3]), welche bekanntlich der Bronzezeit angehören, unter der gleichbedeutenden Benennung „K Hrobům" (zu den Gräbern) vor, und es wurden sogar in Mähren, in nächster Nachbarschaft des Ortes Zialkowitz[4]) (Ort der Trauer), auf der seit jeher „Hroby" (Gräber) genannten Feldflur durch Zufall bei Lehmgewinnung in einer Tiefe von 2 und 2·5 m zwei Skelette in liegender Stellung (Hocker) mit Steinartefacten und an einer zweiten Stelle 2 und 2·7 m tief zwei ähnliche Skeletgräber mit Bronzesachen gefunden.

In diesen beiden und vielen anderen Fällen hat die einheimische, slavische Bevölkerung gar keine Ahnung von der Bedeutung solcher Hügel oder sobenannter Feldfluren, und dennoch bezeichnet sie dieselben von jeher mit dem slavischen bedeutungsvollen und zutreffenden Namen „Hroby" (Gräber) oder „K Hrobům", woraus geschlossen werden sollte, dass der Name „Hroby" von Generation zu Generation vererbt wurde und dass daher derartig benannte Grabstellen die Bezeichnung slavischer Provenienz zu erhalten hätten. Sowie in Böhmen und Mähren, dürfte sich die Sache auch in Krain verhalten, nur kommt dort statt „Hroby" der gleichbedeutende, ebenfalls slavische Name „Rovišče"[5]) (= Hroboviště = Grabstelle) vor.

Wenn ich in dem vorstehenden Berichte die Aufmerksamkeit auch noch einer bis jetzt als Glas bezeichneten Gattung von Fundobjecten zuwende, welche nur auf sehr beschränkten, nach den bisher gemachten Erfahrungen streng localisirten Terrainlagen vorkommen und als archäologische Specialität bezeichnet wurden, heute aber den Geologen, Mineralogen und Meteorologen beschäftigen, so geschieht dies insbesondere auch aus dem Grunde, weil das bezügliche Fundobject — ob von Menschenhand oder von der Natur geschaffen, bleibt noch unentschieden — gleich dem Feuerstein, Achat, Quarz u. v. a. für den Archäologen nicht ohne Interesse ist, zumal dasselbe, wie z. B. bei Oslawan[6]) in Mähren,

[1]) Památky archaeol. a místop., Bd. XIV, S. 471; Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XIX, S. 102; Bd. XXV, S. [61].

[2]) Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXIII, S. 27; Bd. XXVII, S. [28]; Mittheilungen d. k. k. Central-Commission, Bd. XXV, S. 212.

[3]) Mittheilungen d. k. k. Central-Commission, Bd. IX, S. 177; Památky archaeol. a místop., Bd. VIII, S. 310.

[4]) Von mir vorgenommene Grabungen ergaben nur Kohle, Asche und gebrannte Knochen.

[5]) Památky archaeol. a místop., Bd. XI, S. 582; Bd. XII, S. 556; Bd. XIII, S. 15; Mittheilungen d. k. k. Central-Commission, Bd. XXI, S. 171; Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXV, S. [60].

[1]) Fontes rerum Bohemicarum „Cosmae chronicon Bohemorum".

[2]) Památky archaeol. a místop., Bd. XI, S. 161.

[3]) Památky archaeol. a místop., Bd. IX, S. 657; Bd. XII, S. 160, 326, 365; Mittheilungen d. k. k. Central-Commission, Bd. XVII, S. 57; Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XIV, S. 213 etc.

[4]) Časopis mus. spolku Olomouckého, Bd. XII, S. 8.

[5]) Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XV, S. [52], a. a. O.

[6]) Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XX, S. [41].

in Abfallgruben gemeinschaftlich mit Steinartefacten — polirten Steinbeilen, Bohrzapfen von Steinhämmern, Messerchen von Feuerstein und Obsidian, also lauter Fundstücken neolithischer Provenienz — mitgefunden wurde. Aus dem Gesagten wird unschwer zu errathen sein, dass ich den Moldavit oder Vltavin meine, welcher in Böhmen in der Umgebung von Moldauthein und Budweis zunächst der Ufer der Moldau oder doch nicht zu weit von ihnen entfernt, dann in Mähren bei Trebitsch an der Iglawa, und zwar in beiden Fällen an manchen Fundstellen recht häufig auftritt, wobei es gewiss sehr auffallend bleibt, wie J. N. Woldřich [1]) bemerkt, dass der Vltavin sowohl in Böhmen als auch in Mähren — und in Australien — ausnahmslos nur auf Anschwemmungen und nie auch auf anderen geologischen Formationen gefunden wird. Diese Erfahrung gewinnt an Bedeutung und Interesse durch den Fund eines Moldavites bei Neuhaus an den Ufern des Naserflusses, welchen ich in tertiärem Gerölle ganz zufällig gemacht habe. Schon früher wurde ein kleines, haselnussgrosses Individuum von Moldavit gelegentlich eines Strassenbaues fast in derselben Ortslage aufgelesen und in neuester Zeit auch noch ein drittes Exemplar im Naserflusse selbst unterhalb der Stadt aufgefunden. Durch diese Funde wird das bisherige Verbreitungsgebiet von Moldauthein und Budweis noch durch jenes von Neuhaus vermehrt, und es ist auch dieser Fundort als trockengelegtes Becken des in tertiärer Zeit — Neogen — bestandenen, weitverbreiteten, mit dem Budweiser und Moldautheiner zusammenhängenden Süsswassersees zu bezeichnen.

Wenn nun F. E. Suess nach seinen wissenschaftlichen Beobachtungen vermeint, dass zu Ende der Tertiär- oder in der Diluvialzeit dieses Glas — Moldavit — vom Himmel gefallen, also aërolithischen Ursprunges und unter die bisher bekannten Meteorite als Vltavin einzureihen sei — J. N. Woldřich dasselbe aus unverletzter diluvialer Schichte erhoben hat —, so können wir vom archäologischen Standpunkte aus hinzufügen, dass wir den Vltavin als künstliches Glas oder Fabrikat des prähistorischen Menschen jedenfalls nicht anerkennen, da wir ihn schon in neolithischer Zeit in Abfallgruben antreffen, wo von einer Glasindustrie bekanntlich keine Rede sein kann; doch werden wir ihm immer und überall verdiente Aufmerksamkeit schenken, sobald wir ihm als archäologischem Fundstück und als Vermächtnis des vorgeschichtlichen Menschen begegnen. Das specifische Gewicht beträgt bei den Moldaviten aus der Umgebung von Trebitsch (nach Makowsky) 2·17, von Budweis und Moldauthein nach Wilhelm Richlý, Grosgrundbesitzer in Mireschowitz, 2·26—2·36, von Neuhaus nach meiner Bestimmung 2·315 (bei australischen Bomben 2·41—2·52).

Wie schon so oft, wurde auch im heurigen Jahre, und zwar in Ober-Radaun bei Kamenitz a. d. Linde, beim Ausheben eines Grabens ein kleines, mit Silbermünzen gefülltes Thongefäss, das leider in Scherben zerfallen war, durch den Grundbesitzer Blažek gefunden. Es soll an 200 grössere und noch mehr kleinere Silbermünzen enthalten haben. Meinen Bemühungen ist es gelungen, durch die Freundlichkeit des Herrn Schulleiters in Ober-Radaun wenigstens einige dieser Münzen zur Ansicht zu erlangen und, insoferne nach dem sehr mangelhaften Erhaltungszustande geschlossen werden konnte, böhmische Groschen und kleinere Münzen zu constatiren. Von den ersteren waren drei Stück an der Avers- und der Reverseite durch lange Benützung (Umlauf) so sehr abgegriffen, dass von einer Aufschrift keine Rede mehr sein konnte. Blos das vierte mir zugekommene Stück dürfte, gleich anderen, mir nicht zur Ansicht vorgelegten, aber von anderer Seite bestimmten Exemplaren als Wenceslaus secundus — Dei gratia rex Bohemie bezeichnet werden. König Wenzel II. trat bekanntlich die Regierung am 24. Mai 1283 an, wurde am 2. Juni 1297 gekrönt und prägte die ersten Groschen im Juni 1300. Der Qualität nach sind diese Groschen nicht aus reinem (= 16löthig oder $^{1000}/_{1000}$), sondern aus 14·9löthigem (0·933) Silber geprägt und besitzen bei gut erhaltenen Exemplaren einen wirklichen Silberwerth von 64·08 Heller ö. W. [1])

Die anderen mitgefundenen kleineren Silbermünzen sind, weil viel jünger, der eigentliche „Taufschein" für die Zeit, in welcher der „Schatz" von Ober-Radaun in der Erde geborgen wurde. Es ist dies jene kleine, schlechte österreichische und schwäbische Münze, welche im XV. Jahrhundert in Böhmen im Umlauf war und „Schinderlinge" — habranky, černá mince — genannt wurde. Sie verdankte ihr Entstehen Kaiser Friedrich IV. (1440—1490), welcher mit dieser selbstgeprägten Münze den König Georg von Böhmen für die ihm mit bedeutender Heeresmacht geleisteten Kriegsdienste entschädigt hatte. Qualität: 0·0625—0·157; die besten Stücke 0·230 [2]).

Erwähnung mag auch noch ein Fund verdienen, welcher gelegentlich des Umbaues des dem Mag. ph. P. Tuscher in Neuhaus gehörigen Hauses im Hofraume desselben geschah. Er bestand ausser vielen Topfscherben neuer Provenienz auch noch in einer bedeutenden Anzahl gut gebrannter, aus feinem Thon hergestellter „Dreifüsse". Jeder der massiven, strahlenförmig nach drei Seiten in gleichen Entfernungen auslaufenden vierkantigen „Füsse" ist am Ende gespalten und bildet zwei nach oben und unten konisch auslaufende, 5 mm hohe Zäpfchen, welche es ermöglichen, derartige 4 bis 8 cm breite, am Zusammenstoss der Füsse verdickte, seitlich oval ausgeschnittene „Dreifüsse" auf beiden Breitseiten in horizontaler Lage aufzustellen. Da auch ein kleines, hartgebranntes, bombenförmiges Thongefäss — 4 cm Bodendurchmesser — und ein noch kleineres Näpfchen — Boden 4 cm, Höhe 3 cm — beide unglasirt, ersteres aus röthlichem, letzteres aus weissem Thon hergestellt, mitgefunden wurden und, auf die zugehörigen Dreifüsse gestellt, vollkommen passen, vermuthe ich, dass dieselben bergmännischen — metall-

[1]) „Věstník České Akademie cís. Františka Josefa pro vědy, slovesnost a umění", Bd. VII, S. 643.

[1]) Josef Smolík, „Pražské groše a jich díly". V Praze 1894.

[2]) „Ottův Slovník naučný", díl X. Artikel „Habranky" von Josef Smolík.

urgischen — Zwecken in verhältnismässig neuerer Zeit gedient haben.

Bemerken möchte ich auch noch, dass bei der Renovirung eines Hauses am hiesigen Ringplatz, bei Ausbesserung des zwischen Blindrahmen und Mauerwerk befindlichen Mörtels, in dem letzteren eine Kupfermünze römischer Provenienz (Hadrianus) gefunden wurde. Ob dieselbe an diesem ganz ungewöhnlichen Fundorte absichtlich (?) versteckt oder durch Zufall mit dem zur Mörtelbereitung verwendeten Sande genommen wurde, kann leider nicht sichergestellt werden.

Das Museum der Stadt Budweis, welchem ich auch heuer einen Besuch abstattete, erfreut sich unter der nie ermüdenden Fürsorge des um sein Erblühen hochverdienten, von der Stadt Budweis in Anerkennung seiner Verdienste zum Ehrenbürger ernannten Herrn Hauptmannes A. Lindner immer grösserer Beachtung, und es dürften die zahlreichen und werthvollen in ihm aufbewahrten Objecte verschiedenster Gattung das neu errichtete schöne Museumsgebäude sehr würdig ausfüllen.

Auch das Museum der Stadt Neuhaus, welches im ehemaligen Gymnasialgebäude untergebracht ist und recht zahlreiche, besonders ethnographisch interessante Gegenstände besitzt, gedeiht unter der einsichtsvollen Leitung seines Präsidenten des Herrn Bürgerschul-Directors Franz Lego, dem Herr Prof. Dr. Josef Novák zur Seite steht.

7. Herr Prof. **A. Rzehak**, Präsident der mährischen Museumsgesellschaft, sendet ddo. 6. Januar 1900 den

Bericht über den Zuwachs der Sammlungen des Franzensmuseums (jetzt mährischen Landesmuseums) in Brünn im Jahre 1899.

I. Urgeschichte.

1. Schädel, unvollständig, nebst anderen Skelettheilen; mehrere kleine Töpfchen und eine kleine Schale, sämmtlich aus freier Hand gearbeitet; mehrere kleine Quarzgeschiebe, eiförmig, mit deutlichen Gebrauchsspuren. — Aus bronzezeitlichen Hockergräbern von Mödritz bei Brünn.

2. Besatzstücke aus Bronzeblech, halbkugelförmig, gross; scheibenförmige Knöpfe aus Bronze; Röhren aus spiralförmig zusammengedrehtem Bronzedraht; gegossene, flache Bronzeringe mit zwei kreuzförmig gestellten Innenbalken; spiralförmige Fingerringe; spiralförmig gewundener Armschmuck aus dünnem Bronzeblech, an den Enden in Drahtspiralen auslaufend; schöne Bronzespiralen von ungarischem Typus. — Sämmtlich aus dem „Kuhländchen“ (1891).

3. Eine grössere Anzahl geschlagener Feuersteinwerkzeuge, darunter mehrere schöne „Messer“ und eine prachtvoll gearbeitete Lanzenspitze; Bruchstücke geschliffener Steinwerkzeuge. — Sämmtlich aus dem „Kuhländchen“ (die genauen Fundorte werden erst festzustellen sein).

II. Culturgeschichte.

Eine grössere Anzahl von Thongefässen, Glasresten und mehrere Ofenkacheln, aus spätmittelalterlichen, brunnenartigen Schächten stammend, die bei Neubauten in Brünn häufig aufgedeckt werden und von M. Trapp seinerzeit als „heidnische Cisternengräber“ aufgefasst und beschrieben wurden [1]).

III. Volks- und Völkerkunde.

1. Städtische Tracht aus Gross-Meseritsch (Erstes Drittel des XIX. Jahrhunderts.
2. Inventar einer hannakischen Bauernstube.
3. Inventar einer slovakischen Bauernstube.
4. Erzeugnisse wallachischer Hausindustrie (meist Messer).
5. Eine Iglauer „Klarfiedel“ [2]).
6. Sammlung slovakischer Stickereien (Ungarisch-Hradisch).
7. Sammlung hannakischer Stickereien.
8. Etwa 160 Stück bemalte Ostereier aus slovakischen und hannakischen Gegenden Mährens.
9. Etwa 120 photographische Aufnahmen mährischer Bauernhäuser und Trachten.
10. Eine Sammlung (circa 80 Stücke) verschiedener ethnographischer Gegenstände, zumeist aus Java und Borneo [3]).

[1]) Die mittelalterlichen Schächte, die ich mit den sogenannten „Bauopfern“ in Zusammenhang bringen möchte, hat M. Trapp nicht blos in Brünner Tagesblättern, sondern auch in den „Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale“ (1878, S. XLV ff.) für „heidnische Cisternengräber“ erklärt. Auf das Irrthümliche dieser Auffassung habe ich in meiner Abhandlung: „Massenfunde alterthümlicher Gefässe im Weichbilde der Stadt Brünn“ (Zeitschrift des Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens, 1897, 3. Heft), ferner in meiner Schrift: „Keramische Studien in der Sammlung des Franzensmuseums“ (Annales Mus. Franciscei, Brunae 1897 [für 1896], S. 104) und in einer Notiz: „Ueber vermeintliche heidnische Grabstätten in Brünn“ (Mittheilungen der k. k. Central-Commission, Bd. 43) aufmerksam gemacht.

[2]) Die „Klarfiedel“ ist eine roh gearbeitete Geige, wie sie mitunter in der Iglauer Gegend noch zu sehen, aber schwer zu haben ist, da nur noch ein einziger „Künstler“ leben soll, der diese Instrumente macht. In der kurzen Beschreibung des Iglauer Museums in der „Zeitschrift für österr. Volkskunde“, III. Bd. (1897), S. 315, führt Prof. Piger eine „Kar-, Secund- und Grobfiedel“ an. Im „Kronprinzenwerk“, Band „Mähren und Schlesien“ 149, ist ein Iglauer Hochzeitszug mit einem „Streichquartett“ abgebildet, in welchem drei Burschen auf den genannten Fiedeln „kratzen“, während der vierte das „Ploschparment“ (Bassgeige) spielt. Das Franzensmuseum besitzt aus früherer Zeit auch ein derartiges Instrument.

[3]) Diese Sammlung, ein Geschenk von Dr. M. Breitenstein, besteht aus Waffen, einigen Kleidungsstücken, zwei obscönen Tempelbildern und sonstigen Kleinigkeiten (Korb, „Diebslaterne“ u. dgl.). Unter den Waffen befinden sich zum Theile damascirte Krisse mit Holz- und Messingscheiden, meist aus Java; Parangs (Hackmesser) mit Holz- und Lederscheiden; ein Messer in Scheide aus Silberdraht, von Celébes; Klewangs (Schwerter) aus Java und Sumatra; Lanzenspitzen aus Java, eine damascirte Lanzenspitze von Celébes; ferner von Borneo: Blasrohre, Köcher mit vergifteten Blasrohrpfeilen, ein Mandau (Schwert), ein Schild, eine mit Argusfasanfedern geschmückte Kriegermütze und ein Kriegeranzug aus Ziegenfell; endlich Bogen und Pfeile der Papuas von Neu-Guinea.

8. Herr k. k. Conservator und Director der k. k. Staatsgewerbeschule, in Czernowitz **Karl A. Romstorfer**, sendet einen

Bericht über die Forschungsarbeiten am alten Wojewodenschlosse in Suczawa.

Als Fortsetzung der im Jahrbuche 1897 respective 1898 des Bukowiner Landesmuseums enthaltenen Berichte über die in den Jahren 1895—1897 bezw. 1898 durchgeführten Forschungsarbeiten wird nachstehend das Wesentlichste über die bezüglichen, im Jahre 1899 unternommenen Arbeiten mitgetheilt.

Am 9. April hatte ich in Erfahrung gebracht, dass die Gemeinde Suczawa jenen hinter dem Schlosse liegenden Theil des städtischen Areals, auf welchem sich historische umfangreiche Verschanzungen befinden, für Ackerzwecke in Pacht gegeben hat. Der noch am selben Tage an die Bezirkshauptmannschaft Suczawa geleiteten Vorstellung wurde zwar durch provisorische Sistirung der Arbeiten bis zu meiner Ankunft in Suczawa entsprochen; eine Rückgängigmachung des Gemeinderathsbeschlusses stiess indes auf Schwierigkeiten, da sich die Pächter bereits Rechtsansprüche erworben hatten und umsomehr, als dieselben unmittelbar vor der Bestellung der Felder standen und hiefür schon Alles vorbereitet hatten. Es schien deshalb als das Erspriesslichste, die technische Aufnahme aller Verschanzungen, sowie die Grabungsarbeiten in denselben sofort vorzunehmen. Hiemit wurde am 17. April begonnen.

Das Schanzfeld — bisher Weidegrund — besitzt eine durchschnittliche Länge von 320 m und eine mittlere Breite von rund 300 m, demnach eine Fläche von nahezu 10 ha. Ehedem erstreckte es sich noch weiter, insbesondere gegen Lisaura zu, in welcher Richtung dasselbe bereits seit längerer Zeit in Ackerfeld umgewandelt erscheint.

An die natürlichen Steilhänge des Schanzfeldes im Nordosten schloss sich ein im Grundriss bogenförmig gestalteter Wall mit Graben an, der mit seiner concaven Seite gegen die Burg gekehrt war; ein zweiter mehr oder weniger mit ihm parallel laufender Wall mit Graben war in einiger Entfernung von ersterem angeordnet und mit ihm durch einen Graben in Verbindung gebracht. Beide Wallgräben dienten, wie aus dem Umstande, dass der Wall an der Burgseite liegt, geschlossen werden kann, ursprünglich zu Angriffszwecken, scheinen aber späterhin einmal auch als Vertheidigungswerke eines Lagers benützt worden zu sein. Innerhalb der Verschanzungen bestanden ferner mehrere kreisrunde Vertiefungen, die bis 14 m im Durchmesser hatten (Kosakengruben?); dann drei relativ hohe Hügel, welche in einem von kleinen Wällen gebildeten 20 m langen und 8 m breiten Rechtecke nordsüdlicher Richtung angeordnet waren und vielleicht 3 Kreuze trugen oder eine Richtstätte bezeichneten, endlich ein abgeflachter, 20 m grosser Hügel, der sich als ehemaliger Steinmetzplatz für das Schloss erwies. In demselben wurde ein unvollendeter Werkstein und nebst Nägeln, Gefässscherben u. dgl. eine zapfenartige Verzierung aus Stein gefunden.

An sonstigen Funden, deren sich übrigens gelegentlich der neuerlichen Aufackerung im Frühjahre 1900 noch eine weitere Serie ergeben wird, wurden mir abgeliefert: eine kleine schwedische Münze, ein Stückchen Feuerstein, ein eigenartig geformtes Thonstückchen, nebst einigen Knochen in den drei Hügeln, im Uebrigen aber mehrere Menschen- und Thierschädel, zahlreiche Thierknochen, Münzen, Pfeilspitzen, eine Pferdefussangel, Steigbügel orientalischer Form, eine Stockhacke, Stiefeleisen, Pferdezaumtheile, Kettenglieder, Nägel und Haken, ein eisener Leuchter, ein Thorschloss, Eisenkugeln bis zu 10 cm Durchmesser, Bleikugeln und Bleistücke, Steinkugeln (Phosphorite), Eisen- und Glasurschlacke u. s. w.

Unter einem Schanzwalle, und zwar nahezu auf dem höchsten Punkte des Vorfeldes (nach meiner barometrischen Höhenbestimmung rund 12 m über dem ursprünglichen Niveau des inneren Schlosshofes und gegen 55 m über dem Kakainabache) wurden am 5. Mai die Grundmauern einer kleinen hölzernen gegen Ost orientirten Kirche von nahezu 6 m Breite und 14 m Länge aufgedeckt. Sie besass einen Ziegelfussboden und an der Altarstelle unter einem prismatischen achtkantigen rohbearbeiteten Steine in einer mit Ziegeln ausgekleideten Höhlung einen schalenartigen Topf. Aus dem staubartigen Inhalte liess sich nicht mehr nachweisen, ob der Topf etwa ein Document enthielt. Unter dem Pronaos deckte man zwei ausgemauerte Gräber auf, wovon eines für ein Kind bestimmt war, und aus deren Inhalte — lose Erde — man kaum mit Mühe noch Reste von Zähnen auffinden konnte. Im grossen Grabe waren überdies einige Silberfäden eines Gewebes und eine Silbermünze (Patrona Ungaria) aus dem Ende des XV. Jahrhunderts, in dem kleinen ein kreuzförmiges Stückchen Blei, in beiden stark verrostete Sargnägel zu finden. Ein drittes Grab lag zur Hälfte unter dem Fundamente, zur Hälfte ausserhalb der Kirche. Hier war das Skelet noch theilweise erhalten, und es konnte genau constatirt werden, dass die Mauerung des Grabes nachträglich, anschliessend an den an Ort und Stelle auf einige Ziegel gestellten Sarg, erfolgte.

An Funden erzielte man an der Stelle der Kirche neben grösseren Stücken abgebrannten Holzes mehrere (etwa 5 verschiedene) zertrümmerte Grabsteine mit Inschriften (einen mit der Jahreszahl 1580), zwei geschmolzene Bronzestückchen, zwei Vorhängschlösser, zwei Schlüssel, verschiedene Eisentheile und einen grossen, theilweise hohlen Silberring in der Form eines Siegelringes mit blauen Steinchen und reich gravirten einfachen Verzierungen.

Für das Schanzfeld wurde mit genauer Angabe der Terraingestaltung ein zur seinerzeitigen Publication bestimmter Situationsplan im Massstabe 1 : 1000 hergestellt, für die ebenfalls gezeichneten Profile habe ich den Massstab 1 : 250, für die Funde aber einen entsprechend grösseren Massstab gewählt. Einen detaillirten Bericht über „Das Schanzfeld beim alten

Wojewodenschlosse in Suczawa" publicirte ich in der „Czernowitzer Zeitung" vom 11. Juni 1899. Zur Erinnerung an die Kirche liess ich ein Steinkreuz errichten, zu welchem Herr Landesregierungssecretär Lass bereitwilligst den Obertheil zur Verfügung gestellt hat, und die Inschrift einmeisseln: „Altarstelle einer Holzkirche mit drei ausgemauerten Gräbern, aufgedeckt 1899 unter einer alten Verschanzung beim Aufackern".

Es wurde constatirt, dass im Jahre 1849 russisches Militär in der Nähe der Burg des jetzigen Friedhofes in Suczawa lagerte — im Jahre 1853 aber österreichisches Militär, das in die Moldau zog, am Schanzfelde, wo es Baracken und Schopfen errichtete. Spuren von den letzteren konnte ich im Terrain nachweisen.

Nachdem ich bereits vor Jahren eine photographische Aufnahme der im Westen Suczawas gelegenen, mit dem Wojewodenschlosse jedenfalls gleichzeitig benützten Befestigung veranstaltete, die im Wesentlichen aus einem am Steilhange gegen Skeja gelegenen, nun verfallenen Thurme bestand und als „westliches Schloss Stephan des Grossen" bezeichnet wird, nahm ich am 16. April auch eine technische Aufnahme vor, mir eingehende Forschungsarbeiten auf einen späteren Zeitpunkt vorbehaltend; ferner untersuchte ich am 10. Juli, von Professor J. Fleischer in Suczawa aufmerksam gemacht und in seiner Begleitung, auch einige, unzweifelhaft mit dem Fürstenschlosse in Suczawa in Connex gestandene Befestigungsanlagen im benachbarten rumänischen Bordujeni, welche hauptsächlich in einem Längswalle bestehen, der gegenüber dem Schlosse auf der an das genannte Städtchen anschliessenden Anhöhe sich befindet. Auf dem Wege von da nach Zalcze ist ferner links von der Strasse eine Verschanzung und in nächster Nähe rechts von derselben eine alte Steinbrücke wahrnehmbar, welche unter der Bezeichnung „Brücke Stephan des Grossen" bekannt ist und einst einen Inschriftstein mit gemeisseltem Ochsenkopfe besessen haben soll. Bemerkenswerth ist eine Sage, die namentlich im Dorfe Skeja bekannt ist, nach welcher der westliche Thurm Stephans des Grossen in Suczawa mit dem nun verfallenen an der Strasse von Itzkany nach Suczawa gelegenen sogenannten Meixner'schen Hause durch einen unterirdischen Gang in Verbindung gestanden sein soll.

Im Fürstenschlosse selbst wurde mit den Grabungsarbeiten am 9. Mai begonnen, und dieselben wurden, wie in den früheren Jahren, von Sträflingen — mit einigen Unterbrechungen während der dringendsten Feldarbeiten — bis November fortgesetzt.

Nachdem ich schon früher aus äusseren Gründen beweisen konnte, dass die in der südwestlichen starken hohen Ringmauer befindliche breite Oeffnung nicht, wie allgemein angenommen, das Hauptthor sei, vielmehr an dieser Stelle ein vorspringender Erker oder ein Thurm gewesen sein musste, ergaben die Grabungen thatsächlich die Fundamente eines segmentartig vorspringenden Thurmes. Gleichzeitig wurde constatirt, dass die erwähnte 3·2 m starke Ringmauer nicht ursprünglich ist, sondern einer älteren rund 2 m dicken Grabenmauer als Verstärkung vorgesetzt worden war.

An der Ostnordostseite wurde Mitte Mai eine im Lichten $8^1/_2$ m lange, etwa 5 m weite, mit einer halbkreisförmigen Tonne überwölbte Casematte aufgedeckt, welche sich hinter dem mittleren der drei Grabenkoffer[1]) befindet und eine Verbindungsthüre mit einem Nachbarraume besitzt, aufgefunden. Später begann man die Arbeiten namentlich auch am Südostthurme, wobei man auf die Fundamente der alten Burgmauer und der alten Thurmanlage und im weiteren Verlaufe auf einen an der Burgmauer liegenden, verdeckten, etwa 2 m breiten, theilweise überwölbten Gang stiess. Während man im genannten Thurme u. A. hauptsächlich Trümmer, und zwar von zahlreichen verschiedenartigen, zumeist figural geschmückten, glasirten Kacheln, ferner im Schutte daselbst noch grosse Mengen von Hirseabfällen aufdeckte, fand man in der Nähe der Casematte ein ziemlich glatt bearbeitetes Steinstück, in welches der Obertheil des moldauischen Wappens (Auerkopfhörner, zwischen welchen ein Stern) eingeritzt war, ferner einen Ziegel mit eingeritztem Mühlspiele. Im erwähnten Gange beträgt die Schuttschichte circa 4 m. Sie ist zu unterst ziemlich locker und besteht aus Gerölle, Ziegel- und Steinbrocken, worüber sich eine unregelmässige, ziemlich mächtige Schichte von Knochen- und Kohlenresten befindet, auf der eine dünne Humusschichte lagert und wohl die Terrainhöhe aus späterer Zeit angibt. Es wechseln weiter aufwärts abermals Cultur- und Schuttschichten. Beim Abgraben ergaben sich etwa 14 Stück Kugeln, welche theils aus Stein waren (Phosphorite), theils aus Eisen und eine Grösse zwischen 2 und 22 cm besitzen; ferner zwei Theile eines Masswerkfensters aus Stein; Eisentheile (darunter eine lange, spiessartige Lanzenspitze und eine grosse Riemenschnalle); endlich im November das Bruchstück eines Inschriftsteines, das nach Mittheilung des armenischen Archimandriten, Herrn Arsene, die armenischen, etwa dem XVII. Jahrhundert zuzuschreibenden Buchstaben „N E S . . . ." zeigt. Es wurde noch mit der Ausräumung des Schuttes aus den ersten drei Hofhallen begonnen, von denen die erste neben dem gruftartigen Raume in der Nähe der Kapelle liegt. Die zweite Halle zeigt Reste einer Wendeltreppe. Hier fand man zahlreiche Tuffsteine, mit welchen diese Halle gewölbt gewesen sein mag. Auf dem aus dieser Halle stammenden Bruchstücke eines mit gotischem Stabwerke verzierten Werksteines entdeckte man ein 4 cm hohes Steinmetzzeichen von nebenstehender, bisher noch nicht bekannter Form. In der Ecke zwischen der Grabnische und der ersten Halle war eine Marmortafel angebracht gewesen, welche aber von Feuer derart gelitten hatte, dass die Reste derselben im vorigen Jahre beim Berühren zerbröckelten. Diese Marmortafel stak in einer mit gotischem Stabwerke verzierten, theilweise erhaltenen Umrahmung aus alabasterartigem Stein, an welchem man deutlich, wie

[1]) Grabenkoffer ist ein bastionartiges Plateau mit Brustmauer zur Grabenvertheidigung.

an so vielen Stellen des Schlosses, die Spuren von Feuersbrünsten nachweisen kann. Ein fremdartiger Werkstein wurde nördlich der Capelle gefunden. Er stellt eine rund 34 cm im Quadrat messende Platte dar, auf der schlusssteinartig einfache Renaissancegliederungen gemeisselt erscheinen.

Die Kapelle, die bekanntlich gegenwärtig fast gänzlich verfallen ist und nur noch Spuren ehemaliger figuraler Malerei zeigt, war nach Aussage des Bürgers Domaraski u. A. sammt ihrer Malerei im Jahre 1861 noch ziemlich gut erhalten und eingewölbt.

Von den sonstigen während des Jahres 1899 im Schlosse gemachten Funden, wie zahlreiche Münzen, Werksteine, Wasserleitungsrohre einer zweiten Art, einer besonderen Form von Pferdefussangeln, Reste von Eisentheilen, Glasreste, Ringe u. dgl., ist ein fragmentarisches Figürchen aus weissem feinen Thon bemerkenswerth, das einen bärtigen Türken mit Fez, Turban und einen in der linken Hand gehaltenen Tschibuk vorstellt. Erwähnt mag auch sein, dass die eigenthümliche Schrift auf dem vor einigen Jahren gefundenen, aus dem Schlosse stammenden Alabastersteinstücken, welche eine besondere Verschnörkelung der Buchstaben zeigt, nach Aussage des bereits genannten Archimandriten Arsene Türkisch ist.

Der gesammte Materialaushub am Fürstenschlosse ist heuer verhältnismässig gering und dürfte etwa blos 500 kbm betragen. Der Grund hiefür liegt einestheils darin, dass in Folge der nothwendigen Arbeiten am Schanzfelde mit den Grabungen am Schlosse erst später begonnen werden konnte, andererseits in dem Umstande, dass der Aushub aus engeren, tieferen Räumen gemacht werden musste, welcher sich schwieriger gestaltete; zudem liegen die Arbeitsplätze von der Ablagerungsstätte (dem Nordwestabhange) sehr entfernt. Aus den letzteren Gründen wird sich auch in der Zukunft die Arbeit verzögern, wenn man nicht — was allerdings nicht empfohlen werden kann — mit dem Aushubmaterial die Burggräben theilweise verschütten will.

Es mag bei dieser Gelegenheit wiederholt darauf hingewiesen werden, dass noch immer gewisse halbwüchsige Besucher des Schlosses an demselben und selbst an den Conservirungsarbeiten, wie sie auch heuer alljährlich und an mehreren Stellen vorgenommen wurden, ihre Zerstörungslust zeigen, dass die Hausteine verkratzt und zerschlagen, wohl auch, wie sonstige Funde, fortgeschleppt werden u. s. w. Gegen den Vandalismus und die Habsucht könnte wohl nur durch Beistellung eines ständigen energischen Wächters von Staatswegen, wie dies beispielsweise beim Schlosse Neamtu in Rumänien der Fall ist, sicherer Schutz gefunden werden. Die grosse Zahl der bisher gemachten Funde ermöglicht es, einen namhaften Theil derselben ständig in Suczawa zu belassen. Dieser Umstand gab zur Gründung eines Musealvereines zu Suczawa Veranlassung. Ich miethete für die Fundobjecte ein passendes Local, für welches die Einrichtungsstücke theils von mir beschafft, theils vom Gründungscomité des Localmuseums erworben wurden. Das Ordnen der Fundgegenstände besorgte wie früher Herr Professor Fleischer. Dieselben, sowie die Arbeiten am Schlosse selbst erfreuen sich fortwährend des Interesses auswärtiger Kreise. Als Besucher sind namentlich zu verzeichnen: Sectionschef a. D. Ritter v. Spaun aus Wien (Ende 1898), Napoleon Popescu aus Buzeu, Universitäts-Professor Dr. Alexander Obregia, Ingenieur G. Galeriu und Director A. J. Locusteanu aus Bukarest, Gutsbesitzer Alexander Cantacuzene aus Paskani, Comte Demeter de Roma und George Diamandy aus Jassy etc.

Es sei noch erwähnt, dass ich heuer drei photographische Aufnahmen von Schlosstheilen vornahm, ferner dass ich Gelegenheit fand, nachzuweisen, dass in der Mitte des XVII. Jahrhunderts die Beziehungen der Moldau zu Schweden sehr innige waren, welcher Umstand wohl die an Ort und Stelle erfolgte Herstellung der so zahlreich am Schlosse gefundenen kleinen schwedischen Münzen erklären kann. Hierüber berichtete ich ausführlich in der „Czernowitzer Zeitung“ vom 29. Juni 1899.

Auch in diesem Jahre wendeten den Forschungsarbeiten am Fürstenschlosse das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht sowie der Bukowiner Landtag je fl. 300 zu, das Bukowiner Landesmuseum aber aus der für Grabungen bestimmten Dotation fl. 200. Einschliesslich des vorjährigen Restbetrages von fl. 60·80 standen demnach fl. 860·80 zur Verfügung.

Ausschuss-Sitzung am 10. April 1900.

Vorsitzender: Herr Vice-Präsident Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg.

Anwesend: Dr. W. Hein, Dr. M. Hoernes, F. v. Hopfgartner, Dr. V. Jagić, F. Karrer, Dr. L. v. Schroeder.

1. Zur Vorlage gelangen die Dankschreiben der Herren Dr. Rudolf Martin, Prof. Dr. Leop. v. Schroeder, Dr. Otto Stoll und Dr. Franz Edler v. Tappeiner für ihre erfolgten Wahlen.

2. Der erste Secretär verliest folgenden von P. Lambert Karner eingelangten Brief:

Hochgeehrtes Secretariat!

Ich erlaube mir kurz zu berichten und die Aufmerksamkeit hinzulenken auf die viele Quadratmeter haltende Fundstelle von zahlreichen Mammutresten und Steinartefacten in Krems. Oberhalb des Wachterthores wird jetzt ein mächtiger Lösshügel abgetragen, um mit dem gewonnenen Materiale den Schutzdamm längs der Donau aufzuführen. In einer Tiefe von 10—12 m befindet sich die ausgedehnte, mit zahlreichen Steinartefacten durchsetzte Schichte; ich selbst habe einen förmlichen Herd mit vielen Kohlenresten, mit Steinen umgeben, gesehen und besitze Steinartefacte; doch leider wird fast Alles herabgehauen und weggeführt. Gestern wurde ein vollständig erhaltener Mammutkiefer gefunden; er befindet sich mit vielen anderen Mammutresten in der Probstei zu Krems und von früheren Abgrabungen die Funde im Museum zu Krems. Auch Private und Studenten dürften Fundgegenstände be-

sitzen. Doch, wie gesagt, die Steinartefacte gehen grösstentheils verloren und eine systematische Durchforschung der Schichte findet nicht statt.

Indem ich dies zur Kenntnis der sehr verehrten Anthropologischen Gesellschaft zu bringen mich beehre, erlaube ich mir den Wunsch auszusprechen, dass vielleicht Jemand von Wien nach Krems komme, um selbst von der Fundstelle und den gemachten Funden Augenschein zu nehmen. Bitte, Herrn Dr. Kerschbaumer, Probst zu Krems, sowie auch mich von dem allfallsigen Kommen gütigst verständigen zu wollen. Der Besuch müsste jedoch bald geschehen, da täglich viele Fuhren Löss von der Abgrabungsstelle weggeführt werden.

In vorzüglicher Hochachtung zeichnet sich ergebenst

Pater Lambert Karner.

Brunnkirchen, Post Furth, 24. März 1900.

Herr Prof. Dr. M. Hoernes erklärt sich bereit, diese Fundstelle zu besichtigen.

Der Vorsitzende betont, dass es nothwendig sei, den Herrn Dr. Hoernes mit den nöthigen Machtmitteln auszustatten und macht sich erbötig, mit dem Minister des Innern zu sprechen, glaubt jedoch, dass es nothwendig sei, sofort an den Bezirkshauptmann von Krems telegraphisch die Bitte zu stellen, die Abgrabungen bis zur Ankunft des Herrn Dr. Hoernes zu sistiren und gleichzeitig auch den Herrn Statthalter von Niederösterreich um seine Unterstützung in dieser Angelegenheit zu bitten. Die Delegirung des Herrn Prof. Hoernes nach Krems, sowie die Absendung eines Telegrammes an den Herrn Bezirkshauptmann und eines Schreibens an den Herrn Statthalter werden beschlossen.

3. Der Antrag des ersten Secretärs auf Honorirung der Nekrologe wird angenommen.

4. Gestorben sind: das unterstützende Mitglied Se. Excellenz Nik. Dumba in Wien und das wirkliche Mitglied Prof. Dr. Josef Gruber in Wien.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:

Lucien Mayet in Lyon (Baron Andrian).

Med.-Dr. Adolf Gustav Niederleithinger in Wilfersdorf (Dr. Hein).

K. k. Staatsgymnasium in Iglau (Hopfgartner).

Ober-Inspector Gustav Stockhammer in Floridsdorf (Dr. Hein).

Hauptmann Martin Žunković in Marburg (Hopfgartner).

Monats-Versammlung am 10. April 1900.

Vorsitzender: Vicepräsident Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg.

1. Der Vorsitzende berichtet, dass er an der Feier des 200jährigen Bestandes der Akademie der Wissenschaften in Berlin, von welcher er zum correspondirenden Mitgliede ernannt wurde, persönlich theilgenommen und die Glückwunschadresse der Anthropologischen Gesellschaft überreicht habe [1]). Die Vertreter der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, der österreichischen Universitäten und gelehrten Gesellschaften wurden in Berlin mit besonderer Auszeichnung empfangen.

2. Der Vorsitzende gedenkt der schweren Verluste, welche die Gesellschaft in der letzten Zeit durch den Tod hervorragender Mitglieder erlitten hat. Sie verlor in Nikolaus Dumba einen hochsinnigen Förderer aller wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, in Dr. Walter Hoffman, der bis vor Kurzem als Consul der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Mannheim wirkte, einen vielverdienten Forscher auf anthropologischem und ethnographischem Gebiete und in Universitätsprofessor Dr. Josef Gruber ein hervorragendes Mitglied der Wiener medicinischen Schule, in deren Geiste er die Anthropologie stets als eine unentbehrliche Ergänzung des medicinischen Wissenskreises angesehen hat.

3. Herr Universitätsprofessor **Dr. Moriz Hoernes** hält einen kurzen Vortrag über

Bronzen aus Niederösterreich im k. k. naturhistorischen Hofmuseum.

Diese Mittheilung bringt hauptsächlich Ergänzungen und Nachträge zu Ed. v. Sacken's gehaltvoller Arbeit „Ueber Ansiedelungen und Funde aus heidnischer Zeit in Niederösterreich“ auf Grund der Eingänge, welche die prähistorische Sammlung des k. k. Hofmuseums in den letzten Jahren, namentlich in Folge der Uebernahme eines sehr reichhaltigen Tauschpostens von der Antikensammlung des Allerhöchsten Kaiserhauses zu verzeichnen hatte. Sie wird, ausführlicher gehalten und mit zahlreichen Figuren ausgestattet, unter den Abhandlungen des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift erscheinen.

4. Herr **Dr. Wilhelm Hein** macht eine kurze Mittheilung über

Votivfiguren aus Kärnten und Tirol,

welche ihm Fräulein Marie Eysn in Salzburg für eine Veröffentlichung in der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde“ (in Berlin) freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Sie stammen (bis auf ein Stück aus Bayern) von St. Leonhard im Lavantthale und stellen mit Ausnahme von zwei Kröten eiserne Abbilder von Hausthieren dar, wie sie schon der kürzlich verstorbene Dr. Ulrich Jahn [1]) und Professor Dr. Rudolf Meringer [2]) beschrieben haben. Die zwei Krötenfiguren sind Sinnbilder der Gebärmutter [3]). Ferner bespricht der Vortragende eine eiserne Kröte, welche ihm der Director des städtischen Museums Carolino-Augusteum in Salzburg, Herr kaiserlicher Rath Dr. Alexander Petter, in entgegenkommender Weise leihweise überlassen hatte.

[1]) Siehe den Bericht über die Ausschuss-Sitzung am 13. Februar 1900 in diesen Sitzungsberichten S. [117].

[1]) U. Jahn, Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht (in Weinhold's Germanischen Abhandlungen, Breslau 1884).

[2]) R. Meringer, Ueber moderne Votivthiere (in diesen „Mittheilungen“, XXIII. Bd., 1893, S. 179 ff).

[3]) Vgl. unter Anderem Dr. M. Höfler, Votivgaben beim St. Leonhards-Kult in Oberbayern; Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, IX (1891), S. 127—129.

Zum Schlusse erörtert der Redner einen aus Zirbenholz gefertigten, eirunden Weihegegenstand, der mit zahlreichen Stacheln besetzt und fleischfarben gestrichen ist. Ueber dieses Gebilde hat F. Weber unlängst einen ganz kurzen Bericht gebracht und es als einen Stellvertreter der Kröte bei Gebärmutterleiden bezeichnet [1]). Das vorliegende Stück erhielt der Vortragende auf Bestellung von dem Holzschnitzer Friedrich Reinstadler in Sulden (Südtirol), der auf die Anfrage, welchem Heiligen diese unter dem Namen „Bärmutter" bekannte Votivfigur geopfert werden müsse, damit eine sichere Hilfe eintrete, folgende Antwort gab: „An welchen Heiligen Sie selbe opfern, kann ich Ihnen nicht vorschreiben, dass ist verschieden der eine hat zu dem das Zutrauen, der andere wieder zu einen andern, ich glaube Sie thun am besten, wenn Sie in Ihrem Orte oder wo Sie es Weihen lassen, mit den Geistlichen Herrn darüber sprechen." Der hochwürdige Herr Expositus von Trafoi, Gottfried Prieth, gab unter Anderem nachstehende briefliche Erklärung: „Geopfert wurden sie, wie die Alten sagen, von weiblichen Personen, wenn sie auf Fürbitte der Mutter Gottes von Trafoi von Krämpfen befreit wurden und wohl auch für glückliche Entbindung. Die Stachel bedeuten wohl die Schmerzen und die Holzkugeln, in welche die Sacheln eingesetzt, dass die Krämpfe sich wie eine Kugel äussern und von der Person empfunden werden. Sie werden auf Anrufung der Gnadenmutter Maria, also nicht anderen Heiligen geopfert." Der Vortragende enthält sich vorläufig weiterer Schlussfolgerungen und stellt nur fest, dass die Bevölkerung Südtirols diese Figur als das Sinnbild der Gebärmutter betrachte, wie schon der Name besagt.

Im Anschlusse an diese Mittheilungen ergreift P. Wilhelm Schmidt, O. S. B., das Wort und sagt: Einer der sogenannten vierzehn Nothhelfer wird mit einer Kurbel abgebildet, auf welcher die Gedärme eines Menschen aufgewunden sind. Diese Darstellung symbolisirt die Schmerzen, die ein Mensch aussteht, wenn er auf diese Weise gemartert wird. Dem entsprechend symbolisirt die Stachelkugel, welche hier vorliegt, die Schmerzen, welche Einer zu leiden hätte, wenn er ein solches Marterwerkzeug in seinem Leibe hätte. Wird nun solch eine Kugel als Votivkugel in einer Kirche deponirt, so spricht selbe: Gott! ich danke Dir, dass Du mich durch die Fürsprache der seligsten Jungfrau Maria (des hl. N. N. — der hl. N. N.) von Schmerzen befreit hast, welche mir so gross vorkamen, als wenn ich eine solche Kugel in meinem Leibe getragen hätte.

Professor Dr. Rudolf Meringer fragt Herrn P. W. Schmidt, ob es einen Heiligen gibt, der durch Herauswinden der Gedärme zu Tode gemartert wurde [2]).

P. W. Schmidt erwidert, dass nicht blos einer, sondern viele Heilige solchermassen gemartert wurden [1]).

5. Herr Universitätsprofessor **Dr. Rudolf Meringer** hält einen Vortrag über

Das bosnische Haus und seine kroatischen Verwandten.

Er berichtet zuerst über die Arbeiten der letzten Jahre und die wachsende Erkenntnis der Wohnstätten. Dieser Theil der Ausführungen schliesst mit dem Urtheile, dass der Begriff „oberdeutsches" Haus vollständig durch Küchen-Stuben-Haus oder Herdraum-Ofenraum-Haus wiedergegeben wird.

Die von J. R. Bünker gefundenen Herdhäuser von Vorau sind für Meringer keine typischen oberdeutschen, sondern stellen eine verwandte Seitenlinie dar. Der Vortragende wünscht, dass die Anthropologische Gesellschaft in diesem Sommer die Erforschung dieser Herdhäuser durch den Finder und Herrn R. C. Lischka veranlasse.

Meringer ist der Ansicht, dass das bosnische Haus seine nächsten Verwandten in den kroatischen Häusern habe, die sich von Agram bis zur bosnischen Grenze ziehen. Er bespricht namentlich das kroatische „offene Seitenflurhaus" und weist dessen Identität mit dem bosnisch-herzegowinischen Haus mit offenem Seiten- und Mittelflur, sowie mit dem nordböhmischen „Bühnchenhause" J. Lippert's nach.

Der Vortragende hat im vorigen Jahre behauptet, dass die oberdeutsche Stube einst — ähnlich wie die bosnische soba heute noch — keinen „Culturhorizont" hatte. Er constatirt mit Befriedigung, dass unterdessen Professor Moriz Heyne, der bekannte Mitarbeiter am Grimm'schen Wörterbuch, in seinem Werke „Deutsches Wohnungswesen" ohne Rücksichtnahme auf unsere Forschungen, mit anderem, blos literarischem Material, zu ganz entsprechenden Folgerungen gelangt ist.

Zum Schlusse seines Vortrages bespricht der Redner einige Grabsteinformen, wie sie sich auf bosnischen Friedhöfen finden, und gibt der Vermuthung Raum, dass sie möglicherweise auf eine Nachbildung der menschlichen Gestalt zurückgeführt werden könnten. Er verweist auf die Parallelen, die sich in den Abhandlungen über Kreuzsteine von Fräulein Marie Eysn und Professor Franz Wilhelm finden [2]).

---

[1]) F. Weber, Prähistorische Spuren in mittelalterlichen Chroniken; „Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, XXX. Jahrg., 1899, S. 59.

[2]) Professor Meringer hat in einer Kirche bei Sterzing in Tirol eine Menge primitiver Darstellungen dieser Marter gefunden. „Es scheint, dass diese Votivbilder in Fällen grosser Unterleibsschmerzen geopfert wurden." (Briefliche Mittheilung an die Red.)

[1]) P. W. Schmidt äusserte sich in einem späteren Schreiben: „Und gesetzt, es wäre kein Heiliger in dieser Weise gemartert worden, so läge auch nichts daran, und zwar deshalb, weil die in Frage stehende Abbildung oder plastische Darstellung nicht gerade die Handlung der Marter, sondern nur Symbol des Schmerzes der Marter ist. Aehnlich wie geopferte Marterkugeln sprechen Weihegegenstände, wie Krücken, Hände, Beine, Füsse etc. aus Holz, Wachs, Silber, Gold etc." — Gerade diese Gleichstellung der „Marterkugel" mit erkrankten und dann gesundeten Körpertheilen würde ihre Erklärung als symbolische Gebärmutter nur noch mehr bekräftigen. Die Red.

[2]) Marie Eysn, Ueber alte Steinkreuze und Kreuzsteine in der Umgebung Salzburgs. „Zeitschrift für österr. Volkskunde", III (1897), S. 65—79. — Franz Wilhelm, Alte Stein-Kreuze und Kreuz-Steine im nordwestlichen und westlichen

6. Herr **Leo Bouchal** übersendet folgende Mittheilung:

Abergläubische Bräuche beim Hausbau in den Preanger-Regentschaften

behandeln die im 1. Hefte der diesjährigen Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde[1]) von J. Habbema mitgetheilten sundanesischen Texte. Sie enthalten Vorschriften, die so genau, als im gegebenen Falle möglich ist, beobachtet werden müssen, wenn man nicht sofort einer Krankheit oder anderen Unglücks gewärtig sein will; denn alle Handlungen des Eingeborenen sind von beständiger, geradezu drückender Furcht vor unzähligen Geistern beherrscht, und falls Jemand durch Nichtbeobachtung der gebotenen Vorsichtsmassregeln sich irgendwie dem Einfluss dieser Wesen blosstellt, so benützen diese sogleich die Gelegenheit, um ihm irgend ein Uebel zuzufügen. Mit Recht wird indessen darauf hingewiesen, dass es bei uns Europäern nicht viel anders ist, und sehr treffend sagte schon Holle, als er vor fast 20 Jahren[2]) über das sundanesische „čadu“ und „buyut“ schrieb: Wenn der Europäer beim Beurtheilen der Eingeborenen sich gehörig hineindenken und sein eigenes Gewissen zu Rathe ziehen wollte, wie er selbst in einem solchen Falle sich benehmen würde, dann käme er meistens zur Ueberzeugung, dass dieselben Ursachen auf den Menschen meist dieselben Einflüsse ausüben, ob seine Haut nun weiss, gelb, braun oder schwarz sei; und dass dort, wo der Eingeborene wirklich zurücksteht, dies die Folge seiner Umgebung ist, der Zustände, in denen er lebt, und für die — möchten wir hinzufügen — das Individuum selbst wohl nicht verantwortlich gemacht werden kann, da es eben unter einem fast unwiderstehlichen Zwange handelt — ein Punkt, der in der Rechtspflege trotz seiner Wichtigkeit noch immer zu wenig beachtet wird (vielleicht wohl auch unserer Landbevölkerung gegenüber!).

Vorerst lernen wir die Bräuche vor dem Beginne des Baues kennen; wir erfahren die zum Bau zulässigen Holzarten, die Zeit, wann das Holz gefällt werden muss, die Wahl des Bauplatzes; der Platz muss durch Beschwörungsmittel gehörig gereinigt werden; die Frontrichtung des Hauses wird nach dem Geburtstage des Bauherrn bestimmt.

Unter II. folgen die während des Baues nöthigen Massregeln, von denen ich einen Punkt in extenso mittheilen will, und zwar im Originaltexte mit wörtlicher Uebersetzung (allerdings nicht in sundanesischen Lettern), um auch von der Sprache einen Begriff zu geben (j wie in giorno):

Sanggös ngadĕg kudu
Nachdem gesetzt (sind) (die Pfeiler), muss (man)
mönčit hayam, gĕtih- na di-kučur-kön kana
schlachten ein Huhn, Blut sein ausfliessen lassen in
lombang teya, jöng gĕtih nu aya
die Grube sowie das Blut, welches vorhanden ist
keneh dina böhöng-na kudu di-ulas-ales-kön kana
noch in Hals seinem, muss geschmiert werden auf
tihang. Eta hayam minangka parepeh,
die Pfeiler. Das Huhn dient als Beschwörungsmittel,
maksud-na nu matak getih-na di-kučur-
der Zweck davon, warum (man) Blut sein ausfliessen
kön kana lombang supaya nu ngösiyan
lässt in die Grube (ist), damit derer, die drinnen (sind),
ulah bijil gĕtih, tĕgĕs-na mönang
nicht fliesse Blut, was bedeutet das Treffen
cilaka nĕpi ka bijil gĕtih.
eines Unglücks, bis zum dabei Blutfliessen (d. h. bei dem es bis zum Blutfliessen kommt).

„Parepeh“ ist also nach Habbema mit „Beschwörungsmittel“ zu übersetzen. Im letzterschienenen Hefte der Zeitschrift für Ethnologie[1]) sagt Beyfuss, dass hiezu noch heutzutage meistens ein Karbau-(Büffel-)Schädel verwendet wird; früher war ein Menschenschädel nöthig. Zu diesem Zwecke wurden eigene Leute, „čulik“, ausgesandt, welche die nöthigen Schädel zur Stelle zu schaffen hatten. Nach Oosting[2]) ist ein Menschenkopf nur bei grossen Steinbauten (gĕdöng) oder Brücken und anderen grossen Werken nöthig. Das Begraben eines Ziegen- oder Hühnerkopfes (bei Vermögenden eines Büffelkopfes — wie Beyfuss) ist noch heute gebräuchlich, (čulik bedeutet nach Oosting auch kurzweg „Menschenmörder, -schlächter, -fresser“). Dagegen gibt Rigg in seinem Dictionary of the Sunda-Language[3]) an, that the eyes of children buried in any dam or water-works will ensure their not giving way or breaking down. Von den čulik's sagt er dann: They are much talked about and dreaded, but a real actual occurrence of the kind never came within my knowledge, even during a 12 years residence amongst the natives. Diese Kopfjäger waren eben schon zu Rigg's Zeiten selten, aber die von ihm als erste angegebene Bedeutung von čulik: „a fabulous or fancied animal or bird heard at night time, and thought to forbode evil“, scheint darauf hinzuweisen, dass diese gefürchteten Erscheinungen als Dämonen im Volke fortleben, in Vogelgestalt, einer allgemein indonesischen Vorstellung. Jedenfalls ist das heutige Thieropfer ein Ersatz für das Menschenopfer, der Zweck oder vielmehr die Vorstellung dessen, was mit dem Opfer — wenigstens heutzutage — erreicht werden soll, ist aus dem sundanesischen Texte klar ersichtlich. Auch in der Minahassa z. B. waren vor nicht zu langer Zeit noch

Böhmen. „Zeitschrift für österr. Volkskunde“, V (1899), S. 97—113; 202—225. — Vgl. ferner: Fr. Wilhelm, Zur Kreuzsteinforschung im allgemeinen und im Egerlande im besonderen. „Unser Egerland“, III (1899), S. 53—57. — A. Franz, Alte Steinkreuze und Kreuzsteine in Mähren. „Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale“, XIX, N. F. (1893), S. 106—113; XXV, N. F. (1899), S. 1—14. — A. Czerny, Alte Steinkreuze und Kreuzsteine aus der Umgebung von Mährisch-Trübau und Zwittau. „Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale“, XXI, N. F. (1895), S. 74—80. Die Red.

[1]) Band LI, S. 110—138.

[2]) Tijdsch. v. Ind. Taal-, L.- en Volkenk., XXVII, S. 99 fg.

[1]) Band XXXI, Verh., S. 452.

[2]) Soendasch-Nederduitsch woordenboek.

[3]) Verh. Bat. Gen. 1862.

beim Hausbau Menschenschädel oder Kinder nöthig[1]). Das Wort „parepeh“ kommt indes weder in Oosting's noch in Rigg's Wörterbuch vor (Coolsma ist mir leider nicht zur Hand). Nach Oosting's Supplement ist jimat paripih ein beschützender, warnender Talisman. Im Javanischen[2]) bedeutet pripih (= pipih) das Tuch, das eine Frau bei ihrer ersten Menstruation gebraucht; jimat pripih: das Tuch, das die Mutter bei der Gelegenheit trug und das ihr Sohn als Talisman trägt. Genaueres über dieses „jimat paripih“ theilte Knebel in seinem Aufsatze „Amulettes javanaises“[3]) mit, der auch ein „pipih-bangun-tulak“ erwähnt, bouts de toile, qui, lors de la construction d'une maison, sont placés sur les quatre piliers principaux, afin de conjurer les calamités domestiques. Uebrigens bedeutet im Dayakischen p(a)rapah schlechtweg kleinere Opfer[4]). Die eigentliche Bedeutung von parepeh bleibt somit noch immer unklar.

Die Zahl der Bambusse, die den Boden tragen, die Höhe und Breite der Thür u. s. w. sind genau geregelt. (Vgl. ähnliche Massbestimmungen in Madagaskar[5]): nach „refy“ [Klafter], lautlich und der Bedeutung nach gleich dem malay. dĕpa). Wenn der Firstbalken an seinem Platze ist, wird rĕbutan gehalten (unser Fest der Dachgleiche — nur hat es in Java noch seinen Sinn!).

Bezogen muss das Haus werden, bevor es noch ganz fertig ist, nachdem der Priester oder Dukun die bösen Geister vertrieben hat. — Der IV. Abschnitt behandelt, Aberglauben betreffend, das Wohnen im Hause, durch Anführung von 32 Verboten, bezw. Verhaltungsmassregeln im täglichen Leben: man darf nicht auf der Schwelle sitzen und hinaussehen, sonst bekommt man keinen Mann oder keine Frau; nicht auf den Feuerplatz spucken; wenn man im Hause pfeift, geht Einem das Salz aus. Man schlafe nicht unter dem pangĕrĕt (ein best. Balken), da man sonst vom Alp gequält wird; ein solcher öröp-öröp ist ein böser Geist, der wie ein schwarzes, altes Weib aussieht und gewöhnlich auf dem pangĕrĕt sitzt. Auch auf dem Rücken darf man aus demselben Grunde nicht schlafen u. s. w. — Alles Bestimmungen, die auf demselben Niveau stehen mit unseren „pačadu(w)an's“, unter einem Spiegel zu sitzen, zu 13 an einer Tafel zu sein, an einem Freitage eine Reise anzutreten, oder der Vorschrift, den Boden, wo ein neues Heim erbaut werden soll, oder auch nur eine neue Wohnung mit einem Stück Brot zu betreten, wie ja auch der Sundanese den Reiskorb (nebst Kissen, Wasser und Asche) in's neue Haus mitnimmt. — Tout comme chez nous!

7. Herr **Leo Bouchal** übersendet folgende Mittheilung:

Indonesische Wertiger.

Der Arbeit Prof. de Groot's, Wilken's Nachfolgers auf dem Lehrstuhle der Ethnographie an der Leidener Universität, über den Wertiger in den holländischen Colonien und auf dem asiatischen Festlande (besonders China)[1]) sind alsbald nach Rouffaer's Mittheilungen über javanische Wertiger[2]) zwei weitere Beiträge zu diesem Thema im letzten Hefte des XLI. Bandes der Tijdschrift voor Indische taal-, land- en volkenkunde erschienen. Der eine, über den Werwolf bei den Toradjas handelnd, stammt aus der Feder des um die Ethnographie von Celébes so verdienten Missionärs Alb. C. Kruijt, während im zweiten J. Knebel, der in der genannten Zeitschrift wiederholt belangreiche Beiträge zur Kenntnis javanischen Volkslebens erscheinen liess, wieder über den javanischen mačan gaḍungan (oder wie Knebel sagt, simå gaḍungan, wobei jedoch „simå“ blos der mit „mačan“ gleichbedeutende Ausdruck der „hohen“, höflichen Sprache, des kråmå ist, während „mačan“ ngoko „niedrig“ ist) handelt.

Bei den Toradja besteht die Werwolfschaft, eine Gabe der Götter, die nicht erlernt werden kann, darin, dass das „Innere“ des Menschen, lamboyo, die äussere Gestalt einer Katze, eines Schweines, Affen, Hirschen, Büffels annehmen kann; also jedenfalls keine „zielsverhuizing“ — um diesen Ausdruck zu gebrauchen, der, buchstäblich verstanden, die Sache so gut und kurz wiedergibt, wie kein hochdeutsches Wort — in den Leib eines Thieres. Sie ist contagiös, und zwar durch Speichel und äussere Uebertragung am Scheitel. Die javanische Wertigerschaft ist eine Folge der ilmu[3]) gaḍungan, der erblichen (angeborenen) Kunst, nachts (nur ausnahmsweise bei Tag) durch Aufsagen einer Zauberformel die Gestalt eines simå gaḍungan anzunehmen. Zweck ist blos, Schreck einzujagen und sich Nahrung zu verschaffen. Nur in der Regentschaft Djapara kann Jedermann, und zwar blos durch den festen Willen (niyat), Tigergestalt annehmen. Auch durch Zauberformeln[4]) kann man — unter Askese und durch höheren Segen begünstigt — sich verwandeln; wenn man dann unter dem Recitiren drei Purzelbäume schlägt, ist man Tiger. Ferner gibt es djimats[5]) (Talismane) dafür: einen Sack, in den man die grosse Zehe, oder eine Jacke, in die man den Daumen steckt. Durch Anziehen einer Tigerhaut kann man indes nicht Tiger werden.

Wird der Wertiger in seiner Tigergestalt verwundet, so ist nach javanischem Glauben die Wunde auch nach der Rückverwandlung im menschlichen Leibe sichtbar; anders in Celébes, wo der Werwolf mit seiner

---

[1]) Graafland: De Minahassa. 1867, I, S. 291.
[2]) Gericke-Roorda-Vreede: Handwoordenboek.
[3]) Tijdsch. v. I. T.-L.-V., XL, S. 506.
[4]) Hardeland, Dajacksch-deutsches Wörterbuch 423. Die Red.
[5]) Sibrée: Madagascar. Leipzig 1881, S. 322.

[1]) Bijdragen tot de t.-, l.- v. v. Ned.-Indië, VI. r., 5. d., 1898.
[2]) Vgl. Literaturbericht Nr. 32 des vorigen Jahrganges dieser Mittheilungen. [S. 265, Z. 21, ist daselbst natürlich statt „eine“ „keine“ zu lesen.]
[3]) (ng)ilmu ist wie ngelmu die Ngokoform des Kråmå (ng)ilmi, ngelmi; vom arabischen 'ilm, Wissenschaft, Kunst.
[4]) Friedrich schreibt in seinem „voorloopig verslag van het eiland Bali“, S. 43, dass es dort liaks gebe, Menschen, die durch Kenntnis eines gewissen mantra (Zauberformel; vom skr.; auch jav.) ihre Gestalt verändern und sich auch unsichtbar machen können. In einer Note auf S. 436 des V. Bandes der Tijdsch. v. I. t.-, l.- v. heisst es: Der leak spielt auf Bali eine grosse Rolle, aber auch auf Java ist er nicht minder bekannt.
[5]) Vom arabischen 'azimat.

Zunge die Wunde zuleckt. Durch Nennung des (menschlichen Namens des betreffenden tau[1]) mepongkŏ kann man sich vor dem Anfalle schützen, der indes nur aus Hunger und Rachsucht geschieht.

Aeussere Kennzeichen des wong (kråmå: tiyang) gaḍungan sind: 1. Fehlen des Grübchens oberhalb der Oberlippe, 2. Fehlen der Fersen, 3. können die wong gaḍungan dem, mit dem sie sprechen, nicht in's Gesicht sehen; der Grund davon ist wohl das Bestreben, den Mangel 1 zu verbergen. Häufig gehen sie als Bettler herum und fallen dann Jeden an, der ein Almosen verweigert. Der tau mepongkŏ unterscheidet sich von gewöhnlichen Menschen nur durch hervortretende, unstete, bisweilen grüne Augen, sein Schlaf ist unruhig, Feuerfliegen kommen oft aus seinem Munde u dgl. m. Dass es Leute gibt, die von der Werwolfschaft heilen können, ist sicherlich keine echt toradja'sche Anschauung.

Während der Mensch, der die Werwolfseigenschaft besitzt, schläft oder mitten in der Arbeit ist, verlässt sein lamboyo den Leib und sucht in Thiergestalt seine Beute, stets nur alleingehende Menschen, aus Furcht, erkannt zu werden. Sowie er sich seinem Opfer nähert, verlassen dieses seine Kräfte, worauf der Werwolf menschliche Gestalt annimmt (sein reeller Leib ist indessen zu Hause[2]); in diesem Falle wäre also weder Gestaltveränderung noch „zielsverhuizing" anzunehmen, sondern Gestaltannahme, „Wolfwerdung"), sein Opfer zerstückelt, die Leber verzehrt, dann wieder die Stücke zusammenfügt und durch Belecken wiederbelebt. Der Leberlose geht ohne Ahnung von all' dem Geschehenen nach Hause, stirbt aber natürlich nach einigen Tagen. Wird ein Werwolf ertappt, so ist seine Strafe der Tod, wofern er sich nicht durch ein Gottesurtheil (Probe mit siedendem Harz) reinigt, wo dann über den Ankläger eine Busse verhängt wird.

Zum Schlusse sucht Kruijt die Erklärung für den Werwolfglauben zu geben. Er meint, dass das lamboyo nichts ist als der mit einem unsichtbaren Werwolfgifte (vielleicht ein Bacillus!) inficirte „Lebensäther". Die Seele des Toradja besteht, wie ich in der Monats-Versammlung der Anthropologischen Gesellschaft vom 13. Februar 1900 (nach Kruijt's Aufsätzen in den „Mededeelingen van het Nederl. Zendelingsgenootschap") mittheilte, aus inosa, dem physiologischen Lebensprincip (Athem) (beim Tode zum Wind zurückkehrend wie das nias'sche noso[3])), angga, dem psychologischen Lebensprincip (nach dem Tode fortlebend), und tanoana, der Substanz, wodurch der materielle Mensch seine Lebensäusserungen vollzieht, genau das nias'sche aloloa dôdo, ein Mensch für sich selbst oder besser der Mensch in Person, während der übrige Körper nur Bedeckung ist; man fühlt, denkt damit, er ist fröhlich, traurig, müd, hungrig und endlich todt[1]) — aber auch der Toradja ist todt, wenn sein tanoana vernichtet ist; dieses tanoana ist der „Lebensäther" Kruijt's[2]); er ist naturgemäss im Umfange unbegrenzt, verstärkbar durch Aufnahme anderer tanoana's, und das ist der Zweck, warum der Werwolf die Leber frisst, den vornehmsten Bestandtheil der Eingeweide, die nächst dem Kopf[3]) in erster Linie als Sitz der Seele gelten, wie aus den geläufigen indonesischen Vorstellungen von nächtlich umherschweifenden Köpfen mit daranhängenden Eingeweiden hervorgeht. Mit Recht bemerkt daher Kruijt, dass Vampyr- und Werwolfglauben Aeusserungen einer und derselben Vorstellung sind, einer Vermuthung, die ich von Hovorka v. Zderas soeben auch für Europa ausgesprochen finde[4]). Beachtenswerth ist wohl auch, dass der dayakische radja hantuën nach Grabowsky[5]) radja haramaung, „Tigerkönig", heisst. Jedenfalls fliessen all diese Vorstellungen vielfach ineinander und eine genaue Trennung ist kaum möglich.

Ueber das Vorkommen der Metamorphose nach dem Tode sind die javanischen Berichte uneinig. Einerseits wird behauptet, dass dies 40 Tage nach dem Begräbnis stattfinde; doch ist ein solcher simå lĕluhur[6]) nicht böswillig. Uebrigens wurde auf dem Grabe Jemandes am siebenten Tage nach dem Begräbnis ein Tiger hockend angetroffen, ein Factum, das in einer Mittheilung Favre's[7]) ein Analogon findet, dass bei den Pawangs die Seele am siebenten Tage in einen Tiger fährt — wohl besser: Tigergestalt annimmt. Das nias'sche aloloa dôdo lebt nach dem Tode in Spinnengestalt fort und wird als solche verehrt.

Zuletzt hebt Kruijt hervor, dass bei der Werwolfvorstellung die Furcht vor wilden Thieren nicht Grundveranlassung ist, da es ausser dem Krokodil in Celébes keine reissenden Thiere gibt und dieses im Werwolfglauben keine Rolle spielt. Auch auf Timor, wo es keine Königstiger gibt, findet man alläut's (swangi's), die sich in Hunde, Katzen oder dergl. verändern[8]). Indes sind ja die Timoresen ebensowenig wie die Toradja

---

[1]) = Mensch.

[2]) So auch Tijdsch., Bd. XXVI., S. 304: Der Körper des Schlafenden — die Veränderung findet nämlich stets Nachts statt — bleibt, um das Trügerische zu vollenden, zu Hause auf dem bale-bale (Bank) liegen (auf Java).

[3]) Vgl. Chatelin, Godsdienst en bijgeloof der Niassers, Tijdsch. v. I. t.-, l.- v., XXVI. Bd., S. 142. Die Red.

[1]) Ib. S. 155.

[2]) Vielleicht ist auch das „lati lo oloto" der Gorontalesen etwas Derartiges. (Riedel, De bekentenis van eenen Holontaloschen ponggoh, Tijdsch , XVII., S. 270.) Jedenfalls ist ponggoh identisch mit unserem pongkŏ (in mepongkŏ; Bareë u. Parigi).

[3]) Tanoana heisst nach Kruijt's Woordenlijst der Bareë-taal „Scheitel"; da die Seele im Scheitel eben einen Hauptsitz hat, so geschieht auch die Ansteckung (s. oben) an diesem Körpertheile. Vgl. „Mededeel. v. h. Ned. Zend.-Gen.", XLII, S. 42 f. Pongkŏ bedeutet übrigens im Kolawi Scheitel (Kruijt, l. c., i. v. tanggude).

[4]) Zeitsch. f. österr. Volksk., 1900, Heft 1, S. 15, 16. Tau mepongko bedeutet übrigens in „Med. Ned. Zend.-Gen.", XLII, S. 49 „Hexen" (Tosada).

[5]) Int. Archiv. f. Ethn., I, S. 133; jav. antu(w)an.

[6]) Von luhur, nobilis; lĕluhur, luluhur, Ahnen; also Ahnentiger, nach der westindonesischen Composition, bezw. Determination (nomen determinans hinter dem determinatum).

[7]) Journ of the Ind. Arch , III., S. 116.

[8]) Tijdsch. v. Ned.-Indië, 1845/III, S. 288. — Die Namen leak, alläut, aloloa, oloto, tanoano (vgl. auch das nikobar. manlōĕnĕ) klingen ziemlich ähnlich; Herr Brandes könnte einmal die bezüglichen Sprachen als Fortsetzung seiner „Proefschrift" behandeln; zwar ist, abgesehen von Nias, das Material noch recht dürftig, doch das Resultat würde jedenfalls die Arbeit lohnen.

ur-autochthon, und mit dem gegebenen Argument widerspricht sich Kruijt selbst, wenn er wieder sagt, dass der Werwolfglaube der Toradja eine ältere Entwicklungsstufe darstellt.

Besuch einer neuen diluvialen Fundstelle und des städtischen Museums in Krems.

Von

Prof. Dr. Moriz Hoernes und Prof. Dr. Rudolf Hoernes.

Schon am 24. März l. J. verständigte der um die Erforschung der Urgeschichte Niederösterreichs bekanntlich so wohlverdiente Herr P. Lambert Karner, derzeit Pfarrer in Brunnkirchen, das Secretariat der Anthropologischen Gesellschaft von der Entdeckung einer neuen Fundstelle des diluvialen Menschen im Löss von Krems und forderte dringend zu einem Besuche derselben auf. Gleichzeitig berichtete darüber an die k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale der Conservator derselben Herr Dr Anton Kerschbaumer, Propst und Stadtpfarrer in Krems.

Der Ausschuss unserer Gesellschaft beschloss, der Einladung P. Karner's durch Entsendung des erstgenannten Verfassers dieser Zeilen, welchem sich der zweitgenannte anschloss, zu entsprechen. Zuerst in Folge schlechter Witterung, dann wegen des Eintrittes der Osterfeiertage verzögerte sich unsere Excursion bis zum 20. April, wodurch jedoch nichts versäumt wurde, da, wie sich zeigte, die Arbeiten schon seit Wochen eingestellt waren und alles zur Rettung und Bergung der Funde Nöthige ohnedies von den beiden genannten Personen, namentlich von dem stets am Orte anwesenden Herrn Propst Dr. Kerschbaumer, vorgekehrt worden war.

Von den Herren Bezirkshauptmann J. R. v. Hoch, Propst Dr. Kerschbaumer und Pfarrer P. L. Karner schon auf dem Bahnhofe empfangen, wurden wir zunächst in die Propstei geleitet, wo in der Pfarrkanzlei und in der Bibliothek die neuesten Funde aus dem diluvialen Lagerplatze ausgelegt waren. Schon auf den ersten Blick mussten wir erkennen, dass es sich hiebei um eine höchst beachtenswerthe Entdeckung handelte, und mit steigender Freude gewahrten wir, dass nichts fehlte, was nöthig schien, um dieser Fundstelle einen ehrenvollen Platz neben den berühmten und naheliegenden Lössstationen von Zeiselberg, Willendorf und Aggsbach[1]) zu sichern. Namentlich fiel uns sofort die grosse Menge wohlerhaltener Skeletreste von Elephas primigenius auf, unter welchen sich insbesondere zwei riesige Schulterblätter, kolossale Röhrenknochen und losgegangene Epiphysen derselben, sowie ein ganz vortrefflich conservirter Unterkiefer auszeichneten. Diese und zahlreiche andere Knochen (Halswirbel, Rippen, Fusswurzeln etc. etc.) stammten von verschieden alten Individuen und trugen zum Theile die charakteristischen alten, durch ihre Lössincrustation von den neueren, beim Ausgraben entstandenen „Kratzern" und Kerben leicht unterscheidbaren Schnittspuren, welche von der Ablösung des Fleisches mit Feuersteinmessern herrühren und bezeugen, dass die Thiere einst dem Menschen als Nahrung dienten. Sehr deutlich waren diese Marken z. B. unterhalb des (abgebrochenen) aufsteigenden Astes an der erwähnten Kinnlade und an einem Rippenstücke, wo sie convergirende Gruppen paralleler Linien bildeten Von ernstlichen neueren Beschädigungen war kaum etwas wahrzunehmen, und es bestätigte sich, was uns auch sonst versichert wurde, dass die Blosslegung der grossen Stücke mit schonender, geschickter Hand, zum Theile durch eifrige Studirende aus Krems, vorgenommen worden war.

Zu den Schnittmarken gesellten sich aber noch handgreiflichere Spuren der Anwesenheit des Menschen: schöne handgrosse Proben aus der Culturschichte, bestehend aus mit Asche und Kohlenstückchen reichlich gemengtem Löss, ferner zahlreiche Abfälle der Steinmanufactur und typische paläolithische Steinwerkzeuge. Es wiederholen sich hier alle Erscheinungen, welche namentlich in Willendorf so umfassend beobachtet werden konnten: Das Ueberwiegen der nicht in bestimmte Form gebrachten Abfallsplitter und Schlagstücke, die relative Seltenheit feingeformter oder überhaupt retouchirter Späne, die ziemlich wahllose Verwendung verschiedenen, meist minderwerthigen, aus der Nähe stammenden Materiales, worunter gelber Hornstein und rother Jaspis an Güte voransteht, während echter Feuerstein gänzlich fehlt, aber auch Quarzit u. dgl. durch Zuschlagen geformt wird. Ferner gehört hieher das Vorkommen grosser rundlicher Serpentingeschiebe aus der Donau, welche als Schlagsteine verwendet wurden, aber weniger ausgedehnte Schlagflächen zeigen als in Willendorf, und sphärischer Knollen aus Quarzit u. dgl., welche theils ganz, theils zertrümmert sind.

Aus der Propstei begaben wir uns in das städtische Museum, welches in der ehemaligen Dominikanerkirche, einem alten und schönen gothischen Baue, untergebracht ist. Dieser enthält im einstigen Presbyterium das städtische Theater, in der dreischiffigen Halle, die in zwei Stockwerke getheilt ist, unten einen Feuerwehrdepôtraum, oben das Museum. Der letztere Raum hatte früher als Speicher gedient, ist aber gegenwärtig, insbesondere durch die Energie und Munificenz des

[1]) Zeiselberg: G. Graf Wurmbrand, Ueber die Anwesenheit des Menschen zur Zeit der Lössbildung (Bd. XXXIX der Denkschr. d. math.-naturw. Cl. d. kais. Akademie d. Wissensch). Wien 1879.

Willendorf: J. Szombathy, Eine paläolithische Fundstelle im Löss bei Willendorf in Niederösterreich (diese „Mittheilungen", XIV, S. [35]. — L. H. Fischer, Paläolithische Fundstellen in der Wachau (Niederösterreich) (Mittheilungen der k. k. Central-Commission, XVIII, 1892, S. 138). — Derselbe, Paläolithische Fundstelle im Löss von Willendorf (diese „Mittheilungen", XXVI, S. [13]).

Aggsbach: L. H. Fischer, Fundstellen in der Wachau (l. c. S. 142 f.).

Vgl. ferner J. N. Woldřich, Reste diluvialer Faunen und des Menschen aus dem Waldviertel Niederösterreichs in den Sammlungen des k. k. naturhistor. Hofmuseums in Wien (Bd. LX der Denkschr. d. math.-naturw. Cl. d. kais. Akademie d. Wissensch.). Wien 1893 (Willendorf, S. 3—14, Aggsbach, S. 14—17).

Herrn Propstes Dr. Kerschbaumer, welcher für die innere Ausschmückung durch gemalte Fenster und Wandmalerei sorgte, würdig umgestaltet und präsentirt sich nicht nur seinem Zwecke entsprechend, sondern sogar eigenthümlich anziehend und stimmungsvoll.

Von dem aus historischer Zeit stammenden, reichen Inhalte des Museums, welcher durchaus gut aufgestellt und etiquettirt ist, soll hier nicht weiter die Rede sein[1]); wir ziehen nur die vorgeschichtlichen Funde in Betracht. Die Hauptmasse derselben, meist Paläolithisches, daneben gute neolithische Sachen und noch jüngere Thongefässe, füllen einen Nebenraum des rechten Seitenschiffes; die übrigen Gegenstände aus der Bronzezeit, ersten Eisenzeit, Römerzeit und Mittelalter sind in den beiden ersten Vitrinen des Mittelschiffes untergebracht. Das erstere Gelass strotzt jetzt förmlich von diluvialen Lössfunden. Ausser der neuen Station ist namentlich Willendorf gut vertreten; auch Höhlenfunde liegen reichlich vor (aus der Gudenushöhle, Eichmaierhöhle, Schusterlucke)[2]).

Die Hauptsache bildet aber nach Zahl und Bedeutung das Material aus der neuen Fundstelle in Krems selbst. Bei der Kürze der Zeit und der von dem beschränkten Raume dictirten, gedrängten Anhäufung des Stoffes konnten wir diesen nicht so genau durchnehmen, wie die Funde in der Propstei. Die Knochen liegen in vergitterten, fast bis zur Decke reichenden Regalen übereinander geschichtet; die Steinwerkzeuge waren zum Theile in Schachteln verwahrt, zum Theile auf Tabletten befestigt. Wir hätten zuerst die ganze Aufstellung umstürzen müssen und dann mehrere Tage gebraucht, um Alles nach Gebühr zu besehen. Für einen ersten Ueberblick sind die Funde jedoch hinlänglich wohlgeordnet, deutlich sichtbar und vor Allem ausreichend etiquettirt. Wir sahen auch hier wieder massenhaft Mammutknochen, Stosszähne und Backenzähne von alten Thieren, besonders aber viele Reste von jungen Individuen, die, wie es scheint, hauptsächlich Gegenstand der Erbeutung gewesen sind. In dieser Beziehung gleicht die neue Fundstelle vollkommen der von Graf Wurmbrand beschriebenen Lagerstätte von Zeiselberg, wo ebenfalls neben dem Mammut alle anderen Thiere zurücktreten. Von Bos primigenius Boj., den Makowsky aus einem Wirbelfragmente bestimmte, konnten wir nichts Auffälliges bemerken.

Unter den neolithischen Fundstellen der Umgebung, die im Museum vertreten sind, befinden sich ebenfalls mehrere neue; auf eine derselben werden noch grosse Hoffnungen gesetzt, deren Realisirung wir im Interesse der heimischen Urgeschichtsforschung dringend wünschen möchten; denn gut untersuchte Ansiedelungen der jüngeren Steinzeit sind noch immer nichts Gewöhnliches in unseren Landen. Das merkwürdigste neolithische Fundstück im Kremser Museum ist die Schneidehälfte eines sehr grossen, polirten nordischen Feuersteinbeiles vom Berge Heiligenstein bei Zöbing im Kampthale. Das Material ist echter, grauer Kreidefeuerstein; die Form bezeugt echt nordische, vorzügliche Arbeit, und so liefert das Stück einen kleinen Beitrag zu dem jetzt häufiger discutirten Capitel des neolithischen Handels und Verkehres.

Einige Reihen früh-eisenzeitlicher Thongefässe aus dem Brandgräberfelde vom Bahnhofe in Hadersdorf am Kamp[1]) seien nur beiläufig erwähnt. Ebenso kurz wollen wir der Bronzen gedenken. Das Museum hat deren nicht viele, aber doch manches bemerkenswerthe Stück. Unter der Bezeichnung „Bronzeringe aus der Celtenzeit, gefunden im Tulnerfelde", sind zwölf offene Halsringe mit auswärts umgerollten Enden ausgestellt, welche nach Form und Arbeit (rohe, unfertige Schmiedearbeit) sicher aus dem Depotfunde von Aspern im Tullnerfelde stammen. Dort wurden im Jahre 1872 nach E. v. Sacken[2]) 68 solche Ringe ausgegraben, wovon nur 30 in das k. k. Münz- und Antikencabinet gelangten. Ein Theil des wie immer bei derlei Funden zerstreuten Restes ist somit wieder entdeckt.

Ferner citiren wir ein schönes, circa 60 cm langes Bronzeschwert vom sogenannten „Donautypus" (Naue's „baierischem Typus") der jüngsten Bronzezeit mit flacher, von einem kleinen Knopf überragter Knaufplatte und drei Bändern am Griffe, zwischen welchen Spiralornamente eingepunzt sind. Unterhalb des Griffes ist die Schneide beiderseits ein Stück lang sägeförmig gezähnt. Diese schöne Waffe wurde 1898 in Stockstall am Wagram ausgegraben.

Von ungewöhnlicher Form sind zwei einschneidige Bronzemesser. Das eine aus Dürnstein, circa 14 cm lang, hat eine sonst nur bei Dolchklingen vorkommende breite, für Nieten durchbohrte Griffzunge mit Randleisten; das andere, circa 12 cm lang, ist 1890 in Willendorf gefunden worden und hat statt der gewöhnlichen sanften Krümmung des Rückens einen stumpfen Winkel in der Mitte desselben, ferner eine rhombische kurze Griffzunge mit Niete.

Mehrere Bronzebeile zeigen den in Niederösterreich sehr häufigen Typus mit herzförmigem Ausschnitte für das gespaltene Schaftende. Eines dieser Stücke, 14 cm lang, wurde auf dem Berge Seiberer bei Weissenkirchen in der Wachau gefunden, ein nahezu ganz gleiches 1887 im Reichaueramt (Mitte zwischen Kremsfluss und Donau im Norden der Wachau). Das schönste dieser Beile, 18 cm lang, ist 1873 bei der Felsensprengung im Donaubette nächst der alten Dampfschifflandungsstelle in Krems von einem Geniesoldaten gefunden worden.

Das seltenste Stück in diesem Theile der Sammlung ist eine 5·5 cm lange bronzene Pfeilspitze

[1]) Vgl. darüber Julius Beneš, Das städtische Museum in Krems a. d. Donau, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (Berlin), VIII, 1898, S. 309—313. Die Red.

[2]) Gudenushöhle: P. L. Hacker, Die Gudenushöhle, eine Renthierstation im niederösterreichischen Kremsthale (diese „Mittheilungen", XIV, S. 145). — Woldřich, l. c. S. 21.
Eichmaierhöhle: l. c. S. 41.
Schusterlucke: l. c. S. 46.

[1]) J. Spöttl, Das Urnengrabfeld von Hadersdorf am Kamp in Niederösterreich (diese „Mittheilungen", XIX, S. [168]).

[2]) E. v. Sacken, Ueber Ansiedelungen und Funde aus heidnischer Zeit in Niederösterreich. Sitzungsber. d. phil.-hist. Cl. d. kais. Akademie d. Wissensch. LXXIV, 1873, S. 614.

mit Dülle, zwei Widerhaken am breiten Blatte, einem dritten am Düllenende und mit einer starken Ringöse diesem Haken gegenüber, gefunden in Königsbrunn am Wagram. Bronzene Düllenpfeilspitzen mit breitem Blatte und Widerhaken sind aus dem Waldviertel seit Langem bekannt, z. B. aus Klein-Meiseldorf und Limberg bei Eggenburg. Auch solche mit einem dritten Widerhaken am Ende der Dülle kommen dort vor (vgl. z. B. das Stück aus Dreieichen bei Horn, v. Sacken, Ansiedelungen und Funde, Taf. II, Fig. 48). Aber keines dieser oder der sonst bekannten Exemplare zeigt etwas wie die henkelförmige Oese der Pfeilspitze von Königsbrunn.

Nach der Besichtigung des Museums, die wir am Nachmittage wiederholten, besuchten wir unter Führung der Herren Propst Dr. Kerschbaumer, Prof. Dr. Strobl nnd Pfarrer P. Karner die neue diluviale Fundstelle. Dieselbe liegt unmittelbar vor dem ehemaligen „Wachterthore", an der Stelle, wo die Siedelung von Krems am höchsten hinaufreicht auf den Lössrücken zwischen dem tiefeingewaschenen Kremsthale und dem Donauufer. Den Kamm dieses Rückens decken Weinpflanzungen, und die Partie unmittelbar vor dem abgetragenen Stadtthore war Gemeindebesitz. Der Ort heisst „Hundssteig". Von diesem städtischen Weingartenterrain wurde 1893 und 1899—1900 Löss weggeführt; im ersteren Jahre durch die Gemeinde zu Bodenausfüllungen beim Inundationsdamm, in der letzteren Zeit im Auftrage der Donauregulirungs-Commission zur inneren Verstärkung des Inundationsdammes, wobei das Material von der Gemeinde überlassen wurde. Bei der letzteren Unternehmung wurden mit einem Kostenaufwande von circa K 30.000 mindestens 10.000 kbm Erde abgegraben und weggeführt. Bei beiden Grabungen wurden diluviale Thierknochen und Culturreste des oben beschriebenen Charakters gefunden und dem städtischen Museum einverleibt.

In Folge dieser Arbeiten präsentirt sich die Fundstelle jetzt als ein 10—11 m tiefer, sehr breiter Einschnitt, der schon wenige Meter oberhalb der Schwelle des Wachterthores einen freien Ausblick in das tief unten liegende Kremsthal gewährt. In der stehengebliebenen Lösswand zur Linken sind circa 1·5 m über der Sohle der Ausgrabung Reste der Culturschichte sichtbar, welche sich horizontal in den Lösskörper hineinzieht. Wir verfolgten diese Spuren an dem natürlichen Gehänge gegen das Kremsthal noch auf eine Strecke von beiläufig 50 Schritte. Diese Partie des Terrains ist Pfarrweingarten, also Privatbesitz und daher bei den Grabungen unberührt geblieben.

Die im Museum aufbewahrten Thierknochen stammen keineswegs sämmtlich aus dieser Schichte, sondern theilweise aus höheren Horizonten. So sollen die früher erwähnten grossen Schulterblätter vom Mammut, die wir in der Propstei sahen, etliche Meter über der Culturschichte gefunden worden sein. Doch war die letztere, nach der Versicherung der Augenzeugen, während der ganzen Abgrabung stetig zu verfolgen und lieferte wohl Alles oder das Meiste an Steinartefacten und Knochen mit Schnittspuren. Eine genaue Ermittlung der einzelnen Lagerstellen ist nicht erfolgt und wäre auch nach der Art der Arbeit schwer durchzuführen gewesen. Jetzt ruht die letztere; es ist aber anzunehmen, dass noch ferner hier Lössmaterial für ähnliche Zwecke gewonnen und dabei weitere werthvolle Funde gemacht werden dürften. Die Anwesenheit, Einsicht und Energie der wiederholt genannten Persönlichkeiten bürgen dafür, dass die Wissenschaft dabei nicht leer ausgehen wird.

Nachmittags unternahmen wir von der neuen Fundstelle aus einen weiteren Rundgang durch die Hügellandschaft im äussersten Winkel zwischen Kremsfluss und Donau. Wir passirten die alte Ziegelgrube, aus welcher zahlreiche Knochenfunde im Museum liegen. Es sind zumeist Reste vom Pferde, und nur durch genauere Untersuchung könnte ermittelt werden, ob es wirklich Lössknochen sind. Dann stiegen wir weiter empor über die bekannten, durch ihre Höhenlage merkwürdigen Flussschotterbildungen und gelangten zuletzt auf eine Gneiskuppe, welche sich, entgegen der Vermuthung Pater Lambert's, als natürliche Bildung erwies. Von hier genossen wir eine entzückende Rundschau über die in zarte Frühlingsfarben gekleidete Landschaft, die uns für den Entgang des verheissenen Erdwalles reichlich entschädigte.

Konnten wir das oben Geschilderte auch nur flüchtig schauen und reicht die Ausbeute von der neuen diluvialen Fundstelle quantitativ auch nicht entfernt an die Masse der durch mehrere Jahre hindurch systematisch gewonnenen Willendorfer Funde heran, so gab uns unsere Excursion doch die freudige Gewissheit, dass unmittelbar vor den Thoren von Krems, also an gut behüteter Stelle, eine neue, für die Coexistenz des Menschen mit dem Mammut beweisende Localität aufgeschlossen worden ist, die in unserer Wissenschaft noch oft genannt werden wird. Den Herren Propst Dr. Kerschbaumer, Pfarrer Karner und Prof. Dr. Strobl gebührt der beste Dank für ihre Bemühungen um diese Stelle, sowie wir ihnen auch persönlich für ihr Entgegenkommen bei unserem Besuche derselben und dem Studium der Funde aufrichtig erkenntlich sind.

Internationaler Congress der Prähistoriker in Paris 1900.

A. Bertrand als Präsident und R. Verneau als Generalsecretär des Organisationscomités für die zwölfte Session des „Internationalen Congresses für prähistorische Anthropologie und Archäologie" laden alle Freunde der prähistorischen Forschung zu der genannten Versammlung ein, welche anlässlich der Weltausstellung und in Verbindung mit derselben vom 20. bis zum 25. August d. J. in Paris stattfinden soll. Die Eröffnungssitzung wird im grossen Saale des „Congresspalastes" der Weltausstellung vor sich gehen, die übrigen im Collège de France. Der Mitgliedsbeitrag beträgt Frcs. 15 und berechtigt zu dem Bezuge der Congressberichte und zum Genuss anderweitiger Vortheile (ermässigter Eisenbahnbillets in Frankreich etc.).

Die Berathungen sind natürlich vollkommen frei, doch schlägt das Comité gewisse Programmpunkte vor, um welche sich Vorträge und Discussionen mit besonderem Erfolge bewegen könnten. Diese Punkte sind folgende:

I. Anwendung der vergleichenden Anatomie und der Paläontologie auf die Frage vom Ursprung des Menschen. (Neu entdeckte fossile Affen und Halbaffen; anatomische Thatsachen, welche das Verhältnis zwischen Halbaffen, Affen und Menschen in phylogenetischem Sinne beleuchten.)

II. Beginn der älteren Steinzeit. (Discussion der Frage, ob gewisse geschlagene Steinwerkzeuge Indiens, Englands, Belgiens, Frankreichs u. s. w. älter sind, als die Periode der wärmeliebenden grossen Dickhäuter: Flusspferd, Elephas antiquus, Rhinoceros Merckii etc.)

III. Vergleichung menschlicher Artefacte aus quartären Alluvionen Westeuropas mit analogen Fundstücken aus anderen Ländern. (Sind die anscheinend paläolithischen Werkzeuge Aegyptens und anderer Gebiete der alten und der neuen Welt wirklich gleichen Alters mit den formverwandten westeuropäischen Stücken? Dafür sollen nicht nur die Typen, sondern die genaue Altersbestimmung der Lagerstätten massgebend sein.)

IV. Uebergang von der älteren zur jüngeren Steinzeit. (Dieser scheint nach den Untersuchungen in der Höhle Mas d'Azil, in Campigny, im Departement Yonne, in Schottland etc. ein unmerklicher gewesen zu sein. Aber vermuthlich geschah er an den einzelnen Orten auf verschiedene Art und zu verschiedener Zeit. Es empfiehlt sich daher, alle neuen Entdeckungen, welche zur Lösung dieser Frage beitragen können, bekanntzugeben und die Archäologie durch stratigraphische und paläontologische Beobachtungen zu unterstützen.)

V. Beschreibung von Pfahlwerken in verschiedenen Theilen Europas und Vergleichung derselben mit den Seedörfern der Alpen. (Gleichzeitige Grabstätten, Parallelismus der See- und Landfunde?)

VI. Uebergang zur Metallzeit. (Gab es eine Kupferzeit? Neue Beobachtungen und chemische Analysen wären sehr erwünscht.)

VII. Beziehungen der sogenannten „mittelländischen" Cultur 1. zur ägäischen und mykenischen, 2. zu den analogen Culturen Mitteleuropas. (Die neuesten Funde in Aegypten sind für diese Frage noch nicht verwerthet. Hauptsache wäre es, das europäische oder asiatische Verbreitungscentrum der industriellen und künstlerischen Typen, welche gegen das Ende der jüngeren Steinzeit neu auftreten, festzustellen.)

VIII. Räumliche Ausbreitung, Eintheilung und Chronologie des zweiten Eisenalters. (Die Ausdehnung der La Tène-Cultur ist, besonders gegen Südwest und Nordost, noch unsicher; eine Fundkarte wäre wünschenswerth. Tischler's bekannte Eintheilung scheint einer Revision bedürftig; die Zeitgrenzen müssen für jedes Gebiet besonders festgestellt werden, wozu vielleicht die Funde rothfiguriger griechischer Vasen und barbarischer Münzen benützbar sind.

IX. Anatomische Merkmale des primitiven Menschen und der prähistorischen Rassen. (Die prähistorischen Rassenmerkmale sind nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu erklären. Neue Untersuchungen über den „Pithecanthropus".)

X. Anwendung ethnographischer „Survivals" zur Beleuchtung prähistorischer Sitten und Zustände. (Untersuchungen in jüngster Zeit lieferten aus Melanesien, Australien, Südamerika u. s. w. interessantes Material zu solchen Studien.)

XI. Wie weit berechtigen uns archäologische oder ethnographische Analogien zur Annahme prähistorischer Handelsbeziehungen oder Wanderungen? (Unterscheidung der Thatsachen, welche gleiche Cultur, und jener, welche gleiche Rasse bezeugen.)

Wie man sieht, umfassen diese Punkte ein weites Gebiet, theils Tagesfragen, die durch neue wichtige Entdeckungen actuell geworden sind, theils alte zähe Probleme der Prähistorie und der urgeschichtlichen Anthropologie. Die Punkte I und IX gehören eigentlich zusammen als Aufgaben für die physische Anthropologie. Sie erscheinen aber getrennt, weil — die Dreitheilung der Anthropologie auch hier zum Ausdrucke bringend — Nr. I an die Paläontologie des physischen Menschen, II—VIII an die prähistorische Archäologie in engerem Sinne, IX—XI (Nr. IX aber in nicht ganz glücklicher Form) an die Ethnologie sich wenden. In der That bedarf die Urgeschichte des Menschen der Collaboration dieser drei Kräfte. In der Mitte steht aber mit Recht auf dem breitesten Raume die Untersuchung und Deutung der archäologischen Thatsachen. Dass die Lösung der Frage des physischen Ursprunges entschieden im Sinne der Descendenzlehre gesucht wird, ist auf französischem Boden ganz natürlich. Hier wirft man die Angel weit über den Punkt hinaus, wo sie später niedersinkt. Auch die letzte Frage scheint von einem sehr schwer erfüllbaren Wunsche dictirt zu sein. Dagegen sind die speciell archäologischen Fragen klar und präcise formulirt, ruhen auf solider Grundlage und haben didactischen Werth. Man erkennt die Hände der namhaftesten Arbeiter, welche Frankreich auf diesem Gebiete besitzt, ihren Ernst und ihre lebhaften Interessen.

Vorträge sollen bis zum 1. Juli Herrn Dr. R. Verneau (rue Broca 148) angekündigt werden; Ausstellungsobjecte für dieselben können im Sitzungssaale Platz finden. Besonders erwünscht ist frühzeitige Anmeldung für die Excursionen, deren vier (zu je Frcs. 30 Tageskosten) geplant sind: 1. nach Mittel-, Südwest- und Südfrankreich; 2. in die Bretagne; 3. nach Amiens und Abbeville; 4. in die Umgebungen von Paris. Die erste soll die grösste sein und drei Partien (zu 6, 5 und 6 Tagen) umfassen, die zweite 6—8, die dritte 2 Tage dauern. Man wird unter der Führung der besten Specialkenner Höhlen und Alluvionen, Wohn- und Werkstätten, megalithische Denkmäler und Verschanzungen, Museen und Privatsammlungen besuchen, und der ganze Reichthum Frankreichs an Fundorten und Fundtypen wird sich vor den Theilnehmern dieser Ausflüge entrollen. Wir wünschen der zwölften Session des internationalen prähistorischen Congresses, der seit 1892 (Moskau) geruht, das allgemeinste Interesse und den besten Erfolg. **Prof. Dr. M. Hoernes.**

Vorstand und Mitglieder

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien 1900.

Protector:

Seine kaiserliche und königliche Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este.

A. Vereinsleitung und Ausschuss.

Präsident:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg** (seit 1882), zugleich Ehrenpräsident (1895).

Vice-Präsidenten:

Dr. Karl Ritter **Brunner v. Wattenwyl** (seit 1888).
Dr. Karl Theodor v. **Inama-Sternegg** (seit 1894).
Dr. Karl **Toldt** (seit 1898).

Erster Secretär:

Dr. Wilhelm **Hein** (seit 1900).

Zweiter Secretär:

Franz Ritter v. **Hopfgartner** (seit 1899).

Rechnungsführer:

Dr. Otto **Müller** (seit 1891).

Cassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser** (seit 1891).

Ausschussräthe:

Franz **Heger** (seit 1899).
Dr. Moriz **Hoernes** (seit 1890).
Dr. Vratoslav **Jagić** (seit 1900).
Felix **Kanitz** (1870—1874, neuerdings seit 1879).
Dr. Josef **Karabacek** (seit 1872).
Felix **Karrer** (1876—1884, neuerdings seit 1887).
Dr. Matthäus **Much** (1871—1876, neuerdings seit 1884).
Dr. David Heinrich **Müller** (seit 1887).
Karl **Penka** (seit 1890).
Dr. Leopold v. **Schroeder** (seit 1900).
Josef **Szombathy** (seit 1887).
Dr. Wilhelm **Tomaschek** (seit 1890).
Dr. Sigmund **Wahrmann** (seit 1883).
Hans Graf **Wilczek** (seit 1870).
Dr. Johann Nep. **Woldřich** (seit 1887).
Gundaker Graf **Wurmbrand-Stuppach** (seit 1870).
Dr. Emil **Zuckerkandl** (1878—1883, neuerdings seit 1889).

Rechnungs-Censoren:

Dr. Moriz **Bruck.**
Alois Raimund **Hein.**

Anmerkung. Die Zahlen in der Klammer bedeuten das Jahr der Ernennung, resp. des Eintrittes. Correcturen, resp. Ergänzungen dieser Angaben erbittet sich die Redaction der Mittheilungen unter der Adresse: Wien, I. Burgring 7.

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

1. Seine k. u. k. Hoheit Erzherzog **Josef,** Alcsúth, Ungarn (1895).
2. Adolf **Bastian** in Berlin, SW. Königgrätzerstr. 120 (1884).
3. Gustav **Fritsch** in Berlin (1895).
4. Ernst **Haeckel** in Jena (1872).
5. Hans **Hildebrand,** Reichsantiquar, Statens historiska Museum in Stockholm (1895).
6. Benjamin **Kállay de Nagy-Kálló** in Wien, I. Johannesgasse 5 (1895).
7. Julius **Kollmann** in Basel (1895).
8. John **Lubbock,** Esq., in High Elms (1895).
9. Oskar **Montelius,** Professor und Conservator in Stockholm (1898).
10. Sophus **Müller** in Kopenhagen (1895).
11. J. W. **Powell** in Washington, D. C., U. S. A. (1884).
12. Johannes **Ranke** in München (1895).
13. Wilhelm **Reiss** in Schloss Könitz [Thüringen] (1889).
14. Hjalmar **Stolpe,** Conservator in Stockholm (1898).
15. Franz **Tappeiner** Edler v. **Tappein,** Schloss Reihenbach bei Meran (1900).
16. Edward B. **Tylor,** Esq., in Oxford (1895).
17. Praskovja Sergejewna Gräfin **Uwarow** in Moskau (1890).
18. Rudolf **Virchow** in Berlin (1879).
19. Wilhelm **Waldeyer** in Berlin (1895.)
20. Gundaker Graf **Wurmbrand-Stuppach** in Graz (1895). [Zugleich unterstützendes Mitglied.]

II. Correspondirende Mitglieder.

1. Richard **Andree** in Braunschweig (1877).
2. Dmitrij Nikolajewitsch **Anutschin,** Akademiker und Universitäts-Professor in Moskau (1890).
3. Max **Bartels,** Sanitätsrath in Berlin, NW. Roonstr. 7 I (1889).
4. Josef Baron de **Baye** in Paris (1893).
5. Franz **Boas** in New-York, 123 West, 82nd Street, N.-York City, U. S. A. (1890).
6. Edoardo **Brizio** in Bologna (1895).
7. Emil **Cartailhac** in Toulouse (1879).
8. Ernest **Chantre** in Lyon, 37 Cours Morond (1879).
9. Wilhelm **Dörpfeld** in Athen (1895).
10. Ernst J. **Eitel** in North Adelaide, Australien (1870).
11. Dr. Edmund v. **Fellenberg** in Bern (1900).
12. Dr. Otto **Finsch,** zoolog. Rijks Museum in Leiden, Holland (1884).

13. Alb. S. **Gatschet** in Washington (1884).
14. Dr. Georg **Gerland,** Universitäts-Professor in Strassburg (1895)
15. Gherardo **Ghirardini** in Pisa (1895).
16. Enrico **Giglioli** in Florenz (1895).
17. J. **Girard de Rialle** in Paris, 1. Place Perèire (1879).
18. Dr. Wilhelm **Grempler,** geh. Sanitätsrath in Breslau (1889).
19. Victor **Gross** in Neuveville (1883).
20. Wilhelm **Gurlitt** in Graz (1883).
21. Dr. Josef **Hampel,** Professor und Custos am National-Museum in Budapest (1892).
22. Dr. Ernest **Hamy,** membre de l'Institut, Prof. am Mus. d'histoire naturelle in Paris, Rue Geoffroy St. Hilaire No. 36 (1884).
23. Dr. Arthur **Hazelius,** Director des Nordischen Museums in Stockholm (1898).
24. Jakob **Heierli** in Zürich (1891).
25. Wolfgang **Helbig** in Rom (1883).
26. Theodor v. **Heldreich** in Athen (1876).
27. C. **Herbst,** Justizrath in Kopenhagen, Schloss Rosenberg (1876).
28. Dr. Anton **Herrmann,** Professor in Budapest, I. Szt. György-utcza 2 (1890).
29. Dr. Rudolf **Hoernes,** Universitäts-Professor in Graz (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
30. Urban **Jarnik** in Prag (1884).
31. A. **Lissauer** in Berlin, W. Lützowufer 20 (1892).
32. Dr. Paolo **Mantegazza,** Universitäts-Professor in Florenz (1878).
33. Dr. Rudolf **Martin,** Universitäts-Professor in Zürich, IV. Neue Beckenhofstrasse 16 (1900).
34. Christian **Mehlis** in Neustadt a. d. H., Rheinpfalz (1879).
35. Dr. August **Meitzen,** Geheimrath in Berlin, Kleiststrasse 23 (1895).
36. Johanna **Mestorf,** Museums-Director in Kiel (1877).
37. Dr. A. B. **Meyer,** Geh. Hofrath in Dresden (1884).
38. Enrico **Morselli,** Director der psychiatrischen Klinik in Genua (1875).
39. Robert **Munro** in Edinburgh, Soc. of Antiquariers (1895).
40. Dr. Julius **Naue** in München (1887).
41. Dr. Alfred **Nehring** in Berlin, N. Invalidenstrasse 42 (1893).
42. Dr. Jakob **Nüesch,** Schaffhausen (1900).
43. Dr. Hermann **Obst,** Museums-Director in Leipzig (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
44. Otto **Olshausen** in Berlin (1895).
45. Paul **Orsi** in Siracus (1887)
46. Dr. Luigi **Pigorini,** Director der Musei preistorico e Kircheriano in Rom, Via del Collegio Romano 26 (1872).
47. Gustav **Radde** in Tiflis (1884).
48. W. **Radloff,** wirklicher Staatsrath, kais. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg (1892).
49. Dr. Friedrich **Ratzel,** Universitäts-Professor in Leipzig (1886).
50. Salomon **Reinach** in St. Germain en Laye, Frankreich (1895).
51. Gustav **Retzius** in Stockholm (1880).
52. J. G. F. **Riedel** im Haag, Holland (1873).
53. Dr. J. D. E. **Schmeltz,** Director des ethnographischen Reichsmuseums in Leiden, Rapenburg 69 (1884).
54. Dr. Emil **Schmidt,** Universitäts-Professor in Leipzig (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
55. Wilibald v. **Schulenburg** in Charlottenburg bei Berlin (1887).
56. Georg **Schweinfurth,** Professor in Berlin, W. Potsdamerstrasse 75a (1884).
57. C. **Schwicker** in Budapest (1880).
58. Theodor Ritter v. **Stefanović-Vilovsky,** General-Post- und Telegraphen-Director in Belgrad (1887).
59. Dr. Karl von den **Steinen** in Charlottenburg bei Berlin (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
60. Dr. Ludwig **Stieda,** Geheimrath in Königsberg, Preussen (1880).
61. Dr. Otto **Stoll,** Universitäts-Professor in Zürich, V. Klosbachstrasse 75 (1900).
62. Dr. Aurel v. **Török,** Universitäts-Professor in Budapest (1891).
63. Paul **Topinard** in Paris (1879).
64. W. **Troutowski** in Moskau (1890).
65. Dr. Max **Uhle,** Penns. University Museum in Philadelphia (1898).
66. E. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd,** Professor in Florenz, Via S. Spirito (1879).
67. Julien **Vinson** in Paris (1879).
68. Dr. Albert **Voss** in Berlin (1887).

III. Stifter.

1. **Liechtenstein,** Johann, reg. Fürst von und zu. Wien, IX/4. Alserbachstrasse 16 (1895).
2. **Sokolowski,** Julian. Berlin, Lessingstrasse 24 (1890).

IV. Unterstützende Mitglieder[1]).

1. **Abensperg-Traun,** Hugo Graf v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Oberst-Kämmerer. Wien, I. Wallfischg. 13 (1887).
2. **Angerer & Göschl,** C., k. u. k. Hofphotographen, Kunstanstalt. Wien, XVI/1. Ottakringerstrasse 49 (1898).
3. **Apponyi,** Alexander Graf, k. u. k. Kämmerer. Lengyel, Ungarn (1889).
4. **Auer v. Welsbach,** Dr. Karl. Wien, IV/1. Hauptstrasse 69 (1898).
5. **Auspitz,** Theodor, Procurist der pr. Firma S. Auspitz. Wien, I. Schwarzenbergstrasse 3 (1891).
6. **Bonaparte,** Prinz Roland. Paris, Avenue d'Jéna 10 (1895).
7. **Delhaes,** Stefan, Historienmaler. Wien, VIII/1. Schlösselgasse 2 (1882).
8. **Dreher,** Anton. Klein-Schwechat bei Wien (1898).
9. † **Dumba,** Nikolaus, k. u. k. Geh. Rath. Wien, I. Parkring 4 (1884).
10. **Dungel,** Dr. Adalbert, kaiserlicher Rath, General-Abt, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich (1881).
11. **Erwein,** Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten, Mitglied des Herrenhauses. Klagenfurt, Priesterhausg. 2 (1887).

---

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, Adressenänderungen sofort dem Secretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I. Burgring 7, anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmässige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen etc. garantirt werden kann. Den Mitgliedbeitrag wolle man an den Cassier der Gesellschaft, Herrn Karl Freiherr v. Schlosser, Wien, IV. Taubstummengasse 8, zu Beginn eines jeden Vereinsjahres einsenden.

12. **Figdor,** Karl, Verwaltungsrath der Wiener Rückversicherungs-Gesellschaft. Wien, I. Löwelstrasse 8 (1891).
13. **Grillmayer,** Johann. Schwanenstadt 193, Oberösterreich (1898).
14. **Grünbaum,** Dr. Herman. Wien, I. Hessgasse 7 (1892).
15. **Gundrum,** Dr. Franz S., Stadtphysicus in Kreuz, Kroatien (1900).
16. **Gussenbauer,** Dr. Karl, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX/3. Ferstelgasse 5 (1870).
17. **Gutmann,** Max Ritter v., k. k. Bergrath. Wien, I. Kantgasse 6 (1892).
18. **Hamburger,** Fritz, Buchdruckereibesitzer. Wien, VI/2. Mollardgasse 41 (1899).
19. **Hanau,** Wilhelm, Fürst von. Horowitz in Böhmen (1898).
20. **Harrach zu Rohrau, Prugg und Tannhausen,** Johann Franz Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Freiung 3 (1887).
21. **Kinsky,** Ferdinand Fürst, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Freiung 4 (1887).
22. **Lanckoroński-Brzezie,** Karl Graf, k. u. k. wirkl. Geh. Rath und Kämmerer. Wien, III/3. Jacquingasse 18 (1884).
23. **Lieben,** Leopold v., Generalrath und Director der österr.-ungar. Bank. Wien, I. Oppolzergasse 6 (1891).
24. **Lobmeyr,** Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Schwangasse 1 (1887).
25. **Miller zu Aichholz,** Dr. Victor Ritter v. Wien, III/3. Am Heumarkt 13 (1887).
26. **Mirbach,** Ernst, Graf. Harff, Rheinprovinz (1898).
27. **Niederösterreichisches Landes-Real- und Obergymnasium** in Horn (1893).
28. **Osborne,** Wilhelm, Rittergutsbesitzer. Radebeul bei Dresden, Wasastrasse 1 (1880).
29. **Presl,** Johann, Badhausunternehmer. Wien, VI/1. Gumpendorferstrasse 59 (1892).
30. **Reich,** S. & Co., k. k. landesbefugte Glaswarenfabrikanten. Wien, II/2. Czerningasse 3 (1892).
31. **Ringhoffer,** Franz Freiherr v., Mitglied des Herrenhauses, Fabriksbesitzer in Smichow bei Prag (1898).
32. **Rothschild,** Nathaniel Anselm Freiherr v. Wien, IV/2. Theresianumgasse 14 (1890).
33. **Scherzer,** Karl Ritter v., k. u. k. a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister i. R. Görz, Corso 18 (1895).
34. **Schoeller,** Max, Dr. Berlin, Zelten 21a (1898).
35. **Schoeller,** Paul Ritter v., Gutsbesitzer, königl. grossbrit. General-Consul in Wien, I. Bauernmarkt 13 (1899).
36. **Schoeller,** Philipp Wilhelm Ritter v., Generalrath der österr.-ungar. Bank, Mitglied des Herrenhauses. Wien, II/3. Obere Donaustrasse 105 (1887).
37. **Schwarzenberg,** Adolf Josef Fürst zu, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, III/3. Rennweg 2 (1884).
38. **Scudier,** Anton Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Feldzeugmeister i. R. Wien, I. Friedrichstrasse 2 (1887).
39. **Steindachner,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien, I. Burgring 7 (1896).
40. **Wahrmann,** Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I. Seilerstätte 5 (1899, wirkl. Mitglied von 1870—1898).
41. **Waldstein,** Ernst Karl Graf, k. u. k. Kämmerer, Rittmeister i. R. Prag, Waldsteinhaus (1895). [Lebenslängliches Mitglied.]
42. **Waldstein,** Ernst Graf, k. u. k. wirklicher Geheimer Rath und Kämmerer, Major a. D. Prag, Kleinseite (1898).
43. **Wilczek,** Hans Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Herrengasse 5 (1870).
44. **Windisch-Graetz,** Ernst Fürst zu, k. u. k. Kämmerer, Oberst a. D. Wien, III/3. Strohgasse 21A (1879).
45. **Wurmbrand-Stuppach,** Gundaker Graf, k. u. k. Geheimer Rath und Kämmerer. Graz, Schumanngasse 6 (1870). [Zugleich Ehrenmitglied.]
46. **Zichy,** Eugen, Graf, k. u. k. Geheimer Rath. Budapest, Rózsa-útcza 61 (1900).
47. **Zichy zu Zich und von Vásonykeö,** Theodor Graf, k. u. k. Geheimer Rath, k. u. k. a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister am königlich bayrischen Hofe in München (1898).

V. Wirkliche Mitglieder.

1. **Alterthumsverein** in Worms (1886).
2. **Andrian-Werburg,** Dr. Ferdinand Freih. v. Wien (1870). [Lebenslängliches Mitglied.]
3. **Andrian-Werburg,** Dr. Leopold Freih. v. Wien, VIII/1. Wickenburggasse 14 (1896).
4. **Arneth,** Dr. Franz Hektor Ritter v. Wien, I. Kolowratring 14 (1870).
5. **Arthaber,** Dr. Gustav Edler v., Privatdocent und Adjunct an der Universität in Wien, IV/1. Heugasse 10 (1899).
6. **Auchenthaler,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrath, Leibarzt. Wien, I. Habsburgergasse 9 (1887).
7. **Bachofen v. Echt,** K. Adolf. Wien, IX/1. Porzellangasse 45 (1885). [Lebenslängliches Mitglied.]
8. **Baernreither,** Dr. Josef Maria, k. u. k. Geheimer Rath. Wien, VIII/1. Landesgerichtsstrasse 11.
9. **Balfour,** Henry, Vorstand des Anthropological-Departement am Museum in Oxford, 11, Norham Gardens (1895).
10. **Bancalari,** Gustav, k. u. k. Oberst i. R. Linz, Altstrasse 36 (1892).
11. **Bartsch,** Franz, k. k. Ober-Finanzrath. Wien, III/2. Salmgasse 14 (1887).
12. **Bassanowicz,** Dr. J., Kreisphysicus. Varna, Bulgarien (1889).
13. **Beer,** Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Mitglied des Herrenhauses, Professor an der technischen Hochschule. Wien, III/3. Am Heumarkt 17 (1870).
14. **Belcredi,** Richard Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Präsident a. D. Gmunden (1898).
15. **Bellak,** Isidor, Antiquar. Wien, I. Tiefer Graben 37 (1887).
16. **Benndorf,** Dr. Otto, k. k. Hofrath, Vorstand des k. k. Archäologischen Institutes. Wien, IX/2. Pelikangasse 18 (1883).
17. **Berchtold,** Sigmund Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Löwelstrasse 12 (1884).
18. **Bibliothek der Stadt Wien** (1896).
19. **Bielka Ritter v. Karltreu,** Dr. August, k. u. k. Leibarzt. Wien, I. Reitschulgasse 2 (1887).
20. **Blasius,** Dr. Wilhelm, Geheimrath, Director des herzogl. naturhistorischen Museums und Professor. Braunschweig, Gaussstrasse 17 (1892).

21. **Blümml,** E. K. Wien, XVIII/1. Gentzgasse 134 (1900).
22. **Böhmerle,** Karl, Adjunct der k. k. forstlichen Versuchsanstalt. Mariabrunn 1 (1887).
23. **Bogišić,** Dr. Valtazar, Staatsrath, Membre correspondent de l'Institut. Paris, Rue des Saints-Pères 71 (1883). [Lebenslängliches Mitglied.]
24. **Bormann,** Dr Eugen, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XIX/1. Döblinger Hauptstrasse 15 (1895).
25. **Bouchal,** Leonhard. Wien, XIX/1. Cottagegasse 64 (1895).
26. **Breitenstein,** Dr. Heinr'ch, Badearzt in Karlsbad, Haus Rubin, Böhmen (1898).
27. **Brenner-Felsach,** Joachim Freiherr v., k. u. k. Kämmerer. Gainfarn, Niederösterreich (1889).
28. **Breycha,** Dr. Arthur, k. k. Sectionsrath. Wien, I. Kärntnerring 9 (1895).
29. **Brigham,** William J., Director des Bernice Pauahi Bishop Museum. Honolulu, Hawaii-Inseln (1895).
30. **Bruck,** Dr. Moriz, k. u. k. Oberstabsarzt i. R. Wien, II/2. Czerninplatz 1 (1888).
31. **Brun,** Ferdinand, Ingenieur, Gewerbeinspector. Mödling, Wienerstrasse 33, Niederösterreich (1884).
32. **Brunner v. Wattenwyl,** Dr. Karl Ritter, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, VIII/1. Trautsohngasse 6 (1870).
33. **Brunšmid,** Dr. Josip, Professor an der Universität, Museal-Director in Agram (1891).
34. **Bugiel,** Wlodzimierz Mieczyslaw, stud. med. Paris, Boulevard St. Marcel 54 (1891).
35. **Bulić,** Franz, Monsignore, k. k. Conservator und Museums-Director. Spalato, Dalmatien (1896).
36. **Buschman,** Dr. Ferdinand Freiherr v. Wien, I. Seilerstätte 16 (1889).
37. **Calliano,** Gustav, Präsident des Museumsvereines in Baden, Niederösterr., Wienerstrasse 3 (1896).
38. **Campi,** Luigi Nobile de, Reichsraths-Abgeordneter. Cles, Tirol (1886).
39. **Červinka,** Ladislaus, Civilgeometer. Ungarisch-Hradisch, 34, Mähren (1897).
40. **Chrobak,** Dr. Rudolf, Obersanitätsrath, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX/3. Frankgasse 6 (1874).
41. **Czerny,** Alois, Bürgerschullehrer. Mährisch-Trübau (1887).
42. **Dachler,** Anton, Ingenieur. Wien, XIII/2. Penzing, Ameisgasse 15 (1895).
43. **Dalla-Rosa,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX/1. Porzellangasse 2 (1887).
44. **Dasch,** Albert, Juwelier. Teplitz, Langegasse 66 (1897).
45. **Demetrykiewicz,** Dr. Wladimir, Secretär der kaiserl Akademie der Wissenschaften in Krakau, Studenteng. 259 (1896).
46. **De Vaux,** Karl Freiherr, k. u. k. Geh. Rath und Kämmerer, Feldmarschallieutenant. Wien, III/3. Lagerg. 6 (1887).
47. **Dillinger,** Andreas, Schriftsteller. Wien, I. Opernring 23 (1883).
48. **Dołkowski,** Leo, Ingenieur. Gardone, Riviera, Villa Primavera, Italien (1894)
49. **Duška,** Josef. Josefstadt, Böhmen (1881).
50. **Dworschak,** Dr. Joh., Advocat in Deutsch-Landsberg, Steiermark (1884).
51. **Dzieduszycki,** Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Niesłuchów, Post Zelechów wielki, Galizien (1883).
52. **Eberhard,** Konrad, Pfarrer, Siegharting, Oberösterreich (seit 1899).
53. **Ehrenfreund,** Sigmund. Wien, IX/1. Rögergasse 1B (1895).
54. **Eigl,** Josef, k. k. Baurath. Salzburg, Neuthorstrasse 9 (1893).
55. **Eisenbahnbeamten-Verein, Oesterreichischer.** Wien, I. Franziskanerplatz 5 (1899).
56. **Eysn,** Marie. Salzburg, Imbergstrasse 10 (1900).
57. **Faber,** Dr. Karl Maria. Graz, Lichtenfelsgasse 15 (1870).
58. **Familien-Fideicommiss-Bibliothek,** k. u. k. Wien, Hofburg (1877).
59. **Figdor,** Gustav, Grosshändler. Wien, II/2. Kaiser Josefstrasse 38 (1880).
60. **Finck,** Johann, königl. Rath, Bürgermeister i. P. Oedenburg, Heiliggeistgasse 3 (1890)
61. **Fischer,** Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, XVII/2. Neuwaldeggerstrasse 24 (1886).
62. **Franc,** Franz Xaver, Secretär des histor. Museums der Stadt Pilsen (1894).
63. **Frauer,** Emil, Privatier. Triest, Via della Zonta (1900).
64. **Freh,** Wilhelm, Lehrer. Wien, II/1. Pillersdorfg. 10 (1897)
65. **Frischauf,** Dr. Eugen, Notariats-Substitut. Eggenburg, Niederösterreich (1888).
66. **Fuchs,** Karl, Realschul-Professor in Kronstadt (Ungarn) (1899).
67. **Fulcommer,** Daniel, Professor an der State Normal School. Milwaukee, Wisconsin U. S. A. (1895).
68. **Geographisches Institut** der k. k. Universität. Wien, I. Franzensring 3 (1894).
69. **Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.** Görlitz (1889).
70. **Gesellschaft für Physiokratie,** Anthropologische Section der, in Böhmen zu Prag 779-II (1887).
71. **Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.** Salzburg (1887).
72. **Glassner,** Edmund, in Heiligeneich, Post Atzenbrugg, Niederösterreich (1898).
73. **Glück,** Dr. Leopold, Primararzt. Sarajevo, Kossovo 11 (1893).
74. **Gomperz,** Dr. Theod., k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, III/3. Reisnerstrasse 13 (1870).
75. **Gorjanović-Kramberger,** Dr. Karl, Professor, Director des geologisch-paläontologischen Nationalmuseums in Agram (1900).
76. **Grössl,** Franz Xaver, k. u. k. Präparator am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Wien, IX/4. Pfluggasse 6 (1888).
77. **Grohmann,** Frl. Anna, Präsidentin des Damen-Comités der I. Prager und Kleinseitener Volksküche etc., Hausbesitzerin. Prag, Graben 3 (1884).
78. **Gross,** Dr. Konrad, Operateur an der III. geburtshilflichen Klinik. Wien, XI/1. Pachmayergasse 2—4 (1893).
79. † **Gruber,** Dr. Josef, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Freiung 7 (1870).
80. **Gschirhakl,** Dr. Johann, k. u. k. Stabsarzt. Wien, IX/3. Währingerstrasse 26 (1888).
81. **Gutherz** Gérard. Wien, III/4. Gerlgasse 4 (1897).
82. **Hagen,** Dr. Karl, Vorstand des Museums für Völkerkunde in Hamburg (1895).
83. **Hahna,** Dr. Heinrich, k. k. Notar. Wien, XVII/1. Hernalser Hauptstrasse 39 (1897).

84. **Hartung v. Hartungen,** Dr. Christoph. Riva am Gardasee, Villa Christoforo (1887).
85. **Hatschek,** Dr. Rudolf. Bad Gräfenberg, Oesterreichisch-Schlesien (1892).
86. **Hebra,** Dr. Hans Ritter v., k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV/1. Gusshausstrasse 10 (1887).
87. **Hedinger,** Dr. August, Medicinalrath. Stuttgart, Friedrichstrasse 4 (1895).
88. **Heger,** Franz, k. u. k. Regierungsrath, Leiter der anthrop.-ethnographischen Abtheilung am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III/2. Rasumoffskygasse 1 (1878).
89. **Hein,** Alois Raimund, k. k. Professor und akademischer Maler. Wien, V/1. Bacherplatz 13 (1890).
90. **Hein,** Dr. Wilhelm, k. u. k. Assistent im k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Floridsdorf, Donaufelderstrasse 2, Niederösterreich (1889—1895, 1899).
91. **Herrmann,** Dr. Emanuel, k. k. Ministerialrath, Professor an der k. k. techn. Hochschule. Wien, VI/1. Gumpendorferstrasse 58b (1889).
92. **Herrnfeld,** Heinrich, Schriftsteller. Wien, II/2. Fischergasse 2 (1870).
93. **Herzog,** Jakob, Schriftsteller. Wien, III/3. Veithg. 9 (1883).
94. **Himmel v. Agisburg,** Heinrich, k. u. k. Oberst i. R. Brixen, Tirol (1887).
95. **Historisch-archäologisches Museum** der Stadt Pilsen (1888).
96. **Hoelder,** Dr. H. v., k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Marienstrasse 31.
97. **Hörmann,** Constantin, Hofrath, Director des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums. Sarajevo (1894).
98. **Hoernes,** Dr. Moriz, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum, Professor an der Universität. Wien, III/1. Strohgasse 5 (1883).
99. **Hoernes,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Sparbersbachstrasse 29 (1879). [Zugleich correspondirendes Mitglied.]
100. **Hoffmann,** Johann, Director der fürstl. Auersperg'schen Zuckerfabriken zu Žleb in Böhmen (1899)
101. **Hofmeier,** Ernst, Domänenbes. Pischely bei Prag (1892).
102. **Hohenbruck,** Arthur Schwäger, Freih. v., k. k. Sectionschef i. P. Wien, I. Nibelungengasse 8 (1890).
103. **Holl,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Harrachgasse 21 (1892).
104. **Holländer,** Dr. Alexander, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, IX/3. Ferstelgasse 6 (1888).
105. **Hopfgartner,** Franz Ritter v, k. k. Hafencapitän i. R. Wien, III/1. Hauptstrasse 83—85 (1897).
106. **Houška,** Dr. Alois, städt. Polizei-Commissär. Pilsen, Mannsfeldgasse 7 (1887).
107. **Hovorka** Edler **v. Zderas,** Dr. Oskar. Fabriksarzt in Teslić, Bosnien (1893).
108. **Hueber,** Dr. Richard, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, XVII/1. Hernals, Bergsteiggasse 32 (1887).
109. **Inama-Sternegg,** Dr. Karl Theodor v., k. k. Sectionschef, Präsident der k. k. statistischen Central-Commission, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Freiung 6 (1884).
110. **Jagić,** Dr. Vatroslav, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor, Mitglied des Herrenhauses. Wien, VIII/1. Kochgasse 15 (1892).
111. **Jelínek,** Břetislav, k. k. Conservator, Director des städt. Museums in Prag. Smichow, Hieronymusgasse 18 (1883).
112. **Jenny,** Dr. Samuel, kais Rath. Hard bei Bregenz (1889).
113. **„Joanneum" Landesmuseum** [Antiken- und Münzen-Cabinet] in Graz (1891).
114. **Jurié** Edler **v. Lavandal,** Dr. Gustav, Privatdocent an der Universität. Wien, I. Wallnerstrasse 11 (1870).
115. **Kahle,** Dr. Bernhard, Professor an der Universität. Heidelberg i. B., Brückerstrasse 16 (1895).
116. **Kaindl,** Dr. Raimund Friedrich, Professor. Czernowitz, Neueweltgasse 58 (1891).
117. **Kaiser,** Franz, k. k. Regierungsrath i. P. Wien, IV/2. Igelgasse 21 (1870).
118. **Kaltenegger,** Ferdinand, k. k. Hofrath. Brixen (1884).
119. **Kalandra,** Dr. Břetislav. Niemtschitz bei Nezamyslitz, Mähren.
120. **Kammel** Edler **v. Hardegger,** Dr. Dominik, Guts- und Fabriksbesitzer. Stronsdorf, Niederösterreich (1884).
121. **Kanitz,** Felix, k. ungar. Rath, Curator am k. k. österr. Handelsmuseum. Wien, I. Eschenbachgasse 9 (1870).
122. **Karabacek,** Dr. Josef, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, III/2. Salmgasse 15 (1870).
123. **Karner,** P. Lambert, Pfarrer in Brunnkirchen, Postamt Furth, Niederösterreich (1880).
124. **Karrer,** Felix, k. ungar. Rath, General-Secretär des Wissenschaftlichen Club. Wien, XIX/1. Döblinger Hauptstrasse 80 (1870).
125. **Katholický,** Dr. Karl, k. k. Sanitätsrath, Primararzt der Krankenanstalt. Brünn (1888).
126. **Kemény,** Dr. Ig., k. u. k. Regimentsarzt. Temesvár (1890).
127. **Klimesch,** Dr. Karl, k. k. Ministerial-Concipist. Wien, X. Kundratstrasse 3 (1900).
128. **Knabenseminar,** erzbischöfliches und Obergymnasium in Travnik, Bosnien (1888).
129. **Knett,** Josef, Ingenieur und Stadtgeologe in Karlsbad Nr. 720 (1899).
130. **Koblitz v. Willmburg,** Hans Freiherr, k. u. k. Artillerie-Hauptmann. Krakau, ulica Basztowa (1888).
131. **Koch,** Franz, Altbürgermeister in Ischl (1897).
132. **Koffer,** Dr. Hans, Assistent an der III. geburtshilflichen Klinik. Wien, I. Wallfischgasse 15 (1893).
133. **Kolbenheyer,** Erich, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz (1894).
134. **Koller,** August Freiherr v., k. u. k. Rittmeister im 14. Dragoner-Regiment. Prag, Hradek Nr. 4 (1891).
135. **Komínek,** Alois, Güter-Inspector. Graz, Lessinggasse 13 (1890).
136. **Kosanović,** Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Dulcigno, Montenegro (1884). [Lebenslängliches Mitglied.]
137. **Kostersitz,** Ubald, Prälat des Stiftes Klosterneuburg (1887).
138. **Koudelka,** Florian, k. k. Bezirks-Thierarzt. Wischau, Mähren (1886).
139. **Krayatsch,** Dr. Josef, Director der niederösterr. Irrenanstalt in Kierling-Gugging, Niederösterreich (1887).
140. **Kretschmer,** Dr. Paul, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII/1. Florianigasse 23 (1899).
141. **Kříž,** Dr. Martin, k. k. Notar. Steinitz, Mähren (1880).

142. **Kubinyi,** Nikolaus v., Oberfiscal der Herrschaft Arva. Arva Váralya, Ungarn (1883).
143. **Kübeck zu Kübau,** Max Freiherr v., k. u. k. Legationsrath a. D. Wien, IV/1. Wienstrasse 27 (1870).
144. **Kuhn,** Dr. Konrad. Wien, I. Maysedergasse 6 (1893).
145. **Kulka,** Dr. Richard, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, VII/1. Neubaugasse 23 (1889).
146. **Kutschera,** Hugo Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geh. Rath, Civil-Adlatus für Bosnien und die Herzegowina. Sarajevo (1884).
147. **Landau,** Dr. Wilhelm Freih v. Berlin, W. Lützowufer 5 (1895).
148. **Landes-Oberrealschule,** Niederösterreichische und Fachschule für Maschinenwesen in Wr.-Neustadt (1887).
149. **Landwirthschaftliche Landes-Lehranstalt** in Tabor (1898).
150. **Landwirthschaftliche Lehranstalt,** höhere, in Liebwerd bei Tetschen in Böhmen (1899).
151. **Lasch,** Dr. Richard, Bezirksarzt in Horn, Niederösterreich (1899).
152. **Leger,** F., Privatier. Kolin, Kuttenberger Vorstadt 182, Böhmen (1888).
153. **Lehmann-Nitsche,** Dr. Robert, Sectionschef für Anthropologie am Museum in La Plata, Argentinien (1896).
154. **Lenz,** Dr. Oskar, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Sladkovskystrasse 8 (1893).
155. **Levec,** Wladimir, ordentliches Mitglied des Institutes für österr. Geschichtsforschung. Wien, III/1. Streichergasse 4, 3. St., Th. 15 (1897).
156. **Linardić,** Dr. Dominik, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Mostar (1888).
157. **Linden,** Dr. Marie Gräfin. Bonn, Königstrasse 38 (1888).
158. **Lippmann,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV/1. Karlsgasse 9 (1893).
159. **Ludwig,** Dr. Eduard, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, I. Wollzeile 1 (1895).
160. **Ludwigstorff,** Anton Freiherr v., k. u. k. Geheimer Rath. Deutsch-Altenburg an der Donau, Niederösterreich (1887).
161. **Luschan,** Dr. Felix Ritter v., Professor, Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde. Friedenau bei Berlin, Menzelstrasse 1 (1872).
162. **Majewski,** Erasmus, Director des chemisch-technischen Laboratoriums. Warschau, Złota 61 (1893).
163. **Makowsky,** Alexander, Professor an der k. k. technischen Hochschule. Brünn, Thalgasse 25 (1889).
164. **Marchesetti,** Dr. Carlo de, Director des Museo civico di Storia naturale. Triest (1889).
165. **Marinitsch,** Josef, Privatier. Triest, Via del Lazzeretto vecchio 4 (1891).
166. **Maška,** Karl Jaroslav, Oberrealschul-Director. Teltsch, Mähren (1881).
167. **Masner,** Dr. Karl. Erster Director des schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Alterthümer in Breslau, Greussenstrasse (1892).
168. **Matiegka,** Dr. Heinrich, Docent an der Universität. Prag, Nr. 559—II (1890).
169. **Mattoni,** Heinrich Edler v., kaiserl. Rath. Giesshübl-Sauerbrunn, Böhmen (1887).
170. **Mattula,** Josef, Baumeister. Znaim (1892).
171. **Mattula,** Ludwig, Lehrer. Unter-Retzbach, Niederösterreich (1892).
172. **Mayer,** Dr. Sigmund, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stephansgasse 28 (1892).
173. **Mayet,** Dr. Lucien. Lyon, 1 rue Molière, Frankreich (1900).
174. **Mayr,** Josef, Pfarrer in Hagenberg, Oberösterreich (1897).
175. **Mazegger,** Dr. B., Sanitätsrath in Obermais bei Meran, Tirol (1900).
176. **Meringer,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Universitätsstrasse 27 (1899).
177. **Miske,** Kálmán, Freiherr v., Gutsbesitzer. Güns, Ungarn (1896).
178. **Mittler,** Dr. Paul. Wien, I. Elisabethstrasse 16 (1870).
179. **Montecuccoli-Polinago,** Rudolf Graf, k. u. k. Contre-Admiral. Pola (1884).
180. **Much,** Dr. Ferdinand, k. k. Hofburgtheaterarzt. Wien, IV/1. Favoritenstrasse 11 (1880).
181. **Much,** Dr. Matthäus, k. k. Regierungsrath. Wien, XIII/2. Penzingerstrasse 84 (1870).
182. **Much,** Dr. Rudolf, Privatdocent an der Universität. Wien, IX/2. Borschkegasse 4 (1880).
183. **Müller,** Dr. David Heinrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII/2. Feldgasse 10 (1884).
184. **Müller,** Hugo, Gutsbesitzer. Wien, I. Grünangergasse 1 (1880).
185. **Müller,** Dr. Otto, Eisenbahn-General-Secretär a. D. Wien, IX/1. Berggasse 5 (1889).
186. **Murko,** Dr. Mathias, Privatdocent an der Universität. Wien, VII/2. Breitegasse 4 (1896).
187. **Musealverein** der Stadt Cilli (1895).
188. **Musealverein** in Hallstatt, Oberösterreich (1891).
189. **Musejní spolek.** Brünn (1889).
190. **Museum** der Stadt Klattau in Böhmen (1890).
191. **Museum** der Stadt Werschetz in Ungarn (1898).
192. **Museum** der königl. Freistadt Esseg, Ungarn (1898).
193. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig (1888).
194. **Museumsverein** in Budweis (1895).
195. **Nadenius,** Dr. Joh. Jakob, k. k. Regierungsrath i. P. Wien, IV/2. Weyringergasse 15 (1887).
196. **Neugebauer,** Dr. Josef, Secundararzt im Allgemeinen Krankenhaus. Wien, IX/1. Kolingasse 11 (1893).
197. **Neumann,** Dr. Isidor, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, I. Kolowratring 14 (1897).
198. **Neustadtl,** Dr. Josef, Privatier. Wien, I. Wallnerstrasse 3 (1895).
199. **Nicolics,** Baron de Rudna jun., Fedor, in Rudna, Ungarn (1897).
200. **Niederleithinger,** MDr. Adolf Gustav. Wilfersdorf bei Mistelbach, Niederösterreich (1900).
201. **Niedźwiedzki,** Julian, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Lemberg, Polytechnicum (1887).
202. **Obersteiner,** Dr. Heinrich, k. k. Universitäts-Professor, Director der Privat-Irrenanstalt in Wien, XIX/1. Billrothstrasse 69 (1870).
203. **Obst,** Dr. Hermann, Director des Museums für Völkerkunde in Leipzig (1896). [Zugleich correspondirendes Mitglied.]
204. **Oser,** Dr. Leopold, k. k. Sanitätsrath, Universitäts-Professor. Wien, I. Neuthorgasse 20 (1870).

205. **Pachinger,** Anton Max. Linz, Oberösterr., Betlehemstrasse 31 (1894).
206. **Palliardi,** Jaroslaw, k. k. Notar. Mährisch-Budwitz (1889).
207. **Pauli,** Hugo, Buchhändler. Wien, I. Rothenthurmstrasse 15 (1892).
208. **Peez,** Dr. Alexander v., Fabriks- und Realitäten-Besitzer. Salzburg, Schwarzstrasse 28 (1880).
209. **Peisker,** Dr. Johann, Scriptor an der Universitäts-Bibliothek. Graz, Leechgasse 22a (1896).
210. **Penka,** Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, XVIII/2. Schindlergasse 48 (1882).
211. **Pfeiffer,** Rudolf, k. k. Berghauptmann. Wien, I. Ebendorferstrasse 7 (1870).
212. **Pič,** Dr. J. L., Vorstand der archäologischen Abtheilung am Nationalmuseum in Prag, Sokolgasse 66 (1896).
213. **Pick,** Dr. Alois, k. u. k. Regimentsarzt, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Rudolfsplatz 12 (1895).
214. **Pick,** Dr. Arnold, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stadtpark 11 (1892).
215. **Pièrer,** Dr. F. S. J., Schiffsarzt i. R. St. Marein a. d. Kremsthalbahn, Oberösterreich (1887).
216. **Pražák,** Dr. Alois Freiherr v., k. u. k. Geheimer Rath, Minister a. D. Wien, III/3. Strohgasse 21 (1893).
217. **Preen,** Hugo v., akademischer Maler und Gutsbesitzer. Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich (1885).
218. **Preindlsberger-Mrazović,** Milena, Sarajevo, Landesspital (1889).
219. **Prochaska,** Karl sen., k. u. k. Hofbuchhändler und Hofbuchdruckerei-Besitzer in Teschen (1899).
220. **Prochnik,** Dr. Leo, königl. holländisch-indischer Oberstabsarzt a. D. Wien, VIII/2. Josefstädterstrasse 48, 2. St. (1899).
221. **Pudil,** Ján, em. fürstl. Lobkowitz'scher Baudirector. Königliche Weinberge, Brandlgasse 16 (1883).
222. **Püchler,** Wenzel, k. k. Oberbergrath i. P. Graz, Maiffredygasse 5, II. (1884).
223. **Rabl,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor. Prag (1882).
224. **Radić,** Fran., Redacteur der „Starohrvatska Prosvjeta". Curzola, Dalmatien (1884).
225. **Reisch,** Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Universitätsstrasse 6 (1894).
226. **Reischek,** Andreas, Custos des Landesmuseums in Linz, Römerstrasse (1891). [Lebenslängliches Mitglied.]
227. **Richlý,** Heinr. Neuhaus bei Weseli, Böhmen (1886).
228. **Riegl,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Schottengasse 3 (1892).
229. **Rigler,** Dr. Franz Edler v. Wien, III/2. Seidlgasse 22 (1874).
230. **Römisch-Germanisches Centralmuseum** in Mainz (1899).
231. **Rohrmann,** Moriz, Gutsbesitzer. Bludowitz, Oesterr.-Schlesien (1887).
232. **Rokitansky,** Hans Freiherr v., k. u. k. Kammersänger. Wien, IV/1. Wiedner Hauptstrasse 51 (1874).
233. **Rollett,** Dr. Emil, k. k. Regierungsrath, Director und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Baden, N.-Ö., Berggasse 37 (1870).
234. **Romstorfer,** Karl Adam, Architekt, k. k. Conservator, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Czernowitz, Petroviczgasse 6 (1893).
235. **Rosenberg,** Leopold. Wien, I. Giselastrasse 11 (1884).
236. **Rosthorn,** Dr. Arthur v., Legationssecretär bei der k. u. k. Gesandtschaft in Peking (1894).
237. **Rowland,** William R., jun. Berhentian Tingi Estate, Post Dickson, Málaka, via Singapore (1895).
238. **Rudnicki,** Dionys, Pfarrer in Bedrykowce bei Zaleszczyki, Galizien (1900).
239. **Rücker,** Anton, k. k. Oberbergrath. Wien, I. Canovagasse 7 (1882).
240. **Salter,** Sigmund, Realitätenbesitzer. Wien, IX/3. Lackirergasse 6 (1896). [Lebenslängliches Mitglied.]
241. **Salzer,** Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III/2. Marxerg. 1. (1888).
242. **Schacherl,** P. Gustav, Pfarrer. Gobelsburg im Kampthale, Niederösterreich (1889).
243. **Schaffer,** Dr. Ludwig, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, I. Stephansplatz 5 (1887).
244. **Schandlbauer,** Dr. Hans. Wien, I. Petersplatz 7 (1893).
245. **Scheff,** Dr. Julius, jun., k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Hoher Markt 4 (1887).
246. **Schenker,** G., königl. bayr. Commerzienrath. Wien, I. Bartensteingasse 1 (1899).
247. **Schiess,** Dr. Heinrich, Professor an der Universität, Director der Ophthalmologischen Klinik in Basel (1895).
248. **Schiff,** Dr. Eduard, Professor an der Universität. Wien, I. Wallfischgasse 6 (1888).
249. **Schlesinger,** Sigm. Egon. Wien, I. Gonzagagasse 15 (1894).
250. **Schlosser,** Karl Freiherr v. Wien, IV/1. Taubstummengasse 8 (1888).
251. **Schmarda,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Hofrath. Wien, II/2. Kaiser Josefstrasse 33 (1870).
252. **Schmidl,** Karl. Wien, IV/1. Hauptstrasse 47, II. St., 11 (1872).
253. **Schmidt,** Dr. Emil, Universitäts-Professor. Leipzig, Sidonienstrasse 19 (1893). [Zugleich correspondirendes Mitglied.]
254. **Schmidt,** Wilhelm, P., in Mödling, Niederösterreich, Missionshaus St. Gabriel (1899).
255. **Schnapper,** August, Privatier. Wien, VI/1. Getreidemarkt 17 (1888).
256. **Schneider,** Dr. Robert Ritter v., Professor an der Universität und Director der Antikensammlung des Allerh. Kaiserhauses. Wien, IX/1. Berggasse 10 (1887).
257. **Schoetensack,** Dr. Otto. Heidelberg (1894).
258. **Schöffel,** Josef, Mitglied des n.-ö. Landesausschusses. Mödling, N.-Ö. (1899).
259. **Schollmayer,** E. Heinrich. Mašun, Post Grafenbrunn bei St. Peter (Bezirk Adelsberg), Krain (1899).
260. **Schott,** Eugen. Wien, VII/2. Burggasse 20 (1887).
261. **Schroeder,** Dr. Leopold v., k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX/3. Maximilianplatz 13 (1894).
262. **Schrötter v. Kristelli,** Dr. Leopold Ritter, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, IX/2. Mariannengasse 3 (1887).
263. **Schuchardt,** Dr. Hugo, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Graz, Elisabethstrasse 6 (1885).
264. **Schwab,** Dr. Erasmus, Gymnasial-Director i. P., Bezirksschulrath. Wien, VI/1. Kollergerngasse 1 (1884).

265. **Sederl,** Josef, k. u. k. Hof-Steinmetzmeister. Wien, III/3. Reisnerstrasse 61 (1870).
266. **Sedlaczek,** Hubert, Förster in Thomigsdorf bei Triebitz, Böhmen (1900).
267. **Sieger,** Dr. Robert, Professor an der Export-Akademie, Privatdocent an der Universität. Wien, I. Wollzeile 12 (1891).
268. **Siemiradzki,** Dr. Josef, Professor an der Universität in Lemberg, Sakramentek 18 (1896).
269. **Sitte,** Camillo, k. k. Regierungsrath, Architekt, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Wien, I. Schellinggasse 13 (1893).
270. **Sonnleithner,** Ferd., Sectionschef. Sarajevo (1888).
271. **Speyer,** Albert, Commissionswarenhändler. Wien, I. Neuthorgasse 15 (1888).
272. **Spitzer,** Gustav, k. u. k. Hof-Mode- und Weisswarenhändler. Wien, I. Kärntnerring 12 (1884).
273. **Staatsgewerbeschule,** k. k. Wien, I. Schellinggasse 13 (1893).
274. **Staatsgymnasium,** k. k., in Iglau (1900).
275. **Staatsgymnasium,** k. k., Oberhollabrunn, N.-Ö. (1893).
276. **Staatsrealschule,** k. k., in Wien, XVIII/1. Schopenhauerstrasse 49 (1898).
277. **Stache,** Dr. Guido, k. k. Hofrath, Director der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III/2. Rasumoffskygasse 23, III (1870).
278. **Steinen,** Dr. Karl von den, Professor. Charlottenburg bei Berlin, Hardenbergstrasse 24 (1892). [Zugleich correspondirendes Mitglied.]
279. **Steiner,** Franz. Schaab bei Podersam, Böhmen (1891).
280. **Steiner v. Pfungen,** Dr. Robert Freiherr, Primararzt im Kaiser Franz Josefs-Spital, Privatdocent an der Universität. Wien, I. Schottengasse 3 (1880).
281. **Stockhammer,** Gustav, Oberinspector der Nordwestbahn. Floridsdorf, Colonienstrasse 194 (1900).
282. **Storno,** Franz, jun., akadem. Maler. Oedenburg (1893).
283. **Strohmayer,** Dr. Phil. August, Schriftsteller. Rom, poste restante, Italien (1881).
284. **Stubenvoll,** Hugo, Ingenieur. Vukovar, Slavonien (1892).
285. **Svetlin,** Dr. Wilhelm, Director der Privat-Heilanstalt für Gemüthskranke. Wien, III/1. Leonhardgasse 3/5 (1880).
286. **Szombathy,** Josef, k. u. k. Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII/2. Sigmundsg. 8 (1879).
287. **Sztranyak,** Josef, Chemigraph. Wien, VIII/2. Tigergasse 73 (1899).
288. **Tagleicht,** Karl, k. u. k. Hof-Bauschlosser. Wien, II/5. Mathildenplatz 7 (1887).
289. **Teutsch,** Julius, Liqueurfabrikant. Kronstadt, Siebenbürgen, Rossmarkt 4 (1899).
290. **Thirring,** Julius, Bürgerschullehrer. Wien, II/1. Darwingasse 9 (1893).
291. **Tietze,** Dr. Emil, k. k. Oberbergrath an der geologischen Reichsanstalt. Wien, III/1. Hauptstrasse 90 (1887).
292. **Toldt,** Dr. Karl, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, IX/3. Ferstelgasse 6 (1885).
293. **Tolmatschew,** Dr. Nikolaus, Universitäts-Professor. Kasan, Russland (1889).
294. **Tomaschek,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII/1. Währinger Gürtel 118 (1884).
295. **Tonner,** Dr. Wilhelm, k. u. k. Oberstabsarzt i. R. Pisek, Böhmen (1893).
296. **Trapp,** Josef, Fabriksbesitzer. Pilsen, Salzgasse 14 (1889).
297. **Treutler,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Ober-Stabsarzt, Sanitätschef. Kaschau, Tordanygasse 3 (1892).
298. **Trojanović,** Dr. Sima, Professor. Prag, Postgasse 17, III (1894).
299. **Tschudi,** Dr. Arthur, k. u. k. Stabs- und Divisions-Chefarzt. Graz, Burgring 18 (1888).
300. **Vielhaber,** Gottfried, Bibliothekar des Prämonstratenserstiftes Schlägl, Post Aigen, Oberösterreich (1900).
301. **Vincenti,** Karl R. v, Schriftsteller, Redacteur der „N. Fr. Presse". Wien, III/3. Strohgasse 19 (1900).
302. **Vuletić-Vukasović,** Vid, Professor. Ragusa, Dalmatien (1883).
303. **Vyvlečka,** Dr. Josef, k. k. Conservator, Domvicar in Olmütz (1896).
304. **Wallaschek,** Dr. Richard, Privatdocent an der Universität. Wien, IV/1. Waaggasse 11 (1897).
305. **Waněk,** Johann, fürstl. Liechtenstein'scher Gutsdirector. Radim, Post Petschek, Böhmen (1896).
306. **Wasserburger,** Moriz, k. k Postsecretär. Wien, IV/1. Hauptstrasse 89 (1899).
307. **Weinberger,** Isidor, k. k. Commercialrath, Centraldirector der böhmischen Montangesellschaft. Wien, IV/1. Schwindgasse 20 (1883).
308. **Weinzierl,** Robert Ritter v., k. k. Conservator, Custos des Museums in Teplitz, Schulgasse 8 (1894).
309. **Weinzierl,** Dr. Theodor Ritter v., k. k. Director der Samen-Controlstation. Wien, I. Liebiggasse 5 (1892).
310. **Weisbach,** Dr. Augustin, k. u. k. General-Stabsarzt d. R. Steinschönau, Böhmen (1887).
311. **Weiss v. Tessbach,** Dr. Adolf Ritter. Wien, I. Nibelungengasse 1 (1887).
312. **Weyr,** Rudolf, Professor an der k. k. technischen Hochschule, Bildhauer. Wien, III/1. Ungargasse 58 (1887).
313. **Wickenburg,** Eduard, Graf. Rohrbach bei St. Peter in der Au, Westbahn, Post Weistrach, Niederösterreich (1898).
314. **Wieser v. Wiesenhort,** Dr. Franz Ritter, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhardstrasse 4 (1883).
315. **Wielemans, Edler von Monteforte,** Alexander, k. k. Baurath und Architekt. Wien, XVII/2. Zwerngasse 16 (1897).
316. **Wilser,** Dr. med. Ludwig. Heidelberg, Leopoldstrasse 41 (1897).
317. **Winternitz,** Dr. Moriz. Oxford, 100 Kingston Road (1886).
318. **Winternitz,** Dr. Wilhelm, k. k. Regierungsrath und Universitäts-Professor. Wien, I. Wipplingerstrasse 28 (1872).
319. **Wisnar,** Julius, k. k. Gymnasial-Professor in Znaim (1898).
320. **Wittmann,** Dr. Emil Hugo, Schriftsteller. Wien, I. Weihburggasse 32 (1884).
321. **Witzany,** Dr. A., Districtsarzt. Eisgrub, Mähren (1887).
322. **Woldřich,** Dr. Joh. Nep., k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königl. Weinberge, Hálekgasse 76 (1870).

323. **Wolfram,** Alfred. Wien, XVIII/1. Canongasse 19 (1889).
324. **Zawiliński,** Roman, k. k. Gymnasial-Professor, Secretär der ethnologischen Abtheilung der Akademie der Wissenschaften. Krakau, Karmelicka 22 (1893).
325. **Zdekauer,** Alfred, Med. Dr. Trautenau (1899).
326. **Želizko,** J. V., Geologe. Wien, III/2. Rasumoffskyg. 13 (1900).
327. **Zora,** Serbisch-akademischer Studentenverein. Wien, I. Universität (1884).
328. **Zsigmondy,** Dr. Otto, Zahnarzt. Wien, I. Schmerlingplatz 2 (1892).
329. **Zuckerkandl,** Dr. Emil, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX/4. Alserbachgasse 20 (1878).
330. **Zumbusch,** Kaspar Ritter v., k. k. Professor an der Akademie der bildenden Künste. Wien, III/3. Jacquingasse 11 (1889).
331. **Žunković,** Martin, k. u. k. Hauptmann, Lehrer der k. u. k. Infanterie-Cadettenschule in Marburg, Steiermark (1900).

C. Correspondenten.

1. **Bella,** Ludwig, Professor. Oedenburg.
2. **Bünker,** J. R., Lehrer Oedenburg, St. Georgenstrasse 11.
3. **Krahuletz,** J. Eggenburg.
4. **Moser,** Dr. L. Karl, k. k. Professor am Staatsgymnasium in Triest, Via del Lavatojo 1.

Verzeichnis

der

Institute, Vereine und **Redactionen,** mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in Wien im **Schriftentausch** steht.

(S. bedeutet nur Tausch gegen die Sitzungsberichte, B. = botanische Abtheilung, E. = ethnographische Sammlung, G. = geologische Abtheilung, H. = Hofbibliothek, P. = prähistorische Sammlung). [1])

1. **Agram:** Südslavische Akademie der Wissenschaften. — 1. Rad. philos.-hist. Cl., 2. mathemat. Cl., 3. Ljetopis, 4. Zbornik. (P.)
2. — Kroatische archäologische Gesellschaft. — Viestnik hrvatskoga arkeologičkoga družtva. (P.)
3. **Athen:** Kaiserlich deutsches archäologisches Institut. — Mittheilungen. (P.)
4. **Basel:** Basler Missions-Comité. — Evangelisches Missions-Magazin. (E.)
5. **Batavia:** Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. — Tijdschrift voor Indische taal-, land- en volkenkunde. (E.)
6. **Berlin:** Königliche Akademie der Wissenschaften. — Sitzungsberichte. (P.)
7. — Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. — Zeitschrift für Ethnologie. (P.)
8. — Verein für Volkskunde. — Zeitschrift. (E.)
9. **Bombay:** Anthropological Society. — The Journal. (E.)
10. **Bonn:** Verein von Alterthumsfreunden der Rheinlande. — Jahrbücher. (P.)
11. **Boston:** The American Folk-Lore Society. — 1. The Journal of American Folk-Lore, 2. Memoirs of the American Folk-Lore Society. (E.)
12. **Braunschweig:** Redaction der Zeitschrift „Globus". — Globus. (E.)
13. **Bregenz:** Vorarlberger Museumsverein. — Jahresberichte. (P.)
14. **Breslau:** Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur. — Jahresberichte. (P.)
15. — Museum für schlesische Alterthümer. — Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. (P.)
16. **Brünn:** K. k. mährische Landwirthschafts-Gesellschaft. — Centralblatt für die mährischen Landwirthe. (P.)
17. — Naturforscher-Verein. — 1. Verhandlungen, 2. Museum Francisceum, Annales. (P.)
18. **Brüssel:** Académie Royale des Sciences. — 1. Annuaire, 2. Bulletins. (P.)
19. — Société d'anthropologie. — Bulletin. (P.)
20. — Société d'Archéologie de Bruxelles. — 1. Annales, 2. Annuaire. (P.)
21. — Société Belge du Folklore. — Bulletin de Folklore. (E.)
22. **Budapest:** Ungarisches National-Museum. — Archaeologiai Értesitő (P.)
23. **Calcutta:** Asiatic Society of Bengal. — 1. Journals, 2. Proceedings. (E.)
24. **Chicago:** Field Columbian Museum. — 1. Anthropologic. Ser. Publ., 2. Report of the Director to the Board of Trustees. (E.)
25. **Christiania:** Foreningen til Norske Fortidsmindes merkers bevaring. — Aarsberetning. (P.)
26. **Czernowitz:** Bukowiner Landesmuseum — 1. Rechenschaftsberichte, 2. Jahrbuch. (P.)
27. **Časlau:** Redaction des „Věstník československých musei a spolku archaeologických". Věstník. (P.) S.
28. **Danzig:** Naturforschende Gesellschaft. — Schriften. (P.)
29. **Demerara:** Royal Agricultural and Commercial Society of British Guiana. — Timehri. (E.)
30. **Dorpat:** Gelehrte Esthnische Gesellschaft. — 1. Sitzungsberichte, 2. Verhandlungen. (P.)
31. **Dresden:** Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis". — Sitzungsberichte und Abhandlungen. (P.)
32. **Dublin:** Royal Society. — 1. The scientific Proceedings, 2. Transactions. (G.)
33. **Dürkheim am Haardt:** Naturwissenschaftlicher Verein „Pollichia". — Mittheilungen. (B.)

[1]) Da die Gesellschaft keine Bibliothek besitzt, gibt sie alle Einläufe gegen Ersatz der als Tausch verwendeten Exemplare der „Mittheilungen" an die Bibliotheken der genannten Abtheilungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums und an die k. k. Hofbibliothek ab.

34. **Edinburgh:** Scottish Geographical Society. — The Scottish Geographical Magazine. (E.)
35. — Society of Antiquaries of Scotland — Proceedings. (P.)
36. **Enns:** Musealverein für Enns und Umgebung. — Jahresberichte. (P.) S.
37. **Florenz:** Società italiana di Antropologia etc. — Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. (E.)
38. **Frankfurt a. d. O.:** Redaction der „Societatum litterae". — Societatum litterae. (E.) S.
39. **Genf:** Société de Géographie L'Athénée. — Le Globe. (P.)
40. **Görlitz:** Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. — Jahreshefte. (P.) S.
41. **Good Hope (Illinois):** Redaction of the American Antiquarian and Oriental Journal. — Journal (E.)
42. **Graz:** Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark. — Mittheilungen. (P.)
43. **Grenoble:** Société Dauphinoise d'ethnologie et d'anthropologie. — Bulletins. (P.)
44. **Haag:** Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. — Bijdragen. (H.)
45. **Halle a. d. S.:** Kais. Leopoldinisch-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher. — Leopoldina. (P.)
46. **Helsingfors:** Finska Vetenskaps Societeten. — 1. Öfversigt af förhandlingar, 2. Bidrag till kännedom af Finlands Natur och Folk, 3. Acta societatis scientiarium Fennicae. (P.)
47. — Finnische Alterthums-Gesellschaft. — 1. Aikakauskirja, 2. Memoires, 3. Suomen und Finskt Museum. (P.)
48. **Innsbruck:** Museum Ferdinandeum. — Zeitschrift. (P.)
49. **Irkutsk:** Ostsibirische Section der kais. russischen geograph. Gesellschaft. — 1. Iswjästija, 2. Otschet. (E.)
50. **Kasan:** Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnologie. Iswjästija. (E.)
51. **Kiel:** Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein. — Schriften. (P.)
52. — Anthropologischer Verein in Schleswig-Holstein. — Mittheilungen. (P.) S.
53. **Klagenfurt:** Naturhistorisches Landesmuseum. — Jahrbuch. (P.)
54. — Geschichtsverein für Kärnten. — 1. Carinthia, 2. Jahresbericht. (P.)
55. **Königsberg:** Alterthumsgesellschaft „Prussia". — Sitzungsberichte. (P.)
56. — Physikalisch-ökonomische Gesellschaft. — Schriften. (P.)
57. **Kopenhagen:** Kongel. Danske Videnskaberne Selskab. — Oversigt (Bulletin). (P.)
58. — Kongel. Nordiske Oldskrift Selskab. — 1. Aarbøger, 2. Memoires. (P.)
59. **Krakau:** Akademie der Wissenschaften. — Anzeiger. (P.)
60. **Laibach:** Musealverein für Krain. — 1. Izvestja, 2. Mittheilungen. (P.)
61. **La Plata:** Museo de La Plata. — Revista. (E.)
62. **Leiden:** Redaction des Internationalen Archivs für Ethnographie. — Intern. Arch. f. Ethn. (E.)
63. **Leipzig:** Redaction des Literarischen Centralblattes. — Literarisches Centralblatt. (E.) S.
64. **Lemberg:** Verein für Volkskunde. — Lud. (E.)
65. **Linz:** Museum Francisco-Carolinum. — Berichte. (P.)
66. **London:** Royal Society. — Proceedings. (P.)
67. — Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland. — Journal (E.)
68. — Redaction des Journals „Folk-Lore". — Folk-Lore. (E.)
69. **Lüttich:** Institut archéologique Liègois. — Bulletin. (P.)
70. **Lyon:** Société d'Anthropologie. (P.)
71. — Muséum d'Histoire Naturelle de Lyon. — Archives. (P.)
72. **Madras:** Madras Governement Museum. — Bulletin (P.) S.
73. **Mailand:** Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere. — Rendiconti (P.)
74. — Società italiana di scienze naturali. — 1. Atti, 2. Memorie. (P.)
75. **Modena:** Società dei Naturalisti. — 1. Atti, 2. Rendiconti. (G.)
76. **Moskau:** Kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie. — 1. Iswjästija, 2. Trudü antropologitscheskago otdjäla. (P.)
77. — Kaiserliche Archäologische Gesellschaft. — 1. Drewnosti wostotschnija, 2. Materialij po archaeologij wostotschnich gub. Rossij (P.)
78. **München:** Königliche Akademie der Wissenschaften. — Sitzungsberichte der math.-phys. Classe. (P.)
79. — Redaction der Prähistorischen Blätter. (P.) S.
80. **New-York:** Anthropological Society. — The American Anthropologist. (E.)
81. **Norwood:** Archaeological Institute of America. — American Journal of Archaeology (H.)
82. **Nürnberg:** Germanisches National-Museum. — Anzeiger. (P.)
83. **Ottawa:** Geological Survey of Canada. — Report annual, Maps, The Canadian Record of Science. (G.)
84. **Parenzo:** Società istriana di Archeologia e Storia patria. — Atti e memorie. (P.)
85. **Paris:** Société d'anthropologie. — 1. Bulletins, 2 Mémoires. (P.)
86. — Redaction des Journals „L'Anthropologie". — L'Anthropologie. (P.)
87. — Société de Géographie. — 1. Bulletin, 2. Compte rendu. (H.)
88. — Société nationale des Antiquaires de France. — Bulletin und Memoires. (P.)
89. — Redaction der Zeitschrift „Mélusine". — Mélusine. (E.)
90. — Redaction der Zeitschrift „La Tradition". — La Tradition (E.)
91. — Redaction der „Revue mensuelle de l'École d'anthropologie". — Revue mensuelle. (P.)
92. — Redaction der Zeitschrift „Le Tour du Monde". (E.)
93. — „Musée Guimet". — 1. Annales, 2. Revue de l'histoire des religions. (E.)
94. **Posen:** Historische Gesellschaft für die Provinz Posen. — Zeitschrift. (P.)
95. — Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft in Posen. — Roczniki. (P.)
96. **Prag:** Königliche böhmische Gesellschaft der Wissenschaften. — 1. Sitzungsberichte, 2. Jahresberichte, 3. Abhandlungen. (P.)
97. — Čechoslavisches ethnographisches Museum. (E.)
98. — Naturwissenschaftlicher Verein „Lotos". — Jahrbuch für Naturwissenschaft. (P.)

99. **Prag:** Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. — Mittheilungen (P.)
100. — Lese- und Redehalle der deutschen Studenten. — Bericht. (P.)
101. — Redaction der Zeitschrift „Český lid". — Český lid. (E.)
102. **Rom:** Reale Accademia dei Lincei. — 1. Atti, 2 Notizie degli scavi di antichità, 3. Rendiconti. (P.)
103. — Redaction des „Bollettino di Paletnologia italiana". — Bollettino. (P.)
104. — Società geografica italiana. — Bollettino. (E.)
105. — Società Romana di Antropologia. — Atti. (P.)
106 — Redaction der Zeitschrift „Cosmos". — Cosmos (E.)
107. **Rotterdam:** Nederlandsche Zendelinggenootschap. — Mededeelingen. (E.)
108. **Salzburg:** Gesellschaft für Landeskunde. — Mittheilungen. (P.)
109. **Santiago:** Deutscher wissenschaftlicher Verein. — Verhandlungen. (E.) S.
110. **Sarajevo:** Bosnisch-herzegowinisches Landesmuseum. — 1. Glasnik zemaljskog Muzeja u Bosni i Hercegovini, 2. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. (P.)
111. **Schwerin:** Verein für mecklenburgische Geschichte. — Jahrbücher und Jahresberichte. (P.)
112. **Shanghai:** China branch of the Royal Asiatic Society. — Journal. (E.)
113. **Singapore:** Straits branch of the Royal Asiatic Society. — Journal. (E.)
114. **Spalato:** Museo Archeologico. Bullettino di Archeologia e Storia Dalmata. (P.)
115. **St. Germain en Laye:** Musée national. — Revue archéologique. (P.)
116. **Stockholm:** Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademia. — 1. Antiqvarisk Tidskrift för Sverige, 2. Månadsblad. (P.)
117. — Svenska sällskapet för Antropologi och Geografi. — „Ymer". (E.)
118. — Nordisches Museum. — 1. Samfundet, 2. Minnen från Nordiska Museet. (E.)
119. **St. Petersburg:** Kaiserliche Archäologische Commission. — 1. Compte-Rendu, 2. Otschet, 3. Materiali. (P.)
120. — Académie Imperiale de sciences. — 1. Bulletin, 2. Memoires. (P.)
121. — Kaiserliche Geographische Gesellschaft. — 1. Iswjästija, 2. Otschet. (E.)
122. — Russische Anthropologische Gesellschaft an der kaiserlichen militär-medicinischen Akademie. — Sitzungsprotokolle. (P.)
123. **Stuttgart:** Württemberg. Anthropologischer Verein. — Fundberichte aus Schwaben. (P.) S.
124. — Königl. öffentliche Bibliothek. — Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. (P.)
125. **Sydney:** Royal Society of New South Wales. — 1. Journal and Proceedings, 2. Abstracts of Proceedings. (E.)
126. **Sydney:** Australian Museum. — 1. Report, 2. Record. (P.) S.
127. — „Science of man". — The Australasian Anthropological Journal. (E.)
128. **Tiflis:** Kaukasische Abtheilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft. — Sapiski. (E.)
129. **Tokio:** Anthropological Society. — Journal. (E.)
130. — Asiatic Society of Japan. — Transactions. (E.)
131. **Toronto:** Canadian Institute. — 1. Transactions, 2 Proceedings, 3. Annual report. (E.)
132. **Trient:** Biblioteca e Museo comunali di Trento. — Archivio Trentino. (P.)
133. **Trier:** Gesellschaft für nützliche Forschungen. — Jahresberichte. (P.)
134. **Troizkossawsk:** Troizkossawsk-Kjachtaer Section der Amurischen Abtheilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft. — 1. Protokolle, 2. Otschet. (E.) S.
135. **Upsala:** Redaction der Zeitschrift „Nyare bidrag till kännedom om de Svenska landsmålen ok Svenskt folklif". (E.)
136. **Warschau:** Redaction der „Wisła". (E.)
137. — Redaction des „Swiatowit". (P.)
138. **Washington:** Smithsonian Institution. — 1. Annual Report of the board of regents, 2. Report of the U. S. National Museum, 3. Bulletin of the U. S. National Museum, 4. Proceedings of the U. S. National Museum, 5. Annual report of the Bureau of Ethnology. (E.)
139. — United States Geological Survey. — 1. Annual Report, 2. Monographs, 3. Mineral Resources, 4. Bulletin. (G.)
140. **Wellington:** Polynesian Society. — The Journal. (E.)
141. **Wien:** K. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. — Mittheilungen. (P.)
142. — K. k. geographische Gesellschaft. — 1. Mittheilungen, 2. Abhandlungen. (E.)
143. — K. k. geologische Reichsanstalt. — Verhandlungen. (G.)
144. — Verein für Landeskunde von Niederösterreich. — 1. Blätter, 2. Topographie von Niederösterreich, 3. Urkundenbuch von Niederösterreich. (P.)
145. — Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. — Schriften. (P.)
146. — Wissenschaftlicher Club. — Monatsblätter. (P.)
147. — K. k. Gesellschaft der Aerzte.
148. — K. k. naturhistorisches Hofmuseum.
149. — Bibliothek des n.-ö. Landhauses.
150. **Wiesbaden:** Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. — 1. Annalen, 2. Mittheilungen. (P.)
151. **Woking:** Redaction der „Asiatic Quarterly Review". — Asiatic Quarterly Review. (E.)
152. **Zürich:** Antiquarische Gesellschaft, Stadtbibliothek. — Mittheilungen. (P.)
153. — Schweizerisches Landesmuseum. — Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde. (P.)

Redactions-Comité: Hofrath Prof. Dr. **Karl Toldt** (Vorsitzender), Regierungsrath **Franz Heger**, Prof. Dr. **Rudolf Meringer**, Custos **Josef Szombathy**, Hofrath Prof. Dr. **Emil Zuckerkandl**. Dr. **Wilhelm Hein** (Redacteur).

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XXX. Der neuen Folge XX. Band.)

Nr. 3. Mai-Juni. **Sitzungsberichte.** **1900.**

INHALT: **Sitzung des Comités für praktische Arbeiten am 3. Mai 1900;** S. [171]. — **Sitzung des Redactionscomités am 8. Mai 1900;** S. [171]. — **Ausschuss-Sitzung am 8. Mai 1900.** 1. Besuch der Mammutstation in Krems an der Donau; S. [171]. — 2. Bewilligung eines Amtslocales im k. k. naturhistorischen Hofmuseum; S. [171]. — 3. Subventionen; S. [172]. — 4. Jubiläum der k. k. geologischen Reichsanstalt; S. [172]. — 5. Mitgliederbewegung; S. [172]. — 6. Excursionen; S. [172]. — 7. Vertheilung des Fondes für praktische Arbeiten; S. [172]. — 8. Aenderung des Formates der „Mittheilungen"; S. [172]. — 9., 10. Schriftentausch; S. [172]. — 11. Besuch des „Internationalen Congresses für prähistorische Anthropologie und Archäologie" in Paris; S. [172]. — Josef Szombathy: Ausflug der Anthropologischen Gesellschaft und des Wissenschaftlichen Clubs in Wien nach Baden am 13. Mai 1900; S. [172]. — Die 500jährige Jubelfeier der Universität Krakau am 7. und 8. Juni 1900; S. [176]. — Die Feier des 50jährigen Bestandes der k. k. geologischen Reichsanstalt am 9. Juni 1900; S. [176]. — M. Hoernes: Excursion nach Eggenburg; S. [177]. — W. Hein: Excursion nach Schloss Kreuzenstein und auf den Michelberg am 17. Juni 1900; S. [178]. — Die Sommer-Versammlung des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich in Pulkau am 24. Juni 1900; S. [179]. — Dr. H. Matiegka: Bericht über die anthropologische Untersuchung der Gebeine Paul J. Šafařik's; S. [179]. — Karl Gerlich: Bericht über einen Skelettefund in Prerau; S. [181]. — Dr. Richard Lasch: Weitere Beiträge zur Kenntnis der Geophagie; S. [181]. — E. K. Blümml: Die Gemskugel (Aegagropili) im Glauben des XVII. Jahrhunderts; S. [183]. — J. R. Bünker, Eiserne Opferthiere; S. [185].

Sitzung des Comités für praktische Arbeiten am 3. Mai 1900.

Anwesend: Vorsitzender Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl, Dr. Wilhelm Hein, Dr. Moriz Hoernes, Franz Ritter v. Hopfgartner, Josef Szombathy.

Das Comité beschliesst, dem Ausschusse für die Verwendung des Fondes für praktische Arbeiten, der K 2437·78 beträgt, folgende Vorschläge zu erstatten:

Es seien zu bewilligen

für Ausgrabungen in Krain . . . . . K 1800

und Herrn J. R. Bünker für Haus- und Flurforschungen in Kärnten . . . . . „ 400

Der Rest von K 237·78 werde dem Secretariate zur Verfügung gestellt, welches davon die Anfertigung der von Herrn Wladimir Levec für seine Abhandlung benöthigten Flurkarten zu bestreiten und, falls es erwünscht sein sollte, Herrn Robert Karl Lischka die erforderliche Summe auszufolgen habe, damit er als Zeichner Herrn J. R. Bünker bei den Haus- und Fluraufnahmen in Kärnten unterstütze.

Sitzung des Redactionscomités am 8. Mai 1900.

Anwesend: Vorsitzender Dr. Karl Toldt, Dr. Wilhelm Hein, Josef Szombathy.

Nach erfolgter Besprechung und Begutachtung einiger Manuscripte wird beschlossen, dem Ausschusse die Aenderung des Formates der „Mittheilungen" in Lexikon-Octav zur Berathung zu empfehlen.

Ausschuss-Sitzung am 8. Mai 1900.

Anwesend: Vorsitzender Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl, Dr. Wilhelm Hein, Dr. Moriz Hoernes, Franz Ritter v. Hopfgartner, Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg, Dr. Vatroslav Jagić, Dr. David Heinrich Müller, Dr. Otto Müller, Karl Penka, Karl Freiherr v. Schlosser, Dr. Leopold v. Schroeder, Josef Szombathy, Dr. Karl Toldt.

1. Dr. M. Hoernes erstattet Bericht über seinen im Auftrage der Gesellschaft erfolgten Besuch der Mammutstation in Krems an der Donau. Es wird beschlossen, dem Herrn Bezirkshauptmann Josef Ritter v. Hoch, dem Herrn Propst Dr. Anton Kerschbaumer und Herrn Professor Dr. Strobl für ihr Entgegenkommen Dankschreiben zu senden.

2. Von der k. u. k. Intendanz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums ist folgendes Schreiben Z. 203 vom 26. April 1900 eingelaufen:

In Erledigung des hierorts befürworteten Ansuchens der Anthropologischen Gesellschaft in Wien um Ueberlassung eines Amtslocales im Gebäude des k. k. naturhistorischen Hofmuseums hat Sr. k. u. k. Apost. Majestät Oberstkämmerer-Amt mit Zuschrift vom 3. März 1900, Z. 396, anher bekanntgegeben, dass diesem Ansuchen gegen Einholung einer ausdrücklichen Erklärung seitens des Präsidiums der Gesellschaft, welche im Entwurfe beiliegt, stattgegeben werde.

Ich beehre mich hievon ein hochlöbliches Präsidium mit dem Bemerken in Kenntniss zu setzen, dass die Uebergabe des in Aussicht genommenen Locales nach Vollendung der anderwärtig hiedurch nothwendig gewordenen Adaptirungen binnen Kurzem erfolgen wird. Die von dem Präsidium der Gesellschaft gefertigte Erklärung wolle an die Intendanz zurückgelangen.

Es gereicht mir zur besonderen Befriedigung, diese Angelegenheit in einer für die Anthropologische Gesellschaft günstigen Weise erledigt zu sehen, was die Fortdauer der sowohl für die gedachte Gesellschaft als für das k. k. naturhistorische Hofmuseum gleich vortheilhaften Beziehungen gewährleistet.

Der k. u. k. Intendant des naturhistorischen Hofmuseums:

Steindachner.

Es wird beschlossen, an die Intendanz des naturhistorischen Hofmuseums ein Dankschreiben zu richten und durch die Herren Vice-Präsidenten Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl und Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg dem Herrn Oberstkämmerer Hugo Graf v. Abensperg-Traun und dem Herrn Hofrath Wilhelm Freiherr v. Weckbecker den Dank der Gesellschaft abzustatten.

3. Se. k u. k. Apostolische Majestät hat der Gesellschaft für die Durchführung der praktischen Arbeiten im Jahre 1900 eine Subvention von K 2000 gewährt; Subventionen von je K 400 haben Se. Durchlaucht Johann reg. Fürst von und zu Liechtenstein und der Magistrat der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien bewilligt.

Es wird beschlossen, für diese Subventionen den Dank schriftlich abzustatten.

4. Zur Feier des 50jährigen Bestandes der k. k. geologischen Reichsanstalt wird eine Adresse beschlossen, um deren persönliche Ueberreichung am Jubeltage der Präsident Herr Dr. Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg ersucht wird.

5. Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen die Herren:

Karl Calliano, Secretär der Bezirkskrankencasse in Baden, Niederösterreich (Gustav Calliano),

Dr. Victor Ritter Ebner v. Rofenstein, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor in Wien (Hopfgartner).

Dr. A. Jörg Lanz-Liebenstein in Wien (Hein) und

Georg Wieninger, Gutsbesitzer in Schärding, Oberösterreich (Hopfgartner).

6. Die Programme für die Excursionen nach Baden (Niederösterreich) und Eggenburg werden genehmigt.

7. Der Ausschuss beschliesst folgende Vertheilung des Fondes für praktische Arbeiten:

Herrn Custos Josef Szombathy für Ausgrabungen in Krain . . . . . (ein etwaiger Mehrbedarf ist aus dem Reservefond zu decken)	K	1400·—
Herrn J. R. Bünker für Haus- und Flurforschungen in Kärnten	„	400·—
Herrn Robert Karl Lischka, falls Herr J. R. Bünker auf seine Mitarbeit als Zeichner Anspruch macht, einen Höchstbetrag von	„	200·—
Herrn Wladimir Levec für Flurkarten-Reductionen einen Höchstbetrag von .	„	100·—
Reservefond	„	337·78

8. Auf Antrag des Redactionscomités, eine Aenderung des Formates der „Mittheilungen“ in Lexikon-Octav in Berathung zu ziehen, wird beschlossen, die Herren Dr. W. Hein, Dr. M. Hoernes und J. Szombathy mit den Vorerhebungen und der Kostenberechnung zu betrauen.

9. Auf Grund der vom Leiter der botanischen Abtheilung Herrn Dr. Alexander Zahlbruckner abgegebenen Erklärung, in Hinkunft für die Publicationen des naturwissenschaftlichen Vereines „Pollichia“ blos den Selbstkostenpreis der Sitzungsberichte zu ersetzen, wird beschlossen, den Schriftentausch mit dem genannten Vereine auf die Abgabe der Sitzungsberichte zu beschränken.

10. Gemäss einer mit dem Leiter der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung Herrn Regierungsrath Franz Heger getroffenen Vereinbarung wird der Schriftentausch mit der ungarischen ethnographischen Gesellschaft beschlossen. Die genannte Abtheilung ersetzt den Selbstkostenpreis des ganzen im Tauschwege abgegebenen Bandes.

11. Die Herren Dr. Moriz Hoernes und Josef Szombathy, welche den in Paris vom 20. bis 25. August stattfindenden „Internationalen Congress für prähistorische Anthropologie und Archäologie“ besuchen, erklären sich bereit, über die Arbeiten dieses Congresses Bericht zu erstatten.

Ausflug der Anthropologischen Gesellschaft und des Wissenschaftlichen Clubs in Wien nach Baden am 13. Mai 1900.

Bericht von Josef Szombathy.

Von einem Orte, der so wie Baden durch eine ganz besondere heilkräftige Gabe der Natur für die Menschheit wichtig ist, muss man wohl von vornherein annehmen, dass er bereits lange vor dem Auftauchen seines Namens in der Geschichte eine grössere Rolle gespielt hat. Es hat gewiss niemals Jemanden gegeben, der dies hätte bestreiten mögen. Es hat sich aber auch lange Niemand gefunden, der sich die Aufgabe gestellt hätte, für die Thermenstadt bei Wien, deren geschichtliche Erinnerungen von jeher mit ganz besonderem Eifer gesammelt werden, auch die vorgeschichtlichen Belegstücke, die der Boden bei verschiedenen Gelegenheiten herausgiebt, mit sorglicher Hand zusammenzutragen. Dr. Hermann Rollett, der Sohn des Begründers des Rollett-Museums der Stadt Baden, hat seine vielseitige Aufmerksamkeit den prähistorischen Funden aus seiner Vaterstadt ebenso zugewendet, wie den viel zahlreicheren römischen, aber zu einem wirklichen Aufschwunge der prähistorischen Erforschung der Gegend von Baden kam es erst, als sich zu Beginn der Achtziger-Jahre ein kleiner Kreis von jüngeren Männern dieser Aufgabe annahm. Den Sammelplatz für diese Thätigkeit bildete Anfangs die „Gesellschaft zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse in Baden bei Wien“ [1]), dann der „Verein der niederösterreichischen Landesfreunde“ [2]). Die Seele dieser Vereinigungen war von Anfang an bis heute Gustav Calliano, der unermüdlich durch Agitation, Aufsammlungen, Ausstellungen und Veröffentlichungen [3]) zu wirken weiss.

Leider war es den Badenern nicht beschieden, dass sich die ältere, durch Rollett repräsentirte Generation und die jüngere, durch Calliano angeeiferte Gruppe von Sammlern neidlos zu gemeinsamem Wirken vereinigten. Das hätte einen guten Klang gegeben. Zwar wurde die Erspriesslichkeit einer solchen Vereinigung

---

[1]) Mittheil. d. Ges. z. Verbr. wiss. Kenntn. in Baden bei Wien. Baden 1882—1889.

[2]) Die Zeitschrift dieses Vereines „Der niederösterreichische Landesfreund“ erscheint seit 1892.

[3]) Siehe die cit. Zeitschriften, die Badener Journale und Wochenblätter, die Mittheilungen der Section für Höhlenkunde des Oesterr. Touristen-Clubs, 1886, diese Mittheilungen Band XXIII, S. [45]; XXVII, S. [23]; XXVIII, S. [22]; XXIX, S. [23]; XXX, S. [111] ff., endlich „Prähistorische Funde in der Umgebung von Baden“, 1894.

von beiden Seiten anerkannt und (besonders von den jüngeren Herren) mancher Versuch zu ihrer Realisirung unternommen, jedoch die Trennung blieb aufrecht und erschwerte nicht nur die Sammelthätigkeit in Baden und Umgebung, sondern sogar den Besuch und die Besichtigung der aufgesammelten Funde.

Mit um so grösserer Anerkennung erfüllt es uns, dass heuer beide Museumsgruppen sich mit gleicher Freundlichkeit bereit finden liessen, einen gemeinschaftlichen Besuch von Mitgliedern der Anthropologischen Gesellschaft und des Wissenschaftlichen Clubs zu empfangen und mit ihren bisherigen Errungenschaften bekannt zu machen.

Der Einladung zum Ausflug waren im Ganzen 56 Personen, Herren und Damen, gefolgt. In Baden von mehreren Herren Mitgliedern der Badener Ortsgruppe und von Vertretern der Ortsgruppen Mödling und Fischau des Vereines der niederösterreichischen Landesfreunde unter der Führung des Vereinsvorstandes Gustav Calliano erwartet und von letzterem in einer Ansprache freundlichst begrüsst, begannen wir das Tagewerk mit der Besichtigung der prähistorischen und volkskundlichen Sammlung Gustav Calliano's, welcher für diesen Tag seine Wohnung in der Wienerstrasse ganz in ein Museum umgewandelt hatte, um uns einen Bruchtheil der Sammlung vor Augen führen zu können. Es ist im Rahmen dieses Berichtes wohl unmöglich und angesichts der bereits vorliegenden und der alsbald zu erwartenden weiteren Originalpublicationen auch entbehrlich, in eine genauere Beschreibung der Sammlung einzugehen. Wir wollen nur einzelne Gruppen derselben, die uns besonders auffielen, bezeichnen.

Aus mehreren Höhlen der Gegend hat Calliano durch umsichtige Ausgrabungen palaeolithische Funde zu Stande gebracht. Das Winschloch in der Putschaner-Lucke bei Baden besass unter seiner römischen und den von ihr überdeckten jüngeren prähistorischen Culturschichten eine gefässscherbenlose Kohlen- und Aschenschichte, welche rohe Steinkeile und Feuersteinspäne neben Knochen von Hirsch, Höhlenbär und Höhlenhyäne enthielt. Von letzterer sind einige sehr ansehnliche Schädelfragmente bemerkenswert. Aus der Arnsteinhöhle bei Reisenmarkt liegen Reste von Höhlenbär und Renthier, sowie zur gleichen Fundschichte gehörige Feuersteinsplitter und bearbeitete Knochen vor; aus der Felsenkellerhöhle nächst dem Lindkogel endlich Reste des Höhlenbären.

Unter den Localitäten der neolithischen Periode erscheint wieder das Winschloch mit charakteristischen Topfscherben, unter welchen wir ein hübsch verziertes Schälchen bemerken, und mit vielen kleinen Feuerstein-Artefacten, wie Schabern, Pfeilspitzen u. dgl. Von einer kleinen, mit einem Ringwalle umgeben gewesenen Höhenniederlassung am Halsriegel, die so wie das Winschloch während der römischen Kaiserzeit wieder benützt wurde, liegen ebenfalls nette kleinere Feuersteinsachen vor. Die Königshöhle, in der die Feuersteinwerkzeuge seltener, aber grösser sind, lieferte auch polirte Steinmeissel und durchbohrte Hämmer, sowie schön geschnittene Knochenmeissel und knöcherne Schaber und Pfriemen. Von ganz besonderer Bedeutung ist das Thongeschirr aus der Königshöhle: Becher und andere Gefässe mit hohem, bandförmigem Henkel von ungewöhnlicher Breite, solche mit hohem, geradem Halstheil und niederem, breitem Bauch, grosse, bauchige Vasen u. s. w. Dieses Material verdient die eingehendste Sichtung und Veröffentlichung. Möglicherweise reicht ein Theil der Gefässe in die Bronzezeit hinein, aus der die Höhle einen guten, stielrunden Halsreif mit offenen, aufgerollten Enden geliefert hat.

In Calliano's Sammlung sind aus der Umgebung Badens nicht weniger als 17 neolithische Fundplätze vertreten, theilweise durch sehr gute Fundstücke, wie z. B. ein besonders schönes polirtes Steinbeil aus der Nähe des Winschloches, und andere ähnliche Stücke. Und damit ist der Reichthum der Gegend noch lange nicht erschöpft, wie beispielsweise eine neolithische Fundstelle in der Stadt Baden selbst zeigt, die von Herrn Franz Skribany untersucht wurde. Sie liegt in der Franzensstrasse und lieferte aus einer an Holzkohlen reichen Fundschichte bombenförmige Gefässe mit Bandverzierung, in der Spiralornamente besonders auffallen.

Die Hauptfundstelle der Bronzezeit ist die Hildegardenruhe bei der Ruine Rauheneck. Es bestand da eine ausgedehnte umwallte Ansiedelung. Die ansehnliche Culturschichte lieferte viele Stücke von Lehmestrich und Wandbewurf der aus Reisig geflochtenen Hüttenwände, Massen von Thongefässscherben von kleinen, bis ganz grossen, fast vollständig restaurirbaren, dickbauchigen Gefässen, Bruchstücke von Mondidolen, darunter eines mit eingeschnittenen linearen Thierzeichnungen, Gussschlacken, Bronzegussabfälle, die Gussform eines Hohlceltes und dazwischen viele Hausthierknochen. In einem Reste der Umwallung wurde ein schwarz gebrannter Menschenschädel gefunden.

Dieser Suite schliessen sich mehrere Einzelnfunde aus der weiteren Umgebung Badens an.

Aus der Hallstattperiode fallen mehrere grosse bauchige Urnen und kleinere Beigefässe auf, die Calliano persönlich aus den Grabhügeln von Oedenburg, deren er einen grösseren vollständig untersuchte, ausgegraben hat.

Eine besondere Beachtung verdienen die ausgestellten Funde aus der La Tène-Periode: Eine grosse Lanzenspitze aus einem bereits zerstört angetroffenen Grabe auf dem Mitterberge bei Baden. Ein Skelettgrab von Pfaffstätten mit einem langen Eisenschwerte und einer grossen Lanzenspitze. Brandgräber von Guntramsdorf, deren eines zwei charakteristische bauchige La Tène-Gefässe ergab, von welchem das grössere den Leichenbrand enthielt, dabei ein zusammengebogenes sehr schönes Mittel-La Tène-Schwert mit eiserner Scheide, eine bei 60 cm lange Lanzenspitze und eine Eisenfibula. Aus einem zweiten Grabe erhielt Calliano eine breite Lanzenspitze, Reste von Gefässen, ein Hundeskelet und ein angeblich im Leichenbrand enthalten gewesenes beinernes „Todtenmanderl". Leider konnte Calliano dieses Grab erst nach seiner

Eröffnung durch die Schottergrubenarbeiter sehen, hat also über das Vorkommen des Todtenmanderls keine eigene Beobachtung.

Diese Todtenmanderln verdienen jedenfalls noch ein näheres Studium. Es sind fingerlange, ganz roh geschnitzte, unbekleidete Figürchen. Ausser dem bereits erwähnten besitzt Calliano noch ein zweites beinernes, welches am Mitterberge bei Baden gefunden wurde, ebenfalls ohne dass sichere Belege für das Alter beizubringen wären. Er hat jedoch Gründe, sie beide für prähistorisch zu halten. Daneben besitzt er ganz ähnliche hölzerne, welche er mit seinem unübertrefflichen Sammeltalente aus Bauernhäusern erlangte und für die er nachweisen konnte, dass sie der Zeit von 1712 bis 1840 angehören und einem in der ganzen Gegend verbreiteten Todtencultus dienten. Ein weiteres Beinfigürchen von ähnlich roher Mache zeigte uns Abends Herr Maler Mayerhofer. Es stellt eine sitzende Frauengestalt mit vor der Brust gefalteten Händen dar und wurde am Tage vor unserer Excursion von einem Weingartenbesitzer am sogenannten Wenzelspitz bei Baden gefunden. Seitdem ist es in den Besitz des Herrn Calliano übergegangen. Wenn ich meinen ersten Eindrücken sine ira et studio folgen dürfte, möchte ich diese Stücke alle für relativ jung halten und die beinernen knapp neben die hölzernen stellen, so lange nicht gut beobachtete Funde zur Anerkennung höheren Alters zwingen.

Dass in Baden viele Funde aus der römischen Kaiserzeit zu sehen sein werden, war vorauszusetzen. Wir sahen bei Calliano die Funde aus dem Winschloch, das zuverlässig als eine bescheidene Stätte des Mithrascultus erkannt wurde, Funde aus sieben Brandgräbern am Kirchenplatze in Baden und sehr viele Einzelnfunde — Münzen, geschnittene Steine, Thongefässe, Lampen, Gläser, Figurales etc. — aus der Stadt. Ich kann darüber hinweggehen, nachdem wir in diesem Winter aus dem Munde Calliano's selbst einen eingehenderen Vortrag über diese Funde gehört haben [1]). Hingegen müssen wir noch einige Gräberfunde ausserhalb Badens anmerken. Bei Traiskirchen wurde eine grosse Reihe römischer Gräber durch Landwirthschaftsarbeiter zerstört, ohne dass irgend eine genauere Angabe über ihre innere Anordnung od. dgl. zu erlangen gewesen wäre. Calliano konnte nur mehr nachträglich eine grössere Menge charakteristischer Gefässreste sammeln. Von Winden an der Westbahn (Gemeinde Anzbach, Gerichtsbezirk Neu-Lengbach), wo auch ein schöner „Hausberg" mit drei Abstufungen steht, besitzt die Sammlung den Inhalt der Brandgräber aus mehreren römischen Tumuli, unter Anderem grosse Provinzial-Flügelfibeln, thönerne Dreifussschalen mit Deckel und schöne, schlankbauchige Thongefässe. Ganz ähnliche Funde aus Gräbern der provinzialen Bevölkerung liegen von Grammatschlag an der ungarischen Grenze (Bezirk Kirchschlag) vor.

Von den interessanten Aufsammlungen aus späteren Perioden, die über die Competenz des Prähistorikers hinausgehen, möchte ich nur noch einer Kategorie Erwähnung thun, nämlich der „Feuergretheln" oder „Lehmdocken". Bekleidete Frauenfiguren aus gebranntem Thon, von vielleicht 10—15 cm Höhe, welche in der Badener Gegend einzeln mit Kohle, Asche u. s. w. gefunden werden und welche Calliano für frühmittelalterlich hält. Hoffentlich erhalten wir recht bald eine eingehendere Veröffentlichung über dieses seltsame, von Calliano mit Eifer studirte Vorkommen.

Es ist begreiflich, dass die engeren Fachgenossen von dieser Fülle von Funden nur zögernd Abschied nahmen. Alle vereinigten sich in der aufrichtigen Anerkennung der Verdienste Gustav Calliano's als gewissenhaften Sammlers, die um so höher anzuschlagen sind, als unter den Verhältnissen, unter welchen dieser Mann seinen Idealen dient, die bis heute vorliegenden Resultate von einer über das gewöhnliche Mass weit hinausgehenden Energie, Ausdauer und Opferfreudigkeit Zeugnis ablegen. An manchen Punkten zeigt die Sammlung erst die Anfänge für weitergehende Forschungsarbeiten, für weitere eifrige Bemühungen. Möge für diese Aufgaben, deren Ende ja nicht abzusehen ist, der kleinen Schar selbstloser Männer, an deren Spitze Calliano steht und die in vortrefflicher Weise die Bestrebungen ihres Vereinsvorstandes unterstützen, der Muth und die Eintracht erhalten bleiben. Die Herren sehen ja, dass sie sich allmälig die Anerkennung weiterer Kreise zu erzwingen vermögen.

Der Rest des Vormittages wurde zum Besuch des Sammlungssaales verwendet, welchen die Stadt Baden dem Verein der niederösterreichischen Landesfreunde im Tiefparterre des neuerbauten, nahe an der Südbahnlinie gelegenen Kaiser Franz Josef-Landes-Real- und Ober-Gymnasiums eingeräumt hat. Die definitive Einrichtung des Saales wird, den Mitteln des Vereines entsprechend, langsam gefördert. Einstweilen fanden wir eine provisorische Aufstellung vor, die unter Anderem auch palaeontologisch Interessantes bot. Davon mögen wieder die diluvialen Reste erwähnt werden. Vom Aichkogel bei Kaltleutgeben besitzt die Sammlung zahlreiche Knochen von Mammut, Pferd, Rind, Hirsch, Dachs, Biber u. s. w. In ganz besonderem Masse interessant ist diese Knochensuite dadurch, dass viele Stücke derselben in höchst charakteristischer Weise von einem grossen Nagethier (von der Grösse des Bibers oder des Stachelschweines) benagt sind. Auch Raubthier-Nagespuren kommen vor. Eine Bearbeitung durch Menschenhand, auf die von verschiedenen Seiten reflectirt wurde, konnte ich an diesen Knochen nicht nachweisen. Von dem Platz vor der Königshöhle stammen Knochen von Höhlenbär, Rind und Pferd. Die Felsenkellerhöhle lieferte viele Knochenreste, die zwei verschieden grossen Bärenarten, Ursus spelaens und Ursus arctoides angehören und alle Altersstufen dieser Arten vertreten.

Ganz besonders wurde hier die Aufmerksamkeit der Kenner durch die keramische Sammlung des Herrn Karl Calliano in Anspruch genommen. Der wichtigste Theil dieser Sammlung sind die Bauernkrügel und Bauernteller aus Niederösterreich, vornehm-

[1]) Diese Mittheilungen, XXX. Bd. (1900). Sitzungsberichte, S. [111] ff.

lich aus der Gegend von Baden, deren Alter und Provenienz genau bestimmt ist: bei 300 an der Zahl. Unter den vielen guten Stücken von Bauernmajolica erscheinen ein Abendmahlkelch aus der Reformationszeit von Groisbach bei Alland, ein Krug eines Pfaffstättener Ortsrichters von 1796, ein Meisterstückskrug eines Leobersdorfer Hafners u. s. w. Es ist ein sehr bemerkenswerther, in den letzten Decennien leider gänzlich in Verfall gerathener und einer liebevollen Wiedererweckung würdiger Zweig der ländlichen Kleinindustrie, der hier in der Person Carl Calliano's einen verständnisvollen Conservator gefunden hat.

Herr Gymnasialdirector Dr. Hans Wittek begrüsste uns hier und hatte die Liebenswürdigkeit, uns zum Schluss auch die Räume des neuen Gymnasiums zu zeigen. Die trefflichen modernen Einrichtungen interessirten allgemein und fanden die weitestgehende Anerkennung der in der Gesellschaft anwesenden Fachmänner.

Die Mittagstafel im Curhause bot den Leitern des Ausfluges die willkommene Gelegenheit, unseren Badener Freunden laut die aufrichtige Anerkennung der ganzen Gesellschaft zum Ausdruck zu bringen. Unser erster Secretär Dr. W. Hein hob in seiner Ansprache das schaffensfreudige Wirken der beiden Brüder Calliano hervor, indem er besonders noch auf die schöne keramische Sammlung verwies, welche in verhältnismässig kurzer Zeit zusammengebracht wurde. Er gedachte auch der begeisterungsvollen Thätigkeit des noch immer in ungebrochener Kraft arbeitenden Stadtarchivars Dr. Hermann Rollett und gab schliesslich der Freude Ausdruck, dass der Wissenschaftliche Club so treu zur Seite der Anthropologischen Gesellschaft stehe. Im Namen des Clubs erwiderte dessen General-Secretär kgl. Rath Felix Karrer in herzlichen Worten und dankte auch seinerseits den Badener Herren für ihr liebenswürdiges Entgegenkommen.

Unmittelbar nach Tisch begann die Besichtigung des städtischen Rollett-Museums, in welchem der städtische Archivar, Herr Dr. Hermann Rollett, nach einer feierlichen Begrüssung der Gäste persönlich die Führung übernahm. Bekanntlich bewahrt das Museum nebst vielem Anderen eine grosse Menge mit der Geschichte Badens zusammenhängender Reliquien, ferner interessante Alterthümer und Ethnographica aus verschiedenen Ländern der Erde und endlich die alte Gall'sche Sammlung von Schädeln, Büsten und Todtenmasken. Von den heutigen Anthropologen würde es wohl keiner unternehmen mögen, auf dem grossentheils aus abnormen Stücken bestehenden Materiale dieser historisch interessanten Gall'schen Sammlung eine allgemeine Schädellehre aufzubauen. Unter den im ersten grossen Saale ausgestellten prähistorischen Suiten bemerkten wir verschiedene Steinwerkzeuge und deren Zubehör aus Oberitalien, aus schweizerischen Pfahlbauten und von Schussenried, aus Holland und Dänemark, aus den Höhlen von Adamsthal und Blansko bei Brünn, dem Mondsee und dem Neusiedlersee, von Stillfried und vom Vitusberg bei Eggenburg; einige wenige Stücke auch aus der Gegend von Baden. Bemerkenswerth sind die ausgestellten Funde aus dem berühmten Grabfelde am Salzberge von Hallstatt, wo Herr Dr. Rollett persönlich an der Ausgrabung mehrerer Gräber theilgenommen hat. Bei diesen Funden liegt auch ein frühmittelalterliches Eisenschwert, eine echte Spatha.

In höherem Masse als irgend eine andere Sammlung ist dieses Museum in seinem Ganzen und in seinen einzelnen Theilen durch die besondere, starke Eigenart seines gegenwärtigen Leiters beeinflusst und so war es uns denn auch von ganz besonderem Werthe, durch diesen selbst mit den einzelnen Abtheilungen und mit den für ihre Anordnung massgebenden Gesichtspunkten bekannt gemacht zu werden. Wir schieden mit dem Ausdruck des aufrichtigsten Dankes für den unermüdlichen jugendlichen Eifer, mit welchem sich Rollett, dem Niemand seine 81 Jahre ansehen würde, durch zwei Stunden unserer Gesellschaft gewidmet hatte.

Um 4 Uhr Nachmittags, nachdem ein ziemlich ausgiebiger Regenguss niedergegangen war, machten wir uns unter Calliano's Führung auf den Weg in die Putschaner-Lucke, ein kurzes, unmittelbar hinter dem Calvarienberge gelegenes Felsenthal. Wir besuchten da das an seinem linken Gehänge gelegene Winschloch, welches jetzt zum Schutze seiner noch erkennbaren römischen Reste umzäunt ist, dann die am rechten Gehänge etwas höher gelegene Staffelhöhle, eigentlich nur ein halb dolinenförmiger Rest einer Höhle, in dem die Riesentrümmer der eingestürzten Höhlendecke liegen, so dass die Nachforschungen nach einer Culturschichte tief in die zwischen diesen Trümmern offen gebliebenen Spalten eindringen müssen. Einige neolithische Reste, die Herr Calliano hier vorwies, nähren die Hoffnung auf einen guten Erfolg der gefahrvollen Ausgrabung. In dem nicht weit oberhalb der Staffelhöhle von Herrn Calliano und der Section Baden des niederösterreichischen Gebirgsvereines angelegten Alpenpflanzengarten besahen wir die in der Nachbarschaft gefundenen, aber an dieser Stelle eigentlich nicht mit zureichender, dem Werthe der Fundstücke entsprechender Sicherheit verwahrten Römersteine und traten nach einem kurzen Abstecher zu den geologisch interessanten Aufschlüssen der sogenannten Mitterbergfeldhöhlen über die neuen Weganlagen des Calvarienberges den Rückweg in die Stadt an.

Während der kleinen Schlusssitzung, welche die Gesellschaft vor der Rückfahrt nach Wien in der Badener Bahnhofrestauration vereinigte, ergab sich noch mehrfach die Gelegenheit, in der anerkennendsten Weise die wissenschaftlichen Erfolge der Badener Sammler zu würdigen und den geehrten Herren, welche das Möglichste gethan hatten, um uns den Tag zu einem angenehmen und lehrreichen zu gestalten, einzeln und in corpore zu danken. Herrn Gustav Calliano ist der Berichterstatter ganz besonders für eine Menge von unterrichtenden Mittheilungen verpflichtet.

Baden beherbergt, wie wir gesehen haben, eine sehr ansehnliche Menge von Sammlungsgegenständen, welche ein grosses locales und provinziales Interesse für sich in Anspruch nehmen. Nun scheint es sich

zunächst darum zu handeln, die an vielen Stellen zerstreuten Objecte in einem entsprechend grossen Museum, in welchem sie sachgemäss geordnet und gut conservirt werden können, zu vereinigen, damit nicht unmittelbar hinter den Schritten der verdienstvollen emsigen Sammler jene unersetzlichen Documente, welche die treue heimische Erde jahrtausendelang bis auf unsere Tage verwahrt hat, gänzlich zu Grunde gehen. Für diesen Zweck besteht in Baden eine Museumsgesellschaft. Sie wird hoffentlich recht bald an die Erfüllung ihrer durchaus nicht leichten Aufgabe schreiten können.

Die 500jährige Jubelfeier der Universität Krakau am 7. und 8. Juni 1900.

Die langjährigen und vielseitigen wissenschaftlichen Beziehungen, welche die anthropologische Gesellschaft mit der Universität Krakau unterhält, liessen es als angemessen erscheinen, dass sich die Gesellschaft auch an der seltenen 500jährigen Jubelfeier der Universität Krakau betheilige. Durch unseren Vicepräsidenten Sectionschef Dr. v. Inama-Sternegg, welchem bei diesem Anlasse auch die Ehre zutheil wurde, von der Universität Krakau zum Ehrendoctor der Rechte promovirt zu werden, wurde eine Glückwunschadresse der Gesellschaft überreicht. Die Jubiläumsfeier selbst war grossartig und in jeder Beziehung gelungen. Ein grosser, gegen 20.000 Personen umfassender Festzug, an dem sich die Bürgerschaft mit den alten Zunftfahnen und die Landbevölkerung in alten Volkstrachten, berittenen Banderien und zahllosen Wagen betheiligte, war eine spontane Huldigung des Landes für die Universität und die Wissenschaft, und bot einen besonders auch dem Ethnographen interessanten und schönen Anblick. Der eigentliche Festact in der St. Anna-Kirche war eine glänzende, geradezu historisch anmuthende Feier; gegen 100 Deputationen von Universitäten und gelehrten Gesellschaften aus allen Herren Ländern brachten ihre Glückwünsche dar. Die Enthüllung des Kopernikus-Denkmals in dem prachtvollen gothischen Hofe der Universitätsbibliothek gab dem Ganzen noch eine besondere Weihe.

Die Feier des 50jährigen Bestandes der k. k. geologischen Reichsanstalt am 9. Juni 1900.

Unsere Gesellschaft war bei der Feier des fünfzigjährigen Bestandes der k. k. geologischen Reichsanstalt durch ihren Präsidenten vertreten. Die im Festsaale der Anstalt am 9. Juni abgehaltene Festsitzung wurde durch die Anwesenheit des Herrn Unterrichtsministers Ritter v. Hartel, des Herrn Eisenbahnministers Ritter v. Wittek, des Bürgermeisters Dr. Lueger, des Präsidenten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften ausgezeichnet. Sie vereinigte eine grosse Anzahl von Vertretern aus- und inländischer wissenschaftlicher Staatsanstalten und freier Gesellschaften, welche die österreichischen Reichsgeologen begrüssten und deren Leistungen in zahlreichen Adressen feierten. Freiherr v. Andrian schloss sich diesen Kundgebungen an durch Vortrag und Ueberreichung des nachstehenden Glückwunschschreibens der Gesellschaft:

Euer Hochwohlgeboren!
Hochverehrter Herr Director!

„Die Anthropologische Gesellschaft feiert mit Ihnen in innigster Theilnahme das fünfzigjährige Jubiläum der von Ihnen erfolgreich geleiteten k. k. geologischen Reichsanstalt.

Der glücklichen Initiative eines genialen Naturforschers damals entsprungen, als in Oesterreich durch Erstarkung des Staatsgedankens frisches Leben auf allen Gebieten socialer Thätigkeit keimte, von den obersten Behörden stets auf das Wohlwollendste gefördert, ist Ihre Anstalt unter der Leitung ausgezeichneter Männer zu einem der wichtigsten Mittelpunkte geologischer Forschung emporgewachsen. Als herrlichste Frucht mühevoller Collectivarbeit haben Sie, um nur Eines zu erwähnen, der Wissenschaft die Alpengeologie dargebracht, wodurch der methodische Ausbau der Geologie erst ermöglicht wurde. Sie haben stets Ihre Pforten allen Jenen weit geöffnet, welche Geologie auf Grundlage positiver Beobachtung zu treiben wünschten und dadurch zahlreiche in- und ausländische Gelehrte wesentlich gefördert. Die Reichsgeologen haben aber auch ihre in Oesterreich-Ungarn gesammelten Erfahrungen vielfach in aussereuropäische Länder hinausgetragen; es fällt ihnen ein beachtenswerther Antheil an der Erforschung des Erdballes zu. Auch die vaterländische Volkswirthschaft schuldet ihnen warmen Dank für zahllose in ihrem Interesse durchgeführte Arbeiten.

Die Wurzeln der geologischen Reichsanstalt reichen in jene Zeit zurück, in welcher die Vertreter der einzelnen naturwissenschaftlichen Disciplinen noch in lebhafterer Verbindung standen und sich gewissermassen als solidarisch verbunden fühlten. Dieser in Ihren Kreisen niemals erloschenen Tradition verdanken wir Ihre thatkräftige Unterstützung bei der Gründung unserer Gesellschaft, welche auch in begeisterten Zustimmungsworten von W. Haidinger ihren Ausdruck fand. Wir legen besonderen Werth darauf, uns als einen der vielen Seitensprossen Ihres berühmten Instituts bekennen und bei diesem feierlichen Anlass Ihnen unseren Dank darbringen zu dürfen.

So ist uns die geologische Reichsanstalt in ihrem umfassenden wissenschaftlichen Wirken, in ihren nach den verschiedensten Richtungen ausstrahlenden Anregungen ein wichtiger Factor im österreichischen Geistesleben.

Möge dieselbe in steter Anpassung an die Anforderungen der Zeit, unter Aufrechterhaltung ihrer edlen und vielbewährten Traditionen auch in fernster Zukunft blühen und gedeihen!“

Abends 7 Uhr fanden sich die Theilnehmer bei einem Festmahle im Grand-Hôtel, bei welchem eine überaus grosse Anzahl von Telegrammen aus allen Theilen der Welt mitgetheilt und in begeisterten Reden Rückblicke auf die fünfzigjährige Entwicklungsgeschichte der österreichischen Geologie geboten wurden. Die von Herrn Hofrath Stache Sr. Apostolischen Majestät dargebrachte Huldigung war nach Form und Inhalt bemerkenswert.

Excursion nach Eggenburg.

Der Name Eggenburg hat einen guten Klang bei den Wiener Anthropologen. Die Erinnerung an die ersten Schritte der Urgeschichtsforschung auf unserem heimischen Boden wird durch ihn wachgerufen. Man denkt an den ersten eifrigen Sammler in dieser fundreichen Gegend, Candidus Reichsfreiherrn v. Engelshofen, an Eduard Suess, der schon 1862 in seinem „Boden der Stadt Wien“ diese Forschungen berücksichtigte, an M. Much, der in den ersten Bänden dieser Mittheilungen weitere Daten lieferte, an Ed. Freiherrn v. Sacken, der die Engelshofen'schen Sammlungen studirte und 1874 das Beste daraus veröffentlichte, und man denkt auch an die Jüngeren, die sich dort erprobt, nicht zuletzt an Johann Krahuletz, der das Werk Engelshofen's fortsetzte und noch rüstig weiterführt.

Es war deshalb eine treffliche Idee der Leitung unserer Gesellschaft, die Mitglieder derselben im Verein mit denen einiger anderer, ähnliche Ziele anstrebender Vereine einmal nach Eggenburg zu führen, das so Wenige kennen, und das doch so sehr gekannt zu werden verdient. Denn Eggenburg ist ein Dornröschen unter den schönen Städten unserer Heimat, eingeschlafen hinter dicken, laubumsponnenen Mauern, gewiegt in hundertjährige Stille. Wir haben diese Ruhe am 9. und 10. Juni etwas gestört und eine Menge von Bildern und Eindrücken mit uns fortgenommen; aber das Beste, eben jene märchenhafte Stimmung, haben wir doch zurücklassen müssen, und wer will, kann sie jederzeit dort wiederfinden.

Das Programm des Ausfluges setzte sich zusammen aus Wanderungen in der Umgebung und Besichtigungen in der Stadt. Je eine grössere Wanderung begann und schloss die Excursion. Am 9. Juni war es noch eine kleinere Schaar, darunter aus Wien die Herren Custos J. Szombathy, Dr. R. Kulka und Dr. W. Hein, aus Baden einige Mitglieder des Vereines der niederösterreichischen Landesfreunde unter Führung des Herrn G. Calliano, welche bei herrlichem Wetter in Limberg-Maissau den Boden des Manhartsberggebietes betrat, um über die Heidenstatt und Burgschleinitz nach Eggenburg zu pilgern. Wir zogen durch Auen und über Wiesen nach der berühmten alten Fundstelle, jener einst dichtbesiedelten, theilweise steilumrandeten Höhe, wo heute nur mehr Topfscherben und Flintsplitter von dem einst vorhandenen Fundreichthum aus der jüngeren Steinzeit und späteren Perioden der Vorgeschichte zeugen. Burgschleinitz mit seinem gotischen Beinhaus, seiner geräumigen, halb verfallenen, halb verelendeten Veste versetzte uns in jüngere Zeiten der Vergangenheit, und in Zogelsdorf besichtigten wir die flachen, halb vom Wasser bedeckten Brüche jenes Steines, aus dem der Wiener Stephansdom errichtet ist. Noch war es Zeit, den Rundgang um den Mauerpanzer Eggenburgs zu machen, ehe wir uns einquartirten und dann gemeinsame Abendrast hielten. Schon dieser erste halbe Tag bot unseren Führern, den Herren Joh. Krahuletz und Dr. E. Frischauf, reichliche Gelegenheit, uns durch liebenswürdige Darbietung ihrer Kenntnisse und Rathschläge zu verpflichten, wovon wir am zweiten Tage noch umfassenderen Gebrauch machten.

Am 10. Juni war die Zahl der Theilnehmer eine imposant grosse. Eggenburg bewährte seine Anziehungskraft und befriedigte alle Erwartungen. Bei der Ankunft des Frühschnellzuges, der die neuen Gäste brachte, fand ein feierlicher Empfang statt, für den wir Herrn Bürgermeister Leopold Apfelthaler, dann Herrn Director Ludwig Brunner und Herrn Bürgerschuldirector Josef Merth zum besten Dank verpflichtet sind. Unter den Neuankommenden befanden sich unser Vice-Präsident Herr Hofrath v. Brunner und unsere Ausschussmitglieder Prof. Dr. v. Schroeder, Prof. Penka, dann als Delegirter des Vereines für niederösterreichische Landeskunde Herr Archivdirector Dr. Alb. Starzer, sowie mehrere Damen, darunter Frau Baronin Czörnig.

Man war angenehm überrascht, sich in so zahlreicher Gesellschaft zu finden; der Tag war strahlend schön und doch mild. Nochmals gings rund um die Stadt, und wir sahen die romantische alte Steinumwallung mit ihren Gräben, Felsstützen, Pflanzenhüllen, die wir gestern in Abendschein betrachtet, jetzt im hellen Morgenlicht. Wir standen in der altehrwürdigen Stephanskirche und vor dem reichbemalten Hause Geppert, lasen die Widmungsinschrift des hochgestiegenen Matthäus Lang in dessen schönem Sacramentshäuschen und besichtigten — eine Hauptsache bei dem ganzen Ausfluge — die prähistorisch-paläontologische Sammlung Krahuletz im Schulgebände und die volkskundliche Collection Dr. Frischauf's in einem Privathause. Beide sind mit Recht weit bekannt und gelten als Zierden der Stadt; aber beide sprengen fast schon den Rahmen, in welchen sie eingeschlossen sind, und lassen an ein sie vereinigendes Localmuseum naturhistorisch-anthropologisch-volkskundlichen Inhalts denken. In der Sammlung Krahuletz tritt uns der Mensch der jüngeren Steinzeit und der älteren Metallperioden nahezu greifbar entgegen, in seiner Ausbreitung über das ganze Gebiet, in seiner primitiven, aber auf Ackerbau und Viehzucht fest begründeten Cultur ein würdiger Vorläufer, ja man kann sagen: ein gleichwertiges Gegenstück zur historischen Bevölkerung dieses Landestheiles. Diesem alten Insassen und seiner massenhaften Hinterlassenschaft gegenüber verschwinden die Spuren unruhiger Uebergangszeiten, selbst die Jahrhunderte römischer Herrschaft im Lande jenseits der Donau und die Periode germanischen Drängens nach Süd und West.

Besondere Erwähnung verdienen: der schöne Bronzedepotfund von Pfaffstetten, Gerichtsbezirk Ravelsbach, die Beigaben und Skelette der bronzezeitlichen Hockergräber von Rohrendorf an der Pulkau, die unzähligen Ansiedlungsreste vom Vitusberg bei Eggenburg und von der Heidenstatt bei Limberg, endlich die Gräber- und Wohnstättenfunde von Roggendorf bei Eggenburg. Vom Vitusberg stammen auch zwei Fragmente weiblicher Thonidole, welche sich denen von Butmir auf's Engste anschliessen.

Die lehrreiche Wirkung der Sammlung Krahuletz kann nicht leicht durch eine ähnliche Schaustellung überboten werden. Der Eindruck war auch allgemein ein tiefer und nachhaltiger.

Nicht minderes Lob verdient die Sammlung Frischauf. Sie enthält blos Volkskundliches aus Niederösterreich, ein Vorzug, der noch gehoben wird durch genaueste Angaben der Provenienz bei jedem Stück. Wir sind in Verlegenheit, wenn wir Einzelnes herausgreifen sollen. Doch kann die Serie der Herd- und Beleuchtungsgegenstände, sowie die Gruppe von 22 eisernen Votivthieren aus der Kapelle von Schwarzensee bei Weissenbach a. d. Triesting, der einzigen solcher Weihgeschenke, welche aus Niederösterreich bisher bekannt geworden sind, nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Die Mittagstafel im Gasthof zum „Goldenen Löwen" vereinigte die Excursionstheilnehmer mit den Honoratioren Eggenburgs und den Herren von der Bezirkshauptmannschaft Horn, an deren Spitze Herr Bezirkshauptmann Felix Graf v. Stainach zu unserer Begrüssung erschienen war. In warmen Worten vieler Redner fand die liebenswürdige Gesinnung unserer Freunde und Gönner am Manhartsberg gegen die Gäste aus Wien und Baden, sowie der Dank der letzteren für das Entgegenkommen der officiellen und privaten Kreise Ausdruck. Dann wurde zu einem ziemlich weiten Rundgang aufgebrochen. Dieser führte uns zuerst zu den vermeintlichen „Schalensteinen" und ähnlichen für künstlich gehaltenen Bildungen an Felstrümmern auf den Sitzenauer-Bergen bei Stoizendorf. Allein es schien nach reiflicher Prüfung, dass diese Mulden und Rinnen im Gestein ohne Zuthun der Menschenhand zu Stande gekommen seien, obwohl sie sich auf einem prähistorischen Fundterrain befinden und vielleicht schon dem prähistorischen Menschen bekannt waren, ja möglicherweise sogar von diesem benützt worden sind.

Nach kurzer Rast in Grafenberg wurde der schon genannte Vitusberg, der im Gemeindegebiet dieser Ortschaft liegt, erstiegen und damit ein stimmungsvoller Schlusspunkt der Excursion erreicht. Die aussichtsreiche, kapellengekrönte Höhe, auf welcher die dünne Erddecke so viele Zeugnisse vorgeschichtlichen Menschendaseins schützend bewahrt hat, liess uns noch einmal das reizvolle Panorama des Manhartsgebirges um Eggenburg überschauen, zahlreiche Dörfer, Kirchen, Hügel, Wälder, Burgen und Kapellen, Weingelände, saatschwere Ackerfluren und saftige Weiden. Manchen Ort hatten wir berührt, von anderen mussten wir scheiden, ohne sie betreten zu haben, wie lockend sie auch im Abendglanze vor uns lagen. Aber wir hatten einen Einblick gewonnen in das eigenthümlich anheimelnde Wesen dieser so selten von Wien aus besuchten und doch so nahen Landschaft, die uns mit leuchtendem Antlitz zur Wiederkehr einzuladen schien.

Prof. Dr. M. Hoernes.

Excursion nach Schloss Kreuzenstein und auf den Michelberg am 17. Juni 1900.

Im Vereine mit dem Wissenschaftlichen Club unternahm die Anthropologische Gesellschaft eine dritte und letzte Excursion in diesem Jahre am 17. Juni nach Schloss Kreuzenstein und auf den Michelberg, an welcher 46 Personen theilnahmen. In langer Wagenreihe fuhren sie nach einem kurzen Imbiss in Korneuburg über Leobendorf den Schlossberg hinan, auf dem sich heute statt des verfallenen Gemäuers der Ruine Kreuzenstein die stattliche, mit Wall und Graben geschützte Burg des Grafen Wilczek erhebt. Sie enthält nicht nur eine ansehnliche Waffensammlung, sondern auch ein reich ausgestattetes volkskundliches Museum, das namentlich die religiöse Seite des Volkslebens zu einer guten Darstellung bringt, die in der Kapelle ihre Krone findet. Allerdings sind die Gegenstände nicht numerirt, auch weist den Besucher kein Katalog in der Fülle des Sehenswerten zurecht, und man ist blos auf die übrigens sehr eingehenden Aufklärungen des Castellans angewiesen. Immerhin aber ist das Bild, das sich dem aufmerksamen Beschauer einprägt, ein einheitliches, das ganz den Zeiten des schwindenden Mittelalters entspricht.

Nach einem ziemlich dorfmässigen Mittagmahl in Ober-Rohrbach fuhr die Gesellschaft zum goldenen Brünndl, einer Quelle in der Nähe des gräfl. Wilczekschen Jagdschlosses, von wo sie über saftige Wiesen und durch den stillen, prächtigen Rohrwald zum Wallfahrtskirchlein auf dem Michelberg hinanstieg, von dem man eine volle Rundsicht geniesst. „Vom fernen Süden," schreibt Dr. M. Much[1]), „schauen die Gipfel der Alpen (des Oetschers) herüber, an die sich der Wiener Wald in seiner ganzen Ausdehnung anschliesst. Vor diesem zieht die Donau ihr vielfach von den Auen durchwebtes Silberband, das sich jenseits der Pforte zwischen Bisamberg und Leopoldsberg, durch welche sie in das Wiener Becken eintritt, den Blicken entwindet. Gegen Osten hat man die Wipfel des Rohrwaldes unter sich, gegen Westen ein weites Culturland mit zahlreichen Ortschaften. Mit erhöhtem Interesse blickt man auf die Tumuli von Nieder-Hollabrunn und von Nieder-Fellabrunn hinab, und ein scharfes Auge vermag noch jenen von Gross-Mugel zu erkennen." Hier auf dieser Stätte befand sich eine vorgeschichtliche Ansiedlung, von welcher wir die wahrscheinlich älteste Nachricht über niederösterreichische urgeschichtliche Funde in dem Bericht des gelehrten Thomas Ebendorfer aus dem Jahre 1462 haben[2]). Bisher haben systematische Grabungen auf der im Süden mit einer Terrasse abfallenden Bergkuppe noch nicht stattgefunden. Dr. M. Much fand bei einer oberflächlichen Nachschau dort zahlreiche Scherben, Feuersteinsplitter, das Bruchstück eines Schleifsteines und zwei Steinmeissel[3]). Auch einer der Theilnehmer an der Excursion las zur Erinnerung an den so selten besuchten und doch so schönen Fleck Erde einen vorgeschichtlichen Topfscherben auf.

Von Haselbach aus, wohin die Wagen im Bogen um das Gebirge entgegengefahren waren, fuhr die Gesellschaft über Leitzersdorf, wo eine kurze Jause genommen wurde, zum Rathhauskeller in Korneuburg,

[1]) Dr. M. Much, Zweiter Bericht über die urgeschichtlichen Ansiedlungen in Niederösterreich. Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, II. Bd., 1872, S. 118.

[2]) Dr. M. Much, a. a. O. S. 119—120.

[3]) Derselbe, a. a. O. S. 120.

in dem bei einem köstlichen Tropfen die Vertreter des Wissenschaftlichen Clubs und der Anthropologischen Gesellschaft in warmen Worten der schönen, gemeinsam verlebten Stunden gedachten und das Glas erhoben auf ein herzliches Zusammenstehen auch in künftigen Zeiten. W. Hein.

Die Sommer-Versammlung des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich in Pulkau am 24. Juni 1900.

Einer besonderen Einladung des uns befreundeten Vereines für Landeskunde von Niederösterreich wurde der erste Secretär der Anthropologischen Gesellschaft als ihr Vertreter zur diesjährigen Sommer-Versammlung in Pulkau entsandt. In Eggenburg wurden die Wiener Theilnehmer von unseren alten Freunden, Herrn Bürgermeister L. Apfelthaler, den Herren Dr. E. Frischauf, J. Krahuletz und anderen empfangen. Nach einer eingehenden Besichtigung der volkskundlichen Sammlung Frischauf fuhr die Gesellschaft, von den Eggenburger Herren begleitet, in den festlich geschmückten Markt Pulkau, wo in der Turnhalle die Sommer-Versammlung stattfand. Als Vertreter der staatlichen Behörden war der Herr Bezirkshauptmann von Ober-Hollabrunn, Eduard Freiherr v. Hohenbruck, erschienen. Nach einer kurzen Begrüssung durch den Herrn Bürgermeister Hermann Dechant hielt Herr Dr. Karl Schalk, Custos der Bibliothek und des historischen Museums der Stadt Wien, einen Vortrag über die geschichtliche Entwicklung von Pulkau, wobei er besonders auf die prähistorischen Fundplätze hinwies, welche dem Markte auch in der wissenschaftlichen Forschung einen Namen gesichert haben.

Bei der Mittagstafel begrüsste unter anderen der Vice-Präsident des Vereines Herr Dr. Alfred Nagl in einer herzlichen Ansprache den Vertreter der Anthropologischen Gesellschaft, welche zum ersten Male officiell an den Arbeiten des Vereines sich betheilige. In der Erwiderung betonte Dr. W. Hein, dass sich zwischen den beiden Gesellschaften mannigfache Berührungspunkte ergeben, wie einige Abhandlungen in den Publicationen des Vereines, wie die von ihm herausgegebene Topographie von Niederösterreich und wie der eben gehörte Vortrag des Herrn Dr. Schalk beweisen. Er erhob sein Glas auf ein freundliches Zusammenwirken beider Gesellschaften.

Nachmittags besichtigten einige Theilnehmer unter Führung des Herrn Bürgerschullehrers Anton Wieninger die westlich von Pulkau gelegene und von Professor Dr. Johann Nep. Woldřich ausführlich beschriebene urgeschichtliche Fundstätte [1]). Herr Anton Wieninger berichtet über den von den Theilnehmern besuchten Platz in einem Schreiben vom 29. Juni Folgendes:

„Hart am Ausgange des Thales — am rechten Ufer — befindet sich ein Hügel, welcher einen weiten Ausblick in die Umgebung gestattet. Er ist eine Uferbildung des tertiären Meeres. An seinem Abhange entspringen zahlreiche Quellen. Dem Sandsteine aufgelagert ist eine mächtige, graue Erdschichte, die bei näherer Betrachtung sofort als Asche erkannt wird. Auf der Nordseite trat vor Jahren noch ein mächtiger Felsblock zu Tage. Es wurde ein Steinbruch errichtet; jedoch nahm der verwendbare Stein (Leithakalk) bald ein Ende. Ungefähr in der Mitte des Kogels sind heute noch in einer mehrere Meter tiefen Schlucht sieben halbcylinderförmige seitliche Vertiefungen, bestimmt von Menschenhand geschaffen, zu sehen. Grabungen verschiedener Privatpersonen haben an dieser Stelle und auch an anderen des Hügels vollständige Thongefässe, meist aber nur Trümmer von solchen zu Tage gefördert. Die Scherben haben meist eine beträchtliche Dicke und sind mehr oder weniger graphithältig. Ein Dachs, der seinen Bau in diesem Hügel aufschlug, hat Hunderte Fuhren Erde (Asche) und Thongefässtrümmer an die Oberfläche geschafft. Dieser Hügel war jedenfalls eine Opferstätte vorchristlicher Zeit. Heute steht über einer der mächtigsten Quellen dieses Gebietes eine Kapelle.

Als vor mehreren Jahren in dem nahen Walde eine mächtige Eiche gefällt wurde, fand man an ihrer Hauptwurzel eine Hacke aus reinem Kupfer gearbeitet. Dieselbe hat eine Länge von 2·4 dm und ein Gewicht von 1·3 kg. Sie befindet sich derzeit in der Sammlung der Bürgerschule in Pulkau."

Diese doppelschneidige Axt wurde den Besuchern der Sammlung als das einzige prähistorische Object vorgewiesen.

Abends fuhr die Gesellschaft wieder nach Eggenburg zurück, wo in der Bahnhofrestauration von den dortigen Freunden ein herzlicher Abschied genommen wurde. Dem Secretär des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, Herrn Dr. Anton Mayer, gebührt für die umsichtige Durchführung dieser Versammlung, die äusserst gelungen verlief, der beste Dank.

Bericht über die anthropologische Untersuchung der Gebeine Paul J. Šafařík's.

Bei Gelegenheit der Exhumirung der Gebeine des bekannten und vielverdienten Slavisten Paul J. Šafařík auf dem evangelischen Friedhofe in Karolinenthal und Ueberführung derselben auf den Prager Centralfriedhof in Wolschan war es mir möglich, nach erlangter Bewilligung des Stadtrathes der königl. Hauptstadt Prag, welcher die Uebertragung veranlasste, sowie der Anverwandten eine anthropologische Untersuchung dieser werten Ueberreste vorzunehmen.

Die Exhumirung wurde am 13. Mai 1900 um 7 Uhr Früh vorgenommen, und es ward mir die folgende kurze Frist vor der feierlichen Ueberführung der Ueberreste auf den Wolschaner Friedhof zur Sicherstellung der wichtigsten craniologischen Charaktere und Masse, sowie zur Aufnahme einiger photographischer Bilder vergönnt.

In der gemauerten, aber mit Erdreich angefüllten Gruft wurden nur mehr die blossen Knochen und Reste

[1]) Dr. J. Woldřich, Eine Opferstätte bei Pulkau in Niederösterreich. Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, III. Bd., 1873, S. 1—24.

des hölzernen Sarges vorgefunden. Der feuchte Friedhofboden unter dem Abhange des Žižkaberges verursacht wohl überhaupt eine schnelle Zersetzung der organischen Stoffe. Das Skelet aber war gut erhalten. An dem Schädel selbst ist blos die vordere Stirnhöhlenwand linkerseits eingedrückt und sind die Nasenknochen etwas beschädigt. Der Schädel hatte die gewöhnliche bräunliche Knochenfarbe und enthielt etwas wenig feuchte Erde.

Im Allgemeinen sei constatirt, dass der Schädel, dessen Knochen insgesammt eher gracil resp. dünn sind, sehr zarte, edle und abgerundete Formen aufweist und sehr regelmässig gestaltet ist. Es war nicht möglich, an ihm irgend eine Anomalie aufzufinden.

Der Schädel trägt alle Zeichen eines männlichen Schädels und verräth diesen Charakter durch seine Wölbung, wie durch die stärkere Entwicklung der Zitzen- und Stielfortsätze und der Augenbrauenbogen, unter denen sich ausgebreitete Stirnhöhlen vorfinden, welche zum Theil durch den früher erwähnten Bruch blossgelegt sind. Die Schläfenlinien sind schwächer ausgeprägt.

Obzwar es sich hier um den Schädel eines 66jährigen Mannes handelt, weist derselbe keine besonderen Altserscheinungen auf: die Knochen sind nicht atrophisch, das Gebiss ist verhältnismässig gut erhalten, die Kranz- und die Schläfennähte grösstentheils, die Pfeil- und Lambdanaht allerdings in geringerem Masse erhalten. So weit man schliessen kann, war die Pfeilnaht einfacher, die übrigen Nähte complicirter, aber alle regelmässig. Schaltknochen bestehen nicht, und es ist besonders auch die Anordnung der Nähte in den Schläfen (Pterion) regelmässig. Das Schädeldach bietet in der norma parietatis einen regelmässigen, eiförmigen, d. i. hinten etwas breiteren Umriss. Die transversale Wölbung erscheint als verhältnismässig hoher, einfacher Bogen. Beim Anblick von der Seite sind die hohe Wölbung der Stirne und des Scheitels und die vollen Formen des Hinterhauptes sichtbar.

Das Gesicht ist eher niedrig und — besonders auch in seinem unteren Theile — breiter. Die Augenhöhlen sind hoch, die Nase von mittlerer Höhe. Ueberhaupt erscheint das Gesicht im Ganzen wie in seinen Theilen regelmässig, symmetrisch und edel geformt. Der Unterkiefer ist breiter, aber keinesfalls roh oder massiv. Das Gebiss ist verhältnismässig gut erhalten und ebenso regelmässig. Die schönen breiten Schneidezähne sind stark abgeschliffen, aber stehen in fester Reihe neben einander. Es fehlen blos, d. h. sind zu Lebzeiten ausgefallen, im Oberkiefer: links der erste Molar, rechts der erste Backenzahn und der erste Molar, im Unterkiefer links der zweite Molar, rechts der erste und zweite Molar; überdies ist der erste rechte Mahlzahn cariös.

Was die Schädelmasse anbelangt, interessirt uns vor Allem der Schädelinhalt. Ich habe denselben mit Rücksicht auf die Umstände nach der von Broca für gebrechliche Schädel empfohlenen Methode gemessen, aber mit Hirse und unter ausschliesslicher Anwendung des schmäleren Trichters (Nr. 2), auf welche Art ich nach meinen Versuchen dieselben Resultate wie mit Bleischrott erwarten durfte. Ich habe jedoch nicht die Sicherheit, dass aller feuchter Boden aus dem Schädelraum entfernt war, und es ist überdies in demselben etwas Messmaterial (wenigstens 10 bis 15 kbcm) an den feuchten Schädelwänden hängen geblieben, so dass das erlangte Resultat eher zu klein ausgefallen ist. Trotzdem wurde von dem Füllmateriale, wie auch durch Nachprüfung von Neuem sichergestellt worden war, 1738 kbcm, also um 200 kbcm über den Durchschnitt verbraucht. Diese bedeutende Capacität zeugt wohl von einer mächtigen Entwicklung des Gehirns. Ueberdies sprechen auch die übrigen Masse für einen bedeutenden Schädelinhalt.

Von den übrigen, zum grössten Theil nach der französischen Methode sichergestellten Massen seien folgende angeführt:

Grösste Schädellänge	188 mm
Grösste Schädelbreite	154 „
Schädelhöhe (Basion-Bregma)	146 „
Untere Stirnbreite	106 „
Obere Stirnbreite	131 „
Basislänge (Nasion-Basion)	112 „
Horizontalumfang	549 „
Querbogen (vom oberen Ohrrande)	320 „
Stirnbogen	142 „
Scheitelbogen	122 „
Hinterhauptsbogen	116 „
Sagittalbogen (Nasion-Opisthion)	380 „
Opisthion-Basion	38 „
Stirnbogensehne	123 „
Scheitelbogensehne	113 „
Hinterhauptsbogensehne	97 „
Entfernung Lambda-Basion	114 „
Gesichtshöhe (Nasion-Mentale)	117 „
Gesichtsbreite (bizygom)	145 „
Obergesichtshöhe (dist. alveo-nas.)	69 „
Obergesichtshöhe mit Zähnen	79 „
Oberkieferbreite (bimaxill.)	95 „
Biorbitalbreite	115 „
Bijugalbreite	126 „
Interorbitalbreite	29 „
Orbitalbreite (franz.)	40 „
Orbitalbreite (deutsch)	43 „
Orbitalhöhe	36 „
Nasenhöhe	53 „
Nasenbreite	27 „

Aus diesen Massen ergeben sich folgende Indices:

Längenbreitenindex	81·91
Längenhöhenindex	77·66
Höhenbreitenindex	94·80
Gesichtsindex	80·69
Obergesichtsindex (Virchow)	47·58
„ (Kollmann)	72·63
Orbitalindex	90·00 (resp. 83·72)
Nasalindex	50·94

Hienach erscheint der Schädel mässig brachycephal, dabei hoch, mit breitem Gesichte, hohen Augenhöhlen und mittelhoher Nase.

Das Gesammtergebnis der Untersuchung spricht für einen sehr regelmässigen Schädel, der neben edlen Formen und den seiner Rasse[1]) entsprechenden Massen eine bedeutende Schädelcapacität aufweist, wie dies der hohen Begabung und dem Geiste des für die gesammte Slavenwelt hochverdienten Forschers entspricht. **Dr. H. Matiegka.**

Bericht über einen Skelettefund in Prerau.

Bei Gelegenheit eines Hausbaues stiessen Ende Mai 1900 die Arbeiter auf mehrere Skelette, deren Anzahl sich auf beiläufig 20 beziffern lässt.

Die Begräbnisstätte befindet sich auf dem rechten Ufer der Beczwa, etwa 50 Schritte vom Flusse entfernt. Bei der Hast, mit welcher die Arbeiter bei der vorgerückten Jahreszeit zu Werke gingen, und bei dem Umstande, dass meine freie Zeit es erst Abends gestattete, das Grabfeld zu besuchen, war es mir nicht gegönnt, dieses eingehender zu untersuchen; ich muss mich daher auf die Wiedergabe der Berichte, die ich von den Arbeitern einholte, beschränken.

Die Skelette befanden sich in hockender Lage, in geringer Tiefe mit dem Kopfe gegen Westen gerichtet. Eines derselben sah ich mit einer flachen Kalksteinplatte bedeckt, dieses blieb in der Erde, weil es ausserhalb der Arbeitsstätte liegt. Zur Seite des Kopfes standen Urnen, von denen aber nicht eine einzige unversehrt aus der Erde gehoben wurde. Die graphitirten Scherben sind von verschiedener Dicke, zeigen Wellenornamente, auch eingeritzte convergirende, nicht zusammenstossende Linien lassen sich erkennen[2]).

Von den Schädeln wurde einer in gutem Zustande an den hiesigen Arzt Dr. Riedl abgetreten; die grösste Länge dieses Schädels betrug 194 mm, die Breite 139 mm. An anderen minder gut erhaltenen konnte ich folgende Dimensionen constatiren: grösste Länge 182 mm, Breite 134; Länge 191, Breite 144 und 176 — 131 mm.

Die Zähne sind meist stark abgenützt, in einem Unterkiefer fehlen sie gänzlich.

Neben den Scherben wurde eine Knochenahle, zugespitzt, 10 cm lang, und 1 eiserner Gegenstand (Messerklinge?) gefunden; leider lässt sich nicht angeben, ob diese Funde in irgend welcher Beziehung zu den Bestatteten standen.

Die mir übergebenen Fundgegenstände habe ich an das Franzens-Museum übersendet. Ausserdem wurden Fundobjecte dem Museum in Prerau und dem Museum des vaterländischen Musealvereines in Olmütz übergeben. **Karl Gerlich.**

[1]) Šafařík war von Geburt Slovake.

[2]) Die von Herrn Gerlich der Redaction zur Ansicht eingesendeten Topfscherben rühren durchwegs von Drehscheibengefässen des frühen Mittelalters her. Die Skelette sind daher nicht mit „liegenden Hockern“ älterer prähistorischer Perioden zu vermengen. Der Ansichtssendung lagen noch je ein Eckzahn von Bär und Schwein bei. Die Red.

Weitere Beiträge zur Kenntnis der Geophagie.

Als eine Art Nachtrag zu meiner im XXVIII. Bande (1898) dieser „Mittheilungen“ abgedruckten Arbeit über „Geophagie“, möchte ich die Aufmerksamkeit auf eine weitere Reihe von Belegen lenken, welche mir zur Zeit der Abfassung jener Arbeit unbekannt geblieben waren oder mir seitdem von den betreffenden Beobachtern zur Verfügung gestellt worden sind.

I. Erde als Nahrungsmittel.

Die Römer hatten ein Gericht „alica“ oder „frumenta“ aus Maiskorn, gemischt mit Kalk von den Hügeln bei Puteoli [in der Nähe von Neapel]. (Plinius, Hist. nat., lib. XVIII, Cap. 29.)

Ueber das S. 215 meiner erwähnten Abhandlung besprochene „Bergmehl“ macht Dahms[1]) folgende Angaben:

Im Hungerjahre 1617 wurden in Klieken (im Dessauischen) Diatomeenreste als Nahrung verwendet. Das in Wittenberg verbackene „Bergmehl“ stammte wohl aus den nur wenige Kilometer entfernten „Mehlbergen“ von Klieken. In Westpreussen wurde das Bergmehl an mehreren Stellen gefunden, so z. B. 1697 bei der Weichselmündung, 1718 bei Thorn, und zum Brotbacken verwendet. In Schweden wird das Bergmehl von Degerfors noch während der Hungersnoth im Jahre 1832 als Nahrungsmittel erwähnt.

Der wassergesättigte Gips, gewöhnlich Mondmilch genannt, beim Aelpler Bergzieger geheissen, wurde früher häufig genossen[2]).

Ueber das Erdeessen bei den Bewohnern des asiatischen Russland theilt Bourke in seiner Abhandlung über die Medicinmänner der Apachen[3]) nach Malte-Brun und Wrangell Folgendes mit:

„Die Tungusen Sibiriens essen einen Thon, genannt „Steinmark“, welchen sie mit thierischem Mark vermischen. In der Gegend des Ural wird gepulverter Gips, gewöhnlich Steinmehl geheissen, manchmal mit zum Brotbacken verwendet, aber die Wirkung dieses Brotes ist gesundheitsschädlich (Malte-Brun, Univ. Geogr. Philadephia 1827, I, lib. 37, p. 183). Die Jukagiren im nordöstlichen Sibirien haben eine Erde von süsslichem und etwas adstringirendem Geschmacke, welcher sie eine Reihe heilsamer Eigenschaften zuschreiben (v. Wrangell, Polarexpedition. New-York, 1842, S. 188).

Einige der sibirischen Stämme tragen auf der Reise ein kleines Säckchen ihrer heimatlichen Erde mit sich, deren Genuss sie vor allem Unheil in der Fremde schützen soll (Gmelin, Reise durch Sibirien, bei Bourke, l. c.). Vielleicht sind hier ebenfalls die Tungusen gemeint.

[1]) Dahms, Ueber Bergmehl und diatomeenführende Schichten in Westpreussen. („Naturwissenschaftliche Wochenschrift“, XII, 1897, S. 385—388.)

[2]) Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. 1867, I, S. 49—50.

[3]) 9th. Annual report of the U. S. Bureau of Ethnology. Washington 1892, S. 537—540.

Vorkommen von Geophagie in Australien berichtet uns Grey. Nach ihm wird von den Eingeborenen Westaustraliens eine Art Erde zerstossen, mit der Wurzel des Menl (einer Art Haemadorum) vermischt und so gegessen [1]).

Das Vorkommen des Erdeessens in Neu-Guinea, welches von Bouchal in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Sitzungsberichte 1899, [S. 11], auf De Clercq's Autorität hin in Abrede gestellt wird, erscheint in dem neuesten Werke über Neu-Guinea [2]) neuerdings angegeben, und zwar vom Dallmannhafen, Angriffshafen und Venushûk (Finschküste). Auch auf der benachbarten grossen Insel Neu-Irland wird von den Eingeborenen zur Zeit schlechter Ernte ein heller brauner Lehm gegessen [3]). Endlich berichtet d'Albertis von Naiabui, einem Dorfe bei Yule Island (S.-O. Neu-Guinea), dass die Eingeborenen „extract the red substance from a kind of chalk, which they also not only chew, but eat, in small quantities" [4]). Mit Rücksicht auf diese neuen Angaben erscheint das Vorkommen von Geophagie in Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel wohl als gesichert anzunehmen.

Was das Vorkommen des Erdeessens unter den Niassern anbelangt, so sagt Modigliani an der von Herrn Bouchal angezogenen Stelle (Un viaggio a Nías, S. 462) nur, dass sie Kohle essen sollen, fügt aber gleich hinzu, dass er selbst sie niemals welche essen sah, sondern nach den Angaben Wolterbeek-Müller's Obiges berichte. Modigliani meint noch, dass die Niasser die Steinkohle, welche Wolterbeek sie an Bord seines Schiffes essen sah, für Holzkohle gehalten hätten, von welch' letzterer sie vielleicht Stücke zu essen pflegten, weil dieselbe, ihrer absorbirenden Eigenschaften halber, durch Gasansammlung in den Eingeweiden entstandene Kolikschmerzen beseitigen könne (?). Von eigentlichem Erdeessen bei den Niassern steht in Modigliani's Werk nicht ein Wort.

Graul theilt von den Badagas (in den Nilgiribergen Südindiens) folgenden Dialog aus der Unterwelt mit [5]):

„Die Schwester . . . . . Mag sein, Bruder! Die aber dort auf dem Büffelwege rothe Erd' aufgraben und essen, — was für eine Zunft ist das, Bruder? Der Bruder: Das sind die, so eben Reis auf den Teller ausgeschüttet und dann, plötzlich ausrufend: ‚Es kommen Leute!' unter den Schenkel ihn bargen. — ‚Erde iss!' heisst es nun."

Es wird das Essen von Erde hier also unter die Höllenstrafen gerechnet, womit jedoch nicht ausgeschlossen erscheint, dass es als eine Reminiscenz an Zeiten gelten kann, wo Erde, in Hungersnöthen und bei anderen Gelegenheiten, wirklich genossen wurde. (Vgl. die betreffenden Sagen der Bakaïri und Tahiti-Insulaner in meiner ersten Abhandlung, S. 217 u. 218.)

Ueber das Vorkommen des Erdeessens unter den Indianern Nord- und Mittelamerikas bringt Bourke in seiner erwähnten Arbeit eine grosse Anzahl von wichtigen Belegstellen zusammen, welchen wir folgende Thatsachen entnehmen:

Sir John Franklin (Second Expedition to the Shores of the Polar Sea, p. 19) berichtet, dass an den Ufern des Mackenzie-Flusses sich Schichten eines fetten Lehmes (mud) vorfinden, welchen die Tinne-Indianer gelegentlich, zur Zeit von Hungersnoth, als Nahrung verwenden, aber auch zu anderen Zeiten zum Vergnügen kauen. Er schmeckt milchig und im Ganzen nicht unangenehm.

Venegas berichtet, dass die Indianer Californiens Erde ässen. Die Traditionen der Indianer von San Juan Capistrano (Californien) und Nachbarschaft beweisen, dass sie von einer Art Thon sich genährt hätten, welchen sie oft auch zum Bemalen des Gesichtes verwendeten. Nach Powers (Contrib. to North-Americ Ethnology, III, S. 140) mischen die Tátu-Indianer Californiens rothe Erde in ihr Ahornbrot, um das Brot süss und beim Backen besser aufgehen zu machen.

Der Apache- und Navajozweig der Athapaskenfamilie ist nicht unbekannt mit der Verwendung von Thon als Nahrungsmittel, obgleich unter den Apache derselbe jetzt kaum mehr vorkommt und unter den Navajo nur als Gewürz, um den bitteren Geschmack der wilden Kartoffel zu mildern; in derselben Weise ist sie auch den Zuñi und Tusayan bekannt.

Yumastämme tragen zum künftigen Gebrauche Ringe aus geknetetem Thon am Gürtel, mit dem sie sich, nachdem sie ihn mit Speichel befeuchtet, angeblich bemalen. Ratzel erblickt hierin eine Beziehung zum Erdeessen [1]), ob mit Recht, muss dahingestellt bleiben.

Die Jaguacas von Florida assen Erde (Gomara, Historia de las Indias, S. 182).

Bei dem Processe des Vasco Pocallo de Figueroa in Santiago de Cuba im Jahre 1522 wegen Grausamkeit gegen die Eingeborenen suchte der Angeklagte zu beweisen, dass die Indianer Thon ässen, um sich umzubringen: el abuso de los Indios en comer tierra . . . seguian matandose de intento comiendo tierra (Buckingham Smith, Coleccion de Varios Documentos para la Historia de la Florida. London 1857, I, S. 46).

Essbare Erde wurde auf den Märkten Mexikos öffentlich verkauft: „y aun tierra", sagt Gomara in seiner Liste der gebräuchlichen Nahrungsmittel [2]). Das Thonessen war den mexikanischen Frauen während der Schwangerschaft verboten. Thomas Gage berichtet ebenfalls von den Mexikanern, dass sie eine Art Erde ässen (New Survey of the West Indies. London 1648, p. 51); nur ist die von ihm gegebene Darstellung unverständ-

[1]) Brough Smyth, Aborigines of Victoria. 1878, I, S. 34.
[2]) Krieger, Neuguinea. Berlin 1899. (Bibliothek der Länderkunde. V. und VI. Bd.) S. 218.
[3]) Graf Pfeil im „Globus", Bd. 76, 1899, S. 60. — Pfeil, Studien und Beobachtungen aus der Südsee. Braunschweig 1899, S. 46.
[4]) D'Albertis, New Guinea: What I did and what I saw. London 1881, 2. Edit., I., S. 393.
[5]) Graul, Reise nach Ostindien. Leipzig 1854, III, S. 193.

[1]) Ratzel, Völkerkunde. 1. Aufl., II. Bd., S. 607.
[2]) Gomara, Historia de Mejico, p. 348, cit. bei Bourke.

lich und dunkel. Er sagt: „they ate a kind of earth, for at one season in the yeer they had nets of mayle, with the which they raked up a certaine dust that is bred upon the water of the Lake of Mexico, and that is kneaded together like unto oas of the sea.“ Sollte sich es hier um eine Verwechslung mit dem auf der Wasseroberfläche gedeihenden Algenrasen handeln?

Dr. C. Sapper, der bekannte Erforscher Centralamerikas, theilt mir in einem Briefe ddo. Coban (Guatemala) den 4. Jänner 1900 Folgendes mit:

„Auch in Guatemala, und zwar der Alta Verapaz, ist Geophagie ziemlich häufig zu finden, und zwar wird hellfarbige Thonerde ohne jede Beimengung für sich allein gelegentlich verzehrt; die Leute scheinen es aber mehr aus Langeweile als aus bestimmten pathologischen Gründen zu thun. Daneben kommt freilich auch starkes Erdeessen namentlich bei Kindern vor, die dann typischen Hängebauch zu bekommen pflegen. Dr. Prowe hat in Retalhuleu nachgewiesen, dass dort das Erdeessen bei Leuten aufzutreten pflegt, die Ankylostomum duodenale haben [1]), und bezieht darauf eine Stelle aus dem Popol-Vuh, dem alten Schöpfungsbuche der Quiché-Indianer (siehe darüber später).

„Die Guatusos in Costarica geniessen Erde, wie man sagt, als eine Art Ersatz für das fehlende Salz in den Speisen [2]).

Es scheint, dass das Erdeessen überall in Centralamerika verbreitet ist, aber nirgends (vielleicht mit Ausnahme der Guatusos) allgemein und regelmässig ist.

Die Heiligenfiguren von Esquipulas (siehe Stoll, Guatemala, S. 134, und meine erste Abhandlung über Geophagie S. 221, Dr. Lasch) sind übrigens mit Zucker gemischt und daher süss.“

II. Geophagie der Schwangeren.

Wie ich in meiner früheren Arbeit ausführlich auseinandergesetzt habe, spielt ampoh, d. i. essbare Erde, unter der Nahrung schwangerer Frauen in Java und im Indischen Archipel überhaupt eine wichtige Rolle. Nun wird ampoh auch dem Wasser, welches den bepflanzten Sawahs (Reisfeldern) zugeleitet wird, beigemengt, und die Eingeborenen geben für diese sonderbare Sitte nachstehende Erklärung:

„Der Reis ist zur Zeit des Fruchtansatzes schwanger, und um ihm sich angenehm zu erweisen, gibt man ihm, wie einer schwangeren Frau, welche derartige Gelüste (ngidam) haben, rudjak (Salat aus unreifen Früchten) und essbare Erde“ [3]). Es hat somit die Sitte des Erdeessens Aufnahme unter die Riten, welche bei der Bodenbestellung geübt werden, gefunden.

Dagegen war auffallenderweise bei den Mexikanern der Genuss von Erde den Schwangeren verboten, sonst würde das Kind kränklich und schwächlich [4]).

[1]) Wurde bereits früher von Anderen nachgewiesen. Vgl. meine erste Arbeit über Geophagie S. 122. Dr. Lasch.

[2]) Bereits an anderer Stelle („Globus“, Bd. 76, 1899, S. 352) erwähnt; nach Bischof Thiel.

[3]) Vorderman, Animistische Anschauungen der Javanen betreffs einiger Pflanzen. „Globus“, Bd. 71, 1897, S. 29—31.

[4]) Bancroft, Native races of the Pacific States of America, cit. bei Ploss, das Kind, I, S. 25.

III. Erdeessen als zu einer religiösen Handlung gehörig.

Die Kampfersucher auf der malaiischen Halbinsel enthalten sich, während sie auf der Suche sind, gewisser Nahrungsmittel, bedienen sich einer besonderen Sprache (Bhâsa Kâpor = Kampfersprache) und essen etwas Erde [1]). Mithin entspränge hier das Erdeessen einem abergläubischen Motive.

Bei den alten Mexikanern spielte das Erdeessen auch bei den Tempelceremonien eine wichtige Rolle: der gläubige Azteke nahm im Tempel von Tezcatlipoca einen Kloss Erde auf und verzehrte ihn mit der grössten Ehrfurcht [2]). Nach Duran hiess diese Ceremonie: comer tierra santa (die heilige Erde essen) [3]).

In der auf das Erdeessen Bezug habenden Stelle im Popol Vuh heisst es, dass die Quiché-Gottheiten Hunahpu und Xbalanque den Gott Cabrakan zu überwältigen wünschten und ihm deshalb gebratene Vögel vorsetzten, von denen einer mit „tizate“ eingerieben war; um das ganze Gericht war ein Kreis weissen Pulvers (nach Bourke identisch mit dem heiligen Mehl Hoddentin, dem Pollentule, einer Lycopodiumart. Dasselbe kann manchmal [bei den Apachen] durch Antimon- oder Bleiglanzpulver ersetzt werden. 9th. Ann. rep. of Bur. of Ethnology, S. 548). Dieses weisse Pulver sollte jeden schädlichen Einfluss, den Cabrakan ausüben könnte, abwenden. „Tizate“ wird in einer Anmerkung als eine leicht backbare, weissliche Erde beschrieben, deren man sich zum Poliren von Metall, Anfertigen von hartem Mörtel etc. bediente [4]). Dass es sich im Mythus wirklich um Geophagie gehandelt hat, wie Bourke und Dr. Prowe annehmen, scheint wohl kaum erwiesen; höchstens können wir in der ganzen Handlungsweise den Versuch eines Giftmordes erblicken. Unter „tizate“ dürfte jedenfalls Bimsstein oder ein anderes ähnliches Mineral gemeint sein.

IV. Pathologische Formen der Geophagie.

Hier wäre nur noch nachzutragen, dass Dr. Matignon in jüngster Zeit einen Fall pathologischer Geophagie aus der Mongolei beschrieben hat [5]), mithin das Vorkommen jener Krankheit auch ausserhalb der Tropen festgestellt ist.

Dr. Richard Lasch.

[1]) Logan im Journal of Indian Archipelago, I, S. 263.

[2]) Sahagun bei Kingsborough, Antiquities of Mexico, V, p. 198. — Diego Duran, Historia antig. de la Nueva España, vol. III, cap. 4, cit. bei Bourke, S. 538.

[3]) Duran, Lib. II, cap. 47, p. 490.

[4]) Popol Vuh. Trad. par Brasseur de Bourbourg. Paris 1861, p. 65.

[5]) Matignon, Géophagie chez un pétit Mongol. (Société medicale des hôpitaux de Paris, Fevrier 1898.)

Die Gemskugel (Aegagropili) im Glauben des XVII. Jahrhunderts.

Die Medicin der früheren Jahrhunderte stand nicht nur manchmal auf einer sehr niederen Stufe, sondern war auch ganz dem Aberglauben ergeben, was sowohl aus den Schriften der griechischen und römischen

Aerzte, die ihre Weisheit jedoch von den Babyloniern, Assyrern und Aegyptern entlehnten, wie jüngst Oefele in Bezug auf das Amulet [1]) und andere Dinge nachwies, als auch aus denjenigen der alten deutschen Aerzte, besonders aus der Physica der heil. Hildegard u. s. w. zu entnehmen ist.

Besonders reich an solchen abergläubischen Vorstellungen zeigte sich nun das Mittelalter und etwa jene Zeit der Neuzeit, die bis zum Ausbruche der französischen Revolution (1789) verstrich; denn von jener Zeit ab begann ein gänzlicher Umschwung der Medicin, obwohl auch heute noch in den entlegenen Alpenthälern das Gewerbe der Bauerndoctoren, richtiger Kurpfuscher, üppig blüht und dort eine Medicin erhalten ist, die uns ein getreues Abbild der in früheren Jahrhunderten durch die graduirten Aerzte geübten Medicin gibt; denn wie in der Sprache der Bauer noch ein Stück Mittelalter vorstellt, so ist er es auch noch in der Heilwissenschaft. Doch merkwürdig, es finden sich da manchmal Gebräuche, wie das Amulettragen und Vorschriften, die aus ferner und grauer Zeit, aus dem frühesten Alterthume, auf uns gekommen sind und sich bis heute erhalten haben. So ist hauptsächlich ein Einfluss der mesopotamischen [2]) und ägyptischen Medicin, übermittelt über Griechenland, Rom und die salernische Schule, zu erkennen und auch nachzuweisen, doch auch Parallelstellen zwischen der orientalischen Medicin und unserer Volksmedicin finden sich.

Eine dieser Parallelstellen ist nun die Verwendung der sogenannten Bezoarsteine (Bezoar im Persischen = Gift, Wind und Gegengift), die im Orient (Indien, Persien etc.) als Amulet gegen Krankheiten etc. heute noch getragen werden, während sie bei uns hauptsächlich in früheren Jahrhunderten Anwendung als gift- und pestwidrige Mittel fanden, doch heute vom Volke nur mehr höchst vereinzelt angewendet werden. Ihrer Beschaffenheit nach sind diese Bezoarsteine Concremente, die sich in dem Magen verschiedener Wiederkäuer bilden und von denen man mehrere Sorten unterscheidet, so den orientalischen Bezoar, von Caprea aegagrus Gm. stammend, und hauptsächlich Ellagsäure ($C_{14}\,H_6\,O_8 + 2\,H_2O$) enthaltend, den occidentalischen Bezoar, der aus den Pansen des Llama (Auchenia Llama Desm.) und des Vicunna (Auchenia Vicunna Desm.), beide in Südamerika heimisch, kommt, und hauptsächlich Calcium- und Magnesiumphosphat enthält, und endlich den deutschen Bezoar oder auch Gemskugel (Aegagropili) genannt, der in den Pansen unserer Gemse (Capella rupicapra Blas. et Kasp.) gefunden wird und unter einer grauen und lederartigen Rinde einen dichten Haar- und Pflanzenfasernfilz enthält, moschusartig riecht und dem von den Raubvögeln ausgestossenen, aus dem unverdauten Futter bestehenden Gewölle ähnelt. Er soll hauptsächlich aus den unverdauten Haarschöpfen des Meum mutellina Gärtn. bestehen.

Von diesem deutschen Bezoar oder der „Gambskugel“ handelt eine handschriftliche Aufzeichnung aus dem Jahre 1649, die, wahrscheinlich in Oesterreich in einem Kloster entstanden, in einem geschriebenen Buche, welches den Titel: „Von der kreüter vnderscheidung vnd namen, so inn vnsern teutschen landen wachsen, so hïerin geeißen vnd iluminirt zue findten, mit teütschen vnd lateinischen namen; auch in welchen grad vnder den himlischen zeichen vnderworffen seindt, so woll wie solche inn vnd eüßerlich des leibs zu gebrauchen“ [1]) führt, enthalten ist und zum Verfasser einen mit G. L. K. unterzeichneten Mann hat. Aus dieser Aufzeichnung, die unten wörtlich folgt, ist zu entnehmen, dass die „Gambskugel“ im XVII. Jahrhunderte in Deutschland und Oesterreich folgende Anwendung fand:

1. Mit Wein eingenommen gegen die Gicht. 2. Gegen die Pest, wie alle Arzneimittel früherer Zeit [2]). 3. Bei der Niederkunft der Frauen. 4. Bei der Epilepsie. 5. Gegen Vergiftung. 6. Zur Vertreibung der Wassersucht. 7. In Kriegszeiten gegen Hunger und Durst. 8. Bei Bauchschmerzen. 9. Gegen verdorbenen Magen. 10. Macht 24 Stunden lang hieb- und stichfest. 11. Gegen Uebelwerden. 12. Zur Wiedergewinnung der Mannbarkeit. 13. Gegen gestocktes Blut. 14. Bei Schwindel und 15. bei der rothen und weissen Ruhr (Dysenterie).

Zum näheren Verständnisse der einzelnen Angaben folge die Aufzeichnung selbst, die von S. 620—622 des oben angeführten Buches reicht:

[S. 620].

Krafft vnd würckung der Gambskugel.
Ihrer natürlichen aigenschafft.

Erstlicken, ain wenig von diser kugel in ein wenig wein eingenumen ist guet für das vergicht, jung vnd alten pershonen.

Andern, item in der zeit der pestilentz oder bössen sucht alle morgen ein wenig genossen, so ist man sicher 24 stundt.

Dritens, wan ein fraw nit geberen mag, so geb man ir von diser gambskugl ein in ein wenig lavendelwasser [3]) oder sonst in einer supen, so wirdt sie los [4]).

Virdens, wan ainer die fallende sucht hat, den gebe man von solcher kugl in ein Petoniawasser [5]) ein, so wird ime geholffen.

---

[1]) F. v. Oefele. Auch Amulette haben die Griechen aus assyrisch-babylonischer Medicin entlehnt. „Allgemeine medicinische Centralzeitung“. 67. Jahrgang. Berlin 1898. Nr. 98.

[2]) F. v. Oefele. Auf dem Wege über Salerno kam in unsere Volksmedicin nebst altägyptischer auch altmesopotamische Medicin, l. c. 67. Jahrgang. Berlin 1898, Nr. 99.

[1]) Dieses Buch findet sich im Besitze des Museums Francisco-Carolinum in Linz, dessen Verwaltung dasselbe dem Verfasser dieses gütigst zur Herausgabe überliess, wofür ihr hier der gebührende Dank ausgesprochen wird.

[2]) E. K. Blümml. Der „valentinische Balsam“ des XVIII. Jahrhunderts. „Pharmaceutische Rundschau“. 26. Jahrgang. Wien 1900, Nr. 1, S. 6—7.

[3]) Aqua Lavandulae von Lavandula officinalis L.

[4]) d. h. sie gebärt.

[5]) Aqua Betonicae von Betonica officinalis L.

Fünfftens, so ainer were gifft geben worden, den geb man von diser kugel ein in cardobenedictwasser [1]), so vertreibts.

Sechtens, wan ain mensch die wassersucht hat, der nemb dise kugl 14 tag in vitriolwasser [2]) ein, so wirds bösser.

[S. 621].

Siebten, wan ainer in krigswessen grossen hunger vnd durst leiden mus, so esse er von diser kugel, so erhelt er dardurch daz leben vnd ist bewärth [3]).

Achten, so ainer den grimen hat, der nembe von diser kugel ein, es wird bösser.

Neünten, so ainer ain bössen magen hat, das ihme kein speis noch thranckh bleiben mechte, der mus von diser kugel in speis vnd thranckh einnemben, den er [4]) wermet wider den kalten magen.

Zehnten, wer von diser kugel nüchter ein wenig einnimbt, der ist 24 stundt sicher vor stechen vnd schiessen.

Alfften, wan ainer ain wildnus [5]) bekombt, der nembe von diser kugel, der raucht sich darmit.

Zwolfften, wan ain man sein manheit genomben wer, der esse von diser kugel, so wird er los.

Dryzehenten, wan ainer hart falt vnd hat gestockhtes blut in ihm, der nembe von diser kugl, es vertreibt den schmertzen.

[S. 622].

Virzehenten, ist dise kugl bewerth für den schwindl.

Fünffzehenten vnd letzten, ist dise kugl guet für die rothe vnd weisse ruhr oder sucht. **E. K. Blümml.**

Eiserne Opferthiere.

(Mit 6 Abbildungen.)

Als ich zu Ostern des Jahres 1895 einige Tage in Lockenhaus bei Güns weilte, besuchte ich auch die Sammlung des Herrn Edmund v. Huszthy, welche sehr reich an volksthümlichen Gegenständen ist. Zu meiner Ueberraschung fand ich dort fünf eiserne Opferthiere, die, wie beschrieben stand, aus der Kirche in Kogel bei Pilgersdorf stammen und in den Fig. 15 bis 19 abgebildet sind [6]). Ich ging dann der Sache weiter nach. Aus meinen damals aufgezeichneten Notizen entnehme ich Folgendes:

Herr Postmeister Franz Popp theilt mir mit, dass in Kogel an den beiden Kirchweihfesten, von denen das eine am Oswalditage, das andere am Florianitage stattfindet, solche Thiere, aber auch menschliche Figuren: Männer, Weiber und Kinder, geopfert wurden. In früherer Zeit waren diese Opferfiguren aus Eisen oder Blech, in neuerer Zeit aus Wachs. Die eisernen Figuren sollen durch Zigeuner angefertigt worden sein.

Die Art und Weise der Opferung schilderte mir Herr Popp, wie folgt: „Die Kirche machte aus der Opferung ein Geschäft. Ein von der Kirche Betrauter verkaufte die Gegenstände, die ein Eigenthum der Kirche bildeten, vor der Kirchenthüre in einem Stande, d. i. eine Verkaufsbude, das Stück um 2—6 kr. Waren die Gegenstände zum grössten Theile verkauft und auf dem Altare geopfert worden, so wurden sie von dort wieder in den Stand geschafft und auf's Neue verkauft."

Christian Wagenhofer, der Messner von Mönichkirchen am Wechsel, der mich Anfangs Juli 1896 von

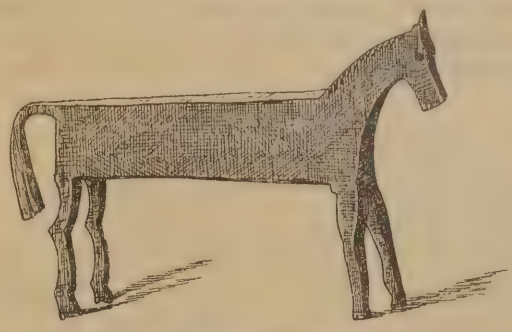


Fig. 15. Eisernes Opferpferd von Kogel. $^1/_3$ nat. Gr.

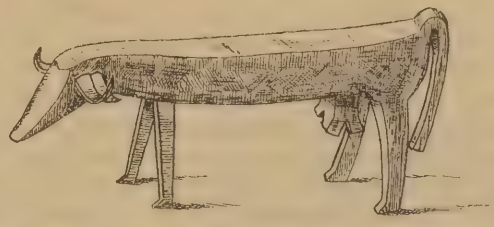


Fig. 16. Eiserne Opferkuh von Kogel. $^4/_9$ nat. Gr.

Fig. 17. Eiserner Opferochs von Kogel. $^4/_9$ nat. Gr.

Mönichkirchen bis zur Vorauer Schwaig führte, erzählte mir, dass er in seiner Jugend oft in Kogel war und die Opfergegenstände sah. Es waren davon zwei mittlere Waschkörbe voll, etwa 200—300 Stück vorhanden, und auch Häuser aus Holz darunter.

Aus dieser Mittheilung entnahm ich, dass die Häuser wahrscheinlich St. Florian, dem Schutzpatrone gegen Feuersgefahr, geopfert wurden.

[1]) Aqua cardui benedicti von Carduus benedictus Gärtn.
[2]) Aqua vitrioli.
[3]) d. h. kugel- und stichfest.
[4]) Die Kugel.
[5]) Uebligkeit.
[6]) Die Fig. 15—19 sind von J. R. Bünker selbst, die Fig. 20 von Robert Carl Lischka gezeichnet. Die Red.

Den Beweggrund zur Opferung schilderte mir Herr Postmeister Popp, wie folgt: „Ist in einem Hause ein Mitglied der Familie: Mann, Frau oder Kind, oder ein Stück des Viehstandes: Ochse, Kuh, Pferd, Schaf oder Schwein erkrankt, so thut der Bauer oder die Bäuerin das Gelöbnis, im Falle der Genesung eine Wallfahrt zu unternehmen und dem Schutzpatrone ein Opfer zu bringen. Dies Opfer besteht dann in einer Figur der Persönlichkeit oder des Thieres, worauf sich eben das Gelöbnis bezog.“

Nach den Mittheilungen meines vollkommen sicheren Gewährsmannes sind in diesem Falle die Opfergaben

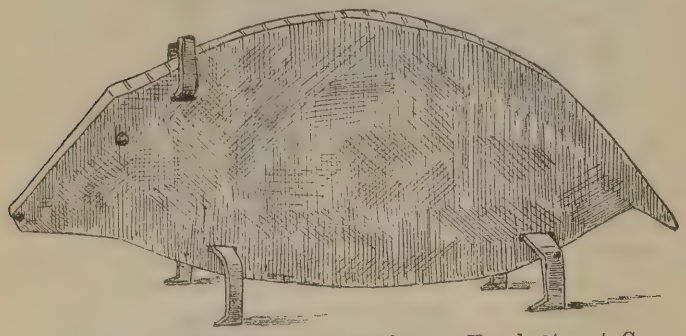


Fig. 18. Eisernes Opferschwein von Kogel. $^2/_3$ nat. Gr.

mit voller Bestimmtheit auf Gelöbnisse zurückzuführen. Wir haben es hier also entschieden mit Votivgaben zu thun. Dies steht nun in scheinbarem Widerspruche mit der Ansicht, welche Dr. Wilhelm Hein in einer kurzen Abhandlung über „Eiserne Weihefiguren“ („Zeitschrift des Vereines für Volkskunde“, IX. Jahrg., 1899, S. 328) vertritt; er sagt: „Einstweilen müssen wir uns daran genügen lassen, diese Thiere im Allgemeinen als Symbole für erbetenen Viehsegen, in zweiter Linie erst als Opferthiere für glücklich abgewendete Seuchen zu betrachten.“

Damit bin ich noch einverstanden, obwohl ich nach meiner Erfahrung dessen nicht ganz sicher bin,

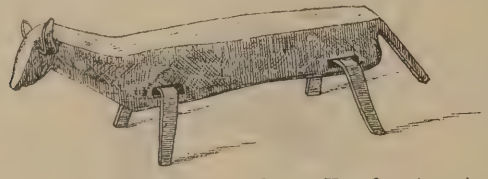


Fig. 19. Eisernes Opferschaf von Kogel. $^4/_9$ nat. Gr.

welche Art der Opferung an der Hand der weiteren Forschungsergebnisse wird in den Vordergrund gestellt werden müssen.

Weiter sagt er: „Ich möchte daher den Ausdruck ‚Votivthiere‘ in Zukunft ablehnen und ihn durch das Wort ‚Weihethiere‘ ersetzen, weil sie doch zunächst und zumeist nicht in Erfüllung eines Gelübdes, sondern als Ausdruck eines Wunsches, einer Bitte dem heiligen Leonhard oder sonst einem gütigen Lebensspender geweiht werden.“

Der Ausdruck „Votivthiere“ passt für den von mir mitgetheilten Fall vollkommen, für die Erfahrungen Dr. Hein's ist er aber entschieden zu eng, im Allgemeinen jedoch nicht verwerflich. Schlägt Dr. Hein die Benennung „Weihethiere“ vor, so möchte ich diesen Namen einerseits gerne ergänzen auf die Bezeichnung „Votiv- oder Weihethiere“; denn diese Benennung der Opferthiere müsste — meiner Auffassung nach — den Vorstellungskreis, den wir von ihnen bis heute gewonnen haben, in Betracht gezogen, am ehesten entsprechen; doch halte ich andererseits Vorschläge für die Namengebung noch für etwas verfrüht. Ich meine, wir fragen erst genau und eingehend, wie das Volk diese Opfergaben benennt, dann dürfte sich der richtige Namen von selbst ergeben.

Im Interesse der weiteren Forschung theile ich noch mit, dass in früheren Jahren eiserne Thiere auch in Rattersdorf, zwischen Lockenhaus und Güns, dann am Vitusberge bei Güns, ferner noch 1870—1871 in Schüsserlbrunn auf dem Hochlantsch und schliesslich in der Kirche Maria Rehkogl in Frauenberg am Rennfelde bei Bruck a. M. geopfert worden sind; ob es auch heute noch geschieht, weiss ich nicht.

Die in Fig. 20 abgebildete Kuh[1]) ist unschwer ebenfalls als Opferthier zu erkennen. Ich fand sie in einer alten Truhe auf dem Dachboden des Hauses der

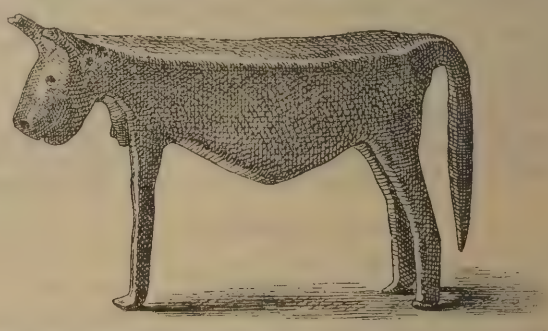


Fig. 20. Eiserne Zauberkuh von Trebesing. $^2/_3$ nat. Gr.

Wirthin Barbara Zlattinger in Trebesing bei Gmünd in Oberkärnten.

Auf meine Frage, wie denn dieser Gegenstand dorthin gekommen sei, wurde mir Folgendes gesagt: Dieses Thier ist eine Zauberkuh. Als es noch mehr Hexen und Zauberer gab, haben sie oft ein oder das andere Stück Vieh im Stalle verzaubert, so dass es entweder keine Milch gab, oder rothe Milch oder krumm, d. h. lahm, wurde. Es hat dann auch Männer gegeben, die sich darauf verstanden, den Zauber zu lösen. Sie gruben unter der Thürschwelle des Stalles oder an sonst einem Orte im Stalle ein Loch und dann fanden sie meistens eine solche Zauberkuh. Dadurch war der Zauber gelöst und das Vieh wurde wieder gesund.

Es ist nun wohl kein Zweifel, dass dieselbe Persönlichkeit, welche gegen gute Belohnung die Zauberkuh ausgrub, sie auch eingegraben und dem Vieh etwas angethan haben musste.

Eine Frage bildet es aber, ob mit den Opferthieren auch anderwärts solcher Missbrauch getrieben wurde, wie ich ihn aus Trebesing constatiren kann, und ich halte dafür, dass die Frage wichtig genug ist, um weiter verfolgt zu werden. **J. R. Bünker**

[1]) Der rechte Vorderfuss ist abgebrochen.

Redactions-Comité: Hofrath Prof. Dr. Karl Toldt (Vorsitzender), Regierungsrath Franz Heger, Custos Josef Szombathy, Hofrath Prof. Dr. Emil Zuckerkandl. Dr. Wilhelm Hein (Redacteur).

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XXX. Der neuen Folge XX. Band.)

Nr. 4. November-December. Sitzungsberichte. 1900.

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 9. November 1900.** 1. Protokoll-Verlesung; S. [187]. — 2. Erklärung in Angelegenheit des Locales; S. [187]. — 3.—5. Schriftentausch-Angelegenheiten; S. [187]. — 6. Jubiläum der Società italiana di Antropologia; S. [187]. — 7. Schreiben von Dr. Ludwig Wilser; S. [187]. — 8. Redactions-Comité; S. [187]. — 9. Mitgliederbewegung; S. [187]. — 10.—11. Localangelegenheiten; S. [188]. — 12. Excursionen; S. [188]. — 13. Subventionen; S. [188]. — 14. Vermählung Sr. k. u. k. Hoheit des Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand; S. [188]. — 15. XII. internationaler Congress für prähistorische Archäologie und Anthropologie; S. [188].
Monats-Versammlung am 13. November 1900. 1. Nachruf auf Bancalari; S. [188]. — 2. Kálmán Freiherr v. Miske: Ueber einige Fibeln und Nadeln aus Bronze von Velem-St. Veit; S. [188]. — 3. Dr. Paul Kretschmer: Der Ursprung des Märchens vom Blaubart; S. [189]. — 4. Josef Szombathy; Der XII. internationale Congress für prähistorische Anthropologie und Archäologie; S. [189]. — 5. Dr. Richard Kulka: Einige ethnographische Gegenstände; S. [197].
Monats-Versammlung am 11. December 1900. 1. Dr. A. Voss: Vorschläge zur prähistorischen Kartographie; S. [197]. — 2. Dr. A. Voss: Fragebogen zu Schiffaufnahmen; S. [199]. — 3. N. W. Thomas: Fragebogen über Thierabergläuben; S. [202]. — 4. Dr. Karl Gorjanovic-Kramberger: Der diluviale Mensch aus Krapina in Kroatien; S. [203]. — 5. Josef Szombathy: Funde aus einem vorgeschichtlichen Bergbau bei Hallstatt; S. [203]. — 6. J. V. Zelizko: Einige weitere Nachträge zur Geophagie; S. [205]. — 7. Vorlage der von L. Reinisch herausgegebenen Somalitexte; S. [205]. — 8. Gustav Calliano: Zur Ethnographie des alten niederösterreichischen Wohnhauses; S. [205].
Ausserordentliche Versammlung am 17. December 1900. Adolf Fischer: Ueber die Ureinwohner Formosas; S. [215].
Sitzung des Redactions-Comités am 18. December 1900. 1. Formataänderung; S. [215]. — 2. Herstellung einer Farbentafel; S. [215]. — 3. Vorlage von Manuscripten; S. [215]. — 4. Vorschlag zu einer Neuwahl; S. [215].
Ausschuss-Sitzung am 20. December 1900. 1. Protokoll-Verlesung; S. [215]. — 2. Mitgliederbewegung; S. [215]. — 3. Feststellung der Versammlungen; S. [215]. — 4.—6. Anträge des Redactions-Comités; S. [216]. — 7. Studienverein in Helsingborg; S. [216]. — 8. Enthüllung des Goethe-Denkmales; S. [216].
Dr. L. Bouchal: Bambuszithern; S. [216]. — Eröffnung des Museums der „Niederösterreichischen Landesfreunde“ in Baden; S. [216]. — Geschenke für die Bibliothek; S. [217].

Ausschuss-Sitzung am 9. November 1900.

Anwesend: Vorsitzender Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg, Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl, Dr. Wilhelm Hein, Franz Ritter v. Hopfgartner, Dr. Vatroslav Jagić, Karl Freiherr v. Schlosser, Josef Szombathy und Dr. Sigmund Wahrmann.

1. Das Protokoll der Ausschuss-Sitzung vom 8. Mai 1900 wird verlesen und genehmigt.

2. Der Wortlaut der nachstehenden, vom Präsidenten der Gesellschaft der k. u. k. Intendanz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums abgegebenen Erklärung wird zur Kenntnis genommen.

Z. 273. Erklärung.

Das Präsidium der Anthropologischen Gesellschaft in Wien erklärt hiemit, keinerlei dauerndes Recht auf das ihm zu Gesellschaftszwecken eingeräumte Parterrelocale im Gebäude des k. k. naturhistorischen Hofmuseums zu besitzen noch ableiten zu wollen, vielmehr dieses Locale über jederzeitiges Verlangen der Hofverwaltung wieder zur Verfügung zu stellen und bezüglich der Benützung dieses Locales in allen Punkten sich der Gebäudehausordnung zu unterwerfen, also namentlich auch keine öffentlichen Versammlungen in diesem Raume abzuhalten oder ohne Zustimmung der k. u. k. Bauverwaltung Veränderungen vorzunehmen. Die Kosten für die innere Einrichtung und Reinigung des Locales, sowie für die Bestellung eines Dieners hat die Anthropologische Gesellschaft zu tragen.

Wien, am 28. April 1900.

Der Präsident:

Dr. Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

3. Das Ansuchen des correspondirenden Mitgliedes Herrn Dr. Christian Mehlis in Neustadt a. d. Haardt um Austausch seiner Schriften gegen die „Mittheilungen“ wird abgelehnt.

4. Das Ansuchen des wirklichen Mitgliedes „Musejní spolek“ in Brünn um unentgeltlichen Ersatz mehrerer namhaft gemachter Hefte der „Mittheilungen“ wird bewilligt.

5. Die „Société de Géographie“ in Paris hat den Schriftentausch aufgehoben.

6. Die „Società italiana di Antropologia“ in Florenz ladet zur Theilnahme an der am 30. April 1901 stattfindenden Feier ihres 30jährigen Bestandes ein. Es wird ein Begrüssungsschreiben beschlossen und mit dessen Ueberreichung der Vicepräsident Herr Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl betraut.

7. Ein Schreiben des Herrn Dr. Ludwig Wilser in Heidelberg in Angelegenheit der von Herrn Professor Karl Penka in den „Mittheilungen“ (XXX. Bd., S. 54) veröffentlichten Besprechung seiner Abhandlung „Herkunft und Urgeschichte der Arier“ wird zur Kenntnis genommen.

8. Der durch seine Uebersiedlung nach Graz bedingte Austritt des Herrn Universitätsprofessors Dr. Rudolf Meringer aus dem Redactions-Comité wird mit Bedauern zur Kenntnis genommen, und es wird beschlossen, ihm für seine eifrige Mitwirkung an den Arbeiten des Redactions-Comités ein Dankschreiben zu übersenden.

9. Gestorben sind die unterstützenden Mitglieder:
Johann Presl, Badhausunternehmer in Wien, und
Anton Freiherr v. Scudier, k. u. k. Feldzeugmeister in Wien;

ferner die wirklichen Mitglieder:
Gustav Bancalari, k. u. k. Oberst in Linz;
Sigmund Graf Berchtold, k. u. k. geheimer Rath in Wien;

Dr. Wilhelm Tonner, k. u. k. Oberstabsarzt in Pisek, und

Dr. Adolf Ritter Weiss v. Tessbach in Wien.

Den Austritt hat angemeldet das wirkliche Mitglied:

Dr. Heinrich Schiess, Universitätsprofessor in Basel.

Aufgenommen werden als Stifter:

Georg Haas v. Hasenfels, Fabriks- und Gutsbesitzer auf Schloss Mostau an der Eger in Böhmen (Hein), und als wirkliche Mitglieder:

Franz Angerer, stud. med. in Wien (Hein);

Leo Bouchal, Conceptspraktikant im k. u. k. gemeinsamen obersten Rechnungshof in Wien (für 1901, Hein);

Anton Breitner, Schriftsteller in Mattsee (Hein);

Johann Reinhard Bünker, Lehrer in Oedenburg (für 1901, Hopfgartner);

Hans Diettler, Fabrikant in Gaya (Heger);

Otto Hauser, Schriftsteller in Wien (Hein);

Ignaz Hofmann, Oekonomieverwalter des k. k. Erziehungsinstitutes für verwaiste Officierssöhne in Hirtenberg, Gerichtsbezirk Pottenstein (Hein);

Johann Krahuletz, Museumscustos in Eggenburg (für 1901, Hopfgartner);

Carlo Graf zu Lodron-Laterano, Fideicommissbesitzer der Güter Gmünd und Sommeregg zu Schloss Gmünd in Kärnten (Hopfgartner);

Dr. Anton Kerschbaumer, Propst und Pfarrer in Krems, Niederösterreich (für 1901, Hopfgartner);

Dr. Fritz Minkus, Kunstschriftsteller in Linz, Oberösterreich (Hein);

Dr. L. Karl Moser, k. k. Gymnasialprofessor in Triest (für 1901, Hopfgartner);

Heinrich Moses, Lehrer in Neunkirchen, Niederösterreich (Hein);

Dr. Emerich Ritter v. Pingitzer, k. k. Gerichtssecretär in Wien (Hein);

Bartholomäus Reviczky de Revizsnye, Vice-Archidiakon und Pfarrer in Csejte, Ungarn (Hopfgartner);

Dr. Nathan Rifczes, Arzt in Wien (Andrian);

Anton Schernthanner, k. k. Oberbergrath in Aussee (für 1901, Andrian);

Dr. Eduard Seler, Universitätsprofessor in Steglitz bei Berlin (Hein);

Erwein Graf Schönborn-Wiesentheid in Berlin (für 1901, Andrian) und

Franz Skribany, Schriftleiter der „Mödlinger Zeitung" in Mödling, Niederösterreich (Hein).

10. In der Ausschuss-Sitzung vom 8. Mai 1900 wurde das Secretariat ermächtigt, die für das neue Local nöthigen Einrichtungsstücke anzuschaffen. Dafür wurde ein Betrag von Kr. 303 ausgelegt. Wird zur genehmigenden Kenntnis genommen.

11. Der Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, Herr Hofrath Dr. Franz Steindachner, hat auf seine eigenen Kosten den Fussboden des Locales mit Oelfarbe und Lack streichen lassen. Es wird beschlossen, dem Herrn Hofrath durch ein officielles Schreiben den Dank der Gesellschaft auszudrücken.

12. Der erste Secretär berichtet über den Verlauf der von der Gesellschaft veranstalteten Excursionen nach Baden, Eggenburg und auf den Michelberg, sowie über seine Theilnahme an der Sommerversammlung des Vereines für niederösterreichische Landeskunde in Pulkau, bei welcher er die Gesellschaft officiell vertrat.

13. Seine Majestät hat der Gesellschaft für 1900 die alljährliche Subvention von Kr. 400 und der niederösterreichische Landesausschuss eine solche von Kr. 100 bewilligt. Wird mit Dank zur Kenntnis genommen.

14. Anlässlich der Vermählung des hohen Protectors, Seiner k. u. k. Hoheit des Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand von Oesterreich-Este, sandte das Präsidium ein Glückwunschtelegramm nach Schloss Beneschau, auf welches im hohen Auftrage folgende telegraphische Erwiderung einlangte:

„Andrian, Inama, Brunner, Toldt. Präsidium der Anthropologischen Gesellschaft, Wien. Beneschau bei Prag. Seine kaiserliche Hoheit danken bestens für die so freundlichen Glückwünsche. Im hohen Auftrage
Graf Nostitz."

15. Herr Custos Josef Szombathy berichtet, dass er mit Herrn Professor Dr. Moriz Hoernes an dem XII. internationalen Congress für prähistorische Archäologie und Anthropologie zu Paris theilnahm. Es wurde dort der Beschluss gefasst, die nächste Versammlung im Jahre 1903 in Wien abzuhalten; gleichzeitig wurde ein Organisations-Comité eingesetzt, dem als Vorsitzender der jeweilige Präsident der Anthropologischen Gesellschaft in Wien und ferner die Herren Dr. Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg, Franz Heger, Dr. Moriz Hoernes, Dr. Matthäus Much und Josef Szombathy als Mitglieder, Dr. Josef Hampel in Budapest und Constantin Hörmann in Sarajevo als auswärtige Mitglieder angehören.

Monats-Versammlung am 13. November 1900.

Vorsitzender: Dr. Wilhelm Hein.

1. Der Vorsitzende gedenkt mit warmen Worten der in den Sommermonaten verstorbenen Mitglieder, insbesondere des um die Gesellschaft und um die Wissenschaft vielverdienten Hausforschers Gustav Bancalari.

2. **Kálmán Freiherr v. Miske** übersendet eine Mittheilung

Ueber einige Fibeln und Nadeln aus Bronze von Velem-St. Veit.

(Mit 5 Textfiguren.[1])

(Vorgelegt von Dr. W. Hein.)

Das Auftreten von Armbrustfibeln mit am Fussende zurückgebogenen primitiven Pferdeköpfen zeigt, dass in der Ansiedlung am Velem-St. Veitsberg die jüngere Hallstattzeit in Manchem unter dem Einflusse des adriatischen Culturkreises stand.

[1]) Die Figuren wurden von Herrn Paul Zeidler in Wien gezeichnet.

Die Armbrustfibel kommt in den oberen Culturschichten der Hallstattzeit vor, die in der ungefähren Tiefe von 60—90 cm liegen; demnach findet sie sich immer mit Gefässen oder Bruchstücken von solchen, die einen abgesetzten Rand besitzen. Dass es sich hier um eine Type des adriatischen Culturkreises handelt, ist unnöthig, zu erörtern.

Die Thierkopffibel, eine oft vorkommende Type des Fundortes, zeigt in ihrer Grösse manche Abstufung. Ich erlaube mir deshalb zu diesem Berichte das Bild zweier solcher Armbrustfibeln zu bringen: eine grössere und eine der kleinen Variante. Im Wesen sind jedoch beide Fibeln gleich, die Fussenden mit den zurückgebogenen primitiven Pferdeköpfen verziert, die nicht durch Guss, sondern vermittelst nachträglicher Feilung entstanden sind. Das grössere Exemplar (Fig. 21) misst 46 mm Totallänge, hat eine Armbrustspirale von 29 mm Länge und 12 mm Breite. Der flache Bügel wird durch Längsstreifen verziert, die an den Enden von Querstreifen abgeschlossen werden. Der am 16 mm langen

Fig. 21 (nat. Gr.). Fig. 22 (nat. Gr.).
Thierkopffibeln von Velem-St. Veit.

Fusse angesetzte Pferdekopf ist 4 mm lang. Das kleinere Exemplar (Fig. 22) besitzt eine Gesammtlänge von 32 mm und hat eine Armbrustspirale von 17 : 7 mm. Der Bügel ist mit Längsstreifen verziert. Der 4 mm lange Pferdekopf befindet sich auf einem Fusse von 21 mm Länge.

Das Motiv des Pferdekopfes findet sich weiters in der Ansiedlung in der selteneren Anwendung als Kopf von Schmucknadeln. Leider gibt uns die noch mangelhafte Stratigraphie der Ansiedlung keinen Aufschluss darüber, in welche Zeitperiode wir dieselben unbedingt einzureihen haben. Indem jedoch deren Anfertigungstechnik in zwei Fällen mit jener der Thierkopffibeln gleich ist, so dürften dieselben gleichfalls den Typen der jüngeren Hallstattzeit zugerechnet werden. Im dritten Falle, bei welcher die Form durch Guss entstand, ist die Zeiteintheilung jedoch derzeit durch keinen Anhaltspunkt fixirt. Das Exemplar dieser letzteren Type (Fig. 23) ist eigentlich blos das Bruchstück einer Schmucknadel, welche am Körper eine wechselnde Torsion zeigt. Der primitiv angefertigte Kopf wird auf beiden Seiten durch eine gepunzte Mähne geziert. Totallänge des Stückes 81 mm, Länge des Kopfes 5 mm. Von den zwei anderen gleichverzierten Schmucknadeln jedoch, deren Köpfe durch nachträgliches Feilen erzeugt wurden, ist die erste (Fig. 24) eine Stecknadel

Fig. 23 (nat. Gr.). Fig. 24 (nat. Gr.). Fig. 25 (nat. Gr.).
Thierkopfnadeln von Velem-St Veit.

von 42 mm Länge, die in einer Strecke von 11 mm mit Einkerbungen verziert ist; der Kopf ist 4 mm lang. Die zweite (Fig. 25) ist eine richtige Schmucknadel mit glattem Körper, der nur am Halse Einkerbungen zeigt; ihre Gesammtlänge beträgt 91 mm, die Kopflänge 5 mm.

Güns, im Juni 1900.

3. Herr Universitätsprofessor Dr. **Paul Kretschmer** hält einen Vortrag:

Der Ursprung des Märchens vom Blaubart.

Dieser Vortrag wird im nächsten Bande der „Mittheilungen“ erscheinen.

4. Vortrag des Herrn **Josef Szombathy**:

Der XII. internationale Congress für prähistorische Anthropologie und Archäologie zu Paris 1900.

(Mit einer Planskizze.)

Während des verflossenen Sommers wurden in Paris so viele internationale Congresse veranstaltet, dass man sich nicht wundern darf, wenn bei dieser in die Hunderte gehenden Massenproduction vielfach „Dutzendware“ erzeugt und den einzelnen Congressen an Ort

und Stelle selbst wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Die Weltausstellung hatte zwar einen günstigen Einfluss auf die Anzahl der Congresstheilnehmer, aber sie nahm auch deren Ausdauer und Aufmerksamkeit sehr beträchtlich in Anspruch. So kam es, dass fast jeder der diesjährigen Congresse hinter den Erwartungen, welche ihm entgegengebracht wurden, zurückblieb. Es freut mich, sagen zu können, dass dies beim internationalen Congresse für prähistorische Anthropologie und Archäologie weit weniger der Fall war, als bei vielen anderen. Dieser Congress hatte aber auch den Vortheil einer alten Tradition für sich; er war bereits der zwölfte seiner Art. Nach der auf einer italienischen Naturforscherversammlung zu Spezzia im Jahre 1865 erfolgten Gründung tagte er bisher in Paris 1867, Norwich und London 1868, Kopenhagen 1869, Bologna 1871, Brüssel 1872, Stockholm 1874, Budapest 1876, Lissabon 1888, Paris 1889 und Moskau 1892. Man sieht, dass die Intervalle zwischen den einzelnen Versammlungen, besonders seit 1876, manche Unregelmässigkeit aufweisen, und wird nicht fehlschliessen, wenn man annimmt, dass die berufenen Fachmänner und speciell das Conseil permanent des Congresses häufig nicht den Stoff und den Ort für denselben fanden. Daher wurde wiederholt die Befürchtung ausgesprochen, dass der Congress gänzlich einschlafen werde. Paris und die Weltausstellung, die heuer zum dritten Male die Anthropologenversammlung an sich gezogen hatten, und der reichhaltige Vortragsstoff, welcher sogar eine Ausdehnung der Sitzungen um einen Tag über das Programm hinaus nothwendig machte, gaben nicht nur der diesjährigen Tagung einen ausgezeichneten reichen Hintergrund und Inhalt, sie gaben auch den prähistorischen Anthropologencongressen im Allgemeinen wieder einen neuen Impuls.

Da die verfügbare Zeit nicht gestattet, auch nur in Kürze auf die einzelnen Vorträge einzugehen[1]), will ich mich auf eine Art von Stimmungsbild beschränken, wie es sich mir auf der gemeinsam mit meinem Collegen Professor Dr. M. Hoernes ausgeführten Reise nach Frankreich und in Paris selbst darbot.

Das Hauptgewicht der prähistorischen Studien in Frankreich ruht seit Boucher de Perthes und Lartet auf dem Capitel der Anfänge der menschlichen Cultur, d. i. auf der älteren Steinzeit. Für dieses Capitel sind auch die Funde keines Landes so wichtig, als diejenigen Frankreichs. Dies bestimmte uns, die Fahrt nach Paris zu einem Besuche einiger der berühmtesten paläolithischen Fundplätze Frankreichs zu benützen. Wir nahmen unseren Weg über Lyon, die Auvergne und die Dordogne, und ich will mir erlauben, einige Worte über diese Stationen hier einzuflechten.

Lyon beherbergt in dem grossen Palaste des ehemaligen Nonnenklosters St. Pierre, das mit seiner schönen, aus der Mitte des XVII. Jahrhunderts stammenden Hauptfaçade die Südseite der Place des Terreaux einnimmt, ein bedeutendes, leider aber so wie unsere Hofmuseen in Wien keiner unmittelbaren räumlichen Ausdehnung fähiges Museum. Der Hauptwert desselben liegt wohl in der Bildergallerie und dann in den archäologischen und epigraphischen Sammlungen, welche viele und wichtige Reste des alten Lugdunum aufbewahren. Uns interessiren aber mehr die anthropologischen Sammlungen. Ein an die überfüllte zoologische Gallerie anschliessender Ecksaal ist der gesammten Anthropologie eingeräumt. Auch er ist überfüllt, und der „Guide Joanne“ berichtet, dass ein grosser Theil der Sammlungen in Kisten magazinirt ist. Ganz wie bei uns.

Von den bedeutenden Funden, welche der berühmte Director der Sammlung, unser correspondirendes Mitglied Ernest Chantre, aus dem Becken des Rhône, aus dem Kaukasus etc. in seinen grossen Werken veröffentlicht hat, ist hier weniger zu sehen, als man erwartet. Am besten vertreten in der ganzen Sammlung ist die berühmte paläolithische Station von Solutré, etwa 50 km nördlich von Lyon gelegen. Wir sehen da sehr viele Reste des Wildpferdes, dessen massenhaftes Auftreten für die Stufe des Solutréen charakteristisch ist, daneben Reste des Mammuts und der zugehörigen Fauna, ferner eine schöne Auswahl der charakteristischen Feuersteinwerkzeuge, etliche Knochenwerkzeuge und endlich an menschlichen Knochenresten 1 Skelet (♀) und 19 Schädel einer sehr schwächlichen, leptoprosopen und mesocephalen Rasse. Cartailhac hat gezeigt, dass die Fundumstände nicht gestatten, diesen Skeletten das hohe Alter der paläolithischen Ansiedlung beizumessen, und ich muss sagen, dass auch der Erhaltungszustand der Knochen sie nicht als gleichalterig mit den Resten von Wildpferd, Mammut, Ren u. s. w. erscheinen lässt. Das Ganze gibt übrigens ein sehr vollkommenes Bild der merkwürdigen Station von Solutré, mit der in manchen Stücken unsere diluvialen Lössstationen übereinstimmen.

Die zahlreichen anderen Localitäten, welche in Lyon durch theilweise sehr gute Stücke vertreten sind, auch solche der verschiedenen jüngeren Perioden, kann ich füglich übergehen, da keine eine so allgemeine Bedeutung hat, wie Solutré.

In Clermont-Ferrand, der Hauptstadt der Auvergne, fanden wir uns zur unrechten Zeit ein; denn die wichtigsten Theile der in der dortigen Universitätssammlung aufbewahrten paläolithischen Aufsammlungen der Herren Girod und Massénat befanden sich in Paris auf der Ausstellung. Wir hielten uns schadlos durch einen Besuch des berühmten Vulcanplateaus der Auvergne, speciell durch eine Besteigung des Puy de Dôme und des nördlich daranstossenden grossen Kraters des Puy de Pariou. In gerechtes Erstaunen versetzten uns die ansehnlichen Reste der grossen römischen Tempelanlage auf dem Gipfel des Puy de Dôme, ein hervorragendes Beispiel für den Höhencultus in classischer Zeit.

In Périgueux, der Hauptstadt der Dordogne, machten wir Halt, um von da aus das Thal der Vézère

[1]) Mit dankenswerter Schnelligkeit haben übrigens die Herren Professoren L. Capitan und G. Papillault in den soeben erschienenen Heften der Revue de l'École d'Anthropologie (X, Paris 1900, S. 294 und 440) einen fachmännischen Sitzungsbericht von einer über den Verlauf des Congresses und den Inhalt der Vorträge hinreichend orientirenden Ausführlichkeit zur Veröffentlichung gebracht.

zu besuchen, in dem die wichtigsten und ergiebigsten paläolithischen Fundstellen Frankreichs der Reihe nach nebeneinander liegen.

Die von dem Plateau de Millevache kommende Vézère durchfliesst in ihrem unteren Laufe ein südlich von Périgueux weithin sich ausbreitendes, aus Kalken der Kreideformation gebildetes Plateau, in dessen horizontale Gesteinsbänke sie ein nicht über 100 m tiefes, malerisches, vielfach gewundenes Thal eingeschnitten hat. Während die härteren Kalkbänke oft senkrechte, den Fluss einengende Felsmauern bilden, sind die zwischenlagernden weicheren Schichtencomplexe in verschiedenen Höhen ausgewittert und bilden offene Grotten, deren Schutz die Bewohner der Gegend zu allen Zeiten aufgesucht haben. Die Nebenthäler sehen ebenso aus, wie das Hauptthal. Heute noch sind da viele Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude in höchst malerischer Weise unter diese Felsdächer eingebaut und halb als Höhlenwohnungen eingerichtet. So darf es nicht Wunder nehmen, wenn auch die paläolithische Bevölkerung des Landes von diesen häufigen natürlichen Wohnungen ausgiebigen Gebrauch gemacht hat.

Etwa 15 km oberhalb der Mündung der Vézère in die Dordogne, dort, wo jene den Nebenfluss La Beune aufnimmt, liegt Les Eyzies, der Hauptort einer aus mehreren verstreuten Ortschaften bestehenden Gemeinde. Wie ein Vorgebirge treten hier die vielfach unterhöhlten Kalkwände in die Flussgabelung vor und überdachen unter Anderem auch die Ruinen eines mittelalterlichen Schlosses, um das sich die Häuser des Ortes geschart haben. Hier begannen Lartet und Christy ihre epochemachenden Ausgrabungen. In einer unmittelbar oberhalb der Häuser von Les Eyzies gelegenen seichten Höhle fanden sie 1863 neben zahlreichen geschlagenen Flintwerkzeugen die ersten paläolithischen Knochenschnitzereien. Diese Kunstwerke eines uralten Naturvolkes gehören der jüngsten Stufe der älteren Steinzeit, nämlich dem Magdalénien Mortillet's an. Weitere Grabungen der genannten und zahlreicher anderer nach ihnen folgender Forscher und einheimischer Ausgräber, die zur Stunde noch mit Erfolg weitergraben, haben in der ganzen Gegend eine namhafte Zahl von Localitäten mit Funden aus verschiedenen paläolithischen Altersstufen[1]) in den Kreis der Forschung eingeführt. Von der Ergiebigkeit dieser Localitäten bekamen wir die erste Illustration, als uns unser Hoteldirector in Périgueux erzählte, dass kurz vor uns ein Engländer einen grossen Sack voll geschlagener Feuersteinsplitter und Werkzeuge aus der Gegend von Les Eyzies weggeführt habe. Alsbald konnten wir uns von der Glaubwürdigkeit dieser Mittheilung persönlich an Ort und Stelle überzeugen.

Die von Périgueux nach Agen führende Eisenbahn bringt den Reisenden in etwa einer Stunde an die Vézère. Kurz nachdem der von Norden kommende Zug das Thal betreten und den ansehnlichen Fluss überschritten hat, hält er am linken Ufer bei der Station Les Eyzies. Man befindet sich da mitten im classischen Terrain. (Siehe die Kartenskizze Fig. 26.) Hundertfünfzig Schritte südlich von der Station liegen links an der nach Les Eyzies führenden Strasse die wenigen Häuser von Crô-Magnon. Hinter den ersten derselben die jetzt

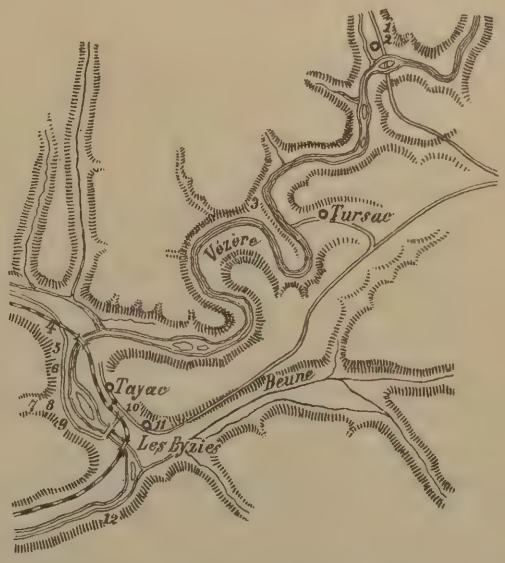


Fig. 26. Skizze des Vézère-Thales bei Les Eyzies. 1 : 120.000.

1. Höhle von Le Moustier,
2. Felsdach von Le Moustier,
3. Felsdach La Madeleine,
4. Felsdach La Micoque,
5. Felsdach Laugerie-Haute,
6. Felsdach Laugerie-Basse,
7. Höhle Gorge d'Enfer,
8. Felsdach Gorge d'Enfer,
9. Hôtel au Paradis,
10. Felsdach Crô-Magnon,
11. Höhle Les Eyzies,
12. Höhle La Mouthe.

verwischte Stelle, wo man während des Bahnbaues 1868 in einer Felsnische die berühmten Skelette fand. Zehn Minuten weiter kommt man nach Les Eyzies mit seiner malerisch unter einem Felsdache hervorgrüssenden Schlossruine und den zahlreichen, aus fast senkrechten Felswänden auf die Häuser des Marktfleckens herabsehenden Höhlenräumen. Welches die von Lartet zuerst untersuchte Höhle ist, weiss man nicht mehr genau anzugeben. Bei der Bahnstation führt eine hübsche Strassenbrücke auf das rechte Ufer der Vézère, wo man flussaufwärts nach wenigen Minuten zum „Hôtel au Paradis" kommt. Mehrere in der halben Höhe der Felswand sich öffnende kleine Höhlen sind da durch offene Holzgallerien verbunden, nach aussen hin nothdürftig verschalt, durch eine rohe Treppe zugänglich gemacht und so zu einem

[1]) Die von Gabriel de Mortillet (Le Préhistorique, Paris 1883, S. 21) aufgestellten paläolithischen Altersstufen heissen, mit der ältesten beginnend,

1. Chelléen,
2. Moustérien,
3. Solutréen und
4. Magdalénien.

Von der nächsten, bereits der neolithischen Periode angehörigen Schichte, dem Robenhausien, ist das Magdalénien nach Mortillet durch eine fundlose Zeit, einen Hiatus, getrennt.

romantischen Aufenthalte für einen industriösen Weinwirt und manchmal auch für einen Wohngast ausgestaltet. In dem daneben sich öffnenden Thalrisse „Gorge d'Enfer" mehrere kleinere Fundstellen. Kurz danach die bedeutenden Fundstellen Laugerie-Basse (Stufe Magdalénien), Laugerie-Haute (Solutréen) und La Micoque (Chelléo-Mousterien = Acheuléen?). In Laugerie-Basse war es, wo wir im Vorbeigehen, während des Zeitraumes von wenigen Minuten, auf einem an der Strasse gelegenen Feldeckchen zwei Rocktaschen voll guter Flintspäne und einige bearbeitete Flintwerkzeuge auflesen konnten; ein treffendes Zeugnis für die Massenhaftigkeit der Funde in dieser Gegend.

Zu den eponymen Fundorten La Madeleine und Le Moustier führt längs des Flusses kein Weg. Man muss von Les Eyzies aus auf guter Fahrstrasse das Plateau gewinnen, den ziemlich wohlhabenden Ort Tursac passieren und dann den Fluss übersetzen. Von Les Eyzies flussabwärts sieht man am linken Ufer der Vézère weithin die senkrecht abgebrochenen Felswände mit Höhlenöffnungen, deren eine, circa 1500 m südlich von Les Eyzies, der durch ihre Felszeichnungen berühmten Höhle La Mouthe angehört, während andere noch nicht untersucht sind und den Scavatoren der Gegend noch reiche Ausbeute verheissen. Verschiedene Fundstellen bei Tayac und auf dem Plateau oberhalb Les Eyzies haben Flintbeile vom Chelléentypus, andere wieder haben neolithische Funde geliefert. So hat denn diese Gegend ergiebige und zum Theile ganz besonders hervorragende Fundorte für jede wichtigere Stufe der ganzen Steinzeit.

Das Museum von Périgueux ist ein Provinzialmuseum, in dessen Titel „Musée du Périgord" die Erinnerung an die alten historischen Einheiten des Landes lebt. Es ist gemeinsam mit der grossen Bibliothèque municipale in einem ganz neuen, ebenerdigen Monumentalbau untergebracht. Leider konnten wir die zweifellos sehr interessanten Sammlungen nicht sehen, da sie noch nicht ausgestellt, sondern in Kisten verpackt standen.

In Paris kamen wir eine Woche vor Beginn des Congresses an.

Zu den integrirenden Bestandtheilen des Anthropologencongresses gehörte auch der Besuch der einschlägigen grossen Sammlungen, nämlich des Nationalmuseums von St. Germain en Laye, des Anthropologischen Museums im Jardin des Plantes und der Ausstellung. Wir benützten unseren Zeitvorsprung, um diese Sammlungen mit mehr Musse, als während des Congresses zu erwarten war, zu besichtigen.

Das unter der Direction Alexander Bertrand's stehende, in dem alten, grossen Königsschlosse von St. Germain en Laye bequem untergebrachte Centralmuseum der französischen Archäologie, welches alle Stufen vom Diluvium, respective vom Tertiär an bis zur Zeit der Merowinger, theils in grossen Originalsammlungen, theils in vortrefflichen Nachbildungen und Modellen so reich als möglich vertreten hat, entzieht sich durch den Umfang und die Bedeutung seiner Sammlungen dem Schicksale, mit so wenig Worten, als ich ihm hier widmen könnte, abgethan zu werden. Salomon Reinach, dem wir einen vortrefflichen Führer durch das ganze Museum und kritische Kataloge der einzelnen Abtheilungen (bisher zwei Bände) verdanken, führte die Congressmitglieder am Nachmittage des 22. August durch die Sammlungen, in seiner meisterhaften, geistreichen Weise das Augenmerk der Besucher auf die wichtigsten Punkte lenkend.

Die unter der Direction Professor E. T. Hamy's stehende Sammlung für physische Anthropologie hat in der 1898 vollendeten Gallerie d'Anatomie an der Place Valhubert im Jardin des Plantes ein neues Heim gefunden. Der riesige Erdgeschosssaal dieses Gebäudes beherbergt die vergleichende Anatomie, das erste Stockwerk die Paläontologie und das als Gallerie um den ganzen Saal führende zweite Stockwerk die Anthropologie. Im Treppenhause dieses Stockwerkes sind in drei Glaskasten circa 90 Stück prähistorischer Schädel verschiedenen Alters, darunter die Originale von Crô-Magnon etc. und die Abgüsse der wichtigsten sonstigen Schädel ausgestellt. Ein kleiner Nebensaal enthält die Materialien zur Skeletlehre, Vieles über Wachsthum und merkwürdige Abnormitäten. Ein dritter, grösserer Nebensaal beherbergt eine schöne paläolithische Sammlung, in der viele Fundorte, ganz besonders aber Laugerie-Basse sehr gut vertreten sind. Die Hauptgallerie endlich führt, nach Völkerstämmen geordnet, ein ungeheures Schädel- und Skeletmaterial vor, bereichert mit Haar- und Hautproben, Gehirnen u. dgl. conservirbaren Theilen des menschlichen Körpers und ganz besonders belebt durch zahlreiche bemalte Abgüsse von Rassengesichtern und guten Nachmodellirungen ganzer Figuren. Der officielle Besuch dieser Sammlung fand am 24. August unter der Führung des Herrn Professor Hamy und Dr. R. Verneau statt.

In der Organisation der Weltausstellung hat man der Urgeschichte und der Anthropologie, trotz aller Anstrengung der französischen Fachgelehrten, keinen einheitlichen Platz eingeräumt. „L'anthropologie est donc perdue dans l'Exposition, et pour découvrir quelques manifestations intéressant nos études il faut aller dans tous les coins et recoins rechercher de petites expositions isolées, souvent noyées dans un ensemble hétéroclite, bien que fréquemment elles soient pleines d'intérêt." So klagt Professor L. Capitan[1]), der sich der überaus dankenswerten Mühe unterzogen hat, diese Einzelnschaustellungen aufzusuchen und kurz zu beschreiben. Er weist uns, obwohl er das Ethnographische gänzlich ausschliesst, auf nicht weniger als 41 verschiedene, auf alle Theile des weiten Ausstellungsterrains verstreute Punkte. Wir wollen hier nur der zwei wichtigsten Ansammlungen prähistorischer Funde, im Trocadéro und im kleinen Kunstpalaste, Erwähnung thun.

In der äusseren Gallerie des ersten Stockwerkes des Trocadéro war in räumlicher Anlehnung an das

[1]) L. Capitan, L'anthropologie préhistorique à l'Exposition de 1900, Revue de l'École d'anthrop., X, 1900, S. 245 und (suite) 404.

ethnographische Museum von der „Commission des monuments mégalithiques", der „École d'anthropologie" und der „Société d'anthropologie" eine Ausstellung der megalithischen Monumente und der prähistorischen Archäologie von mässigem Umfange veranstaltet. Auch hier nahm die paläolithische Periode den Löwenantheil des Ausstellungsraumes und noch mehr des wissenschaftlichen Interesses in Anspruch. Sie war da durch die wichtigsten, kostbarsten Privatsammlungen, wie man sie kaum jemals wieder beisammen sehen wird, vertreten. Den übrigen archäologischen Perioden war durch wenige und nicht immer charakteristische Beispiele nur zur Noth Rechnung getragen. Wir dürfen übrigens nicht vergessen, dass nach der jetzt in Frankreich geltend gewordenen Definition[1]) der Titel der Ausstellung nicht zur Vorführung der jüngeren Perioden verpflichtete.

Die Ausstellung der École d'anthropologie ordneten die Herren Capitan und d'Ault du Mesnil. Die wichtigsten Partien derselben waren:

Die Sammlung Capitan, aus welcher vorzügliche Serien, besonders Beile aus dem Chelléen und dem Acheuléen und zahlreiche frühneolithische Feuersteinsachen aus dem Campignien, die den paläolithischen so ähnlich sehen, ausgelegt waren.

Die Sammlung Émile Rivière lieferte viele ausgezeichnete Vertreter der oberen paläolithischen Schichten, besonders aus den Grotten Rey, de Combarelles, de la Mouthe, Crô-Magnon, Laugerie-Haute (sämmtlich in der Dordogne) und Baoussé-Roussé (mit besonders vielen Knochenahlen, kleinen Flintwerkzeugen, Schneckenschalen u. s. w.).

Die prähistorische Kunst war in geradezu grossartiger Weise vertreten durch die Sammlungen Girod et Massénat und Piette. Erstere zeigten die gesammten wertvollen Originalstücke ihres hervorragenden Werkes „Les stations de l'âge du renne dans les vallées de la Vézère et de la Corrèze. Laugerie-Basse" (Paris 1900, mit 110 Tafeln) und dazu alle bedeutenderen Belegstücke ihrer übrigen Fundorte.

Édouard Piette hat die merkwürdigsten Materialien zur Kenntnis der Kunst des „Magdalénien" zusammengebracht und mehrere Hundert kleine Kunstwerke verschiedenster Bestimmung aus Mammutelfenbein, Knochen und Renthiergeweih von einer ansehnlichen Zahl von Localitäten mit den zugehörigen Flint- und Knochenwerkzeugen in systematischer Ordnung ausgelegt. Piette vereinigt das Solutréen und das Magdalénien zum âge glyptique oder âge des beaux-arts und theilt dieses in zwei nicht mit den früheren Stufen identische Abtheilungen, die er früher[2]) unter Berücksichtigung der gesammten Daseinsverhältnisse und speciell der Fauna Equidien und Cervidien nannte, jetzt aber mit den Namen Étage de la sculpture (= Papalienne) und Étage de la gravure (= Gourdanienne) belegt. Die Unterabtheilungen, in welche das ausgestellte Material eingeordnet ist, entsprechen wohl den l. c. aufgestellten Unterstufen, führen aber auch wieder neue, auf die Kunstentwicklung gegründete Namen. Wir finden da als älteste Schichte:

a) Assise de la sculpture en ronde bosse (früher Époque éburnéenne). Unter diesen runden, durch vollendeten Naturalismus ausgezeichneten Figuren von 4 cm bis 10 cm Grösse bemerken wir vier Pferdeköpfe, einen skelettirten Pferdeschädel, einen Pferde- oder Eberkopf, zwei aus Astragalen geschnitzte Hirschköpfe, drei schwangere Weiber (defect) und einige andere Figuren aus Knochen oder Elfenbein. Fünf Figürchen aus grünem Steatit, von Mentone, steatopyge oder schwangere Weiber darstellend, gehören auch hieher, werden aber von den Franzosen selbst einigermassen angezweifelt. Die berühmte Frau von Brassempouy, welche in der oben angegebenen Zahl mitgerechnet ist, war mit den ihr unmittelbar zugehörigen Fundstücken, drei kleinen geschlagenen Flintwerkzeugen und einer rund zugeschabten Knochennadel, ausgestellt. Die Schichte, in welche sie gehört, ist als weitere Unterabtheilung, als „couche de flèches du type d'Aurignac" unterschieden. Hierauf folgt:

b) Assise de la sculpture en basrelief (Époque hippiquienne, 1. phase). Unter den verschiedenartigen, manchmal recht seltsamen Stücken dieser Schichte fällt besonders ein unregelmässiger Knochen mit einem schön bewegten Steinbocke (wie auf guten Meerschaumpfeifenköpfen) und ein anderer mit drei herrlichen Pferdeköpfen auf.

c) Assise de la gravure au champlevé oder à contours découpés (Époque hippiquienne, 2. phase). Da gibt es unter anderem mehr als 20 als Plättchen ausgeschnittene Pferdeköpfe mit gravirter Innenzeichnung. Auch die bekannte Knochenplatte mit dem Renthier und dem schwangeren Weibe von Laugerie-Basse findet sich in dieser Schichte.

d) Assise de la gravure simple dépourvue de harpons ou en contenant très peu (= Époque rangiférienne) und endlich

e) Assise de la gravure simple et des harpons (= Époque élaphienne). Dieser Schichte gehören die schöneren vollkommeneren Zeichnungen an.

In den meisten Fundstellen Piette's sind immer mehrere dieser fünf Schichten vertreten.

Neben dieser Ausstellung lag ein Exemplar des leider noch nicht im Buchhandel erschienenen Hauptwerkes Piette's: „L'art pendant l'âge du renne" (Paris, Masson et Cie. 1900). Das Album dieses Werkes mit 100 von J. Pilloy gezeichneten Quarttafeln und dem erklärenden Texte derselben war bereits vollkommen fertig gedruckt. Wir können also hoffen, dass wir das Ganze bald in die Hand bekommen werden. Es wird eines unserer bedeutendsten standard works sein. Es wird uns zweifelsohne auch den so schwer vermissten

[1]) Adrien de Mortillet (Le préhistorique, 3. Ed., Paris 1900, S. 15) rückt die Grenze zwischen den temps préhistoriques und protohistoriques, welche Gabriel de Mortillet an den Anfang der Hallstattperiode verlegte, weiter hinab und sagt: „Le Préhistorique comprend tout ce qui concerne la pierre. Le Protohistorique commence avec l'introduction de l'usage des métaux."

[2]) Éd. Piette, Notes pour servir à l'histoire de l'art primitif, L'Anthropologie, V, Paris 1894, S. 127.

genauen Einblick in die Details der einzelnen Fundorte vermitteln und uns damit erst ein eigenes Urtheil über den thatsächlichen Wert der von PIETTE durch alle die vielen Fundstellen consequent und gleichmässig als thatsächliche stratigraphische Schichtung durchgeführten Eintheilung ermöglichen.

Von den wichtigen Stücken der bekanntlich im British Museum aufbewahrten Sammlung LARTET und CHRISTY hatte BOBAN gute Abgüsse ausgestellt und damit zur Vervollständigung des Bildes der paläolithischen Kunst beigetragen.

PIETTE hatte noch neolithische Funde aus Höhlen in den Pyrenäen, besonders jene aus der Grotte du Mas d'Azil, ausgestellt. Unter ihnen nahmen vor allem die zahlreichen bemalten Geschiebe die Aufmerksamkeit in Anspruch. Bei vielen von diesen sind die Farbstriche so grell und scharf, dass man versucht ist, wenigstens an eine übertriebene Nachbesserung zu denken. Die Schichte dieser bemalten Geschiebe ist in einer von PIETTE auf dem Congresse vorgelegten Tabelle als âge de transition zwischen die paläolithischen Stufen und das âge néolithique rangirt, in der Ausstellung war sie aber als älteste Schichte direct zum âge néolithique gezählt, so dass dieses drei Stufen hat:

1. Étage des galets coloriés (Azylien),
2. „ coquillière (Arisien) und
3. „ pélécyque, ou des haches en pierre polie (Robenhausien).

Die Ausstellung der Société d'anthropologie, welche den gleichen Raum wie jene der „École" zur Verfügung hatte, war von Professor ADRIEN DE MORTILLET organisirt und nach seinem System[1]) geordnet. Ein Vergleich dieses Systems von heute mit jenem von 1883 (Anm. S. 191) gibt ohne weitere Erläuterung einen Begriff von dem Fortschritte, der in diesen 17 Jahren gemacht worden ist.

Wir finden da vor Allem zwei Horizonte der Tertiärformation, aus welchen Belege für die Existenz des Menschen oder des unmittelbaren Vorläufers des Menschen anerkannt werden. Es sind dies:

1. Die Époque Thenaysienne, aus dem Aquitanien (dem oberen Oligocän, also der Mitte der Tertiärformation). Hiezu haben die Sammlungen ÉMILE COLLIN und ADRIEN DE MORTILLET im Ganzen 18 dunkle Silexstückchen von Thenay im Departement Loir-et-Cher geliefert, welche im Feuer gespalten und roh überarbeitet sind.

2. Die Époque Puycournienne aus dem Tortonien (einer der obermiocänen Thonen des Wiener Beckens gleichalterigen Abtheilung des oberen Tertiärs). Sie erzeugt ganz primitive, aber durch Schläge abgespaltene Silexwerkzeuge, deren 7 Stück von Puy-Courny bei Aurillac im Departement Cantal aus der Collection MORTILLET und zwei Abgüsse aus der Umgebung von Otta in Portugal ausgestellt waren.

Dann folgt das Diluvium oder Quaternaire ancien, unsere paläolithische Periode, mit den durch zahlreiche, von verschiedenen bedeutenden Privatsammlungen gelieferte Funde belegten Epochen: Chelléen, Acheuléen (rohe, mandelförmige Flintbeile der verschiedensten Grösse), Moustérien, Solutréen, Magdalénien und Tourassien. Die Époque Tourassienne nimmt die Stelle des früher angenommenen Hiatus ein. Sie ist charakterisirt durch das Erlöschen der Kunst der Magdalénien-Stufe und eine allgemeine Degeneration der Stein- und Knochenindustrie. Charakteristisch sind grosse, flache, unregelmässig gezähnte Harpunen aus Hirschhorn. Noch keine Thongefässe. Die Hauptfundorte sind das Felsdach La Tourasse zu Saint-Martory im Departement Haute-Garonne und die von PIETTE ausgegrabene Durchgangshöhle von Mas-d'Azil im Departement Ariège. Das Azylien PIETTE's entspricht theilweise dem Tourassien.

Die neolithische Periode, dem Alluvium oder Quaternaire actuel angehörig, ist hier in zwei Epochen getheilt, nämlich:

1. Époque Tardenoisienne, mit kleinen Feuersteinobjecten von geometrischen und anderen Formen, wohl dem Arisien PIETTE's annähernd zu vergleichen.

2. Époque Robenhausienne, in der ganzen bisherigen Ausdehnung der neolithischen Periode.

Die anschliessenden Metallperioden waren auch in dieser Ausstellung durch verschiedene schöne Stücke vertreten; sie kamen aber doch neben den Steinsachen nicht zur gebührenden Geltung.

Die Commission des monuments mégalithiques hatte sechs grosse Querwände mit vortrefflichen Photographien, Zeichnungen und Plänen von Dolmen, Menhirs etc. und an den Saalwänden getreue Abgüsse von den merkwürdigen Felszeichnungen der paläolithischen Höhlen, z. B. der Grotte Pair et Non-pair in der Gironde und der Grotte de la Mouthe in der Dordogne ausgestellt.

Eine Ergänzung dieser Ausstellung fand man im rechten Flügel des Ausstellungspalastes am Champ de Mars (Palais des Arts, des Sciences et des Lettres), wo in der Abtheilung „Photographie appliquée aux recherches scientifiques" Fräulein CAPITAN eine schöne Serie von Photographien der megalithischen Denkmäler von Carnac und Locmariaquer ausgestellt hatte und wo weiterhin in der „Exposition des Missions" eine hochinteressante, von FLAMMAND gesammelte Reihe nordafrikanischer Felszeichnungen, besonders aus dem südlichen Oran, zu sehen war.

Wegen ihrer vortrefflichen Conception und Ausführung, sowie ihres lehrhaft zusammenfassenden, auch den Laien fesselnden Charakters will ich hier einige für die Weltausstellung 1889 geschaffene und nun im permanenten Besitze des Trocadéro-Museums befindliche Objecte erwähnen. Es sind fünf plastische Gruppen in Lebensgrösse, welche unter der Leitung HAMY's von J. HÉBERT ausgeführt wurden. Sie stellen die „ersten Künstler" dar, und zwar Feuersteinverarbeitung im Mammutzeitalter, Zeichenkünstler des Renthierzeitalters an der Vézère, Errichtung eines Dolmen im Seinethal, Poliren von Steinwerkzeugen und erste Töpferei, end-

[1]) GABRIEL ET ADRIEN DE MORTILLET, Le Préhistorique, 3. Ed., Paris 1900, S. 21.

lich die ersten Metallurgen, wandernde Bronzegiesser. Diese fünf lebenswahren Gruppen sind jetzt in der Eingangshalle des ethnographischen Museums im Parterre des Trocadéro aufgestellt.

Eine ziemlich reiche Vertretung fanden die prähistorischen oder, wie man in Frankreich genauer sagt, die protohistorischen und althistorischen Metallzeiten in den der Entwicklung des Kunstgewerbes gewidmeten Räumen des kleinen Kunstpalastes auf den Champs Élysées, wo in den ersten Sälen des linken Flügels zwischen wertvollen Gobelins und alten Kirchenstatuen mehrere Vitrinen mit Funden der Bronzezeit, der Hallstatt- und La Tène-Periode, dann mit römischen Anticaglien und reichen merowingischen Gräberfunden aufgestellt waren. Ein näheres Eingehen auf diese Ausstellung ist wohl nicht möglich, aber aus der Reihe der Aussteller möchte ich einige der hervorragendsten Namen anführen: Léon Morel in Reims, A. Changarnier in Beaume, J. Protat in Mâcon, C. Boulanger in Péronne und die Museen von St. Omer und Lons-le-Saumier.

Ein besonders erfreuliches Zeichen für die Wertschätzung und die eifrige Pflege der Prähistorie fand man in dem an der Rue des Nations gelegenen Pavillon der bosnisch-herzegowinischen Landesregierung, welcher in seiner rechten Seitengallerie zwei Schaukasten mit prähistorischen Funden enthielt. Das Landesmuseum von Serajewo hatte Vertreter der hauptsächlichsten Suiten seiner prähistorischen Sammlung hieher entsendet. Es zeigte die neolithischen Fundstellen von Butmir und Ripać, die Nekropolen des Glasinac, von Gorica, Sanski most, Jezerine und Ribić. Die schönen Bronzedisken und Beinschienen des Glasinac, nicht weniger als fünf Bronzehelme (griechische von Grude, Donje Dolina und dem Glasinac, ein etruskischer vom Čungar und ein gallischer von Vrankamen) und der Silberschatz von Strbci zeugten unter anderem für den Reichthum des Landes in prähistorischer Zeit.

Die Sitzungen des zwölften Congresses für prähistorische Anthropologie und Archäologie wurden am 20. August um 2 Uhr Nachmittags durch eine feierliche Eröffnungssitzung in dem innerhalb der Weltausstellung gelegenen Palais des Congrès eingeleitet. Den Vorsitz führte Alexandre Bertrand als Präsident des Organisationscomités. Er skizzirte in einer kurzen Eröffnungsrede die Fortschritte der prähistorischen Studien seit der Gründung der Congresse und charakterisirte sie, indem er sagte, „die auf den entfernten Ursprung des Menschen sich beziehenden Fragen wurden auf einen bestimmteren, weniger hypothetischen, ich möchte sagen wissenschaftlicheren Boden gestellt". Das ist jedenfalls die zarteste Umschreibung für die vielen, unserer Wissenschaft seit vier Decennien zugeflossenen positiven Kenntnisse. Die weiteren Sitzungen, welche bis Sonntag den 26. August fortgesetzt wurden, fanden in den sehr unbequem eingerichteten Hörsälen des Collège de France statt, und ich kann leider nicht sagen, dass irgend welche Vorkehrungen getroffen worden wären, um den Congressmitgliedern die ermüdende Theilnahme an den Sitzungen zu erleichtern.

Den Löwenantheil an den Vorträgen hatte wieder die paläolithische Periode, und es wurden neben verschiedenen neuen Beobachtungen und Ausgrabungen, welche das bisherige wohlgeordnete Material vermehren, auch manche für den weiteren Ausbau des Systems wichtige Thatsachen zur Sprache gebracht.

Da ist zunächst eine Fortsetzung der diluvialen Stufenfolge nach unten. Nicht in's Tertiär hinein, sondern noch im Quaternär. A. Rutot in Brüssel weist sie aus den untersten Lagen des belgischen Diluviums[1]) nach. Er gibt die folgende, mit der ältesten Schichte beginnende stratigraphische Eintheilung:

1. Moséen. Präglacial, mit einer marinen und einer continentalen, hauptsächlich fluviatilen Facies. Letztere ist aus einer unteren Schotterlage, dann aus Sanden, Thonen und einer oberen Schotterlage zusammengesetzt und führt die Fauna mit Elephas antiquus, Rhinoceros Merckii und Hippopotamus.
2. Campinien. Glacial; fluviatile Sande mit der Fauna des Mammuts.
3. Hesbayen oder Löss, interglacial.
4. Brabantien und
5. Flandrien.

Die primitivsten Flintwerkzeuge sind in den unteren Schottern des Moséen enthalten, speciell in den oberen Thalterrassen. Es sind theils natürliche, theils aus einer einfachen Zertheilung natürlicher Flintknollen entstandene Feuersteinstücke mit Spuren der Benützung durch den Menschen (Absplitterung u. dgl. durch die Verwendung als Schlagsteine) oder selbst mit wenigen groben Retouchen, d. i. absichtlich weggebrochenen Randtheilen. Rutot nennt sie Industrie Reutelienne.

In den jüngeren Schottern des Moséen findet sich die Industrie Mesvinienne, welche roh abgeschlagene Flintstücke durch grobe Retouchen bereits zu besonderen Formen gestaltete, so dass man schon rohe Schab- und Bohrwerkzeuge unterscheiden kann. Diese bilden einen Uebergang zu den im Campinien mit dem Mammut auftretenden Acheul-Typen.

Allgemein anerkannt sind nun diese Etagen des Reutelien und Mesvinien noch nicht. Es werden noch manche Zweifel darüber geltend gemacht, ob die an den primitiven Stücken erkennbaren Absplitterungen unbedingt von Menschenhand hervorgebracht sein müssen; der bekannte Zweifel, der bei allen Belegstücken aus dem äussersten Grenzgebiete der Cultur wird geltend gemacht werden können. Und es herrscht auch noch nicht Klarheit über das Verhältnis dieser Etagen zum Chelléen; denn die Fauna des Moséen ist im Ganzen mit jener des Chelléen identisch, aber die „Industrie Reutelienne" ist doch noch primitiver als die „Industrie Chelléenne".

Allgemeine Anerkennung hat, wie in den grossen französischen Sammlungen und besonders in der Aus-

[1]) A. Rutot, Note sur la découverte d'importants gisements de silex taillés dans les collines de la Flandre occidentale. (Sep.-Abdr.) Bruxelles 1900. — Siehe ferner: Bulletin de la société d'anthrop. de Bruxelles, XVI. 1897, S. 24; XVII, 1898, S. 231.

stellung zu ersehen war, die Einschaltung der Étage Acheuléenne zwischen Chelléen und Moustérien gefunden. Sie stellt nicht so sehr ein Bindeglied zwischen diesen beiden, als viel mehr eine Fortbildung des Chelléen zu feineren und mannigfaltigeren Formen des groben Beilsteines dar.

Weniger Uebereinstimmung herrscht in der Frage der Ausfüllung des „Hiatus" zwischen der paläolithischen und der neolithischen Periode oder, genauer gesagt, zwischen dem Magdalénien und dem Robenhausien. Dass der Hiatus ausgefüllt ist, steht bei Allen fest. Aber über das „wie" sind sie uneins. Wir haben schon (S. 194) gesehen, dass einerseits Piette und andererseits Mortillet Vater und Sohn über die an diese Stelle gehörigen Funde nicht zu einer einheitlichen Auffassung und Nomenclatur kommen konnten. Und diese beiden gelehrten Schriftsteller ignoriren oder bestreiten wieder die Époque Campignienne, welche nach den Untersuchungen von Philippe Salmon, d'Ault du Mesnil und Capitan[1]) die ausgezeichnetste Uebergangsstufe von der jedes Thongeschirres entbehrenden Zeit des geschlagenen Steines zu der mit der Keramik vertrauten Zeit des geschliffenen Steinwerkzeuges bildet, da in den dieser Etage zugerechneten Wohngruben unter Tausenden von geschlagenen Flintwerkzeugen der verschiedensten Formen kein einziges polirtes vorkommt, wohl aber eine erkleckliche Menge von Thongeschirr. Für dieses Campignien (nicht zu verwechseln mit der vorhin angeführten belgischen Diluvialschicht „Campinien") brachte Capitan jüngst eine wohl längst bekannte, aber erst kürzlich mit grösserem Eifer untersuchte Localität, Catenoy bei Clermont, Departement Oise, zur Geltung. Sonntag den 19. August führte er als Vorläufer des Congresses eine Excursion hinaus, um vor den Theilnehmern eine Ausgrabung zu veranstalten. Mehrere zur Ausbeutung gelangte Hüttenplätze lieferten eine Menge der verschiedenartigsten geschlagenen (also quasi-paläolithischen) Feuersteinwerkzeuge und zwischen ihnen grobe und feinere Topfscherben und einen Knochenpfriemen. Kein polirtes Werkzeug. Ich meine, dass diese Vorkommnisse der allgemeinsten Aufmerksamkeit würdig sind.

Auf diese der Systematik der Steinzeit geltende Auslese aus dem Vortragsstoffe des Congresses will ich mich heute beschränken. Uebrigens glaube ich mich keiner Ueberhebung schuldig zu machen, wenn ich sage, dass die Metallperioden von den französischen Gelehrten verhältnismässig weniger eingehend bearbeitet sind als die steinzeitlichen, und dass wir bezüglich dieser jüngeren Culturstufen von ihnen weniger lernen können, als bezüglich der allerältesten. Wenn trotz der intensiven und ausgedehnten Pflege der prähistorischen Anthropologie und Archäologie in Frankreich an einigen Punkten doch der Schein einer gewissen Rückständigkeit auftaucht, so hängt dies wohl damit zusammen, dass die Franzosen weniger gern von uns lernen, als wir von ihnen. Ein Beispiel dafür konnte man bemerken bei dem Vortrage Déchelette's aus Roanne über seine neuen Ausgrabungen am Mont Beuvray, dem alten Bibracte. Déchelette hat durch Studienreisen eine ganz umfassende Kenntnis der La Tène-Funde von ganz Mitteleuropa und den britischen Inseln gewonnen und betonte unter anderem die grosse Aehnlichkeit der Typen von Bibracte mit jenen des Hradischte von Stradonitz bei Beraun in Böhmen. Im Anschlusse an diesen Vortrag sprach Salomon Reinach, der die ganze deutsche Fachliteratur vortrefflich kennt, seine Genugthuung darüber aus, dass Otto Tischler's Dreitheilung der La Tène-Periode (die bereits 1888 in der Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Karlsruhe mitgetheilt wurde, Correspondenzblatt XVI, S. 157) jetzt endlich in Frankreich allgemeiner bekannt wird. Aber die von dem bahnbrechenden Deutschen eingeführten klaren Bezeichnungen „Früh-, Mittel- und Spät-La Tène" will Reinach doch nicht gelten lassen. Wir sollen sie uns, der Eitelkeit der diese Details spät nachlernenden Franzosen zuliebe, abgewöhnen und dafür „La Tène I, II und III" sagen. Ich bezweifle, dass man sich bei uns dazu entschliessen wird, auf solche Kleinlichkeiten einzugehen.

Im Ganzen sind auf dem Congresse nicht weniger als 72 Vorträge und während der daran geknüpften Discussionen mehr als die doppelte Zahl von kleineren Reden gehalten worden. Diese grosse Zahl rechtfertigt vollkommen, dass ich der Inhaltsangabe aller dieser Vorträge mich enthalte und diesbezüglich nochmals auf die eingangs angeführten vorläufigen Berichte in der Revue mensuelle de l'École d'Anthropologie verweise[1]). Das aber muss ich mit grosser Achtung hervorheben, dass auf diesem Congresse mit strengem Fleisse und Ernste gearbeitet worden ist und dass besonders uns Oesterreichern, die wir gewohnt sind, alle unser Interesse aufregenden fachwissenschaftlichen Fragen sozusagen monologisch zu behandeln, die ansehnliche Ausbreitung der Discussion und die prompte Sachkenntnis der vielen an den Debatten betheiligten Personen imponirte.

Die Frage des nächstfolgenden 13. Congresses, über welche in Paris ein provisorischer Beschluss gefasst wurde, geht uns ganz besonders an. Es wurde nämlich für diese auf das Jahr 1903 anberaumte Session Wien als Versammlungsort und unsere Anthropologische

[1]) Le Campignien. Fouille d'un fond de Cabane au Campigny (Seine-Inférieure), Revue mensuelle de l'École d'Anthrop. de Paris, VIII, 1898, S. 365. — Ph. Salmon hatte bereits 1886 die Ausfüllung des Hiatus durch eine Reihe von Funden festgestellt, nachdem vor ihm von mehreren Beobachtern und 1883 auch von Gabriel de Mortillet einzelne Zwischenstationen aufgezeigt worden waren.

[1]) Einem am Vortragsabende selbst vom Herrn Secretär Dr. W. Hein ausgesprochenen Wunsche trage ich Rechnung, indem ich die von Seite unseres Vaterlandes beigesteuerten Vorträge anführe. Am 21. August: J. Szombathy, Ein Schädel der Crô-Magnon-Rasse aus der Fürst Johanns-Höhle bei Lautsch in Mähren. Am 24. August: Dr. M. Hoernes, Der Silberschatz von Strbci in Bosnien und Die La Tène-Periode in Bosnien und der Herzegowina; K. J. Maška, Die paläolithische Station von Předmost bei Prerau in Mähren; Dr. Récsey, Ausgrabung eines prähistorischen Begräbnisplatzes im Bakony, Ungarn. Am 25. August: Hruschevski, Das Gräberfeld von Czechi bei Brody in Ostgalizien, und Dr. Joh. Jankó, Die Typen der Magyaren.

Gesellschaft zum Mittelpunkte des vorbereitenden Comités gewählt. Demgemäss wurde bestimmt, dass der jeweilige Präsident unserer Gesellschaft der Vorsitzende des Organisations-Comités sein soll. Als Mitglieder dieses Comités wurden genannt die Herren Baron Andrian, Heger, Hoernes, Much und Szombathy und als auswärtige Mitglieder die Herren Professor Hampel in Budapest und Hofrath Hörmann in Serajewo. Wir haben diesen Beschluss mit grossen Freuden begrüsst, wenn wir uns auch der bis zu seiner zufriedenstellenden Ausführung noch zu überwindenden Schwierigkeiten wohl bewusst sind. So hat man bereits bei den Vorbesprechungen in Paris anerkannt, dass es in unserer deutschen Stadt nicht angeht, jenen Paragraph der Statuten aufrecht zu erhalten, welcher das Französische als die alleinige Verkehrssprache des Congresses bezeichnet, und ich glaube, sagen zu können, dass es eine conditio sine qua non eines Wiener Congresses für prähistorische Archäologie und Anthropologie ist, die Sprachenfrage in der bei allen übrigen internationalen Congressen üblichen Weise zu regeln.

5. Herr Dr. **Richard Kulka** legt

Einige ethnographische Gegenstände

vor, welche mit Ausnahme einer wahrscheinlich tatarischen Satteldecke (Sumakarbeit) aus der Gegend von Ratnapura auf Ceylon stammen. Es sind drei Teufelstanzmasken aus Holz, mehrere Schalen und eine Flasche aus rothem Thon (modernes Fabricat), eine flache, weiss glasirte Schüssel (sogenannte Kandyschüssel) aus steingutartiger Masse mit blauem, sonnenblumenähnlichem Ornament; ferner ein altes, säbelartiges, kurzes Schwert mit aufgebogener Parirstange und dem Sinhakopf am Knauf und schliesslich ein sogenanntes Kandymesser sammt eisernem Griffel in Scheide.

Unter den Tanzmasken erscheint eine durch ihre Ursprünglichkeit besonders bemerkenswert. Mit Ausnahme der rothen Unterlippe ist sie blaugrau bemalt und besteht aus zwei Theilen, dem Obergesicht und dem Unterkiefer, welche in den Kieferwinkeln durch Fäden miteinander verbunden sind. Aus dem Oberkiefer ragen in den Mundwinkeln zwei hauerartige Zähne hervor, welche, sowie überhaupt die oberen Zähne, in einen rothen Leinwandstreifen eingesetzt erscheinen, während die unteren aus einem Stück mit dem Kiefer geschnitzt sind. Zur Herstellung der Augenbrauen, des Kinnbartes und der Schnurrbartenden dienten lange grobe Thierhaare. Die Kopfhaare dagegen sind durch Strähne aus Werg, welche an den Schläfen herabhängen, der mittlere Theil des Schnurrbartes durch wirr übereinander geklebte, rothe Baumwollfäden angedeutet. Auf diese Weise erhält diese Maske ein ausserordentlich wildes Aussehen, welches noch durch die niedere Stirn, die wulstige, etwas breite Nase, die grossen Augen, an deren einem an der Stelle der Pupille ein Stückchen dunkelblauer Baumwollstoff befestigt ist, und den weit nach aussen gezogenen Mund erhöht wird.

Bekanntlich dienten die Masken in Verbindung mit Tänzen und Opfern zur Vertreibung von Krankheiten. Mit welchen Krankheiten die vorgelegten Masken in Beziehung zu bringen sind, konnte der Vortragende bisher nicht feststellen. So viel konnte er nur erfahren, dass die grösste der Masken, welche sich durch die beiden Flügel in der Ohrgegend, sowie die kronenartig aufsteigenden Kobraköpfe und die aus den Nasenlöchern sich herauswindenden Schweifenden kennzeichnet, gegen den Teufel „Kalukumara“, den „schwarzen Prinzen“, bestimmt war.

An den Thonschalen fällt die grosse Aehnlichkeit der Profilirung mit gewissen Formen der Hallstattperiode auf. Auch die Ornamentirung (Graphitband am Gefässhalse, eingeritzte Dreiecke mit weisser Ausfüllung) erinnert an vorgeschichtliche Verzierungsweise. Eine der Schalen weist daneben an der Innenseite ein tief eingeschnittenes, jedoch nicht ausgefülltes sogenanntes Salomonskreuz auf.

Die Satteldecke wurde in Wien erworben. Ihre Provenienz konnte daher auch nicht genau eruirt werden. Sie ist jedenfalls ein neueres Erzeugnis und zeichnet sich durch die zahlreichen stilisirten Thierfiguren (Kameel, Pfau, Antilope) aus, ein Beweis dafür, in welchem Masse auch gegenwärtig noch das Bestreben, die von der Natur gesehenen Formen zum Ornament umzuprägen, die orientalische Bevölkerung beherrscht.

Monats-Versammlung am 11. December 1900.

Vorsitzender Dr. Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Der Vorsitzende macht die Mittheilung, dass Herr Geheimrath Dr. **A. Voss**, Director am königl. Museum für Völkerkunde in Berlin, der im Jahre 1900 in Halle a. d. S. stattgefundenen Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte folgende

Vorschläge zur prähistorischen Kartographie

vorgelegt habe, die hoffentlich auch in Oesterreich warme Beachtung finden werden:

Der prähistorischen Forschung stehen nur wenige sichere Daten als Grundlage für ihre Folgerungen und Schlüsse zu Gebote. Die sicher feststehenden oder mit Sicherheit zu ermittelnden Anhaltspunkte sind, soweit exacte fachmännische Untersuchungen in Betracht kommen:

1. der Fundort,
2. die Fundumstände,
3. das Material der Fundgegenstände,
4. deren Form,
5. die Technik ihrer Herstellung,
6. die Zahl der Fundstücke jeder Gattung,
7. die Verbreitung der Typen.

Neben diesem sachlich einwandfreien Material gibt es allerdings eine sehr bedeutende Menge von Fundgegenständen, über welche nur unvollständige Angaben

vorliegen und die nur für einige Punkte festen Anhalt gewähren. Besonders schwierig sind die Zahlenermittelungen, weil eine nicht näher zu schätzende Menge von Fundgegenständen im Laufe der Jahre unbeachtet verloren gegangen ist und zum grossen Schaden der Forschung auch heute noch verloren geht.

Aus den oben angeführten Daten soll nun ermittelt werden, soweit dies noch möglich ist:

I. der Zweck und die Gebrauchsweise des Fundgegenstandes,

II. der Ursprungsort,

III. der Weg und die Ausdehnung seiner Verbreitung,

IV. die Zeitstellung,

V. die Volks- oder Rassenangehörigkeit der Verfertiger und der letzten Besitzer.

Während das Material, welches die fünf ersten Punkte betrifft, in immer vollkommenerer und sorgfältigerer Weise gesammelt und verwertet worden ist, sind die Daten über die Verbreitung der einzelnen Typen noch immer nicht genügend, ihrer grossen Wichtigkeit entsprechend, behandelt worden. Wenn auch für viele Typen mehr oder weniger ausführliche Angaben über ihr Verbreitungsgebiet gesammelt und mitgetheilt sind, so fehlt doch noch sehr viel daran, dass es jedem Forscher ohne Schwierigkeit möglich ist, sich hierüber einen klaren und sicheren Ueberblick zu verschaffen. Hiezu genügen aber die bis jetzt vorhandenen kurzen Verzeichnisse nicht, sondern es müssen die Fundorte der einzelnen Typen auf besondere Karten eingetragen und in solcher Weise Uebersichtskarten, also graphische Ueberblicke über die Dichtigkeit der Fundorte und die Ausdehnung der Verbreitungsgebiete hergestellt werden.

Wohl hat man mancherlei prähistorische Karten mit vieler Mühe und Fleiss zusammengestellt und veröffentlicht, aber doch noch nicht erreicht, was man bezweckte. Zum grössten Theil war die schwer zu bewältigende Fülle der Arbeit und der Mangel an den erforderlichen Mitteln daran schuld, indem man auf einer Karte zu viel auf einmal veranschaulichen wollte. Man trug alle möglichen Monumente, untersuchte und nicht untersuchte, die verschiedenartigsten Einzelfunde auf Karten zusammen und erzeugte dadurch nur ein schwer zu entwirrendes Chaos von allerlei verschiedenen Zeichen, mit denen man die einzelnen Gattungen der Alterthümer bezeichnet hat. Man wollte, wenn ich so sagen darf, mit dem Endziel den Anfang machen, man hatte nicht den nöthigen Ueberblick über die Summe von Einzelarbeiten, welche vorher zu erledigen waren, ehe man sich an solche umfassende Aufgaben mit sicherem Erfolg heranwagen konnte. Auch war an vielen Stellen das bis dahin gewonnene Fundmaterial zu spärlich und in Folge dessen die Darstellung eben sehr lückenhaft.

Nachdem nun mit grossem Erfolg in der Erforschung der Denkmäler weiter gearbeitet, das Fundmaterial allmälig erheblich vervollständigt und manche Lücke ausgefüllt ist, so wird man jetzt wohl den Kartirungsarbeiten, auf deren Gebiet auch fleissig, wenn auch nicht so augenfällig, weiter gearbeitet wird, wieder eine erhöhte Aufmerksamkeit schenken und grössere Arbeit daranwenden müssen, um aus diesem so überaus wichtigen Hilfsmittel der graphischen Darstellung den Nutzen zu ziehen, den es zu gewähren im Stande ist. Ich erlaube mir deshalb, folgende Vorschläge zu machen.

Es ist durch die bisherigen Versuche erwiesen, dass man mit einer oder einigen Karten zur Verzeichnung des Materiales, dessen die prähistorische Forschung bedarf, nicht ausreicht. Wir werden ein bedeutend erweitertes System der graphischen Darstellung des Denkmäler- und Fundmateriales schaffen und zu dem Zwecke das gesammte darzustellende Material sondern und zertheilen müssen. Zunächst wird man Aufnahmen über die noch vorhandenen sichtbaren Denkmäler machen und letztere auf Karten eintragen müssen, ebenso die bekannten und bereits untersuchten Fundstellen, also je eine Karte für die megalithischen Denkmäler, die untersuchten und nicht untersuchten Grabhügel, und die verschiedenartigen Fundstellen, sowie die Befestigungen und etwaigen anderen Denkmäler. Diese Karten sollen im wesentlichen zur leichteren Controle der vorhandenen Denkmäler, welche zugleich in einem genauen, mit Quellenangabe versehenen Verzeichnis festzulegen sind, dienen. Aus ihnen wird man nur die Verbreitung gewisser Denkmälerformen und ihre, je nach den Gegenden, verschiedene Häufigkeit ersehen können. Für den heutigen Stand der Forschung genügt diese Kartirung, die noch nicht einmal in einigermassen vollständiger Form durchgeführt ist, bei weitem nicht. Der Forscher bedarf heute daneben noch mancherlei anderer kartographischer Darstellungen, vor Allem der der Verbreitungsgebiete der Alterthümertypen. Der Prähistoriker muss darin dem Geologen und dem Botaniker folgen, er muss das Vorkommen der einzelnen Formen, ihre verschiedene Häufigkeit in gewissen Gegenden und das Gebiet ihrer Verbreitung kennen lernen und leicht überblicken können. Zwar sind von einer Reihe Typen die Verbreitungsgebiete bereits mit Vollständigkeit zusammengestellt, wie dies namentlich Chantre, Mortillet, Montelius, Rygh, Sophus Müller, Hampel, v. Tröltsch, Lissauer u. A für einzelne Länder und Landestheile gethan haben. Aber so dankenswert dies auch ist, so genügt es doch nicht dazu, die Verbreitung der Typen leicht zu überblicken und dem Gedächtnis einzuprägen.

Während jetzt alle Forscher genöthigt sind, bei der Bearbeitung von Funden das gesammte literarische Material zu durchsuchen und die Verbreitungsgebiete der einzelnen Formen zusammenzustellen, während also viele, von einander getrennt, gleichzeitig mit der Bearbeitung einer und derselben Aufgabe beschäftigt sind und auf diese Weise eine Verschwendung von Arbeitskraft stattfindet, sollten vielmehr Vereinigungen geschaffen werden, um die Fundbezirke der einzelnen Typen festzustellen und auf Karten einzutragen. Für jeden Typus würde aber eine besondere Karte von genau bestimmtem Format herzustellen sein. Lehrreiche Beispiele sind bereits vorhanden, wie die Karten von

Mortillet über die Fundorte von Bernstein, Korallen, Bronzecisten und Messern, die Karte der Herren Bertrand und Reinach[1]) über die Verbreitung der Bronzerasirmesser, die Karte von Götze über den neolithischen Handel[2]) u. a. Letztere beide Karten zeigen den grossen Unterschied in der Klarheit der Darstellung, wenn nur, wie auf der Bertrand-Reinach'schen Karte, die Verbreitung eines bestimmten einzelnen Objectes gezeigt werden soll, gegenüber dem durch äussere Umstände veranlassten Unternehmen, auf einem Blatt mehrere Verbreitungsgebiete neben- und übereinander darzustellen.

Selbstverständlich müssten diese Arbeiten wo möglich in allen Ländern Europas in gleicher Weise ausgeführt und so ein gleichartiges Netz über ganz Europa ausgebreitet werden, um das Ursprungsgebiet, als welches das Gebiet des häufigsten Vorkommens mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen sein würde, festzulegen und die Wege, sowie die Grenzen der Ausbreitung in ihrem ganzen Umfange bestimmen zu können.

Die Karten würden nur in Grossquart-Format, etwa in dem Format des Archivs für Anthropologie auszuführen sein; für jedes Land würde natürlich eine besondere Karte, auf welcher nur die Hauptströme mit ihren wichtigsten Nebenflüssen eingezeichnet, die wichtigsten Gebirge in ihren Zügen angedeutet und nur die grösseren Städte, die Landes- und Provinzial-Hauptstädte, die Regierungsbezirke und die Kreisstädte einzutragen sein würden.

Die Fundstellen würden nur durch einen kräftigen Punkt, wenn der Typus nur in einer Form vorkommt, darzustellen sein. Wenn aber mehrere Formen vorhanden sind, so ist die Haupt- oder Stammform mit 1 und die Nebenformen mit fortlaufenden Zahlen zu bezeichnen, so dass also z. B. mit 3 alle Fundorte der dritten Nebenform angemerkt wären.

Selbstverständlich würde vor der Kartirung auf stilistisch-vergleichendem Wege die Bestimmung der Haupt- oder Grundform, sowie die der Neben- und verwandten Formen festzustellen sein.

Der Karte ist ein genaues Verzeichnis beizufügen, welches für alle auf ihr eingetragenen Gegenstände die näheren Fundumstände, die Quellen der Angaben und den Namen des Einsenders der Notiz enthält. Letzterer wird dadurch also als Autor für seine Angaben kenntlich und für die Richtigkeit derselben verantwortlich gemacht.

Durch die Aneinanderreihung der Kartenblätter verschiedener Länder, welche am besten natürlich alle in gleichem Format und Massstabe zu entwerfen sind, würde man dann ohne Mühe die Verbreitung der Typen über die Landesgrenzen hinaus verfolgen können. Es würde dies selbstverständlich ein Zusammenarbeiten von Forschern der verschiedenen Länder erfordern, was unschwer zu erreichen sein würde, indem in jedem Lande von einer Centralstelle aus dieses Unternehmen geleitet und dafür gesorgt würde, dass, übereinstimmend mit den Arbeiten in den anderen Ländern, überall im ganzen Lande nach der gleichen Methode vorgegangen und so ein möglichst gleichartiges und durch Nebendinge nicht gestörtes Bild gewonnen würde.

Die internationalen Congresse würden natürlich die Stelle sein, wo jedesmal über den Stand der Arbeiten berichtet und nöthigenfalls ein Oberurtheil über das Unternehmen abgegeben würde.

2. Der Vorsitzende legt der Versammlung folgenden, von Herrn Geheimrath Dr. **A. Voss** zusammengestellten

Fragebogen

zur Ermittlung und Beschreibung der noch im Gebrauch befindlichen oder ehemals gebräuchlichen Schiffsfahrzeuge einfachster Bauart und Einrichtung

vor und spricht die Erwartung aus, dass derselbe auch von österreichischer Seite aus Beantwortung finden werde.

Vorbemerkungen.

Es ist über jeden Zweifel erhaben, dass das Schiff das älteste künstliche Transportmittel ist, dessen sich der Mensch zur Fortbewegung seiner Person oder seiner Habe bedient hat. Sicherlich ist die Schiffahrt im Binnenlande erfunden, wo die Benützung des Wassers geringere Schwierigkeiten bot und sich ihm beim Uebersetzen an Flüssen von selbst aufdrängte.

Man wird anfangs vielleicht nur irgend ein Stück rohes Holz, sei es ein umgefallener Baumstamm oder ein abgebrochener grösserer Ast, die sich zufällig darboten, gelegentlich benützt haben, um dann nach der Erfindung der Axt und der Kunst des Baumfällens sich einen geeigneten Baumstamm auszuwählen und zuzurichten. Genügte ein Baumstamm nicht, so fügte man einen zweiten an, und auf diese Weise entstand das Floss.

Einen bedeutenderen Fortschritt bezeichnet die Herrichtung eines ausgehöhlten Baumstammes, des sogenannten „Einbaumes". Eine noch grössere Vervollkommnung bestand in der Zimmerung eines Fahrzeuges aus einzelnen Planken. Die Herstellung der letzteren war mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, da unsere ältesten Vorfahren keine Sägen hatten, mit welchen sie die Baumstämme hätten zersägen können, sondern mit der Axt die Planken aus den Baumstämmen heraushauen mussten, bei welchem Verfahren wahrscheinlich ein Baumstamm nur immer eine einzige Planke ergab. In vereinzelten Fällen, wo es sich um kürzere Planken oder andere ähnliche Schiffsbestandtheile handelte, mag es möglich gewesen sein, durch Eintreiben von Keilen den Baumstamm in mehrere geeignete Stücke zu zerspalten.

Es ist klar, dass man bei dieser unvollkommenen Technik auf eine geeignete Holzart, welche man in der gewünschten Weise bearbeiten konnte, die grösste Rücksicht nehmen und ganz besonders darauf achten

[1]) A. Bertrand, Archéologie Celtique et Gauloise, Paris 1889, S. 440, Fig. 110.

[2]) Bastian-Festschrift, Berlin 1896, S. 352.

musste, ob die betreffende Holzart ein lockeres oder festes Gefüge hatte, ob sie leicht oder schwer war, also tragfähiger oder weniger tragfähig.

Die Holzplanken wurden nun bei der Herstellung der Schiffswandungen entweder stumpf aufeinander gesetzt, „Krawelbau“, oder sie wurden mit den Rändern durch Niete, statt deren man ursprünglich wohl auch Baststricke anwandte, aneinander befestigt, welche Bauart man „Klinkerbau“ oder „geklinkter Bau“ nennt.

In manchen Gegenden half man sich damit, dass man statt des Holzes nur die Rinde der Baumstämme zur Herstellung von Booten benützte, wie das die Rindencanoes der heutigen nordamerikanischen Indianer noch zeigen, oder dass man statt der Holzplanken getrocknete Häute verwandte, welche über hölzerne gebogene Stäbe gespannt wurden, wie wir dies an den sogenannten „Coracles“ der Irländer noch sehen.

Ausser von dem Material war man bei dem Schiffbau hinsichtlich der Formgebung auch abhängig von den Eigenschaften des zu befahrenden Gewässers. Es war Rücksicht darauf zu nehmen, ob man flache oder tiefe, stillstehende, also ruhige, oder bewegte Gewässer, sanft fliessende oder schneller strömende, oder gar stürzende Gewässer zu befahren hatte. Danach richtete sich im Wesentlichen auch die Art der Fortbewegung und Lenkung des Fahrzeuges, so dass man je nach Bedürfnis die Fahrzeuge flach oder tief, breit oder schmal baute und sie fortbewegte durch Treibenlassen, „Staken“ (Stossen oder Schieben mit einer langen Stange), Rudern oder Segeln, oder durch Ziehen mit Thier- oder Menschenkraft.

Es ist natürlich dabei nicht zu vergessen, dass auch der Zweck des Fahrzeuges von Einfluss war auf seine Bauart, ob es als Lastschiff oder als Fischerfahrzeug, als Personen- oder Kriegsfahrzeug dienen sollte.

Wenn wir nun alle oben erwähnten Punkte in's Auge fassen, so können wir es uns leicht erklären, warum heute noch die Binnenfahrzeuge sowohl auf den Seen als den Flüssen unter sich eine so grosse Verschiedenheit zeigen, wenn uns auch wegen der bisher mangelhaft oder fast gar nicht bekannten Geschichte der Binnenschiffahrt für jede einzelne Erscheinung ein sicherer Grund fehlt.

Aber das sieht ein jeder, der nur ein wenig mit diesen Dingen vertraut ist, dass z. B. das Rheinschiff eine ganz andere Bauart hat als das Weserschiff und das Elbschiff und dass letzteres sich wieder unterscheidet von dem Oder- und Weichselschiff, dass das Bodenseefahrzeug sich wesentlich unterscheidet von den Fahrzeugen des Oderhaffs u. s. w.

Diese Unterschiede zu studiren und in sachgemässer Weise festzulegen, ist jetzt höchste Zeit, da die alten Typen verschwinden, weil vollkommenere und zweckmässigere, wohl gar aus Eisen gebaute an ihre Stelle treten und von ihren Eigenschaften bald kaum noch eine sichere Kunde zu erlangen sein wird.

Die Beantwortung folgender Fragen wird erbeten.

Die betreffenden Masse sind neben den einzelnen Theilen anzugeben.

I. Vorkommen.

1. Staat
2. Provinz
3. Kreis
4. Ort
5. Gewässer (See, Fluss)

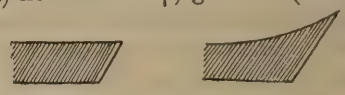
II. Schiffsform.

1. Einbaum (ausgehöhlter Baumstamm)?
2. Plankenboot?

a) Vordertheil (Bug)

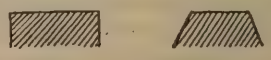
aa) Seitenansicht:

α) horizontal β) gehoben (hochgeh.)



bb) Draufsicht: α) gerade

αα) ββ)



β) winkelig

αα) stumpfwinkelig ββ) rechtwinkelig γγ) spitzwinkelig

γ) rund δ) scharf ε) bauchig

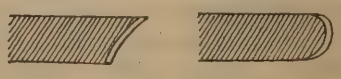
b) Vordersteven

α) gerade

αα) schräg nach oben gehend ββ) senkrecht

β) gekrümmt

αα) nach innen (concav) ββ) nach aussen (convex)



c) Hintertheil (Heck). Die in Betracht kommenden Formen sind dieselben, wie alle des Vordertheils (Bugs).

aa) Seitenansicht:
- α) horizontal
- β) hochgehend (gehoben)

bb) Draufsicht:
- α) gerade
- β) winkelig
  - αα) stumpfwinkelig
  - ββ) rechtwinkelig
  - γγ) spitzwinkelig
- γ) rund
- δ) scharf
- ε) bauchig

d) Hintersteven:
- α) gerade
  - αα) schräg nach oben gehend
  - ββ) senkrecht
- β) gekrümmt
  - αα) nach innen (concav)
  - ββ) nach aussen (convex)

e) Schiffsboden:

α) horizontal (eben) β) rund γ) scharf

δ) mit Kiel ε) ohne Kiel

f) Schiffswand:

α) senkrecht β) schräg n. aussen γ) schräg n. innen

δ) winkelig ε) bauchig

g) Bauart:
- α) Einbaum
  - αα) ohne erhöhte Seitenwand
  - ββ) mit erhöhter Seitenwand
- β) Plankenboot

  - αα) mit glatter Wand, wobei die Planken stumpf aufeinandergesetzt sind (Krawelbau)

  - ββ) Klinkerbau, wobei die Ränder der Planken dachziegelförmig übereinandergehen und durch Niete miteinander fest verbunden sind
  - γγ) Zahl der Plankengänge (der vom Kiel aufwärts übereinander befestigten Plankenreihen)
  - δδ) sind Holz- oder Metallniete oder Stricke verwendet?
  - εε) welche Form haben die Niete?

h) Innenbau:
- α) hat das Fahrzeug Querwände („Schotten")?
  - αα) halbe, bis zur halben Höhe der Wand
  - ββ) ganze, bis zum oberen Rande der Wand

αα) ββ)

  - γγ) wie viele von jeder Art?
- β) hat es Spanten (Rippen)?
  wie viele und wie weit von einander entfernt?
- γ) hat es Sitzbänke („Duchten")?
  wie viele und wie weit von einander entfernt?

i) Hat das Boot α) einen ringsherum laufenden Dollbord oder
- β) nur Verstärkungsklötze für die Dollen?
- γ) Zahl der Dollen (Widerlager für die Ruder)

k) Ist das Boot α) ganz offen?
- β) theilweise gedeckt?
  - αα) vorne?
  - ββ) hinten?
  - γγ) in der Mitte?
- γ) ganz mit Verdeck versehen?

III. Fortbewegung durch:

a) Zug von Menschen oder Thieren
b) Stossen oder Schieben mit Riemen oder Stangen („Staaken")
c) Rudern
d) Segeln

IV. Steuerung. Wie wird das Boot gesteuert?

a) mit Ruder („Steuer")?
- α) wie ist es am Schiffshintertheil befestigt?
- β) ist die Ruderpinne übergestreift? oder
- γ) durch den Ruderkopf gesteckt?

b) mit Seitenruder am Steuerbord?
- α) wie ist dies befestigt?
- β) welche Form hat es?

c) wird das Boot mit einem Riemen gesteuert? in welcher Weise?

d) ist es mit einem Schwert versehen?
- α) auf einer Seite?
- β) auf beiden Seiten?
- γ) in der Mitte?
- δ) sind die Schwerte fest mit der Schiffswand verbunden?

V. Takelung.

a) Zahl der Masten
b) Benennung der Masten
c) Stellung der Masten, senkrecht oder geneigt
d) haben sie Wanten?

e) sind Bugspriet und
f) Klüverbaum vorhanden?
g) Zahl und Benennung der Segel:
α) sind es Raasegel oder
β) Sprietsegel?
γ) Seitensegel mit Giek und Gaffel?
δ) Lateinische Segel, dreieckig mit schräger Raae?
ε) wie viel Focksegel sind vorhanden?
ζ) werden Toppsegel geführt?
η) welche Form haben die einzelnen Segel?
ϑ) wie ist ihre Benennung?

(Um Skizzirung der Form der Segel wird gebeten.)

VI. Benennung des Fahrzeuges und seiner einzelnen Theile im Dialect (volksthümliche Benennung).

VII. Zweck und Benützungsweise des Fahrzeuges.

a) zum Transport von Personen?
b) welcher Güter?
c) zum Fischen?

VIII. Seit wann ist diese Schiffsform am Orte gebräuchlich?

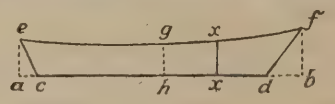
IX. Wie weit ist sie verbreitet?

X. Durch wen ist sie in der Gegend eingeführt?

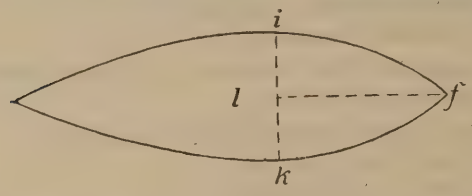
XI. Welche Fahrzeuge waren früher im Orte oder in der Gegend gebräuchlich?

(Zur Beschreibung der letzteren nach obigem Schema wird auf Verlangen gern ein Exemplar des Fragebogens von Herrn Geheimrath Dr. A. Voss verabfolgt.)

XII. Die Abmessungen des Fahrzeuges in seinen hauptsächlichsten Theilen betragen:



a) grösste Länge (a—b)
b) Kiellänge (c—d)
c) Höhe des Vordertheils (d—f)
d) Höhe des Hintertheils (a—e)
e) Höhe im niedrigsten Theile des Rumpfes (g—h)



f) grösste Breite (i—k)
g) Entfernung der grössten Breite am vordersten Punkte des Bootes (l—f).

Die Beantwortung der Fragen ist zu senden an Universitäts-Professor Dr. J. Ranke, Generalsecretär der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in München, Briennerstrasse 25, oder an Geh. Regierungsrath Dr. A. Voss, Director am kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin SW., Königgrätzerstrasse 120.

3. Der Vorsitzende legt folgenden, von **N. W. Thomas** zusammengestellten

Fragebogen über Thieraberglauben

vor und ersucht um eingehende Beantwortung desselben.

1. Welche Thiere (Vögel, Fische, Insecten u. s. w.) sollen für denjenigen, der sie sieht, Glück (bezw. Unglück) bedeuten?

2. Welche Thiere sollen dem Hause, in dem sie sind, Glück (bezw. Unglück) bringen?

3. Welche Thiere sollen einen Todesfall verkünden?

4. Welche Thiere sollen den Preis des Kornes, die Reichhaltigkeit der Ernte u. s. w. voraussagen?

5. Wird den letzten Kornhalmen ein Thiername beigelegt? Sagt man, dass ein Thier durch das Feld laufe, wenn das Korn sich vor dem Winde wiegt?

6. Werden Thiere (Vögel u. s. w.) im Hause gehalten, um das Glück festzuhalten, um Krankheiten zu wehren u. s. w.? Sollte man das Erstgesehene einer Thiergattung im Frühlinge fangen, grüssen u. s. w.? Gibt es Thiere (Vögel, Eier u. s. w.), die man nicht nach Hause bringen sollte?

7. Welche Rolle spielt die Farbe des Thieres im Aberglauben? Werden weisse Thiere bevorzugt?

8. Gibt es Thiere, die örtlich für heilig gehalten werden, d. h. die man weder tödten noch essen darf, die man ungern sieht, deren Körper, Nester u. s. w. man ungern berührt und deren gewöhnlichen Namen man nicht nennt?

9. Werden gewisse Thiere nur einmal im Jahre, oder einmal im Jahre mit besonderen Feierlichkeiten gegessen?

10. Gibt es Thiere, die einmal im Jahre gejagt oder bei Volksbelustigungen getödtet oder von einer Höhe herabgestürzt oder feierlich in Freiheit gesetzt werden? Oder solche, die verfolgt oder gepeitscht werden? Oder Vögel, deren Eier man ausnimmt und zerstört?

11. Werden Thiere oder Thiergestalten umhergeführt, in's Osterfeuer geworfen u. s. w.? Werden Vögel oder Insecten einmal im Jahre verkauft? Werden sie gekauft, um in Freiheit gesetzt zu werden?

12. Glaubt man besondere Heil- oder Zauberkräfte zu erlangen, indem man das Fleisch von gewissen Thieren isst, dieselben berührt oder in der Hand sterben lässt? In welchem Alter sollte man dies vornehmen?

13. Welche Thiere wendet man in der Zauberei und in der Volksmedicin an und zu welchen Zwecken? Wann sollten die dazu bestimmten Thiere erlegt werden?

14. Werden Kuchen in Thiergestalt oder sonstige Thierfiguren gemacht oder solche, denen man einen Thiernamen beilegt?

15. Glaubt man, dass die Todten Thiergestalt annehmen?

16. Glaubt man, dass die Hexen Thiergestalt annehmen?

17. Welche Thiere sollen die menschliche Sprache verstehen?

18. Welche Thiere sollen Menschengestalt in anderen Ländern annehmen oder nach Belieben als solche erscheinen? Welche Thiere sollen verwünschte Menschen sein?

19. Welche Thiere sollen die kleinen Kinder bringen und woher?

20. Werden Märchen von Schwanenjungfrauen bezw. -jünglingen erzählt? Oder solche von Vorahnen in Thiergestalt oder mit thierischen Körpertheilen, von Thiergeburten u. s. w.?

21. Spielen Thiere eine Rolle in Geburts-, Hochzeits- und Begräbnisceremonien? Was für Gerichte werden dabei verzehrt?

22. Werden Thierköpfe oder -schädel an den Giebeln angebracht oder um die Felder aufgestellt?

23. Welche Thiere findet man als Wirtshausschilder und Wetterfahnen?

24. Gibt es Kinderspiele oder Tänze, die nach Thieren genannt werden, oder worin man Thieren nachahmt? Werden Eierspiele, -läufe u. s. w. zu Ostern veranstaltet?

25. Werden gewisse todt aufgefundene Thiere aus abergläubischen Gründen begraben, zu Fastnacht beerdigt u. s. w.?

Es wird gebeten:

1. Jedesmal den Ort anzugeben.

2. Auch dialektische Thiernamen (mit hochdeutscher Uebersetzung) mitzutheilen.

3. Bei Beantwortung der 14. Frage womöglich die Kuchen selbst, sonst Abbildungen derselben einzuschicken. Zur Erläuterung der sich auf Frage 22 beziehenden Antworten sind ebenfalls Abbildungen erforderlich.

Die Anworten sind an Herrn N. W. Thomas in London, 3 Hanover Square (Anthropological Institute) zu senden.

4. Herr Custos Josef Szombathy legt folgende Mittheilung des Herrn Universitätsprofessors **Dr. Karl Gorjanović-Kramberger** in Agram vor:

Der diluviale Mensch aus Krapina in Kroatien.

Im Winter des verflossenen Jahres hielt ich in einer Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien einen Vortrag über den paläolithischen Menschen und seinen Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien[1]).

Nachdem ich heuer im Monate Juli die Ausgrabungen in Krapina fortgesetzt und beendet habe, so will ich hier in Kürze über die Resultate der Ausgrabungen berichten.

Die ganze Lagerstätte wurde von oben, also von der Zone des Ursus spelaeus (9) an, bis zum einstigen Bachniveau, also bis zu den Bachsedimenten (1) abgedeckt, und überdies wurde noch seitlich nach Möglichkeit bis zum Höhlenrande eingedrungen.

Die oberste Partie der Lagerstätte war an Resten des Höhlenbären sehr ergiebig. Es wurden mehrere sehr gut erhaltene Unterkiefer, Schädel, Schulterblätter, Becken, Wirbel, Extremitäten, Finger u. s. w. aufgesammelt. In den angetroffenen Feuerlagern fanden sich blos Feuersteinabfälle und verbrannte Knochen vom Ursus spelaeus. Sämmtliche Knochen wurden ohne jeden Zusammenhang — wie herumgeworfen — angetroffen. Unter dieser Zone folgte eine mächtige, häufig durch grosse herabgefallene Sandsteinblöcke unterbrochene Partie, in welcher vornehmlich Knochen des Bison priscus und dann Reste vom Rhinoceros tichorhinus nebst Feuerlagern mit Steingeräthen gesammelt wurden. Zum ersten Male wurden hier auch Knochengeräthe gefunden, nämlich eine Axt und eine dreikantige Spitze. Höchst wichtig ist das Vorkommen des Aretomys marmotta (zwei Unterkieferhälften und einige Extremitätenknochen), weil sie für die Altersbestimmung von bedeutender Wichtigkeit sind. Dies sind bisher die einzigen Murmelthierreste aus Kroatien.

Am wichtigsten ist entschieden die Zone des Homo sapiens. Sie lieferte zwar quantitativ nicht Vieles, aber das Wenige, was gefunden wurde, ist von hervorragender Wichtigkeit. Ausser einem Schulterblattstücke, Humerusfragmenten, Wirbelbogen, Schädeldachknochen, Zähnen, einem Oberkieferfragment mit zwei Zähnen u. s. w. wurde ein Frontale mit einer auffallenden Ausbiegung gegen die oberen Augenränder hin gefunden. Ausser diesem liegen noch ein kleineres Stirnfragment und mehrere Supraorbitalrandstücke vor, die sich durch ihre kaum übertroffene Stärke und ihr Hervortreten auszeichnen. Der dickste Orbitalrand misst 13·5 mm, der schwächste noch immer 9·6 mm; die Protraction derselben variirt von 15—23·10 mm, gemessen von der concavsten Stelle der Linea temporalis bis zu dem Orbitalrand. Messungen belehrten mich, dass die Orbitalränder und die erwähnten zwei Frontalien von zehn Individuen herrühren. Ich beabsichtige, diese auffallend hervortretenden Augenränder mit solchen von bereits beschriebenen diluvialen Resten zu vergleichen, um zu zeigen, dass die Krapinaer Reste diesbezüglich am nächsten dem Pithecanthropus erectus Dubois stehen; nur ist die Stirne des Krapinaer Menschen hoch.

In der Protraction der Supraorbitalränder glaube ich jene osteologische Eigenheit des diluvialen Menschen zu erblicken, die zweifelsohne zu den Affen zurückführt. Da hier von pathologischen Objecten (zehn Individuen) keine Rede sein kann, so muss die besprochene Protraction eben als ein gemeinsamer, den Menschen mit den Affen verbindender Charakter angesehen werden.

Näheres werde ich in der nach Möglichkeit bald erscheinenden Arbeit geben.

5. Herr **Josef Szombathy** zeigt

Funde aus einem neu entdeckten vorgeschichtlichen Bergbau im Ender-Sinkwerk am Salzberg bei Hallstatt.

Im XI. Bande unserer „Mittheilungen“ (S. 65) veröffentlichte Hochstetter eine Anzahl von vorgeschichtlichen Funden aus dem Appold-Laugwerke des Hallstätter Salzberges. Es waren darunter zwei vollkommen

[1]) Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien. Bd. XXIX (1889), Sitzungsberichte, S. 65—68.

erhaltene lederne Salztragkörbe, drei knieförmige Holzstiele für bronzene Lappenbeile, eine Holzschaufel und verschiedene andere hölzerne Werkzeuge, endlich zahlreiche bis auf den Stumpf abgebrannte Kienspäne und der Rest einer aus solchen Spänen zusammengebundenen Fackel. Diese Funde wurden in den Jahren 1879 und 1880 gemacht. Durch mehrere eigens zum Zwecke der wissenschaftlichen Untersuchung im Salzberge gegrabene Nebenstollen wurde herausgebracht, dass diese Funde von einer uralten theils wieder mit Tagschotter und regenerirtem Salzgebirge ausgefüllten, theils eingestürzten Taggrube herrühren, die einst in schiefer Richtung bis zu der hier angetroffenen Tiefe von 140 m getrieben und entsprechend verzimmert war. In einem ausführlichen Berichte der Herren Oberbergrath Stapf und Bergverwalter Hutter vom 17. September 1880 werden noch tiefere Punkte in der Landsteiner-Kehr und der zum Kaiserin Christina-Stollen gehörigen Rosa von Seeau-Kehr mit dieser verstürzten Taggrube in Verbindung gebracht, so dass diese danach eine Tiefe von fast 200 m erreicht haben würde. In dem genannten Berichte werden noch weitere 18 Stellen angeführt, an welchen alte Bergbaue bemerkt und durch entsprechende Funde belegt worden sind. Man hat da Reste der bereits bezeichneten Art gefunden und daneben auch Hirschhorn- und Knochenwerkzeuge, Schleifsteine, polirte Steinkeile, Bronzepickel, Bronzenadeln, eine kleine bronzene Schlangenfibel, hölzerne Schüsseln und andere Gefässe, zahlreiche Fellreste und besonders viele von einer vorgeschrittenen Technik zeugende Gewebereste. Diese Baue sind wohl alle in tonnlägiger, d. h. wenig geneigter Richtung in den Berg getrieben und gehen den ergiebigsten Stellen des Salzlagers nach. Wiederholt erreichen sie eine Tiefe von 150 m. Natürlich waren sie durch entsprechende Zimmerung, deren Rest man nun findet, gesichert. Jedenfalls beweisen sie — ebenso wie das berühmte Gräberfeld am unteren Theile des Salzberges — eine grossartige Bergwerkthätigkeit in vorchristlicher Zeit.

Die Alten haben wahrscheinlich im Salzberge das Salz nur als festes Mineral mittelst tief reichender Taggruben zu gewinnen getrachtet. In einer bedeutend höheren Lage, nämlich auf der den Südfuss des Plassen umkleidenden Dammwiese wurden vor mehreren Jahren Wasser- oder Solleitungsanlagen und offene Sudherde gefunden, aus welchen man schliessen kann, dass dort oben — wahrscheinlich aus aufbrechenden Salzquellen — in prähistorischer Zeit auch Salz gesotten wurde. Seit der Wiederaufnahme des Salzbergbaues im Mittelalter wird das meiste Salz hier bekanntlich als Sole gewonnen, indem man in den sogenannten Sinkwerken (das sind grosse, mit den Stollen entsprechend verbundene, fast ständig mit Wasser gefüllte Kammern) das im Berge enthaltene Salz auflöst, die Sole abzapft und im „Solsträhn“ zu den Sudhäusern von Hallstatt, Ischl und Ebensee leitet. Diese Betriebsart ist natürlich der archäologischen Durchforschung des Berginneren des Salzberges nicht günstig.

Der gelegentlichen Gewinnung festen Salzes neben der Salzsole wurde bis vor wenigen Decennien noch grössere Aufmerksamkeit gewidmet. Dieses Bergsalz liess man nach Hallstatt herabtragen, und den Trägerdienst versahen die Weiber der Hallstätter Bergarbeiter, die den überaus kärglichen Trägerlohn als ein Recht in Anspruch nahmen. Ich selbst habe noch solche Züge von Trägerweibern gesehen, die im Gänsemarsch den Schlangenweg herabkamen, mittelst eigenthümlicher, auf Scheitel und Schultern sich stützender Buckelkraxen die bis über den Kopf hinauf gethürmte Fracht von etwa einem halben alten Centner Stücksalz zu Thal schleppend. Im Zusammenhang mit dieser Trägerrolle der Weiber standen, wie ich nebenbei bemerken will, die oben offenen, übelriechenden Tonnen, die man in den Arbeiterhäusern stehen sah und in die man die kleinen Kinder einzeln hineinsetzte, damit sie während der langen Abwesenheit der Mutter sicher untergebracht waren. Man hat dieser Einrichtung die Hauptschuld an der mangelhaften Entwicklung der Kinder und an dem in Hallstatt früher ziemlich häufigen, gewöhnlich mit Hydrocephalie verbundenen Cretinismus beigemessen. Seit dem Aufhören des Salztragens und damit auch des Tonnensystems bei der Kindererziehung hat, wie mir scheint, auch der Cretinismus in Hallstatt aufgehört. Der Entgang an Lastthierlöhnen wird nun reichlich durch den Ertrag der blühenden Kunstindustrie und Fremdenindustrie aufgewogen.

Beachtenswert ist, dass unter den im Salzberge gefundenen Altsachen kein einziges zuverlässig römisches Stück vorkommt, obwohl doch die ziemlich zahlreichen Funde in der Lahn beweisen, dass Römer lange Zeit in Hallstatt sassen, vielleicht als Bergverwaltungs- oder Zollbeamte. Auf den Berg hinauf scheinen römische Culturelemente nicht vorgedrungen zu sein, und die Bergleute sind wahrscheinlich auf ihrer prähistorischen Culturstufe verblieben, bis die Stürme der Völkerwanderung sie und ihre Herren hinwegfegten.

Auf das Vorkommen prähistorischer Funde wird in Hallstatt immer geachtet, und heuer ist es der k. k. Bergverwaltung wieder geglückt, eine neue Stelle von Heidengebirge nachzuweisen, und zwar im Ender-Sinkwerk des Kaiserin Christina-Stollens. Von dieser Fundstelle wurden der prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums theils durch das k. k. Finanzministerium, theils unmittelbar durch Herrn Bergrath Karl Schraml in Hallstatt folgende Objecte eingesendet, welche ich sämmtlich hier vorzeige:

1. Zwei sehr wohlerhaltene tellerförmige Pelzmützen. Die eine [35.713][1]) ist aus einem Stück braunen Felles hergestellt, 25 cm breit, am Saum mittelst einer Lederschnur auf einen Durchmesser von 18—19 cm eingezogen. Die andere [35.714] ist aus zwei Stücken eines schwarzen Felles mit einem Lederfaden zusammengenäht und am Saum wieder mit einer Lederschnur eingeengt. Grösste Breite 29 cm, Breite der Oeffnung 15—16 cm.

[1]) Inventarnummer der prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums.

2. Ein konischer Sack aus einem lichten, behaarten Felle, mit Lederfäden genäht, unten mit Bast zugebunden, 95 cm lang, oben 46 cm breit.

3. Ein aus einem doppelt genommenen Lederriemchen zusammengedrehter Ring [35.709], mit 3·7 cm Durchmesser.

4. Zwei Lederstreifen.

5. Zwei Wolltuchfragmente. Das eine [35.710] braun mit gelben Streifen, das andere [35.711] dunkelbraun.

6. Ein gebrochener knieförmiger Holzstiel für ein bronzenes Lappenbeil.

7. Verschiedene Knochenfragmente als Reste von Mahlzeiten, endlich

8. Mehrere Proben von Heidengebirg mit Holz-, Holzkohlen- und Fellresten.

Eine genauere Untersuchung der Fundstelle ist bisher aus Rücksichten auf den Bergwerksbetrieb nicht möglich gewesen. Herr Bergrath Schraml hat mir aber versprochen, der Fundstelle, sowie den prähistorischen Funden in seinen Bergbauen überhaupt die volle Aufmerksamkeit zu schenken und sobald als möglich eine genauere Untersuchung auf unsere Kosten vornehmen zu lassen.

6. Herr **J. V. Želizko** übersendet

Einige weitere Nachträge zur Geophagie.

(Vorgelegt von Dr. W. Hein.)

Zu diesem interessanten Thema, welches Dr. Richard Lasch [1]) in dieser Zeitschrift ausführlicher behandelte und zu dem Leo Bouchal [2]) einige Beiträge lieferte, erlaube ich mir, eine kurze Ergänzung beizufügen.

Der böhmische Reisende und Naturaliensammler E. St. Vráz hat auf seinen verschiedenen Weltreisen auch Aequatorial-Amerika durchquert und darüber vor kurzem ein ausführliches, reich illustrirtes Werk in tschechischer Sprache [3]) herausgegeben, in welchem er ebenfalls die Geophagie der Otomaken (S. 128) behandelt und Humboldt's ausführliche Abhandlung über die Geophagie dieses Stammes ergänzt. Er bringt daselbst auch eine wörtliche Uebersetzung der Berichte Humboldt's über dieses Thema.

Als Vráz im Jahre 1892 in dem einst von den Otomaken bewohnten Dorfe Urbana (Uruana) weilte, welcher Ort fast die letzte Station der Venezuela-Mischlinge am Orinoco ist, kam er hier, obzwar die eigentlichen Otomaken bereits ausgestorben sind, dennoch mit einem Indianer-Geophagen von sehr aufgedunsenem Bauche und krankhaftem Gesichtsausdruck zusammen. Vráz stiess auf seinen Reisen durch Südamerika nirgends auf einen Stamm, auf eine Vereinigung einzelner, die durchgehends der Leidenschaft, Erde, Lehm, Kalk zu verzehren, ergeben gewesen wären; hingegen überall auf einzelne, zum grossen Theile Kinder, jedoch auch erwachsene Personen, die ihrem abnormalen Geschmack zum Opfer fielen.

Nicht nur bei den Indianern, sondern auch bei den fast weissen Mischlingen sah er öfters Kinder, denen man einen Maulkorb, eine Maske angelegt und die Hände gebunden hatte, nur um ihnen, so lange sie sich nicht unter Aufsicht von Erziehern oder ihrer Herren befanden, jede Möglichkeit „comer la tierra" (Erde zu verzehren) zu benehmen.

Vráz gedenkt mit Ekel eines schauderhaften Auftrittes, dessen Zeuge er in einer von Mischlingen bewohnten Hütte am Flusse Tigre wurde. Ein aus Strafe an einen Pfahl mit rückwärts gebundenen Händen gefesselter beiläufig siebenjähriger Knabe leckte und schluckte gierig eine durch Schweine verunreinigte Erde; in einigen Monaten hierauf starb er.

In der Zeitschrift: „Illustrazione italiana" veröffentlichte im Jahre 1892 U. A. Moriconi aus Caracasa einen Artikel über „Die Geophagen am Orinoco", welchen Vráz als unrichtig und übertrieben erklärt. Diesem Artikel sind Zeichnungen nach photographischen Aufnahmen aus Ciudad Bolivar beigegeben, deren Originalabdrücke Vráz in seinem Werke vorführt. Moriconi's Titel-Ueberschrift „Die Geophagen am Orinoco" ist vollständig unrichtig, da keiner der hier abgebildeten Indianer ein Geophage im Sinne der Otomaken Humboldt's ist.

7. **Dr. Wilhelm Hein** legt die von Herrn Hofrath Professor Dr. Leo Reinisch herausgegebenen Somali-Texte vor. (Vgl. Literaturberichte, S. 214.)

8. Herr **Gustav Calliano** hält einen Vortrag

Zur Ethnographie des alten niederösterreichischen Wohnhauses.

(Mit 20 Abbildungen.)

Bei meinen vielfachen im Dienste der prähistorischen Archäologie unternommenen Kreuz- und Querfahrten kam mir auch eine Jedermann bekannte Hausform zu Gesicht, welche in ihrer auffallenden Kleinheit an die älteste Type der menschlichen Behausung im Lande erinnert und dieselbe auch noch thatsächlich heute, jedoch grösstentheils für andere Zwecke, repräsentirt.

Es ist dies das bisher unbeachtete Kleinhaus, die Wald-, Berg- und Feldhütte, die ausser den vier Wänden nur ein hölzernes Giebeldach besitzt; und doch ist dieser einfache „Unterstand" einer besseren Würdigung seitens der gelehrten Hausforschung wert, da er vermöge seiner zumeist vollständigen Isolirung unumstössliche Bestimmungen ermöglicht, die bei anderen grösseren Hausobjecten wegen ihrer durch den steten Gebrauch und die Zeit bedingten Veränderungen gänzlich unmöglich erscheinen.

Gar oft hielt ich nun bei einem solchen einfachen Hause auf der Jagd nach einer alten Sage oder auf

[1]) Dr. Richard Lasch: Ueber Geophagie. (Mitth. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXVIII, 1898, S. 214 ff.)

Ders.: Weitere Beiträge zur Kenntnis der Geophagie. (Ebd., Bd. XXX, 1900, Sitzungsberichte, S. 181 ff.)

[2]) Leo Bouchal: Beiträge zu dem Capitel „Geophagie". (Ebd., Bd. XXIX, 1899, Sitzungsberichte, S. 11.)

Ders.: Noch einige Belegstellen für Geophagie in Indonesien und Melanesien. (Ebd., Bd. XXX., 1900, S. 180.)

[3]) E. St. Vráz: „Na příč rovníkovou Amerikou. (Quer durch Aequatorial-Amerika.) Prag 1900, Verlag Bursík & Kohout, 8°, 940 S.

der Suche nach einer vergessenen Höhle Rast und besah mir das ganze schlichte Um und Auf menschlicher Genügsamkeit, das selbst noch heutzutage gut genug ist, um lebenswarme Menschen glücklich zu machen; und was ich dabei ersah, erlauschte und entdeckte, das soll im Rahmen meines heutigen Vortrages dazu dienlich werden, dass man in der grossen Geschichte der Heimat auch dem niederösterreichischen Wohnhause jene selbstständige Stellung einräumt, die dem alten Ostmarkhause mit seinen ganz besonderen Eigenthümlichkeiten mit vollem Rechte gebühren dürfte.

I. Die älteste Hausform.

Die erste Hausform in Niederösterreich war, wenn wir von der Type der dem prähistorischen Zeitalter angehörigen Hausurne absehen, ein einfacher, viereckiger Holzbau, dessen vier Eckbäume eine zwei- oder vierflächige Dachdecke trugen.

Diese erste langjährig bestandene Art hatte ausser der Thüröffnung noch keine weitere Lichtlucke, und die Feuerstelle befand sich immer inmitten dieses Hüttenraumes auf dem Erdboden.

Diese Gestalt erhielt sich typisch bis zu der Zeit der Römer, in welcher der Landeseinwohner den zuerst von den Römern hier geübten Steinbau für seinen eigenen Wohnraum in Anwendung brachte und auch — wenn wir von der unvermeidlichen späteren Combination von Holz und Stein bei den Riegelwänden mancher Wald-, Berg- und Almhäuser und der Stadthäuser des Mittelalters absehen — bleibend acceptirte.

Trotzdem blieb das einzellige Haus der alten Landesinsassen auch im Steinhause noch lange fortbestehen; denn die Nothwendigkeit einer Küche bestand für ihn nicht. Der alte Klein- und Steinhäusler[1]) kannte daher noch keine einen besonderen Küchenraum abtrennende Querwand. Die ganze Manipulation der Kochkunst spielte sich zumeist im Freien, vor dem geschützten Raume, ab. Die innere Feuerstelle diente ausschliesslich nur für die Gluterhaltung[2]). Auch die spätere Aufstellung eines Herdes, also einer „erhöhten Feuerstelle", immer gegenüber dem Eingange, änderte nichts an der geübten Gewohnheit im Freien zu kochen, da man eben sich selbst nicht alle Tage räuchern lassen wollte.

Mit der fortschreitenden, schon im III. Jahrhundert nach Christi erweislichen Entwicklung der Feldwirtschaft und hauptsächlich mit der durch die stete Vermehrung der Sippschaftsköpfe eintretenden grösseren Bedürfnisnothwendigkeit nach Raum und Schutz für die Vorräthe musste sich die uralte, der prähistorischen Zeit entlehnte Hüttenform ändern. Es entstand der erste Nebenraum der Küche, der anfangs zumeist aus Holz[3]) errichtet wurde, und für das früher meist im Gehege tummelnde Thier der nächtliche Schutzstall und endlich statt der bisher noch üblichen Erddepots das Vorrathshaus, der Schuppen und die Scheune.

Bei dieser Angliederung und Gruppirung, die zur jetzigen Anlage des Haushofraumes führten, bildete sich bei einer Sippensiedlung die erste Dorfanlage[1]) und damit auch die früher noch gänzlich unbekannte Zeile oder Gasse. Das ursprüngliche Quadrat der ersten Baufläche erhielt durch den Anbau der Küche oder einer Kammer schon im Grundriss eine Rechteckform; es entstanden Lichtlucken (Fenster), und durch die Abgrenzung von dem Nachbarbau wurde der nöthige Raum für einen vollständigen Bauernhof geschaffen.

Aus dieser Anordnung entwickelte sich im XIV. Jahrhundert schon ganz jene Gestaltung der kleinen Ortswirtschaften, die wir noch heute in unseren alten Landesdörfern finden und die wir zumeist bis jetzt als fränkische und bajuwarische Wohnhäuser[2]) näher bezeichnen.

Alle anderen Arten von Bauten gehören in Niederösterreich der bürgerlichen Baukunst, also eigentlich der Städtegeschichte an; denn es ist ja wohl mehr als selbstverständlich, wenn ich dem früher geschilderten ersten Langbau ein gleiches Gegenüber gebe, dass das Gesammte bei einer Stockerhöhung sehr leicht die gemeinschaftliche Zufahrt von selbst überbrückt und dass, mit oder ohne Stock, die Parallelstellung eines Gebäudes zur Strasse eben durch das gemeinschaftliche offene Hausthor oder die überdeckte Einfahrt von selbst erfolgt.

Die bäuerliche Häusertype mit einer symmetrischen Fenstergleichheit links und rechts vom Thore gehört schon zumeist dem XVIII. Jahrhundert an.

Eine höchst interessante Gruppe alter Bauernhäuser, bei welchen fast alle Merkmale der Entwicklung vom einfachen einzigen Wohnraum bis zur Angliederung der Küche, Kammer und der diversen Wirtschaftsbaulichkeiten noch heutzutage wahrnehmbar sind, befindet sich unweit des Curortes Baden in dem zu Weikersdorf gehörigen kleinen Orte Rohr.

Das Dutzend uralter Häuser in diesem Orte (Im Rohr, Veste Rohr, Vestenrohr), deren erste Insassen unstreitig einst einer germanischen Sippe angehörten, befindet sich auf kleinen Bodenerhebungen; die nach aussen fensterlosen Gebäude waren durch Gehege und die sumpfige Umgebung auch ziemlich geschützt.

Die Häusergruppe bietet das vollkommene Bild einer ersten heimatlichen Dorfanlage, und es dürften diese Steinhäuser, da die Veste Rohr schon um das Jahr 1000 bestand[3]), mit ihren Uranfängen gewiss schon in das X. Jahrhundert zurückversetzt werden können.

[1]) Die Bezeichnung Steinhäusel wird in vielen alten Urkunden oft ausdrücklich hervorgehoben, weil eben damals noch viele Häuser aus Holz bestanden. Vergleiche auch die mit „Stein" zusammengesetzten Ortsnamen im Ortsverzeichnis des niederösterreichischen Amtskalenders.

[2]) Noch heutzutage leiht sich die Waldbäuerin von der Nachbarin die Glut aus.

[3]) Holzküchen kommen heutzutage noch vor.

[1]) Ich verweise auf das häufige Vorkommen der Riedbezeichnungen „Wohnhartl" auf dem Wiener Boden.

[2]) Vergleiche die schätzbare Arbeit von A. Dachler: „Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung", Wien 1897.

[3]) Kirchliche Topographie, IV, 101. Die Veste Rohr wurde 1477 durch die Scharen des Königs Mathias Corvinus zerstört.

Ein eben so alter Almort „Leithen“, den ich als Gegensatz zu dieser Flachlandansiedlung hier anführe, wurde 1821 durch den Neubau des Schlosses Weilburg rasirt.

Von den Häusern in Rohr verdienen insbesondere die Nummern 12 und 19 (in der Rohrgasse) und 30 (Weikersdorf, Gartengasse), eventuell auch das Haus Nr. 4 (Braiten, Gartengasse), wahre Typen der echten bäuerlichen Kleinwirtschaften im Lande, besondere Beachtung, da sich an denselben alle Zubauten zu dem ursprünglichen Erstraume schon durch die Verschiedenheit des dazu verwendeten Materiales und auch noch durch den ersten Ansatz zum sogenannten „Stöcklbau“ nachweisen lassen.

Anschliessend an das von mir bisher Vorgebrachte muss ich auf zwei Fälle meiner Erfahrungen zurückkommen, welche als Beweis zu Gunsten meiner Ausführungen gelten können.

Bei der Untersuchung der in der Einleitung bezeichneten kleinen Steinhäuser lässt sich in der Regel auch eine ausserhalb des Innenraumes, und zwar an der der Thür gegenüber liegenden Hausseite befindliche Feuerstelle[1]) nachweisen. Diese zumeist an dem gebrannten Lehmboden gut erkennbare Stelle enthält auch eine Culturschichte, welche nach ihrem Inhalte zumeist der Eisenzeit entspricht.

Derlei Steinhäuser befanden sich in der Ebene des Wiener Beckens auf künstlichen Erhöhungen, und bereits jeder grössere alte Ort in der Ebene hat noch heutzutage sein „Hausbergfeld“, welche „Ried“-Benennung nur zu deutlich auf seine einstige Bestimmung als Ausblick, Schutz und Sicherung auf versumpftem Boden erinnert.

Ein Beweis, dass diese kleinen künstlichen Erhebungen im Flachlande ziemlich stark gegen Ueberfall gesichert waren, wurde mir durch die neuen Abgrabungen in der Philipp'schen Ziegelei bei Baden gegeben.

Die Badener Seite dieses Werkes lehnt sich an eine natürliche Bodenerhebung, durch welche der Einschnitt des Schienenstranges der Südbahn zwischen Baden und Soos führt, und bietet im Durchschnitt eine gute Schichtung: oben Humus, dann Kieselanschwemmungen, gelben Ober- und Untergrund und recht tief liegend blauen Tegel.

Diese Erhöhung wurde nun durch die fortschreitende Ausbeutung des Materialgrundes wieder tief abgeschnitten, und dabei ergab es sich, dass an dieser Stelle sich einst ein einsames kleines uraltes Steinhaus befand, das genau der von mir früher gebotenen Schilderung entsprach. Von höchstem Interesse erwies sich dieser Hausfund aber dadurch, dass sich an demselben der Umkreis einer Absperrung und Sicherung durch dicke Rundhölzer erweisen liess, da die jetzt vermoderten Baumenden in dem festen Untergrunde ihren eigenen Abdruck eingepresst hatten und dieser in der schärfsten Form durch die Anfüllung mit schwarzer Erde, Kohle und Knochen sich scharf in der gelben Wand abhob.

[1]) Sie enthält des Oefteren sogar Feuersteinartefacte u. dgl.

Die Figuration entsprach der in Fig. 27 gegebenen Skizze.

Die Pfahlsetzung im senkrechten Abstich der Wand bot das in Fig. 28 dargestellte Bild.

Die Eingangsöffnung im Osten besass in einer Reihe enger gesetzter, minder dicker Pfähle einen Innenschutz.

Wir haben es also hier, da der richtige Hof einen Kreis bildet — man denke nur an den im Volksmunde so oft gehörten und auf Wetterveränderungen deutenden Ausspruch „der Mond hat einen Hof“ —, mit einer „vorgeschichtlichen Hofform“ zu thun[1]).

Die im Abstande von 12—16 cm erfolgte Weitsetzung der Pflöcke setzt eine wagrechte Stab-

Fig. 27.
Plan einer Pfahlverschanzung.

Fig. 28.
Art der Pfahlversetzung von Fig. 27.

verflechtung voraus, wie sie die jetzt gebräuchlichen Schneeschutzwände an der Südbahn zeigen. (Das senkrecht gestellte Stabgeflecht gehört ebenfalls der im Lande noch heute viel gebrauchten künstlichen Verzäunung an.)

II. Das Steinmaterial.

Dieses bildet zumeist ein Gemengsel von Steinarten, die nicht gebrochen, sondern, einfach von allen Punkten der Umgebung zusammengetragen, in der unveränderten Form ihrer Auffindung verwendet wurden. Es bildeten daher die Hauptmasse des Baumateriales natürliche Ablösegesteine, und selbst der runde Bachkiesel[2]) wurde nicht verschmäht, wenn man nichts Besseres bei der Hand hatte. Als Bindemittel wurde Lehm, Kalk, meist aber Strassenkoth (Erdmörtel) verwendet, welcher letztere, insbesondere nach der zweiten Türkeninvasion, noch zur Anwendung kam. Im Gemäuer der ganz alten Baulichkeiten finden sich auch oft römische Ziegel und verschiedene Scherbenreste, deren Alter sehr weit zurückgeht.

III. Das Holzmaterial.

Das ganze Fachwissen des alten Zimmermannes im Lande, welcher nur zwei Hauptwerkzeuge, den *Doniprocka* und den *Zuchirichta* kannte, beschränkte sich auf die genaue Kenntnis des „Teufelsknopfes“, welcher einst das Zeichen jeder „Zimmermannszeche“ war und jetzt ein im Verschwinden begriffenes Kinderspielzeug ist.

Das ganz sinnreich construirte Geduldspiel, das speciell niederösterreichischer Herkunft ist und in zwei Hauptarten, dem bäuerlichen und dem handwerksmässigen Teufelsknopf, existirt, besteht aus einer An-

[1]) Ueber diese Fundstelle werde ich seinerzeit ausführlichen Bericht erstatten.

[2]) Nach meinen Beobachtungen haben fast alle Mauern mit Kiesellagerungen ein Alter, das in die Römerzeit zurückreicht.

zahl von vierkantigen Holzstäben, welche durch die kunstvolle Anordnung der Einschnitte (Einfalzungen) zu einem förmlichen Sterngebilde zusammengesetzt werden können.

In den Motiven des Teufelsknopfes liegt die ganze Kunst der Verbindungen der Balken ohne Nagel zu einem festen haltbaren Ganzen, und es ist völlig gleichgiltig, ob wir dabei in einem Lande, das sich einst durch enormen Holzreichthum auszeichnete, an die einfachen Verspreizungen eines Bauernhauses oder an den grossartigen Dachstuhl der St. Othmars-Kirche in Mödling[1]) denken, der von dem berühmten Schiffbaumeister Dawson (1821) für das grösste bekannte Meisterstück in der Zimmermannskunst erklärt wurde.

Zu diesem künstlichen Walde von Lärchenbäumen musste der ganze, nun kahle Aichkogel abgeholzt werden, und ähnlich, wie hier, erging es an tausend Stellen des Landes, wo Bedürfnis, Raubbau und Unverstand Wald um Wald für immer vernichteten.

Es ist daher erklärlich, dass in dem Gebiet des Wienerwaldes, der noch vor einigen Jahrhunderten einen viel umfassenderen Complex besass, der alte Zimmermann eine um so bedeutendere Rolle spielte, als er, halb Waldbauer, halb Gewerbsmann, immer nur das Erbe seiner Vorfahren selbst verschlechterte und damit dem weiteren Vordringen der Landwirtschaft das unentbehrliche Freiland, Wiesen und Acker, eröffnete.

Deshalb bildet auch das einfache Holzwerk an den alten Wohnhäusern, das, gleich dem Mobiliar, ohne Verwendung von Eisennägeln gezimmert wurde, der Rest des Erhaltenen von dem einst Bestandenen, die Geschichte des Hauses in der alten Ostmark selbst, und alle die Eigenthümlichkeiten unserer Landessiedler von den muthmasslich oder angeblich keltischen Ureinwohnern angefangen bis zu den Einwanderern förmlicher bajuwarischer und fränkischer Colonien lassen sich noch heute an den letzten Runen deutscher Culturarbeit, an vermorschten Hölzern, ablesen.

IV. Das Zierat.

Bei der Charakteristik der Bauten in unserer Wiener Gegend entscheidet nicht der Stein, sondern das Holz, daher nicht die Hausform allein, sondern zumeist das angewendete Zierat, das selbst in der heute nur mehr spärlich vertretenen Form einen ganz eigenartigen Landesstil bedingt und das sich selbst durch fremde Beigaben der jeweiligen Mode nicht ganz vertilgen liess.

Ob wir nun die fränkische oder die bajuwarische Bauform vor uns haben, immer leuchten einige Grundmotive hervor, die weder der einen noch der anderen Art eigen waren. Es musste daher schon zur Zeit der Römer eine bestimmte Uebungsgewohnheit beim Hausschmuck vorhanden gewesen sein, welche den sesshaften Landbewohnern unserer Gegend allein angehörte.

[1]) Mödling und sein Bezirk, Wien 1879, Seite 34.

Mögen auch unsere Lande noch so oft verwüstet und die jeweilige Bevölkerung decimirt worden sein, ein kopfreicher Grundstock derselben verblieb bestimmt[1]), und dieser wurde durch die verschiedenen Einwanderungen gewiss nicht so durchgreifend umgebildet, als man bisher ununtersucht annahm. Der Einheimische blieb, wie immer, „Herr der Uebung", der Eingewanderte war der Fremde, die Unwissenheit auf unbekannter Scholle, und bis sich derselbe endlich vollständig in seine neue Umgebung einfand, wurde er, wie zahlreiche Beispiele beweisen, selbst Derjenige, der sich zumeist den alten Landesverhältnissen anpassten musste.

Das Zierat selbst, das, wie ich später ausführen werde, immer nur ein Ueberbleibsel eines früheren Vorbildes, daher eine neue Arbeit nach einem alten Muster bildet, beschränkte sich bei dem altniederösterreichischen Wohnhause nur auf die Verdachung und die äusserlichen Thür- und Fensterumrahmungen.

Aus blossem Holzwerk bestehend, fand der Hausschmuck, wenn wir von den Resten spärlicher Malereien absehen, nur an Balken und Brettern Anwendung und artete in diesem wenig bildsamen Materiale zu einer recht auffallenden Einseitigkeit der Gebrauchsverwendung aus.

Dadurch entstand eine gewisse Schablone mit einer ganz gleichmässigen Ornamentik, und diese giebt uns nun, Hand in Hand mit dem inneren Schmuck des Hauses, genügende Hinweise, dass das alte Wohnhaus in Niederösterreich und insbesondere in dem Viertel unter dem Wienerwald eine eigene Typenart repräsentirt, welche wir ganz gut als altniederösterreichisch oder ostmärkisch bezeichnen können.

V. Die Zieratmotive.

Der alte Ostmärker hatte für das von ihm zur Anwendung gebrachte Zierat nur wenige Grundmotive, und diese selbst bildeten sich, einen eigenthümlichen Stil charakterisirend, nur aus den vier geometrischen Figuren: Dreieck △, Quadrat □, Kreis ○ und Rhombus ◇.

In Folge dessen verwendete der Bildner bei seiner primitivsten Malerei, aber hauptsächlich bei den Holzarbeiten die einfache Linie ————, die Zickzacklinie (Haus) ^^^^^^, und vornehmlich durch theilweise Abrundung der letzteren, die Wellenlinie (Sichel) ∿∿∿∿. Durch den Kantenschnitt entstand das doppelte Zickzack oder die Rhombuskette ⋀⋁⋀⋁⋀⋁⋀ und durch die Ausrundung der damit gewonnenen Vertiefungen die Perlenschnur oder, volksthümlicher, die typische Wagenleiste ⊂⊂⊂⊂⊂⊂.

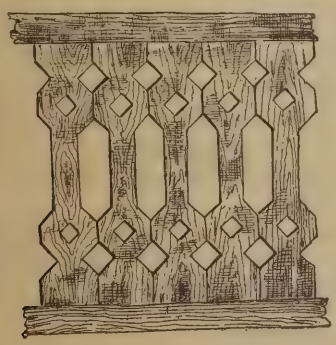
Diese in Verbindung mit Sonne, Mond und Sternen, Herz und Kleeblatt stehenden Leit-

[1]) Dass die alte Landbevölkerung, der steten Gefahr der feindlichen Einbrüche wohl bewusst, diesen zumeist immer schnell vorübergehenden Gewittern auszuweichen verstand, beweisen die vielen uns nun schon bekanntgewordenen Fluchtorte, in welchen Mensch, Thier und Habe gar oft sicheren Schutz fanden.

motive für die gesammte Ausschmückung des inneren und äusseren Hauses und der Geräthe weisen nun direct auf eine wohl einst bestandene Symbolik hin, die nur auf einer uns fremden, aus der vorgeschichtlichen Zeit übertragenen Naturanschauung fussen kann und die sich bei dem conservativen Landleben bis auf unsere Tage erhielt.

Diese von mir lange vertretene Ansicht wird durch eine nur dem Altniederösterreicher typisch zukommende Eigenart wesentlich unterstützt. Der Landbewohner ist nicht nur, wie er sich selbst bezeichnet, ein geborener „Sinnirer" (womit eben auch der echte Wiener zum geborenen Raisonneur wurde), sondern auch ein ausgesprochener „Manderlmacher". Er ist ein geborener Naturbildner, der alle möglichen und unmöglichen Sachen zu einer menschlichen Figur gestaltet und damit auch eine gewisse Wirkung erzielt.

Ich will hier nicht auf längst bekannte Thier- und Menschengestalten hinweisen, welche etwa, wie die *Habergais* oder der *Strohmann* oder wie der *Spornhahn*



Fig, 29. Geländerverzierung von Gutenstein.

oder der *Wudil* (Wuotan), *Dodamon (Dodamanderl), Hetscherlknecht, Schimmelreiter, Winschl (Wunschmanderl)* u. s. w., bestimmten Ortsgebräuchen dienlich waren, muss aber bei dieser Gelegenheit besonders betonen, dass sich unsere Volkskunde bei der Erforschung derartiger Dinge leider mehr mit dem in das Auge springenden Nebensächlichkeiten, als mit der eigentlichen Hauptsache, den in der Type fast einzig dastehenden Veränderungen in einer alten Gebrauchsübung beschäftigt hat.

Ich will dies hier mit einigen Vergleichen begründen: Wer würde z. B. einem in der Gliederung sich ganz nett ausnehmenden Geländer (Brüstungsgeländer) des Bachschuppens des Gasthofes „Zum Bären" in Gutenstein (Fig. 29) entnehmen, dass er es hier nur mit einer modernen Verkünstelung einer alten Uebungsform zu thun hat, die aus einer reinen Menschenfigur ein ganz stilgerechtes Ornament schuf. Und doch ist es so; freilich für Denjenigen, der die Vorform, das frühere Muster dieses Geländerschnittes, die frühere Menschengestalt der einzelnen Bretter nicht genau kennt, existirt eben nur diese Arbeit allein, welche eben die alles modernisirende Zeit aus dem früheren Vorbilde geschaffen hat.

Ein Vergleich mit diesem Vorbilde (Fig. 30), welches wieder einem Geländer von einem nummerlosen Haus in Muggendorf entnommen ist, lehrt uns, wie gross die Umbildung einer bestimmten Type sein kann, wenn das ursprüngliche Motiv, wie hier, in der Umgestaltung aus einem simplen Menschenschnitt zum reinen Ornament wird.

Auf diese Weise schwindet vor unserem geistigen Auge das Alte, und das Neue, der Ersatz, bildet den Verlust, den die wissenschaftliche Landeskunde

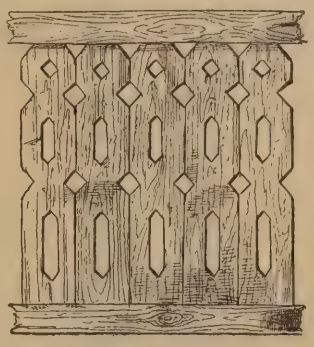


Fig. 30. Geländerverzierung von Muggendorf.

erleiden muss, wenn man nicht alles, was noch erhalten ist, mit der grössten Genauigkeit ergründet und bleibend festhält.

Ich will hier weiters versuchen, zu demonstriren, wie aus dem typischen Manderlzaun die jetzt allgemein gebräuchliche Holzplanke entstanden ist.

Eine die Luftströmung durchlassende offene Verplankung aus Baumrandschnitten, wie sie Fig. 31 zeigt,

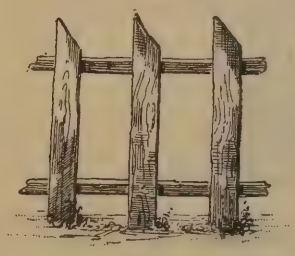


Fig. 31. Offener Plankenzaun.

Fig. 32. *Marschirer.*

wird von der bäuerlichen Bevölkerung als Ausschau behandelt (was an den Ringhof der vorgeschichtlichen Häuser erinnert).

Das aufrechtstehende (meist nicht geschnittene, sondern gespaltene Plankenbrett heisst in Pressbaum *Waller,* Alland *Führer,* Baden *Köpfler,* Wiener-Neustadt *Schrittling,* Leobersdorf *Zugling,* Aspang *Blickling,* Pfaffstätten *Riegler* und Gaaden *Wiedler.*

Die auf dem Anzügl zusammengedrängte, daher geschlossene Verplankung trägt die Bezeichnung *Marschirer* (Fig. 32); zwei gegenübergestellte Plankenbretter von dieser Form *bussen sich* (Fig. 33) und die

zumeist gebrauchte, allgemein übliche Form mit der Mütze *(Apostel)* weist den Kopf (Fig. 34).

Bemerkt muss hier werden, dass die aufrechte (senkrechte) Stellung der Bretter speciell österreichisch ist, während die sonstige deutsche und die ungarische Verplankung nur die wagrechte Benützung der unbeschnittenen Bretter der Länge nach kennt.

Die aufrechte Stellung von gespaltenen oder geschnittenen Rundhölzern bei den alten österreichischen Verplankungen, welche an die bekannte römische

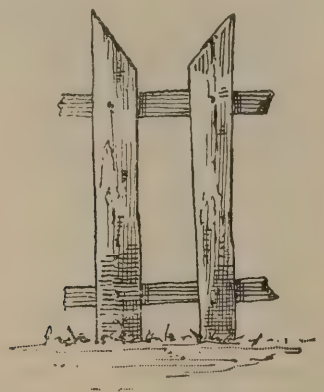


Fig. 33. *Sich bussende* Plankenbretter.

Kreisverpfählung (Palissadentambour) der Trajanssäule erinnern, war eben auch eine natürliche Folge des Holzüberflusses im Lande, der nicht zum Sparen zwang, während in den anderen deutschen und ungarischen Nebenländern bei dem Mangel an leicht spaltbaren Nadelholzarten eine grössere Oekonomie in

Fig. 34. *Apostel*-Zaun.

der Verwendung des Materiales geboten erschien; in der wagrechten Lage wurde eben das geschnittene Holz in der vollen Länge ausgenützt, was wir selbst noch aus dem deutschen Blockhause im „Weisskunig" ersehen können.

Wir haben es also nach dem bisher Gesagten selbst bei der modernen Planke mit uralten technischen Volksausdrücken zu thun, die alle auf die ursprüngliche niederösterreichische Manderlplanke zurückweisen, welche in ihrer reinsten Form die in Fig. 35 abgebildete Gestalt besass.

Ja selbst die modernste Zeit giebt uns in einer derzeit üblichen Form des Kopfes im Plankenbrett die Manderlfigur der Alten wieder (Fig. 36).

Sowie diese Vergleiche recht augenscheinlich bezeugen, dass ein typisches Vorbild nur dann richtig erkannt werden kann, wenn wir die im Laufe der Zeit wechselnden Umgestaltungen verfolgen können, so lernen wir auch zugleich daraus, dass wir über viele Gegenstände kein Bestimmungsvermögen mehr besitzen, weil uns eben in der Kette der Entwicklung ein Verbindungsglied fehlt, das wir leider nicht zur rechten Zeit beachtet haben.

Das Bestreben einer Bevölkerung, welche in einer uns unbekannt gebliebenen Gepflogenheit so weit ging, dass sie sogar die Brettel, wie früher gezeigt, bei den

Fig. 35. Manderlplanke.

Verzäunungen in eine menschliche Gestalt brachte, ist so charakteristisch, dass wir es hier mit einer einzig dastehenden Eigenart unserer alten Landesväter zu thun haben. Derlei *Manderln* werden nicht nur auch zur Einfriedung des Hausgrundes, sondern sogar im Freilande verwendet und sind noch heute hie und da zu sehen.

Erinnern diese zahlreichen Ueberbleibsel einer recht mythischen Herkunft nicht unwillkürlich an die bekannten, ebenso räthselhaften megalithi-

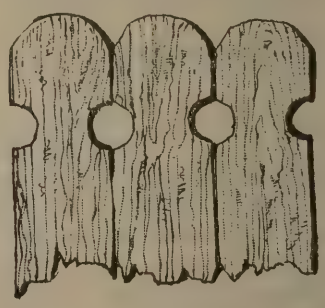


Fig. 36. Planke mit ausgeschnittenen Köpfen.

schen Steinsetzungen? Nur kam bei uns, einst inmitten der herrlichsten Urwälder, anstatt der anderortigen Steinaufrichtung das Holz zur bildlichen Darstellung und Cultherrschaft.

Nach einer Sage sollen die Manderlzäune einst die Gottesäcker im Lande umsäumt haben, was auf einen förmlichen Todtenbrettcult schliessen liesse oder auf das Aufhängen der germanischen Schilde deuten würde.

Die Verwendung der menschlichen Schattengestalt war eine äusserst vielseitige und nicht nur im Umschnitt, wie an Zäunen, Giebelspitzen, Geländern, Verkleidungen, sondern auch im Ausschnitt, wie an zahlreichen Luftschlitzen, gebräuchlich, ja selbst die bei Wehrbauten, Stadtmauern und Burgen ange-

wendeten Schiessscharten, von denen man noch heute Männchen und Weibchen unterscheidet, sind nichts anderes als ähnliche Mauerausschnitte.

Fig. 37 zeigt uns den Umschnitt in den Lindwurmausladungen an den gekreuzten Giebelsparren und Fig. 38 führt uns den Giebelmann vor, der in fünf Typen schon von der ausgeprägten Menschengestalt zur Partisane entartete. Diese Typen stammen der Reihe nach von Rohrbach (1687), Nöstach (1701), Sattelbach (1759), Alland (1805) und Baden (1830); die in Klammern gesetzten Jahreszahlen bedeuten das Hauserbauungsjahr.

Fig. 37. Giebelsparren in Lindwurmform.

Die Fig. 39 zeigt den Ausschnitt (Lichtschlitz) in einer Bodenthür, dessen hauptsächliche Type immer eine gefusste oder ungefusste Menschengestalt zeigt.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir auch die bäuerlichen Zeichnungen berücksichtigen, die theils durch den Farbenstrich, theils, und zwar zumeist, durch Einritzungen (Strichschnitte) entstanden. Fig. 40 bringt einige von solchen Zeichnungen zur Darstellung, welche im Volksmunde folgende den einzelnen Bildern entsprechende Namen führen:

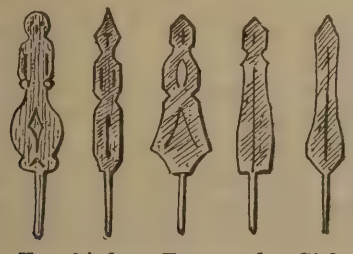


Fig. 38. Verschiedene Formen des Giebelmannes.

Waldmann, Thalmann, Heumann, Holzmann und Mühlmann. Der Mehl- oder Mühlmann wird selbst heute noch auf dem Aufsteckbrett der Müllerwagen als liegendes, beiderseits vierfach angebrachtes Ornament verwendet.

Bei dem Bauernsessel tritt in der Lehne der Umschnitt in den mannigfaltigsten Formen auf und es wäre sehr interessant, wenn diese Gestaltungsarten alle, wenigstens im Modelle, erhalten blieben. Der Ausschnitt in der Lehne, der wie beim Schemel auch als Traggriff gebraucht wird, zeigt meistens ein Herz oder ein Kleeblatt, seltener den Mond, den Stern oder das Kreuz.

Die typischen altniederösterreichischen Fenster- und Thürumrahmungen besitzen stets das Herz, das bald mit der Spitze, bald mit dem Einschnitt an die Ecken gesetzt wird; beim Bilderrahmen sind diese mit dem verzogenen Herz, dem Klammerschnitt —⁀—, verbunden.

Eine weit gefälligere und leichtere Art von Stühlen, welche eine geänderte Rücklehne besitzen, gehörte schon dem XVI. Jahrhundert an und hat sich auch bis in unsere Tage erhalten.

Eine weitere, ganz allein dem alten Ostmarkhause angehörige Specialität sind der dreieckige Tisch und der dreieckige Stuhl.

Der erstere war, was recht idyllisch berührt, an die Wand gestellt, dem jungen Ehepaar verehrt und

Fig. 39. Lichtschlitz in einer Bodenthür.

ermöglichte das traulichste Beisammensein; der letztere besitzt, wie der Tisch, nur gerade Beine.

Indessen weist der dreieckige Stuhl, *Monreiter* (Fig. 41) genannt, wieder eine Eigenthümlichkeit auf, die darin beruht, dass das Sitzbrett die ausgeprägte Figur einer Menschengestalt besitzt; man sass auf ihm nicht wie auf einem Stuhl der Jetztzeit, sondern man ritt förmlich auf ihm wie auf einem modernen Bicyclesattel.

Dieser Stuhl war auch männlich und weiblich und wurde von den Frauenzimmern nur an der Breitseite benützt.

Auch diese sonderbare Stuhlform erhielt hie und da eine in das Sitzbrett eingezapfte Rückenlehne mit

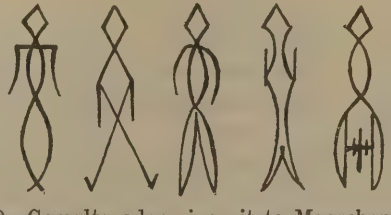


Fig. 40. Gemalte oder eingeritzte Menschenfiguren.

der gleichen, aber gestürzten Manderlfigur; doch sind bei dieser Ausgestaltung die Fusshölzer, wie bei allen bekannten Bauernstühlen, schräg gestellt.

Alle Stühle dieser Art besitzen ein ausgeschnittenes Herz, das in der Rückwand der menschlichen Gestalt, recht sonderbar verkehrt, eingeschnitten ist, damit aber der ganzen Darstellung zwei Beine giebt.

Ausser diesen bisher geschilderten Um-, Aus- und Einschnittverfahren zur Herstellung figuraler Begriffe in glatten Bretterflächen gab es auch eine plastische Holzschnitzelei, die sich von den kleinsten Sachen, wie: Leber- und Todtenmanderln, Kegelfiguren, zahlreichen Gesichtsmasken, Schreckfiguren,

Stockgriffen, Pferdegeschirren, Wagenbäumen u. dgl., auch auf grosse Holzobjecte, Stützsäulen und hauptsächlich auf das Brunnenrohr erstreckte.

Ich selbst sah noch vor wenigen Jahren auf freiem Felde zwischen Grossau und Merkenstein einen alten *Wudil* als Brunnen benützt, dessen Schöpfrohr eine merkwürdig plumpe menschliche Gestalt zeigte und dessen Spalus zum Aergernis der Vorübergehenden das Wasser abgeben musste.

Derlei Figurenklötze befanden sich auch bei den Aufziehbrunnen, jedoch dort schon seltener.

Die Verwendung des Brandes zum Schmuck von Möbeln und Geräthschaften oder zur Stockzier war nicht allgemein immer geübt, dagegen wurde local in ein-

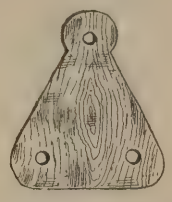


Fig. 41. Sitzbrett eines *Monreiters*.

zelnen Orten bei der Herstellung des Hausrathes davon der ausgiebigste Gebrauch gemacht.

Ueber die Anwendung der vier Grundmotive der alten Ostmärker zum Zierat am und im Hause liesse sich eine lange Abhandlung schreiben, umsomehr, als diese Formen in der Verdreifachung am meisten benützt wurden.

Das Dreieck stellte die Männlichkeit, der Rhombus die Weiblichkeit vor. Die Verdreifachung bildete die Menschenfigur.

In der Verbindung von geraden mit gezackten Linien schuf der Altniederösterreicher eine Linien-

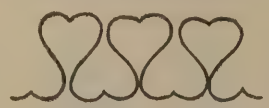


Fig. 42. Altniederösterreichisches Herzmotiv.

ornamentik, die ebenfalls in ihrer Art einzig erscheint und selbst noch derzeit an besonders alten Hausthoren zu sehen ist. Diese Thore bilden ebenfalls eine altösterreichische Eigenthümlichkeit, die dem sonstigen deutschen Hausthor gänzlich fremd ist.

Die Stäbe und Pfosten an Geländern, die Säulen, die Beleistungen am Prunkmobiliar, der Schmuck an Geräthschaften und insbesondere am Wagen besassen daher den scharfen oder den gerundeten Kantenschnitt.

Als besonderes Charakteristikon des altniederösterreichischen Zieratenwesens mag das vielfach verwendete, aber keinem Nebenlande weiters angehörige typische Original-Herzmotiv gelten, das in der Verbindung einer Reihe aufrechter und verkehrter Herzen besteht. Wie in Fig. 42 ersichtlich ist, wurde es in einem Zuge gezeichnet und gleicht jenem vielfach vorkommenden bekannten Ueberbleibsel der speciellen Altwiener Verzierungsübungen, die wir als sogenannte Wiener Einzugsornamentik bezeichnen.

Dieses gesammte Verfahren, bei welchem gelegentlich die Sonnenscheibe, die Mondsichel, ja selbst der Stern nicht fehlen durfte, erhielt durch die sinnige Beigabe der Herz- und Kleeblattform eine Milderung in der Strenge und ging erst nach der letzten Türkeninvasion in jene ganz schmucklose Herstellungsart über, welche wir an unseren angeblich alten und durchwegs recht nüchternen Bauernmöbeln bewundern.

Dafür änderte sich das Material. Während man vorher fast alles nur aus weichen Holzarten ausarbeitete und nur für die Zimmerdecke das widerstandsfähige harte Eibenholz verwendete, bekam der Wohnraum ein Gedeck aus weichem Nadelholz, aber die Stube dafür ein eichenes Mobiliar, und diese zumeist dem bürgerlichen Stadthause entnommenen, recht mittelalterlichen Zimmergeräthschaften werden von uns nun ganz ungerechtfertigt als Bauernmöbel bezeichnet.

VI. Die Lieblingsfarben.

Die Lieblingsfarben der alten Ostmärker waren und sind noch heute gelb und blau, und der Landbewohner hatte für sie alle nur mögliche Verwendung, ja, die Vorliebe der Altvorderen für diese unsere heutigen Landesfarben war so gross, dass sogar die alte „Heraldik“ sie scheinbar bei der Schaffung des alten Landeswappens, das die goldene Lerche im blauen Felde zeigt, wegen ihrer Volksthümlichkeit berücksichtigte.

Das bäuerliche Wohnhaus wurde und wird noch heute — mit immerwährender Ausnahme der Stall- und Wirtschaftsgebäude — von aussen gelb und blau gefärbelt; Gelb bedeutet das Holz und den Wald und Blau die schützende Mauer und des Himmels Gunst. Der Innenraum der guten oder der schlechten Stube kannte nur eine gelbe oder blaue Tünche; war die Mauerwand gelb, so bekam der Plafond (die Balkendecke) einen blauen Anstrich oder umgekehrt musste die blaue Zimmerwand eine gelbe Holzdecke haben. Die auffallende Tünchung der hölzernen Zimmerdecke erfolgt deshalb, weil man die angeräucherten, daher schwarz gewordenen Stubenpfosten für schmutzig, alt und unschön ansah und hauptsächlich die mit Mörtel verschmierten Staubräume zwischen den Balken und dem Deckenholz, das oft übereinander lagert, verdecken wollte. Selbst die Kantenlinien des Abstriches zwischen Mauer und Bedachung war dieser ständigen Wechselordnung unterworfen.

Die Bewohner, Mann, Weib und Kind, kleideten sich in älterer Zeit zumeist nur in Stoffe von gelber und blauer Farbe und selbst jedwedes Mobiliar war, bevor die später übliche Blumenmalerei (im XVI. Jahrhundert) eintrat, lichtblau grundirt und dunkelblau verziert.

Dass dabei auch in der Keramik die blaue Farbe eine grosse Rolle spielte, ist selbstverständlich; bemerkenswert aber erscheint, dass die typischste Erscheinung der bäuerlichen Majolica, das *Weinkrügel*, von allem Ursprung an ein niederösterreichisches Landesfabrikat war, das sich aus unseren, vor der letzten

Türkeninvasion weit ausgedehnten Weinländern dann in aller Herren Länder verbreitete.

Jedweder kirchliche Schmuck war blau und gelb, und der blaue Himmel mit den goldenen Sternen, Monden und Sonnen ist noch heute in mancher Waldkapelle zu erschauen, ja sogar das Kreuz des Erlösers wurde nicht, wie heute, roth, sondern blau bemalt.

Der einzige Edelstein bäuerlichen Schmuckes im Ohrgehänge oder im Fingerring ist der blaue Türkis, der noch in den blauen Glasperlen der Halsschnur einen falschen Rivalen fand.

Beachtenswert ist weiters noch, dass als Lieblingsblumen der Wiener das Veilchen, das Vergissmeinnicht und der Enzian gelten und dass selbst die Buchstaben der Haussprüche ebenfalls mit blauer Farbe gezeichnet wurden und dass die jetzt gebräuchlichen rothen Anfangsbuchstaben erst der jüngeren Zeit (dem XVIII. Jahrhundert) angehören.

VII. Die alte Hausschrift.

Das alte Niederösterreich ist besonders beachtenswert durch den grössten Sagenreichthum aller unserer Kronländer und bildet in dieser Beziehung eine schier unerschöpfliche Fundgrube für die verschiedensten Forschungszwecke. Der Landbewohner selbst hat sogar

Fig. 43. Fig. 44.

Fig. 43. Zählung des weiblichen Alters.
Fig. 44. Zählung des männlichen Alters.

eine eigene Hausschrift, deren einstige allgemeine Verwendung als Hauszeichen schon ganz in Vergessenheit kommt.

Hier einige Beispiele: das Zeichen ⌒ bedeutet jung und das Zeichen ⌒ bedeutet alt; daher wird ein Haus mit der Giebelkrönung ⌒⌒ höchst charakteristisch immer als Althof gekennzeichnet. Die *Rossgosche*, der Lindwurm, kommt heute schon seltener vor.

Auf diesem mythischen Zeichenkreuz[1]), der Spinne — daher die vielen Spinnensagen — basirt die Zählung des Lebensalters für weibliche (Fig. 43) und für männliche Personen (Fig. 44), indem jedes Geäste von oben gezählt 10, 20, 30, 40, 50, dann nach unten gezählt 60, 70, 80, 90, 100 Jahre des steigenden und fallenden Lebensalters des Menschen angiebt. Die nebengesetzte Anzahl von Punkten bezeichnet die betreffende Zwischenzahl, z. B. ist ⊥.. = 12, ⊥..... = 25.

Daraus entstanden die Zahlen: | = 1, ⌋ = 2, ⌋ = 3, ⊤ = 4, ⌝ = 5, ⊏ = 6, ⌝ = 7, ⌶ = 8, ⌋⌜ = 9 und ⊥ = 10, die eine Entzifferung im Runenschnitt der Hausbalken sehr leicht ermöglichen.

[1]) Der Hirsch galt dem Ostmärker für nicht sterblich und wurde durch die Geweihablegung zum Zählthier und Stammbaumzeichen.

VIII. Die alte Tracht.

So wie der Hut das Zeichen der Herrschaft bildet, so ist der Schuh von jeher das der tiefsten Knechtschaft, und es war daher in den Tagen des Bauernkrieges kein blinder Zufall, dass sich die Rebellion den Bundschuh zum blutigen Feldzeichen erkor.

Derselbe Bauer, der in der Nachempfindung seiner einstigen Unterwürfigkeit beim Besuche einer vornehmen Person noch heute demüthig den eigenen Hut vor der Thürschwelle auf den Boden legt, duldet unter seines Gleichen im Bewusstsein seines eigenen Ranges keine anderweitige Selbstüberhebung.

Diese Rangirung des eigenen Wertes übte auch auf die Tracht des alten Niederösterreichers einen ganz besonderen Einfluss aus; und wenn wir heute einen Waldbauer erblicken, der noch im Besitze einer Weste mit silbernen Knöpfen ist, so werden wir gewiss dabei nichts besonderes denken; denn diese gehören nun einmal zu der alten Bauerntracht. Und doch galt einst das Recht des Tragens einer bestimmten Anzahl von Knöpfen als ein heiliges, uraltes Landesprivilegium, das den Dagegenhandelnden in recht arge Bedrängnis bringen konnte.

Der Arbeiter (Hörige, Taglöhner, Knecht) durfte nur 5 *(Hand)*, der Kleinbauer (Häusler, Wald- und Rottenbauer) nur 6 *(Woche)* Knöpfe tragen, während der Ortsbauer 8 *(Kirche)*, der Ausnehmer 10 *(Herr)* Knöpfe tragen musste und der Grossbauer (Vorstand) deren sogar 12 *(Apostel)* besass[1]).

Sowie dieser interessante Gebrauch schon längst vergessen und von der Forschung gar nicht beachtet wurde, so haben wir auch nie auf unsere alten Landestrachten Bedacht genommen; thatsächlich haben wir auch kein richtiges Bild von dem Wechsel der alten Tracht, die eben ganz merkwürdigerweise keine gleichartige, sondern selbst in unserer Gegend bis vor 50 Jahren eine recht verschiedene war.

Ein kleines Beispiel möge auch diesen Verlust illustriren: Im Jahre 1806 trugen die Burschen in Mayerling noch schwarze Beinkleider, rothe Brusttücher, grüne Tragbänder und einen ungeheuren runden Hut, und die Mädchen prunkten in vollen, reichbesetzten Brustlatzen, faltenreichen, dunklen Röcken und blau- und schwarzseidenen Schürzen, wozu noch das kleine schwarze Häubchen mit sehr breiten, weit über das Gesicht vorstehenden steifen Spitzen kam. Der Bauer in Kottingbrunn dagegen hatte zur gleichen Zeit hohe Stiefel, einen langen gelben Rock und einen kleinen Hut.

IX. Schlussbetrachtung.

Nach allen bisher von mir im Detail besprochenen Zugehörigkeiten zum altniederösterreichischen Wohnhause, das je nach der Localität, sei es nun auf dem

[1]) Ziffernerklärung: 5 = *Hand:* er lebt nur von der Hand; 6 = *Woche:* er arbeitet nur sechs Tage und hat einen Ruhetag; 8 = *Kirche:* er arbeitet nur alle acht Tage und sitzt am Sonntag im Wirtshaus; 10 = *Herr:* versinnbildlicht die Doppelhand, die Ruhe; er macht nichts und 12 = *Apostel:* er befiehlt.

Lande oder in der Stadt, in der Ebene oder im Gebirge gelegen, zahlreiche weitere Eigenthümlichkeiten aufzuweisen hat, zeigt sich im allgemeinen das Typische desselben in Folgendem:

Das Haus ist als Steinbau ohne allen Schmuck aufgeführt und nur mit Mörtel verputzt. Das Dach ist mit Stroh, Holzbrettern oder Schindeln gedeckt und in den beiden letzteren Fällen oft durch aufgelegte Querhölzer und Steine befestigt und beschwert; es schliesst entweder an der Stirnseite mit dem Steingiebel oder der Holzgiebelfüllung ab oder springt etwas vor. In letzterem Falle kommt der Giebelschmuck zur Geltung, der unvollkommen als Aufsatzzeichen die Verschrägung der Balken mit Thierdarstellungen (Rosskopf, Lindwurm u. s. w.) oder die Spitzbekrönung mit dem Hausmann oder das sogenannte *Stangenei* des Bauernwagens zeigt oder vollkommen mit einer dieser beiden Spitzverzierungen im Giebelfelde die Sonnenscheibe sammt den vier

Fig. 45.
Das Stangenei im Bretterschnitt.

Fig. 46.
Das plastische Stangenei.

Monden (Jahreszeiten) trägt. Aus der Sonne entstand das Giebelloch in mannigfaltiger Ausgestaltung.

Fenster und Thüren tragen bei ausgebildetem Stil — ob Holz- oder Steinbau — die früher bezeichnete ausgeschnittene Holzumrahmung und jedes Gelände das charakteristische Figurenelement (die Manderlgestalt). Erwähnenswert ist noch, dass der Giebelstutz beim alten Ostmarkhause ebenfalls den Klammerschnitt als Verzierung nach unten besitzt[1]).

Die Zimmerdecke besteht aus vierkantigen Tragbalken mit darüber gelegten Querladen. Einer der Balken, der *Grüstbaum,* trägt gleich dem gewaltigen Pressbaum der Hauer oft die Jahreszahl der Neudeckung, die meist zwischen die Jahre 1500 und 1683 fällt. Die Neudeckung von „Brandstätten" ist urkundlich vielfach nachweisbar. Nach der letzten Türkeninvasion findet sich die Jahreszahl in der Regel mit dem Hausspruch am Steingiebel. Die alte Hausschrift der einsamen Bergler ist meist im Giebelbalken, oft aber an der Hausthür eingeschnitten.

Ueber das typische Hauszeichen der alten Landesbewohner, das sogenannte *Stangenei* (Fig. 45 und 46) auf den Hausgiebeln, sei bemerkt, dass dasselbe den eigentlichen Schild und das symbolische Handwerkszeichen des Waldbauern, den Waldwagen oder Wildschlitten, darstellt.

Es ist dies wohl das einfachste und älteste bekannt gewordene Wagenmodell, ein echter prähistorischer Wagen, der selbst noch heutzutage in hügeligen Gegenden ohne Räder, ohne Nägel, ohne Stricke, überhaupt ohne alles früher vorbereitete Zugehör, gleich an Ort und Stelle im tiefsten Walde verfertigt wird und seine Bestimmung dennoch erfüllt.

Der Bauer verfertigt nämlich dieses Vehikel derart, dass er zwei federnde, schwache Baumstämme mit einem Weidengeflecht zu strammen Bogen spannt und an der Endgabelung derselben die Zugstange einspannt. Zwischen den gekreuzten Bogenenden wird die Last des zu transportirenden Holzes gelegt, und der primitivste Wagen der Welt wird von den Menschen schlittenartig über Stock und Stein geschleift. Derlei Hutschfedern- oder Bogenwagen heissen im Volksmunde *Zitter-* oder *Gangl*-Wagen und werden auch noch als Kinderspielzeug benützt.

Die innere Einrichtung des eigentlichen Wohnraumes, der zugleich Schlafraum ist, weist bis in das XVI. Jahrhundert ausser dem Ofen nur die niederen Bettstätten, die Kinderwiege, die Ofenbank, den Tisch, Stühle und die unvermeidliche Truhe, den Vorläufer des bäuerlichen Kastens, auf. Bettstellen, Truhen mit Jahreszahlen, Geschirrkorb u. s. w. sind meist lichtblau grundirt und mit dunklem Blau linirt oder kantirt.

Im XVI. Jahrhundert ändert sich der Geschmack in der Ausschmückung, das alte Linienornament macht dem von den Alpenländern eindringenden Blumencult Platz. An Stelle kabulistischer Zeichen tritt die rothe Rose und die gelbe und rothe Tulpe mit Blatt- und Stengelschnörkeln. Zu der bemalten Truhe kommt der bemalte Kasten; und in diesem vielfach recht seltsamen Genre eines noch unbekannten Vorläufers unserer heutigen Secession schuf die bäuerliche Kunst ohne eigentliche Vorbilder theils selbst, theils durch wandernde Künstler in diesem Fache ganz beachtenswerte hochoriginelle Arbeiten, an deren Erhaltung leider auch bei uns viel zu spät gedacht wurde.

Mit dem traurigen Momente, wo die politirten Möbel in der bäuerlichen Stube Einzug hielten, ging der für Jedermann anheimelnde Eindruck einer echten Bauernstube für immer von dannen.

Fassen wir das bisher Gesagte zu einem Gesammtbilde zusammen, so kommen wir zu dem Resultat, dass in Folge der geographischen Lage und der politischen Rangirung der alten Ostmark ein besonderer Einzug fremder Einflüsse in unsere Gegend absolut nicht stattgefunden hat, da eben der auf den blutgedüngten Boden der Erde einmal eingesetzte deutsche Grenzpflock gar standhaft treue Landeswacht gehalten hat.

Der oft gedemüthigte und vom Boden vertriebene Bewohner hat sich nie mit den Feinden des Landes verbunden und vermischt und seine noch wohl aus den Zeiten Karls des Grossen stammende Eigenart bis in unsere Tage erhalten.

Dagegen ist aus dem Geschilderten leicht zu entnehmen, dass der Auszug unserer Sitten seinen Ein-

[1]) An einigen Häusern in Tribuswinkel, Baden und Pfaffstätten ist dieser noch sehr charakteristisch erhalten.

fluss auch über die Grenze geltend machte und dass wir bei den Forschungen über der Leitha volkskundlich nur das finden können, was wir einstens selbst abgegeben.

Es wäre daher an der Zeit, wenn die deutsche Hausforschung das altniederösterreichische Wohnhaus auch einmal von jenem Standpunkte betrachten würde, den ich heute nur oberflächlich gestreift habe, und wenn dieses geschehen könnte, würde ich mich glücklich fühlen, dass ich mit meinem heutigen Vortrage die erste Anregung dazu gegeben habe.

Ausserordentliche Versammlung am 17. December 1900

im Saale des Ingenieur- und Architekten-Vereines.

Vorsitzender: Dr. Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

Herr **Adolf Fischer** (Berlin) hält einen Vortrag unter Vorführung von Skioptikonbildern

Ueber die Ureinwohner Formosas.

Er schildert die Eindrücke, die er während seiner dreimonatlichen Expedition auf Formosa empfing. Vorerst gab der Vortragende einen historischen Rückblick über diese Insel und wandte sich dann der Schilderung des Südens zu, wo er von Biorio aus eine vor ihm von Europäern noch nicht gemachte Tour ausführte. Er erörterte seine Wanderungen durch das Gebirge zu den Paiwan, dem mächtigsten Stamm der Eingebornen auf Südformosa, und berichtete seine Erlebnisse in Li-li-shá, ihrem Hauptsitze, wo er bei dem Häuptling Kuliu wohnte. Während seines dortigen Aufenthaltes fand ein Ueberfall von Angehörigen des Kwananstammes auf diesen Ort statt. Der Redner durchquerte sodann Gebiete, die von den Eingebornen zum Zwecke der Urbarmachung niedergebrannt wurden, und drang in die Urwälder vor, deren überreich wuchernde Vegetation er in Bildern vorführte. Er schilderte die Hochzeitsgebräuche, die Todtenbestattungen, die Volksmeinungen und die Gottheiten, wie den Jagdgott Kachirai, die männliche Gottheit Pogatan und die Göttin Tipurai; ferner behandelte er ausführlich die Lebensweise und die Sitten der Ureinwohner und gab ein anschauliches Bild von den Bemühungen der Japaner, sie für ihre Cultur zu gewinnen.

Eine andere Tour machte der Vortragende in die Kampferwälder bei Tao auf Nordformosa, wo er die sinnreiche Weise der Kampfergewinnung durch die Eingebornen kennen lernte. Mit der Schilderung eines Bacchanales der Ureinwohner schloss der Redner seinen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag.

Sitzung des Redactions-Comités am 18. December 1900

im Decanatslocale der medicinischen Facultät im Universitätsgebäude.

Anwesend: Vorsitzender Dr. Karl Toldt, Dr. Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg, Franz Heger, Franz Ritter v. Hopfgartner, Josef Szombathy, Dr. Emil Zuckerkandl.

1. Herr Custos Josef Szombathy erstattet ausführlichen Bericht über die Frage der Formatänderung. Es wird beschlossen, dem Ausschuss auf Grund der von dem Referenten gesammelten Materialien die Aenderung des Formates der „Mittheilungen“ auf Lexikon-Octav vorzuschlagen.

2. Der in der Monatsversammlung vom 12. December 1899 gehaltene Vortrag des Herrn Julius Teutsch über prähistorische Funde aus der Umgebung von Kronstadt, dessen Abdruck noch im XXX. Band der „Mittheilungen“ erfolgen soll, bedarf eines reichen Illustrationsmateriales, vor Allem einer Farbentafel. Dem Ausschuss wird empfohlen, für diese Tafel den Betrag von Kr. 250 zu bewilligen. Sollte der Preis ein höherer sein, so sei die Angelegenheit einer nochmaligen Berathung zu unterziehen.

3. Es gelangen drei Manuscripte der Herren Dr. Moriz Holl, Dr. Martin Kříž und Dr. Richard Lasch zur Berathung und Begutachtung.

4. An Stelle des aus dem Redactions-Comité geschiedenen Herrn Professors Dr. Rudolf Meringer wird dem Ausschuss die Wahl des Herrn Sectionschefs Arthur Freiherr Schwäger v. Hohenbruck empfohlen.

Ausschuss-Sitzung am 20. December 1900.

Anwesend: Vorsitzender Dr Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg, Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl, Franz Heger, Franz Ritter v. Hopfgartner, Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg, Dr. Vatroslav Jagić, Dr. David Heinrich Müller, Dr. Otto Müller, Karl Freiherr v. Schlosser, Josef Szombathy.

1. Das Protokoll der Ausschuss-Sitzung vom 9. November 1900 wird verlesen und genehmigt.

2. Aufgenommen werden als unterstützende Mitglieder:

Heinrich Karl August Fürst von und zu Liechtenstein, Oberlieutenant i. d. Res., Professritter des Malteser-Ritterordens in Wien (Andrian);

Franciska Schlesinger, Doctors- und Generalsecretärs-Witwe in Wien (Dr. Leopold Freiherr v. Andrian-Werburg);

und als wirkliche Mitglieder:

Freiherr Richard von und zu Eisenstein, k. u. k. Feldmarschall-Lieutenant in Wien (für 1901, Andrian);

Dr. Friedrich Salomo Krauss, Ethnograph in Wien (Hein);

Dr. Adolf Ritter Weiss v. Tessbach, Advocaturs-Candidat in Wien (für 1901, Hein), und

Karl Wohlgemuth, Volksschullehrer in Bozen (für 1901, Hein).

3. Für das Jahr 1901 werden die Monats-Versammlungen für die zweiten Dienstage der Monate Jänner (8.), Februar (12.), April (9.), Mai (14.), November (12.) und December (10.) anberaumt; die Jahres-Versammlung wird für Dienstag den 12. März festgesetzt.

4. Das Redactions-Comité (Referent Josef Szombathy) beantragt die Aenderung des Formates der „Mittheilungen“ auf Lexikon-Octav. Wird angenommen.

5. Ferner beantragt das Comité, dem Redacteur den Betrag von Kr. 250 für die Herstellung einer Farbentafel zu dem in Druck zu legenden Vortrag des Herrn Julius Teutsch über prähistorische Funde aus der Umgebung von Kronstadt zu bewilligen. Wird angenommen.

6. Auf Antrag des Redactions-Comités wird Herr Sectionschef Arthur Freiherr Schwäger v. Hohenbruck als Mitglied desselben gewählt.

7. Herr C. E. Landgren in Helsingborg (Schweden) berichtet, dass sich dort ein jetzt aus 25 Mitgliedern bestehender Studienverein gebildet habe, und bittet, demselben mehrere ältere Jahrgänge der „Mittheilungen“ zu überlassen. Das Secretariat wird ermächtigt, von jenen Jahrgängen, von welchen noch mehr als 100 Exemplare vorhanden sind, je eines an diesen Verein abzugeben.

8. Die Gesellschaft wurde zu der am 15. December 1900 stattgefundenen Enthüllung des Goethe-Denkmales eingeladen und bei dieser Feierlichkeit durch den zweiten Secretär Franz Ritter v. Hopfgartner vertreten.

Bambuszithern.

In einer Notiz im XIII. Bande (1900) des Internationalen Archivs für Ethnographie (S. 206) findet es Herr Director Dr. Schmeltz befremdlich, dass ich seine Mittheilung über das Vorkommen der Bambuszither in Java übersehen habe. Diese ganze Mittheilung beschränkt sich indes auf den Satz: „Die Bambuszither findet sich in Indonesien nicht nur auf den Molukken, sondern auch auf Java und Sumatra (Bataks) und ausserdem auch auf den Philippinen.“ Dieser ganz beleglosen Behauptung kann man ja — ex persona auctoris — Glauben beimessen, aber ein Beweis ist sie nicht, umsoweniger, als sie andererseits die Meinung erwecken kann, das Instrument komme in Indonesien weiter nirgends vor als auf den genannten Inseln und Inselgruppen. Dass die Bambuszither z. B. auf Timor, Nias und Borneo vorkommt, ist sicher. Uebrigens ist es mir längst klar, dass die Bambuszither auf Java thatsächlich vorkommt; ich habe sie seither in mehreren deutschen Museen gefunden; aber es muss gleich bemerkt werden, dass der Typus der javanischen Instrumente, die ich gesehen habe, ein ganz anderer ist, als der auf den übrigen Inseln. Ich habe noch eine Reihe weiterer Nachweise gesammelt und beabsichtige, gelegentlich eine Systematik dieses Instrumentes mitzutheilen. **Dr. L. Bouchal.**

Eröffnung des Museums der „Niederösterreichischen Landesfreunde“ in Baden.*)

Die Eröffnung der Musealsammlungen des Vereines der „Niederösterreichischen Landesfreunde“ in Baden fand daselbst am Donnerstag den 1. November 1900 durch den Bürgermeister Herrn Rudolf Zöllner statt. Die in einem Souterrainlocale des neu erbauten Kaiser Franz Josef-Landes-Real- und Obergymnasiums untergebrachten Sammlungen repräsentiren einen schon derzeit ganz beachtenswerten wissenschaftlichen und materiellen Wert.

Der Verein, der nach seinen Statuten die Gründung eines niederösterreichischen Landesmuseums anstrebt und in diesem Sinne über nicht unbedeutende Sammlungen verfügt, hat sein Local zum Mittelpunkte aller ähnlichen Badener Vereine gemacht und sich dadurch ein Verdienst erworben, da damit dem Untergang weiterer Objecte eine Schranke gesetzt wurde. Die Musealsammlungen geben zwar noch derzeit das Bild eines Ortsmuseums, haben aber mit der Angliederung von diversen Privatcollectionen den Rahmen eines solchen schon bedeutend überschritten und werden in Bälde ihrem schönen Ziele merklich näher gerückt sein.

Mit dem Museum des Vereines ist ein ebenfalls in der Ausgestaltung begriffenes „Niederösterreichisches Biographien-Archiv“ und die Anlage einer speciellen Landesbibliothek verbunden. Die Durchführung des Ganzen wurde von unserem Mitgliede Gustav Calliano angeregt und bis heute in opferwilligster Weise geleitet.

Nachstehende Tabelle zeigt ziffernmässig den

Bestand der Sammlungen im ersten Museumsjahr 1900.

Fach	Geschenke	Käufe	Vereinsaufsammlung	Einstellung	Summa
Karten, Pläne, Atlanten	12	4	—	10	26
Urkunden, Archivalien	2	—	1786	812	2600
Druckwerke	1977	201	—	—	2178
Manuscripte	2	—	—	1	3
Heraldik, Siegel	26	—	—	13	39
Münzen	97	1	—	713	811
Medaillen	6	1	—	224	231
Prähistorisches	—	—	836	2801	3637
Römisches	2	—	327	211	540
Waffen und Zugehör	2	—	—	16	18
Keramik	410	9	—	298	717
Gläser	1	—	—	21	22
Metallarbeiten	23	2	14	63	102
Schnitzwerke	4	4	1	3	12
Costümgegenstände	10	3	1	8	22
Volkskundliches	31	88	17	102	238
Malerei und Zeichnungen	100	4	—	—	104
Kupferstiche, Holzschnitte, Photographien	606	500	—	—	1106
Musikalien	14	—	—	32	46
Mineralogie	—	—	311	122	433
Geologie	8	—	141	4171	4320
Vergleichssammlungen	—	—	—	846	846
Diverses	53	1	115	214	383
Summe der Exemplare					18434

*) Aus Anlass der Eröffnung dieses Museums erschienen sehr eingehende Schilderungen seines reichen Bestandes in der „Oesterreichischen Volkszeitung“ vom 18. November 1900 (von Eduard Kapralik) und in der „Badener Zeitung“ vom 31. October 1900.

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

177. Affaldsdynger fra Stenalderen i Danmark undersogte for Nationalmuseet. Résumé en français. Af A. P. Madsen, Sophus Müller, Carl Neergard, C. G. Joh. Petersen, E. Rostrup, K. J. V. Steenstrup, Herluf Winge. Udgivet paa Carlsberg-Fondets Bekostning. Paris, Kopenhagen, Leipzig 1900. Gesch. d. Directors Müller im Nationalmuseum in Kopenhagen.

178. Album der im Museum der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften aufbewahrten prähistorischen Denkmäler des Grossherzogthums Posen. Herausgegeben von Sanitätsrath Dr. K. Koehler. Heft II mit 21 Tafeln und 47 Seiten Text. Posen 1900. Gesch. d. Gesellschaft.

179. Anales del Museo nacional de Montevideo publicados bajo la dirección del professor J. Arechavaleta: Tomo III, Fasciculo XIV, Montevideo 1900.

180. — Tomo II, Fasciculo XV, Montevideo 1900.

181. — Tomo II, Fasciculo XVI, Montevideo 1900.

182. — Tomo III, Fasciculo XVII, Montevideo 1901.

183. — Tomo III, Fasciculo XVIII, Montevideo 1901.
Nr. 179—183 Gesch. d. Directors.

184. Anniversario CCCL. della Università di Messina. 1900. Gesch. d. königl. Akademie Peloritana.

185. Atti della R. Accademia Peloritana. Anno XIV 1899—1900. Messina, Tipogr. D'Amico 1900. Gesch. d. königl. Akademie Peloritana.

186. Bastian A.: Die Probleme humanistischer Fragestellungen und deren Beantwortungsweisen unter den Zeichen der Zeit. Verlagshandlung Dietrich Reimer (Em. Vohren). Berlin 1901. Gesch. d. Verlagshandlung.

187. Batikkunst. Die — in Indien und ihre Geschichte. Herausgegeben von G. P. Rouffaer und Dr. H. H. Juynboll. (Veröffentlichungen des Niederländischen Reichsmuseums für Völkerkunde in Leiden.) Mit mehr als 100 Volltafeln und Abbildungen im Text. I. Bd., Fol., XXX + 24 Seiten. Druck und Verlag von H. Kleinmann & Co., Haarlem, Holland. Gesch. d. Verlegers.

188. Bericht über die Feier des 50jährigen Jubiläums der k. k. geologischen Reichsanstalt. Zusammengestellt von Dr. Emil Tietze und Dr. Anton Matosch. Wien 1900. Gesch. d. Reichsanstalt.

189. Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 17. Serie, 1898—99, Nr. 3 und 4. Gesch. d. Gesellschaft.

190. Brigham William T.: An Index to the Islands of the Pacific Occan. A handbook to the chart on the Walls of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History. Honolulu 1900. Gesch. d. Museums.

191. Caland, Dr. W.: Altindisches Zauberritual. Probe einer Uebersetzung der wichtigsten Theile des Kauśika Sūtra. (Verhandelingen der koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. Afdeeling Letterkunde. Nieuwe Reeks. Deel 3. No. 2). Amsterdam 1900. Gesch. d. Verfassers.

192. Chamberlain, Dr. Alexander Francis: The Child. A study in the evolution of man. Illustrated. London, Walter Scott, 1900. Gesch. d. Herausgebers.

193. Chantre, M. Ernest: Les Bicharieh et les Ababdeh. Esquisse ethnographique et anthropometrique. Lu dans le séance publique du 29 mai 1900. Lyon 1900. Gesch. d. Verfassers.

194. Congrès international. — XIIe — d'Anthropologie et d'Archéologie préhistoriques. Session de Paris 20—25 août 1900. (Extrait de la Revue de l'École d'Anthropologie de Paris, X. Jahrg., XII). Gesch. d. École d'Anthropologie, Paris.

195. Correspondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXXI. Jahrg., Nr. 8—12; Jahrg. XXXII, Nr. 1. Gesch. d. Redacteurs Dr. Joh. Ranke.

196. Ditmar, Karl v.: Reisen und Aufenthalt in Kamtschatka in den Jahren 1851—1855. Zweiter Theil. Allgemeines über Kamtschatka. Erste Abtheilung. (Der Akademie vorgelegt am 28. April 1893.) St. Petersburg 1900. Gesch. d. Herrn Dr. Friedrich v. Huene in Tübingen.

197. Duckworth in Cambridge: Photographie: Zur Erinnerung an die 31. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Halle a. d. S. 1900. Eisleben, 28. September 1900. Gesch. d. Verfassers.

198. Eisenstein, R. Freih. v.: Reise über Indien und China nach Japan. Tagebuch mit Erörterung, um zu überseeischen Reisen und Unternehmungen anzuregen. Mit vier Figuren im Text und einer Reisekarte. Wien 1899. Gesch. d. Verfassers.

199. Festvortrag des Directors Hofrath Dr. Guido Stache: Separatausgabe zur Erinnerung an die Jubiläumsfeier des 9. Juni 1900. Mit drei Lichtdruckbildern, nebst einem Anhange von Anmerkungen und historischen Daten, sowie zwei Grundrissen des Anstaltsgebäudes. Wien 1900. Gesch. d. k. k. geologischen Reichsanstalt.

200. Gatschet, Albert S.: The Whip-poor-will as named in american languages. (Aus „The American Antiquarian and Oriental Journal", Vol. XVIII, No. 1, 1896). Washington.

201. Derselbe: Gramatic sketch of the Catawba language. (Aus „The American Anthropologist" [No. 8], Vol. 2, July-September 1900.) New-York.

202. Derselbe: Micmac fans and games. (Auszug aus „Bulletin of Free Museum of Science and Art". Vol. II, No. 3.) May 1900.

203. Derselbe: Ethnographic Notes. (Sonderabdruck aus „The American Antiquarian".) May 1896.

204. Derselbe: The meaning of „Merimac".
Nr. 200—204 Gesch. d. Verfassers.

205. Gusinde, Konrad: Neidhart mit dem Veilchen. Germ. Abhandlung, begr. von Karl Weinhold; herausgegeben von Friedrich Vogt. XVII. Heft. Breslau, M. & H. Marcus. Gesch. d. Verfassers.

206. Hamy, Dr. E. T.: Laboureurs et pasteurs Berbères Traditions et survivances. (Extrait des Comptes rendus de l'Association Français pour l'avancement des Sciences.) Conférences de Paris 1900.

207. Derselbe: Note sur le Plaustellum paenicum. Note sur le Ruches berbères. (Extrait des Comptes rendus des séances de l'Academie des Inscriptions et Belles Lettres 1900, p. 22.) Nr. 207—208 Gesch. d. Verfassers.

208. Hein, Dr. Wilhelm: Die afrikanische Ausstellung der St. Petrus Claver-Sodalität in Wien. (Separatabdruck aus „Internationales Archiv für Ethnographie", Bd XIII, 1900.)

209. Hein, Dr. Wilhelm: Die Opfer-Bärmutter als Stachelkugel. (Mit drei Abbildungen). (Aus der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde in Berlin, Heft IV, 1900.) Nr. 208—209 Gesch. d. Verfassers.

210. Jahresbericht. XXXVIII. — des Vorarlberger Museumvereines über das Jahr 1900. Bregenz. Gesch. d. Museums.

211. Jankó, Dr. Joh.: Antwort an Herrn Otto Herman auf seine über Bd. I des Werkes: „Dritte asiatische Expedition des Grafen Eugen Zichy“ geschriebene Recension. Anhang: Antwort Dr. Willibald Semayer's auf die Bemerkungen Herrn Otto Herman's zur Uebersetzung desselben Werkes. Mit 14 Figuren. Budapest 1900. Gesch. d. Verfassers.

212. Jong, K. H. E. de: De Apuleio isiacorum mysteriorum teste.
Specimen litterarium inaugurale quod annuente summo numine ex auctoritate rectoris magnifici amplissimi senatos academici consensu pro gradu Doctoratus summique in litterarum classicarum disciplina honoribus et privilegiis in Universitate Lugduno-Batava rite et legitime consequendis facultatis examini submittet Karl Hendrik Eduard de Jong. Lugduni Batavorum 1900. Gesch. d. Verfassers.

213. Journal and Procedings of the Hamilton Scientific Association for Session of 1899—1900. No. 16. Gesch. d. Gesellschaft.

214. Juszkiewicz, K. A.: Melodje Ludowe litewskie. (Litauische Volksweisen, gesammelt von Anton Juszkiewicz, bearbeitet und herausgegeben von Sigmund Noskowski und Joh. Baudouin de Courtenay.) Krakau 1900. Gesch. der Akademie der Wissenschaften in Krakau.

215. Kaindl, R. F, Bericht über neue anthropologische und volkskundliche Arbeiten in Galizien. (Sonderabdruck aus Bd. LXXVIII, Nr. 15, des „Globus“.)

216. Derselbe: Bericht über die Arbeiten zur Landeskunde der Bukowina während des Jahres 1898 (VIII. Jahrg.).

217. Derselbe: Bericht über die Arbeiten zur Landeskunde der Bukowina während des Jahres 1899 (IX. Jahrg.).

218. Derselbe: Das Münzcabinet der Universität Czernowitz. Mit Notizen über die anderen Münz- und Alterthümersammlungen der Bukowina. (Aus Nr. 37 der „Antiquitäten-Zeitung“ vom 12. September 1900.) Stuttgart. Nr. 215—218 Gesch. d. Verfassers.

219. Karazitsch list za spiski narodni život obituhaje i predanje. Band II, October, November und December 1900. Herausgegeben von Giorgiewitsch, Professor an der Lehrerbildungs-Anstalt in Aleksinac, Serbien. Gesch. d. Herausgebers.

220. Katalog „Le Mois Scientifique“. 3 Année, Janvier 1901, Nr. 1, Paris. Gesch. d. Buchhandlung J. B. Ballière et fils.

221. Kemke, Heinrich: Die Bedeutung der ostbaltischen Alterthümer für die Vorgeschichte der Provinz Ostpreussen. (Separatabdruck aus Heft 5, 1900, des Centralblattes für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.) Gesch. d. Verfassers.

222. Knies, Jan: Pravěké nálezy jeskynní Balcarovy skály u Ostrova na vysočině Drahanské. Příspěvek ku poznání diluvialního člověka a zvířeny na Moravě. Zvláštní otisk z Věstníku klubu přírodovědeckého v Prostějově za rok 1900. Gesch. d. Verfassers.

223. Kroeber, A. L.: Tales of the Smith Sound Eskimo. (Aus „Journal of American Folk-Lore“.) Gesch. des Verfassers.

224. Landau, W. Freih. v.: Neue phönicische und iberische Inschriften aus Sardinien. (Aus „Mittheilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft“, 1900, 3, V. Jahrg.). Gesch. d. Verfassers.

225. Lasch, Dr. Richard: Besitzen die Naturvölker ein persönliches Ehrgefühl? Ein Beitrag zur Ethik der Naturvölker. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Socialwissenschaft, herausgegeben von Dr. Julius Wolf.) Gesch. d. Verfassers.

226. Lehmann-Nitsche, Robert: Zur Vorgeschichte der Entdeckung von Grypotherium bei Ultima Esperanza. (Aus Heft 29 der Naturwissenschaftlichen Abhandlungen.) Berlin 1901. Gesch. d. Verfassers.

227. Le Mois Scientifique, Revue mensuelle, Publiée sous le direction du Prof. H. Girard. 3 Année, No. 1 et 2. Gesch. d. Directors.

228. Leon, Dr. Nicolás: Apuntes para una Bibliografia antropológica de Mexico. (Somatología, Mexico 1901. [Museo nacional de Mexico, Seccion de Antropologia y Etnografia.]) Gesch. d. Verfassers.

229. Lissauer: Anthropologischer Bericht über seine letzte Reise in Südfrankreich und Italien.

230. Derselbe: Besprechung des Werkes von Paul Girod et Elie Massénat: Les stations du renne dans les vallées de la Vézère et de la Corrèze.
Nr. 229—230 Gesch. d. Verfassers.

231. Livres anciens et modernes en vente aux prix marqués chez Martius Nijhof à la Haye, Nobelstraat 18. (Sciences Naturelles, I. Partie. Katalog 1900.) Gesch. d. Buchhandlung.

232. Lumholtz Carl: Symbolism of the Huichol Indians I. (Memoirs of the American Museum of Natural History, Vol. III [Anthropology II].) 1900. Gesch. d. Museums.

233. Magyarische Typen. Erste Serie: Die Umgebung des Balaton. Zusammengestellt von Dr. Johann Jankó, herausgegeben durch die ethnographische Abtheilung des ungar. Nationalmuseums Mit 24 Tafeln. Budapest 1900. Gesch. d. Museums.

234. Mestorf, J. Frl.: Moorleichen. (Aus dem 42. Bericht des Museums vaterländischer Alterthümer bei der Universität Kiel.) Kiel 1900.

235. Dieselbe: Referate aus der nordischen Literatur. Nr. 234—235 Gesch. d. Verfasserin.

236. Mittheilungen des wissenschaftlichen Vereines für Okkultismus in Wien. Erste deutsche Monatsschrift für Okkultismus in Oesterreich, 2. Jahrg., Nr. 3, 1. December 1900. Gesch. d. Redaction.

237. Möller, Hugo: Ueber Elephas antiquus Falc. und Rhinoceros Merki als Jagdthiere des altdiluvialen Menschen in Thüringen und über das erste Auftreten des Menschen in Europa. Mit Tafel II. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für Naturwissenschaften“, Bd. 73. Stuttgart. E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung. 1900. Gesch. d. Verfassers.

238. Mortillet, G. A. de: Le Préhistorique, origine et antiquité de l'homme. 121 figures dans le texte. Troisième édition, Paris 1900. Gesch. d. Verfassers.

239. Much, Dr. Rudolf: Deutsche Stammeskunde. Mit 2 Karten uud 2 Tafeln (Sammlung Göschen). 1900. Gesch. d. Verfasser.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Redactions-Comité: Hofrath Prof. Dr. Karl Toldt (Vorsitzender), Regierungsrath Franz Heger, Sectionschef Arthur Frh. v. Hohenbruck, Custos Josef Szombathy, Hofrath Prof. Dr. Emil Zuckerkandl. Dr. Wilhelm Hein (Redacteur).

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00625 7329